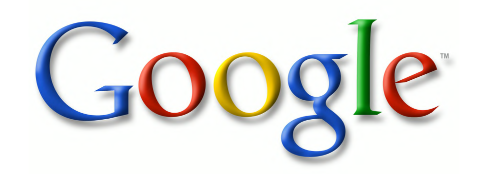
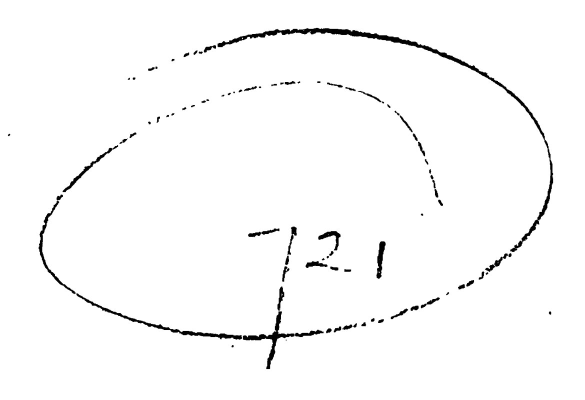






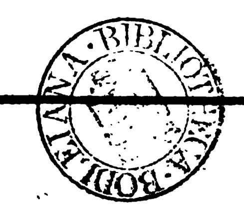
JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1811.

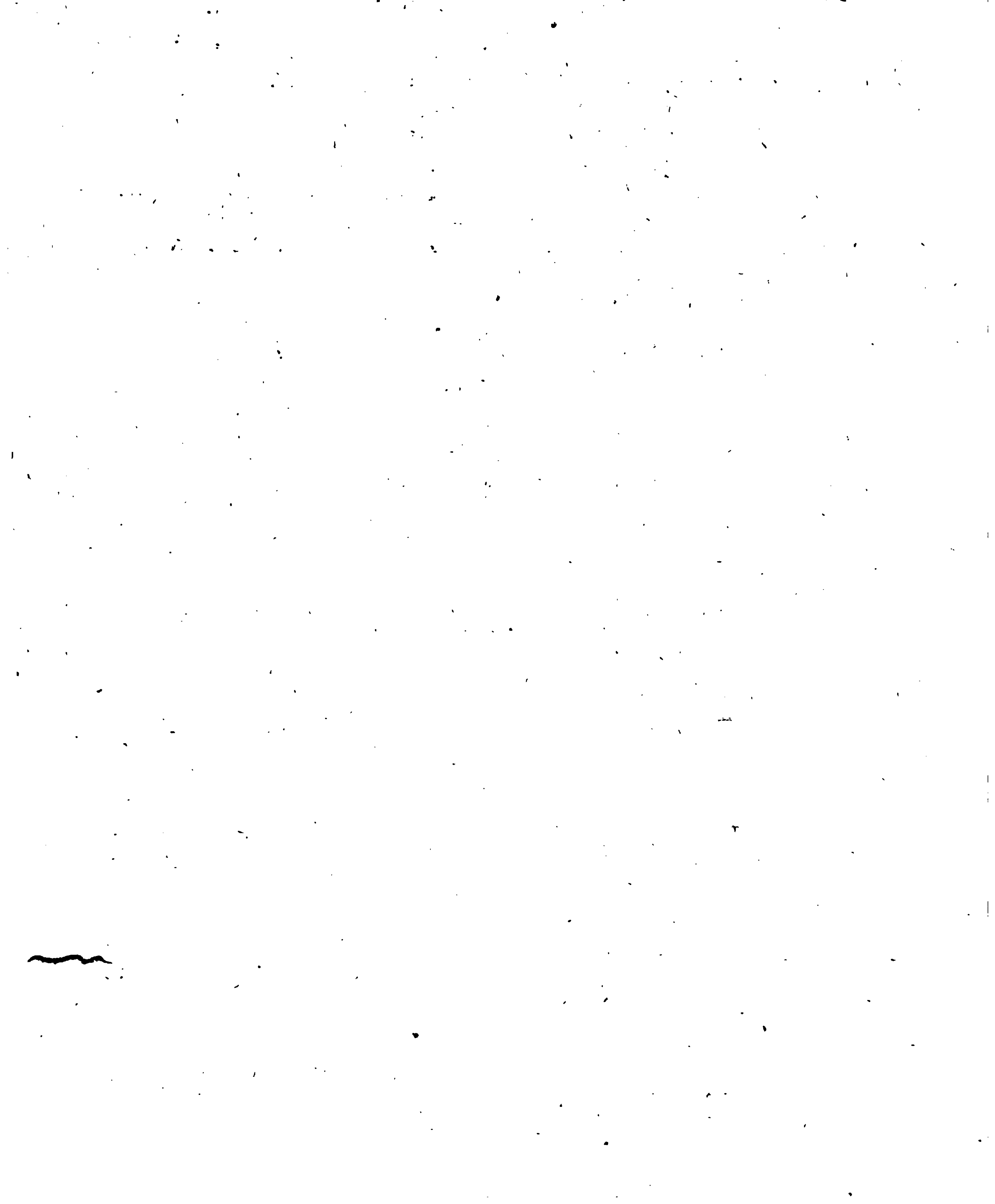
ACHTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.



JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1811.



JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JANUAR, 1811.

BIBLISCHE LITERATUR.

LONDON, gedruckt b. Cadell und Davies: *Lectures on the four last Books of the Pentateuch, designed to shew the divine Origin of the Jewish Religion, chiefly from internal Evidence.* In three parts. Delivered in the Chapel of Trinity College Dublin, at the Lecture established by the Prevost and Senior Fellows, under the will of Mrs. Anne Donnellan. In two Volumes. By the Rev. *Richard Graves*, D. D. M. R. I. A., Senior Fellow of Trinity College, Dublin, and Chaplain to his Grace the Duke of Richmond, Lord Lieutenant of Ireland. Vol. I. 454 S. Vol. II. 509 S. 8.

Wie sich der Kreis der Dinge wendet! Einst waren wir Deutsche in Sachen des freyen Denkens über Bibel und Religion Schüler der Britten; jetzt können sie es von uns Deutschen werden. Die ersteren gesunden Begriffe über Moses Schriften hat *Warburton*, die ersten freyeren Ansichten über Moses Gesetze hat *Lawmann* gegeben; aber wie Vieles möchte der denkende Deutsche jetzt noch von dem Inhalt dieser Bücher sich zu eigen machen, oder vertheidigen, oder haltbar finden? Sie thun auch in England schon geraume Zeit nicht mehr Genüge. Man weiss, welche Eindrücke die Werke des deutschen Schriftstellers, der die neuen Ansichten über das A. T., die jetzt in Deutschland üblich sind, zuerst gegeben hat, in Auszügen vor etwa 20—25 Jahren gemacht haben; wie begierig sie gelesen, wie kräftig sie gegen steife Bischöfe vertheidigt worden, wie eifrig man die Übersetzung derselben betrieben hat, und wie ihr Druck von der Presse einer der beiden Universitäten besorgt werden sollte, sobald einige bereits angefangene theologische Werke im Druck würden beendigt seyn. Denn schon seit langer Zeit befasst sich in England kein Privatmann mehr mit dem Verlage händereicher theologischer Werke, sondern man erwartet sie von den Pressen der Universitäten zu Oxford und Cambridge, die zu solchen Verlagsunternehmungen eigene Stiftungen haben. Bey der Abgeschiedenheit Deutschlands von England und der englischen Literatur, die sich seit mehreren Jahren bis auf die brittischen Journale erstreckt, weiss Rec. nicht, wie weit jene Ausführung gediehen ist: aber aus dem Werke, das hier angezeigt werden soll, hat er sich aufs neue überzeugt, dass die Übersetzung jener Schriften doch nicht das beste Vehikel wäre, die deutschen Vorstellungen vom A. T. in England in Umlauf zu bringen. Ihr Licht würde für die Augen des grossen Haufens zu stark seyn, und eher zur Blendung, als zur Erleuchtung dienen. Sollen die neuen deutschen Ideen in England haften: so müssen sie nach und nach übergehen, so wie sie sich in Deutschland auch nur nach und nach gebildet haben, ungefähr auf die Weise, wie die Ansichten der Deutschen in Hinsicht auf das N. T. durch *Marsh's* Übersetzung von *Michaelis* Einleitung in die Schriften des N. T. Das ganze Mass der Aufklärung, mit welcher seit 25 bis 30 Jahren das A. T. studirt wird, dürfte man nur einzelnen vorzüglichen Geistern in England bieten, die auch ohne Vorbereitung Fassungskraft genug zum Ungewöhnlichen haben; was bey den Übrigen Eingang finden soll, müsste sich mehr an die gegenwärtig in England gangbaren Ideen über das A. T. anschliessen, als jene Vorstellungsarten, die ohne ein Medium des Überganges dem grossen Haufen zu kühn, zu gewagt, zu paradox scheinen müssen. Wäre *Michaelis* Einleitung in das A. T. zu Stande gekommen: so würden wir ihr einen zweyten *Marsh* zum Übersetzer gewünscht haben: der Übersetzer mit ähnlichen Nachträgen würde in Verbindung mit seinem Autor zwischen den alten und neuen Vorstellungen die Mitte gehalten, und zum Übergang aus den ehemaligen Vorstellungen zu den neuen deutschen vortrefflich gedient haben.

Mittlerweile schrieb nun *Paine* sein *Age of Reason* voll Angriffe auf das A. T., die, so furchtbar sie auch klangen, doch keinen deutschen Theologen, der mit den Ausmittelungen seines Vaterlandes bekannt ist, hätten in Verlegenheit setzen können: so wenig waren seine Einwürfe dem Geist der Schriften, die sie bestreiten sollten, gemäss; sie betrafen nur die alten Vorstellungsarten, die von jenen strengen unerweislichen Ideen der Inspiration u. s. w. ausgehen. Sie erschütterten aber desto mehr die Häupter der Universität zu Dublin, und veranlassten sie, auf eine Widerlegung der *paineschen* Schrift, die ihre Studirenden vor dem darin liegenden Gift verwahren möchte, zu denken. Sie benutzten dazu eine Stiftung, über die sie zu gebieten hatten. Mrs. *Anna Donnellan* hatte dem College zu Dublin ein Legat von 1243 ℔ zur Ermunterung der Religion, der Gelehrsamkeit und der guten Sitten testamentlich vermacht, über deren gehörige Anwendung der dasige Prevost und Senior Fellows

zu wachen haben. Von diesen ist beschlossen worden: es sollen für ein Gehalt aus den Interessen des Legats jährlich sechs theologische Vorlesungen (*Donellan's Lectures*) von einem der Fellows des besagten College vom 20 November an an 6 Sonntagen, die der Vorleser selbst auswählt, in der Capelle des College gehalten werden. Die eine Hälfte der Interessen werden dem Vorleser ausbezahlt; sobald er die *Sermons* gehalten hat; die andere Hälfte, sobald er von den besagten *Lectures* gedruckte Exemplare an die Bibliotheken und andere bestimmte öffentliche Personen abgegeben hat. Während noch Hr. *Graves*, dem die Widerlegung der paineschen Schrift in *Donellan's Lectures* aufgetragen war, sich zu seiner Arbeit rüstete, waren schon vom Bischof *Watson*, von *Hincks* u. A. kräftige Schriften gegen *Paine* erschienen, und hatte schon Dr. *Stokes* am Trinity College zu Dublin durch eine ähnliche Streitschrift mächtig auf die dasigen Studirenden gewirkt, wodurch der Verfasser veranlasst wurde, seiner Vertheidigung der mosaischen Schriften nicht mehr die Form einer Widerlegung von *Paine* zu geben; er wollte lieber allgemeiner gehen, und Ächtheit und Wahrheit der vier letzten Bücher Mosis überhaupt darstellen, und die dafür in ihnen zerstreut vorkommenden Beweise in Verbindung zu einem leichten Überblick bringen. Seine aufgefundenen Materialien hat er in drey Theile gebracht: I. Über die Authenticität der vier letzten Bücher Mosis und die Wahrheit ihrer Geschichte, sowohl in Ansehung der darin erzählten gewöhnlichen als wundervollen Ereignisse. II. Über die theologischen, moralischen und politischen Principien des mosaischen Gesetzes. III. Revision der Haupteinwürfe gegen den göttlichen Ursprung der mosaischen Gesetze.

Der Vf. hat sein Thema mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit, selbst (so weit ein Ausländer urtheilen kann) mit Beredsamkeit ausgeführt; ob aber auch zur Überzeuguug kundiger Gegner? ist eine andere Frage. In seinem Vaterlande und in Frankreich hat sein Werk Aufsehen gemacht; wir sorgen, in Deutschland möchte es nicht auf dieselbe Weise Genüge thun. Wir wollen diess, so weit es in einer Anzeige möglich ist, durch die Darstellung des Ganges, den der Vf. nimmt, und einige eingestreute Bemerkungen, einleuchtender zu machen suchen.

Die *äusseren* Beweise von der Ächtheit der vier letzten mosaischen Bücher sind die bekannten. Er sucht die Spuren vom Daseyn derselben vom babylonischen Exil an rückwärts auf. Die Stifter der neuen Kolonie am Jordan und die Kolonie selbst sahen die mosaischen Schriften als einen für ächt allgemein anerkannten Nachlass aus dem Alterthum an. In Beziehung auf diese Voraussetzung trennen sie den vermischten Haufen von Moabitern und Ammonitern von sich, obgleich diese Handlung viel Missvergnügen und Widersetzung nach sich zog (Neh. XIII, 3). Die Kolonisten liessen sich die Verjagung der fremden Weiber gefallen, weil sie glaubten, es sey dem mosaischen Gesetze gemäss, welches nicht geschehen seyn würde, wären sie nicht von dem Alter der mosaischen Gesetze überzeugt gewesen. (Dieses Argument liesse sich noch verstärken: es erscheint sogar in diesem Vorfall das mosaische Gesetz *veraltet*. Die Kolonisten und ihre Vorsteher sahen *alle Ehen* mit Ausländerinnen für verboten an, da doch Moses nur die *Ehen mit Cananiterinnen* nicht zulässt: sie verstanden ihren Gesetzgeber nicht mehr recht.) Es braucht nur erinnert zu werden, dass auf eben die Weise die Reinigung des hebräischen Cultus unter Hiskias, die Wiederfindung des mosaischen Originals und Josias zum Beweis des Alters *geschriebener* Gesetze Mosis genutzt wird. Besonders dringt der Vf. darauf: das mosaische Gesetz sehe gar nicht royalistisch aus (wie sehr schränke nicht den König das Kriegsgesetz (5 B. Mose XVII, 6) ein!); ob es nun wahrscheinlich seyn möge, dass das Gesetzbuch erst unter den Königen compilirt worden? Salomo, der ärgste Übertreter des Königsgesetzes, würde einen Betrüger, der ihm so ein Gesetz hätte unterschieben wollen, hart bestraft haben; und wie hätte wohl Samuel dem König vorschreiben dürfen, was er für ihn (1 Sam. VIII, 10) zum Gesetz macht, wäre er nicht dazu durch ein vorhandenes mosaisches Gesetz berechtigt gewesen? So kommt der Vf. bey seiner historischen Deduction endlich bis an das mosaische Zeitalter. Wie viel dadurch bewiesen werde, ist bereits so bekannt, dass wir uns nicht dabey aufzuhalten brauchen. Gesetzt nun auch, dass dem Vf. seine Gegner zugäben, dass mehrere dieser Stellen ein *geschriebenes* Ganzes voraussetzten: so werden sie doch erwiedern, die Bücher selbst, aus denen der Beweis geführt werde, wären *neu*; zur Zeit ihrer Verfasser möge wohl das mosaische Gesetz als ein *geschriebenes* Ganzes vorhanden gewesen seyn: aber desswegen nun auch in den Zeiten, in welche die Bücher Josua, Samuels und der Könige diese Schriften verlegten? Der Vf. hat also seinen historischen Beweis nicht vollendet, und die gewöhnlichen Gegner werden ihm immer entgegenstellen: die Zurückführung der Bücher auf Mosen gebe ihnen ein *zu hohes Alter*; im hohen Alterthum habe man noch keine solchen Werke geschrieben. Rec. macht ihm diesen Einwurf nicht: denn ihm ist er immer unbedeutend vorgekommen. Einmal müssen doch im Alterthum die Werke angefangen haben; wie früh, oder wie spät, kann man nur aus ihnen selbst lernen. Was nennt man *hohes Alterthum?* Was nach *unserer Zeitrechnung* vor 3—4000 Jahren geschehen ist? Fürwahr, der muss ein grosser Neuling in der Völkergeschichte seyn, dem die letzt verflossenen 3—4000 Jahre ein hohes Alterthum heissen können. Gegen die Reihe von Jahrtausenden, die vor ihnen in der Geschichte der Menschen hergegangen seyn muss, sind sie eine tiefe Jugend. Was vor Moses in mehreren Gegenden vorausgegangen, ist so ungeheuer viel, dass es sich unmöglich in die wenigen Jahrhunderte, die unsere Zeitrechnung vor ihm ansetzt, einschalten lässt. Diess lässt

sich nach den neuesten Entdeckungen, die wir aus Ägypten und Indien haben, weniger verkennen, als in den vorigen Zeiten: und doch muss man immer noch die Seufzer der Halbgelehrten über das *hohe Alter* hören, das man den mosaischen Schriften beylege. Lernt vor allem erst den rechten Massstab finden, nach welchem in der Weltgeschichte Alter und Jugend zu bestimmen ist!

Ein anderer Punct, der zur Vollendung dieser Untersuchung gehörte, ob zu Moses Zeit schon Buchstabenschrift in Verbindung mit einer leicht beweglichen Schreibmaterie vorhanden gewesen, ist auch von dem Vf. unerörtert geblieben. Bis zu einer entschiedenen Gewissheit läfst zwar sich darüber nicht mehr kommen (aber über wie viele Puncte des Alterthums vor Cyrus sind wir entschieden gewiss?); aber zur hohen Wahrscheinlichkeit: und diese wird bejahend ausfallen. Um nur Eines anzuführen: so lange blosse Sagengeschichte dauert, misst man die Zeit bloss mit der Einbildungskraft; ehe der Gebrauch der Buchstaben oder der Zahlen die Einbildungskraft in ihrem Umherschweifen in der Zeit beschränkt, und bindet, dehnen sich (wie alle Völkergeschichten lehren) Jahre in Jahrhunderte, und Jahrhunderte in Jahrtausende aus. Zu Moses Zeiten werden die Menschen nicht mehr 8—900 Jahre alt (wie zur Zeit der Sagengeschichte); die menschliche Lebensdauer ist schon bis zu der jetzt gewöhnlichen herabgebracht, in 40 Jahren stirbt eine ganze Generation ab: findet man hierin nicht die Wirkungen einer Schreibkunst, welche der Sagengeschichte ein Ende macht? und von der Art ist allein die Buchstabenschrift, welche die Hebräer factisch besessen haben, in Verbindung mit einer bequemen Schreibmaterie. Es läfst sich nach Moses in ihrer Geschichte kein Zeitpunct auffinden, in dem sich eine Spur des Übergangs dieser Kunst an sie zeigte. Wollte man in der Aufzeichnung ausführlicher Weissagungen (die erst ums Jahr 800 vor Chr. anfängt) eine solche Spur finden: so würde die Einführung der Buchstabenschrift unter den Hebräern viel zu spät angesetzt werden: denn schon früher sind Worte vorhanden, die sich in der Sprache keines Volkes finden, das noch der Schreibkunst entbehrt, will man auch dabey auf die Nachbarschaft der Phönicier nicht rechnen, die sich um viele Jahrhunderte früher der Buchstabenschrift bedient haben. Wenigstens die Ankunft einer Kolonie in Griechenland aus dem Orient, die schreiben konnte, bald nach Moses bleibt ein Factum, das sich aus der Geschichte nicht wegräsonniren läfst, möchte es auch mit der Person des Anführers Kadmus noch so räthselhaft stehen, und mögen auch die ältesten schriftlichen Denkmäler in Griechenland noch so vielen Zweifeln unterworfen seyn.

Die *inneren* Gründe für die dem Gesetzgeber Moses gleichzeitige Abfassung seiner Gesetze sind mit Scharfsinn aufgesucht: doch möchten manche nur das *Daseyn* seiner Gesetze, nicht aber das gleichzeitige *Niederschreiben* derselben darthun; und ersteres ist von letzterem noch sehr verschieden. So bringt der Vf. die beiden Gesetze von der Erlassung der Schulden und der persönlichen Sklaverey alle sieben Jahre und von der Rückgabe des Grundeigenthums an jede Familie im 50sten Jahre als Gesetze in Anregung, welche sich nach der Austheilung des Landes und bey bereits ererbten Besitzungen nicht würden haben durchsetzen lassen. Aus den Bewegungen, welche verwandte Schulden- und Eigenthums-Gesetze zu Sparta, Athen und Rom veranlasst haben, ob sie gleich selten so weit wie die hebräischen gingen, lasse sich abnehmen, welche Bewegungen unter den Hebräern hätten entstehen müssen, wäre nicht nach der Vorschrift der genannten Gesetze bereits das Grundeigenthum von ihnen angetreten worden. Alles zugegeben, beweisen diese Bemerkungen nur das Alter der Gesetze, nicht aber ihrer *schriftlichen* Abfassung. Treffender zu letztem Zweck wird die Unordnung in der Darstellung, der Wechsel der Gesetze und Geschichte, die successive Vollendung der Gesetze durch Nachträge, Zusätze, Einschränkungen, die in den verschiedensten Stellen des Pentateuchs stehen, benutzt: durch diese Einrichtung kündigt sich in den mosaischen Büchern kein späterhin künstlich zusammengesetztes System der in Übung bereits stehenden Gesetze, sondern ein Werk an, das aus zusammengelegten Originalpapieren erwachsen ist. Ein späterer Compilator würde (wie späterhin der jüdische Geschichtschreiber Josephus in seiner Darstellung der Geschichte seiner Nation) die Mängel und Flecken einzelner wichtiger Personen und des ganzen Volks weggewischt und verkleidet haben: der Zeitgenosse hat noch keinen solchen falsch verstandenen Patriotismus. Und allerdings beweist solche Kunstlosigkeit und Unparteylichkeit die Wahrheit des Inhalts, wenn gleich nicht nothwendig Gleichzeitigkeit des Geschriebenen.

Das Steigende in der Darstellung ist gut benutzt, um letztere darzuthun. Das fünfte Buch ist Wiederholung der drey vorhergehenden, mit dem Zweck, Eindruck auf die Gemüther zu machen, an der Grenze von Palästina geschrieben. Die früheren drey Bücher schreiben das Geschehene an Ort und Stelle, das letzte Erinnerung des Geschehenen nieder: wie hienach die Ansicht und die Darstellung verschieden ausfallen musste, gerade so verschieden ist sie auch. Das Deuteronomium nimmt von der nahen Eroberung des Landes Ausdrücke und Redensarten her, und selbst Fälle, welche die drey früheren Bücher, die tief in der Wüste geschrieben worden, nicht gebraucht haben, weil die Welt oder die Lage der Dinge sich bis zur Abfassung des Deuteronomium geändert hatte. In einer späteren Compilation würde sich das nicht so finden.

Der Vf. bemüht sich, dieses in einer eigenen *Lecture* besonders in Ansehung der Wunder zu beweisen. Das Deuteronomium betrachtet sie als etwas bereits Erlebtes und Allen Bekanntes; es erzählt sie nicht erst, es berührt sie nur kurz, es spielt nur

auf sie an; es erinnert nur daran, als spräche von ihnen ein Augenzeuge derselben zu Augenzeugen, die, von ihrer Wahrheit überzeugt, auf den Glauben daran die Gewissheit der künftigen Eroberung des Landes Canaan bauen müssten. Gewisse Wunder berühre zwar das Deuteronomium zuerst und allein: aber jedesmal lasse sich zeigen, dass sie in den drey früheren Büchern nicht hätten Platz haben können, und dass sie an ihrer rechten Stelle stünden. Z. B. das Wunder (?) der auf dem 40jährigen Zuge der Hebräer durch die Wüste nicht veralteten Kleider habe nicht früher vollendet seyn können, als an den Grenzen von Canaan: es werde seiner daher auch nur 5 B. Moses VIII, 4. XXIX, 5 erwähnt u. s. w.

So gut diess alles gemeint, und zum Theil auch scharfsinnig aufgefasset und dargestellt ist: so wird dadurch dem Beweise für die Ächtheit der letzten vier Bücher Mosis doch nicht alle ihm mögliche Schärfe gegeben; und wie viele Schwächen und Blössen laufen nicht dabey mit unter, welche aus einer mangelhaften Interpretation der mosaischen Schriften entsprungen sind! Der durchgreifendste Beweis aus den zum Grunde liegenden Kinderideen und der ganzen Vorstellungsart, die in den mosaischen Büchern weit älter ist, als in den hebräischen Schriften, die aus den Jahrhunderten sind, in welche die neueren Bestreiter ihrer Ächtheit sie setzen wollen, ist auch nicht mit Einem Worte berührt. Um ihn zu führen, fehlte es auch dem Vf. gänzlich an der dazu nöthigen Kenntniss der alten Sprach- und Vorstellungs-Art eben so sehr, als den neuen und neuesten Bestreitern der Ächtheit unseres Pentateuchs. Nicht einmal darauf ist aufmerksam gemacht, dass in ihm die Verschönerungen der Gesetzgebung und der übrigen Scenen während des Zugs durch die Wüste nicht zu finden sind, welche in den Zeiten herrschend waren, in welche man die mosaischen Schriften herabzusetzen pflegt. Ein Concipient derselben, der unter dem Einfluss dieser durch allerley Deutungen mosaischer Worte entstandenen Ausschmückungen geschrieben hätte, würde sie nicht haben in seiner Darstellung verleugnen können. Nach und nach war eine ganz andere Welt entstanden; man verstand bald die alte Sprache nicht mehr, und legte einen fremden Sinn in sie. Das Manna als Himmels- ward nach und nach zu einer Engels-Speise, die Wolken- und Feuer-Säule des Caravanenfeuers, das vor Israel vorangetragen wurde, ward nach und nach zu einer Wolke, die bey Tag über Israel zur Beschattung schwebte, und zu einem Feuermeer über dem Haupt der Hebräer, das ihnen bey Nacht leuchtete. In Mose selbst war dieses alles als natürliches Ereigniss, in die Sprache seiner Zeit eingekleidet, und ist aus ihr jetzt noch als natürlich erklärbar. Wie mag man doch die Abfassung der mosaischen Bücher in Zeiten herabsetzen, in denen den Hebräern Ägypten und seine eigenthümliche natürliche Beschaffenheit schon ganz fremd worden war; wo man sich dasselbe wie ein zweytes Palästina voll Gebirge, mit edeln Reben bepflanzt, dachte, die das Hagelwetter neben den Sykomoren niederschlägt u. s. w. Von solchen Missgriffen und Fehlern ist in Mose auch nicht eine Spur.

Wahrheit des Inhalts und Ächtheit der Schrift verflicht der Vf. häufig in einander; für den geübten Leser würde diess wenig Nachtheil haben, wenn sich der Verf. auf das rechte Auffassen und Entwickeln der Begebenheiten verstände. Aber er glaubt wunderbar klingende Erzählungen sich nicht wunderbar genug denken zu können; er hat keinen Sinn für die religiöse, oder wenn man auch will, für die superstitiöse Ansicht der Dinge, von der sich frühe Geschichtsdarsteller nicht losreissen konnten, und in die wir nur hineintreten dürfen, um das Alte in seinem rechten Licht zu betrachten, und es in unsere Sprach- und Denk-Art ohne Schwierigkeiten umzukleiden. Jene religiöse oder superstitiöse Deutung der Ereignisse war eine unvermeidliche Folge der Unwissenheit in der Physik; sie war Kinderphilosophie, die sich nichts zu erklären wusste, wenn sie nicht alles auf höhere unsichtbare Wesen, und seit dem Monotheismus, wenn sie nicht alles auf den höchsten und einzigen Gott zurückführte. Wie quält sich doch der Vf., wenn 4 B. Mosis XVI, 35 Feuer von Jehova ausgeht, das die 250 Mann frass, die fremdes Feuer hatten darbringen wollen; es ist eine Straffentenz des Ausschusses, der die Stelle des unsichtbaren Königs, des Jehova, vertrat. Selbst das, was nach unserer Welt und Denkart schamanenmäsig scheinen würde, ist es nicht, sobald man es im Zusammenhange mit den religiösen Vorstellungen jener Zeit betrachtet. Das Hintreten und Sprechen zur Gottheit ist so natürlich in der Stimmung jener Zeit, die erfüllt von der Gottheit sich dünkte, dass man, nur erst vertraut geworden mit jener Denkart, sich wundern müsste, wenn es nicht so wäre. Bey der Entwickelung solcher Auftritte und Begebenheiten, bey dem Bemühen, mittelst derselben die Wahrheit der Erzählung und die Ächtheit der Schrift, in der sie steht, zu zeigen, sind dem Vf. alle seine Versuche mislungen. Den Zweifler wird er nicht beruhigen, den anders Denkenden nicht widerlegen, der Wahrheit, die doch immer vernünftig seyn muss, nicht aufhelfen.

(Der Beschluss folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Giessen u. *Darmstadt*, b. Heyer: *Katechismus der christlichen Lehre* von *J. P. L. Snell*, Inspector und Pfarrer zu Brandoberndorf im Herzogthum Nassau. Fünfte verbesserte u. vermehrte Auflage. 1810. 167 S. 8. (5 gr.)

Winterthur, in der Steinerschen Buchhandlung: *Der Christ in der Bauerhütte.* Ein Büchlein für das liebe Landvolk und sonst alle ehrlich denkenden Leute. Von *Georg Gessner.* Zweyte verbesserte u. vermehrte Auflage. 1810. 92 S. 8. (7 gr.) (S. die Rec. der ersten Auflage 1809. N. 288.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JANUAR, 1811.

BIBLISCHE LITERATUR.

London, gedruckt b. Cadell und Davies: *Lectures on the four last Books of the Pentateuch, designed to shew the divine Origin of the Jewish Religion, chiefly from internal Evidence.* By the Rev. *Richard Graves* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. geht so weit, dass er den Satz aufstellt: gemeine und gewöhnliche Ereignisse der mosaischen Geschichte sind unnatürlich, unbegreiflich und unzusammenhängend, wenn man sie von den wunderbaren Begebenheiten trennt; denkt man sie in Verbindung mit dem Wunderbaren: so stehen sie mit sich im schönsten inneren Zusammenhange, so werden sie erst begreiflich. Moses konnte mit der Sprache nicht fort; hatte keine militärischen Kenntnisse, die ein Anführer braucht; hatte sich keine Partey unter den Hebräern für seinen Plan gemacht; hatte keine Allianz mit fremden Mächten, und überhaupt sich keine äussere Gewalt, womit er sich durchhelfen konnte, zubereitet: und doch setzte er bey Pharao die Entlassung und bey eigennützigen Herren die Freyheit seiner Nation durch. Der Erfolg ist unerklärlich, dass er dennoch, so von aller äusseren Hülfe entblösst, die Hebräer aus Ägypten ausführt. Setzt man (sagt der Vf.) seine Wunder zwischen das Übrige der natürlichen Ereignisse: so ist Alles erklärt. Allerdings folgt aus dem Gang der Ereignisse: Moses, Pharao und die Israeliten waren überzeugt, es sey der Wille eines höheren, über die ägyptischen Götter erhabenen Wesens, dass Israel Ägypten verlasse, weil Moses zu höheren Dingen vermögend sey, als die Weisen der Ägypter; aber waren es deswegen auch Wirkungen, die eine übersinnliche Ursache hatten, die sie von der höheren Macht des Gottes Mosis überführten? Es waren Wirkungen höherer Einsichten, die man im höheren Alterthum immer von einer Gottheit ableitete; und da Moses Dinge thun konnte, denen die ägyptischen Weisen nicht gewachsen waren: so folgerten Moses, Pharao und die Hebräer daraus, Moses Gott sey der höhere, der durch Moses eben so befehle, wie er ihn grössere Dinge gelehrt habe; dem Willen des höheren Wesens sey man zu gehorchen verbunden, und so erreichte Moses seinen Zweck. So entwickelt sich die ganze mosaische Geschichte natürlich; der Denker wird befriedigt, der Zweifler entwaffnet, und der religiöse Christ verliert nichts: denn das Geschehene bleibt ein Werk der Vorsehung.

Der Vf. kämpft bey den Zeichen, die Moses that, allenthalben für wahre Wunder: aber wodurch hätte er erwiesen, dass Moses Thaten wirklich Wirkungen einer übersinnlichen Ursache gewesen wären? Alle die vier Kennzeichen wahrer Wunder, die er auf sie anwendet, beweisen es noch nicht. 1) Moses Thaten hatten die grösste Publicität: zwey Nationen, Ägypter und Hebräer, waren davon Augenzeugen, und letztere sahen sie 40 Jahre lang. 2) Sie waren von der Beschaffenheit, dass menschliche Sinne sich nicht dabey irren konnten, weder in den Begebenheiten selbst und ihrer Wirklichkeit, noch in ihrer Zurückführung auf eine übersinnliche Ursache. (Wenn letzteres mit Gewissheit sollte behauptet werden können: so müssten die Hebräer gewusst haben, was noch kein Sterblicher von sich hat rühmen können, wie weit natürliche Kräfte reichen, und wo sie aufhören.) Zu einem wahren Wunder, das die Nachwelt dafür ansehen soll, gehöre, dass es 3) in schriftlichen Denkmälern zur Zeit ihres Ereignisses niedergeschrieben, und 4) unverstellt der Nachwelt erhalten worden; jenes sey in den vier letzten Büchern Mosis, und dieses durch Handlungen und Gebräuche, durch öffentliche Ritus und Institute geschehen: die Wunder Mosis waren Grund der ganzen Einrichtung, und der ganzen Form des Staats und der Religion der Hebräer, und in ihren ganzen Cultus und ihre weltlichen Institute auf eine unauslöschliche Weise eingesenkt. — Gleich als wenn Publicität, treue Aufzeichnung und Erhaltung bereits für den übersinnlichen Ursprung eines Ereignisses bürgen könnte! Lass auch einen noch so ehrlichen Geschichtschreiber heilig versichern, dass eine von ihm beschriebene Begebenheit ohne Dazwischenkunft eines höheren Wesens nicht könne begriffen werden: kann er sich in seinem Urtheil nicht irren? kann er vernünftiger Weise mehr behaupten wollen, als dass *seine* individuellen Einsichten nicht hinreichten, die Thatsache natürlich zu erklären? „Die Wunder, die in den mosaischen Schriften beschrieben werden (sagt der Vf.) waren entweder Täuschungen der Sinne, oder ausserordentliche Ereignisse, die ein höheres Wesen zum Urheber hatten." Wer könnte diese Alternative zugeben? Es könnte ja auch ein Drittes Statt finden: es könnten natürliche Ereignisse gewesen seyn, zu deren Erklärung nur die damaligen Naturkenntnisse nicht hingereicht hätten; ja so-

gar ihre Zurückführung auf die Gottheit konnte nur alte Sprache und Vorstellungsart seyn.

Wir dürfen nicht weiter fortfahren, des Vfs. Räsonnement mit Anmerkungen zu begleiten. Er beleuchtet nun noch die Lehre von Gott, und die moralischen und politischen Principien in dem mosaischen Gesetz, in jedem Abschnitt mit dem Refrain: ein Gesetz von einem solchen Inhalt in *dem* Zeitalter, und bey *dem* Volke habe die grösste Präsumtion für sich, dass es seinen Ursprung nicht von einem Menschen, sondern von Gott habe. Um desto eher zu diesem Schluss berechtigt zu seyn, trägt er nicht selten viel geistigere Begriffe in das mosaische Gesetz, als man ihm zugeben kann. Und wo auch dieser Vorwurf dem Vf. nicht gemacht werden kann, und wenn man ihm auch zugiebt (wie es sich nicht leugnen lässt), dass Moses Gesetzbuch ein ausserordentliches Werk aus dem Alterthum sey: so ist damit noch nicht erwiesen, dass zur Abfassung desselben die natürlichen Kräfte eines in Anlagen und Bildung ausserordentlichen Mannes nicht hingereicht hätten.

Am Ende werden die Haupteinwürfe gegen den göttlichen Ursprung der mosaischen Gesetze auf die gewöhnliche Weise gehoben: wie Gott Urheber des Befehls zu der grausamen Ausrottung der Canaaniter könne gewesen seyn? wie die Nation vom Monotheismus so schnell und häufig zur Abgötterey hätte übergehen können, wenn Moses durch wahre Wunder seine Lehre von Gott bestätigt haben sollte? wie ein von Gott herrührendes Gesetz blos bey zeitlichen Belohnungen und Bestrafungen hätte stehen bleiben können, ohne eine andere Welt oder das Leben nach dem Tode zur Sanction zu Hülfe zu nehmen? wie Gott durch eine geoffenbarte Religion nur für Eine Nation habe Sorge tragen mögen? wie er Gesetz und Evangelium (von so unverträglichem Inhalt) einander habe entgegen stellen können? Bey der Beantwortung dieser Einwürfe wird man weniger von neuen als von veralteten und von den meisten Theologen längst aufgegebenen Vorstellungen überrascht; die ganze Typik wird wieder aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen.

So wenig also Kritik, Exegese und Theologie aus dieser neuen Apologie der mosaischen Schriften Gewinn ziehen möchte: so bleibt sie doch dem Ausländer als ein Massstab merkwürdig, an dem sich der gegenwärtige Stand jener Wissenschaften in den vereinigten Reichen Grossbritannien und Irland erkennen lässt.

G. A.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Die Pastoral-Briefe des Apostels Paulus.* Neu übersetzt und erklärt, mit einleitenden Abhandlungen herausgegeben von *Julius August Ludwig Wegscheider*, Doctor u. Prof. der Theologie u. Philosophie zu Halle. Erster Theil. 1810. X u. 195 S. gr. 8. (18 gr.) Auch unter dem Titel: *Der erste Brief des Apostels Paulus an den Timotheus.* Neu übersetzt und erklärt, mit Beziehung auf die neuesten Untersuchungen über die Authentie desselben u. s. w.)

Hr. D. *Wegscheider* hat sich schon durch seine *vollständige Einleitung in das Evangelium Johannis* (1806) als einen gelehrten und scharfsinnigen Bibelforscher gezeigt, und auch die gegenwärtige Schrift beurkundet ein vorzügliches Talent, das N. T. auf eine richtige und geschmackvolle Art auszulegen. Gerade diese Methode, die apostolischen Bücher zu erklären, findet sich noch ziemlich selten bey den zahlreichen Auslegern der neutestamentlichen Schriften, und verdient immer allgemeiner zu werden. Wir wünschen daher nicht nur, dass Hr. *W.* in dem versprochenen zweyten Bändchen den zweyten Brief an den Timotheus und den Brief an Titus bald möge nachfolgen lassen, sondern dass er auch einen ähnlichen Commentar über die sämmtlichen paulinischen Briefe ausarbeite. Wir zweifeln nicht, dass das Publicum den Werth dieser Arbeit anerkennen, und den Vf. und Verleger durch eine günstige Aufnahme der vorliegenden Arbeit zur Fortsetzung derselben ermuntern werde.

Der erste Brief an den Timotheus hat durch *Schleiermachers* kühne Kritik ein besonderes Zeitinteresse erhalten. Die Wenigsten aber scheinen die eigentliche Tendenz dieser kritischen Skepsis zu ahnen; es dürfte daher nöthig seyn, denselben Versuch noch bey einigen der berühmtesten Homologumenen zu wiederholen. Dann wird aus dem entstehenden Gegenkampf ein sicheres Resultat über den Werth und Gebrauch der sogenannten höheren Kritik hervorgehen.

Dass daher die Einleitung in dem von Hn. *W.* neu bearbeiteten Brief ein Hauptpunct seiner historisch-kritischen Sorgfalt seyn werde, war im Voraus zu erwarten, und wirklich gehört die S. 1—42 gelieferte Einleitung zu den wichtigsten Theilen der Schrift. Der Vf. schlägt darin den Weg der vermittelnden Kritik zwischen *Schleiermacher* und seinem Gegner *Planck* ein. Er fällt von den kritischen Schriften beider Gelehrten S. VII das Urtheil: „dass die erste mehr durch kunstvollen gelehrten Scharfsinn, die zweyte mehr durch kunstlose gelehrte Gründlichkeit sich auszeichne.“ Auf das Urtheil des Rec. in den theologischen Annalen August 1809, und in der J. A. L. Z. 1809. N. 51, 52 ist zwar Rücksicht genommen worden; aber nicht auf die Bemerkungen in der Recension des Jahrganges 1807, N. 271, und eben so wenig auf die Beurtheilung, welche *Beckhaus* im 3. Stück der heidelberger Jahrbücher für Theologie von 1808 gegeben hat.

Die Einleitung selbst hat folgende Hauptabschnitte: I. *Notizen aus dem Leben des Timotheus.* Wir wissen daraus nichts auszuzeichnen, als die Stelle S. 7: „Sollte man mit überwiegenden Gründen eine Befreyung des Ap. Paulus aus seiner Gefangenschaft zu Rom annehmen können: so möchte es wohl nicht

unwahrscheinlich seyn, dass Timotheus gerade in dieser Epoche bey ihm gegenwärtig gewesen sey, ihn von Rom aus nach Griechenland oder Kleinasien begleitet habe, und dass er dann erst von dem Apostel, als dieser eine neue Reise nach Macedonien zu unternehmen im Begriff stand, mit dem Aufseheramte über die Gemeinen beauftragt, nach Ephesus gesandt, oder dort zurückgelassen sey." II. *Authenthie des Briefes.* Hier ist der Ort, wo sich der Vf. als Vermittler zwischen *Schleiermacher* und *Planck* zeigt, wo er bald den Gründen des einen, bald den Deductionen des anderen mehr Gewicht zuschreibt, und wo er bald diesen, bald jenen ergänzet. Bey dem Puncte von der Unregelmässigkeit des im Briefe herrschenden Sprachgebrauches wird, nach dem *Plancks* Vertheidigung angeführt worden, S. 15 hinzugesetzt: „Es hätte noch hinzugefügt werden können, dass Paulus die griechische Sprache wohl nicht als seine Muttersprache redete und schrieb, und dass daher um so mehr ein schwankender Gebrauch ihrer Eigenthümlichkeiten bey ihm entschuldigt werden kann." Die Bemerkung des Rec. in den theologischen Annalen, dass in Briefen an Vertraute ein grössere Anzahl anderer Wörter vorkomme, als in Geschäftsbriefen an ganze Gesellschaften, wird durch die Erinnerung beschränkt, dass dieser Brief, im Ganzen mehr Geschäftsbrief, nur wenig Spuren eines vertrauten Verhältnisses zeige, und dass er auch wahrscheinlich zur Mittheilung an die ephesinische Gemeine bestimmt war. Wenn auch das Letztere bewiesen werden könnte: so bleibt doch, nach Rec. Meinung, zwischen einem solchen ostensibeln Briefe an einen Vertrauten, dergleichen doch Timotheus war, und zwischen einem officiellen Schreiben ein bedeutender, hier nicht zu übersehender, Unterschied. Ähnliche Zusätze findet man noch hin und wieder. „Als Endresultat jener Untersuchungen über die inneren Gründe für den paulinischen Ursprung (die paulinische Abfassung) des Briefes, heisst es S. 27, kann man annehmen, dass derselbe, wenn gleich nicht über allen Zweifel völlig erhaben, doch wenigstens viel wahrscheinlicher sey, als jede ihm entgegengesetzte Hypothese, welche übrigens aller historischen Stütze ermangeln würde." III. *Zeit und Ort der Abfassung des Briefes.* In diesem Abschnitte sucht Hr. *W.* einige noch nicht ganz beseitigte Schwierigkeiten durch Annahme einer späteren Abfassung des Briefes zu heben. Es werden zuvörderst einige Einwendungen gegen die von *Benson, Michaelis, Hänlein, Schmidt, Planck* u. A. vertheidigte frühere Abfassung vorgetragen; sodann wird die Meinung *Mills, Mosheims, Paleys* u. A. von einer zweyten römischen Gefangenschaft des Apostels bestätiget, und die Abfassung des Briefes erst in das Jahr 65 der gewöhnlichen Zeitrechnung gesetzt. Hr. *W.* beschäftiget sich hier nur mit Anführung und Widerlegung einiger Einwürfe gegen die Hypothese, verspricht aber, eine ausführlichere Erörterung dieses Gegenstandes in der Einleitung zum zweyten Briefe an den Timotheus zu liefern. IV. *Zweck und Inhalt des Briefes.* Der Apostel bestreitet weder Gnostiker, noch Essäer, sondern gewisse judaisirende, vielleicht aus der Secte der Essäer hervorgegangene Irrlehrer, welche theils einen hohen Werth auf die Abstammung von Abraham legten, theils für die Beybehaltung der enkratitischen Askesis eiferten, theils fabelhafte und unnütze Deutungen des Gesetzbuches zur Schau trugen. Vergebens sucht man eine vollständig Pastoral-Anweisung in dem Briefe, da er nur treffliche Aphorismen darüber enthält. „Überhaupt trägt der ganze Brief das Gepräge der Eilfertigkeit und einer oft unterbrochenen Abfassung, bey welcher kein Gegenstand vollständig abgehandelt werden konnte. Diess erklärt sich aber leicht aus dem sehr wahrscheinlichen Umstande, dass der Apostel auf einer Reise unter mancherley wechselnden Gemüthsstimmungen und Störungen den Brief schrieb, oder vielmehr dictirte" (S. 40).

Auf die *Übersetzung* hat der Vf. sichtbar viel Sorgfalt verwendet, und eine Vergleichung mit *Stolz, van Ess* und *Hezel* zeigt, dass er diese, was die Treue betrifft, im Ganzen weit hinter sich zurückgelassen habe. Wir billigen es, dass er die durch den kirchlichen Sprachgebrauch gleichsam sanctionirten Ausdrücke: *Glaube*, *Gottseligkeit*, *Heiland* und andere kräftige und vieldeutige Wörter der Art, die unsere Modernisirer mit Unrecht verbannt haben, beybehielt, und sich auch vor Hebraismen und Hellenismen in der Übersetzung nicht scheute. Öfters ist durch eingeschobene Parenthesen die Deutlichkeit einer Stelle befördert worden; zuweilen aber sind diese Paraphrasen doch wohl ohne Noth gehäuft. Die wichtigsten Varianten findet man unter dem Texte angezeigt. Wir drücken sie in den Proben, die wir ausheben, durch das Zeichen [ ] aus. Cap. I, 1 — 4 ist in der Übersetzung so ausgedrückt. „V. 1. Paulus, *Apostel* Jesu Christi nach der Verordnung Gottes unseres Heilandes und [„des Herrn„] Christi Jesu, unserer Hoffnung, 2. (wünscht) dem Timotheus, seinem ächten Sohne im Glauben (*Zögling in der christlichen Religion*), Gnade, Erbarmen, Friede (*Segen*) von Gott, unserem Vater, und Christo Jesu, unserem Herrn. 3. Wie ich nach Macedonien reisend, dich ermahnt (*gebeten*) habe, in Ephesus zu bleiben, damit du *Etlichen* einschärfest, *nicht anders zu lehren*, 4. nicht zu achten auf Mährchen und unnütze Stammregister, welche Streitfragen fördern mehr als Erbauung Gottes im Glauben (Besserung, wie Gott sie wirket oder fordert in der Religion) [„*Gottes Veranstaltung Gottes durch den Glauben*"], *so bitte ich dich auch jetzt darum.*" Wir haben durch den Druck die Ausdrücke ausgezeichnet, die uns nicht passend, oder überflüssig schienen. V. 3 ist ἑτεροδιδασκαλειν ni[illegible] erschöpfend ausgedrückt, obgleich im Commentar die richtige Erklärung gegeben wird. Auch billigen wir die Anmerkung S. 66, worin dieses Wort gegen *Schleier-*

macher's Kritik in Schutz genommen wird. Eben so wenig ist die Emphasis von προσεχειν V. 4 erreicht. Würde γενεαλογιαις ἀπεραντοις durch *zwecklose Ableitungen* übersetzt: so würde der bestimmten Erklärung *Geschlechtslisten*, die freylich wohl die richtigere seyn mag, als die übrigen S. 68—69 angeführten, vorgebeugt, und man könnte dann noch eben so gut an die kabbalistischen Emanationen und gnostischen Sizygien u. s. w. denken. Die Lesart οἰκοδομιαν zieht Hr. *W.* aus dem Grunde vor, weil man dabey den Artikel την weniger vermissen würde, und weil es dem Zusammenhange und παρεχειν besser entspreche, als οἰκονομια. Aber letzteres ist schon, als die schwerere Lesart, besser; und der nachgesetzte Artikel erhält einen besonderen Nachdruck, wenn οἰκονομια durch Methode des Unterrichts, die von Gott selbst vorgeschrieben und befolgt worden, erklärt wird. C. 4, 7. 8 wird übersetzt: „Auf jene religionswidrigen, abgeschmackten Mährchen aber lass dich nicht ein. Übe dich vielmehr zur Gottseligkeit (gebrauche deine Kräfte zur Erlangung wahrer Religiosität): Denn die leibliche Übung ist zu wenigem nützlich (hat wenig Nutzen), die Gottseligkeit aber ist zu allem (in jeder Hinsicht) nützlich, da sie Verheissung (der Glückseligkeit) hat für dieses und das künftige Leben." Auch hier scheinen uns die Parenthesen ganz überflüssig. Statt *religionswidrigen* dürfte *unheiligen* besser seyn, und die *abgeschmackten Mährchen* sind nicht so bezeichnend, als μυθοι γραωδεις und Luther's *altvettelische Fabeln.* Das *lass dich nicht ein*, ist auch theils mehr, theils weniger, als παραιτου. V. 8 aber ist von *Luther* ungleich kräftiger und prägnanter übersetzt.

Die berühmte Stelle C. 3, 16 giebt der Vf. so: „Ein Grundpfeiler und eine Grundfeste der (christlichen) Wahrheit (Religion) und anerkannt gross ist das Geheimniss der Gottseligkeit (die bisher unbekannt gewesene Lehre, welche zur christlichen Religion führt): Der [was — oder Gott ist geoffenbart] geoffenbart ist im Fleisch (in schwacher, sinnlicher Natur), ist gerechtfertiget im Geist (durch seine höhere Natur als Messias dargestellt), von Engeln gesehen (als Auferstandener), verkündiget unter den Heiden, geglaubt in der Welt, emporgehoben in Herrlichkeit." Sowohl in der Übersetzung als Erklärung ist Manches, was einer Berichtigung bedarf. Das doppelte *Grund* in Grundpfeiler und Grundfeste konnte leicht vermieden werden. Dass μυστηριον της εὐσεβειας durch *die bisher unbekannt gewesene Lehre, welche zur christlichen Religion führt*, erklärt wird, ist zu einseitig, indem die Unbegreiflichkeit der Lehre davon ausgeschlossen und μυστηριον bloss von einer vorigen, nicht aber zugleich gegenwärtigen und künftigen Beschaffenheit verstanden wird. Auch [illegible]nn man mit der von der Formel ἐδικαιωθη ἐν πνευματι sowohl in der Paraphrase als im Commentar gegebenen Erklärung nicht ganz zufrieden seyn. Dass ὠφθη ἀγγελοις bloss auf die Auferstehung Jesu und die von den Engeln dabey bewiesene Thätigkeit eingeschränkt wird, können wir auch nicht billigen. Der Vf. sagt zwar S. 127: „Die schon von Chrysostomus angedeutete und von Grotius u. A. angenommene Erklärung, welche durch Ephes. 3, 10 einigermassen begünstiget wird: Jesus ist den Engeln recht bekannt geworden, oder, die durch Jesum vollbrachte Erlösung der Menschen ist den Engeln klar geworden — scheint zu viel in die Worte hineinzutragen, obgleich nicht zu leugnen ist, dass *Sehen* bey den Hebräern zuweilen für *Erkennen* überhaupt genommen wird." Allein man sieht nicht, wie bey dieser Erklärung mehr in die Worte getragen seyn sollte, als bey der vom Vf. vorgezogenen. Nicht bloss die Stelle Ephes. 3, 10 begünstiget jene Erklärung einigermassen, sondern es ist deutliche Lehre des N. T., dass den Engeln die Menschwerdung und Erlösung Christi offenbart wurde. S. 1 Petr. 1, 12 u. a. St. Auch bestätiget sie das folgende ἐκηρυχθη und ἐπιστευθη. Statt *geglaubt* sollte *beglaubiget* oder ein ähnlicher Ausdruck gesetzt seyn. Übrigens stimmen wir in der Ansicht, welche S. 122 von dem Ganzen gefasst wird, mit dem Vf. überein. Der Apostel giebt mit diesen Worten das Hauptthema aller seiner Vorträge über die neue Lehre, gleichsam das Passwort für alle christlichen Lehrer. Diese Ansicht ist ungleich würdiger, als die Annahme, dass unser Vers eine Strophe aus einem christlichen Hymnus sey. „Es ist nicht wahrscheinlich, heisst es S. 122, dass damals schon so bekannte Lieder dieser Art existirten; wenigstens findet sich keine Spur davon, und dass der Apostel gerade ein solches benutzt haben würde, um das Thema seiner Predigt des Evangeliums in wenig Worten daraus anzugeben. Auch möchte wohl nicht gerade ein hoher poetischer Schwung in denselben bemerkt werden."

Wir haben uns noch einige Stellen angemerkt, worin uns weder die Übersetzung noch der Commentar befriedigt hat; allein wir lassen es um so lieber bey dem Bemerkten bewenden, da es unsere Absicht keinesweges ist, den geschickten Vf. zu tadeln, und da seine Schrift im Ganzen so viel Gutes enthält, dass die Regel: *Ubi plura nitent* u. s. w. hier ihre volle Anwendung findet. Was wir am meisten an dieser Arbeit billigen, ist die zweckmässige Methode, mit Vermeidung alles gelehrten Prunks, der bey so vielen Auslegern doch nur ein erborgter Glanz ist, den Schriftsteller aus sich selbst zu erklären, und die einsichtsvolle Berücksichtigung der Stellen, die durch die neuesten kritischen Untersuchungen eine besondere Wichtigkeit erhalten haben, und worauf die vorzüglichste Beweiskraft der höheren Kritik beruhet. Wir dürfen daher voraussetzen, dass kein Freund des exegetischen Studiums diese Schrift unbefriedigt aus der Hand legen werde.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JANUAR, 1811.

HOMILETIK.

1) Dresden, in der königl. Hofbuchdruckerey, und Leipzig, b. Dürr: *Vollständige Sammlung aller der biblischen Stellen, worüber im Jahre 1810 an Sonn- und Fest-Tagen, statt der gewöhnlichen Evangelien, in den evangelischen Kirchen des Königreichs Sachsen auf hohe Anordnung gepredigt werden soll.* 97 S. 4. (10 Gr.)

2) Leipzig, b. Hartknoch: *Andeutungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Abschnitte heiliger Schrift, welche allerhöchster Anordnung gemäss im Jahre 1810 statt der gewöhnlichen Evangelien, bey dem evangelischen Gottesdienste in den königl. sächs. Landen öffentlich erklärt werden sollen.* Herausgegeben von Dr. *Johann Georg August Häcker*, königl. sächs. evangel. Hofprediger. Erstes Heft, von Neujahr bis Ostern. Zweytes Heft, von Ostern bis Johannis. Drittes Heft, von Johannis bis Michaelis. Viertes Heft, von Michaelis bis zum Jahresschluss. 1810. XVI u. 466 S. 8. (Jedes Heft 9 gr.)

3) Leipzig, b. Martini: *Übersetzung und Erklärung der biblischen Abschnitte, welche im Jahre 1810 statt der gewöhnlichen Evangelien in den königl. sächs. Landen erklärt werden sollen.* Von *Christian Friedrich Fritzsche*, Schlosspred. und Superint. in Dobrilugk. Erstes — Viertes Stück, die Texte vom Januar bis April enthaltend. 1810. 276 S. 8. (Der Jahrgang 2 Thlr. 16 Gr.)

4) Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Predigtentwürfe über die Abschnitte heiliger Schrift, welche — in den königl. sächs. Landen erklärt werden sollen.* Als Anhang zu den Predigtentwürfen über die gewöhnlichen Sonn- Fest- und Aposteltags-Evangelien und Episteln durchs ganze Jahr. Von *M. Carl Christian Seltenreich*, Pastor zu Wermsdorf. 1810. Erster Band. 1 — 3 St. 372 S. Zweyter Band. 1 — 3 St. 374 S. Zweyter Band 1 — 3 St. 374 S. Dritter Band. 1. 2 Stück. 252 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

5) Leipzig, b. Liebeskind: *Praktische Erläuterungen der biblischen Abschnitte, welche in den Kirchen des K. Sachsen zum Grunde gelegt werden sollen*, für christl. Stadt- und Landschulen abgefasst von M. *Chr. Friedr. Traug. Voigt*, Pfarrer zu Tarant. Erstes u. zweytes Heft. 1810. 212 S. 8. (16 gr.)

6) Görlitz, b. Anton: *Die im Königreich Sachsen neu angeordneten Texte und die bisherigen Episteln und Evangelien, sowohl für den Privatgebrauch, als auch für die Kanzel und die Schulen poetisch bearbeitet*, und mit einer *Abhandlung* über Veränderungen in Religionssachen und dem Verzeichniss neuer Texte aus der schleswig-holsteinischen Kirchenagende, herausgegeben von M. *Müller*, Diaconus zu Schönberg. 1810. XXX u. 122 S. 8. (8 Gr.)

Liturgische Veränderungen, die auf nichts Geringeres, als den Sturz althergebrachter kirchlicher Institute ausgehen, die in das Ganze der gewohnten kirchlichen Sonntagsfeyer eingreifen, bedürfen — so setzt man es wenigstens voraus — einer langen und umschauenden Vorbereitung. Man hört desshalb meist lang vorher darüber reden, man stellt Vermuthungen auf, man ist freygebig in Rathschlägen, die, je weniger sie zum Zwecke dienen, mit desto mehr Sicherheit verkündigt werden. Unserem Dafürhalten und — wir dürfen hinzusetzen — unseren Erfahrungen nach werden solche Veränderungen am besten, wenn sie vorher reiflich geprüft, und ihre Vortheile genau abgewogen sind, in der Stille eingeleitet, und dann auf dem kürzesten Wege schnell zur Ausführung gebracht. Wollte sich auch das verjährte Vorurtheil, oder die blinde Neigung zum Gewohnten, der Einführung eines Neuen widersetzen, das in dem Rathe der Alten mit Überlegung und Umsicht für das Bessere erklärt ist: so verliert man doch den Muth, Parteyen zu bilden, wenn man dieses Neue schon im Besitz sieht, und hie und da lobende Stimmen sich darüber vernehmen lassen. Einzelne Unzufriedene sind leicht, wenn nicht durch die Sache selbst, doch durch kluge Zusprache zu gewinnen, wo der vereinigte Haufe, mit einem dreisten Sprecher an der Spitze, beynah nur der Gewalt weicht. Wir dürfen nicht an eine neuere Agende erinnern, die vielleicht, wenn man in die schon geäusserten Grundsätze eingegangen wäre, weniger anstössigen Widerspruch gefunden hätte.

Die schnelle Einführung neuer Perikopen in dem Königreich Sachsen hat uns darum, wir gestehen es, keineswegs überrascht. Von dem ersten

Geistlichen des Landes, dem ehrwürdigen *Reinhard* in Dresden, liess es sich erwarten, dass er hiebey überdachte Massregeln wählen, und eben so wenig etwas übereilen, als langweilig und schädlich verzögern würde. Nachdem er vielmehr selbst in dem Jahre 1809 die neubeschlossenen Texte bey seinen Vorträgen zum Grunde gelegt, nachdem er ihre Prüfung dadurch in gewisser Rücksicht vollendet hatte: wurde das Verzeichniss derselben nicht früher, als im November, den Predigern übergeben. Es ist hierauf, so viel wir wissen, ohne jeden weiteren zu publicirenden Befehl, mit geflissentlicher Vermeidung jeder weitläuftigen Formalität, seit Neujahr 1810 in allen evangelischen Kirchen des Landes über die neuen Texte gepredigt worden, ohne dass nur ein Wort des Missfallens darüber laut geworden wäre. Der gewöhnlichen Einwendung, die von den Schreyern am zudringlichsten wiederholt wird, als wolle man das wohlbekannte und verehrte Alte gänzlich und auf immer nehmen, ward dadurch zuvorgekommen, dass man theils die gewöhnliche Vorlesung der hergebrachten Evangelien und Episteln vor dem Altar beybehielt, theils dass es bald genug kund wurde, dass einige Jahrgänge neuer Perikopen mit den alten wechseln sollten, und dass man also diese keinesweges aus ihrem, wenn auch usurpirten, Rechte verdrängen wolle. — Absichtlich führen wir dieses Verfahren an, weil es uns musterhaft scheint für die kirchlichen Collegien mancher anderen Länder und Provinzen, die entweder die Einführung neuer liturgischer Ordnungen für schwerer halten, als sie ist, oder — der gewöhnliche Fall — sich selbst erschweren durch Verkennung des Geraden und Natürlichen.

Rec. hat die unter Nr. 1 bezeichnete Sammlung der *neuen Texte* auf das Genaueste verglichen, und gesteht, dass er sie in mehr als einer Hinsicht ausgezeichnet findet. Er ist gewohnt, an eine solche Sammlung ziemlich hohe Foderungen zu machen, denn es soll den Sammlern die grosse Bestimmung vor Augen liegen, in einem vielleicht beträchtlichen Lande den Gang der öffentlichen Andachts-Übungen und kirchlichen Belehrungen zu leiten. Höchst bedeutend ist auch der mittelbare Einfluss, welchen die Anlage der Textwahl auf das Privatstudium des Predigers und dadurch zugleich rückwirkend auf die religiöse Cultur der Gemeinden hat. Die vorliegende Sammlung hat diess alles weise berücksichtiget. Sie befolgt in der Reihe der Texte den historischen Gang, welchen das christliche Kirchenjahr nach der Ordnung der drey Hauptfeste vorzuschreiben scheint. Hienach erscheinen diese Feste als die Abtheilungen, innerhalb welcher sich die dazwischen liegenden Sonntage nach ihrem Sinn und nach ihrer Bestimmung ordnen. Die Texte der Advents-Sonntage enthalten deshalb alttestamentliche Verkündigungen des Messias und seines Reiches — von Weihnachten bis Ostern denkwürdige Scenen aus dem Leben des Täufers und Jesu — von Ostern bis Pfingsten Begebenheiten nach der Auferstehung Jesu und noch einige seiner anwendungsreichen Gleichnisse — von Pfingsten bis zum ersten Advents-Sonntage Geschichte der Ausbreitung des Christenthums durch die Apostel, insonderheit durch Paulus. Die Texte für die Festtage ergeben sich nach der besonderen Bestimmung dieser von selbst.

Rec. findet das Planmässige in dieser ganzen Anordnung darum vortrefflich, weil die Texte nicht nur an sich selbst fruchtbar, beziehungsreich und zweckmässig sind, sondern zugleich durch ihre Verbindung unter einander eben sowohl ein eigenthümliches Licht, als auch ein erhöhtes Interesse gewinnen. Jeder wird, mit Einsicht und religiösem Leben behandelt, durch sich selbst die Aufmerksamkeit der Zuhörer in Anspruch nehmen, und ihnen zugleich den Wunsch einflössen, die Mitgaben der vorhergehenden oder nachfolgenden Sonntage benutzen zu können. Wenn es sehr wünschenswerth ist, dass die Einführung neuer Perikopen überall auch dem öffentlichen, leider so unglaublich vernachlässigten Cultus einen neuen Reiz und eine regere Theilnahme zu führen: so ist gewiss der eben berührte Gesichtspunct von nicht geringer Erheblichkeit. Es kommt dazu, dass die Texte für einen sehr grossen Theil der Trinitatis-Sonntage aus einem lieblichen Buche entlehnet sind, welches in den gewöhnlichen Perikopen am allerwenigsten benutzt ist, nämlich aus der Apostelgeschichte. Hiedurch bekommt der Fleiss der Prediger einen neuen Antrieb, und die Zuhörer werden mit einem der vielseitigsten und praktisch lehrreichsten Bücher des N. Bundes vertrauter, woraus für manche gewiss selbst die Privatlektüre der Bibel ein Interesse wieder gewinnen wird, das sie zum grossen Schaden einer innigen und lebendigen Religiosität häufig ganz verloren hat. —

Indess müssen wir auch den *Nachtheil* erwähnen der aus der sehr fleissigen Benutzung der Apostelgeschichten in diesen neuen Texten entstanden ist. Aus dem Gesetz, wonach überhaupt die Auswahl geschehen (wie wir es vorher angaben), ergiebt sich, dass, weil der Raum zwischen Pfingsten und Advent der grösste ist, auch der Geschichte von der Ausbreitung des Christenthums beynahe mehrere Texte bestimmt sind, als der Gründung desselben durch Jesum. Es entstehet hieraus ein doppelter Nachtheil. Theils ist es zu beklagen, dass auf diese Art mehrere der köstlichsten evangelischen Texte, die noch für diese neue Sammlung zu benutzen waren, namentlich einige der am meisten praktischen, und allgemein anwendbaren Gleichnisse, z. B. Luc. 12, 15—21. 42—48. 17, 7—10. 18, 1—8, und unter den historischen Texten besonders Luc. 18, 18—25. 21, 1—4. Joh. 11, so wie unter den Lehrtexten mehrere von dem tiefsten Sinn aus der Bergpredigt, aus dem 5 bis 8 Cap. des Johannes u. s. w. übergangen werden mussten; theils ist zu befürchten, dass die vielen Prediger, die nicht genug gewandten Geistes sind, und darum leicht so dürftig in ihren Ansichten der Bibel, und so mager in ihrer Behandlung werden (auf die aber allerdings zu rechnen war), diese lange Reihe von Texten

aus der Apostelgeschichte, die sich doch zum Theil ähnlich sehen, entweder in ihrem herrlichen Geist missverstehen, oder nur unter sehr einseitigen Beziehungen bearbeiten möchten. Ein künftiger Jahrgang anderer neuer Bibeltexte, die, wie man uns versichert, für das Königreich Sachsen dem gegenwärtigen folgen wird, kann uns erst vollständig belehren, warum wir in dem jetzigen einige vermissen, die Rec. — und mit ihm vielleicht viele aufmerksame Leser der Bibel — zu seinen Lieblingstexten zählt. Gewiss glaubt er, sie dort, wo vielleicht die Regel der einmal für das Ganze gemachten Anordnung nicht bindet, zu finden.

Aus der jetzigen Sammlung möchte Rec. gleichwohl, so wie sie vor uns liegt, keinen einzigen Text verlieren. Jeder steht an seinem Platz, jeder (wir finden darin ein Hauptverdienst) ist für sich abgerundet, und macht ein Ganzes aus, jeder bietet der Gesichtspuncte mehrere dar, woraus die asketische Behandlung unternommen werden kann; so dass auch der Prediger, der gern jeden Amtsvortrag nach den speciellen durch Zeit- und Ort Verhältnisse gegebenen Bedürfnissen seiner Gemeinde einrichtet, nie in Verlegenheit gerathen wird, wie er den Text dem Gegenstande, wovon er gerade zu reden für nöthig findet, anpassen solle. Der Prediger aber, der die ganze Textreihe nie aus den Augen läst, sondern, so viel es thunlich ist, der Anordnung derselben auch in seinem Ideengange folgt, wird davon einen wesentlichen Gewinn für seine Meditation und zugleich für die Belehrung seiner mit ihm denkenden Zuhörer schöpfen. Insonderheit möchten wir diess auf die Texte der Apostel-Geschichte anwenden, und es scheint uns, als wenn sich daraus ein ergiebiger und interessanter Stoff für die philosophische Beleuchtung eines religiös erwärmten und durchweg von Motiven der Religion durchdrungenen Gemüths nach seinen verschiedenen Erfodernissen, Kräften und Äusserungen entwickeln lasse. Jedoch ist hier nicht der Ort, diess im Einzelnen darzuthun. — Nur eine bescheidene *Frage* erlaubt sich Rec. noch an die Sammler dieser neuen Texte: warum nämlich mehrere derselben mit den Abschnitten der gewöhnlichen Evangelien oder Episteln zusammenstimmen? So fällt der Text des ersten Weihnachts-Tags Hebr. 1 zusammen mit der Epistel des dritten Weihnachtstages; der Text am Fest Mariae Reinigung Luc. 2, 34 mit dem Evangelio am Sonntage nach Weihnachten; der Text am 2 Osterta-ge Joh. 20, 24 mit dem Evang. am Sonntag Quasimodogeniti; der Text am Fest der Heimsuchung Mariae mit der Epistel am 5 Sonntag nach Epiphan. der Text am Trinitatis-Fest Ephes. 4, 1 mit der Epistel am 17 Trinit.-Sonntag u. s. w. Wir sind, die Vortrefflichkeit und Reichhaltigkeit dieser Texte übrigens zugestanden, der Meinung, dass es aus mehreren Gründen besser gewesen wäre, dieses Zusammentreffen zu vermeiden, da es doch ein Hauptzweck der ganzen Auswahl ist, die Zuhörer mit mehreren erlesenen Stellen der Schrift genauer bekannt zu machen. Die Bekanntschaft mit den so viele Jahre hindurch erläuterten und auch für die Zukunft keinesweges ganz ausser Gebrauch zu setzenden Bibeltexten ist mindestens bey den fleissigen Kirchenbesuchern anzunehmen. —

Die Erscheinung mehrerer *Hülfs-* und *Erläuterungs-Schriften* über diese in dem Königreich Sachsen vorgeschriebenen neuen Texte, als sie in No. 2 — 5 vor uns liegen, kann zu vielen, in Wahrheit nicht eben erfreulichen Betrachtungen führen. Nicht, dass wir daraus ein schlimmes Vorurtheil gegen die Prediger jenes Landes fassen möchten. Die sehr fleissigen und rührigen Vff. einer grossen Anzahl exegetischer und asketischer Hülfsschriften über die gewöhnlichen Perikopen (m. s. *Niemeyers* Predigerbibliothek Th. 1 u. 3) haben es wenigstens an ihrem Willen nicht fehlen lassen, die sämmtlichen Prediger des vormaligen deutschen Reichs, für deren dringende Bedürfnisse sie zu arbeiten meinten, in bösen Leumund zu bringen. Dass man für baares Geld Hülfe darbietet, ist nicht immer ein Beweis, dass man sie bedarf. Das speculirende Auge der Buchhändler ist, wie bekannt, gar sehr bereit, hie und da eine Noth vorauszusetzen, der ihr Mitleid oder Eigennutz schleunige Abhülfe zu leisten sucht. Hände, die dazu mitwirken, finden sich wohl. Rec. will diess ohne Consequenz für die vorliegenden Hülfsschriften gesagt haben. Er hält selbst dafür, dass einige dieser Art, mit Kenntniss und Geist gearbeitet, für Prediger wünschenswerth waren, die von anderweitigen exegetischen Hülfsmitteln entblösst, vielleicht auch unfähig, die praktischen Beziehungen eines Textes aufzufassen, darin eine genügende fassliche Erklärung der gewählten biblischen Abschnitte, mit Winken für ihre asketische Bearbeitung fanden. Dass freylich viel mehrere erschienen sind, als nöthig waren, das mögen die Vff. bey sich selbst verantworten. Die Verleger werden es wahrscheinlich zu ihrem Schaden zeitig genug erfahren. — Unsere Leser werden von uns nicht mehr als eine kurze Charakterisirung der obigen Erläuterungsschriften erwarten.

Die unter No. 2. verzeichneten „*Andeutungen*“ lassen schon nach dem Namen des Herausgebers nichts Gemeines erwarten. Rec. ist mit ihm völlig einverstanden, wenn er weder exegetische Untersuchungen, noch weitläuftige Erklärungen, noch ausführliche Entwürfe zu Predigten, sondern nur Andeutungen zu einer fruchtbaren Textesanwendung geben will; wenn er ferner nicht darauf ausgeht, dass die vorgeschlagenen Themen sich nur recht auffallend und befremdend ankündigen, und Gegenstände behandeln, die man selten oder noch gar nicht von einer Kanzel hörte, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie dahin passen und einer christlichen Predigt entsprechen. Erbauung im biblischen Sinne des Worts ist der Hauptzweck, die er in Beziehung auf die neuen Abschnitte zu fördern sucht. Rec. gesteht, dass er viele treffliche Beyträge dazu in diesen *hacker'schen* Heften gefunden habe. Überall bemüht sich der Vf., bey jedem Text den Hauptgesichtspunct festzustellen, woraus er an sich selbst und vornehmlich in Verbindung mit den übrigen an-

zusehen ist. Hie und da hätte Rec. gewünscht, dass dieser Punct noch genauer genommen und ausführlicher erörtert wäre, weil er ihm wesentlich vorkommt. Es werden mehrere (vier bis acht) Themen aus den Texten wirklich ausgezogen und grossentheils entsprechend disponirt. Wir hätten diese Entwürfe in ihren Unterabtheilungen oft noch tiefer und systematischer eingehend gewünscht, je mehr die Hauptsätze *biblisch* aufgefasst sind. Eine recht genaue, auch im Einzelnen durchgeführte, logisch zergliederte, auf den Text sorgfältig hinweisende Disposition scheint uns immer für den ungeübten Prediger, der lernen will, bey weitem das Lehrreichste. Denn woran es am meisten fehlt, das sind Gedanken und die verständige Anordnung derselben. Alles erbauliche Saalbadern, das so oft die christlichen Kanzeln entweiht, rührt davon her. Eine mittelmäsige Form der Gedanken ist weit verzeihlicher, als eine leere Geschwätzigkeit ohne Haltung. Und gewiss ist es die letztere, die am sichersten die gebildeten und selbst die nur einigermasen unterscheidenden Menschen aus den Kirchen verjagt.

Einen eigenthümlichen Vorzug, wodurch diese *Andeutungen* interessanter werden, als eines der rivalisirenden Bücher, erhalten sie durch die eingerückten Predigtentwürfe des Hn. D. *Reinhard*, deren geistvolle Bearbeitung und gehaltreiche Gründlichkeit hier durch das Zeitgemäse in der Wahl der Themen und durch die Art, wie sie den Text benutzen und erläutern, die Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigt und belohnt. Besonders verweisen wir auf die Methode, wonach (im 3ten Hefte) die Texte der Apostelgeschichte behandelt werden, in Beziehung auf unsere obige Anmerkung über diese Texte. So ähnlich diese sich zu seyn scheinen: so neu und eigenthümlich, so sich durch einander Licht gebend ist die Entwicklung der Themen — z. B. über Apostelgesch. 14, 1—18: „über den Kampf der evangelischen Wahrheit unter den Menschen" — Ap. Gesch. 15, 1—22: „Die evangelische Freyheit." Ap. Gesch. 22, 30. — 23, 10: „Dass die evangelische Wahrheit häufig durch den Kampf menschlicher Neigungen gewinnt" — und Rec. freuet sich auf ihre vollständige Ausführung in dem zu erwartenden Jahrgang 1809 der Predigten des Hn. *Reinhard* *). — Dass die von Hn. *Hacker* gegebenen Entwürfe nicht alle von gleichem Werthe sind, ist aus der Schnelligkeit, womit diese Hefte zum Druck fertig gemacht werden mussten, zu erklären — eine Entschuldigung, die auch den Verff. der folgenden Schriften zu Gute kommt. So sind — um nur bey dem *ersten* Hefte stehen zu bleiben — mehrere Hauptsätze darin gar zu allgemein, und bieten einen schwerlich zu erschöpfenden Stoff dar, als: „Jesus unter allen von (Gott) gesandten Lehrern der Grösste und Vollkommenste." — „Eine neue sittliche Veränderung (?) wollte Jesus bewirken." — „Wir sind Schüler Jesu." — „Das Evangelium hat die Kraft, uns zu guten und Gott wohlgefälligen Menschen zu bilden." — „Die unaussprechliche Grösse der Huld und Erbarmung Gottes in Christo" — u. a. An anderen Orten sind die neben einander gestellten Hauptsätze sich ganz gleich, z. B. „die Thorheit derer, denen der Beyfall der Menschen wichtiger ist, als der Beyfall Gottes." — „Der hohe Werth des Beyfalls Gottes vor dem Beyfalle der Menschen." — Dass auch in den Unterabtheilungen die Beweisführung oft zu allgemein ist, davon führen wir als ein Beyspiel an S. 38 bey dem 4ten Entwurf den *ersten* Theil. Mehrere Anmerkungen könnten wir zu der Art der Partition selbst machen, wenn wir des Raums nicht zu schonen hätten. Die Theile schliessen sich nicht genug einander aus, z. B. S. 51. 2r Entwurf. II und III. Auch I und IV fallen zusammen und V hat nicht distincte Beziehung auf das Thema, das überdiess *kürzer* gefasst werden konnte. Gleich auf der folgenden Seite (52) sind a, b, c, nicht coordinirt, sondern c folgt aus a, und ist mit a übereinstimmend. —

*) Er ist jetzt, da diese Anzeige abgeht, erschienen. Sulzbach b. Seidel. 1810. Zwey Bände.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke*).

KLEINE SCHRIFTEN.

Homiletik. *Berlin*, b. Maurer: *Wir sind unsterblich*. Fortsetzung. Drey Predigten zur Zeit des Osterfestes 1809 in der St. Petri Kirche zu Berlin gehalten von dem Probste *Hanstein*. 1809. 62 S. 8. (6 gr.). Eine Fortsetzung in dem Geiste des Anfangs und dessen würdig. Ohne in ihrem Gange und in dem Wesentlichen ihrer Bearbeitung eigenthümlich zu seyn, gewinnen diese Reden ein nicht gewöhnliches Interesse durch die ihnen inwohnende Helligkeit, durch das Wohlgefällige eines einfachen, herzvollen Vortrags, durch das Energische und Edle ihrer Diction. In den beiden ersten Festpredigten wird von „*der stillen* (?) *Gewalt des Glaubens an Unsterblichkeit*" geredet, *zuförderst*, sofern er das ganze Leben und Daseyn des Menschen erhöhet und verherrlicht, den Genuss desselben und die Freude an demselben verschönert und veredelt, die Wirksamkeit und Thätigkeit für das Leben ordnet und heiliget; *dann*, sofern er das zweifelnde und zagende Gemüth stillet und befriediget, und die traurenden Herzen über den Schmerz des Lebens und des Todes tröstet und beruhiget. Die *dritte*, am Sonntag nach Ostern gehaltene Predigt, enthält „Warnungen der Religion für (?) diejenigen, welche an der Unsterblichkeit zweifeln." Im Ganzen liegt das Verdienst dieser Reden mehr in ihrer praktischen Kraft, in ihrer biblischen Bedeutsamkeit und Wärme, in ihrer sprechenden Anwendbarkeit, als in der Darlegung der belehrenden Momente an sich. Die *zweyte* hat uns durch die Gediegenheit und Stärke ihres religiösen Gemüthes am meisten befriedigt; weniger die *dritte*, welche mehr Tiefe haben könnte. In jener findet sich besonders S. 38 — 39 eine kräftige Stelle, die wir gern abschrieben. Die Perioden würden oft durch *Abkürzung* gewinnen. Auch ist die undeutsche Vorsetzung des Zeitworts (S. 42 „dass wir aufgenommen haben in unser Gemüth die heilige und herrliche Überzeugung und Lehre") nicht immer von Wirkung. Oft macht sie den Vortrag schleppend, wozu auch einige tautologische Redearten mitwirken. Das gebrauchte Wort *Bekümmerung* anstatt Kummer, Kümmerniss — mögen wir nicht gut heissen.

N. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JANUAR, 1811.

HOMILETIK.

1) Dresden, in der königl. Hofbuchdruckerey, und Leipzig, b. Dürr: *Vollständige Sammlung aller der biblischen Stellen, worüber im Jahre* 1810 *an Sonn- und Fest-Tagen, statt der gewöhnlichen Evangelien, in Sachsen auf hohe Anordnung gepredigt werden soll etc.*

2) Leipzig, b. Hartknoch: *Andeutungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Abschnitte heiliger Schrift, welche im Jahre* 1810 — *in den königl. sächs. Landen öffentlich erklärt werden sollen.* Von Dr. *J. G. A. Hacker etc.*

3) Leipzig, b. Martini: *Übersetzung und Erklärung der biblischen Abschnitte, welche im J.* 1810 — *in den königl sächs. Landen erklärt werden sollen.* Von *Chr. Fr. Fritzsche etc.*

4) Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Predigtentwürfe über die Abschnitte heiliger Schrift, welche* — *in den königl. sächs. Landen erklärt werden sollen.* Von M. *C. Chr. Seltenreich etc.*

5) Leipzig, b. Liebeskind: *Praktische Erläuterungen der biblischen Abschnitte, welche in den Kirchen des K. Sachsen zum Grunde gelegt werden sollen.* Von M. *Chr. Fr. Traug. Voigt.* etc.

6) Görlitz, b. Anton: *Die im Königreich Sachsen neu angeordneten Texte und die bisherigen Episteln und Evangelien, sowohl für den Privatgebrauch, als auch für die Kanzel und die Schulen poetisch bearbeitet etc.* Von M. *Müller etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ein nützliches Werk hat der Vf. von No. 3 unternommen. Es ist allerdings sehr wichtig, dass der jedesmalige Bibeltext, über den gepredigt werden soll, richtig in seinem Sinn und Zusammenhang begriffen werde, denn anders ist eine verständige Behandlung desselben nicht gedenkbar. Wenn zu dem Ende über die gewöhnlichen Perikopen an Hülfsmitteln kein Mangel ist: so werden es gewiss viele seiner Amtsbrüder dem Hn. *F.* Dank wissen, dass er ein ähnliches zur Erklärung der neuen Texte bearbeitet hat. Auch hat er sich seines Geschäfts mit Kenntniss und Fleiss entledigt. Die Übersetzung ist treu und deutlich; in dem angehängten Commentar sind die besten und neuesten Ausleger nicht ohne eigenes Urtheil benutzt. Die vorkommenden Schwierigkeiten und Dunkelheiten des Textes sind, so viel als möglich, gehoben und aufgehellt. Man vergleiche die Anmerkungen zu Joh. 1, 36. 50 Matth. 11, 19 im *ersten* Stück. Zuweilen nehmen die gegebenen Bemerkungen nicht auf Alles Rücksicht, was einer Erläuterung bedurfte. So hätte die scheinbare Härte oder Parteylichkeit in den Worten Jesu Joh. 17. 9: ἐγὼ περὶ αὐτῶν ἐρωτῶ· οὐ περὶ τοῦ κόσμου ἐρωτῶ — nach des Rec. Gefühl durchaus einer genauen rechtfertigenden Erörterung bedurft. An anderen Stellen ist zu viele Weitläuftigkeit, wie bey Joh. 17, 1 (4s Stück S. 194—97). Auch machen die vornehm billigenden Citate, z. B. „diess erklärt *Nösselt* sehr richtig — hier übersetzt *Erasmus* sehr richtig" und dgl., einen unangenehmen Eindruck. — Vom *dritten* Stück an hat der Vf. bey jedem Text einige, gewöhnlich drey, daraus abzuleitende Themen angegeben, und eins derselben ausführlicher erläutert. Dieser Theil seiner Arbeit ist indess nicht der vorzüglichste. In der Erfindung verräth sich eine gewisse Unbeholfenheit und Trockenheit. Aus dem fruchtbaren Text am Tage Mariae Verkündigung Ephes. 1, 3 — 12 werden folgende drey im höchsten Grade allgemeine und gewöhnliche Themata entwickelt: „*a.* Wie muss unser Lob Gottes für die Wohlthaten, die wir Jesu Christo verdanken, beschaffen seyn, wenn es Gott gefallen soll? — *b.* Die Kindschaft mit Gott, eine Wohlthat, die wir Jesu verdanken. — *c.* Was würden wir ohne Jesu seyn"? — Das Schwerfällige in dem Ausdruck bey *a* finden wir in mehreren Hauptsätzen, z. B. S. 183, 208. Auch ist es auffallend, unmittelbar hinter einander aus zwey Texten beynah wörtlich dasselbe Thema abgeleitet zu sehen, als S. 154 und 164. Es lässt diess auf Armuth an verschiedenartigen Ansichten schliessen. — Die Dispositionen, wo sie genauer ausgeführt werden, geben manche Blössen. Bey den S. 153 angegebenen Unterabtheilungen liegt *c* schon in *a*, so wie *d* in *b*. — Die unbeschreiblich grosse Menge von Druckfehlern in dieser Schrift verdient eine besondere Rüge.

Ein reichhaltiges Magazin gut erfundener und lehrreich ausgeführter Entwürfe enthält No. 4. Wir machen in Hn. *Seltenreich* die Bekanntschaft eines gedankenreichen, gewandten und besonnenen Predigers, der die Verhältnisse der gegenwärtigen Zeit eben so wenig, als das, was einen Religionsvortrage das wesentliche Interesse giebt, ausdem Auge verliert. Es ist kein Text, dem nicht durch Beleuchtung von mehreren Seiten, besonders durch psychologische Würdigung

der handelnden Personen und durch sorgfältige Berücksichtigung des historischen Zusammenhanges, merkwürdige Gesichtspuncte abgewonnen werden, der nicht zu fruchtbaren Reflexionen benutzt wäre. Es werden über jeden fünf bis zehn Hauptsätze angegeben, die zum Theil ausführlicher disponirt, zum Theil nur angedeutet werden. Auf den Text wird hingewiesen, und es fehlet nicht an eingemischten nützlichen exegetischen Notizen. Die *Zergliederung* der Themen läfst im Einzelnen noch Manches zu wünschen übrig. — Um eine Idee zu geben, wie der Vf. die Texte behandelt, wie er zuerst die näher liegenden, dann die entfernteren Momente einer religiösen Betrachtung daran knüpft, wie gleichwohl die Verbindung damit durchgängig hell gehalten wird, geben wir die aus der Geschichte des Schiffbruchs und des Aufenthalts Pauli auf Malta (Apost. Geschichte 28, 1 — 10, Text am 20 Trinit. Sonnt.) abgeleiteten Hauptsätze an. — „1. Wie wohlthätig die Einrichtung Gottes sey, dafs wir nicht ohne Kampf und Anstrengung zum Ziel unserer Wünsche gelangen. 2. Dafs wir sehr behutsam seyn müssen, wenn wir aus Unglücksfällen, die sich ereignen, auf die Strafbarkeit derer, die davon betroffen werden, schliessen wollen. 3. Dafs Menschenfreundlichkeit, an Freunden (soll heifsen: *Fremden*) und Reisenden ausgeübt, einen vorzüglichen Werth habe. 4. Wozu sollen wir die Bemerkung benutzen, dafs wir öfterer (öfter), als wir es wissen, in Lebensgefahr gewesen sind? 5. Zu welchen Betrachtungen können uns giftige Thiere Gelegenheit geben? 6. Wie unsicher und schädlich es sey, wenn man blofs nach dem augenblicklichen Erfolge urtheilt. 7. Dafs der gemeinnützige Christ in jeder Lage seines Lebens genugsame Veranlassung findet, sich um Andere verdient machen zu können. 8. Wozu kann die Bemerkung nützen, dafs manches spät nachkommt, was uns versprochen worden ist?" — Dieses letztere Thema konnte füglich wegbleiben, da es künstlich und gesucht mit dem Text in Verbindung gestellt ist. Das Thema No. 2 ist überladen und schwerfällig im Ausdruck. Um dem Vf. in Ansehung seiner Dispositionen vermehrte Aufmerksamkeit und logische Genauigkeit zu empfehlen, bemerken wir noch folgendes: Bey der Ausführung von No. 1 fallen die Unterabtheilungen 1 und 2 zusammen. Bey No. 2 sind die Theile unnöthiger Weise gehäuft; 3 und 4 konnte verbunden werden, auch ist 2 unverständlich ausgedrückt. In der Bearbeitung von No. 3 mufs 3 durchaus vor 1 und 2 gestellt werden, weil darin das wichtigere sittliche Moment angedeutet wird. Die 4 Unterabtheilung hängt mit der 1 eng zusammen. No. 4 hätte mit mehr Schärfe und Consequenz durchgeführt werden sollen. Der Zusatz im Thema: *öfter als wirs wissen* — wird gar nicht berücksichtigt. Auch treffen dabey 4 und 2 zusammen. — Rec. bricht hier ab, weil er seine Anmerkungen nicht über Gebühr erweitern darf, und der Vf. gewifs bey sorgfältiger Durchsicht seiner Entwürfe selbst auf die Mängel geleitet werden wird, die dem Rec. zu weiteren Ausstellungen Gelegenheit geben könnten. An Druckfehlern ist auch hier ein reiches Mafs zu finden.

Der Vf. von No. 5 nennt seine Erläuterungen *praktische*, weil er an die Texte nur sogenannte Nutzanwendungen, moralische und religiöse Ansprachen anknüpft. Die Texte selbst sind vollständig abgedruckt, und dabey in Parenthesen die nöthigen Wort-Erklärungen beygefügt. Wenn auch manche Erklärungen überflüssig sind (z. B., dafs der Markt durch einen freyen Platz erklärt wird, den sich die Kinder gern zu ihren Spielen erwählen; wenn bey der Frage: *wo bist du zur Herberge?* beygesetzt ist: „Wo hältst du dich auf? — so etwas weifs auch der schwächste Schulmeister); andere bey weitem nicht fasslich genug (Matth. 4, 16: „Am Ort und Schatten des Todes" wird erläutert durch: „in der finstersten Nacht des geistigen Elendes" — !); noch andere beynah drollicht werden (bey dem Wort Joh. 7, 10 *heimlich* ist hinzugesetzt „*incognito*" — !!): so kann man doch im Ganzen mit dieser Arbeit zufrieden seyn. Wenn einmal auch für Schulmeister eine solche Erläuterungs-Schrift über die neuen Texte nöthig war, wovon freylich Rec. sich noch nicht völlig überzeugen kann: so werden sie aus der vorliegenden manches Belehrende und Nützliche für ihre Schuljugend schöpfen können. Manche Anreden an die Kinder sind freylich so wortreich, dafs der Schulmeister sie beynah nur abzulesen hat. Vieles hinzuzusetzen wird ihm häufig, wenn er nicht schwatzen will, nicht möglich seyn. Es hat den Anschein, als sollte das Buch eine Erbauungsschrift für die Jugend seyn. Wir finden das nicht zweckmäfsig, und hätten dem Vf. lieber gerathen, hie und da katechetische Fingerzeige zu geben, und — wenn einmal das Buch so stark werden sollte — anstatt der langen Paränesen, lieber eine Reihe zweckmäfsig geordneter Fragen abdrucken zu lassen. Das war schwerer, aber auch verdienstlicher. Mancher schwierige Wunsch ist überdiefs in seinem dogmatischen Sinne lang nicht genügend erläutert, z. B. Joh. 1, 36.

Über die *poetische Bearbeitung* No. 6 können wir uns kurz fassen. Der Vf. hat es gut gemeint; auch sind ihm einzelne Strophen gar nicht übel gelungen, besonders unter den epistolischen Texten. Allein um ganz zufrieden zu seyn, mufsten die Verse durchaus mehr religiösen Schwung, mehr freye Begeisterung, mehr Weiches und Lebendiges in den Wendungen haben. Zur Probe schreiben wir die Verse ab, die über einen der kürzesten Texte, am Charfreytag, gegeben sind:

„Heil Dir! Das Mafs der Qualen ist zu Ende,
Durch die du uns *zu gleichem Vorrecht* (?) weihst.
Getrost befiehlst du in des Vaters Hände
Sein Ebenbild, den unentweihten Geist.
Heil mir, wenn ich *für das*, was du begonnen, (?)
Dir ähnlich bis zum letzten Hauch gelebt:
Ich folge froh dir über Mond und Sonnen,
Dahin, wohin der Vater dich erhebt.

Rec. schweigt über das Müfsige und Leere,

wie über die Härten in diesen Strophen. Reime machen noch lange keine Poesie. Rec. gesteht, dass für ihn in dem einfachen Wort des Evangeliums (welches hier den Text ausmacht):

„Und Jesus rief laut und sprach: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Und als er das gesagt hatte, verschied er."

unendlich mehr, auch poetische Kraft liege. Dass es aber dem Vf. sonst nicht an Einsicht fehle, davon hat uns der voranstehende Aufsatz, dessen Schreibart indess ebenfalls höchst ungeschmeidig ist, überzeugt.

Es sind übrigens, auf Veranlassung jener neuen Texte, ausser den No. 2 — 6 angeführten Schriften, noch einige andere erschienen, deren Anzeige wir, sobald uns dieselben zu Händen kommen werden, nachzuliefern versprechen. NA.

LITURGIK.

Leipzig, b. Fleischer dem Jüng.: *Agende, oder Anleitung, wie die Prediger ihren kirchlichen Amtshandlungen eine würdige Form geben mögen*, von *C. F. Sintenis*, Consistorialrath und Pastor zu Zerbst. 1808. XXX und 336 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Gedanke, dass der Formularzwang wider den Geist des ächten Protestantismus sey, und dass man Jedem die Form seiner Ministerialhandlungen selbst überlassen solle, findet in den neueren Schriften immer mehr Eingang; aber Rec. hatte ihn bisher in keiner gefunden, die durch die That selbst wieder eine Sammlung von Tauf-, Copulations- und anderen Formularen lieferte. Hr. *S.* hingegen, der überhaupt das Schreiben nicht satt bekommen kann, spricht in seiner Vorrede laut und nachdrücklich gegen alle Zwang-Agenden, wodurch der Aberglaube bestärkt, Trägheit und Schlendrian befördert, die Achtung des Predigerstandes geschwächt, die protestantische Lehrfreyheit gehemmt werde; und beweist diess alles mit einer Menge Kraftstellen aus Luthers und Anderer Schriften. Er selbst giebt Vorr. S. 22 die Bestimmung aller Agenden dahin an, zuerst Freyheit von den alten papistischen Formen und zuletzt Freyheit von allen Arten von Zwangform zu bewirken, und sagt (S. 25): „Es ist Zeit, dass *aller* Agendenzwang aufhöre, damit endlich einmal, nachdem die evangelische Kirche nun bald ihr drittes Jubelfest feyern wird, der Protestantismus wenigstens auf dieser Seite als vollendet erscheine." — Wozu macht sich denn also der Vf. dadurch, dass er eine neue Agende herausgab, der alten Sünde selbst theilhaftig? Widerspricht man sich nicht selbst, wenn man gegen den Gebrauch fremder Arbeiten schreibt und in demselben Augenblick ein ganzes Buch derselben vorschiesst? So lange dienstfertige Geister nicht aufhören, dergleichen Brücken zu bauen: so lange werden auch Andere kein Bedenken tragen, über sie hinzulaufen. Indess verstehen wir die Absicht des Vfs. wohl. Wenn er den Obern jetzt noch erlaubt, eine Sammlung von Formularen zu veranstalten: so geschieht es bloss, dass junge Anfänger im Amte gleich Muster vor sich finden, nach denen sie ihre Bildung betreiben, und selbst mit der Zeit etwas Besseres zu machen lernen mögen. Man soll also seine Agende so lange noch als Muster betrachten, bis man selbst im Stande ist, Musterarbeiten dieser Art zu verfertigen. Sie soll nicht eine *steinerne*, sondern *fliegende* Brücke seyn, bis die Kräfte so weit erstarken, dass man allenfalls über den Fluss zu schwimmen vermag. So denken neben ihm Hunderte von Vielschreibern; wenn *sie* nur noch gekauft, gebraucht, als Muster betrachtet werden: dann wollen sie gerne erlauben, dass ausser ihnen keine mehr genutzt werden. Allein wer im Ernste verlangt, dass Kinder ohne Laufbänder gehen lernen sollen, muss es dadurch beweisen, dass er diesen Bänderkram bey sich selbst ganz eingehen lässt, sollte ihm auch ein ganzes Dutzend derselben liegen bleiben, als Ladenhüter. Denn das beste Mittel, das Versuchen eigener Kräfte zu befördern, besteht darin, dass man die Gelegenheit abschneidet, sich bequem auf Andere stützen, und anhalten zu können. Weit weniger ist es der *Zwang* von Aussen, als der *Mangel an Zwang* von Innen, der jetzt noch zum Gebrauch vorgeschriebener Formulare verleitet; letzterer wird aber mächtig genährt durch die Frachtfuhren fremder Vorarbeiten auch ohne verbindende Kraft, mit denen man noch unaufhörlich der Trägheit zu Hülfe kommt, und das bisher Unbrauchbare zu neuer Brauchbarkeit verjüngt.

Da die Agende des Vfs., seiner eigenen Bestimmung gemäss, nur in so fern bestehen soll, als sie als *Muster* angesehen werden könne: so sind wir ihm schuldig zu zeigen, warum wir sie nicht dafür ansehen können. Die Amtshandlungen der Geistlichen lieben jene stille Einfachheit und erhabene Ruhe, die alles redselige Geräusch verschmähet. Gegen dieses Gesetz verstösst der Vf. mit seiner affectirten Redseligkeit über alles, was er eben gethan hat, oder noch thun will, und Andere auf sein Geheiss thun sollen, oder gethan haben, besonders in den Taufreden. — Auf Beantwortung der Frage: ob das Kind getauft werden soll? (die eigentlich durch die Gegenwart der Taufzeugen schon beantwortet ist) sagt er S. 49: „Auf Ihr ausdrückliches Verlangen soll es also auch geschehen. *Lassen sie das Kind mir reichen.*" Nachdem es geschehen: „Empfangen Sie, wertheste Taufzeugen, unseren Täufling aus meinen Händen zurück, und lassen Sie uns gemeinschaftlich beten." S. 52: „Freudig geben Sie es (das Kind) mir! Freudig hab' ichs in Empfang genommen und taufe es u. s. w." — „Wir wollen im Namen dieses Kindes beten, und *ich will es dabey in meinen Armen behalten.*" — „Also haben wir im Namen dieses Kindes zu Gott gebetet; nun wollen wir ihm mit aufgelegten Händen unsere besten Wünsche ertheilen." Endlich ruft er zu allem Überfluss noch recht pathetisch aus: „Vollbracht die Tauf-

handlung, vollbracht im ächt protestantischen Geiste!“ Eben S. 80: „*Leiblicher Vater* unseres Täuflings u. s. w.“— So, wie der Vf. die Confirmanden S. 116 anredet, unterrichtet man schicklicher seine Zöglinge vor der Confirmationshandlung ausser der Kirche. S. 130 — 31 commandirt er sie, wie der Corporal seine Recruten: „Tretet hervor, ihr, die ihr das Bekenntniss der Christen ausgesprochen habt! — Ihr, die ihr hervortratet, tretet zurück in die gemeinschaftliche Reihe!“— In Wiederholung derselben Worte suchet der Vf. einen grösseren Nachdruck, als darin liegt. Der Segen gewinnt dadurch nichts, wenn es S. 53 heisst: „Wir segnen dich alle, wir segnen dich alle“; auch das Amen nichts, wenn er S. 67 wiederholt: „diess geschehe, diess geschehe,“ und der Abschied wird dadurch noch nicht rührend, wenn er S. 124 dreymal ausruft: „lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl.“ Überhaupt greift bey ihm der Wunsch, rühren zu wollen, manchmal zu seltsamen, läppischen Mitteln, z. B. S. 136: „Zwinge mir keiner von Euch (den Confirmanden), ach! *keiner von Euch*, je ähnliche Thränen ab! Blicket mich einmal alle fest an, *ich will euch nach der Reihe auch alle scharf anblicken*... Wie? welcher wäre der von Euch, der so schmählich lohnen könnte seinem treuen Lehrer?.... (nach einer langen Pause, durch welche der Prediger gewiss eine Todtenstille in der Gemeinde bewirkt). „*Sie sind nicht alle rein* — so flüstert etwas in mir. Ach Gott! ach Gott! dass ich *falsch* gehört haben möge! ach Kinder! ach Kinder! bringts dahin, dass ich wirklich falsch gehört habe!“ — Es ist ferner gegen die Würde geistlicher Amtsverrichtungen, auf die Gesinnungen derer, die sich wenig daraus machen, bey der Verrichtung selbst viele Anspielungen zu machen; der Prediger setzt dadurch die vor ihm stehenden Personen in Verlegenheit, und erregt den Verdacht, als bedürften sie seiner Apologie wirklich. In diesem Augenblick erfülle ihn bloss die Würde des Geschäfts durch würdige Darstellung! Aus diesem Grunde finden wir S. 55, 56 und 75 sehr unschicklich. — Die 15 Taufrede spricht über die Armuth kinderreicher Ältern zu ihrer eigenen Beschämung gar zu weitläuftig und gewiss nicht zur Zufriedenheit derselben; in der Confirmationsrede S. 140 — 41 wieder viel zu complimentenreich gegen die Ältern der Confirmanden, und S. 142 gegen diese selbst. — Die häufigen elliptischen Redensarten nehmen sich selten gut aus, z. B.: Noch einmal zu dir unser Gebet! — Der Himmel dir dafür zuletzt mit uns allen! — Herrlich und schön Ihr Vorhaben! Schön und wacker von ihnen gedacht! u. s. w. — Mit den dogmatischen Ansichten des Vfs. sind wir nicht überall einverstanden. S. 199 vergoss Jesus sein Blut *zunächst* und *unmittelbar* für die Apostel, denen er Gottes Wort, seine Lehre übergeben hatte; wir aber meinen, dass seine Ab- und Aussicht dabey sich viel weiter verbreitete. Auch ist der Leib J. (S. 206) nicht *gebrochen* worden, welchen harten Ausdruck der Vf. in seinen Beichtreden so oft wiederholt, sondern es wurde bey ihm von der Gewohnheit, Missethätern die Glieder zu zerschmettern, desswegen eine Ausnahme gemacht, weil bey der Wunde in der Seite, Joh. 19, 34, αἷμα καὶ ὕδωρ ἐξῆλθεν. — Übrigens finden wir auch in diesem Werke des Hn. *S.* eine Bereicherung unseres Sprachschatzes. Doch müssen wir wenigstens folgenden Ausdrücken unseren Beyfall versagen: für *selbiges*, st. dasselbe; das nach *Vergang* schmeckende Wesen der Welt; *Schäpfer*, *Geschäpf*, st. Schöpfer, Geschöpf; *Zukünfte*; mit vielen Ältern seiner Confirmanden war der Vf. *überganz* zufrieden. *Lebengeber* gefällt uns so wenig, als *Hufnagels* mit jeder Erndte wiederkehrender *Erndtevater*. S. 253 hatte der Vf. ein Paar junge, gesunde, starke, arbeitslustige, *junge* Leute zu copuliren. — Das Papier könnte für den Preis des Buches besser seyn.

A + X.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Oldenburg*, b. Schulze: *Ist die Wiedervereinigung der beiden christlichen Hauptparteyen zum Wohl der Christenheit nothwendig, und welche Folgen werden daraus entstehen?* Nebst einigen Worten zur Vertheidigung des Glaubens an eine fortschreitende Aufklärung und Moralität der Menschheit. 1809. 75 S. 8. (8 gr.) Die Frage wird in dieser Schrift aus dem gewöhnlichen Gesichtspuncte beurtheilt. Der Zweck des Christenthums ist, wie sich der Vf. S. 9 ausdrückt, moralisch gute Menschen zu bilden, über unsere Pflichten und die Gewissheit der Unsterblichkeit uns zu belehren u. s. w. Diesen Zweck erkenne jede Partey an. Wir seyen also in der Hauptsache einig. Ob für die eine oder andere Partey eine wirkliche Reform Bedürfniss geworden, die einer allmählichen Vervollkommnung vorzuziehen sey — diess sey zu bezweifeln. Jede Vereinigung müsse übrigens das Wohl der Christenheit zum Zweck haben, wozu das erste Erfodernis ein freyes Bekenntniss der Wahrheit sey, das zweyte, dass die Wahrheiten des Christenthums auf die wirksamste Weise zur allgemeinen Einsicht gebracht würden. Die Verschiedenheit in Meinungen sey kein Unglück, denn durch sie solle der menschliche Geist in beständiger Thätigkeit erhalten werden; wirklich sey insonderheit durch die religiöse Trennung der Forschungsgeist von Neuem belebt worden u. s. f. Der Anfang dieser kleinen Schrift ist gegen verschiedene Äusserungen des sel. *Brandes* zu Hannover (in dessen Betrachtungen über den *Zeitgeist* in Deutschland) gerichtet. Hier sind wir im Ganzen des Vfs. Meinung, dass endlich der Glaube an ein stets fortschreitendes Besserwerden nicht aufgegeben werden dürfe. — Das Schriftchen ist übrigens mit Ruhe und anmasungslos geschrieben, einige vielleicht zu entscheidende Ausdrücke gegen Hn. *B.* ausgenommen, der in den einzelnen Fällen, wovon hier die Rede ist, doch wohl immer die Wahrheit und Erfahrung auf seiner Seite haben möchte.

H. II.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JANUAR, 1811.

JURISPRUDENZ.

Hannover, b. Hahn: *Juristische Beobachtungen und Rechtsfälle, grösstentheils in der göttingischen Juristen-Facultät gesammelt und herausgegeben* von *Günther Heinrich von Berg*, der Rechte Doctor, Hof- und Canzley-Rath und Advocatus patriae zu Hannover (jetzt Regierungs-Präsident zu Bückeburg). 1ster Theil. 1802. 362 S. 2ter Theil. 1804. 358 S. 3ter Th. 1806. 308 S. 4ter Theil. 1809. 379 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Diese Sammlung von juristischen Bemerkungen gehört zu den besseren ihrer Art. Es ist nicht nur ein grosser Theil der abgehandelten Gegenstände interessant, sondern auch die Ausführung ist meistentheils gut, und der Vf. geht tiefer in seine Materie hinein, als praktische Schriftsteller sonst zu thun pflegen, denen es meistentheils genug ist, eine Observation mehr zu den vielen bereits vorhandenen Observationen hinzuzufügen. Auch hat man nicht nöthig, sich durch einen Wust von Nebensachen und von halb verständlichen und halb unverständlichen factischen Umständen und Beziehungen durchzuarbeiten, ehe man auf einen brauchbaren Satz stösst, wie solches dann der Fall zu seyn pflegt, wenn dem Publicum die Arbeiten praktischer Juristen in der Form wiedergegeben werden, wie sie solche zu den Acten bringen. Es finden sich in diesen vier Bänden nicht nur Bemerkungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft, sondern man kann auch aus denselben die Veränderungen gewahr werden, welche die deutsche Rechtsverfassung seit den letzten zehn Jahren erlitten hat, und die ihr noch bevorstehen. Überdiess lehrt ein Blick in das Inhaltsverzeichniss, mit was für Händeln die Gerichtsbehörden in diesem, an neuen Erscheinungen in jeglichem Theile menschlicher Angelegenheiten so reichen Zeitraume beschäftigt gewesen sind, und woher die Juristen Stoff zu ihren Untersuchungen genommen haben. In den ersten beiden Theilen findet man nur Untersuchungen über Fragen und Geschäfte, welche lange schon die Juristen beschäftigt, und die nur auf das gemeine Seyn Beziehung haben. Nur ein paar Mal, nämlich in der ersten und vierzehnten Abhandlung des ersten Theils, sind Spuren der Zeit sichtbar, denn es ist von der Verpflichtung der Kammergüter und der Juden, zu Kriegssteuern beyzutragen, die Rede. An der Spitze des dritten Theils hingegen steht gleich eine Materie, welche den Obrigkeiten und Unterthanen seit den letzten fünf Jahren Schweiss und Blut ausgepresst hat, nämlich die Materie von den Einquartierungen. Dann zeigt sich in demselben der Reichs-Deputations-Hauptschluss, und zwar auf eine Weise, die es sehr glaublich macht, dass dieses, seinem Vormanne, dem westphälischen Frieden, sonst so unähnliche Reichsgrundgesetz ihm darin ähnlich geworden seyn würde, dass es, wenn sein Leben nicht von so gar kurzer Dauer gewesen wäre, den Juristen Veranlassung zu Untersuchungen und Controversen gegeben hätte. Selbst der pressburger Frieden — XIX — wird sichtbar, und es werden einige der bald veralteten Verhältnisse der deutschen Könige von der ersten Creation zum deutschen Reich, welche so vielen Stoff zu Meinungen und zu Verrückungen der Köpfe mit sich führten, erörtert, aber auf eine so gemässigte Weise, dass die vorgetragene Meinung schwerlich jemals praktisch geworden seyn würde. Im vierten Theile endlich herrscht die Materie von den Einquartierungen noch mehr vor, und die neuen Rechte, welche in den hannöverischen Landen einheimisch zu werden im Begriff standen, werden immer sichtbarer. In mehreren Arbeiten, welche in die kurze Periode fallen, wo Preussen die hannöverischen Lande zu seinen Staaten zählen zu können wähnte, finden sich Hinweisungen und Argumentationen aus dem preussischen Gesetzbuch, und zwey Abhandlungen — die 19te und 30ste — haben es mit französischen Gesetzen und Instituten zu thun.

Es würde sich mit dem uns angewiesenen Raume nicht vertragen, wenn wir uns über alle 120 Abhandlungen, welche in diesen vier Theilen enthalten sind, verbreiten wollten. Wir wollen uns daher nur auf einige Bemerkungen einschränken. Eine grosse Leichtigkeit in der Darstellung, Bestimmtheit in den Begriffen, ein sehr richtiger praktischer Blick, zeichnet die Arbeiten eben so sehr aus, als ein freymüthiger, wahrheitsliebender, durch mannichfaltige Kenntnisse und Erfahrungen gebildeter Geist daraus hervorleuchtet. Zu besonderen Bemerkungen giebt uns gleich die erste Abhandlung des ersten Theiles Veranlassung, welche den Gütern, die ehemals Kammergüter waren, nach ihrer Veräusserung an Privaten dieselben Rechte und Freyheiten in Ansehung der Steuern vindiciren will, welche sie hatten, als sie noch Kammergüter waren. Wenn man nicht in Abrede stellen will, dass

in sehr vielen einzelnen Fällen die Besitzer solcher Güter, vermöge der Rechte, die sie ganz bestimmt aus ihren Kaufcontracten haben, auf dergleichen sehr ausgedehnte Freyheiten Anspruch machen können: so glaubt Rec. doch nicht, dass die Freyheiten von Steuern und anderen, den Unterthanen obliegenden Verpflichtungen, welche Güter zu geniessen haben, so lange sie in den Händen des Landesherrn oder landesfürstlicher Kammern sind, ihnen vermöge allgemeiner Grundsätze in demselben Grade bleiben müssen, wenn sie in den Besitz von Privatpersonen kommen. Derjenige, welcher Steuern zu geben hat, ist bey aller Absonderung, die zwischen der Chatoulle und der Kammer- und Steuer-Casse Statt finden mag, dort mit demjenigen, dem gegeben werden soll, in einer viel zu engen Verbindung, das Herbeyziehen oder Freylassen ist unmittelbarer oder mittelbarer Weise zu oft eine ganz gleichgültige Sache, eine wahre Spielerey, wobey mit der einen Hand gegeben, mit der anderen genommen wird, als dass sich das Freylassen, und überhaupt dasjenige, was man einem Gute, so lange es in den Händen des Staats oder seines Fürsten ist, ansinnet und nicht ansinnet, sofort für ein Recht ansehen liesse, was dem Gute selbst widerfahren wäre, und dass deshalb ein jeder Besitzer ein Gleiches sollte fodern können. Am wenigsten lässt sich daraus, dass es wider alles Recht und wider alle Billigkeit ist, wenn Rechte, die Rittergütern ankleben, verloren gehen oder ruhen sollen, wenn solche in die Hände von Bürgern kommen, die Folge herleiten, dass auch Güter, welche aus den Händen der Landesherrn in die Hände von Privatpersonen kommen, gleichfalls ihre Rechte behalten müssen, wie S. 30 geschieht. Denn es ist doch ein grosser Unterschied unter dem Landesherrn und einem Unterthanen, und unter zweyen Unterthanen von verschiedenen Ständen. Immerhin mögen sämmtliche Chatoull- und Kammer-Güter von Steuern frey bleiben, dadurch wird am Ende in der Einnahme und Ausgabe kein Ausfall entstehen; denn es lässt sich hier füglich anwenden, was *Möser* bey einer anderen Gelegenheit sagt: „Ein jeder Schaden, er komme aus der Chatoulle oder dem Armenblocke, muss am Ende doch von den Unterthanen vergütet werden, weil alle Beutel der Obrigkeit, sie mögen numerirt seyn wie sie wollen, gemeines Gut enthalten, dessen Ausfälle früh oder spät wieder gedeckt werden müssen." Ganz etwas anderes hingegen ist es mit der Steuerfreyheit der Güter, die in den Händen von Privatpersonen sind; und in vieler Hinsicht hat die Gleichsetzung der Rittergüter mit den Kammergütern, welche natürlich den Besitzern der ersteren sehr angenehm ist, wesentlichen Schaden gethan, und den wahren Standpunct verrückt. Den in No. 13 aufgestellten Satz, dass Milderungsgründe selbst dann, wenn dem Gesetze die Clausel *nach Befinden* beygefügt ist, den Gerichtshöfen kein Recht geben, von der vorgeschriebenen Art der Strafe abzugehen, würde Rec. nie unterschreiben. Auch schränkt der Vf. Th. 2. No. 7 seine Meinung dadurch ein, oder er hebt sie vielmehr dadurch gänzlich auf, dass er in Ansehung solcher Milderungsgründe, welche eine Veränderung der Thatsache bewirken, eine Ausnahme macht; denn wo sind hier die Grenzen? In der 20sten Abhandlung nimmt der Vf. den Ausdruck *dominium utile*, wodurch man seit langer Zeit das Recht des Vasallen am Lehn ohne allen Nachtheil bezeichnet hat, in Schutz. Richtig ist die Bemerkung am Schlusse, dass Veränderungen in der einmal angenommenen Terminologie selten von grossem Werth sind, daher versuchen sich auch nur junge Helden gern an Wörtern. Der Unterschied, welcher in No. 21 zwischen Landesverweisung, Landesräumung und Landesverbot angenommen wird, kann zwar wohl erklärt, und mit Allegaten aus Juristen belegt werden; wenn man jedoch das Eine oder das Andere gegen Landeseinwohner verfügt: so liegt der Unterschied mehr in den Worten als in der Sache selbst, und verdient keinen Beyfall. Die Ehrlosigkeit, welche mit der ersteren verbunden seyn soll, ist nichts anderes als eine besondere Zugabe, die mit dem Wesen der Sache selbst ganz und gar nichts zu thun hat. Es taugt wenig, wenn man durch dergleichen künstliche Distinctionen der Polizey, welche ohnehin grosse Neigung hat, das Fass mit dem Boden auszuschlagen, ihr Werk zu sehr erleichtert. Ein jeder Einwohner eines Staats hat *ex receptione* ein *jus quaesitum* auf Fortsetzung seines Aufenthalts in dem Staate, der ihn einmal aufgenommen hat, welches ihm nicht anders als ein jedes andere *jus quaesitum* genommen werden darf. Lässt sich ein solches *Factum receptionis* nicht in jedem Falle beweisen: so ist doch die Vorstellung von dem Daseyn desselben im Kleinen eben so wohlthätig, als die Idee, dass der Staat selbst auf einem Vertrage beruhe, im Grossen äusserst erspriesslich werden kann, und zu ungleich wohlthätigeren Folgerungen führt, als die Idee, dass der Staat ein Geschöpf der Gewalt sey.

Im *zweyten* Theile handelt die 4te Abhandlung von den Verbrechen, welche von Amtswegen nicht untersucht werden. Gewöhnlich rechnet man Ehebruch und geringe Injurien hieher. Es ist wahr, dass die Untersuchung und Bestrafung dieser Vergehungen sehr häufig weit mehr Übel und Ärgerniss in die Welt bringt, als dadurch Gutes gewirkt wird. Doch hat nach unserem Dafürhalten eine solche Ausnahme, so lange man die Untersuchung und Bestrafung dieser Handlungen in den Händen des peinlichen Richters lässt, auch sehr Vieles gegen sich, und führt gar manche, den Criminalrichter und sein ernstliches Amt compromittirende Unstatten herbey. Es möchte daher wohl am besten seyn, wie auch der Vf. gewissermassen räth, die Bestrafung dieser Vergehungen in der Regel der Polizey zu überlassen, und sie nur in besonderen Fällen dem Criminalrichter zu übergeben. Die Polizey hat ein ganz anderes Gewissen als die Criminal-Justiz, sie steht mit dem Publicum in einer weit genaueren Verbindung, sie

kann ignoriren, warnen, liegen lassen, ihr ist es oft genug, wenn sie ein Übel verhindert, oder ihm Einhalt thut und ihm gewisse Grenzen setzt, da hingegen die Criminal-Justiz eigentlich unversöhnlich ist, und nur zu strafen hat. No. 18 betrifft einen Kindermord. Die Justiz-Canzley zu Hannover verurtheilte, wie Rec. glaubt, nach den vorhandenen Gesetzen mit gutem Grunde die Kindermörderin zum Tode. Aber warum sie die Verbrecherin nicht der Gnade des Königs empfehlen wollte, kann man nicht einsehen, da die Gesetze über den Kindermord auch denjenigen Criminalisten, die nicht zu den weinerlichen gehören, so beschaffen zu seyn scheinen, dass in der Regel die Gnade des Landesherrn nöthig ist, um das geschriebene Recht mit der ewigen Gerechtigkeit und Weisheit, so weit dieses möglich ist, in Harmonie zu bringen. Übrigens ist die Arbeit, wie auch eine andere Criminal-Relation — Th. 4. No. 14 — äusserst gründlich. Beide Fälle widerlegen zugleich den Vorwurf des trägen Ganges, der so oft mit grosser Dreistigkeit und viel zu grosser Allgemeinheit und Einseitigkeit dem bisherigen deutschen Criminalwesen, bey welchem man doch so ganz gut gefahren ist, gemacht wird. Denn 7—8 Monate nach der That erfolgten die Urtheile, und dieses ist doch wohl nicht zu lange, wenn es auf Leben und Tod ankommt. Und ist denn die Eilfertigkeit, womit man jetzt in Allem zu Werke geht, etwas entschieden Gutes? Und sollte wohl bey dem neuen Verfahren eine solche gründliche Erörterung und Prüfung möglich seyn? Gründlichkeit und Genauigkeit ist aber doch nun einmal der Charakter der Deutschen, davon hängt seine Beruhigung ab; deshalb überzeugen ihn auch die Versicherungen, dass das neue Criminalverfahren allen Erwartungen entspreche, welche man sich im Voraus davon gemacht habe — so wenig dieses auch an sich sagen will — nicht. Er will Proben. Auch erscheint die Sache selbst nach den Winken des erfahrenen und geistreichen Verfassers der *reflexions morales sur les delits* ganz anders.

Der dritte Theil hebt mit einer Untersuchung über das Verhältniss zwischen Miether und Vermiether in Beziehung auf die Einquartierung an. Der Vf. erklärt sowohl hier, als in der 1sten, 2ten und 6ten Abhandlung des 4ten Bandes, nachdem er die verschiedenen Theorieen über dieses allerdings schwierige Verhältniss angeführt und beurtheilt hat, dass er die Einquartierungslast für eine gemischte Last halte. Insbesondere unterscheidet er unter der Quartierlast, und den Verpflegungskosten, und gesteht dem Miether wegen jener, nicht aber wegen dieser unter gewissen Modificationen eine Foderung an seinen Vermiether zu. Diese Meinung, so viel Scheinbares sie hat, will Rec. gleichwohl nicht einleuchten. Schon wegen der vielen Modificationen, wegen der grossen Willkühr, die dabey dem Richter immer übrig bleibt, und wegen der Nothwendigkeit, dass er bey jedem einzelnen Falle das Amt einer verwaltenden Behörde verrichten muss, indem bald nach Dritteln bald nach Vierteln u. s. w. getheilt werden soll, scheint sie zu einem civilrechtlichen Satz nichts zu taugen. Aber auch andere Gründe stehen ihr entgegen, und Rec. kann die Last der Einquartierung, nach unseren gemeinen Rechten, nur für eine Last der Hausbesitzer halten. Natürlich ist hiebey nur von feindlicher Einquartierung in den Städten, welche mit einer gewissen Ordnung, sey es von wem es wolle, vertheilt wird, die Rede. Was in Tagen des Sturms geschieht, wie wir ihn in unseren Gegenden in der Mitte des Octobers 1806 gesehen haben, gehört nicht hieher; hier ist Alles Glücks- oder Unglücks-Fall, den Jeder zu tragen hat, wie er ihn trifft. Die Hausbesitzer sind ja nach der bestehenden Verfassung die eigentlichen Mitglieder der Commüne, auf welche das Militär gewiesen ist, an welches es sich hält; sie geniessen die mit dieser Qualität verbundenen wirklichen und vermeintlichen Vortheile, und schliessen nicht selten alle Übrigen, die nichts weiter als Einwohner des Orts sind, auf eine höchst unfreundliche Weise von aller Theilnahme daran aus; sie wollen allein rathen, müssen daher auch, wie die Paroimie sagt, allein thaten. Und warum sollte auch der Besitzer eines Hauses, der solches vermiethet hat, und dadurch nicht selten einen beträchtlichen Gewinn zieht, und der dadurch mit einer Actie bey der Commune interessirt ist, besser daran seyn, als ein Anderer, der sein Haus bloss zu seiner Wohnung gebraucht, und der dessen gern entrathen wäre, wenn es sein Gewerbe nur zuliesse. Wird bey dieser Theorie die Last für die Hausbesitzer zu drückend: so muss der Staat auf andere Weise helfen; der Richter darf aber deshalb den einzelnen Miethsmann, der nicht zu der Commune gehört, nicht herbeyziehen. Findet der Staat es für nothwendig und billig, dass die Hülfe, deren die Hausbesitzer bedürfen, dadurch herbeygeschaft werde, dass die Miether, welche in grossen Städten oft einen ansehnlichen Theil der Einwohner ausmachen, zu den Einquartierungslasten mit concurriren: so müssen sie von der Obrigkeit nicht bloss *für* ihre Hauswirthe, sondern *für*, *neben* und *mit* den *sämmtlichen* Hausbesitzern, nach einem billigen Verhältniss herbeygezogen werden; sie müssen nicht dem *Einzelnen*, sondern der *ganzen Commune* die Last mit tragen helfen. Unterbleibt dieses, so kommt es der Justizbehörde nicht zu, aus Billigkeitsgründen eine Remedur treffen zu wollen. Von diesen Grundsätzen ist Rec. bereits vor vier Jahren bey Entwerfung einer diesen Gegenstand betreffenden Verordnung ausgegangen, und er hat keine Ursache, die deshalb getroffenen Massregeln zu bereuen. Dass es übrigens eben so gerecht als weise ist, den Quartierwirthen aus öffentlichen Mitteln eine Unterstützung zu gewähren, und dadurch die Einquartierungslast zu einer Staatslast zu machen, muss um so mehr dann einleuchten, wenn, wie dieses bey den französischen Dispositionen oft der Fall ist, eine weite Vertheilung der Truppen nicht möglich ist. Aber irrig ist es, wenn man glaubt, dass durch eine vom Staat bewilligte Entschädigung die ganze Ansicht der Sache

geändert sey. Denn der Staat mag noch so liberal dabey zu Werke gehen: so wird die Einquartierung doch noch immer eine sehr bedeutende Vermögenslast bleiben, da, wie man aus Erfahrung weiss, eine Vergütung, welche dreyfach so gross war, als der Werth dessen, was dem gemeinen Soldaten reglementsmässig gebührte, doch nicht hinreichte, den Wirth zu entschädigen. — Von der Einwirkung der Landstände auf die Polizeyverwaltung wird in der 4ten Abhandlung mit Recht gesagt, dass es in Deutschland verschieden damit gehalten werde. Eigentlich steht ihnen wohl nichts weiter zu, als das Recht, einen guten Rath zu geben. Ihr Rath sollte aber von den Polizey- und Regierungs-Behörden mehr berücksichtigt werden, denn manche Verfügungen dieser Behörden erfodern Local- und Detail-Kenntnisse, welche die aus allen Theilen des Landes zusammenkommenden Stände, die den grössten Theil des Jahres hindurch als Privatleute leben, besser einsammeln können, als obrigkeitliche Behörden, die nur zu oft bloss durch Andere sehen müssen, und denen man nur zu oft die Sachen so sehen lässt, wie man es für gut findet. No. 10 beschäftigt sich mit dem Satze: Gesetze begründen kein *jus quaesitum*. Es ist richtig, dass Rechte, in deren Genuss man bloss wegen eines vorhandenen Civilgesetzes, wegen des *juris objectivi*, sich befindet, nicht dergestalt für *jura quaesita* gehalten werden können, dass man sich über Unrecht beklagen kann, wenn man durch Veränderung in der Gesetzgebung aus dem Genuss dieser Rechte gesetzt wird. Da sind denn Fälle dieser Art selten, denn die Gesetze geben uns in der Regel keine Rechte, sondern sie geben uns nur Aussichten auf Rechte, z. B. Successions-Gesetze; oder sie enthalten die Bedingungen und Modificationen, unter welchen wir vorkommenden Falles Rechte haben, z. B. Pfand- und Concurs-Gesetze. Sollen wir wirklich Rechte durchs Gesetz haben: so muss ein Factum hinzukommen, es muss z. B. der Successionsfall eingetreten, das Pfand bestellt seyn. Ist aber dieses geschehen: so ist das auf das Gesetz gegründete Recht, und das mittelst der vorhandenen Gesetzgebung erworbene Recht allerdings ein *jus quaesitum*. Die Sache verdiente einmal von allen ihren Seiten erörtert zu werden, wenn nicht die ganze Lehre von den *juribus quaesitis*, auch da, wo sie wirklich auf sehr gutem Grunde beruhen, und durch Vertrag oder sonst gültig erworben sind, anfinge zu den Antiquitäten zu gehören, und schwerlich in einem Handbuche des Staatsrechts wieder so dargestellt werden wird, als sie in dem *leistischen* dargestellt worden ist. Die Nachtheile, welche unvermeidlich sind, man mag den Gerichtsherrn die Befugniss, ihre Hintersassen vor ihren eigenen Gerichten zu belangen, beylegen oder absprechen, — wovon die 18te Abhandlung redet — beweisen, dass die Patrimonial-Gerichtsbarkeit dem Wesen einer guten Justiz zuwider ist. Aber freylich gehört sie zu den *juribus quaesitis*. Möchte doch die Ritterschaft im Königreich Sachsen, auf dem bevorstehenden Landtage, auf welchem die Frage wegen der willkührlichen Entlassung der Gerichtshalter ohne Zweifel wieder zur Sprache kommen wird, durch einen patriotischen Entschluss, dieses Recht, das ohnehin wenig reelle Vortheile gewährt, dem Staate zurückgeben, dem es gehört! Wie viele Modificationen wären dann möglich, die, wenn die Staatsgewalt die Aufhebung gebietet, nicht zu erwarten sind.

Im 4ten Theile handelt die 4te Abhandlung von der Wirkung der Edictal-Ladung und dem darauf folgenden Präclusiv-Bescheide. Mit Recht entscheidet sich der Vf. für die Meinung, nach welcher die Nichterschienenen und Präcludirten nun weiter nicht gehört werden können. Aber desswegen sollte man auch nicht so leichtsinnig dazu schreiten, und man sollte solche Mittel der Bekanntmachung wählen, die ihren Zweck erfüllen. Dieses ist aber gewiss der Fall nicht, wenn man sich auf die Insertion in ein Landesblatt einschränkt, welches wenig oder gar nicht über die Grenzen zu gehen pflegt. Auffallend ist es, dass man, so viel Rec. weiss, im Königreich Westphalen die eigentliche Edictal-Ladung unbekannter Personen gar nicht kennt. Dieses ist eine Lücke, welche bey der Sitte der Deutschen, sich in alle Welt-Gegenden zu verbreiten, mannichfaltige Unbequemlichkeiten hat. In der 8ten Abhandlung wird aus guten Gründen die Befugniss des Oberrichters, untergerichtliche Erkenntnisse *ex officio*, zum Vortheil dessen, der nicht appellirt hat, abzuändern, äusserst eingeschränkt. Am besten wäre es, wenn ihm diese Befugniss ganz genommen, und wenn selbst die Adhäsion, wie auch hie und da geschehen ist, ganz aufgehoben würde. Bey dieser Gelegenheit, wo der Vf. von der *Reformatio in pejus* spricht, bemerkt er, dass er nicht von *sententiis bene latis et in pejus reformatis*, von welchen *L. I. D. de appell.* handelt, spreche. Diese werden ewig bleiben, No. XIV dürfte ein Beyspiel einer solchen *sententiae bene latae et in pejus reformatae* enthalten. Auch die höchsten Gerichtshöfe sind mit Menschen besetzt, die dem Irrthum und allen übrigen Einflüssen, unter denen der Mensch steht, unterworfen sind; sie sind es vielleicht in demselben Grade mehr, als sich ihr Geschäftskreis von dem eigentlich Praktischen entfernt, und als ihr Blick in das eigentliche menschliche und bürgerliche Leben und Gewerbe mehr beschränkt ist. No. X enthält viele richtige Bemerkungen über die Rückwirkung neuer Gesetze. Doch scheint es Rec., was die authentische Auslegung anbetrifft, dass solche nie zum Behuf der Entscheidung eines anhängigen Rechtsstreits eingeholt werden dürfe. Dahin scheint auch der *Code Napoléon* Art. 4 zu gehen. Die Wissenschaft sowohl als die Justizpflege dürfte dabey gewinnen.

(Der Beschluss folgt zu Ende des nächsten Stücks.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JANUAR, 1811.

JURISPRUDENZ.

Cassel, in der königl. Buchdruckerey: *Bürgerliche Procefs-Ordnung für das Königreich Westphalen.* Zweyter Theil. Auch mit dem entgegenstehenden franzöfischen Titel: *Code de procedure du Royaume de Westphalie.* Franzöfisch und deutsch. 1810. 291 S. 8. (Beide Theile 1 Rthlr. 20 gr.)

Defsgleichen enthalten in dem Bülletin der Gefetze.

Die erften drey Bücher der bürgerlichen Procefs-Ordnung für das Königreich Weftphalen (f. Recenf. des 1 Thls. 1809. No. 179), welche bereits am 16 Auguft 1808 von den Ständen des Königreichs als Gefetz angenommen, und am 1 März 1809 in den Gerichten eingeführt wurden, enthielten noch bey weitem nicht alle wefentlichen Theile des Proceffes. Sollten fie mit Nutzen zur Wirkfamkeit kommen: fo war es nothwendig, fie zu vervollftändigen. Da im J. 1809 keine Verfammlung der Reichsftände Statt hatte, fondern diefe erft im Anfange des Jahres 1810 für jenes Jahr gehalten wurde: fo war es, nach der Verfaffung Weftphalens, nicht möglich, die nothwendige Vervollftändigung zeitig durch ein *Gefetz* zu bewirken. Sie gefchah alfo *provi∫ori∫ch* durch königl. Decrete, welche unter folgendem Titel (auch aufser dem Gefetz-Bülletin) bekannt gemacht wurden:

Fortfetzung der bürgerlichen Procefsordnung für das Königreich Weftphalen. Königliche Decrete vom 19 *Januar*, 10 *Februar*, 8 *April und* 15 *Jul.* 1809. Caffel, in der königl. Buchdruckerey 1809, mit entgegenftehendem franzöfifchem Texte (287 S. 8); wobey die Regierung noch befonders den löblichen Zweck zu erkennen gab, diefe Fortfetzung vor ihrer definitiven Publication als Gefetz der Prüfung der Erfahrung zu unterwerfen. K. Decr. vom 19 Jan. 1809: . . . „in Erwägung, dafs es die Zeit nicht geftattet (hat, *permit*), den Ständen unferes Königreichs eine vollftändige Civil-Procefsordnung vorzulegen; dafs ferner die Vollziehung des Gefetzes vom 16 Aug. v. J., welches nur die drey erften Bücher derfelben enthält, auf den erften März d. J. verfchoben wurde, theils um die Gerichte in Stand zu fetzen, fich mit dem Geifte diefer Procefsordnung vertraut zu machen, theils um zu deren Vollendung Zeit zu gewinnen; dafs es jedoch ferner nöthig ift, die Fortfetzung derfelben, fo wie ihre einzelnen Theile von unferem Staatsrathe vorbereitet, und von uns genehmigt werden, bekannt zu machen; dafs endlich der Drang der Umftände nicht geftattet, die Zufammenkunft der Stände zu erwarten, dafs es im Gegentheile fogar vortheilhaft feyn dürfte, fich, ehe ihnen diefe Fortfetzung vorgelegt wird, über deren Zweckmäfsigkeit durch die Erfahrung zu belehren, und dafs die Commiffion der Stände um fo mehr im Stande feyn wird, Verbefferungen, deren diefelbe etwa bedürfen möchte, in Vorfchlag zu bringen" u. f. w.

Diefe proviforifchen Decrete wurden nun in der Anfangs 1810 für das Jahr 1809 gehaltenen Reichsverfammlung den Ständen zur Prüfung und Sanction vorgelegt, welche denn auch, nachdem die ftändifche Commiffion verfchiedene, doch nicht wefentliche, Veränderungen vorgefchlagen hatte, die auch zum Theil von der Regierung angenommen wurden, am 12 März 1810 Statt fand.

Rec. befchränkt fich darauf, hier diefes, folchergeftalt fanctionirte *Gefetz* anzuzeigen, und deffen Inhalt kurz zu entwickeln, da die Wirkfamkeit der proviforifchen königl. *Decrete* jetzt bereits feit geraumer Zeit aufgehört hat.

Das IV Buch handelt *von den aufserordentlichen Rechtsmitteln, welche wider Erkenntniffe Statt finden.* Es find diefer *vier.* Es kann nämlich das befchwerende Erkenntnifs die Rechte einer dritten, nicht gehörten, Perfon kränken — dann fteht dagegen die *tierce opposition* offen; es kann das Refultat des Irrthums oder der Täufchung des Richters feyn, — die *requête civile* (*reftitutio in integrum*); feines Betruges oder grober Fahrläffigkeit — die *prise à partie* (Syndicats-Klage); oder endlich, es kann der Richter beftimmte Formen oder Gefetze, im Proceffe oder bey feinem Ausfpruche, verletzt haben, — die *Caffation.* Nur die bey den erften drey genannten Rechtsmitteln zu beobachtenden Formen find in dem gegenwärtigen Gefetze vorgefchrieben. Die Caffation, welche von dem Staatsrathe, als conftitutionellem Caffationsgerichte, gefchieht, hat die Beftimmung ihrer Formen in einem eigenen königlichen Decrete erhalten (Tit. 1). — Jeder Dritte kann wider ein Erkenntnifs, welches feinen Rechten nachtheilig ift, in dem Falle Einfpruch thun, wenn er oder diejenigen, deren Stelle er vertritt, bey deffen Ertheilung *nicht Partey waren* (das Gefetz fagt, wie der *Code de proc. franç.*, *nicht vorgeladen wurden*, ein Ausdruck, der fchon von *Pigeau* getadelt ward, da nicht die Unterlaf-

fung der Vorladung, fondern *nur der Umftand, dafs man nicht Partey war*, zu der *tierce oppos.* berechtigen kann). Eine Gefetzgebung, die der weftph. Procefs gänzlich aus dem franzöfifchen entlehnt hat, die aber von den franzöfifchen Appellationshöfen, vielleicht nicht ohne Grund, getadelt wurde. Denn da nach dem 1093 Art. des *Code de proc. franç.* (Art. 944 weftph. Pr. Ord.) *fchiedsrichterliche* Entfcheidungen in keinem Falle einem Dritten entgegengefetzt werden können: fo fieht man das Hindernifs nicht, wefswegen diefe Beftimmung nicht auch auf die Ausfprüche der Tribunäle hätte ausgedehnt werden können. Richterliche Entfcheidungen find, ihrer Natur nach, Gefetze *unter den Parteyen*, und können daher nur unter diefen, fo wie Verträge unter den contrahirenden Theilen (C. N. Art. 1165), ihre Wirkung äufsern. Rec. gefteht alfo, dafs er in diefer Materie der römifchen Legislation (L. 63. *D. de re judic.*) vor der franzöfifchen den Vorzug giebt, und wünfchte, dafs die erftere in dem weftph. Proceffe beybehalten wäre. Es fcheint ihm demnach, als wenn diefer Titel gänzlich in der Proc. Ordn. hätte fehlen, und durch einen, dem 944 Art. ähnlichen, *einzigen* Art. erfetzt werden können. Jedoch ift nicht zu leugnen, dafs die weftph. *tierce oppofition* vor der franzöfifchen, durch Weglaffung der hier gewifs unzweckmäfsigen Procefsftrafen, wefentliche Vorzüge erhalten hat. — (Tit. II) Die *requête civile*, ein Inftitut, welches die gröfste Ähnlichkeit mit unferer *reftitutio in integrum* hat, oder welches vielmehr eben diefes Rechtsmittel, auf den römifchen Begriff zurückgeführt, ift (L. 17. *D. de minor. XXV annis*), fand fich bereits in den älteften franzöfifchen Ordonnanzen, und kam aus diefen in den *Code de proc. fr.* Die weftph. Proc. Ordn. hält fich auch hier gröfstentheils an diefen; beftimmt jedoch Manches genauer, und enthält den merkwürdigen Zufatz: „Die *r. c.* ift jedoch gegen folche Erkenntniffe nicht zuläffig, wogegen man hätte appelliren können, die aber durch Verfäumung der Berufung rechtskräftig geworden find;" wodurch der Gebrauch diefes Rechtsmittels bedeutend eingefchränkt ift. — (Tit. III) Man hat hin und wieder fehr irrig geglaubt, dafs in Weftphalen der Oberrichter gar keine *auffehende Gewalt* über den Unterrichter habe, und dafs es daher gar kein Mittel gebe, den feine Verpflichtungen verletzenden Unterrichter zu der Beobachtung der Gefetze zurückzuführen, als durch die *Syndicats-Klage* (*prise à partie*). Eine folche Vorftellung ift unrichtig. Schon der 51 Art. der Conftitution fchreibt vor: „Das Appellationsgericht (jetzt find deren in Weftphalen zwey) kann, auf die Denunciation des königlichen Procurators fowohl, als auf jene eines feiner Präfidenten, vom Könige *die Abfetzung eines Richters begehren, welchen es in der Ausübung feiner Amtsverrichtungen einer Verletzung feiner Pflichten für fchuldig hält.*" Es ift aber eine folche Berechtigung der Appellations-Höfe nicht ohne eine auffehende Gewalt denklich. Eine Partey, welche fich alfo dergeftalt über ein Untergericht befchweren zu können glaubt, dafs die Abfetzung des Richters würde erkannt werden können, hat einen doppelten Weg, um zu der ihr gebührenden Satisfaction zu kommen. Entweder denuncirt fie den Richter dem Appellationshofe, oder fie belangt denfelben bey dem Oberrichter durch die *prise à partie*. Diefer letztere Weg ift bey weitem der gewöhnlichere, und, da nur auf diefem *Schadens-Erfatz* zu erlangen fteht, derjenige, welcher der Partey am vortheilhafteften ift. Es wird der Richter durch diefe Klage ganz Partey. Er mufs alfo, gleich jedem anderen, vor dem Oberrichter einen Procurator beftellen, und alle Regeln des Proceffes beobachten. Der weftph. Procefs entlehnte hier alle Vorfchriften aus dem franzöfifchen.

Das V Buch handelt *von der Vollftreckung der Erkenntniffe*. So mannichfach die in einem Urtheile enthaltenen Auflagen feyn können: fo verfchieden müffen auch die Methoden feyn, wodurch fie zur Execution gebracht werden. In den *erften fünf* Titeln d. B. werden die verfchiedenen Operationen, welche gewiffermafsen die Vollftreckung der Erkenntniffe vorbereiten, vorgefchrieben. Sie handeln von der Annahme der Bürgen und Sicherheitsbeftellung, von der Liquidation der zu leiftenden Schadloshaltung, von der Liquidation der Früchte, der Rechnungsablagen, von Berechnung der Auslagen und Koften. Auch in diefen Titeln findet fich, mit einigen zweckmäfsigen Verbefferungen, die Legislation des franz. *Code de proc.* wieder. Bey der Lehre von der Liquidation der Unkoften ift das kaiferliche Decret vom 16 Februar 1807 benutzt, wodurch die Legislation in dem *Gefetze* fehr bedeutende Vorzüge vor der in dem proviforifchen königl. *Decrete* erhalten hat. In das Einzelne der Verfügungen diefer fünf Titel einzugehen, und zu zeigen, durch welche Veränderungen fie fich von der franzöfifchen Legislation auszeichnen, erlaubt der Umfang, den eine Recenfion billig nur einnehmen darf, nicht. Der *6te Titel* giebt allgemeine Regeln über die *gezwungene Vollziehung der Urtheile und Urkunden.* Hier äufsern fich die bedeutendften Verfchiedenheiten von dem gemeinen deutfchen Proceffe. Rechtskräftige Erkenntniffe, fo wie gültige authentifche Contracte, find für die Theile, welche fie betreffen, von eben der Rechtsverbindlichkeit, als Gefetze für die Gefammtheit der Staatsbürger. Sie find fpecielle Gefetze. Daher werden fie mit eben der äufseren Form als diefe bekleidet, und können dann, ohne Concurrenz der Gerichte, von jedem Huiffier, der in dem Bezirke, worin fie vollzogen werden follen, zu inftrumentiren berechtigt ift, vollzogen werden. Diefe Vorfchriften des franzöfifchen Proceffes adoptirt auch, in ihrem ganzen Umfange, die weftphälifche Legislation, mit einigen nicht wefentlichen Modificationen. Die bedeutendfte unter diefen ift die Vorfchrift: „Der Gerichtsbote mufs, um eine Vollftreckung vorzunehmen, von welcher Art fie auch fey, mit einer darauf befonders gerich-

teten Vollmacht versehen seyn." Eine Vorschrift (sie wurde auch bereits von den Appellations-Höfen Frankreichs gefodert), die im hohen Grade zweckmäßig ist; denn oft vertraut eine Partey dem Huissier das Erkenntniſs nur in der Absicht an, um solches dem Gegentheil zu insinuiren, keineswegs aber, um es schon vollstrecken zu lassen. Übrigens findet man hier in der Lehre von der Ausfertigung der Erkenntnisse, die französische Methode der Expedition authentischer Acte wieder. So wie die Originale der Gesetze und königlichen Decrete in dem Verwahr des Staatssecretariats und Staatsraths bleiben, und nur die von dem competenten Minister legalisirten Expeditionen ausgehändigt werden; so wie die von den Parteyen eigenhändig vollzogenen Original-Notariats-Acte von dem Notar aufbewahrt werden müssen, welcher nur Expeditionen davon aushändigt: so bleiben auch die von dem Präsidenten und Greffier unterzeichneten Originale (*Minuten*) stets in der Registratur des Tribunals-Secretariats. Die executorische Expedition wird *lediglich von dem Greffier* unterschrieben, der dadurch die wörtliche Übereinstimmung derselben mit dem von dem Präsidenten und ihm unterzeichneten Originale documentirt. Es ist daher ein bedeutender Irrthum, wenn hin und wieder im Königreiche Westphalen die Tribunals-Präsidenten eigenhändig die Expeditionen unterzeichnen, und sich so in Geschäfte mischen, welche ihnen keineswegs von dem Gesetze übertragen sind. Ihr Geschäft besteht darin, das Original zu unterzeichnen, nicht die der Partey auszuhändigende Expedition, gleich viel ob diese in executorischer oder nur in authentischer Form abgefaſst ist. (Pr. Ordn. Art. 93. 94.)

Es giebt nach dem französischen, und eben so nach dem westphälischen Processe, vier Arten der Arrestanlegung auf bewegliche Sachen (*Saisies mobiliaires*). Die *erste* ist die *Saisie-arrêt*, im französischen Proceſs auch *Opposition* genannt, durch welche man diejenigen Effecten eines Schuldners mit Arrest belegt, welche sich in den Händen *eines Dritten* befinden. Die *zweyte* ist die *Saisie execution*, durch welche körperliche bewegliche Gegenstände, die sich im Gewahrsam *des Schuldners selbst* befinden, auf das Ansuchen des Gläubigers, unter die Gewalt der Justiz gelegt werden, um in derselben so lange zu bleiben, bis durch den Verkauf jener Gegenstände der Gläubiger befriedigt ist. Die dritte ist die *Saisie-brandon*, wodurch ein Gläubiger die seinem Schuldner gehörigen, noch nicht von dem Boden getrennten, *Feldfrüchte* in Beschlag nehmen läſst, um aus ihnen seine Befriedigung zu erhalten. Die *vierte* ist die *Saisie des rentes constituées*, wodurch Beschlag auf *Renten* und *Grundzinsen* gelegt wird. Diese verschiedenen Arten der Arrest-Anlegungen, und die dabey zu beobachtenden mannichfaltigen und gröſstentheils bey Strafe der Nichtigkeit vorgeschriebenen Formen handeln die Titel VII, VIII, IX und X ab, da hingegen der Tit. XI bestimmt, auf welche Art diejenigen Summen, welche aus dem Verkaufe der mit Arrest belegten Gegenstände gelöst wurden, unter die Gläubiger nach dem Verhältnisse ihrer Foderungen *zu vertheilen* sind. Sehr häufig finden sich auch in diesen Titeln Abweichungen von dem französischen Verfahren, welches jedoch gröſstentheils wörtlich zum Grunde liegt. Übrigens gesteht Rec., daſs er gewünscht hätte, die grausame französische *Saisie-brandon* im westph. Proceſs nicht wieder zu finden. Durch diese *Saisie* können die sämmtlichen auf dem Halme stehenden Früchte eines Landguts, auf den Grund eines authentischen Titels, mit Arrest belegt und verkauft werden. Wovon soll aber dann der ausgepfändete Schuldner im nächsten Winter subsistiren? — Sollte hier nicht der Fall eintreten, daſs Privatrechte des Gläubigers dem allgemeinen Besten, einem vorzüglicheren Rechte, nachstehen müſsten? — Doch Rec. hofft hier, besonders in den jetzigen traurigen, geldarmen Zeiten, auf eine Modification der gegenwärtigen Legislation, die gewiſs in Westphalen, wo so viele weise und gute Männer an dem Wohle des Staates arbeiten, nicht fehlen wird, sobald man die nachtheiligen Folgen der *Saisie-brandon* wird zu beobachten Gelegenheit haben; und gewiſs wird diese Gelegenheit nicht fehlen, sobald hartherzige um das gemeine Beste nicht bekümmerte, Gläubiger erfahren werden, was für ein Mittel ein executorischer Titel in ihre Hände legt, zu ihren Foderungen zu kommen. Bey einer Materie von so hoher Wichtigkeit ist es Pflicht, nicht zu schweigen: und wo ist ein Land, wo es mehr als in Westphalen erlaubt wäre, diese Pflicht auszuüben?

Die Legislation, nach welcher die *Vertheilung* der durch die verschiedenen *Saisies mobiliaires* aufgekommenen Gelder *unter die Gläubiger* geschieht (Tit. XI), ist nicht aus den älteren französischen Ordonnanzen entlehnt, welche von diesem Gegenstande gänzlich schwiegen, sondern sie ist lediglich den Verfassern des *Code de proc. franç.* zu verdanken. Die westph. Legislation hat die französische, doch mit mehreren nützlichen Modificationen, aufgenommen. Übrigens hat das ganze Distributions-Verfahren die gröſste Ähnlichkeit mit dem, welches der gemeine Proceſs vorschreibt. Die einzige wesentliche Verschiedenheit besteht darin, daſs dasjenige, welches nach diesem das ganze Gericht vorzunehmen hat, nach jenem von einem Commissar vorgenommen wird, der erst am Ende des Verfahrens, und zwar lediglich in dem Fall, daſs solches angegriffen werden sollte, dem Tribunale Bericht abstattet. T. XII. In keinem Theile der Proceſsgesetzgebung waren wichtigere und nothwendigere Verbesserungen anzubringen, als in der Lehre von der *Arrest-Anlegung auf unbewegliche Sachen*, von welcher der Appellationshof zu *Douai* sagte: *„elle sera l'écueil des plus habiles praticiens."* Schwerlich kann sich Jemand, der den französischen Proceſs nicht kennt, einen Begriff von der unendlichen Menge, gröſstentheils bey Strafe der Nichtig-

keit vorgeschriebener Formen machen, welche in Frankreich zu beobachten sind, um dahin zu gelangen, dass ein Grundstück zum Besten der Gläubiger gerichtlich verkauft werde. Die Kosten aller dieser Formen sind ungeheuer, und wahre Goldgruben der Procuratoren und Huissiers. Wehe dem armen Schuldner, den das Unglück einer *Saisie immobiliaire* betrifft! Unbegreiflich ist es, wie man ein solches Verfahren hat in Frankreich adoptiren können, nachdem durch das Gesetz vom 11 Brumaire des Jahres 7 ein ungleich zweckmässigeres eingeführt war. Bey der Abkürzung der Formen jenes zwecklosen Verfahrens zeigt sich die westphälische Legislation in ihrem schönsten Lichte. Eine grosse Menge jener Formen, bestehend in Mittheilungen von Abschriften, *Visa's*, Anschlägen, präparatorischen Zuschlägen u. s. w., sind unterdrückt, und das ganze Verfahren so sehr vereinfacht, wie es nur der Geist eines Processes, in welchem der Richter *nur Richter* ist, irgend erlauben wollte. Westphalens Bürger können hier nicht genugsamen Dank dem königl. Staatsrathe darbringen. Tit. XIII. Jede einen Nebenpunct bey dem Verfahren über die Beschlaganlegung auf unbewegliche Sachen betreffende Streitigkeit wird summarisch entschieden. Die Art und Weise, wie dieses in den einzelnen Fällen geschieht, weicht nur in Kleinigkeiten von dem französischen Verfahren ab. Tit. XIV. In dem Rangbestimmungs - Verfahren enthalten die Artikel 680 und 681 eine der französischen unendlich vorzuziehende Legislation. Auch diese ladet zu einem gütlichen Arrangement unter den Gläubigern ein, und bestimmt dazu die Frist von einem Monate, aber ohne die Ausführungs - Methode anzudeuten. Die westph. Pr. Ordn. enthält diese auf eine sehr zweckmässige Art. Weniger bedeutend, doch keineswegs sparsam angebracht, sind die zweckmässigen kleinen Abänderungen des französischen Processes in dem *6ten - Buche*, welches in 12 Titeln von dem *Verfahren in einigen besonderen Fällen*, und im 7 Buche, das von dem *bey Eröffnung der Erbschaften eintretenden Verfahren*, in neun Titeln handelt. Das *achte*, in einem Titel bestehende Buch handelt von *schiedsrichterlichen Entscheidungen*, und ist fast wörtlich aus der französischen Proc. Ordn. entlehnt. Rec. bedauert, dass ihm der Raum nicht gestattet, auch über diese letzteren drey Bücher seine einzelnen Bemerkungen mitzutheilen, welches er aber um so mehr unterlassen zu müssen glaubte, da diese letzteren Vorschriften von der Art sind, dass sie schon aus dem Geiste des Processes, welcher die ersten Bücher in seinen wesentlichen Theilen entwickelt, so entspringen mussten, wie sie vorgeschrieben sind. Sie sind nur als einzelne specielle Vorschriften anzusehen.

Nach dem hier Dargestellten wird nun der Leser finden, dass die westphälische Pr. Ordn. nichts als ein *Codex repetitae praelectionis* der französischen ist. Dieses und nichts anders wollte und konnte sie auch nur seyn, da eine jede andere Verfahrungsart zum Gesetzbuche Napoleons wenig gepasst haben würde. Die Verbesserungen mussten daher auch im Geiste des Ganzen bewerkstelligt werden; und in der That ist dieses geschehen. Die mehresten Verbesserungen sind selbst auf französischem Boden entstanden; denn sie sind oft wörtlich aus französischen Schriftstellern und aus den Bemerkungen der Appellationshöfe Frankreichs zu dem *Code de proc. franç.* entlehnt. Wichtige Beyträge lieferten die Werke der Hnn. *Bavoux* und *Loiseau*, deren unter dem Titel *Praticien français* bekannter Commentar über den *Code de proc. franç.* eine der besten Schriften über dieses Gesetzbuch ist. Aus dem Werke *Pigeau's* sind, nach der Bemerkung des Rec., weniger Verbesserungs - Vorschläge angenommen. Manches verdankt der westph. Process dem gemeinen deutschen Verfahren, und sehr Vieles den eigenen praktischen Ansichten der berühmten Staatsmänner, welchen der König die Abfassung des Projectes aufgetragen hatte. F......k.

Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension

von

Berg's juristischen Beobachtungen und Rechtsfällen.

In No. XXI soll die Strafbarkeit der Selbstbefreyung der Gefangenen erwiesen werden. Rec. hat jedoch immer noch erhebliche Zweifel gegen die Rechtmässigkeit der Bestrafung einer Handlung, welche von der einen Seite vom Staate, wenn er thut, was ihm zu thun obliegt, ganz verhütet werden kann, und die von der anderen Seite nichts weiter ist, als was man, nach der Einrichtung der menschlichen Natur und nach der Lage der Dinge, von einem jeden Gefangenen erwarten kann. Es ist gleichsam das *naturale, quod praesumitur*, und wogegen daher die ganze Behandlung gerichtet ist, und was endlich durch die Androhung einer Strafe allein nie verhütet werden wird. Eine strengere Aufsicht, festere Verwahrung, härtere Disciplin des Entwichenen und Wiederertappten ist eine natürliche Folge seiner Handlung, und diese kann so viel Unannehmlichkeiten mit sich führen, dass dadurch, in sofern die Hoffnung einer gänzlichen Erlösung von einem Übel durch die Furcht vor einem grösseren Übel geschwächt und unwirksam gemacht werden kann, eben so viel zu erreichen ist, als durch Verhängung einer neuen Strafe. Das Schwerdt des peinlichen Richters gehört zu den nothwendigen gesellschaftlichen Übeln; es darf daher nur dann gezuckt werden, wenn es die Noth erfodert. Der Rigorismus der neueren Gesetzgebung ist es daher gewiss nicht, der die Gesellschaft und die Menschheit weiter bringen wird. PN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JANUAR, 1811.

MEDICIN.

Dresden, b. Arnold: *Organon der rationellen Heilkunde* von *Samuel Hahnemann.* 1810. XLVIII und 222 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Der Gang, den die heilende Kunst von ihrem Ursprunge an genommen hat, und noch nimmt, erinnerte immer an den Kreis, in welchem sich jede Wissenschaft, unter mancherley Rückschritten, dennoch zur Vollkommenheit unaufhaltsam fortschreitend, bewegt. Unwissenheit und Glaube bezeichneten auch der Heilkunst früheste Kindheit, aus welcher sie mit dem Sammeln historischer Kenntnisse in die Periode eines empirischen Wissens überging. Kaum aber war ein Schatz von solchen, auf empirischem Wege erhaltenen Kenntnissen vorhanden, als ihn auch schon die mancherley, von jeher wie Ebbe und Fluth wechselnden Schulphilosophieen unter ihre Herrschaft nahmen, ihn weniger veredelten oder vortheilhaft verarbeiteten, als durch transcendentale Speculationen, scholastische Formeln und unverständliche Wortbildungen verunstalteten. Indessen wurde doch hiedurch ein Bestreben erregt, durch welches die Medicin sich eben so sehr über das Gebiet einer gemeinen Empirie zu erheben, als den ihr angelegten Fesseln einer unfruchtbaren Dialektik wieder zu entwinden suchte. Sie warf sich deshalb mehr als einmal in die Arme der Mystik, um ihren Durst nach Wissenschaft und Wahrheit zu stillen. Leider fand sie aber auch hier gemeiniglich statt der gesuchten Kenntnisse nur Ahndungen und Träume, unverständliche Worte, und Täuschung mit poetischen Phrasen, Rhythmus und Spiel. In dieser Lage haben wir sie auch gegenwärtig gesehen. Indessen konnte diese Täuschung nie lange dauern; denn der Verstand vermisste nur zu bald den Sinn der mystischen Worte, fühlte die Leere der dichterischen Phrasen, und foderte wahres Wissen. Daher sehen wir auch jetzt allmählich Alles in die Grenzen einer vernünftigen, von der Philosophie des nüchternen Menschenverstandes geleiteten Empirie zurückkehren, den fast ausgearteten Trieb zum Umfassenden und Allgemeinen wieder mit einer wahren, auf Naturanschauung gegründeten Erfahrung in das nothwendige Gleichgewicht treten, und eine Zukunft sich vor unserem Blicke öffnen, die uns allerdings schätzbare Früchte des gegenwärtigen grossen Kampfes der Wissenschaften verspricht.

So hat man unter anderen in der qualitativen Pathogenie der neueren Schule, und in der Theorie ihres Urhebers von dem abnormen Hervortreten der Dimensionen, eine für Wissenschaft und Kunst erspriesliche Ansicht gewonnen, welche auch gründliche Praktiker schon früher geahnet zu haben scheinen, und die uns, so wie besonders auch das glückliche Zusammentreffen der Theorie mit den bisherigen Erfahrungen über die specifischen Mittel, zu der Einsicht führt, dass unsere Heilmethode weniger allgemein gemacht werden, und es unser Bestreben seyn müsse, bey dem verschiedenen Verhalten der Dimensionen und der ihnen materiell entsprechenden organischen Systeme und Organe in Krankheiten, auf Mittel zu denken, welche sich durch deutliche Wirkungen auf gewisse abnorme Zustände dieses oder jenes Organs oder organischen Systemes auszeichnen, und also in einzelnen Krankheitsfällen nach bestimmteren Kriterien als bisher ausgewählt werden können. Für jede einzelne Krankheitsform aber ein specifisches Mittel suchen, heisst sich schon wieder dem anderen Extrem nähern, und die Medicin, indem sie allem wohlthätigen Einflusse einer vorsichtigen, nicht ausschweifenden, die gesammte Masse vorhandener besserer Erfahrung berücksichtigenden Philosophie gänzlich entzogen wird, in den Sumpf der gemeinsten Empirie zurückstossen. Da nun gerade diess der Hauptzweck der vor uns liegenden Schrift ist: so fühlt sich Rec. zur gewissenhaftesten Würdigung derselben um so mehr verpflichtet, je geeigneter er dieses die Aufmerksamkeit so sehr anregende literarische Phänomen findet, die von allerley Lehre so leicht hin und her zu bewegenden Schwachen zu täuschen, und je schmeichelnder es einen grossen Theil des ärztlichen Publicums, der, allen höheren Principien feindlich abgeneigt, unweise nur der rohen Erfahrung huldiget, ansprechen dürfte.

Die Basis, welche dieses erkünstelte *Organon* stützt, ist aus dem zweyten Bande des *hufeland*'schen Journales, ferner aus des Vfs. *Fragmentis de viribus medicamentorum*, und noch mehr aus einem Briefe bekannt, den der Vf. dem grossen Publicum im *allgemeinen Anzeiger der Deutschen* vom Jahre 1808. No. 343 zum Besten gab, und dessen Rec. hier um desswillen gedenkt, weil er gleichsam den Prolog zu diesem Organon bildet, die Geschichte der Entstehung desselben enthält, und also wesentlich damit zusammenhängt. Möchten die Gründe, die den Vf. bewogen, jene so auffallende Epistel einem Blat-

te von so unbeschränkter Publicität einzuverleiben, seyn welche sie wollten: unrühmlich und eines wahren Gelehrten unwürdig bleibt es immer, aus einem solchen Tone, wie der jenes Briefes ist, von seinen Berufsgenossen vor dem grossen Haufen zu sprechen. Überhaupt ist jener Brief nichts als ein groteskes Quodlibet, eine Mischung von halbwahren mit unwahren Sätzen und übel angewandten Wahrheiten; von Ausdrücken einer angenommenen frömmelnden Schwärmerey mit Ausfällen einer sarkastischen Schmähsucht; von affectirter Gewissenhaftigkeit mit unglaublicher Prahlerey. In einer Sprache, die uns an die verabscheuete Arroganz des Paracelsus erinnert, versichert der Vf. in diesem Briefe, dass er schon in einer achtjährigen Praxis erprobt habe, was sich nach *Börhaave* und *Gaubius*, was sich nach *Stoll*, *Quarin*, *Cullen* und *de Hän* erheilen lasse; dass er das Labyrinth, in welches diese hochgerühmten Meister der Kunst führen, kennen gelernt, und nur er den Faden der Ariadne entdeckt habe, der uns alle — seine blinden Kunstgenossen — aus diesem Labyrinth erretten kann. Er entdeckte den einzigen heilbringenden, den homöopathischen Heilweg; er betrat ihn allein, mit eigenen Kräften, mit eigenen Hülfsmitteln, und ging ihn getrost und mit Glück.

Nach dieser lange vorangegangenen, pomphaften Ankündigung erschien denn jetzt dieses *Organon der Heilkunde*, das uns mit des Vfs. ganzer Theorie umständlich bekannt macht, und von deren Hauptmomenten wir zuvörderst eine ununterbrochene Übersicht geben, unsere Kritik aber alsdann erst folgen lassen wollen.

Es gab bisher kein rationelles Heilverfahren. Man heilte nicht nach feststehenden Gründen, sondern nach sehr verschiedenen Heilzwecken, unter anderen auch nach der palliativen Regel: *contraria contrariis curentur.* Aber gerade im Gegentheil hievon hat der Vf. die Wahrheit — ein ächtes Heilverfahren — gefunden. Wähle, so heisst die Grundlehre desselben, um sanft, schnell und dauerhaft zu heilen, in jedem Krankheitsfalle eine Arzney, welche ein ähnliches Leiden (ὅμοιον πάθος) von sich erregen kann, als sie heilen soll (*similia similibus curentur*)! Jede Krankheit besteht aus einer an sich nicht erkennbaren Veränderung im Inneren des menschlichen Organismus, und aus einer merkbaren Veränderung des Befindens im Äusseren (Symptomen-Inbegriff). Beide sind wechselseitig und durch einander bedingt, und beide zusammen sind die Krankheit selbst. Da nun aber die Gestalt der Krankheit, d. i. ihre wahrnehmbaren Zeichen, der Complex aller Symptome, das einzige Wahrnehmbare an der Krankheit ist —: so muss dieser Symptomencomplex, dieses nach aussen reflectirte Bild der Krankheit, das Einzige seyn, wodurch es von Seiten der Krankheit möglich wird, ein Heilmittel für sie aufzufinden, das Einzige, was die Wahl des angemessensten Heilmittels bestimmen kann. Und da das innere Wesen der Krankheit mit den äusseren Symptomen Eins ist: so muss durch die Tilgung aller Symptome auch das im Inneren des Organismus krankhaft Veränderte getilgt werden, und nur Gesundheit übrig bleiben. Hieraus folgt, dass der Heilkünstler bloss den Inbegriff der Symptome hinwegzunehmen hat, um die Krankheit selbst zu heben. — — Dass in den Arzneyen ein heilendes Princip vorhanden sey, ahndet der Verstand, aber sein Wesen ist uns auf keine Weise erkennbar, bloss seine Äusserungen und Mitwirkungen lassen sich in der Erfahrung abnehmen. Da nun dieses heilende Princip an sich nicht erkennbar ist, und in reinen Versuchen, selbst vom scharfsinnigsten Beobachter, an Arzneyen sonst nichts, was sie zu Arzneyen machte, wahrgenommen werden kann, als jene Kraft, im menschlichen Körper deutliche Veränderungen seines Befindens hervorzubringen, besonders aber den gesunden Menschen umzustimmen, und mehrere bestimmte Krankheitssymptome in und an demselben zu erregen: so folgt, dass, wenn die Arzneyen als Heilmittel wirken, sie ebenfalls nur durch diese Symptomenerregung ihr inneres Heilprincip an den Tag legen, und ihr Heilvermögen in Ausübung bringen können, und wir uns also einzig an die krankhaften Zufälle, die die Arzneyen im gesunden Körper erzeugen, zu halten haben, um zu bestimmen, welche unter den einzelnen Arzneyen dem jedesmaligen Krankheitsfalle am angemessensten sey, sobald gefunden ist, worauf diese Angemessenheit beruhe. Da nun zur Heilung der Krankheiten bloss ihre sämmtlichen Symptome hinweggenommen werden dürfen, und die Arzneyen ihre Heilkraft bloss durch ihr Vermögen, Krankheitssymptome zu erzeugen, bewähren: so folgt, dass eine Arzney nur dadurch zum Heilmittel einer Krankheit werden kann, dass von gewissen Symptomen, die das Heilmittel erzeugt, gewisse Symptome der Krankheit aufgehoben und vertilgt werden. Und da sich in der Erfahrung findet, dass diejenige Arzney, welche in ihrer Einwirkung auf den gesunden menschlichen Körper alle die Symptome zu erkennen gegeben hat, die die zu heilende Krankheit in sich fasst, bey ihrem arzneylichen Gebrauche in derselben auch den ganzen Complex der Krankheitssymptome, die ganze gegenwärtige Krankheit, aufhebe und in Gesundheit verwandle: so lässt sich nicht zweifeln, dass das Gesetz gefunden sey, nach welchem diese Arzney auf diese Krankheit heilbringend gewirkt habe, das Gesetz: gleichartige Symptome dieser Arzney heben Symptome gleicher Art in dieser gegebenen Krankheit auf. Da es nun aber durch die Erfahrung durchaus ausser Zweifel gesetzt ist, dass alle Arzneyen die ihnen an Symptomen conformen Krankheiten ohne Ausnahme schnell, gründlich und dauerhaft heilen: so hindert uns nichts, festzusetzen, dass das Heilvermögen der Arzneyen auf ihren mit der Krankheit übereinkommenden Symptomen beruhet. Dieses ewige, allgemeine Naturgesetz beruhet auf dem Satze, dass immer nur eine einzige Krankheit im Körper bestehen kön-

ne; daher durchaus eine Krankheit der anderen weichen müsse, und entweder, bey ungleichartigen Krankheiten, die eine so lange suspendirt werde, bis die andere ihren Verlauf gehalten habe, oder, bey gleichartigen Krankheiten, die stärkere die schwächere gänzlich aufhebe, und homöopathisch vertilge. Auf diesem, uns von der Erfahrung aufgestellten Gesetz der Menschennatur, dass Krankheiten bloss von gleichartigen Krankheiten vernichtet und geheilt werden, beruhet das grosse homöopathische Heilgesetz, dass eine Krankheit bloss von einer Arzney vernichtet und geheilt werden kann, welche eine gleichartige und ähnliche Krankheit zu erzeugen geneigt sey; denn die Effecte der Arzneyen für sich sind nichts anderes als künstliche Krankheiten. Demnach beschränkt sich nun auch das ganze Heilgeschäft auf die Erforschung dessen, was dem Arzte von der Krankheit zu wissen nöthig ist; dann auf die Erforschung der als Gegenkrankheit zur Heilung der natürlichen Krankheit bestimmten krankmachenden Potenz — der Arzney —; und endlich auf die zweckmässigste Anwendung dieser künstlichen Potenzen — Arzneyen — zur Heilung der natürlichen Krankheiten.

Diese drey Puncte erörtert der Vf. nun umständlich, und mit seiner bekannten Gabe der sophistischen Überredungskunst. Rec. würde aber viel zu weitläuftig werden, wenn er auch die Ausführung dieser drey Momente hier im Auszuge zu geben versuchen wollte. Aus dem nämlichen Grunde kann er sich auch nicht auf eine umständliche Widerlegung aller Sätze, die derselben fähig sind, hier einlassen: nur die Würdigung der vorzüglichsten Grundlage des Ganzen, mit der alles Übrige steht oder fällt, kann hier Statt finden; vielleicht dass er an einem anderen Orte eine umständliche Entwickelung der sinnreichen Benutzung und erkünstelten Zusammenstellung der Thatsachen, die der Vf. zu seinen Beweisen braucht, und eine deutliche Enthüllung seiner Schlüsse von dem sie täuschend bedeckenden Schleyer der Sophistik vorzunehmen Gelegenheit findet.

Die Grundlage der ganzen Theorie des Vfs. ist ein angebliches Naturgesetz, dass nämlich nicht mehrere Krankheiten gleichzeitig im Körper bestehen können. Nun ist es zwar wahr, dass oft eine schon vorhandene Krankheit durch eine hinzukommende neue gehoben, oder auf so lange, als die neue ihren Verlauf hält, suspendirt wird: keines von beiden geschieht aber in der Regel, sondern nur unter gewissen Umständen und aus selten bekannten Bedingungen. Lustseuche und Krätze verlaufen oft neben einander; Scorbut und Syphilis finden sich so oft in Gemeinschaft; Wechselfieber und Wassersucht bestehen eben so oft beysammen, als sie mit einander abwechseln; Gicht und Goldaderfluss treffen so häufig zusammen, und ein z. B. allgemein herrschender Katarrh gesellt sich fast zu allen intercurrenten Krankheiten. Beruft sich der Vf. hingegen auf einzelne Beyspiele, die wir nicht ableugnen mögen: so beweisen diese zwar die Möglichkeit solcher abweichender Fälle, keinesweges aber das Naturgesetz, auf welches er sich bezieht, und von dem da gar nicht die Rede seyn kann, wo die Mehrheit der Erfahrungen den Fällen entgegensteht, auf die ein solches Gesetz sich gründen soll. Und dasjenige Gesetz des menschlichen Organismus, welches gewissermassen hieher gezogen werden könnte, nämlich dass nicht in einem und demselben Nerven zwey Reizungen von zwey specifisch verschiedenen Potenzen bestehen können, kann ebenfalls nicht den *hahnemann*'schen Satz ganz bestätigen.

Eben so verhält es sich mit denjenigen vom Vf. angeführten Erfahrungen, welche die homöopathische Heilkraft der Arzneyen darthun sollen. Manche derselben beweisen nichts als das Schwankende und Unbegründete der Theorie des Vfs. So soll die Arnica die Folgen der Stösse und Quetschungen, als Seitenstechen, Brechreiz, krampfhafte, stechende, brennende Schmerzen in den Hypochondern u. s. w. darum so glücklich heilen, weil sie eben solche Zufälle erregt. Wäre das Letztere wirklich die Ursache von Ersterem: so würde folgen, dass kein anderes Mittel jene Folgen der genannten Verletzungen heilen könnte, und lediglich nur die Arnica in jenen Fällen als Heilmittel angezeigt sey. Wem kann es aber wohl unbekannt seyn, dass in den beschriebenen Zufällen, die auf obige Verletzungen folgen, das Aderlassen dasjenige Heilmittel sey, welches zwar in allen seinen Wirkungen auf den menschlichen Organismus nichts mit jenen Zufällen der Quetschung und des Stosses gemein hat, und doch diese, bis etwa auf das Äusserliche und Locale, meistens einzig und allein zu heben im Stande ist? Wer die Kräfte und heftig reizenden Eigenschaften der Arnica kennt, und nur nicht ganz mittelmässige Erfahrung hat, der wird es nicht wagen, mit Hn. *H.* alle Rücksicht auf Alter, Körperbeschaffenheit und andere Umstände und Anlagen aus den Augen zu setzen, und sich bloss auf ein Mittel zu verlassen, welches gegen eine und dieselbe Krankheit einmal hülfreich seyn, und vielleicht zehnmal schädlich wirken kann. — Die Belladonna hat im Gefolge ihrer Wirkungen auf den Gesunden allerdings so viele Zufälle, die denen der Hundswuth so ganz und auffallend entsprechen, und dennoch hilft sie so selten in dieser Krankheit. — Das Beyspiel der Kuhpocken, das der Vf. — beyläufig gesagt — ungemein und auf vielerley Weise zu seinem Vortheil zu nutzen bemüht ist, kann er eigentlich gar nicht mit Grunde für seine Theorie anführen. Denn er spricht von wirklicher, homöopathischer Heilung schon ausgebildeter Krankheiten: die Kuhpocken vermögen aber nichts gegen die schon ausgebrochenen Menschenpocken, so wie auch das Menschenpockengift nichts gegen die bereits völlig entwickelten Kuhpocken vermag, und die Schutzkraft der Kuhpocken wider die Menschenpocken liegt ganz ausser der Sphäre des homöopathischen Systems. So sind alle die Beyspiele, welche Hn. *Hs.* Ideen von

der homöopathischen Wirkung der Arzneyen zur Stütze dienen sollen, geflissentlich zum Vortheil dieser Ideen gedeutet, und das Wahre, das in Beziehung auf des Vfs. Theorie wirklich in denselben liegt, führt zu weit nützlicheren, und für die Heilkunde erspriesslicheren Resultaten, als Hr. *H.* daraus gezogen hat und zu ahnden scheint. Denn das Princip, für jeden Krankheitsfall eine Arzney zu erforschen und auszuwählen, die ganz genau eben solche Krankheits-Erscheinungen im gesunden Menschen hervorbringen kann, als das zu heilende Übel darstellt, führt, so allgemein befolgt, wie es vom Vf. aufgestellt wird, nicht nur zur verächtlichsten Empirie zurück, sondern auch weit mehrere Kranke zu Grabe, als die den Ärzten von Hn. *H.*, in jener famösen Epistel, ziemlich unartig vorgeworfene Unsicherheit ihrer bisherigen Heilmethoden.

Wenn eine Arzney genau dieselben Erscheinungen zu bewirken im Stande ist, als schon im Kranken vorhanden sind: so muss sie auch genau dieselben Veränderungen im Inneren des Körpers bewirken, die schon die Krankheitsursache in demselben bewirkt hat. Denn was im menschlichen Organismus einerley Erscheinungen erregen soll, muss genau einerley Veränderungen in demselben bewirken. Wie kann nun aber der Reiz einer Arzney, der dem vorhandenen thätigen Krankheitsreiz ganz homogen ist und wirkt, die Krankheit heben, da beide Reize einerley Reaction im Organismus bewirken, und also einerley Product geben? Ist der Krankheitsreiz, von dem die Symptome der Krankheit, mithin die Krankheit selbst abhängt, stärker als der ihm homogene Reiz des applicirten Arzneymittels: so wird der letzte gar nicht empfunden; ist aber dieser stärker: so erhöhet er die schon vorhandene Reaction, ohne sie zu verändern, und verstärkt mithin die Krankheit. Es ist kaum nöthig, diess durch ein Beyspiel zu belegen, und man kommt ohnehin bey der Wahl solcher Beyspiele in dieser Sache in Versuchung, sie unter einen lächerlichen Gesichtspunct zu stellen. Die Synocha bietet solche Symptome dar, die alle durch starke Gaben eines guten Branntweins im gesunden Menschen hervorgebracht werden können. Folglich ist, nach homöopathischen Grundsätzen, in diesem Fieber nichts zweckmässiger als Branntwein. — Der Schwefeldampf bringt einen erstickenden Husten mit ängstlicher, pfeifender Inspiration hervor, der dem Keichhusten völlig ähnlich ist. Was ist also nach jenem Princip vernünftiger, als dass man die Keichhustenkranken Schwefeldampf einathmen lasse? Der Rauch bringt Augenentzündungen zu Wege: also sperre man Personen mit ähnlichen Augenentzündungrn in Rauchkammern, und räuchere ihre Augen gut durch. Man sieht hieraus, zu welchen tollen Folgerungen der unbedingte Satz: *similia similibus curentur*, führen kann. Und der entgegengesetzte Grundsatz: *contraria contrariis curentur*, wird, richtig aufgefasst, selbst in palliativer Hinsicht, zur temporellen Unterstützung des allgemeinen rationellen Verfahrens, ewig seinen Werth behalten, so bitter ihn auch Hr. *H.* tadelt. Wie wohlthätig ist es, bey Nervenfiebern mit Schlaflosigkeit und wilden Delirien, den Kranken mit Mohnsaft zu beruhigen, um die heillose Erschöpfung der Kräfte aufzuhalten, und für das Hauptverfahren mehr Platz zu gewinnen!

Alles, was der Vf. über die Identität der nächsten Ursache mit der Krankheit selbst sagt, ist eitel sophistisches Räsonnement über einen längst abgethanen Gegenstand, und es bleibt jener alte Unterschied zwischen der nächsten Ursache der Krankheit und der Krankheit selbst, wenn er auch nur ein logischer, in der Natur des kranken Organismus nicht hinreichend begründeter wäre, doch für den praktischen Arzt in vieler Hinsicht wichtig, und besonders für den so gern nach Symptomen haschenden Anfänger von grossem Vortheil.

Wenn ferner die Ärzte das, was der Vf. von der Verschiedenheit gleichbenannter Krankheiten gesagt hat, nicht schon von jeher gewusst hätten: dann verdienten sie den ihnen von Hn. *H.* gemachten Vorwurf, noch nie eine rationelle Heilkunst gehabt zu haben. Wer hat aber je daran gezweifelt, dass z. B. unter funfzig Ruhrkranken vielleicht nicht zwey oder drey, streng verglichen, auf die nämliche Weise krank sind, und ganz auf einerley Art geheilt werden können, oder dass die Harnruhr in jedem Individuum sich verschieden äussern könne? Sollen wir aber mit dem Vf. alles Generalisiren aufheben, jede individuelle sich uns darbietende Krankheit als ein eigenes, nie wieder so in der Erscheinung vorkommendes, Übel betrachten, und, nach Massgabe seiner Symptome, auch ein eigenes homöopathisches Arzneymittel dafür erforschen: so haben wir grosse Ursache, uns über diejenigen Reformatoren zu beklagen, welche so viele Kräuterkasten und andere Büchsen aus unseren Apotheken weggeschafft haben.

Die beym Kranken-Examen eingeschärfte Genauigkeit kann nicht genug empfohlen werden; und besonders in verwickelten Fällen die wichtigsten Data wenigstens aufzuzeichnen, ist eine Maxime, die Rec. schon längst befolgt hat, und aus wichtigen Gründen empfehlen muss. Jedoch muss dieses Aufzeichnen allerdings mit einer Manier geschehen, die dem Examen nicht das Ansehen eines Inquisitionsgerichts giebt.

Schliesslich wünscht Rec. noch, dass diese merkwürdige Schrift, die ihrer Sonderbarkeit wegen gewiss viel gelesen werden dürfte, Niemanden zu einem vagen Experimentiren verleite, und dass die in Kurzem erscheinende homöopathische Arzneymittellehre desselben Vfs. unsere Kenntniss der Arzneyen von einer für uns wichtigeren Seite, als die homöopathische ist, vermehre, widrigenfalls ihr, wie diesem Organon der rationellen Heilkunde, nur eine sehr ephemerische Existenz zu versprechen, und dem ganzen homöopathischen System das Schicksal der *reich'schen* Fiebertheorie vorauszusagen seyn dürfte.

DFl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JANUAR, 1811.

PHILOSOPHIE.

Bamberg, b. Göbhardt: *Die Verstandeslehre,* von *G. M. Klein,* Professor zu Bamberg. 1810. 170 S. gr. 8. (20 Gr.)

Es ist zu erwarten, dass diese Schrift zur Berichtigung der Urtheile über die Logik das Ihrige mit gutem Erfolg beytragen werde. *Reinhold* wird sich überzeugen, dass das sophistische Spielen mit dem Satze des Widerspruchs keinesweges ein der Logik angeborner Naturfehler sey, und dass *dieser* Logiker die Kraft des gehaltvollen Selbstdenkens hat, und reelles Denken vom blossen Vorstellen (welches auch leere Imagination und Abstraction seyn kann) sehr wohl zu unterscheiden weiss. Andere, die von der Logik nichts weiter wissen wollen, als was sie sich aus scholastischen Compendien oder pedantischen Lehrvorträgen nun einmal von ihr eingebildet haben, können aus diesem Büchlein lernen, dass die Logik nicht eine todte Mechanik und blosse Buchstabenlehre, sondern eine lebendige Dynamik und Vernunftlehre sey, und dass die *Griechen* Recht hatten, diese Wissenschaft als integrirenden Theil der Philosophie zu betrachten, *sie* aber vollkommen Unrecht haben, dieselbe aus dem Gebiete der Philosophie verweisen zu wollen: sage, der *Philosophie,* denn wer mag ihnen wehren, aus dem *Lehrgebäu,* das sie nach willkührlichen Ansichten aufrichten, auch nach Willkühr die Vernunftlehre, ja die Vernunft und den Verstand selbst auszuweisen? — Auch diejenigen endlich, welche die Logik in ihrer scholastisch-pedantischen, nur etwas modernisirten Gestalt, mit dem ganzen Ballast von Zeichen, Wörtern und Figuren, den das tödtende Buchstabenwesen in ihr Gebiet eingeschwärzt hat, handhaben und vertheidigen, können sich hier eines Besseren belehren, und sich zu dem Entschluss stärken, den immer weiter greifenden Krebs der leeren Formeln mit *einem* Schnitt auszutilgen, auf dass die Gesundheit der Vernunft- und Verstandes-Lehre frisch erhalten werde, und es der unnützen Bogen in den Lehrbüchern und der verlornen Stunden in den Collegien immer weniger geben möge. Wir unsererseits bekennen, dass uns diese Schrift eine erfreuliche Erscheinung gewesen, indem wir an der Verachtung der Logik eben so wenig Gefallen finden können, als an der Handhabung derselben in ihrer geistlosen Scholasticität. Unsere Ansicht nämlich von dieser Wissenschaft gründet sich auf das, hier nur *anzu*führende, nicht *aus*zuführende, Princip: Der Geist oder das ursprüngliche Princip der Ideen kann nicht seyn, d. h. nicht *wirklich und wahrhaftig* seyn, als auf dem Grund und Boden aller Realität, d. h. in und mit der *Natur.* Hieraus folgern wir: 1) Der Geist und seine Ideen können sich nicht offenbaren, d. i. nicht wahrhaftig-wirklich seyn, ohne reellen Wiederklang in der Natur. Durch das *Wort* wird der Geist wirklich, und so gewiss der Geist (*ewiges Leben und Wesen*) nicht ein bloss mögliches Abstractum, sondern ewige Wirklichkeit und Wahrheit ist: eben so gewiss ist auch das *Wort* von Ewigkeit und in Ewigkeit in und mit dem wahrhaftigen Geiste. 2) Das Wort, wodurch sich der Geist offenbart, ist kein *leerer Schall,* sondern ein *gehaltvoller Klang.* Es hat, gleich dem Geiste selbst, Leben und Wesen, und wirkt auf Leben und Wesen, d. h. es ist vernehmlich für Sinn und Verstand, und es hat Sinn und Verstand. 3) Von allem, was vom Geiste, d. h. dem ewig Gewissen, ausgeht, ist Gewissheit möglich, und für den, der Geist hat, eine Selbsterkenntniss (Theorie) dieser Gewissheit, d. h. Wissenschaft. 4) Es ist also möglich eine Wissenschaft von den nothwendigen Gesetzen, an welche sich der Geist aus freyem Triebe bindet, auf dass seine Ideen für Sinn und Verstand vernehmlich werden. 5) Diese Wissenschaft ist die, welche ihren Namen vom *Wort,* vom λογος hat, oder die Logik. Sie ist also die Wissenschaft von den Gesetzen, nach welchen der Geist sich verständlich macht, d. h. seine Ideen, in (stillen oder lauten) Worten mit Sinn und Verstand, verwirklicht. 6) Ideen bilden, welche *Sinn und Verstand,* d. h. *Geist* und *zugleich Gehalt* haben, heisst *denken* (im *wahren, reellen* Sinne des Worts, nach welchem leeres und geistloses, d. i. lebenloses Denken, kein Denken ist). Mit Recht kann also die Logik auch, als Theorie des Denkens, charakterisirt werden. 7) Aber mit Unrecht wird sie beschrieben und behandelt als eine Wissenschaft des *Nichtsdenkens,* wie von denen geschieht, welche lehren, die Logik müsse nicht bloss von Objecten einer gewissen Art, sondern vom Object überhaupt, gänzlich abstrahiren. Denken und Seyn sind in der Wirklichkeit unzertrennlich vereinigt, wie Geist und Natur, Seele und Leib: wo also wirklich gedacht werden soll, muss *Etwas* gedacht werden, und wo von *allem Etwas* abstrahirt und dennoch geredet wird, wird nicht gedacht, es wird nicht *das Wort* (λογος) vernommen, sondern es schallen nur *Wörter,* die

leer und gedankenlos find. Und eine folche Lehre der Geist- und Ideen-Losigkeit ist die bisherige, scholastische Logik in der That gewesen, eben so, wie das Naturrecht früherhin nichts war, als eine Sammlung leerer Wörter über das Recht: denn auch im Naturrecht abstrahirte man ehemals nicht blofs von einer bestimmten Art des wirklichen Rechts, sondern von dem realisirten, d. i. positiven Recht überhaupt; daher denn der Jurist, wenn er das wirkliche Recht denkend fassen und verwalten wollte, das erlernte, ideenlose Naturrecht gänzlich wieder zu vergessen suchen mufste. 8) Aus dem Gesagten geht hervor, dafs die Logik nicht das Denken in leerer Abgeschiedenheit von allem Seyn abhandeln solle; sondern dafs sie handeln müsse von dem gesetzmäfsigen Organismus des lebendigen, wahrhaft-wirklichen Denkens, und eine Anleitung geben solle, nicht zur Findung bloſser Formen zu Gedanken und leerer Formeln; sondern zum gesetzmäfsigen Bilden ideell-reeller Gedanken, d. i. solcher, welche Geist und Gehalt, Sinn und Verstand haben. Wir fodern also, dafs die Logik nicht *von allem Seyn abstrahire*, sondern *reflectire* auf die objective Natur, sowohl des Denkenden, als des Gedachten, und sonach die Anthropologie und die Naturwissenschaft nicht blofs, als ganz nützliche Hülfswissenschaften, in Ehren halte, sondern sich wesentlich mit ihnen verbinde. Indem die Logik sich mit diesen reellen Reichthümern ausstattet, kürzt sie zugleich ihren Vortrag nach Raum und Zeit bedeutend ab: denn sie, die nun nicht mehr von aller Realität abstrahirt, abstrahirt dagegen von allem leeren Formen- und Formel-Wesen. Dadurch fallen alle blofs formalen Combinationen, Variationen, Solutionen und Figurationen hinweg, die den Vortrag der Logik so ermüdend weitschweifig machen, und nicht nur nichts nützen, sondern auch schaden. Wenn der gute Kopf einmal Lust und Laune hat, nicht mit Ziffern, sondern mit leeren Wörtern und Buchstaben, ein Rechenspiel zu spielen: so wird er sich diesen Zeitvertreib von selbst zu machen wissen; der schlechte Kopf aber wird durch die Last, die ihm die leere Formellehre anhängt, noch tiefer in den dunkeln und grundlosen Boden der Geist- und Gedanken-Losigkeit hinunter gedrückt.

Unseres Wissens ist der Vf. dieser Verstandeslehre der Erste, der in einem eigenen Lehrbuche die Logik nach der eben entwickelten Idee zu bearbeiten versucht hat. Die Schrift verdient daher eine besondere Aufmerksamkeit, um so mehr, da auch die Darstellung gelungener ist, als in dem früher erschienenen „Beytrag zum Studium der Philosophie, als Wissenschaft des All, nebst einer vollständigen und fafslichen Darstellung ihrer Hauptmomente. Würzburg 1809," in dem zwar auch der Denker erkannt wird, aber auch noch (besonders in der ersten Hälfte) die Fessel der Schulwörter, die den Geist verhindert, sich selbst frey zu entfalten, und zu Anderen mit voller Klarheit zu reden.

Nach einer Vorrede und Einleitung von 26 S., die nicht zu überschlagen ist, handelt Hr. *K.* zuerst von dem *Begriff und den Bedingungen der Verstandeserkenntnifs.* Die Erkenntnifsquelle der allgemeinen Bedingungen der reellen Erkenntnifs ist der Verstand, sofern er über seine Äufserungen reflectirt, und von der Vernunft, als dem Mittelpunct aller Wahrheit im Wissen, geleitet wird. Die Verstandeslehre untersucht nicht, wie die sogenannten reellen Wissenschaften, die besondere, sondern die allgemeine Form der Dinge und ihrer Erkenntnifs; jedoch mufs unter Form nicht der äufsere todte Umrifs der Dinge verstanden werden, sondern das formende Princip, welches Wesen und Gestaltung vereinigt. Die Bedingungen der reellen Erkenntnisse liegen im Geiste selbst, und sind der Grund der Wahrheit in den Erkenntnissen dadurch, dafs sie subjectiv den allgemeinen Bedingungen, nach welchen die Natur objectiv existirt, entsprechen. II. *Allgemeine Formen der Erscheinungswelt.* Von diesen mufs man eine richtige Ansicht haben, um die Gleichheit der allgemeinen Gesetze der Natur mit der nothwendigen Erkenntnifsform des Geistes einzusehen. Die nothwendigen Prädicate aller materiellen Naturdinge sind Ausdehnung oder Raum und Bewegung oder Zeit. Auch die Evolutionen der menschlichen Seele stehen unter dem allgemeinen Gesetze der Zeit. Raum und Zeit sind jedoch nur Formen der *Möglichkeit* des *Daseyns* der Dinge; die allgemeinen Gesetze des *wirklichen* Daseyns aber sind das Gesetz 1) der Endlichkeit, 2) der Gemeinschaftlichkeit, 3) der Substantialität, 4) der Causalität, und 5) der Wechselwirkung. In diesem letzten Gesetz sind die anderen alle begriffen. „Die Wechselwirkung der Erscheinungen ist der sinnliche Ausdruck der unbedingten und übersinnlichen Einheit aller Dinge." III. *Von der sinnlichen Erkenntnifs.* Wenn der Mensch einer Erkenntnifs der objectiven Welt fähig seyn soll, wie er es ist, im universellsten Umfange ist: so mufs er offen und empfänglich für Objecte seyn, d. h. *Sinn* für sie und *Sinnlichkeit* haben. „Der Mensch stellt die gesammte Welt in einem individuellen Organismus vor, und seine Seele, als *Sinnlichkeit*, ist die unmittelbare Weltanschauung in diesem Organismus. Die Sinnlichkeit ist das erste Erwachen der Weltseele, gebunden an einen bestimmten Körper, in welchem sie die Dinge erkennt: sie ist daher die ursprünglichste Function der Seele, wodurch sie mit dem Universum unmittelbar zusammenhängt." Der Sinn, von seinem individuellem Organismus oder seinem Körper unzertrennlich, erklärt alles nur in Gemäfsheit der Affectionen des Körpers, aber seine innerste Wurzel und Tiefe ist in der Seele, und darum jede wahre Sinnes-Anschauung verbunden mit Selbstbewufstseyn. So viele besondere Formen der Natur es giebt: so viele Sinne hat der Mensch. An den Thierclassen treten sie einzeln hervor: im Menschen sind sie concentrirt. Der Gefühls- und Betastungs-Sinn verbindet den Menschen am unmittelbarsten mit der Natur, besonders der materiellen: er ent-

spricht in der Natur der Cohäsion und Gestaltung der Dinge. Der Geruchsinn ist ihm gewissermaßen entgegengesetzt. Wie der Gefühlssinn dem Festen und Cohärirenden: so entspricht dieser dem alle Cohäsion Fliehenden, den Expansionen in der Natur. Was in der Natur die Elektricität ist, das ist unter den Sinnen der Geruch. Der Geschmackssinn entspricht dem Chemischen in der Natur: wenn er empfinden soll, müssen die Elemente der Körper aufgelöst seyn. Durch den Gesichtssinn erscheinen die Gegenstände der Seele durch Farben und Umrisse von einander unterscheidbar, und offenbaren sich in ihrer Herrlichkeit und sichtbaren, aber unübersehbaren Mannichfaltigkeit. Er ist in Gleichheit mit dem Licht in der Natur. Durch den Gehörsinn nimmt die Seele den Klang der cohärenten Gegenstände auf, der selbst nicht körperlich, sondern das den Körpern einwohnende Geistige ist, wie die Elektricität und das Licht. Wie der Mensch durch Töne und Sprache unmittelbar die Vernunft in sich zu erkennen giebt, und die Vögel durch ihren Gesang die ihnen einwohnende Kunstseele verkündigen: so offenbart der Klang der starren Körper das denselben eingeborne Übersinnliche. Dieses ist es nun, was wir durch den Gehörsinn vernehmen, und wodurch er Sinn für das Übersinnliche in der Natur wird. Er steht mit der Vernünftigkeit des Menschen im innigsten Bande, und die Kenntnisse, die man durch ihn erlangt, sind unendlich bedeutender und mannichfaltiger, als die, welche die anderen Sinne gewähren. Ein Blinder kann über viele Dinge aufgeklärt werden, die für den Tauben ewig dunkel bleiben. Unter den Bemerkungen, welche auf diese Betrachtung der Sinne folgen, findet sich auch die, dass die Eintheilung der Sinnlichkeit in den *inneren* und den *äusseren* Sinn nichtig sey, „indem die Sinnlichkeit als Äusserung der Seele allerdings innerlich ist und *alle* Gegenstände auch in ihr anschaut.“ Dieser Bemerkung können wir nicht beystimmen, da wir nicht vermögen einzusehen, wie die *wahre*, ideell-reelle Einheit existiren könne ohne Selbstanschauung, d. i. inneren Sinn, und ohne Weltanschauung, d. i. äusseren Sinn, und ohne lebendige Vereinigung dieser beiden, die eben darum immer zwey seyn müssen, auf dass die absolute Einheit *lebendig* sey. — An die Lehre von der Sinnlichkeit knüpft der Vf. die Lehre von der Einbildungskraft, über die er Lehrreiches mittheilt. Die productive Einbildungskraft wird von ihm in die sinnlich-productive und geistig-productive unterschieden. „Die geistig-productive Einbildungskraft ist die nothwendige Bedingung alles *Verstehens*. Denn alles Wissen eines Menschen ist ein geistiges Produciren des Gewussten, und jeder Mensch vermag nur so viel wahrhaft zu verstehen, als er selbstständig in sich zu bilden im Stande ist. — Dadurch wird erst alles Verstehen in der Mittheilung durch die Sprache möglich; indem jemand nur in sofern eine Rede begreifen kann, als er die Kraft hat, den Sinn des Gesprochenen in sich selbst zu produciren und so innerlich anzuschauen.“ Wir wünschen dieser, für jeden denkenden Menschen sich von selbst verstehenden, Bemerkung noch mehr Eingang, als sie bisher gefunden, insonderheit Eingang bey Allen, die über die Ansichten Anderer ein Urtheil fällen wollen. IV. *Verstandeslehre.* „Der Verstand strebt nach Erkenntniss des *Allgemeinen*, d. h. des Gleichen im Vielen. Er erkennt also die Natur durch Begriffe, oder mittelbar, nicht durch unmittelbares Ergreifen, wie der Sinn. Die Äusserung des Verstandes, den Begriff der Natur zu erforschen, ist *denken*, und die Wissenschaft von den Gesetzen und Bedingungen des Verstandes *Logik*. Die Bestimmung eines Gegenstandes durch einen Begriff ist ein Urtheil, und die Urtheile sind die allgemeinen Formen aller Bestimmungen der Dinge durch den Verstand. Da aber jedes Urtheil bedingt ist durch einen Begriff: so muss die Natur und Form der Begriffe der Betrachtung der Urtheile vorangehen. Und da die Urtheile entweder unmittelbare oder mittelbare sind, und die letzteren Schlüsse heissen: so muss auf die Lehre von den Urtheilen noch die Theorie der Schlüsse folgen. *Erster Abschnitt.* Von den *Begriffen*. Die erste Bestimmung eines Begriffs ist, dass er eine zur Einheit verbundene Vielheit sey, d. h. Quantität habe. Dieser Quantitätsbestimmung im Verstandesbegriffe entspricht die Natur, unter anderen, in den unendlich verschiedenen Arten der Dinge, von welchen eine jede mit ihren unzähligen Exemplaren immer nur Einer Idee entspricht. Die zweyte Bestimmung eines Begriffs ist, dass er ein *bestimmtes* Reale ausdrückt, also Realität und Beschränktheit vereinigt, d. i. Qualität hat. Und so ist es auch in der Natur, die in unendlich viele von einander verschiedene Erscheinungen zerfällt, die einander wechselsweise ausschliessen, so dass Einigen versagt ist, was die Anderen haben. Die dritte Bestimmung eines jeden Begriffs ist, dass er ein Verhältniss ausdrückt oder Relation hat. So viel Verhältnisse unter den Dingen in der Natur, so viel bey den Begriffen. In der Natur aber giebt es drey: a) das Verhältniss zwischen Substanz und Accidenz; diesem entspricht das Verhältniss zwischen Subject und Prädicat. b) Das Verhältniss zwischen Ursache und Wirkung; ihm ist gleich das Begriffs-Verhältniss des Grundes und der Folge. c) Das Verhältniss der Wechselwirkung der Erscheinungen unter einander, welchem die wechselseitige Bestimmung der Begriffe in dem Coordinations-Verhältniss parallel ist. Die sogenannten drey Principien der Logik entsprechen gleichfalls diesen drey Grundverhältnissen aller Begriffe, und sind nichts anderes, als eben diese Grundverhältnisse in der Form von Grundsätzen ausgedrückt. Das Princip der Identität correspondirt dem Verhältniss zwischen Subject und Prädicat; das Princip des zureichenden Grundes dem zwischen Grund und Folge, wodurch die Abhängigkeit eines Begriffs von dem anderen bezeichnet wird. Das Principium *exclusi medii* bezeichnet die wechselseitige Gemeinschaft unter den Begriffen, indem es

nichts anderes aussagt, als dass unter den coordinirten Begriffen ein jeder den anderen von sich ausschliesse, und z. B. in einem Urtheile immer nur Einer dem Subjecte könne beygelegt werden. In einem *Anhange* zu der Lehre von den Begriffen wird von empirischen und rationalen Begriffen, von der respectiven Realität derselben, von ihrem Verhältniss zu den sinnlichen Anschauungen und von ihrem Verhältniss zu einander selbst rücksichtlich ihres Umfangs und Inhalts gehandelt, und auch hier Manches mehr, als das Gewöhnliche, gesagt. *Zweyter Abschnitt* der Verstandeslehre. Von den *Urtheilen.* Die Betrachtung der Urtheile nach der Quantität und Qualität liegt ausser den Grenzen einer formellen Verstandeslehre. Denn die formelle Verstandeslehre abstrahirt von jedem bestimmten Umfang des zu erkennenden Gegenstandes, so wie von seinem bestimmten Inhalt oder seiner Realität. (Ganz consequent nach der Theorie des Vfs., der das Urtheil auf blosse *Begriffs*-Bestimmung beschränkt, durch welche die Allheit so wenig, als die Realität, unlimitirt erfasst werden kann. Aber es scheint uns, der Vf. sey hier ganz aus der Sphäre der *Ideen* in die Schranken der blossen *Begriffe* zurückgetreten, der mit Umsicht alles Auffassende habe hier zu sehr abstrahirt. Das aus der Idee hervorbrechende unendliche Urtheil des Geistes und Genies ist eben sowohl ein Urtheil, als das durch Verstandesbegriffe bedingte, und auf das Wesen beider muss die Logik achten, sonach unterscheiden, was wahrhaftig unterschieden ist. Indess da unser Zweck ist, hier nur die Hauptmomente der Lehre des Vfs. anzuzeigen: so sey auch dieser Differenzpunct nur *in parenthesi* angedeutet. Eine andere Gelegenheit wird über diesen und andere Puncte Ausführlichkeit gestatten. Die Erwiederung, dass die Logik eine bloss *formale* Verstandeslehre sey, erwarten wir von dem nicht, der unter Form *wirkliche* und *lebendige* Form versteht.) Die Formen der Urtheile entsprechen den drey nach der Relation bestimmten Formen der Begriffe, und es giebt also drey nothwendige Urtheilsformen, das kategorische, hypothetische und disjunctive Urtheil. Das kategorische entspricht dem logischen Princip der Identität oder des Widerspruchs (die, nach dem Vf., im Wesentlichen, das Gleiche ausdrücken), je nachdem in demselben ausgesagt wird, was ein Ding ist oder nicht ist. (Bey den kategorischen Urtheilen lässt der Vf. „höchstens" den Qualitätsunterschied der Affirmation und Negation Statt finden.) Das hypothetische Urtheil entspricht dem Princip des Grundes und der Causalität; das disjunctive dem Grundsatz des ausschliessenden Dritten und der Wechselwirkung. In einem *Anhange* zu der Lehre von den Urtheilen wird gehandelt von dem Verhältniss der drey Urtheilsformen zu einander (sie verhalten sich wie Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit: die Modalität wird überall nicht als absolutes Moment des Denkens von dem Vf. angesehen), von den Definitionen der Begriffe, der Eintheilung derselben, dem Verhältniss der Form eines Urtheils zu seinem Inhalt, der Vergleichung der Urtheile nach ihrem Inhalt, der Umkehrung, den zusammengesetzten Urtheilen. *Dritter Abschnitt.* Von den *Schlüssen.* Iede besondere Erkenntniss durch den Verstand wird in einem Urtheile ausgedrückt. Diess ist auf doppelte Weise möglich. Entweder sieht der Verstand *unmittelbar* das Verhältniss eines Begriffs zu dem durch ihn zu bestimmenden Gegenstand ein, oder nicht; in jenem Fall bezieht er den Begriff geradezu auf den Gegenstand, und das dadurch entstandene Urtheil ist ein *unmittelbares.* Ist diess aber nicht möglich, sondern bedarf der Verstand noch eines Hülfsmittels, um das Verhältniss eines Begriffes zu einem Gegenstande einzusehen: so ist das dadurch erreichte Urtheil ein *mittelbares,* und die ganze Construction eines mittelbaren Urtheils ein *Verstandes-Schluss.* Die Abtheilung der Schlüsse in Verstandes- und Vernunft-Schlüsse ist ganz grundlos und nichtig. Die Vernunft ist zwar der Ursprung aller Wahrheit und Evidenz im Wissen; soll aber das von der Vernunft unmittelbar erkannte dargestellt werden: so kann diess nur gemäss den Formen des Verstandes geschehen, welcher das allgemeine Organ der Gestaltung aller Erkenntnisse ist. Das Schliessen ist demnach nicht weniger eine Function des Verstandes, als das Urtheilen. (Die Vernunft ist die Seele und der Urquell alles Denkens: in ihr sind alle wahren und wirklichen Gedanken prädestinirt, vorher *beschlossen,* und das Schliessen, als das Denken des Denkens, geht, der *Natur* des Denkens nach, allem übrigen Denken, allem Urtheilen und Begreifen voraus, entspringt unmittelbar, und in dieser Unmittelbarkeit dem Verstande ganz unbewusst, aus dem vernünftigen Geiste, und ist sein eigenstes Werk, also mit Grund nach seinem Namen zu nennen. Wie mancher Schluss muss vorausgehen, ehe der reelle Begriff und ein gegründetes Urtheil erzeugt wird? Der zergliedernde und trennende Verstand findet zwar in seinem analytischen Geschäft, das ihn über die Natur und Gesetze der Vernunft verständigen soll, den Begriff als erstes und das Urtheil als zweytes Element des Schlusses, aber in der ursprünglichen, ideel-reellen Synthesis ist Vernunft und ihr Schluss das Prius. Aber der *Syllogismus* ist allerdings Verstandeswerk, denn in ihm stellt das Organ der Vernunft, der Verstand, die einzelnen Glieder des Schlusses in ihrem organischen Zusammenhange dem verständigen Bewusstseyn dar. Eben so sind auch der Begriff und das Urtheil in ihrer Ursprünglichkeit und Universalbeziehung, auf das Sinnliche nicht nur, sondern auch auf das Übersinnliche, unmittelbare Producte der Vernunft; aber die *Kategorieen* (endlichen Begriffe) und die *Sätze* sind, gleich den Syllogismen, Werke des Verstandes. Aus ähnlichem Grunde nehmen wir auch den alten Namen *Vernunft*lehre, gegen den neuen, *Verstandes*lehre, in Schutz.)

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JANUAR, 1811.

PHILOSOPHIE.

Bamberg, b. Göbhardt: *Die Verstandeslehre* von *G. M. Klein*, Prof. zu Bamberg u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hr. *Klein* betrachtet nun im Geiste seiner, im Vorigen angedeuteten Methode die unmittelbaren und mittelbaren Schlüsse. Es giebt nur drey Formen der mittelbaren Schlüsse, den kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Schluss. Zu dem letzten (nach unserer Überzeugung zu den *beiden* letzten, auch Hr. *K.* selbst nennt sie *hypothetisch*-disjunctiv) sind die Dilemmata zu zählen. *Anhang* zu der Lehre von den Schlüssen. Das Schliessen ist der vollkommenste Ausdruck der Form der Erkenntnis des *An-Sich* für den Verstand. In der kategorischen Schlussart wird das absolute und unendliche Wesen, die Gleichheit und Selbstständigkeit des An-Sich alles Seyns; in der hypothetischen die Form des unendlichen Wesens für die Erscheinung, nämlich die Relation und Abhängigkeit der Dinge von einander, und in der disjunctiven das unendliche Wesen auf gleiche Weise absolut und erscheinend zugleich ausgedrückt. Dann werden beschrieben die zusammengesetzten Schlüsse und die Schlüsse durch Induction und aus Analogie, und Weniges von den Beweisen gesagt. *V. Angewandte Verstandeslehre.* Bloss logische Wahrheit (in dem leer-abstracten Sinne) hat nicht nur gar keinen Werth, sondern nicht einmal Sinn und Bedeutung. Bey allem Forschen und wissenschaftlichen Studium streben wir nach der Erkenntnis des Realen und objectiv Wahren. In der formalen Verstandeslehre sind die allgemeinen Bedingungen aller Erkenntnis aufgesucht worden, d. i. die Gesetze und Formen, denen gemäss der Verstand das, was er als wahr erkannt hat, für sich selbst denken und für Andere ausdrücken muss, um verstanden zu werden. In der angewandten Verstandeslehre wird geredet von der Art und Weise, durch welche der Verstand sich in den Besitz der wirklichen Erkenntnis des Wahren setzen könne; jedoch kann hier, da Erkenntnis des Besonderen den einzelnen Wissenschaften angehört, nur im Allgemeinen angegeben werden, worin die unsern Geist befriedigende Wahrheit besteht, und wo wir dieselbe zu suchen haben. Eine *Anweisung zur wahren Erkenntniss der Dinge* beantwortet die beiden Fragen: a) Wie versichert man sich der Wahrheit seiner sinnlichen Wahrnehmungen? b) Wie überzeugt man sich von der Realität seiner Vernunfterkenntnisse? Das Resultat ist: Einheit und Vielheit, beide als Eins gesetzt, machen das Wesen alles Seyenden aus. Dasjenige Wesen aber, wodurch jedes Besondere, als solches, und zugleich als Eins mit allem Übrigen gedacht werden kann, und welches also selbst Einheit und Vielheit zugleich ist, heisst Gott. Die Erkenntnis des Wesens jedes besonderen Gegenstandes ist daher bedingt durch die Erkenntnis Gottes, welche die erste und ursprünglichste aller Erkenntnisse seyn muss. Die Erkenntnis Gottes ist demnach die gewisseste unter allen, und die Idee alles Wahren. Ohne Erkenntnis des Wesens Gottes hat das menschliche Wissen keine Realität, und *Malebranche* sagt mit Recht: *Nous voyons tout en Dieu.* Eine Abhandlung über *die Quellen der Irrthümer in den Erkenntnissen* beschliesst das Ganze. Wir schliessen mit folgenden Ideen des Vfs. aus der Einleitung zu dieser Schrift. „Die Sinnenwelt ist der erste Schauplatz des menschlichen Lebens und der erste Gegenstand des Nachdenkens. Daher die Sprache ursprünglich nichts anderes ist, als ein Inbegriff von Articulationen zur Bezeichnung der von der Sinnenwelt hergenommenen Vorstellungen. Man hatte also auch dann keine Ausdrücke zur Bezeichnung des Übersinnlichen, als der menschliche Geist sich schon von dessen Realität überzeugt hatte. Man musste sie daher von dem Sinnlichen entlehnen und in metaphorischer Bedeutung auf jenes übertragen. Um aber Missverständnissen vorzubeugen, und über dem Ausdruck nicht die Bedeutung zu verlieren, war eine eigene Kunst des Verstandes vonnöthen, die Kunst, das Übersinnliche und An-Sich durch sinnliche Merkmale so zu bezeichnen, dass die Bedeutung erhalten werde, und in der Hülle des Sinnlichen das Übersinnliche zu entschleyern, dass der höhere Sinn dafür geweckt und das Ewige zur inneren Anschauung der Vernunft für Andere gebracht werden könne. Unter den Griechen finden wir diese Kunst vorzüglich geübt von den Eleatikern und von Platon, bey dem die sinnlich geborne Sprache ein Reflex des Übersinnlichen ward. Diese, unter dem Namen der Dialektik bekannte, Kunst ist nun die schönste Frucht der Logik, oder vielmehr die Logik muss wieder Dialektik werden, wenn sie ihre ächte Bestimmung wieder erfüllen soll, von der sie lange Zeit her abgekommen ist. Das Übersinnliche oder An-Sich aller Dinge liegt nicht *ausser* dem Universum, es ist das Universum selbst: die Erscheinungs-

welt ist die Offenbarung von jenem, und in jeder Erscheinung ist das ewige Wesen des erscheinenden Dinges. Wie nun das Ewige und Übersinnliche, obgleich an sich (in seiner inneren Möglichkeit) zeit- und raum-los, doch im Raum und in der Zeit, in der Natur und Geschichte sein wahres Wesen offenbart; so kann auch der Verstand dasselbe im Reflex und auf sinnbildliche Weise ausdrücken und verständlich machen", und zu dieser Kunst soll die Logik uns anweisen.

J. C. G. Sch.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien u. Triest, in der geistingerischen Buchhandlung: *Pandora* von *Goethe*. Ein Taschenbuch für das Jahr 1810. 64 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Für die Arbeit ist dem Menschen die Ruhe, für den Genuss ist ihm die Sehnsucht beschieden. Der Wirkende begehrt nichts als sein Wirken; die Ruhe selbst hält er nur für nöthig, nicht für ein Wohl. In dieser Abwechselung hält sein Leben stets einen ernsten Schritt; er kennt nur die Pflicht, nicht das Glück. Streng ist er gegen die, welche neben ihm arbeiten, fremd mit denen, für die er sich bemüht. Er buhlt nicht um Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern fasst die beiden Göttinnen unentzückt bey der Hand. Das Schicksal kann ihm keine schmerzhaften Wunden versetzen; was es ihm nimmt, hat er nur gebraucht, nicht besessen. Er ersieht sich andere Dinge zu Werkzeugen: denn ihm frommt nur, was die Thätigkeit befördert, und das hört nie auf. Wer aber das Glück will, muss Bekanntschaft mit dem Unglücke machen. Wer besitzen will, muss verlieren. Reichthum und Armuth sind bloss Zustände; die Mässigkeit aber ist eine mühsame Tugend. Der Genuss öffnet das Herz, die unerfüllbare Grube. Man schlinge oder nippe nur an den Zubereitungen des lockenden Glücks: immer rechnet man, sie wiederholt zu sehen. Daraus entsteht der, so weit unsere Augen reichen, allgemein gewordene Zustand des Sehnens, Schmachtens, der Unruhe, des Verdrusses, der Reue, Selbstquaal und Verzweifelung. Täuschte nicht die Hoffnung, umgaukelten ihn nicht Einbildungen: so würde der Mensch unter unbefriedigten Wünschen hindorren, oder den Tod suchen. In diesem Pfuhl kommen nur Wenige um; das Hebezeug der tröstenden Zukunft windet sie immer wieder empor. Der Glaube an eine ewige Vergeltung und Vergütung stärkt die Ermüdeten, die sich an der menschlichen Weisheit nicht zur Genüge laben können. Diese Weisheit hat Jahrtausende lang ermahnt und gesungen: der begehrende Mensch hat wohl Krücken, aber keine Leiter erfasst. Der Enkel tadelt den Grossvater; sein Enkel wird ihn auch dafür tadeln: immer tiefer hinunter werden die Enkel tadeln, und doch meinen, ihre Grossväter wären glücklicher gewesen. Seitdem die Geschichte schreibt, ist diess der Menschheit Elend und ihr Trost.

Von seinem Helikon blickt der Dichter auf dieses ungebändigte Treiben seiner Schicksalsgenossen; aus dem hohen Gesichtspuncte fasst er es, kühl, doch mit Schonung, in von der Vorwelt gegebenen Bildern auf. So stellt er gleich, in Epimetheus und Phileros, zwey Begehrende, einen alten, und einen jungen, zusammen. Jener ist durch Harren abgemattet, seine Hoffnungen seufzen; dieser erfreut sich in der Hoffnung schon ihrer Befriedigung. Der bejahrte Titan hat einst die herrliche *Pandora* besessen. Sie ist ihm entflohen; aber ihr Bild ist allen seinen Vorstellungen eingewachsen. Er hat noch den Kranz, der einst Pandorens Locken schmückte; er hält aber nicht mehr beysammen. Wie gerne bänd' er ihn wieder!

Doch ihm bleiben Kranz und Sträusse
Nicht beysammen. Alles löst sich.
Einzeln schafft sich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Platz.
Pflückend geht er und verlieret
Das Gepflückte. Schnell entschwindet's.
Rose, bricht er deine Schöne,
Lilie, du bist schon dahin!

Im Schlaf erscheint ihm seine verlorene Tochter, der Halbschatten *Elpore*. Er erkennt und verkennt sie. Sie tritt ihm nah, immer näher, und küsst seine Stirne, kann aber nicht bey ihm bleiben. Sie sagt ihm Pandorens Wiederkehr zu, denn „Unmöglich's zu versprechen ziemt ihr wohl." Was sie den Zuschauern singt, ächzt eines Jeden Gefühl ihr zurück. Kaum verlässt den im Traum Beglückten die Hoffnung: so schreitet ihm schon die Sorge entgegen. Seine gebliebene Tochter Epimeleia wird von Phileros schrecklich verfolgt. Der Liebetrunkne hat einen Hirten bey ihr gefunden. Eine neue Leidenschaft überwältigt ihn, das Beil in der Faust. Er verwundet sie, und würde sie in Gegenwart ihres schützenden Vaters, der sie mit dem Mantel bedeckt, zerhacken, träte nicht die mächtige Ordnung in Gestalt seines Vaters Prometheus auf. Er war schon da gewesen, hatte die Schmiede zur Arbeit gerufen; Hirten waren vorübergezogen, und hatten Waffen erhandelt. Prometheus kündigt dem Sohne die verdiente Strafe an; Phileros stürzt hinaus, sich den Tod anzuthun. Jammernd bereut Epimeleia das Geschehene. Beide Titanen erklären sich gegen einander. Wenn Epimeleia die entrückte Pandora ein Kleinod nennt: antwortet ihm Prometheus: Kleinode schafft dem Manne täglich seine Faust. Jener nennt die Geliebte das höchste Gut; der Bruder fragt: Das höchste Gut? Mich dünken alle Güter gleich. Den Pandoren von den Göttern verliehenen Schmuck hat der Eine angestaunt und sich des Besitzes gefreut; der Andere hat ihn nachgemacht, und die Kunst dadurch erweitert. Es folgen mehrerley schlimme Ereignisse, noch spielt das ganze Stück in der Frühdämmerung, bis Eos aus dem Meere heraufsteigt,

Die Erdgebornen schwaches Auge sanft gewöhnt,
Dass nicht vor Helios Pfeil erblinde das Geschlecht,
Bestimmt Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht.

Phileros hat sich ins Meer gestürzt, nicht um unterzugehen; der junge Lebenstrieb rettet den Schwimmer. Frohe Morgenspiele um ihn her und in der Gegend. Der wirklustige Vater ist nicht damit zufrieden.

Erholung reichet Müden jede Nacht genug.
Des ächten Mannes wahre Feyer ist die That.

Prometheus bespricht sich mit Eos über die Menschenschwäche. Eos endet mit den denkwürdigen Worten:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sey, die wissens droben.
Gross beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk. Die lasst gewähren.

Wst.

Berlin, b. Salfeld: *Almanach fürs Theater* 1811 von *Aug. Wilh. Iffland*, mit drey Porträts. 336 S. Taschenformat. (1 Rthlr. 18 gr.)

Auch dieser Jahrgang wird sowohl von Kennern als Liebhabern der dramatischen Kunst mit Vergnügen gelesen werden. Hr. *Iffland*, der Meister, fährt fort, in dem Auffatze: über die Bildung der Künstler zur Menschendarstellung auf der Bühne — die Jünger seiner Kunst über Mancherley zu belehren, und hier besonders den *ruhigen* und den *unruhigen* Schauspielern warnend seinen Rath mitzutheilen. Was er darauf über die Verhältnisse der gegenwärtigen Theaterdirectionen in Vergleich mit denen, worin die Directionen der Theater vormals sich befunden haben, mit überzeugenden Beweisen sagt, ist von dem Publicum, das oft unbillige Foderungen macht, sehr zu beherzigen; doch, da der einsichtsvolle Vf. hier ganz klar gezeigt hat, wie gar mancherley die Wünsche der Menge sind, und welchen nachtheiligen Einfluss sie auf den Werth und auf das Fortschreiten der Kunst haben: so wundert uns, dass er ihnen so sehr Gehör giebt, und nicht als ein weiser Vermittler zwischen Dichter und Zuschauer mit eben so grosser Standhaftigkeit als Billigkeit seinen eigenen höheren Foderungen mehr Recht und Gewalt einräumt, damit das Publicum *durch* die Kunst immer mehr *zu ihr* hinaufgebildet werde. Indess scheint es, dass er künftig strengere Massregeln zu befolgen willens sey. Diess erhellt vorzüglich aus den folgenden Auffätzen: über die Verhältnisse der Directionen bey Auswahl der Vorstellungen für die Bühne, und: von den bisherigen und künftigen Verhältnissen dramatischer Dichter, Verfasser und Tonsetzer zu den Directionen; wobey zu wünschen ist, dass zur Reinigung und zur Erhebung des ganzen Theaterwesens bald neue Dichter auftreten mögen, die mit mehr Kraft und Einfachheit, als bisher in den neueren Dramen geschah, dem Sinne und Geschmack des Publicums eine höhere Richtung und mehr Bestimmtheit geben. Aber die Frage entsteht hier: wie soll für diese gesorgt werden? Der behutsame Vf. tröstet sich darüber nur mit Andeutungen und Hoffnungen, und wünscht, dass die Theater deshalb eine Übereinkunft treffen möchten. Unseres Erachtens aber muss gerade am ersten über gelehrte Dinge, sobald sie äusserlich und mercantilisch werden, und auf *mein* und *dein* sich erstrecken, ein monarchischer Wille entscheiden, damit der vielen Schreiberey darüber ein Ende werde. Die Sache liegt ja klar am Tage: wenn vor den dramatischen Vorstellungen alle Mithelfer, Director, Schauspieler, Souffleur, Schneider und Lampenputzer, ihr Theil bekommen, warum nicht auch die Dichter, die das Meiste, das ganze Spiel, dazu geliefert haben? So oft ein Dichter mithilft, muss er auch mit dafür bezahlt werden, und, statt sich auf feine Distinctionen des verschiedenen *innerlichen* Werths eines Products einzulassen, bey welcher deutschen Gründlichkeit und — Umständlichkeit häufig die Ausführung der ganzen Sache unterbleibt, würde man weit besser thun, den Werth eines Stücks vor der Hand nur ganz äusserlich nach seiner Brauchbarkeit und öfteren Wiederholung zu bestimmen, wobey man ja ausserordentliche Belohnungen sich noch immer vorbehalten und anderweitig berücksichtigen kann. Da jetzt ein Mann, wie Hr. *Iffland*, diese Angelegenheit zur Sprache bringt: so darf man mit Zuversicht hoffen, dass in *ganz* Deutschland für die ihres Lohns beraubten Dichter, wie für die durch Nachdruck gekränkten Schriftsteller, die Gerechtigkeit endlich aus ihrem Schlummer erwachen werde.

L. W.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Agrionien*. Ein Taschenbuch für das gesellige Vergnügen von *A. Apel*, *Fr. Laun*, *Fr. Kind* u. s. w., und herausgegeben von *Th. Hell*. Für das Jahr 1811. 410 S. (2 Rthlr.)

Dieses Taschenbuch enthält lauter Räthsel, Charaden und Logogriphen, die so durch das Jahr vertheilt sind, dass auf jeden Tag eins kommt. Es ist nach dem Feste des Bacchus benannt, weil man an demselben zuletzt Räthsel und schwer zu beantwortende Fragen sich einander vorlegte. Ist wirklich das Bedürfniss des Publicums für dieses Verstandesspiel, das zur Unterhaltung immer noch besser ist als ein Kartenspiel, so gross, dass ein besonderes Taschenbuch dazu gehört: so kann die Kritik nichts dagegen haben; nur, sollte sie diese kleinen Dingerchen als Kunstwerke beurtheilen: so würde sie Viel dagegen einwenden müssen. Die meisten Räthsel und Charaden sind nur Definitionen und Umschreibungen einer Sache oder eines Worts, wonach denn freylich jedes Ding auf der Stelle sich in ein Räthsel verwandeln lässt. Die Foderungen der Kunst aber sind dabey, *erstlich*: die Sache muss poetisch aufgefasst seyn; *zweytens*: das, was von ihr ausgesagt wird, muss in sinnreichen Gegensätzen, Widersprüchen, Vereinigungen wirklich *räthselhaft* klingen, und *drittens* muss in formeller Rücksicht die Aussage weder zu allgemein noch zu speciell, weder zu dunkel, noch zu deutlich seyn.

Nach diesen Foderungen beurtheilt, können nur wenige der hier vorhandenen Räthsel befriedigen. Am meisten poetisch sind die von Hn. *Kind*, aber sie ermangeln zuweilen der Deutlichkeit, wie z. B das auf die *Milchstrasse*. Schön ist das auf die *Kirche*, bis auf den Vers: Hoch in die Wolken ists gebaut; womit es nicht ganz seine Richtigkeit hat. Räthselhaften Klang haben das Buchstabenspiel auf *Last*, auf *Aga* und das auf *uetter*, nur dass dieses vexirend mehr unangenehm überrascht. Hin und wieder zeigen sich Scharfsinn und Witz, wie in der Charade auf *Galgenstrick*, die, wenn sie aufgelöst ist, erfreut. — So wird man noch manches Artige in dem Büchlein finden, das dem Liebhaber zum ungestörten Genuss überlassen bleibt.

T. Z.

Paris, b. Hausmann und d'Hautel: *Voyage autour de ma Bibliothèque*, Roman bibliographique, où les gens du monde et les dames peuvent apprendre à former une Bibliothèque de bons ouvrages dans quelque genre que ce soit. Par *Ant. Caillot*. Tome I. 1809. 237 S. T. II. 227 S. T. III. 236 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Zur Hervorbringung der vorliegenden drey Bände bewog den Vf. ohne Zweifel das Verlangen, die Kenntniss der von dem Publicum seines Vaterlandes wohl aufgenommenen Schriften zu vermehren, und solche, die der, besonders in der Hauptstadt herrschende, gute Geschmack verworfen hatte, vollends zu verdrängen. Dieser gute Geschmack ist, wie man weiss, traditionell in Frankreich; man ist allgemein über die Classicität der älteren Bücher einverstanden, und erwartet die Ausreifung des Nationalurtheils über die neueren. Die Sache wird so ganz als abgethan betrachtet, dass, wer sich dem Gespötte nicht preis geben will, sich nicht unterstehen darf, Bücher anzupreisen, die von jener Sage gestrichen sind; noch weniger, solche zu tadeln, die die Nation in ihren Schutz genommen hat. Der kosmopolitische Ausländer soll hier keine Stimme haben. Der gute Geschmack hat entschieden! so tönt es von allen Seiten seinen Einwendungen entgegen. Des allgemeinen Ausspruchs eingedenk, hütet Hr. *C.* sich wohl, selbst eine Meinung zu haben, und kann in sofern als Stellvertreter der französischen Kritiker angesehen werden. Er würde aber auch schwerlich je im Stande seyn, selbst eine Heerde anzuführen; denn mit seinem eigenen Geschmacke ist es traurig bestellt. Schon die Idee, seine bibliographischen Einsichten in einen Roman einzukneten, ist widersinnig; wie lahm, seicht und dürftig ist erst die Ausführung! Da ist keine Erfindung, kein Charakter, keine Kenntniss des Herzens; sogar die Galanterieen des Vfs. sind unbeholfen und pedantisch. So sagt er z. B. zu der Geliebten eines Freundes: „*Quelle différence il y a, Madame, entre vous et Circé! Celle-ci par ses enchantemens changeoit les hommes en bêtes, et vous, Madame, vous rendez homme celui à qui il sembloit qu'il manquât cette force d'ame qui convient à notre sexe.*" Ein so kraftloses Buch verdient keine ausführliche Darlegung.

Dvl.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Görlitz*, b. Anton: *Gesänge zur frohen Unterhaltung für königlich sächsische Bürger-Garden und Feuer-Compagnieen bey festlichen und andern Gelegenheiten*. 1810. 62 S. 8. (6 gr.) Ob alle, für welche diese Gesänge bestimmt sind, auch verstehen werden, was sie singen, oder singen sollen, lässt Rec. unentschieden. So beginnt z. B. der 16 Gesang also:

> Auf, hascht am Rosensaume
> Den Lenz, eh' er verblüht,
> Und hin zum leeren Raume
> Entflohner Freuden flieht.

Und ein Vers in dem nämlichen Gesange lautet:

> Wie hüpft der leichte Nachen
> Den *Acheron hinauf!*
> Wir träumen sanft und wachen
> In *Edens* Fluren auf; u. f.

Die angebrachten Verbesserungen sind nicht immer glücklich; wie z. B. gleich der Anfang:

> Gesund und frohen *Muthes*
> Geniessen wir das *Gute*, u. f.

Der Gesänge sind überhaupt 22, worunter auch einige eben nicht sehr bekannte.

hm.

Berlin u. *Leipzig*, b. Salfeld: *Dramatische Spiele*. Herausgeben v. *C. L. Kannegiesser*, Dr. d. Philos. Erstes Bändchen. 1810. 250 S. 12. (1 Thlr. 6 gr.) Hr. *K.*, der rühmliche Übersetzer von Beaumont und Fletscher, zeigt auch hier einige Gewandtheit und Leichtigkeit in Versen, aber sonst wenig poetisches und dramatisches Talent. Das erste von diesen Spielen: *Verliebter Irrthum*, ist dem Inhalte nach aus Thümmels Reisen entlehnt; der Einkleidung fehlt eine kräftigere Naivetät, Laune und Witz. Das zweyte: *Venus zu Ross* oder *der gesattelte Pädagog*, das seinen Stoff aus *le Grands* Erzählungen genommen hat, interessirt durch den Inhalt sowohl als durch bessere Verse; nur ist der Pädagog zu bald bekehrt, und der Schluss passt nicht für die Darstellung. Das dritte: *Der Minnesänger* vom verstorbenen *Aug. Bode*, verräth poetischeren Geist, ohne eben sehr auf dramatische Wirkung berechnet zu seyn. Das vierte: *Adrast*, ein Trauerspiel in einem Aufzuge vom Herausgeber, ist, als lyrisches Spiel betrachtet, nicht übel; es hat Kraft und Würde, nur als Drama nicht Handlung genug.

L. W.

Leipzig, b. Fleischer d. J: *Die Kinderwelt in Bildern und Erzählungen für gute Knaben und Mädchen* von *Jakob Glatz*. Ohne Jahrzahl. 188 S. in Queer 8. (2 Thlr.) Nach der eignen Angabe des Vfs. ist die Absicht dieses Buchs, interessante Scenen aus der Kinderwelt auszuheben und durch Bild und Erzählung darzustellen, und dadurch der Jugend eine unschuldige Unterhaltung, unvermerkt aber auch eine kleine Belehrung und Aufmunterung zum Guten zu verschaffen und nahe zu bringen. Die Bilder, deren zwölf sind, haben viel Charakteristisches und viel kindliches Leben; Kinder müssen sich daher auch sogleich in ihnen wiederfinden. Auch Hn. *Gl.* Erzählungen passen sich diessmal ganz gut zu den Bildern, und würden noch mehr Beyfall verdienen, wenn des Tändelnden und Spielenden nicht bisweilen gar zu viel wäre, und so das Kindliche mit dem Kindischen verwechselt würde. Gleich in der ersten Erzählung, die Geschenke, hat der schriftliche Bericht, den Moritz seinen Schwestern über das Befinden ihrer Tauben abstattet, etwas widerlich Empfindsames, und dem ächten Kindersinne Fremdes. Auch ist die allzugrosse Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten nicht bildend für Kinder.

— s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JANUAR, 1811.

GESCHICHTE.

Tübingen, b. Cotta: *Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit*, durch *Johannes von Müller*; herausgegeben nach des Verfassers Tode durch dessen Bruder *Johann Georg Müller*. 1810. I B. XXXII u. 540 S. II B. 552 S. III B. 532 S. 8. (6 Thlr.)

[Zwey Recensionen *).]

Man hat der historischen Literatur der Deutschen nicht ohne Grund vorgeworfen, dass sie reich an Compendien und sehr weitläuftigen Werken, aber arm an solchen sey, die zwischen beiden in der Mitte stehen. Undankbar wäre es, den grossen Gewinn zu verkennen, der durch Werke der beiden ersten Arten der Geschichte unter den Deutschen erwachsen ist. Denn, um nur von den Handbüchern zu sprechen, so ist es offenbar, dass durch sie nicht bloss dem mündlichen Vortrage vorgearbeitet, und die Geschichte in dem Kreise der akademischen Studien aufrecht erhalten wurde; sondern dass sie auch dadurch zugleich ihre wissenschaftliche Form unter uns erhielt, und mit ihr die Genauigkeit der Angaben, welche wir so oft in anderen Werken vermissen. Und sind nicht auch in den besseren dieser Handbücher gerade die leitenden Hauptideen, welche den jungen Freunden der Wissenschaft auf ihrem Wege immer vor Augen schweben, die ihnen als Führer und Polarsterne dienen sollen, am hellsten und bestimmtesten niedergelegt worden? Mit alle dem aber bleibt es eine nicht zu leugnende Wahrheit, dass Werke der mittleren Art, gleich entfernt von jener Kürze und jener Weitläuftigkeit, viel zu selten unter uns sind, als dass sie dem Bedürfniss Genüge leisteten. Ein solches Werk sind die *vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichte* von *Johann von Müller*. Auch bey einem geringeren inneren Gehalt würden wir dennoch seinen Manen Dank dafür schuldig seyn.

Müller konnte nicht über Geschichte schreiben, ohne über sie zu denken. Er mag viel gelesen und excerpirt haben; aber nie sank er zum Compilator herab. Diese seine Individualität spiegelt sich auch auf das klarste in diesem Werke. Sollten wir es mit zwey Worten charakterisiren: wir würden es *Ansichten der Geschichte der Völker* nennen. Man erwarte also nicht hier eine streng chronologisch fortlaufende, immer gleichförmige, Erzählung der Völkergeschichte zu finden. Es war nicht seine Sache, noch einmal wieder zu erzählen, was schon so oft vor ihm erzählt war. Aber den Nationen auf ihrer Laufbahn zu folgen; zu zeigen, was sie wurden, und wie sie es wurden; also die Momente herauszuheben, die ihre Schicksale bestimmten, — diess war sein Zweck. Sehr leicht kann diese Behandlungsart oberflächlich werden; sie kann aber auch leicht den Anstrich davon annehmen, ohne es zu seyn. Die schwere Kunst, nicht zu viel zu sagen, die seltenste Kunst unter den Deutschen, findet gerade hier recht eigentlich ihre Anwendung. Alles Geniale, der eigenthümliche Charakter solcher Werke, verschwindet, wenn der Historiker ganz sich ausspricht, wenn er kein Ende zu finden weiss. Er wird also Manches nur andeuten; er wird Manches ganz vorbey lassen, worüber der Leser ihn vielleicht gern gehört hätte. Die Kunst ist hier, die rechte Mittelstrasse zu treffen. Aber die Gründlichkeit wird dennoch eben so gewiss unter dem Gewande der Oberflächlichkeit erkannt, als wenig sich diese unter dem der Gründlichkeit verstecken kann. Man unterscheidet es bald, wo der Historiker seine Ansichten sich holte; ob er selber an Ort und Stelle war, oder ob er nur Anderen nachlallte. So ist es auch bey *Müller*. Er hat den grösseren Theil des Gebiets der Weltgeschichte selber durchwandert. Allerdings hielt er sich nicht allenthalben gleich lange auf; und es wäre nicht schwer, Regionen auszuzeichnen, die er nur auf dem Durchfluge sah. Aber welche es auch immer seyn mögen, *er war doch einmal da gewesen*. Einzelne Abschnitte seiner Weltgeschichte sind kurz; können vielleicht selbst dürftig scheinen: aber es ist keiner, der nicht die Spur davon trüge, dass der Verfasser mit eigenen Augen sah. Es ist also mancher Abschnitt, der nicht befriedigt; aber keiner, von dem man nicht mehr unterrichtet weggeht. Und was will man mehr? Erschöpfen kann man einmal einen Stoff nicht, der seiner Natur nach unerschöpflich ist; aber ob das Geschöpfte einen Werth habe, — *das* ist die Frage.

Müller hat gewissermassen in seinem Werke die

*) Wir sind so glücklich gewesen, zwey Beurtheilungen dieses Werkes von zwey unserer gelehrtesten, geistvollesten und berühmtesten Geschichtsforschern, die eben so weit von uns, als von einander selbst entfernt leben, zu gleicher Zeit zu erhalten. Ihre, zum Theil verschiedene, Ansichten müssen das Interesse, welches überhaupt die Kritik eines solchen Werkes gewährt, nothwendig erhöhen. *Das Directorium der Jen. A. L. Z.*

die ganze Weltgeschichte umfasst. Er beginnt von den ältesten Zeiten, und geht bis auf die seinigen herunter. Indess schon der Titel sagt, dass er hauptsächlich Europa im Auge behalte, wenn gleich diess keineswegs ängstlich zu nehmen ist. Mit Recht! Er wollte die Geschichte von der Seite darstellen, von der sie den Menschen interessirt, d. i. wie der Mensch menschlich ward. Aber er wollte diess nur zeigen bey den einzelnen Völkern. Die Geschichte war ihm nur Geschichte von diesen. Allgemeine Resultate aus dieser zu ziehen, eine allgemeine Geschichte der Menschheit zu schreiben, überliess er Anderen. Es kommt darauf an, sagt er selbst in einer Note, I, S. 85, worein man den Zweck der Menschheit setzt? In wiefern er darin Recht oder Unrecht habe, in wiefern er sein Werk dadurch zu einem höheren Range erhoben hätte oder nicht — mögen Andere entscheiden. *Er* hatte dadurch den Vortheil, dass er auf festem historischem Boden blieb, fern von dem Lande der Visionen. Und das *soll* der Historiker, wenn er würdig diesen Namen tragen will; das Weitere überläst er — denen, die sich dazu berufen fühlen.

Nach diesen Vorerinnerungen werden wir einige Blicke auf das Einzelne werfen dürfen, ohne zu fürchten, dass der verehrte Schatten uns zürnen werde, auch wenn wir mit ihm rechten.

Das Ganze zerfällt in die *drey* oben bemerkten Theile, von denen der erste die alte, der zweyte die mittlere, der dritte die neue Geschichte nach den gewöhnlichen Abtheilungen umfasst.

Die *alte* Geschichte gehörte zu *Müllers* Lieblingsstudien. Es gab eine Zeit, wo er in ihr lebte: diess war seine Jugendzeit; und auch nachmals hat er sie gewiss nie völlig verlassen. Indess hat sein Studium der alten Geschichte einen eigenen Charakter. Es war ihm dabey sichtbar nicht sowohl um eine vollständige und detaillirte Kenntniss des Einzelnen, als um eine geistvolle Ansicht der grossen Parthien zu thun. Er las die alten Schriftsteller, nicht blos die allgemein bekannten; ein einzelner Zug, durch den er uns überrascht, verräth oft, dass er auch in den entfernteren nicht fremd war. Aber Manches entging ihm dennoch, was seine Urtheile gewiss anders modificirt haben würde. Vollständigkeit, und die damit verbundene Kritik, waren bey diesen Abschnitten der Geschichte also nicht die ersten Vorzüge, nach denen er strebte. Es lag ihm bey dem Lesen der Alten weniger daran die Facta aufzufassen, als über die Facta zu denken und zu sprechen. Überhaupt aber sind es in der alten Geschichte viel weniger diese, die ihn interessiren, als die Menschen. Der äusserst rege und lebendige Sinn, der ihm für Grösse, besonders für politische Grösse, eigen war, fand nirgends so viel Beschäftigung als hier; und wenn wir seine Studien der alten Geschichte blos nach dem vorliegenden Werke beurtheilen wollten: würden wir ihm Unrecht thun, zu sagen, dass es vorzugsweise Studium der grossen Charaktere gewesen sey? *Da* weilt er mit Liebe, wo er diese trifft; wo sie selten werden, ganz verschwinden, bricht auch gewöhnlich seine Geschichte ab, oder schrumpft zusammen. Weniger die Völker, als ihre grossen Männer, interessiren ihn. Wer wird auch diese Ansicht im Ganzen tadeln? Wer wird besonders bey der alten Geschichte ihren Werth verkennen? Aber gut ist es dennoch, zu bemerken, dass diess eine beschränkte Ansicht sey. Viel Grosses in der Welt, vielleicht das Meiste, war das Werk einzelner grosser Männer; aber auch die Kraft der Völker musste sie unterstützen, wenn sie handeln sollten. Demosthenes konnte nicht wirken wie Themistokles, weil seine Athenienser nicht mehr die des Themistokles waren.

Nach diesem Massstabe wird man es leicht erwarten, dass griechische und römische Geschichte eigentlich die Gegenstände seiner Studien wurden. Über die der früheren Völker finden wir in dem ersten und einem Theile des zweyten Buches einzelne scharfsinnige Bemerkungen, die durch Zusammenstellung überraschen; dabey zu verweilen, halten wir um so viel überflüssiger, da, seitdem *Müller* darüber schrieb, gerade diese Gegenstände unstreitig in ein viel helleres Licht gestellt worden sind. Bey den Griechen sind es zuerst die Verfassungen von Sparta und Athen, bey denen *Müller* verweilt. Gegen einzelne Angaben der lykurgischen Gesetzgebung wird der Kritiker leicht Einwendungen machen können; man weiss, wie vieles hier ungewiss ist: aber auch bey treuer Darstellung im Allgemeinen, hätte doch das ungleiche Verhältniss zwischen den Stadt- und Land-Bewohnern, Spartanern und Lacedämoniern, nicht unbemerkt bleiben dürfen. Auch bey Solon's Gesetzgebung stiessen wir im Einzelnen an. Wie ist es zu verstehen, dass Solon die Macht des aristokratischen Senats der Fünfhundert vermehrt habe? Bekanntlich war Solon der *Stifter* dieses Senats (der βουλή), nicht aus fünfhundert, sondern vierhundert damals bestehend; der aber nichts anderes als ein jährlich erneuerter Ausschuss aus der Bürgerschaft war, und also wohl nicht im griechischen Sinn aristokratisch genannt werden kann. Denn ob *Müller* überhaupt die Ausdrücke von Aristokratie und Demokratie in dem ächten griechischen Sinne genommen habe, müssen wir bezweifeln. So viel wir wissen, bezeichnet Aristokratie in dem praktischen Sinn immer *erbliche* Rechte oder Vorzüge in Beziehung auf Staatsverwaltung; wenn auch vielleicht bey den Philosophen der Ausdruck bisweilen anders gebraucht ist. Aber wer wird solche und andere Kleinigkeiten nicht über den vielen vortrefflichen Bemerkungen vergessen, die sowohl über Athen, als die anderen Städte Griechenlands und die Kolonieen gemacht sind? Die geistreiche Zusammenstellung giebt einen Überblick, der auch selbst den überrascht, der bereits das Einzelne kannte. *Müller* hat dabey, wie auch sonst in diesem Werke, selten citirt. Daran that er Recht; eine Behandlung, wie diese, lässt nicht wohl beständige Citate zu.

Aber das müssen wir tadeln, daſs er in seinen wenigen Citaten nicht mehr Auswahl traf und bestimmter war. Auch wer vertraut mit Geschichte ist, stöſst bey *Müller* nicht selten auf einzelne Angaben, wovon er ungern die Autorität vermiſst; und findet dagegen Citate, die er nicht erwartete, oder so unbestimmt, daſs er sie nicht nutzen kann. So ging es uns bey Verschiedenem, was *Müller* über Karthago sagt. Gern hätten wir z. B. eine Nachweisung über das punisch seyn sollende Denkmal gehabt, das in Nordamerika bey Boston gefunden seyn soll.

Die allgemeine Darstellung der griechischen Geschichte im dritten Buch hebt mit einer Kritik oder vielmehr Charakteristik ihrer Geschichtschreiber, Dichter, Redner und Philosophen an, die kurz, aber meisterhaft ist. Hierauf die Perserkriege. Wie kräftig und schön über Leonidas! Aber eine Ungerechtigkeit hat mit den meisten Anderen auch *Müller* begangen. Es waren nicht bloſs dreyhundert (nicht vierhundert) Spartaner, die fielen; sechshundert Thespienser, die Leonidas zurücksenden wollte, theilten freywillig ihr Loos. Hätten sie nicht so gut, wie jene, eine Inschrift verdient? Das Weitere, was über griechische Geschichte gesagt wird, ist nicht weniger geistreiche Ansicht; wobey jedoch auch der bescheidene Leser öfter fragen wird, warum gab der Mann, der dieſs geben konnte, nicht etwas mehr? Und vollends bey der macedonischen Geschichte! Freylich wird sie dürftig, sobald sie sich bloſs auf das Politische beschränkt. Wie gern aber hätten wir *Müllern* über den damaligen Zustand der Philosophie, der Geschichte (man denke nur an *St. Croix*), vor allem über das Museum zu Alexandrien sprechen hören! Allein mit noch nicht zwey Seiten haben sich die Ptolemäer begnügen müssen. *Müller* eilte, um zu den Römern zu kommen.

Sichtbar war es die Geschichte *dieser* Nation, die in der alten Welt *M.* am meisten fesselte; ihr ist der gröſsere Theil der nächsten fünf Bücher gewidmet. Auch sie hebt mit einer Charakteristik der römischen Schriftsteller an, welche das fünfte Buch einnimmt. Sie übertrifft die der Griechen; mehr zu ihrem Lobe zu sagen, wäre überflüſsig. Die römische Geschichte unterscheidet sich ihrer Natur nach dadurch von der griechischen, daſs sie einseitiger ist: die Römer bis auf August herunter waren nur politisch groſs; wie vielfach glänzten dagegen schon von ihrem Anfang an die Griechen nicht? Eben diese politische Gröſse aber war es, die *Müller* am liebsten ins Auge faſste. Daher ist auch die Frage, wie die kleine Republik Rom das ward, was sie geworden ist, viel genügender von ihm aufgelöst, als die von den Griechen. „Laſse sich kein Mann, kein Staat, welcher Beharrlichkeit hat, durch anfängliche Mittelmäſsigkeit schrecken. Die Weltherrschaft war nicht im Plan; aber die Benutzung der Umstände.“ Eigenthümlich ist es *Müllern*, auf gewiſse Puncte hier besonders aufmerksam gemacht zu haben. So ist das Militärwesen der Römer sorgfältig erläutert. Aber auch ihre Religion, in Beziehung auf den Staat, hätte es verdient. Die letzten Zeiten der Republik sind, wie billig, am ausführlichsten dargestellt. Vor allem sind die Charaktere der herrschenden Männer hervorgehoben; es sind leicht die gelungensten Schilderungen von *Müller*. Die Kaisergeschichte im siebenten und neunten Buch ist fast bloſse Charakteristik; dafür giebt das achte zuerst eine geographisch-statistische Übersicht der Provinzen; und darauf auch Bericht von den angrenzenden barbarischen Völkern. Hier also von den *Deutschen*: „Seit Gottes Schöpferhand ein unvermischt beysammen wohnendes Urvolk.“ Meist nach Tacitus. Aber eine allgemeine Stelle über die nördlichen Völker können wir uns nicht enthalten mitzutheilen. „Die Gesetzgebung war bey den Römern beſser; unsere Väter waren frey und sieghaft, weil gute Sitten für Gesetze dienten: das Beste, was wir haben, kömmt von ihnen; das Übrige haben sie dem verdorbenen Rom nachgeahmt. Da nicht alle von Deutschland ausgegangenen Völker ihre Sitten auf einmal und in gleichem Grade geändert: so ist geschehen, daſs einige, wie Schweizer und Engländer, auch in den Verfaſsungen den Keim alter Freyheit lange erhalten haben; andere aus gleichem Grunde in militärischer Tugend vorzüglich geblieben, und eben darum von Ausländern nie ganz unterworfen worden sind. Das Klima ist nicht durchaus der Grund solcher moralischen Erscheinungen; aber es ist Einer der Gründe. Bey der ungemeinen Unruhe (?) nordischer Menschen, möchte man sich wundern, daſs von ihrem alten Zustande so viel bleibt; aber jene scheint nur körperlich zu seyn; oft haben sie das Vaterland, selten ihre Ideen und Gebräuche verlaſsen; hingegen wenn einmal diese aufgegeben waren, kamen sie in Perioden ewigen Wechsels, weil keine fremde Sitten so natürlich auf sie paſsten, wie die, welche sie verlaſsen hatten.“ Viele eigenthümliche Bemerkungen enthält das neunte Buch über die Religionen; auch der Einfluſs der Philosophie ist hier nicht übersehen. Nach diesen Erläuterungen konnte das zehnte Buch den Untergang des westlichen Reichs kürzer darstellen.

Der *zweyte* Theil, die *mittlere* Geschichte enthaltend, umfaſst *acht* Bücher, vom 11ten bis 18ten. Wenn dieser Abschnitt der Geschichte vorzugsweise als Gegenstand gelehrter historischer Studien betrachtet werden kann: so ist er dadurch schwerer zu behandeln, weil er weniger groſse Maſsen darbietet. Eine allgemeine Geschichte des Mittelalters durfte freylich nach *Müllers* einmal angenommenem Plane nicht anders als nach den Völkern, sie konnte nicht bloſs nach einigen allgemeinen Gesichtspuncten, z. B. der Hierarchie, des Feudalwesens, des Handels u. s. w., geschrieben werden. Aber ob sich nicht bey den Hauptvölkern der Gang ihrer Bildung und ihrer Schicksale mehr im Groſsen hätte darstellen laſsen? Ob es nöthig war, die einzelnen kleinen Staaten so sorgfältig aufzuführen, und dadurch die Übersichten zu zersplittern? Ob das stete Über-

springen von einem zum anderen, um in den angenommenen Zeitabschnitten den Synchronismus zu behaupten, nicht verwirrt? — darüber wollen wir gern dem Leser das Urtheil überlassen; und dagegen auf das Vortreffliche aufmerksam machen, welches auch diesen Theil auszeichnet. Dass *M.*, wenn von Geschichte des deutschen Mittelalters im weiteren Sinne die Rede war, sich ganz auf seinem Felde befand, brauchen wir erst nicht zu sagen. Es ist hier nicht leicht ein Abschnitt, auch unter den kürzeren, der nicht durch eine neue Ansicht auch neue Belehrung gewährte. Aber den Hauptvorzug finden wir darin, dass *M.* gerade hier der bescheidenen Äusserung, sich auf die europäische Menschheit zu beschränken, untreu geworden ist, und den Orient, fast im gleichen Umfange, mit herein gezogen hat. Wir wissen schon aus seinen Briefen, dass die Geschichte der Araber, dass Abulfeda ihn früh beschäftigte; was er hier giebt, scheint die Frucht jener Studien zu seyn. *Müller* hat sich nicht begnügt, von den Arabern blos im Allgemeinen zu sprechen; er geht auch in das Einzelne der Dynastieen, und giebt wenigstens eine Notiz von ihnen. Ausser *Gatterer* in seinem Handbuche der Weltgeschichte (meist nur chronologische Angaben nach *Desguignes*), hat, so viel wir uns erinnern, kein anderer deutscher Schriftsteller sich ein gleiches Verdienst erworben. Ist also auch vielleicht oft Weniger gegeben, als der wissbegierige Leser wünscht; ist besonders das nicht-politische Verdienst der Araber, um Handel, um Kunst und Wissenschaft, zu wenig beachtet: so halten wir doch diesen Abschnitt des Werks, welcher einen Theil des 12, 13 und 14 Buchs einnimmt, für einen der verdienstlichsten. Die byzantinische Geschichte dagegen (ist gleich Constantinopel keineswegs übergangen) scheint viel weniger zu den Lieblingsstudien von *Müller* gehört zu haben. Am wenigsten (wir gestehen es) haben uns die beiden letzten Bücher dieses Theils genügt. Sie sind überschrieben, das 17te: *Wie sich der Übergang der mittleren Zeit auf die neue Gestalt der Dinge nach und nach bereitete;* vom Jahr 1273 bis 1453. Das 18te: *Von denjenigen Revolutionen, welche die neue Ordnung der Dinge besonders veranlassten;* 1453 bis 1519. Wir glaubten uns bey diesen Überschriften am meisten berechtigt, neben den besonderen allgemeine Entwickelungen zu erwarten. Aber gerade hier hat es dem Geschichtschreiber gefallen, damit am sparsamsten zu seyn, um dafür eine gewisse Vollständigkeit in Aufzählung auch der kleineren Staaten zu erreichen; und so ist es geschehen, dass das 17 Buch allein in nicht weniger als 47 Abschnitte zerfällt.

Der *dritte* Theil enthält die *neuere* Geschichte bis auf 1783, in den letzten 6 Büchern. Sie beschränkt sich beynahe gänzlich auf Europa; auf die anderen Welttheile (Nordamerika ausgenommen), selbst auch auf die Kolonieen der Europäer, sind nur einzelne Blicke geworfen. *Müllers* neuere Geschichte erwuchs gleichfalls aus dem Studium der einzelnen Staaten. Eine allgemeine Geschichte des europäischen Staatensystems hat er nicht liefern wollen. Aber *zwey* Hauptvorzüge sind es, welche unseres Erachtens den Werth dieser neueren Geschichte bestimmen. Erstlich ist er zuweilen in Erörterungen von Gegenständen hineingegangen, die, wenn gleich sehr wichtig, doch in den gewöhnlichen Geschichten der Staaten kaum berührt werden. Die Verfassung der französischen Parlamente, manche Finanzeinrichtungen, die Fortschritte des Militärwesens, und andere Dinge sind hier nicht selten sorgfältig erläutert. Zweytens: bey den einzelnen Staaten ist nicht nur das Wichtigere hervorgehoben, sondern auch die Wichtigkeit selber kurz, aber klar und einleuchtend dargelegt. Übrigens versteht es sich, dass auch hier, der Anordnung gemäss, keine streng chronologische Erzählung des Einzelnen zu erwarten ist; auch allgemeine Gegenstände werden zuweilen für sich abgehandelt, und der Leser verläst das Buch mit dem Gefühl, nicht bloss eine Kenntniss, sondern auch eine Ansicht der Hauptmomente der neueren Geschichte, so weit der Vf. sie hat geben wollen, mit sich zu nehmen. Aber enden können wir diese Anzeige nicht ohne die Bemerkung: Welchen viel reichhaltigeren Stoff einem denkenden und geistreichen Kopfe die alte als die neuere Geschichte darbietet. Wenn dieser letzte Theil nicht das lebendige Interesse wie der erste erregt: so lag die Schuld gewiss nicht an dem Vf., sondern an dem Stoff. Die Einförmigkeit, welche im Ganzen in den Einrichtungen, der Cultur, und in dem Streben der neueren Staaten liegt, beschränkt auch den Geschichtschreiber; die Einseitigkeit der herrschend werdenden Cabinetspolitik macht auch ihn nothwendig einseitig, und die Seltenheit, nicht grosser Talente, aber grosser Charaktere in solchen Lagen, wo sie als freye Staatsbürger einen freyen Wirkungskreis sich bilden konnten, mochte am wenigsten einem Schriftsteller gefallen, der, so wie unser grosser Geschichtschreiber, gerade an grossen Charakteren und ihrem Wirken seinen Geist zu erwärmen gewohnt war.

— r —.

(*Die zweyte Recension folgt im nächsten Stück.*)

FORTSETZUNGEN.

Meissen, b. Goedsche: *Katechetisches Handbuch*, oder *fassliche Darstellung der ganzen christlichen Religion und Moral für Lehrer der Jugend.* Achtes Bändchen. Von M. C. *W. Theoph. Camenz*, Superintendenten in Seyda. 1811. VI u. 262 S. 8. (22 gr.) (S. die Rec. des 1—4 Bändchens. 1806. No. 108.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JANUAR, 1811.

GESCHICHTE.

Zweyte Recension
der
Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichte
von
Johannes von Müller.

Wie sehr haben wir Ursache zu bedauern, dass eine, aus der häufig veränderten individuellen Lage hervorgehende, Verkettung nachtheilig wirkender Umstände dem kraftvollen, nach höherer eigener Ausbildung, und Übertragung derselben auf seine Zeitgenossen so wie auf die Nachwelt, eifrig strebenden *Johannes von Müller* eine gänzliche Umarbeitung dieser Übersicht der älteren Universalgeschichte nicht erlaubte! In wie sehr veränderter vollkommenerer Gestalt würde sie dann vor uns liegen, würde das Studium des Gelehrten, praktische Schule für den Geschäftsmann seyn! Folianten von Excerpten aus den vorzüglichsten Quellen, reiche Erfahrungen in den Verwickelungen der öffentlichen Geschäfte hat er sich als Staatsmann gesammelt; welches Meisterwerk müsste durch die zweckmässige, sich gegenseitig unterstützende Benutzung von beiden aus dem Geiste des tief fassenden, und kühn entwerfenden Meisters hervorgetreten seyn! Ein feindliches Schicksal versagte uns diesen Genuss; oft unterbrach es die beschlossene Umwandlung des Ganzen, welches wir nun vor uns haben, auch hier den hohen Geist des Vfs. erkennen und ehren, doch nie den Wunsch entfernen können, statt der Arbeit des strebenden jungen Gelehrten die Früchte des gereiften Mannes zu besitzen. Vorlesungen waren es ursprünglich, gehalten in frühen Jahren für Jünglinge edlerer Art; aber schwerlich konnte der Vortrag sich so sehr auf das Allgemeine beschränken, wie wir ihn in dem gedruckten Exemplare erblicken; es war wohl mehr die Bahn, welche sich der feurige junge Mann zur weiteren mündlichen Ausführung vorzeichnete. Denn Geschichte lernen wird der Anfänger nur in einigen Abschnitten dieses Buchs, welches auf Ergreifung allgemeiner Ideen, nicht aber auf die Entwickelung der Begebenheiten ausgeht, und schon durch seinen beschränkten Umfang zeigt, dass es sich mehr zum Compendium als zum darstellenden Handbuche eigene. Wiewohl eigentlich keine der gewöhnlichen Benennungen für dasselbe passend ist, denn diese Zusammenstellung aus dem unermesslichen Vorrathe der Geschichte enthält ein Herausgreifen von abgerissenen Sätzen, welche den eigenen Sinn des Vfs. am lebhaftesten ansprachen. Da sich nun mit Gewissheit voraussetzen lässt, dass damals sein Studium noch häufig Stückwerk war, dass er die Menge von Collectaneen, von welchen in späteren Jahren die Rede wird, noch nicht gesammelt hatte, dass er in der Kenntniss der Menschen und des Ganges der Dinge unter den Menschen damals bey weitem nicht auf der Stufe stand, welche er in der Folge erstieg: so erklärt sich sehr natürlich die auffallende Ungleichheit in der richtigen Fassung der Begebenheiten, folglich in den abgeleiteten Urtheilen, und diese vorläufige Ansicht wird nothwendig, damit man auch hier den durchdringenden Geist des ausgezeichneten Mannes nicht verkenne. Er selbst fühlte innig den Mangel des gleichen Fortschreitens in den einzelnen Theilen; daher sein Auftrag an den Bruder, nur Fragmente dieses Werks dem Drucke zu übergeben. Aber das Ausheben dieser Fragmente hätte einen *Johannes von Müller* erfodert, durch Bruchstücke ging das Lebendige des zusammenhängenden Vortrags verloren; es war besser, die Masse zu liefern, und dem Leser die ihm beliebige Auswahl zu überlassen.

Wäre es auch in der Vorrede nicht bemerkt: so würde doch jeder Leser zuverlässig fühlen, dass die Einleitung, welche tiefe, weitgreifende Blicke in das Allgemeine der Geschichte wirft, ganz neue Arbeit ist; die Fülle der Gedanken, so wie der in allen neuen Schriften des Vfs. etwas verwickelte Stil, weichen zu sehr von dem folgenden Vortrage ab, als dass die spätere Hand verkannt werden könnte. Er giebt die Ursachen an, welche ihn zur Ausfertigung dieses Werkes bewegten; unter ihnen steht als die letzte: „Da der bewegliche Anblick des fallenden Europa dem Vf. unmöglich, seine Lage aber das Reden, wo nicht gefährlich, doch unnütz machte, beschloss er (wie man innige Bedrängniss gern in die vertraute Brust von Freunden ergiesst), mit den Guten und Edeln seiner und künftiger Zeiten sich über Dinge zu unterhalten, welche ihre wie seine Theilnehmung erregen werden, so lang es Menschen giebt." In diesem Tone fährt er fort, hohe Erwartungen zu erregen, und einen Plan vorzuzeichnen, welcher erst durch die gänzliche Umarbeitung seiner Erfüllung hätte entgegengehen können. Die Erzählung selbst fängt mit der Schöpfung der Erde und des Menschen an, schweift mit einzelnen hingeworfenen Bemerkungen über den asiatischen Ländern der

Vorwelt unstät herum, um endlich die Geschichte des cultivirteren Griechenlands zu erreichen, über welche man sich berechtigt halten darf, von einem *Johannes v. Müller* etwas Ausgezeichnetes hervortreten zu sehen, da nach anerkannter Sage Thukydides sein Lieblingsschriftsteller und das Vorbild war, nach dessen Erreichung er hinstrebte. Die Erwartung wird getäuscht, weil nicht der reife Gelehrte und Staatsmann, sondern der mit den Quellen noch nicht hinlänglich vertraute *Johannes* sie bearbeitete. Hervorspringende Ideen, theils blendend, theils wahr aufgefasst, treten überall auch hier hervor, wo ihm die Verkettung der Begebenheiten rein vor Augen schwebt; aber öfters kennt er sie nicht, selbst in solchen Gegenständen, wo Thukydides so herrliche Aufschlüsse giebt, z. B. über die wahren inneren Ursachen des peloponnesischen Kriegs, und über die dringenden Beweggründe der Spartaner, den ersten Frieden oder vielmehr Waffenstillstand mit Athen zu suchen, über die Maſsregeln des Perikles, von welchem der Vf. nur einzig die schöne Seite uns vorhält, über den Alkibiades, von welchem er glaubt, er habe sein Verdammungsurtheil bloſs als Religionsspötter erhalten. Auch in der früheren und späteren Geschichte der Griechen treten ähnliche Verirrungen hervor. Z. B. S. 91 bey der Aufzählung der griechischen Kolonieen in Italien und Sicilien, wo er Kumae durch Knidier und Äolier, und Neapolis durch die Marsen stiften läſst; oder S. 153, wo versichert wird, Epaminondas habe das präponderirende Ansehen an die *Böotier* gebracht; an die Thebaner, wollte er sagen, welches einen mächtigen Unterschied macht. Doch wozu das leicht zu häufende Aufzählen von kleinen Übereilungen? Einen ganz anderen Anblick bietet die römische Geschichte dar. Auch hier stören zwar mit unter einige Fehlgriffe den reinen Genuſs, wenn S. 207 die Volkstribunen als Ursache angeführt werden, daſs es in Rom selten zu Unruhen kam, oder S. 254 Scipio Africanus von Spanien aus nach Afrika geführt wird, oder wenn man die Angabe von der Verschiedenheit der Comitien, welche so groſsen Einfluſs auf den Gang der Staatsgeschäfte hatte, vergeblich sucht. Aber dessenungeachtet darf dieser Theil des älteren Werkes unbezweifelt für die glänzend hervorstechende Parthie der Arbeit, für ein wahres Meisterstück erklärt werden. Unwiderstehlich fühlt man sich durch die Schönheit und das Treffende der Gemälde angezogen, und man giebt sich mit Vergnügen den durchdachten Resultaten dahin; alles kündigt an, daſs diese Geschichte in ihrem Zusammenhange aus den Quellen, und einzig aus denselben, abgezogen ist. Daher auch die treffenden Urtheile über die Schriftsteller der römischen Geschichte, Lateiner und Griechen, vom Polybius angefangen, dessen sorgfältiges Studium aus dem ganzen Vortrage hervorleuchtet. Auch die vorzüglichen Dichter Roms entgehen seiner Aufmerksamkeit nicht, so wie sie seiner Lectüre nicht entgangen sind. Am Ende ihrer Schilderung folgender Satz, S. 187: „Später wurde die Abnahme des guten Geschmacks merkbar. Der menschliche Geist will auch das Beste übertreffen, und entfernt sich dadurch von dem einmal getroffenen glücklichen Mittel." Aus diesem Gesichtspuncte, und mit ähnlicher Kürze ist wohl das Sinken des Geschmacks bey den Römern und bey anderen Völkern noch nicht genommen worden. Auch das Urtheil über die römischen Geschichtschreiber giebt den Beweis, daſs er nicht copirt, was Andere von ihnen sagten, sondern daſs er sie selbst gelesen und mit Gefühl gelesen hat. Vom Tacitus z. B. spricht er S. 188 den wahren Satz: „man hat ihm vorgeworfen, die Menschen schwarz *abzumalen*; aber die Geschichte beschäftiget sich mit Menschen, welche Leidenschaften von genugsamem Feuer haben, um merkwürdige Bewegungen zu veranlassen; gemeiniglich werden Extreme bemerkt, die der stille Mann kaum faſst, und welche auch zur Nationalbeurtheilung nur in soferne dienen, als sie durch den Einfluſs des Beyspiels eine Nation niederdrücken oder erheben." In der Geschichte selbst, wer wird das tiefgeschöpfte Bild vom Cäsar S. 292 u. s. w. nicht wahr und schön finden: „In jeder Unternehmung, wodurch er sich zum Rang des Ersten in Rom und in der Welt erheben wollte, begleitete ihn das Glück, weil, indeſs er sich Alles erlaubte, er die Herrschaft über sich selber behielt. Ohne von seiner Beharrlichkeit, von der Kraft und Höhe seines vielumfassenden Geistes zu sprechen, darf jene ihm eigene Lebensfülle, jene blitzschnelle Behendigkeit nicht übergangen werden. — So wahr ist es, daſs den Menschen die Zeit nicht fehlt, sondern der Wille, sie zu benutzen. Cäsar hatte nicht jene scheinbare Erhabenheit kalter Menschen über Leidenschaften, wofür sie keinen Sinn haben; er kannte ihre Macht, genoſs der Lust, und wurde nicht ihr Sklav. Im Krieg zeigte sich keine Schwierigkeit, deren Gegenmittel ihm nicht eingefallen wäre, keine Kriegslist, welche er nicht vermittelst unerwarteter Wendungen zu vereiteln gewuſst hätte." Ungern versagt sich Rec. das Vergnügen, diese Schilderung vollständig den Augen unserer Leser vorzulegen; sie werden gewiſs das Fehlende im Buche selbst nachholen, werden zuverläſsig das Bild von Cato, S. 297, als einen Meisterzug erkennen, der, weil er kurz hingeworfen ist, auch hier seine Stelle finden kann. „Nie war ein dem Ideale der Tugend mehr ähnlicher Mann, der das Gute nur darum wirkte, weil anders zu handeln nicht in seiner Seele war. So viele Mühe seine geistreichen Feinde sich gaben, ihn herabzuwürdigen: dennoch blieb sein Name gleichbedeutend mit der Rechtschaffenheit selbst. Einen Fehler hatte Cato (und Niemand als er), daſs er der herrschenden Verderbniſs auf gar keine Weise sich fügen, und lieber etwas Gutes unterlassen, als auf eine nicht ganz streng gesetzmäſsige Art handeln wollte. Mit mehr Nachgiebigkeit wäre er seinem Vaterlande nützlicher gewesen; aber ein Cato würde der Geschichte der Menschheit fehlen." Rec. empfiehlt die mit wenigen Worten bündige Schilderung des Tiberius, die blühende und meist richtige Beschreibung der römischen Provinzen, die durchdachten, und mit philosophischem Sinne entwickelten Ideen über die

Religion, S. 423, zur besonderen Aufmerksamkeit. Wer wird Stellen wie folgende, S. 434, nicht als treffend anerkennen: „In den unreligiösesten Hauptstädten ist der Wunderglaube am grössten. Es ist bemerkt worden, wie die sittenlosesten Römer die eifrigsten Arbeiter in geheimen Künsten waren; sie wussten am besten, welche Leere die Sinnenlust nach vorübergegangenem Rausch in der Seele lässt; sie wollten, um sie auszufüllen, Genüsse einer anderen Welt." Das Religionssystem des Moses, und die ganze Geschichte der Juden von S. 429 u. s. w. wird man zwar eingreifend, aber zu sehr in das Schöne gemalt, und der Lehre und dem Wandel Jesu, der bloss als ausgezeichneter Mensch erscheint, S. 457 u. s. w., manche fremdartige Idee untergeschoben finden.

Gleichen Anspruch auf durchdachtes vollständiges Studium darf der *zweyte*, die Geschichte des Mittelalters enthaltende *Theil* weniger machen. *Müllers* Geist bleibt auch hier in zusammenhängenden Erzählungen so wie in einzelnen Bildern und Resultaten sichtbar; aber zwischen denselben schaden andere missrathene oder nur halbwahr aufgegriffene Stellen dem vortheilhaften Eindrucke des Ganzen. Gründliches Studium zeigt die Geschichte der Araber, Mohammeds Lehre, seiner Nachfolger Eroberungen, und die schwer zu fassenden aus dem allgemeinen Chalifate entsprossenen einzelnen Dynastieen. Herrlich vorgetragen findet Rec. S. 157 die Verpflanzung des römischen Kaiserthums nach Deutschland durch Kaiser Otto I, so wie die angegebenen Verhältnisse zwischen Deutschland und Italien. Neu, aber sehr richtig, ist S. 197 die Bemerkung, dass die Kreuzzüge den ersten Grund zum Verfall des Papstthums gelegt haben, indem durch dieselben die grossen Feudalbesitzer aus ihren Besitzungen entfernt wurden und sich ruinirten, folglich den Königen freyeren Spielraum zu ihrer grösseren, endlich auch gegen die Päpste angewendeten Macht, verschafften. Bisher erklärte man die Kreuzzüge als eine der vorzüglichsten Maschinen für Erweiterung der päpstlichen Gewalt; sie wurden es aber in der That nur in kleinen Zwischenräumen, wenn die Regenten selbst sich aus ihren Staaten entfernten. Constantinopels Eroberung durch die Lateiner ist S. 250 aus dem gleichzeitigen wenig benutzten Schriftsteller, *Ville Hardouin*, vortrefflich vorgetragen; überhaupt bemerkt man in vielen Stellen unmittelbar aus den Quellen hergeleiteten Vortrag, so wie überall das eigene Denken des Vfs. Z. B. S. 304: „Von Ost, wo man wärmer fühlt, und die Einbildung sich höher schwingt, waren alle Religionsreformen gekommen; diese anschaulichen, sinnlichen Vorstellungen erhielten im Abendland eine speculative Gestalt. Im Orient waren Gesetzgeber und Helden durch sie begünstigt worden; bey uns wirkten sie auf Cultur und Ordnung. In Europa war mehr Kunst und Beharrlichkeit in Planen; im Orient alles eine augenblicklich umwerfende Kraft. Dadurch blieb dauerhafte Oberhand uns; und je gesitteter und aufgeklärter ein europäisches Volk, um so mächtiger wurde es." Mit vieler Theilnahme, glaubt Rec., wird man auch die Regierungsgeschichte Philipps des Schönen, und die Vertheidigung der Maximen des bisher so übel berüchtigten Ludwig XI in Frankreich lesen. Aber neben den vielen trefflich bearbeiteten Parthieen stösst man nun freylich auch auf mehrere minder glückliche, am meisten in der deutschen Geschichte. So erscheint S. 139 die Geschichte der Nachfolger Karls des Grossen in einem unrichtigen Gesichtspuncte. Auch Kaiser Heinrichs IV traurige Regierung ist S. 192 nur halbwahr und mit Verwirrung vorgetragen. Das Erstgeburtsrecht der Fürsten, glaubt er S. 200, sey zu jener Zeit in weniger Ausübung gewesen. Man hatte gar keine Idee davon, und konnte sie nicht haben, weil damals noch keine Fürstenthümer existirten. S. 209: „Friedrich erhob den neuen Herzog von Österreich über alle Reichsfürsten, die nicht von Alters her Kurfürsten waren." Es gab damals noch keine Kurfürsten. S. 333: „Im Treffen bey Mühldorf im J. 1322 wurde Herzog Heinrich von Kärnthen gefangen." Es war der Prinz Heinrich von Österreich. Auf der folgenden Seite behauptet der Vf., Kaiser Ludwig IV habe seinem Sohne die Mark Brandenburg ohne Zustimmung des Königs Johann von Böhmen nicht ertheilen können, ohne dass wir begreifen können, woher der sonderbare Gedanke kommt. — Doch ähnliche Beyspiele beweisen bloss, dass der verewigte *Johannes von Müller* in früheren Jahren nicht jedem Theile im ganzen Umfange der Geschichte gleich gewachsen war, und dass er es, seiner eigenen Aussage nach, verschmähete, da, wo ihn die Quellen nicht vollständig leiteten, zu anderweitigen Bearbeitungen seine Zuflucht zu nehmen. Eine nochmalige gereifte Revision würde sehr viel in einer veränderten Gestalt haben auftreten lassen. Aber eben das Streben nach Vervollkommnung scheint den Vf. von der oft auf das Neue unter die Hand genommenen Umwandlung zurückgeschreckt zu haben. Es übersteigt die Kräfte Eines Mannes, alle Haupttheile in dem unermesslichen Reiche der Geschichte aus eigenen Untersuchungen aufzufassen, und in kräftige allgemeine Sätze concentrirt zur Belehrung und zum Denken für die Nachwelt hinzustellen.

Diess sind die Resultate, welche sich aus der unbefangenen und sorgfältigen Lectüre der beiden ersten Theile für den Rec. ergaben. Der während dieses Studiums erschienene *dritte* bis 1783 fortgeführte *Theil* hält ihn fest bey der gefassten Ansicht. Hier beweiset der Vf. seine Reife als Kenner der Geschichte, aus dessen Darstellung auf jeder Seite der praktische Blick des gebildeten Geschäftsmannes, des Mannes, welchem zuweilen der Vorhang der Hofsgeheimnisse sich lüftete, sichtbar wird. Es ist unstreitig die wichtigste, die interessanteste Parthie seiner Arbeit; er vollendete sie im J. 1796. Kenntnisse und Erfahrung unterstützten sich gegenseitig; und doch tritt auch hier die Eigenheit seiner Vorstellungsgabe, vielleicht überhaupt die Ungleichheit des menschlichen Den-

kens hervor, welches zunächst an seine tiefgeschöpften Ausspendungen oberflächlich hergeholte Vorstellungen zu reihen pflegt. Ermüdend wird dem Leser das Zerstückeln in sehr kleine Abschnitte, so wie der dadurch immer auf das Neue wiederholte Spaziergang durch ganz Europa, oder wohl noch weiter; und er findet sich nicht entschädigt für sein Bemühen durch die rhapsodisch hingeworfenen eigenen Namen wenig gekannter Fürsten Italiens, welchen oft kaum ein Wort zur näheren Notiz beygefügt ist. Aber reicher Genuss erwartet ihn in anderen Lieblingsparthieen, und zwar immer im reicheren Masse, so wie die Erzählung sich unseren Zeiten nähert. Selbst da, wo manches Lesers Urtheil abweichend von dem Gesichtspuncte des Vfs. werden könnte, gewährt er ununterbrochenen Stoff zum Nachdenken, öfters auch zur Berichtigung vorgefasster Meinungen. Beides könnte der Fall S. 12 bey *Luthers* wahr und kraftvoll, doch wohl etwas zu vortheilhaft gezeichnetem Portraite, und S. 15 bey der Schilderung seiner Reformation seyn. Wer die kleine Mühe nicht scheuet, die vereinzelten Abschnitte über die russische Geschichte seit Peter I in ein Ganzes zusammen zu stellen, verändert nicht nur zuverlässig manche seiner bisherigen Ansichten, sondern es drängt sich ihm durch so manche eingeschaltete Anekdote der Gedanke auf, dass dem verewigten Vf. über die geheime Chronik des Hofes von St. Petersburg ausser den uns zugänglichen Quellen noch manche andere zu Gebote stand. Ostermanns erkünstelte Gelbsucht S. 298, und Czar Iwans traurige Katastrophe S. 382, mag neben mehreren anderen als Beyspiel hier angeführt stehen. Es wäre Sünde, wenn Rec. nicht auf einige unter den hervorstechenden Darstellungen aufmerksam zu machen suchte. S. 28 Etwas aus Kaiser Karls V Schilderung: „Er hatte das grosse Unglück, dass ihm Jedermann ansah, wie fein er war; nichts redete an ihm als die Zunge, diese langsam, leise, wenig und ohne Änderung der Stimme; Niemand traute ihm." Von den angegebenen Ursachen, warum unter Ludwig XIV französische Literatur allgemein einfliessend für das gebildetere Europa wurde, S. 182. „Wenn man an Sidney, an Loke, Shaftesbury, Newton, Bayle und Leibnitz denkt; so ist auffallend, dass in dem sogenannten Jahrhunderte Ludwigs XIV die wichtigsten Schriftsteller nicht von ihm pensionirt, und gröstentheils seine Feinde waren. Diese haben die Wissenschaften in der That am weitesten gebracht; für das gemeine Wohl dachten diese Männer mit vorzüglichem Patriotismus: aber das gröste Aufsehen, die ausgedehnteste Wirkung, machen die beredtsamsten, nicht die tiefsinnigsten Schriftsteller, jene werden am meisten gelesen." — Je näher *Johannes von Müller* unserem Zeitalter tritt, desto gehaltvoller wird Vortrag und Inhalt. Viel müsste Rec. abschreiben, wenn er vorlegen wollte, was er sich als besonders hervorstechend bemerkt hat, z. B. S. 295 die gedrängte und zugleich genau treffende Charakteristik v. Friedrich Wilhelm I König von Preussen; oder S. 349 die vielseitigen Verkettungen, welche den siebenjährigen Krieg über Deutschland und Europa führten; oder S. 358 das billige, bisher selten gesprochene Urtheil über den Papst Clemens XIII bey seinen Streitigkeiten mit Parma; „Wenn man die Casarmen in gleicher Masse zunehmen, wie die Klöster eingehen sah: so betrachteten Freunde der Freyheit und Ruhe mit Missvergnügen die ungünstige Wendung der nöthigen Reform;" oder S. 394 die wörtlich angeführten und eben dadurch in das Grelle gezogenen Gründe Österreichs und Preussens zur Besitzergreifung einiger Theile Polens; oder S. 368 die Aufhebungsgeschichte der Jesuiten mit den Veranlassungsursachen in jedem einzelnen Lande, kurz und wahr, und doch am Schlusse, S. 379 die auffallende Bemerkung: „die Fürsten bekamen von dem an grössere Macht über die Geistlichkeit; aber indem für die Völker der Gewinn so gross nicht schien, als er hätte seyn können, wurde die Zahl der Missvergnügten durch die Zahl der Geistlichen ungemein verstärkt, und weisen Männern bald bemerklich, *dass eine gemeinschaftliche Vormauer aller Autoritäten gefallen war;*" oder S. 432 als Einleitung zur Entstehung der nordamerikan. Freystaaten: „Wir sahen in den polnischen Händeln, was der militärische Despotismus gegen die heiligsten Rechte der Nationen vermag, in dem türkischen Krieg, wie sehr selbst brave Milizen disciplinirten Heeren nachstehen, und in der Sache der baierischen Erbfolge, dass die Sicherheit mittelmässiger Staaten in der That von dem Umstande abhängt, ob die grössern sich vereinigen können oder nicht, sich dieselben zuzueignen u. s. w." — Aber wer wird auch das Ausgezeichnete ausheben wollen in einer Recension? Bemerkbar soll es gemacht, und zur Lectüre des Buchs gereizt werden der in der Geschichte schon Eingeweihete. Vorkenntnisse muss er mitbringen, wenn er dem Buche mit Vorliebe anhängen, das Wichtigere von dem Alltäglichen scheiden und mit mannichfaltiger Bereicherung seiner Kenntnisse es geniessen will. Es reicht bis in den Zeitraum von ungefähr 1783; dass *Johannes v. Müller* seine Ursachen hatte, es nicht weiter vorwärts zu führen, lässt sich leicht begreifen. — Überwiegende Vorzüge sichern dem Ganzen bleibenden Werth bey der Nachwelt: sie wird bedauern, das Mindervollkommene bey ihrem Studium erst beseitigen zu müssen.

Vd. Hg.

NEUE AUFLAGEN.

Marburg, b. *Krieger*: *Cornelii Nepotis vitae excellentium Imperatorum.* Editio accurata. 1810. 181 S. 8. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JANUAR, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Böhme: *Topographie des Herzogthums Warschau, nebst einem kurzen Abriss der polnischen Geschichte bis auf die neuesten Zeiten.* Nach dem Polnischen des Hn. *Flatt* bearbeitet, und mit Zusätzen in Bezug auf die im wiener Frieden neu acquirirten galizischen Provinzen herausgegeben. 1810. 250 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn je ein neuer Staat, der aus den Schöpfungen Napoleons hervorging, einer durchgreifenden Cultur in allen Beziehungen auf das Land, dessen Bewohner und den Staat bedarf, und dieser Cultur zu gleicher Zeit fähig ist, und wenn je Einer diese Cultur mit Recht und Zuversicht erwarten darf: so ist es gewiss das Herzogthum Warschau unter seiner humanen königlich-sächsischen Regierung. Es hat einen Flächeninhalt von 2780 Quadratmeilen (die neuen Acquisitionen von Westgallizien, des krakauer und zamoczer Kreises, mit eingeschlossen); und dieser Flächeninhalt von mehr als 100 Flüssen bewässert, von zahlreichen Seen bedeckt, wäre er mehr durch schiffbar gemachte Flüsse und Kanäle verbunden; — dieser fruchtbare, fette, und für alle Erzeugnisse des östlichen und nördlichen Europa empfängliche Boden, wäre er mehr durch Ackerbau bearbeitet und verbessert, wäre er nicht auf Kosten anzulegender Gärten vernachlässigt, und in Beziehung auf seine Ergiebigkeit an Wäldern durch schändliche Bewirthschaftung entweiht; — diese Masse von 3,870000 kraftvollen, fähigen, und grösstentheils von den Reizen eines üppigen Lebens unversuchten Menschen, wäre sie in ihrer Industrie ermuntert und belehrt, in ihrer Religion und Moralität durch gute Bildungs- und Erziehungs-Anstalten entwickelt, und zur Aufklärung im Gebiete der Wissenschaften und Künste herangereift —: was für einen Rang würde das Herzogthum Warschau mit seinem bescheidenen Titel in der Reihe der gegenwärtigen Staaten einnehmen! und würde es nicht gerade durch diesen bescheidenen, seinem jetzigen Regenten so liebenswürdigen Titel, der ihm einen beträchtlichen Theil der Ausgaben seines Glanzes erspart, noch weit grösser im Vergleiche mit manchen an Menschen und Landcapital beträchtlicheren Königreichen seyn? Aber was nicht ist, kann bald unter einer weisen Leitung werden. Viel hatte der grossherzige Friedrich Wilhelm III schon vorgearbeitet, mehr liegt noch in der Verbindung mit den an Menschen und Cultur nicht so armen gallizischen, durch den wiener Frieden vereinigten Ländern, und alles in der Empfänglichkeit des Nationalcharakters dieser Menschen; und so können die Wunden, die der lange kriegerische Zustand unter Feinden und Freunden über den grössten Theil des Landes gebracht hat, schleuniger, als in irgend einem Staate, geheilt werden, sobald die Lage von Europa den Frieden sichert.

Der Vf. des vorliegenden Werks hat den Regenten auf einen grossen Theil der Gebrechen aufmerksam gemacht, und in sofern ist sein Werk von praktischem Nutzen; aber in Beziehung auf Topographie ist es, die Anmerkungen des unterrichteten Herausgebers abgerechnet, von weniger Bedeutung. Denn der Vf. stellt die aus deutschen Schriften längst bekannten Nachrichten so zusammen, wie er vom Ungefähr geleitet wurde. Wir haben keine Spur eines Quellen-Studiums, selbst nicht einmal in der Geschichte, und keine einzige statistische Angabe aus officiellen Acten gefunden. Nach S. 146 zu schliessen, wo der Vf. sagt: „die Garnisonen für die 30,000 Mann Truppen sind noch nicht bestimmt, können es auch wohl nicht seyn, *so lange die französische Armee sich noch hier befindet*," ist es während der kriegerischen Periode von 1806 und 1807 geschrieben, und dieses erhellet noch mehr aus der Stellung der Nachrichten selbst. Der Vf. spricht oft vom ganzen Herzogthume Warschau, und im Nachsatze findet man, dass er bloss von der ersten Constituirung desselben, nicht von den neuen Acquisitionen redet. Wahrscheinlich sind diese Nachsätze von dem deutschen Übersetzer und Herausgeber; aber sie verwirren die richtige Ansicht, und nur erst am ganzen Schlusse lässt sich ein festes Resultat fassen.

Die vorangeschickte historische Einleitung, davon weggesehen, dass Warschau selbst in den Perioden, wo sie Residenzstadt war, nicht die Einheit der polnischen Geschichte ausmachen kann, beweist schon, dass der Vf. seines, auf fast 100 S. durchgeführten, Themas nicht mächtig war. Er nimmt folgende Perioden der polnischen Geschichte an: 1) Von einer unbestimmten Zeit bis in das zehnte Jahrhundert; 2) vom Jahre 962 — 1386; 3) vom Jahre 1386— 1573; 4) vom Jahre 1573 — 1794 im Nov.; die fünfte bis 1810 benennt er nicht einmal. Diese schiefe Eintheilung, die dem Begriffe einer Geschichte von Polen gar nicht entspricht, wird noch auffallender durch den Inhalt, den er an die Person der Regenten bindet. — Polen ist ihm ein Theil des ehemaligen Sarmatiens (welches?), die Sarmaten und Sla-

ven (welche?) machen den Hauptstamm, woraus die Polen entsprossen sind; Lech I der *erste gewählte* Fürst 550; nach ihm kommen 12 Woiwoden, und hierauf ein gewisser Polsk, woher Polaken, wie von Lech der frühere Name Lachen; nach Lech III soll Popiel zur Regierung gekommen seyn, der boshaft seine Vettern erschlug und ihre Leichname unbegraben liess, woraus sich ein grosses Heer Mäuse erzeugte, die den Mörder zuletzt auf einer Insel im Goplo-See, in dem noch jetzt benannten Mäusethurm (eine wahre Haltoniade), verzehrten. — Für die mancherley historischen Gebrechen, worunter das des Mangels an allen Belegen nicht das geringste ist, wird man dagegen durch einen humanen Sinn für die k. preussische Regierung, und durch den Sinn fürs Vaterland, der sich oft, aber verzeihlich, in Wermuth ergiesst, entschädigt. Von der preussischen Regierung sagt er S. 84: „Die Polen hätten einen Fürsten (Friedrich Wilhelm III) lieben müssen, dessen Grundsätze und Verbesserungen vortrefflich waren, welcher die Ausbreitung des Handels und nützlicher Erfindungen beförderte, Städte aufbaute, Erziehungsanstalten errichtete, Strassen anlegte und verbesserte, und dem ganzen Lande unendliche Wohlthaten erzeigte; allein, setzt er hinzu, die Verbannung der Muttersprache aus den Gerichtshöfen, das vernichtete Ansehen der Nation und die zahllosen Vergehungen der neuen deutschen Beamten schlugen den Herzen der Polen unheilbare Wunden, und machten ihnen die preussische Regierung verhasst."

In der Topographie werden die Grenzen, die Grösse, Ebenen, Gewässer, das Klima, die Fruchtbarkeit, Ackerbau, Forsten, Viehzucht, Fossilien, Industrie, Manufacturen, Handel, Münzsorten, Bevölkerung, Religion, Erziehung, Schulen, verschiedene Stände, Charakter der Polen, Regierung, Gesetzgebung in besonderen §§ vorgetragen, und mit einer topographischen Aufzählung der verschiedenen, zu den 10 Departementern gehörenden, 100 Kreise und 66 Gemeindeversammlungen, dem Secretariatsprotocoll vom 24 Febr. 1810 gemäss, in dem Detail geschlossen. Das Ganze ist nicht tief geschöpft, und der Vf. traut sich selbst nicht viel zu, da er sogar über die Wohlthätigkeit der Aufklärung Schriftsteller anführt, die diese behauptet haben. Die Grenzen des Landes sind nur oberflächlich bestimmt, z. B. gegen O. an Russland, gegen S. an Westgalizien (d. h. was österreichisch blieb) und Schlesien, gegen W. an die Neumark, gegen N. an Preussen und Russland, statt dass in einer Topographie der angrenzende Theil des ganzen Staats namhaft gemacht werden soll. Gegen die Genauigkeit des Längen- und Breiten-Grades (zwischen 35° — 42 L. und 50° 30′ bis 55° 5′ B.) läfst sich auch manches einwenden. Die *Grösse* wird zu 2778 Quadratmeilen angenommen, und 1851 derselben werden auf das ursprüngliche, und 927 Q. M. auf den durch den wiener Frieden erworbenen Zuwachs (877 an Westgalizien, und 50 Q. M. an dem krakauer und zamoczer Kreise) gerechnet. Bey der Ebene ist die Abdachung nicht bestimmt. Von den vielen Flüssen kommen nur die *Warta* mit der links einfliessenden Prosna, und Obra, und der rechts einfliessenden Neze und der Nir; die *Weichsel* mit den Zuflüssen Pilica, Bzura, Draveca, dem Bug und der hierein sich ergiessenden Wkra, und der Narew und der *Niemen* vor. Der Übersetzer hat am Schlusse dieses § noch einige nachgetragen. Von den zahlreichen Seen benennt er fast keinen, aber mit Recht trägt er auf die Schiffbarmachung mehrerer Flüsse und ihre Verbindung durch Kanäle an, z. B. die Warta und Pilica oberhalb Sierodz, die Warta und die Neze durch den slesiner See mit dem Goplo. Bey den Flüssen kommt die Grenzbestimmung, die oben hingehört hätte, näher erörtert vor, jedoch meistens nur, wie sie sich auf die Acquisition bezieht. So gesund das *Klima* an sich ist: so hätten doch die beträchtlichen Modificationen und die grössere Sterblichkeit in dem einen vor dem anderen Departement nicht unberücksichtigt bleiben sollen; und viel zu oberflächlich ist das, was von der *Fruchtbarkeit* des Bodens gesagt wird, da die verschiedenen Arten desselben nicht einmal erwähnt werden. Die von 1802 in den verschiedenen Districten angegebene Aussaat von 100,000 Wispel Korn, 12,000 Wispel Weizen, 30,000 Wispel Gerste, 50,000 Wispel Hafer, 30,000 Wispel Kartoffeln hat keine reine und vollständige Berechnung zum Grunde; und warum giebt er nicht bey der Darstellung des vernachlässigten Gartenbaues auch zugleich die Mängel, namentlich vom Obst- und Gemüs-Bau, an, denen leicht abzuhelfen wäre? Der Hopfenbau, so viel Gewinn er auch verspricht, ist nicht überall anwendbar; die Ursache, warum die Pferde so klein sind, möchte wohl mehr in der Raçe, als in der Gewohnheit liegen, die Pferde im dritten Jahre schon vorzuspannen. Das Hornvieh schlägt er für 1804 auf eine Million, die Schafe auf 2 Millionen, den Ertrag der Wolle auf 30,000 Centner, die Anzahl der Schweine auf 60,000 an. Auch diesen Angaben fehlt es an Zuverlässigkeit und Allgemeinheit. Was der Vf. S. 116 sagen will, versteht Rec. nicht; es ist die Rede von Industrie, die er noch in ihrer Wiege darstellt, und nun setzt er hinzu, „die Wohlfeilheit und die Menge könnten sie bedeutender machen." Die Hauptursachen dieses Mangels möchten wohl am meisten in den Stürmen vergangener Zeiten und in der Vernachlässigung der Mittel zu suchen seyn, die Industrie aus dem Innern des Staats und der Nation zugleich hervorgehen zu lassen. Der Mangel an Menschen und an Gelde ist sehr oft nichts anderes, als Folge vernachlässigter Industrie, und nicht, wie der Vf. glaubt, die Ursache. Den Beweis giebt er dadurch selbst, dass er gesteht, dass es den Handwerkern, z. B. Schuhmachern, Schneidern und Kürschnern, am Streben zur Vollkommenheit mangele, dass man lieber rohe Leder verkauft und die zubereiteten einkauft. Wie viel hat das Departement Posen nicht voraus, wenn es jährlich 13,000,000 Tücher versendet. Die Einfuhr und Ausfuhr verhalten sich zwar von jeher ungleich gegen einander, und jene war immer grösser als diese; allein das kann man doch nicht durchgängig, wenigstens nicht von den neuen

Acquisitionen und dem posener Departement behaupten. Der Vf. hätte daher die Balançe in Zahlen auswerfen sollen. Vor der letzten Acquisition stieg die Bevölkerung auf 2,277,000; der Antheil von Gallizien beträgt 1,307,262, und der vom krakauer und zamoczer Kreis 190,000; das Ganze also 3,774,262; und auf jede Quadratmeile sonst kaum 1000, ist nach der neuen Acquisition 1615. Ein Beweis, welchen Vorsprung die neuen vor den alten Departements haben. Mit Recht hätten wir erwarten dürfen, dass der Vf. diese Bevölkerung nach Alter, Geschlecht, Stand und Religion unterscheiden würde; allein er war entweder nicht im Besitze zuverlässiger Nachrichten, oder, was wir glauben müssen, da es daran im preussischen Staate nicht fehlte, er gab sich keine Mühe darum. — Religion, Erziehung, Schulen sind noch durchgängig zurück. Die Anzahl der Geistlichen von allen Religionen (denn diese werden hier geduldet, und es giebt Katholiken, Lutheraner, Reformirte, unirte und nichtunirte Griechen, Juden, Mahomedaner, Philippiner) wird auf 10,000 geschätzt; Juden-Synagogen giebt es allein 300. Die Verschiedenheit der Stände weiss sich der Vf., vorzüglich was die grosse Zahl der Adelichen betrifft, die er auf 30,000 anschlägt, nicht einmal nach ihrem Ursprunge zu erklären, und die Entstehung der Leibeigenschaft in Polen erklärt er schief. Übrigens sind wir seiner Meinung, dass die Einführung einer vollkommenen Freyheit manchen Schwierigkeiten ausgesetzt ist. Dns.

PESTH, b. Hartleben: *Reise nach Konstantinopel*, in Briefen vom Hn. Grafen *Vincenz Batthyany*. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1810. 270 S. 8. Mit einem Kupfer (Kiosk von Bebek vorstellend). (1 Rthlr. 8 gr.)

Zuerst erschien diese Sammlung von Briefen zerstreut in der *Zeitschrift von und für Ungarn* 1802 bis 1803, aus welcher sie verbessert besonders abgedruckt wurde; das will der Herausgeber mit der Angabe *zweyte Auflage* andeuten. Sie verdiente es in jeder Hinsicht, ein grösseres Publicum zu erhalten, weil die Zeitschrift mehr auf die inländische Lesewelt beschränkt bleibt. Nicht die vielseitige Bildung des schon durch ähnliche Schriften bekannten Vfs. allein, die sich auf jeder Seite theils in lebendigen Rückerinnerungen an die Vergangenheit voll Tugenden und Laster, voll Kraft und Schwäche, theils in der blühenden Sprache, theils in den trefflichen, oft durch leise Andeutungen auf eine classische Stelle gehobenen Vergleichungen, und in der Bekanntschaft mit den besten Schriftstellern seines Zeitalters, wie in der Offenheit und Freymüthigkeit seiner Bemerkungen gleich kräftig ausspricht, sondern auch vorzüglich die Kunst, die interessantesten Seiten einer Sache aufzugreifen, und zu beleben, — diese so seltene Kunst bey einer Masse und bey der Vielseitigkeit der Gegenstände ist es, die dem Vf. in der grossen Reihe von Reisebeschreibern einen glänzenden Platz erhalten wird. Zwar findet er, wie *Gibbon*, die Grösse von Konstantinopel nur unter den Trümmern; aber dieses Verweilen auf einem Kirchhofe, so weich als es auch die Stimmung seines Gemüths macht, lässt ihn, selbst im Ausdrucke des bittersten Schmerzens, nicht ungerecht werden. Nach S. 265 hielt sich Hr. Gr. *v. B.* nicht volle sechs Wochen in Konstantinopel und auf der Hin- und Rückreise auf; aber während dieser sechs Wochen hat er keinen derjenigen Hauptgegenstände unberücksichtigt gelassen, denen nicht noch eine neue Seite durch Beobachtung abzugewinnen war. Die Bekanntschaft mit den österreichischen Gesandten, dem Internuntius Freyherrn von *Herbert*, und dem Dollmetscher der österreich. Gesandtschaft, Hn. *Wallenburg*, einem eben so geschickten als gewandten Manne (*Hammer* war schon abgereist), erleichterte ihm seinen Aufenhalt sehr; denn er konnte schnell und bald sehen, was er sehen, und über das Auskunft haben, was er wissen wollte. Da dem Werkchen kein Register beygefügt ist, und die Ansichten des Vfs. in verschiedener Hinsicht eine Lücke unserer Nachrichten über Konstantinopel ausfüllen: so sey es uns erlaubt, auf den Hauptinhalt und einige dieser Ansichten, besonders diejenigen, wo sein Herz sich lebendig und offen ergiebt, aufmerksam zu machen. Die meisten Briefe sind aus *Konstantinopel* datirt, der *vierzehnte* (S. 153) aus *Scutari* in Asien, der *siebzehnte* (S. 178) aus *Bojukdere; einer* (S. 204) aus *Farnaki* in Europa; die übrigen betreffen die Rückreise. Die wichtigsten sind die von Konstantinopel, die sich über Konstantinopel überhaupt, den Gang der Regierung, das Militärsystem, die äussere Politik, Religion, den Hang zum Müssiggang, das orientalische Phlegma, die Abgeschiedenheit der Weiber, Einfluss derselben, über den männlichen und weiblichen Charakter der Türken, die Haupt- und einzelnen Merkwürdigkeiten Konstantinopels, Grabmal Abdul Hamids, den Mädchenstein (Vistasch), die Wasserleitung von Valens und Theodos (Bosdoghankeme); Cisterna maxima von Justinian, die Bezestine und Bazars, Kasernen der Janitscharen, Kaffeehäuser, S. Sophienkirche, den Hippodrom (Atmeidan), den Hafen (goldenes Horn), Bau des Bassins, Pallast des Capitain Pascha, Gestade von Galata, über den freytägigen Zug des Sultans zur Moschee, Grabmäler zu Scutari, Kioski des Grossherrn, Seraille, Gärten, Menagerie, Beschneidung nach muselmannischer Art verbreiten. Die widersprechenden Urtheile, z. B. eines James Porter, eines Elias Abescki über die Regierung, wovon der erste den Despotismus leugnet, der zweyte behauptet, erklärt der Vf. sich recht gut durch den schnellen Wechsel grausamer Massregeln und der sanften Herrschaft alter Gebräuche, der Verwegenheit und Ängstlichkeit, die ihr eigen sind. So muss der Gang der Regierung um so unregelmässiger werden, da die Autoritäten, durch die sie wirkt, so wenig abgemessen sind. Die ganze türkische Regierung beschränkt sich auf die Hauptstadt, und man hat Unrecht, der äusseren Politik der Pforte Geradheit und strenge Redlichkeit zuzuschreiben. Solche „erhabene Eigenschaften, sagt der Vf., obgleich nicht immer die Gefährten der Aufklärung und Thätigkeit, sind doch wahrhaftig nicht im Schosse der Unwis-

ſenheit und Indolenz zu ſuchen! Was läſst ſich von verwaiſten, ihren Ältern entriſſenen, in den gedankenloſen Verrichtungen eines Hundewächters, Mundſchenken, Barbiers, Nägelſchneiders aufgewachſenen Leuten (der gewöhnlichen Pflanzſchule türkiſcher Miniſter) erwarten?“ Elias Abescki ſpricht von einer Sammlung Geſetze unter dem Namen *Kitab Adai*, die den Bruch der Verträge geſtattet, wenn es dem Reiche frommt. Zwar ſtellt ſelbſt der tugendhafte *Garve* eine *beſondere* Moral für die Politik auf; allein ſo weit iſt noch keine Nation (wenn gleich mehrere in Thaten ſich ſo ausſprachen) gegangen, dieſe That durch ein Geſetz, oder wohl gar durch mehrere Geſetze zu bezeichnen. S. 103 wendet er bey der Gelegenheit, wo er von Juſtinian ſpricht, der das Bley von Privatröhren zur *Ciſterna maxima* verbrauchte, das *Vidimus flavum Tiberim* an, um von der Entführung der Denkmäler aus Italien, wo der claſſiſche Boden nicht mitgenommen werden konnte, zu ſprechen. „Der Sieger ehrt, ſetzt er hinzu, dadurch ſeinen Geſchmack, und den Wunſch, die Cultur ſeiner Nation zu erhöhen; aber er würde ſich durch die Behauptung entehren, daſs das *Intereſſe der gebildeten Menſchheit* ihm hiezu ein Recht gebe.“ — So wahr das Gemälde iſt, was die Freyin *Catharina von Pichler*, geborne *von Greiner*, in den *Gleichniſſen* von den türkiſchen Weibern entwirft: ſo wahr iſt es doch auch, was der Vf. ſagt: „der Abgeſchiedenheit der Weiber gehört der mildere Sinn, das feinere Gefühl des Schicklichen und Anſtändigen, und vor Allem die Verbannung einer verwilderten Auſsenſeite an.“ Es iſt richtig geſehen, wenn er S. 117 behauptet, daſs die Formen der Sophienkirche dem Architekten der Marcuskirche zu Venedig vorgeſchwebt haben müſſen. Das Schickſal dieſes Tempels, von reiner Andacht und Heucheley ſo oft betreten, führt ihn auf die Geſchichte von Konſtantinopels Einnahme durch die Türken. Wie der Sultan in der Mitte ſeiner Unternehmungen weggeraſſt ward, ſagt er: „die Menſchheit entging unabſehbaren Drangſalen, aber ſie muſs zittern bey dem Gedanken, daſs das Schickſal ganzer Generationen zuweilen von dem Stilleſtehen Eines Pulſes abhänge.“ Eine ähnliche wehmüthige Bemerkung kommt S. 187 bey Gelegenheit vor, daſs der ruſſiſche Geſandte, Graf *Tamara*, ein Eſſen gab, während deſſen plötzlich ein ſchneller Brand in Bojukdere ausbrach. „Wie gering iſt oft die Entfernung, die den Schauplatz der Freude von dem des Jammers trennt; wie verſchieden und höchſt unvermuthet die Ereigniſſe, deren Zeuge oft eine und dieſelbe Stunde ward!“

Wenn wir dem Vf. auch einige Bemerkungen hier öffentlich mittheilen: ſo geſchieht es in der Abſicht, ihm auch hierin unſere Achtung auszudrücken. S. 93 hält er die bey dem Grabmal Abdul Hamids (Achmet IV) neben dem Gerüſte aufgeſtellten und nicht angezündeten Fackeln für ein Sinnbild des Todes, wie die brennenden Kerzen für das des Lebens. Er hat hierin die Meinung faſt aller Gelehrten über dieſen Gegenſtand für ſich. Rec. (der den Alten hier eine ſinnige Beſtimmtheit zutraut) ſieht jene vielmehr für das Sinnbild eines für uns unſichtbaren, und dieſes für das eines ſichtbaren Lebens an; ſelbſt das Sterben, das in dem Genius, der ſeine Fackel niedertaucht, ausgedrückt wird, deutet hier nur auf das unſichtbar Werden des Lebens ſelbſt, das wir noch nicht Tod nennen können, da dieſes auch die gänzliche Vernichtung unter ſich begreift. — S. 107, wo er die Bezeſtinen und Bazars beſchreibt, iſt ihm die vortreffliche Abhandlung in den *allg. geogr. Ephemeriden* über dieſen Gegenſtand entgangen. — Auf eine unangenehme Art hat der Vf. S. 146 die intereſſante Beſchreibung des freytäglichen Zugs des Sultans zur Moſchee abgebrochen, da er uns nichts von dem ſagt, was in der Moſchee vorgeht. — Zu weitläuftig verliert er ſich S. 211 in der Geſchichte K. Uladislaus I und Joh. Hunyadis, und in der Beſchreibung des Serails, wo er an dem Journal *Petersburg und Konſtantinopel* einen Leiter ſeiner Ideen hätte erhalten können, hat er ſich S. 166 eben ſo kurz gefaſst, wie in der Beſchreibung des Gartens des Groſsherrn. Das Letztere vermiſst man um ſo weniger gern, da der Groſsherr einen Gärtner von Wien, den Bruder des Hofgärtners von Schönbrunn (wahrſcheinlich *Boos*) hier angeſtellt hatte, der ihn über den Garten am treueſten hätte belehren können.

Dns.

KURZE ANZEIGEN.

Erdbeschreibung. *Aarau*, b. Sauerländer: *Miſcellen für die neueſte Weltkunde.* No. 1 bis 77. 1809. 308 S. 4. (der ganze Jahrgang 12 Rthlr.) Wir können, der Kürze wegen, von dieſer Zeitſchrift nichts anderes ſagen, als daſs ſie hiſtoriſche Nachrichten und Schilderungen aus allerley Ländern und Landſchaften, der alten und neuen Zeit, enthält, in einem recht guten Stil abgefaſst und ſchön gedruckt iſt. Wenn man ſie auch nicht ganz rein von Lückenbüſsern findet: ſo hat doch auch dieſen der Herausgeber eine gefällige Form zu ſchaffen gewuſst. Zwar haben manche Aufſätze nur eine ephemere Wichtigkeit; aber es fehlt auch nicht an ſolchen, die noch für die Zukunft belehrend bleiben. Wir ſetzen die Überſchriften der beſten und ausführlichſten her. Ein Jahr in Spanien; die Moraiten; über Schwedens politiſche Stellung; gegenwärtiger Stand der Preſsfreyheit in Europa; Gemälde der Ereigniſſe in Spanien (vor der letzten ſpaniſchen Revolution); die Americaner (aus Nachrichten, zwiſchen 1795 und 1803 geſammelt); das Groſsherzogthum Heſſen (ſtatiſtiſch); die erſten Herzoge des franzöſiſchen Reichs (biogr.); aus *Petri's* neueſtem Gemälde von Lief- und Ehſtland; Rede eines Mandarins, gehalten im Staatsrath des chineſiſchen Kaiſers Kien-Long (ſehr apokryphiſch); Katharina II, vom Pr. *de Ligne;* Verbindungen der Engländer mit Tibet; über den Zuſtand der Juden in den cultivirteſten Ländern Europa's; Odeſſa; Reiſe der engliſchen Geſandtſchaft nach Fetz, im J. 1801; die Koſaken, aus *Petri*; Groſsbritanniens Nationalreichthum unabhängig vom Handel, nach *W. Spence* (groſsen Theils widerlegt von dem Herausgeber, Hn. *Zſchokke*); Gemälde vom heutigen Liſſabon; Blick in das Innere Paraguay's, nach *Azara;* der Spanier und die Spanierin, aus verſchiedenen Geſichtspuncten; ein Spaziergang in den Alpen; die Heimathloſen; Miſcellen aus Paris, Berlin, Rom u. ſ. w. Den angezeigten 77 Stücken der Miſc. f. d. n. W. liegen 9 Intelligenzblätter bey.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JANUAR, 1811.

NATURGESCHICHTE.

Halle, b. Hendel: *Abbildungen zur Anatomie der Insecten* vom Dr. *K. A. Ramdohr.* Herausgegeben von der naturforschenden Gesellschaft in Halle. I—IV Heft. 1809. 4. Jedes Heft mit 8 Kupfertafeln nebst ungefähr einem Bogen Erklärung. (7 Rthlr. 12 gr.)

Anatomieen von Insecten sind eine solche Seltenheit, dass, wie sie auch ausfallen mögen, sich doch Jedermann Ehre und Beyfall versprechen darf, der sich als Herausgeber derselben nennen kann. *Lyonet*, *Swammerdam* und *Posselt* sind die einzigen, welche insbesondere und mit Glück darin gearbeitet haben; jedoch seyen auch die von uns hochgeehrt, welche nur einzelne Insecten zergliederten, *Malpighi*, *Willis*, *Rösel*, *Cuvier*, *Meckel* der Enkel. Aber auch bey allen vorigen Insectanatomen blieb es doch nur eine abgerissene Arbeit ohne Vergleichung, und viel fehlte noch, dass man nur von einem einzigen System die Metamorphose durch alle Insectenfamilien durchgeführt hätte, oder durchführen könnte. Hr. *Ramdohr* ist der Erste, welcher dieses unternimmt, und welcher, wenn er gleich in Bezug auf die Meisterhaftigkeit, Genauigkeit, Schönheit der Zeichnungen weit hinter den erstgenannten Männern zurückbleibt, doch das wahre Studium der vergleichenden Anatomie ungleich mehr als sie befördert. Wir sind daher der naturforschenden Gesellschaft in Halle jede Verbindlichkeit schuldig, dass sie selbst an die Spitze eines so nöthigen und wichtigen Werkes getreten ist, und durch die Übernahme der Herausgabe demselben den gehörigen Fortgang und das geziemende Ansehen vor dem Publicum geben will. Diese Hefte enthalten blos die Verdauungswerkzeuge aus allen Ordnungen, und sind mit dem vierten Hefte geschlossen. Zur Erleichterung des Anschaffens erschienen sie nach und nach, und enthalten nur die Zeichnungen nebst der Erklärung. Der Text wird folgen unter dem Titel: *Versuch einer Anatomie der Insecten; erster Theil. Die Verdauungswerkzeuge enthaltend.* 4. — Von jedem Insect ist der ganze Darmcanal mit seinen Anhängseln und Krümmungen stark vergrössert abgebildet, nebst demselben meistens in stärkerer Vergrösserung noch die Structur des Magens, des Faltenmagens, der darin enthaltenen hornigen Zähnchen, Borsten, Warzen, Falten, Muskeln. Wir müssen natürlich die Richtigkeit der Zeichnungen auf Treu und Glauben annehmen, denn wer ist da, der so viele Insecten zerlegt hätte? Aber an der Art der Ausführung, der Anordnung, der Vergleichung unter einander erkennt man die Wahrheit. Der Vf. hat alle gezeichnet; es ist aber zu bedauern, dass die Kupferstecher ihre Arbeiten und ihre grossen Vorbilder zu studiren sich entweder gar nicht Zeit nahmen, oder dass sie, was wohl das Gewöhnliche seyn mag, sich zu früh einbilden, Meister zu seyn, und daher sich von Anderen zu lernen schämen. Die Herausgeber haben nach und nach es bey drey Stechern versucht, bey *Liebe*, *Capieux* und *Walwert*, und ungeachtet der letzte die beste Arbeit geliefert hat, auch sie darum bey ihm stehen geblieben seyn mögen: so ist doch nicht zu leugnen, dass er so wenig als die ersten je einen *Swammerdam* oder *Lyonet* aufgeschlagen. Woher dieser Eigensinn der Künstler? Keiner der Lebenden, wer er auch seyn mag, wird *Lyonet* und *Swammerdam* erreichen, keiner darf sich schämen, deren Schüler zu heissen, keiner, seine Manier zu vergessen, und jene einzustudiren. *Liebe* hat die vier ersten Tafeln erbärmlich gekratzt. Wie würde er eine so elende Luftröhre gerissen haben, wenn er nur einen Blick in *Lyonet* gethan hätte? *Capieux* hat es auf den zwey folgenden Tafeln kaum besser getroffen. Beiden fehlt es am Charakter für diese Gattung. *Walwert* hat wenigstens einen dafür gesucht; aber wozu suchen, wenn er so vortrefflich da ist! Es wäre indessen die Sache der Herausgeber gewesen, ihren Künstlern die grossen Meister vorzuhalten, und sie ihnen allenfalls anzuschaffen. Alle folgenden Tafeln sind von *W.* Man kann damit zufrieden seyn.

Im ersten Hefte sind 24 Arten aus 21 Gattungen anatomirt. Sie sind: *Acheta campestris*, *Locusta viridissima*, *Blatta orientalis*, *Dytiscus sulcatus*, auch dessen Larve, *Dyt. striatus*, *D. Roeselii*, *Cicindela campestris*, *Staphylinus politus*, *Carabus granulatus* (der im berliner Magazin vollständig zerlegt ist), *Tenebrio molitor*, *Sylpha obscura*, *Meloe Proscarabaeus*, *Necrophorus Vespillo*, *Lampyris splendidula*, *Cryptocephalus 4 punctatus*, *Coccinella 7 punctata*, *Chrysomela populi*, *violacea*, *Galleruca Vitellinae*, *Crioceris Asparagi*, *Cetonia aurata* nebst Larve, *Cantharis fusca*, *Melolontha vulgaris* nebst Larve, *Hister bipustulatus*. Am meisten interessiren die sogenannten Gallgefäse, welche bald in sich selbst zurücklaufen, bald sich am Mastdarme befestigen, bald auch frey endigen; dann die anderen Anhängsel am Darme aller Art. Ist das

was man Blinddarm nennt, auch wirklich ein solcher mit derselben Bedeutung wie in den höheren Thieren? Ist er auch in den Insecten der Anfang, aus dem die Därme sich im Ey entwickeln? Was sind die zwey Behälter neben dem Mastdarm im *Carabus* und anderen, was das Anhängsel am Mastdarm des *Dytiscus sulcatus*? Wie verhält es sich mit dem Zusammenflusse der Gallgefäse bey *Tenebrio molitor*? Wie mit dem Umkehren des Darms in sich selbst? Lauter Fragen, auf die wir im Texte Rücksicht zu nehmen bitten. Vor allem sind die Gallgefäse das Räthselhafteste im ganzen Insect — nach der gegenwärtigen Ansicht von der Bedeutung der Insecteneingeweide. Wozu *Hister bipustulatus* abgebildet ist, wissen wir nicht recht. Es muss eine durchaus andere Methode in die Insectenabbildungen kommen. Die jetzige taugt weiter nichts, als zur Angabe des Umrisses, aber ein Charakter ist nie daran zu sehen; als wenn naturhistorische Abbildungen Malerideen wären! Am Insecte müssen alle Gelenke aufs schärfste herausgehoben seyn: dazu taugt das Tuschen und Überstreichen nichts, die Federzeichnung ist die genaueste, wodurch jedes gezählte Gelenk ohne Schatten dargestellt wird.

Das zweyte Heft ist, so wie die beiden folgenden ganz von *W.* Er hat sich darin schon viel weiter und fester eingearbeitet als im ersten. Die Zahl der hier zerlegten Arten ist 27, der Gattungen 20. Es sind: *Lamia textor*, *aedilis*, *Curculio Lapathi*, *Attelabus Betulae*, *Clerus apiarius*, *Elater murinus*, *sputator*, *Rhagium noctis*, *Lytta vesicatoria*, *Dermestes pellio*, *lardarius*, *Vespa vulgaris* nebst Larve und Puppe, *Apis terrestris*, *Tenthredo lutea*, *nigra*, *amerinae* nebst Larve, *Sphex viatica*, *Ichneumon enervator*, *Formica rufa*, *Julus terrestris*, *Oniscus asellus*, *Libellula vulgatissima*, *aenea*, *Agrion puella*, *Phryganea grandis* (Larve), *Phr. flavicornis*, *Lepisma saccharina*.

Das dritte Heft enthält die Larve von *Myrmeleon formicarium*, auch das vollkommne Insect, dann *Hemorobius perla*, *Zygaena Filipendulae*, *Bombyx quercus*, die Ringelraupe, *Musca vomitoria*, *domestica*, *Tipula lunata*, *Bombylius major*. *Rhagio scolopaceus*, *Tabanus tropicus*, *Syrphus arcuatus*, *Hippobosca ovina*, *Lygaeus apterus*, *Nepa cinerea*, *Cimex baccarum*, *prasinus*, *Reduvius personatus*, *Gerris lacustris*, *Pulex irritans*, *Cercopis spumaria*, *Notonecta glauca*, *Cerambyx moschatus*, *Callidium bajulus*, *Trichius eremita*. Im vierten oder letzten Hefte: *Gyrinus natator*, *Carabus crepitans*, *Cassida viridis*, *Panorpa communis*, *Chermes Alni*, *Aphis* . . *Silpha obscura*, *Musca carnaria*, *Oniscus Asellus*, *Phalangium Opilio*, *Aranea domestica*.

Ungeachtet der grossen Übereinstimmung aller Darmkanäle finden sich doch merkliche Verschiedenheiten, die sich bald auf die Länge, bald Dicke, und theilweise Erweiterungen, bald auf Falten, Zähne, kleine Anhängsel wie bey manchen Fischen, bald auf die Gallgefäse beziehen. Diese Verschiedenheiten werden endlich die gesuchte Aufklärung geben, welche eine einzelne Anatomie nicht geben kann. Man fühlt sich bey der grossen Zahl von zerlegten Insecten, der sich wohl kein anderer Naturforscher rühmen kann, genöthigt, den Fleiss, den Eifer und den Plan des Hn. *R.* zu bewundern. Gewiss finden sich wichtige Gesetze und Zusammenstellungen im Bau des Darmkanals, gewiss geben sie Aufschluss über die Ernährungsart der Insecten, über die Einsaugung, über das Verhältniss des sogenannten Fettkörpers zum Darm und zu den Luftgefässen. Darauf, bitten wir, den Text hauptsächlich zu leiten, damit nicht blosse Beschreibung der Theile den Physiologen nöthigen, die Zusammenstellungen selbst zu machen, die ihm nie so gelingen können, wie dem Untersucher selbst. Auch die Speichelgefässe, Spinnorgane, die *Vaisseaux grenûs* von *Lyonet* liegen noch im Dunkel, besonders darum, weil das Entsprechende in anderen Insecten noch gar nicht, oder nur in so wenigen, dass keine Vergleichung geschehen kann, gefunden ist. An dem Fortgange dieses Werkes ist keineswegs zu zweifeln; es wäre ein Unglück für die Wissenschaft, wenn es stockte. Dagegen glauben wir, dass der Verleger auch das Seinige dazu beytragen könnte, wenn er das Anschaffen dieses Werkes erleichterte durch einen mässigeren und selbst billigeren Preis. Wenn die Verleger wüssten, wie die meisten Gelehrten, sich zwingen, ein übertheures Buch so lange als möglich nicht anzuschaffen: so würden sie ihren wahren Vortheil in der Wohlfeilheit ihrer Artikel suchen, und dieses um so mehr in einer Zeit, in der die Bücher wahrlich nicht darum nicht abgehen, weil weniger Leselustige sind, sondern weil die gleiche Zahl der Leser die Bücher zu theuer, dem Geldmangel nicht angemessen findet. Warum sind sie denn in anderen Ländern wohlfeil?

O.

Halle, b. Hendel. *Christian Zacharias Koch, vom Bergwerks - Haushalt zu Strassberg.* Im Auszuge und mit Anmerkungen herausgegeben von *Johann Gottfried Kessler*, herzogl. anhalt - bernburgischem Bergrathe u. s. w. Mit einer Reviercharte und einer Kupfertafel. 1810. 125 S. 8. (14 Gr.)

Der Vorrede zufolge übergab der Bergdirector *Koch* zu Strassberg im J. 1755 an die Grafen zu Stolberg, Christian Ludewig und Friedrich Bodo, im Manuscripte ein Werckchen, betitelt: *Bergwerks-Tractätchen, handelt von mächtigen Gängen u. s. w.* Manche darin vorkommende, nicht genug zu beherzigende Wahrheiten, so wie die Nachrichten über den strassberger Bergbau, bewogen Hn. *Kessler* um so mehr zur Herausgabe obiger Abhandlung, als es bisher noch gänzlich an Nachrichten über das dortige Bergwesen mangelte. Der barbarische Stil des Aufsatzes, so wie manches darin enthaltene Überflüssige für jetzige Zeiten, veranlassten den Herausgeber, ihn im Auszuge und überarbeitet mitzutheilen.

So sehr wünschenswerth es seyn muss, genaue Nachrichten über das strassberger Berg- und Hütten-

Wesen zu erhalten: so wenig befriedigend ist doch in dieser Hinsicht vorliegendes Werkchen. Grösstentheils ist es nur von historischem Interesse. Selbst dieses aber ist durch die Art der Bearbeitung geschmälert. Von einem Theile des Aufsatzes ist in einzelnen Abschnitten nur der Inhalt kurz mitgetheilt, wie z. B. gleich zu Anfange S. 21, §. 1. „Handelt vom Anfange eines Grubenbaues, vom Schächtesetzen, deren Weite, Anlegung der Strecken und deren Belegung; und seine Lehre von der Beinbruchsarbeit fängt an, wobey er sich einen sehr mächtigen Gang denkt." Von einem anderen Theile ist erzählend beygebracht, was *Koch* in seiner Abhandlung vorträgt. Z. B. S. 34 §. 8: „sucht *Koch* zu beweisen: dass, weil die Erztrümmer in mächtigen Gängen strichen — zusammenstrichen und wieder von einananander liefen — einander zu und abfielen —; weil viel Drusen vorfielen, der Strossenbau von oben nieder (der eigentliche Strossenbau) nicht anwendbar sey; dass bloss allein die Beinbruchsarbeit die nöthigste wäre" u. s. w. Diese Mittheilungen sind in Anmerkungen des Herausg. gehüllt, die an Ausdehnung den Text oft sehr übersteigen, und wovon ein Theil füglich hätte ungedruckt bleiben können. Der Herausg. würde nach unserer Meinung besser gethan haben, wenn er das wenige Interessante der *koch*schen Abhandlung, ohne sich an dieselbe zu binden, in einem kleineren Aufsatze zusammengestellt und diesen in einer bergmännischen Zeitschrift eingerückt hätte. Da der Herausg. die Art der Bearbeitung zum Theil mit wegen des barbarischen Stils der *koch*schen Arbeit wählte: so hätte man um so mehr von ihm Sorgfalt im Ausdrucke erwarten können, die man aber an vielen Stellen vermisst.

Das Buch ist in mehrere Abschnitte und jeder Abschnitt in Paragraphen getheilt. Die Überschriften von jenen, die übrigens nicht numerirt sind, scheinen aus dem Originale wörtlich entlehnt zu seyn. Manche derselben geben nur sehr undeutlich den Inhalt an. In den beiden ersten Abschnitten wird eine Beschreibung der von *Koch* eingeführten sog. *Beinbruchsarbeit* gegeben, die den Namen mit der That führte. Diese Art des Abbaues mächtiger Gänge hat im Wesentlichen Ähnlichkeit mit dem in Ungarn gebräuchlichen, von *Delius* trefflich beschriebenen *Querbau*. Sie unterscheidet sich aber dadurch, dass man die Erzgewinnung durch das Hereintretenlassen von Theilen des Ganges zu befördern sucht, welches gewiss in mehrerer Hinsicht nicht nachahmungswürdig ist, indem ein regelmässiger Abbau unmöglich dabey erreicht werden kann, und die Arbeiter sehr in Gefahr gesetzt werden.

Nach der Bemerkung des Herausgebers scheint die Erzteufe der strassberger Gänge zwischen dem 16ten und 20sten Lachter anzufangen. Diese Erzteufe liegt in einem gewissen Horizont; sie ist auf höheren Puncten dieselbe wie in den tieferen. Das Ausgehende ist fast immer mit einem braunen Eisenstein, Schwefelkies, und nicht selten mit einzelnem Bleyglanz bezeichnet. Also ein ähnliches Vorkommen, wie bey manchen Gängen im oberharzischen Grauwackengebirge.

S. 41 theilt der Herausgeber eine Nachricht über die auf den strassberger Gängen einbrechenden Erze mit, worunter aber der *Bleyschweif* vermisst wird, der dort häufig vorkommen soll, und das erklärt, was S. 65 über die Treibarbeit gesagt wird. Nach S. 55 wird zu Strassberg seit 1713 über *Hohöfen* gearbeitet. — Der schöne blankenburger Gestellstein, der in den Eisenhohöfen so lange steht, dauert in den Hohöfen der strassberger Silberhütte kaum vier Wochen. Daher bedient man sich schon seit langer Zeit des Granits zum Gestelle oder Heerde. — Hr. *Koch* machte die Einrichtung, dass er drey Schmelzer zu acht Stunden vor jeden Ofen legte, statt dass vorher zwey Schmelzer zwölf Stunden stehen mussten. Auch schaffte er die Schichtenarbeit ab, und führte dagegen das Rohschmelzen rostweise *im Gedinge* ein. Nach S. 65 wurde zu *Kochs* Zeit der *Abstrich* von der Treibarbeit gesammelt und auf einem Stübbeheerde verschmolzen. Die Schlacke wurde abgezapft; so wie hernach auch das Bley, welches in einem Stübbeheerd vor der Glöttgasse gelassen wurde. Die Schlacke war so schwer wie Bley. Wenn davon einige 30 — 40 Centner Vorrath war: so wurde sie in einem kleinen Stichofen durchgeschmolzen, wovon im Abstechen eine dem *Zinne* ähnliche Substanz (*Spiessglanz?*) erfolgte, die mit Zinn im Verhältnisse von 1 zu 4 versetzt, eine gute Metallcomposition zu Tellern und anderem Hausgeräthe gab, wovon der Centner, unter dem Namen *Spiauter*, zu 3 Thaler verkauft wurde. Eine Anmerkung des Herausgebers, besonders darüber, ob diese Arbeit jetzt noch eben so im Gange ist, wäre hier an der rechten Stelle gewesen. — Den Beschluss des Buchs macht der Abdruck des Privilegiums über das Bergwerk bey Strassberg, Neuhaus Stollberg. E. a.

Leipzig, b. Crusius: *Handbuch der Mineralogie* nach *A. G. Werner*. Zu Vorlesungen entworfen von *Christian Friedrich Ludwig*, Professor in Leipzig. *Erster Theil*. Oryktognosie. 1803. VIII u. 369 S. Nebst einer Farbentabelle und vier Kupfertafeln. — *Zweyter Theil*. Von den Gebirgsarten und Versteinerungen, nebst einigen geognostischen Fragmenten und Beylagen. 1804. XII und 226 S. Nebst 4 Sippschaftstafeln. gr. 8. (2 Rthlr. 22 gr.)

So viel Lehrbücher der Mineralogie wir auch seit kurzer Zeit erhalten haben: so gehört dieses doch nicht zu den überflüssigen, und gern holen wir dessen zufällig verspätete Anzeige nach. Es zeichnet sich nicht nur durch einen gedrängten Vortrag, durch die beygefügte Auswahl einer brauchbaren Literatur und Übersicht der Geschichte der Mineralogie, sondern besonders auch dadurch vor den meisten ähnlichen Schriften aus, dass es zugleich den geognostischen Theil liefert, welchen jene entweder gänzlich übergehen, oder doch noch zu liefern haben. Allein das Werk hat auch nicht wenig Män-

gel, welche sich sogleich aus der näheren Ansicht desselben ergeben werden.

Im *ersten Theile* wird nach einer kurzen Einleitung die *werner*'sche Terminologie geliefert, doch so, dass anstatt der Erklärung des Kunstausdrucks nur ein Beyspiel angeführt wird. Bey intensiven Merkmalen mag dieses wohl erlaubt seyn, aber bey extensiven ist es in einem Lehrbuch unzweckmässig. Hierauf folgen S. 40 einige sogenannte Systeme, und unter diesen das *werner*'sche von 1800, nach welchen die einzelnen Arten weiterhin bey S. 314 kurz beschrieben werden. Diess gereicht indessen dem Werke zu keiner grossen Empfehlung. Ungeachtet aller Verdienste *Werners* müssen doch selbst seine treuesten Anhänger gestehen, dass er zu sehr an alten Meinungen hänge, und seine Anordnung nicht immer die beste sey. Wer kann noch den Demant unter den Erden und Steinen abhandeln, da er, wenn auch nicht reiner Kohlenstoff, doch sicher ein verbrennlicher Körper ist? Konnte sich der Vf. aber auf keine Weise entschliessen, von *Wernern* abzuweichen: so hätte er sich doch wenigstens sein neuestes System verschaffen sollen. Die folgenden Seiten enthalten eine Auswahl einer brauchbaren Literatur für angehende Mineralogen und einen Versuch einer tabellarischen Übersicht der Geschichte der Mineralogie nebst einem Register. Angehängt findet man eine Farbentabelle, welches ganz dieselbe ist, die sich an *Widemanns* Handbuche findet. Auch Tab. II ist ein blosser neuer Abdruck derselben Tafel an *Widemanns* Mineralogie. Die drey letzteren, welche mehrere Krystallisationen vorstellen, sind neu.

Der *zweyte Theil* ist vorzüglich geognostisch. Es werden nach einigen vorausgeschickten allgemeinen Sätzen die Gebirgsarten nach *Werner*, und hierauf die Versteinerungen abgehandelt; dann folgen noch Sätze aus der physischen Erdbeschreibung und Geogenie. Die Art, wie die Sätze an einander gereiht sind, ist nicht immer die beste. So werden z. B. S. 35 die Charaktere der Übergangsgebirgsarten unter fünf Numern aufgeführt. Unter Num. 2 heisst es: „Sie sind in einem Zeitraume entstanden, wo die organische Schöpfung noch nicht aufgetreten war"; unter Num. 3: „In ihnen kommen keine Versteinerungen vor, oder nur wenige nach der oberen Seite hin, wo die Flötzgebirge aufliegen." Ob eine organische Schöpfung zur Zeit der Entstehung der Übergangsgebirge vorhanden war oder nicht, kann bloss aus dem Daseyn oder der Abwesenheit der Versteinerungen geschlossen werden. Num. 2 ist nur ein gefolgerter Satz aus Num. 3. Jene musste also nach dieser gesetzt, oder vielmehr beide mussten vereinigt werden. Wie sie aber der Vf. ausgedrückt hat, stehen sie überdiess mit einander in Widerspruch. Denn wenn nach Num. 3 wirklich Versteinerungen in Übergangsgebirgen vorkommen (wie diess am Harze gar nicht selten der Fall ist): so müssen auch, wenigstens bey Erzeugung der neuesten Lagen derselben, schon organisirte Körper vorhanden gewesen seyn. Dergleichen unrichtige und voreilige Schlüsse findet man mehrere. So wird S. 123 zwar richtig bemerkt, dass wir das Innere der Erde mit den tiefsten Schächten kaum bis zum 6000sten Theil ihres Halbmessers durchdrungen haben, und gleich darauf doch wahrscheinlich gefunden, dass die Erde aus einem Granitkern bestehe. Manche Sätze riechen gar zu sehr nach alten, längst mit Recht verworfenen Lehren, z. B. §. 49. Hier wird gesagt: „Das Feuerwesen in der Atmosphäre ist ein äusserst leichtes, subtiles Wesen, das . . . sich in den Körpern anhäuft und verdichtet, und seiner Elasticität nach durch die Poren wieder herausgeht, Die elektrische Feuermaterie in der Atmosphäre gehört vornehmlich auch hieher. Vorzüglich viel Wärmematerie mag in der Mitte des Erdkörpers vorhanden seyn. Diese erhielt den Namen des Centralfeuers." So auch S. 118: „Ob ein Theil des Wassers sich nach und nach in Erde verwandle, ist schwer zu entscheiden." An manchen Beobachtungen wird ohne Noth gezweifelt, z. B. an Abdrücken von einzelnen Vögeltheilen. Bey einigen Sätzen lässt sich nicht viel denken, oder sie sind doch sonderbar ausgedrückt. Z. B. S. 120: „Ihre Bildung, verdanken der Luft die durch die Sublimation entstandenen Fossilien." S. 119: „Das Wasser hat eine zerstörende und eine bildende Kraft." S. 130: „Die Fossilien sind entstanden durch die ersten Kräfte der entstehenden Erde." Dagegen wird auf manche wichtige neuere Bemerkungen gar nicht aufmerksam gemacht, z. B. darauf, dass alle Versteinerungen der Flötzgebirge von lauter unbekannten nicht mehr existirenden Geschöpfen herzurühren scheinen, dass sogar zu allen in Bernstein eingeschlossenen Insecten sich noch keine Originale in der gegenwärtigen Schöpfung vorgefunden haben u. a. m. — S. 134 folgen die Nachträge zum oryktognostischen System, bey welchen der Vf. ebenfalls verräth, dass ihm die neuesten Bemerkungen unbekannt geblieben sind. So werden z. B. Thallit und Arendalit noch als zwey verschiedene Arten aufgeführt, und bey ersterem angefragt, ob er nicht unter dem glasigen Strahlsteine stehen bleiben könne. Unter den erdigen Fossilien, welche noch zu keiner Ordnung gebracht worden wären, werden genannt: Zirkonit, Indicolit (nach *Hauy* Turmalin) Würfelgyps u. s. w. Manche neuere Fossilien sind gänzlich übergangen, z. B. Natronit. — S. 195 f. findet man noch etwas von den Aerolithen und dem Gebrauche der Fossilien; S. 199 einen Nachtrag zur Literatur, und S. 209 *Werners* Mineralsystem von 1803. Rec. erhielt dasselbe auch von einem seiner Freunde schriftlich mitgetheilt, aber mit der Bemerkung, dass *Werner* selbst es für unächt erkläre. Und dieses will Rec. zu dessen Ehre gern glauben: denn wie möchte sich ein Hallithgeschlecht, die Annahme eines würfligen Olivenerzes und eines Würfelerzes u. m. a. vertheidigen lassen! Hn. *L.* scheint es gänzlich unbekannt geblieben zu seyn, welche Fossilien *Werner* unter seinen neuen Namen begreift, sonst hätte er doch wohl bemerkt, dass sein Arktizit nichts anderes ist, als Wernerit u. s. w. — Den Beschluss macht noch ein besonderes Register über diesen Theil. Angehängt sind einige Verwandtschaftstafeln, die aber den Beyfall des Rec. nicht haben.

DBD.

// JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JANUAR, 1811.

BOTANIK.

Paris, b. Agasse: *Flore française ou Descriptions succintes de toutes les plantes, qui croissent naturellement en France, disposées sèlon une nouvelle méthode d'Analyse et précédées par un Exposé des principes élémentaires de la Botanique.* Troisième édition, par M. M. *de Lamarck* et *Decandolle*. 1805. T. I. XVI, 224 u. 388 S. II Kupft. T. II. XII u. 600 S. 1 illum. Charte. T. III. 731 S. T. IV. P. 1 et 2. 944 S. gr. 8. (20 Thlr.)

Rec. hat diese Flora, welche jedem Botaniker die reichtigste Unterhaltung gewähren muss, mit so grösserem Interesse studiert, da er selbst in Frankreich viele der hier vorkommenden Pflanzen an ihrem Standort gesammelt hat, oder sie wenigstens von daher besitzt. Es ist nicht möglich, in diesen Blättern alles auszuheben, was einer Erwähnung verdiente; und es wäre zu wünschen, dass Hr. *Flügge*, oder andere deutsche Botaniker, die sich lange in Frankreich aufgehalten haben, ihre Bemerkungen über die französische Flora bekannt machten, da hiedurch ein sehr wichtiger Beytrag zur Pflanzengeographie gegeben würde.

In der Zueignung an *Lamarck* sagt *Decandolle*, dass jener ihm die Besorgung dieser Ausgabe übergeben habe, da *L.* sich jetzt mit anderen Gegenständen beschäftige, und setzt aus einander, welchen Weg er eingeschlagen habe, und welches seine — nicht kleinen — Hülfsmittel gewesen. Dann folgt der *Discours préliminaire* der ersten Ausgabe, worin *Lamarck* die von ihm befolgte Methode angiebt. Hierauf kommen *Principes élémentaires de Botanique*, fast ganz von *Decandolle*. Eine Terminologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen, wozu auch die Kupfer des ersten Bandes gehören. Gegen den anatomischen Theil liesse sich manches sagen; doch übergeht diess Rec., da hier hauptsächlich die mirbelschen bekannten Ansichten vorkommen. Eben so wenig will sich Rec. mit Einwürfen gegen die Terminologie aufhalten. Es könnten nicht wenige sehr leicht gemacht werden, da man die nöthige Schärfe der Bestimmungen häufig vermisst. So wirft der Vf. *asper* und *scaber* zusammen; nimmt *fastigiatus* in doppeltem Sinn bey den Ästen, einmal in der rechten Bedeutung, zweytens als synonym von *pyramidatus*, obgleich er diess selbst tadelt; das letztere kann nie gelten. Den Körper der Pflanze nennt er *collum*; *peraphylla* und *perapetala* muss *paraphylla* und *parapetala* heissen u. s. w. Die erste oder anatomische Kupfertafel enthält mehrentheils schlechte Figuren; die übrigen, welche, bis auf die letzte Tafel (die die Entwickelung des Samenkorns vorstellt), zur Terminologie gehören, sind nicht übel.

Den übrigen und grössten Theil des ersten Bandes nimmt die von *Lamarck* angeordnete, und bey dem grossen Zuwachs, den die Flora bey dieser Ausgabe erhalten hat, von *Decandolle* weiter ausgearbeitete analytische Methode ein, und zwar erst die Analyse der Gattungen, dann die der Arten, worauf ein französisches Namenregister folgt. Es ist eine mühsam ausgearbeitete Synopsis, zu der viele Geduld gehört hat; allein danach eine Pflanze aufzusuchen und zu bestimmen, ist eben so mühsam. Um die Gattungen von einander synoptisch zu unterscheiden, ist auf alles Mögliche, sogar auf die Formen und Stellung der Blätter, auf die Farbe der Blumen, auf den strauchartigen, nackten Stamm u. s. w. gesehen; oft ist aber auch eins der obersten Merkmale unsicher. Z. B. gleich Anfangs werden die Zwitterpflanzen in solche eingetheilt, die fünf oder weniger und in solche die sechs oder mehr Staubfäden haben. Hat nun der Anfänger zufällig eine Abweichung vor sich, z. B. eine Aurikel mit sechs Staubfäden: so findet er sich nie heraus; er lernt nicht, was das Wesentliche sey. Bey den Arten wird auch oft auf die geringfügigsten Dinge gesehen, auf eine mit Zahlen berechnete Entfernung, in der die Blätter anfangen, und dergl. mehr. Kurz Rec. ist froh, dass er nicht auf solche Art die Pflanzen hat kennen lernen, und stimmt *Linné's* Ausspruch bey, dass ein System der Synopsis weit vorzuziehen sey. Diese kann nur als Übung nebenher von Nutzen seyn, oder in einzelnen Fällen, wo sie auch von *Böhmer* und Anderen versucht ist, Hülfe leisten; allein bey einer so grossen Flora, wie diese, muss sie nicht zum Grunde gelegt werden, da sie zu viele Zeit raubt. Am wenigsten musste so viel darauf gebaut werden, dass der Vf. wegen dieser Analyse die specifischen Differenzen aller Pflanzen in den folgenden Bänden wegliess. Dieses erschwert den Gebrauch des Buchs sehr. Denn die Beschreibungen sind nicht immer genügend, am wenigsten bey den hier als neu vorkommenden Arten; das Charakteristische ist bey den einzelnen selten ausgehoben, und der Unterschied von den verwandten Arten nicht deutlich bestimmt.

In den folgenden Bänden ist die *Flora* selbst

enthalten. Sie ist nach dem natürlichen System eingerichtet; doch folgt der Vf. *Jussieu* nicht sclavisch. Man sieht, dass er selbst beobachtete, und er weicht gleich im ersten Bande, worin er die Kryptogamen und Najaden aufstellt, sehr von *Jussieu* ab. Weniger scheint der Vf. die Pflanzen an ihrem Standorte beobachtet zu haben. Nur seltener findet man eigene Entdeckungen und Berichtigungen von ihm in Hinsicht ihres Vorkommens, er hat sich vielmehr von vielen Botanikern ihre Pflanzen zu verschaffen gewusst; anderen musste er aufs Wort glauben, und wenn man die Art kennt, wie ältere französische Botaniker ihre Pflanzen bestimmten: so kann man wohl glauben, dass *Decandolle* eine Menge irriger Angaben von ihnen hat beybehalten müssen. Diess also ist wohl die schwächste Parthie des Werks. Eben desshalb wird der von den Kryptogamen handelnde Theil einst eine grosse Vermehrung und Veränderung erleiden, und Rec. wagt nichts von den neuen Arten derselben auszuheben.

Unter den Najaden erscheinen drey der von *Thuillier* zuerst bestimmten *Charae*. Unter den Gräsern ist noch viel aufzuräumen. Die *Lappago racemosa* kommt hier unter dem schlechten, von *Desfontaines* wieder herbeygezogenen Namen *Tragus* vor. Vom *Paspalum* (*Panicum L.*) *sanguinale* trennt Hr. *D.* das *P. ambiguum*. Die Gattung *Calamagrostis* ist beybehalten. — *Festuca decumbens L.* und *Avena calicyna Vill.* werden unter der neuen Gattung *Danthonia* aufgeführt. Unter der Gattung *Festuca* kommen ein paar neue Arten vor. Bey *Triticum* werden alle in Frankreich cultivirten Arten angegeben. Vom *Holcus halepensis* führt der Vf. an, dass er aus dem Orient herstamme, aber in den Gegenden von Montpellier, Sorrèze, Perpignan, Toulon und Lyon cultivirt werde; allein er kommt ja auch im Littorale wild vor, und die Pflanzen, die Rec. bey Marseille am Seeufer fand, sahen aus, als ob sie da wirklich wild wären. — Bey *Typha latifolia* findet sich folgende Notiz: *Les racines, confites dans les vinaigre, se mangent en salade; les feuilles servent à faire des nattes; le duvet des fleurs femelles donne une ouate grossière propre à faire des coussins; on le mêle avec la poix, pour calfater les bateaux. M. Lebréton en a fait du feutre; il est même parvenu à filer cette matière, et à en faire du tricot.* Solche Bemerkungen sind höchst erwünscht, doch kommen sie nicht oft wieder; gewöhnlich beziehen sie sich darauf, ob eine Pflanze officinell ist. — Bey *Alisma parnassifolium* sagt der Vf., sie unterscheide sich von *A. Plantago* durch ihre breiten Blätter u. s. w. Hier muss ein Irrthum Statt finden, denn *Plantago* ist ja riesenhaft gegen die andere. Unter den Tulpen kommt eine neue Art, *T. Oculus solis*, vor, die *St. Amans* um Agen entdeckt, und *Clarion* in der Provence gefunden hat. — *Ornithogalum arabicum* ist in Corsika gefunden. — *Crocus minimus*, gleichfalls aus Corsika, vielleicht eine Abart vom *Vernus*. Bey den Orchis-Arten hat der Vf. sehr unterschieden; nicht so bey Ophrys, wo er unter *O. myodes* und *arachnites* mehrere in neueren Zeiten getrennte Arten vereinigt.

Wie sehr der Vf. sonst zu dem Trennen geneigt sey, sieht man daraus, dass er nicht bloss *Pinus* und *Abies*, sondern auch *Larix* als eigene Gattungen anführt. Wann werden die französischen Naturforscher (denen jetzt leider auch deutsche genug folgen) einsehen lernen, was es heisst, solche unbestimmte Gattungen zu häufen! Wenn man ihre neuesten Werke, z. B. die Conchyliologie von *Deny-Montfort*, durchgeht: so überfällt Einen Grauen und Unmuth. — An Weiden ist die Flora nicht reich, doch werden sich wohl noch mehrere finden. Unter *Quercus sessiliflora* wirft der Vf. mehrere Arten zusammen. So ist die *Qu. lanuginosa*, die Rec. häufig im *Bois de Boulogne* gefunden hat, allem Anschein nach verschieden. — Unter *Ficus* alle Varietäten der gemeinen Feige, welches sehr interessant ist. Unter *Urtica* nur *U. dioica*, *urens* und *pilulifera*; Rec. kennt auch keine anderen Arten in Frankreich. Als er zuerst *U. dioica* bey Montpellier fand, war er geneigt, sie zu unterscheiden; allein hernach sah er ein, dass sie nicht verschieden ist. — Von *Euphorbien* eine grosse Menge; *E. purpurata Thuill.*, die Rec. auch in Frankreich gefunden hat, wird, wie es ihm scheint, mit Recht von *E. dulcis* getrennt. *E. pubescens*, die oft mit *E. pilosa* verwechselt ist. — *Plantago minima*, die Rec. auch im nördlichen Deutschland gefunden hat, wird mit Recht von *Pl. major* getrennt. *Pl. graminea* scheint kaum von *Pl. maritima* verschieden zu seyn. — *Anagallis grassifolia*, die *Thore* in den Torfmooren um Dax gefunden hat, ist eine, wie es scheint, von *A. tenella* verschiedene Art. *Androsace*, ein paar neue Arten. *Cyclamen linearifolium*, eine ausgezeichnete neue Art mit linienförmigen Blättern, von *Olivier* in der Provence entdeckt. Von *Rhinantus hirsuta* (*Alectorolophus*) sagt der Vf., dass sie sich im Allgemeinen auf trockenen Wiesen finde. So hat auch Rec. die kleineren Individua (*Rh. Trixago Thuill.*, nicht *Linn.*) um Paris und in der Schweiz gefunden; allein die grösseren fand Rec. in Franken unter dem Korn. — *Orobanche Epithymum*, eine neue Art von dem Vf. bey Fontainebleau gefunden. — *Glechoma grandiflora*, die wir aus andern Gegenden kennen, wird hier als neu aus Corsika beschrieben. *Lamium Orvala* ist bey dem Vf. *Orvala lamioides*. — *Ballota*; der Vf. hat nur *B. foetida*, begreift darunter die *B. nigra L.* und hat auch eine Var. *fl. albo*: allein Rec. hat auch die wahre *B. alba*, die ganz mit der schwedischen übereinkommt, und durch ihre Kelche allein im Augenblick von *B. nigra* zu unterscheiden ist, sehr häufig um Paris gefunden. Der Vf. zählt 14 *Verbasca* auf; wobey uns manche Verwirrung zu herrschen scheint. *V. Myconi* ist hier *Ramondia pyrenaea*. — *Lithospermum tinctorium* glaubt der Vf. von *Anchusa tinctoria Linn.* verschieden. Das ist aber schwerlich der Fall, sondern *Linné* hielt diese Pflanze zuerst für ein *Lithospermum*, nachmals

für eine *Anchusa*. *Anchusa officinalis* glaubt der Vf. nicht in Frankreich einheimisch, sondern er nennt statt ihrer *A angustifolia;* Rec. glaubt jene in Frankreich gerade so gesehen zu haben, wie im Norden von Deutschland. Eben so führt der Vf. nur *Cynanchum monspeliacum*, nicht *acutum*, an; Rec. kennt bloss dieses in Frankreich. — *Erica;* Rec. begreift nicht, wie der Vf. *E. multiflora* weglassen konnte, die Rec. an eben dem Ort bey Paris antraf, wo sie *Thuillier* gefunden hat. Eben so lässt er *E. mediterranea* aus, von der Rec. Exemplare aus dem südlichen Frankreich erhalten hat. Von *E. arborea* wird *E. corsica* getrennt, und als neue Art beschrieben; sie ist von *Labillardière* in Corsika entdeckt. — Dass *Bryonia dioica* nicht immer diesen Namen verdient, hat Rec. erfahren; von Samen, die er bey Paris sammelte, ist ihm eine Pflanze erwachsen, die wieder reife Samen gebracht hat. — *Campanula Pygmaea*, neue Art aus Corsika. In den Zusätzen zum dritten Bande werden einige neue Pflanzen, unter anderen eine *Pinguicula longifolia*, von *Ramond* auf den Pyrenäen entdeckt, und *Veronica repens* aus Corsika beschrieben.

Bey den *Compositis* hat der Vf. viele Mühe angewandt, und man trifft hier eine Menge Veränderungen. *Leontodon bulbosum L.* (*Hieracium Willd.*) ist zur *Prenanthes; Prenanthes muralis* zur *Chondrilla* geworden; *Crepis albida* steht mit *Sonchus pieroides* unter *Picridium* u. s. w. Zu *Barkhausia taraxacifolia* des Vfs. oder *Crepis taraxacifolia Thuill.* muſste nicht *C. Taurinensis Willd.*, sondern dessen *C. scabra* citirt werden; Rec. hat sie ebenfalls sehr häufig in Frankreich gefunden. Unter *Carduncellus* sind zwey Species aufgeführt, nämlich *C. Monspesiensium* und *mitissimus;* unter *Onopordon* drey: *Acanthium, illyrium* und *acaule;* unter *Arctium* steht bloss *lanuginosum Lam.* oder die *Berardia Vill.*; unter *Lappa* drey: *tomentosa*, *minor* und *major*, die Rec. eher als Varietäten betrachten möchte; *Carduus cerinthoides, Cnicus centauroides* und *Centaurea rhaponticum* sind zu *Serratula* gebracht. *Centaurea sensana* ist wohl nicht gut als Varietät der *C. montana* betrachtet. *Centaurea galactites* steht nach *Moench* als eigenes Genus. *Cnicus* ist hier wieder *Cirsium* genannt, eine sehr überflüssige Veränderung. *Gnaphalium sylvaticum* und *rectum*, sind hier wieder vereinigt. *Aster Sibiricus* heisst hier nach *Desfontaines A. Pyrenaeus*, weil er von den Pyrenäen herstammen soll. Zu *Senecio* kann noch *S. coriaceus* gezählt werden, den unser Vf. nicht aufführt, Rec. aber in südlichen Frankreich für *S. Doria* erhielt. *Santolina maritima* heisst hier minder gut nach *Desfontaines Diotis*. — *Valeriana rubra* und *angustifolia* ist nach *Necker* unter dem Namen *Centranthus* von *Valeriana* getrennt. Unter *Galium* sind manche Species, die schwerlich bleiben dürften; nach Exemplaren im Herbarium kann man sich hiebey nicht richten, sondern die Pflanzen müssen nach allen ihren Abstufungen am Standort untersucht werden.

Vom *Viscum album* ist das *Viscum oxycedri Clus.* getrennt; der Vf. hat nur trockne Exemplare davon gesehen, und nach seiner Beschreibung, wenn sie vollständig ist, scheint hier allerdings eine neue interessante Pflanze aus der Vergessenheit hervorgerufen zu seyn. — *Ligusticum aquilegifolium* ist hier unter *Allioni's* Namen eine *Danaa*, obgleich jetzt dieser Name nach *Smith* allgemein einer Gattung von Farrnkräutern beygelegt ist. — Das *Peucedanum officinale Thuill.*, das bey Paris wächst, ist hier *P. Parisiense*, und der Vf. vermuthet, dass es wegen der weissen Blumen vielleicht eher zu *Selinum* gehöre. Bey *Eryngium campestre* führt der Vf. an, dass *Latourrette* davon eine Abart erwähnt, die in der Jugend ungetheilte Blätter hat. Diess bestätigt des Rec. Vermuthung, dass *Decandolle* die Pflanzen wenig am Standort beobachtet hat: denn Rec. sah selbst bey Paris überall das gemeine *Eryngium campestre* mit solchen Blättern aufkeimen. — Unter dem schlechten Namen *Umbilicus* ist *Cotyledon Umbilicus* und eine linneeische Spielart desselben aufgeführt. — Unter dem Namen *Sedum glaciale* ist, wie es scheint, eine Spielart vom *S. acre* aufgestellt; *Sedum turgidum Ramond.*, ist vom *album* mit Recht getrennt; Rec. glaubt, es an mehreren Orten in Frankreich gefunden zu haben. — *Callitriche verna auctumnalis* und *intermedia* sind als Spielarten unter *C. sessilis* gebracht; dafür ist aber *C. pedunculata*, von *Deleuze* bey Fontainebleau entdeckt, wegen ihrer gestielten Früchte abgesondert. — Sonderbar genug ist es, dass die ächte *Mespilus oxyacantha* hier *oxyacanthoides*, und die *M. monogyna Jacq.* als *M. oxyacantha* aufgeführt wird; Rec. sieht wenigstens den Grund davon nicht ein: übrigens wenn auch die Anzahl der Griffel bey beiden abwechselt, so hält doch Rec. die Pflanzen verschieden. — Die ächte *Rosa spinosissima* ist hier als *myriacantha*, aufgeführt; dahingegen *R. spinosissima* unter des Vfs. *pimpinellifolia* citirt. — Der Vf. hat nicht allein *Rubus glandulosus, corylifolius* und *fruticosus*, sondern noch überdiess den *R. tomentosus;* dieser ist aber offenbar mit *R. fruticosus* einerley. — *Cerasus Caproniana, Juliana* und *Duracina* sind als eigene Arten aufgeführt, welches schwerlich zu billigen ist, so wie auch *Cerasus* besser bey *Prunus* geblieben wäre. — *Genista horrida* wird hier die Pflanze genannt, die man sonst in Frankreich als *Genista Lusitanica* kannte, und die Rec. selbst von *Hénon* erhalten hat, der sie bey Lyon entdeckte; soviel ist gewiss, dass sie mit der portugiesischen Pflanze einerley ist, welches auch *Link* fand. Diess mag als Probe genug seyn! Rec. hat nur einiges ausgehoben, wie er es oben bemerkte; sonst gäben noch die Diadelphisten u. s. w. reichen Stoff zu Bemerkungen.

Die Flora ist äusserst reich, denn in Allem sind 4748 Pflanzenarten aufgeführt; allein erstlich hat der Vf. alle cultivirten Obst- und Gemüse-Pflanzen, sowie auch alle gewöhnlichen Zierpflanzen der Gärten, sie mögen aus diesem, oder einem anderen

Welttheil seyn, (z. B. *Solanum tuberosum*, *Lycopersicum*, *Melongena*, *Heliotropium Peruvianum*, *Aster Chinensis*, *Tagetes patula* u. s. w.) herbeygezogen, und zweytens hat er den ganzen Umfang der französischen Monarchie als Frankreich betrachtet, so dass die Pflanzen aus den Niederlanden, aus der französischen Schweiz, aus Piemont, Corsika u. s. w. hier als einheimisch betrachtet sind. Rec. glaubte auch die Pflanzen aus St. Domingo hier erwarten zu dürfen; diese sind aber nicht mitgenannt: indessen hätten sie doch von Isle de Bourbon beygebracht werden können, wenn dem Vf. das französische Gebiet Frankreich war. Übrigens wird auch diese Flora nicht lange gelten, da jetzt Holland, nächstens ein Theil von Spanien, zu Frankreich gehört, auch sich das französische Gebiet in Italien weiter erstreckt, als damals, da der Vf. schrieb. Dadurch sollte dieser selbst auf die Idee gekommen seyn, eine bestimmte Grenze für Frankreich festzusetzen — nicht für das französische Gebiet: denn das hing nicht von ihm ab; etwa in der Art, wie *Zeune* bey den wechselnden politischen Namen der Länder und Ländchen ihnen andere, fester begründete gab. Unstreitig ist das der Hauptvortheil einer Flora, dass sie uns ein lebendes Bild von der Vegetation eines Landes giebt; aber dieser ist hier verloren gegangen. Etwas ist indessen dafür gegeben, das schon des Dankes werth ist, nämlich eine illuminirte botanische Charte, worauf verzeichnet ist, wie weit die Oliven, die Cultur des Mays und des Weinbaues reichen, worauf durch verschiedene Arten von Buchstaben der Grad der botanischen Kenntnisse einer Gegend ausgedrückt ist. Eine Stadt, deren Umgebungen sehr untersucht sind, ist mit grossen Capitalen geschrieben; die weniger untersuchten Gegenden sind leer an Namen; die Vegetation am Meeresufer, auf Bergen und so weiter ist mit anderen Farben bezeichnet: eine sehr lobenswürdige Idee.

Angehängt ist ein ausführliches, schätzbares Verzeichniss aller Schriften, die über Frankreichs Pflanzen erschienen sind, und ein lateinisches Register der Gattungen. Ein französisches aller Namen, die in Frankreich gebräuchlich sind, wäre ein grosses Bedürfniss gewesen.

Kann diese Flora sich auch nicht in Hinsicht der Genauigkeit und Kritik mit der englischen eines *Smith*, und mit dem Anfang der deutschen von *Schrader* messen: so nimmt sie doch einen ehrenvollen Platz ein. Späterhin hat der Vf. eine Synopsis dieser Flora mit Differenzen, und Abbildungen merkwürdiger Pflanzen aus derselben gegeben; und da er gegenwärtig Professor der Botanik in Montpellier ist, und botanische Reisen durch Frankreich macht: so lässt sich noch sehr viel von ihm erwarten.

I. K.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Posen* und *Leipzig*, b. Kühn: *Der Sohn des Krieges, dessen Leben bis zum Jahr 1807 nach dem Frieden von Tilsit.* Von *Karl Stein. Mehr als Roman.* Zwey Theile mit einem Kupfer. 1808. 266 u. 248 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) Der Herr, nach dem grossen König sogenannte, Friedrich von Braunfels ist, bis auf die Erzeugung, ein wahrer Sohn des Krieges. „Unter Gewehrfeuerknall und Trommelwirbelschall drängte er sich während des bayerischen Erbfolgekrieges in die Welt,“ und Träume und Prophetinnen verkündigten bald nach seiner Geburt den künftigen Helden. Wie hätten sie das Glück seiner Ältern und Angehörigen vermehren können, wenn sie ihm auch zugleich diesen seinen würdigen Biographen dazu verkündigt hätten! Denn obgleich Hr. v. Braunfels immer in seiner eigenen Person erzählet: so ist es doch Hr. *St.*, der ihm die Worte dazu leihet. Und welche Worte! Nicht geflügelte, sondern centnerschwere, tief sich eindrückende. Man höre nur die Schilderung des Anfangs einer Schlacht Thl. 1. S. 248. „Wir rückten an in drey Colonnen. Eine Kanonensalve donnerte vor uns, die Avantgarden standen in Feuer. Im Thal hinter der Fronte des ersten Treffens hinab rasselte ein Artillerie-Train zum linken Flügel, und die Reiterbedeckung rauschte um ihn her, *wie das Tosen des Orkans.* — Über den Raum einer Meile dehnte sich unsere Linie aus. Jetzt hielt jene Artillerie, protzte ab, und sandte *die Boten der Verwesung* in die Reihen der Franken; aber auch bey uns *begann die Leuchte des Todesengels die Rotten zu lichten.* Männer fielen, Jünglinge sanken, an deren Plätze sich neue *Opfer des Weltzwistes* stellten; furchtbar, wie *Gerichtsurtheil* und *Stab-Bruch* klang das: Rechts schliesst euch! Denn hinter uns *accompagnirte das Gekreisch* der Verstümmelten, das *Ächsen der Todeskämpfer*, über welche die Schlachtordnung hinfuhr, dem rauhen Befehle.“ Auf dergleichen Stellen stösst man oft. So interessant auch die Begebenheiten sind, durch die Erzählung werden sie es noch weit mehr. Auch die eingestreueten Bemerkungen sind von grossem Werthe, und geben schöne Erläuterungen zu den Zeitereignissen. Doch vor allen verdient die Friedenshymne, die sich zu Ende des zweyten Theils befindet, einer Erwähnung. Hier der Anfang:

Friede, holder Götterknabe,
Bote aus des Himmels Höh'n!
Lass aus *nächtlich engem Grabe*
Menschenfreuden auferstehn.
Breite deine Rosenschwingen
Wieder über Deutschlands Flur!
Siehe, *wilde Krieger ringen*
Um Zerstörung der Natur.

Zm.

Hannover, b. Hahn: *Passionsblumen, gepflückt am Grabe edler Mädchen.* Aus dem französischen von *Ludwig Röntgen.* 1809. 180 S. 8 (15 Gr.). Deutlicher würde der Titel seyn: Belehrungen, Warnungen und Ermunterungen für junge, blühende, der Verführung noch ausgesetzte Mädchen, aus den Schicksalen einiger ihrer Mitschwestern. Es sind drey Erzählungen, die zu diesem Zweck hier gegeben werden. Die erste, die mütterliche Unvorsichtigkeit überschrieben, muss einen tiefen Eindruck im Gemüth einer aufmerksamen Mutter hervorbringen. Sie sollte von vielen gelesen werden. Die zweyte Erzählung: Elringe, eine Anekdote des dreyzehnten Jahrhunderts. von *Victorin Fabre*, hält den Töchtern die Gefahren der Flucht aus dem väterlichen Hause vor, und ermuntert die Väter zu milden, gütigen Gesinnungen gegen ihre Töchter. Die dritte Erzählung: Fallen und Aufstehen, von *M. L. v. Sevelinges*, soll den Muth, der Tugend treu zu bleiben, in dem weiblichen Herzen beleben. Ausser der Empfehlung von ihren Zwecken, welche diese Erzählungen haben, empfehlen sie sich noch durch eine edle und gefällige Darstellung.

s — a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JANUAR, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmanns: *Sophoclis Ajax, Graece.* Cum scholiis et commentario perpetuo edidit *Christ. August. Lobeck*, Facult. philos. Adjunctus et Lycei Vitebergensis Rector. 1809. VIII u. 444 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Die günstigen Erwartungen, welche durch die vor einigen Jahren von Hn. *L.* herausgegebenen zwey *specimina observationum criticarum et grammaticarum in Sophoclis Ajacem Lorarium* von der vorliegenden Ausgabe erregt worden waren, sehen wir nunmehr zu unserer Freude befriedigt, und geben zugleich der Verlagshandlung das Zeugniss, dass sie es von ihrer Seite mit gewohnter Liberalität an nichts hat fehlen lassen, um dem Werke eine möglichst gefällige Ausstattung zu verschaffen. Es giebt einen dreyfachen Gesichtspunct, aus welchem sich die Arbeit unseres Herausg. betrachten läfst: man kann Rücksicht nehmen auf die Anordnung des Textes, auf die Behandlung der Scholien und auf das, was im Commentar geleistet ist. Was den Text anlangt, so erinnert Hr. *L.* in der Vorrede, dass er keine neuen handschriftlichen Hülfsmittel benutzt und auch die vorzüglichsten Ausgaben nur in sofern gebraucht habe, als diess bereits von seinen Vorgängern geschehen sey; desto grössere Sorgfalt aber habe er darauf verwendet, Lesarten, welche die vorigen Herausgeber bey der flüchtigen Eile, mit der sie zu Werke gingen, unberücksichtigt liessen, aller Orten zusammenzusuchen. In Ansehung der Aufnahme fremder Verbesserungen, wofern sie es verdienten, sey er weniger bedenklich gewesen, als bey seinen eigenen, denen er nur selten, und wenn sich kein anderer Ausweg zeigte, einen Platz im Texte vergönnt habe. So äussert sich Hr. *L.* selbst über diesen Theil seiner Arbeit, auf welchen wir bald zurückkommen werden. Nach dem Texte folgen die Scholien zum Ajax, jedoch bey weitem nicht alle. Es sind nämlich bloss die alten römischen und die sogenannten *paralipomena* mit Ausnahme einiger weniger, die wir vermissten, vollständig abgedruckt, von den triclinschen aber nur solche, die auf eine genauere Textesrecension sich zu beziehen, oder Reste verloren gegangener Scholien zu enthalten schienen. Noch seltener sind die von Purgold in den *Observv. critt.* bekannt gemachten Scholien der jenaischen Handschrift benutzt, deren wir nur eins und das andere in den kleinen Anmerkungen unter dem Scholientext mitgetheilt fanden. Was Hr. *L.* für die Scholien gethan, besteht darin, dass er hie und da die ältere von Brunck geänderte Lesart angiebt, die Schriftsteller citirt, welche dieses oder jenes Scholion ausgeschrieben haben, und mitunter Varianten aus denselben excerpirt, Verbesserungen anderer Gelehrten nachweist, was Brunck durchgängig unterlassen hat, und etliche Stellen selbst emendirt. Wir verkennen keineswegs das Gute, wodurch sich auch diese Parthie des Buchs auszeichnet; sie bleibt indess immer die am wenigsten bedeutende, und es genügt uns, sie kurz berührt zu haben. Das Wichtigste ist der Commentar, der über viele und mancherley Gegenstände Licht verbreitet, und seinem Verfasser wahre Ehre bringt. In denselben sind die feinsten und ausgesuchtesten Bemerkungen über den griechischen Sprachgebrauch überhaupt, so wie die sorgfältigsten und vorurtheilfreyesten Beobachtungen über die Eigenthümlichkeiten, Gesetze und Freyheiten der tragischen Rede und Versbildung niedergelegt; in ihm findet man auf allen Seiten Beweise vielumfassender Belesenheit, die grösstentheils auch sehr zweckmäsig angebracht ist; in ihm beurkundet sich der kritische Scharfsinn des Herausg., verbunden mit einer gewissen Ruhe und Besonnenheit, die ihn in der Behandlung des Ajax selbst nur selten, öfter bey wirklich oder vermeint fehlerhaften Stellen anderer Schriftsteller verläfst. Eine so gehaltvolle Ausgabe kann mit Recht auf eine nicht bloss oberflächliche Anzeige, sie kann auf eine Beurtheilung Anspruch machen, die, über die Grenzen unfruchtbarer Lobpreisungen des Ganzen oder ausgehobener Einzelnheiten hinausgehend, Mangelndes zu ergänzen und Unrichtiges zu berichtigen ihr ernstes Geschäft seyn läfst. Indem wir diess versuchen, wünschen wir nichts mehr, als dass es uns gelingen möge, den gelehrten und wahrheitliebenden Herausg. wenigstens durch einen Theil der Bemerkungen, die wir seinen Ansichten entgegenzustellen haben, für unsere Meinung zu gewinnen. Zuvörderst also geben wir ein räsonnirendes Verzeichniss der Stellen, welche in der vorliegenden Ausgabe anders als in der brunckschen gelesen werden, deren Anzahl, wie man schon im Voraus erwarten wird, nicht unbedeutend ist, so gern auch Hr. *L.*, wenn es nur irgend angehen will, an der Vulgate festhält. Unter den Abweichungen von Bruncks Recension sind einige von der Art, dass der Herausg. mit Recht bloss zur Autorität der alten Ausgaben zurückkehrte. So gleich V. 17 wo τηνδ' von Brunck ohne Noth, und ohne ein

Wort darüber zu sagen, in τὴν δ' verändert worden war. V. 77 wo jetzt wieder nach πρόσθεν οὐκ ἀνὴρ ὅδ' ἦν ein Fragzeichen steht, statt dessen Brunck das viel zu oft von ihm gebrauchte Zeichen der *aposiopesis* gesetzt hatte. V. 118 wo Brunck nach ὅση mit dem Komma, Hr. *L.* mit dem Fragzeichen interpungirt. V. 210 wo das von Brunck aus einer Handschrift in Τελλεύταντος verwandelte Τελεύταντος zurückgerufen, und durch Vergleichung von Παρθενοπαῖος, Ἱππομέδοντος beym Äschylus, (man füge noch Ἀλφεσίβοιαν in einem Fragment des Sophokles bey Priscianus p. 1328 ed. Putsch. hinzu), hinlänglich vertheidigt ist. V 280 wo für das von Brunck vorgezogene προσέπτετο die alte Schreibart προσέπτατο eingetauscht wird. S. auch Porson zu Eurip. Med. 1. V. 332 wo Brunck Unrecht hatte, wenn er ἦ οὐκ für ἡ οὐκ, und zwar abermals ohne eine Anzeige an den Leser, schrieb. V. 537 wo Brunck an der Lesart der Handschriften, τί δῆτ' ἂν ὡς ἐκ τῶνδ' ἂν ὠφελοῖμί σε, die auch Herodian in dem Pierson's Möris angehängten Bruchstücke p. 459 anerkennt, und die durch solche Redensarten, wie ὡς ἐκ τῶν παρόντων (Thucyd. IV, 17), als vollkommen richtig bestätigt wird, Anstoss nimmt, und mit der ihm eigenen Kühnheit τί δῆτα δρῶσ' ἐκ τῶνδ' ἂν dafür substituirt. Dass auch Porson die Vulgate gebilligt haben muss, lässt sich daraus schliessen, weil derselbe in der Vorrede zur Hecuba p. XXXV der zweyten leipz. Ausg. (nach der wir immer citiren) eine Stelle des Euripides, Androm. 1187, stillschweigend so verbessert: οὔτις γ' ἂν ὡς ἐκ τῶνδ' ἐτιμᾶτ' ἂν γέρον. Endlich V. 677 wo ἐγὼ δ' wieder in seine Rechte eingesetzt, aber nicht genügend erläutert ist. Wir denken uns die Sache so: der Dichter fing mit ἐγὼ δ' an, fügte die Worte ἐπίσταμαι γὰρ bis λιμὴν als Zwischensatz hinzu, und fuhr dann, der eigentlichen Construction uneingedenk, mit ἀλλ' ἀμφὶ μὲν τούτοισιν εὖ σχήσει fort. — An anderen Stellen hat Hr. *L.* entweder Lesarten der Handschriften oder Conjecturalverbesserungen in den Text gesetzt. So ist V. 61. πόνου, welches Rec. auch in zwey von ihm benutzten Collationen findet, dem gemeineren φόνου vorgezogen, ob wohl das letztere als Druckfehler im Texte steht. Eine von unseren Handschriften hat ausdrücklich die Glosse, ἤγουν τοῦ φόνου. — V. 130 nahm Hr. *L.* βάρει als minder gewöhnlich auf. Wir haben nicht eben viel dagegen; doch scheint es sicherer, βάθει wegen der Mehrzahl der dafür sprechenden Zeugnisse beyzubehalten. Auch V. 151 möchten wir nicht εὔπειστα statt εὔπιστα lesen, welches letztere ohne Zweifel das allein wahre ist. Den Unterschied dieser beiden Worte giebt Moschopulus περὶ σχεδῶν p. 8 sehr richtig so an: εὔπιστος· ὁ εὐκόλως πιστευόμενος. εὔπειστος· ὁ εὐκόλως πειθόμενος. Für das letztere, dessen Bedeutung nicht in den Zusammenhang passt, haben die lateinischen Ausdrücke, *credula fama* und *res incredulae* keine Beweiskraft. — V. 178 hat Hr. *L.* die allerdings sehr leichte und scheinbare Aenderung Musgrave's, ψευσθεῖσ', ἀδώροις εἴτ' ἐλαφηβολίαις, an die Stelle der gewöhnlichen Lesart, ψευσθεῖσα δώροις zu setzen für nöthig erachtet, und er konnte nicht anders, weil er den Dativ δώροις zu ψευσθεῖσα construirte, welches Verbum mit dem Genitiv der Sache verbunden zu werden pflegt. Diese Construction ist aber nicht die einzig mögliche. Man fasse die Stelle so: δώροις κλυτῶν ἐνάρων, ψευσθεῖσα sc. αὐτῶν, *propter dona inclytorum spoliorum, quibus defraudata est*, und alle Nothwendigkeit einer Änderung verschwindet. Vgl. *Wunderlich. obss. ad Aeschylum* p. 86. Auffallend ist übrigens ein dem Herausg. unbekannt gebliebenes Citat des *Georgius Lecapenus* in *Matthaei Lectt. Mosqq. Vol.* I. p. 79. "ψεύδομαι καὶ τὸ ἀπατῶμαι καὶ τὸ ἀποτυγχάνω, συντασσόμενον γενικῇ, ὡς παρὰ Σοφοκλεῖ ἐν Αἴαντι ἢ (sic) ἄρα κλυτῶν ἐνάρων ψευσθεῖσα δώρων, ἀντὶ τοῦ ἀποτυχοῦσα". welches Citat mehr Aufmerksamkeit verdienen würde, wenn *Lecapenus* nicht ein so neuer Grammatiker wäre. — V. 224 scheint es besser, ὑποκλῃζομέναν als Ein Wort beyzubehalten, besonders wegen einer Stelle des Apollon. Rhod., Argon. III, 477 ὑπέκλυες ἐμεῖο. V. 228 aber ist ganz recht nach θανεῖται, und nicht nach χερὶ interpungirt, denn von dem Selbstmorde des Ajax konnte der Chor noch gar keine Ahnung haben. — V. 354 schrieb Hr. *L.* ἅλιον mit Hermann *de metris* p. 440 um des Versmasses willen. — V. 368 hat Brunck viermal αἶ, Hr. *L.* eben so oft αἶ. Dass er etwas anderes wollte, sieht man aus der Anmerkung: αἶ, αἶ. *Vulgo quater legitur. Ultimum ex his epiphthegmatis ut deleremus, versus oppositus 383 ἰώ μοι μοι hortabatur; nec plus habent editt. Brubach. et duo Johnson. codd.*" Dann müsste aber wenigstens im antistrophischen Verse ὤ μοι μοι geschrieben, und zuvor noch erwiesen werden, dass das dreyfache αἶ nicht gegen die Gewohnheit der Tragiker verstosse. — V. 370 liest der Herausg. mit Hermann ὦ δύσμορος, ὃς χερὶ μέν, ohne darum ὃς χεροῖν geradezu zu verwerfen, welches er aus zwey johnsohnschen Handschriften und der Ausgabe des Stephanus anführt. Inwiefern Brunck Recht hatte, dasselbe für eine triclinische Interpolation zu halten, wagen wir nicht zu bestimmen, da ein Urtheil über die Beschaffenheit der johnsonschen Handschriften, ausser anderen Gründen, wegen des offenbaren Leichtsinns, mit welchem die Varianten derselben excerpirt sind, immer höchst unsicher ausfallen wird, Brunck selbst aber keine einzige Handschrift nennt, in welcher es von ihm gefunden worden. Nur so viel kann man sagen, dass seine Meinung weit mehr für, als wider sich hat, denn eine der dresdner Handschriften und die Ausgabe des Turnebus, in denen jene Lesart gleichfalls steht, sind, so wie Stephanus Ausgabe, treue Anhänger der triclinischen Recension. Möge sie indess immer von Triclinius herrühren: so hat sie doch, wie Hr. *L.* sehr richtig bemerkt, *magnam a metrorum concinnitate commendationem, maxime si in v. 387 scripseris* ὦ Ζεῦ προγόνων πάτερ, welches Triclinius ausdrücklich in einer Handschrift gefunden zu haben versichert. — V. 423 steht ἐξ-

ρῶ für ἐξερέω des Metrums wegen. Diese Änderung fällt weg, wenn man im strophischen Verse schreibt:

εἶγε τὰ μὲν φθίνει, φίλοι, τοῖς δ' ὁμοῦ πέλας,

so dass derselbe, wie der antistrophische,

ἐξερέω μέγ', οἷον οὔ τινα Τροία στρατοῦ

ein dochmischer Vers ist mit angehängtem jambischem Fuss, welcher den Übergang zum folgenden jambischen Rhythmus macht. Eine sehr schwieriege Stelle ist die V. 475. Hr. *L.* verbessert κἀναθεῖσα τοῦ γε κατθανεῖν, und giebt den Sinn des Ganzen so an: *quid nos juvat longam vitam trahere, qui in perpetua mortis expectatione versamur, quosque alterna dies dat adimitque letho.* Προσθεῖσα ἡμᾶς, so heisst es in der Anmerk. (*id enim auditur*) τοῦ κατθανεῖν, *i. e. addicens, quod est judicum proprium. V. ad Eurip. Androm.* 1016. *Ne quem igitur subeat προθεῖσα scribere, ut προτιθεὶς θανάτῳ. Huic contrarium est* ἀνατιθέναι *vel* ἀναθέσθαι, *i. e. recipere, redimere, et peculiariter de iis dicitur, qui calculum promotum retrahunt, dein, qui facta dictave retractant, v. Interpr. ad Hesychium in* ἀναθέσθαι. Über die Construction finden wir nichts erinnert: doch scheint es, als habe der Herausg. die Worte so verbunden: προσθεῖσα τοῦ γε κατθανεῖν, κἀναθεῖσα, und das letzte Wort absolut genommen, zumal da auf den folgenden Seiten eine Anzahl von Beyspielen solches Gebrauchs aufgeführt wird. Denn mit dem Dativ könnte ἀνατιθέναι in der angegebenen Bedeutung auf keine Weise zusammengeordnet werden. Die Änderung selbst übrigens wagen wir weder zu billigen, noch zu verwerfen. — V. 516 hat Hr. *L.* so drucken lassen:

καὶ μητέρ' ἄλλ' ἡ μοῖρα τὸν φύσαντά τε
καθεῖλεν —

τε ist eine allerdings nothwendige Änderung, weil με, so viel wir sehen, gar nicht verstanden werden kann; ausserdem aber würden wir auch ἄλλη aus einer von Hermann verglichenen augsburger Handschrift aufgenommen haben. — V. 524, wo vorher οὐκ ἂν γένοιτο ποθ' οὗτος εὐγενὴς ἀνήρ stand, wundern wir uns, οὔποτε γένοιτ' ἂν οὗτος ε. α. und nicht οὐκ ἂν γένοιτ' ἔθ', welches Hermann in einem augsburger Codex fand, vorgezogen zu sehen. Jenes ist Emendation von Porson, durch die nur wenig abweichende Lesart der oxforder Handschrift des Suidas, οὔπω γ. α. herbeygeführt, und hat insofern freylich etwas für sich. Das andere aber ist wahrscheinlicher, schon um desswillen, weil ποτὲ und ἔτι öfters verwechselt werden, z. B. Eurip. Herc. F. 97, wo statt des mit dem Metrum unverträglichen ἔλθοι τέ ποτ' ἂν ein Codex das richtige ἔλθοι τ' ἔτ' ἂν darbietet. Wer sich an diese Verwechselung erinnert, der muss in der sophokleischen Stelle sogleich auf γένοιτ' ἔθ' fallen, um so mehr, da Bothe auch ohne eine solche Reminiscenz es gefunden hat. Hierzu kommt noch, dass mit der augsburger Handschrift eine moskauer übereinstimmt, und dass Porson selbst in dem Supplement der Vorrede zur Hecuba p. LXVI der zweyten leipziger Ausgabe, welche Hr. *L.* nach p. 444 zu spät erhielt, und bloss zu einigen Nachträgen in den *Addendis et Corrigendis* benutzen konnte, sein voriges Urtheil zurückzunehmen scheint, wenn er sagt: *Sed cum in Augustano codice Hermannus Praef. ad Hec. p. 65 protulerit,* Οὐκ ἂν γένοιτ' ἔθ' οὗτος, *(unde depravata videri possit edd. (Suidae) Med. Ald. et unius Ms. Par. lectio) non equidem intercedam, quo minus hoc adoptes.* — V. 572. schrieb Hr. *L.* ἔς τ' ἂν st. μέχρις οὗ nach Hermanns Verbesserung *praef. ad Hec.* p. LIV. — V. 604 εὐνώμα des Metrums wegen. — V. 615 νῦν δ' αὖ φρενὸς οἰοβώτας mit Weglassung der von Triclinius eingeschalteten Partikel γ'. Der strophische Vers heisst bey ihm λειμωνία μήλων πόᾳ, in den meisten und besten Handschriften aber λειμωνιᾳ ποίᾳ (oder πόᾳ) μήλων, denn die Versetzung rührt aller Wahrscheinlichkeit nach von Triclinius her. Nun ist zwar diese Stelle so verdorben, dass sie ohne Hülfe besserer *codd.* schwerlich mit einiger Sicherheit sich verbessern läst; wenn man indess mit dem *Barocc.* 1. 2 bey Johnson λειμωνίδι (so sollte st. λειμώνιδι accentuirt seyn) liest: so respondirt wenigstens der Anfang des antistrophischen Verses. Da ferner die Umstellung der Worte ποίᾳ μήλων so unsicher ist: so möchten wir lieber annehmen, dass οἰοβώτας einer Änderung bedürfe, und zwar einer solchen, wodurch der Ausgang des Verses spondeisch wird. In dieser Meinung bestärkt uns die Unstatthaftigkeit des Gedankens, den die gewöhnliche Lesart ausdrückt. Φρενὸς οἰοβώτας kann kaum etwas anderes bedeuten, als was die besten Erklärer darin fanden: *mentis devius, insanus.* Wie passt diess aber auf den Ajax, dessen Raserey nach V. 250 ff. aufgehört hatte? Durch die eben erwähnte Stelle wurden wir auf die, unserer Meinung nach, richtige Lesart geführt, noch ehe wir sie aus dem *August. c.* und den römischen Scholien kennen lernten: νῦν δ' αὖ φρενὸς οἰοβώτας, *solitarius mentem pascens,* d. i. *resipiscens.* Vgl. besonders V. 272 bis 275. V. 618 scheint es nicht nöthig, mit Hn. *L.* τ' nach μεγίστας hinzuzufügen, da ἔργα χεροῖν als Ein Wort angesehen werden kann. — V. 632 aber ist ἀμύγματα richtig in ἄμυγμα verändert, und im antistrophischen Verse das von Triclinius und Brunck eingeschobene γε weggelassen. — V. 655 hat Hr. *L.* die Lesart der Handschriften und Ausgaben ἐξαλεύσωμαι zurückgeführt. ἐξαλύσκεσθαι, heisst es in der Anmerkung, *novum est et singulare, cujusmodi verba nec de Tragicorum scriptis extirpari debent, nec vero etiam sine certis auctoribus intrudi.* Ist denn aber ποθουμένα Trach. 103, ist ὠνομάζετο Oed. T. 1021. ist so manches andere in den Trauerspielen des Sophokles weniger *novum et singulare*? Und ein so unverwerfliches Zeugniss, als das des Hesychius! Noch mehr müssen wir uns gegen die Veränderung des δεινῶν V. 673 in das von mehreren Kritikern anempfohlene und eben so oft bestrittene λείων erklären. Schon in der Bibliothek der alten Lit. u.

Kunst, St. 3 S. 108, schreibt der Recensent des jacobsischen *Spec. emendatt. in auett. vett.*, wo jene Vermuthung zum ersten Mal vorgetragen wurde, mit allem Recht so: *Warum sollte der Dichter den Satz: Auf Sturm folgt heiteres Wetter, nicht so ausdrücken können, als ob das letztere Wirkung des ersteren wäre?* Und in unserer A. L. Z. 1804, Num. 256. S. 175, findet sich folgende der Hauptsache nach sehr gegründete Kritik: *In den Worten* δεινῶν τ' ἄημα *darf nichts verändert werden. Hier stehen im Gegensatze ein heftiger Sturm, der die stille Meeresfläche aufregt, und ein ruhiger Schlaf, der alles Regsame in Betäubung senkt* *). *Beide sind Gebieter über entgegengesetzte Elemente, und äussern ihre Macht ohne Grenze. Aber nur eine Zeitlang; dann zeigen beide, dass sie Mass zu halten wissen,* σωφρονεῖν. *Der Sturm besänftigt allmählich wieder das Meer, und der Schlaf löst wieder die Fesseln. In beiden Fällen wird jenen Mächten poëtisch als Wirkung beygelegt, was, physikalisch betrachtet, nur Folge ist, wenn sie in ihrer eigenthümlichen Wirkung aufhören; denn der Sturm, als Sturm, würde nicht aufhören aufzuregen, so wie der Schlaf, als Schlaf, immer bändigen würde. Ich sollte nun, sagt Ajax, nicht ein Gleiches können, was jene Naturkräfte mir zum Beyspiel thun? — Mit der jacobsischen Emendation* λείων *für* δεινῶν *ist wenig gewonnen, wenn man auch eine physikalische Lesart einräumen wollte. Denn nicht ein l e i s e r Wind, sondern W i n d l o s i g k e i t bringt das Meer zur Ruhe.* **) *Zu geschweigen, dass bey dieser Lesart die Anwendung, welche Ajax auf sich macht, völlig nichtig wird: so hätte wenigstens das* παγκρατής *auch weggebracht werden müssen. Die Scholiasten haben alle* δεινῶν *gelesen, nur kann die Erklärung des Einen, der die Worte so verbindet* ἄημα ἐκοίμισε πόντον στένοντα (ὑπὸ) δεινῶν πνευμάτων, *obgleich ihr Brunck beyzupflichten scheint, schwerlich bey der Wortstellung bestehen. Das* πρᾷον, *welches dieser Scholiast dem herausgerissenen* ἄημα *beyfügte, hat den Hn. Ast verleitet, das jacobsische* λείων *in* λεῖον *umzuändern. Allein* πρᾷον *ist nur ein Zusatz des Scholiasten, um anzudeuten, wie er sein* ἄημα *verstanden haben wollte. Wir übersetzen demnach, nach der wahren Lesart:*

> *Der ungestümen Winde Hauch beruhiget*
> *Die laute Meerfluth: und der allmachtvolle Schlaf*
> *Löst auf die Bande, die er nie anhaltend zwängt.*
> *Ich aber sollte Mass zu halten nicht verstehn?*

Die erste Periode ist aus Vossens Commentar zu Virgils Lb. S. 896 entlehnt, wo wir sie sehr passend zur Erklärung des v e n t o c o n s t i t i t o r b i s beygebracht fanden. — Ziemlich mit denselben Gründen, nur minder ausführlich, vertheidigt Bothe die gewöhnliche Lesart, und eben die Kürze seines Vortrags scheint die Ursache gewesen zu seyn, warum Hr. L. nicht von ihm überzeugt wurde. Damit gar kein Zweifel übrig bleibe, erinnern wir an eine Stelle, deren Ähnlichkeit unverkennbar ist, *Trachin.* 553 νῦν δ' Ἄρης οἰστρηθεὶς ἐξέλυσ' ἐπίπονον ἁμέραν. — V. 678 ist ἐχθαντέος nach Porsons Meinung zu Eurip. Med. 555 in ἐχθαρτέος verändert. — V. 713 steht in den Handschriften und alten Ausgaben: πάνθ' ὁ μέγας χρόνος μαραίνει τε καὶ φλέγει. Brunck liess, um den Vers dem strophischen entsprechend zu machen, die letzten drey Worte weg, wogegen sich Hr. L. aus zwey Gründen erklärt, einmal, weil das beybehaltene μαραίνει ein gemeines, das verdrängte φλέγει aber ein exquisites Wort sey, und sodann, weil Brunck's Lesart einen für die Verbindung, in welcher er steht, unpassenden Gedanken enthalte. Er selbst schrieb daher πάνθ' ὁ μέγας χρόνος φλέγει τε, und hob dadurch zwar die von ihm berührten Schwierigkeiten, bedachte aber nicht, dass die Partikel τε schwerlich so, wie sie dann stehen würde, vom Dichter hätte gesetzt werden können. Wir unseres Theils halten die Stelle für richtig, und glauben vielmehr, dass im strophischen Verse etwas verloren gegangen sey. Wie, wenn Sophokles geschrieben hätte νῦν γὰρ ἐμοὶ μέλει χορεῦσαι [χαρᾶς ὕπαι]. Wenigstens konnten die eingeklammerten Worte wegen der ähnlichen Schriftzüge des vorhergehenden Worts sehr leicht herausfallen. — Ob V. 715 φατίξαιμ' in φατίσαιμ' verändert zu werden brauche, zweifeln wir, und möchten auch V. 717 lieber mit Hermann θυμοῦ τ', als mit dem Herausg. θυμῶν lesen, zumal da der Pluralis θυμοί, wenn wir uns recht erinnern, in den Tragikern nicht vorkommt. Dagegen billigen wir ganz μετανεγνώσθη V. 716, ἀρκέσοι V. 726, und προσωτάτω V. 730. — V. 737 setzte Hr. L. ἰοὺ zweymal und nach βραδὺς V. 738 ein Fragzeichen. — V. 739 ist statt ἔστι richtig ἐστὶ geschrieben. V. 755 steht, so wie V. 777 und 1349, in Brunck's Ausgaben τῇδε θἠμέρα. Hr. L., der diese Verschmelzung bey den Tragikern nicht gelten lassen will, schrieb in der ersten und letzten Stelle τῇδ' ἐν ἡμέρᾳ, in der zweyten aber τῇδ' ἐθ' ἡμέρᾳ. Jenes möchten wir auch hier vorziehen, da eine der augsburger Handschriften es darbietet. — V. 790 kommt nicht viel darauf an, ob man ὤνθρωπε, oder mit Hn. L. ἄνθρωπε schreibt. V. 793 hat derselbe nach ὠδίνειν ein Punctum, nach φῄς aber ein Fragzeichen gesetzt, weil bey Brunck's Interpunction τί φῄς nicht Statt finden könne, sondern ὅ τι φήσεις gesagt seyn müsse. Hier ist der Herausg. ganz irrig, denn τί φῄς entspricht, wie in vielen anderen Stellen, unserem: *was du meinst.* So *Oed. R.* 655 φράζε δὴ τί φῄς. — V. 802 steht οἴ 'γὼ für οἱ ἐγώ. — V. 870 scheint γὰρ αὖ nicht beyfallswerth. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

*) Nicht im *Gegensatze* stehen sie, der eine als *heftig*, der andere als *ruhig*, sondern beide werden als *machtvolle Gebieter* charakterisirt.

**) Diese Einwendung wird durch mehrere von Hn. L. verglichene Stellen gehoben, denen sich *Virgil. Aen.* 3, 69 *placataque venti dant maria*, und 5, 763 *placidi straverunt aequora venti*, beyfügen lassen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JANUAR, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmanns: *Sophoclis Ajax*, Graece. Cum ſcholiis et commentario perpetuo edidit *Chriſt. Aug. Lobeck* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

V. 881 ff. heiſsen bey Hn. *Lobeck* ſo:

> ἴδρις, τὸν ὠμόθυμον εἴ
> τίς ποθι, πλαζόμενον λεύσσων ἀπύοι;
> σχέτλια γὰρ μακρῶν μ' ἀλάταν πόνων
> οὐρίῳ μὴ πελάσαι δρόμῳ,
> ἀλλ' ἀμενηνὸν ἄνδρα μὴ
> λεύσσειν ὅπου.

Unſere, auf zwey moskauer Handſchriften (nicht, eine dresdner) ſich gründende Verbeſſerung hat ſchon Hr. Seidler in dem der vorliegenden Ausgabe angehängten kritiſchen Sendſchreiben an Hn. Lobeck S. 438 angezeigt; nur dieſs bleibt uns hier zu bemerken übrig, daſs die kurze Sylbe in *σχέτλια* am Ende des Verſes durch mehrere Stellen vertheidigt werden kann, z. B. Philoct. 398 *μᾶτερ αὐτοῦ Διός*, vgl. mit dem antiſtrophiſchen Verſe. Die beiden letzten Verſe der Stelle im Ajax machten in den vorigen Ausgaben nur Einen aus. Hr. *L.* trennte ſie, ohne Zweifel wegen der langen Sylbe λευσ, die ſeiner Meinung nach der kurzen im antiſtroph. Verſe nicht reſpondirte. Wir hätten wohl gewünſcht zu vernehmen, was er von ähnlichen Reſponſionen hält, die ſich beym Aeſchylus finden. So S. Th. 348.

	ποτὶ πτόλιν δ' ὀρκάνα πυργῶτις,
und 360	χαμάδις πεσὼν ἀλγύνει κυρήσας.
V. 900	ἀραίῳ τ' ἐκ πατρὸς
und 911	ἀμεμφία φίλοις.
V. 939	πέπαυται δ' ἔχθος, ἐν δὲ γαίᾳ
und 953	ἰὼ πολλοῖς ἐπανθήσαντες.
Suppl. 386	μονοσκήπτροισι δ' ἐν θρόνοις χρέος
und 397	μένει τοι Ζηνὸς ἱκταίου κότος.
Perſ. 997	βεβᾶσι γὰρ οἵπερ ἀκρόται στρατοῦ
und 1003	πεπλήγμεθ', οἷαι δι' αἰῶνος τύχαι.

Von dieſen Stellen kann die erſte und letzte freylich nichts beweiſen, weil beide offenbar in Anſehung des Metrums einer Änderung bedürfen. Statt *ἀμεμφία* S. Th. 911 könnte man vielleicht *ἀμέμφεια* ſchreiben. Ob und wie S. Th. 953 zu ändern ſey, wagen wir nicht zu entſcheiden. Suppl. 397 aber iſt *ἱκταίου* einem *nomen proprium* gleich zu achten, und giebt in ſo fern einen Entſchuldigungsgrund der minder genauen Reſponſion ab. Was nun den Vers im Ajax anlangt, der uns zu dieſen Bemerkungen veranlaſst: ſo glauben wir nicht mit Hn. *L.*, der nach ſeiner Anmerk. zu V. 928 denſelben, der Quantität von *ἀμενηνὸν* zuwider, für einen Trimeter hielt, daſs er in zwey Verſe zerſpaltet werden müſſe. Denn aller Anſtoſs wird dadurch gehoben, wenn man ihn als einen logaödiſchen Dactylus lieſt, und ſo muſs er geleſen werden, weil, wenn der Rhythmus dochmiſch anheben ſollte, der Hiatus am Ende des vorigen Verſes ſchwerlich Statt finden würde. Dann aber kann man die Lücke im Anfange des antiſtrophiſchen Verſes nicht durch *Ἀχιλλέως* ausfüllen, wie Hr. *L.* nach Triclinius und Brunck's Vorgange gethan hat. — V. 888 ſteht *ἰὼ* einmal. — V. 894 *τί δ' ἔστιν;* — V. 897 *ὤ μοι.* — V. 908 iſt *ὁ* vor *δυσώνυμος* weggeſtrichen, und V. 915 die Lesart der Handſchriften und alten Ausgaben ohne Beyfügung des *ἂν* beybehalten. — V. 919 f. hat Hr. *L.* ſo drucken laſſen:

> ἔμελλες τάλας, ἔμελλες χρόνῳ
> στερεόφρων κακὰν ἐξανύσειν ἄρα —

Im erſten Verſe iſt bloſs die alte Lesart mit Recht zurückgeführt, der zweyte aber nach einer Vermuthung des Herausgebers geändert, welchem wir, nicht wegen der kurzen Sylbe am Ende des Verſes (denn gegen dieſe läſst ſich, beſonders, da im folgenden Verſe ſtatt des dochmiſchen Rhythmus ein anderer eintritt, nichts einwenden), ſondern weil *ἄρα* auf dieſe Art gar zu weit zurückgeworfen iſt, unmöglich beytreten können. Viel ſicherer glauben wir durch Einſchiebung eines einzigen Wörtchens, das hier eben ſo leicht, als V. 197 beym Suidas in *ἀτάρβητος* herausfallen konnte, das Wahre herzuſtellen: *στερεόφρων ἄρ' ὧδ' ἐξανύσειν κακὰν.* — V. 924 ſchrieb Hr. *L.* *οὐλίῳ ἐχθοδόπ' Ἀτρείδαις σὺν πάθει.* Hier iſt nach richtiger Anordnung der Strophe nicht die mindeſte Änderung nöthig. — V. 938 f. theilte der Herausg. mit einer kleinen Wortverſetzung ſo ab:

> ὤ μοι ἀναλγήτων δισσᾶν ἐθρόησας
> ἔργον ἄναυδον Ἀτρειδᾶν τῶνδ' ἄχει.

Wahrſcheinlich las er den zweyten Vers dochmiſch, denn ſonſt wüſsten wir gar nicht, wie derſelbe dem ſtrophiſchen,

> ἄναξ τόνδε συνναύταν, ὦ τάλας,

entſprechen ſollte. Aber ungeachtet dieſer Vorausſetzung können wir eben ſo wenig, als Hr. Seidler in

dem angeführten kritischen Sendschreiben die lobeck'sche Constitution der Stelle gut heissen, und geben unbedenklich der hermannschen, an welche sich Hr. Seidler nicht erinnert zu haben scheint, den Vorzug. Übrigens bemerken wir bey dieser Gelegenheit, dass die Versabtheilung bey Hn. *L.* öfters zwar richtiger, als bey Brunck, aber oft auch eben so unzulässig ist. Das Meiste dieser Art hat schon Seidler a. a. O. verbessert, und nur ein paar Stellen übergangen, nämlich V. 607, 8, die so abgetheilt werden müssen:

> ἔτι μέ ποτ' ἀνύσειν
> τὸν ἀπότροπον ἀΐδηλον Ἅιδαν

und V. 1174, 75, welche wir lieber so anordnen möchten:

> τίς ἄρα νέατος; ἐς πότε λή-
> ξει πολυπλάγκτων ἐτέων ἀριθμὸς —

V. 946 ist der Artikel von πολύτλας auf Porson's Anrathen zu Orest 1297 weggelassen, und V. 947 ἄχεσιν geschrieben. — V. 983 hat Hr. *L.* die Lesart des Turnebus, die auch in zwey englischen Handschriften steht, ὁδός τ' ἀνιάσασα δὴ πασῶν ὁδῶν vorgezogen. Wir sehen aber keinen Grund, von der Lesart der besten Handschriften und Ausgaben, ὁδός θ' ὁδῶν πασῶν ἀνιάσασα δὴ abzugehn, denn Verse von solchem Bau sind keinesweges so selten, als Manche glauben. Auch V. 997 ist es sicherer, einem Citat des Suidas zufolge ἤ που Τελαμὼν ὁ σὸς πατὴρ, als nach Toups Emendation ἤ πού με Τελαμών, σος πατὴρ zu schreiben. Der Anapäst wird durch das *nomen proprium* hinlänglich entschuldigt. — V. 1015 setzt der Herausg. nach ἐξέπνευσας ein Ausrufungszeichen. Sollte dieses richtig seyn: so müsste ὑφ' οἵου (nicht, ὑφ' σοῦ) φονέως ἆρ' ἐξέπνευσας stehen. — V. 1093 ist δεσμος unangezeigter Druckfehler für θεσμός, wie ὥς st. ὡς V. 17, ἐσθ' V. 56, Αιαντ für Αἰανθ' V. 98, δ' für θ' V. 829, ἂν für ἂν V. 1074, 75 und αὐτῷ st. αὐτῷ V. 1353. — V. 1123 zog Hr. *L.* ἐμίσει vor. Wir billigen ἐμίσουν, weil Menelaos den Vorwurf, zum gegenseitigen Hasse Veranlassung gegeben zu haben, vermeiden muss. Denn μισοῦντ' ἐμίσει würde seyn: *oderat me, qui prior eum odissem.* Ἐμίσουν behält auch Bothe bey, von dem in der Anmerkung gesagt wird, dass er ἐμίσει vertheidige. — V. 1179 ist die Lesart zu verdorben, als dass man es wagen dürfte, irgend eine Conjectur in den Text zu setzen. Hr. *L.* schrieb τάνδ' ἂν εὐρώδη Τροίαν. — V. 1186 hat ὦ πόνοι π. π., V. 1227 ἀνοιμωκτεὶ st. ἀνοιμωκτί, und V. 1240 πλευρὰ unsere völlige Zustimmung. In πώποτε V. 1402 waren wir mit Hermann zusammengetroffen.

So viel von den Veränderungen im Texte. Was den *Commentar* betrifft: so ist bereits oben erinnert worden, dass der Herausg. auf Sammlung von Citaten aus dem Ajax einen sehr lobenswürdigen Fleiss verwendet hat. In der That ist die Menge dessen, was er gefunden, so beträchtlich, dass, wenn das ganze Stück verloren gegangen wäre, wir doch den grössten Theil desselben in diesen Citaten übrig hätten. Kein Wunder daher, wenn die Nachlese, welche uns Hr. *L.* hauptsächlich darum, weil ihm ein und das andere Buch abging, halten läst, desto spärlicher ausfallen wird. Wir fangen mit dem an, der das Meiste hergiebt, mit Moschopulus. Dieser citirt in der Schrift περὶ σχεδῶν folgende Stellen: V. 11 καὶ σ'οὐδὲν bis ἐστιν S. 158. — V. 16 ταὐτ' bis φρενὶ S. 168. — V. 47 νύκτωρ bis μόνος S. 32 und ebendas. V. 48 ἢ καὶ bis ἀφίκετο. — V. 87 σίγα bis ἔχων S. 45. — V. 97 ἦ bis ᾔχμασας χέρα S. 134. — V. 217 bloss das Wort ἀπελωβήθη S. 48. — V. 220 ἐκείνου χρηστήρια τ' ἀνδρὸς (*sic*) mit der Erklärung σφάγια. S. 8. — V. 317. 18 ganz, S. 25. — V. 517 καθεῖλεν ᾅδου θανασίμους οἰκήτορας mit der Erklärung ἀντὶ τοῦ θνητούς. S. 49. — V. 568 ὅπως bis δείξεις (*sic*) S. 25. — V. 582 οὐ γὰρ πρὸς ἰατροῦ σοφοῦ θροεῖν ἐπῳδὰς πρὸς τομῶντι τραύματι, S. 25. — V. 1385 σὺ δ' ἀνὴρ bis ἐπίστασο. S. 27. — In den *Excerptis ex Grammatica Georgii Lecapeni* bey Matthäi *Lectt. Mosqq. Vol.* I werden fünf Stellen aus dem Ajax angeführt. Von einer ist schon oben die Rede gewesen; die übrigen sind folgende: V. 375 τί δῆτ' ἂν ἀλγοίης ἐπεξειργασμένοις (*sic*), S. 68. — V. 582 οὐ πρὸς ἰατροῦ σοφοῦ θροεῖν ἐπῳδὰς πρὸς ταμῶντι πήματι, S. 67. — V. 829 ῥιφθῶ bis θ' ἕλωρ, S. 75. — V. 866 πᾶ πᾶ γὰρ οὐκ ἔβαν ἐγώ, S. 73. — V. 75 wird von dem *Schol. Wassenb.* zu *Il. A*, 148 ganz so, wie er in Bruncks Ausgabe steht, angezogen. — δεδόρκασι, was Eustathius p. 191, 42 anführt, ist sicher aus V. 1 genommen. — Auf V. 194 gehen desselben Worte p. 75, 7 ἐκεῖνο δὲ καινότερον, ἐὰν ἡ ἀνὰ πρόθεσις, ἀναβιβασθέντος τοῦ τόνου, λαμβάνηται ἀντὶ ῥήματος τοῦ ἀνάστηθι ὡς τό, ἀλλ' ἄνα ἐξ ἑδράνων und p. 769, 24, wo er ἑδράνων aus unserem Dichter erwähnt. — Aus V. 413 citirt er p. 250, 39 πολὺν, πολύν με δαρόν τε δὴ κατείχετε χρόνον. — P. 172, 21 aus V. 674 ὁ παγκρατὴς bis ἔχει. — Auf V. 800 beziehen sich die Worte p. 50, 16 ὅτι τὸν θεστορίδην, θεστορειον κτητικῶς λέγει ὁ Σοφοκλῆς. — Aus V. 804 ist höchst wahrscheinlich p. 83, 3 ἀντήλιοι entlehnt. — V. 884 berücksichtigte Eustath. p. 59, 29 σχέτλια γὰρ ἐμέ γε τάδε πάσχειν. — στερεόφρων V. 920 wird p. 624, 58 erwähnt. — V. 992 ist ganz p. 165, 40 angeführt. — P. 19, 18 aus V. 1051. 52. αὐτὸν ὥστε σῶμα τυμβεῦσαι τάφῳ. — P. 111, 33 und 399, 35 der ganze 1068 und 69 Vers. Auf V. 1148. 49 wird p. 71, 29 und 90, 18 angespielt. — V. 125 bis 28 führt der *Villois. Schol.* zu Il. E, 449 an. Er liest ὑπέρκομπον und erklärt ειδωλα durch ἀπεικάσματα ἀνυπάρκτων ἀνυπαρκτότερα. — Die Worte οὔτε του κλύων σάλπιγγος V. 288 werden in den Scholien zu Oed. T. 80 erwähnt. — Da einmal von Citaten die Rede ist: so schicken wir noch unseren Erinnerungen über einzelne Gegenstände des Commentars im Allgemeinen die Klage über häufige Unrichtigkeit der lobeckschen Citate voraus, welche zum Theil in der Art, wie Hr. L. allem Anschein nach zu arbeiten genöthigt war, ihren Grund haben mag, und sehr entschuldigt zu werden verdient. Ohne Zweifel hatte er Collectaneen und Excerpte aus

einer Menge von Büchern zusammengetragen, von denen er beym Niederschreiben der Anmerkungen nicht jedes wieder nachzuschlagen Gelegenheit hatte; daher steht denn zuweilen in einer Stelle das nicht oder etwas anderes, als Hr. *L.* daraus anführt. So heisst es, um nur einige Beyspiele zu geben, in der Anm. zu V. 385 *ἰὼ Ζεῦ et in stropha ἰὼ δύσμορος legitur in vett. Editt.*, da doch die *Aldina* ὦ Ζεῦ und ὦ δύσμορος darbietet. V. 386 ff. soll Suidas in πῶς ἂν citiren, welches wir vergebens gesucht haben. Er thut es in ἄλημα. V. 555 soll derselbe unter τὸ μὴ φρονεῖν erwähnen. Auch diess finden wir nicht. V. 515 liest nach Hn. *L.* der *cod. Laudianus* μου, und doch ist es gerade dieser, welcher μοι hat. Zu V. 908 wird bemerkt, der Artikel vor δυςώνυμος fehle in einer barocc. Handschrift und in einer anderen bey Porson zu Orest. 1297. Allein Porson meint ohne Zweifel die barocc. (Auch ist der Herausgeber irrig, wenn er zu V. 946 Johnson sagen läſst, eine barocc. Handschr. habe den Artikel vor πολύτλας nicht. Johnson führt aus derselben bloss πολύτλας als Variante von πουλύτλας an, welches in dem Texte seiner Ausgabe steht.) V. 949 haben die johnsonschen Handschr. nicht βασιλῆς, sondern βασιλῆες. V. 1135 nur Eine derselben, nicht alle, ναυτίλων. V. 1217 nicht vier, sondern nur drey ἐφώνεις. Zu V. 1240 sagt der Herausg., πλευρᾶς citire Aphthonius *Progymn.* p. 90. Hier waltet ein befremdender Irrthum ob, denn nicht Aphthonius selbst, sondern Camerarius in der seinem Aphthonius beygegebenen poetischen Blumenlese führt p. 90 den Vers an. Die in derselben Anmerkung erwähnte *editio Maximi Cant.* ist dem Rec. völlig unbekannt. Zu V. 1355 heisst es, Hermann habe die Lesart σόν γ' ἄρα in einem Codex gefunden. Nicht diess, sondern σόν γὰρ ἄρα ist die Lesart der Handschrift. S. die Note zu Orph. Argon. 1176. — Die küstersche Ausgabe des Suidas, nach welcher Hr. *L.* gewöhnlich citirt, ist bekanntlich wegen der zahllosen willkührlichen Änderungen, welche sich Küster erlaubt hat, höchst unzuverlässig. Auch in dieser Rücksicht also darf die lobecksche Ausgabe des Ajax nicht ohne Vorsicht gebraucht werden, denn nur zu häufig steht in den älteren Editionen des Suidas das gar nicht, was Hr. *L.* aus diesem Lexikographen anführt. Unrichtig ist es z. B., wenn V. 96 πάρεστι οὐκ, V. 257 φρόνιμος, V. 515 μου, V. 908 δυςώνυμος Αἴας ohne den Artikel, V. 1164 οὕτως als Lesart des Suidas angegeben wird. In den älteren Ausgaben findet man πάρεστι κοὐκ, φρόνιμον, μοι, ὁ δυςώνυμος, αὔτως. — Endlich verbessern wir noch einige von dem Herausg. nicht angezeigte Schreibfehler oder Druckfehler in den Anmerkungen. So ist am Ende der Note zu V. 161 statt 10 zu setzen 15, und statt 30, 33. Pag. 248 Zeile 7 LXXVIII st. XXVIII Zeile 11 *Iphig. T.* st. *Iphig. A.* und ebendas. *Oedip. Fragm.* VIII, Pag. 251 statt 1065, 1063. In der Anmerk. zu V. 263 ist *Sermonibus* st. *eclogis* zu lesen; zu V. 451 *ad Hippol.* 1183 pag. 289. Zu V. 601 *Alciphro* L. III Ep. VIII. Zu V. 614 *Iphig. A.* 768. Zu V. 962 *cui* st. *qui.* — Doch genug. Wir kommen nun zu unserem eigentlichen Zweck.

V. 9 ἔνδον γὰρ ἀνὴρ ἄρτι τυγχάνει. Hier vermisst man den Beweis, dass τυγχάνειν auch ohne das Participium des *verbi substantivi* gesetzt werde, um so mehr, da nicht nur Fischer, welchen Hr. *L.* anführt, sondern selbst Porson zu Eurip. Hecub. 788 p. 65 τυγχάνει στάζων verbindet. — V. 15 ἄποπτος *pro ἄνοπτος sero demum a scriptoribus indisertis in consuetudinem adductum est.* Diese Behauptung ist gewiss ungegründet. Wir wollen dagegen nicht die Erklärung des Hesychius: ἄποπτον· τὸν ἀθεώρητον, anführen, weil sich dieselbe mit der Meinung des Herausgebers allenfalls in Einstimmung bringen liesse. Wie soll man aber Oed. Tyr. 762 ἄποπτος ἄστεος, und Electr. 1489 ἄποπτον ἡμῶν erklären? In diesen beiden Stellen kann ἄποπτος nichts anderes als *entfernt* bedeuten, und zwar so entfernt, dass man nicht gesehen wird. Vgl. Tittmann zum Zonaras p. 755. Diese Bedeutung passt auch in der Stelle des Ajax weit besser, als die, welche Hr. *L.* dem Worte giebt, τὸν πόρρωθεν ὁρώμενον. Denn wurde die Göttin, obgleich nur in einiger Ferne, vom Ajax erblickt: so war es gar nichts Auffallendes und Wunderbares, dass er ihre Stimme unterscheiden konnte, und überdiess zeigen sich die Götter selten den Sterblichen. S. Valkenaer zu Eurip. Hippol. 86 und 1391. — V. 40 ᾖξεν χέρα. Dass die Verba, die eine Bewegung bedeuten, den Accusativ des Werkzeugs oder des Glieds, welches zu der Bewegung gebraucht wird, zu sich nehmen, erweist auch Porson zu Eurip. Orest. 1427. — In der Anmerkung zu V. 45, wo der römische Scholiast die Variante κἂν ἐξεπράξατ' erwähnt, äussert Hr. *L.* die Vermuthung, dass sowohl diese, als auch alle übrigen Varianten, die in den Scholien vorkommen, ihren Grund haben in einer *nimia quorundam curiositas partim similitudinis quandam speciem consectantium, partim, quid ipsi possent, experiri cupientium.* Diess mag wohl hin und wieder der Fall seyn, aber gewiss nicht immer, und sind dergleichen Lesarten nicht in anderer Rücksicht verwerflich: so haben sie hinlängliche Autorität, wenn auch keine einzige Handschrift sie bestätigt. In der That ist es seltsam, dass Hr. *L.* den Widerspruch nicht gewahr wurde, in welchen er sich durch seine Hypothese verwickelt. Das Zeugniss des Eustathius, des Suidas u. A. gilt ihm viel, das der Scholiasten nichts; warum jenes? warum dieses? Konnten die Verfasser der Scholien nicht hie und da aus ungetrübteren Quellen schöpfen, als die sind, welche uns jetzt fliessen? Und fehlt es denn so ganz an Beweisen, dass diess wirklich geschahe? Wir könnten deren mehrere beybringen; ein paar indess mögen genug seyn. Electr. 1097 Br. hat der einzige Scholiast die richtige Lesart Ζηνὸς statt der mit dem Versmass unverträglichen Διός, Antig. 519 er allein ἴσους st. τούτους, und Oed. Col. 1559 findet sich bey ihm wenigstens die Spur des Wahren. Dieser Vers lautet in allen Handschriften und Ausgaben so: Ἀϊδωνεῦ, Ἀϊδωνεῦ, λίσσομαι, der antistrophische aber:

εὐνᾶσθαι κνυζᾶσθαι τ' ἐξ ἄντρων. Dafs λίσσομαι ein Glossem sey, kann man nun zwar ohne alles Weitere vermuthen: wie wäre es aber möglich, nur mit einiger Sicherheit etwas Anderes dafür zu substituiren, wenn nicht der Scholiast δίδου μοι aufbehalten hätte? Diefs führt offenbar auf αἰδοῦμαι, welches, in so fern aus dem Vorhergehenden λιταῖς hinzugedacht werden mufs, die Erklärung λίσσομαι zu veranlassen sehr wohl sich eignete. Wahr ist es, die Lesarten der Scholiasten sind von den bisher verglichenen Handschriften nicht allzu oft anerkannt worden, keinesweges jedoch nur zwey oder dreymal, wie Hr. L. zu V. 58 p. 228 sagt. Zwey Stellen in der Antigone, wo es der Fall ist, V. 53 und 765, bieten sich uns gleich ungesucht dar. — V. 50. Hier trifft der Herausg. mit Valkenaer zu Eurip. Phoen. 1252 zusammen. — Zu V. 58 schlägt derselbe vor, Eurip. Heracl. 416, καὶ νῦν πικρὸν ὢν συστάσεις ἂν εἰσίδοις Τῶν μὲν λεγόντων, zu lesen καὶ νῦν παρὼν ἂν. Rec. verbesserte sogleich πικρὰς ἂν, und fand beym Nachschlagen der Anmerkungen diese Lesart aus einem Codex angemerkt. Wie mag es gekommen seyn, dafs sie von allen Kritikern unbeachtet gelassen wurde? Wir müssen übrigens rühmen, dafs Hr. L. manche Stellen anderer Autoren sehr gut herstellt, wiewohl er zuweilen entweder ohne Ursache anstöfst, oder wenigstens zu kühn emendirt. So bedürfen die Worte des Zonaras: Ἐνακτόν, ξένον, ἐπαγόμενον, σφοδρὸν keiner Änderung, und schwerlich würde Hr. L. p. 444, statt σφόδρον, νόθον vermuthet haben, wenn er die von Tittmann citirte Glosse: Ἔπακτος ὄμβρος· σφοδρός, p. 787 nachgesehen hätte. — Zu demselben Verse wird die Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit des Triclinius in Schutz genommen. Wir geben zu, dafs Brunck demselben öfters zu viel thut, aber trauen mögen wir ihm doch nicht, denn es giebt Stellen, die er, ohne ein Wort davon zu sagen, mit der gröfsten Willkühr interpolirt hat. Möglich ist es freylich, dafs manche der Scholien, in denen er sich über seine Änderungen erklärte, verloren gegangen sind. — V. 60 erwähnt der Scholiast die Varianten, εἰσέβαλλον ἐς ἐριννὺν κακήν. So wenig man diese billigen kann: so unbefriedigend ist die von unserem Herausg. dagegen gemachte Einwendung, die, wenn sie gegründet wäre, auch eine ganz unverdächtige Stelle des Sophokles, Trach 893, treffen würde. — V. 67 sind die Worte μηδὲ συμφορὰν δέχου nicht mit Hn. L. διὰ μέσου zu nehmen. Die Erklärung in der *Sylloge Scholiorum*: μὴ συμφορὰν δέχου τὸν ἄνδρα, τουτέστι μὴ οἰηθῇς παθεῖν τι κακὸν ἐξ αὐτοῦ ist unbezweifelt richtig. S. *Abresch animadvv. ad Aeschyl.* p. 402. — Zu V. 75 konnten *Hermanns Adnott. ad Viger.* p. 776 verglichen werden. — V. 77 erklärt Hr. L. πρόσθεν οὐκ ἀνὴρ ὅδ' ἦν durch: *nonne idem antea fuit?* Hätte diefs der Dichter gewollt: so würde er wahrscheinlich οὐχ αὑτὸς geschrieben haben. Der Sinn ist: war er nicht vorher ein Mensch? so dafs du ihn jetzt eben so wenig als vorher zu fürchten brauchst. — Im ersten Verse des p. 235 citirten Fragments liest Schäfer zu *L. Bos* p. 215 :υδὲν δὲ πῆμ' ἐλευθέρου. — Dafs Eustathius, wie es in der Anmerkung zu V. 129 heifst, mehrere und bessere Handschriften des Sophokles gebraucht zu haben versichere, beruht auf einem Mifsverständnisse. Um diefs zu beweisen, wird es nöthig seyn, die Stellen vollständig herzusetzen. Die erste p. 957 ist folgende: παρὰ Σοφοκλεῖ προστίθεται στίχος ἐν τῷ, Τὰς γὰρ ἡδονὰς ὅταν προδῶσιν ἄνδρα, οὐ τίθημ' ἐγώ. πλούτει τε γὰρ κατ' οἶκον, εἰ βούλει μέγα, καὶ τὰ ἑξῆς, (Antig. 1165) ἐν τούτοις γὰρ μετὰ τὸ, οὐ τίθημ' ἐγώ, ἔχουσι τὰ ἀκριβῆ ἀντίγραφα τὸ, Ζῆν τοῦτον, ἀλλ' ἔμψυχον ἡγοῦμαι νεκρόν. In diesen Worten liegt das nicht, was Hr. L. darin fand, vielmehr folgt Eustathius blofs der Relation eines Anderen, nämlich des von ihm so häufig benutzten Athenäus L. VII, p. 280 b. c. und L. XII, p. 547 c. Eben so wenig ergiebt es sich aus der anderen Stelle, p. 156: ὅτι δὲ οὐδὸς παρὰ τὸ ὁδεύεσθαι, ὡς εἴρηται, γίνεται, δηλοῦσι καὶ παρὰ Σοφοκλεῖ ἐν Οἰδίποδι τῷ ἐπὶ Κολωνῷ (V. 1590) πολλὰ τῶν ἀντιγράφων, ὁδὸν δίχα τοῦ υ γράφοντα τὸν οὐδὸν ἐν τῷ, καταῤῥάκτην ὁδὸν χαλκοῖσι βάθροισι γῆθεν ἐῤῥιζωμένον. Auch hier braucht Eustathius nicht aus eigener Ansicht zu sprechen, wiewohl sich sein Gewährsmann nicht angeben läfst; that er es aber doch: was hindert uns zu glauben, dafs die von ihm benutzten Handschriften noch jetzt vorhanden sind? zumal da Brunck in der Note zu Oed. Col. 1590 ausdrücklich sagt: ὁδόν. *Asperatur haec vox in veteribus codd., ut et apud Eustathium, qui hujus loci meminit* p. 156. Wenn also Eustathius zuweilen eine Lesart hat, die sich sonst nirgends findet, wie V. 945, wo er κελαινῶπα citirt: so mufs man vielmehr annehmen, dafs er Grammatikern und Commentatoren folgte, die für uns nicht mehr existiren. — Die Worte des Philo, welche Hr. L. zu V. 131 anführt, enthalten nicht eine Nachbildung der sophokleischen Stelle, sondern sind aus Eurip. Ino (s. *fragm.* XVI) genommen. — V. 160 wird πύργου ῥῦμα schlechthin durch πύργος erklärt, was wir nicht billigen können. — Über V. 167 u. ff. kam Hr. L. zu keinem Resultate, das ihn selbst befriedigte, und doch bietet sich das Wahre so leicht dar, wenn man den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden scharf ins Auge fafst. *„Wir vermögen nichts gegen sie ohne Dich, aber sogleich werden sie verstummen, wenn Du erscheinst."* In dieser Verbindung mufs der Dichter die Sätze gedacht haben; eine andere ist kaum möglich. Um sie in die Stelle hineinzubringen, hat man nichts weiter nöthig, als mit Toups Emendation eine ganz kleine Änderung vorzunehmen, und so zu schreiben:

ἀλλ' (ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
παταγοῦσιν, ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι)
μέγαν αἰγυπιὸν σ' ὑποδείσαντες
τάχ' ἄν, ἐξαίφνης εἰ σὺ φανείης,
σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.

Durch die Erwähnung der Vögelschaaren wird die Darstellung des Ajax als μέγας αἰγυπιός natürlich und schön vorbereitet. —

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JANUAR 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmanns: *Sophoclis Ajax, Graece.* Cum scholiis et commentario perpetuo edidit *Christ. August. Lobeck* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

P. 242 verändert der Herausg. ἀταυρώτη Aristoph. Lys. 217 in ἀταυρωτεί, weil jene Form *ab illo levi scripturae genere, quo comici utuntur, peraliena* zu seyn scheine. Wie aber, wenn Aristophanes auf irgend einen tragischen Vers Rücksicht nahm, und diesen, wie er so gern zu thun pflegt, persifliren wollte? — P. 244 wird vermuthet, Oppian. Cyneg. 1, 24 habe statt ὀρίβακχον, Ἰόβακχον geschrieben. Viel leichter ist ὀρέσβακχον. Auf derselben Seite heisst es: „*Porsonus, qui ad Phoenn.* 1422 καὶ *et* ἐυ, *praeterquam in compositis, contrahi negat, Euripidis versui Heracl.* 499 ἐν τῷδε κευχόμεσθα σωθῆναι λόγῳ *nihil confisus videtur.* Hier dehnt der Herausg. durch ein Versehen Porsons Behauptung, der bloss von dem Adverbium εὖ und den damit zusammengesetzten Worten spricht, allzuweit aus. — Die Einwendung, welche Hr. *L.* gegen die hermannische Erklärung der Worte μομφὰν ἔχων ξυνοῦ δορός V. 180 macht, halten wir für unstatthaft, weil, wie schon das beygefügte τινὰ zeigt, gar nicht von einer bestimmten, sondern von *irgend* einer Niederlage der Trojaner die Rede seyn, und mithin der in diesen Worten enthaltene Grund eben so wenig, als die vorher vom Dichter angeführten Ursachen, *certa causa* genannt werden kann. — Zu V. 183 wird die Form τόσσον durch mehrere Beyspiele solcher Buchstabenverdoppelung belegt, unter denen wir die Dative διφύεσσι, βαρίδεσσι, μερόπεσσι nicht erwähnt haben würden. Formen, wie διφύεσι, gehen nicht in den Hexameter, daher sie für die Epiker unbrauchbar waren, und ihrem Beyspiele zufolge vermieden sie auch die Tragiker durchaus. Βαρίδεσι aber und μερόπεσι hat nie ein Grieche gesagt. Vgl. Hermann zu Orph. Argon. 614 und p. 821. — V. 186 schreibt Hr. *L.* βασιλῆς ohne *Jota subscr.*, weil es nach seiner Meinung aus βασιλῆες zusammengezogen ist. Wir ziehen die Schreibart βασιλῇς vor, denn nach Eustathius p. 50, 18 pflegten die Attiker πολλάκις τὴν διὰ τοῦ ε καὶ ἰ διφθόγγου διὰ τοῦ η καὶ ι προάγειν, καὶ οὐ μόνον ἐν τῷ ἱερῆς καὶ βασιλῆς καὶ ἱππῆς, ἀλλὰ καὶ ἐπὶ ῥημάτων. Übrigens konnten die Attiker eben so gut τοκῆες als βασιλῆες sagen, wovon das erstere in Aeschylus Pers. 578 um des Versmasses willen in τοκέες zu verändern ist; auch sehen wir nicht, warum Νηρῆος Eurip. Iphig. Aul. 1057 verdächtig seyn soll. — V. 191 ist die gewöhnliche Lesart μὴ μὴ μ' ἄναξ beybehalten, statt deren Suidas in μὴ μοι, fehlerhaft zwar, aber auf das Richtige hinleitend, μη μοι μ' ἄναξ citirt. Man lese μή μοιγ' ἄναξ. So Aristoph. Vesp. 1179. μή μοιγε μύθους. *Equit.* 19 μή μοιγε, μή μοι, μὴ διχοκανδικίσῃς. Bey Gelegenheit dieser Stelle und zu V. 197 — 200 spricht Hr. *L.* von dem Apostroph, und behauptet unter anderen, dass der Diphthong αι in den Infinitiven und den ersten und dritten Personen der Verborum von den Tragikern elidirt werde. Wir sind vom Gegentheil überzeugt, und glauben, dass alle von unserem Herausg. angeführten Stellen und noch einige andere entweder einer Änderung oder einer besseren Erklärung bedürfen. Es sind folgende. Aeschyl. S. Th. 475 καὶ δὴ πέπεμπτ', οὐ κόμπον ἐν χεροῖν ἔχων. Ohne Zweifel schrieb der Dichter, was viel kräftiger ist, καὶ δὴ πέπεμπται, κόμπον ἐν χεροῖν ἔχων, so dass die *Arme* den *Worten* entgegengesetzt werden. Sophokl. Trach. 216 kann man leicht ἀείρομ' in ἀείρομαι verändern. Das letztere citirt aus dieser Stelle Hesychius. Philoct. 1071 hat schon Wakefield und mit ihm der leipziger Herausg. λειφθήσομαι δὴ statt λειφθήσομ' ἤδη gesetzt. Electr. 818 heisst die Vulgate: ξύνοικος ἔσσομ' ἀλλὰ τῆδε πρὸς πύλῃ — Hermann aber corrigirt ξύνοικος εἴσειμ', mit Rücksicht auf V. 802. — Oed. T. 686, wo Brunck φαίνετ', ἐνθ' ἔληξεν αὐτοῦ μένειν, ist jetzt φαίνεται aus der Aldina und einigen Handschriften, auch um des Metrums willen, wieder in seine Rechte eingesetzt. Im sechsten Fragment des Aegeus steht bey Brunck: κινεῖτ' ἐν αὔραις, κἀνακουφίζει πτερόν. Woher diese Lesart genommen sey, darüber sucht man umsonst bey ihm eine Belehrung. Die Vulgate κινήσῃς αὔραις ἀνακουφίζει πτερὸν aber ist viel zu verdorben, als dass man sie mit Wahrscheinlichkeit verbessern könnte. Eurip. Bacch. 1380 ἵνα συμφυγάδας λήψωμ' οἰκτρὰς, ist λήψωμ' gar nichts, und müsste wenigstens λάβωμαι heissen. Man schreibe λήψομαι οἰκτρὰς. Herc. F. 418 λάφυρα καὶ σώζετ' ἐν Μυκήναις, braucht σώζετ' nicht σώζεται zu seyn, sondern es kann für σώζετο genommen werden. Vielleicht wäre es besser, κασώζετ' zu schreiben. Ion. 1063 ἅ τε νῦν φέρετ' ἐλπὶς nehmen wir wieder φέρετ' als Imperfectum. Electr. 485 ὄψωμ' αἷμα χυθὲν σιδάρῳ, ist ὄψομαι zu lesen. Κἂν ὄψομαι, *ac fortasse videbo.* Alcest. 90 στατίζετ' ἀμφὶ πύλας

hält Hr. *L.* selbst für unrichtig, wahrscheinlich durch Hermanns Behandlung der ganzen Stelle in den *Observ. criticis* bewogen. Iphig. Aul. 407 Συνσωφρονεῖν σοι βούλομ', ἀλλ' οὐ συννοσεῖν. Wer würde es wagen diesen Vers anzutasten, wenn nicht Plutarch T. II. p. 64. C. eine ganz andere Lesart aufbehalten hätte, die jedermann als die wahre anerkennen muss: συσσωφρονεῖν γάρ, οὐχὶ συννοσεῖν ἔφυν; denn ἔφυν statt ἔφυ ist eine unumgänglich nothwendige Änderung. Iph. T. 166 ἃ νεκροῖς θελκτήρια κεῖτ'. Euripides schrieb κεῖται, so dass fünf *paroemiaci* auf einander folgen, wie in der Antistrophe V. 132 — 136. Denn V. 133 ff. sind nach einer Vermuthung Seidlers höchst wahrscheinlich so zu verbessern: Ἑλλάδος εὐίππου πύργων τείχη, χόρτους τ' εὐδένδρους Ἐξαλλάξασ' Εὐρώπας. Iph. A. 1142 πάντ' οἶδα καὶ πέπυσμ' ἃ σύγε μέλλεις με δρᾶν. Vielleicht: πάντ' οἶδα καὶ πεπύσμεθ' ἃ σὺ μέλλεις με δρᾶν. Wofern nicht etwa diese Stelle eine Ausnahme macht, weil das ganze Stück, eins der spätesten des Euripides, geraume Zeit nach Olymp. 90 geschrieben ist, wo nach der trefflichen Bemerkung Hermanns in dem Programm *de Graecae linguae dialectis*, Leipz. 1807 die Tragödie in Verfall zu kommen anfing, und die Tragiker unter anderen Freyheiten, welche sie sich in diesen späteren Stücken nahmen, wahrscheinlich auch dergleichen Elisionen als Nothbehelfe zu brauchen nicht verschmäht haben. Heracl. 689 ἀλλ' οὖν μαχοῦμ' ἀριθμὸν οὐκ ἐλάσσοσι. Man schreibe μαχοῦμαί γ' ἀριθμὸν οὐκ ἐλ. Der Sinn dieser von keinem einzigen Erklärer verstandenen Stelle ist folgender: *ich werde mit Feinden kämpfen, die an Zahl nicht schwächer sind, als wir;* meine Theilnahme am Kampfe ist also nicht überflüssig. Nun passt die Antwort des Dieners vortrefflich. Ibid. 1004 τἀμὰ γίγνετ' ἀσφαλῆ. Hier hat schon Musgrave τἀμ' ἐγίγνετ' corrigirt. Andromed. fr. XVI χρυσὸν μάλιστα βούλομ' ἐν δόμοις ἔχειν. Ohne Zweifel βούλομαι δόμοις ἔχειν. Δόμοις, *domi*, wie im achten Fragment der Antiope. Fragm. inc. LXXVIII καὶ πᾶς τις εἰς σὲ βούλετ' ἀνθρώπων μολεῖν. Fast ohne alle Änderung lesen wir, εἰς σ' ἐβούλετ'. Endlich ist hier auch der Ort, unsere Meinung über Hecub. 69 hinzuzufügen. Dieser Vers muss nothwendig ein *anapaesticus dimeter* seyn, denn ein solcher respondirt ihm V. 79; aber weit entfernt, die Lesart des *cod. Cotton.* τί ποτ' αἰωροῦμ' ἔννυχος οὕτω, zu billigen, sind wir vielmehr überzeugt, dass Euripides schrieb: τί ποτ' ἄρ' αἴρομαι ἔννυχος οὕτω, denn ρ' konnte wegen der Ähnlichkeit der Anfangsbuchstaben von ἄρ' ρομαι leicht herausfallen. Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich denn, dass Hr. *L.* Aeschyl. Suppl. 910 nicht hätte μεθέπετ' corrigiren sollen, und dass auch Brunck Unrecht hatte, wenn er in einem Fragmente des Sophokles, Incert. LXXXIV ἐν χειρὶ θήγετ' als dritte Person des *praes. pass.* schrieb. Wir kommen nun zur Elision des Diphthongs αι in den Infinitiven, wovon sich ungleich weniger Beyspiele finden. Aeschyl. Prom. 841 μέλλουσ' ἔσεσθ', εἰ τῶνδε προσσαίνει σέ τι. Hier braucht man bloss die Lesart des Aldus und Robortellus zu restituiren: μέλλουσ' ἔσεσθαι, (τῶνδε προσσαίνει σέ τι; (Choeph. 961 χαμαιπετεῖ σε κεῖσθ' ἀεί. Diese in hohem Grade verdorbene Stelle getrauen wir uns nicht auf eine befriedigende Art zu verbessern, und überlassen sie daher dem glücklichen Scharfsinn eines künftigen Herausgebers der äschyleischen Trauerspiele. Eurip. Iph. T. 679 προδοὺς σε, σώζεσθ' αὐτὸς εἰς οἴκους μόνος. Das Wahre scheint zu seyn, προδούς σε, σωθεὶς — Das Participium προδοὺς hängt von δόξω ab, und ist statt des Infinitivs gesetzt: *videbor te prodidisse, quum ipse solus domum revertero.* Wenn jemand diese Construction nicht begriff, und eine Änderung für nothwendig hielt: so musste er natürlich auf den Gedanken kommen, einen Infinitiv anzubringen. Troad. 933 ὤνησεν Ἑλλάδ', οὐ κρατεῖσθ' ἐκ βαρβάρων. Hier ist κρατεῖσθ' nicht der Infinitiv, sondern die zweyte Person des Plurals; die Stelle muss nämlich so angeordnet werden:

καὶ — τοσόνδ' οὑμὸς γάμος
ὤνησεν Ἑλλάδ' — οὐ κρατεῖσθ' ἐκ βαρβάρων.

Oedipi fragm. VIII νοῦν χρὴ θεᾶσθ'. οὐδέν τι τῆς εὐμορφίας. Je unentbehrlicher vor νοῦν der Artikel zu seyn scheint: desto leichter bietet sich die Verbesserung des Verses dar: τὸν νοῦν θεᾶσθ', d. i. θεᾶσθε. Beynahe hätten wir vergessen, einen sonderbaren Irrthum zu berühren, den die gewöhnlichen Vorstellungen vom Apostroph im eilften Fragment der Antiope des Eurip. veranlasst haben. Alle Ausleger, so viel wir wissen, nehmen dort αἰνεῖτ' für die dritte Person des Imperativs im Präsens, ohne zu bedenken, dass das ω in demselben niemals elidirt wird, noch elidirt werden kann; ja ohne selbst an dem Accent des Worts Anstoss zu nehmen. Wie viel auf richtige Interpunction ankomme, davon giebt diese Stelle einen recht auffallenden Beweis. Denn wer sollte wohl zweifeln, dass sie folgendermassen zu schreiben ist:

ὁ δ' ἥσυχος φίλοισί τ' ἀσφαλὴς φίλος,
πόλει τ' ἄριστος. Μὴ τὰ κινδυνεύματα
αἰνεῖτ'.

Qui tranquillus est, is et amicis certus est amicus, et civitati utilis. Ne pericula collaudate. — P. 249, wo von der Elision des Diphthongs in μοὶ und σοὶ gesprochen wird, kommt Hr. *L.* auch auf Eurip. Iphig. *A.* 814 οἵ μ' ἀεὶ προσκείμενοι λέγουσ', und sucht zu beweisen, dass προσκεῖσθαι mit dem Accusativ construirt werden könne. Wir sind geneigter, mit Porson zu Eurip. Phoen. 1230 anzunehmen, dass μ' zu λέγουσ' gehöre, denn die Verba, die *sagen* bedeuten, findet man öfters mit dem Accusativ statt des Dativs verbunden. So Ajac. 764 ὁ μὲν γὰρ αὐτὸν ἐννέπει. Vgl. Heyne zum Homer T. V. p. 730. — Zu V. 209 macht Hr. *L.* gegen die ihm von Hermann mitgetheilte Conjectur, τῆς εὐμαρίας, die Einwendung: *non satis apparet, quo pacto praesens Ajacis status* εὐμαρὴς *dici potuerit, quem in ancipiti fuisse et Chorus dicebat et ipsa res subjicit.* Ohne Zweifel hat diese Einwendung in einem Missverständnisse ihren Grund, das

Rec. desto leichter heben kann, da er auf dieselbe Verbesserung gefallen ist. Sie giebt, richtig gefafst, folgenden untadlichen Sinn: *welche Beschwerde hat diese Nacht gegen* die gestrige *Ruhe eingetauscht?* — Dafs der Herausg. V. 255 ungewifs seyn konnte, ob V. 255 die gewöhnliche Lesart beyzubehalten oder λαμπρᾶς ἄθ' ὑπὸ στεροπᾶς zu lesen sey, befremdete uns, da jene so gut wie dieses eine physikalische Beobachtung, ausserdem aber noch das Zeugnifs aller Handschriften, für sich hat. — V. 267 hätte einer Erklärung bedurft. Wenn Tekmessa ἡμεῖς sagt: so meint sie zwar eigentlich den Ajax, drückt aber zugleich ihre innige Theilnahme an dem Schicksale desselben aus, das sie als ihr eigenes ansieht. Auf ähnliche Art nennt Theseus Oed. Col. 1021 die Töchter des Oedipus τὰς παῖδας ἡμῶν. — V. 302 vermifst man ungern eine Widerlegung der musgraveschen Conjectur ἐκτίσοιτ'. — Die zu V. 306 angeführte Stelle des Sophokles, Philoct. 1101. beweist das nicht, was sie beweisen soll, denn sie ist verdorben. — V. 308 werden zur Vertheidigung der Vulgate, κόμην ἀπρὶξ ὄνυξι συλλαβὼν χερί, mehrere Stellen angeführt, wo die Wörter χείρ, ὄμμα, στόμα und andere, welche einen Theil des Körpers bezeichnen, den man zu irgend einer Verrichtung braucht, überflüssig gesetzt sind. Dadurch ist aber die Schwierigkeit nicht ganz hinweggeschafft, denn sonderbar bleibt es immer, dafs die Erwähnung des specielleren ὄνυξι der Erwähnung des allgemeineren χερί vorangeht. Aus diesem Grunde ziehen wir ὄνυξι — χεροῖν, *unguibus manuum*, welches die Collation einer moskauer Handschrift darbot, unbedenklich vor. — V. 311 verwirft Porson zu Eurip. Hec. 848 die von Brunck und unserem Herausg. aufgenommene Lesart εἰ μὴ φανοίην als sprachwidrig, und das ist sie, wenn φανοίην der Optativ des Aorists seyn soll, da bekanntlich die zweyte Aoristform von φαίνω nicht existirt. Als Optativ des Futurs, wofür es Buttmann in seiner griech. Grammatik S. 223 (*edit.* 1808) nimmt, könnte man es eher gelten lassen, und sich auf ein paar Stellen berufen, wo dieser Optativ auf gleiche Art vorkommt, Philoct. 376 εἰ τἀμὰ κεῖνος ὅπλ' ἀφαιρήσοιτό με, und Antig. 414 εἴ τις τοῦδ' ἀφειδήσοι πόνου. Weil aber die Form φανοίην so selten gefunden wird, dafs man sie nur noch aus einer einzigen Stelle, Lucian. Prom. 7. (T. I. p. 35) anführt, wo sie nicht einmal geduldet werden kann: so halten wir es für sicherer, mit Porson φανείη zu lesen, welches nicht nur eine brunckische, sondern auch zwey dresdner Handschriften haben. — P. 274 ist Hr. *L.* dawider, Oed. T. 188 εὐῶπα θύγατερ Διός in εὐῶπι θ. Δ. zu verändern, weil Aelian H. A. VIII, 12 εὐώπης als *femininum* (soll heissen: εὐῶπις als *masculinum*) gebraucht, und nach Eustathius p. 1389, 8, Sophokles selbst χρυσώπιδες ἔλλοὶ gesagt habe. Diese Vertheidigung befriedigt nicht. Denn aus εὐώπης konnte beym Aelian gar leicht εὐῶπις werden, und mit den Worten χρυσ. ἐλλοὶ hat es eine eigene Bewandnifs. Die Stelle des Eustathius, wo sie angeführt sind, ist lückenhaft und aus Athenäus p. 277 d. zu ergänzen, nach welchem sie, nicht dem Sophokles, sondern dem Dichter der Titanomachie gehören. Diesen machte wahrscheinlich die Noth beherzt, und um einen guten Hexameterausgang zu gewinnen, erlaubte er sich, die Schranken der Grammatik überspringend, sein χρυσώπιδες ἰχθύες ἐλλοί. Auf derselben Seite erwähnt Hr. *L.* noch γυναῖκα ἀῤῥενωπήν aus Lucians Fugitiv. XXVII p. 379. T. VIII Bip. p. 327). Wir halten diefs für einen grammatischen Kunstgriff, durch welchen der schalkhafte Satyriker beabsichtigte, die Männin von Gesicht und Charakter, wie durch einen Zauberschlag, in das männliche Geschlecht hinüber zu spielen. — Zu V. 459 bringt der Herausg. für die Lesart καὶ πεδία τάδε einige Stellen aus Sophokles und Euripides bey mit der Bemerkung, dafs man nicht viele der Art antreffe. *Duplicem enim*, fährt er dann fort, *tribrachyn quaerimus: simplicibus Sophocles non rarenter, Euripides autem creberrime usus est.* Diese Worte sind uns völlig dunkel, und wir können nicht umhin zu vermuthen, dafs *tribrachyn* ein Schreibfehler st. *pyrrhichium* sey. — Wenn zu V. 531 χρηστήρια in der Bedeutung *victimae* zu den Singularitäten beym Sophokles gezählt wird: so scheint sich Hr *L.* nicht erinnert zu haben, dafs es schon beym Aeschylus S. Th. 232 so vorkommt. — Zu V. 534 wird Porsons Behauptung, dafs der Diphthong in τοι niemals elidirt, sondern durch die Krasis der folgende kurze Vocal lang werde, mit unzureichenden und nicht klar genug aus einander gesetzten Gründen bestritten. Ohne dieselben einzeln durchzugehen, was uns zu weit führen würde, machen wir Hn. *L.* blofs auf folgende Puncte aufmerksam: dafs 1) Porson gar sehr die Analogie für sich hat, indem man z. B. nicht τοῦ 'γαθοῦ, sondern, wie in den besten *codd.* steht, τἀγαθοῦ schreibt. Vgl. Porson selbst zu Eurip. Phoen. 903. 2) Dafs τ' ἂν für τοι ἂν häufig auch vor Consonanten gefunden wird, niemals aber τοι 'ν. 3) Dafs dieses τοι 'ν mit τοι ἐν verwechselt werden könnte. 4) Dafs Porsons Regel einerseits mehrere Änderungen unnöthig macht, und 5) andererseits durch Anwendung derselben einige Stellen (z. B. *Eurip.* Herc. F. 95, wo wir γένοιτο τ' ἄν, ὦ θύγατερ lesen) auf das leichteste verbessert werden können. Weit entfernt also, an ἔδωκα τ' ἂν Ἕλλησιν Eur. Iphig. A. 965 und anderen Stellen dieser Art mit Hn. *L.* Anstoss zu nehmen, sind wir im Gegentheil der Meinung, dafs einige von denen, die er in derselben Anmerkung als unverdorben anführt, anders gelesen werden müssen, wie Eur. Hipp. 1028 ἦτ' ἄν γε, wo ἂν ganz unstatthaft ist, und einige Handschriften das richtige ἦτ' ἄρα darbieten; und Iphig. A. 671, wo ἕα γέ τ' weder ἕα γέ τε noch ἕα γέ τοι seyn kann. Hel. 517 ist es genug, κακῶν δ' εὖ ἡμῖν zu schreiben. — V. 597 billigen wir des Herausg. Vermuthung, ἀλίπλακτος, um so mehr, da sie durch eine dresdner und eine augsburger Handschrift bestätigt wird. — V. 674 hat Bothe mit Recht ἐκ δ' ὁ παγκρ. ὕπνος corrigirt. Ἐν δὲ steht nur dann, wenn von

Dingen die Rede ist, die zu Einer und derselben Zeit geschehen. — Über V. 770 hat Hermann in der leipz. L. Z. 1807, N. 111. p. 1768 gesprochen. — V. 801 wird von Hn. *L.* unnöthig angefochten, weil nach seiner Ansicht der Sinn ὅτι verlangt, „*quo significetur, quid et quando et a quo Teucer de instante Ajacis periculo resciverit,*" dieses ὅτι aber nicht durch den Apostroph verkürzt werden kann. Wie viel doch eine nicht eben sehr schwere Stelle selbst den wackersten Philologen zu schaffen macht, wenn einmal der Gesichtspunct, aus dem sie betrachtet werden muss, verfehlt ist! In der unserigen ist ὅτε so nothwendig, dass ὅτι schlechterdings unpassend seyn würde. Es kommt nämlich vor allen Dingen auf die Beantwortung der Frage an: welches ist das Subject von φέρει? ἔξοδος ist es nicht, denn der ἔξοδος sollte dem Ajax nach dem Seherausspruch den Tod, nicht aber θάνατον ἢ βίον bringen. Eben so wenig kommt man mit ἡμέρα aus, welches durch die Glossen ἥτ' und ἥτις als Subject dargestellt wird. Also muss es der Seher selbst seyn, so dass der Sinn der Stelle kein anderer ist, als: *von dem Seher hat er es gehö t, heute, da* (oder *wo*) *dieser ihm Leben oder Tod verkündigt.* Gerade so steht ὅτε oben. — V. 710 νῦν — ὅτ' Αἴας λαθίπονος πάλιν, und Xenoph. Cyrop. II, 4, 6 νῦν, ὅτε οὕτως ὀξέως σοι ὑπακούω. Was die Elision des Jota der Dative anlangt, von welcher zu sprechen Hr. *L.* p. 340 Veranlassung nimmt: so stimmen wir ihm vollkommen bey, wenn er sie in den Tragikern nicht Statt finden lässt, zumal da nach einer merkwürdigen Äusserung des Eustathius p. 514, 18 die alten Grammatiker selbst nicht einmal bey den Epikern diese Elision gestatteten, z. B. in ἀστέρι ὀπωρινῷ, κήρυκι Ἠπυτάδῃ, χαῖρε δὲ τῷ ὄρνιθι Ὀδυσσεύς. Die Stellen, welche unser Herausg. anführt, lassen sich noch um einige vermehren. Wir wollen sie alle, mit Weglassung derer, die von ihm schon befriedigend geändert sind, wie Aeschyl. Suppl. 6, Sophocl. Oed. Col. 1435, kürzlich durchgehen. Aeschyl. Suppl.. 1000, wo jemand leicht auf den Gedanken kommen könnte, δουρ' ἀνημέρῳ zu lesen, ist das einzig Wahre, δορικανεῖ μάρῳ, denn Aldus hat δόρυ κἀνημέρῳ und Robortellus δόρυ κ' ἀνημέρῳ. Sophocl. Trach. 675 reicht die Änderung eines einzigen Buchstabens hin, ἀργῆς (st. ἀργῆτ) οἰὸς εὐείρῳ πόκῳ. Von Eurip. Iph. A. 814 schreibt Porson *Supplem. praefat. ad Hecub.* p. XXIV *ed. sec. Lips.*: γ' *delendum, neque de elisione in* Ἑλλάδι, *quamquam paullo rarior est, timendum.* Alcest. 1140 Καὶ μὴν προτείνω, Γοργόν' ὡς καρατόμῳ." Ohne Zweifel aber hiess die Stelle ursprünglich so:

> οὕτω δεινὸς ἐμπέπτωκ' ἔρως
> τῆσδε στρατείας, οὐκ ἄνευ θεῶν τινός.

Vgl. Aesch. Pers. 165. Eurip. Phoen. 1657. Denn der angeführte Vers aus der Alcestis bedarf selbst einer Änderung. In demselben kann man entweder Γοργόν' ἐς καράτομον oder Γοργόνη καρατόμῳ lesen. Γοργόνη ist freylich die neuere Form, s. Valken. zu den Phön. p. 664; aber oft sind die neueren Formen diejenigen, welche in früheren Zeiten die ausgesuchten und poetischen waren. Die trefflichen Verbesserungen dieser vier Stellen verdanken wir schon seit längerer Zeit Hermanns freundschaftlicher Mittheilung. Aeschyl. Pers. 846 las Hr. *L.* ὑπαντιάζειν παῖδ' ἐμὸν πειράσομαι: eine Conjectur, die uns noch nicht so ausgemacht richtig zu seyn scheint, dass nicht andere neben ihr bestehen könnten. V. 909, 10 desselben Stücks heisst es:

> λέλυται γὰρ ἐμοὶ γυίων ῥώμη,
> τήνδ' ἡλικίαν ἐσιδόντ' ἀστῶν.

Hier lässt sich die Schwierigkeit sehr leicht heben, wenn man V. 910 zu dem Folgenden zieht, und so liest:

> λέλυται γὰρ ἐμοὶ γυίων ῥώμη.
> τὴν δ' ἡλικίαν ἐσιδόντ' ἀστῶν
> εἴθ' ὄφελε, Ζεῦ κἀμὲ μετ' ἀνδρῶν
> τῶν οἰχομένων
> θανάτου κατὰ μοῖρα καλύψαι.

Eurip. fragm. Aegei VI ὁ μὴ γὰρ ἔστι τῷ πένηθ', ὁ πλούσιος Δίδωσιν, muss es τῷ πένητι πλούσιος heissen. Drey andere Stellen gehören nicht hieher: Eurip. Helen. 429, wo ἀμφὶ χρῶτ' der Accusativ ist, wie ἀμφὶ σῶμ' V. 562; Iphig. A. 801, wo schon Andere ἔτυχε ὄρνιθ' ἱπταμένῳ in ὄρνιθι πταμένῳ verändert haben, und Philem. frag. CCCX, 4 πρόσεστιν ἄρα (oder nach Bentley ἀεὶ) τῷ πένητ' ἀπιστία, wo es vielleicht nicht einmal wohl gethan wäre, wenn man die Elision wegschaffen wollte. Über ὀλυμπιάδων (l. ὀλυμπιαδῶν) θεῶν V. 880 macht sich Hr. *L.* unnöthige Bedenklichkeiten, denn dass Götter, nicht Göttinnen, zu verstehen sind, leidet gar keinen Zweifel. Ὀλυμπιάδης kommt zwar nirgends weiter vor, aber eben so wenig Ὀλυμπιὰς in dem hier erfoderlichen Sinne. Und was hindert uns zu glauben, dass jenes Wort entweder schon vor Sophokles von Dichtern, die wir nicht mehr besitzen, gebraucht, oder, weil er das gewöhnlichere οὐρανίδαι verschmähte, von ihm selbst gebildet worden sey? Ähnliche Formationen findet man bey Hn. *L.* in einer gelehrten Anmerkung zu V. 879. — V. 1045 hat Bothe *inani scholiorum favore,* wie Hr. *L.* sagt, ὡς ἐλοιδόρει drucken lassen. Diese Lesart ist aber doch offenbar weit besser, als das nichts sagende ὡς ἔλοι δορί. — In wiefern Hr. *L.* δὴ 'πειτα zu V. 1089, *vetus Epicorum vitium* nennt, bekennen wir nicht einzusehen. — V. 1094 kann οὐχ ὅλων στρατηγὸς schwerlich *non omnium dux* bedeuten, denn dieser Gebrauch findet nur in der neueren Gräcität Statt. Vermuthlich schrieb Sophokles: οὐχ ὅπλων στρατηγός. So Eurip. Iphig.. A. 374 ὅπλων ἄρχοντα. — V. 1106 hat Hr. *L.* Bruncks Conjectur ἕς τ' ἂν ἧς οἷόσπερ εἶ im Texte stehen lassen. Wir geben gern zu, dass die griechischen Schriftsteller niemals ὡς für ἕως gesagt haben: aber wie, wenn ὡς ἂν, anders erklärt, doch einen recht guten Sinn gäbe? *An dein Lärmen,* sagt Teukros, *werde ich mich nicht kehren,* ὡς ἂν ἧς οἷός περ εἶ, *damit du seyst, der du bist,* d. h. um dir nicht mehr Ehre zu geben, als du verdienst, um dir zu zeigen, dass du hier kein Recht zu reden hast. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JANUAR, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmanns: *Sophoclis Ajax, Graece.* Cum scholiis et commentario perpetuo edidit *Christ. August. Lobeck etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

V. 1109, wo σμικρὰ mit langem α vor φρονεῖν steht, erklärt sich Hr. *L.* gegen Porson, wenn derselbe zu Eurip. Orest. 64 so schreibt: „*Ubi verbum in brevem vocalem desinit, eamque duae consonantes excipiunt, quae brevem manere patiantur, vix credo exempla indubiae fidei inveniri posse, in quibus syllaba ista producatur.*" Nur drey Stellen sind es, womit diese Meinung des für die alte Literatur zu früh Verstorbenen bestritten wird: Aeschyl. Pers. 779 Ξέρξης δ' ἐμὸς παῖς, ὢν νέος, νέα φρονεῖ Eurip. Iphig. T. 503 τί δὲ φρονεῖς ταῦτ' ἢ φρονεῖς οὕτω μέγα; und Ion. 1350 ἔχει δέ μοι τί κέρδος ἢ τίνα βλάβην; Die beiden letzten sind mit Unrecht hieher gezogen, denn statt τί δὲ φρονεῖς lesen die besseren Handschriften τί δὲ φθονεῖς und die Production des kurzen Vocals vor βλ gehört so wenig unter die Seltenheiten, dass vielmehr der entgegengesetzte Fall als Ausnahme von der Regel zu betrachten ist. Dem Vers des Aeschylus aber kann durch eine kleine Versetzung geholfen werden: ὢν νέος φρονεῖ νέα, welche Stellung auch um desswillen den Vorzug verdient, weil durch sie der Gegensatz von ὢν und φρονεῖ gehoben wird. Wir fügen noch die von uns bemerkten Stellen hinzu. Aeschyl. Prom. 436 Μή τι χλιδῇ δοκεῖτε. Aber schon Robortellus hat μήτοι, und diess ist das Richtige, ob es gleich nicht, wie sonst, auf etwas ausdrücklich Vorhergegangenes zurückweist. Zuweilen bezieht es sich nämlich auf etwas, das der Schriftsteller nur dunkel gedacht hat, und so könnte man hier suppliren: *ihr wundert euch, dass ich schweige? glaubt ja nicht.* — Gleiche Bewandtniss hat es mit οὔτοι Sophocl. Aj. 428. Auch Prom. 630 darf man nicht daran denken, μήτοι mit μήτι, das in einigen Handschriften steht, zu vertauschen. *Ibid.* 614 λέξω τορῶς σοι πᾶν, ὅτι χρῄζεις μαθεῖν. Hier hat Porson selbst, wahrscheinlich aus V. 630 und 646, ὅπερ χρ. μ. corrigirt. Man könnte auch aus V. 793 ὅσον χρ. μ. lesen. Ἀΐδι προϊάψαι Sept. c. Th. 307 hat nichts Anstössiges, insofern es homerische Redensart ist. *Ibid.* 1059 γένος ὠλέσατε πρυμνόθεν οὕτως. Vielleicht ὠλέσατον, mit Rücksicht auf den Tod der *beiden* Brüder. Eumen. 253 ὁ δ' αὖτέ γ' οὖν ἀλκὰν ἔχων περὶ βρέτει. Über diese Stelle wagen wir nicht zu urtheilen, da über die Einrichtung des ganzen Abschnitts, zu dem sie gehört, fast noch gar nichts ausgemacht ist. Choeph. 194 ἀλλ' εὖ σαφηνῆ τόνδ' ἀπέπτυσα πλόκον. So liest Aldus, und der Zusammenhang spricht für diese Lesart. Dennoch ist eine Änderung nothwendig, auf welche man durch die Vulgate ἀποπτύσαι leicht geführt wird: ἀλλ' ἦν σαφηνῆ τόνδ' ἀποπτύσαι πλόκον. Aeschyli fragm. inc. p. 648 ed. Stanl.

μή παραστιστὴς ἐμοὶ
εἴη μὲν οὖν, μήτ' ἐγγύς, ὅστις μὴ φίλος
τῷ ἀνδρὶ τούτῳ, μήτε τιμᾷ τὸ πρέπον.

Dieses Fragment hat Aristides aufbehalten, bey dem es so lautet: μή μοι παρασπιστὴς μήτ' ἐγγὺς εἴη, ὅστις μὴ φίλος τῷ ἀνδρὶ τούτῳ, μηδὲ τιμᾷ τὰ πρέποντα. Wahrlich es ist frevelhaft, an solchen Stellen, wo alle Kritik scheitern muss, herumzustümpern; aber noch frevelhafter, das Herausgestümperte ohne die mindeste Anzeige dessen, was man vorgefunden, dem Dichter aufzubürden! Sophocl. Oed. T. 668 ist mit Hermann in der *diss. de praeceptis quibusdam Atticistarum* p. XI κακὰ προσάψεις (st. προσάψει) zu schreiben, damit der Vers dem nicht zu ändernden antistrophischen respondire. Oed. Col. 180 ἔτι; προσβίβαζε κούρα. Man lese: προβῶ; προβίβαζε κούρα. Eine anscheinend sehr kühne Änderung, die wir jedoch höchst wahrscheinlich zu machen hoffen. Den vorhergehenden Worten, ἔτ' οὖν ἔτι προβῶ; ἐπίβαινε πρόσω soll in der Antistrophe Folgendes entsprechen: οὕτως; ἅλις ὡς ἀκούεις. Die Worte ἔτι προβῶ sind also offenbar überflüssig und statt πρόσω muss πόρσω geschrieben werden. Wollte man jenen überflüssigen Zusatz wegstreichen: so entstünde die Frage: woher ist er gekommen? Dieser in Rücksicht des προβῶ schwer zu beantwortenden Frage weichen wir aus, wenn wir dasselbe beybehalten, und es an die Stelle des anstössigen ἔτι setzen. Wie schön und dem Charakter der tragischen Rede gemäss fängt dann die Antwort des Chors mit προβίβαζε an! *Ibid.* 1314 δορὶ κρατύνων, und 1385 δορὶ κρατῆσαι, lesen wir nach Hermanns Vermuthung δόρει, ein Dativ, der in unseren Ausgaben zwar nirgends vorkommt, aber durch δόρη im Rhesus und durch δορῶν beym Hesychius und Favorinus hinlängliche Autorität erhält. *Ibid.* 739 τὰ τοῦδε πενθεῖν πήματα πλεῖστον πόλεως. So hat Brunck nach Marklands Vorschlag drucken lassen. Die alte Lesart ist πήματ', ἢ πλεῖστον π., die wir, ebenfalls mit Hermann, in πήμαθ' ἢ πλ. π. verändern. Antig. 612 καὶ τὸ πρὶν ἐπαρκέσει, respondirt dem antistrophischen Verse,

τῶδ' ἔμμεν, ὅτῳ φρένας, erst dann, wenn man in dem letzteren ἔμεν schreibt. Trach. 7; wo ναίουσ' ἐνὶ Πλευρῶνι auch wegen der Form ἐνὶ verdächtig ist, halten wir noch immer unsere ehemalige Verbesserung, ναίουσ' ἔτ' ἐν Πλ. für richtig. Philoct. 435 kann λόγῳ δὲ σ' ἐν βραχεῖ st. λόγῳ δέ σε βραχεῖ unbedenklich in den Text gesetzt werden. *Ibid.* 838 πολὺ παρὰ πόδα κράτος ἄρνυται, las schon Triclinius πόδας. Eurip. Suppl. 148 ὁ δ' Οἰδίπου τίνι τρόπῳ Θήβας λιπών. Hier schiebe man παῖς nach Οἰδίπου ein, durch dessen letzte Sylbe jenes Wort wahrscheinlich verschlungen worden ist. Iphig. Aul. 636 ὑποδραμοῦσα προσβαλεῖν διὰ χρόνου. Vielleicht διὰ χρόνου γε προσβαλεῖν. *Ibid.* 1135 hat schon Markland εἰκότ' ἂν κλύοις st. εἰκότα κλύεις corrigirt. V. 1579 λαιμόν τ' ἐπεσκοπεῖθ', ἵνα πλήξειεν ἄν, und. V. 1610 ἀπροσδόκητα δὲ βροτοῖς τὰ τῶν θεῶν, könnten wir füglich weglassen, da die ganze Scene v. V. 1532 (1541) nach Porson *praef. ad Hec.* p. XXIII von einem Neueren erst nach Aelians Zeiten untergeschoben, oder, will man dieses nicht annehmen, doch wenigstens durch Interpolationen übel zugerichtet ist. Aber auch diese Verse lassen sich, und noch leichter, als die meisten andern, der Regel anpassen, wenn man ἵν' ἂν πλήξειέ νιν und ἀπροσδόκητα τοῖς βρ. liest. Fragm. Inus VI, 4 πύθοιντ' ἂν ἀστοὶ πάντες, ἃ κρύπτειν χρεών. Warum nicht lieber ὧν κρύπτειν χρεών? Telephi fragm. XII ἐρεῖ τις· οὐ χρῆν, ἀλλὰ τί χρῆ εἴπατε. Sehr wahrscheinlich ist es, dass der Dichter ἀλλὰ πῶς χρῆν schrieb, denn τί und πῶς werden öfters, z. B. Sophocl. Aj. 957 (969 Br.) mit einander verwechselt. Auf gleiche Art muss im 7 Fragment der Ino st. ὅτι πλείστας, ὅπως πλείστας gelesen werden. So sind wir denn überzeugt, dass in der Stelle des Ajax, von welcher wir ausgingen, nicht σμικρὰ, sondern σμικρὸν φρονεῖν die ursprüngliche Lesart war, und dass man auf alle Fälle nicht mit Hn. *L.* wieder anfangen darf, ἔξεστι φρονεῖν, ἐφεστῶσι φράσον u. dergl. ohne das *ν paragogicum* zu schreiben, da die Handschriften, wie selbst Porson, der auf das Zeugniss derselben hin und wieder zu viel giebt, eingestehen musste, hier nichts beweisen können. — V. 1123 sehen wir nicht, warum Hr. *L.* mit der Lesart καὶ σὺ τοῦτ' ἠπίστασο unzufrieden ist. *Ich hasste ihn, weil er mich hasste,* sagt Menelaos, *auch du wusstest das.* Die letzten Worte fügt er hinzu, um seine Befremdung über die vorhergegangene Frage des Teukros auszudrücken. ἐπίστασο haben wir zwar in zwey Handschriften gefunden, wissen es aber nicht auf eine passende Art zu erklären. Die von Hn. *L.* angeführte Glosse des Thomas M. Ἐπίστω κάλλιον ἢ ἐπίστασο. Σοφοκλῆς ἐν Αἴαντι μαστιγοφόρῳ· εὖ μέντοι τοῦτ' ἐπίστω, bezieht sich, wie es scheint, auf V. 1357, wo γε auch in einer moskauer Handschrift fehlt. — Zu V. 1133 wird die Richtigkeit der Redensart, ὦ φθέγμ' ἂν οὐκ ἂν εὗρες bewiesen, aber nicht gezeigt, welche Bedeutung das doppelte ἂν hat. Es gehört das eine Mal zum Verbum, und geht das andere Mal auf den ganzen Satz. φθέγμ' οὐκ ἂν εὗρες ist, *non reperisses,* φθέγμ' ἂν οὐκ ἂν εὗρες *fortasse non reperisses.* —

Der Vers ὁ γὰρ φρονῶν εὖ, πάντα συλλαβὼν ἔχει der in den Eklogen des Maximus und in einer coislin. Handschrift derselben nach V. 1240 hinzugefügt ist, wird beym Stobäus p. 71. ed. Schow. dem Chäremon zugeschrieben. — Über V. 1299 sind wir mit Hn. *L.* nicht einverstanden. τε heisst niemals *auch* (Electr. 1416 ist εἰ γὰρ Αἰγίσθῳ γ' ὁμοῦ zu schreiben,) und gesetzt, es hätte diese Bedeutung: was soll man mit λέγω, wie es da steht, anfangen, und welchen Sinn giebt das Ganze? Wie belebt und kräftig wird aber die Rede durch folgende kleine Änderung:

ἢ τῆς σῆς ὕπερ
γυναικός, ἢ τοῦ σοῦ γ' ὁμαίμονος λέγω;

als für dein Weib, oder soll ich gar sagen für deinen Bruder? In der That, bitterer konnte Teukros seine Verachtung des Menelaos wohl nicht aussprechen, als indem er ihn selbst unter ein in seinen Augen unwürdiges Weib herabsetzt. γε in der Bedeutung *gar* findet sich Antig. 736 ἄλλῳ γὰρ ἢ 'μοὶ χρή γε τῆσδ' ἄρχειν χθονός, und anderwärts. — Zu V. 1316 wird die Form ξυνηρετμεῖν unserer Meinung nach mit Unrecht verworfen. Sie hat nicht mehr und nicht weniger für sich als die Adjectivform εὐήρετμος, mit welcher sie gleiche Abstammung von ἐρετμός hat, so wie die andere Form ξυνερετεῖν mehr mit ἐρέτης zusammenhängt. Zudem giebt es auch ein *verbum simplex* mit dem μ, ἐρετμοῦν. — V. 1339 citirt Stobäus als einen äschyleischen Vers. Wo? konnte Hr. *L.* nicht angeben. Man findet das Citat bey Valcken. zum Herodot IX, 106. p. 739. — Über die Lesart des 1340 V. spricht Porson zu Eurip. Med. 1011. — Zu V. 1353 wird die Bedeutung der Redensart, ὅμοια ἑαυτῷ ποιεῖν, trefflich erläutert; wenn es aber am Ende der Anmerkung heisst: *Agamemnon igitur nunc repentinam Ulyssis magnanimitatem exprobrat, nec moribus ipsius, nec pristinae simultati convenientem:* so können wir dem Herausg. unmöglich beystimmen; denn von unerwarteter Grossmuth des Odysseus und von einem Heraustreten desselben aus seinem Charakter ist, wie der folgende Vers zeigt, hier sicher nicht die Rede. Vielmehr fassen wir den Zusammenhang der Stelle so. Da Odysseus auf Agamemnons Frage: *du willst also, dass ich den Todten begraben lassen soll?* die Antwort giebt: *ja, denn ich werde auch einmal dahin kommen* (d. h. auch sterben, und muss also wünschen, nicht unbegraben zu bleiben): so bricht Agamemnon, überrascht durch die eigennützige Rücksicht, welche Odysseus, ganz seiner bekannten Denkungsart getreu, selbst in dem gegenwärtigen Falle nimmt, in den allgemeinen Ausruf aus: *jedermann handelt doch immer in seinem Charakter,* d. h. du kannst doch die Schlauheit, mit der du alles nur auf deinen Vortheil berechnest, nimmermehr verleugnen. Nun sieht man erst, wie der Scholiast dazu kam, ὅμοια durch συμφέροντα, ἁρμόδια zu erklären, und zugleich, wie wenig diese Erklärung Coray's Vermuthung, ὄνεια, begünstigt. — V. 1403 ist nach Hn. *L.* τῷ πάντ' ἀγαθῷ κοὐδενὶ λῴονι

θνητῶν für τῷ πάντων λῷστῳ gesagt und in Ansehung der Construction Herodot. VII, 145 τὰ δὲ Γέλωνος πρήγματα μεγάλα ἐλέγετο εἶναι, (καὶ) οὐδαμῶν Ἑλληνικῶν τῶν οὐ πολλὸν μέζω, Dio Caſſ. XXXVIII, 37 πόλιν οὐδεμίαν ἧς οὐκ ἐλάττω τὸ πρῶτον νεμόμενοι, und Plato Euthyd. T. IV. p. 101 οὐδενὸς ὅτου οὐ πάντων ἂν ὑμῶν πατὴρ εἴην zu vergleichen. Irren wir nicht: ſo hielt er dieſe Stellen inſofern für ähnlich mit der unſrigen, als er annahm, οὐδενὶ λῴονι ſey ſo viel als οὐδενὶ ὃς λῴων ἦν, und dieſes ſtehe für οὐδεὶς ὃς λῴων ἦν. Dieſe Anſicht iſt aber aus einem doppelten Grunde unwahrſcheinlich, 1) weil die verglichenen Beyſpiele eine doppelte Negation enthalten, 2) weil in dem erſten und letzten der *caſus* des *pronominis negativi* ſich nach dem *caſus* des *pronominis relativi* richtet. Von ganz anderer Beſchaffenheit iſt die Stelle des Ajax. Wir bemerken in derſelben zugleich ein Fortfahren in der angefangenen Conſtruction, ἀγαθῷ καὶ οὐδενὶ λῴονι, und einen Übergang in eine andere, der durch jenes Fortfahren veranlaſst iſt; denn eigentlich würde man καὶ οὗ οὐδεὶς λῴων ἦν erwarten. Ein ſolcher Übergang kömmt aber ſehr häufig vor. So Aj. 457.

ὅστις ἐμφανῶς θεοῖς
ἐχθαίρομαι· μισεῖ δέ μ' Ἑλλήνων στρατός,

für μισοῦμαι δ' Ἑλλήνων στρατῷ. Oed. Col. 6.

σμικρὸν μὲν ἐξαιτοῦντα, τοῦ σμικροῦ δ' ἔτι
μεῖον φέροντα, καὶ τόδ' ἐξαρκοῦν ἐμοί,

für καὶ ᾧ τόδ' ἐξαρκεῖ.

Wir ſchlieſsen dieſe Beurtheilung mit dem lebhafteſten Danke für das viele Gute und Schöne, das Hr. *L.* in dieſer Bearbeitung des Ajax niedergelegt hat, und bitten ihn, mit den übrigen ſchon zur Reife gediehenen Früchten ſeiner rühmlichen Beſtrebungen, unter welchen, wie wir aus Weicherts Habilitationsſchrift *de Nonno Panopolitano*, *Viteb.* 1810 erſehen, auch eine vollſtändige Sammlung der Fragmente des Euphorion von Chalcis ſich befindet, das philologiſche Publicum recht bald zu erfreuen.

Τρ.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Regensburg, in der Montag - Weiſsiſchen Buchhandlung: *Morpheus* oder *das Reich der Träume.* Aus dem klarfeldiſchen Archive. Vom Herausgeber des goldnen Kalbes. 1808. 362 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Nicht alles, was iſt und vorgeht, wird von unſeren leiblichen Augen erblickt, von gültigen Zeugen aufgefaſst und gemeldet. Selbſt von nahen und gegenwärtigen Dingen verſchiebt eins das andere; wir ſehen ſie oft in chaotiſcher Unverbindung, ungewiſs, ob ſie zuſammengedacht, oder gewürfelt ſind. Den Erſcheinungen fehlt der erklärende Sinn, dem Räthſel das löſende Wort. Wer ſich begnügen kann an der Idee, daſs er das Wiſſenswürdige meine, indem er ſich bloſs nach dem Gewuſsten erkundigt, dem liegen die Syſteme offen, er wird bald, zwar nicht hinreichende, doch bequeme Auskunft finden. Dagegen giebt es Geiſter, die der Durſt nach Wahrheit ſo gefangen hält, daſs ſie das ſtete Fragen nach dem Wie und Warum nicht unterdrücken können. Je weniger ſie von auſsen befriedigt werden: deſto enger zieht ſich ihr innerer Sinn zuſammen. Der Gott in ihnen ſchafft zu Form, Ordnung und Zweck um, was drauſsen in rohen Maſſen verworren hin und her geſchleudert wird. Wenn auch das Reich der Wahrheit durch ihr inneres Wirken nicht merklich erweitert wird: ſo iſt dagegen die von ihnen entdeckte Welt ihr vollkommenes Eigenthum, worin ſie bauen und ſchalten, indem die Wege der Anderen durch gebahnte Straſsen im Cirkel eines ewigen Einerley herumführen. Aber dieſe rächen ſich an ihren geiſtigeren Brüdern durch Spott, ſchelten ſie Aberweiſe, Seher und Träumer. Vornehmlich geſchieht dieſs in Zeiten, wo ein hartes Abſprechen oder urtheilloſes Nachſprechen im Schwange iſt. Vormals haben ſolche Träumer Staaten geſtiftet, Geſetze gegeben, und den Charakter der durch ſie geordneten Nationen auf Jahrtauſende hin beſtimmt. Nur an Numa und Muhammed ſoll erinnert werden; ſonſt bewahret die Geſchichte die Namen Vieler, deren hier gedacht werden könnte. Was der plaſtiſche Traum geſchaffen hatte, ward Norm, Regel und Geſetz. Jetzt galt es nicht mehr Erfindung, ſondern Folgeleiſtung. Man glaubte mit Träumen fertig zu ſeyn; von nun an muſste gewacht werden. Aufrechthaltung und Befolgung des Vorgeſchriebenen erfoderten Regſamkeit, nicht phantaſirende Ruhe. Die ſtillen Träumer wurden für unnütz, die vorlauten für gefährlich angeſehen. In jedem Reiche durfte nur Einer, der Stifter, geträumt haben; ſeine Nachfolger verſammelten gern um ſich Leute, die ihrem Vorfahr unähnlich waren: wache, kühle, geſchmeidige Seelen. In den Hofbann gethan war alle Begeiſterung. Wo man ihr noch Zutritt verſtattete, muſste ſie der Sitte der Meinung, der Laune, kurz, dem Geſchmacke fröhnen. Die Träumer waren nicht auszurotten: aber die Träume waren nicht mehr zollfrey; ſie muſsten den Stempel der Meinung, das Gepräge der Zeit tragen. So entſtanden die Volkslehrer, Dichter und Philoſophen. Was ſie gewirkt haben, liegt am Tage. Selten ſieht einer von ihnen ſeine Träume verwirklicht bey ſeinem Leben: ſie ſtiften keine Staaten, geben keine Geſetze mehr in dieſer Zeit; aber ſie untergraben und befeſtigen die Gebäude der Reiche, ändern die Volksmeinungen, mit ihnen die Sitten, und durchlöchern die Geſetze. Ihr Streben geht ins Unendliche fort, langſam, aber gewiſs. Propheten nennen ſie ſich nicht mehr; ſie würden dafür von der leichten Schaar, die jetzt in Europa den flüchtigen Ton angiebt, ausgehöhnt werden. Doch ſind die ächten Träumer ſehr unterſchieden von den hohlen Köpfen, die nur ihr Spiel an dem Wirken des Geiſtes treiben, durchaus überzeugt, daſs ſie Zukunft erblicken, in der Gegenwart das Verborgene ſehen, und die ſibylliniſchen Bücher der Vergangenheit leſen können. Der Vf. des *Mor-*

pheus übt sich vor unseren Augen in dieser mystischen Kunst. Er hat seinen Blick an Welt, Wissenschaft und höheren Ahndungen geschärft. In seinen Verschwebungen achtet er des Gemeinen nicht; nur in grossen, schönen und guten Dingen fühlt er sich beglückt: das Schlechte geisselt sein fast üppiger Spott. Was ihn vollends der Menge zum Träumer machen muss, ist die über seine Darstellungen oft mehr geflissentlich, als nothwendig, ausgegossene Dunkelheit. Wer ihn nicht ohne fremde Hülfe erklären kann, der suche lieber keinen Commentator. Rec. gesteht selbst, dass er noch nicht auf den Berg gelangt ist, wo er das ganze gelobte Land überschauen könnte. Cht.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Der Judenfreund. Oder auserlesene Anekdoten, Schwänke und Einfälle von den Kindern Israels.* Herausgegeben von *Judas Ascher*. Ohne Jahrzahl. 180 S. 8. (18 gr.) Dieser Judenfreund ist ein loser Schelm, der bloss darum die nähere Bekanntschaft mit den Überbleibseln des Volkes Gottes gesucht zu haben scheint, um sich hinter ihrem Rücken über sie lustig zu machen, oder ihnen auch wohl einen kleinen Verdacht zuzuziehen. Da meinte es der Sammler der „Anekdoten von guten Juden" ehrlicher. Indessen weiss sich unser Judenfreund doch auch zu entschuldigen, und er findet seine Entschuldigung im Geiste der Zeit. „Der Geist der Zeit sagt er, ist mehr für das Grosse, als für das Gute, und der Verstand wird höher geachtet, als das Herz. Der Herausgeber hat daher, bey der Sammlung nachfolgender Anekdoten, Schwänke und Einfälle, auf diesen Geschmack der Lesewelt Rücksicht genommen, und hier vorzüglich nur solche gewählt, worin sich Gegenwart und Gewandtheit des Geistes, Verschlagenheit, Scharfsinn und Witz ausspricht." Obgleich der grössere Theil des hier Gesammleten ziemlich bekannt ist: so trifft man doch auch bisweilen auf weniger bekannte oder gänzlich unbekannte Erzählungen und Geschichtchen. Wir wollen eine der letztern zur Probe geben. Ein Jude von ansehnlicher Leibesgrösse verlangte auf einer Poststation als halber Passagier eingeschrieben zu werden, weil man so eben einen kleinen verwachsenen Menschen, auf sein dringendes Bitten, für halb eingeschrieben hatte. — Der Postsecretär verwies dem Juden sein unbilliges Verlangen, indem er ihm zu Gemüthe führte, dass zwischen ihm, dem grossen breitschultrigen Manne, und dem kleinen zwergartigen Menschen ein himmelweiter Unterschied sey. — Ja, sagte der Jude, den Unterschied greift man mit Händen, aber die kleine Person sitzt doch ganz in der Kalesch, und ich reich zur Hälfte drüber 'raus. hx.

Görlitz in Commiss. b. Anton: *Vergnügte Abendstunden oder nützliche Belehrungen für Bürger und Landleute beiderley Geschlechts.* Eine Zeitschrift. Erster Jahrgang. 1809. 385 S. Zweyten Jahrgangs 1 — 3 Quartal 1810. 288 S. 8. (Der Jahrg. 1 Thlr. 4 gr.) Diese Zeitschrift soll mit dazu beytragen, wenn auch nicht alle, doch sehr viele Hindernisse der allgemeinen Verbreitung und Anwendung nützlicher Kenntnisse, Vorschläge und Verbesserungen in der Haushaltung und Landwirthschaft, überhaupt aber in allen Geschäften, aus dem Wege zu räumen. Sowohl die eigene Erfahrung des Herausgebers, als auch das, was er beym Lesen anderer Schriften gesammelt, haben die Materialien zu derselben gegeben. Die Fächer, in welche dieselben geordnet sind, sind überschrieben: Erzählungen, Anekdoten, Hülfsmittel bey widrigen Zufällen des menschlichen Körpers, haus- und landwirthschaftliche Nachrichten und neue Erfindungen und Gewerbe. Es ist dabey besonders auf Schlesien Rücksicht genommen worden. Unter den Hülfsmitteln bey Krankheiten kommen manche vor, denen Rec. sein *probatum est* nicht beyfügen möchte, und die doch auch nicht ohne alle Gefahr in ungeschickten Händen sind. Das Bekanntmachen von Arzneymitteln in Volksschriften bleibt, bey aller Vorsicht, immer eine bedenkliche Sache, weil sie zu richtigem, zweckmässigem Gebrauche immer noch Kenntnisse und Überlegungen verlangen, die man in der Regel bey dem, was wir Volk nennen, nicht voraussetzen können. Unter den haus- und landwirthschaftlichen Nachrichten befindet sich manche gute Angabe, doch aber auch manche, deren Nutzbarkeit oder Anwendbarkeit nicht sogleich einleuchtet. Az.

Berlin, auf Kosten des Herausgebers und in Commission bey Maurer: *Nützliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck*, königl. Prof. u. Bibliothekar. Erstes bis viertes Vierteljahr. 1809. 414 S. Fünftes Vierteljahr. 1810. in fortlaufender Seitenzahl b. 518 S. 4. (Der Jahrg. 2 Thlr. 16 Gr.) Dieses Wochenblatt ist an die Stelle der ehemaligen besondern Beylagen zu den berlinischen Intelligenzblättern, die auf öffentliche Kosten erschienen, seit dem November 1806 aber aufhören mussten, getreten. Nützlich zu werden, und zwar vor allen in dem nächsten Kreise seiner Bestimmung, ist desselben vorzüglichstes Bestreben. Die Überschriften, unter welchen das Einzelne gegeben wird, zeugen von seiner Reichhaltigkeit. Sie sind: Wetterbeobachtungen, Gedichte, grössere und ernstere Aufsätze belehrenden Inhalts, historische Anekdoten, arithmetische Aufgaben, Moral in Beyspielen, kleine Abhandlungen, unterhaltende Erzählungen und Scherze, kleine gemeinnützige Aufsätze über verschiedene Gegenstände der Ökonomie und Technologie, Naturwunder, summarische Geburts-, Proclamations- und Todten-Listen der Residenz Berlin; zu diesen sind in den spätern Vierteljahren noch hinzugekommen, Lesefrüchte, Rügen, Polizey-Bekanntmachungen des königl. Polizey-Präsidenten Hn. Justus Gruner, *Varia* meist ernsthafteren Inhalts, Sentenzen, Maximen, Denksprüche und Räthsel. Da die angesehensten und achtungswürdigsten Gelehrten Berlins, ein Bellermann, Hermbstädt, Karsten, Klaproth u. v. A. m. daran Theil nehmen, und es mit ihren Beyträgen unterstützen: so kann man mit Recht erwarten, dass die verschiedenen Fächer auch gut ausgefüllt seyn werden. Die meisten an Zahl sind die kleinen gemeinnützigen Aufsätze über verschiedene Gegenstände der Ökonomie und Technologie, und viele darunter sehr instructiv. Man sieht, obschon das Blatt zunächst für Berlin bestimmt ist, dass es doch auch im Auslande werde mit Nutzen gelesen werden können. Auffallend war Rec. die Summe der durch die Menschenpocken hingerafften Kinder im J. 1809. Es sind deren zusammen 406, und zwar nach der Folge der Monate vom Januar an 69, 47, 41, 41, 51, 30, 27, 38, 34, 23, 10, 15. Noch besonders lesenswerth sind die Polizey-Bekanntmachungen des Hn. Polizey-Präs. *Gruner*, nicht allein ihres Inhalts, sondern auch ihrer Form wegen. Cc.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Orthographische Vorlegeblätter und Übungsstücke.* Ein Hülfsmittel zur Erleichterung u. Beförderung des Unterrichts in der Rechtschreibung und des Gebrauchs des Dativs u. Accusativs, nicht bloss für Volksschulen in Städten u. Dörfern, sondern auch für die untern Classen höherer Schulen brauchbar, von *J. C. F. Baumgarten*, Vicarius und Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. 2te verm. u. verbess. Ausgabe. 1810. 17 Bogen, ohne die orthographische Schultabelle. 8. (16 gr.) S. Recens. der ersten Ausg. J. A. L. Z. 1810. No. 175.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JANUAR, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

GOTHA, b. Ettinger: *Titi Livii Operum omnium* Vol. I. Animadversionibus illustravit *Frid. And. Stroth.* Recensuit et suas observationes adspersit *Frid. Guil. Doering.* Accedit index historicus. 1796. 752 S. 8. — Vol. II. 1794. 490 S. — iterum recensuit 1805. — Vol. III. 1801. 638 S. — Vol. IV. recensuit et observationibus instruxit *F. G. Doering.* 1806. 522 S. — Vol. V. 1808. 475 S. 8.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Titi Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt cum deperditorum fragmentis et epitomis omnium:* ad optimornm exemplarium fidem recogniti atque prooemio, breviariis librorum, indice rerum locupletissimo, tabulis chronologicis historicisque, et commentario perpetuo seorsim edito instructi a *Ge. Alex. Ruperti.* Vol. I. 1807. Prooemium de Livii vita et historia Rom. LXX und 754 S. — Vol. II. 1807. 723 S. — Vol. III. 1807. 647 S. — Vol. IV. 1808. 923 S. — Vol. V. Auch mit einem zweyten Titel: *Commentarius perpetuus in T. Livii Patavini historiarum libros qui supersunt omnes, eorumque epitomas* conscriptus a *Ge. Alex. Ruperti.* Vol. I. 1807. 1060 S. — Vol. VI. oder II des *Commentarius* 1808. 988 S. 8.

Durch die verdienstvollen Bemühungen *Duker's, Gronov's* und *Drakenborch's* für die kritische Wiederherstellung und Erklärung des Livius war nicht der ganze Stoff, welchen die Werke dieses Historikers dem Gelehrten darbieten, erschöpft. Ausser einer reichlichen Nachlese zu den Kritiken, Vermuthungen und Aufklärungen jener Männer standen noch zwey Wege offen, sich um den Livius und das Studium der römischen Literatur verdient zu machen. Für die historisch-kritische Bearbeitung der Sachen, verbunden mit der Darlegung der historischen Kunst, den höchsten Gesichtspunct der Bearbeitung eines Historikers, wenn gleich jene Gelehrten hie und da einzelne Puncte scharfsinnig entwickelt und beleuchtet hatten, war im Ganzen genommen nicht die Hälfte, und das nicht planmäsig, geleistet. Sie erfodert aber einen Mann, ausgerüstet mit gründlicher Kenntniss der Sprache und alten Geschichte, überhaupt innig vertraut mit dem gesammten Alterthum, und ausgezeichnet durch wahrhaft historischen Sinn. Alle Quellen, welche bey den Griechen und Römern für Livius Geschichte benutzt werden können, müssen von ihm genau verglichen worden seyn; leben muss er ganz in den besten Werken der Neueren, welche die Geschichte des römischen Volkes, ihre Chronologie und Antiquitäten umfassen, namentlich der Italiäner, Franzosen und Engländer. So nur gebildet und vorbereitet, wird er sich auf den Standpunct des Livius erheben, um dieses grossen Römers herrliche Überreste mit angemessenen Sachbemerkungen einsichtsvoll auszustatten. Leider ist diese Behandlungsart beym Livius, wie beym Tacitus und Anderen, immer nur noch Wunsch geblieben. Nicht so mühvoll und viel erfodernd, aber dennoch sehr verdienstlich und nothwendig war ein zweyter Weg, auf dem ein Bearbeiter für das Studium dieses Historikers wirken konnte, die Bearbeitung für diejenigen Leser, welche in der Mitte zwischen den rohen Anfängern und den Sprachgelehrten stehen. Denn die Schätze der drakenborchschen Ausgabe sind wegen des hohen Preises derselben nur für einen sehr kleinen Theil zugänglich, und, worauf die Hauptsache beruht, sie hatte nach dem Willen des Herausgebers durchaus nicht den Zweck, die Leser übetall zum Verstehen des Livius zu führen. Livius aber gehört gewiss unter diejenigen Schriftsteller, bey denen die mannichfaltigen Sach- und Sprach-Schwierigkeiten Anmerkungen unentbehrlich machen. Ein bedeutendes Verdienst also erwarb sich der sel. *Stroth* durch seine bekannte Ausgabe, bestimmt theils für Männer, welche, des Lateinischen nicht unkundig, während der geisttödtenden Arbeiten ihres Amts zuweilen bey den alten Classikern Erholung und Bildung suchen, theils für die Jugend, welche, schon einigermassen mit dem Alterthum bekannt, nach höherer Vervollkommnung strebt, und endlich selbst für Lehrer der Schulen, welche, nicht gehörig ausgebildet, zu ihrem Unterrichte gute Hülfsmittel nicht entbehren können. Diesen Plan verfolgte er so, dass er, die Kritik nicht vernachlässigend, die meiste Sorgfalt auf die Erklärung verwendete. Der Text wurde nach *Drakenborch* gegeben, mit Ausnahme einiger Stellen, wo er mit Gründen sich eine Abänderung erlaubte. Die Aufführung der ausgewählten Varianten war für Schulen namentlich höchst brauchbar, wie seine erklärenden Anmerkungen zweckmäsig. Seine durch einen frühzeitigen Tod unterbrochene, nur 15 Bücher umfassende Ausgabe fortzusetzen, übernahm sein Amtsnachfolger, Hr. Kirchenrath

Döring in Gotha, und zugleich die Verpflichtung, dem Plane seines Vorgängers getreu zu arbeiten; wenn wir anders auch seinen Ausdruck *tirones* recht verstehen. Zuerst wurden die bereits erschienenen drey Bände revidirt, und die *strothischen* Anmerkungen nach Einsicht vermehrt oder berichtigt von 1795 - 1801. Jetzt unterbrach er die Arbeit durch die Ausgabe der lyrischen Gedichte des Horatius, welche 1803 nach Jani und Mitscherlich gearbeitet erschien, und erst 1805 folgte eine zweyte Ausgabe des zweyten Bandes, und dann 1806 und 1808 der vierte und fünfte Band, fortlaufend bis zum 36ten Buche. Das Versprechen, welches er in der Vorrede zum vierten Bande niederschrieb, dass er innerhalb drey Jahren von 1806 an den Livius vollständig mit dem achten Bande beendigen würde, konnte bis jetzt nicht bis zur Hälfte erfüllt werden. Kein Wunder also, wenn unterdessen andere Gelehrte dem allgemeinen Bedürfnisse durch eine vollständige Ausgabe schneller abzuhelfen suchten. So erschien in den zwey Jahren 1807 und 1808 die Ausgabe des Livius von Hn. *Ruperti*. Dieser Herausgeber hat nicht mit einer einzigen Sylbe Vorrede den Plan seiner Ausgabe und den Gang seiner Arbeit dargelegt; allein bey genauer Prüfung des Commentars wird es unbezweifelt klar, dass für dieselben Leser, für welche die *strothische* und *döringische* Ausgabe bestimmt war, auch diese dienen sollte, und dass diese Ausgabe nach dem in der Vorrede zum Juvenalis 1803 entwickelten, mit dem *strothischen* in den Hauptsachen ganz übereinstimmenden Plane gearbeitet worden. Rec. kann dieses um so gewisser versichern, weil ihm aus guter Hand bekannt geworden ist, dass diese Edition ursprünglich für die bekannte dieterichsche Sammlung bestimmt war. Die Einrichtung der *rupertischen* Ausgabe weicht übrigens von der *döringischen* ganz ab. Der Text ist ohne alle Anmerkungen unten erschienen, blofs mit fortlaufender Chronologie oben, wie bey *Stroth*. Den einzelnen Büchern sind bey Hn. *R.* die alten *Epitomae* nicht vorangesetzt, sondern sie sind an das Ende des Werkes geworfen und besonders erläutert; an die Stelle derselben sind eigene, von Capitel zu Capitel fortgehende Inhaltsanzeigen (*breviaria*) gefertigt. Wir loben das Erste; aber das Zweyte können wir nicht billigen. Bey dem Zutritte zu einem Buche genügt ein allgemeiner ruhiger Überblick des Gesammtinhaltes, welchen auch jeder Lehrer beym Vortrage geben sollte, und die alle Theile einzeln umfassende Inhaltsanzeige leistet nichts mehr, sondern in der Regel weit weniger. Überdiess umfassen die *rupertischen* Inhaltsanzeigen nichts mehr, als die Anzeigen, welche bey *Stroth* und *Döring* am Rande der Capitel stehen. Diese sind aber weit zweckmässiger und nützlicher. Denn der Leser kann sich gleich mit dem Inhalte des Nächsten bekannt machen, ohne zu einem *Breviario* mühsam zurückgehen zu müssen. Und das Aufsuchen von Sachen und auch von Sprache wird durch die Anzeigen am Rande trefflich erleichtert. Die Absonderung der Anmerkungen können wir nur in sofern billigen, dass auch die Besitzer anderer Ausgaben sie kaufen können. Verdienstlich ist der *Index historicus*, womit dem Hn. *Döring* nun vorgearbeitet ist. Fleissiges Sammeln — nur mit lästiger Breite — erkennt man auch in dem nützlichen *Prooemio de Livii vita et historia Romana*. Auch die *Tabulae historicae* am Ende des vierten Bandes sind zweckmässig. Nur können wir uns gar keinen Grund denken, warum dieselben, für den Livius bestimmt, bis zu den spätesten Kaisern fortgeführt sind.

Wir wenden uns jetzt zu der Frage, wie beide Herausgeber denselben, von *Stroth* ihnen für Kritik und Erklärung herrlich vorgezeichneten Plan befolgt, und wiefern sie sich dem vorgesetzten Ziele genähert haben. Hievon werden folgende von beiden behandelte Stellen hinlängliche Anzeige geben.

Es sind vergebliche Wünsche, wenn einige Gelehrte hoffen, dass je von einer zweckmässigen Behandlung der alten Classiker die Kritik abgeschieden werden könne. Eine weise Beschränkung und Richtung gab ihr bey dem Livius der *strothische* Plan. Die Kritiken der früheren Bearbeiter und Gelehrten in bereits berichtigten Stellen sollten nicht wiederholt, und die Bemerkungen nicht mit unzweckmässigen Kritteleyen angefüllt werden; nur an den noch verdorbenen, oder von Livius Manier an Ausdruck und Wendung abweichenden Stellen sollte mit entscheidenden Gründen der Fehler oder die Abweichung, wie das Heilmittel, angezeigt werden. Die Lesarten der Handschriften, welche sich in keiner Ausgabe finden, durften gar nicht angeführt werden, ausgenommen, wo aus der *drakenborchischen* Sammlung eine bessere Lesart ans Licht gezogen werden könnte. Eigene und anderer Gelehrten Vermuthungen verdienten nur dann in den Noten einen Platz, wenn sie Werth und Nutzen hatten. Das wirklich Evidente sollte in den Text erhoben, das nur Wahrscheinliche in den Noten zurückgelassen werden. Dieses waren die nach dem *strothischen*, von ihnen gebilligten, Plane beiden Herausgebern angewiesenen Grenzen. Hr. *D.* überschritt diese Grenzen, indem er in den letzten Bänden, wo er sich selbst überlassen arbeitete, Lesarten der Handschriften hie und da, ohne Nutzen für Sachen und Sprache, anführte. So finden wir 30, 8 die Note: *Pro avertit in pluribus Codd. apud Drakenb. advertit: ex solemni horum duorum verborum confusione.* Wozu die Kenntniss dieser Verwechselung? So wird 30, 16 zu *ultra* die ganz sinnlose Variante *ultro* angeführt; 30, 29 zu *eo curae intentioris erant*, die sprachwidrige Abweichung *eo curas intentiores.* Endlich 31, 35 zu *Eleusinem: Pro Eleusinem in pluribus codd. apud Drakenb. Eleusinam.* Was nützt diese ungrammatische Form? Hätte er wenigstens daraus für die Leser die Vermuthung gezogen, dass *Eleusina* vielleicht ehemals gelesen worden sey, da griechische Formen in der Geographie bey dem Livius nicht ungewöhnlich sind.

Solche Anführungen und Zugaben vermied zwar Hr. *R.*; aber er verfiel dagegen in eine andere Abweichung von dem *strothischen* Plane, dass er an richtigen, von ihm selbst für richtig erklärten Stellen sehr häufig die Vermuthungen der früheren oder neueren Sprachgelehrten ohne Auswahl anführt. Wozu, wenn Vollständigkeit sein Zweck nicht war, solche Anführungen? Und verdienen denn alle Einfälle kritisirender Gelehrten aufbewahrt zu werden? Wie konnte Hr. *R.* z. B. 21, 4: *Dein brevi* (*Hannibal*) *effecit, ut pater in se minimum momentum ad favorem conciliandum esset*, die *bauerschen* Vermuthungen, entweder *faceret* für *esset*, oder *minimi momenti* für *minimum momentum* zu lesen, und das nicht missbilligend, anführen? Wenn Hannibal zum Scipio spricht: *Ut omnium obliviscaris aliorum, satis ego documenti in omnes casus sum:* entfiel Hn. *D.* — wohl, weil man sagt: *ego sum tibi documento*, Liv. 28, 42 — *an forte rectius documento?* Und dieser unnöthige Vorschlag an einer sprachrichtigen Stelle, warum wurde er von Hn. *R.* nicht eben so mit Stillschweigen übergangen, wie Hn. *D.* erklärende Note zu *aliorum, rerum ante gestarum?* Hannibal konnte sich ja nicht mit Sachen vergleichen. Die *rupertische* Ergänzung *hominum ejusmodi* ist nur wegen der Beziehung des *ejusmodi* mangelhaft. — Doch zur Vergleichung der Kritiken beider Herausgeber! 21, 16, wo die Römer bey der Betrachtung zittern, *Poenum hostem veteranum, trium et viginti annorum militia durissima inter Hispanas gentes semper victorem, primum Hamilcare, deinde Hasdrubale, nunc Hannibale, duce acerrimo, adsuetum — Iberum transire*, nimmt Hr. *D.* die Worte *primum Hamilcare — duce ac.* für einen *abl. abs.* ohne Sinn, und bemerkt: *adsuetum, omissa re, cui adsuetus fuerit miles, durissimum videtur. An fuit: armis adsuetum?* ohne die Verbindung von *adsuetum* mit *Hamilcare* und *Hannibale* wahrzunehmen. Die Zeitwörter *gewöhnen* und *gewohnt seyn* haben die Römer mit dem Ablativ verbunden, wie *adsuefactus* bey Cic. Cat. 2, 5, §. 9, *adsuescere* bey Tac. Annal. 2, 52, *insuescere* bey Colum. 6, 4 beweiset. So fasste schon *Drakenborch* diese Stelle, wie seine Beweisstellen zu 31, 35 zeigen. Und *adsuetum armis* drückte ja nicht mehr aus, als was schon in *trium — victorem* liegt. — C. 27. *Jamque omnibus satis comparatis ad trajiciendum, terrebant ex adverso hostes, omnem ripam, equites virique obtinentes*, welche, *Reuter und Fussgänger, das ganze Ufer eingenommen hatten.* Hr. *D.* ist geneigt, *eq. v.* ganz zu streichen, oder mit einigen alten Ausgaben *equis virisque* zu lesen, was wirklich Hr. *R.* in den Text aufnimmt. Aber sind denn die Worte müssig? Livius sagt 26, 5: *Alia parte ipse adortus est, alia Campani omnes, peditesque equitesque, et cum iis Punicum praesidium — erupit.* So bezeichnen auch die Griechen die gesammte Macht, wie Aeschyl. c. Ctes. *p.* 532 *ed. R.* καὶ εἰσήει τε εἰς τὰς Θήβας, ἐν τοῖς ὅπλοις διεσκευασμένοι, καὶ οἱ ἱππεῖς καὶ οἱ πεζοί. Warum aber die Wortstellung missfallen kann, ist von den Herausgebern nicht gezeigt. — C. 29 *nec Scipioni sententia stare poterat, nisi ut ex consiliis coeptisque hostis et ipse conatus caperet, et Hannibalem* etc. Hr. *D.* vermisst bey *sententia* das Wörtchen *alia*, Hr. *R.* hält für möglich es zu ergänzen. Wir sehen zu beidem keinen Grund. *Scipio konnte nur* (*non nisi*) *den Entschluss fassen, dass* u. s. w. Tac. Ann. 3, 65. *Exsequi sententias haud institui, nisi insignes per honestum aut notabili dedecore!* Liv. 22, 59. *nec supersumus pugnae, nisi in quibus trucidandis et ferrum et vires hostem defecerunt*, wo die Ergänzung von Hn. *D. alii* bey *nec supers. pugnae* mit seiner Meinung an unserer Stelle in Widerspruch steht. S. Wolf zu Tac. Ann. S. 117. — Die Ergänzung von *alius* ist höchstens bey *non aliquis — quam* zulässig. Tac. Ann. 1, 4 *ne iis quidem annis — aliquid, quam iram et simulationem meditatum* (*esse Tiberium*), nach dem Griechischen z. B. bey Plat. Crit. c. 15, *p.* 213 ed. Fischer. τί ποιῶν, ἢ εὐωχούμενος ἐν Θετταλίᾳ; — C. 30 *Pervias* (*Alpes*) *paucis esse exercitibus. invias?* wurde die unnöthige Emendation von *Stroth nec*, mit Tilgung des Fragezeichens, von Hn. *D.* beybehalten, von Hn. *R.* aber glücklich aus dem Texte entfernt. — C. 30 *perversis rupibus juxta invia ac devia adsueti, discurrunt*, häufen Hr. *D.* und *R.* unnöthige Emendationen. Am einfachsten ists, *juxta ad* für *juxta* zu lesen. Denn wenn Hr. *D.*, an der Richtigkeit der Construction zweifelnd, behauptet: *discurrere aliquis non locis vel loca, sed in locis vel per, circa, ad loca vulgo dicitur:* so widerlegt ihn schon 23, 42 *percursant totis finibus nostris negligentius.* — C. 34. *Ibi* (bey den Alpenbewohnern) *non bello aperto, sed suis artibus, fraude, deinde insidiis, est prope circumventus.* Hr. *D.* verdammt das Wort *suis* als ein Einschiebsel, leugnend, dass gegen Hannibal seine Künste von den Alpenbewohnern gebraucht worden wären. Aber man erwäge, die Alpenbewohner stellten sich als Freunde, und griffen dann unerwartet den Hannibal hinterlistig an. Waren das nicht Künste des Hannibals, *Betrug* und *Nachstellung?* Liv. 22, 16 *Nec Hannibalem fefellit, suis se artibus peti.* Hr. *R.* erinnert nichts. Uns missfiel die Trennung der Worte *fraude insidiis* durch *deinde*, welche uns kraftlos, und aus *de in* entstanden zu seyn schien. Wir schlagen daher vor *fraude et insidiis.* — Glosseme und Einschiebsel argwohnt Hr. *D.* oft. So wird 21, 28 das *nantem, den schwimmenden*, unentbehrlich für den Sinn, — der Elephant verfolgte ja auch den schwimmenden — für ein entstellendes Glossem erklärt. So wird 22, 17 *calorque jam ad vivum, ad imaque cornuum adveniens*, die Worte *ad — cornuum* als Glossem zu tilgen vorgeschlagen, während Hr. *R.* das *adveniens* unnöthig mit *inclinans* zu vertauschen wünscht. — C. 43. *Dum sic aliquot spectatis paribus adfectos dimisisset, concione inde habita, ita apud eos locutus fertur.* Mit welchem Grunde das *dum*, gegen die Lesart einiger Handschriften *quum*, beybehalten wurde, begreifen wir nicht. Hr. *R.* nahm sprach-

richtig nach *Gronov's* Verlangen *quum* auf; so wie er 21, 46 *Hic erit juvenis*, gegen die andere von Hn. *D.* in Schutz genommene Lesart *hic erat juvenis*, gut vertheidigte und beybehielt. — C. 56. *Itaque quum jam in orbem pugnarent, decem millia ferme hominum, quum alii evadere nequivissent, media Afrorum acie — cum ingenti caede hostium perrupere.* Hr. *D.* behielt mit *Stroth alii* bey, während *Gronov* die andere Lesart *alia* als richtig erwies; welche auch Hr. *R.* aufnahm, nur ohne seinen Vorgänger zu nennen. Gegen *alii* streitet schon hinlänglich *nequissent*, welches dann in *nequirent* verwandelt werden müsste. Dafs aber Hr. *R.* mit *Gronov* hier *mediam Afrorum aciem* lesen will, davon sehen wir eben so wenig den Grund ein, als wenn Jemand 22, 3, statt *medio Etruriae agro praedatum profectus, per medium — agrum* zu lesen vorschlüge. — C. 58. *Haud longis inde temporibus, dum intolerabilia frigora erant, quies militi data est.* Hr. *D.* und *R.* stimmen für *Gronov's* Verbesserung: *haud longi inde temporis*; der erste mit dem speciellen Grunde: *Nam quies haud longis temporibus durissime dictum et vix Livianum videtur.* Diesen Grund erlaube uns Hr. *D.* zu verstärken, und zu behaupten, diese Verbindung war eben so Unsinn, als wenn Jemand sagen wollte: *iter longo tempore.* Allein *haud longis temporibus* gehört zu *quies data est* auf die Frage *wie lange.* Und so sehen wir keinen hinlänglichen Grund zur Änderung, wenn gleich das Gronovische als eine leichte Emendation sich empfiehlt. — Lib. 22, c. 9. *Ubi satis quieti datum, praeda ac populationibus magis, quam otio aut requie gaudentibus, profectus — devastat.* Zu *gaudentibus*, den *abl. absol.*, ergänzte *Stroth* richtig *militibus*, wie Tac. Ann. 1, 29. *Orantibus (militibus) rursum idem Blaesus et L. Apronius ad Tiberium mittuntur*, und Ann. 3, 33 *exhibita.* Dieser ablativische Satz gehört dann zu *profectus*, und giebt den Grund an, warum Hannibal sogleich, nachdem sie nur mäfsig ausgeruht hatten, aufbrach. Falsch bezogen die Gelehrten *gaudentibus* zu den Worten *ubi — datum*, und daher billigte Hr. *D. Gronov's* Vorschlag *quietis* und Hr. *R.* nahm ihn wirklich auf. — C. 24. *Ad quem (tumulum) capiendum si luce palam iretur, quia haud dubie hostis breviore via perventurus erat, nocte clam missi Numidae ceperunt.* Hier wollte *Gronov* das *ceperunt* streichen; ihm stimmte *Stroth* bey, ohne Einsprache von Hn. *D.* mit Hn. *R.* Allein die Numidier haben den Hügel wirklich genommen, wie das Nächste beweiset, und zu *ceperunt*, der Lesart aller Handschriften, wird bequem *eum* ergänzt. Der Bau der Construction ist ganz derselbe wie 21, 41: *Equestri proelio, qua parte copiarum conserendi manum fortuna data est, hostem fudi: peditum agmen, quod in modum fugientium raptim agebatur, quia adsequi terra non poteram, regressus ad naves, quanta maxima celeritate potui, tanto maris circuitu in radicibus Alpium obvius fui*, wo *ped. agmen* von *adsequi* regiert wird, wie *ad quem* zu *iretur* gehört, und darauf *illi* bey *obvius fui* zu ergänzen ist, nicht mit Hn. *R. hosti* aus dem vorhergehenden *hostem fudi.* So wird 4, 3. *Civis Romanus si sit ex plebe, praecisa spes consulatus erit?* richtig *ei* bey *praecisa* verstanden. — C. 34. *Cum quatuor militum legionibus universis pugnari posse, adparuisse eo, quod etc.* Hr. *D.* vertheidigt gegen *Crevier militum* — und nach ihm Hr. *R.* — eine *abundantia* annehmend, wie bey *classis navium* 22, 37 f. sey: *quinqueremes ad navium classem, quae cum T. Otacilio propraetore in Sicilia erant, quinque et viginti additae*, wo *Gronov* ein Zahlwort bey *navium* vermifst, diesem aber Hr. *D.* ein *redundat vox navium* entgegensetzt. — Aber das war ja gerade für *Gronov* der Grund der Änderung, dafs er keinen Grund der *abundantia* sah. Dieser mufs also gezeigt werden. *Classis* (κλῆσις) bezeichnet ursprünglich eine Versammlung oder *versammelte Menge.* S. *Forcellini's Lexicon* in *classis.* Man verbinde also *classis navium, quae erant* näher, *zu der Flotte* der *Schiffe, welche* u. s. w.; und man wird weder eine *abundantia*, noch eine Unrichtigkeit sehen. Damit kann also *legionibus militum* nicht gerechtfertigt werden. Allein auch dieser Ausdruck ist richtig, und bedeutet *römische Soldaten*, in Gegensatz von den *sociis*, denen die *milites* oft entgegenstehen, gerade wie 27, 38 *duo milia de legione militum* steht. Dort sagt Hr. *D.*, die frühere Stelle vergessend, *milites legionarios, si haec sana sunt (?), intelligendos esse censet Crevierius.* — C. 43. *Cum utriusque consulis eadem, quae semper ante, fuisset sententia, ceterum Varroni fere omnes, Paulo nemo, praeter Servilium, prioris anni consulem, adsentiretur, majoris partis sententia ad nobilitandas clade Romana Cannas, urgente fato, profecti sunt.* Hr. *R.* billigt die Erklärung seines Vorgängers: *pro fuisset malim esset, nam fuisset rectius ad quae quam ad eadem suppletur.* Allein wer erwägt, dafs in zwey Gliedern des Vorsatzes oder Nachsatzes die Zeitwörter auf einander bezogen werden können: dem kann die Beziehung des *adsentiretur* auf *sententia fuisset*, und die Richtigkeit des letzteren nicht entgehen. Wenn aber Hr. *D.* zu *quae ante semper* das *fuisset* für passend hält: so mag er wohl an den *modus* nicht gedacht haben. — C. 57 wird Hn. *D.* Änderung *sacrificiisque* oder *jaculisque* für *suppliciisque* von Hn. *R.* mit Recht verworfen und widerlegt. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Eurich: *XII in Kupfer gestochene Vorschriften zur Erlernung der englischen Handschrift von H. Brose in Berlin.* Ohne Jahrzahl. (16 Gr.) Diese Vorschriften zeichnen sich durch Leichtigkeit und Gefälligkeit der Schriftzüge, so wie durch Reinlichkeit und Genauigkeit des Stichs vor vielen aus. Hr. *B.* zeigt sich in denselben nicht nur als einen geschickten Schreibekünstler, dessen Hand sich viel geübt hat, sondern auch als einen scharfsichtigen Schreibmeister, der über Schönheit im Schreiben und Charakter der Schriftzüge nachgedacht hat. Wahrhaft geschmacklos aber ist der Titel zu diesen Vorschriften: die hier angebrachte Spielerey thut dem Auge gar nicht wohl. Vg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 23 JANUAR, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension von Döring's und Ruperti's Livius.

Lib. 23. C. 1 muſste *Gronov's* ſcharfſinnige Verbeſſerung: *Aecis* (für *his* oder *haec*) *Hannibal poſt Cannenſem pugnam captis ac direptis, confeſtim ex Apulia in Samnium moverat*, einen Platz bekommen für die gewöhnliche von Autorität der Handſchriften und dem Sprachgebrauche verlaſſene willkührliche Lesart: *Hannibal poſt Can. p. caſtra capta ac direpta, conf. — moverat.* Wer bloſs an der Stellung des Worts Hannibal Anſtoſs nimmt, der erinnert ſich nicht, daſs das Subject mitten in die *ablativos abſolutos* geſetzt wird. Hr. *R.* commentirt nicht beſſer an dieſer Stelle. Dagegen zweifelt er mit Unrecht an der Richtigkeit 22, 8: *ut in adfecto corpore quamvis levis cauſa magis, quam valido gravior ſentiretur*, und vermuthet mit *Drakenb.*, bey *valido* ſey *in* herausgefallen, ohne zu bedenken, daſs überhaupt bey Gegenſätzen der Griechen und Lateiner häufig Präpoſitionen nicht doppelt geſetzt werden. 21, 10: *Hanno cauſam foederis magno ſilentio propter auctoritatem ſuam, non adſenſu audientium, egit.* Eben ſo wenig war 23, 22 *cum fremitus indignantium tota curia eſſet* — eine Verbeſſerung nöthig: *tota curia pro in tota curia, niſi forte praepoſitio in, quae paulo durius — hic omittitur, exciderit.* Wenn *totus* bey einem Worte der Ortsbezeichnung ſich findet: ſo wird ja regelmäſsig die Präpoſition *in* auf die Frage *wo* ausgelaſſen. Cic. Cat. 2, 4, §. 7: *Quis tota Italia veneficus, quis gladiator* etc. Cic. p. L. Man. c. 11: *Quis enim toto mari locus tam firmum habuit praeſidium, ut tutus eſſet?* — Virg. Ecl. 1, 11: *Undique totis turbatur agris.* Mit Unrecht ſtritt daher ſchon ehemals *Döring* gegen die Verbeſſerung von *Crevier* 29, 32: *totaque Africa* (und in ganz Afrika) *fama mortis Maſiniſſae varie animos adfecit*, mit folgender Note: *totaque Africa pro: perque totam Africam. At mihi fama tota Africa* (ſo ſinnlos verband *Crevier* nicht!) *pro in tota Africa disperſa, vel: totam Africam pervagata, duriſſimum videtur.*

Wir gehen jetzt zu den letzten beiden Bänden, wo Hr. *D.* ohne *Stroths* Vorarbeit allein fortſchreitet, und vergleichen ihn auch da mit Hn. *R.* Es ſey uns erlaubt, das 30 Buch zu wählen. — C. 1 wird Licinius geprieſen in den Worten: *Is Romam reverteretur, bello quoque bonus habitus ad cetera, quibus nemo ea tempeſtate inſtructior habebatur, congeſtis omnibus humanis a natura fortunaque bonis.* *Drakenborch*, ohne Komma nach *habitus*, verbindet die Worte *ad cetera* mit *habitus.* *Man ertheilte ihm auch das Lob, ein guter Feldherr zu ſeyn, zu ſeinen übrigen Vorzügen.* Und ſo verband man richtig, wie ſchon der Gegenſatz von *quoque - ad cetera* zeigen konnte, und nachher die Worte *ſuper haec bellicae quoque laudis conſulatus eum compotem fecerat.* Die Worte *congeſtis omnibus - bonis* erklären uns, in wiefern *nemo inſtructior habebatur*, Niemand mehr Vorzüge zu beſitzen ſchien. *Cetera* generell bezeichnet alles, auſser der Feldherrnkunſt, was ihn ausgezeichnet machte, *Schönheit, Körperſtärke, Reichthum* u. ſ. w. Hr. *D.* conſtruirt die Worte *ad cetera*, von dem Vorigen abgeriſſen, und durch *ad ceteras virtutes* erklärt, mit *congeſtis* aus folgendem Grunde: *Si Livius nunc ad pro praeter poſuiſſet, haud dubie ad congeſtis adjeciſſet in eo.* Aber wer ſagt wohl *congerere bona in aliquo*? Wird die Frage *wohin* mit *in* und dem Ablativ beantwortet? Und wenn ja die Ergänzung der Präpoſition zu hart erſcheint: ſo ergänze man *ei*, wie bald nachher *eum* bey *compotem fecerat*, und bemerke, daſs *congerere alicui* ſo gut Latein iſt, als *congerere in aliquem*. Sen. d. Clem. 1, 14: *ambo laeſae majeſtati, quidquid potuimus titulorum, congeſſimus.* Plin. 33, 1. Eben ſo hat auch *conferre* doppelte Conſtruction. Die Vorzüge, *quibus nemo — inſtructior habebatur*, können überdieſs keine anderen geweſen ſeyn, als die, welche ihm *Natur* und *Glück* verliehen. — Nicht gründlich wird C. 5 die *gronoviſche* Verbeſſerung *primis* für *proximis* widerlegt, noch weniger gut von Hn. *R.* gebilliget, indem weder Wiederholung eines Wortes in kurzem Raum, bey Livius häufig (So 23, 26: *nec Numida Hiſpano eques par fuit, nec jaculator Maurus caetrato, velocitati pari, robore animi viriumque aliquantum praeſtanti*), noch der griechiſche Ausdruck des Polybius ein hinreichender Grund gegen alle Handſchriften iſt. Wenn gleich darauf Livius erzählt: *Et trepidatio, quanta neceſſe erat, in nocturno effuſo tam late incendio orta eſt*: ſo ſetzten Hr. *D.* und *R.* die nothwendige *gronoviſche* Verbeſſerung *quantam*, als eine ungewiſſe Vermuthung, deren man nicht bedürfe, in die Noten — ohne doch die Latinität zu rechtfertigen. Nicht glücklicher iſt C. 6 Hn. *D.* Anmerkung über *confuſus* von Hn. *R.* aufgenommen. — C. 7. Im karthagiſchen Senate wurden

über die jetzige Lage der Dinge und die zu ergreifenden Maſsregeln drey Meinungen in Vorſchlag gebracht, wovon die dritte, *tertia Romanae in adverſis rebus conſtantiae erat; reparandum exercitum, Syphacemque hortandum, ne bello abſiſteret, cenſebat.* *Drakenborch* und *Crevier* wünſchen *cenſebat* als nicht nöthig getilgt, auch der Kürze wegen. — Ihnen ſtimmt Hr. *D.* bey, ohne gezeigt zu haben, wovon denn *exercitum reparandum* abhänge, und — wenn das gezeigt werden könnte — was denn eigentlich an dem *cenſebat* miſsfalle. Denn wenn wir auch durch Streichung eines Worts der Rede mehr Kürze geben können, hat deſswegen der Schriftſteller ſo geſchrieben? Und beruht denn die Kürze auf einem Worte? Hr. *R.* ſah nicht ſchärfer. — C. 12 bey einer offenbar verdorbenen Stelle: *modo dextram complectens etc.*, wird *Gronov's* ingeniöſe Verbeſſerung nur angeführt, ohne die Nothwendigkeit zum Verändern zu zeigen, ohne die gemeine Lesart zu vertheidigen. — C. 13 erwiedert Syphax dem Scipio: *Tunc ſe inſaniſſe, tunc hoſpitia privata et publica foedera omnia ex animo ejeciſſe, quum Carthaginienſem matronam domum acceperit.* Hier ſchrieb Hr. *D.* aus einer Handſchrift von *Crevier tum.* Allein *tunc cum* kommt häufig auf einander bezogen vor, und Tibull. 3, 3, 9 ohne Variante. Eine einzige Handſchrift hat keine entſcheidende Stimme. Endlich wird *tunc* gewöhnlich von einer *früheren Zeit* gebraucht, auf welche *eine andere* im Gegenſatze mit *nunc* gewöhnlich wirklich folgt, oder als folgend gedacht werden muſs, wie hier. S. Cic. Philipp. 7, 5 und Nep. Timoth. 3. Aber Hr. *D.* wagt es ſogar in Beziehung auf dieſe Note 31, 2: *qui tunc in provinciis erant, tum* für das richtige *tunc* emendirt in den Text zu nehmen. — C. 14. *Non mediocri cura Scipioni animum pepulit*, Syphax durch ſeine Reden nämlich. *Drakenborch* hatte die Varianten und andere Meinungen durchgegangen, und fügte endlich, überzeugt von der Ächtheit unſerer Lesart, hinzu: *ſi quid mutandum, legerim: non mediocris cura Scipionis animum pepulit.* — Hr. *D.* führt zwecklos die Varianten an, hinzufügend: *Nec opus eſt, quod conjecit Drakenborchius: non mediocris cura — pepulit* — als ob es *Drak.* wirklich für nöthig gehalten hätte! — und dann *Drakenborch's* Vermuthung zur Hälfte gebrauchend, fährt er fort: *ſi quid mutandum ſit, legerim potius: non mediocris cura — pupugit.* Und warum? Weil nach drey Perioden *pepulerat* folgt, ein Grund, den wir ſchon oben zurück gewieſen. — C. 16. Die Geſandten der Karthager *veniam civitati petebant, civium temeritate bis jam ante everſae, incolumi futurae iterum hoſtium beneficio.* Warum Hr. *D.* und *R.* das von früheren Herausgebern für falſch erklärte, in einer Handſchrift wirklich ausgelaſſene *ante* im Text lieſsen, zu dem ſie eben ſo wenig eine Erklärung finden konnten, wie die vorigen Herausgeber, wundert uns weit mehr, als Hn. *D.* Verſuch, dafür *paene* zu ſetzen. — C. 16 dictirt Scipio den Karthagern die Friedensbedingungen; darunter *inſulis omnibus, quae inter Italiam et Africam ſunt, decedant.* Hr. *D.*: *pro ſunt malim: ſint.* Warum wurde aber nicht auch 23, 33 f., wo Hannibals Bedingungen der Verbindung mit Philipp aufgeführt werden, der Indicativ in *vergunt* wegemendirt in den Worten: *quae civitates continentis, quae inſulae ad Macedoniam vergunt, eae Philippi regnique ejus eſſent?* Hr. *D.* erinnerte ſich nicht der Geſetze der *oratio obliqua*, welche unbedingt fodert, daſs die Hauptſätze im *acc. c. inf.* oder Conjunctiv, die Zwiſchenſätze hingegen im Conjunctiv, oder auch im Indicativ zuweilen, dargeſtellt werden. Liv. 21, 27. Tacit. Ann. 1, 10. Hiſt. 1, 86. 2, 37. Cic. Epiſt. ad d. 51, 4. §. 10. Caeſ. B. G. 1, 41. 3, 40. Eben ſo nahm er 21, 49, wo der römiſche Prätor den Befehl ertheilt, *perque omnem oram qui erant, ex ſpeculis proſpicerent adventantem hoſtium claſſem*, mit *Stroth* an dem *erant* Anſtoſs: er tilgte es, und ſchlug für *qui* ein *quidam* vor, was auch ſchon *Faber* vorgeſchlagen hatte. Hr. *R.* nahm es ohne Bedenken auf. Allein die Menſchen, welche auf den Küſten ſignaliſiren ſollten, waren bereits dort, als der Befehl kam; daher betrachten wir das *adjectum qui erant* als Zuſatz von dem Schriftſteller. Daher der Indicativ. Daſs überhaupt die Geſetze der *oratio obliqua* von den Auslegern oft überſehen wurden, zeigen folgende Stellen. 21, 30 werden die Ermahnungen des Hannibal an ſeine Armee angeführt: *Nunc — in ipſis portis hoſtium fatigatos ſubſiſtere, quid Alpes aliud eſſe credentes, quam montium altitudines?* Hr. *D.* giebt uns in der Bemerkung: *credentes pro credere et hoc pro credunt*, ſelbſt einen Indicativ, nur in keinem Zwiſchenſatze, und an einer ganz falſchen Stelle. Und dennoch wiederholt Hr. *R.* auch dieſen Verſtoſs gegen die Grammatik. Wir erinnern nur an das griechiſche τί οἰηθέντας, τί παθόντας. — 30, 21 tadeln die alten Senatoren die Gleichgültigkeit der Römer bey dem Abzuge des Hannibal aus Italien. *Tranſitu in Italiam Hannibalis, quantum terroris pavoriſque, ſeſe meminiſſe; quas deinde clades, quos luctus incidiſſe? quae vota ſingulorum univerſorumque civium fuiſſe?* Hr. *D.* nimmt wahr: *forma illa orationis obliquae, quas clades incidiſſe pro quae clades inciderint, ſaepius apud Noſtrum obvia.* Dafür hätte wohl erörtert werden ſollen, welche Sätze der *oratio obliqua* im *Accuſ. c. inf.* ſtehen müſſen. — 31. C. 11. Die an den Maſiniſſa beſtimmten Geſandten werden auſserdem noch beauftragt, ihm die Gründe des Kriegs gegen Philipp zu entwickeln: *nunciare praeterea juſſi, bellum cum rege Philippo etc.* — und um Hülfe zu bitten. *Petere, ut ad id bellum mitteret auxilia Numidarum equitum.* Wie der Text jetzt beſchaffen iſt, hängt *petere* von *nunciare* ab, nämlich *ſe* oder *Romanos petere.* So erklären zwölf Zeilen nachher die Abgeordneten des Vermina: *Verminam quoque adniſurum, ne officiis in populum Romanum aut a Maſiniſſa, aut ab ullo alio vincatur. Petere* (natürlich *Verminam*), *ut rex ſociusque et amicus ab ſenatu adpellaretur.* So die Geſandten des Maſiniſſa in Rom 30, 17: *Petere,*

ut regium nomen ceteraque Scipionis beneficia et munera Senatus decreto confirmaret, et nisi molestum esset, illud quoque petere Masinissam, ut etc. Alle diese Stellen beweisen, dass, wenn *petere* gelesen wird, unsere Erklärung die einzig wahre ist. Hr. *D.* liess *petere* cursiv drucken, und verbindet nach *Gronov*: *petere sc. jussi. Sed Drakenborchius veterem plurimorum Codd. lectionem peterent, sive peterentque probat.* Wenn *jussi* aus dem Vorigen ergänzt werden soll: so muss durchaus aus einer Handschrift *petereque* aufgenommen, und *petere* wie *nunciare* gedeutet werden, wovon Hr. *R.* freylich, die *gronovsche* Bemerkung anführend, nichts sieht. Allein wir stimmen *Drakenborch* bey, welcher *peterentque* (*petere* ist Verbesserung von *Gronov*) aus den meisten und besten Handschriften billigt. Denn ungeachtet *Gronov* überall ändert, warum sollte nicht von *jussi* ein Conjunctiv abhängig gemacht seyn, da auf *jubere* der Conjunctiv mit und ohne *ut* folgt? Vorher liess *Drakenborch* in ähnlichem Falle 31., 8, 9: *Fulvius Gillo et ipse jussus ex eo exercitu — legere — id praesidio Siciliae provinciae esset, esset* drucken gegen *Gronovs* Vorschlag *esse*, wovon nach *Drakenb.* Hr. *D.* richtig sagt: *non opus est*, nur ohne Rechtfertigung. Aber eben so wenig Grund sieht Rec., warum man 23, 44: *quos (Nolanos) conlaudatos Marcellus in subsidiis stare, et saucios ex acie efferre jussit; pugna abstinerent, ni ab se signum accepissent*, nach *Gronovs* Willen die Lesart nur weniger Handschriften *abstinere* allgemein aufnahm. — 21, 35. *Praegressus signa Hannibal in promontorio quodam — consistere jussis militibus Italiam ostentat subjectosque Alpinis montibus Circumpadanos campos: moeniaque eos tum transcendere non Italiae modo, sed etiam urbis Romanae. Cetera plana, proclivia fore. Stroth* ergänzte bey *moeniaque dicit*, diess in *ostentat* suchend. Dagegen Hr. *D.*: *Supplendum potius est: jubet, quod latet in jussis militibus; nempe tum h. e. postquam Italiam ostentaverat militibus, eos jubet cett.* Wie kann man aber aus einem nicht unmittelbar vorhergegangenen Zwischensatze ein Hauptverbum ergänzen? Und der Begriff *befehlen* passt nicht zum Ganzen, am allerwenigsten zu *cetera plana, proclivia fore*, was hoffen und versprechen, aber nicht Hannibal gebieten konnte. Wo wird endlich *tum, darauf*, also in die Mitte geworfen? Der Sinn der Stelle ist: *Jetzt stiegen sie, sagt Hannibal zu seinen Soldaten, indem sie über die Alpen gingen, nicht nur über die Mauern Italiens, sondern auch Roms. Tum, jetzt*, wird wie das griechische τότε gebraucht. Liv. 21, 22. 31, 15. Auch *etiam tum* ist Beleg genug für diesen Gebrauch. Und dennoch wird 22, 22: *Abelux erat Sagunti nobilis Hispanus fidus ante Poenis, tum, qualia plerumque sunt barbarorum ingenia, cum fortuna mutaverat fidem*, ein *jam* für *tum* vorgeschlagen und von Hn. *R.* wiederholt! Und beide bemerkten bey *moeniaque* das Merkwürdige der Sprache nicht, dass, wo die *oratio obliqua* mit *que* anhebt, wie auch an anderen Stellen mit *et*, alle Mal *dicere* zu ergänzen ist. Tac. Annal. 1, 30: *Durabat et formido coelestis irae, nec* (aufgelöst und ergänzt *et dicebant non*) *frustra - adversus impios hebescere sidera, ruere tempestates.* Liv. 31, 30: *Deploraverunt vastationem populationemque miserabilem agrorum. Neque id se queri, quod hostilia ab hoste passi forent.* — 30. C. 18 beschreibt Livius die Bangigkeit der Römer bey dem Weggange des Hannibal aus Italien in einer *oratio obliqua*. Die Römer betrachten erst den Feldherrn wie furchtbar er sey, und dann die Armee. Vom Hannibal hiess es: *Nec Scipioni aut cum Syphace — aut cum Hasdrubale — rem futuram — sed cum Hannibale — qui senex vincendo factus, Hispanias, Gallias, Italiam ab Alpibus ad fretum monumentis ingentium rerum complesset.* Darauf geht die Rede zur Armee mit den Worten über: *Ducere (Hannibalem) exercitum aequalem stipendiis suis etc. Gronov* emendirte *duceret* für *ducere*, es mit *complesset* verbindend, und nahm es auf; ihm folgte *Le Clerc; Drakenborch* und *Crevier* gefiel die Verbesserung, sie trugen aber doch Bedenken, sie aufzunehmen. Dieses thut Hr. *D.*, *cum orationis nexus et ratio grammatica eam postulet. Oratio cohaeret ita: sed cum Hannibale — qui complesset — qui duceret exercitum perfusum sc. exercitum portantem.* Dann bestreitet er des *Doujatius* ungereimte Meinung, welcher *ducere* von einem früheren Worte *canere* abhängig gemacht hatte, mit den Gründen und Worten von *Drakenborch*. Wir wünschten entwickelt zu sehen, welche *ratio grammatica* die Verbesserung *Gronov's* verlange. Da diess nicht geschehen ist: so sey uns erlaubt zu bemerken, dass *Gronov* nicht der Grammatik wegen so emendirte, sondern um den Fluss und die Stärke der Rede zu vermehren. Allein warum ein *Asyndeton* hineinzumendiren sey, sehen wir keinen Grund, da die ganze Rede nicht kraftvolle Darstellung bezweckt, sondern die einzelnen Betrachtungen leicht neben einander hingeworfen werden. Denn es ist der Charakter der *oratio obliqua*, dass die einzelnen Gegenstände der Überlegung mehr leicht oder gar nicht verbunden auf einander folgen, als künstlich verknüpft werden. Und *ducere* hängt so gut, wie *rem futuram (esse)* vorher, und *obcursuros* nachher, von dem Worte ab, welches die ganze *oratio obliqua* regiert. Hiezu kommt, die zwey Gegensätze von Feldherrn und Armee werden durch die Verbesserung zerrissen. Und sollte endlich Einigen der Wechsel des Subjectes missfallen, da Hannibal vorher Object gewesen war: so bemerken wir, dass Livius kein Feind eines solchen Wechsels gewesen ist. 21, 17: *Nominatae jam antea consulibus provinciae erant, tum sortiri jussi.* 22, 7: *Quae Punica religione servata fides ab Hannibale est, atque in vincula omnes coniecti*, wo wir gern die *döring.* Verbesserung *qui* für *atque* entbehren nach den reichlichen Beyspielen, welche *Stroth* dort und 23, 18 not. n. gegeben, und trefflich entwickelt hat. Eine einzige Stelle von Tacitus Ann. 1, 51: *Exc vit ea caedes Bructeros, Tubantes,*

Usipetes, saltusque (*Bructeri, Tubantes, Usipetes*), *per quos exercitui regressus, insedere*, vertheidigt hinlänglich die Wendung des Livius. Hr. *R.* stimmt *Gronoven* bey, oder bietet uns gastfrey sein *et duceret* oder das schlechtere *ducens* mit einem *omnino legendum* an. Allein nach Gründen, wie schon die bisherigen Stellen zeigen, muss man bey Hn. *D.* und *R.* nicht fragen, wenn sie andere Verbesserungen billigen oder missbilligen, oder eigene vorschlagen. So 26, 7: *To quoque delevit J. Fr. Gronov, sed librr. vett. et Mss. Drakenb. constanter illud servant;* wie *Drakenb.* die Note abfasste. Aber wenn das *quoque* nun sprachwidrig, oder gegen den Sinn wäre? — 26, 29: *Fuit enim Scipio — compositus, pleraque apud multitudinem aut per nocturnas visa species, aut velut divinitus mente monita agens, sive et ipse capti quadam superstitione animi, sive ut imperia consiliaque velut sorte oraculi missa, sine cunctatione exsequerentur.* Hr. *D.*: *sive et ipse capti cett. legendum puto: sive esset ipse capti*, diese Vermuthung in der Vorrede p. VII mit andern der Art unter die der Wahrheit ganz nahe tretenden zählend. Hr. *R.* ergänzt *esset, nisi pro et cum Doer. leg. esset.* Wir können keines von beiden billigen. Denn sollte ergänzt werden: so müsste erst *erat* stehen, weil die Partikeln *sive, seu* an und für sich den Indicativ verlangen. Und auch hier fodern sie als Erklärungsworte des Livius, von Keinem gedacht und gesagt, den Indicativ. Und warum wird denn emendirt? Das erste Glied mit *sive* ist ja ein Participialsatz, *sive et ipse capti — animi* (ὤν). Dieselbe Construction giebt uns Tacit. wieder Ann. 3, 31: *Ejus anni principio Tiberius, quasi firmandae valetudini, in Campaniam concessit,* (*sive*) *longam et continuam absentiam paulatim meditans, sive, ut amoto patre Drusus munia consulatus solus impleret.* — 26, 22. *Manlius — venit petitque, ut pauca sua verba audiret.* Hr. *D.* schürzt hier selbst einen Knoten, um ihn zu lösen, mit der Bemerkung: *petitque, cum sequatur, ut — audiret, putes Livium scripsisse petiitque; sed saepius post praesens historicum imperfectum conjunctivi poni solet.* Hr. *D.* erinnerte sich nicht an den alltäglichen Gebrauch des Präsens bey den Historikern; und doch hat Hr. *R.* diese Vermuthung aufbewahrt.

Genug Proben von der Kritik beider Herausgeber! Wir kommen nun auf die Hauptsache dieser Ausgaben, auf die *Erklärung*, und wollen, um auch von dieser einige Proben zu geben, dieselben Bücher 21, 22 und 30 durchgehen. Liv. 21. c. 1. Unter die Ursachen, warum der Krieg so erbittert von Seiten der Karthager geführt wurde, zählt Livius: *Poenis* (*indignantibus*), *quod superbe avareque crederent imperitatum victis esse.* Beide Herausg. verstehen *avare* von der Begierde nach *Länderbesitzungen.* Aber wo heisst es das? Und fodert das hier der Zusammenhang? Die angeführte Klage bezieht sich auf die Wegnahme Sardiniens, dessen die Römer sich mitten im Frieden bemächtigten *superbe, im Gefühl ihrer Übermacht*, wie es *Heeren* im Handbuche d. a. G. S. 103, eingedenk dieser Stelle, richtig bezeichnet, und *avare, habsüchtig*, indem sie noch überdiess 1200 Talente Kriegskosten den Karthagern abzwangen. S. Polyb. 1, 88. Und das bestätigt der Sprachgebrauch. So meinten die Karthager von den Sardiniern 23, 32: *et proximo iis anno acerbe atque avare imperitatum*, die Römer quälten die Sardinier mit Abgaben und Contributionen, nicht durch Wegnahme von Ländern. In diesem Sinne schrieb Curtius IV, 11 ganz mit der Sprache des Livius: *Aegyptii, olim Persarum opibus infensi — quippe avare et superbe imperitatum sibi esse credebant — erexerant animos.* — C. 2. Hamilkar führte den afrikanischen und spanischen Krieg so, *ut appareret, majus eum, quam quod gereret, agitare in animo bellum.* Hier macht Hr. *D.* mit seiner Bemerkung: *cogita, Hannibalem quavis occasione tam insignem gloriae bellicae cupiditatem quam acerbissimum in Romanos odium ostendisse*, den berühmten Hannibal gar zu einem Wunderkinde, indem er ihn, als *vierjährigen* Knaben, den Krieg gegen die Miethtruppen und darauf gleich den spanischen führen lässt. — C. 3. *An hoc timemus, ne Hamilcaris filius nimis sero imperia immodica et regni paterni speciem videat?* Hr. *D.* bemerkt hier: *de immodica imperandi libidine, quam in Hispania inprimis ostendebat Hasdrubal, vide, quae etc.* Aber wir sehen hier im Livius keine Sylbe und Spur von der Herrschbegierde des Hasdrubal. — C. 4. *Neque Hasdrubal alium quemquam praeficere malle, ubi quid fortiter ac strenue agendum esset.* Hr. *D.* ergänzt *exercitui* zu *praeficere*, Hr. *R. militibus.* Woher? Warum? Keine Sylbe. Die Zeitwörter *praeficere, praeponere, praesidere, praeesse* werden im militärischen Sinne absolut von der Übertragung oder Führung des Commandos gesetzt. So gleich nachher C. 12, und 29, 34, welche Stelle Corte zum Sallust. p. 64, nicht richtig verstanden, missbrauchte. Tac. Histor. 2, 23: *nam eos quoque Otho* (wie für *Otho quoque* zu verbessern ist) *praefecerat.* Ann. 3, 74: *Cornelius Scipio legatus praefuit, qua praedatio in Leptinos.* Hier ergänzt Hr. *R.* unkundig des Gebrauches *ei viae s. parti* bey *praefuit.* Liv. 27, 15: *Igitur Democrates, qui praefectus antea classis fuerat, forte illo loco praepositus, postquam vidit* etc., wo Hr. *D.* selbst mit *Drakenborchs* richtigen Bemerkungen über *praeponi* und *praeesse* gegen *Rhenanus* kämpft. Ann. Tac. 1, 16 *praesidere.* Ergänzungen, die man aus der Luft greift, ohne zu zeigen, woher sie gekommen, führen die Jugend zur Ungründlichkeit. Leider sind solche Anmerkungen bey beiden Herausgebern nicht selten: wie C. 11 bey *adfectos* ergänzt Hr. *D. metu*; c. 24 zu *sollicitarent* beide *ad seditionem*; c. 52 bey *terrae laboranti* Hr. *D. malis populationis;* 22, 3 *speciosa sc. dictu* beide; c. 55 bey *fore*, unnöthig und falsch, Hr. *D. obvios;* 23, c. 1 beide *fidem* bey *accipere* und *defectionem* bey *detrectantes*, als ob Zusammenhang und Gegensatz die Worte nicht klar machten. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JANUAR, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension
von
Döring's und Ruperti's Livius.

C. 4. *Nullo labore aut corpus fatigari aut animus vinci poterat.* Bey der Zeichnung des Charakters von Hannibal, meint Hr. *D.*, habe Livius Sallustius Beschreibung des Catilina vor Augen gehabt. Wie? Hat er Sache oder Sprache von da entlehnt? Wird Hannibal zu einem Catilina herabgewürdigt? — C. 4. *Vestitu nihil inter aequales excellens, arma atque equi conspiciebantur.* Hr. *R.* versteht unter *aequales milites, qui omnes aequales vestitu*, ohne Sinn: Hannibal trug sich so, wie alle Soldaten, welche sich ihm gleich trugen! Und weder können gemeine Soldaten *aequales* oder Feldherrn in dem Sinne genannt werden, noch ist es wahrscheinlich, dass Hannibal wie die gemeinen Soldaten sich kleidete. — C. 5. Hannibal will alle Völker um Sagunt herum mit Gewalt bezwingen, oder durch Bündnisse mit sich verbinden, um dadurch Gelegenheit zum Kriege gegen Sagunt zu finden. *In Olcadum fines prius induxit exercitum, ut non petiisse Saguntinos, sed rerum serie, finitimis domitis gentibus, jungendoque tractus ad id bellum videri posset.* Bey *jungendoque* ist *eas* aus *finitimis gentibus* zu ergänzen, und *jungere* in der Bedeutung: mit sich verbinden, zu nehmen. Liv. 1, 19: *cum omnium circa finitimorum societate ac foederibus junxisset animos.* Tac. Ann. 3. 43: *ut eo pignore parentes propinquosque eorum adjungeret.* Liv. 21, 58: *in Etruriam ducit, eam quoque gentem, sicut Gallos Liguresque, aut vi aut voluntate adjuncturus.* Virg. Aen. II, 265. *Adspiciunt socios atque agmina conscia jungunt.* Hr. *D.* hingegen ergänzt *jungendoque sc. Saguntinos. Apud Liv. saepe nomina, quae statim* (6 Zeilen vorher in einer anderen Periode) *praecesserunt, omitti solent.* Hannibal *wollte den Schein haben, zum Kriege gegen Sagunt, gezwungen zu seyn dadurch, dass er Sagunt mit sich verbinden wollte!!* *Stroth* fasste die Sprache nicht richtig, und Hr. *R.* leistete nichts — als dass er die Meinung Aller zusammentrug. — C. 6. Die Römer schickten Gesandte nach Spanien, *quibus si videretur digna causa, et Hannibali denunciarent, ut ab Saguntinis — abstineret, et Carthaginem in Africam trajicerent etc.* Hr. *D.* ergänzt unbestimmt bey *digna caussa sc. ob quam sociis adessent auxilio*, ohne zu bedenken, dass die Worte sich auf die beiden Gegensätze *et denunciarent - et trajicerent* beziehen, *wenn sie hinlänglichen Grund fänden.* — C. 12. *Strataque omnia recentibus ruinis advenienti Hannibali ostendit* (*Maharbal*) soll wiedergegeben werden durch die *döringsche* Umschreibung: *et quidquid muri recens prostratum atque dejectum esset!* Warum denn bey sonnenklaren Worten den Lesern einen falschen Sinn angeben? — C. 17. *Nominatae jam antea consulibus provinciae erant, tum sortiri jussi.* Hr *D.*: *ut hujus belli gerendi imperium consulibus committeretur, jam antea a Senatu decretum fuit.* Damit glaubte er nämlich den Sinn von *provincia* wiederzugeben, welches Wort ursprünglich *negotium et munus belli administrandi* (S. *Forcellini*), dann den Begriff des Ortes zuweilen erhält, wie die obige Stelle c. 5. beweist. *Velut: Italia ei provincia decreta esset.* Hr. *R.* verstand die Stelle richtig. — C. 17. *Cum his terrestribus maritimisque copiis T. Sempronius missus in Siciliam, ita in Africam transmissurus, si etc.* Hr. *D.*: *ita h. e. inde sc. eas. Ita* für *inde?* Und wozu das Supplement *eas* bey *transmissurus?* Was wird er c. 20 *constante fama, jam Iberum Poenos transmisisse*, und in hundert anderen Stellen ergänzen? Hr. *R.* ergänzte eben so falsch *eas, ita* ziemlich richtig durch *tum demum* erklärend; nur dass *tum demum* einen grösseren Nachdruck hat, während *ita, si, dann, wenn*, einfach verbindet. 21, 19: *ita id* (*foedus*) *ratum fore, si populus censuisset.* — C. 20. Die Gallier erwiedern: *audire sese, gentis suae homines agris finibusque Italiae pelli a populo Romano, stipendiumque pendere et cetera indigna pati.* Hr. *D.*: *cetera h. e. alia, ut saepe apud nostrum.* Auch so Hr. *R.*, auf *Drakenborch* hinweisend, welcher keine Sylbe davon gelehrt habe. — Allein *cetera* zeigt bestimmt an *die übrigen allgemein bekannten Misshandlungen der Römer.* So soll umgekehrt *alii* für *ceteri* stehen, sogar für *reliqui*, wie gesagt wird zu Liv. 21, 56, 22, 46. 56 und 30, 10. Wenn gleich Livius sein *alius* zuweilen sonderbar gebraucht hat: so kann es doch unmöglich *so* willkührlich behandelt werden. — C. 22. Hannibal hatte im Traume das Verbot bekommen, sich nicht umzusehen auf dem Wege; dennoch, wird erzählt, *Hannibalem cura humani ingenii, quum, quidnam id esset, quod respicere vetitus esset, agitaret animo, temperare oculis nequivisse.* Hier soll *cura humani ingenii* gezwungen *Neugier-*

de bezeichnen. Es bedeutet blofs natürlich *menschliche Ängstlichkeit.* — C. 23. Hannibal schickt nach der Entweichung der Carpetaner 7000 Unzufriedene nach Haus (*dimisit*), *Carpetanos quoque ab se dimissos simulans.* Hr. *D.* nimmt *quoque* für *insuper, praeterea.* Also construirt er *simulans quoque, sich überdiess stellend!* Wenn Hr. *D.* in den Worten *quos sedes suae tenuerant* eine *inversa constructio* erkennt, für *qui sedes suas tenuerant:* so verkennt er die Eigenthümlichkeit in *locus me tenet, ein Ort fesselt mich,* welche *Gronov* richtig verstand. — C. 38. *Eo magis miror ambigi, quanam Alpes transierit* (*Hannibal*), *et vulgo credere, Penino — transgressum.* Hr. *D.* bey *vulgo credere: sc. homines vel omnes. Omnes* ergänzt auch Hr. *R.*, ohne zu bedenken, dafs *credere vulgo* und *credere omnes* zwey ganz verschiedene Dinge sind. C. 43. Hannibal spricht: *Hic vobis terminum laborum fortuna dedit: hic dignam mercedem emeritis stipendiis dabit.* Hr. *D.* commentirt *emeritis stipendiis h. e. iis, qui stipendia emeruerunt, veteranis.* Hannibal ermahnt also seine Soldaten so, dafs er nur denen, welche eine gewisse Anzahl Jahre dann gedient haben, Belohnungen verspricht. Aber wie konnte eine solche Aufmunterung seinen Soldaten Muth machen? Die Worte *emer. st.* müssen zwischen zwey Kommata gesetzt und gefafst werden *nach Vollendung des Krieges*, wie Hr. *R.* sie richtig verstand, nur schlecht interpungirte. — C. 49. *Simul itaque* (*quamquam de industria morati cursum navium erant Carthaginienses, ut ante lucem accederent Lilybaeum*) *praesensum tamen est, quia luna pernox erat, et sublatis armamentis veniebant, extemplo datum e speculis signum.* Hr. *D.*, wie *Stroth*, fafst die Wortstellung hier falsch, indem er construirt: *quamquam de industria — tamen, simul itaque* (*sic?*) *praesensum est, quia — extemplo etc.* Wenn aber zu *praesensum* das Subject *es*, *Carthaginienses accedere Lilybaeum,* aus dem Zwischensatze ergänzt, *tamen* auf das *quamquam* des Zwischensatzes, wie häufig bezogen wird, und bey *extemplo* der Nachsatz beginnt: so sehen wir gar keine Nothwendigkeit, welche zu einer solchen Verwerfung der Worte berechtigte. Hr. *R.* begnügt sich zu zeigen, wie Livius hätte *proprie* sprechen müssen, und wie er *brevius* gesprochen habe, *als ob Kürze gegen Eigenthümlichkeit streite!* Solche Verwirrung der Begriffe! — L. 22, Cap. 2. *Galli neque sustinere se prolapsi, neque exsurgere ex voraginibus poterant, aut corpora animis aut animos spe sustinebant, alii fessa aegre trahentes membra, alii — morientes.* Hr. *D.* mit Beystimmung von Hn. *R.* erklärt: *alii — trahentes, alii — morientes sc. erant, et hoc pro trahebant, moriebantur; de quo loquendi genere vid. Davis. ad Cic. de Nat. Deor. IV, 44.* Auch das Citat giebt Hr. *R.* treulich wieder. Wir kennen kein *viertes* Buch Ciceros de Nat. Deor., eben so wenig eine solche Behauptung von *Davies.* Wir bedauren, dafs beide Editoren den Nominativ mit dem Participio bey der Theilung nicht kennen, in Beziehung auf das vorhergehende allgemeine Subject. Tac. Hist. 1, 55: *Inferioris tamen Germaniae legiones sacramento pro Galba adactae — ; ceteri silentio proximi cujusque audaciam exspectantes.* — C. 5 sind *gemitus vulnerum* die Seufzer, welche ihnen die Wunden beym Empfangen abzwangen, nach einem bekannten Gebrauch des lateinischen und griechischen Genitivs. Hr. *D.* commentirt: *vulnerum, eorum, qui vulnera acceperant, vulneratorum,* als ob *vulnerum* für *vulneratorum* stehen könnte. Und Hr. *R.* hat sich ganz hier verirrt: *ad gemitus vulnerum; ob vulnera. Vid.* 1, 5, 5 (gänzliche Verkennung des Begriffes des lateinischen Genitivs) — *vel vulneratorum* (!!) — *vel potius: ad sonum vel ictuum vel telorum, vulnera infligentium.* Nun folgt die Erörterung, dafs *gemitus* jeden Schall (*omnem sonum*) bedeute — also ist auch wohl lateinisch *gemitus cantus!* — und dafs *vulnera* gebraucht werde für *ictus vulnere.* — Guten Götter! Und die Note schliefst mit gleicher Vortrefflichkeit: *Hinc quoque synon. h. l. junguntur gemitus vulnerum ictusque corporum aut armorum, Töne der Schläge, und Schläge der Körper oder Waffen.* Unerträglich und ekelhaft ist in den Anmerkungen des Hn. *R.* das stete Schwanken und die unaufhörliche Ungewifsheit. Vgl. 30, 13. — C. 17. Die Römer stofsen auf die leichten Truppen des Hannibal. Hier schreibt Livius: *Ceterum nox, aequato timore, neutros pugnam incipientes ad lucem tenuit.* Hr. *D.* ergänzt bey *tenuit* die Worte *in pugna, quam inceperant: Fugientes nimirum manus quidem cum levi hostium armatura conserere inceperant, sed, cum nox timorem aequaret, neutri ad lucem usque in pugna perseverarunt.* Livius sagt also, beide auf einander gestofsene Theile hätten, bis es tagte, keinen Kampf angefangen: Hr. *D.* läfst sie bis an den Morgen im Kampfe verharren. Und in der Erklärung dieser Erklärung *Fugientes: nimirum etc.*, legt er einen anderen abweichenden Sinn dar: Sie hätten zwar zu kämpfen angefangen, allein in der Furcht der Nacht hätten beide nicht bis an den Morgen fortgekämpft. Diesen Misverstand vermied hier Hr. *R.* glücklich. — Cap. 19. Die karthagische Flotte merkte nichts von der Ankunft der feindlichen Flotte, *nondum aut pulsu remorum strepituque alio nautico exaudito, aut aperientibus classem promontoriis*, d. h., *weil die Vorgebirge die feindlichen Schiffe noch versteckten, hinter denen sie segelten.* Unpassend ist die Bemerkung; *promontoria aperiunt classem, quando illa ex iis potest conspici.* Denn wir begreifen nicht, wo er diese *promontoria* sucht. — C. 20. Um *Iberum incolunt* gegen das *gronovische accolunt* zu rechtfertigen — seine Note ist sehr ungewifs — behauptet Hr. *D.*: *Graeci quoque, certe poëtae, dicere solent ναίειν ποταμὸν pro παρὰ ποτ.* Hr. *R.* wiederholt die ganze Note, ohne eine einzige Stelle zu dem wunderbaren Sprachgebrauche anzuführen, dafs *ναίειν ποταμὸν am Flusse wohnen* bedeute. Die Griechen unterschieden immer richtig *auf dem Flusse*

und *an dem Flusse wohnen.* — C. 26. Bey den Worten: *sed qui vere ditionis imperiique Romani facti sunt, obsidibus datis, populi, amplius fuerunt centum viginti* — wie die Stelle zu interpungiren ist — wird die Erklärung von *populus* neu seyn, wenn Hr. *D.* bemerkt: *per populos non gentes et civitates, sed singulorum oppidorum* (sic) *incolas intelligendos esse, tironum causa monendum videtur.* Er wollte wohl sagen, man solle sich nicht grosse Völker, wie das römische der damaligen Zeit, denken. Diese unrichtige Erklärung und Ansicht des damaligen Zustandes Spaniens nahm Hr. *R.* auf, ohne die *tirones* zu berücksichtigen. — C. 24. *Hunc* (*Numerium*) *principem genere ac divitiis non Boviani modo, unde erat, sed toto Samnio, jussu dictatoris octo millia peditum et equites quingentos ducentem in castra, ab tergo, cum adparuisset Hannibali, speciem parti utrique praebuisse novi praesidii.* Dass Numerius in den Rücken des Hannibals erschienen ist, kann wohl Niemanden zweifelhaft scheinen. Warum also zu *adparuisset* ein *illa* ohne Sinn und Beziehung ergänzen? — C. 39. In der Unterredung des Fabius mit dem Ämilius Paulus will der erste zeigen, dass nur Eine Art, gegen den Hannibal Krieg zu führen, gewählt werden müsse, die nämlich, welche er und die folgenden Consuln gewählt hätten. Um aber nicht als ein unbescheidener Lobredner seiner Einsichten zu erscheinen, erinnert er voraus: *Nec gloriandi tempus adversus unum est, et ego contemnendo potius, quam adpetendo gloriam modum excesserim; sed ita res habet: una ratio belli gerendi adversus Hannibalem est, qua ego gessi* — wie gegen Hn. *D.* und *R.* die Interpunction zu berichtigen ist. — Diese Stelle enthält offenbar den Sinn: Unzeitig wäre es von der einen Seite, sich gegen *einen* zu rühmen — hätte ich mich rühmen wollen, so könnte ich es ja *vor der ganzen Menge* thun — und von der anderen Seite verachte ich den Ruhm mehr, als dass ich danach strebe; aber dennoch muss ich behaupten, ich habe die beste, die einzige Art, Krieg zu führen, gewählt. Nachdem er sodann die Gründe dafür von beiden Seiten dargelegt hatte: so führt er ein Beyspiel von dem guten Erfolge dieser Manier an: *quamdiu pro Geronii, castelli Apuliae inopis, tamquam pro Carthaginis moenibus* — ! Allein sein Gefühl für Bescheidenheit läſst ihn nicht endigen. Er unterbricht das einzige Beyspiel gleichsam mit den Worten: *Sed ne adversus te quidem ego gloriabor. Nicht einmal gegen dich will ich mir erlauben, mich zu rühmen, der du mich einsichtsvoller beurtheilst* — im Gegensatze der Menge. Und so geht er gleich zu den nächsten Consuln über. *Stroth* ergänzte hier bey *unum* ohne Grund *te*, wiewohl er das Übrige richtig verstand. Hr. *D.* stiess sich an dieses Supplement, und nahm an, die Worte: *Sed ne — gloriabor,* ständen mit *adversus unum* in Widerspruch, *cum particulae ne-quidem, jam ante de alio, contra quem gloriari videri posset Fabius, sermonem fuisse, aperte innuant.* Aber diese Erklärung irret von dem äusserst einfachen Gegensatze: *was ich gegen keinen gethan habe, und thun werde,* weit ab, und setzt einen Gegensatz von einigen weiter als zwanzig Zeilen vorhergegangenen Worten! Endlich bezieht Hr. *D.* *unum* auf den Varro. Wir begreifen nur nicht, was es hier heisse: *es ist keine Zeit, gegen den einzigen Varro mich zu rühmen.* Hr. *R.*, nach seiner Sitte, verdirbt es human mit Keinem, stimmt erst der *strothischen* Erklärung bey, und fügt dann auch zur *döringschen* sein *recte, opinor.* — C. 40. Wenn Ämilius dem Fabius die Erklärung giebt: *At si quid adversi caderet, hostium se telis potius quam suffragiis iratorum civium caput objecturum,* so erklärt Hr. *D.* die *suffragia civium, die richterliche Entscheidung,* durch *arbitrium.* Konnte wohl Ämilius in dem Sinne von seinen Römern als Richtern sprechen? Hr. *R.* schrieb Hn. *D.* nach. — C. 43. *Hannibal, postquam motos magis inconsulte Romanos, quam ad ultimum temere evectos vidit, nequidquam, detecta fraude, in castra rediit.* Hr. *D.* giebt den Sinn des malerischen Ausdruckes *evectos* mit *abreptos* wieder, ohne den Begriff von *progredi* im Geringsten auszudrücken, welchen uns klar auch Tacitus in den Worten darbietet, Ann. 12, 14: *hostem, longius evectum, integer a tergo globus circumvenit.* Überdiess werden die Worte *detecta fraude,* ohne Gründe, für ein Glossem erklärt: eine Vermuthung, welcher Hr. *R.* beytritt. Richtiger aber verstand der letztere, 22, 51, die Erzählung von dem Numidier, auf dem der Römer lag; nur dass er zu Erklärungen wieder unnöthige Vermuthungen häufte. — C. 52. (*Romani*) *pacti, ut arma — traderent — et ut — abirent, in castra hostes acceperunt.* Nur die Römer konnten weggehen, nur sie den Feinden die Thore öffnen — denn von der Übergebung des Lagers wird gesprochen. — C. 59 erklären die Abgesandten der Gefangenen: wofern sie nicht ihre Sache (*causa sua*) in einem besseren Lichte betrachteten, als sie zu betrachten sey: so meinten sie, sie verdienten ausgezeichnete Berücksichtigung. *Ceterum nisi nobis plus justo nostra placet causa, non alii umquam minus negligendi vobis, quam nos in hostium potestatem venerunt.* Hr. *D.* erklärt: *nostra causa h. e. sortis nostrae conditio, die Beschaffenheit unserer Lage.* Aber ist das *causa partium*? Ihre Lage war ja die Lage aller Gefangenen, welche ausgelöst werden können. — C. 59 sprechen die Abgesandten von der Schande, nicht ausgelöst zu werden. *Rediere Romam quondam remissi a Pyrrho sine pretio capti, sed rediere cum legatis, primoribus civitatis, ad redimendos sese missis: redeam ego in patriam, trecentis nummis non aestimatus civis?* — wie die Stelle interpungirt werden muss — und erklären, sie würden nicht zurückkehren, wenn Hannibal sie auch ohne Lösegeld entlassen wollte, *Bürger, die das Vaterland nicht einmal 300 Denare werth geachtet hätte.* Dagegen belehrt uns Hr. *D.* in seiner Anmerkung, dass man in Rom keinen Bürger 300 Denaren hochgeschätzt habe. Hr. *R.* nahm diese Schätzung der römischen Bürger auf, und fügte einen Zusatz von gleichem Gehalt hinzu:

loquutus et (?) *nomine* (sic?) *captivorum, im Namen der Gefangenen.* — C. 60. In der Gegenrede des Manlius Torquatus: *Si tantummodo postulassent legati pro iis, qui in hostium potestate sunt, ut redimerentur, sine ullius insectatione eorum, brevi sententiam peregissem,* folgt der Gegensatz: *Nunc autem quum etc.* Hr. *D.* versteht hier unter *iis, qui in h. p. sunt*, die im Kampfe Gefangenen (*in acie captos*), und alle, welche durch Gewalt in Feindes Hände gerathen sind. Aber waren denn die, welche sich mit dem Lager übergaben, damals weniger in *Feindes Gewalt?* Und womit zeigt denn Livius an, dass er nur diejenigen meint, welche Hr. *D.* versteht? Die Worte, *qui in h. p. sunt*, umfassen alle Gefangenen, und stehen ohne allen Gegensatz. Der Sinn ist: Hätten die Gesandten nur für die Gefangenen um Auslösung gebeten: so würde ich mich kurz erklärt haben. Nun aber, da sie sich sogar schamlos gerühmt haben, muss ich ihr schändliches Benehmen darlegen. — Hr. *R.* mischt Wahres und Falsches unter einander, und verwirret den *tironibus* alles, damit sie nicht zur Klarheit kommen. — Lib. 23, C. 2. *Vocato Senatu, quum* (*Pacuvius*) — *praefatus esset, quippe qui — dedisset; ceterum majorem multo rem magisque timendam instare — quum omnes victi metu permitterent; claudam in curia vos, inquit etc. Stroth* fing den Nachsatz an bey *ceterum*, wie seine Ergänzung dabey: *confirmat vel ait*, anzeigt, wogegen Hr. *D.* nichts erinnert. *Bauer* nahm mit *Duker* eine Anakoluthie an. H. *R.* führt Aller Vermuthungen auf. Allein keiner dieser Vorschläge trifft zum Ziele. Bey einer genauen Betrachtung der Stelle und Vergleichung mit Livius Manier zu sprechen, wird es deutlich, dass der Nachsatz bey *quum omnes — inquit* anhebt. *Nachdem Pacuvius vorher erklärt hatte*: — *so sprach er, da alle, durch Furcht bewogen, sich ihm überliessen: ich will euch einschliessen* u. s. w. Dann muss vor dem zweyten *quum omnes* kein Punctum, wie bisher, stehen, und die Form der Periode mit einem doppelten *quum* ist ganz ähnlich einer anderen Periode 28, 40: *quum Africam — id consilium quum placeret, — Q. Fabius inquit.* — Lib. 30, 3. *Carthaginienses deduxerant naves.* Hr. *D.*: *deduxerant sc. ex littore, quo naves subductae fuerunt, in mare; cf. supr.* XXIX, 1 *et ibid. not* 7, und dort zu *naves Panormi subducit: sc. e mari in littus, uti deducere, e littore in mare trahere naves. Sic apud Gr. etc.* Wir sehen nicht ein, warum hier die Note wiederholt wurde, wenn auf die frühere verwiesen werden sollte, während das frühere 28, 45 *naves in aquam deductae sint*, leer ausging. Ja die ganze Anmerkung zu 29, 1 über *subducere* und *deducere* finden wir mit allen griechischen Citaten bereits zu 23, 34 am Ende p. 364 (und bey Hn. *R.* zu 8, 26, 1). Es begegnet Hn. *D.* oft, dass er an späteren Stellen frühere Anmerkungen vergisst, sie also ganz wiederholt, oder sich auch wohl widerspricht. So hat er namentlich das reciproke *vertere* über zwanzig Mal erklärt. Überdiess läst Hr. *D.* zweymal die Schiffe *aus dem Ufer ziehen: ex littore deducere* oder *trahere*, während die Lateiner sie *vom Ufer* herabziehen, *littore deducere* Virgil. Aen. 4, 398. Vielleicht dachte er an *deducere ex navalibus naves* 41, 4, oder *educere e portu*, was doch verschieden ist. Hr. *R.* dagegen zu 8, 26, 1 auf eine andere Manier *deducit naves portu*, zieht die Schiffe *vom Hafen*! — C. 3. *si forte eum satias amoris in uxore ex multa copia cepisset.* Hr. *D.*: *in uxore dictum est pro: in uxorem* (so auch Hr. *R.*). *Exempla vide apud Drakenb.* Wir finden allerdings bey *Drakenb.* eine unpassende Ansicht der Construction in seinen Worten: *amor in uxore eodem modo, quo ardere in Briseide.* Allein von der Ungereimtheit, als habe er *ardere in aliqua* für *in aliquam* genommen, ist es Pflicht Drakenborch zu befreyen. *In uxore* gehört zu *satias amoris cepisset:* wenn er vielleicht *bey der Frau* des Genusses überdrüssig geworden sey. Sehr richtig verglich *Gronov*, der feine Kenner der Latinität, aus Ovid. Met. IV, 258: *Venerisque modum sibi fecit in illa.* Eine Stelle gleicher Construction ist bey Tac. Ann. 3, 24: *D. Silanus in nepti Augusti adulter.* — Cic. Ep. ad div. 3, 8: *Studia mihi eorum placere, quod in te bene merito grati essent.* S. Liv. 42, 9: *in Liguribus*, und *Drakenborchs* Beyspiele zu Liv. 28, 40 p. 275. — Cap. 4. Die Hauptleute des Scipio sollten untersuchen *situm formamque, et universorum castrorum et partium, qua Poeni, qua Numidae haberent.* Hr. *D.* erklärt *haberent* für *habitarent* nach *Drakenborch*, anführend aus eignem Sprachschatze ein Beyspiel aus Cic. ad div. VII, 6: *quae Corinthum, arcem altam haberent* (Hr. *D. habebant*) *matronae, opulentae* mit dem Zusatze: *exempla aliquot Liviana suppeditat Drakenborchius.* Allein dieses Mannes Beyspiele passen eben so wenig, als Hn. *D.* Anführung. Es wurden Beyspiele verlangt, dass *habere* absolut ohne Object stände für *habitare, degere.* Diese findet man; z. Beyspiel beym Plaut. Menaech. Prol. 69: *qui Syracusis habet.* Wir erkennen ganz den Gebrauch des griechischen ἔχειν, wie bey Sophocl. Philoct. 22: εἰτ ἔχει χῶρον πρὸς αὐτὸν τόνδε. Hr. *R.* wird hier unstät von Erklärung zu Erklärung, von Verbesserung zu Verbesserung getrieben. — C. 4. Es kommt ein Abgesandter des Syphax mit des Königs Willen zum Scipio, worauf dieser antwortet: *Ac nuncio regis quum relaturum se ad consilium dixisset, postero die respondit, se uno frustra tendente, nulli alii pacem placuisse, er habe sich die grösste Mühe gegeben, den Frieden durchzusetzen; allein kein anderer seiner Officiere habe ihn gebilligt.* Hr. *D.* ergänzt bey *nulli alii*: *neque Syphaci neque Hasdrubali.* Aber wie? die feindlichen Generale nehmen Antheil an den römischen Berathschlagungen, und merken in ihrer Dummheit Scipios Betrug nicht? Hr. *R.* hat sie beide sich klüger gedacht, bemerkend: *nulli alii sc. legatorum aliorumque, qui in consilio adfuissent*, nur mit exquisiter Latinität *nulli alii — aliorum.* —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 JANUAR 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

Beschluss der Recension von Döring's und Ruperti's Livius.

C. 4: *Tandem relatum responsum, quibusdam — iniquis per occasionem adjectis.* Hier bekommen wir ein feines grammatisches Supplement: *conditionibus* zu *quibusdam iniquis.* Grammatischer, aber gleich schlecht, ist das Supplement zu c. 10: *Fidentes sc. viribus suis*, während der absolute Sprachgebrauch von *fidere* gezeigt, und aus 1, 46. Cic. Tusc. 3, 7. Virg. Aen. XI, 370 bewiesen werden musste. Dahin rechnen wir auch die Ergänzung bey c. 11 *audentem;* und cap. 14: *Haec non hostili modo odio, sed amoris etiam stimulis — quum dixisset*, die Supplirung des *agitatus* bey *stimulis.* C. 6: *Quibus caesis omnibus, praeterquam hostili odio, etiam ne quis nuncius effugeret, extemplo Scipio — portas invadit. Sie wurden, abgerechnet, dass man sie als Feinde niederhieb, auch desswegen alle niedergemacht, damit keiner mit Nachrichten entwischen könnte.* Hr. *D.*, wie Hr. *R.*, commentirt: *praeterquam quod ex hostili odio fieri solet, praeter hostile odium.* Aber welch ein Sinn! *Sie alle wurden niedergehauen, nur der feindliche Hass nicht*!! So wenig vermochten beide ein *praeterquam* zu erklären, welches ein *adverbium aut conjunctio excipiendi, post se habens casum verbi praecedentis*, zu nennen ist, wie der unvergleichliche *Forcellini* richtig es bestimmt! — C. 9: *Expeditisque militum pro expeditis militibus*, sagt Hr. *D.* mit Hn. *R.*, auf die grosse Menge Beyspiele mit *Drakenborch* hinweisend bey *Gronov*, und zu 28, 39, §. 14. Zu 22, 30: *circumfusos militum elegantius pro circumfusos milites*, beruft er sich wieder auf *Gronovs* und *Drakenborchs* Beyspiele zu 30, 9. Die Menge von Citaten an beiden Stellen, mit *Bröders* Grammat. §. 226, können jeden belehren, was ein *Genitivus partitivus* sey; allein dessen war Hr. *D.* uneingedenk in der Note zu c. 10, n. 13, wo er schreibt: *sub constratis pontium pro sub constratis pontibus. Constrata pontium, ut strata viarum apud* Virg. Aen. I, 422, *ubi similia exempla collegit Cerdanus;* cf. cap. praec. not. 1. Wie, wenn nun die *tirones* sich erlauben, nach obiger Regel *constrati pontium* zu sagen? Überdiess ist ja *constratum* ein wirkliches Substantivum, wie b. Petron. Sat. cap. 100: *ut super constratum navis occuparemus secretissimum locum.* — Cap. 12: *Non plus quinque millia occisa, minus dimidium ejus hominum captum est.* Hr. *D.*: *ejus sc. numeri quinque millium.* Hält er wirklich eine solche Ellipse von *numeri q. m.* für möglich? Er erlaube uns zu widersprechen, und *ejus* von *id* abzuleiten, gerade wie 21, 59: *ab neutra parte sexcentis plus peditibus et dimidium ejus equitum cecidit*, nach der Analogie von 22, 4: *Id tantum hostium, quod ex adverso erat, conspexit.* — Unbeholfen ist die Erklärung zu *adulari* C. 16: *qui ubi in castra Romana et praetorium pervenerunt, more adulantium, accepto, credo, ritu ex ea regione, ex qua oriundi erant, procubuerunt.* Die karthagischen Gesandten warfen sich nach orientalischer Sitte vor dem Scipio nieder, προσεκύνησαν. Hr. *D.* bemerkt: *more adulantium, more eorum, qui, tamquam humiliores, venerationem suam superioribus declarant;* mit der Auflösung: *procubuerunt, humi corpora prostraverunt.* Was sollen aber die *tirones* aus der Bemerkung lernen? Den *Sinn* von *adulari*, oder die *Art vor ihren Obern* zu erscheinen? Eben so wenig ist darauf *impotentia, Herrschsucht*, richtig erklärt, wo die Gesandten der Karthager alle Schuld auf den Hannibal und *impotentiae ejus fautores* wälzen. Denn er schreibt: *imp. e. faut. et in eos, qui velificati essent immodicae Hannibalis in Romanos irae, insanis Hannibalis consiliis.* Man erinnere sich nur der Rede des Hanno 21, 10: *Juvenem* (den Hannibal) *flagrantem cupidine regni, viamque unam ad id cernentem, si ex bellis bella serendo succinctus armis legionibusque vivat, velut materiam igni praebentes, misistis!* — C. 18. *Sed, donec stetit ante signa Mago, gradum sensim referentes ordines tenorem pugnae servabant, sie kämpften ununterbrochen fort.* Hn. *D.* Note: *tenorem pugnae serv. non interrumpebant eum, quo milites in pugna contineri debebant* (?), *ordinem*, ist unrichtig. Wie *tenor* und *ordo* unterschieden sey, sieht man schon aus Liv. 23, 49. Tac. Agr. cap. 6. —

Nach diesen angeführten Beyspielen wird uns Niemand den Vorwurf der Parteylichkeit oder Inhumanität machen, wenn wir es allen Lehrern der Gymnasien ernstlich ans Herz legen, mit ununterbrochener Wachsamkeit die Jugend vor solchen Anmerkungen zu bewahren, die so mit falschen Bemerkungen angefüllt, und irrigen Begriffen durch-

webt, nur ein Verderb für die Lernenden seyn können. Wir müssen hinzufügen, dass auch für die Brauchbarkeit des Textes nicht das Erfoderliche geleistet worden ist. Die Interpunction namentlich war beym Livius noch nie nach bestimmten und constanten Regeln geleitet worden: keine unbesiegbare Schwierigkeit bey einem Schriftsteller, wie dieser. An manchen Stellen wurde das Verständniss durch falsche Distinction für die Anfänger unmöglich gemacht. Besonders hatten sich eine unzählbare Menge von sinnzerstörenden und sprachwidrigen Parenthesen eingeschlichen; wohin wir 21, 10. 14. 22. 26. 49. 22, 2. 6. 9. 22. 24. 50. 28, 18. 24 rechnen. — Auch in diesem Felde haben beide Herausgeber nur wenig verbessert; ja manches Fehlerhafte der Art ist erst durch sie hinzugekommen. Es fehlt ferner dem Texte an Einheit der Schreibart. Wir wollen nicht von den mit Präpositionen zusammengesetzten Wörtern sprechen, worin viel Willkühr, am meisten bey Hn. *Ruperti*, ist. Zu 21, 24 lehrt *Stroth* — und mit ihm Hr. *D.* — nach *Drakenborch*, dass mehrerer Städte Namen in Spanien auf *i* sich endigten; dasselbe wiederholt Hr. *D.* zu 28, 19 n. 1 nach *Glareanus*. Und dennoch lassen beide 21, 24, nachdem in demselben Capitel zweymal *ad oppidum Illiberi* — *propius Illiberi* vorausgegangen war, zum dritten Male *ad Illiberim*. So musste auch 28, 19 *ad Illiturgin* in *ad Illiturgi* verwandelt werden. Hr. *R.* indess ist *hierin* im Ganzen sorgfältiger gewesen. So schreibt er 30, 12, wo in der *döringschen* Ausgabe *dextram* und *dextera* gedruckt steht, der Einheit gemässer *dextra*. Rechnet man endlich zu dem oben Bemerkten eine bedeutende Menge entstellender Druckfehler, welche namentlich bey Hn. *D.* im dritten Bande sich vorfinden: so wird man leicht zugeben, dass auch der Gebrauch des reinen Textes beider Ausgaben nicht unbedingt zu empfehlen sey.

Wir würden mit diesen Bemerkungen unsere Beurtheilung schliessen, wenn nicht unsere Zeiten, in welchen der Sinn für ächte gründliche Bildung immer mehr sich zu verlieren scheint, eine Seite dieser Arbeiten noch besonders zu berücksichtigen geböten. Wir können nicht leugnen, dass der Verfall der reinen und richtigen Latinität in Deutschland immer sichtbarer wird, und das Bestreben, sich durch einen guten Stil auszuzeichnen, nur selten die Leser erfreut. Um so mehr sollten Schriftsteller, namentlich Männer, welche bedeutende Stellen auf Akademieen und Posten an hohen Gymnasien bekleiden, mit allem Eifer für die Erhaltung der ächten Latinität streben und wirken, und selbst mit eigenem Beyspiele vorgehen. Auch in Hinsicht der Latinität halten wir besonders die Arbeit des Hn. *Ruperti* für schädlich, und der Jugend nachtheilig. Kenntniss der philosophischen Grammatik der Römer ist ihm fremd; daher führen die Anmerkungen eben so häufig zur Ungründlichkeit und Verwirrung, als sein eigener lateinischer Ausdruck. Wenn Livius 21, 1 behauptet, er würde den merkwürdigsten aller Kriege beschreiben, und erklärend hinzufügt: *quod, Hannibale duce, Carthaginienses cum populo Romano gessere:* so nimmt Hr. *R. Bauers* Note auf: *gessere, pro gesserint,* als ob der Satz als von fremdem Denker abhängig dargestellt sey, und es werden könnte. 21, c. 44 sagt Hannibal: *nihil usquam nobis relictum est, nisi quod armis vindicarimus.* Hr. *R.*: *suspicari possis vindicaremus, sed futurum, quod dicitur exactum,* ἀορίστως *et modestius rem exprimit.* Damit also schützt Hr. *R.* das *vindicarimus*, dass es mehrere Begriffe auf einmal ausdrücke. 1) Unbestimmtheit. Ist denn in dem Beyspiele: *ubi hostes in fugam compulero*, das *compulero* unbestimmter, als *compellam*, oder sprachrichtiger? Und verdient denn das Unbestimmte in der Sprache den Vorzug? 2) *Bescheidenheit.* Wir wollen mit Hn. *R.* nicht darüber rechten, ob ein *tempus* eine Bescheidenheit ausdrücken könne, namentlich ein *Futurum exactum* — denn die Sache ist zu plan —: wir bitten nur darüber um Belehrung, warum dem Hannibal hier eine besondere Bescheidenheit gezieme. Wir finden in der gewöhlichen Lesart nichts, als eine richtige logische Verbindung. *Wir werden nur das besitzen, was wir mit den Waffen uns werden erhalten haben.* 21, 7: *femur tragula ictus Hannibal) cecidit*, wo Hr. *R.* bey *femur* κατὰ ergänzt, wundern wir uns, dass er selbst diese grundfalsche Erklärungsmanier noch nicht verlernt hat, die wir jetzt für allgemein verworfen hielten. Nicht besser ist 22, 12, n. 5: *tacita cura quoad animum incensus*, wiewohl er diesen nicht glücklichen Einfall eigentlich *Strothen* zu verdanken hat. Zu 30, c, 5, n. 6 schreibt Hr. *R.*: *Mox (?) nemo meliorum Mss. adnoscit* (sic?) τὸ *Multos*. Kein Römer des goldenen Zeitalters sagt: *nemo Codex*. Warum nicht auch *nemo animal?* Und das köstliche τὸ! 21, c. 44: *et inde cessero, in Africam transcendes.* Beide Herausgeber ergänzen *si* vor *inde* — und warum? *Si* kann ja so wenig ausgelassen werden, als *ubi, postquam* und *quum*. Sie mussten den Sprachgebrauch zeigen, und diejenige Bildung der Sätze entwickeln, wo man *si* nicht braucht. Gleiches Sprachgesetz herrscht c. 30: *fingerent altiores (Alpes) Pyrenaei jugis, nullas profecto terras coelum contingere, nec inexsuperabiles generi humano esse.* — 26, 8: *ipse — praemisit, ut commeatus paratos haberent.* Hr. *D.*: *praemisit sc. nuntios, qui juberent, ut* etc. Daraus lernen die *tirones* ergänzen, nicht *verstehen*. Bey Hn. *R.* dagegen 8, 9, n. 10 finden sich eine Menge Beyspiele ohne Ordnung und Licht. — 5, c. 51 spricht Camillus: *Adeo mihi acerbae sunt, Quirites, contentiones cum tribunis plebis, ut nec tristissimi exilii solatium aliud habuerim, quoad Ardeae vixi, quam quod procul ab his certaminibus eram; et ob eadem haec, non, si me senatus consulto populique jussu revocaretis, rediturus umquam fuerim.* D. h., *dass ich fest entschlossen gewesen bin, nie zurückzukehren, auch dann nicht, wenn ihr mich — zurückrief et.* Hr.

D. lehret, dass *revocaretis* hier für *revocaveritis* stehe: *auch dann nicht, wenn ihr mich zurückgerufen habt.* — Warum nicht auch *eram* für *fui?* Wenn Hr. *R.* dagegen anmerket: *τὸ si nervose dictum pro ne tum quidem vel etiamsi*: so wünschten wir die Kunst zugleich gezeigt zu sehen, das *si nervose* auszusprechen. — Dass die Lehre von der Setzung und Folge der Zeiten besonders in Hn. *D.* Noten übertreten wurde, davon zeugen folgende Stellen. Z. B. zu 30, 5, n. 1: *Advocaverat enim Scipio exercitus primores, ut eos consiliis ineundis adhiberet, et cum iis, quid faciendum sit, deliberaret.* So löst er die Worte 30, 15: *et quum se quidem in potestate futurum imperatoris dixisset,* auf: *se quidem, quidquid placuerit imperatori, exsecuturum esse.* Es muss *placuisset* heissen. Die auflösenden Noten dürfen durchaus die Zeit, welche der Schriftsteller bestimmte, nicht im Mindesten verrücken. Eben so unrichtig wird gleich darauf bey den Worten: *ex praetorio in tabernaculum suum confusus concessit,* das *confusus* durch *fluctuans quid faciat* erklärt. Also *concessit fluctuans, quid faciat!* Dahin gehört 30, 37: *indignatus Hannibal, dici ea in tali tempore audirique, adreptum Gisgonem manu sua ex superiore loco detraxit.* Die Worte: *in tali tempore* umschreibt er: *in rebus tam trepidis, ubi pace tantum averti possit summa calamitas.* 21, 19: *Etsi priori foedere staretur.* Hr. *D.*: *eleganter: etsi ad prius foedus, tamquam ratum, res exigenda sit.* Selbst *Stroth* war im Gebrauch der Zeiten nicht frey von Fehlern, wie die Stellen T. 3, p. 23: *Erat enim in foedere, ut Carthaginienses Italia abstineant;* und nachher: *quare ne iterum mari rem gesturi sint Romani, Hannibal timebat,* zeigen. Aber Hr. *D.* fehlt auch zuweilen im Gebrauch der *modorum*, und in den übrigen Theilen der Grammatik. Wir übergehen den steten Gebrauch von *adhibere* für *usurpare* (T. IV, p. 487, s. *Ruhnken. Praef. ad Schell. Lexicon.* p. VI), von *adstruere* für: *richtig erweisen* 30, 10. Aber wenn *dum ne* in seiner gewöhnlichen Bedeutung gebraucht wird 28, 41: *dum ne poeniteat, wenn es nur nicht gereue*: so spricht Hr. *D. de elegante harum particularum usu*, ohne dass wir erfahren und wissen, welches der *usus non elegans* sey. — 30, c. 11: *Massyli, regnum paternum Masinissae,* wird gegen die Apposition gefehlt in der Auflösung: *Massyli, paterni Masinissae regni populi.* Wir kennen nur ein Volk der Massyler. 31, 3 zeigt Aurelius, *majore conatu Romanis id capessendum bellum esse, ne, cunctantibus iis, auderet Philippus, quod Pyrrhus prius ausus ex aliquanto minore regno* (aus einem, bey weitem kleineren Reiche) *esset.* Hr. *D.*: *Epirotico nempe; Macedonico utique* (?) *minore. Praepositio ex, ut apud Graecos ἐκ, in talibus abundat.* Auch die Griechen werden mit einer *abundantia* bereichert, welche sie so wenig als die Lateiner annehmen können. — 30, 18: *In ablatum* (*equitem Romanum*) *paventibus procul equis melius ex intervallo Numidae jaculabantur.* Hr. *D.*: *in equitem Romanum, quem consternati equi procul abstulissent.* Es war wirklich geschehen — woher der Conjunctiv? — Wir könnten über 21, 40 und mehrere Stellen ähnliche Bemerkungen beyfügen, wenn wir nicht die obigen für hinreichend hielten, einen sonst gelehrten und sehr verdienten Schulmann, der schon so viele Jahre durch Schriften, Lehre und Beyspiel so Viel gewirkt hat, und den wir aufrichtig hochachten, auf einige Mängel seiner lateinischen Schreibart aufmerksam zu machen, welche er in künftigen Schriften leicht vermeiden kann.

S. i. e. st.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Baireuth, b. Lübecks Erben: *Menschliches Elend.* Aus dem Englischen des *James Beresford* übersetzt von *Adolph Wagner.* Nebst Gegenbeweisen aus den Kupfern von *Joh. Arnold Kanne*, Prof. in Nürnberg. Zwey Theile. 1810. 608 S. 8. (2 Thlr.)

Hypochondrische Egoisten erfreuen sich keines Augenblicks in ihrem ganzen Leben; immer verkümmert ein kleiner widriger Zufall ihr Vergnügen. Sie empfinden so zart, und bemerken so fein, dass ihnen auch die geringste, unter den Blumen verborgene, Schlange nicht entgeht; ja, wenn ihnen übrigens wohl ist: so peinigt sie ein weissagendes Vorgefühl mit Unfällen, die sich in der nächsten Minute wenigstens ereignen können. Im einsamen Zimmer, auf der Gasse, im Felde, in Gesellschaften, im Schauspiel, bey Hofe; allenthalben giebt oder kann es Querfälle und Unterbrechungen der selbstsüchtigen Ruhe geben, worin dergleichen Leute allein den Genuss ihres Daseyns finden. Alle Elemente haben sich gleichsam verschworen, ihnen dieselbe zu verleiden. Ihr ganzes Leben ist eine beständige Klage. Dieser unglückliche Zustand ist gemeiniglich nur das Antheil verwöhnter, durch Erziehung und den Besitz übermäsiger Glücksgüter verzärtelter Menschen, deren Zahl in dem metallreichen England weit grösser, als in anderen Gebieten unseres Welttheils, seyn mag. Dort hat der Gentleman von Geburt und Vermögen nichts zu thun, als das Seinige mit Anstand nach der Mode durchzubringen. Beym Eintritt in die grössere Welt glaubt der wohlgenährte, unter keine Pflicht gebeugte Egoist, alles sey käuflich, er habe Vorrecht und Eigenmacht über alles, was er bezahlen könne. Eine Weile täuscht ihn das Schicksal, und läst ihn von einem empfundenen Genusse zum anderen fortgehen, bis er, des Gewöhnlichen überdrüssig, auf erkünstelte Vergnügungen und allerley Sinnenkitzel verfällt. Dieser Zustand endet in Unzufriedenheit, Misslaune und Erschlaffung. Daraus kann nichts hervorgehen, als eine stete Empfindung des Widerwillens gegen Menschen und Dinge, beschlossen durch ein langwieriges Siechthum oder ein — schmerzenstillendes Halsband.

Zwey Menschen dieser Art stellt der geistreiche englische Vf. in fortlaufender Unterredung mit

einander auf. Der Überſetzer hat ſie *Ärgerling* und *Reizbar* getauft. Sie durchzählen um die Wette das maſslos lange Regiſter der anderen Leuten kaum fühlbaren kleinen Verdrieſslichkeiten jedes Tages, vor denen ſich faſt keiner in Acht nehmen, die keiner vorausſehen kann. Es macht Vergnügen, in dieſem Dornengange mit ihnen zu ſpatziren, und dabey zu bemerken, welche Reihe von Elend jeder Menſch von ſeinem Aufſtehen an bis zu dem Augenblicke, da er ſich wieder in das auch oft einer unholden Fee unterworfene Bett wirft, zu durchwandern hat. Das Buch muſs im Original recht witzig ſeyn; ſo viel ſieht man noch aus der äuſſerſt ſchwach nachbildenden Überſetzung. Der Verdeutſcher hat den Vf. manchmal nur halb, manchmal gar nicht verſtanden, und hätte eine ſo ſchwere Arbeit nicht unternehmen ſollen. Das ganze Buch paſst eigentlich nur für Engländer und ſolche Leſer, die die Nation, ihre Sitten, Lebensart, das Local ihrer Hauptſtadt und ihre Lieblingsſchriften und Studien mehr als oberflächlich kennen. Auch befinden ſich unüberſetzliche Wortſpiele, Kaffeehausſpäſse und örtliche Beziehungen in Menge darin, deren Übertragung der Überſetzer nicht gewachſen war. Die Kupfer beſtehen aus wenigen kleinen Karrikaturen in Holzſchnitt, im Geſchmack der lächerlichen Köpfe bey *Foote's* bekannten *Lectures*, doch nicht zu ihrem Vortheil dagegen abſtechend. Was die auf dem Titel erwähnten Gegenbeweiſe aus den Kupfern von Hn. *Kanne* bedeuten ſollen, und wo ſolche zu finden ſind, weiſs Rec. nicht zu enträthſeln.

Cht.

KLEINE SCRIFTEN.

Römische Literatur. *Erfurt*, b. Müller: *De Adelphorum Terentii actione*, quaedam ſcripſit *Georgius Scheibner*, Profeſſ. Gymnaſ. Erfordienſis. 1809. 20 S. 8. (3 Gr.) Der Vf. ſucht in dieſer Schrift darzuthun, daſs in den Adelphen des Terenz die dramatiſche Einheit der Handlung nicht beobachtet ſey, und geht dabey von den Grundſätzen aus, welche Hr. *Hermann* über die Einheit der Handlung in ſeiner Vorrede zu den Wolken des Ariſtophanes (S. 35 folg.) aufgeſtellt hat. Die Abhandlung zerfällt daher in 2 Hälften, deren eine den Inhalt oder die Fabel des Stücks erzählt, die andere die Bemerkungen des Vfs. gegen die dramatiſche Einheit dieſes Luſtſpiels auseinanderſetzt. Wir leugnen nicht, daſs es uns auf den erſten Blick befremdete, von dem Vf. gerade die Adelphen (nicht etwa den Eunuch des Dichters) ausgehoben zu ſehen, um einen ſolchen Tadel gegen den Terenz zu begründen. Denn ſelbſt davon abgeſehen, daſs Hr. *Hermann*, von deſſen Grundſätzen der Vf. ausgeht, vielleicht jetzt ſelbſt Manches von ſeiner Darlegung zurücknehmen, und ſelbſt von den Wolken des Ariſtophanes in dieſer Hinſicht jetzt wohl anders denken möchte: ſo wollen wir hier nur auf Folgendes aufmerkſam machen. Die Adelphen des Terenz gehören in die Gattung alter Luſtſpiele, welche man *Sittengemälde* nennen kann. In einem ſolchen iſt eine ſtreng-dramatiſch durchgeführte Fabel nicht die Hauptſache des Stücks, ſondern die Charaktere ſind es, welchen die Fabel nur den Grund leiht, auf welchem das Gemälde aufgetragen werden ſoll, mag ſie nun ein kleines geſchichtliches Ganzes geben, oder nur einzelne Situationen, in denen ſich die Charaktere abſpiegeln ſollen. In den Adelphen iſt der Inhalt des Sittengemäldes gleichſam Alte und Neue Zeit, Strenge im Verſagen und weichliche Schwäche im Nachgeben einander gegenüber, alte rauhe Pädagogik und jüngere und liberale Erziehungsgrundſätze, dargeſtellt in zwey Brüdern, Demea und Micio. Davon geht das Stück aus, dahin kehrt es zurück. Wenn es daher in einem Sittengemälde nicht ſo ſehr ankommt auf die hiſtoriſch engverknüpfte Fabel, ſondern weit mehr auf die Einheit einer durchgeführten Hauptidee, welche indeſs einer Fabel als ihres Organs und ihrer Bedingung nicht ermangeln kann: ſo wüſsten wir kaum irgend ein Stück des Alterthums zu nennen, welches mehr dramatiſche Einheit hätte, als eben dieſe terenziſchen Brüder. Keinen Einwurf kann dagegen bilden, daſs das Luſtſpiel beiden jüngeren Brüdern, dem Äſchinus und Kteſiphon, eine Liebesgeſchichte leihet: ohne dieſe wäre es kaum ein Luſtſpiel zu nennen; und fein und für die Erziehungsgrundſätze bedeutend ſcheint die Farbe und Geſtaltung zu ſeyn, in welcher der Dichter den Roman beider Brüder gegen einander ſtellt. Wenn dem rauh erzogenen Kteſiphon die Liebe aufgeht, wie eine rohe Naturgewalt: ſo iſt dagegen anziehender Äſchinus durch eine geiſtigere Innigkeit und durch die Thränen, die er weint, von ſeinem Pflegevater überraſcht und auf die Probe geſtellt. Auch konnten ja Demea und Micio keinen beſſeren Stoff bekommen, die Verſchiedenheit ihrer Anſichten an den Tag zu legen, als eben jene ſinnlichen Ausſchweifungen der Söhne. — Aber damit der Dichter für den freygeiſteriſchen Modepädagogen Micio, wenn er ihn auch liebenswürdiger darſtellt, nicht eine ungerechte Parteylichkeit verrathe: ſo läſst er das Stück mit einer Art von *Ironie* enden, nach welcher Demea ſeine ganze Natur verändert zu haben ſcheint. Er läſst ihn Sklaven frey geben und beſchenken, Landgüter ausſpenden und eine Heirath ſtiften, mit welcher nur Aufopferungen verbunden ſeyn können, kurz in ſeinem ganzen Weſen die Freundlichkeit und Liebe in Perſon ſeyn. Als er aber die allgemeine Verwunderung auf ſich zieht: giebt er auch, auſser den Stellen, in welchen er ſich ſchon vorher (wie A. V. ſc. 4 ſeqq.) monologiſch ausſpricht, zu Ende des Stücks den ganzen Aufſchluſs dieſer ſeiner Verwandelung; er thue dieſs, ſagt er, um das Ringen nach der günſtigen Meinung und dem Beyfall der Menge in ſeiner Nichtigkeit darzuſtellen, um zu zeigen, wie jener Beyfall nur durch eine gewiſſe gefällige Charakterloſigkeit (*adſentando, indulgendo, largiendo*) erkauft werde. Weit gefehlt alſo, daſs der Charakter des Demea durch ſein Benehmen in den letzten Scenen zwieſpaltig werde, wird er vielmehr in ſeiner Eintracht mit ſich ſelbſt vollendet, und eben dieſer alte Polterer iſt es, den der Dichter als den Sieger von dem Kampfplatze treten läſst.

Die kleine Schrift des Hn. *Sch.* empfiehlt ſich übrigens durch eine gute Latinität und eine gewandte und gefällige Darſtellung, die wir gern anerkennen, wenn wir auch ſonſt ſeiner Anſicht nicht beytreten können. (.π.)

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Gleditſch: *Deutſche Vorſchriften* von *Adolf Bergmann*, Lehrer im Schreiben und Rechnen an der Nicolai-Schule zu Leipzig. Erſte und zweyte Lieferung. Ohne Jahrzahl. 56 Bl. in 4. (1 Thlr.) Unter den vielen Vorſchriften, die wir in den neueſten Zeiten für die deutſche Kalligraphie erhalten haben, verdienen auch dieſe mit Ehren genannt zu werden. Vermeidend alle unnöthigen Verzierungen und Schnörkeleyen, iſt der Vf. dem geſetzten Charakter der deutſchen Schrift treu geblieben, und hat ſich nur beſtrebt, Feſtigkeit und Leichtigkeit auf eine wohlgefällige Art zu vereinigen. Wer ſich nach dieſen Vorſchriften bildet, der wird ſich gewiſs eine gute Geſchäftshand zu eigen machen. Nur die Hauptſtriche der Currentſchrift ſind, genau betrachtet, ein wenig zu ſcharf gezogen, und die Kanzleyſchrift könnte etwas feiſter ſeyn. Viel Gefälliges und Anſprechendes haben die groſsen Buchſtaben der Currentſchrift.

Am.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JANUAR, 1811.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, bey Solbrig: *Gregor Ferdinand Le Mang's Unterricht in den Anfangsgründen der französischen Sprache für junge Deutsche und überhaupt für Schulanstalten.* 1808. 285 S. 8. (12 gr.)

Ungeachtet der vielen Anweisungen zur Erlernung der französischen Sprache, die der Vf. ans Licht gebracht hat, ist ihm der Begriff einer guten Grammatik noch nicht klarer geworden. Einen neuen Beweis giebt die vorliegende ab. Er ist nur erträglich, wenn er seine Vorgänger abschreibt. Wo er aber auf Originalität Anspruch macht, da verwickelt er sich in Widersprüche, und giebt unhaltbare Regeln. Seine Schüler müssen conjugiren lernen, wie recht ist. Des Declinirens aber überhebt er sie. Er will keine Casus anerkennen; sogar den Artikel verwirft er, und wird dadurch den, deutschen Anfängern so schwierigen, unbestimmten Artikel auf einmal los. Die Schüler haben weniger Mühe anzuwenden; dafür werden sie auch nie zu einer gründlichen Kenntniss kommen. „Um die Nennwörter richtig zu gebrauchen, sagt er, um sich bestimmt oder unbestimmt auszudrücken — (also darf man sich auch unbestimmt ausdrücken, wird der Anfänger denken, dem es bey seiner Unwissenheit nicht einfallen kann, dass sein Lehrer hier auf den unbestimmten Artikel zielt, von welchem er ja nichts wissen soll) — bedient man sich gewisser kleiner Wörter, die man *Partikeln* nennt: *le*, *la*, *l'*, *les*, *du*, *de la*, *des*, *de*, *au*, *aux*, *à*, *à des*, *à de*, *un*, *une*, *d'un*, *à un*, *d'une*, *à une*." Welche wunderliche Vermischung! Welche Zumuthung an den Schüler, auf einmal alle diese Wörterchen im Kopfe zu behalten, da er nicht weiss, wie er sie anwenden soll! Bloss, weil Hr. *L. M.* den Eigensinn hat, durchaus nichts von einem Artikel wissen zu wollen. Man könnte noch kürzer über die ganze Grammatik hinkommen, wenn man kein Nomen, kein Verbum, keine Präposition gelten liesse, und alle Redetheile mit der Benennung Vocabeln belegte. Da er gar nicht decliniren, sondern nur numeriren lässt: so sind auch die syntaktischen Regeln, die zerstreut vorkommen, darauf eingerichtet. Nr. 1 bezeichnet den Nom. und Acc., Nr. 2 den Gen. und Abl., u. Nr. 3 den Dat. Die syntaktischen Regeln hiezu sind folgende: „Kann man fragen: Wer? oder Was? Wen? so folgt Nr. 1. Kann man fragen: Wessen? Von wem? Von was? Woher? Woran? so setzt man Nr. 2. Kann man aber fragen: Wem? Woran? Wohin? Wo? so wird Nr. 3 gesetzt." Damit soll sich der Schüler durchfinden. Zur Erlernung des Gebrauchs vom unbestimmten Artikel bekommt er folgende Vorschrift: „Zwischen zwey Hauptwörter wird *de* gesetzt, wenn das erste die Grösse oder Menge anzeigt, die es von dem zweyten erhält, oder wenn das erste Hauptwort aus dem zweyten besteht (?). Zeigt aber das erste Substantiv bloss an, dass es zu dem letzteren gebraucht wird: so setzt man, *nachdem es sich schickt*, *à*, *au*, *à la*, *à l'*, *aux* dazwischen." Wann schickt es sich denn? fragt der verlassene Schüler. Übe dich nur! antwortet der Lehrer, das ganze Geheimniss liegt in meinen Partikeln; in den Kreis hab' ich dich gebannt, aber ich öffne dir ihn nicht. Eben so verwirrt ist das Capitel von den Verben. Wir wollen nur die Eintheilung des Infinitivs hier bemerken. „Die Zeitwörter, heisst es Seite 93, haben vier verschiedene Arten etwas auszudrücken, *les quatre modes:* 1) den Infinitiv, *l'infinitif*; hier spricht man unbestimmt (das Unbestimmte ist recht des Vfs. Sache) und im Allgemeinen. Er besteht *a*) aus dem Grundworte, *l'infinitif présent*; *b*) aus dem Umstandsworte, *le circonstanciel*; *c*) und aus dem Particip oder veränderlichen Worte, *le participe*." Dem zufolge sollen *ayant*, *étant*, *travaillant*, keine Participe, sondern sogenannte *circonstanciels*; und nur *eu*, *été*, *travaillé*, Participe seyn. Aus der Art, wie die unregelmässigen Verba vertheilt sind, wird der Anfänger nicht bald zu einem allgemeinen Überblicke gelangen; nirgendwo sind ihre Erkennungszeichen angegeben: und eben diese sucht man in der Grammatik; denn ein blosses Verzeichniss liefert das Lexikon schon. Nicht einmal in den Vorschriften zur Aussprache geht man sicher mit dem Vf. Wir heben nur einige Verstösse aus. Gleich S. 1 wird gelehrt, die Aussprache des *e* in *le* sey *ö*, und laute wie das deutsche *ö* in *Töchter*, *möchten*. Wer französisch aussprechen kann, wird über eine solche Regel erstaunen. S. 2, *raille*, ralljö, *paille*, palljö. Das *e* soll stumm seyn in *venir*, *tenir*, *besoin*, *mesure*. Das ist es wahrlich nicht. Ist denn das deutsche *e* am Ende der Verben, *kommen*, *halten*, stumm zu nennen? Was geschwind ausgesprochen wird, kann noch nicht stumm heissen. Rec. möchte nicht die Regel geben, *w'nihr*, *t'nihr* u. s. w. auszusprechen. Das *g* vor *e*, *i* und *y* bezeichnet Hr. *Le M.* durch *sch* viel zu hart; und um das *j* davon zu unterscheiden, braucht er gar ein *ssch*. Genau wie das

deutsche *k* lautet auch *qu* nicht; es hat etwas Gemildertes, dafs sich durch deutsche Lettern nicht wohl ausdrücken läfst. — Wir knüpfen hieran die Anzeige des folgenden Werks von demselben Vf.:

Leipzig, bey Solbrig: *Die Kunst mit der französischen Sprache und ihrem Geiste ganz vertraut zu werden;* oder gründlicher Unterricht in der französischen Wortfolge und im Übersetzen der interessantesten Erzählungen, Schauspiele etc. etc. von *G. F. Le Mang*, Lehrer der franz. Sprache in Leipzig. Erster Theil. 1808. 480 S. Zweyter Theil. 1809. 476 S. 8. (3 Thlr.)

Zum Besten derer, die sich das Französische durch Muster recht geläufig machen wollen, hat Hr. *Le M.* einige Stücke aus deutschen bekannten Schriften der Länge nach übersetzt, und seine Arbeit mit Vocabularen, Anweisungen zur Constructionsordnung, *wichtigen* Anmerkungen und Erläuterungen bereichert. Der erste Theil enthält: *Charlotte Ormond* von Meifsner; *die Schlacht bey Leipzig* aus *Schillers* Geschichte des dreyfsigjährigen Krieges; *das Gespräch zwischen Alexander und Diogenes* aus *Wielands* Dialogen des D. v. S.; *einen Brief von Campe* über Ratzeburg, und die *Haselnufsschale*. Im zweyten Theile findet man *Goethes Stella* und *Schillers Kabale* und *Liebe*. Die Verfahrungsart des Vfs. ist folgende: Zuerst giebt er, erst kleiner, dann immer gröfser, eine Stelle aus dem Originale, darauf die Wortfolge, dann eine Erklärung der nöthigen Wörter und Ausdrücke, und endlich die reine französische Übersetzung. Auf diese Weise hat er im ersten Theile 70 Lectionen zusammengebracht. Um es anschaulicher zu machen, setzen wir den Anfang des *campeschen* Briefes her. 53ste Lection. *Text:* „Meine liebe Lotte! Heute werde ich mich mit Dir unterhalten. Ich setze mich in Gedanken neben Dir in unserer Laube am Wasser hin." *Wortfolge:* „Meine liebe Charlotte! Das ist mit Dir dafs ich gehe plaudern heute. Ich mich begebe in Einbildung in unseren Stuhl (warum *Stuhl*?) von Grüne, auf dem Rande von dem Wasser." *Erklärung:* „Ich gehe plaudern *je vais causer*. Sich begeben *se transporter*. In Einbildung *en imagination*. Der Stuhl *la loge*. Das Grüne *la verdure*. Der Rand *le bord*." *Übersetzung:* „*Ma chère Charlotte! C'est avec toi que je vais causer aujourd'hui. Je me transporte en imagination dans notre loge de verdure, sur le bord de l' eau.*" Rec. weifs nicht recht, wem zum Nutzen der Vf. diese weitschichtige Arbeit unternommen hat. Dafs Geübte sie zum Muster bey ihren Übertragungen nehmen sollen, sieht er wohl ein. Diesen aber brauchte die lange Reihe Vocabeln nicht vorgelegt zu werden. Andere werden nur die Übersetzung abschreiben. Oft ist dem Vf. der französische Ausdruck gelungen, und der Sinn des Originals rein dargestellt. Aber wir treffen nur zu häufig auf Stellen, wo man sich beym Französischen etwas ganz anderes, als beym Deutschen, denkt. Wir sind billig genug, einzugestehen, dafs die Natur beider Sprachen manche Schwierigkeiten unüberwindlich mache, dafs die schwächende Glätte der einen nicht mit der rauhen Kraft der anderen vortheilhaft kämpfen könne. Davon soll hier die Rede nicht seyn. Übereilungen aber müssen wir desto schärfer an einem Schriftsteller rügen, der sein Werk als Muster aufstellt, und uns seine Studien selbst darlegt. Um den Raum zu schonen, wollen wir nur wenig Proben seiner Flüchtigkeit auszeichnen. Th. I, S. 92. „Selbst nach Ihrem Namen habe ich Sie noch nie gefragt, und doch mich Ihnen (so überredend spricht Ihre Miene) schon anvertraut. *Je ne vous ai pas seulement encore demandé votre nom, et je vous ai déjà (avec une figure expressive) donné ma confiance.*" So überredend spricht Ihre Miene — *avec une figure expressive!* S. 258. „Wäre auch eine Million der anderen gegenüber gestanden. *Quand un million d' autres se fussent trouvés en présence.*" Der anderen — *d' autres!* Da haben wir die Früchte vom Numeriren. *Der anderen* ist der Dativ, oder, nach Hn. *Le M.*, Nr. 3. Hier hat er recht blind getappt. Besonders auffallend sind im 2 Theile die Schnitzer bey den weit schwerern Übersetzungen aus Goethe und Schiller. Wir wollen uns auf *Kabale* und *Liebe* einschränken. S. 178. „Wer's bey dem Weibsvolk nicht so weit bringt, der soll — auf seinem Gänsekiel reiten. *Celui qui près des femmes n'en est pas venu à ce point-là, doit rester chez lui – et se servir des billets doux pour réussir dans ses amours.*" Ganz verfehlt! S. 200. „Er soll geschont werden, Wurm. *Je l' épargnerai.*" Das *Er* geht nicht auf den Sohn, sondern auf den Secretair. S. 208. „Es ist besser, gar nicht geboren seyn, als dieser Missethat zur Ausrede dienen. *Il vaudroit mieux n' avoir jamais vu le jour, que de recueillir les fruits sanglants d'un semblable attentat.*" Ist das: Zur Ausrede dienen? S. 218. „Was bläf't auf einmal das Feuer in deinen Wangen aus? *Pourquoi ce feu qui te monte au visage?*" Gerade das Gegentheil. Vor Schrecken erröthet man nicht. S. 223. „Ein Rofs, das nicht auch in den Zügel beifst. *Un cheval qui ne connoît ni le frein ni l'éperon.*" Hier wird Widerspenstigkeit verlangt; Hr. *Le M.* giebt Lenksamkeit dafür. S. 236. „Willst du, dafs ich unter dem schrecklichen Geschirr solcher Thränen zu Boden sinke? *Veux-tu que j'aggrave moi-même le fardeau de leurs peines?*" Es ist gar nicht mehr derselbe Gedanke. S. 240. „Lady auffahrend. *Lady M. se lève dans la plus violente agitation.*" So weit ist es noch lange nicht. S. 242. „Wenn sich die Dame nicht schämte, vor einen Mann mit ihrem Herzen zu treten. *Tandis que son coeur auroit fait le bonheur d' un galant homme.*" Wie galant und wie fade! „Das auch zu stolz ist, fremder Tugend zu räuchern. *Le plus jaloux de la gloire et des vertus de ses voisins.*" Hier macht auf einmal der Übersetzer den Franzosen ein Compliment im Geiste der Zeit, woran der deutsche Sprecher nicht im Traume gedacht hat. So geht es durch das ganze Stück fort, welches freylich solche Schwierigkeiten enthält, dafs auch

der kunstreichste Übersetzer nicht allen gewachsen seyn würde. Wir können es daher Hn. *Le M.* nicht verdenken, wenn er manchmal die Kraftsprache des Originals mit rhetorischen Blumen umwindet, dergleichen auf jeder Seite vorkommen. Z. B. S. 244. „Schon manche, die mit Schande in diese Schranken trat, hat nachher die Welt durch edle Handlungen mit sich ausgeföhnt, und das häsliche Handwerk durch einen schönen Gebrauch geadelt. *Plus d' une personne, entrée dans cette carrière d' ignominie, a regagné ensuite l'estime publique par la beauté de ses actions, l'élévation de ses sentiments, et ennobli en quelque façon, ce métier odieux, par son caractère bienfaisant et le noble emploi de son autorité.*" Die gelegentlichen Anmerkungen des Hn. *Le M.* sind oft sehr komisch, und man muss auf seine Kosten lachen. *Meissner* sagt Th. 1, S. 61 von der Lebensart eines jungen Mannes, sie sey so regelmäsig, „dass die Vorschrift einer Karthause nicht pünctlicher seyn kann." Wer wird hier nicht Karthause für ein Karthäuserkloster verstehen? Nicht doch. Der witzige Hr. *Le M.* wittert Unrath, und übersetzt: „*Les règles d' une maison de jeune peuvent être plus exactes.*" Wie denn, eines Spielhauses? O, man rathe doch! Meissner hat kein Kloster gemeint, sondern — und was denn? — Eine *Kart — hause.* Is.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG und LEIPZIG, b. Barth: *Erzählungen und Anmerkungen (,) gesammelt auf Reisen (,)* von *Isabelle von Wallenrodt.* Erster Band. 1810. 387 S. Zweyter Band. 320 S. 8.

Ob die altfränkische Schreibart der Vfn. und ihre Weitschweifigkeit von der Lesung ihres Buchs mehr abschrecken, oder ihre Treuherzigkeit und lautere Natur mehr dazu locken solle, darüber ist Rec. noch in Zweifel. Es tritt ein Frauenzimmer darin auf, ohne alle Ansprüche, als die ihres Geschlechts und Standes, und unterhält den Leser meistens von sich selbst. Ihre Begebenheiten sind eben nicht die ungewöhnlichsten; sie erzählt sie aber mit so viel Wahrheit, Ausführlichkeit und Charakteristik, dass man gern eine Zeitlang bey ihr verweilt. Fade wird sie nie, ihr ungesuchter Scherz hat Ernst zum Grunde. Wenn ihre Bemerkungen gleich nur selten neu sind: so fehlt es ihnen doch nicht an Feinheit. Man sieht, dass eine Dame das Buch geschrieben, und kein Mann ihr dabey geholfen hat. Freylich ist es keine junge Dame, die der Welt Bekenntnisse ihrer Schwachheiten vorlegt, und sich, wie jene, dem Publicum nur *en buste* darstellen darf. Unsere hat etwas von grossmütterlicher Beschaffenheit an sich; aber sie scheint ein unschuldiges Jugendalter durchlebt zu haben: denn sie lacht und dahlt nach Herzenslust, indem andere ihres Gleichen auf das Getreibe der jungen Welt schelten, und die Freuden der später Gebornen verdammen, die sie selbst, wiewohl in anderer Beschränkung, genossen haben. Der zweyte Band ist dem ersten weit vorzuziehen. Den grössten Theil des ersten füllt die Geschichte Sophiens, einer Kaufmannstochter aus Frankfurt a. d. O., deren durch harte Begegnung aufgeregte Empfindsamkeit sie, in Begleitung eines jungen Officiers, in ein Birkenwäldchen bey Stettin führte, wodurch sie in einen Zustand gerieth, der nur durch eine Heirath gut zu machen war. Der Officier kam sehr bald nachher durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde ums Leben, und Sophie sah sich als seine Wittwe an, ward aber von der Welt, besonders von der Furie, ihrer Stiefmutter, nicht dafür erkannt. Ein gutherziger Tuchhändler, der von jenem Verhältniss nichts weiss, hält um sie an; sie kann ihm nicht willfahren, entflieht in dieser Klemme aus dem Hause ihres Vaters, und muss ein trübseliges Leben auf einem Dorfe, einige Stationen von Frankfurt a. d. O., führen. Hier lernt sie die Fr. *v. W.* kennen, die aus Noth mit ihrer Begleiterin, einer Fr. von Bonitz, welcher eine reiche Kasse, und, bey grosser Lachlaune, ein immer offnes Herz für die Leiden der Unglücklichen zu Gebote steht, in dem Dorfe übernachten muss. Beide Damen erfahren Sophiens Begebenheiten, grösstentheils aus ihrer eigenen Handschrift, reisen nach Frankfurt, und bringen ihre Sache dermassen in Ordnung, dass sogar jener Tuchhändler, ein Pinsel, wenn je einer war, ihre Hand recht gern annimmt, und sich obendrein für höchst glücklich hält, eine Frau mit dem Kinde seines uneingesegneten Vorfahrs zu erhalten. Die Vfn. versichert, dass diese Geschichte wirklich vorgefallen sey. Das kann richtig seyn; nur einer so breiten, umständlichen Erzählung war sie nicht werth. Doch trägt das Ganze das Gepräge der Wirklichkeit; die Wirthsleute Sophieens, der Pfarrer des Dorfs mit seiner Familie, sind lebende Menschen. Der Rest des ersten Bandes liefert einen kleineren Aufsatz: die Reise zur Gevatterschaft. Er soll komisch seyn, wird aber widrig durch die Übertreibung und Häslichkeit des Hauptcharakters. Den zweyten Band können wir, in Rücksicht auf den Inhalt, den Leselustigen zuversichtlicher, als den ersten, empfehlen. Mannichfaltigkeit und Munterkeit halten darin fast bis zum Ende aus. Er enthält eine Reisebeschreibung sammt allerley Bemerkungen der Fr. *v. W.* auf einer Fahrt durch einen Theil von Sachsen über Bayreuth nach Nürnberg. Anschaulich legt sie unter andern die abscheulichen Wege in Sachsen bey Zeiz, Langenburg u. s. w. vor Augen. Sie hat auch hier fremde Begebenheiten eingeschaltet, unter denen sich die Geschichte des Grafen Mants mit Interesse liest. Der Stil der Vfn. ist niedrig, und mehr als oft zu niedrig gehalten; aus Furcht, nicht genug zu sagen, sagt sie Alles, d. i. Zuviel. Dabey thut sie sich bey manchen Gelegenheiten etwas zu Gute auf ihren Stil, in den sie auch den Vortrag fremder Leute, die ihre Begebenheiten erzählen, hüllt. Manchmal wird der Ton äusserst nachlässig. Rec. hat in dem Buche, besonders im zweyten Bande, barbarische Wörter und widersinnige Redensarten gefunden; wie *Cousate, Budate, Trainate,* sich *Jonica* verlieben, einen gut

im *Trait* sehen, *sponsiren* f. *kokettiren*, eine kleine *Sponsade*, *strapiziren*, *Musade*, *Rütteln* st. Rötheln. Wenn in der feinen Gesellschaft des Orts, wo Fr. *v. W.* lebt, dergleichen Zeug vielleicht gilt und verehrt wird: so musste sie doch solch Ungeziefer nicht vor dem Publicum ausschütten. Wst.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Cnobloch: *Choix des plus jolis Contes Arabes tirés des Mille et une nuits. Par M. Auguste Henri.* T. I. 1810. 320 S. T. II. 408 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.). Über den Werth der arabischen Mährchen, als Lesebuch zur Erziehung und zum Unterricht in den Sitten der muhammedanischen Asiaten, sind die Stimmen nicht sehr getheilt. Da die Meisten, wie der Herausgeber in der Vorrede bemerkt, im Fache der Mährchen immer noch etwas Kinder sind: so spricht das Wunderbare, mit dem Einfältigen gepaart, sehr viele Gemüther an. Daher billigen wir auch die Veränderung seines anfänglichen Vorhabens, den Stil und die veralteten Wendungen zu modernisiren. In ihrer alten Naivetät müssen diese Mährchen erzählt werden, man muss sich während ihrer Lesung, wie *Wieland* es ausdrückt, zwischen Sultan und Kind fühlen; sonst geht das eigenthümliche Vergnügen daran verloren. Einen augenscheinlichen Beweis dieses Mangels giebt uns eine neuere Nachbildung der Mährchen der Scheherazade, die einigermaßen in der Manier, doch nicht mit dem Glücke des auch noch viele Nachsicht heischenden *Musäus* in den Volksmährchen der Deutschen behandelt sind. *Bürger*, der seinen Entschluss, jene arabischen Erzählungen nach seiner Art umzuwandeln, in einer spasshaften Ankündigung öffentlich bekannt gemacht hatte, liess ohne Zweifel davon ab, und hat desswegen nichts geliefert, weil er sich einer so ganz kindlichen Simplicität nicht gewachsen fühlte, die keinen Augenblick einen Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Erzählenden aufkommen lässt. So gern wir indessen dem Herausgeber in seiner Behauptung von der Annehmlichkeit dieser Mährchen beystimmen: so möchten wir doch sein Urtheil über ihre moralische Nützlichkeit nicht unbedingt unterschreiben. — *Cette morale*, sagt er, *présentée en paraboles, est douce et vraie.*" Wenn diess aber auch nicht von allen Erzählungen der Tausend und einen Nacht gelten kann: so sind doch den von dem Herausgeber gewählten Stücken weniger, als anderen, von dieser Seite Vorwürfe zu machen. Auch will er manche Stellen weggelassen haben, die Ältern und Erzieher ihren Zöglingen für gefährlich halten möchten. Schon die Nothwendigkeit dieser Weglassung beweiset gegen die moralische Reinheit der Erzählungen; wogegen zur triftigen Entschuldigung dient, dass nur grosse Kinder daraus ergötzt werden sollen. Denen, die die arabischen Mährchen mehrmals durchgelesen haben, zu gefallen, müssen wir noch die in dieser Sammlung aufs neue abgedruckten anzeigen, damit sie wissen, was sie darin für sich und Andere zu suchen haben. Im *ersten* Bande befinden sich: 1) Der Krug mit Oliven, eins der wenigen arabischen Mährchen für Kinder; 2) die Geschichte des blinden Baba Abdalla; 3) die Geschichte des Sidi Numan; 4) des Seilers Cogia Hassan; 5) des Ali Baba und der vierzig Räuber, und 6) die Geschwisterliebe, die die Abenteuer der Prinzessin Parisade und ihrer Brüder enthält; eines der fadesten Mährchen in der ganzen Sammlung. In diesem Bande kommt nichts vor, was jungen Gemüthern zum Anstoss gereichen könnte. Der *zweyte* Band fodert schon reifere Leser. Er enthält: 1) die drey Äpfel; 2) die Geschichte von Nureddin Ali und Bedreddin Hassan, die aber nicht, wie im Original, durch Giafars Vortrag mit den drey Äpfeln verbunden, sondern besonders aufgestellt ist; 3) die Geschichte des kleinen Pucklichten, hier sehr kurz, so dass weder der berühmte Barbier von Bagdad noch seine Brüder dabey vorkommen; 4) die Geschichte des erwachten Schläfers, und 5) die Geschichte Ganems, des Sclaven der Liebe. Hinten angefügt sind einige wenige Anmerkungen, zur Erklärung der nicht Jedem bekannten Sachen, z. B. über den Kalifen Harun Alraschid, die Kadis, Derwische, das Bairamsfest, Sesamkorn u. dgl. Zum Drucke des Buchs sind reine scharfe Lettern gebraucht. Mit der Correctur sind wir nicht durchaus zufrieden. Aus einigen Bogen haben wir die Druckfehler: *Vieillad*, *patir* st. *partir*, *je n'ais pas*, *trais* st. *traits*, angemerkt. Zu wie vielen Bänden der Herausgeber in der Folge Stoff finden wird, können wir nicht angeben; wir hoffen und wünschen, dass er es zu seinem Zwecke bey einem, höchstens zwey, bewenden lassen wolle. Dvl.

Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: *Phantasus; in Erzählungen von Carl August Fischer.* 1808. 238 S. 8. (21 gr.) Die erste Erzählung ist betitelt: Pastor Ricksel. „Ich habe das Ding, was man Witz nennt, sagt der Vf. S. 11, immer aufmerksam beobachtet, und gefunden, dass es vielerley Gattungen desselben giebt; nur eine davon gleicht einer lächelnden Grazie, welche, leicht daher schwebend, den Beyfall der guten Köpfe und ihrer Liebe hat, die andern sind trunkenen, boshaften, tölpischen und hinkenden Frauen ähnlich, vor welchen jeder, der das Schöne und Edle so kennt und schätzt, dass er das Entgegengesetzte nicht ausstehen kann, entflieht." Von der ersten Art des Witzes ist in dieser Erzählung nicht viel zu verspüren. Der Pastor Riksel ist eine Karrikatur, die einen auf eine widrige Weise angrinzt, und der ganze Kreis, in dem er sich bewegt, ist nicht viel angenehmer. Es scheint, als habe sich die Phantasie des Vfs. in Ausbildung des Niedrigen zum Niedrigsten üben wollen. Da kömmt ein Tertius vor, der so voller Gebrechen und Fehler war, wie der Hund voll Flöh; da erscheinen Pedelle, d. h. Spione der Akademie, die, wie alle ihres Gleichen, hohl im Leibe sind; da wird von Meublen d. h. Huren gesprochen; da wird Ricksel von einem Mädchen in einen Abtritt geschoben, und so eingesalbt, dass man ihn auf 20 Schritte weit riechen konnte; da wird von eben demselben beygebracht, dass, wenn sein Magen nicht wenigstens alle drey Stunden eine derbe Portion zu verarbeiten bekam, er so lang rumorte, bis u. s. w.; da wird viel über den Abgang eines verschluckten preussischen Zweygroschenstücks gesprochen u. s. w. Dabey schreibt der Vf. Currente statt Currende, Syrene st. Sirene, trollig st. drollig. Die eingeflochtene Abhandlung über die Duelle wiederholt das längst Bekannte. Die zweyte Erzählung: Zwey unglücklich Liebende, hat den besondern Vorzug der Kürze. Die dritte Erzählung: Der Findling, ist die lesbarste und lesenswürdigste. Auch findet man hier einige gute Bemerkungen über Erziehung und das Erziehungsgeschäft. Γ.

Leipzig, b. Hinrichs: *Der Wunder-Saphir. Die glückliche Heucheley und die Familienfeste.* Drey Erzählungen. Aus dem Französischen der Frau von Genlis von *Theodor Hell.* 1807. 208 S. 8. (20 gr.). Auch unter dem Titel: *Kleine Romane u. Erzählungen.* Aus d. Franz. d. Fr. v. Genlis v. *Theod. Hell.* Neuntes Bändchen. Obschon in diesen Erzählungen die Fr. *v. G.* auch nicht zu verkennen ist, und ein aufmerksamer Leser auch ohne ihren Namen auf dem Titel die Vfn. hier finden würde: so sind doch diese geschichtlichen Darstellungen ihren vorigen Schwestern weniger ähnlich, als die andern. Das sey aber nicht zu ihrem Nachtheile gesagt. Es soll nur anzeigen, dass Fr. *v. G.* auf mehr als eine Weise angenehm seyn kann. Sie fasst mit ihrem gefühlvollen Herzen und inniger Teilnahme leicht die Puncte in den menschlichen Schicksalen auf, die andere gefühlvolle, theilnehmende Herzen ansprechen und in Bewegung bringen können. Besonders haben in diesem Bändchen dem Rec. die Familienfeste gefallen, da der lauterste Geist des menschlichen Lebens in ihnen weht. Da Rec. keine Vergleichung mit dem Original verstattet ist: so kann er bloss sagen, dass sich die Übersetzung gut lesen lässt, und frey von Gallicismen ist. B — z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JANUAR, 1811.

ARCHÄOLOGIE.

Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung: *Die aldobrandinische Hochzeit.* Eine archäologische Ausdeutung von *C. A. Böttiger. Nebst einer Abhandlung über diess Gemälde von Seiten der Kunst betrachtet* von *H. Meyer.* Mit 1 Kupfer. 1810. X u. 206 S. 4. (Mit schwarzem Kupf. 2 Thlr. mit schwarzem und ausgemaltem 4 Thlr.)

Die aldobrandinische Hochzeit vereinigt mehrere Vorzüge in sich, als irgend eins der antiken Wandgemälde, und steht in keiner einzelnen Hinsicht, man sehe auf Gegenstand, Composition, Zeichnung, Erhaltung, irgend einem der anderen bedeutend nach. Sie war dessenungeachtet bisher noch nicht ausführlich erklärt worden, und verdient also vollkommen die sorgfältige und umfassende Beschreibung und Auslegung, die ihr durch einen der gelehrtesten und geübtesten Archäologen zu Theil geworden ist. Er hat zu dem Ende die in Weimar befindliche Copie, welche Hr. *Meyer* von dem Gemälde 1796 in der Grösse des Originals für Goethe mit der seltensten Genauigkeit genommen hat, verkleinert, doch nach einem grösseren Massstabe, als der gewöhnliche in archäologischen Werken ist, stechen lassen. Man darf diese Zeichnung nur mit einer der früheren, die aus der Admiranda geflossen sind (S. 4, 204), vergleichen, um sie in hohem Grade geistvoll und rein zu finden. Noch eine der neuesten und besten, die auch nach dem Original selbst genommen zu seyn scheint, die zu Rom bey *Montagnani Mirabili* erschiene, steht in treuer Auffassung der Antiken und Schönheit der Zeichnung bey weitem nach, und hat mehreres gar nicht, was hier ausgedrückt ist, wie das Gebüsch bey der Opferspenderin, die Hand, womit die Begleiterin der Lautenspielerin das Instrument fasst, und mancherley Kleinigkeiten. Spräche nicht eine Zeichnung von diesem Ausdruck selbst für ihre Treue: so würde die angehängte ausführliche und gründliche künstlerische Beurtheilung des Originals in der bekannten Manier des Vfs. (S. 173 - 206) dafür bürgen. Die interessanten und gereiften Bemerkungen, welche Hr. *Meyer* in der hypothetischen Geschichte des Colorits der Alten zu Goethes Farbenlehre Th. 2 aus der aldobrandinischen Hochzeit ableitete, sind hier zweckmässig erweitert, und die Färbung derselben in so grossem und feinem Detail angegeben, dass Rec. ohne eins der unter des Vfs. Aufsicht illuminirten Blätter gesehen zu haben, zu behaupten sich getraut, dass von keinem anderen antiken Gemälde eine so interessante und wahrhafte Copie existiren mag. Denn wenn man erst neuerlich angefangen hat, die antiken Marmors mit eindringender Treue zu zeichnen, und sie früher ohne Ausnahme durch mehr oder weniger Beymischung von Fremdartigem und durch Eilfertigkeit verfälschte: so mussten sich die Gemälde noch weit mehr gefallen lassen, die grösstentheils so viel gelitten haben, dass man nicht bey den Sichtbaren stehen bleiben zu dürfen, sondern das Erloschene ersetzen zu müssen glaubte: womit man es denn um so weniger genau nahm, als die colorirten Copieen weniger für den Archäologen und Forscher der Kunstgeschichte, als zur Decoration von Zimmern, oder auch in Sammlungen zum Luxus geliefert wurden. Es existirt ausser der S. 120 erwähnten noch eine farbige Abbildung der *Nozze*, in der zweyten Ausgabe von dem *Recueil de peintures antiques d' après les dessins coloriés par P. S. Bartoli et autres dessinateurs, à Paris* 1783, (welche ausser ihr noch andere Zusätze, aus der Pyramide des Cestius, aus den Bädern des Constantinus und das Mosaik von Palästrina aufgenommen hat); aber wie flüchtig und grell, wie wenig geschickt, einige Vorstellung von dem jetzigen oder muthmasslich früheren Zustand des Originals zu geben! (Eben so gründlich ist die Erklärung das. Th. 2, S. 44 — 47, das Bild stelle den Peleus und die Thetis vor, doch erkenne man alle *römischen* Hochzeitgebräuche, der *Jüngling* am Säulenstumpf sey *le cammille de la cérémonie.*) Das Bild wird übrigens von Hn. *M.* in das augustische Zeitalter gesetzt, weil für ein späteres die, obwohl flüchtige Zeichnung zu gut, und namentlich für das hadrianische zu skizzenhaft, und die Anordnung mehr nach dem Princip der Massen sey, als damals üblich gewesen.

Dem Kunstsinn und der Genauigkeit der neuen Abbildung dieses seltenen Monuments entspricht die feine Kenntniss und grosse Fülle der Erklärung, die an erschöpfender Vollständigkeit ihres Gleichen sucht. Gesichtspuncte von dem Ganzen, alle einzelnen Figuren, griechische und römische Hochzeitgebräuche, und mancherley Mythologisches und Antiquarisches, das hier in Frage kommen konnte, alles wird mit reicher Gelehrsamkeit erörtert; und man müsste sich wenig darauf verstehen, wie schätzbar an dem Archäologen, neben lebendigem Gefühl des Wesentlichen, die vielseitige, auch auf das Kleinste gerichtete Aufmerksamkeit und die auf alle Nebenumstände

vorbereitete Kunde, und wie nöthig und eingreifend zum Verstehen von antiken Kunstwerken die bestimmte Kenntniss alles Einzelnen sey, um hier das *qui pourroit tout dire sans un mortel ennuy*? anwenden zu wollen. Wir eilen zur Hauptansicht. *Winckelmann* sah bekanntlich aus unhaltbaren Gründen die Hochzeit des Peleus und der Thetis in dem Bilde, das gemeinhin als eine gewöhnliche Hochzeit, und zwar nach dem Griechischen in der Kunst dem Costüm und den Sitten, mit Recht für eine griechische Hochzeit betrachtet wurde. Hr. *Böttiger* wollte dafür im *attischen Museum* I, 1, 348, was *Heyne* in den *antiquarischen Aufsätzen* I, 37 unbestimmt gelassen hatte, die Hochzeit von Kadmos und Harmonia sehen. *Zoega* gab ihr *Bassirilievi* Th. 1, S. 116, Note 15 und Seite 250 keine besondere Benennung, sondern liess sie irgend eine Hochzeit seyn. In gegenwärtiger Schrift geht Hr. *B.* einen Mittelweg, indem er annimmt, „dass dem idealisirenden griechischen Künstler derselben noch eine höhere Foderung vorschwebte, als blosse gemeine Wirklichkeit darzustellen; alle Personen mussten in ein höheres Ideal gestellt werden, welches in diesem Fall um so leichter war, als nach den Begriffen der Griechen jedes Brautpaar gleichsam selbst die weihenden Ehegötter vorstellte. So steigert sich Begriff und Bild; aus der gemeinen Hochzeit wird eine symbolische, und das Ganze erscheint nun erst, vom Einzelnen zur Gattung erhoben, als ein wahres Kunstwerk. — — Denken wir uns die Braut als eine Libera oder Ariadne, wie sie in den heiligen Weihen dargestellt wurde, den Bräutigam als einen Liber oder Bacchus voll üppiger Lebenslust, die Zusprecherin im Charakter einer Venus, das Salbenmädchen als eine Nymphe, Grazie: so wäre allerdings das Allgemeine im Einzelnen gefunden, die Hochzeit eines Lollius, eines Pollio, oder wie der edle Römer heisst, der eigentlich diess Gemälde bestellte, durch den idealisirenden, oder welches hier eben so viel bedeutet, gräcisirenden Maler wäre symbolisirt, und also höher gestellt, ja über sich selbst erhoben."

Der Vf. kam auf diese Vorstellung (S. VII) durch ein Relief von der Hochzeit des Peleus und der Thetis, bey *Zoega Bassir.* Taf. LII, wovon dieser vermuthete, dass der Künstler nicht die Absicht gehabt habe, die Fabel um ihrer selbst willen auszudrücken, sondern sie als ein Urbild glücklicher Ehe, mit Gebräuchen und Figuren, die nichts damit zu thun haben, zu verschmelzen, nur an sie zu erinnern, und unter der Maske derselben irgend ein bestimmtes Hochzeitfest darzustellen. Diese Annahme einer Gattung von Monumenten, die zwischen wirklichem Leben und Fabel in der Mitte stehen, nicht zu verwechseln mit denen, welche durch mythische Bilder auf gewisse Lebensverhältnisse anspielen, ja sie oft merklicher berühren, ohne doch aus ihrer eigenen Grenze zu schreiten (wie *Mus. Pioclem.* Th. 5, Taf. 8, S. 15) oder, welche unter dem Typus einer Gottheit das Porträt eines Menschen enthalten, empfiehlt sich im Ganzen sehr, und ist noch mancher Modification fähig, die zur Beurtheilung antiker Kunstwerke fruchtbar seyn kann. So finden sich zum Beyspiel in der Sammlung von *Zoega* selbst, um Taf. LXV und LXVII zu übergehen, worauf diese Bemerkung nicht ohne Weitläuftigkeit angewendet werden könnte, Taf. LXXXIV unter mehreren eigentlichen Thyiaden einige Figuren von tanzenden Mänaden, die nur durch das Beywerk bezeichnet, nicht durch den Ausdruck zu Mänaden gestempelt sind. Der Charakter begeisterter, hingerissener Bewegung und bacchischen Wahnsinns, den ihnen die Kunst, besonders durch Skopas, gegeben hatte, ist hier so gemildert, dass sie nur durch Musik und Tanzkunst belebt scheinen, und was von der ursprünglichen mänadischen Regung noch übrig ist, könnte eben sowohl durch jene erzeugt seyn. Kleidung, Anstand, Haltung, alles stimmt zusammen zu einem wohlgefälligen Bild von Tänzerinnen, und soviel der Mänade an Individualität fehlt, gewinnt die Tänzerin an allgemeinerer Schönheit. Zum Wesentlichen dieser Gattung scheint es zu gehören, dass die äussere Bezeichnung unzweydeutig ist; denn die Darstellung von gemeinem Leben, in Handlung, Stellung, Ausdruck, würde den beabsichtigten Gedanken an Götter, denen diese Menschen zu vergleichen seyen, ohne deutliche Attribute, oder eine hinzugesetzte, auffallend mimische Götterscene, nothwendig entfernt halten. Darum sind auf der römischen Hochzeit bey *Zoega*, neben dem anderen Häuslichen, Götter, die dem Bräutigam als einem anderen Peleus Schwerdt und Helm reichen; wobey sich sogar vielleicht an eine schmeichelnde Maskerade denken liesse, welche Freunde oder Untergebene dem Ehepaar gemacht hatten, und welche diesem so sehr gefiel, dass sie in das Denkmal ihres ehelichen Glücks am Sarkophage mit aufgenommen werden sollte; so sind auch jene Figuren durch Attribute und Umgebung als Mänaden, was sie doch der That nach nicht sind, bezeichnet; was auf unserem Gemälde die Götter ausdrücken könnte, reducirt sich auf den einzigen Epheukranz des Bräutigams, statt dessen man einen Myrtenkranz erwarten sollte; denn die Art von Verschleyerung der Braut ist der Ariadne, wenn auch nicht fremd, doch nicht allein eigen, wie auch S. 33 bemerkt ist, sondern den Bräuten überhaupt so sehr, dass auch die von Pluto, so eben geraubte Persephone darin erscheint, und dass es unnöthig ist, Beyspiele zu citiren; und die anderen Figuren haben eben so wenig etwas, das an Götter denken liesse, nicht einmal ein Amorin zieht unsere Vorstellung von der nackten Wirklichkeit ab. In Beziehung auf den Epheukranz dürften wir aber ohne Unbilligkeit die Bemerkung S. 59 geltend machen, dass die Scene nach dem Hochzeitmahle sey, woraus dort die Nacktheit des Bräutigams, der jetzt nur noch seine Synthesis oder *vestem coenatoriam* anhabe, motivirt wird. Eben so schliesst *Zoega Bassir.* Taf. LXVII, aus dem Blumenkranze, den ein berauschter Hera.

kles um den Hals trägt, dafs er eben vom Mahl aufgestiegen sey. Der Epheu aber steht dem Bräutigam in seiner Berauschtheit ganz wohl an, und man braucht dabey kaum in Erwägung zu ziehen, dafs der Epheu auch φιλέρως und *lasciva* heisst, und von den Liebenden vorgezogen wurde (*Paschal. de coron. l. I. c.* 18 und *Maderus de coronis, nuptiarum praesertim* im *Thes. antiq. Rom. t.* 8) und dafs überhaupt in dem Laub zu Kränzen zwar ein gewisses Costüm beobachtet, aber der Wechsel und die Mannichfaltigkeit nicht ausgeschlossen ist, so dafs z. B. in dem hier vermifsten Myrtenkranze, ein ander Mal Bacchos (*Aristoph. Frösche* 333) und Apollon (*Winckelm. Werke* II, 493) erscheinen. Sollte aber überhaupt dem Bilde die Allgemeinheit fehlen, die ihm durch jene Annahme vindicirt werden soll? Hier ist Bräutigam und Braut, wie sie durch die damalige Zeit modificirt waren, natürlich und in scharfer Bestimmtheit ausgedrückt, und alle umgebenden Personen stellen allgemeine Sitte, nicht der ganzen Breite, sondern der Bedeutung nach, künstlerisch, dar, ohne in etwas auf ein bestimmtes Individuum zu deuten. Hiedurch steht das Werk unendlich höher, als jene Bilder, wo nicht durch den allgemeinen Ausdruck eines natürlichen Verhältnisses, sondern durch eine erborgte Göttermaske das Interesse des Beschauers gewonnen werden soll, und namentlich höher, als jenes Basrelief. Die oben erwähnten Mänaden bleiben uns immer Tänzerinnen, da ihnen der Ausdruck des inwohnenden Gottes fehlt, und weder die neben ihnen stehenden eigentlichen Mänaden, noch ihre Attribute vermögen sie über ihre eigenthümliche Natur zu erheben; sie unterscheiden sich nur durch ein Costüm, durch einen leisen von jenen gottergriffenen beliebten Wesen erborgten Anstrich, und in so fern ganz gefällig, von anderen Tänzerinnen. Der höchste und allgemeinste Ausdruck von Natur macht die griechische Kunst symbolisch. Drückte das aldobrandinische Bild das Reinste, Innigste und Nothwendigste aus, worin ein Bund der Herzen sichtbar werden könnte: so wäre es eine göttliche Hochzeit, wie Amor und Psyche in der bekannten Gruppe, worin Hr. *B.* mit Recht die sich auf ewig täuschende Liebe erkennt, und die zur Andeutung derselben häufig auf Sarkophagen angebracht seyn möchte. Da aber die umgebende Sitte zum Theil willkührlich und luxuriös, der Charakter der Hauptpersonen aber nicht edel genug ist: so bleibt es sehr menschlich, und kann durch keine Anspielung geweiht werden, und man mufs sagen, dafs, wenn auch der Künstler eine Götterhochzeit hätte bilden wollen, eine gemeine daraus geworden ist. Allein auch dieses gemeine Menschliche, durch den Spiegel der Kunst aufgefafst, und naiv, treffend dargestellt, hat immer einen hohen Werth, und somit auch unser Gemälde. Dafs der Künstler diese Bedeutung der Natürlichkeit, statt des von Göttern erborgten Adels, bezweckt habe, ist besonders abzunehmen aus dem starken Gegensatz der Geschlechter, worin Braut und Bräutigam gedacht sind, wie er nämlich durch Bildung und Sitte der Zeit schneidend geworden war. Die strenge Verhüllung der Braut und die Nacktheit des Bräutigams an sich wären wenig; aber ihre grofse kindliche Angst, und seine ungeduldige freye Begierde, die gleich entfernt sind von der Liebe einer Ariadne und eines Dionysos, die zierliche Verschämtheit und die alle Schönheit der Stellung verachtende Unanständigkeit, das Zaudern und das Förmliche in der Braut und das möglichst Unceremoniöse in dem nachläfsig hingeworfenen Liebhaber, scheinen beabsichtigte, nicht aus dem Mythischen, noch Mystischen, sondern aus der Natur geschöpfte Contraste. Aus ihrer Absichtlichkeit erklärt sich vielleicht auch die Stellung des Bräutigams einigermafsen, die man fast allgemein sehr motivlos gefunden hat.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke*).

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Heidelberg*, in Comm. b. Mohr und Zimmer: *Der Friede*, ein Lehrgedicht in acht Gesängen von *Johann Carl David Paul Reimold*, Prediger etc. 1809. 196 S. 8. (18 Gr.) Die Länge dieses Gedichtes wird begreiflich, wenn man nicht allein erwägt, was sich für und wider den Frieden sagen läfst, sondern auch noch alle möglichen Beschreibungen von friedlichen Scenen und Gewerben hinzudenkt, die viele Blätter füllen. Und diese Schilderungen sind es gerade, welche dem Vf. noch am meisten gelingen, und seinem Werke einigen Reiz verleihen. Er ist hie und da glücklich in der Darstellung sinnlicher Gegenstände, und überall findet man Spuren eines nicht gewöhnlichen Geschmacks und einer nach guten Mustern erlangten Bildung. Aber dessenungeachtet erhebt sich das Ganze nicht über den Werth der Mittelmäfsigkeit, weil es trotz aller reizenden Einkleidung noch einer Abhandlung und einer Übersetzung der Prosa in die Poesie ähnlich sieht, und manche Einzelheit mit anstöfsigen Nebenideen sich nicht zum herrschenden Tone der einfachen Erhabenheit fügen will. Die Hexameter sind nicht ohne Leichtigkeit und Anmuth, doch in der Würdigung der langen und kurzen Sylben hie und da auch nicht ohne Verstofs gegen die Regel. Man sieht aus den einzelnen Schönheiten, die hin und wieder wie Schalmeyenklänge zu dem Gedicht hinüberlocken, dafs das Talent des Vfs. bey mehr Zusammenhaltung und bey gröfserem Fleifse etwas Besseres hätte liefern können. T. Z.

Hannover, in Commission b. Hahn: *Meine viertägigen Leiden im Bade zu Pyrmont.* In Briefen an einen Freund. Eine Brunnen-Lectüre, in vier Portionen zu lesen, wenn der Arzt den Mittagsschlaf untersagt hat, von *G. C. Sponagel.* Ohne Jahrzahl. 291 S. kl. 8. (1 Thlr.) Manche Menschen reisen jedes Jahr ins Bad, und werden alt; aber vielleicht ist unter Tausenden von ihnen kaum einer, der in seinem ganzen Leben das erfährt und leidet, was unser Vf. in vier Tagen erfahren und gelitten hat. Das Unglück drängt sich in diesem kurzen Zeitraume so zusammen, dafs einem fast die Lust zur Theilnahme vergehen möchte. Doch weifs er seine Händel und Abenteuer so lebendig darzustellen, dafs oft ein unwillkührliches Grausen und Zittern den Leser befällt, der in dem Augenblicke vergifst, dafs er todte Buchstaben vor Augen hat und nicht lebendige Menschen. Wir wünschen nicht, dafs Jemand auf den Einfall kommen möchte, diese Badeleiden dramatisch vorzustellen, theils wegen der

vielen Stunden, die man im Theater zubringen müsste, theils und hauptsächlich wegen der innern Erschütterung, die man bey manchen Scenen erleiden möchte. Dem Rec. machte es die gröfste Freude, als er S. 291 las:

Mit heiterm Sinne malt' ich ir
Die überstand'nen Leiden;
Jetzt am erwünschten Ziel sind sie
Die Würze meiner Freuden.
Der Hypochonder ist entflohn.
Frey sitz' ich auf des Glückes Thron,
Mir selbst zurückgegeben.

—mm—

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Belagerung von Rochelle, oder die Macht eines guten Gewissens im Unglück.* Nach dem Französischen der Frau von *Genlis von K. L. M. Müller.* Zwey Bände. 1808. 200 und 302 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.) Unter allen Erzählungen der Fr. v. G. ohne Zweifel eine der wohlgerathensten. Das schöne religiöse Gemüth der Vfn. spricht sich darin mit hoher Lebendigkeit aus, und ergreift den Leser mit süsser Kraft. Phantasie und Gefühl schliessen einen wohlthätigen Bund, und selbst die Gestalt und Natur unserer Zeit trägt dazu bey, die Theilnahme zu erhöhen. Ja, man könnte mit dem Übersetzer behaupten, dass solche Darstellungen, wie sie hier gegeben werden, gerade der jetzigen Zeit und Menschheit wirklich nöthig sind. Denn wo Luxus und Üppigkeit den Menschen in Gefühllosigkeit und moraliche Rohheit versenken, wo Elend und Noth ihm seine edleren Kräfte lähmen, da könne nur durch den Beystand der Religion, und des aus ihr herfliessenden Vertrauens zu Gott, dem allgütigen Vater der Welt, etwas Besseres erwartet werden. Der Gegenstand der Erzählung ist aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrh. genommen. Die Belagerung Rochelle's kostete Ludwig XIII vierzig Millionen Livres; und endete im J. 1628. — Die Übersetzung verräth Sprachkenntniss und Geschmeidigkeit. Ai.

Chemnitz u. Leipzig, b. Schröter: *Die Familie von der Garenburg, oder Kampf und Pflicht.* Vom Verfasser des Carlo Orsino und des Schreckenthurmes am See. Mit 1 Kupfer. 1808. 348 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.) Man kann eben nicht sagen, dass einen beym Lesen dieses Romans die Langeweile beängstige; aber man fühlt sich auch nicht besonders angezogen. Man merkt es bald, dass der Erzähler ein artiger, gebildeter Mann, ein Mann von hübschen Worten ist; aber auch eben so bald, dass man genügsam seyn müsse, wenn man sich wohl befinden wolle. Da indess diese Genügsamkeit den meisten Romanlesern von Haus aus eigen ist: so wird es auch dieser Familie von der Garenburg nicht an Freunden fehlen, die eine angenehme Unterhaltung bey ihr finden, zumal die Gutmüthigkeit so recht einheimisch in derselben ist. Zur Erklärung des Zusatzes „Kampf und Pflicht" dürfen wir nur einige Zeilen von S. 184 anführen, die zugleich für eine Probe des Vortrags gelten können. „Julie kämpfte im Stillen mit ihrem Herzen und bemühte sich, diesen Kampf durch das Gefühl der Pflicht zu unterstützen, die sie dem edlen Ryno zu leisten verbunden war; wenn sie sich für alle seine Liebe und Güte nicht des schwärzesten Undanks schuldig machen, und ihn um seine schönsten Hoffnungen und Plane grausam betrügen wollte, deren Befriedigung den Abend seines Lebens so süss verschönern sollte. Fest stand der Entschluss in ihrem Innern: ihrem Herzen, das sie so mächtig nach Robert hinzog, Zwang aufzulegen, und lieber sich und alle Freuden des häuslichen Lebens für die Zukunft aufzuopfern, als den (dem) guten Ryno diesen Kummer zu machen." Das beygegebene Kupfer ist unbedeutend. ml.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Dramatisches Scherflein*, ein Taschenbuch für die Bühne von *Johann Friedrich Schink.* 1810. 351 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Der sonst talentvolle Vf. ist nicht so glücklich gewesen, die Auffassungs- und Darstellungs-Weise zu finden, welche einer Geschichte dramatische Gestaltung giebt. Zu grosse Redseligkeit, Hinneigung zum erzählenden Ton, schwache Versinnlichung und Mangel an Witz und Laune lassen die hier gelieferten vier kleinen theatralischen Producte nicht zu der komischen Kraft und Lebensfülle gedeihen, die ihnen zur gehörigen Wirksamkeit nöthig sind. Mag er sich daher lieber in andern Gattungen der Poesie zeigen, welche ihm mehr zu Gebote stehen! L. W.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Wer kann rathen?* Ein Nachspiel in einem Aufzuge, aus dem Französischen der Frau von *Genlis.* 1808. 49 S. (6 gr.) Dieses kleine hier als aufgeführtes Sprichwort (daher der Titel) gegebenes Nachspiel ist im Wesentlichen dasselbe, das auf den deutschen Bühnen als Operette unter dem Titel: *Zwey Worte* oder *die Nacht im Walde*, schon längst bekannt ist, in welcher Gestalt es durch manche Verbesserung und manchen Zusatz noch gewonnen hat. Es gehört zu den artigen Kleinigkeiten. T. Z.

Oldenburg, in der schulzischen Buchhandlung: *Die Aufgeblasenen.* Ein Lustspiel in vier Aufzügen von *L. A.* Freyherrn von *S.* 1810. 136 S. 8. (12 gr.). Einige Munterkeit herrscht zwar in diesem Lustspiele; aber schwerlich möchte die darin aufgehäufte Narrheit, die sich in falsches Pathos auflöst, unterhalten, ohne die Geduld des Zuschauers zu ermüden. Mit der Deutlichkeit, womit die Personen ihre Fehler zeigen, schwebt das Stück zwischen Lustspiel und Posse; es kann aber die Sphäre der letzteren nicht erreichen, weil es das Komische nur von der Oberfläche weggeschöpft und nicht aus der Tiefe der menschlichen Natur zur auffallenden Erscheinung für die Phantasie heraufgeführt hat. T. Z.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Bibliothek der Abentheurer.* In zweckmässigen Auszügen vom Vf. der grauen Mappe. Erster Band. 1810. IX und 421 S. 8. (2 Thlr.) Des Vfs. Absicht ist, in dieser Bibliothek eine Sammlung und Wiedererweckung früherer, zum Theil vergessener Romane aus den uns zunächstliegenden Jahrhunderten nach einer zweckmässigen Bearbeitung, Verkürzung, Einkleidung u. s. w. zu liefern, die überhaupt auf abenteuerliche, wunderbare, seltsame, ausserordentliche Geschichten, Begebenheiten, Erfahrungen, Reisen, Glücks- und Unglücksfälle, Rücksicht nehmen, und auch der Charakteristik der Zeiten nicht vergessen soll. In diesem ersten Bande hat er nun einen sehr guten Anfang mit dem *abenteuerlichen Simplicissimus*, einem Buche aus dem Ende des 17 Jahrhunderts, gemacht, das von *Samuel Greifensohn* von *Hirschfeld*, einem Soldaten des dreyssigjährigen Kriegs, herrührt, welcher sein eigenes Leben, seine eigenen Erfahrungen mit einer Menge von Abenteuern erzählt und sie mit der Wiederkehr mancher Personen und der Erfüllung mancher Vorhersagungen zu einem förmlichen, wenn auch ein wenig buntscheckigen Romane verknüpft. Man sieht, dass, wo nicht alles, doch das Meiste aus eigener Anschauung niedergeschrieben ist, und man wird dadurch ganz in das Leben und auf den Schauplatz des fürchterlich verheerenden dreyssigjährigen Krieges versetzt, wo Rohheit und Abscheulichkeit die Begebenheiten unserer Tage überbieten, und den unparteyischen Beobachter überzeugen, dass Krieg eben so sehr für die Höllencur der Menschenverbesserung als für das beste Mittel gehalten werden kann, die Menschen von den erlangten edleren Vorzügen in den rohesten Zustand wieder zurückzubringen, wo die ganze thierische Natur, die in uns steckt, mit allen Kennzeichen der sinnlichen Wuth, mit Raub und Blutbegier und zügelloser Befriedigung des Instincts wieder zum Vorschein kommt. Also eine eben so unterrichtende, als unterhaltende Lectüre! T. Z.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Schönheit und Kunst.* Gewidmet der schweizerischen Künstlergesellschaft auf ihren nächsten Versammlungstag von *Johann Rud. Wyss.* 1809. 21 S. 8. (2 gr.). Obgleich dieses Gedicht weder in Absicht der Form noch in Absicht des Inhalts etwas Neues und Originelles giebt: so verdiente es doch, weil es würdig von der Kunst spricht, und sich in leichten, fliessenden Versen angenehm lesen läfst, eine allgemeine Bekanntmachung und Verbreitung. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 JANUAR, 1811.

ARCHÄOLOGIE.

Dresden, in der waltherschen Hofbuchhandlung: *Die aldobrandinische Hochzeit.* Eine archäologische Ausdeutung von *C. A. Böttiger* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was der Vf. zur Unterstützung der Meinung, dass das Brautpaar Götter repräsentire, von einem Sacrament der Ehe bey den Griechen sagt, scheint uns nicht ausser Zweifel gesetzt. Er behauptet, man habe nicht nur die Gegenwart der segnenden Ehegötter bey der Hochzeit durch mancherley Opfergebräuche sinnlich angedeutet (diess doch nicht mehr, als bey anderen religiösen Scenen), sondern Braut und Bräutigam haben in ihrer eigenen Person die einst von den höchsten Göttern vollzogene Hochzeitweihe mystisch und mimisch dargestellt. *Diodor* V, 72 sagt aus, „dass in Knossus jährlich die Ehe des Zeus und der Here an einem Ort, wo jetzt ein Tempel sey, durch Opfer von den Einheimischen gefeyert, und die Eheverbindung nachgeahmt werde, wie sie nach Überlieferung ursprünglich gewesen sey.“ Diese Sage vom Vermählungsfest mag von da nach Samos gekommen seyn. Das Fragment des Asios, *Athen.* XII, 526, sagt zwar nur, dass die samischen Weiber ausnehmend geputzt zum Temenos der Here gingen, und giebt uns von den samischen Heräen durchaus keine speciellere Vorstellung; allein das S. 126 angeführte Fragment von *Varro* belehret uns, dass das jährliche Fest der Juno zu Samos *nuptiarum ritu* gefeyert worden sey. *Diodor* giebt eben so wenig die Ceremonieen des ἱερὸς γάμος an, als wir die samischen kennen; es kann also nur aus den bekannten Hochzeitgebräuchen vermuthet werden, ob sie aus der Natur des Verhältnisses, oder aus einem heiligen Muster geflossen seyn möchten. Sonst finden wir allgemein, dass Sitten, Costüm und Ceremonieen von den Menschen in die Göttergesellschaft übergegangen, wenn auch modificirt worden sind; und es ist nicht wohl abzusehen, wie eher eine Hochzeit der Here sollte gedacht worden seyn, als sich Hochzeitfeste unter den Menschen ausgebildet hatten, oder wie sich eine dunkle Ceremonie, die nicht durchaus natürlich gewesen wäre, von einem einzigen Ort in Kreta aus allen Hellenen mitgetheilt haben sollte. Der Ehestand wurde frühzeitig in Griechenland in seiner ganzen Heiligkeit erkannt, und die Sprache, die überhaupt ihre Bezeichnungen so sinnvoll aus der innersten Natur der Dinge zu schöpfen pflegte, nannte ihn ein τέλος (d. i. ein letztes, vollkommenstes, in bürgerlicher Hinsicht z. B. ein Amt, in religiöser, Aufnahme in Heiligungen). Man sehe nun in Ansehung dieser Benennung der Ehe auf die Entwickelung zum physischen Menschen (τέλειος ἀνήρ), oder zum Bürger, oder zum religiösen, und gebildeten Menschen, indem die Ehe den Menschen ursprünglich von der Wildheit entfernt, oder auf alles zusammen: sie bleibt immer ungezwungen und begründet. Der Vf. will nur die Bedeutung Weihe, Sacrament gelten lassen, die Rec. wenigstens in *Diod.* V, 72 gänzlich vermisst. Die Sprache that darin nicht mehr, als Gesetzgeber und Sittenstifter ebenfalls andeuteten (vgl. *Potters Archäol.* II, 4, 493 ff.), und nicht am wenigsten durch die Religion, indem sie die höchsten Götter zum Vorstand der Ehe setzten, Ζεῦς τέλειος, Ἥρα τελεία, ζυγία, und die Ehe durch Opfer *weihten.* ἡ δὲ πρὸ γάμου θυσία, προτέλεια, καὶ προγάμεια. προτελεῖσθαι δὲ ἐλέγοντο οὐ μόνον αἱ νύμφαι, ἀλλὰ καὶ οἱ νυμφίοι. καὶ τέλος ὁ γάμος ἐκαλεῖτο. καὶ τέλειοι οἱ γεγαμηκότες. διὰ τοῦτο καὶ Ἥρα τελεία ἡ ζυγία· ταύτῃ γὰρ τοῖς προτελείοις προυτέλουν τὰς κόρας, καὶ Ἀρτέμιδι καὶ Μοίραις. *Pollux* III, 3, 38. Eine Handlung, der man diese Bedeutung gab, konnte und musste mit der grössten Würde und Feyerlichkeit vollzogen werden. Daher die Procession, worunter ursprünglich die begleitenden Freunde und Verwandten der Braut zu denken sind, mit Fackeln, weil man sinnvoll den Abend zum Brautauszug bestimmt hatte, mit Kränzen, mit Musik, mit Brautlied; es wurden Kuchen gebacken, und zwar mit Sesamon, weil man diess für fruchtbringend hielt, es ging ein Bad vorher, das Brautbette war geschmückt, die Mutter führte die Braut mit einer Fackel zu ihm hin: alles ganz natürlich, ohne Spur des Mysticismus, so wenig als in der Tischlagerung der Menschen wegen der Lectisternien der Götter Mystisches gesucht wird. Worauf der Vf. am meisten Gewicht gelegt zu haben scheint, ist, dass, nach *Pollux*, Braut und Bräutigam nebst einem Lenker der Pferde, der zugleich Bräutigamsführer war, auf einem zweyspännigen Wagen einzogen, so dass eine Braut, die zu Fuss kam, verächtlich χαμαίπους genannt wurde; denn diess Fahren sey durchaus heroisch, im alten Götter- und Helden-Stil. Gerade aus der Heldenzeit aber, wo die Wagen im Krieg und sonst üblich waren, darf der Gebrauch hergeleitet werden. Das Pferdehalten für den Hippodrom konnte überdiess das Fahren nie zu etwas ganz Unerhörtem

werden lassen; und die Auszeichnung, die dem Brautpaare dadurch auf kurze Zeit zu Theil wurde, möchte sich, sollte es auch als eine Art von Triumph erschienen seyn, eher mit dem republicanischen Geiste vertragen haben, als der feine Sinn der Griechen fürs Schickliche erlaubt hätte, die bisher im Haus gehütete Königin des ansehnlichen Festes auf einmal mitten unter die Menschen zu führen, und die gänzlich Verschleyerte zu Fuss gehn zu lassen. Auch dass man, wie *Potter* S. 529 berichtet, die Achse des Wagens nach beendigter Fahrt verbrannte, um anzuzeigen, dass die Braut nie wieder nach ihrem väterlichen Hause zurückkehren solle, spricht dafür, dass der Wagen nur dem Bedürfniss diente, nicht als ein heiliger betrachtet wurde. Rec. leugnet nicht, dass auf die Feyerlichkeit und Stetigkeit der Hochzeitceremonieen die Dichtung, sie seyen auch von der Here gefeyert worden, zurückgewirkt habe, so wie die Ehe des Zeus und der Here die Heyrathen heiligte; bekennt aber, nirgends eine sichere Spur zu sehen, dass die Ceremonieen der Götterehe, zum Andenken der Götter, oder zu eigner Weihung, nachgespielt worden seyen, ausser bey Knossos; denn auch *Aristoph. Vögel* 1735, wo Eros als Brautfahrer des Zeus und der Here erwähnt ist, kann bloss nach poetischer oder malerischer Vorstellung seyn. Die Vermählung der Ariadne und des Dionysos, vorgestellt durch einen Jüngling und eine Jungfrau auf so vielen campanischen Gefässen (s. *Böttigers Vasengem.* Th. 1. S. 153. ff.), wäre demnach ein besonderer Gegenstand für sich, nicht der kretischen Ehe nachgebildet (wie schon im *Archäol. Mus.* I, 50 behauptet ist), oder an die Stelle derselben getreten, der er vielleicht dem Geiste nach gerade entgegensetzt ist. Denn wenn sie die Gesetzlichkeit der Ehe vorbildete: so scheint an den Bacchanalien lediglich die Ungesetzlichkeit unter heiliger Maske ein grosses Spiel getrieben, und die Theilnehmer dieses Cultus aus ihm Rechte, wie in einer gewissen Zeit der Hierarchie hie und da die christliche Geistlichkeit gewagt hat, abgeleitet zu haben. Doch geben wir diess nur als eine nicht hinlänglich bestätigte Vermuthung.

Die Personen ausser den schon erwähnten, die im Thalamus selbst sind, nur der Bräutigam dicht davor, nämlich die zwey musicirenden und die Spendende im Vorhof, und dann die, welche das Brautbad bereiten, in einem Cabinet hinter dem Thalamus, nach des Vfs. richtiger Absonderung, haben ihm selbst nur einfache Geltung, und werden trefflich erläutert; besonders scharfsinnig die Figur, welche das gelbe Bret hält, als Horoskopaufstellerin mit einer astrologischen Tafel: und über diese dürfte schwerlich je etwas Wahrscheinlicheres zu sagen seyn; denn zur Gewissheit läst ihre ausdruckslose, unbedeutende Stellung nicht kommen, zumal da uns die Personnage sonsther nicht bekannt ist. Die Salbenspenderin (S. 44) ist nicht nur bereit, das Bad zu salben, sondern ist wirklich gegenwärtig beschäftigt, und verbreitet aus ihrem Fläschchen Wohlgerüche im Zimmer. Das Costüm der Matrone, welche das Bad prüft, würde uns darum minder verlegen machen, weil der Künstler die Gewänder überhaupt ziemlich ideal behandelt, und sichtbar nach grosser Mannichfaltigkeit derselben gestrebt hat, wodurch sie dennoch sonst hie und da ziemlich fremd aussehen. Der vom Hinterhaupt abfallende Schleyer ist so gewöhnlich auch bey den griechischen Frauen (z. B. *Mon. ined.* Fig. 96, er ist selbst bey der halbnackten Zusprecherin der Braut), dass dadurch die Einheit der Composition nicht gestört wird, und das Heraufziehn desselben über den linken Arm, wodurch ein grosser Theil des Körpers wie in Einem Wurf überdeckt, und die gewöhnliche Zierlichkeit und Leichtigkeit griechischer Tracht ein wenig verleugnet wird, ist vielleicht nur als Kennzeichen der Mutter der Braut gedacht worden, als welche sie der achtungswerthe Erklärer (S. 92) von ihrer jüngeren und leichtfertigeren Umgebung unterscheidet; doch mit der uns unpassend dünkenden Nebenbestimmung, dass der Künstler darin die wirkliche Mutter aus der Familie, für welche das Bild gemacht wurde, gemeint, und ihr aus Achtung die gewohnte römische Tracht gelassen habe.

Von den beygegebenen Excursen hängen die meisten mit dem Hauptgegenstande zusammen; doch wird den Lesern, die wir bey der Berühmtheit des Vfs. auf das Einzelne nicht aufmerksam zu machen nöthig haben, auch manche gelehrte Erörterung, die jenem fremd ist, eine willkommene Zugabe seyn, wie man sie in den Schriften des Vfs. gewohnt ist. Einiges der Art, wie das Junonische, über die ältesten Chariten u. s. w., ist auch in den Vorlesungen über Kunstmythologie zu finden. Besonders schätzbar ist das über die Badesitte des Alterthums und über den Charakter und die Beschränkung der Frauen in Griechenland, wo auch gegen *Böckh*, oder eigentlich gegen Äusserungen von Platon, fortbehauptet wird, dass die athenischen Frauen nicht ins Theater gegangen seyn dürften. In Ansehung der Bildung der Grazien (S. 146) geben die beiden noch unedirten Torsos im Besitz des Hn. *W. v. Humboldt* Manches zu bedenken. Sie sind über Lebensgrösse, von hoher und seltener Schönheit, in einem Stil, der an Phidias und seine Zeit erinnert, durch Verbindungszeichen sehr wahrscheinlich als zu einer Gruppe der Grazien gehörig bezeichnet, vollkommen nackt, der eine vom Hals bis zur Mitte des Schenkels erhalten, der andere nach oben und unten noch mehr verstümmelt, und aus Griechenland, so viel uns bekannt ist, bestimmt aus Athen gebracht. So finden sich zuweilen neue Monumente auf, welche die nach den vorhandenen Datis festgesetzten Regeln zu erweitern nöthig machen. W.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Bernard: *Essai de géométrie analytique, appliqué aux courbes et aux surfaces du second ordre.* Par *J. B. Biot*, membre de l' Institut national de France etc. Troisième édit. 1808. VIII und 334 S. 8. Mit 6 Kupfern. (Preis in Hamburg 1 Thlr. 20 Gr.)

Da man so oft die Behauptung liest und hört, dass

der mathematische Unterricht in den französischen Schulen weit vollständiger, auch wohl besser eingerichtet sey, als bey uns: so ist schon dieses ein Grund, warum es für uns interessant seyn muss, die Lehrbücher kennen zu lernen, deren man sich dort bedienet, theils um zu sehen, mit welchem Grunde man so geneigt ist, jene Vorzüge einzuräumen, theils um vielleicht auch in Rücksicht der Methode etwas von unseren unstreitig kenntnissreichen Nachbarn zu lernen. Zwar ist Rec. weit entfernt davon, die Ursache, weswegen in Frankreich eine grössere Anzahl geschickter Mathematiker, als bey uns, gebildet wird, vorzüglich in der Lehrart und den Lehrbüchern zu suchen; aber dennoch scheint es immer der Mühe werth, eine nähere Bekanntschaft mit diesen Büchern zu machen.

Der Vf. giebt es als Bestimmung dieses Werkes an, dass es zum Studium für diejenigen dienen solle, die sich zum Eintritte in die *école polytechnique* vorbereiten, — und man sieht hieraus, wie viele Kenntnisse man bey denen, die in diese Lehranstalt aufgenommen werden, voraussetzt. Den Begriff der analytischen Geometrie erklärt der Vf. so, dass sie die Anwendung der Analysis auf die Geometrie lehre, und zwar nicht mit Hülfe von Constructionen, die nur auf einzelne Fälle passen, sondern durch den Gebrauch der allgemeinen Methode, die *Lagrange* und *Monge* zuerst gelehrt haben. [Rec. kann nicht ganz darin einstimmen, diese Herren als die Erfinder dieser Methode zu nennen, da in dem, was hier vorkommt, nach unserem Bedünken, die Untersuchungen von *Euler* u. A. eben so allgemein angestellt sind.]

Es ist hier nicht unsere Absicht, den Inhalt des ganzen Buches genau durchzugehen, und mit Anmerkungen zu begleiten, und wir können dieses um so eher unterlassen, da der Zweck des Buches nicht ist, neue Untersuchungen mitzutheilen, sondern nur das Bekannte auf die beste Weise vorzutragen: wir werden daher nur bey einigen Abschnitten verweilen, um die Methode der Darstellung möglichst klar vor Augen zu legen.

Die Einleitung (welche 105 Seiten einnimmt) fängt damit an, zu erläutern, wie man für geometrische Aufgaben algebraische Gleichungen findet, indem man die aus der Geometrie bekannten Verhältnisse der bekannten und unbekannten Linien unter einander durch Buchstaben und Zahlen auszudrücken sucht, und so zu Gleichungen gelangt. Er bemerket hiebey sehr richtig, dass man bey allen solchen arithmetischen Operationen, wenn man sie auf Linien anwendet, diese im Verhältniss gegen eine als Einheit angenommene Linie betrachtet; aber es hat uns nicht gefallen, dass er es zu billigen scheint, wenn man für eine Linie $= x$ einen Ausdruck $x = ab$ findet, in welchem a sowohl als b eine Linie andeuten soll. Sehr gut ist es zwar, sich über solche Ausdrücke, die bey weniger accuraten Schriftstellern wohl vorkommen, zu erklären; aber es scheint uns, dass man dem Schüler schon früh sagen sollte, wie man solche Ausdrücke, die eigentlich unrichtig sind, vermeidet, indem man auch in den Formeln die Linie, welche die Einheit vorstellt, gehörig beachtet. — *Euler*, welchen Hr. *B.* als Muster der Klarheit im Vortrage rühmt, pflegte sehr strenge darüber zu halten, dass der Ausdruck für eine Linie auch wirklich linearisch sey.

Der Vf. hielt sich, wie man leicht sieht, sehr absichtlich zuerst lange bey sehr einfachen Fällen und auch besonders dabey auf, aus gegebenen Gleichungen geometrische Constructionen herzuleiten, und geht dann erst zu den unbestimmten Gleichungen über. Wenn man von jedem Puncte einer gegebenen Curve senkrechte Linien gegen eine gegebene Abscissenlinie zieht: so ist es, sagt der Vf., gewiss, dass die zwischen Abscisse und Ordinate Statt findende Relation die Form der Curve in jedem ihrer Theile bestimmt, und es ist *wenigstens möglich*, dass diese Relation sich für alle Puncte der Curve durch einerley Gleichung ausdrücken läst. Er zeigt diese Möglichkeit an einigen sehr leichten Beyspielen, und führt so zu der Überzeugung, dass man diese Gleichung als die krumme Linie repräsentirend betrachten kann, woraus dann weiter folgt, dass man für jede nach bestimmten Regeln gezeichnete Curve eine Gleichung und für jede Gleichung zwischen ganz unbestimmten Grössen eine bestimmte Curve angeben kann.

Diesen bloss vorbereitenden Betrachtungen folgt nun die systematische Anleitung, wie man zuerst die Lage eines Punctes und die Lage der geraden Linie in einer gegebenen Ebene bestimmt. Die sehr umständliche Erörterung über den negativen Werth der Abscissen und Ordinaten, wo der Vf. von dem Übergange von einer Abscissenaxe zu einer ihr parallelen ausgeht, scheint sehr geeignet, um Anfängern diese Lehre recht einzuprägen, und ihnen zu zeigen, wie diese Annahme negativer Werthe nöthig ist, um *dieselbe* Gleichung für Puncte, die an beiden Seiten der Anfangspuncte der Coordinaten liegen, zu gebrauchen. Die Art, wie der Vf. zu den Gleichungen für Linien, die mit den Axen der Coordinaten parallel sind, übergeht, hat gerade nichts Eigenthümliches; aber hier sowohl, als wo gleich nachher von geraden Linien, die gegen die Axe geneigt sind, die Rede ist, betrachtet er alle Fälle umständlich, und giebt dadurch unstreitig seinem Vortrage eine Deutlichkeit, die ihn selbst dem Anfänger, dem es an mündlichem Unterrichte fehlt, verständlich machen muss. — — — Es würde überflüssig seyn, anzuführen, wie der Vf. die Untersuchungen über die Lage einer geraden Linie, welche sich nicht in der Abscissen-Ebene befindet, fortsetzt, und dann zu den Gleichungen für die Ebene übergeht; er erreicht hier eben die Vollständigkeit und grösstentheils eben die Deutlichkeit, wie im Vorigen. Indess das, was S. 64 von allgemein ausgedrückten Functionen vorkommt, scheint uns zu isolirt zu stehen, um für den Anfänger von Nutzen zu seyn; ja er wird es kaum recht verständlich finden, und desshalb würde dieser ganze § höchstens als Anmerkung oder Zugabe für Geübtere hier eine Stelle verdienen.

Die folgenden Abschnitte, welche nur das enthalten, was grösstentheils auch in unseren deutschen Lehrbüchern vorkommt, werden wir nur mit einigen Worten erwähnen, um noch etwas Raum für den letzten Abschnitt übrig zu behalten, der von den, nicht so häufig untersuchten Flächen der zweyten Ordnung handelt. Jene Abschnitte haben folgende Überschriften: Von den Kegelschnitten, vom Kreise, von der Ellipse, der Parabel und Hyperbel, Discussion der Gleichungen (wie nämlich die allgemeine Gleichung für alle Curven der zweyten Ordnung zur Kenntniss ihrer Eigenschaften führet); — sie enthalten sehr ausführlich alle vorzüglich wichtigen oder interessanten Lehrsätze, welche diese Gegenstände betreffen.

In den Untersuchungen des letzteren Abschnitts, welcher von den Flächen der zweyten Ordnung handelt, herrscht nicht mehr die grosse Ausführlichkeit wie in den ersten Abschnitten, sondern der Vf. setzt hier voraus, dass seine Leser durch die früheren Belehrungen nun schon geübt genug sind, um einen kürzeren, nicht mehr auf Anfänger berechneten Vortrag zu verstehen. —— Der Vf. fängt zwar damit an, zu erklären, wie man die Natur einer krummen Fläche durch Gleichungen für ihre Durchschnitte mit Ebenen bestimmen kann, geht aber dann gleich zur Untersuchung des Falles über, da die Gleichung des zweyten Grades zwischen drey unbestimmten Grössen gar keine Fläche bestimmt. Drückt man nämlich z durch die übrigen Grössen aus: so lassen sich die beständigen Coefficienten so annehmen, dass z lauter imaginäre Werthe erhält, und in diesem Falle ist die Gleichung unmöglich, so gut wie bey Linien die Gleichung $y^2 + x^2 + a^2 = 0$ unmöglich ist. Der Vf. giebt die Kennzeichen für diesen Fall allgemein an, so wie er auch die Fälle bestimmt, da die Gleichung für zwey Ebenen passt, oder gar auf eine gerade Linie führt.

Die Haupt-Eintheilung dieser Flächen kann man darauf gründen, dass einige in einen endlichen Raum eingeschlossen sind, andere hingegen nicht. Bey jenen muss das Stück einer geraden Linie, welches zwischen den beiden Durchschnitten der Linie mit der krummen Fläche liegt, allemal eine endliche Grösse haben. Man bestimmt dieses dadurch, dass man die Gleichung für den Durchschnitt der krummen Fläche mit den Ebenen sucht, welche durch die ganz willkührlich angenommene gerade Linie auf zwey durch die Axen der Coordinaten gelegte Ebenen senkrecht gesetzt sind. Findet man für diese Durchschnitte bey einer jeden Lage der geraden Linie solche Curven, die in sich zurückkehren: so ist die ganze Fläche in einen endlichen Raum eingeschlossen. Um diejenigen Flächen der zweyten Ordnung zu classificiren, die nicht in einem endlichen Raume eingeschlossen sind, bringt der Vf. die Gleichung auf die bequemere Form $Mz^2 + M'y^2 + M''x^2 + C = 0$, zeigt aber zugleich, in welchen Fällen diese Vereinfachung nicht möglich sey. Diese Untersuchungen führen zu so verwickelten Rechnungen, dass Rec. in der That Bedenken tragen würde, Anfängern, die erst aus diesem Buche die Anfangsgründe gelernt haben, auf solche Gegenstände zu führen; indess scheint es nach der Vorrede, als ob der Vf. selbst und mehrere seiner Freunde bey wirklichem Gebrauche des Buches zum Unterrichte hierin gar keine Schwierigkeit gefunden haben.

Nach diesen allgemeineren Untersuchungen betrachtet der Vf. die einzelnen verschiedenen Arten von Flächen, und bestimmt die Figur der Schnitte. Er theilt sie in folgende Classen: 1) Das Ellipsoid, wofür $Mx^2 + M'y^2 + M''z^2 = C$ ist, und welches in den elliptischen Cylinder übergeht, wenn $M'' = 0$ ist; setzt man $M'' = M' = 0$: so hat man eine Gleichung für zwey parallele Ebenen. 2) Die Hyperboloide, deren Gleichung $Mx^2 - M'y^2 - M''z^2 + C = 0$ ist, und deren zwey sehr verschiedene Arten dadurch bestimmt werden, dass bey der einen C positiv, bey der anderen negativ ist. Hieher gehören denn auch der hyperbolische Cylinder und der Kegel. 3. 4) Das elliptische und hyperbolische Paraboloid. — Die letztere Fläche hat hyperbolische und parabolische, theils auch geradlinige Durchschnitte. Legt man Ebenen mit der durch z und y gehenden Ebene parallel: so erhält man Hyperbeln, deren Mittelpuncte in der Axe der x liegen, und für positive x ist die mögliche Axe der Schnitte mit z, für negative x ist sie mit y parallel. Die mit x, z und y, x parallelen Schnitte werden Parabeln, die in einem Falle die Scheitel nach oben kehren, im anderen Falle nach unten, wenn die Ebene der y, z horizontal ist. 5) Der parabolische Cylinder. ——— Die Gestalt dieser Flächen ist durch die Figuren, welche dem Buche beygefügt sind, höchst unvollkommen dargestellt, und es hätte hierin, ohne sonderlichen Aufwand von Kunst, weit mehr geleistet werden können. Bey Flächen, die nicht so gänzlich unbekannt sind, wie z. B. das Ellipsoid, können unvollkommene Figuren eher genügen; aber von der vierten Hauptart dieser Flächen würde man sich aus diesen Zeichnungen gar keinen richtigen Begriff machen können.

Im Ganzen ist dieses Buch gewiss sehr zum eigenen Studium für junge Leute, die in der analytischen Geometrie noch nicht sehr geübt sind, zu empfehlen. Fehlt es uns gleich nicht an Lehrbüchern, welche den grössten Theil der hier vorgetragenen Lehren gleichfalls sehr gut erläutern: so verdient doch auch dieses Lehrbuch, seiner grossen Deutlichkeit und Ausführlichkeit wegen, viele Leser zu finden. Indess hätten wir dem letzten Abschnitte etwas mehr Vollständigkeit gewünscht, da die krummen Flächen um so mehr eine ausführliche Bearbeitung verdienten, weil es Anfängern immer schwer wird, sich von diesen so richtige Vorstellungen zu erwerben, als von den krummen Linien, welche man ihnen ganz genau vorzeichnen kann.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 JANUAR, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DUISBURG und ESSEN, b. Bädecker und Comp.: *Beyträge zur Beförderung der Humanität und insbesondere eines rein menschlichen Wohlwollens zwischen den verschiedenen christlichen Religionspartheyen.* Von *P. J. H. Hoogen.* Erstes Bändchen. 1805. 244 S. kl. 8. (20 gr.).

Der Vf. dieser Beyträge starb, wie der Vorbericht meldet, während des Abdruckes derselben. Er war, wie Rec. theils aus öffentlichen Blättern, theils aus mehreren Zeugnissen derer, die ihn kannten, weiss, ein sehr achtungswürdiger, für Volksbildung und Menschenwohl, sowohl während seines Amtes (er war katholischer Pfarrer und Prior zu Wegberg im Roer-Departement, aber die Zeitumstände nöthigten ihn, sein Amt niederzulegen), als nach demselben unermüdet thätiger, von sehr vielen der angesehnsten und gebildetsten Familien aus allen Confessionen in den Rheinländern hochverehrter und inniggeliebter Mann. Diese Liebe und Achtung vieler edler Menschen war ihm Ersatz für mannichfaltige Verfolgungen und Kränkungen der Verfinsterungssucht und Heucheley, die er mit Freymüthigkeit und hohem Muth bekämpfte. Mit kindlichem Gemüthe umfasste er alle Menschen und alles Menschliche, und lebte des festen Vertrauens, dass in jedem Menschenherzen die Liebe zum Guten und Schönen unfehlbar erwachen würde, wenn ihr Erwachen nur nicht von den geistlichen und weltlichen Hirten der Völker zurückgehalten würde. In einer Nachricht von seinem Tode (er starb im Kreise seiner Freunde zu Crefeld, s. Quartalschrift für Religionslehrer 1 St. Jahrg. 1805) heisst es von ihm; „er resignirte auch in der Stunde seines Todes nicht, sondern sah mit verklärten Augen das Reich der Wahrheit und Liebe in seliger Zuversicht." — Diese Charakterzüge glaubte Rec. der Beurtheilung dieser Blätter vorausschicken zu müssen, um deren Herausgabe den Verstorbenen seine Freunde gebeten hatten. Sie sind ein treuer Abdruck seines Gemüthes, und erinnern oft an sein Leben und seine Umgebungen. So ist ihm *Humanität* zunächst ein gegenseitiges Wohlwollen der verschiedenen Religionsparteyen. Daher handelt der erste Beytrag „von den guten Aussichten, welche der Verbesserung der Schulen für eine moralische und staatsgedeihliche Bildung des Volkes gewähren kann." Nachdem er den Einfluss veredelter Schulbildung auf Sittlichkeit und Staatswohl gezeigt, und allgemeine Bildung empfohlen hat: stellt er den öffentlichen Unterricht als eine Anstalt der Gesetzgebung und des Staates dar, verlangt dessen völlige Unabhängigkeit von kirchlichen Meinungen, zeigt den Nutzen einer solchen Einrichtung und giebt die Mittel der Ausführung an. Hierbey hat er vorzüglich auf die preussischen Staaten Rücksicht genommen, und die Abhandlung dem König v. P. zugeschrieben — als ob er die Realisirung seiner menschenfreundlichen Absichten nur auf einer anderen Rheinseite erwarten dürfte — „Am linken Rheinufer, sagt er in der zweyten Abh., wo vom Jahre 1780 bis 1790 eine so schöne Morgenröthe für Aufklärung und Veredlung der Menschheit aufging, und die öffentliche Gottesverehrung manche liberale und erfreuende Ansicht gewann, hat sich diese schöne Aussicht meist verloren, aber darum nicht die Hoffnung, auch hier die Wünsche der Menschenfreunde allmählich erfüllt zu sehen, da die Nothwendigkeit der Verbesserung der öffentlichen Bildungsanstalten so tief empfunden wird." Der zweyte Aufsatz handelt von Veredlung der öffentlichen Bildungsanstalten und des praktischen Religionsunterrichts durch Beförderung des Frohsinns im Menschen. Der ehrwürdige Vf. geht davon aus, dass die christliche Religion, in ihrer ursprünglichen Einfalt, ganz zur Erweckung und Belebung eines frohen und zufriedenen Kindersinns im Menschen geeignet sey; dann redet er mit edlem Unmuth von ihrer Entstellung durch die Despotie, die Dummheit und den Aberglauben der Priester und Volksbeherrscher, und schildert mit kräftigen Zügen die Entstehung der Übergewalt der Geistlichen seit Constantins Zeiten; die Verbreitung finsterer, schwermüthiger Ideen durch die Anachoreten; den tollen Wahn und die Greuel der Kreuzzüge (bey welcher Gelegenheit er sich, nach seiner Art, seiner Liebe zum Volke nicht entschlägt, indem er dessen Wallfahrten zum heiligen Grabe damit entschuldigt, wenn er sagt: „Denn das Volk strebte nach Religion, die es im Vaterlande nicht fand, und suchte sie beym Grabe dessen, der für ihre Wahrheit starb"); endlich die Schreckensperiode des Christenthums unter dem furchtbaren Hildebrand, den Einfluss der Mönchsorden, vorzüglich der Bettelmönche, auf den Geist und heiteren Sinn des Volks u. s. f. Hier ergreift den Vf. oft ein heiliger Eifer, als ob er mit der Geissel die Käufer und Verkäufer aus dem Heiligthum vertreiben wollte. Seine Bemerkungen über die Mittel, den Frohsinn zu wecken und zu

beleben, über Erheiterung des öffentlichen Cultus und Schulunterrichts, über Musik, Gesang, religiöse und Volks-Feste, öffentliche Vergnügungen u. s. w. zeugen eben so sehr von einer vertrauten Bekanntschaft mit dem Geiste und den Bedürfnissen des Volks, als von einem reinen Sinn und richtigem ästhetischen Gefühl. — Angehängt ist ein trefflicher Aufsatz des Pred. *Natorp* über Concerte, der auch seitdem in *Reichardts* musikalischer Zeitung, erweitert, und verändert, abgedruckt ist. — Die dritte Abhandlung „über die üble Laune als Hinderniss des Frohsinns und einer guten Kindererziehung" ist ein leichter Erguss einer frohen und stillen Lebensweisheit, mit vielen beherzigungswerthen Warnungen vor diesem Dämon, der in Familien und Schulen so manches Unheil anrichtet, obwohl er sich im Publicum selten sehen lässt. Man würde sich wundern müssen, bey einem katholischen Pfarrer so viele richtige Blicke in das Familien- und Kinder-Leben anzutreffen, wenn man nicht wüsste, dass er nicht bloss in vielen gebildeten Häusern immer willkommen war, sondern noch die letzten Jahre seines Lebens in dem Schosse einer ländlichen Familie unter einfachen Menschen und Kindern verlebte. Dem edlen Manne, dessen Herz voll der reinsten Humanität war, ward bey mannichfachen Leiden doch der Genuss alles Reinmoralischen und Schönen in reichlichem Maasse zu theil. Als er vor einigen Jahren einem gewissen Tode sich nahe glaubte: schickte er, wie Rec. weiss, einem Freunde zum Abschiedsgruss die Worte des Pfarrers von Grünau (s. Luise von *Voss*, I, 322—39), wovon er die ersten Zeilen selbst mit zitternder Hand schrieb und die anderen dictirte. Er wurde danach gesunder als jemals, und starb an einem plötzlichen Zufall im Kreise vieler seiner Freunde und Verehrer. Rec. hielt sich für verpflichtet, diese ihm bekannt gewordenen Umstände aus dem Leben und Charakter des Vfs. anzuführen, um dadurch anzudeuten, dass dieses Büchlein, einfach und anspruchlos wie es ist, nicht bloss aus der Feder, sondern aus dem Herzen seines Verfassers kam, und als solches angenommen werden müsse. — Der Vorbericht macht Hoffnung zur Herausgabe einer Autobiographie des verstorbenen *Hoogen*. Unstreitig würde diese auch, wenn man sie unverändert geben *darf*, in Rücksicht der neueren katholischen Religions- und Kirchen-Geschichte der jenseitigen Rheinländer interessant werden. Wir wünschten dann zugleich, dass einer seiner vertrauteren Freunde, deren er auch unter seinen Amtsgenossen hatte, dasjenige mit Wahrheitsliebe ausfüllen möchte, was seine eigene Bescheidenheit verschwiegen haben dürfte. Wir würden alsdann unstreitig das Bild eines ächten katholischen Pfarrers und Religionslehrers erhalten, und in demselben ein lebendiges Exempel zur Pastoral-Wissenschaft und Weisheit.

rm.

LEIPZIG, ZÜLLICHAU und FREYSTADT, b. Darnmann: *Die Franzosen in Berlin* oder Serene an Clementinen in den Jahren 1806. 7. 8. 1809. 329 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Unter den deutschen Städten, die auf ihre harten Unkosten eine nähere Bekanntschaft mit vielen Individuen der französischen Nation gemacht haben, ist Berlin, wenn nicht die erste, doch keine der geringsten. Aller Welt am Tage liegen die Folgen dieses gehäuften Besuches in der Verarmung mehrerer Einwohner dieser einst glänzenden Stadt. Sie ist keinesweges geschont, sondern im Vertrauen auf ihre allgemeine Wohlhabenheit, die doch immer nur partiell war, mit fürchterlichen Lasten heimgesucht worden. Einige derselben schildert Serena, eine Brandenburgerin von Geburt und Vermögen, in Briefen und Aufsätzen an eine entfernte Freundin. Sie entwirft ein reines Bild der Stimmung der Berliner bey der Nachricht von den Resultaten des 14 Octobers, und erzählt deren Folgen, meistens doch nur in Betreff ihrer selbst, für Wohlstand und Ruhe. Die Charakterschilderung der bey ihr einquartirten Officiere und Soldaten, deren, in nachfolgenden Perioden, eine grosse Menge war, macht einen vorzüglichen Theil dieses unterhaltenden Buchs aus. Sie spricht, wie es einer gebildeten deutschen Frau zukommt, ihr Urtheil über die fremden Krieger mit möglichster Billigkeit aus, und lobt gern alles an ihnen, was sie Lobenswerthes gefunden hat, wenn gleich manchmal ihre eigenen Landsleute dagegen in ein düsteres Licht treten müssen. Den schliesslichen Befund ihrer Bemerkungen können wir mit ihren eigenen Worten S. 209 angeben: „Das Gewohnte ist verschwunden, und das Ungewohnte muss man zur Gewohnheit werden lassen. Ich fange an, heimisch unter diesen Menschen zu werden, mit welchen man immer ungewiss bleibt, ob das Böse oder das Gute überwiegend in ihnen wohnt. Sie sind so gar anders als wir; ich sage nicht, besser, aber anders. Hassen kann man sie nicht; und wenn man sie so eben lieben möchte, stösst uns etwas, das so ganz nicht Deusch ist, von ihnen ab." — Zum Trost der verzagenden Märker ist eine Schilderung des Zustandes dieser Gegenden im dreyssigjährigen Kriege eingerückt, wo die Zerstörung und Armuth derselben weit schrecklicher war, und, durch die weisen Massregeln des grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, in nicht langer Zeit Ruhe, Wohlstand und Kraft hergestellt wurde. Die mit freygebiger Hand eingestreuten Anekdoten sind nicht selten salzvoll und fruchtbar. Doch oft vergisst Serena ihr Geschlecht, und spricht von Dingen, deren Erwähnung sich allenfalls ein Mann nicht entblöden würde. Dadurch wird doch wohl die Berlinerin nicht charakterisirt werden sollen.

Cht.

NÜRNBERG, in der königl. bayr. Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition: *Allgemeine Handlungs-Zeitung*. Sechzehnter Jahrgang. 1809. Januar bis Juni. 248 S. 4. (Der ganze Jahrgang 3 Thlr. 8 Gr.)

Wir zeigen dieses reichhaltige, den lesenden

Kaufmann über vielerley Theile und Vorkommnisse seines Geschäfts belehrende Blatt blofs an, um auch diejenigen darauf aufmerksam zu machen, denen es durch Zufall nicht bekannt worden ist. Aufser den darin enthaltenen häufigen Verzeichnissen von Waarenpreisen, Wechselcursen, Nachrichten von Veränderungen im Handelswesen, landesherrlichen Verordnungen darüber, Anzeigen von Versteigerungen, Bankerotten, Anfragen u. drgl. findet man auch manche eigene kaufmännische kurze Auffätze, von verschiedenem Werthe. Wir theilen die Titel von einigen mit: Der Handel Hamburgs v. J. 1808, Handelsmaximen in Dänemark, über Spanien, Rechtsfrage aus dem Wechselrechte, Folgen des hohen Briefporto, holländisches Mafs und Gewicht, über den Neckarhandel, der Leinwandhandel in Böhmen, Hollands Welthandel, die Weine von Bordeaux, der Handel von Avignon, Dänemarks Handel in Ostindien, über das dänische Prisenrecht, Manufacturen in Frankreich, Handelsberichte aus Rufsland, über den Handel von Archangel.

In demselben Verlage ist erschienen:

Der Verkündiger, oder *Zeitschrift für die Fortschritte und neuesten Beobachtungen, Entdeckungen und Erfindungen in den Künsten und Wissenschaften.* Dreyzehnter Jahrgang, 1809. Januar bis Juni. 212 S. 4. (Der ganze Jahrgang 2 Thlr. 20 Gr.)

Mit den eigentlichen Wissenschaften hat dieses Journal wenig gemein; die darin berührten Künste find fast alle mit der Öconomie verwandt. Die Auffätze find meistens kurz, und in Rückficht des Stils nicht vorzüglich. Wir zeichnen aus: die Vorwelt, aus den fossilen Überresten der Thiere, über die Seidenmanufacturen in Sachsen, die Völkerwanderungen und Kreuzzüge, über die Ansteckbarkeit des Krebses, über verschiedene neue Farben aus Krapp, Cadets neue Zündstöcke, Zuckerbereitung aus türkischem Waizen, Syrup aus Trauben, Kaffee aus der Feigbohne, über den Geist und Charakter der mosaischen Gesetze, vom Anbau der Baumwolle, das Erdbeben in Pignerol, vom Anbau des Saffrans, über das Gerben des Leders durch metallische Substanzen, über die häutige Bräune, Sprachbemerkungen von Radlof u. f. w. Cht.

LEIPZIG, im Comptoir für Literatur: *Platon.* Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von *Moriz von Schuckmann*, Landdrost *von Müller* und *Adolph* Freyherrn *von Seckendorf.* Erster Band. Erstes Heft. 1809, 166 S. 8. (18 Gr.)

Diese neue Zeitschrift, ist von den verdienten Herausgebern dazu bestimmt, Vorschläge zu Verbesserungen im Polizey- und Finanzfache, in der Cameralistik, Handlungswissenschaft, Landwirthschaft u. f. w. aufzunehmen, und zur Kenntnifs des Publicums zu bringen. Sie soll recht eigentlich zu einem Repertorium nützlicher Projecte dienen, und nur solche Auffätze sollen darin aufgenommen werden, welche mehr oder weniger Projecte enthalten. Aufserdem aber werden auch Anzeigen von nützlichen Büchern, obwohl keine strengen Recensionen, darin aufgenommen. Die in dem ersten Stücke mitgetheilten Auffätze find: 1) *Vorschläge zur allgemeinen Erwerbung des Miteigenthumsrechts der Ehefrauen an dem in der Ehe erworbenen Vermögen.* Wohl nicht mit Unrecht wünscht der Vf., dafs die Ehefrauen an allem während der Ehe erworbenen Vermögen ein Miteigenthum befitzen möchten, weil vorzüglich in den niederen Ständen die Ehefrau in der Regel eben so viel Theil an der Erwerbung hat als der Mann, und weil die entgegengesetzte Einrichtung, wo der Ehefrau entweder gar kein, oder nur ein sehr geringer Antheil an diesem Vermögen zugestanden wird, unstreitig den Nachtheil hat, dafs dadurch die Frau selbst in der Erwerbung lässiger wird, und ungleich öfter nach dem Tode ihres Mannes der öffentlichen Unterstützung bedarf. Alles vor der Ehe von einem von beiden Theilen besessene, oder während der Ehe durch Erbschaft, oder durch ein schon vor der Ehe begründetes Eigenthumsrecht erworbene Vermögen soll dagegen nicht zu dieser Gütergemeinschaft zwischen Mann und Frau gehören. Wird die Ehe getrennt: so gehört alsdann jedem der beiden Ehegatten das während der Ehe Erworbene zur Hälfte. Diese Ideen find von dem Vf. weitläuftiger, unter den nöthigen Modificationen entwickelt. 2) *Entwurf einer zum Nutzen der Grundeigenthümer zu gründenden Creditanstalt.* Bey der gegenwärtigen Seltenheit des baaren Geldes, und bey dem durch die Umstände herbeygeführten niedrigen Preise der liegenden Gründe ein sehr nützliches Institut, um zugleich den sonst so leicht überhandnehmenden Wucher zu steuern! Das Interesse der Capitalisten trifft dabey nicht minder mit dem der Borger zusammen; beide gewinnen offenbar bey vermehrtem Credite. Daher schlägt unser Vf. eine Vereinigung aller derer vor, welche in einem Lande Geld auszuleihen wünschen, an welche sich alsdann diejenigen wenden, welche Geld aufzuleihen suchen. Diese Gesellschaft bestimmt durch Stimmenmehrheit den Zinsfufs, und die einzelnen zu machenden Anleihen werden alsdann verloosst. Ein Vorschlag, der vorzüglich für Länder, wie Mecklenburg, welches der Vf. dabey hauptsächlich vor Augen hatte, gewifs berückfichtigt zu werden verdient. 3) *Über das hohe Briefporto, nebst einem Vorschlage zur Verminderung desselben.* Leider ein Wort zu seiner Zeit, bey dem Mifsbrauche, welcher beynahe allenthalben die Posten nur als Finanzquellen behandelt, wobey dann ihre ursprüngliche Bestimmung grofsentheils verloren geht. Der Vorschlag des Vfs. geht dahin, zur Verminderung des Briefportos Fufsposten statt der reitenden Post einzuführen; allein wer sieht nicht, dafs diese sehr leicht von Seiten der Regierungen

auf eine gleiche Weise missbraucht werden können? Denn wahrlich sind doch nicht die grossen Unterhaltungskosten die Hauptursache des hohen Portos. So lange die Regierungen sich durch die Erfahrung noch nicht von dem wahrem Satze überzeugen lassen, dass in den Finanzen zweymal 2 nicht immer 4, sondern oft nur 1 macht, ist auch wohl an keine Verminderung des Portos — einer der drückendsten Auflagen, zu denken. 4) *Vorschläge, betreffend die Anstellung gut unterrichteter Hebammen auf dem platten Lande.* Sehr richtig und ausführbar! 5) *Entwurf zur Errichtung eines ökonomischen Instituts durch Errichtung einer Actiengesellschaft.* Um denjenigen, welche nicht selbst Landbau treiben, aber dennoch ihr Geld in liegenden Gründen anlegen wollen, dazu ein bequemes Mittel anzuweisen, schlägt der Vf. die Errichtung eines Instituts unter dem Namen *Georgikon* vor: nämlich den Ankauf einer Herrschaft durch Actien, deren Dividende dann mit dem Ertrage des Guts selbst steigen würde, hiemit würde zugleich eine Bildungsanstalt für angehende Landwirthe verbunden. Es würde zu weit führen, den hier vorgelegten Plan weiter zu entwickeln. Bey der Ausführung ist freylich auf manche Voraussetzungen gerechnet, welche sich wohl nicht allenthalben in dem Masse zusammen finden möchten. 6) *Hofprojectenmacher.* Einen eigenen Projectenmacher bey jedem Hofe anzustellen, möchte doch wohl ziemlich überflüssig seyn, da sich bekanntlich schon ohnediess diese Art von Menschen allenthalben an den Höfen in Menge findet.

A. A.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Regensburg*, in d. Montag-Weissischen Buchh.: *Der neue höfliche Schüler, oder Regeln der Höflichkeit, des Wohlstandes und der Sittlichkeit in Versen.* Zum Gebrauche für Schulen und beym häuslichen Unterrichte. Von *J. G. Meyer*, Inspector am evangelischen Waisenhause zu Regensburg. 1808. 79 S. 8. (6 gr. Schreibp. 8 gr.). Sehr wahr ist es, was der Vf. zur Empfehlung der äusserlichen Höflichkeit und des Anstandes sagt: „Hat der Schüler einmal seine Rohheit etwas abgelegt, und sich an eine gewisse Regelmässigkeit und Anständigkeit in seinem äussern Betragen gewöhnt: so wird er nicht nur folgsamer seyn, sondern es wird auch dem Lehrer leichter werden, ihn nach und nach auf die innere Regelmässigkeit und Würde der menschlichen Handlungen aufmerksam zu machen." — Den Anfang dieses, in geschickten Händen gewiss brauchbaren, Büchleins macht ein Gespräch über den Begriff und Nutzen der Höflichkeit. Nach ihm ist Höflichkeit die durch Übung erlangte Fertigkeit, unsere Liebe und Achtung gegen Andere durch gewisse äussere Zeichen an den Tag zu legen. Nun kommen die Vorschriften, wie sich ein wohlgezogenes Kind des Morgens beym Aufstehen und bis zur Schule, dann auf dem Schulwege und in der Schule betragen soll; ferner wie bey seinen Ältern, in der Kirche, bey Tische, bey Besuchen, bey Vergnügungen und Ergötzungen, und endlich beym Schlafengehen. Es ist nichts Übertriebenes in denselben. Der Vortrag hat viel Herzlichkeit. Als Probe, wie die Verse gerathen sind, mag der Anfang des Buchs hier stehen:

Erwachst du Morgens, Kind, vom sanften Schlaf erquickt,
So danke Gott dafür, der alles Gute schickt.
Ruf ihn um Beystand an, er giebt dir Kraft und Muth
Zu deinem Tagewerk, und so geht alles gut.
Wirf ja nicht wachend dich noch lang' im Bett' herum,
Der warme Federdunst macht weichlich, träg und dumm.
Durchlaufe nicht das Haus im blossen Hemde schier,
Wer ohne Schaam sich zeigt, erniedrigt sich zum Thier.

Ca.

Leipzig u. Augsburg, in Commission in der Stage'schen Buchhandlung: *Triumph der Kosmog(k)ratie, Fürstenmacht und Aufklärung über die Priesterherrschaft und Barbarey früherer Jahrhunderte, herbeygeführt durch die Erfindung des Schiesspulvers und Errichtung stehender Heere.* Ohne Jahrzahl. 124 S. 8. (14 gr.) Der Vf. scheint ein bairischer Officier zu seyn, und vornehmlich in Rücksicht auf Baiern geschrieben zu haben. Er will den Beweis führen, dass die Erfindung des Schiesspulvers die Morgenröthe der Cultur über das neuere Europa gebracht habe. „Das Schiesspulver, sagt er S. 104, legte, indem es die Adlichen zwang, ihre Schlösser zu zerstören und sich den Wissenschaften zu widmen, das Fundament zur Aufklärung des Menschengeschlechts, und führte die Katastrophe der Barbarey herbey." Bey dieser Gelegenheit verliert er sich in allerley Irrgewinde der älteren und neueren Geschichte, erzählt uns Sachen, die wir in jedem historischen Compendium finden, nicht immer aus den reinsten Quellen entliehen, und mit unnöthigen Citaten aufgestutzt. Er ist besonders in einigen französischen Schriftstellern belesen, und führt den *Herrn von* Montesquieu, den *Herrn von* Voltaire, und den Marquis d'Argens häufig an; auch einige deutsche, wie Knigge und Weishaupt. Sein Gesichtskreis ist flach und äusserst beschränkt. So meint er, es lasse sich über den Ursprung des Kriegs nichts zuverlässiges sagen, und lehrt uns S. 16, dass einige Schriftsteller den Krieg für den ersten halten, der zwischen dem Könige der Ele(a)miter, dem Könige von Pentapolis und dem Nomadenchef Abraham geführt worden; andere den des scythischen Königs Thanaus gegen Ägypten; andere den des Assyrers Ninus gegen Babylon. Das Feudalsystem ist, nach S. 31, in den untersten Gemächern der Hölle ausgebrütet worden. Er weiss, dass Virgil der gefährlichste Nebenbuhler Homers war; dass Schiller (den er mit Gottsched verwechselt) den Hanswurst von den deutschen Theatern verjagt hat; dass Kants Lehrgebäude den einzigen Zweck hatte, uns zu ruhigen, vernünftigen Erdbürgern bilden *zu wollen*, S. 102. All dieser literarische Staub bringt ihn nur von seinem Gegenstande ab; was er darüber vorbringt, ist höchst dürftig. Der Geschichtskundige wusste längst, was an der Sache ist; den Übrigen ist nichts mitgetheilt worden. Immer erwähnt er der Kosmogratie (so schreibt er das Wort durch das ganze Buch), aber erklärt sie nicht. Man sieht wohl, dass er sie der Theokratie (hier schreibt er richtig) entgegengestellt haben will; seine Begriffe aber auch hierüber sind nichts weniger als klar. Der Stil des Vfs. ist manierirt und verräth den Anfänger; Priscian wird häufig geohrfeiget, und der Verschuldungen des Setzers ist eine grosse Zahl. So findet man *Trarga dei* statt *Treuga Dei*, u. dgl. m.

Cht.

Wien, b. Camesina: *Das Sonntagsblatt, oder Unterhaltungen von Thomas West.* Erster Band. 1807. 468 S. 8. (Der Jahrg. 5 Thlr.). An Mannichfaltigkeit der Gegenstände fehlt es diesen Unterhaltungen nicht. Was der Tag oder die Woche mit sich bringt, wird betrachtet, beredet, beschwatzt, bespöttelt, beurtheilt. Ungleich, wie die Gegenstände, ist denn auch die Unterhaltung darüber: da findet man, bey einigem Guten, viel Mittelmässiges und Geringes. Am letztern ist besonders die Sucht, witzig zu seyn, mit Schuld. Bey dem Allen hätte indessen das Blatt doch vor manchen anderen ein längeres Leben verdient. Die Urtheile über die neueste schöne Literatur sind zum Theil recht treffend und wahr. Der Aufsatz über die komische Kraft des Prügelns auf dem Theater nach Principien der neuesten Philosophie ist gut gerathen, und wird gewiss das Seinige zur Wiederaufnahme dieser schönen Gewohnheit auf dem Theater beytragen.

O.

Monatsregister

vom

Januar 1811.

I. Verzeichniss der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Abendstunden, vergnügte, oder nützliche Belehrungen für Bürger und Landleute beiderley Geschlechts. 1 Jahrg. 2 Jahrgangs 1 — 3 Quartal. 18, 145.
Agrionion, v. *Apel*, *Laun* und *Kind*, und herausgegeben von *Hell*. Für das Jahr 1811 9, 70.
Ascher, der Judenfreund 18, 143.
Aufgeblasenen, die, von Freyherrn *von S.* 24, 192.

B.

Batthyani, Graf, Reise nach Konstantinopel. 2 Ausgabe 12, 93
Baumgarten, orthographische Vorlegeblätter und Uebungsstücke. 2 Ausgabe. 18, 143.
Beresford menschliches Elend. Aus dem Englischen von *Wagner*, Nebst Gegenbeweisen aus den Kupfern von *Kaunegiessen*. 2 Theile 22, 174.
von Berg juristische Beobachtungen und Rechtsfälle. 1 — 4 Th. 5, 33.
Bergmann deutsche Vorschriften. 1. 2 Lieferung 22, 176.
Bibliothek der Abentheurer. 1 Band 24, 192.
Biot Essai de géométrie analytique, appliqué aux courbes et aux surfaces du second ordre. 3 édition 25, 196.
Böttiger die aldobrandinische Hochzeit 24, 185.
Brose 12 in Kupfergestochene Vorschriften zur Erlernung der englischen Handschrift 19, 151.

C.

Caillot Voyage autour de ma Bibliothèque. 1 — 3 Tom. 9, 72.
Camenz katechetisches Handbuch. 8 Bändchen 10, 79.
Code de procédure du royaume de Westphalie. 2 T. 6, 41.
Cornelii Nepotis vitae excellentium Imperatorum. Editio accurata. 11, 87.

F.

Familie, die, von der Garenburg oder Kampf und Pflicht 24, 191.
Fischer Phantasus 23, 148.
Flore françoise. 3 édition p. *Lamark* et *Decandolle*. 1 — 4 Tom. 14, 105.
Franzosen, die, in Berlin, oder Serene an Clementinen in den J. 1806 — 8. 26, 204.
Fritzsche Uebersetzung und Erklärung der bibl. Abschnitte, welche in den J. 1810 — in den k. sächs. Landen erklärt werden sollen. 1 — 4 Stück 3, 17.

G.

v. Genlis der Wunder-Saphir, die glückliche Heucheley, und die Familienfeste. A. dem Franz. v. *Hell* 23, 184.
— — Die Belagerung von Rochelle. Nach d. Franz. v. *Müller*. 2 Bde. 24, 191.
— — kleine Romane und Erzählungen. A. d. Franz. v. *Hell*. 9 Bdchen. 23, 184.
— — Wer kann rathen? A. d. Franz. 24, 192.
Gesänge zur frohen Unterhaltung für k. sächs. Bürger-Garden und Feuer-Compagnieen 9, 72
Gessner der Christ in der Bauerhütte. 2 Aufl. 1, 7.
Glatz die Kinderwelt in Bildern und Erzählungen. 9, 72.
v. Goethe Pandora. Ein Taschenbuch für das Jahr 1810 9, 67.
Graves Lectures on the four last Books of the Pentateuch. 2 Voll. 1, 1.

H.

Hacker Andeutungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Abschnitte heil. Schrift, welche im J. 1810 — in den k. sächs. Landen öffentlich erklärt werden sollen. 1 — 4 Hefe. 3, 17.
Hahnemann Organon der rationellen Heilkunde 7, 49
Handlungszeitung, allgemeine. 16 Jahrg. Januar — Juni 26, 204.
Hanstein wir sind unsterblich. Fortsetzung 3, 23.
Henry Choix des plus jolies contes arabes tirés des mille et une nuits. 1. 2 Tom. 23, 183.
Hoogen Beyträge zur Beförderung der Humanität und insbesondere eines rein-menschlichen Wohlwollens zwischen den verschiedenen christl. Religionsparteyen. 1 Bdchen. 26, 201.

I.

Iffland Almanach für das Theater 1811. 9, 69.
Ist die Wiedervereinigung der beiden christlichen Hauptparteyen zum Wohl der Christenheit nothwendig, und welche Folgen werden daraus entstehen? 4, 31.

K.

Kannegiesser dramatische Spiele. 1 Bdchen. 9, 71.
Klein die Verstandeslehre 8, 57.
Koch vom Bergwerks-Haushalt zu Strassberg. Im Auszug herausgegeb. von *Kessler* 13, 100.

L.

Le Mang Unterricht in den Anfangsgründen der franz. Sprache für junge Deutsche 23, 177.

Le Mang die Kunst mit der französischen Sprache u. ihrem Geiste ganz vertraut zu werden. 1. 2 Th. 23, 179.
Livii Historiarum libri qui supersunt. Ed. et comment. instr. *Ruperti*. I — VI. Vol. 19, 145.
— — opera omnia. Animadverss. illustr. *Stroth* Rec. *Döring* I — V Vol. 19, 145.
Ludwig Handbuch der Mineralogie nach *Werner*. 1. 2 Th. 13, 102.

M.

Meyer der neue höfliche Schüler 26, 207.
Miscellen für die neueste Weltkunde 12, 95.
Morpheus oder das Reich der Träume 18, 141.
Müller die im K. Sachsen neu angeordneten Texte und die bisherigen Evangelien und Episteln poetisch bearbeitet 3, 18.
von Müller, Johannes, 24 Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit, herausgegeb. nach des Verfassers Tode von *J. G. Müller*. 1 — 3 Bd. 10, 73. 11, 81.

P.

Passionsblumen, gepflückt am Grabe edler Mädchen. A. d. Franz. von *Röntgen* 14, 112.
Paulus, die Pastoral-Briefe des Apostels, neu übersetzt und erklärt von *Wegscheider*. 1 Th. 2, 11
— — der erste Brief des Apostels, an Timotheus neu übersetzt und erklärt von *Wegscheider* 2, 11
Platon. Eine Zeitschrift, herausgegeben von *v. Schuckmann*, *v. Müller* und *v. Seckendorf*. 1 Bd. 1 Heft. 26, 205.
Processordnung, bürgerliche, f. das K. Westphalen. 2 Th. 6, 41.

R.

Ramdohr Abbildungen zur Anatomie der Insecten. Herausgegeben v. der naturforschenden Gesellschaft in Halle. 1 — 4 Heft 13, 97.
Reimold der Friede. 24, 189.
Ruperti Commentarius perpetuus in Livii Historiarum libros qui supersunt omnes. Vol. I. II. 19, 145.

S.

Sammlung, vollständige, aller der biblischen Stellen, worüber im J. 1810 an Sonn- und Fest-Tagen, statt der gewöhnlichen Evangelien, in den evangelischen Kirchen des K. Sachsen auf hohe Anordnung gepredigt werden soll. 3, 17.
Scheibner de Adolphorum Terentii actione 22, 175.
Schink dramatisches Scherflein. 24, 191.
Seltenreich Predigtentwürfe über die Abschnitte heil. Schrift, welche in dem J. 1810 in den k. sächs. Landen erklärt werden sollen. 1 — 3 Bd. 3, 17.
Sintenis Agende. 4, 29.
Snell Katechismus der christlichen Lehre. 5 Aufl. 1, 7.
Sophoclis Ajax. Ed. *Lobeck* 15, 115.
Sponagel meine viertägigen Leiden im Bade zu Pyrmont. 24, 190.
Stein der Sohn des Krieges, dessen Leben bis zum J. 1807 nach dem Frieden von Tilsit. 2 Theile 14, 111.

T.

Topographie des Herzogthums Warschau, nebst einem Abriss der polnischen Geschichte bis auf die neuesten Zeiten. Nach dem Polnischen des Hn. *Flatt* bearbeitet 12, 89.
Triumph der Kosmokratie, Fürstenmacht und Aufklärung über die Priesterherrschaft und Barbarey früherer Jahrhunderte, herbeygeführt durch die Erfindung des Schiesspulvers und Errichtung stehender Heere 26, 207.

V.

Verkündiger, der. 13 Jahrg. Jan. — Jun. 26, 207.
Voigt praktische Erläuterungen der bibl. Abschnitte, welche in den Kirchen des K. Sachsen zum Grunde gelegt werden sollen. 1. 2. Heft. 3, 17.

W.

Wadzeck nützliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann. 1 — 5 Vierteljahr 18, 144.
v. Wallenrodt, Isabella, Erzählungen und Anmerkungen gesammelt auf Reisen. 1. 2 Bd. 23, 181.
West das Sonntagsblatt. 1 Bd. 26, 208.
Wyss Schönheit und Kunst 24, 192.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Veleger in einem Stücke vorkommt.)

Agasse in Paris 14.
Anton in Görlitz 5. 9. 18.
Arnold in Dresden 7.
Bädecker u. Comp. in Duisburg u. Essen 26.
Barth in Leipzig 18. 23.
Baumgärtner in Leipzig 18.
Bernard in Paris 25.
Böhme in Leipzig 12.
Buchdruckerey, königl., in Cassel 6.
Cadell u. Davies in London 1.
Camesina in Wien 26.
Cnobloch in Leipzig 23.
Comptoir für Literatur in Leipzig 26.
Cotta in Tübingen 10.
Crusius in Leipzig 13.
Darnmann in Leipzig, Züllichau u. Freystadt 26.
Dürr in Leipzig 3.
Ettinger in Gotha 19.

Eurich in Leipzig 19.
Fleischer, Benj., in Leipzig 3.
Fleischer d. J. in Leipzig 4. 9 (2).
Geistinger in Wien und Triest 9.
Gleditsch in Leipzig 22.
Göbhardt in Bamberg 8.
Gödsche in Meissen 10.
Hahn in Hannover 5. 14. 24.
Hartknoch in Leipzig 3.
Hartleben in Pesth 12.
Haussmann und d'Hautel in Paris 9.
Heinrichshofen in Magdeburg 24.
Hendel in Halle 13 (2).
Herold u. Wahlstab in Lüneburg 24 (2).
Heyer in Giessen u. Darmstadt 1.
Hinrichs in Leipzig 23. 24.
Hofbuchdruckerey, königl., in Dresden 3.
Krieger in Marburg 11.
Kühn in Posen u. Leipzig 14.
Liebeskind in Leipzig 3.
Lübecks Erben in Baireuth 22.
Martini in Leipzig 5.
Maurer in Berlin 3. 18.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 24.
Montag-Weissische Buchh. in Regensburg 18. 26.
Müller in Erfurt 22.
Ober-Postamts-Zeitungsexpedition, kön. baierische, in Nürnberg 26 (2).
Orell, Füssli u. Comp. in Zürich 24.
Röwer in Göttingen 2.
Salfeld in Berlin u. Leipzig 9 (2).
Sauerländer in Aarau 12.
Schröter in Chemnitz u. Leipzig 24.
Schulze in Oldenburg 4. 24.
Schumann in Zwickau u. Leipzig 23.
Solbrig in Leipzig 23 (2).
Stagesche Buchh. in Leipzig u. Augsburg 26.
Steinersche Buchh. in Winterthur 1.
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 19.
Walthersche Hofbuchhandl. in Dresden 24.
Weidmanns in Leipzig 15.

III. Intelligenzblatt des Januar.

Ankündigung.

Archiv des Criminalrechts v. *Klein*, *Kleinschrod* u. *Konopak*. 7 Bd. 3 St. 7, 54.
Arnold von d. Rechenkunst u. Geometrie. 1. 2 Bd. 1, 7.
Bädecker u. Kürzel in Duisburg Verl. 4 u. 5, 35.
Barth in Leipzig Verl. 4 u. 5, 35.
Böckmann in Carlsruhe Anzeige für Naturforscher u. Mathematiker. 4 u. 5, 39.
Coppenrathsche Kunst- und Buchhandl. in Münster, neuer Kupferstich. 3, 23.
Dieterich in Göttingen Verl. 2, 13.
Franzen u. Grosse in Stendal Verl. 2, 9.
Frommann in Jena Verl. 7, 53.
Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 3, 21.
Hartmann in Riga Uebersetzungsanzeige 1, 8.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 3, 21.
Hemmerde u. Schwetschke in Halle Verl. 7, 56.
Heyse in Bremen Verl. 7, 55.
Kunst u. Industrie-Comptoir in Breslau Verl. 4 u. 5, 35.
Kupferberg in Maynz Verl. 7, 54. 56.
Literarisches Comptoir in Altenburg Verl. 4 u. 5, 35.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl. 2, 9. 13. 3, 19. 20. 22. 23. 4 u. 5, 38.
Perthes in Hamburg Verl. 2, 9.
Realschulbuchhandl. in Berlin Verl. 7, 53.
Salfeld in Berlin Nachricht an das Publicum 2, 16
— — — Verl. 1, 5. 2, 14.
Stieler in Rudolstadt Pränumerationsanzeige 4 u. 5, 37.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Alard in Paris 3, 20.
Ascher in Berlin 3, 17.
Bauer in Alpeck u. Göttingen bey Ulm 7, 51.
Becker in Parchim 3, 17.
Bronner aus der Schweiz 7, 50.
Büttner zu Oettingshausen 3, 17.
Dorfmüller in Culmbach 7, 51.
Erdmann in Wittenberg 7, 50.
v. *Feuerbach* in München 3, 17.
Frähn in Casan 7, 50.
Froriep in Tübingen 3, 17.
v. *Hoffmannsegg*, Graf, zu Berlin 3, 17.
Jakowkin in Casan 7, 50.
Kapp in Baireuth 7, 51.
Küster in Berlin 3, 17.
Müller in Ulm 7, 51.
Müller in Hof 7, 51.
Rabe in Berlin 3, 17.
Reichsberger in Wien 3, 17.
Schmid in Ulm 7, 50.
v. *Seutter* in Ulm 7, 50.
Storl in Casan 7, 50.
v. *Strombeck* in Helmstädt 3, 17.
Vogel in Wunsiedel 7, 51.
Werner in Wien 3, 17.

Nekrolog.

Anson in Paris 3, 18.
v. *Bretschneider* in Böhmen 7, 51.

de Corancez in Fontenay aux Roses 3. 18.
Escherich in Wien 7. 51.
Framery in Paris 3. 18.
Klein in Mannheim 7. 51.
Müller in Marburg 7. 51.
v. Schreber in Erlangen 7. 51.
Széptaky zu Debrecz in Ungarn 7. 51.
Treilhard in Paris 3. 18.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Baiern, Errichtung eines landwirthschaftlichen Vereins 3. 18.
Berlin, Stiftungsfest der philomatischen Gesellschaft am 18 Oct. 7. 52.
Langensalza, Preisertheilung der kön. sächs. thüringischen Landwirthschaftsgesellschaft 7. 52.
Livorno, Preisvertheilung der Akademie der Wissenschaften u. Künste 3. 20.
Paris, Bericht über die Arbeiten der Classe der schönen Künste des Instituts v. *Lebreton* 4 u. 5. 25.
— — nähere Bestimmung des Preises auf die beste Flachsspinnmaschine 3. 18.
— — Sitzung der Société médicale d'émulation vom 21 Nov. v. J. 3. 20.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Casan, Wahl des Rectors, der Decane u. a. akademischer Personen — neue, abgehende Lehrer 7. 49.
Debrecz in Ungarn, Vermehrung der Lehrstellen, Legat zur Errichtung einer theologischen 7. 49.
Dorpat, Anwesenheit der Kaiserin, Namensfest des Kaisers 4 u. 5. 34.
Göttingen, Geburtsfeyer, Preisvertheilung u. Preisfragen 2. 3.
Greifswalde, Gedächtniss- u. Geburts-Feyer, Promotionen 1. 6.
Halle, Geburtsfeyer 1. 6.
Heidelberg, neue akademische Gesetze — Prüfung und Actus im Gymnasium am 3—5 Oct., Prüfungen an der weibl. Unterrichtsanstalt 1. 6.
Jena, neuer chemischer Apparat und Laboratorium — Promotionen und Weihnachtsprogramm 2. 2.
Marburg, Geburtsfeyer 1. 5.
Ulm, Preisvertheilung im Gymnasium am 15 Sept. v. J. 7. 50.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Bücher- u. Kupferstich-Auction in Würzburg 3. 23.
Burdach in Leipzig Erklärung 6. 48.
Celle, über die Entscheidungen des Appellationshofes sollen Observationen erscheinen 3. 20.
Ebel in Zürich Erklärung 6. 47.
v. Graimberg in Carlsruhe Erklärung gegen eine Anzeige im Morgenblatt 3. 24.
Henry in Jena Rectification 4 u. 5. 40.
Lorsbach in Herborn Berichtigung 6. 48.
Paris, drey kais. Decrete, den Buchhandel betreffend 4 u. 5. 34.
Voigdt in Casan Auffoderung an *Pölitz* in Wittenberg 6. 48.
Vulpius in Weimar, Bücher u. Kupferstiche zum Verkauf 6. 41.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 FEBRUAR, 1811.

BIBLISCHE LITERATUR.

GIESSEN, b. Heyer: *Blumen althebräischer Dichtkunst.* Herausgegeben von D. *Karl Wilhelm Justi*, Superintendenten, Consistorialrathe und Professor zu Marburg. I u. II Band. 1809. Mit fortlaufender Seitenzahl. XXX u. 687 S. 8. (2 Rthlr.)

Der als Ausleger und Übersetzer der dichterischen Überreste aus dem hebr. Alterthum rühmlichst bekannte Herausgeber hat hier, in Verbindung mit mehreren ausgezeichneten Gelehrten, sowohl aus den prosaischen als poetischen Abschnitten des A. T., theils auserlesene Bruchstücke, theils ganze Schriften, als das Lied der Lieder Salomo's, die Klagelieder des Jeremia's, den Propheten Nahum, Zephanjah, Chaggai und Maleachi in Übersetzungen, die mit einigen Ausnahmen vorzüglich, zum Theil meisterhaft zu nennen sind, nach sieben Büchern geordnet, den Freunden der Bibel in einer gefälligen Gestalt dargereicht. Der gewählte Titel ist nicht ganz passend, weil hier nicht bloss *Blumen althebräischer Dichtkunst*, sondern auch mehrere Erzeugnisse sehr spät lebender hebr. Sänger aufgenommen worden sind. Nach einem wohl durchdachten Plan führen zweckmäsige Einleitungen bald durch geschichtliche Andeutungen, bald durch eine einfache Darlegung des Plans, bald durch ein gedrängtes ästhetisches Urtheil auf den richtigen Standpunct, und machen das Gemüth zu einem glücklicheren Auffassen dieser Erzeugnisse eines fremden Himmels empfänglicher, und unterstehende Anmerkungen liefern, um einen reinen Genuss zu gewähren, und jede störende Dunkelheit aufzuhellen, so viele Aufklärung, als hinreichend geschienen. Also nicht zunächst gelehrte Bibelforscher, obgleich auch diese aus einer lehrreichen Vergleichung der versuchten deutschen Nachbildungen mit der hebräischen Urschrift und einer sorgfältigen Prüfung der ausgemittelten Resultate Genuss und Belehrung schöpfen werden, sondern gebildete Männer und Frauen aus allen Ständen, die für die gemüthvollen und erhabenen Dichtungen der hebr. Sänger einen regen Sinn haben, sind die eigentliche Classe von Lesern, für welche dieses Werk bestimmt ist. Glücklich ist fast immer das vorgesteckte Ziel erreicht worden, und ein dem Ganzen unverkennbar eingehauchter reiner Geschmack, so wie eine grösstentheils gebildete Sprache, laden zum Lesen ein. Doch wünschte Rec., der von diesem Werke gern jeden kleinen Flecken weggewischt sehen möchte, dass weniger häufig durch eingeschlichene Fremdlinge, als *interpretiren, vertiren, respondiren, substituiren, retiriren, emendiren, circumvallirt, exornirt, Exornation, Contagion, Fiction, Exaggeration, Universalität, Opposita* u. s. w., die Reinheit der deutschen Sprache getrübt worden wäre, welches Fehlers sich vorzüglich der Prof. *Hartmann* in Marburg schuldig gemacht hat. Selbst dem jeden Ausdruck sorgfältig wählenden Herausgeber ist ein Mal S. 205 die sprachwidrige Verbindung: „so spielt er auf die *vorhabende* Eroberung Canaans an," und einem anderen Mitarbeiter die unrichtige Wortfügung: „wegen *gänzlichen* Mangel" entschlüpft. Die Übersetzungen sind gewöhnlich, wiewohl nicht ohne Verstösse an mehreren Stellen, in einem freyen jambischen Sylbenmasse ganz übereinstimmend mit des Rec. Gefühl, dem die Jamben das anwendbarste Sylbenmass zur Übertragung der hebräischen Gedichte in ein deutsches Gewand immer geschienen haben, abgefasst worden. Nur würde nach unserem Dafürhalten der eigenthümliche Ton der hebr. Urschrift nach seiner Höhe und Tiefe glücklicher erreicht, und die mannichfaltigen Wirkungen der einzelnen hebr. Gesänge eindringlicher und ausdrucksvoller wiedergegeben worden seyn, wenn zuweilen die Jamben mit Daktylen, wovon S. 24. 25 ein trefflicher Gebrauch gemacht worden ist, und anderen Versarten, als Anapästen, Spondeen und Trochäen, vermischt oder vertauscht worden wären. Denn wenn gleich Rec. von der Richtigkeit der Grundsätze über die hebräischen Sylbenmasse, die *Greve* hinter seiner Schrift: „*Ultima capita Iobi*," und seinem Commentar über die „*Vaticinia Nahumi et Habacuci*" aufgestellt, sich nicht hat überzeugen können: so haben dennoch für Wohlklang und eine malerische Musik die hebr. Dichter ein leiseres Ohr gehabt, als man bisher hat glauben oder einräumen wollen. So oft Rec. Jes. Cap. 2 u. 10, Ps. 29, Nahum I—III und andere herrliche dichterische Stücke aus dem hebr. Alterthum laut gelesen hat, ist ihm die Überzeugung immer dringender geworden, dass die hebr. Dichter durch eine sorgfältige Überlegung in der Wahl und Stellung der einzelnen Worte, durch eine wohl berechnete Auslassung oder Häufung der vieldeutigen Partikel ו und andere ähnliche Kunstgriffe, an mehreren Stellen die verschiedenartigsten Gefühle bald durch einen hüpfenden, lebhaften Ton, bald durch einen gesenkteren Fall

durch eine langſamere Bewegung geſchickt zu bezeichnen verſtanden haben. Eine andere Bemerkung, die dem Rec. beym Studium dieſer Blumenleſe ſich aufgedrungen hat, iſt, daſs, der Deutlichkeit und des Wohlklangs unbeſchadet, ein feſteres Anſchmiegen an die Eigenheiten der hebr. Sprache nicht ſelten möglich geweſen wäre. Bey ſtrengerer Sorgfalt würden daher die häufigen Wiederholungen, die loſe verbundenen Übergänge, die ſchnell wechſelnden Sprünge in der Verbindung der einzelnen Gedanken u. ſ. w., läuter hervorſtechende Züge in dem Gepräge der alterthümlichen hebr. Form, weniger verwiſcht, und Flickwörter, von denen der hebr. Text nichts weiſs, ohne daſs die Gefälligkeit eines deutſchen Kunſtwerks im Mindeſten verletzt zu werden Gefahr lief, öfter vermieden worden ſeyn. Freylich entſpricht den angeſtrengteſten Bemühungen, eine befriedigende Annäherung des deutſchen Ausdrucks an die hebr. Urſchrift zu bewirken, nicht immer ein glücklicher Erfolg: aber zuweilen laſſen ſich doch manche ſchwierige Wortverbindungen faſt buchſtäblich der deutſchen Sprache ungezwungen anpaſſen, wie z. B. die Redensart מִבֵּין עֳפָאיִם Pſ. 104, 12 durch: „*unterm* Laub' *hervor*," ziemlich genau ausgedrückt werden kann. Eben ſo bequem würde durch eine etwas veränderte Anordnung und Vertheilung dieſer Gedichte ein höherer Genuſs bereitet worden ſeyn. Hätte z. B. das ſüſs tändelnde Hohelied, welches den erſten Band ſchlieſst, die letzte Stelle im zweyten Bande eingenommen: würden dann nicht die ſchönſten Anklänge in der Seele des Leſers zuletzt nachgetönt haben, würden nicht die lieblichſten Gebilde unter einſchmeichelnden Rückerinnerungen an die hebr. Muſe unwiderſtehlich feſſeln? Nun aber drohen theils Bruchſtücke, theils ganze Bücher der letzten kleinen Propheten, die, obgleich ihre Erſcheinung in weit frühere Zeiten als das Hohelied fällt, bis zum Schluſs der ganzen Sammlung aufbewahrt worden, die vortheilhaften Eindrücke, welche die vorhergehenden mannichfaltig anziehenden Geſänge erregt haben, wo nicht ganz zu vertilgen, doch in keinem geringen Grade zu ſchwächen.

Nach dieſen allgemeinen Betrachtungen eilt Rec. über die Haupttheile dieſer Blumenleſe einen genaueren Bericht abzuſtatten. Zuvörderſt verdienen die Beyträge des Herausgebers ſelbſt, weil ſie die zahlreichſten unter allen ſind, und den höchſten äſthetiſchen Werth haben, unſere Aufmerkſamkeit. Das erſte Buch, welches eine Blumenleſe aus den hiſtoriſchen Büchern des A. T. liefert, rührt ganz allein von demſelben her. Der Abſchiedsgeſang Moſes an die Iſraeliten 5 B. M. Cap. 32 wird in Hinſicht auf die Grundzüge, den Geiſt und die Darſtellung des Ganzen für moſaiſch gehalten, weil es ganz unverkennbar ſey, daſs überall ein ſo alter Geſang durchſchimmere. Dieſer Vorſtellung kann Rec. nicht beypflichten. Der dieſem, wie ähnlichen dichteriſchen Bruchſtücken der Bibel, offenbar zu Grunde liegende Plan, und die mit dem 7, 14, 16, 17 und 38 Verſe hervorſpringenden Gedanken führen unwillkührlich auf ein ſehr ſpätes Zeitalter zurück, für welches auch die Aramäismen in dem 10 V., wovon in den unbezweifelt ſpäteren Erzengniſſen der hebr. Literatur und in den Targumim Beyſpiele zu Dutzenden vorkommen, einen gewiſs nicht verwerflichen Nebenbeweis liefern. Die Überſetzung ſelbſt von dieſem ſowohl als den nachfolgenden Geſängen ſchmiegt ſich, einige unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, im Ausdruck und Wohlklang der hebr. Urſchrift mit Leichtigkeit, die den Meiſter verräth, an. Unter den beygefügten Anmerkungen haben die beygebrachten Andeutungen aus Oſſians Liedern dem Rec. vorzüglich gefallen. Zu dem zweyten Buche, welches Bruchſtücke aus dem Hiob begreift, hat Hr. *Juſti* ebenfalls ſchätzbare Arbeiten geliefert, die bey weitem den gröſsten Raum einnehmen. Auch ihnen gebührt, mit Ausnahme weniger Stellen, wo der hohe Schwung der Urſchrift durch eine kraftvollere Kürze hätte erreicht und der Sinn mancher dunkelen Sätze ſchärfer aufgefaſst werden können, daſſelbe Lob der Vorzüglichkeit. Unter den Überſetzungen von Pſalm n, die den Inhalt des dritten Buchs umfaſſen, ſtöſst man auf mehrere, z. B. den 90, die auf einen hohen Grad von Vollendung Anſpruch machen können. Auch verdient die herrliche Einleitung zu Pſ. 2, die den aufgeklärten Anſichten des Vfs. zur Ehre gereicht, beſonders ausgezeichnet zu werden. Nur ſcheint Rec. die zweyte Hälfte des 10 V. Pſ. 42:

> „Und warum ſoll mich Tiefbetrübten
> Der Feind ſtets unterdrücken?"

richtiger, etwa ſo:

> „Warum ſchleich' ich umwölkten Blicks einher
> Von Feinden rings umdrangt?"

überſetzt werden zu können. Denn das hebr. Wort קדר bezeichnet, wenn man das arabiſche كدر (ſ. z. B. *Tograi ed. Van der Sloot p.* 54 *et p.* 171. *Erpenii Gramm. Arab. ed. A. Schultens* 1748. *Ali Ben Abi Tabb. p.* 192) zu Hülfe nimmt, urſprünglich eine jede *Umwölkung*, eine jede *trübe düſtere* Farbe: daher auch in *S. de Sacy Chreſt. Arab.* T. III. p. 218 das Wort كدر einen *ſchwarz angelaufenen Zeltkeſſel* bedeutet, eben ſo wie das völlig entſprechende aram. Wort קְדִירָא in dem Targum zu Joel II, 6. Alſo der *ſchmutzige, düſtere* Anzug, der *trübe Blick* eines Traurenden wird im Hebräiſchen durch den Ausdruck קדר umſchrieben. Daher, und weil die Niedergeſchlagenen mit *geſenktem Haupte* einhergehen, finden wir Hiob V, 11 das קֹדְרִים im Gegenſatz von שְׁפָלִים. Hr. *J.* ſelbſt ſcheint dieſes gefühlt zu haben, da er Maleach. III, 14 die ähnlichen Worte וְכִי הָלַכְנוּ קְדֹרַנִּית genauer durch:

> „Daſs man in *Trauerkleidern* wandelt vor Jehoven?"

ausgedrückt hat. Das vierte Buch oder ſalomoniſche Hochgeſänge der Liebe, das Lied der Lieder Salomos genannt, verdanken wir wieder dem Herausgeber allein — unſtreitig die Krone der ganzen Sammlung. Die ſchöne Einleitung, die gefeilte Über-

ſetzung und die zahlreich beygefügten Erläuterungen rechtfertigen dieſes Lob. Doch hat Rec. nie häufiger zu abweichenden Vorſtellungen ſich veranlaſst gefühlt, als gerade bey dieſem Buche. „Die Sammlung dieſer erotiſchen Lieder, bemerkt der Vf., ſeyen durch den unverkennbaren Faden der Einheit an einander gereiht — zarte Wettgeſänge und Selbſtgeſpräche, worin die Liebe eines ländlichen Paars, von ihrem erſten Aufkeimen bis zu ihrer vollkommenen Reife, nach ihren ſtillen Wonnen und ſüſsen Schmerzen in der Sprache der Natur und Unſchuld beſungen wird." Rec. hat ſich nie von einer Einheit des Plans, nie von einer fortſchreitenden Handlung in der angenommenen Stufenfolge überzeugen können. Der ganze Ton und Charakter dieſer Lieder, und der in ſolchen Dichtungsarten unverkennbar ſich ausſprechende Geſchmack des Aſiaten ſtehen mit dieſer verſuchten Deutung in klarem Widerſpruche. Unter mehreren Stellen, wo der Sinn verfehlt zu ſeyn ſcheint, wählt Rec. Cap. 7, 10 die letzte Hälfte. Hier werden die Worte: דּוֹבֵב שִׂפְתֵי יְשֵׁנִים überſetzt:

„Und der dem Schlummernden
Beredte Lippen ſchafft."

Dieſe Überſetzung verſtöſst hart gegen die von dem Dichter in unſerem V. beliebte Bilderſprache, wovon aſiatiſche Schriftſteller ähnliche Beyſpiele in zahlloſer Menge darbieten. Warum verſteht man nicht lieber das ſchwierige Wort יְשֵׁנִים durch „*Zecher*" — welche Bedeutung nicht geleugnet werden kann. Oder man könnte שִׂפְתֵי שֵׁנִים (von שֵׁן) punctiren, wodurch man einen Sinn erhält, den Rec. durch viele ähnliche Dichterſtellen zu rechtfertigen ſich getraut. Von den Anmerkungen, deren wir, weil der Nichtkenner manches fremde kühne Bild ſchwerlich richtig zu deuten verſtehen wird, mehrere gewünſcht hätten, möchten einige, wie zu Cap. 5, 5. 6, 4 u. a., auf einer unrichtigen Anſicht beruhen. Zu dem fünften Buche oder der Anthologie aus dem Jeſaias und Ezechiel hat Hr. *J.* zwar wenigere, aber nicht minder köſtliche Gaben geſpendet. Die ſchätzbare Einleitung zu der Dankhymne des Königs Hiskias Jeſ. XXXVIII, 9—20 verdient als ein Muſter für ähnliche Arbeiten aufgeſtellt zu werden. Zu dem ſiebenten Buche endlich oder der Anthologie aus den kleinen Propheten iſt auſser von Joel Cap. II und Habak. 2, 2 von dem ganzen Propheten Nahum und dem Propheten Maleachi eine Überſetzung geliefert worden. Die erſtere iſt bloſs von neuem abgedruckt; die zweyte ſchwingt ſich dem Genius des Habakuk glücklich nach; die dritte wird durch eine Benutzung des neulich erſchienenen *kreenenſchen* Commentars und eine neue Überarbeitung an Genauigkeit und Treue in einzelnen Stellen gewinnen, ſo ſehr ſie auch im Ganzen dem Tone der Urſchrift nachgebildet worden iſt; die Überſetzung des Maleachi aber hat Rec. am wenigſten befriedigt. Sie dürfte unter allen von dem Herausg. mitgetheilten Verſuchen am meiſten einer wiederholten Ausfeilung und Überglättung bedürftig ſeyn. — Die von Hn. *Arnoldi* herrührenden Beyträge von Überſetzungen zu dem dritten, fünften und ſiebenten Buche können, in Hinſicht des metriſchen Wohlklangs und eines künſtlichen Versbaues, ſo wie anderer äſthetiſcher Vorzüge, mit Hn. *J's.* Arbeiten nicht wetteifern: aber dafür zeichnen ſie ſich vor ihnen, wie vor allen anderen hier abgedruckten Überſetzungen, durch eine glücklich ſpähende Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks, durch neue befriedigende Deutungen dunkeler Stellen, und durch eine bewundernswürdige Treue in der Auffaſſung des Sinnes aus. Rec. hat ſehr oft die Freude gehabt, zu den aus neuen Sprachunterſuchungen hervorgegangenen Überſetzungen ſchwieriger Stellen die Beweggründe aufzufinden, und freudigen Dank für die erhaltene Belehrung bringt er dem groſsen Sprachgelehrten aus weiter Ferne dar. Nur eine oft gebrauchte ſtrenge Feile konnte ſeiner Arbeit den gegenwärtigen Grad der Vollendung verleihen, und eine oft verworfene Prüfung konnte ſie der Urſchrift ſo annähern, als es dem ehrwürdigen Vf. gelungen iſt. Hätte doch dieſer wackere Gelehrte aus ſeinem reichen Schatz von Kenntniſſen häufiger, z. B. zu Ezech. 26, 16. Pſ. 63, 2 und 5 und anderen Stellen Erläuterungen geſpendet! Vielleicht könnten die Worte צָרַר רוּחַ אוֹתָהּ בִּכְנָפֶיהָ Hoſ. 4, 19 noch paſſender überſetzt werden, wenn man כָּנָף von den äuſserſten Theilen des Gewandes verſtände. — Der ehrwürdige *Eichhorn*, dem die freyere und geſchmackvollere Bearbeitung der Bibel unendlich viel verdankt, hat auch hier Gaben dargereicht, die ſeines berühmten Namens vollkommen würdig ſind. Auſser einigen Überſetzungen von Pſalmen, die in der mit Recht geſchätzten Manier des Vfs., die dichteriſchen Überreſte der Hebräer zu bearbeiten, entworfen worden, erhalten wir eine äuſserſt lehrreiche Bearbeitung der erſten 14 Capitel des Jeſ. Durch eine feine Entwickelung des Ideenganges und eine geſchmackvolle Aufhellung der hebräiſchen Bilderſprache treten die dichteriſchen Schönheiten dieſes Sängers in ein herrliches Licht, und die unter einen geſchichtlichen Geſichtspunct trefflich geordneten einzelnen Abſchnitte fügen ſich durch die gewandte Kunſt dieſes Geſchichtkenners zu einem anziehenden hiſtoriſchen Gemälde. Sollten auch unbefangene Unterſuchungen über die älteſte aſiatiſche Geſchichte zu abweichenden Vorſtellungen führen; ſollten auch dem vielbeſchäftigten Manne einzelne Fehler der Flüchtigkeit in den gegebenen Überſetzungen entſchlüpft ſeyn: gern wird man dieſe kleinen Mängel über dem ſchönen Ganzen, deſſen wir uns jetzt zu erfreuen haben, überſehen. — Der leider! in der Blüthe ſeines Lebens und in voller Kraft ſeiner Thätigkeit den theologiſchen Wiſſenſchaften entriſſene Prof. *Dahl* in Roſtock hat mit brav gearbeiteten Überſetzungen von einigen Bruchſtücken aus dem Buche Hiob, einigen Pſalmen, dem fünften Capitel der Klagelieder des Jeremias und der Orakel des Chaggai die Freunde der bibliſchen Dichtkunſt beſchenkt. Ein glückli-

ches Ringen mit den Schwierigkeiten des Textes, eine gewisse Leichtigkeit in dem Gebrauch des beliebten Sylbenmasses und ein aufmerksames Bestreben, von der Urschrift so wenig Züge als möglich zu verwischen, läst sich gar nicht verkennen, obgleich sich manche Aufstellungen gegen die richtige Deutung und Ansicht von einzelnen Stellen machen liessen, wenn die Mittheilung derselben jetzt noch frommen könnte. — Weniger gelungen scheinen uns die von dem Prof. *Hartmann* in Marburg herrührenden Übersetzungen, die theils von den Klageliedern des Jeremias, theils von einigen Bruchstücken aus dem Propheten Zacharias gegeben worden sind. Die aufbrausenden Klagen des Jeremias haben sehr häufig ihre erschütternde Kraft in der Übertragung verloren, und der Sinn ist an vielen Stellen verfehlt worden; ja mehrere Verse aus dem Zacharias erscheinen, wenn man sie, ohne auf die Abtheilung in Verse Rücksicht zu nehmen, in einem Athem fortliest, als klare Prose. Bey diesem Tadel gesteht Rec. übrigens gern, dass mehrere Abschnitte eine passende deutsche Einkleidung erhalten haben, und sich dem Sinn und dem Charakter der Urschrift gut anschmiegen. — Übersetzungen, die mit poetischem Gefühl entworfen sind, und gröfstentheils den Sinn des hebr. Textes treu wiedergeben, hat Hr. D. *Hufnagel* von drey Capiteln des Hiob, Hr. D. *Augusti* von Jes. X, 5—34 mitgetheilt. — Endlich sind auch von zwey Verstorbenen Beyträge aufgenommen, die der ganzen Sammlung zur Zierde gereichen. Den einen verdanken die Leser dem CR. *Wenk*, der eine freye poetische Nachbildung des Siegsgesangs der Deborah und des 14 Cap. V. 4—23 des Jesaias versucht hat, die als ein Meisterstück in ihrer Art aufgestellt werden kann; den anderen dem D. *Döderlein*, nämlich eine sehr verdienstliche Übersetzung des 45 Psalms, die an manchen Stellen sogar Vorzüge vor der *eichhorn'schen* hat.

Aσ. Hϱ.

KLEINE SCHRIFTEN.

HOMILETIK. *Greifswald*, b. Eckhardt: *Reden bey zwey erneuerten Trauungen wiederversöhnter Gatten und bey einer Taufe gehalten* von *D. H. Biederstedt*, Doctor der Theologie, Vormittagsprediger und Archidiaconus der Nicolaikirche in Greifswald. 1807. 20 S. 8.

Ebend.: *Rede bey der Taufe des Grafen Malte zu Putbus* am 7 Oct. 1807, von *D. H. Biederstedt.* 16 S. 8.

Ebend.: *Erinnerungen an junge Christinnen vor der ersten Feyer des Abendmahles Jesu*, von *D. H. Biederstedt.* 1808. 16 S. 8.

Ebend.: *Reden vor der* zum Besten der Stadt-Armen-Casse in Greifswald jährlich angeordneten *allgemeinen Hauscollecte gehalten* von *D. H. Biederstedt.* (1808.) 24 S. 8.

Diese kleinen homiletischen Arbeiten des schon sonst rühmlich bekannten Vfs. sind neue schätzbare Beweise seines Bestrebens, in den Gemüthern, auf die er bey den verschiedenen Geschäften seines Amts zu wirken Gelegenheit hat, ein lebendiges Gefühl für Religion nebst einer geläuterten Kenntniss derselben zu befördern. Den Geist und Buchstaben der christlichen Lehre wohl unterscheidend, weiss er die wohlthätige Verbindung derselben mit äusseren Lebensverhältnissen sehr zweckmässig und in einer so einnehmenden Diction zu zeigen, dass selbst diejenigen, welchen sonst die Stimme der Religion leicht fremde oder gleichgültig wird, in der Achtung gegen dieselbe gestärkt werden können. Besonders gelungen scheinen uns die oben zuerst von uns genannten 3 Casualreden, welche auch Hr. *G. S. Löffler* würdig gehalten hat, neuerlich in seinem *N. Magazin für Prediger* (Bd. IV, St. 1) wieder abdrucken zu lassen. Bey den zur neuen ehelichen Verbindung getrennt gewesener Gatten gehaltenen beiden Reden, die schon darum, weil man sie selten unter den Gegenständen der Homiletik aufgeführt findet, ein Interesse haben, finden wir nichts anderes zu erinnern, als dass der Ton in diesen Reden, so passend er auch für die Culturstufe der Mitglieder des Gerichtshofes, vor denen sie gehalten wurden, seyn mochte, für die aufs neue zu verbindenden Paare, welche, wie der Vf. im Vorbericht sagt, zu der Classe der Handwerker gehörten, zu hoch gestimmt scheint. — Auch die übrigen oben angezeigten Reden enthalten treffliche Gedanken in einer schönen Sprache. Wir heben folgende Stelle aus der Rede bey der Taufe des jungen *Grafen zu Putbus* (S. 4) aus: „Welchem Lande dieser Neugeborne einst angehört, unter welchem Volke er lebt, in welcher Lage er ist (besser wäre hier freylich der Conjunctiv: *angehören — seyn mag*), wirken, wirken soll er in jedem Lande, unter jedem Volke, unter jedem Wechsel Gutes, Gutes für sich, für die Welt, *und für Gott* (letztere Worte hätten wir als in dieser Verbindung unnöthig und zweydeutig weggelassen) und sich verklären zu dem Bilde dessen, der ihn mit Fähigkeiten und Anlagen und Kräften geschmückt hat. Dazu *standen* (stehen?) *seine Tage in dem Buche Gottes angeschrieben, der sie kannte und sie sah, ehe einer derselben da war.* Noch ruhen vor uns, gleich verborgenen Keimen, diese Fähigkeiten und Anlagen und Kräfte im Schlummer. Dunkel und unbekannt ist uns überhaupt ein grosser Theil des Ganges seines Lebens, und unsere Hand hebt den Schleyer nicht auf, welchen der Allmächtige darüber warf. Aber, sie wird kommen, die schöne erfreuliche Zeit der Regsamkeit und des Auflebens und des Hervorbrechens dieser Anlagen und Fähigkeiten und Kräfte, die Zeit eines anderen und besseren, erhabneren Lebens." Auch die dieser Taufrede angehängte, bey dem Kirchgange der Fürstin zu Putbus gehaltene kurze *Predigt* über Hiob 10, 12 hat Stellen, die der Wohlredenhet des Vfs. Ehre machen. Nur S. 10 fiel uns der Ausdruck auf: *Dankbare Nehmer des Lebens.* — Die dritte Schrift: *Erinnerungen* ff. hätte noch mehr der kritischen Feile bedurft. Wir führen einiges an. S. 9: „Ich konnte Sie zur *Religion der Erwachsenen und zwar der Vollkommneren* erheben. Und das an der *Hand* der *Religion der ewigen Vernunft*, an der *Hand* der *Religion Jesu.*" (Ist es schicklich, auf diese Weise 2 oder gar 3 Religionen einander entgegenzustellen? Der Vf. hat sagen wollen: Ich konnte Sie vermittelst der Aussprüche der gebildeten Vernunft und der reinen Lehre Jesu zu der Religion der Vollkommneren erheben.) Gleich darauf heisst es: „*Schallet* alles dieses („was die heilige Wahrheit Jesu vorträgt") nicht in Ihrem Inneren wieder?" — S. 15: „Weisheit, und edle, heitere, *thätige* Frömmigkeit, *Hinanstreben* zur Sittenunschuld und Gesinnungslauterkeit, das sahen Sie oft, war, was ihn (Jesum) *durchgängig beseelte.*" (Ein *Streben* kann nicht *beseelen*, sondern nur die Begierde, wonach zu streben. Überdiess ein *Streben* nach etwas, setzt ein Gut voraus, das man noch nicht besitzt, sondern erst erringen will. Jene ganze Redensart ist also hier nach der neutestamentlichen Christologie nicht passend. Das Wort *durchgängig* aber ist hier zu unedel.) „*Dazu* erhob er einen ehrwürdigen Theil der Menschheit, als der ewigen Religion." (Eine Inversion, welche Dunkelheit erzeugt.) — In den Reden zum Besten der Armencassen zu Gr., denen ein ausführlicher Bericht über die treffliche Einrichtung des Instituts vorangeschickt ist, wird viel Zweckmässiges, nur fast aus zu allgemeinen Gesichtspuncten, gut gesagt. Folgende Periode aber S. 26: „Untugenden wurden *verlernt*, und Laster *verworfen*, *welche*, *diese* Untugenden noch *gieriger* wie *jene* Laster, die Stärke, den Muth und die Heiterkeit vieler Völker *verschlangen* — möchte vielen Hörern und Lesern unverständlich gewesen seyn.

λϱ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 FEBRUAR, 1811.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Lange: *Die juristischen Classiker, ein Beytrag zur civilistischen Biographie.* Nebst einer vorläufigen Abhandlung über die Quellen der Pandekten. Von D. *Christian Ludwig Neuber.* Erster Theil. 1806. LI und 217 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., ehemals Privatlehrer in Jena, hat sich bey diesem nützlichen, wie es scheint, nicht genug bekannt gewordenen Werke vorgesetzt, kurze, doch möglichst richtige Nachrichten von den Lebensumständen der classischen Juristen, ihren Verdiensten um die Wissenschaft und ein möglichst genaues Verzeichniss der von ihnen hinterlassenen und von den Compilatoren der Pandekten benutzten Schriften zu liefern; hat dabey ausdrücklich die gewöhnlichen Mikrologieen über Genealogie u. dgl. von seinem Plane ausgeschlossen, und macht überhaupt bey seinem Unternehmen nur auf das Verdienst des planmäsigen Sammelns und Verarbeitens Anspruch. Diesem sich selbst vorgesteckten Ziele hat sich der Vf. sehr genähert, ohne es jedoch völlig zu erreichen. Er giebt den Inhalt der besten, zum Theil seltenen Schriften über seinen Gegenstand treu und lesbar, grossentheils auch in zweckmässiger Auswahl. Genaue Prüfung und sorgfältige Verarbeitung der Excerpte vermissen wir hingegen oft. Jene würde den Vf. manchmal vermocht haben, eine andere Meinung als die des neuesten Schriftstellers anzunehmen; diese hätte den Lesern überall die unangenehme Form der Excerpte minder fühlbar gemacht; beides den inneren und äusseren Werth des Buches sehr erhöhet. Besonders hätten wir gewünscht, dass der Vf. die Untersuchungen über das äussere Leben seiner Helden noch mehr in den Hintergrund gedrängt, und dagegen die Würdigung ihres schriftstellerischen Charakters noch mehr zur Hauptsache gemacht, noch ausführlicher und gründlicher behandelt hätte. Selbst seinem eigenen Plane gemäss, nur das von Anderen Bemerkte zu verarbeiten, hätte er hierin mehr leisten können. Denn manche hieher gehörige Bemerkungen seiner Vorgänger hat er unberücksichtigt vorübergelassen. Vorzüglich hätte er aber hier grosse Verdienste um die Wissenschaft sich erwerben können, wenn er bey allen Schriftstellern, wo dieses von Anderen noch nicht vollständig und gründlich geschehen ist, seinen Plan dahin erweitert hätte, eigene Forschungen anzustellen, um durch ein eigenes genaues Studium der Schriften unserer Juristen auszumitteln, ob sie systematisch gearbeitet, nach welcher Ordnung, ob sie besonders Scharfsinn bewiesen, mehr Consequenz oder Billigkeit zu ihrem Augenmerk gemacht, deutlich oder dunkel geschrieben haben, u. dgl. mehr. - Der Vf. hätte um desto eher mögen diese eigenen Nachforschungen anstellen, da sie durch die *labitteschen* und *hommelschen* Vorarbeiten so sehr erleichtert sind. Vorliegender erster Band enthält die Lebensbeschreibungen von 9 Rechtsgelehrten: *Scaevola* (*Q. Mucius*), *Aelius Gallus*, *Labeo*, *Alfenus Varus*, *Neratius Priscus*, *Celsus*, *Javolenus Priscus*, *Julianus*.

Bey dem Leben des *Q. Mucius Scaevola* ist dessen legislatorische Thätigkeit übergangen. Schon aus Rutilius hätte der Vf. die Nachricht nehmen können, dass Scaevola als Consul ein wichtiges Gesetz über das Bürgerrecht veranlasste, als Proconsul den Griechen gestattete nach ihren Gesetzen zu leben. S. 60, wo von seiner juristischen Thätigkeit die Rede ist, war die praktische eines *respondentis de jure* um so mehr nicht zu übergehen, da der Unterricht nach damaliger Art besonders hieran geknüpft war. Dabey konnte schon Pancirol den Vf. auf die Bemerkung seiner Bescheidenheit in dieser Rücksicht leiten. (Er wollte nicht über das *jus praediatorium* respondiren.) Bey Scaevola's *Lib.* 18 *de jure civili*, war Eberlins Behauptung (*de origine juris c.* 40, *num.* 5), dass sie nicht systematisch gearbeitet seyen, zu beachten; Funccius konnte den Vf. darauf weisen. Die Ordnung des Buches, wie sie Majans herzustellen versucht, hätte mögen angegeben werden. — Bey *Aelius Gallus* verdiente Funccius nicht unwahrscheinliche Vermuthung, dass dieser grammatisch-juristische Schriftsteller mit dem von Suetonius *de illustrib. grammaticis cap.* 3 genannten Grammatiker L. Aelius eine Person gewesen, Anführung und Prüfung. — Über *Labeo* hat der Vf., ausser der eigentlichen Lebensbeschreibung, noch einen Anhang über die schon früher berührte, ihm von Horatius Schuld gegebene *insania* geliefert. Hier wird zwar die richtige Meinung aufgestellt, aber viel mehr Worte darüber gemacht, als die ganze Sache verdiente. Als Vertheidiger der Billigkeitstheorie war Labeo entweder nicht anzugeben (wie S. 81 geschieht), oder auch die Zweifel Anderer in dieser Rücksicht zu beseitigen. S. *Hugo Rechtsgesch.* 3ter Ausg. §. 245, *not.* 8. *Bach histor. jur. l.* 3, *c.* 1, *s.* 6, §. 8. Über seine Schriften und deren Charakter konnte noch Manches nachgetragen,

Einiges auch berichtigt werden. Die gar nicht vorzügliche Ordnung seiner *Posteriora* hätte lieber hier, als bey Javolenus Priscus (S. 181) bemerkt, und noch hinzugefügt werden mögen, dafs nach Gellius die drey letzten Bücher etymologische Gegenstände behandelten. Für die Existenz seiner *libri epistolarum* führten schon Grotius und Bach einen weit besseren Beweis als der Vf. (S. 90 not. qq) aus *l.* 30. §. 1. *D. de usurpat. et usucapion.*, wo die *libri epistolarum* ausdrücklich genannt werden. Grotius Meinung, dafs Labeo wenigstens zwey Commentare zu den 12 Tafeln geschrieben habe, war zu erwähnen. Billigung verdiente sie indessen wohl nicht, da Gellius l. 1, c. 12, l. 7, c. 15, l. 20, c. 1, von demselben Werke verstanden werden kann. Ebenfalls war aus Grotius die durch Festus zu beweisende Behauptung, dafs er wenigstens 15 Bücher *de jure pontificio* geschrieben, nicht zu verschmähen. — Der Streitfrage, ob *Alfenus Varus* Schuster gewesen, ehe er Rechtsgelehrter wurde, ist verhältnifsmäfsig zu viel Raum geschenkt. Auch möchte sie wohl — wie von neueren Schriftstellern wieder Funecius, und der grofse Kenner des Alterthums, Bayle, annimmt —, nicht verneinend, sondern bejahend entschieden werden müssen. Denn das Zeugnifs des Horatius nebst seinem Scholiasten Acron ist nicht so leicht aus dem Wege zu räumen, besonders nicht durch Gründe, welche aus Alfens feiner Bildung genommen sind: denn dafs Männer aus den niedrigsten Ständen grofse, auch fein gebildete Gelehrte geworden, findet sich auch in der neueren Gelehrtengeschichte nicht selten. Ottos Meinung, dafs Alfenus auch Dichter gewesen, hätte nicht verworfen werden sollen. Das dafür angeführte Zeugnifs des Servius läfst sich nicht leicht widerlegen. Eine, Rec. bisher unbekannte Notiz, dafs noch jetzt Alfeni in Cremona leben, kommt in den Nachträgen vor. Anstatt des allgemeinen und unbestimmten Lobes der Sprache des Alfenus S. 98, würde eine aus Ottos Bemerkungen leicht zu belegende specielle Charakterisirung derselben, „dafs viele Gräcismen, alterthümliche Ausdrücke und Wendungen darin vorkommen, dergleichen bey den damaligen Belletristen gewöhnlich waren", belehrender seyn. Eben so wäre anstatt des allgemeinen Urtheils S. 99, dafs er scharfsinnig und treffend respondirt habe, das specielle ottosche *in responsis brevis, modestus, aequus; in cautionibus vafer, callidus et acutus*, wofür eine Menge Beweisstellen angegeben werden, zu prüfen, anzunehmen oder zu widerlegen gewesen. Bynkershoeks Meinung (*Observatt. lib.* 8, *cap.* 1 S. 281), dafs Varus *Digesta, Responsa juris varii argumenti Sulpicii et sua ipsius* seyen, war zu erwähnen und zu prüfen; auch die, wiewohl unwahrscheinliche, doch nicht unmögliche Behauptung Alexanders (*geniales dies lib.* 1, *cap.* 4), dafs er dieses wichtige Werk besitze, nicht zu übergehen. Bynkershoeks Meinung über die *Conjectanea* verdiente ebenfalls eine genauere Angabe und Würdigung. Er läfst die *Digesta* selbst einen Theil der *Conjectanea*, einer Sammlung der Schriften aller Schüler des Servius Sulpicius, seyn, und gründet sich dabey hauptsächlich auf Gellius l. 6, c. 5, welcher eine Stelle aus den *Digest. l. b.* 34, *Conjectan. lib.* 2 citirt. Diese Stelle beweist auch wohl hinreichend, dafs die *Conjectanea* und *Digesta* einander einschliessen. Nur können nicht, wie Bynkershoek will, die *Digesta* Theil der *Conjectaneorum* seyn, weil sonst die Buchzahl der ersten kleiner als die der letzten seyn müfste. Vielmehr scheint uns *Conjectanea* ein besonderer Name für einen Theil der Digesten zu seyn, die drey letzten (oder vielleicht die beiden vorletzten) Bücher derselben *Conjectanea*, d. i. Miscellen, antiquarischen Inhalts, gewesen zu seyn, wie etwa in den Pandekten der letzte Titel *de regulis juris antiqui* handelt. — Den *Proculus* nennt der Vf. ohne weiteren Beweis Sempronius. Einen vollgültigen Beweis dafür aufzufinden, möchte ihm auch schwer fallen. Denn l. 47, §. 2, *de legatis* 2, worauf man sich zu beziehen pflegt, beweiset vielmehr, dafs der Onkel des Juristen Proculus, als dafs er selbst Sempronius hiefs. Die Meinung hingegen, dafs der Jurist Proculus mit dem Präfectus Prätorio Licinius Proculus, von welchem Tacitus ausführlich handelt, eine Person sey, hat die Behauptung, des Pomponius, dafs er *plurimum potuit*, besonders defswegen für sich, weil zu jener Zeit kein anderer mächtiger Proculus bekannt ist. Was man dagegen anführt, Tacitus rede nirgends von seinen juristischen Kenntnissen, widerlegt diesen Grund nicht völlig, indem sich nicht beweisen läfst, dafs Tacitus dergleichen jedesmal berücksichtigt habe. Über seinen schriftstellerischen Charakter im Allgemeinen fehlt es ganz an Bemerkungen. Die wichtigsten mufsten freylich aus eigenem Studium geschöpft werden; aber zu einer konnte schon Grotius Veranlassung geben, welcher aus *l.* 116. *D. d. V. S* schliefst, dafs er *ultimarum voluntatum indagator et defensor egregius* gewesen sey, mehr auf die Absicht des Testirers als auf die Worte gesehen habe. Dafs er in seinen *libris ex posterioribus Labeonis* diesen stets gegen die Einwürfe Anderer in Schutz nehme, war dem Heineccius nicht so ohne Prüfung nachzuschreiben. Höchst wahrscheinlich ist es unrichtig. Denn von den 3 *fragmentis puris* aus denselben hat nur eins diesen Charakter, ein anderes *l.* 10, §. 1. *D. d. negotiis gestis* enthält gar einen Widerspruch gegen Labeo, und dasselbe ist bey einem unbestimmt citirten, wahrscheinlich hieher gehörigen Fragmente, der l. 116, *D. d. V. S.*, der Fall. — Die Lebensbeschreibung des *Neratius Priscus*, welche grofsentheils nach Sickel gearbeitet worden, zeichnet sich vor den übrigen vortheilhaft durch Charakterisirung des Stils dieses Schriftstellers im Ganzen und des Geistes seiner einzelnen Schriften aus. Dagegen kommen auch ausführliche Abschweifungen über stoische Philosophie und die Sprache der juristischen Schriftsteller vor, welche hier gar nicht an ihrer Stelle sich befinden.

Der volle Name *P. Juventius Celsus* bedurfte eines Beweises aus l. 20, §. 6. *D. d. hereditatis petitione*. Dass er Schüler seines Vaters gewesen, folgert der Vf., wie man gewöhnlich thut, vielleicht zu rasch aus l. 20. *D. d. legatis* 2, woraus sich nur ergiebt, dass er den an dieser Stelle genannten Satz von seinem Vater gelernt habe. Die Behauptung, dass seine Erziehung besonders sorgfältig geleitet worden, ist ganz ohne Beweis hingestellt. Dagegen war die von Grotius gemachte, von Heineccius zum Theil verworfene Bemerkung über seinen schriftstellerischen Charakter, er sey *aequitatis observantissimus, in deridendis aliorum opinionibus multus et natura sarcasticus*, nicht zu übergehen, sondern aus den vielen Fragmenten dieses Schriftstellers zu prüfen. Die Ordnung der Digesten hätte genauer angegeben werden mögen. Schon aus Heineccius konnte genommen werden, dass nur die 27 ersten Bücher dem Edicte folgen, das 28ste von der *l. Cincia Velleja*, 29 von mehreren Gesetzen über Freylassung, 20 — 36 über *l. Julia et Papia Poppaea*, 37 *de judiciis publicis* 38 von Stipulationen und Cautelen, 39 vom Rechte des Fiscus und anderen zum öffentlichen Rechte gehörigen Materien handelt. — Von *Javolenus Priscus* bemerkt der Vf. mit Recht, aus Plinius, dass er so, nicht Priscus Javolenus heisse. Über Plinius Angabe von seiner *dubia sanitas* handelt er gar zu weitläuftig, stellt aber die richtige Meinung von Gesner, Lindner u. A. auf, dass nur Zerstreuung damit gemeint sey. S. 174 konnte bemerkt werden — was freylich auch Anderen entgangen ist — dass das von Javolenus commentirte Werk des Cassius *Commentarii* hiess S. l. 54, *D. d. conditionib. et demonstr.* (35, 1). S. 177-180 ist wohl mit Unrecht einigen Neuern — denn ältere Schriftsteller sind nicht der Meinung — nacherzählt, dass Javolenus zwey Werke über Labeos *Posteriora* geschrieben und den Labeo oft chicanirt habe. Die verschiedene Benennung *ex posterioribus* und *epitome posteriorum Labeonis* beweist nicht, dass damit verschiedene Werke gemeint seyen. Denn wie oft wird ein Buch abgekürzt, bald so bald anders, citirt! — *Julians* legislatorische Verdienste waren genauer zu würdigen; nach Hugos sinnreicher Bemerkung anzuführen, dass sein Edict wahrscheinlich eine Ausgleichung provincieller Verschiedenheiten beabsichtigte; auch nicht zu übergehen, dass er neue Rechtsätze eingeführt hat, namentlich das *Edictum de conjungendis cum emancipato liberis ejus*. Dass Julian Sabinianer war, musste um desto mehr aus dem Pomponius bewiesen, nicht bloss angeführt werden, da ein grosser Rechtsgelehrter, Donellus, das Gegentheil behauptet. Der, auch von Anderen nicht erwähnte Hauptgrund, warum man bey der Zahl der Bücher *ad Minicium* dem *Index Florentinus* mehr als den einzelnen Überschriften folgt, dass nämlich in den 6 Büchern der gesammte Umfang des Rechtssystems enthalten ist, war bey der S. 197 aufgestellten, jetzt ohne Beweis da stehenden Behauptung nicht zu übergehen. Die ziemlich wahrscheinliche Meinung des Grotius, dass die sonst dem African zugeschriebenen *l. 20 epistolarum* von Julian herrühren, verdiente eine Erwähnung und Prüfung. — — Einige, den einzelnen Lebensbeschreibungen voraufgehende allgemeine Erörterungen sind nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Die ersten 39 Seiten handeln von den *Quellen der Pandekten* im Allgemeinen. In einem systematischen Überblicke werden hier die verschiedenen Arten dieser Werke durchgegangen. Walch in seiner Ausgabe von Eckhards Hermeneutik §. 185, welcher als Quelle wohl hätte genannt werden können, liegt offenbar dabey zu Grunde, ist aber weiter ausgeführt und mehr System hineingebracht, auch Meinungen Anderer nachgetragen, und, wo Verschiedenheiten unter denselben waren, ein Urtheil darüber gefällt. Gegen das System ist indessen manchmal gefehlt. So gehören von den unter den Schriften vermischten Inhalts aufgeführten Büchern die *libri regularum* (vrgl. Ulpians Fragmente) und wohl eben so die ὅροι und *Definitiones* unter die Compendien; die *libri publicorum* und *protribunalium* unter die Monographieen, welche Monographieen irrig mit den μονοβίβλοις des *Index Florentinus* vermischt sind. Denn manche offenbare Monographieen, z. B. *Venulejus Saturninus de interdictis, de officio proconsulis*, bestehen aus mehreren Büchern. Die Meinungen Anderer über die Bedeutung der verschiedenen Titel sind mit vieler Vollständigkeit aufgeführt. Rec. hat nur die von Bynkershoek *Observatt. lib.* 8, *cap.* 1. S. 281, mit Salmasius Autorität unterstützte Meinung, dass *Digesta* ein allgemeiner Ausdruck für *Buch* sey, vermisst. Desto mehr finden wir bey des Vfs. eigenem Urtheile zu erinnern, welches hier, wo so oft ein Schriftsteller nur beyläufig irgend eine Meinung hingeworfen hat, besonders thätig hätte seyn sollen, und anstatt dessen, sobald nicht Widerspruch mehrerer Meinungen vorkommt, fast ganz schlummerte. Bey den *libris opinionum* und den *Quotidianis* möchte Theophilus Meinung vor der einiger neuerer Schriftsteller der Vorzug gebühren, theils weil Theophilus eine wichtige historische Autorität ist, theils weil keine bedeutenden Gegengründe vorhanden sind. *Opiniones* mit Theophilus zweifelhafte Entscheidungen zu nennen, hat auch die gewöhnliche Bedeutung des Worts für sich, da hingegen *Cautelen* ganz entfernt von dem gewöhnlichen Sinne sind. Der Inhalt der uns aus den *Opinionibus* übrig gebliebenen Stellen passt auch gar nicht durchaus zu der neueren Annahme, *cf.* *l.* 6. *D. d. officio praesidis*, *l.* 17. *D. d. jurisdictione*, *l.* 52, *D. de pactis*. Die *libri protribunalium* möchten wir nicht auf solche Fälle einschränken, wo der Praetor oder Praeses eine Sache selbst entscheiden musste, da eine aus dieser Schrift genommene Stelle *l.* 59. *D. de re judicata* ausdrücklich vom *judex* redet. Noch weniger sind wohl die *manualia* (Handbücher) auf Bemerkung von Unterschieden ähnlicher Fälle einzuschränken. Denn unter den 11 Stellen, welche

aus dem ersten Buche von Paulus Manualien in den Pandekten vorkommen, geben nur zwey solche Unterschiede an. — Die Vorrede enthält eine Literarnotiz von denjenigen, welche sich als Hauptschriftsteller und im Ganzen um diesen Zweig der juristischen Literargeschichte verdient gemacht haben, welche der Vf. in einem eigenen Werke weiter auszuführen verspricht. Er nennt nicht bloss solche Schriften, welche gleich dem Titel nach hieher gehören, sondern auch solche, von welchen nur Theile oder Abschnitte diesen Gegenstand behandeln. Die Zahl solcher Schriften könnte indessen noch vermehrt werden, z. B. durch *Fr. Hottomanni descriptio eorum ICtorum, qui a Pomponio enumerantur. Francof.* 1577 fol.; *P. Taisand les vies des plus celebres Jurisconsultes di toutes les nations, Paris* 1701, 4; 1737, 4. *Tortorelli di Foggia degli antichi Giureconf. Romani. Napoli* 1736, 4, die Schriftsteller *ad Pomponium* u. A. Die Literarnotizen über die angeführten Schriften sind genau, auch fehlt es nicht an gröſstentheils treffenden Urtheilen über dieselben. Mit seinen Nachrichten über den ältesten der Biographen, *Rutilius*, ist er selbst nicht ganz zufrieden, und fodert zu Nachträgen auf. Hier eins und das andere der Art. Struv (oder Buder) nennt in der *bibliotheca juris selecta* eine Ausgabe *Romae* 1535, 8, wahrscheinlich eine unrichtige Nachricht, denn von 1536 ist die Dedication. Richtig möchte dagegen seine, allem Ansehen nach aus Autopsie geschöpfte Nachricht seyn von einer Ausgabe *Basileae* 1537, 4, *typis nitidis ap. Germ. Rose c. praefat. Nic. Gerbelii, in qua editione Fichardi vitae recentiorum ICtorum apparent.* Vielleicht ist es ein neuer, etwas vermehrter Abdruck dieser Ausgabe, welchen Rec. vor sich hat. Der vollständige Titel ist: *ICtorum vitae, veterum quidem per Bernardinum Rutilium una cum ejusdem decuria, recentiorum vero ad nostra usque tempora per Jo. Fichardum Francofurtensem. Ad haec indices duo locupletissimi omnium scriptorum in jure tam pontificio quam civili a veteribus et recentioribus ICtis ad haec nostra usque tempora editorum per Jo. Nevizanum, Lud. Gomessium et Jo. Fichardum collecti. Basileae,* klein 4 oder groſs 8. Die Jahrszahl ist nicht bemerkt, muſs aber wenigstens 1539 seyn; denn von dem Jahre ist Fichards Vorrede. Von den beiden *indices*, welche Lipen, seine Fortsetzer und Herausgeber nicht kennen, liefert der Erste ein Verzeichniſs der Schriften der alten römischen Rechtsgelehrten; der Zweyte schon zwanzig Blätter stark ein Verzeichniſs der neueren juristischen Schriften, besonders welche in Italien circulirten, beide nach Materien-Ordnung. Die *decuria* des Rutilius enthält Emendationen zu Ciceros Briefen. Noch kennet Struv eine Ausgabe *Lugdun. Gallorum* 1538, 8. — Des Vfs. Sprache ist zwar flieſsend, aber oft etwas breit, auch hie und da unrichtig, z. B. S. 89 *umgearbeitete Originalien* für *Originalien, von welchen Umarbeitungen geliefert sind,* S. 163 *wär* für *wäre.* Auffallend ist auch, daſs Noten und literarische Notizen hie und da lateinisch geschrieben sind.

Ohnerachtet aller dieser Ausstellungen wünscht Rec. dem Werke baldigen Fortgang, wobey wir zugleich hoffen, daſs der Vf. seinen Plan dahin ausdehnen werde, auſser den in den Pandekten excerpirten Schriftstellern auch von den in denselben erwähnten und benutzten, wenigstens von denjenigen, welche mit den excerpirten gleichzeitig lebten, kurz zu handeln. Diese (z. B. den Sabinus, Ariston) zu kennen, ist oft eben so wichtig, als von den eigentlich excerpirten Schriftstellern Bescheid zu wissen. Da ohnedieſs die römischen Juristen gewissermaſsen Eine Familie bilden: so läſst sich die Lebensbeschreibung der excerpirten Schriftsteller fast nicht verstehen, wenn man nicht auch die anderen kennt.

S — dt.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Auf Kosten des Vfs.: *Gedichte* von *Heinrich Engelhardt*, Webergesellen. Mit vier Compositionen von Kapellmeister *Schneider.* 1809. 176 S. 8.

Wenn man diese Gedichte mit der Erwartung einer groſsen Originalität, wie es mit Producten von Verfassern, welche in niederen Ständen leben, wohl zu geschehen pflegt, in die Hand nimmt: so möchte man wohl zum Theil getäuscht werden, indem man hier keinesweges einen besonderen Kampf mit der Form und eine Selbstschaffung des Ausdrucks, sondern vielmehr eine groſse Bildung in Vers, Ton und Sprache, ja sogar öfters Ähnlichkeiten mit anderen Dichtern, die eine Nachahmung derselben verrathen, deutlich wahrnimmt, worüber indeſs der eigenthümliche Werth dieser Gedichte nicht ganz verloren geht. Das Merkwürdigste daran ist gerade die hohe Bildung des Geistes, die man unter so beschränkten Umständen, wie die des Vfs. sind, kaum für möglich hält. Damit ist eine so erhabene Gesinnung und eine solche Gröſse der Gedanken verbunden, daſs man mit Ehrfurcht für den Mann erfüllt wird. Auch zeigt sich unter seinen Gedichten die Ode als das Element, worin sein Geist sich am meisten einheimisch fühlt. Zur Probe setzen wir diese Strophen her aus dem Gedichte:

Der Schöpfer.

Sonnen streuſt du, wie Blumen auf die Pfade,
Wo du schöpferisch wandelst, durch die Nächte
Der Unendlichkeit Tiefen. Um die Sonnen
Jauchzen werdende Welten.

Neue Schöpfungen lächeln hinter deinem
Fuſstritt staunender Wüsten. Donnernd schlieſset
Deine mächtige Hand zu niegeseh'nen
Ewigkeiten das Thor auf.

Und du lächelst hinunter in den Abgrund,
Daſs die ewige Nacht erbebt und flichet;
Säest Sonnen hinunter in das groſse
Unermeſsliche Brachfeld.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 FEBRUAR, 1811.

MEDICIN.

1) SULZBACH, in d. Commercienrath Seidelschen Kunst- u. Buchh.: *Ferdinand Niederholdt's, eines jungen deutschen Arztes, Lehrjahre,* I Bändchen. 1808. XVI u. 198 S. II Bändchen. 1809. 422 S. gr. 8 (2 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebend.: *Der schlechten Ärzte Schuldbuch.* Bekannt gemacht durch einen Freund der Wahrheit. 1810. XII u. 404 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Beide Schriften, die einen Gegenstand behandeln, der für den angehenden praktischen Arzt von dem höchsten Interesse ist, oder wenigstens seyn sollte, sind von Hn. D. *Ostkoff*, Landphysicus zu Bassum, verfasst, von dessen schriftstellerischen Talenten wir schon vollgültige Beweise in den Händen haben. Er fodert uns dadurch unwillkührlich auf, dem, was er in Bezug auf diesen wichtigen Gegenstand zu leisten bemüht gewesen, eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Arzt, sagt der Vf., bekleidet einen ganz eigenthümlichen Stand, er steht mit der Welt, die ihn zunächst angeht, in ganz specifischen Berührungen, fast alles, was sein Leben im Staate und in der Gesellschaft betrifft, trägt den Stempel der Besonderheit. Hieraus geht nothwendig hervor, dass es für ihn eine besondere und eigenthümliche Politik geben müsse; er kann vollendeter Moralphilosoph seyn, und die Grundsätze des gesellschaftlichen Lebens überhaupt auf das gründlichste studirt haben, er wird dennoch jeden Augenblick in seinem nächsten Wirkungskreise in Gefahr gerathen, wahre Abderitenstreiche zu machen, oder er ist wenigstens unvermögend, sich durch die eigenthümliche gordische Verwickelung seiner Verhältnisse mit Gluck durchzuwinden, wenn er die Menschen nicht besonders von denjenigen Seiten kennt und zu behandeln gelernt hat, welche mit seinem engeren Wirkungskreise in unmittelbarer Berührung stehen. Die edelsten Absichten, der lebhafteste Trieb zum Guteswirken, die angestrengteste Aufmerksamkeit auf alles, was zur Sittlichkeit des Handelns gehört, alles das reicht nicht hin, ihm einen festen, reellen Wirkungskreis ausser sich zu sichern; dazu ist unbedingt erfoderlich, dass er seinem Handeln eine eigenthümliche *Manier* zur Gesellschafterin gebe, die seine ganze Persönlichkeit auf eine vortheilhafte Art heraushebt, und der Welt seine nützlichen Handlungen zugleich *angenehm* macht. Um dieses Besondere und Eigenthümliche, wodurch sich vor jeder anderen die ärztliche Politik auszeichnet, angehenden Ärzten recht anschaulich zu machen, hat der Vf. in No. 1 einen jungen Arzt aufgestellt, der zwar in Rücksicht der allgemeinen gesellschaftlichen Bildung ziemlich vollendet ist, der aber dennoch sehr oft in die Lage kommt, in seinen speciellen Verhältnissen gegen die Klugheit zu verstossen. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, erscheint als sein Führer, und beide theilen sich in einer Reihe von Briefen ihre Gedanken, Wahrnehmungen und Erfahrungen mit, je nachdem die einfache, schlichte Erzählung der Vorfälle und Begebenheiten in dem Leben des jungen Arztes dazu Veranlassung giebt, und zwar so, dass jene Fehltritte in ihrer Grösse und in ihren Folgen recht grell hervortreten. Und damit die Verhältnisse des Arztes zur Welt nicht zu einseitig geschildert würden, befindet sich der junge Mann in einer Lage, worin er mit Menschen von den verschiedensten Ständen und Charakteren in Berührung steht.

Rec. gesteht, dass ihn dieser Plan, die Lebensklugheitslehre des Arztes vorzutragen, weit natürlicher und zweckmässiger dünkt, als die Form einer trockenen, gelehrten Abhandlung. Aber auch die Ausführung ist bis auf wenige Puncte recht glücklich gerathen. Die Versicherung des Vfs. — welcher wir gern allen Glauben beymessen —, dass die mitgetheilten Thatsachen nicht Erzeugnisse der Einbildungskraft, sondern dem grössten und interessantesten Theile nach, Erfahrungen aus seinem eigenen Beobachtungskreise sind, hält die Erwartung in gleichem Grade gespannt, und erhöht den Werth des Ganzen ungemein. Wir empfehlen daher diese reichhaltige Sammlung von Briefen allen angehenden Ärzten zum reiflichsten Nachdenken: die jugendlich-romantischen Ideen von Freyheiten des gewählten Standes, von denen mancher träumt, werden schwinden, sobald er hier erfährt, wie leise ein Arzt in jeder Lage seines Lebens auftreten muss, um nicht allenthalben Hindernisse gegen sein Wirken, auch wenn der Zweck der edelste wäre, zu erregen, und die ihm so nöthige Ruhe und Zufriedenheit aufzuopfern. Frühzeitig und bevor er es wagt, auf seine unversuchten Kräfte zu kühn vertrauend, in dem feindlichen Leben selbstständig handeln zu wollen, mache er sich auf das innigste vertraut mit seinem Beruf, Die Welt richtet streng und unerbittlich! So wahr es von der einen Seite ist, dass die Enthüllung des eigentlichen Geheim-

nisses der ärztlichen Politik gröfstentheils nur der jahrelangen, gereiften und vielfach geprüften Erfahrung des *Mannes* vorbehalten ist, und eine einzige selbsterfahrne Thatsache für den vernünftigen jungen Mann einen ungleich gröfseren Werth hat, als das vollständigste Register von Lebensmaximen und Verhaltungsregeln: so überzeugt uns doch von der anderen auch die tägliche Erfahrung, dafs das traurige Loos vieler jungen Ärzte, die vor ihrem Eintritt in die praktische Sphäre, sich selbst überlassen oder einseitig geleitet, einzig in dem Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung ihr künftiges Heil zu begründen glaubten, blofs ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Welt überhaupt und mit den eigenthümlichen Verhältnissen des praktischen Arztes insbesondere zuzuschreiben war. Die Zahl der Glücklichen, die an der Hand biederer, erfahrner Männer ins praktische Leben eintreten, ist äufserst gering. Soll man die übrigen ihrem Schicksale überlassen, weil man wähnt, die Zeit werde sie schon witzigen, oder weil man fürchtet, zu frühe Bekanntschaft mit der Schattenseite des ärztlichen Standes möchte manchen sonst Brauchbaren von der begonnenen Laufbahn verscheuchen? Es ist ja nicht das süfse Gefühl allein, sich aus den Stürmen des Lebens in den sicheren Hafen der geprüften Erfahrung glücklich gerettet zu sehen, nicht das vermeintliche Wohl des jungen Arztes allein, was hier zu berücksichtigen ist; man denke doch auch an die Foderungen des Staats und der Menschheit! Man lese und beherzige die wahren Worte des Vfs. im 1 Th. S. 10: „Ein unholder Genius scheint in dieser Rücksicht noch über unseren Stand zu herrschen; nicht genug, dafs man den Knaben, sobald die Ältern ihn für grofs genug halten, hinschickt, um eine Wissenschaft zu erlernen, vor deren Tiefe und Umfang sich manches Greisenhaupt ehrfurchtsvoll beugt: auch mancher Lehrer versündigt sich gegen den Staat, die Menschheit und den unglücklichen Jüngling dadurch, dafs er ihn seiner Obhut entläfst, ehe er versichert ist, dafs er mit der nöthigen Weltklugheit in einen Kreis treten könne, in welchem er vielleicht das Centrum ist, um welches das Glück von Tausenden sich dreht. Nicht eine einzige Lehranstalt giebt es, in welcher der junge Arzt in die Geheimnisse dieser Weltweisheit, die ihm und der Menschheit nöthiger als alle Philosophie ist, eingeweiht würde, wo man es der Mühe werth achtete, ihm den einzig wahren Weg zu zeigen, auf welchem er auf eine des vernünftigen und rechtschaffenen Mannes würdige Art das Gelernte auf Andre ausdehnen könne." Von dieser Seite müssen die Belehrungen des Vfs. gewürdigt werden. Dann wird man ihnen den heilsamsten Einflufs auf die moralische und gesellschaftliche Bildung des unerfahrnen Arztes zugestehen, und nicht mehr davon erwarten und fürchten, als die Ansicht der Sache erlaubt. Fehlt ihm im Laufe seiner Studien, wie diefs bey dem jetzigen Stande unserer Akademieen bey den Meisten leider noch der Fall ist, der rathende Freund, der ihn zum praktischen Leben bildet: warum wollte man ihm nicht ein Tagebuch zum eigenen Studium vergönnen, in welchem er mit den mannichfaltigsten Situationen des ärztlichen Seyns und Wirkens sich vertraut machen kann? Diefs zum Beweis des Nutzens einer solchen Schrift! Aber auch manchem alten Arzte könnte die Lectüre dieses Buches von Nutzen seyn, besonders wenn er dem, was der Vf. im 1 Th. S. 68 sagt, seine Aufmerksamkeit schenken wollte. Nächstdem verdienen noch eine besondere Auszeichnung die weisen Rathschläge über Behandlung medicinischer Vorurtheile, über das Nachahmen der Sitten und Gewohnheiten älterer Ärzte, die trefflichen Gedanken über den ächten und unächten Enthusiasmus des Arztes, über dessen Zartgefühl, über die Grenzen der Aufrichtigkeit gegen Kranke und deren Angehörige (vorzüglich befriedigend), über ärztliche Liquidationen, über die Tugend der Verschwiegenheit.

Wir zweifeln nicht, dafs von diesem eben so angenehm unterhaltenden als belehrenden Buche bald eine zweyte Auflage nöthig werden wird: in welchem Falle wir den Vf. bitten, folgende Erinnerungen nicht unbenutzt zu lassen. Fürs erste wären die Bemerkungen über die Pflicht der Gesellschaftlichkeit zweckmäfsiger im 1 Th., und zwar da, wo der Vf. seinen Helden in die Welt treten läfst, angebracht gewesen. Zweytens misfällt uns das ganze breite Gespräch im 1 Th. S. 121 u. f. Hätte doch der Vf. dafür den alten ehrwürdigen Mentor sich ganz aussprechen lassen, welcher im Folgenden von dem einzig wahren und dauerhaften Grunde der ächten Religiosität des Arztes anhebt, aber plötzlich abbricht, wo man eine erschöpfende Erörterung der nie genug beachteten Materie, und unter anderen Berichtigung einer sehr unüberlegten Äufserung des Predigers *K* .... mit Sehnsucht erwartete, welcher behauptete, dafs der Arzt sich keiner strafbaren Heucheley schuldig mache, wenn er an der Eucharistie blofs darum Antheil nimmt, um sich beym gemeinen Mann Ansehen zu erwerben, sobald sein Zweck nur dahin gehe, seinen Nebenmenschen wohlzuthun. Der Zweck heiligt hier keineswegs die Mittel; keine Klugheit reicht hier hin, dem Volke auf die Dauer das Wahre zu verbergen, und dann wäre der letzte Betrug ärger als der erste. Ein dritter Tadel, der Rec. vorzüglich wichtig dünkt, trifft die Oberflächlichkeit und Leichtigkeit, womit der Vf. die Charakterbildung eines anderen jungen Mannes, der sich dem Studium der Heilkunde widmen soll, und den er im 1 Th. S. 147 auftreten läfst, behandelt hat. Dieser, mit aufserordentlichen Anlagen des Geistes und gleichen Eigenschaften des Herzens ausgestattet, aber auch in gleichem Grade leichtsinnig, geniefst auf der Akademie die besondere Leitung eines Lehrers der Heilkunde, aber mit so wenig gutem Erfolge, dafs er bald darauf nicht allein die Akademie, sondern auch das gewählte Fach verläfst. Wozu dieses Intermezzo mit der Schilderung von Renommistenstreichen? Die freundliche Stimmung, in welche

die bey dieser Gelegenheit mitgetheilten trefflichen Winke über die Grundzüge der sittlichen Bildung akademischer Bürger das Gemüth des Lesers versetzen, wird durch die zuweilen höchst plebeje Burschensprache getrübt, und die Erwartung, den Jüngling im Laufe des Werks durch fortgesetzte Bemühungen seines biederen Lehrers und durch fernere schriftliche Zurechtweisungen des ehrwürdigen Vaters und des erfahrnen Bruders immer mehr und mehr von Schwächen und Fehlern gereinigt, und am Ende als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft von der akademischen Bühne abtreten zu sehen, schmerzlich getäuscht. Eine solche Schilderung hätte wohl der Vf unbeschadet seines Planes aufnehmen können, wenigstens würde sie dem Werke eine schönere Zierde gewesen seyn, als die erwähnte Rhapsodie und die ganze Suite von Briefen im 2 Th. S. 294 — 334 mit dem Gemälde von Krähwinkel und den Carricaturen von einem alten und einem jungen Arzte. Überdiess wünschten wir die sonst gebildete, kräftige und präcise Sprache von mehreren Flecken gereinigt zu wissen. So fallen höchst unangenehm einige unedle und gemeine Ausdrücke auf, z. B. im 1 Th. S. 17 „*bey Creti und Pleti,*“ S. 39 „*wegstipizen,*“ S. 40 „*sich über etwas hermachen,*“ S. 69 „*einen wegbeissen,*“ S. 82 „*das Kalb ins Auge schlagen,*“ S. 95 „*einem in die Flanke fahren,*“ S. 137 „*sich encanailliren*“ und mehrere andere.

Das Sündenregister, No. 2, dem man, dem Titel nach zu urtheilen, leicht eine andere Deutung geben könnte, bezieht sich zum allergrössten Theil auf die Gebrechen der moralischen Natur des Arztes, in sofern durch sie das Heil der leidenden Menschheit und des Staats gefährdet ist. Der Vf. kündigte es schon in der Vorrede zum zweyten Theile von No. 1 als einen nothwendigen Begleiter desselben an, indem dort mancher für den Arzt sowohl, als für die Menschheit sehr wichtige Gegenstand entweder nur leise oder gar nicht berührt worden war, und nicht berührt werden durfte, da er dem nächsten Zwecke dieses Werkes nicht entsprach. Der Hauptzweck blieb immer derselbe, nur dass hier ganz vorzüglich die Pflichten des Arztes in Anspruch genommen werden sollten, während dort gezeigt worden war, wie der Arzt durch Lebensklugheit sich einen ausgebreiteten Wirkungskreis verschaffen und sichern könne. Die eigenthümliche, und von der der ersteren Schrift abweichende Form des Schuldbuchs besteht in Folgendem: Ein sehr gebildeter Mann von Stande macht in Begleitung eines eben so gebildeten als rechtschaffenen Arztes eine Reise durch einen Theil des Landes, worin man deutsch redet, theils um durch Veränderung der Luft, der Lebensart u. s. w. seine durch schlechte Ärzte zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, theils um Bekanntschaft mit dem Treiben und Thun vieler Ärzte zu machen, von denen er auch wirklich eine ziemlich bedeutende Anzahl kennen lernt. Jeder Tag ist reichhaltig an recht interessanten Erfahrungen, welche zeigen, dass so Manches noch geschieht, was der Würde des Arztes, als Individuum, dem Adel seines Standes überhaupt, so wie den Fortschritten der Wissenschaft und ihrer Anwendung in der menschlichen Gesellschaft ungemeinen Eintrag thut, und dass es meist an den Ärzten selbst liegt, wenn ihre Kunst sich noch nicht der allgemeinen Achtung erfreut, die ihr vor jeder anderen gebührt. Diese Erfahrungen nun theilt er, nebst den Belehrungen, Bemerkungen und Ansichten seines Begleiters, die oft mit Witz und Satire gewürzt sind, einem zu Hause gebliebenen Freunde mit. So eröffnet sich eine Gallerie schlechter Ärzte, die, nächst dem, dass sie dem angehenden Ärzte Beyspiele zur Warnung und Belehrung liefert, zugleich auf das deutlichste die Gebrechen des Medicinalwesens schonungslos aufdeckt. Feyerlich und zum öfteren betheuert der Vf., dass jeder, auch der feinste Pinselstrich in diesen Gemälden wahr, d. h. auf vorurtheilsfrey beobachtete Thatsachen gegründet sey. Was ihn aber vornehmlich bestimmte diesen Weg einzuschlagen, um die junge ärztliche Welt mit ihren Pflichten bekannt zu machen, war der sehr richtige Grundsatz: Dem Menschen müsse durchaus gezeigt werden, wie und wo er sich von der Norm der Tugend zu entfernen pflege; die Wurzeln seiner Unvollkommenheiten müssen ihm blossgelegt, er müsse durch handgreifliche Beyspiele überführt werden, dass aus diesen Wurzeln nur ein schadhafter, krüppelhafter Stamm erwachsen könne. Eben so beym Arzte. Wäre etwas, fragt der Vf., von einer solchen öffentlichen Ausstellung für die Würde des ärztlichen Standes zu fürchten? Keinesweges. Die Ehre desselben wird am besten gerettet, wenn die unwürdigen Mitglieder herausgehoben und öffentlich gebrandmarkt werden. Ganz mit dem Plane des Vfs. übereinstimmend, und unvermeidlich war es, dass hier unter anderen auch Mängel des akademischen Unterrichts und der medicinischen Polizey zur Sprache kamen. Es fehlt daher nicht an Vorschlägen, und zwar an sehr vernünftigen, den menschlichen Kräften und der Natur der Sache angemessenen, zur Verbesserung und Einstellung derselben, denen insgesammt wir gehörigen Orts eine günstige Aufnahme wünschen. Nur in Bezug auf einen dieser Puncte können wir dem Vf. nicht unseren Beyfall schenken. Im 41 Briefe nämlich giebt er zu unbedingt dem ambulirenden Klinicum den Vorzug vor der öffentlichen Krankenanstalt. Was er zu Gunsten derselben behauptet, erleidet vielfältige Einschränkung, und wir vermissen hier mit Bedauern fast in jedem Satze den vorurtheilsfreyen Beobachtungsgeist des Vfs. Er scheint dabey den eigentlichen wahren Zweck der letzteren ganz ausser Acht gelassen zu haben. Wir können nicht wiederholen, was oft schon und neuerlich wieder in diesen Blättern bey Gelegenheit der Kritik von *Horsch Beobachtungen über die Witterung* u. s. w. (Jen. A. L. Z. 1810. No. 30) Treffendes darüber gesagt worden ist. Nur dieses: Des Lehrers Schuld ist es, wenn der junge Mann sich an den gefürchteten

Schlendrian und an eine im bürgerlichen Leben selbst höchst nachtheilige Eilfertigkeit im Sehen und Handeln gewöhnt, wenn er die durch lange Übung erworbene Leichtigkeit und Fertigkeit seines Meisters im Beobachten, Entscheiden und Handeln mit leichter Erkennbarkeit des Gegenstandes selbst verwechselt, wenn er im Vertrauen auf die Hülfe desselben sich bald eine Sicherheit erworben zu haben wähnt, die sich später im selbstständigen Handeln nicht bewährt, wenn sich in dem jungen Gemüthe die ächt zarten Gefühle für die Leiden der Menschheit nicht entwickeln, oder die vorhandenen wohl gar abstumpfen u. dgl. m. Rec. wünscht, der Vf. hätte seine Reisenden nach Leipzig geschickt; um (anderer noch lebender Muster nicht zu gedenken) an dem unvergesslichen *Reinhold* zu lernen, was ein solcher Mann vermag. Das ambulirende Klinicum hat allerdings auch sein Gutes; aber es ersetzt das Hospital keineswegs, es mag so wohl eingerichtet seyn, als nur möglich ist. Auch glaube der Vf. nicht, hier wäre der Weg, um den Jüngling schon auf der Akademie in der ihm so nöthigen Lebensklugheit zu üben; das würde Tausende zu der grössten Einseitigkeit im Umgange und in der Behandlung der Menschen verleiten. Für diesen Zweck bedarf es besserer Vorschläge, die wir in beiden Schriften vergebens gesucht haben.

Die Sprache ist hier reiner und gefälliger, als in No. 1; der Druck correcter, in beiden Schriften aber sich gleich und schön; nur wäre in diesen geldarmen Zeiten eine grössere Ökonomie derselben zu wünschen. D. E. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Nürnberg*, b. Felsecker: *Einige praktische Bemerkungen über innere Entzündungen bey Kindern.* Eine Einladungsschrift von D. *Christ. Friedr. Harles*, Prof. zu Erlangen. 1810. 55 S. 4. Der schätzbare Vf. ist der vom Hn. Geh. R. *Heim* unlängst aufgestellten Meinung, dass innere Entzündungen eine sehr häufige Krankheitsclasse bey Kindern ausmachen. Das Wahre ist, dass man bey vielen Kinderkrankheiten mit depotenzirenden und darmausleerenden Mitteln glücklicher, als mit anderen ist, und mit der Brownischen Methode oder mit reizendstärkenden Mitteln im Ganzen sehr vorsichtig seyn muss. Es liegt der Grund davon hauptsächlich in der lebhaften Vegetation und dem schnellen Wechsel der Erregbarkeit, welche dem jugendlichen Alter eigen sind. Ein mässiges Reizmittel erregt heftigen Reiz, welchen dann antiphlogistische Mittel schnell und wohlthätig zur Normalität herabstimmen. Das haben auch unsere neueren Schriftsteller über Kinderkrankheiten an vielen Orten gelehrt. Dessen ungeachtet ist es gut, wenn angehende Ärzte wiederholt aufmerksam darauf gemacht werden; nur hüte man sich, nicht zu weit hineinzugehen, oder sich nicht von einer falschen Theorie auf Abwege leiten zu lassen. Mit vollem Rechte versteht daher Hr. *H.* hauptsächlich unter jenem von Hn. *H.* benannten Entzündungszustande einen der Entzündung analogen Zustand, und erklärt sich besonders §. 7 weitläuftig und mit Entschuldigung darüber. Vortrefflich zeigt der Vf., dass, und wie sehr sich dieser kindliche Entzündungszustand von der Entzündung im ausgebildeten, besonders männlichen Organismus unterscheide. Hier ist das irritable System noch auf einer sehr tiefen Stufe der Entwickelung und Kraft, die Wechselwirkung zwischen beiden Systemen der Irritabilität und Sensibilität unvollkommen, im Vegetations- und Reproductions-Processe regt sich noch das expansive Leben. Desshalb muss aber auch die Methode selbst verschieden seyn, zumal in den speciellen Bedingungen und Beziehungen. Zu gewissen Zeiten z. B. nähert sich die Entzündung im Kinde mehr dem lymphatischen Charakter; die Entzündungen tragen mehr die Form des Erysipelas an sich. Der Vf. setzt diess weitläuftig aus einander. Die Heilmethode besteht in Herabstimmung der unverhältnissmässig erhöhten Contractilität und Plasticität des lymphatisch-absondernden Systems; das Hauptmittel ist das Quecksilber, zumal Calomel innerlich, die officinelle Quecksilbersalbe äusserlich. Der Vf. lässt es aber dabey nicht an den nöthigen Cautelen ermangeln. Dem Quecksilber zunächst setzt er das Ammoniak, gehörig verdünnt, und den viel schwächeren, aber auch milderen (und für Kinder ausgezeichnet passenden) Salmiak, dann die für acute Entzündungen (also hieher) weniger brauchbare Seife, an welche auf der niedrigsten Stufe der Wirksamkeit die *Extracta saponacea* angereiht werden können. Vortrefflich sind die Grundsätze, welche der Vf. für das Specielle dieser Methode aufstellt, obschon wir sie hier nicht ausziehen können. Auch alles, was die übrigen Zweige der sogenannten antiphlogistischen Methode, Blutlassen etc. gesagt wird, unterschreiben wir nach unserer innigsten Überzeugung. Doch wünschten wir die Blutigel mehr empfohlen zu sehen, weil sie wirklich ganz eigentlich für das kindliche Alter passen, wenn die Kinder sich nur nicht zu sehr davor scheuen. Ein oder ein paar Blutigel, hinter die Ohren gelegt, dämpft oft die Congestion nach dem Kopfe sicherer und schneller, als alle Arzeneyen, zumal wenn Klystiere von Molken, Tamarinden etc. damit verbunden werden. Wir empfehlen diese kleine Schrift, welche sich auch von Seiten der Schreibart vor mancher anderen des Vfs. auszeichnet (nur in den neu geschaffenen, zumal griechischen Wörtern gefällt sich der Vf. noch mit mehreren Neueren zu sehr); wir empfehlen sie besonders jungen Ärzten, welche so leicht Nervenfieberzustände sehen oder fürchten, wo keine sind. Fj.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Wie können Personen, welche mit nächtlichen Samenergiessungen oder Pollutionen, wie auch mit den Folgen onanitischer Sünden behaftet sind, und an Schwäche der Geschlechtstheile leiden, gründlich geheilt werden?* von *Meyer Abrahamson*. 1810. 120 S. 8. Der Vf. theilt seine Schrift in vier Abschnitte: vom unwillkührlichen Samenabgange im wachenden Zustande, von den nächtlichen Samenergiessungen, über onanitische Sünden und über Impotenz. Wir wollen die Leser damit nicht behelligen, einen Auszug aus des Vfs. flachem Räsonnement zu geben. Es wird genug und dem Vf. selbst am angenehmsten seyn, wenn wir den Hauptzweck dieser Schrift kurz darlegen. Als ein wirksames, die geschwächten Geschlechtstheile stärkendes und auch die nächtlichen Samenergiessungen gründlich abwendendes Mittel preist der Vf. sein tonisch-balsamisches Genitalelixir an, dessen er sich seit langer Zeit bey solchen Patienten mit grösserem Nutzen, als anderer bekannter Mittel, bedient. Um sich aber von der gehörigen Zubereitung dieses wichtigen Hülfsmittels selbst zu überzeugen, muss Hr. *M. A.* sich die Selbstzubereitung vorbehalten, wozu ihn auch noch folgende Gründe auffodern. Erstlich wünschen solche heimlich leidende Kranke gewöhnlich die Cur im Stillen vollführen zu können; zweytens erfodert die Zubereitung eine besondere Genauigkeit (?); drittens muss es den Kranken angenehmer seyn, das Mittel aus der eigenen Hand des Erfinders und Verfertigers zu erhalten, und endlich, setzt der Rec. hinzu, ist ein Batzen Geld dabey zu profitiren. Denn die Flasche kostet 2 Friedrichsd'or, oder deren Werth in couranter Münze. Drey, vier Gläser sind höchstens nöthig. Consultationsschreiben fodern noch ein apartes Honorarium. Man wird nun ohne Weiteres sich an Hn. D. *Meyer Abrahamson* wenden, welcher gewiss so gefällig seyn wird, obige Piece seinen Patienten unentgeltlich beyzulegen. Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 FEBRUAR, 1811.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Martini: *Friedrich Bouterwek's Praktische Aphorismen.* Grundsätze zu einem neuen System der moralischen Wissenschaften. 1808. X und 374 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., überzeugt, dass die praktische Philosophie überhaupt auf einen Abweg gerathen, weil man den Faden da nicht wieder aufnehmen wollte, wo ihn Plato, Aristoteles und die Stoiker fallen liessen, hat in diesen Aphorismen seine Ideen zu einer Reform der moralischen Wissenschaften niedergelegt. Seine Gedanken wird die Recension getreu angeben. Herbe Urtheile, dergleichen der Vf. entgegensieht, weil er sich von allen seinen Vorgängern, die sich seit *Kant* um die praktische Philosophie verdient gemacht haben, so weit entfernt, wird Rec. über die Arbeit eines würdigen Mannes, der auf seine eigene Art der Wissenschaft nützlich zu werden sucht, nicht aussprechen. Denn wenn gleich philosophische Erkenntnisse später, als andere Erkenntnisse, zu derjenigen Reife und Vollkommenheit gelangen, die ihnen den sicheren Beyfall eines jeden Verstandes zusagt: so haben doch alle Mittheilungen dieser Urtheile eben diesen Zweck, und anders, als auf dem Wege der Versuche mit der Urtheilskraft und den Ansichten Anderer, kann diese Vollkommenheit unserer Erkenntnisse auch nicht erreicht werden.

In vier kleinen Abhandlungen, überschrieben: Der Mensch und die Systeme, von der Tugend ohne Moral, von der Moral ohne Tugend, von der Organisation der moralischen Wissenschaften, besteht die Einleitung. „In jedem Menschen, sagt der Vf., sträubt sich die *Natur* gegen unbedingte Unterwerfung unter eine Regel. Das *Individuelle* müsste aufhören individuell zu seyn, wenn es nicht ankämpfen sollte gegen das Allgemeine." Diesem Gedanken, der der vorherrschende des ersten dieser Abschnitte ist, kann Rec. nicht beystimmen. Denn unter dem Allgemeinen wird hier dasjenige verstanden werden müssen, was von der Sphäre eines Begriffs gilt. Aber ohne gegen das Allgemeine anzukämpfen, trägt jedes Individuum dasjenige an sich, was sein Geschlechtsbegriff enthält, weil es sonst zu diesem Geschlecht nicht gehören würde. Die Frage: ob die Tugend könne gelehrt werden? stellt der Vf. im falschen Lichte vor. Denn dass eine Unterweisung zur Tugend möglich sey, ist noch von Niemanden bezweifelt worden, weil die Tugend eine Handlungsweise ist, die dem Menschen nicht angeboren wird. Der Sinn der Frage ist zu allen Zeiten dahin gegangen, ob die Lehre den Menschen tugendhaft *machen* könne? Die bejahende Antwort hebt den Freyheitsbegriff auf, und zerstört damit den Begriff der Tugend selbst. An dem Menschen eine übersinnliche Seite seines Wesens anzuerkennen, und das Object der Freyheitsidee dahin zu setzen, dazu zwingt die doch unleugbare Wahrheit, dass die moralische Beschaffenheit des Menschen, wie jede andere Begebenheit, natürlichen Ursachen, der Erziehung, dem Beyspiel, der Lehre, und selbst solchen Gründen nothwendiger Weise folgt, die in der Organisation des Individuums liegen. Grundsätze zur allgemeinen Theorie des Guten und Grundsätze zur Anwendung der allgemeinen Theorie des Guten sind die zwey Haupttheile des Werkes. Der erste hebt mit einer Abhandlung über die *Idee des Guten* an. Der Sprachgebrauch, sagt der Vf., nennt dasjenige *gut*, was in irgend einer Hinsicht zweckmässig ist. Aber, fügt er hinzu, wie verschieden das Gute im moralischen Sinne vom Zweckmässigen überhaupt ist, erhellet daraus, dass auch *gute* Zwecke von *schlechten* unterschieden werden. Das Gute im moralischen Sinne bezieht sich auf den Zweck des Daseyns des Menschen. Das diesem Zweck angemessene Bestreben eines Wesens ist dieses Gute. „Der Begriff des Guten, sagt der Vf., in seiner Reinheit, ist ein *Urbegriff*, eine *absolute Idee*, deren Inhalt sich im Unendlichen verliert; und dieser Begriff ist in seiner Reinheit *objectiv*." Diese objective Dignität der Idee des Guten äussert sich in dem Interesse des Gutgesinnten für das Wohl der Welt, und sie äussert sich noch mehr in dem Glauben an eine übersinnliche Weltordnung, der das sittliche Interesse mit dem religiösen vereinigt. „Die meisten Moralisten haben auf das Objective, das in der Idee des Guten liegt, nicht einmal geachtet. *Kant* wagte sogar, seine Metaphysik der Sitten mit dem Satze anzufangen, dass nichts in der Welt, und nichts ausser ihr, ohne Beschränkung als gut gedacht werden könne, ausser ein guter Wille. Auch der Stoicismus zerstörte sein eigenes grosses Werk, und verbrüderte sich widernatürlich mit Egoismus." Gesteht doch der Vf. selbst, dass das Gute stets das Zweckmässige ist. Denn wenn gleich von ihm und von Jedermann gute Zwecke von schlechten unterschieden werden: so sagt er doch selbst, dass diese guten und schlechten Zwecke wieder als Mit-

tel im Verhältnifs zu dem Zweck des Dafeyns des Menfchen gedacht werden müffen. Diefer letzte Zweck, der zu keinem anderen Zweck im Verhältnifs des Mittels fteht, ift eben daher fo wenig gut als fchlecht zu nennen. Aber der Wille, der ihm ganz entfpricht, ift gut, und er ift das fchlechthin Gute, weil er diefem letzten Zweck, der in keiner Beziehung ein Mittel ift, entfpricht. Das Tadelhafte an der Vorftellungsart *Kants* und der Stoiker, als haben diefe Philofophen die objective Dignität der Idee des Guten, d. h. den letzten Zweck, nicht bedacht, verliert fich alfo gänzlich. Aber das Dafeyn diefes letzten Zwecks, woraus anders geht es unferem Bewufstfeyn hervor, als aus den moralifchen Gefühlen der Billigung und Mifsbilligung? Diefe Gefühle find daher auch die Thatfache, auf welche, unferem Bedünken nach, der Moralift die Aufmerkfamkeit zuerft leiten mufs, um diejenigen Zwecke erkennen zu laffen, die nicht felbftfüchtig find, um derenwillen der menfchlichen Natur eine moralifche Anlage zuzufchreiben ift. — Der Vf. fchreitet fort zum Begriff und zur Analyfe des Begriffs des *fittlichen Verlangens*. „Das fittliche Verlangen, fagt er, entfteht, wenn das Ich, das alle Beftrebungen der denkenden und empfindenden Individualität in fich vereinigt, in der Vorftellung *fich felbft aufhebt*, und etwas anderes an die Stelle feiner felbft fetzt." Diefes Vermögen, fich fo in der Vorftellung felbft aufzuheben, heifst unter Menfchen, nach dem Vf. bildlich das menfchliche *Herz*. Diefes Herz eröffnet vor dem Auge des Verftandes eine neue Welt, ein Reich *der Liebe und der Freyheit*. Aus der urfprünglichen Vereinigung der Liebe mit der Freyheit in einer Vernunft entfteht die *Pflicht*. In der praktifchen Philofophie ift nach dem Vf. die Rede von der Freyheit des Wollens, und nicht von der des Willens. Diefe Bezeichnungen des Subjects der Freyheit find wohl von keiner grofsen Bedeutung. Sich von der Verbindlichkeit frey zu fprechen, eine Art und Weife anzugeben, wie ein Naturwefen abfolut erfte und vollftändige Urfache von gewiffen Begebenheiten feyn und zurechnungsfähig feyn könne, das darf auch die praktifche Philofophie nicht. Die innere Freyheit, die allerdings in der Selbftbeherrfchung, das ift, in der wirklichen Tugend befteht, jener transfcendentalen unterzufchieben, wie der Vf. es zu thun fcheint, das überfchreitet ihre Befugnifs. „Die Pflicht kann nichts gebieten, als was das gute Herz, das wirklich fo zu heifsen verdient, im Grunde von felbft will; oder umgekehrt, dem Herzen, das nicht von felbft will, was die Pflicht gebietet, fehlt es entweder überhaupt, oder wenigftens in gewiffen Verhältniffen an wahrer Güte." Die perfonificirte Idee des moralifch Guten, mithin fo ziemlich zufammenfallend mit der Idee des Heiligen felbft, ift nach dem Vf. das gute Herz. Diefes nimmt er gegen die Vorftellungsart *Kants*, der bekanntlich alle Tugend in die pflichtgemäfse Handlung aus Pflicht und in die Macht der Grundfätze über die Gewalt der Neigungen fetzte, fehr in Schutz. So fcheinbar angemeffen diefe Meinung des Vfs. zu den Begriffen des moralifchen gemeinen Verftandes auch wäre: fo wird doch diefer Verftand nur einer geringen Aufklärung bedürfen, damit er einräume, dafs nur derjenige wahren moralifchen Werth habe, der für keinen Preis feil ift: welche Feftigkeit und Stärke der Gefinnung doch nur an dem Dafeyn entgegenwirkender Hinderniffe, die befiegt werden müffen, erkannt werden kann. Den oberften Grundfatz der Sittenlehre kleidet der Vf. in verfchiedene Formeln, und auch in diefe ein: „Folge, fo weit du mit Maximen ausreichen kannft, keinen anderen, als folchen, von denen du wollen kannft, dafs fie *Principien einer allgemeinen Gefetzgebung* werden möchten. Denn nur das kann ja Pflicht für dich feyn, was der Einheit und Ordnung der Zwecke aller vernünftigen Wefen gemäfs ift." Von dem *kant*ifchen kategorifchen Imperativ ift diefer Ausdruck dem Sinne nach nicht verfchieden. Gleichwohl fagt der Vf., dafs fchon vor 18 Jahren fich fein Kantianism an diefen kategorifchen Imperativ geftofsen, und dafs diefer Anftofs ihn zur Reform der Moral veranlafst habe. Vielleicht foll die, diefen Grundfatz betroffene Reform in dem Zufatz enthalten feyn, der fo lautet: „Aber bilde dir nicht ein, durch irgend eine Maxime die Einheit deiner fittlichen Beftrebungen erfchöpfen zu können, oder dafs du überhaupt nur in fofern etwas werth feyft, als du einer Maxime nachlebft."— Der zweyte Theil hebt mit einer Überficht der moralifchen Wiffenfchaften an. Der Vf. tadelt hier die Eintheilung der praktifchen Philofophie in die Pflichtenlehre und in Rechtslehre. „Aber, fagt er, wenn die Wörter *Tugendlehre* und *Pflichtenlehre* nicht, wie bey *Kant*, einerley bedeuten follen: fo wird eine Tugendlehre die erfte unter den abgeleiteten moralifchen Wiffenfchaften feyn. Die Tugend nennen wir ja die Übereinftimmung eines wirklichen inneren und äufseren Lebens mit der Idee des Guten." *Kant* fetzt eigentlich die innere der äufseren Gefetzgebung entgegen, und uns dünkt, nach einem richtigen Eintheilungsgrunde. Rec. räumt dem Vf. gern ein, dafs die Tugend der Ausübung einer Rechtspflicht nicht entgegengefetzt werden dürfe. Aber dafs die Eintheilung der Pflicht in Rechtspflicht und Tugendpflicht den Pflichtbegriff erfchöpfe, dem kann doch fchwerlich widerfprochen werden. Diefer zweyte Theil begreift drey Abhandlungen: Eine Lehre von der fittlichen Vortrefflichkeit überhaupt, oder von den Tugenden und Gütern des Lebens; eine Lehre von den Pflichten; und eine Lehre von den Rechten. Folgende treffliche und wahre Züge des tugendhaften Charakters wird der Lefer von moralifcher Sinnesart mit Beyfall aufnehmen: „Der fittlichen Vollkommenheit, die der Inbegriff aller Tugenden, oder die Tugend felbft ift, liegt kein beftimmter Typus fo zum Grunde, dafs alle Menfchen, die nach wahrer Vollkommenheit ftreben, einander in ihrer ganzen Denk- und Sinnes-Art um fo ähnlicher werden müfsten, je vollkommener fie wer-

den. Die reine Individualität, die nur mit Freyheit wirkt, und die Grundlage aller sittlichen Bildung ist, steht von Natur in einem solchen Verhältnisse zu den allgemeinen Regeln, dass wohl ein täuschender Tugendmechanismus, aber keine wahrhaft sittliche Bildung erreicht werden kann, wenn Jemand anders, als seinen individuellen Anlagen gemäss, nach Vollkommenheit strebt." (Dem letzten Theile dieser Behauptung kann Rec. nicht beystimmen. Das Streben, gleichsam ins Blaue hin, kann doch nie den tugendhaften Charakter machen. Dieser bedarf der Regeln für seine Handlungsweise. Aber allerdings haben diese Regeln keine subjective Allgemeinheit, und jeder moralisch gesinnte Mensch hat selbst zuzusehen, welche Grundsätze für seine Individualität die passendsten seyn werden, jeder sogenannten unvollkommenen Pflicht, z. B. der allgemeinen Menschenliebe, am besten genug zu thun.) „In seinem Innersten selbst soll jeder einheimisch werden, um in sich zu erfahren, ob er sich wirklich einer sittlichen Übereinstimmung mit sich selbst erfreut, wenn er nach dieser oder jener Form der Vollkommenheit strebt. — *Liebe zum Wahren um der Wahrheit willen*, und ausser aller Beziehung auf irgend einen anderen Zweck, erscheint sehr selten als ein bleibender Zug im Charakter, auch übrigens nicht unedler Menschen. Nur gegen die Lüge, das Gegentheil der Wahrhaftigkeit im geselligen Leben, und gegen die Heucheley, die betrügerische Affectation des Äusseren der Tugend, hat jeder nicht verdorbene Mensch einen Abscheu, den selbst die feinsten Sophistereyen einer betrügerischen Theorie nicht überwinden können. Aber das Wahre, weil es das Wahre ist, auch in der Einsamkeit mit ausdauerndem Ernste suchen, und es so lieb gewinnen, dass man sich nicht fürchtet, im Nothfalle Märtyrer seines Bekenntnisses zu werden, wenn Obscuranten und lichtscheue Träumer ihr Vorurtheil der Welt aufdringen wollen, das ist eine von den Tugenden, zu denen der Himmel nur wenige, selbst von denen berufen zu haben scheint, deren Vernunft wie eine Fackel den übrigen Lehrern der Welt vorleuchten, und auch sie für die Wahrheit begeistern soll, damit die Menschheit nicht in Träumen ersterbe. — Mit der Gegenwart und Zukunft kann und soll der Mensch sich messen, um aus ihnen, nach seiner besten Einsicht, Etwas zu machen. Es ist Schlaffheit, nicht Tugend, sich ein Übel gefallen zu lassen, das man durch Widerstand abwehren könnte. Es ist Seelenkrankheit, nicht Frömmigkeit, in dem Unrechte, das man von Anderen leidet, die Schickungen Gottes verehren, so lange man noch irgend hoffen darf, Etwas dagegen auszurichten, und Gewalt durch Gegengewalt, oder durch beharrliche Klugheit, wenigstens einzuschränken, wenn denn auch nicht besiegen zu können. Im Dulden gar eine Grösse suchen, wo durch herzhaftes Thun der Noth ein Ende gemacht werden könnte, ist eine Art von Wahnsinn. Aber Einer allein vermag oft nichts, wo Viele mit ihm Alles vermöchten. Wo nun diese Vielen zu feig, oder zu unverständig sind, da bleibt auch oft dem Einen nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben. — Die Pflicht, in einem bestimmten Falle aufrichtig zu seyn, das heisst, den Anderen in das Innerste unseres Gemüths blicken zu lassen, fällt sogleich weg, wo der Andere auflauert, um einen schlechten Gebrauch von dem zu machen, was er von uns erforschen möchte. Desswegen zieht sich auch die Tugend der Aufrichtigkeit, zu rein für die verdorbene Welt, in das Heiligthum der Freundschaft zurück. Da ist sie der Engel des Lichts, der von Seele zu Seele schwebt, und das Vertrauen trägt, das die Einheit der Herzen sichert."

Za.

SULZBACH, in der Seidelschen Kunst- und Buch-Handlung: *Über Stärke der Seele*, ein philosophischer Versuch von *Harro Wilhelm Dircksen*. 1810. IV und 244 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Seelenstärke unterscheidet der Verfasser, als das Erworbene, von der angeborenen *Seelenkraft*. Wenn er aber nur diese, nicht jene, dem Missbrauche ausgesetzt hält: so finden wir dazu keinen Grund. Denn auch das Erworbene kann dem eigennützigen Triebe dienen, und gemissbraucht werden. Er hätte also entweder auch eine erworbene Seelen*kraft* zugeben, oder eine zwiefache Seelen*stärke* unterscheiden sollen. Indess sofern sie befördert werden soll, und ihr Besitz wünschenswerth ist, muss sie aus einem tugendhaften Gemüth entspringen und dem guten Willen dienen. Von dieser Seelenstärke nun handelt diese Schrift. Es scheint uns aber nicht genau ausgedrückt, wenn sie als dasjenige bezeichnet wird, was übrig bleibt, wenn man von der Tugend abzieht, was zur Moralität gehört, und was, in gewissem Verstande, angeboren seyn kann. Denn wenn der gute Wille hier unter Moralität verstanden wird, entgegengesetzt den Objecten desselben, und den Fertigkeiten, auf die er ausgeht: so sind diese doch nicht alle in der Seelenstärke enthalten. Als Objecte der Seelenstärke werden ausführlich betrachtet: Affecten (Zorn und Furcht: — gegen die Freude, meint der Vf., sey es nicht nöthig, die Waffen der Seelenstärke aufzubieten; also wäre es nie nöthig, die Freude oder sich in der Freude zu mässigen?), Leidenschaften (wie konnte der Vf. hier die Liebe vergessen? — Die Eifersucht soll nur da Statt haben, wo Zwey oder Mehrere um einen Preis buhlen, da es doch Eifersucht giebt, die auf Einbildung beruht), kränkliche Gefühle, Launen, ärgerliches Wesen, Vorurtheile, Gewohnheiten, Glücks- und Unglücks-Fälle, und Ungerechtigkeiten der Menschen. Geduld wird, als ein Hauptzweig der Seelenstärke, gegen *Kants* Herabsetzung vertheidiget. (*K.* nahm sie ohne Zweifel in einem anderen Sinne, als *Garve* und Hr. *D.*) Die Grade der Seelenstärke, die der Vf. angiebt, sind wohl sehr willkührlich angenommen;

es kommt bey allen Fällen, die hier angeführt sind, gar sehr auf die Umstände an, die den Sieg erleichtern oder erschweren können. Nach der Beurtheilung und Schätzung der Seelenstärke betrachtet der Vf. sie noch in Beziehung auf die Anlagen eines gefühlvollen Herzens und auf die Einbildungskraft, welcher er zu viel Böses nachredet, und deren wahrer Werth ihm nicht ganz klar geworden zu seyn scheint. Ohne Zweifel kommt daher auch die Gleichgültigkeit, mit welcher er von dem Einflusse und Werth der ästhetischen Bildung redet, und die Einseitigkeit seiner Urtheile über die sogenannten witzigen Köpfe. — Zuletzt werden die Begriffe Seelenstärke, Seelengüte und Seelengrösse zusammen gestellet, die Seelenstärke als Quelle der Heiterkeit vorgestellt, und endlich, als Hülfs- und Bildungs-Mittel zu ihr, System und Grundsätze, Erziehung, Nationalgeist und Religiosität erwogen.

Der Vf. sagt allerdings über seinen Gegenstand viel Gutes, und zeigt sich im Ganzen als einen Mann von richtigen Grundsätzen und von Einsicht. Allein er scheinet uns mehr die Gedanken Anderer aufgefasst und überdacht, als aus seinem eigenen Geiste geschöpft zu haben. Daher fehlt es seinem Werkchen nicht nur an neuen Gedanken und Ansichten, sondern überhaupt an der Lebendigkeit und Tiefe, welche der blosse Verstand nicht zu geben vermag, durch welche allein aber Schriften dieser Art wahrhaft anziehend und lehrreich werden können. Dass er auch den Grazien zu wenig geopfert hat, beweiset die triviale Art des Ausdruckes, in die er zuweilen verfällt. Z. B. S. 33: „Das Gute, was er (der Ehrgeiz) hervorbringt oder veranlasst, wollen sie (die Moralisten) *auch noch nicht für gut passiren lassen.*" S. 62: „Der Kränkliche fühlt seine Kräfte und seine Thätigkeit an allen Seiten beengt u. s. w.; *wer kann es Jemanden verdenken*, wenn er unter solchen Umständen äusserst anzüglich und reizbar wird!" S. 87: „Die Menschen lieben ihre Vorurtheile, *wie ihren Augapfel.*" S. 174; „Mit den Leidenschaften derer, welche keine starke Einbildungskraft haben, *ist es auch nicht weit her.*" Die Ausdrücke projectiren, documentiren, Resource, u. a. hätten gegen deutsche vertauscht werden sollen. S. 165 ist das Wort *mittheilbar* unrichtig gebraucht: „Gefühlvolle Menschen sind mittheilbar. S. 153 heisst es sogar: „An innerem Werthe steht die erworbene Herzhaftigkeit weit über *die* natürliche und angeborne."

HIKL.

KURZE ANZEIGEN.

PHILOSOPHIE. 1) *Coburg*, b. Ahl: *Grundzüge und Kritik der Philosophieen Kant's, Fichte's und Schellings*, zur Erleichterung des Selbststudiums dieser Philosophieen und zur Verbreitung richtiger Ansichten derselben herausgegeben von *Johann Andreas Wendel*, D. der Philos. und Prof. am herzoglichen Gymnasium zu Coburg. 1810. 518 S. 8.

2) *Hamburg*, b. Perthes: *Über die philosophische und ästhetische Cultur unsers Zeitalters.* Einige psychologische Bemerkungen von *J. C. A. Grohmann*, zur Ankündigung seiner Vorlesungen an dem Gymnasio zu Hamburg. 1810. 50 S. 8. (8 Gr.)

Hr. *W.* hat in No. 1 die auf dem Titel genannten Lehrsysteme ganz treu und nicht gar zu kurz dargestellt. In seinen Kritiken haben wir von bedeutenden, neuen Einwürfen wenig, von ganz erschütternden nichts gefunden. Aber die Gerechtigkeit, dass er auch dem Geiste der Männer, deren Systeme ihn nicht befriedigen, die gebührende Achtung beweist, ehrt ihn, wie auch sein liberaler Sinn, in welchem er zum Schlusse sagt: „Indessen haben selbst missgeleitete philosophische Untersuchungen den unbestrittenen Nutzen, dass Allgemeines hervorgehoben und Individuelles verdrängt, und somit der sich so gern erhebenden Herrschaft der Selbstsucht, des Eigenwillens und des Egoismus kräftig entgegen gearbeitet wird. Und das ist uns (dem Vf.) Grund genug, die *Völker* aufzufodern, dem Thun und Treiben der Philosophen allen Vorschub zu leisten. Zudem ist es auch durch die Sache selbst erwiesen, dass ein philosophischer Kopf jedes andere Fach menschlicher Wissenschaft und Geschäftigkeit leichter überschaut und behandelt, als der Unphilosophe."

Als Rec. sah, dass die kleine Schrift No. 2 ein Antritts-Progamm für eine Gymnasial-Professur sey, stimmten sich seine Erwartungen natürlicher Weise herunter. Es ist aber sehr zweckmässig, dass der Vf. seine Schüler vor dem, was er als verderblichen Mysticismus in den philosophischen und poetischen Schriften unserer Zeit erkannt hat, väterlich zu warnen sucht. Und wäre auch der Mysticismus Einiger nicht so heillos, als er doch Manchen vorkömmt: für Gymnasiasten ist er gewiss nichts werth, da sie nicht reif genug sind zur Einweihung in Mysterien. Auch sind die Stellen die der Vf. am Ende als Beleg zu seiner Schrift abgeschrieben hat, in der That so, dass sie einem Schüler den Kopf verdrehen können.

GL.

Rostock, b. Adlers Erben: *De summo bono Socratico.* Commentatio ex lege stipendii Sassiani conscripta a *Gotthardo Guil. Henr. Studemund.* 1804. 16 S. 4.

Nach des Vfs. Ausdruck im Anfang seiner Schrift sollte man meinen, dass *Sokrates* tiefdringende Untersuchungen über das höchste Gut angestellt habe, da er sich doch nicht einmal bestimmt erklärt hat, worein er es setze. Aus seinen Äusserungen aber lässt sich abnehmen, dass *Glückseligkeit* ihm das höchste Gut war, mit welcher ihm *Tugend zusammenstoss.* Es ist also wahr, was hier gesagt wird: *Ut ipse ingenii acumine floruit sanctitateque morum excelluit, sic virtutem, divitiis caeterisque humanis rebus posthabitis, ad beate vivendum se ipsa esse contentam statuit, bonos solos beatos, improbos miserrimos esse dictitans.* Allein diess kann doch für keine genügende Darstellung der Sache gelten. Der Vf. geht indess gleich zu einer kurzen Auseinandersetzung dessen über, was *Sokrates* zur Tugend erfoderte, wozu er beweisende Stellen aus *Platon* und *Xenophon* im Originale anführt, welche jedoch sehr fehlerhaft abgedruckt sind. Im Ganzen ist diese Probeschrift ein Beweis von dem Fleisse und einer nicht fruchtlosen Beschäftigung des Vfs. mit der classischen Literatur und Philosophie, obschon man eine eindringende Untersuchung des angekündigten Gegenstandes, und, worauf es zwar in Absicht der in diesen Blättern berührten Puncte nicht so sehr ankam, was indessen doch nicht ganz fehlen durfte, eine Rechtfertigung darüber vermisst, dass *Platon's* Gespräche für Darstellungen der ächten Ideen des *Sokrates* genommen werden.

HIKL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 FEBRUAR, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Landshut, in d. weberschen Buchh.: *Versuch der Begründung eines endlichen und durchaus neuen Systems der sogenannten Polizeywissenschaft*, von Dr. *W. Butte*. Erster Theil. 1807. XXXII u. 483 S. 8. (2 Rthlr.)

Rec. hat bereits bey einer anderen Gelegenheit (in der Anzeige des *lotzischen* Werks *über den Begriff und Umfang der Polizey*, J. A. L. Z. 1808. No. 287. 288) sich im Allgemeinen darüber geäussert, was, seiner Meinung nach, von den neuesten Anstrengungen für die Erfindung einer neuen Polizeytheorie zu halten sey, und worin wahrscheinlich der Grund liege, warum sie alle mehr oder weniger misslingen. Von dem *butteschen* Werke kann man *jetzt* nur so viel sagen, dass, nach der Einleitung zu schliessen, das System des Vfs. weder durchaus neu sey, noch dem Streite über Begriff und Umfang der Polizey ein Ende machen werde, denn diess meint der Vf., wenn er sein *durchaus neues* System zugleich ein *endliches* nennt. Das Ende seiner Arbeit haben wir seit vier Jahren erwartet, um seinen Wunsch einer vollständigen Anzeige zu erfüllen, obgleich wir ihn nicht für berechtigt halten, „durchaus zu erwarten, dass die öffentliche Kritik wenigstens nicht früher urtheile, (als) bis das Ganze abgedruckt vorliege.“ Die Kritik hat unstreitig ein Recht, über jede Schrift zu urtheilen, sobald sie erschienen ist, und wird eine Fortsetzung allzu lang verzögert: so kann auch das Publicum fodern, dass ihm die Anzeige eines Werks, das sich selbst als so höchst wichtig ankündigt, von einem kritischen Institute, welches sich möglichste Vollständigkeit zum Gesetz gemacht hat, nicht weiter vorenthalten werde.

Die Anlage des gegenwärtigen Versuchs ist, nach dem eigenen Geständniss des Vfs., höchst fehlerhaft. Seine Antrittsrede als Professor zu Landshut, für welche er einige der wesentlichsten Züge seiner neuen Theorie der Polizey wählte, ist gleichsam das Thema, worüber er dann weiter commentirt. Statt seine neue Theorie aus ihren ersten Grundsätzen zu entwickeln, und so die Leser in den Stand zu setzen, seinem Ideengange zu folgen, hängt er ein Fragment an das andere, und glaubt, dass eine Arbeit dieser Art nicht einmal anders ausgeführt werden könne.

Der erste Abschnitt enthält eine *Classification der vorhandenen Definitionen der Polizey*. Der Vf. verwirft sie natürlicher Weise alle, und giebt uns dagegen in der vorläufigen Inhaltsanzeige des (immer noch nicht erschienenen) zweyten Theils eine neue, welche also lautet: „*Die Polizey ist der Inbegriff der* (auf sorgfältig geprüfter Erfahrung beruhenden) *Anordnungen für die Erreichung und Handhabung solcher Zwecke, welche und in wie weit solche, denen in einem gegebenen Einwohnerkreise befindlichen Einwohnerindividuen, nach der speciell zu erforschenden Natur des Kreises, vernünftiger Weise unterlegt werden können und müssen.*“ Der Name der Polizey soll durch „Einwohnerordnung“ ersetzt werden. Es kömmt auch bey der Beurtheilung dieser Definition alles darauf an, ob aus den bey den meisten cultivirten Nationen zu findenden Anordnungen und Einrichtungen, die unter der allgemeinen Benennung der Polizey begriffen werden, eine Definition derselben abstrahirt, oder ob ihr in irgend einem System der Regierungswissenschaft ein Platz angewiesen werden solle. In diesem Falle kann leicht alles neu werden, selbst der Name. In jenem Falle dürfte aber auch Hr. *B.* finden, dass er nicht weiter (vielleicht nicht einmal so weit) gekommen sey, als seine Vorgänger. Den Vorzug der Deutlichkeit wird man seiner Definition schwerlich zugestehen können. Wenn man überhaupt die Früchte einer mannichfaltigen Belesenheit in seinem Werke nicht verkennen kann, so wenig, als das Bestreben, durch eigene neue Ideen und Ansichten sich auszuzeichnen: so scheint doch jene für eine kritische Arbeit, wie diese zum Theil seyn soll, nicht vielseitig genug, dieses aber durch die glückliche Gabe, hell zu sehen, nicht unterstützt zu seyn. Die Anstrengungen des Vfs., immer weiter vorzudringen, sind sichtbar, aber das, was er sucht, scheint immer nur im Halbdunkel vor ihm zu schweben, und, so wie er es auffassen will, wieder zu verschwinden. Er glaubt es gefasst zu haben, und wenn er es niedergeschrieben hat, fehlt es am Zusammenhang, an der Deutlichkeit, an der Wahrheit, oder wenigstens an der Neuheit. Der Vf. beschränkt, gleich Vielen seiner Vorgänger, die Polizey auf die Wohnörter der Staatsbürger: ob er unter seinem Einwohnerkreise mehrere Wohnörter (Städte, Dörfer) versteht, oder bestimmt nur einzelne, so dass er überall nur eine absolute *Local*-Polizey gelten lassen wollte, ist nicht klar. Hiebey läge allerdings der ursprüngliche Begriff der Polizey, subjectiv genommen, oder die eigentliche Wortbedeutung zum Grunde. Aber das Object? Zwecke —

erlaubte und vernünftige, der Localität angemessene — der Einwohnerindividuen. Diese Zwecke aber, wenn sie auch nach der speciell zu erforschenden Natur des Kreises näher bestimmt werden, müssen doch immer die Grenze alles dessen überschreiten, was man bisher unter den Begriff der Polizey ziehen zu können geglaubt hat. Wenigstens kann aus der Definition des Vfs., wie sie da steht, die Grenze der Polizey, objectiv genommen, nie gezogen werden. Es ist einleuchtend, dass Zwecke, welche und in so weit sie den in einem gegebenen Einwohnerkreise befindlichen Einwohner-Individuen vernünftiger Weise untergelegt werden können und müssen, sich auf alles erstrecken können, was ihr zeitliches und ewiges Wohl betrifft, und ihre Beurtheilung nach der speciell zu erforschenden Natur des Kreises schliesst an und für sich kein denkbares Object dieser Zwecke aus, sondern modificirt sie nur nach der Localität. Dieser Hauptpunct scheint also die obige Bemerkung über die *buttesche* Definition schon hinreichend zu rechtfertigen. Doch müssen wir billig eine weitere Ausführung für die Anzeige des zweyten Theils versparen, falls derselbe jemals erscheint. Sollte diess aber nicht geschehen: so gehen schon aus der gegebenen Probe Gründe genug hervor, uns desshalb zu trösten. In der Classification der bisherigen Definitionen folgt der Vf. beynahe ganz *v. Bergs* Polizeyrecht, nur dass er, wie sich von selbst versteht, auch diesem sein Recht anthut, welcher übrigens, so wie Hr. *B.*, darin offenbar gefehlt hat, dass er die Definitionen *a priori* und die *a posteriori* (wie wir sie Kürze halber nennen wollen) nicht gehörig von einander abgesondert hat.

Der *zweyte Abschnitt* ist überschrieben: *Vorläufige Hindeutung auf die Ursachen der bisher vergeblichen Bemühungen, die richtige Definition der Polizey zu finden. Fehler der üblichen Eintheilungen. Angabe derjenigen, nach welcher der Vf. sein System bearbeitet.* Von jenen Ursachen führt der Vf. eigentlich nur zwey an: 1) die *Menge* und die *Ungleichartigkeit* der der Polizey befohlenen Gegenstände, an welchen das Gemeinsame zu finden, die Aufgabe ist. 2) Der *falsche Standpunct*, von welchem die Bearbeiter der Polizeywissenschaft ausgegangen seyen. Die Eintheilung der Polizey in ihre Zweige findet er bey allen durchaus fehlerhaft. Hier ist er aber gleich Anfangs in eine sonderbare Verwirrung gerathen, indem er deutsches Polizeyrecht und Polizeywissenschaft vermischt. Wenn sonst in jenem von Reichs-, Kreis- und Landes-Polizey die Rede war: so musste das, der Natur der Sache nach, so seyn. In die Polizeywissenschaft gehört es freylich nicht. Hier aber will der Vf. schlechterdings keine Eintheilung nach Objecten, sondern lediglich nach „gewissen, so und so zusammenlebenden Menschen *gemeinschaftlichen* Zweck*begriffen*," welche aber doch auch ihre Objecte haben müssen, und wir sind begierig zu sehen, wie, ohne Rücksicht auf diese, eine Eintheilung der Polizeywissenschaft gelingen wird.

Der *Haupt-Abschnitt* dieses ersten Theils ist nun der *dritte*, welcher *aphoristische Reflexionen, angestellt auf dem Gebiete der Gesetzgebung*, enthält, und womit der Vf. den Versuch machen will, sich über die wichtigsten Vordersätze seines Systems zu erklären. Sich hiebey weitläuftig aufzuhalten, ehe wir diess System selbst haben, mithin die Folgerichtigkeit desselben aus den angegebenen Vordersätzen beurtheilen können, wäre zweckwidrig. Wir begnügen uns daher vorläufig, nur einige der wichtigsten Reflexionen auszuheben, woraus die Hauptgrundlagen des *butteschen* Systems hervorzugehen scheinen. Als Selbstdenker kann auch hier der Vf. nicht anerkannt werden. Er reihet nur eine Masse von Sätzen, die er von Anderen entlehnt hat, an einander, und gelangt endlich, mit nicht immer fester Consequenz, zu den Begriffen von Staat und Staatszweck, die er adoptirt. In der Bemühung, deutlich zu werden, und recht streng zu *demonstriren*, geht oft alle Deutlichkeit unter, und, in häufige Digressionen und Deductionen *ab ovo* sich verlierend, gelingt es ihm nicht selten nur mühsam, den entwischten Faden wieder aufzugreifen. Aber diess ist die natürliche Folge davon, wenn man ein System auf Aphorismen gründen will. Wir verschonen billig die Leser mit der Zeichnung der Kreise, die der Vf. ihnen, Kindern gleich, giebt, um das Verhältniss der Menschen als Mensch, als Bürger, als Einwohner (oder als Hausvater? — Hr. *Butte* erklärt sich darüber nicht ganz deutlich) anschaulich zu machen. Der Staat wird gleich Anfangs als *Vernunftproduct* gerechtfertigt, dann kommen wieder Reflexionen über die verschiedenen Zustände des Menschen, und von einer langen Excursion über den Geist der Gesetzgebungen, gelangt der Vf. erst zu einer Kritik des Staatszwecks und des Begriffs des Staats, was doch, wie es scheint, vorausgehen muss, ehe man von dem Staate als Vernunftproduct, und von der Gesetzgebung im Staat und in Beziehung auf denselben handeln kann. Manche gute Bemerkung über Nothwendigkeit, Freyheit, Zwang, Strafe etc. wird man übrigens hier finden, und besonders die Meinungen mehrerer vorzüglicher Schriftsteller darüber zusammengestellt. Des Vfs. Votum über Staatszweck giebt als Resultat folgenden Begriff des Staats: er sey eine Gesellschaft *Vollbürtiger*, die sich für den Gewinn des Zustandes der vollkommenen *Selbstständigkeit* öffentlich zu *Macht* und *Recht* bekennt. Die Hauptidee ist von Aristoteles entlehnt, nämlich der Zweck der Selbstständigkeit, und nach Aristoteles nennt auch der Vf. sich und seine zu hoffenden Anhänger *Autarcisten.* Zusätze des Vfs. sind: *Vollbürtige, Bekenntniss zu Macht und Recht.* Das letztere ist wenigstens nicht bestimmt und deutlich genug. Zum Recht sich bekennen, ist richtig. Zur Macht sich bekennen, giebt keine klare Idee. In dem Worte Gesellschaft dürfte indessen schon beides liegen, so wie sich auch von selbst versteht, dass nur Fähige — also solche, welche der Vf. Vollbürtige nennt, Glieder einer solchen Gesellschaft seyn

können. In der vom Vf. zum Grunde gelegten Definition des Aristoteles ist übrigens der Unterschied des Staats von kleinen Gesellschaften hauptsächlich berücksichtigt, was nicht hätte übersehen werden sollen. Zum Beschluss wollen wir noch des Vfs. Eintheilung der verschiedenen Gewalten nach dem autarcistischen Staatszweck hieher setzen:

Selbstständigkeit (*potestas rectoria*).

1) Macht (*pot. executiv.*). 2) Recht (*pot. judiciar.*)

a) Kriegsdepartement. a) Staatsrecht (*jus publ.*). Basis: Patriotism, der im Ganzen lebt.

b) Finanzdepartement. b) St. Privatrecht (*jus priv.*).

Basis: Bevölkerung. Nationalreichthum. Cultur. Ausgebildete Individualität. Sitten.

Der Vf. scheint nicht wenig stolz auf diess System zu seyn: und doch wäre es so leicht, Mangel an Zusammenhang und Lücken nachzuweisen, angenommen, dass übrigens gegen des Vfs. Definition nichts zu erinnern wäre, was jedoch Rec. keineswegs behaupten möchte.

Ms.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) *Berlin*, b. Matzdorf: *Wie kann dem Getreidemangel in allgemeinen Nothfällen, ohne Beytritt von Seiten des Staats, möglichst vorgebeugt werden?* Beantwortet durch *Friedrich Leopold Wildegans*, königl. preuss. Kammer-Rath u. ff. 1805. 29 S. 8. (4 gr.)

2) *Deutschland: Die wahren Ursachen der jetzigen Getreidetheurung in Deutschland, und die rechten Mittel, ihr zu steuern, besonders mit Berichtigung und Widerlegung der in No. 244 und 245 der hall. A. L. Z. enthaltenen Behauptungen über Getreidehandel, Fruchtsperren, Magazine und Branntweinbrennerey.* 1806. 71 S. 8. (4 gr.)

3) *Görlitz: Pragmatische Geschichte der Theurung und anderer Beschwerden, welche unsere Vorfahren während der letzten sechs Jahrhunderte erfahren haben, hauptsächlich in Beziehung auf den jedesmaligen Einfluss der Witterung bey denselben:* ein Versuch, Leidenden und Menschenfreunden zur Beruhigung und Aufmunterung und Freunden der Naturkunde und der Oekonomie im weiteren Sinne zur Prüfung vorgelegt, von *M. Müller*, Diac. zu Schönberg bey Görlitz. Nebst einer Tabelle über die Witterung etc. 1806. 85 S. 4. (10 gr.)

Der Vf. von No. 1 wiederholt die öfters gethanen patriotischen Vorschläge, gleich nach der Ärndte, in den Städten und auf dem Lande, gemeinschaftliche Magazine zu errichten, die unter landesherrlicher Aufsicht stehen, und von besonders dazu in den Gemeinen bestimmten Personen verwaltet werden sollten, wodurch jeder ungebührliche und übereilte Verkauf und Verbrauch, ja selbst die heimliche Exportation, zu welchen allen die hohen Preise sehr reizen dürften (?), möglichst verhindert werde. Dabey erwähnt er der rühmlichen Veranstaltung der Grundherrn und Gemeinen in Böhmen und Mähren, wo bereits vor 50 Jahren sämmtliche Mitglieder einen gemeinschaftlichen Getreidevorrath aufschütten mussten. Kaiser *Joseph* bestätigte diesen wohlthätigen Beschluss den 9 Jun. 1788, und liess dieselbe Verordnung zugleich auf Österreichisch-Schlesien ergehen. Mittel und Zweck waren dabey dieselben, welche vor mehreren Jahren mit wenig Unterschied bey den Gemeindemagazinen in den wirtemb., erfurt., weimar., gothaisch. und schwarzburg. Landen beabsichtigt worden waren. Nach jener Verordnung soll zwar jeder Städter und Landbewohner, welcher Ackerbau treibt, das Drittheil des sonst zu Bestreitung der Winter- und Sommer-Saat nöthigen Betrags an Körnern jeder Gattung, auf den Gemein-Schuttboden abführen, und diess 3 Jahre lang fortsetzen. Es fragt sich aber, 1) was alsdann dem geringeren Bauer übrig bleibt, der sonst mit dem Überschusse seines Getreides sein Hauswesen, seine Steuern und Abgaben bestritt?! — 2) wenn Jahre eintreten, wie das 1805te, wo nass geärndtet und Vorräthe der Art nicht schnell genug wegzuschaffen sind, um solche nicht im Voraus verdorben zu sehen, — welcher Schade ist diess nicht aufs Ganze, dergleichen Vorräthe auch selbst auf eine kürzere Zeit aufgeschüttet liegen zu lassen! — Rec. stimmt jedoch S. 16 mit dem Vf. darin überein, dass obiges Verfahren höchstens ein Vorbeugungs-, oder vielmehr Linderungs-, aber kein Rettungs-Mittel in bedenklichen Zeiten sey. Denn ausserdem, dass dadurch der geringere Feldbesitzer in Handelsvortheilen beschränkt und gestört wird, weil er nicht mehr frey darüber disponiren kann, so treffen ihn noch mancherley Zeitübel um so drückender, als jenes, wie es 1800 bey dem allgemeinen Mäusefrass, und 1805 bey der fast ganz Europa drückenden Theurung der Fall war. In den österr. Staaten ist ein besonders dazu bestätigter Steuereinnehmer, der zugleich mit die besagten Getreidevorräthe verwaltet. Der Vf. thut Vorschläge, wie es in anderen Provinzen auf ähnliche Art gehalten werden könne, woraus Rec. ersieht, dass er von den angeführten wirtemberg. und thüring. Einrichtungen, die längst Statt gefunden, noch nichts gewusst habe. — Endlich räth der Vf. die zur Unterstützung der Armen monatl. zu erhebenden Beyträge und gesammelten Capitalien der Armen-Institute, auf den Ankauf von Getreide zu verwenden und solche mit den Gemeinde-Magazinen zu verbinden (?), zu vermahlen, verbacken, und wöchentlich an die Stadtarmen zu vertheilen, was nach seiner Überzeugung auch bey den Armen grösserer Städte gleichfalls Statt finden sollte.

Der Vf. von No. 2 scheint uns die eigentlichen Ursachen der damals in Deutschland herrschenden Theurung des Getreides, nach ihrer wahren Beschaffenheit, keineswegs gründlich dargestellt zu haben. Er giebt überhaupt 16 Ursachen der Theurung an. Aber die meisten derselben sind gehaltlos und unzuverlässig; so wie z. B. bey einem richtig eingeleiteten Verhältnisse einer Wirthschaft No. 4 *der vermehrte Viehstand*, 5 *der Wohlstand der Landleute* u. ff. 15 u. 16 *die gestattete Freyheit des Getreidehandels und die Vermehrung der Menschen*, durchaus mehr für als gegen die Sache sprechen. S. 15, II, will der Vf., nachdem er mit einer eigenen Selbstgenügsamkeit *die wahren Ursachen des Getreidemangels und der Theurung* angegeben zu haben, sich und seine Leser zu bereden sucht, — auf gleiche Weise *die Mittel bestimmen*, welche man gebrauchen müsse, um einem so fürchterlichen Übel *sogleich* (?) zu steuern, es für die Zukunft zu vermindern und endlich abzuwenden. Was er 1) zu Beförderung des Getreidebaues angiebt, ist ausser Zweifel: dass jeder tragbare Boden aufs höchste benutzt werden müsse; dass 2) Brodkorn nutzbarer als Fabrikkräuter sey, — beides aber in seiner Ordnung auch bestehen könne, und letzteres dennoch nicht ganz zu entbehren sey, — ist bekannt. 3) So unbedingt der Vf. die Vermehrung des Viehstandes verwirft: so will diess doch Rec. nicht einleuchten, in sofern die Aufnahme eines Gutes zu genau damit in Verbindung steht, und durch Vernachlässigung der richtigen Anzahl und Güte des Viehes eine Wirthschaft schwerlich bestehen kann. Von der Mästung des Viehes und dem Nutzen des Brantweinbrennens, wenn dessen Abgang der Wirthschaft zu gute kommen, und eines das andere erleichtern soll, scheint der Vf. nicht unterrichtet zu seyn; eben so wenig hätte er durch seine besonderen Ideen vom Getreidehandel Blössen geben, und die Handelsgrenzen dabey lieber erörtert angeben, als solche enger einschliessen und die Ausfuhr ins Ausland, wann und wie sie zu hindern, genauer ausführen sollen. S. 23 hätte durchaus nicht alles dem Bauer zur Last gelegt werden sollen, da er am wenigsten gegen die Culturgesetze anstösst. Er erbaut die wenigsten Fabrik- und Handels-Kräuter; sein mässiges Land ver-

wendet er gewöhnlich nur zum Körnerertrag, und mit jenen weiss er nicht allemal umzugehen. S. 24 ist es zu hart und der Cultur und dem Gemeinwohl entgegen, wenn der Bauer so weit herabgedrängt werden soll, dass er nur so viel erbauen darf, als er für sein Hauswesen und zur Saat braucht, zum Handel aber nichts erübrigen soll. In Staaten, wo Leibeigenschaft herrscht, kann der Vf. die Wirkungen seiner Grundsätze realisirt sehen! — S. 26 u. 27 spricht er mit einer besonderen Selbstgenügsamkeit über den Landmann, ohne sich den Nachtheil zu denken, der daraus entstehen könnte, wenn seine Vorschläge nur im Geringsten realisirt werden sollten! — Getreidehändler und Unterhändler schützen selbst durch ihre Concurrenz vor Mangel, so dass es nie fehlt; es wäre also unzweckmäsig, solche aus der Staatsdienerliste auszustreichen, da sie vielmehr zur leichteren Herbeyschaffung des Getreides aus allen Gegenden erwünscht beytragen. S. 31 soll jede Regierung wissen, wie viel Getreide ihr Land in Einem Jahre erzeugen und liefern könne; — ein bekanntes Verfahren, das in Sachsen, Preussen u. a. O. längst angewandt worden. S. 51 will der Vf. dergleichen öffentliche Anstalten bloss vom Staate, ohne alle Einmischung von Privatpersonen, geführt wissen; Rec. hat dagegen immer geglaubt, dass solche in Vereinigung des Staats mit Privatpersonen besser zu bethätigen seyn möchten. —

Der Vf. von No. 3 hat bey Gelegenheit des Michaelisfestes 1805 versuchen wollen, in Form einer Predigt, ökon., physikal. und polit. Nachrichten über eine lange Reihe von Jahren mitzutheilen, wobey er das traurig verlebte Frühjahr 1805 besonders aushebt, und die Geschichte desselben lebendig zu schildern sucht. Er wendet unsere Zeiten auf die ältesten bibl. Geschichten der Wittwe zu Nain an, wo ähnliche Noth sich über den Erdboden verbreitet habe. S. 9 stellt der Vf. einen Masstab über das Taglohn der ältesten Zeiten auf, wo selbst die kleineren Münzsorten einen weit höheren Werth als jetzt hatten. — Zeitgeschichte von 1222 bis Ende des 18 Jahrh. Der Vf. hat sich bemüht, hie und da interessante Bemerkungen einzustreuen, als: wie man sich in jenen theuren Jahren durch Surrogate verwahrt, und z. B. 1532 sich häufig von Kleyen, mit Hirsenfenchel vermischt, gefristet habe. Ursachen der schlechten und theueren Jahre. S. 24 sagt er, dass i. J. 1624 einst 6 — 700 Menschen an einem Markttage zu Görlitz das Getreide scheffelweis gesucht und gekauft hätten. Im Frühjahre und Sommer 1805 war jedoch die Noth in den beiden Lausitzen dieselbe, und vielleicht noch grösser, wo täglich zu 50 und mehreren Schiebkärnern weit über Bautzen nach Dresden kamen, und das Korn zu ¼, ½ und ganzen Scheffeln, nachdem es hinreichte, sehr theuer an der Elbe abholten! — S. 30. II Abth. *Fortgesetzter Beweis, dass der gewaltige Einfluss der Naturkräfte auf den Menschen von jeher derselbe war, um, wenn er uns aufs neue bedroht, unser Staunen zu mässigen.* Der Vf. spricht unter anderen von den Schrecknissen des 30jährigen Krieges. — S. 39 *Haupteinwirkungen der Natur und Witterung*, wo hohe Preise besonders vom Mangel der Früchte herrührten; nebst einer Witterungsgeschichte über eine lange Reihe von Jahren, welche auf seine am Ende beygefügte chronologische Tabelle sich bezieht. S. 41 von grossen Überschwemmungen mehrerer deutscher Flüsse i. J. 1316. S. 45. Besonders warme und hitzige Sommer, welche Miswachs und Seuchen zur Folge hatten, — begannen v. J. 322 nach Erb. der St. Rom und 179 Jahre v. Chr. G., wo es 6 Monate lang nicht geregnet, — was er bis aufs J. 1802 verfolgt. Ferner von den kalten Wintern und ihrem schädlichen Einfluss v. J. 177 v. Ch. G. bis 1803 f. III Abth. *Betrachtungen über eine lehrreiche Vergangenheit, welche am wirksamsten sind, auch bey der bedenklichsten Gegenwart einen freudigen Glauben an Gott lebendig zu erhalten.* Der Vf. zeigt hier, wie aus den bisherigen Untersuchungen bemerklich, dass unsere von den vorigen Zeiten nicht verschieden, ja jene, wegen ihres Rückstandes in der Bildung u. f., oft noch schrecklicher gewesen. Auf Veranlassung des Evang. am 17 Sonnt. nach Trin. Luc. 14, 1 — 11 kommt er nach mehreren Zwischensätzen auf unsere neuerlich erlebten hohen Getreidepreise und deren Folgen auf die schlechten Nahrungsmittel der Armen. Doch habe, ungeachtet der vielen Unglücklichen und verarmten Familien, der eigentliche Hunger und die fürchterliche Theurung, nicht den 100 Theil der furchtbaren Beute, als weit niedrige Preise der vergangenen Jahrhunderte, veranlasst. — Jetzt haben doch diejenigen, welche Arbeit suchten, bey dem Verhältnisse ihres Lohnes mit den Bedürfnissen, sich noch nothdürftig unterhalten können, was damals in den ganz nahrlosen Zeiten 1720. 1736. 37 und 1744 bey ganz niederen Preisen, und besonders 1771 und 72 gar nicht der Fall war. Der Vf. giebt S. 61 mehrere der früheren und neueren Zeiten an, wo Nässe und Trockenheit, ingleichen Kriege, das Getreide so theuer machten, und besonders während und nach dem Hussitenkriege, ingleichen im 30jährigen Kriege, wo Münzverwirrung, Kriegsnoth, Dürre und Heuschrecken viele Gegenden zugleich sehr hart mitnahmen; ferner in den Jahren 1580. 82. 84 in Sachsen, als alles erschöpft war, und 1313. 1316. 1434. 1521 32. 44. 51. 61. 85. 95. 1601. 12. 13. 25. 32, wo die Pest noch diejenigen bedrohte, welche Krieg und Theurung verschont hatte, und die durch Krankheiten dem Ackerbau entrissen wurden. Der Vf. bemerkt sehr wahr, dass der Mensch bey Zeiterscheinungen Regeln und Übereinstimmung zu finden glaube, wo sie weniger zu erwarten, als selbst bey dem so wichtigen Naturlaufe, dem eine lange Erfahrung bereits so manche Regeln an die Hand gegeben oder berichtigt habe. S. 73 kommt er auf unser gegenwärtiges Zeitalter, wobey so viele Gebrechen zu heilen, grosse geistige Bedürfnisse zu befriedigen und Rathschläge zu bewähren oder herbeyzuführen wären, nach Masgabe jener Erfahrungen und zur Beförderung wichtiger Endzwecke. — Rec. gedenkt noch zur Ehrenrettung der Jahre 1771 und 72, wo die damalige Theurung und Hungersnoth zu einer besonderen Reichstagsangelegenheit gemacht, und mehrere Reichsfürsten, — *Gotha*, *Neuwied* u. a. — schon damals die Getreidesperre als das grösste Staatsübel anerkannten, und durch ihre trefflichen Anordnungen die thätigsten Beweise ihrer Abhülfe gaben. Wenn solche Zeiten zur lebhaftesten Nachahmung ermuntern, — warum beobachteten so viele Staaten und Communen durch immer geschärftere Sperren bisher aufs neue das Gegentheil? Was nützt uns Erfahrung und ihre so belehrende Geschichte, wenn wir jenen Übeln nicht auszuweichen und nichts zu verbessern suchen? Z. Dn.

Salzburg, in d. mayr. Buchh.: *Feuer-Verhütungs- und Löschungs-Ordnung für den Bannat St. Veit im Pongau.* Entworfen von *F. A. Reisigk*, k. Landesregier. R., Truchsess und Pfleger zu Goldeck. 1806. 24 S. 4. — Der Vf. hat diese Ordnungen für sich entworfen, dann aber der salzburger Regierung vorgelegt, und dieselben sind darauf in dem genannten Bannat eingeführt, auch anderen zur Nachahmung empfohlen worden. In der That sind die Vorschriften mit vielem Fleiss aufgesetzt, deutlich ausgesprochen, und gut geordnet. — Der I Abschnitt: *Feuer-Verhütung* überschrieben, handelt zuerst vom offen-brennenden Feuer, dessen man in der Ökonomie bedarf, in Öfen, auf Küchenheerden, — auch vom Feuer des Blitzes: alsdann von entzündbaren Gegenständen und der Vorsicht dabey; drittens von feuergefährlicher Banart. Da der Vf. sich hiebey auf einen engen Raum von 3 Quartseiten eingeschränkt hat: so ist freylich Manches nur angedeutet, was *Steinbeck* und andere Schriftsteller über Feuerpolizey genauer ausgeführt haben, und worüber auch wirklich bestimmte Erinnerungen nothwendig sind. Der II Abschnitt beschäftigt sich 1) mit den natürlichen Mitteln, alsdann mit den künstlichen, durch welche ein Brand gelöscht werden kann, wo bey speciellen Fällen eines so oder anders entstandenen Brandes das Nöthige unterschieden wird; 2) mit der Feuer-Rüstung, wo die Instrumente, die Geräthe, und was immer vorzukehren ist, nach der Reihe benannt werden; 3) mit dem Feuerpersonale, in sofern Befehlende und Untergebene dabey zu unterscheiden sind; 4) mit den Pflichten des Feuerpersonals, wobey aber auch viele Obliegenheiten der Hauseigenthümer aufgeführt werden; 5) mit den Anstalten, aus dem Feuer zu retten, was möglich ist, und allem Unfug dabey zu wehren. — Die Schrift ist grösserer Verbreitung wohl würdig.

Ar.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 FEBRUAR, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

1) PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Voyages à Peking, Manille et l'Ile de France*, faits dans l'intervalle des années 1784 à 1801, par M. *De Guignes*, Résident de France à la Chine, attaché au Ministère des Relations extérieures, Correspondant de la première et de la troisième Classe de l'Institut. T. I. LXIII u. 439 S. T. II. 476 S. T. III. 488 S. 1808. 8. *Atlas*, enthaltend 97 Blätter, fol. (21 Thlr.)

2) BERLIN, b. Hitzig: *Remarques philologiques sur les Voyages en Chine* de M. *De Guignes* etc., par *Sinologus Berolinensis*. 1809. 168 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

3) Ebendaselbst: *Audi alteram partem; ou Réponse de M. Montucci* à la Lettre de M. *De Guignes* insérée dans les Annales des Voyages publiées par M. *Malte-Brun*. 1809. 46 S. 8.

4) ST. PETERSBURG: *Schreiben an Herrn Sinologus Berolinensis* von *Julius von Klaproth*. 1810. 8 S. gr. 4. Mit Kupfern.

5) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Reise nach Peking, Manila und Isle de France* in den Jahren 1784 bis 1801, von Hrn. *de Guignes*, französischem Residenten in China. Aus dem Französischen von *K. L. M. Müller*. 1809. *Erster* und *zweyter Theil*. Enthaltend die Reise nach Peking, und die Reisen nach Manila und Isle de France. VIII und 326 S. in fortlaufender Zahl. *Dritter Theil* oder *zweyter Band*. VIII und 362 S. 8. Mit 15 Kupfertafeln. (4 Rthlr.)

Die brittische Gesandtschaft, welche, den Lord *Macartney* an ihrer Spitze, im Jahr 1792 nach China in der Absicht abgegangen war, für den englischen Handel grössere Begünstigungen, als andere europäische Nationen erhalten konnten, auszuwirken, hatte dieses Land wieder verlassen müssen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Die ansehnlichen Geschenke des londner Hofs hatten nichts weiter bewirkt, als dass einer kleinen Anzahl von Engländern der Eingang in das chinesische Reich verstattet wurde. Nach einer so fruchtlos abgelaufenen Unternehmung, deren Ausführung die englische Regierung doch Männern anvertraut hatte, die mit Erfahrung und weiser Vorsicht grosse Kenntnisse und Einsichten verbanden, hätte man vermuthen sollen, andere Nationen würden auf lange Zeit von ähnlichen Versuchen abgeschreckt werden. Allein da selbst mehrere in China lebende Europäer die Ursache des Missgeschicks der englischen Gesandtschaft in der Unbekanntschaft derselben mit den Sitten des chinesischen Hofes, vornehmlich aber darin zu finden glaubten, dass sich Lord *Macartney* weigerte, gewisse demüthigende Ceremonieen bey der Begrüssung des Kaisers zu beobachten: so glaubte die holländische Factorey zu Canton, deren Vorsteher damals Hr. *van Braam* war, eine Gesandtschaft, welche die von den Engländern begangenen Fehler vermiede, werde einen glücklicheren Erfolg haben, und könne für das Interesse der ost-indischen Compagnie von grossem Nutzen seyn. Die englisch. Gesandten waren kaum nach Canton zurückgekehrt, als Hr. *van Braam* den Ober-Commissären zu Batavia meldete, die verschiedenen Nationen, welche zu Canton Factoreyen hätten, würden Gesandte nach der Hauptstadt schicken, um dem Kaiser zu seinem vier und achtzigsten Geburtstage, in dem sechzigsten Jahre seiner Regierung, Glück zu wünschen, von Seiten der Holländer wolle er die Gesandtschaft übernehmen, er wünsche daher ohne Aufschub das nöthige Beglaubigungsschreiben zu erhalten. Die Ober-Commissäre fanden indess für gut, Hn. *Titsing*, vormals Chef der holländischen Factorey in Japan, nachher Statthalter zu Chinsura und Mitglied des Raths von Indien, zum ersten, und Hn. *v. Braam* zum zweyten Gesandten zu ernennen. Hr. *de Guignes*, welcher sich damals bereits zehen Jahre zu Macao aufgehalten, und sich Kenntniss der Landessprache erworben hatte, begleitete die Gesandten als Secretär. Sie reiseten am 22 November des Jahrs 1794 von Canton ab, und langten am 9 Januar des folgenden Jahres zu Peking an; von da gingen sie am 15 Februar wieder ab, und kamen am 11 May nach Canton zurück. Die Frucht dieser, und einer anderen im Jahre 1796 nach Isle de France und Manilla unternommenen Nebenreise ist das reichhaltige, und für Länder- und Völker-Kunde wichtige Werk, von welchem wir jetzt unseren Lesern Bericht zu erstatten haben. Der Vf. hat seinen mannichfaltigen Stoff in drey von der Zahl der Bände unabhängige Theile vertheilt. Der erste, welcher die erste Hälfte des ersten Bandes einnimmt, ist eine Übersicht der alten Geschichte von China; der zweyte enthält das Tagebuch der Gesandtschaftsreise (in der zweyten Hälfte des ersten, und im ersten Drittel des zweyten Bandes), und im dritten

Theil findet man des Vfs. Bemerkungen über China und seine Bewohner unter Rubriken geordnet zusammengestellt. Als Anhang können die Bemerkungen über die philippinischen Inseln und über Isle de France betrachtet werden, welche den Rest des dritten Bandes einnehmen.

Wir sprechen von dem zweyten Theile, oder der eigentlichen Reisebeschreibung, zuerst, weil sich aus derselben ergiebt, was und wie viel von dem grossen chinesischen Reiche Hr. *de Guignes* aus eigener Ansicht kennen gelernt hat. Die Gesandtschaft reisete von Canton aus zu Schiffe auf dem Flusse Ta stromaufwärts bis an die Grenzen der Provinzen Quang-tong und Kiang-sy, oberhalb der Stadt Nan-hiong, wo sie am eilften Tage ihrer Reise ankamen. Von hier aus machten sie einige Meilen zu Lande. Aber schon am folgenden Tage schifften sie sich wieder auf dem Flusse Tschang ein, auf welchem sie acht Tage lang bis nach Nan-tschang fuhren. Nun reiseten sie noch dreyssig Tage zu Lande bis nach Peking, durch die Provinzen Kiang-nan, Schan-tong, und Petschely. Auf der Rückreise wurden die Gesandten bis Nan-tschang grösstentheils einen anderen Weg geführt, dessen Richtung mehr östlich war. Von Peking aus reiseten sie neun und zwanzig Tage lang zu Lande; den übrigen Theil der Reise machten sie zu Wasser, theils auf dem kaiserlichen Canal, theils auf Flüssen, innerhalb vier und funfzig Tagen. Die holländische Gesandtschaft sah von dem Inneren Chinas weit mehr als die englischen Gesandten. Denn diese betraten China erst an der Küste der Provinz Pe-tsche-li, dem nördlichsten Theile des Reichs, und fuhren dann auf dem Flusse Peiho bis drittehalb deutsche Meilen vor Peking. Auf ihrer Rückreise nahmen sie zum Theil denselben Weg, den das Jahr darauf die holländischen Gesandten nahmen. Die letzteren durchreiseten China beynahe in seiner ganzen Länge von Süden nach Norden, und wieder zurück, und durchschnitten sechs der bevölkertsten und cultivirtesten Provinzen in verschiedenen Richtungen, theils zu Wasser, theils zu Lande. In seiner Reisebeschreibung beschränkt sich Hr. *de Guignes* übrigens absichtlich bloss auf die Schilderung der Gegenden, durch welche sie reiseten, und auf die Erzählung dessen, was ihnen begegnete. Eine gewisse Einförmigkeit war hier unvermeidlich, und der Vf. bemerkt selbst, man werde diesen Theil des Werkes sehr trocken finden, allein er sey es, fügt er hinzu, sich selbst schuldig gewesen, diesen einfachen Bericht gleichsam als ein Document zu geben, dass er das chinesische Reich wirklich durchreiset habe. Die öftere Wiederholung gewisser Bemerkungen von einerley Art, z. B. über den Boden der durchreiseten Gegenden, entschuldigt er damit, dass er sein Tagebuch so einzurichten wünschte, dass es künftigen Reisenden zum Wegweiser dienen könne. Zur bequemeren Übersicht des zurückgelegten Wegs dient ein dem ersten Bande vorgesetztes *Itinéraire*, in welchem die Namen aller, auch der kleinsten Orte, welche die Gesandten durch- oder vorbeypassirten, verzeichnet sind, mit Bemerkung der Entfernung, der Zeit der Ankunft oder Abreise, und der Richtung des Wegs nach dem Compasse.

Sowohl auf der Reise, als während ihres Aufenthaltes zu Peking wurden die holländischen Gesandten mit eben der argwöhnischen Vorsicht bewacht, wie alle anderen Europäer, die China vor ihnen besuchten, und wie noch das Jahr vorher die englischen Gesandten. Eben so wenig, wie diese, durften sie sich von dem vorgeschriebenen Wege entfernen, noch sich an den Orten, durch welche sie kamen, oder in denen sie sich längere oder kürzere Zeit aufhielten, nach Willkühr umsehen. Sie hingen lediglich von den Mandarinen oder kaiserlichen Commissarien ab, die den Auftrag hatten, für ihr Fortkommen zu sorgen und sie zu begleiten; durch deren Geiz und Habsucht ihnen aber oft die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten, nicht selten sogar das nöthige Holz zur Feuerung entzogen wurde. Ohnerachtet sich die Gesandten zur Beobachtung jedes ihnen vorgeschriebenen, auch noch so demüthigenden oder lästigen Ceremoniels bequemten, mussten sie sich doch noch eine herabwürdigendere Behandlung, als die Engländer erfahren hatten, gefallen lassen. In Peking erschienen sie täglich vor Tagesanbruch in dem Pallast, um dem Kaiser ihre Ehrfurcht nach Landessitte dadurch zu bezeigen, dass sie auf den Knieen mit dem Kopf die Erde neunmal berührten. Zuletzt wurden sie mit einigen Stücken seidenen Zeugs entlassen, und man hatte ihnen nicht einmal die Erlaubniss ertheilt, Etwas über Handelsangelegenheiten zu sprechen. Es war ihnen nicht vergönnt, die Missionaire zu besuchen, oder sonst mit ihnen zu sprechen, Einen ausgenommen, der die besondere Erlaubniss erhielt, bey ihnen am Tage vor ihrer Abreise, in Gegenwart von zehen oder zwölf Regierungsbeamten, einen Besuch von einer halben Stunde abzustatten. Für eine grosse Gnadenbezeugung, die auch als solche in dem Briefe des Kaisers an den Erbstatthalter erwähnt wird, galt es, dass den Gesandten gestattet wurde, die kaiserlichen Gärten zu Yuen-ming-yuen zu besehen. Schon die erste Audienz bey dem Kaiser, welche auf einem Hofe ausserhalb des Pallastes Statt fand, kam Hn. *de Guignes* so seltsam vor, dass er bey Erzählung derselben äussert: „Dass die Chinesen, welche sich über alle anderen Menschen erhaben dünken, die Europäer auf diese Weise behandeln, wundert mich nicht; allein das begreife ich nicht, warum diese freywillig und ohne Grund sich einer solchen Behandlung aussetzen. Ich glaube nicht, dass sich noch ferner eine europäische Nation versucht fühlen soll, Gesandte nach Peking zu schicken. Denn man muss viel zu erreichen hoffen, um sich das gefallen zu lassen, was ich gesehen habe, und es nicht wollen, hiesse die Reise vergebens unternommen haben." So wurde also auch durch diese Gesandtschaft eben so wenig ausgerichtet, als durch die im Jahre 1655 von der ost-indi-

schen Compagnie von Batavia nach Peking abgeschickte Gesandtschaft, von welcher *Johann Neuhof*, welcher die Gesandten als Secretär begleitete, einen umständlichen und noch immer schätzbaren Bericht erstattete. Dieser beschliesst seine Beschreibung der Gesandtschaftsreise mit einer Specification der Reisekosten, und der Ausgaben für die Geschenke an den Kaiser und die vornehmsten Reichs-Räthe, die sich auf 98,831 holländische Gulden beliefen, und fügt dann die Bemerkung hinzu: „Mit allen diesen Geschenken und Unkosten, dazu mit aller Mühe und Arbeit, Noth und Gefahr, so die Gesandten auf der langen beschwerlichen Reise ausgestanden, wurde weiter nichts ausgerichtet, als dass die Holländer vom sinischen Kaiser zu Freunden angenommen wurden, und die Freyheit erhielten, alle acht Jahre einmal den Kaiser zu begrüssen."

Der schätzbarste Theil des vor uns liegenden Werkes sind unstreitig die *Bemerkungen über die Chinesen*, welche der Vf. während eines sechzehnjährigen Aufenthalts in diesem merkwürdigen Lande theils selbst zu machen Gelegenheit hatte, theils von unterrichteten Eingebornen mitgetheilt erhielt. Er beginnt mit einer Schilderung des Landes und seiner Bewohner im Allgemeinen, nach dem Eindruck, den die erste Ansicht bey seiner Ankunft aus Europa auf ihn machte, und geht sodann zu einer genaueren Charakteristik der Chinesen in physischem und moralischem Betracht über. Wohlbeleibtheit gilt bey diesem Volk nicht allein für Schönheit, sondern auch für ein Zeichen von Reichthum und geistigen Talenten. Die Reichen, Gelehrten und Mandarinen pflegen sich die Nägel der linken Hand wachsen zu lassen, vorzüglich den Nagel am kleinen Finger. Der Vf. sah einen Arzt, dessen längster Nagel 12½, die anderen 9 bis 10 Zoll hatten. Ehe seine Nägel diese Länge erreichten, musste er seine Finger beständig in Bambus-Futteralen tragen, welche ihm die Haut wund rieben. Allein er stand dafür auch in grossem Ansehen, und würde jeden Process vor den Mandarinen durch Vorzeigung seiner Nägel gewonnen haben. Man würde nämlich geschlossen haben, dass ein Mensch von so viel Geduld unmöglich ein Zänker seyn könne, und Besonnenheit genug habe, um sich in keine schlechten Händel zu verwickeln. Die Chinesen sind arbeitsam und thätig; sie haben gerade nicht viel Genie für die Wissenschaften, allein viel Geschick zu mechanischen Künsten und zum Handel; sind aber sehr zum Betrug geneigt. Eigennutz ist ein Hauptzug in ihrem Charakter. Sie lieben das Geld leidenschaftlich, und bedienen sich jedes Mittels, sich solches zu verschaffen. Den Ältern, und dem Alter überhaupt, erweisen sie viele Ehrerbietung. Auch für die Todten haben sie Achtung; desto weniger aber oft für die Lebenden. Die Soldaten, von einer Gerichtsperson zur Verhaftung ausgesandt, misshandeln die Verhafteten ohne Unterschied der Schuld und Unschuld. Ein Abscheu erregender Zug von der Barbarey der Chinesen ist der, dass man im Jahre 1786, als in Schan-tong Hungersnoth herrschte, Menschenfleisch daselbst ass, und diess war nicht das erste Mal. Um die nämliche Zeit wurden im nördlichen Theile von Hukuang dreyssig Personen von Hungernden, denen sie keinen Reis hatten geben wollen, lebendig begraben. Auf der anderen Seite findet man wenig Nationen, die mässiger, und zugleich arbeitsamer sind. Ein Chinese fühlt sich glücklich, nachdem er den ganzen Tag hindurch gearbeitet hat, Reis und etwas Gemüse zu haben. Es herrscht unter ihnen viel Industrie, und manche Kenntnisse und Erfindungen haben sie unstreitig eher, als wir, gehabt; andere mögen sie auch aus den Abendländern erhalten haben. Aber getrennt von der übrigen Welt, und der Nacheiferung, welche in Europa Statt findet, gänzlich ermangelnd, bleiben sie stets auf demselben Punct stehen. Sie haben schon längst den Compass und das Schiesspulver; aber jener ist noch unvollkommen, und dieses nicht sonderlich. Wenig bewandert in der Astronomie, den mathematischen, physikalischen, und allen abstracten Wissenschaften, verstehen sie dafür sehr gut die Färberey, die Fabrication von Seide, Lack und Porcellan. Sie verfertigen auch Stahl; allein ihre Arbeiten dieser Art stehen den europäischen weit nach. Diess gilt auch vom Glase; doch machen sie Brillen. Da diese aber nur auf gut Glück gemacht sind: so muss man sich die passenden auswählen. Ihre Arbeiter sind nicht so erfindungsreich, wie die unsrigen; allein sie machen das Fremde leicht und genau nach, ungeachtet sie nicht so viel Instrumente, wie wir, haben. *Bauart und Hausgeräthe.* Die Materialien eines chinesischen Gebäudes bestehen grösstentheils in Holzwerk. Das Dach ruhet auf Pfeilern; allein diese erheben sich nur bis zu einer gewissen Höhe, wo Querbalken über ihnen liegen, worauf wieder andere kleinere stehen, welche immer kleiner werden, je näher sie dem Giebel kommen. Die Pfeiler sind gewöhnlich von Fichtenholz, nur bey Reichen von besserem. Das rothe Holz wird bloss für die kaiserlichen Gebäude aufgespart. Die Fenster der Häuser sind mit dünnen, sehr durchsichtigen Muscheln, oder mit Papier bekleidet. In Petschely und Schan-tong, wo es friert, verwahrt man sie fester, um die Kälte abzuhalten; überdiess wird ein Becken mit glühenden Kohlen ins Zimmer gesetzt, oder man zündet Feuer in einem kleinen Ofen an, der am Anfang der Estrade, die im Hintergrunde des Zimmers sich befindet, und worauf man schläft, angebracht ist. Bey den reichen Leuten in Peking sind die Öfen grösser, gehen unter den Zimmern hin, und man heizt sie von aussen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die, welche dem Staate gehören, durch ihre Grösse und Bauart vorzüglich ausgezeichnet. Die Häuser z. B., welche zu den Prüfungen der Studirenden dienen, nehmen einen grossen Raum ein; sie haben viele Säle, und vorzüglich ein sehr grosses Zimmer für die, welche Ausarbeitungen machen. Die Tempel sind gross und gut gebaut; gemeiniglich bestehen sie

aus weiten Höfen, Pavillons für die Götzenbilder, Gärten, und allen zur Wohnung und den Bedürfnissen der Bonzen nöthigen Gebäuden. Die schönste Zierde dieser Tempel macht gemeiniglich ein hoher Thurm; sie sind denen gleich, welche man bey oder in den Städten findet. Diese heissen *Ta;* sie sind sehr dauerhaft, und sorgfältiger gebaut, als man jetzt zu bauen pflegt. Es giebt ihrer, die funfzehen hundert Jahre stehen. Diese Thürme haben eine sehr verschiedene Höhe, von neunzig bis auf hundert und siebenzig Fuss; ihre Höhe richtet sich immer nach der Wichtigkeit der Stadt, bey der sie stehen. Immer sind sie in Stockwerke getheilt, jedoch in ungleicher Zahl; der höchste, den Hr. *de Guignes* sahe, hatte eilf Stockwerke. Zu welchem Zweck sie erbaut sind, läfst sich nicht mit Gewissheit bestimmen. Ihre nach Verhältniss der Städte verschiedene Höhe scheint anzudeuten, dass sie bloss zur Zierde dienen sollen. Doch könnten sie auch zu Signalgeben bestimmt seyn. Die fälschlich sogenannten Triumphbogen sind Monumente, die zu Ehren achtungswürdiger und verdienstvoller Personen errichtet worden. Sie bestehen immer aus drey Thoren, wovon das mittelste das höchste ist, haben nicht über fünf und zwanzig Fuss Höhe, und sind mit Schnitzwerk, Blumen und anderen Figuren verziert. Übrigens dürfen sie nur mit Bewilligung des Kaisers errichtet werden. *Gärten.* Bey der Anlegung ihrer Gärten sehen die Chinesen vornehmlich auf eine gute Lage, Gesundheit der Luft, und besonders auf Entfernung von Nachbarschaft und Neugierigen. Bey einem Volke, wo die Vielweiberey erlaubt, und der Zustand der Frauen folglich nicht der angenehmste ist, muss es die erste Sorge der Männer seyn, ihnen einige Zerstreuung zu machen, und sie zugleich den Augen der Fremden zu entziehen. Die Gartenkunst besteht bey den Chinesen darin, die Natur nachzuahmen; ihre Schönheiten und scheinbare Wildheit wieder zu geben, ist bey ihnen die höchste Aufgabe in dieser Art. Daher erblickt man in den chinesischen Gärten nur gewundene Fusspfade, hie und da zerstreute Bäume, waldige und kahle Hügel. Vorzüglich pflegen sie angebautes Land und unfruchtbaren Boden zusammenzustellen, und das Terrain mit künstlichen Felsen zu besetzen. Sie graben Höhlen in Felsen, setzen an Abhänge halbzerstörte Pavillons, und legen Wasserfälle an, und Wasserbehälter, in denen sich kleine Inseln, mit Pavillons und Triumphbogen geziert, befinden. *Canäle.* China ist von einer zahllosen Menge von Flüssen und Canälen durchschnitten. Man hat diese so viel als möglich vermehrt, nicht bloss der Wässerung des Bodens halber, sondern auch um die Verbindung im Inneren des Landes zu erleichtern. Aller Handel wird zu Wasser getrieben; alle Reisen geschehen zu Wasser, ausser in sehr dringenden Fällen. Man kann von Canton nach Peking in Einem fort zu Wasser reisen, einen einzigen Tag ausgenommen. *Schiffe,* chinesisch *Jonken* genannt. Sie sind dauerhaft gebaut, haben einen platten Grund, ein erhöhetes Vorder- und ein sehr hohes Hinter-Theil, drey Maste mit grossen Segeln, und tragen von hundert bis zu sechshundert Tonnen. Diese Fahrzeuge gehen nach Japan, Manilla, Batavia, Borneo, und segeln mit den günstigen Strichwinden hin und her. Die Chinesen bedienen sich nicht des eigentlichen Seecompasses, sondern bloss der Boussole; die Nadel, nur anderthalb Zoll lang, wankt immer hin und her, und steht in einer Schachtel, welche nicht hängt, sondern in einem mit Sand angefüllten Gefäfse steht, worein sie kleine Lichter von wohlriechendem Holze stellen. Unter der Menge von Schiffen, welche den Fluss bey Canton bedecken, sind die schönsten die Lustschiffe. Sie bestehen aus einem Vorzimmer, einem grossen Gemach, und einem kleinen Cabinet, sämmtlich gut eingerichtet, und haben Fenster mit Muscheln oder Jalousieen bekleidet. *Landstrassen.* Schon 219 Jahre vor Christi Geburt liess der Kaiser Schy-hoang-ty breite, und mit Bäumen bepflanzte Wege anlegen. *Barrow's* Behauptung, es gebe in China gar keine Landstrassen, als in der Nähe der Hauptstadt, erklärt der Vf. für falsch; überhaupt habe sich Hr. *B.* durch seine Parteylichkeit gegen die Chinesen oft zu falschen Ansichten verleiten lassen. Die Landstrassen sind in China zwar nicht so sorgfältig unterhalten, als in Europa, aber grösstentheils breit, und mit Bäumen bepflanzt. Zur Sicherheit der Strassen sind in gewissen Zwischenräumen *Wachthäuser* angelegt. Die Zwischenräume sind gemeiniglich auf einer hölzernen, vor den Wachthäusern befindlichen Thüre verzeichnet. *Herbergen* für Reisende soll es nach *Barrow* in China gar nicht geben; indess *Macartney* sagt, sie seyen in diesem Lande sehr gewöhnlich. Es giebt freylich daselbst keine Gasthäuser wie in London; allein wenn man erwägt, dass man in Asien nur einfache Ruheorte findet, wohin man die ersten Lebensbedürfnisse selbst mitbringen muss: so giebt es in China sehr viele Herbergen dieser Art, und zwar in besserem Zustande, als in vielen anderen Gegenden des Orients. Die Regierung unterhält überdiess in den Städten und Flecken Gasthöfe, worin Personen, die in Angelegenheit des Hofs reisen, einkehren. Die Regierung unterhält auch Posten, aber nur für sich, und Niemand, ausser den Reichscourrieren, darf sich der daselbst befindlichen Pferde bedienen. *Gewirkte Zeuge.* Seidene Zeuge verfertigten die Chinesen sehr früh: denn schon 750 J. vor unserer Zeitrechnung wird in den Jahrbüchern ein seidener Stoff, der Brocat, erwähnt. Fast Jedermann, Landleute und der Pöbel ausgenommen, trägt Seide. Man verfertigt zu Canton auch seidene Strümpfe und Bänder für die Europäer; allein die Chinesen kommen uns darin bey weitem nicht gleich.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 FEBRUAR, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Voyages à Peking, Manille et l'Isle de France*, faits dans l'intervalle des années 1784 à 1801, par M. *De Guignes* etc.

2) Berlin, b. Hitzig: *Remarques philologiques sur les Voyages en Chine* de M. *De Guignes* etc., par *Sinologus Berolinensis* etc.

3) Ebendaselbst: *Réponse de M. Montucci* à la Lettre de M. *De Guignes* insérée dans les Annales des Voyages publiées par M. *Malte-Brun* etc.

4) St. Petersburg: *Schreiben an Herrn Sinologus Berolinensis* von *Jul. von Klaproth* etc.

5) Leipzig, b. Hinrichs: *Reise nach Peking, Manila und Isle de France* in den Jahren 1784 bis 1801, von Hn. *De Guignes.* —— Aus dem Französischen von *K. L. M. Müller* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Druckerey. Die Buchdruckerkunst wurde in China um das Jahr 950 unserer Zeitrechnung erfunden. Die Chinesen bedienen sich nicht, wie wir, beweglicher Charaktere, sondern gravirter Platten; indessen haben sie auch einzelne Lettern für Zeitungen und unbedeutende Schriften. *Siegel.* Da die Chinesen nichts bekannt machen, ohne es zu besiegeln: so findet man bey ihnen eine grosse Menge von Steinschneidern. Die Form dieser Siegel ist fast immer viereckig; man macht sie gewöhnlich aus einem im Lande sehr häufigen Tropfstein. Eine rothe, mit Öl vermischte Substanz wird als Siegellack gebraucht. *Papier.* Man bedient sich dazu der zweyten Rinde des Bambus, welche weich und weiss ist; man läst sie in Wasser auflösen, dann in Kesseln kochen, worauf durch das Stossen derselben in Mörsern ein Teig gemacht wird. Auch altes Papier und Lumpen braucht man in den Papierfabriken. *Dinte* oder Tusche; über die verschiedene Art, dieselbe zu verfertigen. Die alte chinesische Tusche ist sehr gut bey Blutflüssen, weil Leim aus Eselshaut dazu kommt, welches ein vortreffliches Mittel gegen das Blutspeyen ist. *Malerey.* Die Chinesen zeichnen immer in der Vogelperspective, und stellen sich abwechselnd gerade vor die Gegenstände, ihre Lage und Entfernung mag seyn welche sie will; daher stehen in ihren Gemälden die Häuser über einander. Ein Mittel, welches sie ausgedacht haben, um Gegenstände in der Entfernung darzustellen, ist, Wolken zu malen, welche die Häuser, die Bäume und die Menschen in zwey Theile zerschneiden. Sie malen auch auf Glas, aber eben so wie auf Leinwand, nur dass sie dazu lebhaftere Farben nehmen, und bloss eine einzige sehr dünne Schicht auflegen. Man darf aber diese Gemälde nicht an die Sonne bringen: denn die Hitze schmelzt die Farben und zerstört sie. *Porcelan.* Dieses wird in China schon seit sehr langer Zeit verfertigt. Die Masse dazu ist besser, als die unsrige; allein unseres hat bessere Arbeit und bessere Malerey. Die verschiedenen Gattungen desselben und die Zubereitung der Farben beschreibt der Vf. genau. *Lackirte Arbeiten.* Der chinesische Lack ist eine dicke Masse, dem bräunlichen Mastix ähnlich, die aus einem Baume kommt, dessen Blätter und Rinde der Esche gleichen. Die Arbeiten der Japanesen in dieser Art übertreffen aber die chinesischen bey Weitem. *Tong-tscha;* ein dem Wallnussbaum ähnlicher Baum, aus dessen Nüssen ein Öl gepresst wird, dessen man sich sowohl zum Brennen als zum Malen bedient. *Elastisches Gummi.* Dasjenige, welches man zu Canton findet, ist nicht natürlich, sondern es ist ein Product der Kunst, dessen Verfertigung ein Geheimniss ist. *Maschinen zur Bewässerung der Felder.* Die Wasserräder, welche der Vf. in der Provinz Kiang-sy sahe, waren sehr künstlich und zweckmässig; und doch zugleich einfach, nicht kostspielig, und leicht zu unterhalten. Der Bau derselben wird hier ausführlich beschrieben. *Ausbrüten der Enten-Eyer.* Bloss Enten-, aber nie Hühner-Eyer pflegt man in China durch künstliche Wärme auszubrüten. *Ceremoniel.* Dieses ist unveränderlichen Gesetzen unterworfen. Man glaubt, die Ruhe und Ordnung im ganzen Staat beruhe darauf. Selbst bey Briefen und Visitenbillets ist eine unendliche Menge von Formalitäten zu beobachten. *Kleidung.* Die Chinesen kleiden sich immer auf eine und dieselbe Weise. Unbekümmert um neue Moden trägt der Enkel die Kleider seiner Grosältern, ohne dadurch Aufsehen zu erregen. Bey den Frauen gilt ein kleiner Fuss auch jetzt noch für ein wesentliches Erfoderniss, um auf das Lob der Schönheit Anspruch machen zu können. Der Fuss einer Chinesin wird von Kindheit an mit Binden zusammengeschnürt, und bleibt daher so klein, dass er in einen Schuh passt, der vier Zoll Länge, und einen und einen halben Zoll Breite hat. *Feste und Gastmähler.* Bey diesen herrscht das Vergnügen nicht mit so vieler Freyheit, als in Europa; im Gegentheil ist hier Alles

abgemessen, und an ihr kleinliches Ceremoniel gefesselt, haben sie es auch nicht von ihren Gastmählern verbannt. — *Nahrungsmittel.* In den südlichen Provinzen ist Reis die Hauptnahrung der Chinesen und das erste Gericht bey allen Mahlzeiten; allein im Norden, wo er nicht wächst, und wo er nicht so leicht zu haben ist, werden aus Weizenmehl kleine Kuchen, und weiche Brode, bloss an heissen Dämpfen gebacken, bereitet. Das gewöhnlichste Fleisch ist Schweinefleisch. Arme verzehren auch Hunde, Katzen und Würmer. *Heirathen.* Die Chinesen pflegen sehr früh zu heirathen. Von einem unverheiratheten Manne würde man keine günstige Meinung haben. Dagegen werden die Frauenzimmer, die sich nicht verehlichen, sehr geehrt; sie geniessen sogar ganz besondere gesetzliche Vorzüge. Die Ehescheidung ist in China sehr selten, oder vielmehr, gar nicht gewöhnlich. Frauen, welche ihre Männer verlieren, können sich zwar wieder verheirathen; allein Frauen vom Stande pflegen meistens Wittwen zu bleiben, um das Andenken ihrer Männer zu ehren. Die Nichte, oder ein Mädchen, welches mit dem Manne einerley Namen hat, zu heirathen, ist verboten. Eben so wenig dürfen zwey Brüder zwey Schwestern heirathen. Das Gesetz erlaubt nur dem Kaiser, den Grossen und den Mandarinen, Beyschläferinnen zu halten; gemeinen Leuten ist es verboten, es müsste denn die Gattin unfruchtbar und vierzig Jahre alt seyn. *Aussetzen der Kinder.* Es ist bey weitem nicht so häufig in China, als viele Reisende, unter diesen auch *Macartney*, behaupten. Die Gesetze erlauben das Aussetzen der Kinder nicht; indessen können sich in einem so grossen Reiche dergleichen Fälle wohl öfters ereignen. Auch muss man einen Unterschied zwischen lebendig u. todt Ausgesetzten machen. Letztere finden sich häufig, weil arme Ältern die Begräbnisskosten ersparen wollen. Desshalb gehen in Peking alle Morgen Wagen herum, um die todt ausgesetzten Kinder aufzunehmen. Indessen hat Hr. *de Guignes* auf allen seinen Reisen, weder zu Wasser noch zu Lande, ein lebendiges oder todtes Kind ausgesetzt gefunden. Übrigens giebt es in allen Städten Findelhäuser. *Adoption.* Sie ist bey Kinderlosen sehr gewöhnlich. Die Chinesen adoptiren ohne Unterschied Kinder eines Verwandten oder Nachbarn, oder auch solche, die aus Findelhäusern genommen werden; aber die Tataren adoptiren nie das Kind eines Chinesen. *Sclaven.* Ältern können ihre Kinder vermiethen oder verkaufen; auch kann sich ein Mensch selbst verkaufen, wenn er sonst kein Mittel findet, seinen Vater zu unterstützen. Die Kriegsgefangenen werden als Sclaven verkauft; man gebraucht sie zu Arbeiten an den Grenzen, und behandelt sie wie die Schuldner des Kaisers. *Verschnittene.* Die Anzahl derselben beläuft sich jetzt auf fünf bis sechs Tausend, die des Kaisers und der Mandarinen zusammengerechnet. Sie werden nur zu unbedeutenden und niedrigen Geschäften gebraucht. *Leichenbegängnisse. Trauer.* Das Trauerceremoniel ist sehr lang und beschwerlich. Um Ältern muss man eigentlich drey Jahre trauern; allein diese Zeit ist auf sieben und zwanzig Monate herabgesetzt worden. Während derselben darf man kein Amt verwalten; ein Mandarin muss Alles aufgeben, es müste ihm denn der Kaiser befehlen, seine Geschäfte fortzusetzen, indem er ihn von dem gewöhnlichen Ceremoniel dispensirt. Beym Tode des Kaisers ist die Trauer allgemein; alle Gerichte sind geschlossen, und die grossen Mandarine sind bloss mit den Trauerceremonieen beschäftigt. Auf Särge und Grabmäler wird sehr viel verwandt. Alljährlich im dritten Monat besucht man die Gräber der Ältern und Verwandten, bessert sie aus, und erneuert zum Theil die ersten Begräbniss-Ceremonieen. *Namen bey den Chinesen.* Alle haben einen Familien-Namen, der sich nie verändert. Bey der Geburt eines Knaben giebt ihm der Vater einen anderen, den er den *kleinen Namen* nennt. Auf den Schulen erhalten sie einen sogenannten Schulnamen, wobey sie von Lehrern und Mitschülern genannt werden. Wenn sie sich verheirathen, nehmen sie einen anderen an, den sie beybehalten; sie müssten denn eine Ehrenstelle erhalten; in diesem Falle wählen sie sich wieder einen anderen Namen, dessen sich nun Jedermann im Gespräch gegen sie bedienen muss. *Spiele.* Die Chinesen sind leidenschaftliche Liebhaber des Spiels. Vornehme und Gemeine spielen mit einer solchen Wuth, dass sich mehrere dadurch gänzlich zu Grunde richten. *Musik.* Diese war von jeher in China sehr geschätzt. Die chinesische Musik unterscheidet sich aber sehr von der Musik anderer Völker; sie missfällt den Europäern, so wie die europäische den Chinesen missfällt. Jede Feyerlichkeit hat ihre besonderen Arien und Melodieen, und der Kaiser nimmt nichts ohne Musik vor. *Schauspiel.* Öffentliche stehende Theater giebt es in China nicht. Wollen die Bewohner eines Quartiers eine theatralische Vorstellung haben: so bringen sie unter sich eine Summe zusammen, von welcher die Erbauung eines Saals und die Bezahlung der Schauspieler bestritten werden kann. Die Stücke, welche dargestellt werden, sind immer aus der chinesischen Geschichte genommen, und in der Mandarinen-Sprache abgefasst. Die Acteurs sprechen sehr laut und singend. In den Opern erscheinen Geister auf der Bühne, Vögel und Thiere reden, und gehen auf derselben herum. Frauen erscheinen nie auf dem Theater. Der Stand der Schauspieler ist sehr verachtet; daher müssen die Unternehmer meistens Kinder kaufen, die sie zu Schauspielern erziehen. *Arzneykunst, Krankheiten.* Jedermann kann im ganzen Reiche die Arzneykunst ausüben. Es giebt keine öffentliche Anstalt, wo diese Kunst gelehrt würde; wer sie erlernen will, begiebt sich unter die Leitung eines Arztes. Von Anatomie haben die Chinesen gar keine Kenntniss; denn ihre Vorurtheile lassen sie keinen todten Körper öffnen. Die Wissenschaft des Arztes besteht vornehmlich in der Beurtheilung des Pulses. Zur Ader wird nicht

gelassen; sondern man lockt das Blut auf die äussere Haut durch ein starkes Reiben derselben mit einem Stück Kupfer. In die leidenden Theile des Körpers werden Nadeln gestochen, und die grösste Geschicklichkeit besteht darin, die rechte Stelle dazu zu finden, und sie zu rechter Zeit wieder herauszuziehen. Blindheit und Aussatz sind unter den Chinesen sehr häufig. *Secten des Lao-kiun, des Fo, und des Confucius.* Die Verschiedenheit zwischen den Schulen des Confucius und *Lao-kiun* besteht vornehmlich darin, dass die erstere lehrt unter Menschen zu leben, und sie zu bessern sucht, statt dass die Anhänger der anderen die Gesellschaft meiden, und in einem frugalen und zurückgezogenen Leben sich nur mit ihrem eigenen Glück beschäftigen. Die Lehre des Confucius hat das Übergewicht über die des Lao-kiun gewonnen; es ist die der Gelehrten. *Juden.* Die Anzahl derselben in China ist jetzt nicht gross. Sie haben zu Kay-fongfou in Ho-nan eine Synagoge. *Christenthum; Verfolgungen, Missionarien; Nutzen der Missionen.* Ausführliche Nachrichten von der Verfolgung der Missionarien, und der Chinesen, welche Christen geworden waren, im Jahr 1784. Blofs in Peking darf sich jetzt mit Erlaubniss der Regierung eine bestimmte Anzahl von Missionarien aufhalten. Diejenigen, welche sich in die Provinzen einschleichen, setzen sich groser Lebensgefahr aus. Die französische Regierung unterstützt mit Recht die Missionarien in China, weil sie dadurch im Stande ist, sich immer die bestimmtesten Nachrichten von diesem Reiche zu verschaffen. *Mohammedaner.* Der letzte Kaiser Kien-long rottete in den Jahren 1783 und 1784 hundert tausend Mohammedaner aus. Als die Reisenden nach Hang-tscheou-fou kamen, sahen sie zwar noch eine Moschee, aber sie stand ganz leer. *Religion.* Die älteste Volksreligion in China war, und ist zum Theil noch, Verehrung der personificirten und symbolisirten Naturkräfte, also Polytheismus. Der Hof aber bekennt sich, seitdem die tatarischen Fürsten den Thron bestiegen haben, zu der lamaischen Religion, oder der Religion des Fo. Seit undenklichen Zeiten sind in China öffentliche Fasten gewöhnlich. Bey groser Trockenheit halten die Landleute Processionen; die Mandarinen gehen in die Tempel, um bey den Göttern vorzubitten, und man darf kein Schwein schlachten und kein Fleisch geniefsen, bis der Himmel Regen geschenkt hat. *Wahrsager und Zeichendeuterey.* China ist voll von Charlatans und Menschen aller Art, die sich mit Prophezeyhungen abgeben. Meistentheils blind, und ein Instrument spielend, gehen sie von Ort zu Ort, verkündigen den sie Befragenden Reichthümer und Glück, oder veranlassen sie, die Tempel zu besuchen, und durch Zeichen die Zukunft zu erforschen. *Pagoden.* Die meisten kaiserlichen Palläste haben in der Nähe eine Pagode. Diese Tempel sind fast alle gut unterhalten, die Gebäude einfach, und nichts gleicht mehr unseren christlichen Klöstern. Die meisten haben liegende Gründe, und auch Capitälien. An allen Orten, wo man Schaden nehmen kann, sind kleine Pagoden gebaut, wo die Reisenden und Schiffer die Geister anrufen. Die chinesischen Tempel enthalten eine grosse Menge von Götzenbildern. Die einzige Pagode am See Syhou enthält fünfhundert Götter und Genien. An den Eingängen stehen gewöhnlich Genien von riesenmäsiger Gröfse. *Bonzen.* Die Anzahl derselben im ganzen Reiche beläuft sich auf eine Million. In mancher Pagode findet man allein zwey bis drey Hundert beysammen. Sie theilen sich in zwey Classen, und haben Vieles mit den christlichen Mönchs-Orden gemein. Die Bonzen des Fo verheirathen sich nicht, scheren sich den Kopf, und tragen ein schwarzes oder graues Gewand. Ihre Lebensart ist äusserst frugal, und ihr Noviziat sehr streng. Auch Bonzinnen giebt es, die wie Nonnen in Gemeinschaft zusammen leben. Sie sind wie die Bonzen gekleidet, tragen einen geschornen Kopf, und umwinden ihn mit einem Tuche. Sie gehen aus, und dürfen sich verheirathen; allein sie müssen es erst ihrer Vorsteherin melden. Wird eine Bonzin schwanger, während sie noch in ihrem ersten Aufenthaltsorte ist: so wird sie gestraft. *Fest-Tage.* Einer der vornehmsten ist das neue Jahr. Alle Geschäfte werden in den drey ersten Tagen des Jahres ausgesetzt; man macht gegenseitige Besuche, beschenkt sich, und kleidet sich aufs Beste an. Jedermann kauft sich Etwas, sollten es auch nur neue Schuhe seyn. Am ersten Tage des Jahres werden schon um Mitternacht Raketen losgelassen. Im Frühling wird ein Fest zu Ehren des Ackerbaues gefeyert. Ein anderes Fest fällt im Herbst; dabey werden Laternen, Transparents und ungeheure papierne Fische umhergetragen. Im Monat Julius und August halten die Chinesen grosse Processionen, um Regen und eine gute Ärndte von den Göttern zu erhalten. Im Frühling werden auch Processionen zu Ehren der Todten angestellt. *Schriftarten, Stil, Grammatik.* Über diese Abschnitte werden wir nachher besonders zu reden Gelegenheit haben. *Studien. Prüfungen.* Es giebt wenig Dörfer in China, worin man nicht eine Schule findet; es giebt ihrer in allen Städten und Flecken. Die Regierung unterhält blofs das zu Peking befindliche Collegium, in welchem der Kaiser die Kinder der Grofsen des Reichs erziehen läfst. Die Studirenden müssen sich einer Menge von Prüfungen unterwerfen, bis sie den Grad eines Tsin-tse oder Doctors erhalten. Diese können zu den wichtigsten Ämtern im Staate gelangen. Auch die Soldaten müssen Prüfungen bestehen, und erhalten Titel, wie die Gelehrten. Unter den anderen Volksclassen findet man in China weit mehr Menschen, als in Europa, welche für alle Umstände, wo sie es bedürfen, hinlänglich lesen und schreiben können. *Astronomie.* Die Chinesen setzen ihre Kenntnisse in der Astronomie bis in das früheste Alterthum hinauf; dessenungeachtet sind sie in ihren astronomischen Kenntnissen so weit zurückgeblieben, dass sie zur Einrichtung ihres Ka-

lenders seit langer Zeit der Hülfe von Ausländern benöthigt sind. Dreyhundert Jahre lang hatten die Araber die Leitung des Kalenders, worauf dem Pater *Adam Schaal* dieselbe übertragen wurde; allein als dieser Missionär im Jahre 1664 ins Gefängniss gesetzt wurde: so erfüllten den Kalender neue Irrthümer, so dass der Pater *Verbiest*, dem der Hof die Verbesserung desselben auftrug, im Jahr 1669 einen ganzen Monat wegnehmen musste. Von dieser Zeit an haben die Missionarien die Leitung des Kalenders behalten: allein noch gegenwärtig besorgen diese Patres nur den astronomischen Theil der drey Almanache, welche alle Jahre erscheinen, und die Chinesen fahren fort, den astrologischen Theil zu redigiren. *Regierung.* Die unumschränkte Macht des Kaisers wird noch durch die kindliche Achtung erhöhet, welche die chinesische Regierung unter allen Classen der Unterthanen geflissentlich unterhält. Die Verehrung gegen den Kaiser geht bis zur Anbetung; das Volk betrachtet ihn als den Sohn des Himmels. Aber das Bild, welches der Vf. von der chinesischen Regierung entwirft, ist nicht günstig. „Überall", sagt er, „habe ich bemerkt, dass der Starke den Schwächeren unterdrückt, und dass Jeder, der nur ein wenig Gewalt hat, sich derselben bedient, um Andere zu drücken und zu plagen." Die Mandarinen der Städte suchten sich zum Theil des den Trägern der holländischen Gesandten bestimmten Salariums zu bemächtigen, und schlugen sie sogar, wenn sie sich darüber beschweren wollten. Einer dieser Mandarinen schämte sich nicht, eine Summe von 20,000 Franken zu nehmen, welche unter die chinesischen Bedienten der Gesandten vertheilt werden sollten. Die Gier nach Geschenken herrscht von dem Reichsoberhaupt an bis zu den untersten Beamten. Es giebt keinen Statthalter oder Vice-König, der nicht mit zwey bis drey Millionen Franken seine Stelle verliesse. Ausser dem geheimen Staatsrath des Kaisers, welcher aus den Staatsministern, den Präsidenten der Gerichte und Secretären besteht, sind zu Peking noch sechs Collegia und Tribunale, unter welche die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung vertheilt sind. Auf die Unsicherheit der öffentlichen Beamten in ihren Stellen, und das Streben danach, gründet der Kaiser seine und des Staats Sicherheit. Stets sucht die Regierung unter den Mandarinen gegenseitiges Misstrauen zu unterhalten, und sie dadurch an einer Verbindung gegen die höchste Gewalt zu hindern. Dass man Fremden den Eingang in das Reich verbietet, ist eine Massregel der Politik. Erlaubte man den Europäern, sich in China niederzulassen: so würde ihre alte Regierung bald zusammenstürzen; der Umsturz des Throns der Mongolen, und Indiens Unterjochung, sind für die chinesische Regierung warnende Beyspiele. *Classen der Staatsbürger.* Es giebt in China keinen Adel; kein Stand ist fixirt und erblich. Ein Sohn erbt wohl des Vaters Vermögen, aber nicht seine Würde. Der Stand der Mandarinen ist der angesehenste. Die Kaufleute sind wenig geachtet; man verachtet sogar diejenigen, welche ihr Vaterland des Handels wegen verlassen. Daher sehen die Chinesen auch die europäischen Kaufleute für nicht viel besser als Vagabonden an. *Mandarinen.* Ohnerachtet sie an sehr strenge Gesetze gebunden sind: so sagt doch ein Sprichwort in China: der Kaiser lässt eben so viele Räuber und Wölfe los, als er Mandarinen macht. Man spricht mit den Mandarinen knieend, man müsste denn ein Amt, oder einen Grad haben, welcher davon befreyt. Ein Chinese, der einem Mandarin nicht die gehörige Achtung bezeigen wollte, würde hart bestraft werden. Es giebt neun Classen der Mandarinen, die durch den Schild auf der Brust, durch den Gürtel, und den Knopf auf der Mütze unterschieden werden. *Costum des Kaisers und der Mandarinen.* Die lichtgelbe Farbe hat sich der Kaiser allein für sich und seine Söhne vorbehalten; selbst seine Verwandten und alle Mandarinen tragen nur violette Kleider. *Kriegsmacht.* Nach den Berichten, welche *Barrow* von den Mandarinen erhielt, soll die chinesische Armee eine Million achtmal hundert tausend Mann betragen. Der Vf. zeigt aber, dass man die Zahl der Infanterie nicht höher, als sechsmal hundert Tausend, und die der Reiterey nicht über 242,000 annehmen könne. Die Soldaten werden in den Provinzen, wo sie geboren sind, angeworben, und unter die daselbst liegenden Corps vertheilt. Diese Corps wechseln ihre Garnisonen niemals. Die Regierung glaubt, dass der Officier und Soldat, wenn er in seiner Familie lebt, dieselbe bey Gelegenheit mit desto mehr Muth vertheidigen werde. Der Anzug der chinesischen Soldaten ist nicht sehr geeignet, ihnen ein kriegerisches Ansehen zu geben. Was soll man von Soldaten denken, die sich der Fächer bedienen? Hr. *de Guignes* sah, dass Soldaten in Reihe und Glied in einer Hand die Flinte, und in der anderen Hand einen Regenschirm hielten. Auch müssen sie vor den Mandarinen auf die Kniee fallen; eine Sitte, welche ihnen keine erhebenden Gefühle einflössen kann.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Mainz, b. Kupferberg: *Damian Hessel und seine Raubgenossen.* Actenmässige Nachrichten über einige gefährliche Räuberbanden, ihre Taktik und ihre Schlupfwinkel, nebst Angabe der Mittel, sie zu zerstören. Zunächst für gerichtliche und Polizeybeamte an den Grenzen Deutschlands und Frankreichs, bearbeitet von einem gerichtlichen Beamten. Zweyte, durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst einigen Beylagen, Notizen über Hessels frühere Geschichte und einer Übersicht der Resultate der gegen ihn geführten Untersuchung. Mit 1 Titelkupfer. 1811. 188 S. 8. (S. Rec. der ersten Ausgabe, Jahrgang 1810. Num. 192.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 FEBRUAR, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Voyages à Peking, Manille et l'Isle de France,* faits dans l'intervalle des années 1784 à 1801, par M. *De Guignes* etc.

2) Berlin, b. Hitzig: *Remarques philologiques sur les Voyages en Chine* de M. *De Guignes* etc., par *Sinologus Berolinensis* etc.

3) Ebendaselbst: *Réponse de M. Montucci* à la Lettre de M. *De Guignes* insérée dans les Annales des Voyages publiées par M. *Malte-Brun* etc.

4) St. Petersburg: *Schreiben an Herrn Sinologus Berolinensis* von *Jul. von Klaproth* etc.

5) Leipzig, b. Hinrichs: *Reise nach Peking, Manilla und Isle de France* in den Jahren 1785 bis 1801, von Hn. *de Guignes.* Aus dem Französischen von *K. L. M. Müller* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nur andeuten können wir, dass man in dem Werke des Hn. *de G.* weiter noch sehr interessante Nachrichten über die Befestigungskunst der Chinesen und ihre Artillerie, ferner über die Residenz Peking, die Bevölkerung der verschiedenen Provinzen, die Staatseinkünfte, den Ackerbau, den Handel, und die verschiedenen Handlungs-Etablissements der Europäer in China finde, wovon wir jedoch nichts auszeichnen, um diese Anzeige nicht über die Gebühr zu verlängern. Das Angeführte wird hinlänglich seyn, zu zeigen, dass dieses Werk die vollständigste und getreueste Schilderung des gegenwärtigen Zustandes des chinesischen Reichs enthalte. Viele der geschilderten Gegenstände werden durch die zahlreichen Abbildungen, welche der Atlas enthält, dem Leser vergegenwärtigt und verdeutlicht. Sie sind von Hn. *de G.* selbst gezeichnet, der sie bescheiden nicht als Werke eines Künstlers, der sich von Jugend auf die Fertigkeit, die Natur zu copiren, erworben habe, sondern als Arbeiten eines Liebhabers betrachtet wissen will, welcher, indem er die gesehenen Gegenstände abzeichnet, sich bestrebt, sie dadurch deutlicher kennen zu lehren, als es durch eine ermüdende Beschreibung geschehen kann. Mit Beyseitesetzung alles dessen, was bloss zur Verzierung oder zum Zeitvertreib gedient hätte, suchte er mit möglichster Treue, entweder Scenen darzustellen, von welchen er selbst Zeuge war, oder Tempel, Häuser, Brücken, öffentliche Denkmale, Gräber, Fahrzeuge, Mühlen, Schleusen, kurz Alles, was dazu dienen kann, die Beschaffenheit des Landes, die Sitten und Gebräuche der Einwohner anschaulich kennen zu lernen. Die Charte der Reise-Route des Vfs. von Canton nach Peking, auf zwey Blättern, ist nach der von den Jesuiten herausgegebenen Charte von China entworfen. Auch ist ein Plan von Macao, eine Reisecharte von Macao nach Canton, und eine Charte der philippinischen Inseln beygefügt.

Den Vf. führten seine Reisen zweymal nach Manilla und Isle de France. Die über diese Kolonieen gemachten Bemerkungen theilt er seinen Lesern am Schlusse als Anhang mit. Am ausführlichsten sind die Nachrichten über die philippinischen Inseln, und die beträchtlichste derselben, Manilla, über die Erzeugnisse und den Handel derselben. Kürzer fasst sich der Vf. über Isle de France, weil diese Insel bekannter ist; er beschränkt sich hauptsächlich darauf, ihren Nutzen und ihre Wichtigkeit für Frankreich zu zeigen.

Hr. *de G.* hat, wie bereits bemerkt worden ist, seiner Reisebeschreibung einen Abriss der ältesten Geschichte von China vorausgeschickt. Er beginnt mit Yao, einem Könige, der zwar mehr der Fabel, als der Geschichte angehört, dessen Existenz aber doch wohl nicht in Zweifel zu ziehen ist, welche 2357 Jahre vor den Anfang der christlichen Zeitrechnung gesetzt wird, und schliesst mit dem Tode Ping-van's, 722 vor Chr. G., dem Zeitpunct, da die chinesische Geschichte anfängt zuverlässiger zu werden. Die Begebenheiten, die sich während jenes langen, und uns so entfernt liegenden Zeitraums in China ereignet haben sollen, sind in dem Schu-king, jenem berühmten heiligen Buche der Chinesen, welches der Vater des Vfs. dieser Reisebeschreibung durch eine französische Übersetzung in Europa bekannter gemacht hat, sehr umständlich erzählt. Hr. *de G.* theilt einen grossen Theil dieser Nachrichten mit; aber er beleuchtet sie mit der Fackel der Kritik, und zeigt, durch wie viele höchst unwahrscheinliche Erzählungen und offenbare Widersprüche die Glaubwürdigkeit dieses Buchs vermindert werde, welches für die einzige Quelle der alten chinesischen Geschichte gilt. Nimmt man die sehr häufig eingewebten moralischen und politischen Lehren und Vorschriften, die oft zu kleinen Abhandlungen anwachsen, und die denselben offenbar bloss zum Vehikel dienenden Erzählungen hinweg: so bleibt für die Geschichte nur eine kärgliche Ausbeute. Inzwi-

schen ergiebt sich aus diesem Wenigen so viel, dass jener ganze grosse Zeitraum an wichtigen und bemerkenswerthen Begebenheiten sehr arm war. Indess im westlichen Asien bereits mächtige und cultivirte Reiche existirten, manche sogar aus der Reihe der Staaten bereits wieder verschwunden waren, war China noch ein sehr unbedeutender Staat. „Aus dem dargelegten Abriss," so schliesst Hr. *de G.* denselben, „wird man über den Zustand der chinesischen Nation von den ältesten Zeiten an bis zu dem Jahr 722 vor Chr. Geb. urtheilen können. Man wird daraus sehen, dass von funfzehn Provinzen China's zehen derselben Barbaren inne hatten, die niemals unterjocht wurden, und dass von den fünf übrigen den grössten Theil andere, als Nomaden lebende, Barbaren einnahmen, unter welchen es einige Dörfer und Wohnungen mit bebaueten Ländereyen gab, die man Königreiche nannte; man wird sich endlich überzeugen, dass es kein zahlreiches Volk war, welches ein grosses und mächtiges Reich bildete, sondern ein Volk zusammengesetzt aus verschiedenen herumziehenden Horden, die sich nach Erfordernis der Umstände von einem Ort zu dem anderen begaben." Um die Übersicht zu erleichtern, hat der Vf. eine chronologisch-synchronistische Tabelle beygefügt, welche die auf die Geschichte und Astronomie von China Bezug habenden Ereignisse, von dem Jahr 1122 vor Chr. G. bis auf den Anfang der christlichen Zeitrechnung, enthält, und mit der gleichzeitigen Geschichte anderer Völker in Parallele stellt.

Derjenige Theil dieses reichhaltigen Werks, welcher sich auf die chinesische Sprache und Literatur bezieht, wird in den unter No. 2 angeführten *Remarques philologiques* einer scharfen Kritik unterworfen. Der Vf., welcher sich unter dem Namen *Sinologus Berolinensis* verbirgt, hat seinen, in französischer Sprache geschriebenen, Bemerkungen eine *deutsche* Zuschrift an den „Hn. *Antonio Montucci*, Doctor der Rechte und verschiedener Sprachen Professor," vorgesetzt. Man wird indess aus der Schrift selbst gar bald gewahr, und die Duplik No. 3 sagt es ganz unverholen, dass der *Sinologus Berolinensis* kein anderer, als Hr. D. *Montucci* ist. Jene an sich selbst gerichtete Dedication hat den Zweck, das deutsche Publicum von des Vfs. bisherigen Arbeiten über die chinesische Sprache zu unterrichten, um dasselbe auf seine immer noch vergeblichen Bemühungen um Unterstützung zur Herausgabe eines chinesischen Wörterbuchs aufmerksam zu machen. Dass ein gutes chinesisches Wörterbuch nur von ihm allein geliefert werden könne, davon ist er so gewiss überzeugt, dass er am Schlusse der Zuschrift sich selbst so anredet: „Sie werden aus der Durchlesung dieses ersten Theils meiner philologischen Bemerkungen sich keinen anderen Trost nehmen können, als diesen: *ein nützliches und correctes chinesisches Wörterbuch muss entweder unter Ihrer Leitung aus den europäischen Druckereyen hervorgehen; oder wir erhalten bey unseren Lebzeiten nie ein solches Wörterbuch.*" Seine Erinnerungen gegen Hn. *de Guignes* betreffen zuvörderst das von demselben seinem Abrisse der ältesten Geschichte von China vorgesetzte Verzeichniss der Kaiser mit chinesischen Charakteren. Einen grossen Theil der letzteren erklärt Hr. *Montucci* theils für incorrect, theils für völlig falsch. Zum Beweise giebt er ein mit Bemerkungen begleitetes Verzeichniss, worin statt der von Hn. *de G.* falsch angeführten Charaktere die richtigen gesetzt sind. Hienächst folgen Erinnerungen über das, was *de G.* in seiner Reisebeschreibung von der Secte des Lao-kiun und über die verschiedenen chinesischen Schriftarten sagt. Über die letzteren verbreitet sich Hr. *M.* besonders ausführlich, und es ist nicht zu leugnen, dass er theils aus den Schriften der Missionarien, theils aus seinen eigenen Beobachtungen Mehreres beybringt, was zur Ergänzung und Berichtigung des von *de G.* Gesagten dient; nur wäre zu wünschen, dass er seine Bemerkungen nicht mit so vielem Geräusche und allzu sichtbarem Bestreben, seines Gegners Kenntniss vom Chinesischen auf alle Art zu verkleinern, vorgebracht hätte.

Hr. *de G.* vertheidigte sich gegen die von *M.* gemachten Erinnerungen in den von *Malte-Brun* herausgegebenen *Annales des Voyages*. Die Antwort auf diese Vertheidigung enthält die unter No. 3 angeführte Brochüre, welche unentgeltlich ausgegeben wird. Ein paar Ausfälle, die sich Hr. *M.* in den *Remarques* gelegentlich gegen Hn. *v. Klaproth* erlaubte, veranlassten den letzteren zu dem *Schreiben* (No. 4), in welchem er Erinnerungen über mehrere Behauptungen seines Gegners macht, wodurch dieser von Hn. *v. Klaproths* jetzigen Kenntnissen im Chinesischen ohne Zweifel eine günstigere Meinung zu fassen bewogen werden dürfte. Ein Auszug lässt sich aus dergleichen polemischen Schriften nicht wohl geben. Wir müssen uns begnügen, die Existenz derselben anzuzeigen; für wen der Gegenstand Interesse hat, wird sie sich leicht selbst zu verschaffen wissen.

Die Reisebeschreibung des Hn. *de G.* verdiente gewiss vor vielen anderen literarischen Producten des Auslandes auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Auch haben wir bereits unter dem No. 5 angeführten Titel eine deutsche Übersetzung derselben erhalten. Allein wer in dieser das Werk des französischen Gelehrten vollständig zu erhalten glaubte, würde sich sehr irren. Das Original ist in dieser Übersetzung völlig verstümmelt, und der Übersetzer oder Verleger ist dabey mit einer Unredlichkeit verfahren, die um so ernstlicher gerügt zu werden verdient, je weniger der Käufer auf die Vermuthung kommen kann, ein unvollständiges Buch zu erhalten. Der Titel lässt eine vollständige Übersetzung des ganzen französischen Werks erwarten. Wie das Original, so besteht auch die Übersetzung aus *drey* Theilen. Allein hiebey ist zu bemerken, dass die Übersetzung eigentlich nur *zwey* Bände ausmacht, der erste Band aber, unerachtet fortlaufender Seitenzahlen, dennoch zwey Haupt-Titel hat: *Erster Theil, enthaltend die Reise nach Peking*

(S. 1—250); *zweyter Theil, enthaltend die Reisen nach Manilla und Isle de France*, welche nur die letzten 74 S. des ersten Bandes (S. 253—326) einnehmen. In der Vorrede sagt der Übersetzer: „Man wird freylich finden, dass der Vf. in seinem Reiseberichte ein wenig weitschweifig gewesen ist (ein gänzlich ungegründeter Tadel!). Der Übersetzer hat, wo es sich, *ohne etwas Wichtiges zu unterdrücken*, oder nur zu verändern, thun liess, den Vortrag gedrängter zu machen gesucht, und besonders im Eingange Manches, was nur den Vf. persönlich anging und interessiren konnte, kurz berührt. Allein er hat sich nicht erlaubt, nur das Mindeste zu übergehen, was entweder zur Unterhaltung oder zur Aufklärung des Lesers auch noch so entfernt dienen zu können schien." Mit dieser Versicherung vergleiche man nun die Art, wie der Übersetzer mit dem französischen Werke verfahren ist. *Weggelassen* hat er den *Avant-Propos*, welcher das Verzeichniss der hinterlassenen Schriften von *de Guignes*, dem Vater, enthält, zu deren Herausgabe der Sohn Hoffnung macht, nebst der *Préface;* dann das Verzeichniss der chinesischen Kaiser (T. I. S. XV—XXXVIII des Originals), die Reiseroute von Canton nach Peking (S. XXXIX—LXIII), der Abriss der ältesten Geschichte (S. 1—180), und die chronologischen Tafeln (S. 181—251). Ferner sind im zweyten Bande des Originals folgende Abschnitte weggelassen: über das elastische Gummi; Maschinen zur Bewässerung der Ländereyen; Art die Enteneyer auszubrüten; Adoption (doch ist dieser Artikel in vier Zeilen zusammengezogen); Schriftzeichen und deren verschiedene Arten, Stil, Grammatik, Zahlen (S. 378—407). Im dritten Bande: Bemerkungen über eine von Hn. *Barrow* bekannt gemachte Charte von China zu den Zeiten des Yao; englische und holländische Gesandtschaften; Masse der Schiffe; Reise von Macao nach Canton durch das Innere des Landes; umständliche Erzählung von den Vorfällen, die im Jahr 1784 dadurch veranlasst wurden, dass zu Wampou ein Kanonenschuss zwey Chinesen tödtete. Ausserdem hat der Übersetzer sowohl in der eigentlichen Reisebeschreibung als in den Bemerkungen Mehreres nach Gutdünken weggelassen; auch die Ordnung, in welcher die Abschnitte auf einander folgen, verändert. Sonst ist die Übersetzung frey von Unrichtigkeiten und fliessend. Von den sieben und neunzig Kupfertafeln, welche der zu dem französischen Werke gehörige Atlas enthält, sind der Übersetzung funfzehn beygefügt; aber diese Nachstiche bleiben an Sauberkeit weit hinter den Originalen zurück.

By.

Über die unter No. 2 angezeigten *Remarques philologiques* sind uns von einem anderen Recensenten ausführlichere Bemerkungen mitgetheilt worden, die als Nachtrag zu der vorstehenden Recension hier nicht unschicklich ihren Platz finden werden.

Zu Anfange seiner Schrift verspricht der Vf. Bemerkungen über das *Monument de Yu* nebst einer wörtlichen Übersetzung davon; er scheint aber nicht zu wissen, dass es in China selbst, ausser der von Dr. *H.* bekannt gemachten Umschreibung in neuen Charakteren, noch zwey andere von dieser verschiedene giebt, die für richtiger und authentischer gehalten werden. Die beste von diesen beiden steht in einem, 1716 unter *Khäng-hī* gedruckten Werke, und diese musste der Vf. seiner Übersetzung zum Grunde legen, weil sie sonst immer mangelhaft bleiben wird. — In der Literatur ist dieser Sinologe auch sehr unwissend, wenn er die vom *P. Mailla* verfasste *Histoire générale de la Chine* wirklich für eine Übersetzung des *Thúng-kièn-kāng-mū* hält, da sie doch nur ein sehr magerer Auszug aus der 1692 gedruckten, und an sich schon sehr abgekürzten mandshuischen Übersetzung dieses berühmten Werks ist. — Hätte er aber auch nur diesen Auszug mit Aufmerksamkeit gelesen: so würde er nicht behaupten, dass die Kaiser der jetzigen Dynastie, *Thsīng*, den Jahren ihrer Regierung keine Ehrennamen (*Niên-hhaò*) gäben, und dass diese 1644 mit dem Stamme *Mîng* endigten. — Denn Tom. XI, p. 55 heisst es: . . . . . *Ils firent aussi-tôt publier l'élévation de ce prince et une amnistie générale, avec une déclaration que les années de son règne s'appelleroint Khang-hy.* — Vol. XI, p. 370: . . . . *J'ordonne que cette année soit apellée, la première de Yong-tching, ou de la concorde perpetuelle* — und Vol. XI, p. 509: *Ce prince en montant sur le trône, donna aux années de son règne, le nom de Kien-long, c'est-à-dire bienfait du ciel etc.*

Eine der wunderlichsten Paradoxen, die der Vf. aufstellt, ist die Behauptung, dass man in den, in Europa über chinesische Literatur herauszugebenden Werken, die Charaktere nach Art der mit dem Pinsel geschriebenen (*Hìng-schū*) liefern solle, und nicht die weit richtigeren und vollständigen, *Tschingtsée* genannten, deren man sich gewöhnlich in China selbst beym Drucke bedient, dazu gebrauchen dürfe. — Beide Schriftarten sind ja von einander sehr wenig unterschieden, und ein Europäer, der aus dem Chinesischen übersetzen will, hat es immer weit mehr mit der letzten zu thun. — Was der Vf. über die Grundstriche der Charaktere beybringt, ist sehr richtig und neu, und allem dem vorzuziehen, was *Bayer* und *Fourmont* über diesen Gegenstand geschrieben haben. Um aber die Mängel der chinesischen Sprache so zu entschuldigen, wie diess S. 41 und 42 geschieht, dazu gehört wirklich, wie sich der Vf. an einer anderen Stelle ausdrückt, ein guter Theil *Enthousiasme*, den der Sinologe in vollem Masse besitzt. — Von S. 43—60 folgt nun eine *Correction détaillée des caractères Chinois incorrectes qui se trouvent dans le Tom. I des voyages de Mr. de Guignes*, mit Anmerkungen, die den gegründeten Tadel des Vfs. rechtfertigen. Hierauf geht er alle mangelhaften Artikel des ersten Bandes durch, und verbessert sie. Seine Bemerkungen sind gewöhnlich richtig und treffend, und er hat sich bemüht, alle

Stellen aus früher gedruckten Werken anzuzeigen, aus denen Hr. *de G.* geschöpft, und die er zum Theil missverstanden hat. — S. 83 behauptet unser Vf. die Identität der Charaktere *Kiäi-chü* und *Hing-schü*, da sie doch sehr von einander abweichen, und fügt in einer Note hinzu: *Il faut pourtant que cette dénomination (Hing-schü) existe dans quelques livres Chinois, puisque plusieurs Missionnaires ont ainsi nommé les caractères modernes; mais pour l'auteur Lieoute, et l'époque où il a fleuri, je soutiens qu'ils n'existent que dans le Tom. IXme des Mémoires aux pp citées.* — Folgende Stelle aus dem *Khiùng-schü-pi-khaò* (Vol. I. p. 60), einem von *Yuèn-hôang* unter der Dynastie *Ming* verfassten Werke über chinesische Literatur, das 1642 zum zweyten Male gedruckt wurde, beweist den Ungrund dieser vom Sinologen aufgestellten Hypothese: *Kiäi-schü-tschè, Tschüng iâo sò tsò, yeù guéi Tsching-schü. Hing-schü tschè, In-thschüen Liëu-tě-schīng sò tsò*, d. i. die *Kiäi-schü* wurden vom *Tschäng-iaô* erfunden, und heissen auch *Tsching-schü* (gerade Schrift), die *Hing-schü* aber vom *Liëu-tě-schīng* aus *In-thschüen*. — Der Unterschied beider Schriftarten ist indessen nicht grösser, als der zwischen unser Druck- und Cursiv-Schrift, und das Wort *Hing-schü* selbst bedeutet *currens scriptura.* — Proben der letzten finden sich in den *philosoph. Transact.* Vol. LIX. Tab. 22. 28. 29. 30 und 31 — *Hist. gén. de la Chine par Mailla.* Vol. I. p. 149 und 155 u. s. w. Dagegen sind alle Charaktere in *Fourmonts* Werken *Kiäi-schü.* — Über die ältesten *Khō-tèu* genannten Schriftzeichen, bringt der Vf. viel Verworrenes bey, indem er sie mit späteren ähnlich genannten, aber mit anderen Charakteren geschriebenen verwechselt. Die Bedeutung der ersten Benennung (wie sie in *Hager's Explanation* p. XXVII geschrieben ist) ist lateinisch *gyrinus*, ein Name der jungen Frösche in ihrer ersten Verwandelung (plattdeutsch *Kaulpedden*), denn in einem chinesisch-italiänischen Wörterbuche, welches in China selbst geschrieben und sehr vollständig ist, wird diess Wort durch *cazzuola, girino* übersetzt, in einem anderen *par ordre des matières* mit portugiesischer Erklärung, die ins Holländische übersetzt ist, durch: *razinha, sapinho* (holländisch *Donder paddetjes*). Das andere Wort *Khō-tèu* aber ist der Name kleiner Würmer, die das Holz zernagen, wodurch auf demselben allerley Figuren und Schnörkel gebildet werden. In der letzten Schriftart war die Copie der *Schü-kīng* geschrieben, die in der Mauer eines Hauses der Familie des Confucius gefunden, und von *Khùng-ngān-kuě* bearbeitet wurde. — S. 100 übersetzt der Vf. die Erklärung der ersten *Khō-tèu* (aus dem *Tsèe-guéy* Vol. X. p. 67) *Hià-mâ-tsèe* durch *les petits des insectes apelés hia et ma.* — *Hià-mâ* aber ist ein Wort, und wird in dem eben erwähnten chines.-italiän. Wörterbuche durch *botta, rospo* (d. i. Kröte) erklärt. — Die beiden S. 99, 105 und 111 gelieferten alten Charaktere bedeuten durchaus nicht *Sīng, stella*, und *kiéu, interponere aliquid, ut diem*, sondern *sīn*, Herz, und *vèn*, hören. Da sich der erste (*Herz*) in *Thsièn-tsèe-vèn*, welches der Vf. so oft citirt, unter No. 389 in seiner alten Form findet, so wie auch der *Stern* bedeutende, den er damit verwechselt hat, unter No. 413: so ist dieser Fehler, der einen sehr bekannten Buchstaben betrifft, unverzeihlich. Von S. 126—130 declamirt der Vf. auf eine sehr komische Art gegen die jetzt allgemein angenommenen 214 Elementarzeichen der Chinesen, woraus man sieht, wie viel Mühe es ihm ohne Lehrer gemacht haben muss, sich das System derselben und die Fertigkeit, im Wörterbuche nachzuschlagen, zu eigen zu machen. Rec. kennt aber nichts Scharfsinnigeres und besser Erdachtes, als gerade diess System der 214 Schlüssel, das alle übrigen älteren als unvollkommen hinter sich zurück läst, weshalb es auch im *Khāng-hȳ-tsèe-tièn* beybehalten worden ist. Es ist ein würdiges Seitenstück zum linéeischen Pflanzensystem; und so wie diess seine Kryptogamisten hat: so hat jenes auch eine Classe von Charakteren, deren Grundzeichen schwer aufzufinden ist, die ihm unter dem Titel *Kièn-tsèe* vorangeht, in der aber doch die Schlüssel derselben angezeigt werden, so dass man sie nachher leicht im System finden kann. *Bayers* mageres Wörterbuch im *Museo Sinico* ist eben dadurch ganz unbrauchbar geworden, dass er von dieser einzigen richtigen Classification der Buchstaben abgegangen ist, und selbst eine neue erfinden wollte.

Das Wichtigste in diesen *Remarques* ist die aufgestellte Lehre von den *Sée-schīng* oder vier Tönen der Wörter, die der Vf. vollkommen gegen die alte von *fünfen* bewiesen hat. Dennoch muss man die von *P. J. Pantoja* erfundenen Zeichen für *fünf Töne* beybehalten, weil einer derselben der *Phīng-sch ng* in zwey Abtheilungen zerfällt, nämlich in den *Schàng-phīng* und *Hiá-phīng*, eine Eintheilung, die in allen Wörterbüchern, die nach der Assonanz geordnet sind, beybehalten ist, wie im *Tsching-yún-thüng, Thüng-vèn, U-fäng-yuèn-ŷn, Liě-üng-schī-yún, Tsiü-fuén-yún-liö* u. s. w. Es ist daher zu tadeln, dass sich der Vf. weder dieser noch anderer Tonzeichen bedient hat. — Am Ende des Werks giebt er noch einmal alle in demselben vorkommenden Charaktere, und es wäre zu wünschen gewesen, dass er ihnen nicht nur die Aussprache, sondern auch die Bedeutung jeder einzelnen beygefügt hätte, wodurch er seinen Lesern einen bedeutenden Vortheil gestiftet haben würde, indem man so wenige Charaktererklärungen besitzt; denn *Bayers Museum Sinicum* ist fast gar nicht zu brauchen, und *Fourmont* hat sich in seinen gedruckten Werken gar nicht darauf eingelassen, weil er ein grosses Wörterbuch herauszugeben dachte. Indem wir die Anzeige dieser Schrift schliessen, wünschen wir, dass in der Folge der Vf., der sehr viel Gutes liefern konnte, aufhören möge zu polemisiren, und uns wirklich nützliche Untersuchungen über die chinesische Literatur liefere.

C. S. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 FEBRUAR, 1811.

GESCHICHTE.

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Geschichte des Fürstenthums Hildesheim*, von *Franz Anton Blum*, Hofrath zu Hannover. Zweyter Band. 1807. 422 S. (ohne Register und Vorrede). kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Über den ersten Theil dieses Werks haben wir im Jahrg. 1807 dieser Blätter No. 99 unser Urtheil niedergelegt, und gezeigt, welcher Geist darin vorherrschend sey. Vortheilhafter können wir auch über den vorliegenden Theil (der das 10 und 11 Jahrh. umfasst) nicht urtheilen, da er nicht weniger die Fehler jenes zur Mitgift erhalten hat. Dieselbe Weitläuftigkeit des Plans und der Ausführung, dasselbe Herbeyziehen anderwärts besser dargestellter und hier nutzloser Ereignisse aus der Reichsgeschichte, derselbe gänzliche Mangel an Kritik, dasselbe Umherirren und Festgebanntseyn in den Steppen später Chronisten, dasselbe Wiederschmelzen gehaltloser, ausgenutzter und daher längst verworfener Fabelschlacken, hat uns auch hier bedauern lassen, dass so viel guter Wille, so viel Fleiss und Mühe (noch im Jahr 1804 suchte der Vf. an Ort und Stelle die wahre Lage alter Burgen zu bestimmen 338), die Benutzung so vieler, Anderen bisher und vielleicht für immer verborgener und nur bey ihm vereinter Sammlungen (von den Urkunden reden wir später noch) nicht von mehr historischem Talent, Kraft und lebendiger Kenntniss des Wesens der Geschichte begleitet waren, und kein schöneres Resultat zur Folge hatten. Uns ist klar, der Vf., einmal von seinen vielen inländischen älteren Hülfsmitteln festgehalten, habe es verschmäht, sich bey anderen, namentlich den neueren Geschichtsforschern, Raths zu erholen; habe, die Manier jener sich aneignend, nach den guten und trefflichen Mustern, die seitdem für die Geschichtschreibung wohlthätig und glänzend aufgestiegen, nicht gefragt, ein Versehen, das bitter gerächt ist. — Was der Vf. für Gewährsmänner hat, das ist ihm einerley, ob sie gleichzeitig oder ganz neu, in einem übeln oder guten Ruf stehen: so werden S. 4 *Calvör* und *Lauenstein* citirt, um die Behauptung zu beweisen, Bischof *Walbert* (903) „sey aus dem hohen Geschlecht der *Albatiner*" entsprossen. Können denn diese solche frühe Begebenheiten beweisen? Giebt es *gleichzeitige* und bessere, warum nicht sie allein mit Beseitigung jener Stoppler angeführt, und finden sich solche nicht, nun auf dieser Behaupten hin sollen wir doch nichts glauben? Weiter sagt der Vf.: *alle Schriftsteller*, welche diesen Bischof erwähnen, schildern ihn u. s. w.; das sind — *Bruschius*, *Bucellinus* und *Kranz*. Daher auch eine so bunte Rangordnung in den *gehäuften* Citaten (z. B. S. 58); zwischen den ebenerwähnten Autoren, *Harenberg* und *Leukfeld* etc. stehen *Ditmar* und *Tangmar* mitten inne. Es ist schwer zu enträthseln, warum der Vf. so wenig auf die ersten Quellen zurückgeht, lieber aus der zehnten Hand nehmen, und auf Compilatoren ohne Geist und Verstand trauen will, welche von jenen Quellen so entfernt stehen, ihren Strom getrübt und garstigen Schlamm hinzugeleitet haben. Für die Fehden König Conrads I und Herzog Heinrichs von Sachsen wird nicht etwa *Wittichind*, nein, *Leukfeld* und *Fabricius* aufgerufen. Als Repräsentanten der Meinung, welche den Bischof Bernward zu einem Grafen aus dem sommerschenburgschen Geschlecht macht, werden S. 64 viele Autoren citirt; aber kommen sie denn dem Alter des *browerschen* Codex des Lebens dieses Bischofs von *Tangmar* gleich, in welchem diese Meinung allein ausgedrückt ist (da die bezeichnenden Worte in den anderen Handschriften fehlen)? Auf diesen Codex musste allein gesehen und er geprüft werden, denn auf sein Alter, und wie sich die gedachte Stelle darin findet, kommt alles an; alle späteren Sagen sind ohne ihn unbrauchbar; verglichen was *Leibnitz* Praef. T. I. No. XXXI gesagt hat. Bis jetzt ist es wahrscheinlicher, dass die entscheidenden Worte „*de Sommerschenburg*" eine spätere Glosse sind. Wie aber der Vf. den erwähnten Bischof zu einem Grafen von Olsburg, mit Beziehung auf Tangmar S. 456 machen kann, sieht Rec. nicht. Im ersten Theil S. 296 konnte der Vf. bey Erwähnung der *falk'schen* ganz richtigen Behauptung, dass es vor dem 11 Jahrh. keine Grafen von Winzenburg gegeben habe, fragen: „Aber warum sollte die einzige Stelle der *reinhäuser* Chronik alle anderen Nachrichten und Traditionen aufwiegen?" Die Antwort hätte sich der Vf. gar leicht geben können: weil der Chronist nicht nur gleichzeitig ist, sondern auch in nahen Verhältnissen mit der winzenburgschen Familie stand, alle Umstände, die er erzählt, genau wissen konnte, seine Erzählung mit einem natürlichen Gange der Dinge, mit anderen ächten Nachrichten und Urkunden im besten Verein steht, also schon desshalb noch so viele Traditionen und Nachrichten, deren Ursprung wir erst drey oder

vier Jahrhunderte später in der verdächtigsten Gesellschaft und unter überwiesenen Falschmünzern antreffen, nicht mehr in den mindesten Betracht kommen können; weil überhaupt Traditionen (Sagen) sehr selten etwas Wahres haben, dieses nicht nur sehr entstellt liefern, und deshalb die genaueste Prüfung und sorgfältigste Vorsicht bey der Anwendung fodern, überhaupt unter Sagen und Sagen ein groser Unterschied ist (in Völkersagen ist wohl Manches verborgen), solche aber, welche im 16 Jahrh. Genealogieen und Abstammungen aus dem 9 und 10 mittheilen wollen, historisch-kritische Undinge sind. Wer diesen nothwendigen Faden nicht ergreifen kann, der steige lieber nicht in das Labyrinth so früher Zeiten herab. Aber weil der *reinhäuser* Chronik nicht getrauet wurde: so sind hier falsche Winzenburger aufgestellt. Es ist sehr wahrscheinlich, dass das Geschlecht der Grafen von Vormpach und Reinhausen erst durch Bischof Udo Winzenburg als hildesheimisches Lehn erhalten habe. Auch das Fantom einer alten Grafschaft *Ringelheim* will noch immer der gesunden Kritik nicht weichen. Weil Graf Immuth daselbst 940 ein Kloster gestiftet: so muss er *Erbgraf von Ringelheim* gewesen seyn, dem Kloster muss er die ganze *Grafschaft* gegeben haben, denn das Hochstift bekam sie 1151, weil es *das Kloster* erhielt. Mehrmals wird auf der Grafschaft altes Wappen hingewiesen, dessen Identität mit dem an einer Statue der Königin Mathilde (Gattin Heinrichs I) zu *Harzburg* (*„noch zu dieser Stunde“* nach *Eckstorms* Chronik) deren Abkunft aus Ringelheims Hause beurkundet. Es ist ärgerlich, mit so etwas im 19 Jahrh. noch sich streiten zu müssen. Nicht einmal die Angabe ist richtig. Nicht nach Harzburg, wo man kaum den Platz der alten Burg noch findet, sondern nach Herzberg weist uns *Eckstorm*. Da mag ehemals ein Herzog von Braunschweig sein Haus mit Abbildungen vermeinter Ahnen ausgeziert haben; aber wann war das, als die genealogischen Fabeln schon im Munde des gelehrten Pöbels umgingen? Fast in allen Schlössern unserer alten erlauchten Häuser trifft man Stammbäume, Ahnentafeln und Gemälde an, die aus Sagen des 16 Jahrh. zusammengesetzt und aufgeputzt sind. Aber welcher Historiker wird ihnen folgen, wer wird noch jetzt Geschlechtswappen im 10 Jahrh. annehmen? War Graf Immuth aus dem wittekindschen Geschlecht: so müssen bessere Beweise dafür aufgestellt werden. Wohin rechnen wir folgende Bemerkungen? Heinrich I wurde durch die Streitigkeiten mit Conrad I bewogen, mehrentheils ausser seinem Vaterlande zu leben S. 10; die Pfalzgrafen waren *Mitregenten* der Herzoge 205; die Markgrafschaften eingeschränkte Herzogthümer 206; bey der Übertragung des Herzogthums Sachsen an Billung behielt sich die ottonische Familie ihre Erbgüter *als ein Erbfürstenthum* vor, das sie nachmals einem ihres Stammes, der den *Titel* eines *Markgrafen von Sachsen* führte, überliess (291 und 294. Will man auch die unhaltbar scheinende directe Abstammung des braunschweigschen Grafenhauses vom Stamme der Ottonen zugeben: so wurde doch erst weit später der vorletzte männliche Sprosse Ekbert ein Markgraf *in Thüringen* durch die Gunst Heinrichs IV). Ludolf heisst *Erbprinz* (295); Lothar belehnt seinen Schwiegersohn mit der *Kur und Markgrafschaft Sachsen* 298; beym Abgang der Karolinger ist Niedersachsen noch *wüste!* Ganz in diesem Geiste sind die Darstellungen des Adels, des Lehnwesens, der Ministerialität, des Zustandes der Bauern ausgefallen. Die Nachrichten von den im 10 und 11 Jahrh. im Fürstenthum vorhandenen Familien des hohen und niederen Adels gehören hier gar noch nicht her, denn nicht einmal von dem ersteren ist die Existenz eines einzigen zu erweisen (nur bey *Peine* sind schwache Spuren der Wahrscheinlichkeit); weniger noch mit ihren nachherigen Namen, denn Dassel ist noch unter Nordheim wahrscheinlich verborgen, dieses aber, welches Homburg besass, ist ganz ausgelassen. Von allen Geschlechtern des niederen Adels, deren der Vf. 25 aufzählt, von denen *Rüxners* Turnierbuch und *Lezners* Fabeln etwas zu sagen wissen, kommt auch nicht ein einziges in dieser Periode in wahren Nachrichten vor. Wir beziehen uns, der Kürze wegen, auf *Schmidts* fleissige Forschungen (Beyträge zur Geschichte des Adels, 2 Bände). Ob es Spott seyn soll mit dem Leser, wenn S. 400 *wahrhaft authentische* Nachrichten erst im 3 Theile versprochen werden? Die Grafen von Wassel würden in die erste Classe gehören, und bey ihnen noch der *Annalisse Saxo* S. 661 zu benutzen seyn. Dagegen greift der Vf. wohl wieder andere Sachen an. So will er die bekannte Ehestiftungsurkunde zwischen Otto II und der Theophania von 972, die in den *Orig. Guelf.* T. 4 ganz in Kupfer gestochen befindlich ist, für kein Original gelten lassen. Eine merkwürdige Abschrift fürwahr! mit solcher Pracht und Kunst, mit goldenen Buchstaben, in diesem Format! Auch hat noch kein Diplomatiker Zweifel erhoben. Es hat uns an mehreren Stellen geschienen, als ob der Vf. juristische Beweise mit historischen verwechsele: dort in dem Streit über Mein und Dein werden tadelfreye Originale zum vollen Beweise erfodert, und der *Richter* kann in der Regel auf Abschriften, wenn sie auch alt sind, keine Rücksicht nehmen; anders der Historiker, der nur der Wahrheit nachgräbt, und dabey von ganz anderen Formen geleitet wird; er ist zufrieden, wenn er nur Abschriften der Urkunden übrig hat, denen keine inneren Mängel vorgeworfen werden können. So finden wir, dass der Vf. sich auf Originale beruft, und nur diese anführt, niemals Diplomatarien, Copialbücher: sollte es diese von den hildesheimischen Stiftern nicht geben? Wo ist das geblieben, welches Harenberg hatte? sah der Vf. die hannöverischen nie ein? Hildesheim habe (S. 44) über alle seine Rechte und Besitzungen aus dem 9 und 10 Jahrh. *kein Original* aufzuweisen. Zur Vollständigkeit dieser ganz interessanten Notiz wäre es nöthig gewesen zu sagen, auf welche Art diese Urkunden sich erhalten haben, wie alt die Ab-

schriften? S. 139. Bey der Erwerbung von *Westerhof* hätte auf *Leibnitz* I, 757 hingewiesen seyn sollen, eine Nachricht, welche *Lezners* Vorgeben geradehin befriedigt, bis bessere Gründe für einen schon vorher einmal Statt gefundenen Besitz beygebracht werden. S. 134. Güter, die Bischof Bernward „aus der *Hinterlassenschaft* Otto's III gekauft," ist zweydeutig. Hat er sie von Otto's Allodial-Erbe erworben? Aber es fand nach dem Aussterben des sächsischen Hauses keine Sonderung des Staats und Privatvermögens Statt (S. 274, wo ist der Unterschied zwischen königl. Grundeigenthum und Familiengut der sächsischen Könige gegründet?), beides war schon in einander verschmolzen, und blieb dem Reiche. Oder sollen die Worte heissen: aus dem, was Otto ihm (etwa durch Testament) zuwandte? Das *Chron. ep. Hild.* bey *Leibnitz* 2, 789 sagt: „*de Thesauro Ottonis III emit*," aber die Chronik ist jung und voll Fabeln. Von Benno (312) hätte mehr gesagt werden können; sein Leben steht bey Eccard II, 2161. Doch wir wollen aufhören, noch mehr Fehler hervorzuziehen.

Dieser Band enthält zwey Abtheilungen, und in der ersten die Geschichte der Bischöfe. Der gröſste Theil von dem, was, um die Magerkeit dieses Feldes zu umhüllen, hier hereingezogen ist, fand einen besseren Platz in der folgenden Abtheilung; jetzt entstehen häufige Wiederholungen. Die zweyte Abth. hat zwey Capitel. Im ersten wird eine Darstellung der Regierungs- und Staats-Verfassung Deutschlands *im Allgemeinen* gegeben. Wer aber verlangt die in einer Specialgeschichte? Was aus ihrem Füllhorn die Reichsgeschichte der Geschichte des hildesheimischen Territoriums leihen muſste, das Wenige, was nicht *vorausgesetzt* werden konnte, die Ansichten, welche allein dem Vf. angehörten (wenn es deren gäbe), das lieſs sich wieder richtiger und kurz dem zweyten Capitel, worin der Zustand des Fürstenthums („des Landes zwischen Elbe und Weser" 286!) entwickelt wird, einverleiben. Die Specialgeschichte soll die allgemeine erläutern, erhellen, bereichern, aber in ihr sollen nicht, in verkehrter Ordnung, die Bogen aus dieser gefüllt werden. — Der 5 Abschnitt dieses 2 Cap. enthält „geographische Nachrichten über das Fürstenth. Hildesh. aus dem 10 und 11 Jahrh.", eine der besseren Parthieen des Werks, weshalb wir uns auch noch etwas dabey verweilen wollen. S. 335 setzt der Vf. Goslar in den *Harzgau;* das ist aber nicht möglich, denn dieser endete mit dem halberstädtschen Sprengel an der Ocker, und das, was *Heinecke*, auf welchen sich der Vf. wohl vornehmlich stützte, dagegen vorbringen will, verdient den Namen von Gründen gar nicht; denn wenn auch einmal eine Urkunde einen Ort westlich der Ocker zum Harzgau rechnete: so weiſs man ja, daſs an den Grenzen oft Verwechselungen vorfallen. So viel wir wissen, ist selten ein Gau unter mehrere Bisthümer getheilt gewesen; Ausnahmen müsten also bewiesen werden, und Ludwigs I Urkunde für Halberstadt weiset den Harzgau gar zu klar lediglich zu diesem Sprengel. Die von *Heinecke* herbeygezogene Urkunde Heinrichs V beweist gar nicht, was sie soll. Ohne Zweifel wird Goslar zum Wensigau gehört haben, wohin Jerstedt, Lutter eingekreist waren. Was von der Pfalz *Werla* gesagt ist, gründet sich auf des Vfs. bekannte Disputation über diesen Gegenstand; aber das, was *Holzmann* im *hercyn. Archiv* S. 300 dagegen erinnert hat, ist nicht beachtet, besonders die neue, der Lage wegen, schon sehr für sich einnehmende Meinung, von der S. 316 die Rede ist, und für welche auch Urkunden beygebracht sind. Die Geschichte Goslars bedarf einer starken Sichtung. S. 339 *Lochten* (Süthlochtenheim) kommt in einer ungedruckten Urkunde Bischof Herrand von Halberstadt von 1096 vor, so wie auch wenigstens 1114 bey *Semler* (Sammlungen zur Beförderung theol. Gelehrs. 1 St. 156), wonach das Kloster Ilsenburg, welches schon Zehntherr und meistentheils Grundeigenthümer war, 3 Manse daselbst von den Pfalzgrafen von Goseck (nicht Sommerschenburg) kaufte; Wenderode, das auch noch im Amt Vienenburg lag, kommt in der Stiftungsurkunde von Ilsenburg 1018 als Winederode bey *Leibnitz* 3, 690 vor. Alles freylich ohne Angaben des Gaus. Dieſs Wenige nur als Beyspiel von dem kleinsten Amte des Fürstenthums, wie genau man untersuchen muſs, um in der Geographie des Mittelalters nicht zu wenig zu thun. Auffallend war es übrigens auch dem Rec., daſs der Vf. die Eintheilung in Ämter seiner geographischen Aufzählung zum Grunde legt, und dennoch die Gaue aufsucht. Das Alter, Frühervorhandenseyn, und die Entwickelung, welche aus ihr erfolgte, mithin die leichtere Übersicht und Klarheit, scheinen doch wohl zu fodern, daſs man zuerst den Umfang und die Zubehörungen eines Gaues aufsuche, zum Grunde lege, und dann erst Vergleichungen mit dem vorhandenen Zustande anstelle, wie er nämlich zur Zeit war, als der Vf. schrieb; seitdem ist eine andere Einkreisung vorgenommen, auf welche aber wohl noch keine Rücksicht genommen werden durfte, da sie dem Vf. mit Recht nicht fest und dauerhaft genug zu seyn schien. Der Vf. verspricht beym 3 Theile eine Charte zu diesen geographischen Erörterungen, ein desto verdienstlicheres Unternehmen, je weniger wir mit solchen Hülfsmitteln unterstützt sind. Wie er sie anlegen will, darüber erklärt er sich nicht. Wir können wohl hoffen, daſs sie sich nicht, wie es in jenen Erörterungen, mit einigem Schein, noch zuläſsig seyn mochte, auf die Grenzen des Fürstenthums beschränken, und so mehrere Gaue nur zum Theil liefern werde. Denn auf einer Charte dieser Zeit wird doch die damalige Eintheilung nicht fehlen. Eine solche Zerstückelung würde gänzlich falsch seyn (denn es gilt hier die Geographie des Mittelalters, wie die Landesgrenzen waren, zeigen die neueren Charten), und der Arbeit die Hälfte ihrer Verdienstlichkeit rauben. Er wird also die hildesheimische Diöces (aus der das Fürstenthum entstanden) zum Grunde legen, und

was ausserhalb derselben zum Fürstenthum gehörte, nur anhangsweise mitnehmen, wenn er nicht lieber die Charte bis dahin erwarten will. Wir empfehlen dem Zeichner und Stecher die schöne Gaucharte im 2 Band der *wenk'schen* Geschichte von Hessen, die bis jetzt alle ähnlichen, auch die sonst brave in von *Schultes* hist. Schrift. B. 2, übertrifft; die in den *act. acad. Theod.-Palat.* bestimmen oft die Grenzen nicht genau und scharf genug. Möchte es doch dem Vf. gefallen, auch die kirchliche Eintheilung nach Archidiakonaten oder Bannen bey der Ausmittelung der politischen zu Rathe zu ziehen! Nach S. 308 scheint es, als kenne er diese grosse Hülfe nicht, oder verschmähe sie. Er sagt daselbst: „Der hildesheimische Kirchsprengel bestand aus den Districten von Goslar, Barum, Sesen, Denstorf und Schwedenstedt. Man hat keine Nachricht von anderen Bannen in demselben, denen Chorherren als Archidiakonen vorgesetzt waren." Die anderen also, die nicht in den Händen der Domherren waren, sind nicht einmal werth erwähnt zu werden? Aber das Archidiakonat zu Elze wurde ja 1352 mit der Kellerey vereinigt (*Baring clav. dipl.* 502); das Archidiakonat zu Alfeld scheint nach *Harenberg* 918 (Rec. hat das Werk nicht gleich bey der Hand) ebenfalls im Besitz eines hildesh. Domherrn gewesen zu seyn; dagegen war das Archidiakonat zu Goslar (von dem *Heinecke* 291 einen kümmerlichen Brocken mittheilt) wohl später mit der Probstey des Moritzberges verbunden (*Leukf. et Walkenr.* 129); vorher besass es wenigstens einmal der Domprobst *Eccard* 2, 2165. Sollten denn *Grupens Origines Hildesienses* ganz verloren gegangen seyn, die doch schon ausgearbeitet waren (dessen *Orig. germ.* 2, 282)? darin würden ohne Zweifel die Archidiakonate des Stifts Hildesheim sehr ins Licht gebracht seyn, worüber *Pertsch* viel zu wünschen übrig gelassen hat. (Vom Urspr. der Archidiak. S. 503—544.) Möchte uns doch der Vf. alte hildesheimische Archidiakonat-Register in dem *versprochenen Codex diplomaticus* mittheilen! Zur baldigen Herausgabe desselben müssen wir ihn um so mehr aufmuntern, da er in diesem Theile sich öfter auf ungedruckte Urkunden bezieht (von den Jahren 1001, 1021, 1022 u. s. w.), was allerdings ein Vorzug dieses Theils ist, von denen einige sehr interessant scheinen. Die S. 164 erwähnte Urkunde von 1062 steht nicht im *Falke*, wohl aber im *Heinecke* und in der (*möschelschen*) Geschichte des Stiftes auf dem Petersberge 1757. S. 18 mit allerdings bedeutenden Varianten; nach diesem Abdruck liegt Partunlep im *Harteringowe*, da *Heinecke* Nordthuringen liest, und die Stelle von dem hildesheimischen Bischofe, welche dieser aus politischen Gründen unterdrücken zu müssen glaubte, fehlt bey *Möschel* nicht mehr. Aber aus eben solchen Gründen (das Stift wollte einen *Bezirk* um sein altes Kloster haben, dafür wurde ein Besitztitel gesucht) könnte er auch wohl den Harzgau hineincorrigirt haben. Nun die Urkunde ist doch noch in Goslar, wird uns Niemand von der wahren Lesart Nachricht geben? In eben der Geschichte befindet sich auch schon die Urkunde von 1064, welche S. 165 als ungedruckt erwähnt wird. *Hempel* hat viele Werke übergangen, und durch die Herausgabe eines solchen *Codex diplomaticus* würde der Vf. ein sehr verdienstliches Werk liefern, von dem er mehr Gewinn, als von dieser Geschichtschreibung erlangen kann. Denn die Sammler reiner Materialien sind weit mehr zu loben, als die, welche es für eine unerlässliche Verpflichtung ihres Sammlerfleisses halten alles auch selbst zu verarbeiten. Doch ist das gewöhnlicher der Fall. Darüber verlieren sie, was ihnen schon gewiss war. Wie mancher ist als Geschichtschreiber vergessen, der als Sammler und Herausgeber ungedruckter Nachrichten stets unentbehrlich seyn wird! *Eccards corpus histor. med. aevi* wird gesucht werden, wenn seine kecken genealogischen Gebäude Keiner mehr achtet. Viele Schriftsteller müssen wir aufschlagen, um der Urkunden willen, welche sie einschalteten, während wir die ganze Fluth des Gewäsches, worin diese eingetaucht sind, überspringen. Es ist gewiss mehr Ehre dabey, neue und richtige Materialien zu liefern, und ihrer sind viele noch für Deutschland zurück, als ein Historiker niederen Grades zu seyn. Möchte doch Jeder lernen, was zu seinem Frieden dient!

K. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Breslau*, b. Korn: *Leben und Thaten eines preussischen Regiments-Tambours.* Von ihm selbst beschrieben in seinem 93ten Lebensjahre. Eine Unterhaltung für Partisane. Mit einem Kupfer. 1810. 84 S. 8. (8 gr.) Der ehemalige Regiments-Tambour, der hier als Selbstbiograph auftritt, heisst *Joseph Ferdinand Dreyer*, und bekleidet jetzt das Amt eines Schlüssel-Majors in der Stadt und Festung Glatz. Es ist interessant, diese Stimme aus alter Zeit zu vernehmen, und einen alten Krieger über den Krieg und das Kriegswesen in seiner Weise sprechen zu hören. Um die Aufmerksamkeit der Partisane zu wecken, dürfen wir bloss das Verzeichniss der von dem Vf. während des siebenjährigen Krieges gefangen genommenen Mannschaften und gemachten Eroberungen an Vieh hersetzen. Dieses Verzeichniss führet auf: 1 General, 1 Obristen, 2 Obrist-Lieutenants, 3 Majors, 2 Rittmeister, 15 Lieutenants, 1 Fähndrich, 1 Cornet, 31 Gefreyte, 891 Gemeine, 8 Wachtmeister, 64 Corporals; 630 Pferde, 500 Ochsen, 116 Kühe, 78 Kälber, 54 Schweine, 111 Schafe, 9 Ziegen, 56 Maulthiere — und 1 Kanone. Aus 16 Batailien, zwey Überfällen, und zwey Belagerungen ist er, zwar nicht unverwundet, aber doch ohne lebensgefährliche Verwundung, immer als braver Soldat gegangen, und ist in seinem hohen Alter noch so stark, dass er noch Reisen zu Fusse 4 bis 5 Meilen weit in einem Tage macht, und immer noch Empfindungen gegen das andere Geschlecht hat. Seine beygebrachten Bemerkungen sind zwar nicht durchaus neu, aber leider durchaus wahr. Das Kupfer, welches besser seyn könnte, stellt die Rettung des Oberamtmanns und Pfarrers von Neuschloss in Schlesien aus den Händen der barbarischen Kosaken vor.

Bcd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 FEBRUAR, 1811.

MATHEMATIK.

München, b. Lindauer: *Théorie et Tables d'une nouvelle fonction transcendante* par *Soldner*. 1809. 46 S. 4. (1 Thlr. 4 gr.)

Der Gegenstand dieser gehaltreichen Schrift ist das schwierige Integral $\int \frac{dx}{\log. x}$. Bekanntlich gab *Euler* für dieses Integral zwar eine Reihe an; bekannte aber selbst, dass diese Reihe nur von geringem Werthe sey, weil es grosse Schwierigkeit habe, die beyzufügende beständige Grösse gehörig zu bestimmen. Hn. *Soldners* Bemühen ging daher dahin, theils andere für gewisse Werthe von x besser convergirende Reihen zu bestimmen, theils den wahren Werth jener beständigen Grösse anzugeben, und zu zeigen, warum die *eulersche* für diesen Fall gar nicht convergirende und desshalb unbrauchbare Reihe zu Fehlschlüssen über ihren Werth leitet. Dem Vf. scheinen die Bemühungen eines seiner Vorgänger gänzlich unbekannt geblieben zu seyn. *Mascheroni* nämlich hat in seinen *adnotat. ad calculum integralem Euleri* ganz ähnliche Untersuchungen angestellt, und seine Bestimmung jener beständigen Grösse trifft völlig mit Hn. *S.* überein, obgleich der Weg, auf welchem er dazu gelangte, etwas anderes ist. Doch dieses schmälert Hn. *S's.* Verdienst nicht, da er, ohne jene Bemühungen zu kennen, seinen Zweck sehr gründlich und so vollständig, als die Natur der Sache es zu erlauben scheint, erreichte, und uns überdiess mit Tafeln beschenkte, welche den Werth jenes Integrals für verschiedene Werthe von x angeben.

Die ganze Abhandlung ist in 4 Capitel getheilt. Das erste, *über die Mittel, die Integralrechnung zu vervollkommnen*, beschäftigt sich vorzüglich mit Methoden, um schwierige Integrale auf die Integration schon bekannter Formeln zurückzuführen. Die hier angezeigte Methode, durch welche man sehr mannichfaltige Reihen für ein zu bestimmendes Integral findet, ist zwar sehr allgemein; aber die glückliche Anwendung beruht, wie freylich immer, auf der Geschicklichkeit des Rechners, der für die gebrauchten Hülfsgrössen passende Werthe aufzufinden weiss. 2 Cap. *Theorie der Integrallogarithmen.* Hr. *S.* nennt $\int \frac{dx}{\log. nat. x}$ den Integrallogarithmen von x oder li. x. Ziemlich leichte Überlegungen ergeben nun

$$li. x = C + l.l.x + lx + \frac{(lx)^2}{1.2.2} + \frac{(lx)^3}{1.2.3.3} + etc.$$

$$li. \frac{1}{x} = C + llx - lx + \frac{(lx)^2}{1.2.2.} - \frac{(lx)^3}{1.2.3.3} + etc.$$

$$li. e^{-x} = C + lx - x + \frac{x^2}{1.2.2} - \frac{x^3}{1.2.3.3} + \frac{x^4}{1.2.3.4.4} - etc.$$

und hier ist C immer einerley beständige Grösse, wie sich aus der Vergleichung der beiden ersten ergiebt, wenn man x = 1 setzt. Die letzte Reihe giebt auch $li. e^{-x} = C + lx - \int \frac{(e^{-x} - 1)dx}{x}$, wenn dieses Integral mit x = 0 anfängt. Die Voraussetzung, dass li. 0 = 0 seyn soll, giebt zur Bestimmung von C, durch die letzte Reihe $C = -lx - \int \frac{(e^{-x} - 1)dx}{x}$, wenn man das Integral von x = 0 anrechnet, und das Integral bis $x = \infty$ ausdehnt, auch statt lx setzt $l. \infty$. Ist nun n unendl. gross, so ist $e^{-x} = (1 - \frac{x}{n})^n$, und folgl. wenn man $1 - \frac{x}{n} = z$ setzt, und den Werth der Formel sogleich wieder für $x = \infty = n$, das ist zwischen den Grenzen z = 1 und z = 0 sucht, $C + lx = -\int \frac{1 - z^n}{1 - z} . dz.$ oder $C = -l. n + 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{1}{4} + \frac{1}{5} + \frac{1}{6} + \frac{1}{7} \ldots \frac{1}{n}$, wo $n = \infty$ ist. Diesen Ausdruck aber hat schon Euler summiren gelehrt, und gefunden, dass er = 0,57721566.... sey, und diese schon Eulern aus andern Gründen merkwürdige Zahl ist es nun, die als Constans jenen Reihen muss beygefügt werden.

Hiemit war nun zwar ein Haupthinderniss, welches der Kenntniss dieser Function im Wege stand, gehoben; aber die Reihen selbst, die wir oben angeführt haben, waren in vielen Fällen nicht hinlänglich convergirend, und der Vf. suchte daher mehrere Formen für den Werth des Integrallogarithmen, um in jedem Falle eine brauchbare Form zu Berechnung des Werthes von li. x zu haben. Am meisten Schwierigkeit machte die Bestimmung des Integrallogarithmen für grosse Zahlen, wo alle Reihen ihren Dienst versagten, oder wo sie wenigstens in endlose Rechnungen führten. Hr. *S.* bediente sich daher hier einer Reihe, welche li. (a + x) durch den schon als bekannt angenommenen li. a für den Fall bestimmte, da x klein gegen a war, mit Hülfe dieser Reihe konnte er gleichsam absatzweise vorwärts rechnen, indem er z. B. zuerst a = 15 und x = 1, = 2, = 3 u. s. w. annahm, und wenn so li. 20 gefunden war, mit a = 20 eine neue Reihe von Integrallogarithmen zu berechnen anfing.

Von diesen sehr scharfsinnig ausgedachten Rechnungsformeln einen Begriff zu geben, würde uns

zu weit führen; sie werden gewiss jedem Leser lehrreich seyn, indem sie nicht bloss für diese einzelne Function wichtig sind, sondern auch vielfache Belehrungen geben, die in andern Fällen ihren Werth haben. Eben so wenig werden wir bey dem dritten Abschnitte verweilen, welcher von der wirklichen Berechnung der beygefügten Tafel Rechenschaft giebt, und Anleitung zum Gebrauche dieser Tafel enthält, wie man die Interpolationen ausrichten muss, Bestimmung, wo diese hinlänglich genaue Resultate geben u. s. w. 4 Cap. Die Integrallogarithmen finden mehrfache Anwendung. Bekanntlich giebt es eine bedeutende Reihe von Differentialformeln, die sich auflösen lassen, sobald das Integral $\int \frac{dx}{\log. x}$ aufgelöst ist; aber auch in der Physik kommen Probleme vor, deren genaue Auflösung auf den Integrallogarithmen beruhet. Zu den letzteren gehört die Bestimmung der Bewegung eines senkrecht aufwärts geworfenen Körpers, wenn man bey dem Widerstande der Luft auf die in der Höhe abnehmende Dichtigkeit derselben Rücksicht nimmt, und Hr. *S.* zeigt an einem Beyspiele, wie weit man von der Wahrheit abweichen würde, wenn man diese Abnahme der Dichtigkeit (um der schwierigen Bestimmung der Integrallogarithmen zu entgehen) nicht beachten wollte. Der Vf. führt noch Mehreres vom Gebrauche der Integrallogarithmen an, und schliesst mit einer Bemerkung über das Integral $\int e^{-x^2}. dx$, dessen Auflösung zwischen den Grenzen $x = 0$ und $x = \infty$ nicht bloss *Laplace*, sondern auch *Kramp* gegeben hat, von welchem letztern wir sogar Tafeln über die Werthe des Integrals besitzen.

Die Tafeln der Integrallogarithmen, welche Hr. *S.* seinem Werke beygefügt hat, geben dieselben für folgende Zahlen, theils bis auf 7, theils bis auf 5 Decimalstellen an. Von 0 bis 1 für alle um 0,01 verschiedene Zahlen; von 1 bis 2 für alle um 0,1 verschiedene Zahlen; dann für alle ganzen Zahlen bis 20, für alle ebenen Zahlen bis 40; für grössere Zahlen wird die Änderung des Integrallogarithmen langsamer und immer gleichförmiger, daher brauchte er bey grösseren Zahlen nicht für jede ganze Zahl berechnet zu werden, und Hr. *S.* begnügte sich bey Zahlen über 320, ihn für jede 40ste, und für Zahlen über 640 ihn für jede 80ste Zahl anzugeben, und so reicht die Tafel bis 1280. Die Integrallogarithmen sind negativ und wachsend für die Zahlen von 0 bis 1, für 1 ist der Integrallogarithmen $= -\infty$. Für Zahlen, die > 1 sind, nimmt er schnell ab, und es ist li. 1,451369 ... = 0; von da an wird er positiv und wächst für alle grösserer Zahlen.

Hr. *Soldner* klagt, dass es ihm an einer Methode gefehlt habe, die Integrallogarithmen für Zahlen, die grösser als 10 sind, zu verificiren. Rec. hat daher die Mühe, einen solchen Integrallogarithmen nach einer andern Methode zu berechnen, übernommen. — So beschwerlich nämlich die Rechnung nach der Formel $\text{li. } x = C + \text{llx} + \text{lx} + \frac{1}{4} (\text{lx})^2 + \text{etc.}$ ist, wenn man für x eine ziemlich grosse rationale Zahl annimmt: so ist es doch keineswegs sehr langweilig, wenn man für x eine ganze Potenz der Grundzahl des natürlichen Logarithmensystems setzt. Rec. hat daher den Integrallogarithmen für die 7te Potenz dieser Zahl, des ist für $e^7 = 1096, 6331584$ nach jener Reihe berechnet und nach zweymaliger übereinstimmender Rechnung aus den 28 ersten Gliedern der Reihe gefunden:

$$\text{li. } e^7 = 191, 504743.$$

Sucht man eben diese mit Hülfe von Hn. *Soldners* Tafeln und nach seiner Interpolations-Methode (welches wegen der irrationalen Zahl e^7 eine äusserst mühsame Rechnung ist): so findet man li. $e^7 = 191, 504736$, also bis auf die fünfte Decimalstelle völlig genau, und weiter kann er nicht genau seyn, weil die Integrallogarithmen in der Tafel nur so weit berechnet sind. Da der Integrallogarithmen, aus welchem li. e^7 hier hergeleitet worden, einer der letzten in der *Soldner*schen Tafel ist: so erhellt, dass man (etwanige Druckfehler abgerechnet) sich vollkommen auf die Tafeln verlassen kann. B.

OLDENBURG, b. Schulze: *Handbuch der bürgerlichen und kaufmännischen Arithmetik in ihrem ganzen Umfange*, u. s. w. von *J. F. Schaffer*. 1 Th. 1809. XII u. 512 S. 8. (1 Thlr 20 gr.)

Der Vf. theilt die Arithmetik in die *reine* und *angewandte*. Sie heisst rein, insofern sie sich mit der Theorie der Zahlen beschäftigt; sie ist angewandt, wenn sie nach den Regeln, welche die Theorie entwickelte, auf Gegenstände des bürgerlichen Lebens bezogen wird. Diese Abtheilung ist nicht neu, und verdient auch nicht allgemein eingeführt zu werden. Wer ein Compendium für die *ersten* Anfänger schreibt, darf sie keineswegs anwenden, sondern muss Theorie der Rechnungsarten mit ihrer Praxis gehörig verbinden, damit diese durch jene fest begründet und jene durch diese gehörig erläutert werde. Da aber der Vf. die ersten Fundamentallehren schon voraus setzt, und nur für solche schrieb, welche das Bedürfniss fühlen, ihre in der Schule erworbenen Kenntnisse durch Privatunterricht oder Selbststudium zu erweitern: so mag hier diese Eintheilung bestehen, besonders da er dem Vortrage der reinen Arithmetik den ganzen ersten Band seines Werkes widmet. Vollkommen getreu bleibt indessen der Vf. dieser Eintheilung selbst nicht, wie die sehr vielen Beyspiele über Gegenstände des gemeinen Lebens beweisen, welche auf die theoretischen Lehren jedesmal folgen.

Obgleich dieses Lehrbuch sich durch keine eigenthümlichen Entdeckungen auszeichnet: so enthält es doch manche neue und glücklich ausgeführte Darstellungen einzelner Lehren. Eine Haupteigenthümlichkeit des Vfs. besteht in der Methode, wie er die Abschnitte der Arithmetik auf einander folgen lässt und verbindet, womit wir im Ganzen einverstanden sind. Nach einer richtigen Ansicht der Sache hat der Vf. Zahlenrechnung und Algebra verbunden, und die algebraischen Operationen jedesmal den arithmetischen vorangehen lassen. Für

die ersten Anfänger wäre diese Methode zu tadeln, da hier der naturgemäfse Gang erfodert, sich vom Besonderen zum Allgemeinen zu erheben; aber einem schon zum Theil Vorbereiteten ist es bequem und erfreulich, wenn er von der algebraischen Formel zum einzelnen Rechnungsexempel herabsteigt. Nach diesem Plane sind alle Elementarlehren behandelt, und es sind uns wenige Schriften bekannt, welche auf gleicher Seitenzahl dem Leser eine grössere Reichhaltigkeit des Stoffs darbieten. Ausser den ganz gewöhnlichen Materien, die jedes Compendium der Arithmetik enthalten muss, nennen wir hier die Lehren von der Permutation und Combination der Grössen, von den geraden und ungeraden Zahlen, von dem Primzahlen und zusammengesetzten Zahlen, von der Auflösung zusammengesetzter Zahlen und Bestimmung ihrer Factoren, von der Bestimmung der möglichst kleinsten Zahl, welche durch andere Zahlen theilbar ist, von Bestimmung des gröfsten gemeinschaftlichen Divisors zweyer Zahlen, von den Wurzeln der Gleichungen, von der Auflösung der vermischten cubischen und höheren Gleichungen, von den Kettenbrüchen, von dem allgemeinen Ausdrucke der Zahlensysteme u. a. m., welche schön und gründlich entwickelt und durchaus mit belehrenden Beyspielen durchwebt sind.

Uberhaupt können wir dem Vf. das Zeugniss geben, dass sein Vortrag fast durchgehends Gründlichkeit mit Klarheit vereinigt. Doch vermisst man hie und da eine schärfere Bestimmung der Begriffe. Z. B. S. 18: Addiren heisst, etliche Grössen zu einem Ganzen verbinden. S. 25. Subtrahiren heisst, eine Grösse von der andern abnehmen. S. 56. Dividiren oder Theilen heisst eine Grösse in so viele Theile zerlegen als eine andere Grösse Einheiten enthält. — Da es *unendlich grosse* und *unendlich kleine* Grössen giebt: so hätte S. 89 unter dem Ausdruck: eine *unendliche Grösse*, nicht geradezu die *unendliche grosse* sollen verstanden werden. Überhaupt wäre es zweckmäsig gewesen, hier zu bemerken, dass die Begriffe von *Unendlich grossen* und *Unendlich kleinen* keine solchen sind, welche sich auf einen wirklichen realen Gegenstand beziehen, sondern Formeln, welche aussprechen, keine Grösse sey so gross, als dass man sich nicht noch eine grössere, und keine so klein, als dass man sich nicht noch eine kleinere denken könne. Nur in Bezug auf diese Bedeutung haben die Ausdrücke $\frac{a}{0}$ und $\frac{0}{a}$ einen vernünftigen Sinn. Auch wünschen wir statt folgender Erklärungen: „Wenn die Division einer Grösse durch die andere nicht wirklich vollzogen, sondern nur dadurch angezeigt wird, dass man den Divisor unter den Dividendum setzt: so heisst ein solcher Ausdruck ein *Bruch*"; ferner: „Ist der Zähler grösser als der Nenner: so heisst der Bruch ein *unächter Bruch*" bessere, wodurch der Leser mit der Natur der Brüche vertraut, und nicht bloss mit einer äusseren Charakteristik abgefertigt wird. — Der Ausdruck S. 235: Einen Bruch *verkürzen*, ist weder passend noch gebräuchlich. Warum nicht, wie gewöhnlich, *heben* oder *aufheben*? u. s. w. Auch würde der Vf. die Brauchbarkeit seines Buchs für den Selbstunterricht dadurch sehr erhöhet haben, wenn er bey den wichtigsten Materien die besten Schriften angeführt hätte, woraus der Anfänger einen ausführlicheren und tieferen Unterricht schöpfen könnte. Übrigens verdient Hr. *Sch.* alle Ermunterung zur Vollendung seiner Arbeit. Δ.

MANNHEIM, b. Schwan und Goetz: *Handbuch für Ingenieurs und Bauleute, enthält die reine Theorie des Drucks der Erde auf allerley Mauern bey Pracht- und anderen Gebäuden, bey Futtermauern in Festungswerken, an Weinbergen, öffentlichen Heerstrassen u. s. w.* von *Johann Herrmann Vossmann*, ausserordentl. Prof. der Mathematik und Naturlehre zu Heidelberg. Mit Tabellen und 4 Kupfertaf. 1804. XX und 159 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieses Buch ist des Vfs. erste schriftstellerische Arbeit. Er dedicirte es seinem Landesherrn, und dieser foderte den Hofr. *Wucherer* nebst dem Baudirector *Weinbrenner* in Carlsruhe auf, sich über den Gehalt und die Brauchbarkeit des Buchs gutachtlich zu äussern. Als diese Berichte gut für den Vf. ausfielen: so erkannte der edle Fürst demselben eine Belohnung zur Aufmunterung von 20 Ducaten zu. Die Berichte, nebst dem Extract des Geheimenraths-Protocolls, stehen dem Buche vorgedruckt.

So aufrichtig und herzlich Rec. dem Vf. diese Aufmunterung gönnt: so wenig kann er mit dem Inhalt der angeführten beiden Gutachten übereinstimmen, als welche ohnehin viel besser ungedruckt geblieben wären.

Der Vf. hat in seiner Abhandlung *Belidors* Theorie zum Grund gelegt, und auf die Fälle, wo der Abschiebewinkel grösser oder kleiner ist, als ihn *Belidor* annimmt, auf schief liegendes Erdreich, das auf eine Mauer drückt, oder wenn ausser dieser Schiefe auch noch Absätze vorhanden wären, auf Mauern ohne und mit Mauerrecht, Brustwehren, Strebepfeiler u. s. w. angewandt, auch sich allenthalben der Deutlichkeit beflissen, und Alles mit ausgerechneten Zahlen-Beyspielen belegt, sogar seine algebraischen Formeln hin und wieder in Worte übersetzt. Nur wäre für eine *Theorie des Drucks der Erde* doch wohl nicht am unrechten Ort gewesen, die Ursache, warum sich beym Anhäufen derselben ein Abschiebewinkel bilden muss, durch eine aus der Natur der schiefen Fläche hergeleitete leichte Rechnung darzuthun. Jedoch dieser Mangel ist unbedeutend, auch möchte Alles im Buche schon hingehen, und nichts dagegen zu erinnern seyn, wenn nur, vor Abfassung desselben, der Vf. hätte überlegen wollen, ob denn auch das Princip, auf welchem die *belidor*'sche und seine Theorie beruht, haltbar und mit der Natur der Sache vereinbarlich sey! — Dass diess der Fall nicht sey, lässt sich augenscheinlich zeigen.

Die in Frage stehende Theorie beruht auf der

Hypothese einer bis aufs Kleinste theilbaren Masse, welche in lauter, dem natürlichen oder grössten Abschiebewinkel, den sie beym Aufhäufen annimmt, parallele Schichten zerlegt, auf die vor ihr stehende Mauer drücken soll. (§. 36. 38 und 39.) So hoch man also auch einen solchen Haufen aufführt: so muss nothwendig für einerley Masse auch immer einerley Abschiebewinkel gefunden werden, weil sie bey keinem anderen ruhig bleiben kann, als bey demjenigen, welcher ihrer individuellen Beschaffenheit angemessen ist. §. 36 und 38. — Folglich muss auch für jede mit dieser Lage *parallele* Schicht, sie sey lang oder kurz, das Nämliche erfolgen. Jede parallele Schicht, als welche, natürlicher Weise, genau auf die nämliche Art, wie die unter ihr liegende, wirkt, kann also nie Seitendruck verursachen, und folglich steht *diese* Manier, die Masse zu zerlegen, in geradem Widerspruch mit dem Resultat, zu welchem man gelangen will, als das zur Absicht hat, jenen Druck der Masse zu finden.

Will man einwenden, dass aber doch die Masse, in ein Parallelepipedum eingeschlossen, sich, wenn dieses weggezogen wird, sogleich aus ihrer Lage begeben, und nur jenen Haufen, welchen der natürliche Abschiebewinkel bildet, übrig lassen wird: so ist — gesetzt wirklich, der Versuch wäre richtig — hiemit immer noch gar nichts für die *belidor*sche Theorie gewonnen. Denn fragt man nun: warum schiebt die Masse sich bis auf jenen Winkel ab? so kommt man mit jener Annahme von Theilbarkeit sogleich in neue Schwierigkeiten. Entweder man muss sagen: sie thuts, weil sie die neben ihr liegenden Theile reibt und zur Seite drückt; aber dann folgt offenbar, dass ein anderes Gesetz, und auch ein anderer — und zwar kleinerer Winkel für den Druck, als bey jenem Lagenparallelismus, angenommen werden musste, denn da drückt und reibt ja nichts. — Oder man muss sagen: sie thuts, weil sie wie ein aneinanderhängendes Continuum betrachtet werden kann, und alsdann folgt abermals ein anderes Gesetz und ein anderer Winkel, denn unter der angenommenen Hypothese schiebt sich ja abermals nirgends etwas ab, weder oben noch unten, sondern Alles ist in der vollkommensten Ruhe.

Genug, wie man es auch anfangen mag, jene *belidor*'sche Hypothese zu vertheidigen: so wird man immer damit in Widersprüche verfallen. Diess sagt nicht bloss Rec.; nein! es sagten diess längst die gelehrtesten Männer, welche über diese Materie nach *Belidorn* schrieben, dessen unsterblicher Ruhm übrigens, bey seinen anderen so vielfältigen und grossen Verdiensten, durch diesen kleinen begangenen Übereilungsirrthum im Geringsten weiter nicht verdunkelt wird. Rec. führt unter denen, welche *Belidorn* berichtigt haben, nur einen *Coulomb* und *Prony* an, und verweist den Vf. Kürze halber auf den Letzteren, weil hier, ohne die Grenzen einer Recension zu überschreiten, die Sache sich nicht erschöpfen lässt. Die *prony*sche Abhandlung hat den Titel: *Recherches sur la poussée des terres et sur la forme et les dimensions à donner aux murs de revêtement; suivies d'une méthode pratique, à la portée des ouvriers, qui ont quelque habitude de se servir de la règle et du compas, pour résoudre très facilement les principaux problèmes relatifs à la forme et aux dimensions des murs de revêtement;* par *R. Prony*, à Paris, de l'imprimerie de la république. An X (1802 v. St.) grand 4. Sie ist, wie von einem *Prony* nicht anders zu erwarten war, vortrefflich, und mit äusserstem Scharfsinn geschrieben. *Coulombs* Abhandlung steht im *Tome VII du recueil des ouvrages présentés à l'Académie des sciences de Paris par les savans étrangers* 1773.

Hr. *Vossmann* kann sich nun aus Durchlesung dieser Schriften, hauptsächlich der *prony*schen, von selbst überzeugen, dass seiner, oder vielmehr der *belidor*'schen Theorie alle Haltbarkeit fehle, und man also seinen Formeln keine wahre praktische Brauchbarkeit zugestehen könne, als welche ihnen auch schon darum fehlt, weil wenigstens alsdann jener Versuch mit der in ein Parallelepipodum eingeschlossenen Erde richtig seyn, und die Erde, wenn das Parallelepipedum weggezogen würde, immer unter einem gewissen Winkel abrollen müste. Allein das ist bey weitem der Fall nicht, und trifft nur bey ganz trockenem Sand oder Stauberde zu. Feuchtes, und wieder trocken gewordenes, oder vom Regen aufgeweichtes Erdreich wird, sich selbst überlassen, immer in unregelmässigen Klumpen nach und nach abfallen. Was soll man also für einen Winkel annehmen, unter welchem die Erde auf eine Mauer drückt? Dass die *belidor*sche Theorie ihn selbst für den Fall zu gross angiebt, wenn, wovon doch Natur und Erfahrung das Gegentheil lehren, die Erde immer die nämliche anfängliche Beschaffenheit fortbehielt, die in Ansehung des Abschiebewinkels beym ersten lockeren Aufhäufen an derselben Statt fand, ist aus dem Vorhergehenden klar genug. Man sieht also, die Sache muss wohl aus ganz anderen Principien herzuholen seyn.

Rec. erinnert nur noch, dass Hr. *Vossmann* sich manchmal gar unpassend und schwankend ausdrückt. So z. B. sagt er in der Vorrede S. XVII: „*Ich zweifle, ob es erlaubt sey, den Fürsten oder das Vaterland auch nur wider Willen zu betrügen.*" Was heisst das? — Gehört zum Betrügen *Vorsatz*: Wie kann man einen Vorsatz wider Willen ausführen? Gehört keiner dazu: Wie passt zu einer unwillkührlichen Handlung das *Erlaubtseyn*? — S. 72 ist §. 80 der Begriff von der respectiven Schwere ganz sich selbst widersprechend dargestellt. S. 132. §. 148 könnte man gewiss nichts Schwankenderes und Unbestimmteres sagen, als der Vf. hier gethan hat. Übrigens hätten manche Formeln, wie die S. 102, 104, 105, mehr ins Kurze gezogen, und bequemer eingerichtet — auch das Buch von Druckfehlern sorgfältiger gereinigt werden können.

bx.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 FEBRUAR, 1811.

BOTANIK.

London:, *An Introduction to physiological and systematical Botany.* By *J. E. Smith*, M. D. F. R. S. etc. President of the Linnaean Society. *Second Edition.* 1809. XXIII u. 533 S. 8. nebst 15 Kupfertafeln.

Lehrbücher sollten immer nur diejenigen schreiben, welche der Wissenschaft, welche sie abhandeln, völlig Meister sind, und sie viele Jahre lang mit Eifer und Glück getrieben haben: denn nichts schadet den Fortschritten der Wissenschaften so sehr, als Irrthümer in den Anfangsgründen. So wie hinwiederum diese Elementarbücher nichts anziehender macht, als eine gewisse Originalität der Gedanken und Wendungen, dergleichen z. B. die linnéischen haben, und dergleichen nur durch eine langjährige vertraute Bekanntschaft mit dem Gegenstande erworben wird. Sehr erwünscht muss es daher für das botanische Publicum seyn, dass sich diesem Geschäfte, in Bezug auf die Pflanzenkunde, ein Mann unterzog, der die erfoderlichen Eigenschaften ganz besitzt, und als Erbe vom Nachlasse des grossen schwedischen Naturforschers, auch seine Liebe zu den Gewächsen und seine Grundsätze ererbt zu haben scheint. In der That ist seit der unsterblichen *Philosophia botanica* kein Werk unseres Wissens ans Licht getreten, welches der vor uns liegenden Einleitung, wovon die 1 Aufl. im J. 1807 herauskam, an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Dem Schüler empfiehlt dieselbe sich durch Kürze, Klarheit und eine sehr gefällige, oft graziöse Schreibart; der Meister findet eine überaus gesunde Beurtheilung der verschiedenen Ansichten eines Gegenstandes, und Tiefe und Neuheit der Bemerkungen. Das Physiologische der Pflanzenkunde, gewöhnlich das Kreuz der Systematiker, und in den meisten Lehrbüchern sehr obenhin behandelt, ist hier mit der äusseren Kenntniss der Gewächse genau verwebt, und obschon man in der Anatomie der Elementarorgane, wo der Vf. der unsicheren Führung von *Mirbel* vertraut, eigene und tiefer gehende Untersuchungen vermisst: so hat er doch im Allgemeinen die Quellen selber zu Rathe gezogen, und mit weiser Sparsamkeit benutzt. Wenn im Durchlesen des Buchs uns ausserdem noch einige Mängel aufgestossen: so wollen wir diese, in der Überzeugung, dass dadurch unserem Urtheile über den Werth des Buchs nichts abgehe, sammt einem Theile des Neuen und Interessanten, und einer kurzen Übersicht des Inhalts, hier angeben.

In der Vorrede spricht der Vf. Einiges zum Lobe der Botanik, welches keine Gemeinsprüche, wie gewöhnlich, enthält, und welches diejenigen, welche diese herrliche Wissenschaft betreiben, mit innigem Vergnügen lesen werden. *Cap. 1. Unterschied zwischen Thieren, Pflanzen und Fossilien. Über das Lebensprincip der beiden ersteren.* Empfindung lasse sich den Pflanzen nicht durchaus absprechen; wenigstens sey der Mangel derselben für sie kein Unterscheidungszeichen gegen die Thiere. Auch das Unvermögen, den Ort zu verändern, charakterisire dieselben nicht, es komme auch den Korallen zu; wogegen manche Gewächse auf dem Wasser umher schwämmen. (Niemand wird sagen, dass dieses eine eigenmächtige Bewegung sey; die Korallen aber versetzt man am besten in ein Mittelreich zwischen Thier und Pflanze.) Einige charakterisiren Thiere als genährt durch ihre innere, Pflanzen durch ihre äussere Oberfläche ohne einen Magen. Das sey scharfsinnig und wahr, leide aber eine Ausnahme bey den Polypen und einfachsten Würmern, deren einige man umkehren könne, wie einen Handschuh, und deren Fühlfäden den Würzelchen glichen, welche Nahrung in der Erde suchen. (Das ist eine blosse Hypothese; auch kann man diese Geschöpfe nicht als wahre Thiere betrachten.) *Mirbels* Gedanke, dass Pflanzen von unorganischer Materie, Thiere von bereits organisirter sich nährten, sey sehr wahr, und der Vf. suchte vergebens nach einer Ausnahme von dieser Regel. (Aber die Dammerde, worin die Pflanzen wachsen, enthält doch viele organische Materie; auch giebt es ja Schmarotzerpflanzen.) Wo es auf keine grosse Genauigkeit ankomme, gebe der verschiedene Geruch beym Verbrennen ein gutes Unterscheidungszeichen ab. (Dann würden aber Spongia und die Schwämme dem Thierreiche angehören. Mehr Beachtung verdient der zellige Bau der Pflanzen, den die Thiere nicht haben.) *Cap. 2. Gebiet der Naturgeschichte und insbesondere der Botanik. Von der allgemeinen Zusammensetzung der Pflanzen. Cap. 3. Vom Oberhäutchen.* Den zarthäutigen Überzug des Blumenblatts und die todte schaalige Borke der Baumstämme nennt der Vf. beides Oberhaut. (Diese Theile sind aber in Gestaltung und Function einander sehr unähnlich. Schwer zu glauben ist auch, dass die Oberhaut im Embryo schon ganz gebildet sey, und bey dessen fernerem Wachsthume nur sich ausdehne. Offenbar

werden in derselben immer neue Zellen zwischen die alten eingeschoben, indem sie, was der Vf. leugnet, was aber der Augenschein lehrt, mit den unterliegenden Theilen Verbindung hat, ja sogar von *Mirbel* nur für die äussere Wand der unterliegenden Zellen angesehen wird.) *Cap.* 4. *Vom zelligen Überzuge.. Cap.* 5. *Von der Rinde.* Darunter verstehe man denjenigen Theil der äusseren Bedeckung, welcher eine netzförmige Verbindung von Holzfibern und eine Schichtung zeige. Die innerste Schicht desselben, welche man den Bast nenne (die besten Schriftsteller nennen das ganze netzförmige und geschichtete Wesen der Rinde den Bast), sey der Sitz der wesentlichsten Lebensverrichtungen, und werde, nachdem diese beendigt, sammt dem zelligen Überzuge als leblose Borke nach aussen gestossen, diene jedoch noch eine Zeitlang zum Behälter für die abgesonderten eigenen Säfte. (Wie lange? Dieses muss doch seine bestimmte Regel haben.) Im einjährigen Gewächse und Aste bestehe die Rinde nur aus Einer Lage, in mehrjährigen aber aus so vielen, als sie alt sind. (Dann muss man aber die leblose Borke dazu rechnen.) Eine Rindenwunde mit Verlust von Substanz heile wieder zu, wenn man das entblösste todte Holz, dessen Fäulniss der Heilung hinderlich sey, sorgfältig wegnehme, und die Wunde vor der Einwirkung der Luft bewahre. Auf diese Art behandelt, sah der Vf. Bäume, die bereits abgestanden und hohl geworden, sich mit neuem Holze füllen und frische kräftige Äste mit vielen Blüthen und Früchten treiben. *Cap.* 6. *Vom Holze. Linné's* Meinung (schon *Malpighi* hatte sie), welche von *Duhamel* und *Mirbel* angefochten worden, dass das Alter des Baumes an der Zahl seiner Jahrringe erkannt werde, wird vom Vf. in Schutz genommen. Ferner, sagt er, sey eine grosse Kluft zwischen Sommer und Winter, und so werde immer eine starkbezeichnete Grenze seyn zwischen den Jahresschichten solcher Bäume, welche dieselben überhaupt zeigen. (Das ist freylich wahr: indessen gelten Beobachtungen hier mehr als Gründe.) Zu dem bekannten Versuche *Duhamels*, durch Einsenkung von Zinnplatten unter die Rinde die Absetzung des Holzes von der innersten Rindenlage zu erweisen, sah der Vf. die Originalbelege im Museo der Naturgeschichte zu Paris. Dabey erzählt er einen wichtigen Versuch, den der verstorbene D. *Hope*, Prof. der Botanik zu Edinburg, angestellt. An einem 3—4jährigen Weidenzweige wurde auf der einen Seite ein Longitudinaleinschnitt, von der Länge einiger Zolle, in die Rinde gemacht, so dass dieselbe in Gestalt eines hohlen Cylinders vom Holze abgestreift werden konnte: die beiden Enden blieben dabey unverletzt in ihrer natürlichen Beschaffenheit. Die Wundränder wurden hierauf sorgfältig vereinigt, die Luft durch Bedeckungen abgehalten und der Zweig angebunden, um Beschädigung zu verhüten. Nach einigen Jahren schnitt man den Ast queer durch, und fand nun den Rindencylinder mit neuen Holzlagen ausgekleidet, deren Zahl zu der der Holzringe, von welchen die Rinde getrennt worden, addirt, der Zahl der Lagen im Aste über und unter der so behandelten Stelle gleich war. *Cap* 7. *Vom Marke* Dasselbe scheine der Pflanze Leben und Fülle zu geben, und auf irgend eine Art zum Wachsthume beyzutragen. Nach Hn. *Knights* Meinung geschehe dieses durch Aufbewahrung der Säfte für den Fall, wo stärkere Ausdünstung grösseren Zufluss derselben nöthig mache. Die knolligen Wurzeln, welche einige Gräser, z. B. *Phleum pratense*, in dürrem Boden bekämen, und welche aus einem fleischigen Wesen, gleich dem Marke junger Zweige, beständen, schienen diese Idee zu begünstigen. Allein das Unzureichende dieses Mittels, wenn die Natur eines starken Saftzuflusses bedürfe, und die immer sich gleich bleibende Nässe des Marks, liessen vielmehr glauben, dass dasselbe ein Behälter von Lebenskraft (*reservoir of vital energy*) sey. (Was soll man sich dabey denken? So wird ein Dunkles durch ein eben so Dunkles erklärt.) *Lindsay* habe bereits vor geraumer Zeit in einem, der königl. Societät vorgelesenen, aber ungedruckten, Aufsatze zu zeigen versucht, dass das Mark im Blattstengel der *Mimosa pudica* der Sitz der Irritabilität dieser Pflanze sey. *Cap.* 8. *Von den Saftgefässen und vom Laufe des Saftes; Knights Theorie der Vegetation. Malpighi* und *Grew* hätten die Holzfibern für die Kanäle des aufsteigenden Safts gehalten: allein man sehe an ihnen keine Öffnung und keine Spur einer röhrichten Structur; vielmehr seyen sie ins Unendliche theilbar, gleich den Muskelfibern. (Hier möchten jene grossen Anatomen wohl bey weitem richtiger betrachtet haben.) Dass die Spiralröhren mit ihren Unterarten gefärbte Flüssigkeiten einsaugen, und bis in die Blätter führen, sey zuerst von *Darwin* und *Knight* bemerkt worden. (Die Ehre dieser Entdeckung gehört aber unserem *Reichel.*) Es sey also nicht zu bezweifeln, dass diese Gefässe, welche man den Arterien der Thiere vergleichen müsse, die nährenden Flüssigkeiten aus der Erde einsaugen, digeriren und in die Höhe ziehen. (Dieses folgt noch keineswegs.) Der aufgestiegene Saft werde in den Blättern der Wirkung von Licht, Luft und Feuchtigkeit ausgesetzt, und kehre sodann durch eine andere Art von Gefässen zurück in die neue Rindenlage, welche er nähre, zur Vollkommenheit bringe und geschickt mache, die Materie für die Splintlage des folgenden Jahres abzusondern. (Hier, so wie bey Aufzählung der Ursachen der Saftbewegung, folgt der Vf. ganz den Untersuchungen seines trefflichen Landsmannes *Knight.*) Das bekannte Experiment von *Haleb* mit drey, in eine Reihe gepflanzten, jungen Bäumen, wovon der mittelste mit den beiden äusseren zusammengepfropft, und dann ausser Verbindung mit dem Boden gesetzt wurde, sah der Vf. durch den D. *Hope* zu Edinburg mit drey Weidenbäumen wiederholt. Der mittlere davon, welcher von den beiden äusseren ernährt wurde, kam einige Tage später in Blätter, war aber im Übrigen ihnen ganz ähnlich.

Cap. 9. Vom Safte und von der unmerklichen Ausdünstung. Treffend bemerkt der Vf., daſs das Bluten der Birken, des Ahorns und anderer Bäume im Frühjahre nicht von einer ſtarken Circulation des wäſsrigen Safts zu dieſer Zeit, ſondern da ſie zu anderen Zeiten des Jahres wenigen oder keinen Saft ergöſſen (ſollten die aufſteigenden Gefäſse alsdann wirklich dergleichen enthalten? Wir bezweifeln es). von der erhöhten Reizbarkeit der Gewächſe im Frühlinge herrühre, vermöge deren er aus einer Wunde ſogleich austrete, von Natur aber ſich in Ruhe befinde, bis die Blätter ſich öffnen und ſeinen natürlichen Lauf zulaſſen. Dieſer Erhöhung der Reizbarkeit durch die Winterkälte und dem ſtärkeren Saftzufluſſe bey dem nun erhöhten Reize der zurückkehrenden Wärme ſey auch das Bluten der genannten Bäume nach einem plötzlich eintretenden und wieder nachlaſſenden Froſte im Herbſte und Winter zuzuſchreiben. *Cap. 10. Von den Abſonderungen der Pflanzen; das Pfropfen; Wärme des Pflanzenkörpers.* Ohne tiefe chemiſche Unterſuchungen anzuſtellen, verbreitet der Vf. ſich hier über die Bildung des Gummi, des Harzes, der weſentlichen und fetten Öle, des bittern Stoffes, des ſauren Weſens, Alkali und Zuckers der Gewächſe; und ſeine Bemerkungen darüber ſind neu und geiſtreich. — Merkwürdig ſeyen die verſchiedenerley Abſonderungen in Einer und derſelben Pflanze, z. B. im Pfirſichbaume: ein mildes Gummi im Stamme; ein bitterer, abführender und verdächtiger Stoff in den Blättern; Säure, Schleim und Zucker, nebſt einem höchſt flüchtigen, aromatiſchen Weſen in der Frucht. „Wie weit, ruft der Vf. aus, ſind wir noch von der vollendeten Anatomie des Pflanzenkörpers entfernt, wodurch ſo verſchiedene und ſo unverträgliche Stoffe getrennt gehalten werden!" — Der eigenthümliche Geruch ſo verſchiedenartiger Pflanzen, als *Anthoxanthum odoratum*, *Aſperula odorata*, *Trifol. officinale*, *Orchis militeris*, welcher erſt nach dem Tode ſich aus dem Kraute entwickele, und, wenn ſehr ſtark, dem der bittern Mandeln gleiche, ſcheine aus den Öffnungen der, ihn enthaltenden, Zellen vermöge des aufgehobenen Drucks der nun geleerten Gefäſse auf dieſe Öffnungen ſich zu verbreiten. (Eine unwahrſcheinliche Hypotheſe; vermuthlich wird dieſes riechbare Weſen erſt im Tode gebildet.) Bemerkenswerth ſey der Zuſammenhang zwiſchen Farbe und Geruch bey den Gewächſen. Eine Varietät von *Chryſanthem. indicum* mit orangefarbenen Blumen, wie *Cheiranthus Cheiri*, habe auch den Geruch deſſelben, da die gemeine purpurfarbene Abart einen ganz anderen und ſtärkeren Geruch beſitze. Die Wärmeentwickelung am Bluthkolben von *Arum maculatum* hält der Vf. mit Recht für einen Beweis eigenthümlicher Wärme bey den Gewächſen, nicht für die Wirkung eines chemiſchen Proceſſes, wie *Senebier*. *Cap. 11. Vom Vegetationsproceſſe; Nutzen der Saamenlappen.* Das Abſteigen der Wurzel und Aufſteigen des Stämmchens beym Keimen ſey von *Darwin* erklärt worden aus dem Gereiztwerden der erſteren durch Feuchtigkeit, und des letzteren durch die Luft. Dieſe ſinnreiche Erklärung ſey befriedigender als alle mechaniſchen Hypotheſen. (Aber wie verhält ſich die Kraft, welche hier den Antrieb macht, zu den allgemeinen Naturkräften, zu der Schwerkraft, zur anziehenden Kraft, zum Inſtincte?) *Cap. 12. Von der Wurzel und deren Arten.* Paradox und wenig wahr ſey es, wenn *Linné* die Baumſtämme Wurzeln über der Erde nenne. (In gewiſſem Sinne kann man allerdings den jährigen beblätterten Trieb als den eigentlichen Stamm betrachten.) Vielleicht könne man mit mehr Wahrheit die Hauptwurzel einen Stamm unter der Erde nennen: doch ſchienen beider Functionen vielmehr ganz verſchieden, und die des Wurzelſtocks einer Verdauung ähnlich. — Bekanntlich ſind die Orchiden, welche zweyjährige Wurzelknollen haben, die das Jahr vorher, als ſie Blüthe geben, gebildet werden, ſchwer zu cultiviren. Ein Freund des Vfs., Hr. *Crowe*, fand, daſs ſie ſich in voller Blüthe am beſten verſetzen lieſsen. (Rec. hat dieſes an *Orchis latifolia* und *bifolia* ebenfalls bemerkt.) Die Urſache ſey, weil der Knollen für das folgende Jahr zur Zeit der Blüthe ſeine Wurzelfaſern noch nicht ausgeſandt: denn nachdem dieſes geſchehen, werde keine Verſetzung mehr vertragen. — Der Vf. zählt ſieben Arten der Wurzel, mit Weglaſſung mehrerer leicht verſtändlicher *linnéiſcher* Arten, und mit Hinzuſetzung einiger neuen, als der *radix articulata* oder *granulata* (woraus zwey Arten hätten gemacht werden ſollen), und der *rad. bulboſa* (welche *Linné* unter *Hybernaculum* brachte). Als Beyſpiel einer articulirten Wurzel wird *oxalis Acetoſella* angeführt. (Dieſer Theil iſt aber vielmehr ein *caulis repens ſquamoſus*, indem die fleiſchigen Schuppen der unterſte Theil der Blattſtengel ſind, welche an einem Abſatze über der Baſis abgebrochen.) *Cap. 13. Verſchiedene Arten des Stammes und Stengels.* — *Caulis radicans* iſt erklärt: aufklimmend an anderen Körpern durch Fibern, welche keine Nahrung einſaugen: *Hedera*, *Bignonia*. Dadurch unterſcheide ſich dieſer Terminus (*Linné* kannte dieſen Unterſchied nicht) von *repens*, wo der Stamm wahre Wurzeln ausſende, es ſey, daſs er auf der Erde liege: *Ranunc. repens*, oder ſich an andere Pflanzen halte: *Cuſcuta*. *Sarmentoſus* iſt dem Vf. ein kriechender Stengel, welcher aus der Wurzel kommt und keine Blüthe giebt. Wie ſeltſam iſt dagegen *Sprengels* Definition in ſeiner vierten Ausgabe der *Philoſ. botan. Caulis interſtitiis repens! Determinate ramoſus* ſey ein Stengel, wenn er, nachdem er an der Spitze geblühet, gerade unter der Blüthe eine Anzahl friſcher Schöſſe wirtelförmig erzeuge. Beyſpiele für dieſen Terminus, deſſen *Linné* in den ſpäteren Schriften ſich häufig bedient, ſeyen *Azalea nudiflora*, *Erica Tetraliae* u. ſ. w. *Culmus geniculatus* wird vom *articulatus* dadurch unterſchieden, daſs erſterer in Geſtalt eines Knies gebogen ſey, letzterer nur gegliedert. (Dieſes iſt der Natur weit gemäſser, als *Sprengels* willkührliche

Bestimmung a. a. O.: *geniculatus, geniculis non protuberantibus; articulatus, geniculis contractis.*) *Cap. 14. Von den Knospen.* Sie produciren das Individuum nicht, wie Samen; sondern vervielfältigen und verlängern es nur. Doch habe letzteres seine Grenzen, wie *Knight* sehr richtig bemerke. Schätzbare Varietäten von Obst, die in früheren Zeiten gekannt waren, seyen nun ausgegangen, und andere gingen vor unseren Augen aus, was man auch thun möge, um sie zu erhalten. Neue Varietäten von capischen Geranien, in unseren Treibhäusern aus Samen entstanden und als wirkliche Species in unseren botanischen Werken aufgeführt, seyen von noch kürzerer Dauer, und könnten durch Absfecher nur wenige Jahre hindurch erhalten werden. *Cap. 15. Von den Blättern, ihrer Stellung, Befestigung, Oberfläche und verschiedenen Gestalt.* Auch hier hat der Vf. alle *linnéischen* Ausdrücke mit der Natur verglichen, die unpassenden und überflüssigen weggelassen, die fehlenden hinzugesetzt, und die irrigen Definitionen verbessert, auch überall Beyspiele hinzugefügt aus Kupferwerken, welche Werth und Autorität haben. — *Folium verticale* nennt er richtiger, was *Linné fol. adversum* nannte, und wovon er eine undeutliche Erklärung gab. *Fol. parabolicum* ist weggeblieben, was auch der nahen Verwandtschaft wegen mit *ovatum* recht gut ist. *Sprengel* hat davon a. a. O. Taf. I. fig. 2 eine ganz unrichtige Abbildung gegeben. *Fol. deltoides* ist in seine wahre Bedeutung eingesetzt: ein flaches Blatt mit drey Winkeln, von denen der Endwinkel weiter als die Seitenwinkel von der Insertion des Blattstiels entfernt ist, z. B. *Chenopodium bonus Henricus.* Die unrichtige Figur in der *Philos. botan.* hat die Schriftsteller irre geführt. *Crenatum* ist bey dem Vf. (so wie bey *Sprengel*) ein Blatt mit Zähnen, welche rund und gegen keine der Extremitäten des Blattes zu gerichtet sind. (Hier fehlt aber die Nebenbestimmung, dass die Einschnitte zwischen denselben spitzig (*anguli*) seyen.) *Cap. 16. Von den Verrichtungen der Blätter.* In Wäldchen von Pappeln oder Weiden bemerke man bey warmer und stiller Witterung, dass Tropfen hellen Wassers von ihren Blättern niederfallen, wie ein leiser Regenschauer. Dieses geschehe durch Niederschlagung ihrer unmerklichen Ausdünstung, vermuthlich durch eine plötzliche Veränderung in der Atmosphäre. — Den sonderbaren Bau der Blätter der Sarracenien, nämlich offener Röhren, welche sich durch die Ausdünstung der Pflanze mit Wasser füllen, erklärt der Vf. durch eine Beobachtung, welche ein Gärtner im botanischen Garten zu Liverpool ihm mittheilte. Ein Insect von der Gattung *Sphex* oder *Ichneumon* schleppte mehrere grosse Fliegen zur *S. adunca*, und zwängte sie mühsam unter den Deckel des Blatts in die, halb mit Wasser gefüllte, Höhle desselben. Alle Blätter waren voll von todten oder im Ertrinken begriffenen Fliegen, und vermuthlich sey die von denselben entwickelte Luft wohlthätig für diese Pflanze, wobey noch ein anderer Zweck der Natur erreicht werde, indem, aller Wahrscheinlichkeit nach, jene Raubinsecten diese todten Thierchen speisen oder ihre Eyer hineinlegen. In ähnlicher Absicht schienen *Nepenthes destillatoria*, *Dionaea muscipula* und die *Droserae* Insecten mit ihren Blättern zu fangen. Wobey noch bemerkt wird, dass die Spiralgefässe des Blattstiels von *Nepenth. destillator.*, durch welchen die Absonderung des Wassers im Blatte doch unstreitig geschehe, ungewöhnlich weit und zahlreich seyen. *Cap. 17. Von den verschiedenerley Stützen oder Anhängseln.* Der Name: Anhängsel, sey passender, wenn man beysammen lasse, was *Linné* unter Stütze begriffen. Neue Kunstwörter, wie *ligula, ochrea, ramentum*, hält der Vf. für überflüssig.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Botanik. *Elbing*, b. Vf., und *Königsberg*, in Commission b. Nicolovius: *Preussens Flora, oder systematisches Verzeichniss der in Preussen wildwachsenden Pflanzen, mit jeder Pflanze beygefügten Bemerkungen in ökonomischer, technologischer und medicinischer Hinsicht;* nach einer das Aufsuchen der Pflanzen erleichternden und sicher leitenden Methode bearbeitet von *Eberhard Gottlieb Graff*, Prof. am Gymnasium zu Elbing. 1809. VIII u. 239 S. 8. (1 Rthlr.) Hr. *G.* sagt in der Vorrede: „Sowohl der Wissenschaft als auch meinem Vaterlande fehlt ein Werk, wie das vorliegende ist, da die bisherigen Verzeichnisse der preuss. Pflanzen theils unvollständig, theils in den Kennzeichen und Benennungen schwankend, theils ohne System sind." Allein Rec. wurde bey Durchlesung dieses Buchs und bey Vergleichung desselben mit einigen früheren preussischen Floren in seiner Erwartung sehr getäuscht, und glaubt daher, dass Hn. *G's.* Arbeit der Wissenschaft wenig Nutzen gewähre. Zum Belege dieses Urtheils können allein folgende Bemerkungen dienen: Der Vf. hat *Koch's* Handbuch zum Grunde gelegt, und die Gattungscharaktere der Pflanzen in eine tabellarische Übersicht gestellt, wobey er aber, um etwas Neues hervorzubringen, gegen die Grundsätze des Systems gehandelt, und in der vierten Ordnung der *linnéischen* 17 Classe den Blüthenstand (*Inflorescentia*) und die dreyzähligen und gefiederten Stengelblätter als Hauptabtheilung der Gattungskennzeichen aufgeführt hat. Manche Pflanzen, wie *Epimedium Alpinum*, *Galium Album*, *Orobus lathyroides* etc. kommen in dieser Flora vor, welche in *Reyger's* Flora, sogar in *Hoffmann's* Deutschlands Flora (1791) fehlen. Dann sind die deutschen Namen der Pflanzen oft doppelt angegeben, und bey einigen nicht passend. So heisst z. B. *Iris Germanica* unrichtig blaue Lilien. *Dipsacus sylvestris* soll nach der Vorschrift des Vfs. zum Aufkratzen des Tuchs dienen; aber hiezu benutzt man bekanntlich die Blumenköpfe oder Fruchtböden der gebauten Weberkarte (*Dipsacus fullonum*), welche mit hakenförmig-gekrümmten Spreublättchen versehen sind; *Dipsacus sylvestris* trägt gerade Spreublättchen. Wäre Hr. *G.* seinen Vorgängern, z. B. Hn. *Reyger*, in der Anordnung und Beschreibung der Pflanzen gefolgt, hätte er *Linné's* Methode, nach Anleitung der *Species plant. edit. Willd.* beybehalten, die Abweichungen einzelner Arten von ihren Gattungskennzeichen bey der Beschreibung der Arten angezeigt, und endlich durch mehrere Beobachtungen an lebenden Pflanzen seine botanischen Kenntnisse zu begründen gesucht: so konnte sein Buch nicht nur den Anfängern in der Botanik nützlicher seyn, sondern er würde sich auch den Beyfall und Dank gebildeter Botaniker, besonders seiner Landsleute, unfehlbar erworben haben.

DD — h.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 FEBRUAR, 1811.

BOTANIK.

LONDON: *An Introduction to physiological and systematical Botany.* By *J. E. Smith*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. 18. *Von der Inflorescenz und ihren Verschiedenheiten.* Obschon *Linné* zur Ähre (*spica*) sitzende Blumen erfodere: so sey dieses doch selten der Fall, dass man es nicht so streng nehme. *Linné* selber gebrauche diesen Ausdruck oft, wo die einzelnen Blumen partielle Stiele hätten; auch definire er den *Corymbus* als eine Ähre, deren partielle Blumenstiele stufenweise länger sind. *Cap.* 19. *Von der Blume und Frucht.* Von den Blumen kehre nicht wie von den Blättern ernährende Materie in den Stengel zurück: nur mit dem Kelche, dessen Substanz der der Blätter so ähnlich, sey dieses unstreitig der Fall. Deshalb schwelle der Blüthstengel während des Blühens oft beträchtlich an, vornehmlich unter dem Kelche, und werde holziger. Falle aber der Kelch frühzeitig ab, wie bey den Mohnpflanzen *Papaver*, *Glaucium* u. s. w.: so werde jener nicht merklich verdickt, noch sonst verändert. *Linné's* zweyte Art des Kelchs: *Involucrum*, sey zu entbehren, da der so benannte Theil bey den Umbellisten, Euphorbien, Anemonen zu den *bracteis* gehöre. Nur für das Fruchtschleyerchen der Farrenkräuter könne man mit *Gleditsch* diesen Terminus beybehalten, wodurch *indusium* überflüssig werde. Statt der sechsten Art, nämlich *calyptra*, welche mit *Schreber* für eine Blumenkrone zu halten, komme *perichaetium*, der Mooskelch, hinzu; es bleibe also für die Arten des Kelches die Zahl Sieben, welche *Linné* sehr hoch gehalten, so wie er seine unsterbliche *Philos. botanica* in 12 Capitel und 365 Sectionen getheilt. — Das Nectarium wird mit *Linné* als ein Theil der Blumenkrone betrachtet (obschon es doch so gut für sich besteht, wie Staubfaden und Griffel). Die Blumenkrone scheine, außer dass sie die Blume schütze, und durch ihre Farben die Insecten anlocke, noch einen besonderen Zweck der Natur zu erfüllen. Sie zeichne sich durch Farbenpracht aus, stelle sich den Sonnenstrahlen überall dar, und schliesse sich oft, wenn diese entzogen werden. Bedächten wir ferner die feinen Absonderungen der Blume, den elastischen, entzündlichen Blumenstaub, den Honig, die zarten Wohlgerüche der Blume, und dabey den grossen Antheil des Lichts an diesen Erzeugnissen, den Entdeckungen neuerer Chemisten zufolge: so könnten wir die Wichtigkeit der Blumenblätter für die Bildung derselben mittelst Auffangung des Lichts nicht bezweifeln. (Ein überaus sinnreicher Gedanke.) Zwey Arten einer neuen Pflanzengattung *Brodiaea*, die von *Menzies* an der Westküste von Nordamerika gefunden worden, haben Lilienblumen, wie ein *Agapanthus*, und ausserdem drey innere Kronblätter. Dieses gereiche zum Vortheil der *jussieuschen* Meinung, dass die Blume der Liliaceen ein gefärbter Kelch, das Nectarium aber, z. B. von *Narcissus*, die wahre Blumenkrone sey. Am richtigsten sage man, dass hier in den meisten Fällen Kelch und Krone in Einem Organe verbunden sind. Der Blumenstaub sey darin von entgegengesetzter Natur mit der Anthere, dass er durch Feuchtigkeit berste und seinen Gehalt herauslasse, die Anthere aber durch Trockenheit. (Dieses dürfte doch grosse Einschränkungen leiden.) Die gegliederten ästigen Fäden zwischen dem Würzelchen und Stämmchen keimender Moose nimmt der Vf. mit *Hedwig* für die Samenlappen. (Diess leidet doch grossen Zweifel, da man die nämlichen Körper in den Blattwinkeln vieler Sumpfmoose als einen braunen Filz, und selbst in der Moosblüthe als Paraphysen wiederfindet. Auf der anderen Seite wird kein aufmerksamer Beobachter diese Körper mit *Sprengel* für zufällig ansitzende Conferven halten können.) *Flos aggregatus* nimmt der Vf. nur bey den *Dipsaceis* des *Jussieu*, als *Tasione*, *Scabiosa*, *Protea* u. s. w., an. Auszuschliessen seyen deshalb die unter diesen Begriff von *Linné* noch zusammengefassten sechs anderen Arten der Inflorescenz: *flos compositus*, *amentaceus*, *glumosus*, *spadiceus* und besonders *umbellatus* und *cymosus*, welche letztere durch eine blosse Hypothese und durch die geglaubte Nothwendigkeit, das *Involucrum* bey der Charakteristik der Gattungen zu Hülfe zu nehmen, mit hieher gekommen. *Cap.* 10. *Von den Verrichtungen der Staubgefässe und Griffel.* Eine weitere Ausführung von §. 139—145 der *Philosophia botanica*. Einige Beyspiele sind hinzugefügt, auch einige Einwürfe beseitigt worden, z. B. von *Pontedera*. Nicht minder sind einige Gründe für das Geschlecht der Pflanzen hinzugekommen, z. B. die Irritabilität der Geschlechtstheile während des Blühens, die Nothwendigkeit des Besuchs der Blumen von Insecten für die Begattung. — *Thomas Millington*, Prof. zu Oxford, soll dem Dr. *Grew* einen Wink über den wahrscheinlichen Nutzen der Staubgefässe, den Samen zu befruchten und zur Vollkommenheit zu

bringen, gegeben haben. *Grew* habe diesen Gedanken aufgefasst, und der grosse *Ray* ihn gebilligt. — *Linné*, als er die Wildnisse von Lappland durchstrich, habe die Blüthe der Moose sorgfältig untersucht und richtig begriffen, wie aus seiner, bis dahin ungedruckten Reise durch dieses Land erhelle. Was für ein Palmbaum das gewesen, mit dem *Gleditsch* die bekannte künstliche Befruchtung zu Berlin vorgenommen, sey nicht wohl auszumachen. Vermuthlich *Rhapis flabelliformis Ait.*, obschon *Linné* in seiner Dissertation über diesen Gegenstand ausdrücklich die *Phoenix dactylifera* nenne. Fruchtknoten, welche den männlichen Samenstaub nicht empfangen, erwüchsen dennoch oft zu einer beträchtlichen Grösse, und dann finde man die Substanz des Samens, seine Haut und selbst seine Cotyledonen: nur fehle der Embryo. So z. B. setzte die prächtige *Cycas revoluta* in England, nachdem sie geblühet, Frucht an, nämlich eine *drupa*, welche inwendig vollkommen beschaffen war, ausser dass an der Stelle des Embryo eine leere Höhle sich befand, indem ein männlicher Baum vielleicht nicht näher als in Japan aufzufinden gewesen wäre. *Cap.* 21. *Von den Krankheiten der Pflanzen, vornehmlich in Bezug auf das Lebensprincip.* Dieser Abschnitt ist klein; was der Vf. von dieser Materie sagt, ist mehr beyspielsweise, als um den Gegenstand zu erschöpfen. — *Thiery de Menonville* erzähle in seinem Werke über den Nopal (*Cactus coccinellifer*) von einer merkwürdigen Krankheit, welche dieses Gewächs ausser dem Brande, dem es sehr unterworfen sey, öfters befalle. Er nenne sie *la dissolution;* sie scheine ein plötzlicher Verlust des Lebensprincips, gleich dem gelähmten Zustande, der bey den Thieren durch den Blitz bewirkt wird. Das Grün der Pflanze verwandelt sich in Zeit von einer Minute in Gelb; der Glanz vergeht, und binnen einer Stunde schon tritt Fäulniss und Auflösung ein. — Das Abfallen der Blätter im Herbste scheine ein blosses Abwerfen abgestorbener Theile zu seyn. Denn dieses sey ein Act des Lebensprincips selber in der animalischen, wie in der vegetabilischen Welt. Mr. *Facobairn* theilte dem Vf. hierüber Folgendes mit. Wenn er einen Baum oder Strauch mit allen Blättern versetzte: so erkannte er bald, dass derselbe ankommen würde, wenn die welken Blätter sich leicht ablösen liessen oder von selber abfielen. Denn wenn sie mit ihrer Basis fest angeheftet blieben, so dass man sie nicht abreissen konnte, ohne Rinde und Knospen mit wegzunehmen: so zeigte dieses einen Fortgang des Absterbens und einen unglücklichen Ausgang der Operation an. *Cap.* 22. *Von der systematischen Anordnung der Pflanzen. Natürliche und künstliche Methoden. Gattungen, Arten und Varietäten. Namengebung.* Sehr kurz wird von den Systemen der Botaniker vor *Linné* gehandelt: nur die des *Casalpinus* (dessen Werk *Linné* fleissig studirte, und aus dem er seine Meinung vom Ursprunge des Kelchs, der Krone, Staubfäden und Griffel aus der äusseren Rinde, inneren Rinde, Holz und Mark entlehnte) und des *Tournefort* werden etwas näher betrachtet. Die hierauf folgende eigentliche Philosophie der Wissenschaft ist eine Übersicht dessen, was *Linné* in den Cap. 6. 7. 8 der *Philos. botanica* aufgestellt. Bey der nothwendigen Kürze war es unmöglich, hier so ins Detail zu gehen, wie es das ebengenannte unsterbliche Werk thut, dessen Studium daher hiebey eher nothwendig, als entbehrlich wird. Im Übrigen folgt der Vf. streng seinem grossen Vorbilde; sein Grundsatz ist, nur sehr selten und nicht ohne die grösste Noth von ihm abzuweichen. Höchst erquickend ist dergleichen in einer Zeit, wo so Mancher die Lehren des unsterblichen Mannes veraltet glaubt, wo besonders von Westen her eine Barbarey über unsere Wissenschaft einzubrechen droht, der nicht kräftig genug entgegengearbeitet werden kann. — Arten (*species*) sind dem Vf. „so viele Individuen, als wir annehmen, dass bey der Schöpfung hervorgebracht worden seyen, welche seitdem sich immer fortgepflanzt." (Diese Definition weicht von der *linnéischen* etwas ab; denn dieser sagt: *quot diversae formae.* Genauer definirt *Sprengel* a. a. O. die Art, als eine Reihe von Individuen, die in einem wesentlichen Merkmal, d. i. einem solchen, welches durch Cultur, Boden und Alter nicht verändert wird, übereinkommen.) — Eine Gattung (*genus*) begreift nach *Smith:* „Eine oder mehrere Species, welche von anderen Pflanzen in Bildung, Natur und Nebeneigenschaften so verschieden sind, dass sie eine abgesonderte Familie oder Form ausmachen, die nicht minder permanent und in den unwandelbaren Gesetzen der Schöpfung gegründet ist, als die verschiedenen Species eines solchen Genus." (Diese Erklärung ist ganz und gar unzureichend. Anders ist die *linnéische* (*Philos. bot.* §. 159): aber wer versteht diese? *Sprengel* hat sie unverändert abdrucken lassen. In den *Fundamentis botanicis* ist sie etwas verschieden gestellt: aber eben so schwer verständlich. Hätte *Smith* doch auch hier die Dunkelheit aus dem Wege geräumt, wie er so oft gethan. Übrigens erklärt *Linné* §. 165—68 sich deutlicher, was ein Genus ausmache, nämlich: wenn verschiedene Pflanzen, die eine natürliche Verwandtschaft haben, in den Fructificationstheilen übereinkommen.) — Mit Recht wird es einer von den wichtigsten und vollgültigsten von *Linné's* Grundsätzen genannt, dass das Genus den Charakter mache und nicht der Charakter das Genus. — *Linné* habe seine Begriffe vom *Character essentialis* (im Gegensatze des *factitius* und *naturalis*) seit Publication der *Philosophia botanica* sehr verändert. Statt ihn auf Ein Merkmal, oder auf Einen Begriff zu beschränken, lasse er ihn im *Systema vegetabil.* alle die Merkmale begreifen, welche erfoderlich sind, jede Gattung von der anderen im künstlichen Systeme zu unterscheiden. (Uns bedünkt, der *Char. essentialis* werde hier *factitius*, ohne darum aufzuhören, *essentialis* zu seyn.) Diese Art von generischem Charakter sey die einzige gegenwärtig ge-

bräuchliche; auch sey der natürliche Charakter, den *Linné* in den *Generib. plant.* von jeder Gattung aufgestellt, dadurch überflüssig gemacht worden. (Allein das Hauptverdienst dieser Art von Charakter ist ja, dass er, wie *Linné* (*Philos. bot.* §. 189) sagt, alle möglichen Charaktere einschliesst, jedem Systeme dient, selbst für neue Systeme die Grundlage hergiebt u. s. w. Wie kann er denn überflüssig werden?) Bey den Trivialnamen befolgte *Linné* bekanntlich im Allgemeinen nur gewisse Grundsätze, ohne sie in seinen Werken aufzustellen. Diese Lücke ist hier von unserem Vf. ergänzt worden, obschon genauer und vollständiger von *Sprengel* in der 4 Ausg. der *Phil. botan.* Im Falle der Trivialname nach dem Namen eines berühmten Botanikers gebildet ist, schlägt der Vf. vor, diesen im Genitiv zu setzen, wenn der Mann das Genus aufstellte, z. B. *Duranta Plumierii. Dur. Mutisiana* möge dienen, den Finder einer neuen Art zu verewigen, während *Dur. Ellisia* andeute, dass die Pflanze, welche ihn trägt, einst den Gattungsnamen *Ellisia* geführt habe. (Uns dünkt, es sey besser, die Namen der Autoren für Gattungsnamen aufzusparen.) Eine Art von Trivialnamen im Genitiv, deren *Linné* in den letzten Zeiten sich bediente, ist dem Vf. ganz unerträglich, z. B. *Lobelia Columneae* statt *Columneaeformis.* Kein kluger Autor solle dergleichen nachahmen. (So schwer möchten wir sie denn doch nicht verdammen.) Gattungsnamen aus dem Namen eines berühmten Scribenten habe *Linné* zuweilen einen Trivialnamen beygegeben, der sich auf einen Charakter desselben und der Species zugleich beziehe, z. B. *Linnaea borealis*, *Buffonia tenuifolia*, *Browallia demissa*, *elata* u. s. w. Der Vf. billigt dergleichen satyrische Namen nicht. *If a botanist*, sagt er, *does not deserve commemoration, let him sink peaceably into oblivion. It savours of malignity to make his crown a crown of thorns, and if the application be injust, it is truly diabolical. Cap.* 23. *Erklärung des linnéischen künstlichen Systems.* Eine kurze allgemeine Übersicht desselben von der Art, wie *Linné* am Schlusse der Einleitung zum *Syst. vegetabil.* gegeben. *Cap.* 24. *Erläuterungen der linnéischen Classen und Ordnungen.* Der Vf. geht dieselben im Einzelnen durch, und nennt die Hauptgattungen, besonders der brittischen Flor, welche in jeder Abtheilung befindlich sind. Zugleich wird angemerkt, wann Classen oder Ordnungen auszustreichen oder Gattungen zu versetzen sind, so auch wenn Unregelmässigkeiten im classischen oder generischen Charakter vorkommen u. dgl. — In die fünfte Classe versetzt der Vf. die von *Linné* in die *Syngenesia monogamia* gebrachten Gattungen, indem die Vereinigung der Staubbeutel kein constantes Merkmal, und bey Arten einer und derselben Gattung, z. B. *Lobelia*, *Viola*, oft da sey, oft aber fehle, auch einzelne Arten, unter anderen Classen, damit öfters versehen wären, z. B. einige Gentianen. — Die Insertion der Staubfäden am Kelche mache die *Icosandria* zu einer sehr natürlichen Classe, und sey desto wichtiger, als sie anzeige, dass die fleischigen Früchte, welche auf dergleichen Blüthen folgen, ohne Ausnahme heilsam sind, welches sich auch bewähre, wo die Staubfäden minder zahlreich sind, z. B. bey *Ribes*, welches deren nur fünf hat, die aber auf dem Kelche stehen, und wo man unter vielen Gattungen mit giftigen Beeren, eine mit herrlicher Frucht findet. Die Ordnungen *Digynia* und *Trigynia* dieser Classe verbindet der Vf. mit *Pentagynia*, indem einige Arten der nämlichen Gattung 1, 2, 3 bis 5 Griffel haben. Aus dem nämlichen Grunde schlägt er vor, die Ordnungen *Digynia* bis *Hexagynia* der Polyandrie in eine einzige zu verbinden. — Bey der *Polyadelphia* wird erinnert, dass kein Theil des *linnéischen* Systems dunkler sey, als die Ordnungen dieser Classe. Der Vf. schlägt daher folgende vor: 1) *Dodecandria.* Staubgefässe 12 bis 25, deren Träger nicht mit dem Kelche verbunden sind. Hieher *Theobroma*, *Bubroma*, *Abroma*, *Monsonia*, *Citrus* 2) *Icosandria.* Zahlreiche Staubgefässe, deren Fäden in mehreren Bündeln am Kelche befestigt sind. Hieher sey mit *Willdenow Melaleuca* zu rechnen. 3) *Polyandria.* Zahlreiche Stamina, die keine Verbindung mit dem Kelche haben. Diese Ordnung enthält mehrere Gattungen, worunter *Hypericum*, — In der Syngenesie könne die Ordnung *Polygamia frustranea* füglich wegfallen, wegen der nahen Verwandtschaft der dahin rangirten Gattungen mit anderen der *Polygamia aequalis* und *superflua.* Dagegen müsse *Polygamia necessaria* bleiben, als in der Natur gegründet. — Die von *Thunberg* vorgenommene Ausstreichung der Classe *Gynandria* will der Vf. nicht zugeben. Freylich habe *Linné* manche Gewächse mit Unrecht in diese Classe versetzt: dessen ungeachtet sey der Charakter derselben so klar und unveränderlich, wie von irgend Einer. Die Ordnung *Monandria* bilden, wie bey *Willdenow*, die Orchiden. Für das Nectarium derselben, von *Swarz* Blumenkrone genannt, zieht er die *linnéische* Benennung vor, und hält von den Theilen, welche *Swarz* die fünf Kelchblätter nennt, die beiden inneren für die Blumenkrone, weil sie sich in Farbe und Textur vor den übrigen auszeichnen. Es gebe zwar Übergänge bey manchen Gattungen, indessen fänden sich dergleichen auch zwischen dem Nectario und den übrigen Blumentheilen, z. B. bey *Thelymitra.* Die von *Willdenow* verworfenen *linnéischen* Ordnungen *Tetrandria*, *Pentandria*, *Octandria* werden hergestellt, und in die erste aus der *Gynandria Diandria* das *Stylidium*, in die *Pentandria* aus der *Pentandria Digynia* einige Contarten, z. B. *Pergularia*, *Cynanchum*, *Asclepias* und in die *Octandria* endlich die Gattung *Cytinus* nach den Beobachtungen von *Sibthorp* und *Franz Bauer* versetzt. — Die Classen *Monoecia*, *Dioecia*, *Polygamia* will der Vf. sich ebenfalls nicht nehmen lassen. Diese Classen seyen sehr natürlich, wenn man nur solche Gattungen darin aufnehme, deren verschiedenerley Blumen, ausser den wesentlichen Theilen (wodurch

sie männlich, weiblich oder hermaphroditisch sind), eine verschiedene Structur der ausserwesentlichen, als des Kelches, Nectariums, der Blumenblätter u. s. w., zeigen, diejenigen aber daraus entferne, deren ausserwesentliche Theile in den verschiedenen Blüthen gleichförmig gebildet sind. Nach diesem Entwurfe solle man in der *Monoecia* aus der Ordnung *Decandria* verweisen die Gattung *Anguria;* aus der *Polyandria* die Gattungen *Ceratophyllum, myriophyllum, Sagittaria;* aus der *Gynandria Andrachne* und *Agyneia;* aus der *Pentandria* oder *Monadelphia* die Gattungen der Gurken, welche dem Vf. polyadelphisch zu seyn scheinen. — Eine ähnliche Reduction wird mit der *Dioecia* vorgenommen. Die Gattung *Salix* solle in die *Diandria Monogynia* versetzt werden, obschon das Nectarium in den männlichen Blüthen zuweilen anders beschaffen, als in den weiblichen: denn im Ganzen genommen seyen die accessorischen Theile hier ganz gleich gebildet. Ausser dieser und mehreren ausländischen Gattungen sollen *Empetrum, Ruscus, Osiris, Viscum, Tamus, Rhodiola* aus dieser Classe verwiesen werden. Unter der Ordnung *Polyandria* solle man alle Dioecisten, welche mehr als acht Staubfäden haben, wegen sehr veränderlicher Zahl derselben, zusammenfassen. — In der *Polygamia* bleiben, wenn man dieselben Grundsätze streng befolge, nur wenige Gattungen, nämlich in der Ordnung *Monoecia Atriplex*, in der *Dioecia Hippophaë*, in der *Trioecia Ficus:* denn die Granne, welche die Gräser mit getrennten Geschlechtern oft nur in Einer Art von Blumen besitzen, sey zu unbeständig, um einen Classencharakter darauf zu gründen. In Betracht dieser Kleinheit der Classe könne man dieselbe ausstreichen, wofern man nicht in undurchforschten Theilen der Erde noch Gattungen, welche dahin gehören, erwarten müsste. — Endlich noch vom Nutzen, der Einrichtung und Aufbewahrung eines Herbariums. Das Aufkleben der Pflanzen wird empfohlen. Unter den Leim, womit dieses geschieht, solle man etwas von einer Auflösung von Sublimat in rectificirtem Weingeiste mischen, welches die Pflanzen vor den Angriffen der Insecten bewahre. — Das Herbarium werde am besten in einem trockenen ungeheizten Zimmer erhalten. *Linné* hatte für sein Museum ein steinernes Gebäude, welches von seinem Wohnhause entfernt lag, und in welches weder Feuer noch Licht gelassen wurde. Gleichwohl könne man nichts sehen, was weniger von Feuchtigkeit oder anderen verderblichen Einflüssen gelitten habe, als diese Sammlung. Welche Autorität übrigens dieselbe für uns noch hat, erhellet daraus, dass jede Species, welche der grosse Mann bey Abfassung der *Species plantarum* vor sich hatte, die Numer und den Namen, sowohl mit Bleystift, als mit Dinte geschrieben, trägt. Ersteres war temporär, bis das Buch, worauf jene sich bezogen, abgedruckt worden; alsdann wurden sie mit der Feder bestätigt, und ein Exemplar des obigen Buchs, welches noch in des Vfs. Händen ist, mit Bezug auf sie bezeichnet. — Eine Erklärung der Kupfertafeln und ein zwiefaches Register machen den Beschluss. Die Kupfer sind von dem vortrefflichen Botanisten und Künstler *Sowerby*, theils nach der Natur, theils nach guten Kupferwerken, gearbeitet, und den von *Willdenow* im Grundrisse der Botanik gelieferten an die Seite zu setzen, übertreffen sie jedoch darin, dass sie die Gegenstände in ihrer natürlichen Grösse vorstellen. Druckfehler, auf welche man in den Schriften der deutschen Gelehrten so oft stösst, sind nicht anzutreffen.

T.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Stuttgardt*, b. Steinkopf: *Neues Liederbuch für die Jugend. Eine Auswahl von 250 Liedern und Gesängen zur Beförderung unschuldsvoller Fröhlichkeit und frühzeitiger Gottesfurcht. Nach bekannten angenehmen Melodieen.* Für den häuslichen und Schulgebrauch eingerichtet. Zum Besten der von der stuttgardter freywilligen Armen-Anstalt errichteten Industrieschule. 1809. 176 S. 8. (6 gr.) Was der Herausg. dieser Liedersammlung zu Lob und Preis der Musik und des Gesanges in der Vorrede sagt, ist nicht neu, aber wahr. Allerdings sind Musik und Gesang unter den Hülfsmitteln, Kindern ihre frohe und heitere Stimmung zu bewahren, eines der vorzüglichsten; und bey dem Religionsunterrichte gewähren gute, aus Herz sprechende, das Gemüth ergreifende Lieder den unverkennbaren Nutzen, dass durch sie in den jugendlichen Seelen Liebe zu Gott und den Menschen am leichtesten mit erweckt und erhalten wird. Die Regel, nach welcher der Herausg. seine Sammlung vorgelegt hat, ist S. X angegeben. Wenn ein Lied dem Grundsatze: Erhaltung der ursprünglichen Reinigkeit und Güte in den zarten Kinderseelen, entsprach, durch Zweckmässigkeit des Inhalts, edle Einfalt und Herzlichkeit sich empfahl, und der Fassungskraft und dem Interesse der Kinder angemessen war: so ward ihm, auch bey leichten Verstossen gegen Prosodie und Sprache, dennoch ein Plätzchen angewiesen. Die Lieder, welche sämmtlich dieser angenommenen Regel entsprechen, und mit kindlichem Gefühl und mündlichem Verstande gesammelt sind, sind in zwölf Abschnitte abgetheilt, die wir hier zur Übersicht des Ganzen mittheilen wollen. Sie sind: Lieder frommer Fröhlichkeit, Schulgesänge und Arbeitslieder, Religion und Tugend überhaupt, Anbetung Gottes und Betrachtung seiner Vollkommenheiten und Vorsehung, Schöpfungswerke Gottes, christliche Festlieder, Pflichten gegen Gott und dankbare Gesinnungen gegen Jesum, Pflichten gegen uns selbst, allgemeine Nächsten-Pflichten, besondere Pflichten einzelner Stände und Personen; Lieder auf besondere Zeiten und Umstände, Leiden des Lebens, Tod, Unsterblichkeit der Seele, Auferstehung und ewiges Leben. Die Melodieen richten sich entweder nach dem neuen wirtembergischen Choralbuche, theils nach der *walderschen* Singschule, theils nach der Sammlung von 33 Liedern thätiger Freude. Da es indess grösstentheils bekannte Melodieen sind: so wird das Büchlein auch anderwärts gebraucht werden können.

qz.

Druckfehler. In No. 291. Jahrg. 1810. S. 524. Z. 4 v. unten l. *Christ* st. *Theist.* S. 526. Z. 3 v. oben l. *Affecten* st. *Affectation.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 FEBRUAR, 1811.

PHYSIK.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Physikalische und historische Untersuchungen über die Rhabdomantie oder animalische Elektrometrie.* Von *Carl Amoretti.* Aus dem Italienischen von *C. U. von Salis.* Mit einigen ergänzenden Abhandlungen von *J. W. Ritter.* I Theil, mit 6 Steintafeln. 1809. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Bemühungen des Vfs. sind aus geschichtlichen Thatsachen entsprungen, von deren Wahrheit er Anfangs sich selbst nicht überzeugen konnte, späterhin aber, theils durch die Untersuchungen anderer Gelehrten, theils durch seine eigenen Forschungen und sorgfältig angestellten Experimente, hinlänglich belehrt wurde. Es sind bereits zwanzig volle Jahre, dass er, nach seinen eigenen Äusserungen, mit diesem Gegenstande sich beschäftigte, sowohl im Cirkel und Verkehre mit Dr. *Thouvenel,* seinem Freunde *Spallanzani, Fortis, Soave* und *Giavene,* als auch in Gegenwart *Pennets,* des vorzüglichen Werkzeuges hiezu. „Ich hatte (sagt der Vf. in der Vorrede S. IX) dieses Werk schon geschrieben, als in Deutschland durch die Versuche des Prof. *Ritter* in München mit seinem *Campetti* der literarische Krieg angefacht wurde. — Was er aber that und schrieb, und was von Andern für und wider seine Versuche bekannt gemacht wurde, gab mir Anlass, wichtige Zusätze zu machen; auch lieferte mir, wie die älteren Schriften, so auch das neuste Werk des Hn. *Thouvenel* viele interessante Notizen." S. X fährt er fort: „Ich fühle es sehr wohl, dass in meinem Werke Versuche angeführt werden, die noch nicht genugsam vervielfältigt und wiederholt worden sind, dass viele Vermuthungen darin gewagt sind." — Das Werk zerfällt in den *belehrenden* und *historischen* Theil; die Geschichte folgt erst dem abgehandelten Gegenstande.

Cap. I. Von der Wirkung verschiedener Substanzen auf einige Personen. Rec. scheint dieses Capitel so abgefasst zu seyn, dass weder der Vf., noch irgend ein Leser von dieser Wirkung etwas begreifen und einsehen könne. Auch ist der Satz nach der feineren Physiologie betrachtet, ganz unrichtig gestellt, es müsste heissen: Die Wirkung und das Bestimmungsvermögen einiger Personen auf verschiedene Substanzen; dadurch wird es lichter. Mit der newtonischen Anziehungskraft kommen wir nicht von der Stelle, und nicht über die Erscheinung hinaus. Die Anziehungskräfte sieht der Vf. doch als eine Folge der Wirkungen der grossen Naturkräfte, des Wärmestoffs, des Feuers, des Lichts, des Magnetismus, der Elektricität und des Galvanismus an. S. 4 sagt er ausdrücklich: „Wir werden sehen, wie alle die grossen Naturkräfte Einfluss darauf haben, indem sie die Wirkung einiger Substanzen auf gewisse Personen entweder befördern, oder verhindern, oder sie ändern. Am meisten scheint die Elektricität dabey im Spiele zu seyn; besonders wenn man sie für die Ursache der Erscheinungen, die man unter dem Namen Galvanismus kennt, annimmt." Der Vf. geht besonders darauf aus, im 1 Cap. seine animalische Elektrometrie zu begründen, worunter er vorzüglich die Erscheinungen der Ruthenschlagerey begreift. Diese Begriffsbestimmung ist ziemlich ängstlich, und am Ende doch zu weit: denn was animalisch ist, bezieht sich aufs ganze Thierreich, und gehört nicht ausschliesslich den menschlichen Functionen an. Was Elektrometrie betrifft: so ist der Vf. sehr irrig, wenn er meint, dass Elektricität eine Grundfunction der Rhabdomantie sey. Das Ganze geht nicht über das Gebiet des Menschenmagnetismus hinaus. Dieser Begriff ist natürlicher und auch bezeichnender. S. 7 sagt der Vf.: „Die Erscheinungen der Wünschelruthe zeigen sich nicht in Jedermanns Händen, und über allen Körpern. Warum, weiss ich nicht, und suche es auch nicht zu erfahren." Er hätte nur den individuellen Eigenschaften verschiedener Menschen nachforschen sollen; das Erfahren wäre ihm gewiss nicht unmöglich geworden. So viel ist gewiss, dass, wenn in eines gewissen Menschen Hand die Wünschelruthe sich dreht, dieses bewirkt werde durch die galvanischen Ordnungen, im Magnetismus wurzelnd, die im Thierorganismus hervortreten. In der Sensibilität, als galvanischer Ordnung erster Art, findet sich bey Menschen, in welchen der Aufschluss des Inneren zum Äusseren, und die Correspondenz mit der Natur vorhanden ist, ein Übergewicht des Nerven über Gehirnthätigkeit. In solchen Menschen synthetisirt sich der Nerv ausserordentlich leicht mit den äusseren differenten Dingen. Bey welchen Menschen die galvanische Ordnung der Sensibilität eine in sich vollkommen geschlossene ist, ist das Verhältniss des Wirkens auf einander und in einander in der Correlation der inneren Thätigkeiten des Organismus. So haben z. B. die geistigsten Menschen, in welchen man doch die galvanische sensible Ordnung am vollkommensten annehmen, oder auch die gesündesten Menschen, in welchen man sie, in der realen Beziehung, indifferent und vollkommen setzen muss, am wenigsten das Vermögen, sich in

den Zusammenhang mit der grofsen äufseren Natur zu finden. Schwächliche, kränkliche Personen haben ein Vorgefühl der Witterungsverhältnisse, wovon der Gesunde nichts ahndet u. f. w. Eben so fühlen auch die geistig vortrefflichsten Menschen durch sich am wenigsten den bestimmenden Zusammenhang mit der grofsen Natur: denn in diesen ist alle Nerveinbildung blofs durch die Thätigkeitsform des Gehirncentrums gesetzt, es ist kein Aufnehmen nach aufsen möglich, weil jede solche Aufnahme durch das Allgemeine nach innen geschieht. Wir bestimmen also die innere Organisation der Metallfühler so, dafs der Nerv ein Übergewicht des Endlichen oder ein Übergewicht der Richtung nach aufsen habe, wobey die Richtung ins Centrum, als die Aufnahme ins Allgemeine, der angebornen Organisation nach, bey weitem weniger hervortritt. Bey solchen Leuten ist Nerv und Muskel mehr der allgemeinen Natur angeeignet, und Nerv und Muskel schwebt bey ihnen immer zwischen zwey Relativitäten, wovon die eine in das Gehirncentrum, die andere in den Zusammenhang mit der grofsen Natur fällt. Hierin liegt also der Grund, warum die Wünschelruthe nur in der Hand gewisser Personen sich dreht.

Cap. II. Vom Gebrauch der Baguette, den verschiedenen Arten sie zu halten, und der verschiedenen Gestalt derselben. S. 12 heifst es: „Ich habe gesagt, dafs man meistens die Ruthe gekrümmt, und mit unter sich gekehrter Hand fafst; aber man kann sie auch auf andere Art halten, und thut es auch wirklich. Man hält sie auch so, dafs der Rücken der Hand aufwärts, die Daumen also gegen einander und unterwärts gekehrt sind: alsdann *ist die Wirkung geringer, und zugleich umgekehrt.* Unter übrigens gleichen Umständen bewegt die Ruthe sich einwärts, wo sie sich sonst auswärts drehte, und auswärts, wo sie sich sonst einwärts bewegte. Die Ursache, aus der dieses geschieht, ist mir unbekannt.“ Kennt denn der Vf. die Gegensätze nicht, die nach bestimmten Gesetzen hervortreten bey bestimmt veränderten Lagen des Körpers? So z. B. ist die Streckform des Körpers mit einer wesentlich verschiedenen Action verbunden, als die Beugeform; die durch Willen hervorgerufene Action nach der einen rechten Seite bildet sicherlich, sowohl im Inneren als im Eingreifen nach aufsen, einen ganz verschiedenen Gegensatz mit der vorhergegangenen Lage. Der eingekehrte Fufs, die rückwärtsgelegte Hand, der zurückgezogene Bauch, die eingedrückte Brust, die Wendungen nach unten und oben sind wahrhaft gegründete Polaritäten des Körpers insgesammt, also auch aller übrigen Theile. Das Ganze leuchtet erst ein, wenn man den Körper im Conflicte mit anderen Dingen sieht. Man beobachte den Wettkämpfer und die Lage desselben, wodurch er sich Stärke giebt, Blöfsen abhält: was sind dieses anders als Polaritäten des Körpers? So auch in vorliegendem Falle: die einwärts gekehrte Hand ist der auswärts gestreckten geradezu entgegen; die Umkehrung der Action der Ruthe beruht offenbar auf der Umkehrung der Gegensätze nach der Lage der Hand des Ruthenhalters. Wollen wir den Sinn des Vfs. beybehalten: so sehen wir nicht ein, warum er, da er doch alles auf Elektricität, als das letzte Agens, stützet, mit der auswärts gekehrten Hand der animalischen Elektricität die Form, sich nach aufsen zu expandiren und dann an die Aufsennatur sich zu zerstreuen, nicht gestattet habe, wo dann im Gegentheile, selbst nach der Ansicht des Vfs., die animalische Elektricität mit einwärts und rückwärts gebogener Hand in ihrem Ausströmen gehemmt werde; also im Körper sich mehr condensire, also dadurch ein Übergewicht positiver elektrischer Kraft im Körper sich erzeuge. Rec. verzeiht dem Vf. nicht, überall die Ursachen sich unbekannt anzugeben, gleichsam als wenn er den Gesichtskreis des menschlichen Denkens, und dadurch selbst die bessere Natur des Menschen schlechthin von sich abgeschnitten habe.

Cap. III. Von den Substanzen, aus welchen die Baguette bestehen kann. Der Vf. hält alle Substanzen für gleich zweckdienlich; nur sind natürlich die Substanzen immer die besten, in welchen ein mittleres Cohäsionsverhältnifs sich ausdrückt, oder nach dem Sinne des Vfs. zu reden, in welchen während der Zeit ihrer Treibkraft viel Saftigkeit in der Ruthe ist.

Cap. IV. Von den Instrumenten, die man statt der Baguette gebrauchen kann. Vom Pendel. Rec. fragt, in wiefern das Pendel statt der Baguette gebraucht werden könne, und warum? Der Vf. sagt S. 16: „Die Schatzgräber, besonders diejenigen, deren einziger Zweck dahin geht, leichtgläubige und habsüchtige Leute um ihr Geld zu betrügen, verachten die Wünschelruthe, und gebrauchen dafür die geometrische Kugel, oder den Pendel. Dieser besteht meistens aus einer bald gröfseren, bald kleineren, selten aber mehr als einen Zoll im Durchmesser habenden Kugel, welche aus diesem oder jenem, oder auch aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt ist. Sie wird an einen Faden gehangen, und über die zu suchenden Sachen senkrecht gehalten. Hierauf bewegt sie sich bald im Kreise, bald in einer Ellipse, bald in die Länge, und man behauptet, dafs sie dadurch die unter ihr sich befindenden unterirdischen Körper anzeige. Dafs sie etwas anzeige, ist unstreitig; aber die Art und die Gesetze, unter welchen dieses geschieht, sind von denjenigen sehr verschieden, welche die Schatzgräber vorgeben.“ Rec. giebt von den Gesetzen dieser Erscheinungen folgende Erklärung. Alle Pendelschwingung, eine der seltensten Formen, die der Physik angehören, ist Diagonalbewegung zwischen zwey polaren Puncten, aber von der Art, dafs dieses Diagonalseyn wieder in sich zurückkehrt. Die Polarpuncte sind das Centrum der Pendelbewegung (der Punct, woran die Pendellinie fest ist) und das besondere Ding, worüber der Pendel schwingt. Die Pendelbewegung, und der in sich geschlossene Raum, den das laufende Pendel beschreibt, ist mittleres synthetisirtes Verhältnifs jener Polarpuncte. Die Pendelbewegung erkennt einen primitiven Polarpunct, als primitiven Bewegefactor, welcher in dem Pendelschwunghalter liegt; dieser Factor tritt in das organische Wesen zurück. Der

secundäre Polarpunct liegt im Schwingungsboden, oder über dem Dinge, über welchem die Schwingung vollbracht wird. Bey dieser Pendelansicht finden wir ähnliche Grundthätigkeitsformen, wie bey der Wünschelruthe. Die Wünschelruthe schwebt uns ebenfalls zwischen zwey Polarpuncten. Der eine und primitive Polarpunct fällt in die thierische Organisation, der andere in das differente Aussending. — Die Pendelbewegung ist die einzige Diagonalbewegung, die eine geschlossene Figur bildet, und kann auch nur die einzige seyn. Sie ist a) kreisig, b) rein elliptisch, c) elliptisch-parabolisch, d) elliptisch-hyperbolisch. Die Pendelkreisschwingung geschieht dann, wenn beide Polarpuncte in einer primitiven Axe sich bestimmen, wo das sich bewegende Pendel, das in die Form der Selbstheit eingebildet zu werden strebt, und in jedem Zeitmomente tangential wird, nichts thun kann, als bloss um die Axpuncte sich bewegen. In der rein elliptischen Schwingung giebt es mehrere Schwingungsaxen, oder mit anderen Worten, der eine entgegengesetzte Polarpunct ist in mehrere Thätigkeitspuncte zerstreut; das Pendel ist also gezwungen, nicht um einen Punct, wie im Kreise, sondern um mehrere Thätigkeitspuncte den Umlauf zu machen. Rein elliptisch ist die Schwingung, wenn die Thätigkeitspuncte nach entgegengesetzten Richtungen sich vertheilt haben: hyperbolisch-elliptisch aber wird sie, wenn das Pendel in den einen der Thätigkeitspuncte als Bewegeculminationspunct beynahe unter der Form einer geraden Linie einfällt, und so wieder aus ihm hervorgeht. Parabolisch-elliptisch ist die Pendelschwingung, wenn der Pendelumlauf um die nach entgegengesetzten Richtungen objectivirten Thätigkeitspuncte den elliptischen Gegensatz der Brennpuncte aufgehoben hat, und dafür um den einen wie um den anderen die parabolische Linie durchlaufen wird. — Es ist noch eine Schwingungsform übrig, wo das Pendel keine Form rein ausprägt, weder rein kreisig noch elliptisch ist: dieses ist die gemischte Pendelschwingung, und hat mehrentheils Statt bey der ersten Schwingungsperiode, bis sich die beiden Schwingungsfactoren zu einem Normalgesetze ausgebildet haben. Eine andere Schwingungsform nennen wir die Linienschwingung, die im Allgemeinen dasselbe Verhältniss hat, als Linie zum Winkel, und hier in unserer besonderen Aufgabe als die in eine Linie zusammengefallene Ellipse. Denn was ist denn in der allgemeinen Naturanschauung der Winkel anders als die Entzweyung der Linie? Wenn die Linie sich selbst aufschliesst und dualisirt: so entsteht Winkel; und umgekehrt, wenn der Winkel den Zustand der Potenzirung verläst: so kehrt er auf seine Wurzelform zurück, und wird selbst wieder Linie. Eben so ist es mit der Linienschwingung des Pendels. Wenn die Umläufe des Pendels um die Polarpuncte, und in der Entfernung von der primitiven Axe geschehen: so ist es die erfüllte elliptische Bewegung; wenn aber diese benannten Umläufe mit der primitiven Axe selbst zusammenfallen: so nennen wir diese Linienbewegung die unerfüllte elliptische Pendelschwingung. Keine Pendelschwingung geschieht ohne Umläufe um die beiden Factoren, wovon schon erwähnt worden ist, dass der primitive in die thierische Organisation, der secundäre in das differente Aussending falle. Beide streben das Pendel, welches in seinem Umlaufe bloss die Durchgangspuncte zwischen den beiden Bewegebasen bildet, sich anzueignen. Nun kommt es darauf an, welche die *bestimmende* Bewegebasis wird, die im Bewegegegensatze vorherrscht. Das bestimmende Glied fällt grösstenTheils in die thierische Organisation: jedoch nicht immer; daher es unter gewissen Umständen auch Pendelschwingungen geben könnte, die sich nicht nach der Willensbestimmung richten. Hier reden wir nur von solchen Pendelschwingungen, wo das Verhältniss der beiden Bewegebasen dergestalt angeordnet ist, dass in die thierische Organisation die primitive Bewegebasis falle. Was die Construction des Willensactes und seine Offenbarungen in diesem Puncte angeht, darüber wird sich Rec. an einem anderen Orte erklären; durch das oben Gesagte wird der Leser einsehen können, in wiefern *Stephan Gray*, den der Vf. als geschickten Physiker rühmt, Recht hatte in den Untersuchungen über die Bewegung leichter, über anderen hängender Körper, wo es heisst S. 29: „Als er (*Gray*) eben mit elektrischen Versuchen beschäftigt war, sah er, dass an einem Faden hangende Körperchen, welche an diesem, vom Zeigefinger und dem Daumen der rechten Hand gehalten, über gewissen Stoffen schwebten, bald im Kreise, bald in einer Ellipse sich herumdrehten, und allerley Bewegungen machten. Er schrieb sie der Elektricität zu, verwunderte sich aber sehr, dass diese Pendel sich, wie die Planeten, von Abend gegen Morgen bewegten, nur mit dem Unterschiede, dass, da sich die Planeten in der Sonnennähe geschwinder als in der Sonnenferne bewegen, hier das Gegentheil geschah, d. h. dass sie sich desto geschwinder bewegten, je mehr sie sich dem unter ihnen liegenden Stoffe näherten." Und S. 36 sagt der Vf.: „Die Bewegungen des Pendels sind regelmäsig. Wenn ich den Faden zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger über und nahe an einen mit ihm gleichartigen Stoff halte: so dreht er sich von der Linken zur Rechten im Kreise, und zwar nehmen die im Anfange engen Kreise immer an Durchmesser zu, und bilden eine Spirallinie; wenn ich aber die Hand höher erhebe: so bewegt er sich nicht mehr: welches diejenigen zum Schweigen bringt, welche behaupten, dass der Puls, und die Unmöglichkeit, den Arm steif und unbeweglich zu halten, die Kreisungen des Pendels verursachen. Wenn ich mit dem Pendel noch höher steige: so erreiche ich bald eine solche senkrechte Höhe, bey welcher sich der Faden in den Fingern dreht, man in denselben ein Jucken spürt, und der Pendel von Neuem in einer Spirallinie zu kreisen anfängt, aber in einer der vorigen entgegengesetzten Richtung, nämlich von der Rechten zur Linken. Diese der ersten entgegengesetzte Bewegung stimmt, wie Jedermann einsieht, mit der einwärts gehenden oder retrograden Bewegung der

Ruthe überein. Sind aber der Pendel und der unterliegende Körper ungleichartiger Natur: so bewegt sich der erste nicht, so lange ich ihn nahe an den anderen halte. Sobald ich ihn aber zu der oben angegebenen Höhe erhebe: so bewegt er sich von der Linken zur Rechten. Merkwürdig aber ist es, dass, wenn der Pendel von zwey ungleichartigen Stoffen zusammengesetzt ist, nämlich aus einem positiven und einem negativen, die sich in gleicher Entfernung von dem unterliegenden Stoffe befinden, derselbe sich gar nicht mehr, weder in der Nähe noch in der Ferne, bewegt. Die Entfernung, innerhalb welcher der Pendel die Richtung ändert, wenn er sich zuvor bewegt hat, oder sich bewegt, wenn er zuvor stille stand, ist grösser oder kleiner, je nach der Grösse der Pendel und der darunter liegenden Körper. Dieses könnte mathematisch bestimmt werden; um aber von der Erscheinung nur einen Begriff zu geben, reicht hin zu bemerken, dass bey einem kleinen Pendel und einem unbeträchtlichen darunter liegenden Körper sich die Richtung schon in einer Höhe von vier bis sechs Zoll ändert. Sobald aber entweder der Pendel, oder der darunter liegende Stoff von beträchtlichem Umfange und Gewicht ist: so muss die Entfernung über einen Fuss betragen, wenn die entgegengesetzte Bewegung erfolgen soll. Ich finde es gleichgültig, ob man sich gerade aufwärts, oder seitwärts entferne. Wer Theorieen liebt, und die Ursachen der angezeigten Erscheinung erforschen möchte, kann annehmen, dass sie von einem Fluidum abhänge, welches aus dem unterliegenden Stoffe gegen den Pendel ströme."

Cap. V. Von den Indicationsstäben. Rec. will einige Stellen dieses Capitels nicht sowohl aus Interesse für das Publicum darlegen, sondern vielmehr um dem Leser die Lage darzustellen, in welcher man sich befindet, wenn man in Reihen von Erscheinungen eintritt, über welche man nicht hinauskommen kann. So lautet es S. 42: „Der Zufall, dem wir öfters so viele Entdeckungen verdanken, gab mir zu einer Beobachtung Anlass, die nicht sowohl ihrer selbst, als derjenigen wegen, die aus ihr entstanden, und wegen der Verbindung, in der sie mit vielen Erscheinungen steht, mit welchen sich heut zu Tage die Physik beschäftigt, äusserst wichtig werden kann. Als mein Freund, der Prof. *Calamini*, zu Anfang des J. 1804 alle Erscheinungen der Baguette wiederholte, und sie mit denjenigen der Elektricität, des Galvanismus und des Magnetismus verglich, fand er, dass die beiden Pole eines magnetisirten Eisenstabes mit den beiden galvanischen Polen übereinstimmten, und zwar der Nordpol mit dem Zink, also dem positiven, und der Südpol mit dem Kupfer, oder dem negativen: jener verursachte bey der Ruthe die auswärts gehende Bewegung. Er berichtete mich sogleich davon; ich wiederholte den Versuch mit einem sechs Zoll langen Magnetstabe, und erhielt die nämlichen Resultate. Es ist bekannt, dass *Ritter* eine voltaische Säule bildete, indem er sie, statt aus heterogenen Metallen, aus den verschiedenen Polen von Magneneten zusammensetzte. Als ich nach dem Versuche den Magnetstab in der Hand, und zwar zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger der Rechten behalten hatte: so spürte ich, dass derselbe darnach strebte, sich um sich selbst herumzudrehen, und, ungeachtet des Widerstandes meiner Finger, es auch that, obgleich derselbe wegen der Ecken des Stabes, denn er war viereckig, nicht rund, noch grösser seyn musste. So fühlte ich das erste Mal, dass er sich gegen mich, nämlich gegen das Innere der Hand, drehte. Ich fasste ihn darauf beym anderen Ende, und nun fühlte ich; dass er sich auf die entgegengesetzte Seite drehte. Als ich an ihm die schwachen Zeichen, welche die entgegengesetzten Pole anzeigen, untersucht hatte, sah ich, dass der Nordpol sich auswärts, und der Südpol einwärts bewegte, ich mochte ihn nun mit der rechten oder mit der linken Hand halten, welches mit dem Convergiren und Divergiren der Baguette vollkommen übereinstimmte. Dieses Spiel war so leicht und so bequem, dass ich es nicht nur unzählige Mal wiederholte, sondern es auch mit den verschiedenen Fingern versuchen wollte. Der Stab, zwischen dem Daumen und dem Mittelfinger oder dem kleinen gehalten, drehte sich auf die nämliche Art, wie zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger. Als ich ihn aber zwischen den Daumen und den vierten Finger nahm; so entstand eine entgegengesetzte Bewegung, nämlich der Nordpol drehte sich einwärts, der Südpol auswärts. Ich versuchte auch, weil doch das Versuchen so wenig Zeit und Mühe kostete, den vierten Finger auf den Mittelfinger zu legen, während ich den Stab zwischen demselben und dem Daumen hielt, und die Bewegung änderte sich, als wenn ich den Stab unmittelbar mit dem vierten Finger gehalten hätte. Ich erstaunte über die Neuheit dieser Erscheinungen"

Rec. glaubt zu diesem Capitel nur Weniges sagen zu dürfen. Elektricität und Galvanismus sind dem tiefen Gelehrten keine für sich selbstständigen, abgesonderten, in sich bedingten Hauptkategorieen der Natur; sondern der Magnetismus ist der Urfactor von beiden. Wer will widerstreiten, dass die ganze Natur sammt allen ihren Kräften, wie man es nennen will, in sich zwar ein Centralganzes ist, welches nothwendig *Eins* und unbedingt anerkannt werden muss, aber immer in getheilten, entgegengesetzten, widerstrebenden Kräften bestehe? Diese Gegensatzform der Natur hat aber die vollkommenste Einheit für sich; sonst würde die Natur sich als identisch aufheben, und somit auch kein Centralganzes mehr bleiben. Die primitive Gegensatzform der Natur ist Magnetismus. Elektricität und Galvanismus gehen aus dem Magnetismus wie *erwachsen* hervor, kommen doch aber mit ihrer Grundform überein. Der Vf. hält die Erscheinungen der Baguette für fremdartig mit jenen der Elektricität, des Galvanismus und Magnetismus. Mit diesen Erscheinungen hätte er zuerst beym Magnetismus anfangen sollen, und über die Elektricität zum Galvanismus steigen dürfen. Er sagt ja selbst, dass die beiden Pole eines magnetisirten Eisenstabes mit den beiden galvanischen Polen übereinstimmten. Die galvanischen Pole, glaubt Rec., sind selbst magnetische Pole.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 FEBRUAR, 1811.

PHYSIK.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Physikalische und historische Untersuchungen über die Rhabdomantie oder animalische Elektrometrie.* Von *Carl Amoretti.* Aus dem Italiänischen von *C. U. von Salis* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. VI. Von den Empfindungen, die nur gewissen Personen eigen sind. Der Vf. sagt S. 25: „Ich habe in einer alten Handschrift, welche P. *Campi* besitzt, gelesen, dass, wenn man an der Stelle nachforscht, wo ein vom Schlagfluss gerührter Mensch niederfällt, man immer Kohlenlager findet;" und S. 56: „Als ein gewisser *Giacomo Jachetta* sich auf einer ihm bekannten Arsenikkiesader befand, fühlte er eine starke Betäubung im Kopfe, welche nachliess, wie er sich von der Ader entfernte. Hr. *Emilio Guarnieri*, ein ehrlicher und ziemlich gebildeter Mann, versicherte mich, dass er während seiner jüngeren Jahre immer kränklich war, so lang er sich in einem Hause zu Verona befand, welches von der Etsch bespühlt und erschüttert wurde, dass er sich aber besser befand, sobald er weit davon wohnen konnte. Wer weiss, ob so manche Heilung von chronischen Krankheiten, die man der Luftänderung zuschreibt, nicht eher der Änderung des Bodens beyzumessen sey. Der Dr. *Malfatti* in Wien versicherte mich, dass sich daselbst ein berühmter Baumeister befinde, welcher mit einem Geschwür am Knie behaftet sey, welches ihm jedesmal grosse Schmerzen verursache, wenn er über eine unterirdische Wasserleitung gehe." Der Vf. fährt fort: „Denjenigen, welchen dieses, theoretisch betrachtet, fremd vorkommen möchte, muss ich bemerken, dass die Elektricität bey verschiedenen Personen die Bewegung der Flüssigkeiten befördert, dass der von heterogenen Metallen entstehende Galvanismus die nämliche Wirkung hervorbringt, und die Nerven und Muskeln erschüttert; dass die Metalladern oft eine natürliche voltaische Säule sind, und dass sich ihre Wirkung über beträchtliche Strecken von Boden und Wasser ausdehnt. Ich hoffe also, man werde es nicht für eine Neuerung in der Physik und für ein Paradoxon halten, wenn ich sage, dass die unterirdischen Elektricität erregenden Stoffe auf einige Personen auf eine empfindliche Art wirken." Rec. glaubt den Lesern dieser Blätter, es seyen Ärzte oder Physiker, nichts über diese Erscheinungen sagen zu dürfen.

Cap. VII. Von den Ursachen, welche die Wirkung der Elektromotoren theils erregen, theils verhindern, theils umkehren. Innerliche Ursachen. Diese sind dem Vf. die Beschaffenheit der thierischen Organisation selbst; vorzüglich Krankheit, veränderte Lagen des Lebens, veränderte Richtung der Leidenschaften. S. 68 heisst es: „Es giebt unstreitig innerliche theils bekannte, theils unbekannte Ursachen, welche bey den sonst mit jenem Empfindungsvermögen begabten Personen zu Zeiten die Wirkung der Elektricität erregenden Stoffe bald hindern, bald unterdrücken; so wie es auch solche giebt, welche dieselbe umkehren. Sicherlich hat der Zustand der Gesundheit und der elektrische Zustand des Körpers vielen Einfluss hiebey. Ich finde in meinem Tagebuche, dass, wenn ich während des Sommers im Schweisse erwachte, gleich nach dem Aufstehen, die Ruthe, der Magnetstab und der Pendel häufig entweder gar keine Bewegung, oder die entgegengesetzte äusserten. *St. Martin de la Mothe* fand, dass ein kranker Frosch den Galvanismus nicht fühle. Wunden und andere örtliche Übel verhindern die elektrometische Wirkung der leidenden Theile, vielleicht wegen einer Abweichung im Umlaufe der Säfte, oder wegen der unterbrochenen Verbindung zwischen den Nerven, den Muskeln u. s. w." Rec. stimmt mit dem Vf. in Rücksicht der Thatsachen dieses Capitels vollkommen überein: denn sie sind durch die Mühe vieler Jahre gesammelt, so dass der denkende Mensch hier ein Ganzes vor sich liegen hat, an welchem sein Gemüth sich übt, in die Geheimnisse der *thätigen, handelnden* Natur tief einzugehen, es zu fassen aus der Idee des Universums, und in sofern ist es Jedem als lesenswerth anzuempfehlen. Aber die Erklärungsweise des Vfs. ist ziemlich leise; er glaubt, die wahre Ursache bestehe darin, dass denjenigen, welche zu den elektrometrischen Versuchen untauglich sind, entweder das Organ für solche Empfindungen fehle, oder dass dasselbe durch uns unbekannte Ursachen verhindert werde, seine Dienste zu verrichten. Unsinnigeres hätte er nichts behaupten können. Er kömmt Rec. vor wie diejenigen, welche an ein Organ glauben, an welches die Seele fixirt wäre; aber so gut die Seele im ganzen Körper ist, und in jedem Organe nach dem individuellen Modus seiner Functionen sich äussert: eben so gut giebt es kein Organ für die

Elektrometrie des Vfs. Es ist Sache der ganzen Organisation, nicht eines individuellen Theils derselben. Es ist gleichsam ein Vitalsinn durch das ganze Wesen des Organismus verbreitet, wodurch die elektrometrischen Erscheinungen hervorgehen. Das Ganze liegt in den galvanischen Ordnungen der Systeme des Organismus.

Cap. VIII. Äussere Ursachen der Abweichungen bey den elektrometrischen Werkzeugen. Die Atmosphäre. Der Vf. sagt S. 74: „Welchem Naturforscher ist es unbekannt, welchen Einfluss der Zustand der Atmosphäre auf die Elektricität hat, und wie die atmosphärische Elektricität bald positiv, bald negativ, bald gar nicht vorhanden ist, und wie die Hitze, die Kälte, der Wind, die Feuchtigkeit u. s. w. sie bald vermehrt, bald vermindert, bald ganz aufhebt?" Und S. 75: „Wenn Gewitterwolken über uns wegzogen, und Blitz und Donner uns anzeigten, dass die Elektricität der Luft sich nicht mehr im Gleichgewicht befinde: dann wurden die Bewegungen meiner Werkzeuge nicht gehemmt, sondern umgekehrt. Was sich gewöhnlich auswärts bewegte, bewegte sich nun einwärts, und umgekehrt." S. 77 fährt er fort: „Allen Physikern ist die Wirkung des Lichts auf jeden Stoff, besonders aber auf die organischen, bekannt. Ich für meinen Theil empfinde eine Art von Schauer oder Erschütterung beym Erscheinen des Lichts, wenn ich mich im Dunkeln befinde. Hr. Prof. *Ritter* hat beobachtet, dass sich im Sonnenlicht chemische Strahlen befinden, die von den gefärbten verschieden sind, und von denen die einen eine der anderen entgegengesetzte galvanische Wirkung äussern."

In diesem Capitel wird der Vf., wenn sich Rec. so ausdrücken darf, ganz physikalisch, und verlässt den Hauptpunct, die constanten Verhältnisse in der grossen Natur, wodurch auf die Organisation besonderer Menschen gewirkt würde, zu verfolgen. Denn dieses sind Sachen, welche allen Menschen bestimmend zukommen, aber nicht schlechtweg der Organisation gewisser Menschen, die die Elektricitätserregung des Vfs. in sich haben: denn sonst müsste man noch weiter gehen, wenn man die wechselnden Verhältnisse der Aussendinge allgemein berücksichtigen wollte; man müsste auch fragen, wie wirken die Gestirne an diesem oder jenem Tage, nach dieser oder jener Stellung zur Erde? was hat der Mond in seinen verschiedenen Stellungen, und die Sonne in ihrer täglichen Erscheinung für einen bestimmenden Einfluss? wenn der Vf. von den äusseren Ursachen, welche die Wirkung der Elektrometrie ändern, reden will.

Cap. IX. Von den Veränderungen, welche durch zwischenbefindliche Körper verursacht werden. „Es giebt (heisst es S. 81) ein sehr ausgebreitetes Agens, welches oft die elektrometrische Wirkung, wo nicht unterdrückt und zerstreut, doch sie nicht leitet; so wie es auch das Fluidum der Wärme, und selbst die gewöhnliche Elektricität nur wenig leitet: die Luft." Rec. behauptet, dass die zwischenbefindlichen Körper allerdings eine Differenzirung zwischen der Correspondenz des Ruthenträgers, oder des *magnetisch-organisirten* Menschen, und dem Aussendinge bewirken. Man findet wirklich, dass die magnetische Flüssigkeit, welche Alles in gerader Linie durchdringt, an manchen Orten und zu verschiedenen Zeiten gezwungen werde abzuweichen, und manchmal ganz zu wirken aufhöre, oder im entgegengesetzten Sinne wirke. Es ist leicht zu begreifen, weil es Gesetz der Natur ist, dass Alles gegen einander gravitire, und somit auch kein Körper eine Bestimmung habe, wo nicht ein anderer in Correlation, in Gegenbestimmung ist. Diese Gegenbestimmungen synthetisiren ihr negatives Verhältniss mit dem magnetischen Verhältnisse; haben sie ein Übergewicht: so kehren sie in die magnetische Thätigkeit um; in jedem anderen Falle ist bloss eine Veränderung oder Modification, oder es geschieht eine gegenseitige Bindung ohne magnetischen Erfolg. Daher sagt der Vf. S. 81: An beiden Ufern bewegen sich meine Werkzeuge, und stehen still, sobald ich zwischen denselben in der Mitte stehe. Nur der unbedachtsame Rhabdomant, der auf diesen Umstand keine Rücksicht nimmt, erklärt, dass sich an einer solchen Stelle zwey Wasserflüsse befinden, wo doch stets nur einer, meistens aber ein beträchtlicher, vorhanden seyn wird. So wurde auch *Pennet* einmal betrogen. Er irrte sich weder an der Empfindung, noch am Umwälzen der Baguette, sondern legte jene falsch aus." Im Ganzen sieht Rec., mit welcher Pünctlichkeit und scharfsinnigen Auswahl der Vf. eine wahre Fülle von Erfahrungen in seinem Buche ergossen hat. Jedem forschenden Manne sind alle diese Thatsachen zum Lesen anzuempfehlen. So sagt der Vf. trefflich S. 96: „Wenn sich *Pennet* über gewissen Erz- oder Mineral-Adern befindet: so wird er dadurch so sehr alterirt und erschüttert, dass er weder ausruhen noch schlafen kann. Um sich dieser Unruhe zu entledigen, breitet er seinen Mantel von Wachstuch aus, den er fast überall mit sich führt, und wickelt sich in denselben ganz ein, worauf er dann schlafen kann" u. s. w. Aber Rec. meint, alle diese Zwischendinge machten diese Wirkungsart latent, und verursachten, dass zwischen den galvanischen Ordnungen unserer Organisation und den gegensätzlichen Aussendingen eine abgeschnittene Theilung sey. Was die Zwischenkörper betrifft, wodurch Veränderungen in der magnetischen Action erfolgen sollen: so kann Rec. nicht unterlassen, einen ähnlichen Fall aufzustellen, wodurch gezeigt wird, dass solche Wirkungsproportion, entweder zur Umkehrung oder Unterdrückung der eigentlichen Kräfte, im Gegensatze wirklich Statt habe. Z. B. die Magnetnadel hat die *nächste Beziehung* auf die Pole der Welt; nun ist aber doch aus Beobachtungen bekannt, dass vor vulcanischen Ausbrüchen und Erdbeben (Aequatorialfunctionen) manchmal ausserordentliche Bewegungen der Magnetnadel hergehen: folglich wird die Magnetnadel durch Zwischenprocesse der Natur

nach der *qualitativen Differenz der Räumlichkeit*, selbst im Falle der Bewegung zu ihrem absoluten Indifferenzpuncte, unterdrückt oder verändert. Und was ist denn die Magnetnadel anders als die Baguette im Grofsen?

Cap. X. Von den Abweichungen, welche die vorhergehenden Störungen in den Wirkungen und den Elektromotoren hervorbringen. Der Vf. sagt S. 92: „*Thouvenel* bemerkte verschiedene Male, dafs *Pennet*, wenn er lange Zeit über einem Metall- oder Kohlen-Gang geblieben war, sein Empfindungsvermögen gröfstentheils verlor, und, um es wieder zu erhalten, sich aufser den Wirkungskreis des Ganges oder der Ader begeben mufste." Rec. sieht die Sache so an: *Pennet* verlor sein Empfindungsvermögen gröfstentheils dadurch, weil er in die magnetische Linie des Metall- oder Kohlen-Ganges individuell eingebildet und aufgehoben, aber durch das Streben seiner Individualität, in seinem identischen Subject sich behaupten zu wollen, sich von jenem Gegensatze der magnetischen Linie wieder losgerissen, aber von dem differenten Aufsendinge in einem continuirlichen Processe in die magnetische Linie wieder eingebildet, und am Ende seine personelle Selbstkraft äufserst geschwächt wurde, und er gröfstentheils dem Gegensatze der magnetischen Linie angehörte; defswegen konnte er kaum mehr empfinden. Ferner sagt der Vf.: „Es ist bekannt, dafs Schläge und Erschütterungen in einem magnetischen Stabe seine magnetische Kraft bald nehmen bald seine Pole ändern. Das Nämliche geschieht in unserer Elektrometrie durchgängig. Man nehme eine Platte von Eisen: sie ist negativ; man versetze ihr einen starken Schlag mit dem Hammer, oder gebe ihr mit sonst einem harten Körper einen tüchtigen Schlag, und sie wird positiv werden." Was Letzteres betrifft: so ist wenig darüber zu sagen, weil es bekannte Dinge der niederen Physik sind, deren Grund auf der Cohäsionsveränderung, die erlitten wird, beruht. Überhaupt ist alles magnetische Verhältnifs nur ein Gegensatz der Cohäsion, welcher Gegensatz so unendlich vielfach und mannichfaltig modificirt seyn kann, als das magnetische Verhältnifs dadurch selbst verschieden wird. — „Wenn ein Stück Holz aus einander bricht, erzählt der Vf.: so giebt das eine der zerbrochenen Enden positive, das andere negative Elektricität. Ich wiederholte den Versuch zuerst mit dem Elektrometer, dann mit der Baguette, dem Magnetstabe und dem Pendel, und erhielt das nämliche Phänomen; das eine Ende war positiv, das andere negativ." Das Auseinanderbrechen, glaubt Rec., ist eine Entgegensetzung der auseinandergebrochenen Stücke in der Cohäsion, indem durch das Brechen der Cohäsions- oder Schwere-Mittelpunct in dem Dinge aufgehoben, und an die zwey gebrochenen Stücke vertheilt wird. In dem Schwere-Mittelpunct des Dinges ist die positive und negative Affection des Dinges indifferent; different wird sie durch den Bruch (Gegensatz in der Theilung).

Im IX Cap. handelt der Vf. von den Elektromotoren im Allgemeinen, und beweist durch Thatsachen und durch mannichfaltig wiederholte Versuche das unbezweifelte Daseyn der Elektricität erregenden Substanzen. Er folgt hierin der Ordnung, in welcher *Ritter*, *Volta* sie nach einander angereiht hat. Im XII und XIII Cap. führt er eine Liste von den Elektricität erregenden Substanzen auf, und fängt mit dem Mineralreiche an. Die negativen führt er im XII, die positiven im XIII Capitel auf.

Cap. XIV. Von denjenigen elektrometrischen Substanzen, die auf der einen Seite positiv, auf der anderen negativ sind. Solche Stoffe sind überhaupt nicht einzelne Substanzen, nach der Ansicht des Rec., sondern kein Ding in der Natur wird aufgefunden werden können, das nicht auf der einen Seite positiv, auf der anderen negativ sey, oder anders zu sagen, die Qualität der Cohäsion eines jeden Dinges hat immer zwey entgegengesetzte Seiten. Durch die Raum-erfüllende Tendenz der Cohäsion wird das einzelne Ding jederzeit positiv angeschaut: durch die nach dem Mittelpunct strebende Kraft ist das Ding in sich, oder hat die Tendenz, conflictlos zu seyn; dadurch erscheint das Ding negativ. In sofern sind alle Dinge magnetisch. Mag der Vf. jenen Gegensatz auch die galvanischen Pole nennen, daran liegt nichts; und wie schon oben gesagt, wurzelt Elektricität und Galvanismus blofs in der Grundkategorie des Magnetismus; er ist der Boden, aus dem sie emporwachsen. Die einzelnen Erscheinungen machen nichts, einzelne Zusammenstellungen und Vergleiche sind wieder einseitig. Nur das Ganze und die vollendete Umfassung der Ansicht, aus welcher man die Dinge betrachtet, giebt den Erscheinungen, als Einzelnheiten angeschaut, das wahre Leben im Universum. Daraus wird Licht, und darauf hat Bezug, was der Vf. S. 135 sagt: „Die Stoffe; die mit galvanischen Polen begabt sind, sind es nicht immer mit magnetischen; auch ist die Richtung der galvanischen Pole nicht die der magnetischen, sondern weicht von letzteren ab, wie schon mehrere Physiker fanden."

Cap. XV. Von den vegetabilischen Elektromotoren. Da der Vf. hier von den positiven und negativen Affectionen der Vegetabilität spricht: so handelt er unter andern auch von dem Geschlechtsgegensatze derselben, und behauptet, aus angeführten Versuchen und Beobachtungen, verschiedene männliche Pflanzen positiv, die weiblichen aber negativ gefunden zu haben. Er giebt zugleich an, dafs die männlichen immer divergirend, die weiblichen dagegen convergirend seyen. Er machte Versuche mit den Geschlechtstheilen selbst an solchen Blumen, wo man die Staubfäden und die Pistille leicht von einander absondern kann, z. B. an den Lilien, Amaryllen, und fand die Staubfäden und Staubbeutel immer positiv, und die Pistille nebst den Fruchtknoten und den Griffeln negativ. Er stellt noch verschieden Pflanzen auf, die an Blättern und Stämmen im Schatten negativ sind, z. B. Ahorn, Stechpalme u. s. w.

Cap. XVI. Von den animalischen Elektromo

toren. Der Vf. meldet S. 159, „dass es eine Art eines thierischen Blitzes sey, der mit den Funken beginnt, die bey den Katzen und Menschen durch Reiben entstehen, zum Schlage oder der Apoplexie übergeht, und zuletzt mit Einäscherung der Personen endigt." Und S. 161 heisst es: „Das elektrische sowohl als das galvanische Fluidum verstärkt die Bewegung der Feuchtigkeit, beschleunigt den Pulsschlag, vermehrt die Ausdünstung und erzeugt eine innerliche Wärme, der eine äusserliche Kälte entspricht." S. 163 fährt er fort: „In Ansehung der Wirkung der Menschen auf Menschen werde ich weder die so gepriesenen Wundercuren der Nachfolger des *H. Ludwigs*, Königs von Frankreich, die durch blosse Berührung das Hüftweh zu heilen vorgaben, noch diejenigen des Mesmerianismus und Perkinismus einer Untersuchung unterwerfen." Rec. hält selbst dafür, dass der Mesmerianismus und Perkinismus auf physischen Wahrheiten beruhen, obgleich viel ausserordentlicher Flitterschein damit verbunden wurde. Solche Menschen mögen allerdings eine vollkommnere magnetische Organisation gehabt haben, die demnach anderen Menschen gleichsam elektrische Schläge, entweder unmittelbar, oder durch Metallberührung mittheilen konnten. S. 173 sagt endlich der Vf.: „Wer Gelegenheit hatte, mit den Zeugungsgliedern beider Geschlechter Versuche zu machen, versichert, dass die weiblichen stets negativ, die männlichen positiv seyen. Diess verhält sich bey den Thieren, wie bey den Menschen." Der Geschlechtsgegensatz ist Rec. durchaus kein elektrischer; vielmehr weiss Rec. nicht, was er unter solchem Elektricismus begreifen soll: es führt nur auf leere Dinge, die sich mit Erscheinungen schliessen, von denen man keinen Grund einsieht. Die Zeugungsglieder beider Geschlechter verhalten sich im Urbaue des Thiers, wie Vene und Arterie: dem Weibe kömmt die Vene, dem Manne die Arterie zu; daher die Geschlechtstheile des Weibes nach innen zurückkehren. Der Form der Cohäsion nach sind solche negativ, gleichwie die Vene am Gefässsysteme überhaupt die negative Seite des Magnetismus ausdrückt. Die Geschlechtstheile des Mannes haben die umgekehrte Richtung und streben nach aussen. So tief der Eyerstock im innersten Leibe verschlossen ist: eine so grosse Ferne nehmen die Hoden des Mannes vom Leibe sammt der Ruthe.

Rec. möchte übrigens noch wünschen, dass der niedere und weniger bezeichnende Ausdruck *Wünschelruthe* aus der Sprache der Wissenschaft entfernt, und lieber mit *Frageruthe*, was auch für die Sache eine treffendere Bezeichnung hat, ersetzt würde.

Sdr.

Jena, b. Frommann: *Lehrbuch der Physik.* Für gelehrte Schulen von *Friederich Kries*, Prof. am Gymnasium zu Gotha. Mit 39 Holzschnitten. 1806. 450 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass es vielleicht überflüssig scheinen dürfe, die vielen Lehrbücher der Physik noch mit einem neuen zu vermehren. Indess führt er mehrere Gründe an, die ihn zur Herausgabe desselben bestimmten, ist aber bey allem dem doch entfernt, die Herausgabe seines Buchs für etwas Nothwendiges zu erklären. Rec. muss diese Bescheidenheit loben; aber er muss zugleich bemerken, dass dieses Compendium allerdings das enthalte, was hundert andere Compendien über die Physik vor ihm enthielten. Das Einzige, wodurch es sich zu seinem Vortheile auszeichnet, sind sehr saubere Holzschnitte, die es statt der Kupfertafeln zwischen dem Texte hat. Rec. hält die alte Methode mit den Holzschnitten zwischen dem Texte für sehr zweckmässig, besonders bey den Elementarbüchern, weil die Aufmerksamkeit immer auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet ist, und nicht durch mehrere andere zerstreut wird, die zugleich auf derselben Kupfertafel stehen. — Der Stil des Vfs. ist bekannt, — er ist klar, einfach, und ohne die unverständliche Terminologie der neueren Schule. Auch liess sich erwarten, dass ein Lehrer, der so viele Jahre Unterricht in der Physik gegeben, das so ziemlich vollständig wissen und darstellen würde, was jetzt von Physik bekannt ist, und man findet daher in diesem Buche nicht jene Magerkeit der Kenntnisse, die man in so vielen anderen findet, welche ähnlichen Inhalts sind. Rec. wünschte, dass es dem Vf. gefallen hätte, noch einige Zeilen an verschiedenen Stellen hinzuzusetzen. Z. B. S. 115: „Warum man in einem Zimmer kein Echo bemerkt." Solche Marginalien in einem gedruckten Manuscripte lesen sich nicht angenehm, da sie eine Unterbrechung des Stils machen. S. 428 bemerkt der Vf. von den Sternschnuppen: „dass man neuerlich eine sinnreiche Anwendung zu Längenbestimmungen von ihnen gemacht habe." So viel Rec. weiss, ist dieses bis jetzt bloss vorgeschlagen, aber von den Astronomen noch nicht angewendet worden. Auch werden in dieser Hinsicht die Blitzfeuer, die Hr. *von Zach* neuerlich so glücklich angewandt hat, immer einen Vorzug vor den Sternschnuppen behalten, weil diese in ihrem Erscheinen so ungewiss sind. Aber ungleich mehr verdienen die Sternschnuppen in physischer Hinsicht beobachtet zu werden; welches vielleicht desswegen nicht geschieht, weil die Bequemlichkeit der Beobachter hiebey etwas ins Gedränge kommt!

e* e* e.

NEUE AUFLAGEN.

Hamburg, b. Gundermann: *Handbuch der Technologie beym geographischen Unterrichte.* Oder: *Die wichtigsten Kunstproducte der Fabriken und Manufacturen vorzüglich in Europa.* Für Jugendlehrer, von *J. C. Möller*, Katechet am Waisenhause in Altona. 1810. VIII und 522 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 FEBRUAR, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minnesingern.* Herausgegeben von *Ge. Heinr. Benecke*, Prof. und Custos der Univers. Bibliothek zu Göttingen. 1810. X u. 295 S. 8. (Auch unter dem Titel: *Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur.* Von *G. F. Benecke.* Erster Band. Theil I.) (1 Rthlr. 4 gr.)

Seit manchen Jahren schon fühlten wir uns durch eine Stelle in der Vorrede zu der Ausgabe der *Minnesinger* (B. II. S. V) rücksichtlich des Grades der *Vollständigkeit* des zürcher Abdrucks beunruhigt; doch sicherte uns einigermaſsen die Erinnerung, daſs die Herausgeber in Betracht der als übergangen bemerkten *anstöſsigen* Stellen sich auf vielen Seiten selbst widersprochen, so wie die Voraussetzung, daſs sie doch wohl nicht leicht etwas möchten unterdrückt haben, was zu dem *Besseren* der Sammlung gehörte. Indessen wünschten wir immer, Jemand möchte die Ausgabe mit dem Original vergleichen, nicht nur wegen der eingestandenen Auslassungen, sondern auch wegen sonstiger *Fehler des Abdrucks*, deren die angeführte Vorrede S. IV ebenfalls Erwähnung thut. Hr. *B.* fand eine nähere Veranlassung, das Verhältniss des Abdrucks genauer zu bestimmen. Mehrere Stellen, die *Goldast* aus dem manesſ. Cod. citirt, suchte er vergebens unter den Strophen der genannten Dichter. So angeregt, verschaffte er sich die *goldastische* Abschrift aus Bremen (die hier zuerst näher beschrieben wird), und bald darauf erwähnte eine Zeitung seines Vorhabens, eine bedeutende Ergänzung der gedruckten Sammlung herauszugeben. Diese angenehme Nachricht konnte unterdessen bey uns die Voraussetzung nicht entfernen, jene Supplemente möchten sich auf die frühere *goldast. Abschrift* gründen; nicht, als ob wir in diese ein Miſstrauen gesetzt hätten, sondern weil die Ansicht des Originals in dergleichen Fällen doch immer entscheidender ist.

Das Resultat der *beneck.* Vergleichung liegt in dem obigen Bande vor uns. Liest man diese Gedichte: so kann man sich kaum des Unwillens gegen die früheren Herausgeber enthalten. Ohne da on etwas ahnen zu lassen, haben sie in dem I Bande (bis S. 172) eine sehr bedeutende Reihe interessanter *Leiche* und trefflicher Lieder, welche das Original unter den Namen sieben, gröſstentheils ausgezeichneter, Minnesinger darstellt, entweder vollständig unterdrückt, oder, was beynahe noch schlimmer, nur theilweise (also tronquirt) mitgetheilt. In solchen Fällen gab Hr. *B. das Ganze*, welches seiner Absicht („durch die Herausgabe dieser Minnelieder wenigstens die erste Bekanntschaft mit den alten Denkmalen des deutschen Gesanges zu erleichtern") auch völlig angemessen war. Von dem unkritischen zürcher Abdruck unterscheidet sich seine Ausgabe zunächst durch die richtige Abtheilung und Zählung der Lieder; wir wünschten, es wäre der *gold.* Abschrift auch in der *Zählung der Strophen* gefolgt worden. Wie zweckmäſsig dieses sey, möge hier folgender Fall bewähren. In dem *Museum für altdeutsche Literatur und Kunst* sind die dem Gedichte: „die Klage der Kunst, von *Conrad v. Würzburg*," beygesetzten Numern nicht mitgedruckt worden; der Leser mag sie nun selbst nachholen! Dieses schöne Gedicht hat nämlich eine sonderbare Versetzung der Strophen erfahren; nach der 21sten müssen die übrigen die Numern ihrer jetzigen Reihe mit folgenden vertauschen: 22. 26. 27. 25. (26?) 23. 24. 28. 29. 30. (Wohin 26 der jetzigen Reihe gehöre, ist nicht ganz klar; etwa nach Str. 17?) Ferner hat Hr. *B.* Interpunction hinzugefügt, fehlerhafte Stellen, wie billig, *gleich im Text* verbessert, und die Lesarten der Handschrift in den Noten kurz angezeigt.

Durch den zu gleicher Zeit erfolgten Abdruck dieser Gedichte (bis S. 146 des vorliegenden Werks) in dem angeführten Museum (S. 331—444) sollte die Nachläſsigkeit der *bodmer'schen* Ausgabe noch vollständiger aufgedeckt werden. Bald nach jener Ankündigung hat *G. W. Rassmann* die Originalhandschrift in Paris genau verglichen; diese Vergleichung theilte *von der Hagen* bis S. 48 des I B. der man. Sammlung a. a. O. mit, wodurch wir nun u. a. die wichtige Erfahrung machten, daſs die (fast überall) richtige Unterscheidung der Lieder in dem MS. gar nicht vermiſst wird, indem jedes Ganze durch die *gleiche Farbe* der Anfangsbuchstaben der Strophen bezeichnet ist. Überdieſs gewinnen wir hier die authentische und sorgfältige Anzeige aller Druckfehler oder eigenmächtigen Änderungen des zürcher Abdrucks. In den götting. Supplementen finden sich wohl auch die Varianten der *goldast.* Abschrift, aber ohne Zweifel wird Hr. *B.* von dieser Seite der *rassmann'schen* Vergleichung gern den Vorzug einräumen; nach dieser also berichtige man sein Exemplar. Daſs aber auf solche Art die nämlichen Gedichte zweymal abgedruckt

worden, ist für beide Theile eine etwas unangenehme Collision. Bey der ansehnlichen Ausbeute *Rassmann's* würde es füglicher gewesen seyn, diese nicht zertheilt in eine Zeitschrift niederzulegen, sondern sie als einen besonderen Supplementband zu der maness. Sammlung herauszugeben, wobey die von Hn. *B.* versprochene Ergänzung immerhin erst konnte abgewartet werden.

Ein gemeinschaftlicher Übelstand der Abdrücke ist die Isolirung jedes Theilchens der Rede, wobey nur irgend ein Reim sich zeigt, zu einer *selbstständigen Zeile.* Z. B. S. 178 nimmt die Stelle: „Gût Mût Túret mir, Und herzen gir; Swer Der Niht enhat, *Dast* gros unrat," nicht weniger als *acht Zeilen* ein. So wird durchgängig der Reim mit Gewalt vor das Auge des Lesenden gebracht, z. B. wenn die Strophe mit *Walt* anfängt, und nur am Ende mit dem entsprechenden *gewalt* schliesst, bildet jenes Wörtchen eine verloren dastehende Zeile. In dem *Museum* etc. hat man die Puncte, wodurch das Original die gereimten Theilchen bey den fortlaufenden Linien mit Recht bezeichnet, für so heilig gehalten, dass da, wo zufällig ein solcher Punct von dem Abschreiber vergessen wurde, dem Reime ein Asteriscus beygefügt wird, der im Lesen nur stört. Durch jene Zersplitterung hat man nicht nur das schnellere Übersehen des Sinnes erschwert, sondern auch die vollere Gestalt der Strophe uns aus dem Auge gerückt. Eine bessere Anordnung fanden die Herausgeber schon in *Tieck's* Minneliedern vor; auf diesem Wege hätten sie fortschreiten sollen. Für die Berichtigung des Versmasses hat Hr. *B.* hie und da etwas Verdienstliches gethan, aber beynahe immer hat er sowohl, als *Rassmann. und* statt *unde* gesetzt; alle Zeilen der Art also sind um eine Sylbe zu kurz, z. B. gleich die zweyte und dritte zu Anfange. — Wir wollen jene Dichter, die hier ergänzt worden, nun der Reihe nach durchgehen, aber mit beständiger Rücksicht auf den Abdruck im Museum, ohne welche wir unser Amt nur halb erfüllen würden. (Die Seitenzahlen erklären den gemeinten Abdruck von selbst, unter 300 ist Hn. *B's. Ausg.*, darüber *das Mus.* gemeint.)

14. *Von Bottenlöbe;* Mus. S. 330. Das Original irrt in der Bestimmung der 1 und 2 Strophe; letztere gehört offenbar zu dem Anfange, und ist kein einzelnes Fragment. Ferner muss die Str. 21 *vor* 20 stehen. Leider sind die meisten Bottenl. Minnelieder nur *Fragmente!* Was den ergänzten *Leich* betrifft: so ist beiderseits nicht bemerkt worden, dass ein Theil desselben (*Ben.* S. 7. 8) schon mit einigen Varianten aus der vaticanischen Handschrift bey *Fr. Adelung* S. 125 angetroffen wird. S. 3 *komen* und gewin; im Mus. wird dafür mit Recht Fromen angedeutet. — Mus. 336 „Dest, mir buss" ist fehlerhaft, Ben. hat richtig: dess mir b., wie auch wir gleich dort änderten, ehe uns seine Ausg. zur Hand kam. — S. 9. Den letzten Vers möchten wir so lesen: „Swenne ich frölichen *hoh* ob allen fröiden swebe"; ohne das eingefügte Wörtchen ist der Vers um eine Sylbe zu kurz.

17. *Von Nifen.* In den Gedichten I. V. VI. X. XXXII hat nur Hr. *B.* das Reimwort zu Anfange und am Schluss richtig bemerkt: aber missfällig sind Trennungen, wie

Owe, winter, din
Gewalt S. 10.

Im Museum wollte man S. 344 *wer* unrichtig in *were*, und 343 *bar* in *war* ändern; es muss aber *dasselbe Wort* im Anfang und am Schlusse stehen; *bar* statt *war* (Zeitw.) wurde in einigen Provinzen so geschrieben und *gesprochen.* — 345 *wüstet* kann nicht in *müstet* geändert werden, jenes ist *verwüsten.* S. 25 hier hat Hr. *B.* sehr unrichtig geändert; man lese, wie im *Mus.* steht, „vnde wer in (oder *an*) selden rich"; gleich darauf hat man beiderseits einen schlimmen Fehler nicht bemerkt; *Das din* vnverheilet wunde, muss heissen: *Dast ein* vnv. w. — Die 4te Str. des XIV Liedes glauben wir sonst wo gelesen zu haben. — Den bey Hn. *B.* S. 48 als fehlend angegebenen Vers ergänzt das Mus., wo dagegen S. 362 *ein Vers fehlt*, *den Gold. Abschr. enthält*, *B.* S. 45. — 373. Das unrichtige „Minne, ich diene, di du solt, Solt" giebt Hr. *B.* vollkommen gut: ich diene *dir*, *du solt* Solt etc. — S. 65. In dem 38 Liede müssen wir auf die wiederholten *ei* in den 4 ersten Versen dieser 3 Strophen aufmerksam machen. Manche kleine Kunstspiele der alten Dichter scheinen uns bisher noch ganz unbekannt geblieben zu seyn.

21. *Eberh. von Sax.* (Man sieht, dass wir die Dichter nach ihrer *wahren Folge im Original* zählen; anders *Rassm.*) Der hier sich findende fragmentarische Anfang deutet auf eine bekannte Weise des *Cour. von Würzburg.*

23. *Von Rotenburg.* Unsere Kenntniss der Construction der sogen. *Leiche* der alten Sänger ist noch sehr unvollkommen; erst seit dem Streit über die Minne- und Meister-Sänger weiss man, welche Gedichte so zu nennen sind. Da wir über die Terminologie, welche die Meister für die Structur der Theile eines solchen Leichs wahrscheinlich erfunden hatten, gar keine Kunde haben: so können wir dermalen nur mit Mühe darüber sprechen. Bey Hn. *B.* ist gar nicht daran zu denken, dass wir jene Construction im Abdruck erblicken könnten; im Museum ist man einem sehr unzuverlässigen Führer, den grösseren Buchstaben des Originals, gefolgt, ohne etwas Befriedigendes zu erreichen, wie man diess zu spät (s. die Note zu den *Erratis*) erkannt hat. — Zu der richtigen Eintheilung des ersten *Leichs* des von *Rotenburg* will Rec. hier folgendes Schema hersetzen. *A*, *B* mögen anzeigen, dass die darunter begriffenen Gesätze anders in *A* als in *B* sind; *R* zeige die wiederkehrende Strophe (von 8 Versen mit 2 gleichen überschlagenden Reimen) an:

A 1. Kunde ich geloben die frowe min,
Als ich entstan u. s. w.

2. Ob ich si nicht geloben kan;
3. Solde ich der frowen haben wal:
R. Was schate mir ein swacher nit;
Ob mir dú schone gúnde;

B 1. Es ist ein reiner sitte gut;
2. Wil si mir des gelóben niet;
3. Das mir nie wib so nahen kam;
R. So neme ich fúr der vogelin sang;

C 1. Sin enpflege masse;
2. Ob ich mit stete;
3. Dike singet;
4. Der also were;
5. Uf aventúre;

D Ovidius der wise man; eine Strophe von 4 Zeilen, die mit der homogenen („Mir thût der kumber" etc.) eine audere von 8 Versen *in die Mitte nimmt*; diese ist hier zu 12 Zeilen ausgedehnt.
R. Min reht ist, das ich von in dulde;

(C) 6. Ob mir geschehe;
7. Die gûten lúten;

E Sorgen bûs, u. s. w., ein Absatz, dem 12 oder 13 Zeilen genügten, statt der 25.

(D) Nu nimt genuge wunder u. s. w., noch 2 Strophen von 4 Zeilen, wie die oben bey D angegebenen, wenn nicht vielmehr hier als Eine Strophe erscheint, was dort durch andere 8 Verse getrennt ist.

Der Leser kann, wenn er will, von diesem Schema gleich die Anwendung machen: der *zweyte Leich* ist im Ganzen nach eben jener Construction gedichtet; auf folgende Art: A, 1. 2. R. B, 1. 2. R. (Die Strophen 1. 2 sind jedesmal von den vorherigen verschieden; R. hat dasselbe Metrum.) C, 1—6. D. R. C, 7. 8. E. D. Nach diesem letzten Absatz folgen hier noch fünf anderweitige Verse. — Man vergleiche nun diese beiden Gedichte, *so wie das sechste*, mit einander, um sich zu überzeugen, wie wenig gleichmäsig beiderseits die Absätze behandelt worden; bey Hn. *B.* findet sich in dem 2ten Leiche gar kein Absatz. Nach den Untersuchungen, die *Jac. Grimm's* Behauptung der Identität der Minne- und Meister-Sänger veranlasst hat, hätte man wohl mehr Aufmerksamkeit auf die metrischen Constructionen der Alten erwarten dürfen. — Wir erwähnten gerade, unter den nämlichen Beziehungen, neben jenen beiden Gedichten, auch des VI. Dieser Leich auf Maria, ungemein leicht versificirt, sonst aber ziemlich durchsichtig, ist nämlich nach demselben Schema, wie I und II, gedichtet, nur dass der Poet in der Form B sechs gleiche Schlussreime angebracht hat. Wie wenig sich ohne die vollständige Einsicht der alten Metrik eine genügende Edition hier erwarten lasse, zeigt unter anderen der sonst unbedeutende Umstand, dass auf beiden Seiten der V. S. 416 „Das selbe tor war è davor" ganz irrig in zwey Hälften getheilt worden. — Der III Leich hat eine mehr willkührliche Structur; es scheint, als habe der Poet mehrere Minnelieder hier vereinigt, welches besonders bey „Mir tumben ist also geschehen" auffällt. Die wiederkehrende Strophe erscheint hier siebenmal; die sonstigen entsprechenden Reihen wird man leicht herausfinden. — In dem IV Leich, S. 96, in dem Verse:

Nach der besten einer, die man in *al* der welte erkennet

muss dieses *al* herausgeworfen werden; ein solcher Fehler des Copisten zeigt sich auch S. 116 „Vor allen wiben min *gar* gewalt," wo dieses *gar* den Vers stört. Sonst bemerken wir noch Folgendes: 389. „das Si minnert ie, Gar ane strit, Mit stetem mûte" etc.; diese verderbte Stelle liest Hr. *B.* vollkommen richtig S. 80 „das Si minnent, die Gar ane strit Mit" etc. — S. 399 und 412 *Glies;* dieses bezieht sich ohne Zweifel auf das Gedicht des *Ulr. von Türheim*, welches anderswo *Elies* genannt wird; dieser Roman entstand aus dem *Cliges* des *Chrestien de Troyes.* — S. 98 (404) Hier, wie etwa auch weiterhin, sind vielleicht einige Reime in den Zeilen übersehen.

24. *Heinr. von Sax.* Dieser Leich ist eine *Tanzweise*, welche Benennung wir nach dem Lesen einiger Reihen beyschrieben; die Bewährung dessen zeigte sich am Schluss, wo der Poet selbst das Gedicht einen *Tanz* nennt. Die Gesänge dieser Art haben einen schön wechselnden Rhythmus; nach dem Umschwung und schneller kreisenden Wechsel kürzerer Reime erholt sich gleichsam die Musik in feyerlicheren, ruhigen Strophen von gleichmäsiger Structur; hier unter anderen in den Trochäen (421) 119. „Fröide vnd fröiderich gemüte" etc. Es wechseln hier jambische, trochäische und daktylische Reihen, letztere sehe man S. 120 „Innen und usse mit frölichem mûte" etc.

28. *Von Gliers.* Von ihm ist kein einziges *Lied* vorhanden. Das II Gedicht enthält lauter jambische Verse von 8 Sylben, alle mit einem männlichen Reim endend; es ist so regelmäsig, und bereitet überdiess den *folgenden Leich* bey *Bodmer* vor, dass die Construction doch hier kein Geheimniss hätte bleiben sollen. Die wechselnde Strophe (die sich immer *dreymal* hinter einander wiederholt) erscheint hier fünfmal unter verschiedener Form, jede derselben beschliesst eine sich gleich bleibende Antistrophe von 12 Versen (wenn wir diese Antistrophe nicht besser als *zwey Gesätze* ansehen, jedes von 6 Versen). In folgendem Schema bezeichnen die verschiedenen Buchstaben die verschiedenen *Reime;* so viel Buchstaben, so viel 8sylbige Zeilen. Die erste Form ist diese:

I. a b a b a b. =
R. aa bb cc dd ee ff.
II. a b a b c c d d. =
R. 12 Zeilen nach obiger Form.
III. a b a b c c c. = R.
IV. a b a b c c c. = R.
V. a b a b a b a b. = R.

Das sieht nun beynahe wie ein Rechenexempel aus, und wirklich ergiebt sich durch Multiplication und Addition auf der Stelle, dass das ganze Gedicht 171 Versen enthalten muss. — Die Construction jenes Leiches wird in dem nun folgenden Gedicht (bey *Bodmer*) ganz auf die nämliche Weise wiederholt; nach der Art, wie es dort abgedruckt ist, würde man wohl schwerlich das innere Verhältniss seiner Theile enträthselt haben; indessen war die Vermuthung des Vfs. des Dichterverzeichnisses in dem angef. Museum S. 162 dem Wahren der Sache schon

ziemlich nahe. (Dass *Bodmer*, neben so vielen anderen Missständen, sogar einen Dichter ganz übergangen haben sollte, schien uns so wenig wahrscheinlich, dass wir den *Criger* in dem Verzeichniss bey *Eccard* lieber als einen *Druckfehler* ansahen, und ihn in jenem Verzeichniss ganz übergingen. Erst jetzt bewährt die *rassmannsche* Vergleichung, dass in dem Original wirklich Gedichte von *dem Creiger* vorkommen!) — S. 131 schandenbar, steht beiderseits unrichtig; *bar* ist hier nicht untrennbare Form wie *lich*, sondern selbstständiges Adject., frey, ledig. S. 433 hat man durch zwey beygefügte Komma im Museum einen ganz unverständlichen Vers gegeben: „Die alle, wen sin, ane wer;" *wen sin* ist: *wollen seyn*.

32. *Von Gütenburg*. Das von ihm hier befindliche lange Gedicht ist wieder eine ganz neue Erscheinung der *architektonisch*-musikalischen *Harmonie* unserer alten Lyrik; der Grundform nach *wiederholt* sich nämlich dieser *Leich* in der Mitte, von dem V. an: „Swar ich des landes iender kome" S. 141 (440), in beiden Abdrücken ist hier die Zeile nicht einmal eingezogen. Es würde uns zu weit geführt haben, wenn wir von jedem der hier vorkommenden *Leiche* die Construction nachgewiesen hätten; aber für den gegenwärtigen Fall wird der Leser es uns ohne Zweifel Dank wissen, wenn wir die beiden (an ihrem Grenzpunct sich unmerklich berührenden) Hälften jenes Gedichts ebenfalls noch figurirt darstellen, A sey die erste, B die andere Hälfte; die röm. Zahlen stehen nur, wo das Verhältniss der Reihen sich im Baue gleich ist.

A.	B.
I. a b a b: wiederholt 7mal . . .	eben so 4mal.
II. a a a: wiederholt 7mal . . .	eben so 6mal.
fehlt.	a a a a a *Troch*.
a a b b	a a.
III. Str. von 8 gleichen Reimen .	eben so.
a a b b	a a b b b c c.
IV. a a a a a: Trochäen wie oben in 8	eben so.
V. a a	eben so.
(III) Str. von 8 gleichen R. wie oben	eben so.
a a b b	a a b b c c.
VI. a a b c c b d d: wiederh. 7mal	eben so 5mal.
a b a b c c	*fehlt*.
VII. a b a b c c d d wiederh. 6mal .	eben so 4mal.
a b a b *c*: steht 4mal, *c* bleibt .	a a b b: wiederholt.
a b a b; c c c c. . . .	.. (sich 4mal.

Der jetzige Anfang „Ze dienest ir!" scheint uns defect zu seyn; es muss doch wohl etwas vorangegangen seyn, worauf sich das Folg. „Als ich nu lange *han getan*" bezieht. Im 8 V. steht fehlerhaft im *Mus*. „Dir, winter," st. Der Winter, wie Hr. *B.* hat. Nachher lese man: Das tut mir *sam* od. *als* ein meigen-regen; es geht ja kurz vorher (wenn es hiefür noch eines anderen Beweises bedürfte): Das tut mich . . *alsam* die heisse sunne. S. 137 (437) Im *Mus*. wird richtig der Mangel des Reims notirt. Nämlich die Zeile „Undertan" steht hier tronquirt statt ◡ — ◡ — ◡ — ◡ (mit dem Ausgang — üwen). S. 144 Hr. *B.* Sir (l. sit) de la Roschi *Bise*, passt besser als das *besit* im Mus., weil es der Reim giebt; ob sonst auch richtig? —

Hrn *B's*. Ergänzung enthält von hier an ausschliesslich die vielen Gedichte des *von Wintersietten* S. 147—266; unter den Liedern haben 27 sämmtlich einen Refrain. In dem Text haben wir Weniger zu ändern gefunden; S. 155 stehe Gedenken st. Gegenden, und „Ze güte din darinne;" (in den Sinnen) statt des Semikol. nach *din*; S. 179 Mir noch *wenne* (ohne Komma, *noch wenne* ist *noch einst*) Trost, erkenne Bas an ir Wie gezeme (wie sehr es ihr ziemte?); S. 183 sollte der Anfang des beygefügten Tanzliedes mehr ausgezeichnet seyn; S. 184 Götelin, l. Götelint. S. 198. In dem 13 Liede lese man st. „dar: des hat sich" u. s. w., „Die rifen sint gevallen *dar*, *Da sich hät* des meien zit enbleket." S. 199. Wie ich doch . . ir hulden (l. *nach* irn hulden) jage; ohne Präpos. wird *jagen* in solchen Fällen nicht gebraucht. S. 220. Swer *rihten* kunne, l. tihten. In dem 24 Liede reimt das Anfangswort der achten Zeile mit dem Schlussreim der Strophe. S. 256 unten, diese Zeilen bedürfen einer Verbesserung: Swem die Minne Lasse sinne, Dér gewinne (Genit. Plur.) Si ér balt (nicht *erbalt*). — Zuletzt noch 2 Strophen des Walter von der Vogelweide, wovon Rec. auch die zweyte in der Samml. der Minnes. schon glaubt gelesen zu haben. — *Rassm*. Vergleichung begleitet den zürcher Abdruck bis I, 48. Hn. *B's. Varianten* umfassen noch S. 49 — 172. Mit Ausschluss der *winterst*. Lieder (S. 59 — 61) hat *Bodmer* diesen Theil des Originals ohne Lücken abdrucken lassen. Der Herausgeber schliesst den vorliegenden Band mit einem schon gedruckten Liede *Nitharts*, wovon in dem maness. Original nur noch *die 4 letzten Zeilen* sich finden. Dadurch also ist die Vermuthung in dem Mus. S. 189 (rücksichtlich dieses Defects) bestätigt worden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Gleditsch: *Neue Erholungen*, herausgegeben von *W. G. Becker*. *Neuntes* Bändchen. 1810. 202 S. *Zehntes* Bändchen. 202 S. 8. (2 Rthlr.) Auch unter dem Titel: *Erholungen* u. s. w. 1810. *Erstes*, *zweytes* Bändchen. Rec. erinnert sich, in einigen der vorigen Jahrgänge manche ergötzende, wenigstens lesenswerthe Aufsätze gefunden zu haben; welches er nicht von den vorliegenden rühmen darf. Die darin aufgenommenen kleinen Romane sind kaum unterhaltend für Knaben Das *Abenteuer auf dem Maskenball* hat ein französisches Gepräge, und hinterlässt keinen Eindruck. *Knud Laward*, ein Trauerspiel, ursprünglich dänisch geschrieben, vom Prof. *Sander*, aus welchem hier 3 Aufzüge eingerückt sind, ist die Arbeit eines Anfängers, der schwerlich die Meisterschaft erreichen wird. Es wird eine Gesellschaft belebter Marionetten, nicht Menschen, darin vorgeführt. Unter den Gedichten sind mehrere leer und seicht, doch wird man einigermalsen entschädigt durch andere, in denen sich Wärme und Geist zeigt; es zeichnen sich besonders diejenigen aus, die Schilderungen von Harzgegenden enthalten. Durch die Epigramme laufen abgejagte oder witzlose Einfälle herum.

Wſſ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 FEBRUAR, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minnesingern.* Herausgegeben von *Ge. Heinrich Benecke* u. s. w. (Auch unter dem Titel: *Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur.* Von *G. F. Benecke* u. s. w.)

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir haben uns schon zu lange mit dem vorliegenden Bande beschäftigt, um nun noch bey dem inneren Werth dieser Gedichte, bey dem Verhältniss der Verfasser unter einander, bey dem Zuwachs, den einzelne Arten des alten Liedes hier erhalten, so wie bey dem Gewinn an vortrefflichen Tönen oder Weisen länger zu verweilen, der uns hier in den Liedern des von *Nifen* und *Winterstetten* dargeboten wird. Jene Betrachtungen müssten wohl auch eine vollständige Charakteristik des Minnegesanges voraussetzen, woran es bis jetzt noch gar sehr fehlte, wie schon die mühsamen Constructionen mehrerer *Leiche* beweisen, die wir hier zuerst versucht haben. Sonst bedarf es wohl keiner weiteren Empfehlung der *Ben.* Sammlung, als dass wir den weniger vorbereiteten Leser auf *Tiecks* Einleitung zu den *Minneliedern* verweisen; was dort über die lyrischen Denkmäler unserer Vorzeit gesagt worden, findet auch hier seine Anwendung. Indessen dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dass die meisten Gedichte des *Ulrich von Winterstetten* von Seiten des *intensiven Werths* vielen anderen der manesl. Sammlung nachstehen; wie Ovid, verstand jener mit der schon so ausgebildeten Sprache auf eine sehr behende Weise umzugehen. Indessen zeichnet er sich durch den Reichthum seiner metrischen Formen aus, und dem IX Liede, welches uns das gelungenste scheint wird gewiss Jeder Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wollen wenigstens die erste Strophe davon hersetzen (S. 193):

Sumer Wunne,
So du dine lichten Tage erglenzen wilt,
(Was kan in der Welte danne hügelicher sin?)
Und die Sunne
Dringet lichten Meien dur den grünen Schilt,
Der von Loube Schatten birt den kleinen Vogellin,
Die darunder singen fröidenriche Döne:
So gedenk' ich, heia hei! wär hie bi mir die Schöne,
R. Der ich vil gedienet han bi miner Zit, so würd' ich fro,
Ja richer Got von Himele, wan gieng' es hüre so

(hügelicher, ergötzender; Hr. *Ben.* scheint die Parenthese nicht bemerkt zu haben, daher er auch nach *Döne* mit Unrecht ein Punct setzt. — *Dringet*, gegenwärtig müssten wir sagen: *dränget*. Was „lichten Meien" hier bedeutet, fühlt Jeder wohl selbst. — *birt*, gebiert; gewährt. — *heia*, nicht heja, wie Hr. *Ben.* — *richer*, mächtiger. — *wan;* so gebraucht, würde dieser Partikel am besten das griechische "εἰ γὰρ γένοιτο" entsprechen. — *hüre*, itzt, ital. *ora.*)

Hätte Hr. *Ben.* auf diese oder ähnliche Art seiner Sammlung eine leicht fassliche Interpretation beygefügt: so würde er seine schon zu Anfang unserer Anzeige erwähnte Absicht in vollerem Masse erreicht haben. — Dem folgenden Theile dieser „*Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur*" sehen wir mit Verlangen entgegen; die vorliegende Abtheilung bewährt zur Genüge den Fleiss sowohl, als die Geschicklichkeit des Herausgebers, die gründlichere und umfassendere Kenntniss des einheimischen literärischen Alterthums zu fördern.

B. J. D.

1) HALBERSTADT, im Bureau für Literatur und Kunst: *Vater Gleim's Fabeln und Erzählungen, goldene Sprüche und Lieder für Kinder.* Herausgegeben von *Wilhelm Körte.* 1810. 158 S. Taschenformat und artig gebunden.

2) BERLIN, in der schüppelischen Buchh.: *Frühlings-Almanach*, herausgegeben von *F. H. Bothe.* Ohne Jahrzahl. 244 S. Almanachsformat und niedlicher Einband.

Vater *Gleim*, erzählt die Vorrede, sang sich fast täglich ein fröhliches Lied, und in mancher stillen Nacht, wenn er nicht schlafen konnte, erdachte er sich schöne, goldne Sprüche und Fabeln und Erzählungen, welche er dann seinen kleinen Wilhelm lehrte, und sich von demselben wieder erzählen liess. Und Wilhelm wusste alle diese Sachen auswendig, und auch die Nachbars-Kinder lernten sie von ihm, und gewannen den Vater *Gleim* so lieb, wie er; so dass sie oft um ihn waren, besonders an seinem Geburtstage, den 2 April, wo sie ihm, in ihren Sonntags-Kleidern, Blumen und Kränze, und Wünsche eines recht langen Lebens brachten, und dagegen von ihm allerley hübsche Sachen zum Geschenk erhielten. Guten Kindern, welche, wie Wilhelm, gern etwas Angenehmes und Nützliches hören und

lesen, ist dieses Büchelchen gewidmet, und wir empfehlen es allen Ältern und Freunden solcher Kinder, um diesen damit am Weihnachtsfest oder an Geburtstagen eine Freude zu machen, die ihnen selbst erfreulich werden wird, indem das hier Gesammelte dem Geschmack und der Fassungskraft der Kinder recht angemessen ist, so dass sie es gern lesen und lernen und wieder erzählen werden.

Das eben empfohlene Taschenbuch für Kinder hat uns an das No. 2 genannte Taschenbuch für Erwachsene erinnert. Es ist, wie No. 1, das Werk eines warmen Freundes von *Gleim*, und enthält auch einen nicht uninteressanten Beytrag zu dessen Charakteristik. Wohlgeboren und Wohlthäter, wie Hr. *Bothe* den Verehrten in einer Dedication nannte, will dem alten Manne nicht gefallen; er will bloss *Canonicus Gleim* oder *Vater Gleim* heissen. Einige andere Briefe schildern *Gleim*, wie er zürnt, wie er Wohlthaten anbringt, wie er zärtlich theilnimmt, wie er empfiehlt. Doch ein Mehreres von diesen und anderen Charakterzügen *Gleims* in der nächstens zu liefernden Anzeige seiner eben erschienenen Lebensbeschreibung von dem Vf. von No. 1. — Aber wir sind durch Vater *Gleims* Lieder auch in *der* Beziehung an den Frühlings-Almanach erinnert worden, dass dieser den älteren, wie jene den jüngeren, ein angenehmes Angebinde seyn wird. Wie ihn die allgemein geliebte und allgemein betrauerte *Luise* mit Wohlgefallen aufgenommen hat: so wird er Jedem angenehm seyn, dem das Streben nach dem Guten lieb ist, und da er sich zwar nach einer Jahrszeit genannt, aber durch keine Jahrzahl gebunden hat: so kann er noch Jahr und Tag von der Freundschaft und Liebe bey ihren Festtagen benutzt werden. Der Herausgeber hat, außer dem Beytrag zu *Gleims* Charakteristik, ziemlich viel Gedichte geliefert, sodann einige Bemerkungen über die Nachahmung der griechischen und römischen Sylbenmasse in den neuen Sprachen, besonders der deutschen, nebst einer, mehr spasshaft, als ernstlich gemeinten, Probe; endlich auch ein Fragment aus dem Roman Palibu. Nebst Hn. *Bothe* haben folgende und einige sehr ehrenwerthe Dichter den Almanach mit ihren Liedern ausgestattet: *Gleim* der Ältere und Jüngere, *Dorferer*, *Giesebrecht*, *Gramberg*, *G. A. von Halem*, *F. T. W. Himly*, *Franz Horn*, *John*, *C. L. von Klenke* geb. *Karschin*, *Kunze*, *Langbein*, *Franz Masslieben*, *L. Monti*, *Carl Müchler*, *J. S. Rosenheyn*, *Schink*, *Clamer Schmidt*, *Seume*, *Carl Witte* und der wackere *Wackenroder*. Auch einige *alte* Volkslieder sind mitgetheilt, und von *Hans Sachs* der Krieg mit dem Winter. Nataliens Erzählung: Edler Sinn, und was *Glaubitz*, als Erinnerung an *Saussure* und *Coxe*, über die Gletscher der Alpen sagt, gehört zu den Blumen, die dem Frühlings-Almanach Anmuth geben.

GL.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Göttingisches Taschenbuch* zum Nutzen und Vergnügen für das Jahr 1811. 168, Anhang 40 S. Taschenformat. (1 Rthlr. 16 gr.)

Mit dem genealogischen Verzeichnisse muss man es wohl bey diesem Taschenbuche nicht gar genau nehmen; sonst könnten wir mehrere kleine Mängel in demselben anzeigen. So z. B. wird unter Preussen der König als Wittwer seit dem 18 Jul. 1810 angeführt; seine verstorbene Gemahlin aber wird nicht genannt. Unter Sachsen-Weimar findet man die Prinzessin Caroline Luise als noch unvermählt, ob sie gleich unter Mecklenburg-Schwerin als Gemahlin des Erbprinzen bemerkt steht. Bey der aufgestellten Volksmenge von 366 Städten, nach den neuesten Angaben, laufen auch sichtbare Unrichtigkeiten unter. Neue Zählungen der Einwohner der Städte in Japan sind schwerlich zu uns gelangt, also sind anderthalb Millionen für Miako nur aufs Gerathewohl angegeben. Über Padua müssen wir erstaunen, dass es eine Volksmenge von 1,500,000 enthalten soll. Übrigens ist diesem Taschenbuche die längst bekannte Einrichtung geblieben. Diessmal unterscheiden sich die Aufsätze mehr durch ihren belehrenden als ergötzenden Inhalt, welcher sich meistens mit Erd-, Völker- und Alterthums-Kunde beschäftigt. Es sind folgende: *Übersicht der neuesten Entdeckungen in der Völkerkunde.* Die neueren Reisen der Britten in dem grossen stillen Ocean haben nicht den Handel, sondern bloss die Wissenschaft bereichert. *Bristow* fand im J. 1809 einen Archipel von sieben Inseln, die er Lord *Aucklands* Gruppe nannte, vorzüglich vortheilhaft als Erfrischungsörter für Abentheurer (!), welche von Amerika nach Indien reisen. Die Berichte der Missionare, für die es, der Angabe der Missionssocietät nach, noch 481 Millionen Heiden zu bekehren giebt, sind ungeniessbar. In Otaheite hat sich die Sprache so verändert, dass die Engländer mit ihren gesammelten Wortregistern nicht mehr fortkommen. Bey Marietta hat *Thomas Ashe* ein uraltes Monument von sonderbarer Kunst angetroffen und so gut als zerstört. *Ideen über die Kunst der Indier und Ägypter*, mit netten Abbildungen, 1) des grossen Banianbaums bey Bombay; 2) des ungeheuern Felsentempels auf der Insel Elephanta; 3) eines ähnlichen zu Ellora, und 4) der Felsengrotte bey der Pyramide des Chephren. Dass unsere Cultur, so weit wir sie verfolgen können, aus Indien stamme, ist wohl unstreitig; wenn aber der Vf. dieses lehrreichen, nur allzu vermischten, Aufsatzes meint, dass sich die Indier nie selbst in einem rohen Zustande befunden, und bey ihrem Anfange schon Religion, Sitten und Verfassung gehabt haben: so geht er offenbar zu weit. Es lasse sich kein Forscher abschrecken, wenn er hier, S. 32, liest: „Dass sich die Menschen aus einem Zustande thierischer Rohheit zu höherer Cultur nach und nach fortgearbeitet haben, ist eine Idee, welche aus einer künftigen Geschichte der Menschheit völlig verbannt werden muss." Höchstens lässt sich erläutern, wie der Übergang aus jenem Zustande in einen besseren den Indiern leichter, als nicht

so glücklich wohnenden Völkern, geworden sey. *Hogarthische Skizzen*, Fortsetzung. Diessmal: die Einwohner des Mondes; Sancho Pansa, Gouverneur der Insel Barataria; die vermischte Gesellschaft; und Falstaff, der seine Recruten mustert. Wenn wir gleich, wie der Herausgeber bittet, seine Erklärungen dieser Bilder nicht mit den *lichtenbergischen* vergleichen dürfen: so hätten wir doch einige derselben gern erschöpfender gesehen. Besonders ist diess der Fall mit den Figuren, die den weisen Statthalter der Insel umgeben, von welchen nichts gesagt, sondern bloss die hieher gehörige Stelle aus dem Don Quixote, die Jeder auswendig weiss, geliefert wird. Sehr komisch sind die Puppen aus der Rüstkammer des methodistischen Predigers, bey deren Anblicke man bedauern muss, dass der Raum nicht erlaubt hat, das ganze hogarthsche Blatt zu liefern, und die Züge sprechen zu lassen, „die durch ihre Wahrheit Schauder und Entsetzen erwecken." Allzu trocken ist die Anmerkung über das Paar unter der Kanzel (welches schon in einem der lichtenbergischen Jahrgänge vorkommt), wo der Geist das Fleisch begehrt. Welch eines Commentars wäre selbst die abgebildete Thräne an dem Nasenwinkel der frommen Sünderin nicht bedürftig gewesen! Und vollends die köstlichen Gesichter der Herren *Shallow* und *Silence* am Tische neben *Falstaff*. Der Erklärer hat es sich leicht genug gemacht, indem er bloss *Schlegels* Übersetzung von Heinrich IV abschreibt. *Neues Bedlam für Meinungen und Erfindungen.* Es werden uns vier französische Autoren aufgestellt, die, wie Festus sich ausdrückt, ihre grosse Kunst rasend gemacht hat. *Der Fussgänger Spillard.* Er wanderte v. J. 1784—1790 in Europa, Asien und Afrika herum, und legte 70,000 englische Meilen zurück; 1791 kam er in Boston an, und machte allein, um zu den Quellen des rothen Flusses und zu seiner Verbindung mit dem Missisippi zu gelangen, über 4,000 Meilen in Amerika zu Fusse. Seine Reise wird bald herauskommen. *Über den Ursprung des Hörnerzeichens und den Orden der Hahnreye.* Mehr Etymologie als Scherz. S. 137 hätten aus *Peter Pindar* die *Goats* nicht durch Ziegen, sondern durch Böcke (*he-goats*) übersetzt werden sollen. *Über die Alterthümer auf der Insel Ceylon*, mit einer Abbildung des Gottes Budda, der neunten Incarnation der Gottheit. *Miscellen.* Die herkulanischen Rollen nähern sich ihrem Untergange immer mehr. Während 6 Monate im J. 1808 haben sich in einem Umkreise von 30 englischen Meilen um Calcutta allein 116 Weiber verbrannt. *Erklärung der Kupferstiche.* Ausser den schon erwähnten befinden sich in dem Taschenbuche die vier Jahrszeiten, allegorische Figuren im Geschmacke der *flaxmann*ischen Zeichnungen, nach *Girodet*, über deren Werth wir dem Lobe des Herausgebers beypflichten; zwey Isisköpfe nach geschnittenen Steinen, wovon einer der schönste unter allen ägyptischen Steinen seyn soll. Das Titelkupfer stellt einen Antinous, nach einem im Besitze der Kaiserin von Frankreich befindlichen Camee, vor. Vergessen dürfen wir nicht das Blatt für Ballanzüge und Modetrachten, welches uns hier sechs Figuren zu beschauen giebt. Der Anhang enthält das Bekannte.

Cht.

PARIS, b. Treuttel und Würtz; AMSTERDAM, im Industrie - Comptoir: *La Parthénéide*, Poëme de M. *J. Baggesen*, traduit de l'Allemand. 1810. CXI und 231 S. 8. (2 Thlr.)

Da der uns unbekannte Übersetzer ein verbessertes Mscpt. des Vfs. im Original vor sich gehabt hat, und dieses, so viel wir wissen, noch nicht im Druck erschienen ist: so sind wir unfähig, zu bestimmen, welche Veränderungen dem Dichter selbst gehören, und was für Auslassungen und Umschreibungen der Übersetzer, seinem Idiom zu Gefallen, sich erlaubt habe. Doch sieht man im Allgemeinen wohl, dass er sich bloss die einem französischen Übersetzer durchaus gestatteten Freyheiten hat nehmen, und nichts hinzusetzen wollen, wozu er keinen hinreichenden Grund in der Urschrift fand. Nach der älteren Ausgabe (eine vor uns liegende, in Amsterdam gedruckte, trägt keine Jahrzahl) hat das Gedicht 12, in der Übersetzung nur 10 Gesänge. Jene versetzt uns mitten in die Begebenheit, durch die Schilderung des Fussbades der drey Schweizerinnen zu Lauterbrunn; diese fängt, gleich nach der bey den Epikern gebräuchlichen Anrufung der homerischen Muse, bey der Ursache an, damit der Leser die Wirkung ja nicht misskenne. Der Deutsche sieht, der Franzose erzählt. Wir zweifeln sehr, ob Hr. *B.* diese Anordnung selbst verfügt habe; sein Gedicht gewinnt dadurch als Roman, nicht als Epos. Die Übersetzung ist in poetischer Prose, mit deren Charakter wir durch *Fénélon* und *Florian* längst bekannt sind. Faltenreich windet sich die Nachbildung um die Urschrift; ihr soll keine Bedeutung, kein Zug verloren gehen. Aber der kraftvolle Hexameter wandelt seinen einsamen Weg; schlank und gefügig, doch in der Paraphrase ermattend, verfolgt ihn die unvermessene Prose. Dass die französische Sprache nur nachahmen, nicht übersetzen könne, sieht man aus vielen, unter anderen aus folgender Stelle, gleich aus dem Anfange entlehnt:

> Aber wie Kypris im Bade die tanzenden Chariten anlockt,
> Also lockt auch diese die Grazien dort in der Frühgluth,
> Und in dem sanfteren Glanz der Verdämmerung. Viele doch schreckt auch
> Oft der Erhabenen Miene, wenn Todesgewande den Thron ihr
> Donnergewebt umgraun, und in Acherons Nacht sie gehüllt scheint.
> Nicht wohl jegliche Charis entschüchterte gleiche Begeistrung.

Es ist die Rede von dem bekannten hohen Berge, der *Jungfrau*. Im Französischen so: *Ainsi que la déesse de Paphos, dès qu'elle se montre, au sortir du bain, dans la plénitude immortelle de ses charmes,*

attire aussitôt à ses côtés les Grâces qui folâtroient à l'écart, de même la reine des Alpes, soit que son front se couronne des clartés du matin, soit qu'il s'embellisse de la pourpre du couchant, semble inviter les filles de la plaine à lui apporter leurs hommages. Mais souvent aussi elle s'enveloppe de nuages qui flottent autour d'elle, comme des voiles sombres, agités par les ouragans et déchirés par la foudre. Son aspect épouvante alors celles qu'il avoit le plus charmées; et leur enthousiasme s'éteint tout à coup dans la frayeur. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie sauber der Franzose manchen Derbheiten des Deutschen entschlüpft. „Er schläft wie ein Dachs." *Le voilà qui dort! et comme il dort!*

> Zwar kehrte die Sonn' im strahlenden Vollglanz,
> Und schon schwieg das Geheul des Orkans; doch nicht nur von aussen
> Troffen die Kleider; es klebeten feucht auch innen die Hemdchen,
> Kalt durchschauernd den niedlichen Wuchs und die zärtlichen Glieder.
> Aber wohin?

La tempête, il est vrai, s'étoit appaisée, et le soleil avoit reparu dans tout son éclat. Mais, malgré sa douce chaleur, leurs vêtements imbibés d'eau, et collés à leurs membres délicats, y entretenoient un froid douloureux. Où chercher une retraite plus commode? — In seinen etwas langen *Réflexions préliminaires* sucht der Übersetzer seine Landsleute mit der *Poésie idyllique*, die er sehr besonnen von der *Poésie pastorale* unterscheidet, bekannt zu machen, entwickelt die Schönheiten der *vossischen Louise* und von *Goethes Hermann und Dorothea*, und verbreitet sich über die Angemessenheit der griechischen Gottheiten in der *Parthenais*, die er besser nicht *Virginéïde* in seiner Sprache genannt hat. Die zwey letzten Bogen enthalten Anmerkungen über die in dem Gedichte vorkommenden Örter, zur Erleichterung des Lesens. Der Bescheidenheit, womit er über seine Arbeit urtheilt, gebührt ausgezeichneter Beyfall. Sie liest sich recht angenehm, wenn man das Original nicht daneben hält. Das Kupfer stellt den Fall des Staubbachs vor.

Dvl.

LEIPZIG, in der dyckschen Buchhandlung: *Die Mährchen der Scheherazade*, neu erzählt von *Friedrich Christoph Weisser*. Erster Theil. 1809. 394 S. Zweyter Theil. 1810. 459 S. Dritter Theil. 1810. 508 S. 8. (5 Thlr. 16 Gr.)

Schnurrigen Witz und eine spasshafte Deutungsgabe sprechen wir Hn. *W.* nicht ab, und behalten uns nur die Bemerkung vor, dass er sie bey diesen orientalischen Erzählungen so unrecht angewandt hat, dass dadurch ihre ganze Eigenthümlichkeit verwischt worden ist. Seine Kalender sprechen von Karfunkelpoesie, seine Sultane von cramerschen Romanen. Hin und wieder hat er die arabischen Mährchen nur ausgezogen, und Skelette daraus gemacht; anderswo nach eigenem Belieben mit allerley Possen ausgeweitet, und Schalksgesichter hineingemengt. Wenn nur Alles fein an der schicklichen Stelle geschehen wäre! Die scherzende Laune, die zum Vortrage des alten Sindbad, des Seefahrers, passt, der in fröhlicher Sicherheit auf die vergangenen Unfälle seines gefahrreichen Lebens zurückschaut, kann sich unmöglich für die zur Geschichte des bucklichten Hofnarren gehörigen Personen, den christlichen Kaufmann, den Einkäufer, den jüdischen Arzt und den Schneider, die den Galgen im Prospect haben, schicken. Aber darum bekümmert sich der Vf. nicht. Jeder von ihnen muss so lange *weisser*schen Witz abdudeln, bis er mit Anstand verstummen kann; und wo die Spässe fehlen, ist Scheherazade noch immer gut genug. Auf den Stand, die Gemüthslage, äussere Verfassung, Leidenschaft, und den herrschenden Charakter der aufgestellten Personen kommt es gar nicht an; eine von ihnen ist so lustig, wie die andere. Das Buch muss in den Leihbibliotheken sein Glück machen. Um die Besitzer derselben zum Kauf aufzumuntern, setzen wir einige Stellen als Proben der unendlichen Spasshaftigkeit des Vfs. her. Th. I S. 149: „Wir sagen dem Leser bloss darum, dass das sämmtliche Geschirr von dem feinsten Silber war, damit er nicht glaubt, es wäre von Gold gewesen. Th. II S. 52: Er wusste nicht, ob die Liebe, wie der Dichter sagt, ein süsses, oder, wie manche Weise sagen, ein bitteres, oder, wie die Weisesten sagen, ein süsses und ein bitteres Ding zugleich sey. Th. III S. 220 ff.: Schon sollte er auf eine Art in die Luft geschafft werden, die ihn auf ewig von aller Luft abgeschnitten hätte. — Das Mährchen von den Fischen und ihren Gräten schmeckt so ziemlich nach faulen Fischen. — Ich sah auf dem Fluss ein Fahrzeug, das mit lauter Verschnittenen bemannt, oder vielmehr nicht bemannt war. — Wo ist die Dame, die nicht lieber allenfalls zum Spiegel würde, als dass sie den Spiegel entbehrte? — Ich floh die Weiber so lange, bis ich alles floh, nur die Weiber nicht." Sehr oft fallen dem Leser bey dem Gegaukel, das ihm von vielen Unglücklichen in dem Buche vorgemacht wird, die Verse ein:

> Dem müssen wahrlich die Wörterspiele
> Geläufig seyn, der übel sich fühlt,
> Und noch mit Gegensätzen spielt.

Wst.

FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck*, königl. Professor und Bibliothekar. Sechstes und siebentes Vierteljahr. 1810. S. 519 — 730. 4. (S. die Rec. von 1 — 5 Vierteljahr Jahrg. 1811. No. 18.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 FEBRUAR, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

Halle, in der Waisenhaus-Buchh.: *Der Biograph. Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte.* Für Freunde historischer Wahrheit und Menschenkunde. Nebst einem vollständigen Nekrolog des neunzehnten Jahrhunderts. VI B. Mit einem Register über die sechs ersten Bände. 1807 u. 1808. In fortlauf. Seitenzahlen. 562 S. VII B. 1808. 530 S. VIII B. 1809 u. 1810. 491 S. 8. (Preis des ganzen Bandes von vier unzertrennlichen Stücken 1 Rthlr. 16 gr.)

„*The proper study of man kind — is man!*" —

Dieser bekannte, vielfältig benutzte Ausspruch von *Pope* konnte schon die ersten fünf Bände einer Sammlung bezeichnen, die durch ihren Reichthum an Charakteren und Situationen, an Bemerkungen und Winken nicht wenig geeignet war, jenes vielseitige schwere Studium anzuregen und zu befördern. Noch weit mehr kann ihr jener Ausspruch *jetzt* zum Motto dienen, da sie nunmehr Etwas enthält, was ihr bisher fehlte, und was dennoch, der Sache und dem ursprüglichen Plane nach, schon früher zu wünschen war; nämlich Erinnerungen auch an „*denkwürdige Frauen.*" — Wie viel *dadurch* für diese biographische Sammlung gewonnen werde, bedarf keiner Auseinandersetzung: es liegt in der Natur der Sache selbst. Nur halb kennt man den Menschen, kennt man nur den Mann: ganz — wo möglich — lernt man ihn kennen, kennt man auch das Weib. — „*Ehret die Frauen!*" sang ein Dichter, der nicht vergessen werden wird, in manches Herz; und man wird es ihm nachsprechen, wenn man die *drey weiblichen* Biographieen, die in den vorliegenden Bänden unserer Zeitschrift vorkommen, gelesen haben wird. Die *erste* derselben *Juliane Francisca von Buchwald*, geb. Freyin *von Neuenstein*, Oberhofmeisterin zu Gotha (von *H. M. G.* VI, 1. S. 1—34), kann gelten für eine wohlgelungene Ausführung des glücklichen Gedankens: das Schätzbare, was über jene Vortreffliche von ihrem *Dalberg*, der sie „Mutter" nannte, und von *Gotter*, den sie gern in ihrer Nähe sah, in zwey Denkschriften gesagt worden ist, aus diesen Schriften, die immer seltener werden, zu einem Ganzen zu verbinden, und Letzteres in unserem biographischen Archive niederzulegen. Hier ist es nun ein zweckmäsiges Mnemonion für Jeden, der vielleicht vor denselben Zimmern vorübergeht, die einst die vieljährige Wohnung der Verewigten waren; die Wohnung, in welcher sie *lebte*, d. h. wo sie dachte, fühlte, las, schrieb, wirkte, duldete — bis sie überging zu höherem Leben. — In der *zweyten* der bemerkten Biographieen: *Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans* (von Hn. Pred. *Spieker* in Dessau. VII, 1. S. 38—128) — welcher die „*Briefe*" dieser Fürstin — treue Abdrücke ihres Geistes und Herzens — grösstentheils zum Grunde liegen — erhalten wir eine sehr anziehende, sehr lehrreiche Schilderung, wie diese wahrhaft edle *Deutsche*, in zarter Jugend an den damaligen französischen Hof versetzt, umringt von vielfältigen Gefahren, gebeugt durch mannichfaltigen Druck, dennoch *deutschen Sinn* und ein *reines Herz* zu bewahren weiss. Wie gross und edel erscheint nicht *Elisabeth Charlotte!* zumal im Vergleich mit jener Allvermögenden, von welcher ein Sachkundiger urtheilt: „im Herzen sey sie eine Egoistin geworden, im äusseren Leben aber eine Sclavin." — Wer diese vielfach belehrende Darstellung mit Aufmerksamkeit lesen und mit Sorgfalt überdenken will, der findet in ihr zugleich eine Vorbereitung zu der *dritten* jener Biographieen: *Marie Therese Louise von Carignan, Prinzessin von Lamballe* (von einem *Ungenannten*. VI, 3. S. 327—402). Mit voller Kraft der Wahrheit geschildert, erscheint uns hier eine Verkannte, Niedergebeugte, Verleumdete, Geschmähte, unter vielfachen Erniedrigungen grausam Gemordete — nicht bloss im Gewande der Unschuld — nein! — in vollem Glanze stiller, anspruchsloser, wohlthätiger Wirksamkeit, bis zu *dem* Momente, wo noch *so* zu wirken *möglich* war. — Nicht ohne hinreichenden Grund hat Rec. diese drey *weiblichen* Biographieen ausser der Ordnung, in welcher sie in den Heften vorkommen, zusammen erwähnt. *Zusammen* möge sie auch der Leser oder die Leserin stellen; denn so wird sich wahrscheinlich manche Beziehung der Einen auf die Andere zeigen, die sonst entgeht; manche Combination darbieten, die sich beym vereinzelten Lesen der Aufmerksamkeit entziehen wird. — Bey der Erwähnung aller übrigen, zahlreichen und bedeutenden Beyträge, wird Rec. — wie bey seinen Anzeigen der vorherigen Bände — der Ordnung der Hefte folgen. Vielleicht wird dennoch mancher Leser, manche Leserin, von selbst einen Leitfaden aufzufinden wissen, um dadurch das Zerstreute, das aber einigermasen näher zusammengehört, beym Lesen auch näher zusammenzurücken. Es giebt ja wohl

Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten! es giebt ja Contrast und Übereinstimmung! — Doch kein Vorgreifen! — Statt dessen, die Angabe der Beyträge in den vorliegenden Bänden, wie sonst; nur mit einigen Anmerkungen begleitet! VI, 1. II. S. 31—58. *Karl Bonnet;* von Hn. Mag. *Nebe* zu Crumpa. — Ob er wohl eine lebhafte Phantasie besass — sagt Hr. *N.* von ihm — neigte er doch nie zur Schwärmerey hin; er blieb, wie in seinen Grundsätzen und Überzeugungen, so auch in ihrer Mittheilung, einfach und wahr. Immer *eins mit sich selbst*, waren auch seine Meinungen innig vereint mit seinen Empfindungen; und daraus entsprang ein innerer Seelenfriede, der sich selbst auf seinem Gesicht ausdrückte, und in seinem ganzen Thun und Wesen abspiegelte." — Gerade so, „*immer eins mit sich selbst*," und daher fest und still, war auch *Joh. Zach. Platner* (nach *Ernesti*, von *H. D. W.* VI, 1. III. S. 59—76). „Jeder Arzt, der sein Leben mit dem seinigen vergleichen kann, der trägt in sich die sicherste Bürgschaft, auf die Liebe und Verehrung seiner Mitwelt und Nachwelt rechnen zu dürfen." — So schliesst Hr. *W.* diese Darstellung, in welcher *Pl.* als Arzt, sey es nun in der Vorbereitung zu seinem wohlthätigen Geschäfte, oder in dessen Ausübung, so erscheint, dass er seinen Mitgenossen in Wissenschaft und Kunst zum Muster aufgestellt zu werden verdient. — „Er blieb oft ganze Stunden lang bey den Kranken, wenn es seine Zeit erlaubte, und wusste dann eben so heilsam auf die Seele als auf ihren Körper zu wirken" (S. 71). O wie selten ist es nicht, dass der Arzt dieses will und kann! Wie selten ist dem Kranken sein Arzt auch ein Freund! — Schon dieser einzige Zug ist vermögend, mehr als einen Leser, mehr als eine Leserin bey dieser Erinnerung an *Pl.* festzuhalten. — Desto mehr wird man eilen, sich von der unmittelbar darauf folgenden Erinnerung an *Pietro Aretino* (nach dem Ital. von *E. U.* S. 77—94) loszureissen. In dieser Schilderung eines Menschen, „der gewiss nicht ohne Genie war, aber daneben zu jeder Unwürdigkeit fähig, und aufgelöst, wie in seinen Sitten, so in dem Innersten seines Wesens" — in dieser Schilderung ergreift uns ein eben so widriger Contrast mit der vorhergehenden Darstellung, als mit *der*, die hier unmittelbar folgt. *Ludwig Racine* (von *H. F. A.* S. 95 bis 102). Wie bescheiden, als: „— *fils inconnu d'un si glorieux père!*" Wie rein, als Mensch! Wie voll des Göttlichen, des Erhabenen, des Höchsten, als Sänger von „der *Gnade*" und von „der *Religion!*" — Was über ihn hier gesagt wird, möchte wohl mehr als einen Leser in eine Stimmung versetzen können, in welcher es ihm lieber seyn würde, die gleich darauf geordnete Biographie: *Leopold, Fürst von Dessau* (vom Hn. Feldpred. *Spieker* in Halle. VI, 2. S. 117—164) — an einer anderen Stelle anzutreffen. So wichtig, so bedeutend sie auch ist, diese Erinnerung an einen Feldherrn, von welchem, gleich im Eingange, gesagt wird: „ohne ihn wurde Preussen nie, was es in der Folge geworden ist" — *hier*, wo man in eine Stimmung ruhiger Einkehr in sein Innerstes geleitet worden ist, *hier* wird sie manchem Leser störend seyn. — Ist er aber dadurch dennoch in die Stürme des Lebens und der Welt hinaus gedrängt worden: zurück in seine geliebte Stille führt ihn wieder die nächstfolgende Darstellung: *Joh. Phil. Baratier* (von einem *Ungenannten.* VI, 2. S. 161—202). Mit ernster Betrachtung und innigem Gefühle wird er verweilen bey diesem seltenen Menschen, der frühzeitig — bis zum Unglaublichen frühzeitig — ausgebildet; frühzeitig im Besitz einer eben so ausgebreiteten, als gründlichen Gelehrsamkeit; frühzeitig ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung; frühzeitig einem Throne näher gebracht — dennoch allen diesen Gefahren entging; dennoch nur im Wissen und Fühlen seine Befriedigung fand; dennoch *das* bewahrte, was so selten bleibt, kindlichen Sinn. — „Er ist früh gestorben — sagt von ihm der Ungenannte — aber doch alt genug, um auch lebenssatt zu sterben. Lebenssatt im edlen Sinne des Worts; wie der wohlgesättigte Gast aufsteht vom Gastmahl, und nicht mehr begehrend der irdischen Speise, sich nach einem höheren Genusse sehnt, den unserem früh Gereiften und früh Vollendeten nur jene Welt gewähren konnte." — Zu ganz verschiedenen Betrachtungen und Gefühlen veranlasst — wieder in einem ergreifenden Gegensatze — die folgende Darstellung: *Richard Savage* (nach *Johnson*, von Hn. Hofr. *Eschenburg*. VI, 2. S. 203—242 u. 3. S. 243—326). Sie verdient, nicht bloss mit Aufmerksamkeit, und mehr als nur einmal gelesen zu werden: sie verdient ein wiederholtes, vielseitiges, ernstes Studium. Wer diesen „*Wanderer*," wegen seiner Verirrungen, mit Strenge zu beurtheilen geneigt ist — o der übersehe nicht, dass seine unversöhnliche, rastlose Feindin und Verfolgerin keine andere war, als — seine Mutter! Wohl erwäge man, wenn man ein strenges Urtheil über ihn fällen will, was *S.*, fortwährend von ihr gehasst, geschmäht, verfolgt, *dennoch* aus sich gemacht, *dennoch* geleistet hat! — Noch einmal! Aufmerksames, ernstes Studium erfodert diese Lebensbeschreibung; denn sie führt tief in Betrachtung über Menschenwerth, Menschenschicksal und Menschenbestimmung hinein. — Erholung gewährt die folgende Schilderung: *Arcangelo Corelli* (von Hn. M. *Nebe* in Crumpa. VI. 4. S. 403—414). „*C.* vereinigte in seinem Charakter eine liebenswürdige Sanftheit und Bescheidenheit mit einem richtigen Bewusstseyn seines Werthes;" — eine Bemerkung, die durch zwey interessante Anekdoten (S. 412 u. 414) erläutert wird. — Damit im Contraste zeigt sich abermals in der sogleich darauf folgenden Schilderung: *Joh. Chrstph. Gottsched* (VI, 4. S. 415—438), dem übrigens sein Biograph (Hr. *P. Richter* in Königsberg) die Gerechtigkeit, die ihm wegen seiner unleugbaren Verdienste gewiss gebührt, zu verschaffen bemüht ist. — Auf ihn folgt, in der Reihe der Aufsätze des so eben angedeuteten Stücks,

„der edle Florentiner“: „*Benedetto Averani*, ein *würdiger Gelehrter*, in der vollen Bedeutung des Worts; so lang er lebte, wohlthätig für das Vaterland und ein Vorbild für Alle — die sich den Wissenschaften weihen.“ — Auch durch diesen Aufsatz hat Hr. M. *Nebe* einen schätzbaren Beytrag zu der vorliegenden biographischen Sammlung geliefert. — Dass in der Überschrift des folgenden *Michael Stiefel* als „*Freund*“ unseres *Luthers* angekündigt wird, erweckt schon Aufmerksamkeit und Interesse im voraus. Auch hat der Vf. (Hr. Pred. *Fulda* in Halle) in dieser Schilderung (VI, 4. S. 458 bis 483) befriedigend gezeigt, dass *St.* — nur durch seine Vorliebe für Berechnungen und Weissagungen aus den Geimnissen der Apokalypse auf den Abweg der Schwärmerey verlockt — im Übrigen ein gründlicher, achtungswerther Gelehrter war, und besonders als einsichtsvoller, eifriger Beförderer der Reformation sich grosse Verdienste erworben hat. — In einer ganz verschiedenen Sphäre wirksam, berühmt und unglücklich, aber standhaft, erscheint im letzten Aufsatze dieses Stücks (S. 489 — 519) der grosse Staatsmann: *Sebastian Joseph von Carvalho, Graf von Oeyras, Marquis von Pombal* — Wie über ihn der Vf., Hr. Prof. *Voss* in Halle, werde gesprochen haben, wird man schon im voraus vermuthen können: also hier nur der Schluss der Darstellung! (S. 519) „Die Rachbegierde des Adels und des Klerus beabsichtigte eine blutige Genugthuung für die Verfolgungen des Ministers: die Milde der Königin beschränkte sie auf seine Entsetzung und Entfernung vom Hofe. Sein Fall erschütterte ihn Anfangs: aber sein kräftiger Geist erhob ihn bald wieder. Er lebte noch *vier* Jahre das Leben eines Weisen, auf seinem Gute Pombal; und überlebte so zum Theile schon sein Werk. Wenn diess ihn kränkte: so hatte er doch auch die Genugthuung, noch zu erleben, dass Manche ihm Gerechtigkeit widerfahren liessen, die sonst seine Feinde waren. Der gebildetere Theil der Nation erkannte es nun erst recht eigentlich, dass der Staat einen grossen Verlust an ihm erlitten hatte, und der grosse Haufe selbst empfand es. Ein allgemeiner Volksspruch wurde das Epigramm:

„*Mal por mal,*
Melhor Pombal!“

Die Reihe der Beyträge, welche der *siebente* Band enthält, beginnt mit der Lebensbeschreibung M. *Christ. Aug. Salig's* (VII, 1. S. 1 — 37), des Vfs. einer Geschichte der augsburg. Confession; der besonders dadurch, dass er die beiden Kirchenlehrer, *Eutyches* und *Nestorius*, in Schutz genommen hatte, missverstanden und missgedeutet, niedergehalten und gedrückt, sein Tagewerk vollenden musste. — „Sein Exempel — sagt sein Biograph, Hr. Pred. *Ballenstedt* — ist ein abermaliger Beweis, wie viel Unheil Intoleranz und Verketzerungssucht anrichten können, wie oft die Religion in die Privathändel der Menschen eingeflochten wird und zum Deckmantel unchristlicher Leidenschaften dienen muss!“ u. s. w. Nur zu wahr! Indessen möchte doch wohl noch Manches in vorliegendem Falle zu erinnern seyn, wie Hr. *B.* selbst (29 u. 36) zugestanden hat. — VII, 2. S. 129 — 206. *Joh. Winkelmann* (von Hn. Pred. *Schaller* zu Magdeburg). In dieser Lebensbeschreibung — zu welcher die S. 205 f. angegebenen Schriften benutzt worden sind — verdient insonderheit das erwogen zu werden, was über *W's.* fortwährende Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas und nach Genuss höherer Freundschaft, in mehreren Verbindungen vorkömmt. Noch mehr aber möchte wohl *das* erwogen zu werden verdienen, was über seine Religionsveränderung, besonders S. 157 — 163, geurtheilt wird. Freylich möchte Jenes, wie Dieses, noch manchen Zusatz, noch manche nähere Bestimmung erfodern oder gestatten. Traurig genug, dass *W.* nicht so viel Kraft, nicht so viel Selbstgewalt erringen konnte, um sich über jenes „unbekannte Etwas“ mit sich selbst zu verständigen! — Seine fortwährende innere Unruhe, die auch dann nicht wirklich besänftigt war, wenn sie es ihm selbst zu seyn schien — wie contrastirte sie nicht mit dem inneren Frieden in der Brust jenes Vertrauten der Natur, dessen Andenken in der gleich hierauf folgenden Darstellung so belehrend, erweckend, aufheiternd erneuert wird, dass man eben so gern dabey verweilt, als man sich dabey angezogen gefühlt hatte. — *Karl Linné* wird uns hier (VII, 2. S. 207 — 256) vom Hn. Prof. *Sprengel* von neuem so gezeigt, wie er war. — Ungern beschränkt sich Rec. darauf, dass er nur einige Worte aus der Schlussstelle (S. 256) hieher setzt. — „In seinem Gemüthe herrschte Liebe. Ungeheuchelte Frömmigkeit beseelte ihn: in jeder Vorrede drückt er seinen Dank gegen die Vorsehung, oft rührend mit biblischen Sprüchen, aus. Feurige Liebe zu dem Ideal seiner Wissenschaft leitete alle seine Handlungen. Liebe zum Vaterlande trieb ihn zu den trefflichsten Unternehmungen. Den Ruhm liebte er, wie ihn ein Edler liebt, d. h. um höherer Zwecke willen“ u. s. w. — Aus diesem stillen Kreise der Wirksamkeit eines Freundes der Natur wird man in der folgenden Darstellung dahin versetzt, wo ein Staatsmann, voll Kraft und Würde, im Kampf mit Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten jeder Art zu ringen hat. Es ist nämlich *Don Pedro de Toledo*, Vicekönig von Neapel, der uns hier (VII, 3. S. 257 — 313) — von Hn. Pred. *Niemeyer* geschildert — *so* erscheint, dass mehr als ein Ereigniss, mehr als ein Zug an jenen ausserordentlichen Mann der spanischen Vorzeit, den eben so tapferen als edelmüthigen *Cid* erinnert. Gerade wie diesem, war auch ihm sein Morgen heiter und still, sein Abend trübe und stürmisch; wie das Andenken jenes „*Campradors,*“ ist auch „sein Andenken bey allen wahren Vaterlandsfreunden in Ehren geblieben.“ — „Die selbstsüchtigen Ordnungsfeinde nannten ihn „den *harten,*“ und die rechtlichen Leute den „*grossen*“ Vicekönig (S. 312). — Nach der Kunde von solchen Auftritten, wie die waren, die

das Leben *Don Pedro's* zuletzt so stürmisch, so unruhvoll machten, wird für manchen Leser geistige Erholung wohl Bedürfniss und wohlthätig seyn: und Erholung solcher Art findet er in den Erinnerungen, die ihm durch einige der nächstfolgenden Biographieen so dargeboten werden, wie sein Geist es wünschen mag. Zuerst begegnet ihm die Erinnerung an *G. Friedr. Händel* (VII, 3. S. 314—348); aufgefrischt von *derselben* Hand, die uns hier auch den biederen *Corelli*, einfach und anspruchslos gezeichnet hatte, d. h. auch eine Arbeit von Hn. M. *Nebe*, die wohl zu den gelungensten Arbeiten dieser Art gerechnet werden mag. Ausser den allgemeinen, zu der Geschichte der Musik gehörenden, Schriften sind *Burney's Memoiren*, als die sorgfältigste Sammlung von Nachrichten über *H.*, dazu benutzt. Nach einigen Betrachtungen über sogenannte Künstler-*Launen* und Künstler-*Eigensinn*, als Erzeugnisse der höheren geistigen Kraft des Mannes von *Genie*, und nach Beseitigung der dabey so häufig waltenden Missverständnisse, wodurch eigener, selbstständiger Sinn verkannt und mit Eigensinn verwechselt sind — nach diesen Betrachtungen und Berichtigungen lässt Hr. *N.*, als Freund der Wahrheit, das Geständniss folgen: „dass bey allem Vorzüglichen und Grossen, welches *H's*. Biograph in dem Bilde seines Helden freudig anerkennt doch gewisse Anlagen seines Charakters, die in frühen Vernachlässigungen der Erziehung den Grund haben, hie und da eine dunklere Farbe auf die Begebenheiten eines Lebens werfen, welches wir — fügt er hinzu — so *rein* darstellen, als es unsere Quellen erlauben." — Aber nun, nach diesem Geständniss, war es ihm wohl um so mehr gestattet, in einer anderen Verbindung (S. 336) die Bemerkung beyzufügen: „man vergiebt dem seltenen Genie die *Menschlichkeiten* desto weniger, je mehr man sich beynahe ein *Recht* anmasst, zu fodern, dass er sich ganz frey davon erhalte." — *So*, mit beständiger Rücksicht auf jenes unbefangene Geständniss, und doch, mit Grund, es wieder einschränkend und mildernd, stellt er uns den grossen Künstler in seinem ganzen Seyn und Wirken bis zum Tode dar. Erst gegen den Schluss der Darstellung sagt er noch einige, aber gehaltvolle Worte über *H's*. „Verdienste als *Componist* und *musikalischen Erfinder*, wobey er die „*Oratoria*" meint. *Hierin* — sagt er (S. 345) ist er unübertroffen, und steht in seiner Gattung *einzig* da." — Dass über seinen „*Messias*" das Meiste gesagt seyn werde, hat man wohl erwartet. „Wenn man — sagt Hr. *N.* ganz zuletzt — von hohen Darstellungen der Kunst für die Religion redet: so sollte man neben der *Verklärung* von *Raphael*, den *Messias* von *Händel* anführen. Beide unerreichte Werke stehen würdig beysammen, und die verschwisterten Künste bieten sich die Hand über den Altären." — Über den Altären begrüssen sich die verschwisterten Künste auch in den Werken eines anderen Deutschen, dessen Andenken, wie billig, in der gleich darauf folgenden Darstellung (VII, 4. S. 401—468) von Hn. D. *Friedr. Cramer* in Cassel erneuert wird. — Auch *Albrecht Dürer* gehörte, wie man weiss, zu den Künstlern unserer deutschen Vorzeit, die jenes „innerlich-kräftige Wesen," welches Hr. *N.* in der vorstehenden Biographie an seinem *Händel* rühmt, am würdigsten zu äussern glaubten, wenn sie dessen Erzeugnisse niederlegten am Fusse der Altäre des Christenthums. Von dieser Bemerkung ist jedoch in dem vorliegenden fragmentarischen Aufsatze kein Gebrauch gemacht. — „Möge der Leser — sagt der Vf. (S. 402) — dieses Monument, welches nicht der Künstler-Geschichte *A. Dürers*, sondern seinem freyen Leben gewidmet ist, mit unbefangener Liebe betrachten und ernster Besonnenheit erwägen; damit seine Werke recht verstanden, das von ihm begonnene Streben weiter gefördert, und selbst im wilden Streite des profanen Lebens der ewige Frieden der Kunst in üppiger Blüthe und reicher Frucht, zur Lust und Freude des Besseren, wohlthätig, gedeihlich und segensreich werde!" — Angenehm wird es Manchem seyn, Briefe von *D.* und seinem *Pirkheimer* eingeschaltet zu finden; reinen Erguss eigenthümlicher Laune und treuer Freundschaft. — „Er hat — so schreibt *P.* von dem Abgeschiedenen — wie ein frommer Biedermann gelebt: so ist er auch ganz christlich und selig gestorben; darum seines Heils nicht zu fürchten ist" (S. 467) — und auf seines Freundes Tod (S. 468):

„Nachdem der Dürer hat mit Farben aufgeführt
Den Weltkreis, Kunst gemäss und köstlich ausgeziert,
Sprach er: „Noch übrig mir der Himmel steht bevor
Zu malen" — schied von uns, hin zu der Sternen Chor!" —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, in der baumgärtnerschen Buchh.: *Charakter-Epigrammen über ausgezeichnete historische Personen der alten und neuen Zeit.* Ein Versuch von *D. S.* 1809. 196 S. kl. 8. (1 Rthlr.) Diese Gedichte, womit der Vf. nach der Vorrede keineswegs auf vorwaltenden Witz Anspruch macht, sind Meinungen und Urtheile über merkwürdige Personen, Aussprüche, die wirklich zuweilen, wie der Vf. will, die bezeichneten Charaktere in einen Brennpunct concentriren, und oft witzig und sinnreich, aber auch mitunter unvollständig oder sehr einseitig und halbwahr ausfallen. So ist es doch eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn der poetische Richter in *Aug. Wilh. Schlegel* nur einen belletristischen Tumultuanten sehen will, und in ihm den guten Übersetzer und Kritiker gar nicht zu kennen scheint. Ungerecht ist der Ausspruch über die Kaiserin *Katharina*, der gar keine Verdienste gelassen werden. Passender und gelungener sind die kurz abgefassten Urtheile über *Torquato Tasso*, *Ovid*, *Petrarca*, *Jean Paul*, Prediger *Reinhart*. — Die Neugierde, womit man gern über bekannte Personen öffentlich urtheilen hört, macht, dass man das Buch mit Interesse liest, wenn man in die gefällten Urtheile auch nicht immer mit einstimmen kann. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 FEBRUAR, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung: *Der Biograph. Darstellungen merkwürdiger Menschen der letzten Jahrhunderte* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In geistiger Verwandtschaft mit vorgedachten Männern erscheint ihr unmittelbarer Nachfolger in unserem Pantheon (VII, 4. S. 469—490), *Robert Boyle*, vom Hn. Prof. *Sprengel* so geschildert, wie es dem Werthe „dieser Gründer der neueren Physik" sowohl, als dem Andenken eines christlich-religiösen Mannes, mit vollem Recht gebührte. — *Wie B.* ein *solcher* Mann wurde, *darüber* sagt der Darsteller (S. 472): „So ehrwürdig und beseeligend die Vorschriften des Christenthums auch auf sein Gemüth wirkten — [während seiner Studien an den reizenden Ufern des Leman-See's]: so hinterließsen doch die Lehrsätze manchen Zweifel, die ihn zu einer gründlichen Prüfung der Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums vermochten. Der Anschlag dieser Prüfung war eine ruhige, feste Überzeugung, die ihn durch das ganze Leben begleitete, und ihn zu einem der eifrigsten Anhänger des Evangeliums machte, dessen göttliche Kraft er an seinem Herzen schon in der Jugend erfahren hatte" [und auch — kann wohl hinzugesetzt werden — fernerhin erfuhr bis ans Ende.] — Wirksam zeigte sich die Überzeugung, diese Gesinnung, besonders auch durch seine Wohlthätigkeit, zu deren Anrechnung er jährlich an 1000 Pfund verwandte, wirksam auch durch einen Zug, der ihm ganz eigen ist. Er hatte sein sechzigstes Jahr erreicht, da er, „als ein treuer Haushalter Gottes im Reiche der Wahrheit", sich entschloss, noch einmal „Rechenschaft von allen seinen Arbeiten zu geben, und seine letzten Tage zur Bekanntmachung seiner Entdeckungen anzuwenden — — jeden ihm noch übrigen Augenblick von Gesundheit zur Sammlung und Ausarbeitung seiner zerstreuten Bemerkungen zu benutzen, und seine schon gedruckten Schriften zu verbessern." — *Das* versprach er öffentlich; und mit Ernst, mit Vereinigung aller seiner Kräfte auf seinen wichtigen Zweck begann er auch sein Versprechen zu erfüllen. Allein seine Schwäche nahm überhand; der Kummer über den Verlust seiner geliebten Schwester und Freundin zehrte seine geringen Kräfte auf, so dass er ihren Verlust nur um 7 Tage (bis 30 Dec. 1691) überlebte. Sein Freund und Verehrer, der Bischof *Burnet*, hielt ihm eine Leichenrede über die Worte des Predigers: „Dem Menschen, der Ihm gefällt, giebt Gott Weisheit, Vernunft und Freude." Rührend ist die Schilderung, die dieser dreyssigjährige Freund des Verstorbenen von dessen Frömmigkeit und Eifer für die Ehre des Christenthums macht. — *B.* war nie verheirathet: man sagt aber, die Tochter eines Grafen von Mormontu sey in jüngeren Jahren sein Ideal gewesen, und in Beziehung auf sie habe er seine „*seraphische Liebe*" herausgegeben. — „Die himmlische Liebe zu göttlichen Dingen — fügt sein achtungswerther Biograph hinzu — überwand bey ihm alle Sinnlichkeit und alle Anhänglichkeit an dem Irdischen. Selten hat ein Mann ein so würdiges, untadelhaftes, göttliches Leben geführt als *Robert Boyle*." —— Von dem Grabe dieses Trefflichen gelangt man, in unserem Pantheon, zu der Gruft eines Mannes, der dachte, fühlte, handelte und starb, wie einstens *Polykarpus*.

Louis de Berquin, königl. Rath — ist dieser „Zeuge und Märtyrer der Wahrheit" — mit dessen erschütternder, schauervoller Schilderung (von Hn. Pred. *Niemeyer*) die Reihe der Darstellungen im *achten* Bande des *Biographen* (S. 1—32) beginnt. — „Ein Mann, wie *Luther* — sagt Hr. *N.* (S. 6) — war er in der Hauptsache; und würde auch vielleicht für Frankreich ein *Luther* geworden seyn, wenn nur sein König *Franz* ein Kurfürst *Friedrich von Sachsen* gewesen wäre." — Rettung ward ihm von dem einzigen Freunde, der ihm noch übrig geblieben war, gezeigt und angeboten, wenn er widerrufen wolle: aber dieses Mittel ward von ihm verschmäht. „Widerruf — antwortete *B.* auf die Versicherung, auf die Bitten des Freundes, der ihn darum beschwor — *Widerruf* ist *unmöglich*: denn es ist ein *schändliches* Mittel, wodurch *nichts erreicht* wird, als ein noch *etwas längeres* Leben, in *Entehrung* unter *ehrlosen* Menschen. Ich *wähle* den *Tod*." — Und dieser ward ihm zu Theil; auf dem Scheiterhaufen. — Als er auf dem Karren dahin gebracht wurde, „lag auf seinem Gesichte und in seinem ganzen Anstand eine so vollkommene Ruhe, dass, nach der Versicherung einiger Augenzeugen, man hätte meinen sollen, er sitze auf seinem Zimmer, oder in der Kirche, und denke nach über himmlische Dinge" (S. 32). — —

Hat es vielleicht zu mächtig ergriffen, dieses Trauerspiel von einem „Waizenkorne", das „*zermal-*

met" wurde, „*zur künftigen neuen Frucht*" [Worte von *Herder*]: — Erholung bietet ihm, in den „heiligen Alpen" *Albrecht von Haller*, gleich in der darauf folgenden Darstellung (VIII, 1. S. 33—70), die man ebenfalls, wie die von *R. Boyle*, dem Hn. Prof. *Sprengel* zu verdanken hat. — Auch dieser Edle „bekannte bis auf den letzten Hauch seines Lebens die Religion, die er so kräftig gegen ihre Verächter vertheidigt, und zu deren Ehre er durch Ausbreitung nützlicher Kenntnisse so viel beygetragen hatte. Wenn er die Freudigkeit des Geistes nur selten fühlte, zu welcher diese Religion selbst ermunterte: so war diess Folge seines Temperaments und seiner Kränklichkeit." Über die letztere Bemerkung (die auch sonst vielfältig wiederholt worden ist) möchte zwar Manches zu erinnern seyn: aber hier ist dazu weder Ort noch Zeit. — — Desto mehr aber wird auch der Leser, der dem würdigen Biographen *hierin nicht völlig* beystimmen kann, mit ihm *darüber* einverstanden seyn, was er, in seiner gleich darauf folgenden Arbeit, über *Franz Bac. v. Verulam* (VIII, 1. S. 71—114), ernst und doch auch schonend, bemerkt. — „Es ist — sagt er — nicht allein der grosse noch dauernde Einfluss dieses seltenen Geistes auf die Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Literatur seiner und der folgenden Zeiten, was die Lebensgeschichte des grossen *B. v. V.* so anziehend macht. Höchst lehrreich wird sie für jedes sittliche Gemüth, weil sie ein merkwürdig warnendes Beyspiel aufstellt, wie gefährlich für die Ruhe der Seele und für das innere Glück das Streben nach hohen Dingen und die ehrgeizige Bemühung um Ehrenstellen und Staatsämter ist. *Bacon's* Beruf war, die Welt zu erleuchten, der Barbarey in den Wissenschaften ein Ziel zu setzen, und der ganzen Philosophie eine bessere Gestalt zu geben. Wäre er diesem Berufe allein mit ausschliesslichem Eifer gefolgt: wie glücklich würde er gewesen seyn! Aber er verkannte seine Bestimmung: in hohem Stande geboren, wollte er auch glänzen, am Throne Einfluss haben, auf sein Vaterland wirken, sich Reichthümer erwerben; und indem er so die Vorschriften der Religion übertrat, die es zur Pflicht machen, nicht nach hohen Dingen zu streben, sondern uns vielmehr um geistige Güter zu bemühen, bereitete er sich nichts als Kummer, Verdruss und Unruhe, und befleckte seinen Ruhm, der sonst untadelhaft gewesen wäre." — Gewiss, ein sehr nachdruckvolles, ernstes „*cave ne cadas!*" — hergenommen von dem Beyspiel eines „seltenen Geistes", von so ausgebreiteter und so fortwährender Wirksamkeit! — — — Ihm folgt in der Reihe (S. 115—132): *David Hume*. (Grösstentheils Selbstbiographie, nach dem englischen Original, bearbeitet von einem *Ungenannten*.) Hat man diese Selbstbiographie — gewiss nicht ohne Interesse und Belehrung mancher Art — gelesen oder wieder gelesen: so verbinde man damit die beygefügten *Notizen* von *Hume's* letzten Tagen, aus einem *Briefe* von Doctor *Smith*, einem seiner genauesten Freunde, geschöpft. Man sieht daraus, wie *H.* die Beschwerden seiner Krankheit nicht nur mit Fassung und Festigkeit ertrug, sondern auch selbst mit Heiterkeit zu arbeiten fortfuhr, und das Vergnügen des Umgangs mit seinen Freunden genoss. Ein lehrreiches, ermunterndes Detail für den Leidenden, der auch unter den Beschwerden einer unheilbar gewordenen Krankheit dem Ziel entgegengeht! — Willkommen, erfreulich empfängt uns nun die Erinnerung an einen edlen Menschen und viel zu wenig geachteten Dichter, aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; einer „schönen glücklichen Zeit, deren Andenken jedem Deutschen, so lange dieser Name genannt wird, heilig und theuer bleiben muss." Dieser treffliche deutsche Mann und Dichter, *Peter Lottichius Secundus*, wird uns hier (VIII, 2. S. 133—180) von Hn. Doct. *Tzschirner* in Leipzig — fast möchte man sagen — erst bekannt gemacht; aber auch *so*, wie er es in beiden Hinsichten gewiss verdient. — Aus dem Vielen, was dafür zum Beweise dienen kann, nur einige Züge! — „Gegen die Reize des schönen Geschlechts konnte der reizbare und gefühlvolle Jüngling nicht gleichgültig seyn; und die Claudia, die Callirrhoë, die Phyllis, deren seine Gedichte gedenken, waren nicht bloss Geschöpfe seiner Einbildungskraft. Aber seine Liebe war nicht Wollust: sie war das zarte geistige Gefühl, welches den unverdorbenen Jüngling beglückt, und den Dichter begeistert; seine Liebe war rein und schuldlos. Und dass in einem Gemüthe, welches das Wahre suchte, das Gute liebte, und sich ergötzte an dem Ideale des Schönen, kein niedriger Eigennutz wohnen konnte, bedarf kaum einer Erwähnung. Selbst der Ehrgeiz, welcher oft der einzige Flecken ausgezeichneter Charaktere ist, scheint sich selten in die Motive seiner Handlungen gemischt zu haben. Alle diese Tugenden wurden durch die Religion unterstützt. — — *L.* war religiös; und mehrere seiner Gedichte sind Gott, dem Erlöser und dem göttlichen Geiste geweiht, und beschreiben Begebenheiten der frühesten christlichen Welt. Seine Religion war der Protestantismus in der milden Form, welche ihm *Melanchthon* zu geben versuchte" (S. 167). — — Um bestimmen zu können, welchen Werth *L.* als Dichter habe, ordnet der Vf. die Dichter in drey Classen, je nachdem das Streben nach dem Unendlichen über das Gefühl und über die Phantasie, oder das Gefühl über dieses Streben und über die bildende Phantasie, oder die Phantasie prädominirt. „*L.*, sagt er alsdann, gehört unter die Dichter der zuletzt genannten Gattung" — die er vorher die „*darstellenden*" Dichter genannt hat (S. 172). — Zur Bestätigung seines Urtheils, und zugleich um Leser, die der lateinischen Sprache nicht kundig sind, zu der Bekanntschaft mit *L.* einzuladen, hat Hr. *Tz.* einige seiner vorzüglicheren Gedichte ins Deutsche übersetzt. Und als Probe davon ist jenes grössere Gedicht von *L.*, welches dadurch, dass man es für eine Vorhersagung der Eroberung Magdeburgs im J. 1631 ansah, eine ausserordentliche Celebrität erhielt,

hier beygefügt. — „Eine glückliche und reiche Erfindung — sagt Hr. *Tz.* — und eine lebensvolle Darstellung macht den Charakter dieses Gedichtes aus, dessen Interesse durch das mysteriöse Dunkel erhöht wird, welches über einigen Parthieen desselben schwebt." — Aber gerade diese vereinten Eigenschaften sind es, die jeden Versuch, irgend Etwas davon hieher zu versetzen, fruchtlos machen. — — Durch diese Darstellung eines unserer deutschen vorzüglichsten Altvorderen in das Gebiet der Kunst versetzt, bleiben wir darin noch einige Zeit, mit einem *Meister* der *Tonkunst* und einem der gefälligsten *Dichter* des Auslandes beschäftigt. *Jener* ist *Joh. Phil. Rameau*, von Hn. *Spieker* in Berlin (VIII, 2. S. 181 — 192) den Freunden der Tonkunst als alter Bekannter von Neuem zugeführt; aber auch als Mensch, den Anderen, die ihn noch nicht hinlänglich kennen, mit Interesse bekannter gemacht. *Dieser* — der gefällige Dichter — ist *Jacob Thomson*; eine Darstellung nach dem Englischen, von Hn. *H. B.* (VIII, 2. S. 193 — 214). Mit sanftem Ernste wirkt diese Darstellung auf das Gemüth ein; wie der Eindruck, den das Lesen der „Jahreszeiten" zurückläfst. Willig überläfst man sich der Erinnerung an ihn, von dem so wahr und so innig von *Littleton* gesagt worden ist: „Seine keusche Muse brauchte ihre himmlische Leyer zu nichts, als zu Einflöfsung der edelsten Gesinnungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Zeile, die er sterbend ausstreichen zu können hätte wünschen dürfen!" Welch eine herrliche Blume auf sein Grab! — Hinweg von dem Anschauen dieses reinen stillen Lebens, dieses so schön geschmückten Grabes, werden wir gerufen zu der Theilnahme an einer Erinnerng voll Unruhe, Kampf und Widerwärtigkeiten jeder Art. Es ist diefs die Erinnerung an einen jungen deutschen Fürsten voll Muthes und voller Kraft, der frühzeitig als Opfer von Beiden fiel; es ist diefs zugleich Erinnerung an manchen anderen Edeln unserer deutschen Vorzeit; es ist auch zugleich unwillkührliche Hindeutung auf Manches, was seit zwanzig Jahren geschehen ist, was jetzt geschieht, und was sich aus naher oder ferner Zukunft hervordrängen wird. Wer dieser Darstellung mit gebührender Aufmerksamkeit folgen will, für den liegt die Geschichte unseres Vaterlandes, während einer langen trüben Vergangenheit von mehr als dreyfsig Jahren, zur Übersicht und zur Betrachtung da; für den gewinnt die Gegenwart tausendfach an Wichtigkeit; für den wird das Räthsel von dem, was kommen werde, noch immer mehr — ein Räthsel, ein Gegenstand banger Ahnung, oder freudiger Hoffnung. — — *Christian*, herzoglicher *Prinz von Braunschweig* und protestantischer Bischof zu Halberstadt — ist der vorhin erwähnte junge Held, dessen Name schon bey der Überschrift dieser ausführlichen Darstellung (VIII, 3. S. 215 — 351) den Kundigen zu ernster Betrachtung anregt, zu trüben Gefühlen stimmt: wie viel mehr die Ausführung selbst! — Nach einem Rückblicke auf „Zeiten freyer Wirksamkeit" [Gab es jemals dergleichen Abschnitte von Zeit in völliger Bestimmtheit?], und nach der Bemerkung: das Leben *Christians von Braunschweig* falle in Zeiten „jener köstlichen Art" [Die Zeiten K. Matthias und K. Ferdinands II wären *solche* Zeiten gewesen?]; sodann nach einer bestimmteren Hindeutung auf die Perioden des „romantischen Ritterthums" — nach diesem Allen setzt der Vf. dieser ausführlichen Darstellung — (Hr. Pred. *Niemeyer*) — seinem Zwecke näher kommend — die weitere Bemerkung hinzu: wiewohl der eigentliche Zeitpunct des romantischen Ritterthums damals schon vorüber gewesen: so sey doch, wie es noch „manchen Nachschein" desselben gegeben habe, auch über *Christians Leben* und *Weben* dieser *Schimmer* aus der Ferne geworfen. „Man sieht — sagt der Biograph — das alte Ritterthum in seiner edleren Weise noch einmal vor Augen. Man sieht eine *glänzende Kühnheit für* eine *grosse* und *fromme Sache*, und zugleich für — eine *schöne Dame*." — — Alles gut! Immer mochte der Biograph diese Ansicht auffassen, und auch die ganze Darstellung hindurch festhalten: Grund dazu, wie Rechtfertigung genug, liegt in dem Gegenstande selbst. — Mufste aber defswegen Alles, was damit unverträglich zu seyn schien, im Gegensatze, so tief in Schatten gestellt werden, wie es im ganzen Umfange der Darstellung so häufig geschieht? Mufste defswegen *Christians* erster Gegner ein „*Neutralist*" gescholten werden, — „Einer von den *Thoren*, welche sich einbilden, bey allgemein aufgeregtem Meere dennoch ganz ruhig mitten hin schwimmen zu können" —? u. s. w. Warum so schneidend absprechen über Werth oder Unwerth des Handelns oder Nicht-Handelns in Situationen, wo das Abwägen so äusserst schwer, das Schwanken der Wage so lange fortwährend bleiben mufs? Warum dieses Absprechen noch dazu in Ausdrücken, die so häufig vorkommen, und doch der Würde des Geschichtschreibers so wenig angemessen sind, dafs es wirklich besser ist, nur darauf hinzudeuten, als sie zu wiederholen? — So liefse sich noch Manches fragen: aber wozu? — Abgesehen von allen Veranlassungen zu mehreren Fragen solcher Art, wird diese Darstellung dennoch vielfach belehrend seyn, und auf *den* Standpunct den Leser stellen, auf welchen ihn der Vf. stellen wollte, sollte gleich die Ansicht des Einen von der Ansicht des Anderen in Etwas abweichen. — — Aus dem Gewirre, in welches der Geist des Lesers durch diese Darstellung versetzt worden seyn mag, leitet ihn die folgende wieder in das friedliche Gebiet der Kunst, indem sie an einen ausländischen Dichter von anerkanntem Werth erinnert (VIII. 3. S. 252 - 365). Freylich nicht lange! So wird er schon wieder hinausgedrängt in die Unruhe des Lebens: — wie in der wirklichen Erfahrung jener Dichter hinaus geworfen ward — und blieb. *Ludwig von Comoens* (dessen Andenken hier von Hn. *L. Richter* in Königsberg wieder aufgefrischt worden ist), gehört

zu denjenigen, die auserſehen zu ſeyn ſcheinen, den Menſchen zu zeigen, was der Menſch zu dulden, und mitten unter Duldungen jeder Art zu leiſten vermag, wenn er ganz die Kraft gebraucht, die in ſein Inneres gelegt iſt. Auf dieſen Gedanken leitet Alles, was über ihn und ſein Schickſal in dieſer Darſtellung zuſammengedrängt erſcheint. Man leſe — und dulde mit! — Aber man freue ſich auch darüber, daſs ihm, nach aller Verſagung, doch *ein* Wunſch erfüllt worden, der Wunſch, daſs ſeine *Luſiade* auf die Nachwelt kommen möchte. — „Nie" — ſagt Hr. *R.* (S. 365) — „wird die Welt aufhören, die mannichfaltigen hinreiſsenden Schönheiten dieſes Gedichtes, und den Geiſt der wahren ächten Poeſie, der über dem Ganzen mit himmliſcher Reinheit ſchwebt, anzuerkennen; ſo wie ſie immer das groſse innere Leben des Dichters, ſeinen ernſten, das Gewirr der Welt klar durchblickenden Verſtand, ſein edles Herz, und ſein vielfaches, über den Kreis des gewöhnlichen Lebens hinausſtrebendes Weſen bewundern, ſeinen Namen nie untergehen laſſen wird." Nun leſe man noch einmal die Grabſchrift, die ihm — der im Hoſpitale geſtorben war — ſechzehn Jahre hernach, Gonſalo Continho auf ein Denkmal von Marmor ſetzen lieſs: „*Hier ruht Ludwig von Camoens, der Erſte unter den Dichtern ſeiner Zeit. Er lebte arm und elend, und ſtarb auch ſo.*" Wohl *dem*, der *das* mit dem Gefühle der groſsen Hoffnung eines Lebens der Vergeltung leſen kann! — Bedeutungsvoll und einladend, dabey noch etwas länger, mit ruhigerem Nachdenken zu verweilen, folgt darauf (VIII, 3. S. 366—378) eine Erinnerung an einen verdienſtvollen Würdiger des Verdienſtes, an unſeren *Thomas Abbt*, durch deren Mittheilung Hr. Pred. *Weyermann* (zu Temmenhauſen bey Ulm) einen willkommenen Beytrag zu der vorliegenden Sammlung geliefert hat. In einer *ſolchen* Verbindung erhöht ſich noch für uns der Werth einer Schrift, die er unter den bedrängten Umſtänden einer ſtürmiſchen Zeit ſchrieb; der Werth ſeiner Schrift: *vom Tode für das Vaterland.*" — — Geſchloſſen wird nun die ganze Reihe der Darſtellungen in den vorliegenden Bänden des Biographen, mit Erinnerungen an die beiden Trefflichen, an *Addiſon* und *Pope*; (VIII. 4. S. 381 — 441; und S. 442 — 460). Auch dadurch hat Hr. Prof. *Sprengel*, von dem ſie herrühren, ſich Anſpruch auf Dank erworben. — In ſeinen Wunſch, womit er den Aufſatz über *Addiſon* ſchlieſst: — „Möchte doch dieſe Biographie dazu beytragen, ſowohl Jünglingen, die ſich den Wiſſenſchaften widmen, ein treffliches Muſter der Nachahmung im Glauben, im Leben und in Schriften aufzuſtellen; als auch gebildete Leſer zu der claſſiſchen Vortrefflichkeit der addiſon'ſchen Muſe zurückzuführen, die ihnen mehr Befriedigung gewähren wird, als unzählige Erzeugniſſe des Tages!" — in dieſen Wunſch wird — mit froher Erwartung des Erfolgs — jeder Leſer einſtimmen, dem *Addiſon* durch dieſe Darſtellung noch ſchätzbarer und werther, als vorher, geworden ſeyn wird. Fruchtbar — ſetzt Rec. hinzu — fruchtbar werde dieſe Erinnerung an jenen Vortrefflichen, von dem — nach einem Blick auf ſeine kurze, aber ſehr gehaltreiche Schrift: „*Of the Chriſtian Religion*" (S. 433—436) zuletzt geſagt wird: „In dieſen würdigen Beſchäftigungen überraſchte ihn der Tod — als er kaum das acht und vierzigſte Jahr ſeines Lebens angefangen hatte." — Auch *das* — möchte man wohl ſagen — war „eine Vollendung, die wir mit Andacht wünſchen ſollten!"

G. St . . . a.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Magdeburg*, in der creutzſchen Buchh.: *Lieder und Sinngedichte* von *Johann Friedrich Bramigk.* 1809. 8. 76 S. (10 Gr.)

Einfachheit und deutſcher Biederſinn bezeichnen dieſe Gedichte; hie und da iſt ein Lied durch Herzlichkeit, hie und da ein Epigramm durch Witz und naive Sprache gelungen, aber im Ganzen vermiſſen wir den höheren Schwung der Phantaſie und die freye Erhebung über die beſchränkten menſchlichen Verhältniſſe, weſshalb die Epigramme öfters zu ſehr ins Materielle verſinken, und mitunter den Tadel etwas derb ausſprechen, was indeſs einer gewiſſen Claſſe von Leſern vielleicht gerade zuträglich ſeyn mag. Zu den beſſeren rechnen wir das letzte.

Der Büſsende und ich.

Er geiſselt ſelbſt ſein Fleiſch, als fühlt' er keine Schmerzen,
Und zuckt bey'm Schlag von fremder Hand.
Mein Selbſtgeſtändniſs, — ging es mir auch ganz von Herzen,
So ſchmerzt' es doch, wenn ich den fremden Tadel fand.

Das Büchlein iſt dem Hn. Hofrath *von Köpken*, dem einzigen bekannten ältern Dichter in Magdeburg, gewidmet, der ſchon mancher ſchüchternen Muſe aufhalf, und manches Talent pflegte.

T. Z.

JUGENDSCHRIFTEN. *Breslau*, b. Barth d. Jüng.: *Emil oder belehrende Unterhaltungen für die Jugend.* Von *P. S. Schilling.* Fünfter Jahrgang. 1805. 1s bis 4s Bändchen. Sechſter Jahrgang. 1806. 1ſtes bis 4tes Bändchen. Jedes Bändchen beſteht aus 13 Bog. u. hat 13 Kupferſtiche. (Jeder Jahrg. 5 Thlr. 16 Gr.)

Rec. iſt mit dieſen beiden Jahrgängen zufriedener, als er es mit dem vierten war. (Jen. Allgem. Liter. Zeit. 1805. Num. 80.) Wenn er in ſeiner Anzeige des früheren Jahrgangs einen Aufſatz nachwies, der eine pädagogiſche Sünde in ſich ſchloſs: ſo bekennt er dagegen anjetzt mit Vergnügen, daſs die oben genannten Jahrgänge nichts dergleichen enthalten. Und wenn auch hier noch manche Lückenbüſser vorkommen, welche bey der Herausgabe einer Wochenſchrift, die bogenweis erſcheint, wohl ſchwer zu vermeiden ſind: ſo enthalten ſie doch immer etwas Nützliches oder Anziehendes. Der gröſste Theil der Aufſätze iſt compilirt; manche ſcheinen von dem Herausgeber herzurühren, und dieſe zeichnen ſich durch Munterkeit der Erzählung oder des Dialogs aus. Die Mannichfaltigkeit des Inhalts iſt groſs. Der Stoff iſt aus der Geographie, aus Reiſeerzählungen, aus der Geſchichte, aus der Technologie und Naturbeſchreibung genommen. Kürzere und längere Erzählungen, Kinderſcenen, Anekdoten, Räthſel und Rechnungsaufgaben, Fabeln und Gedichte ſind damit verflochten. Die illuminirten Kupfer ſind viel ſchlechter, als ſie das Buch verdient. Trügt ſich Rec. nicht: ſo hat dieſe Jugendſchrift durch den unſeligen Krieg ihr Ende erreicht, wird aber dagegen von 1810 an durch den *ſchleſiſchen Kinderfreund* erſetzt.

Yn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 FEBRUAR, 1811.

PÄDAGOGIK.

LÜBECK, b. Römhild, und in Commission b. Fr. Bohn: *Briefe über den Unterschied in der Erziehung der Knaben und Mädchen.* Von *D. Th. A. Suabedissen.* 1806. 142 S. 8. (16 gr.)

Ein tieferes Eingehen in den Gegenstand, von dem hier die Rede ist, darf man in diesen Briefen, die an ein gebildetes Frauenzimmer gerichtet sind, nicht suchen, sondern nur ein leichtes, angenehmes Auseinandersetzen, und eine gefällige Darstellung, die fähig ist, selbst Leserinnen zu fesseln. Diess ist genug, die Schrift im Allgemeinen zu charakterisiren. Rec. wundert sich selbst darüber, dass der Vf. im *1sten Briefe* sich auf die Frage einliess, wie man dazu komme, den psychologischen und moralischen Unterschied zwischen Mann und Weib zu verkennen. Es war kaum nöthig, dieser Frage für ein Frauenzimmer eine so umständliche Antwort zu geben. Der Vf. sondert in diesem Briefe die mancherley Arten der Schriftsteller, welche keinen Unterschied anerkennen wollen, im Allgemeinen, ohne irgend einen zu nennen. Voran stellt er die Weltmänner der höheren Sphäre, welche nach ihm darum keinen Unterschied zulassen, weil ihnen das Weib von den Ceremonieen des Hofes und dem Tone der grosen Welt gleichsam verhüllt erscheint. Hiemit macht er diesen ein sehr übles Compliment; denn wenn sie sich durch eine solche lose Hülle, die den neueren Modezeugen sehr ähnlich ist, blenden liesen: so müssten sie sehr stumpfe Beobachter gewesen seyn. Weit eher könnte ein solcher Irrthum im Beobachten in Beziehung auf den niedrigsten Stand Statt finden, wo das Weib die schweren, abhärtenden Arbeiten mit dem Manne theilt, und dadurch nicht selten seinen Körper und Geist mit einem männlichen Anstrich überzieht. Sodann führt der Vf. diejenigen Schriftsteller auf, die den engeren Begriff des Weibes in dem Allgemeineren der Menschheit verloren, was allerdings auch nach der Meinung des Rec. sehr leicht geschehen musste, wenn sie über dem Abstrahiren den physischen Theil ins Auge zu fassen vergasen. Endlich drittens berührt er diejenigen, welche einen Unterschied in den Anlagen der Männer und Weiber in Hinsicht auf das Erkenntniss- und Gefühls-Vermögen zugeben, aber völlige Gleichheit ihrer sittlichen Natur behaupten. Der Vf. sucht in diesem Briefe die aufgestellten drey Classen zu widerlegen.

Im *2ten Briefe* läst er sich auf eine allgemeine Ableitung des bewussten Unterschiedes ein. Seiner Freundin ist der allgemeine Satz, dass der Mann nicht Weib und das Weib nicht Mann sey, noch seyn sollte, und die allgemein anerkannte Widrigkeit des weibischen Mannes und männlichen Weibes nicht genug; sie will diese allgemein aus der Erfahrung gezogene Thatsache aus inneren Gründen entwickelt und auf Erziehung angewandt sehen. Hier, wo sich der Vf. die Gelegenheit zum Philosophiren herbeyzuschaffen scheint, wird man fast bange, er werde selbst in seiner Freundin den Unterschied des Weibes und Mannes im Eifer vergessen, und man ist fast in Versuchung, ihm zuzurufen: Freund, lass deine Freundin dieses Philosophiren lieber verbitten als herausfodern, und du läst sie dadurch gewissermassen selbst beweisen, dass sie den Unterschied der weiblichen Natur an sich trage. Indess im Weiterlesen findet man bald, dass der Vf. die Sache so ernstlich nicht nimmt. Statt einer ernstlichen und gründlichen Deduction, die ihr Fundament, wie es hier seyn müsste und allein nur seyn konnte, in dem physischen Theile der Geschlechter aufbaute, und weiter hinauf im Geistigen zu zweyerley schönen Modificationen ausliefe: statt dessen springt der Vf. mit Gewandtheit zu jenem alten Griechen hinüber, der den Mann aus der Sonne, das Weib aus der Erde abstammen liess; aus der Sonne, als dem Bilde des Wirkens ausser sich, des Strebens ins Unendliche; aus der Erde, als dem Bilde der Beschlossenheit in sich selbst (wir jetzigen wissen indess, dass sie einen Trabanten hat, mit dem sie sich viel zu schaffen macht, wovon der Vf. nichts gedenkt), als dem Bilde der grösseren Bestimmtheit (? Beschränktheit?) und Selbstgenügsamkeit. Aus diesen Bildern lässt er denn die verschiedenen Geschlechtscharaktere hervorspiegeln, nämlich *Energie* als Grundlage des männlichen, *Passivität* als Grundlage des weiblichen. Gern möchte man den Vf. fragen, wie wohl mit dergleichen Bildern etwas zu beweisen stünde? Ob es wohl mehr als eines leichten Spieles des Witzes bedürfe, um sie mit eben der Wahrheit umzukehren, und zu sagen, der Mann stamme aus der Erde, als dem Bilde des rastlosen Schaffens und Versorgens, und das Weib aus der Sonne, als dem Bilde des erheiternden Lächelns und Aufmunterns u. s. w. Indess an *wen* schreibt er? Diese neue Frage beschwichtigt die erste. Allein er weiset auf den Fortgang seiner Abhandlung hin, und läst sich im nächsten *3ten Briefe* auf nähere Bestimmungen ein. Setzt

man hinzu: so wie man sich etwa für ein Frauenzimmer, das als Leserin gedacht wird, darauf einlassen kann: so hat man es getroffen; denn die Rede ist hier wiederum nicht von psychologischen Erörterungen, sondern der Vf. entwickelt geschickt, leicht und im Ganzen wahr, den obigen Grundzügen gemäss, den Charakter des Weibes und des Mannes. Allein den Gegner wird er dadurch keineswegs überzeugen; denn dieser kann und wird ihm immer erwiedern: Freund, was du in seiner Verschiedenheit schildernd darstellst, ist den Beobachtungen, die man in der wirklichen Welt zu machen Gelegenheit genug hat, allerdings gemäss; aber womit hast du uns bewiesen, dass diese Verschiedenheit mehr das Werk der Natur, als der bürgerlichen Lage des Geschlechts und seiner Erziehung sey? Gerade diese Einwendung, die jeder Gegner mit vollkommenem Recht aufstellen kann, macht es Rec. gewiss, dass mit psychologischen Gründen hier nichts auszurichten ist. Sie sämmtlich sind bey diesem Gegenstande so schwankend, so ungewiss, so vielen Ausnahmen, welche die Erfahrung an die Hand giebt, ausgesetzt, dass sich durch sie zu keiner überzeugenden Gewissheit kommen lässt. In den Augen des Rec. — dem es nie einfiel, die Rechte des Weibes, wie man das zu verstehen pflegt, zu vindiciren — ist es doch gewiss genug, dass die Psyche des Weibes sehr wohl in eine sehr männliche umgeschaffen werden könne durch — Erziehung. Wie? fragt man; ganz und gar? Allerdings, erwiedert Rec.; unter der geringen Bedingung, wenn ihr sie hübsch allein behandeln könnet, nämlich ohne den *Körper*. Wird es wohl jemanden einfallen beweisen zu wollen, dass die geistigen Fähigkeiten des Weibes anderer Natur seyen, als die des Mannes? Gewiss nicht! Nur im Körper und den sehr verschiedenen Functionen, zu denen er hier als männlicher, dort als weiblicher Diener der menschlichen Psyche bestimmt ist, liegt der Grund der Charakterverschiedenheit. Rec. sieht daher gar nicht ab, wie man die physische Differenz, wenn von Verschiedenheit des Geschlechtscharakters die Rede ist, übergehen kann, da sie das Fundament derselben ist. Mit Vergnügen hat er übrigens die Schilderung dieser Charakterverschiedenheit beider Geschlechter gelesen, wie sie Hr. *S.* in diesem Briefe wahr und gewandt aufstellt.

Im *4ten Briefe* übernimmt der Vf. zuerst die Beantwortung zweyer Einwürfe, ehe er zur Anwendung der Charakterverschiedenheit auf die Erziehung übergeht. Der eine betrifft die angeschuldigte Herrschsucht des Weibes, die mit dem angegebenen Charakter desselben nicht übereinstimme; der andere die Charakterverschiedenheit des Geschlechts, in sofern sie auf die Erziehungsmassregeln Einfluss erhalten soll. Er ist in den Fragen enthalten: Kann man dieser Verschiedenheit, da sie eine blosse Einseitigkeit ist, gestatten, auf die Erziehung einzuwirken? Soll die Erziehung zum Manne und Weibe, und nicht vielmehr zum Menschen bilden? Es ist genug, diese Nebendinge hier nur zu berühren.

Wir gehn daher gleich zur Hauptsache selbst über, nämlich zu der Verschiedenheit, die der Vf. in Hinsicht auf Geschlechtsverschiedenheit in der Erziehung statuirt. Er spricht sie im Allgemeinen durch die beiden Sätze aus: 1) *Die Erziehung des Knaben muss mehr positiv, die der Mädchen mehr negativ seyn.* 2) *Beym Knaben muss mehr auf die Ausbildung der Kraft, beym Mädchen mehr auf die des Gefühls gewirkt werden.* Die Erläuterungen, die der Vf. hierüber giebt, sind befriedigend und mit richtigen psychologischen Bemerkungen durchwebt, die es an den Tag legen, dass er als ein scharfsichtiger Beobachter der Jugend, und von Erfahrung unterstützt, schrieb.

Im *5ten Briefe* geht er zur praktischen Erziehung über, und wendet obige Sätze zuerst auf die *intellectuelle* Bildung an. Das Resultat gewährt nichts Neues, es stimmt ganz mit dem Unterrichtswesen überein, wie es *einsichtsvolle* Erzieher für die männliche und weibliche Jugend anzuordnen pflegen. Anordnungen, wie diese: „*Der Unterricht des Knaben soll ausgedehnter* (? umfassender) *seyn als etc.*" „*Der Knabe soll ernstlicher, gründlicher und anhaltender unterrichtet werden als etc.*" finden anjetzt im Unterrichtswesen fast allgemein Statt, obgleich gegen die letztere Manches zu erinnern seyn dürfte, was Rec. unterdrückt, um nicht zu weitläuftig zu werden. Finden ja die Anordner des Unterrichts hier etwas Relativ-Neues: so mögen es wohl die seyn, welche dem Unterricht der Mädchen privatim oder in den sogenannten Töchterschulen zu weitumfassende Grenzen geben. Sie mögen die wohlmeinende Beschränkung des Vfs. beherzigen, da, wo sie nach der Meinung des Rec. nicht zu eng wird. Hier ins Einzelne zu gehn, erlaubt der Raum nicht. Im Allgemeinen findet Rec. hier Manches in der Darstellung, was er nicht billigen kann. So z. B. giebt er zu, dass die natürliche Bestimmung des Mädchens die ist, Gattin, Mutter und Führerin des Hauswesens zu seyn; aber es kann doch keineswegs gesagt werden, dass der Unterricht desselben im Schreiben, Lesen und den wissenschaftlichen Kenntnissen gerade nicht *nothwendig*, sondern nur angenehm und nützlich zu nennen sey. Wir glauben gern, dass dem vernünftigen Manne der würdige Charakter einer Hausmutter als Basis des häuslichen Glücks erscheine: allein nur vor hundert oder zweyhundert Jahren, als die wissenschaftliche Bildung der Männer, selbst der höchsten Stände, kaum merklich war, nur damals war man mit einer blossen Hausfrau, nach altem Ausdruck mit einer *ehelichen Wirthin*, die weder schreiben noch lesen konnte, schon zufrieden; allein jetzt, wo der Mann in der Bildung so bedeutend fortgeschritten ist, kann und darf die Bildung der Frau nicht so stark zurückstehn, und es lässt sich wohl mit Recht sagen, ihre Bildung durch Wissenschaft, allenfalls auch durch Kunst, sey *nothwendig*, weil sie dem Gatten, *versteht sich nach Massgabe des Standes im Staate*, weniger oder mehr nothwendiges Be-

dürfniss ist, als in einzelnen Fällen selbst die Führung der Wirthschaft. Im Grunde mag der Vf. derselben Meinung seyn, nur hat er sie zu allgemein aufgestellt; und diess war gerade nicht nöthig, um zu beweisen, dass man es nicht darauf anlegen müsse, weibliche Wesen zu Gelehrten und Virtuosen zu machen. Eben so wenig ist Rec. mit dem Vf. einverstanden, wenn er den Rath giebt, das Mädchen zwar Manches lernen zu lassen, was zur weiblichen Bestimmung nicht durchaus nothwendig sey, aber Sorge zu tragen, dass es dem Nothwendigen keinen Eintrag thue, welches dadurch zu erreichen sey, wenn man diesen Unterricht immer nur als *Nebensache* behandele. Hiezu möchte Rec. nicht rathen; denn es giebt für das weibliche Kind einen langen Zeitraum bis zum 14ten Jahre, in welchem die *geistige* Bildung, je nach dem Stande des Kindes mehr oder weniger, die Hauptsache, und die *wirthschaftliche* die Nebensache seyn muss, weil zu wirthschaftlichem Gebrauche die Körperkräfte noch zu gering sind. Sie heben in den früheren Jahren der Kindheit mit einem Minus an, das im Laufe der Zeit zum Plus, und im 14ten Jahre schon bedeutend wird. Was kann natürlicher seyn, bis dahin die geistige Bildung vorwalten zu lassen; alle Zeit, die der Unterricht übrig lässt, und deren ist ja genug, auf thätiges Anregen der jugendlichen Kräfte im Hauswesen, das hier an sich noch Nebensache ist, *ohne dafür erklärt zu seyn*, zu verwenden, und dieses Anregen von Jahr zu Jahr, so wie die Kräfte zunehmen, zu steigern? Thut man diess nicht, erklärt man die geistige Bildung nur für Nebensache — was sie keinem menschlichen Wesen seyn kann —, ist dabey die Mutter selbst ein Beyspiel von weniger Bildung: so wird überall der Unterricht schlecht gedeihen, und die Töchter werden in der geistigen Bildung zurückbleiben. Ist mit dem 14ten Jahre die Schulbildung nicht mehr so recht an ihrem Orte: dann trete die wirthschaftliche als Hauptsache ein. Es versteht sich von selbst, dass der Stand des Mädchens eigene Modificationen nöthig macht. Diess ist die Überzeugung des Rec. Überdiess hätte der Vf. noch bedenken sollen, dass sein im Allgemeinen gegebener Rath, die geistige Bildung immer nur als *Nebensache* zu betrachten, schon darum nicht im Allgemeinen zu geben sey, weil die Individualität sich ihm entgegensetzt. Man ist in Gefahr, eine Trivialität vorzubringen, wenn man sagt, dass dieses Mädchen, vermöge seiner geistigen Anlagen, geistige Beschäftigungen vorzugsweise liebt, dass in seinem Geiste mehr männlicher Stoff liegt, dass ihm das Hauswesen weniger ansteht, als die Sphäre des Wissens. Bey diesem Subjecte könnte des Vfs. Regel, ihm die wissenschaftliche Bildung — wenigstens wenn es Noth thäte — als Nebensache vorzustellen, am rechten Orte seyn. Dagegen ist ein anderes Subject entgegengesetzter Art. Es liegt der Wirthschaft aus Lust ob, aber nicht der wissenschaftlichen Ausbildung. Soll man sie auch diesem letzteren als Nebensache vorstellen? — Gewiss nicht. Folglich ist des Vfs. Regel falsch, weil sie zu allgemein ist. Weiterhin kömmt der Vf. noch ausdrücklich auf den Unterricht in fremden Sprachen. Er verwirft ihn durchaus und unbedingt für Mädchen. Rec. glaubt zwar, es könne Ausnahmen geben, aber gewiss beruhen die meisten derselben nur auf Einbildung; man könne das Erlernen irgend einer der neueren Modesprachen, als geistige Übung betrachtet, den Mädchen gebildeter Stände für heilsam und nothwendig achten; aber wenn in unseren sogenannten Töchterschulen die Mädchen des Bürgerstandes förmlich im Französischen unterrichtet werden, und für dieses wohl gar mehr Lehrstunden, als für die Muttersprache, haben: so erklärt er diess unverholen für eine Modethorheit. Wahrlich, es steht noch sehr schlimm um die Einsicht der Directoren solcher Anstalten, wenn sie Thorheiten der Art begünstigen, oder schlimm um die Kraft ihres Charakters, wenn sie sich den Wünschen der Ältern hingeben, die eine Modethorheit verlangen, welche der Deutsche schon seit vielen Jahren an den Höfen lächerlich fand. „Möchten doch," fügt der Vf. seinen Aussprüchen hinzu, „unsere Mädchen und Frauen ihre Landessprache besser reden lernen." Ja wohl! und besser schreiben dazu. Den Beschluss dieses Briefs, der bisher den Stoff des Unterrichts betraf, widmet der Vf. der Methode. Man kann ihm zugeben, was er im Allgemeinen sagt, dass der Unterricht des Knaben ernstlicher, gründlicher, anstrengender, als der des Mädchens seyn müsse; wenn er aber diesen Ausspruch zur Anwendung bringt, und z. B. in der Geographie für das Mädchen nicht allein die mathematische Theilung des Erdkörpers, sondern sogar auch die Form desselben unerörtert lassen will u. dgl.: so ist diess zu weit gegangen, weil eben dadurch auf die Totalvorstellung Verzicht geleistet werden muss, von welcher dem Mädchen gerade nichts erlassen werden kann, da ihm vom Einzelnen so vieles ganz entbehrlich ist.

Im *6ten Briefe* spricht der Vf. über die sittliche und religiöse Bildung des einen und anderen Geschlechts und der dabey obwaltenden Verschiedenheit. Alles, was er hier über die sittliche Bildung mit Würde und Klarheit vorbringt, hat Rec. mit Vergnügen gelesen, und der vielen nützlichen Winke wegen, die der Vf. als ein praktischer und einsichtsvoller Erzieher hiebey giebt, empfiehlt er besonders diesen Brief den Müttern. Weit weniger hat ihm gefallen, was hier über die religiöse Bildung und deren Verschiedenheit gesagt wird. Wenn die geistige Bildung des weiblichen Menschen von der des männlichen abweichend gefunden wird: so liegt der Grund in irdischen Verhältnissen. Allein zu diesen gehört nicht das Verhältniss zur Gottheit; Mann und Weib verlieren vor dieser ihr Geschlecht, und fliessen in ein gleichartiges Wesen, nämlich in den Menschen zusammen. Sowohl dem einen als dem anderen menschlichen Wesen ist es eigen, die Religion im Herzen zu haben und darüber zu *denken*, in sofern das Denken sein individuelles *Bedürf-*

nifs ist. Sonderbar ſcheint er ihm die Regel zu geben, das weibliche Weſen von dem Denken, hier Grübeln genannt, über *dieſen* Gegenſtand zurück zu halten. Und wie ſollte das wohl zu machen ſeyn? Gäbe es wohl ein anderes Mittel, dieſs zu bewerkſtelligen, als überhaupt den weiblichen Kopf vom Denken abzuhalten? und wiederum ein anderes Mittel, dieſes Abhalten zu bewirken, als ihm geiſtige Bildung überhaupt zu verſagen?

Im *7ten Briefe* ſchlägt der Vf. das Empfindliche nieder, das dieſe oder jene Leſerin aus dem Bisherigen angezogen haben könnte. Er ſucht zu zeigen, daſs ſeine Theorie dem Anſpruche des Weibes auf höhere Bildung — er bezeichnet dieſe näher durch die Benennung *hoher und ſchöner Weiblichkeit* — nicht entgegen ſey. Nach unſerer Meinung hätte er gar nicht nöthig gehabt, den Beweis zu führen, daſs ſein Erziehungsplan *die hohe* Weiblichkeit nicht ausſchlieſse. Er hätte behaupten können, daſs derjenige weibliche Charakter — wir reden nicht von bloſsen, declamirenden Zierpuppen, — der mit Thatkraft zum Erhabenen hinüber zieht, immer ein *auſserordentlicher* bleibe, und eben darum aus der Sphäre des Weibes heraustrete. Es hat nichts gemein mit dem bloſsen Affect, der mit der Macht des Inſtincts ſelbſt die Mutter roheren Gepräges in die Fluth treibt, um ihr Kind zu retten; er iſt auſserordentlich, und daher nicht Sache der Erziehung, weder bey Knaben noch Mädchen. Eigen wäre doch immer die Frage, ob dieſer oder jener Erziehungsplan den erhabenen Charakter einer Charlotte Corday fördern oder hindern könne? Sollten ſie aber ja Pädagogen — die ſich oft etwas viel zutrauen — aufwerfen: ſo dürfte man ihnen mit Recht zurufen: Überlaſst ſolche Charaktere der Erziehung des Himmels. Sendet der einen beſonderen Genius in das Gemüth: ſo wird er ſich nicht ungezeigt laſſen; ihr aber würdet im Grunde nur Zierpuppen hervorbringen, wenn ihr ihn fördern, und nichts ausrichten, wenn ihr ihn hindern wolltet.

Rec. hat die Schrift mit Vergnügen geleſen. Es läſst ſich nicht ſagen, daſs ſie gerade Neues enthielte; aber ſie ſagt in einem gebildeten, reinen, angenehmen und ſehr klaren Vortrage dennoch recht viel, was Ältern, beſonders Müttern, intereſſant, vorzüglich aber denen nützlich iſt, welche die Erziehung der Töchter über die Schranken hinaus zu treiben geneigt ſind. Mit gutem Gewiſſen kann ſie Rec. daher empfehlen.

yn.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Salzburg* b. Mayr: *Nützlicher Unterricht in kürzeren und längeren Vorſchriften, welche der deutſchen Schuljugend zum Abſchreiben vorgelegt, oder bey orthographiſchen Übungen in die Feder dictirt werden können.* Bearbeitet von *Aloys Maier*, Lehrer an der deutſchen Hauptſchule zu Salzburg. 1809. 393 S. 8. (1 Thlr.) Man kann einer guten Sache keinen gröſseren Nachtheil zufügen, als wenn man ſie auf eine übertriebene Weiſe lobt. Hr. *M.* glaubt, es nicht erſt mit *vielen* Worten beweiſen zu müſſen, daſs gute Vorſchriften ein *mächtiges* Hülfsmittel zur moraliſchen Bildung der Jugend ſeyen, weil das ſchon viele wackere Männer *vor* ihm gethan, denen er die Schuhriemen aufzulöſen nicht würdig ſey. Daſs man durch gute, zweckmäſsig eingerichtete Vorſchriften Kindern allerley nützliche Kenntniſſe beybringen; und ſie auf verſchiedene Gegenſtände aufmerkſam machen könne, iſt nicht in Abrede zu ſtellen; aber auf das, was eigentlich unter moraliſcher Bildung verſtanden wird, können ſie, als Vorſchriften wenigſtens, keinen bedeutenden Einfluſs haben. Denn daſs, wie hier der gröſste Theil, ſolche Vorſchriften moraliſchen Inhalts ſind, thut ſehr wenig zur Sache; ja das beſtändige Abſchreiben ſolcher Sittenregeln muſs zuletzt alle Aufmerkſamkeit und Theilnahme an denſelben in dem jugendlichen Gemüthe erſticken. Der letzte von den 39 Abſchnitten, in welche das Ganze getheilt iſt, enthält lehrreiche Sätze aus und nach den Evangelien, die in Schulen geleſen werden. Es ſollen durch dieſelben der Jugend die nützlichſten Stellen eines Evangeliums, gleichſam *in nuce*, *vors Auge* gerückt werden; und der Vf. verſichert, bey ſeinen Schülern ſich dieſes moraliſchen Hebels ſchon lange mit Nutzen bedient zu haben. Wir zweifeln nicht daran, glauben aber, daſs ein paar Worte von Mund aus ungleich tiefer ins Herz dringen müſsten, als ein paar Seiten Geſchriebenes. Übrigens iſt das Einzelne, woraus dieſe Sammlung beſteht, nicht ohne Werth; auch die Sammlung ſelbſt nicht, ſobald man ſie nicht als Materialien zu Vorſchriften anſieht. Unter den lehrreichen Sätzen über die Evangelien ſtöſst man auf einige Wiederholungen, die wohl hätten vermieden werden können, und auf einige andere Nachläſſigkeiten. Am Palmſonntage wird Folgendes zu ſchreiben gegeben. „Jeſus war kein irdiſcher König — er wollte nur durch ſeine Lehre die Herzen der Menſchen beherrſchen. Er reitet, *nach damaliger Zeitſitte*, auf einer Eſelinn, und *hatte kein Gefallen an der Stärke des Roſſes. Langſam* hielt er, *deſſen Reich nicht von dieſer Welt war*, ſeinen Einzug zur Stadt, wo eine groſse Anzahl Verehrer ihm huldigte. Laut war nur ſein Gefolge — er war durchaus ſtill. Wie ſein Inneres, ſo war auch ſein Äuſseres." — Beſonders gut gewählt ſind die zahlreich eingeſtreueten Verſe.

rr.

Dresden, b. Arnold: *Bibliothèque des Adolescens et Adolescentes*, ouvrage destiné à servir de suite à la Bibliothèque pour les Enfans, et à compléter un cours de lecture françoise etc. par *J. A. Bruel*, premier maitre de langue à l'Ecole royale militaire de jeunes Gentilshommes de Saxe. 1810. X u. 116 S. 8. (12 gr.) Eine Sammlung von vielen Anekdoten und kleinen Erzählungen aus der älteren und neueren Zeit, untermiſcht mit Dialogen, Fabeln, kurzen Briefen, moraliſchen Aufſätzen und allegoriſchen Dichtungen. Das Ganze zeugt von einer verſtändigen Wahl und einem richtigen Geſchmacke. Nichts iſt aufgenommen, was dem Gemüthe der Jugend ſchädliche Begriffe zuführen und die Reinheit ihres Herzens verderben könnte. Sonderbar iſt die Eintheilung jedes *Numéro* in *Lecture*, *Explication* und *Narration*, da meiſtens immer nur erzählt wird. Einige Anekdoten ſind recht witzig und lehrreich. Da das Buch eng gedruckt iſt: ſo iſt Vorrath auf eine ziemlich lange Zeit für junge Leute darin, die, zur Begründung ihrer Kenntniſſe im Franzöſiſchen, ein nützliches Leſebuch haben müſſen.

Dvl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 FEBRUAR, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Conversations-Lexikon* oder *kurzgefasstes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der älteren und neueren Zeit.* In sechs Bänden. Erster Band. 400 S. Zweyter Band. 460 S. Dritter Band. 512 S. Vierter Band. 372 S. Fünfter Band. 477 S. Sechster Band. 497 S. 1809. 8. (8 Rthlr., gebunden 9 Rthlr. 12 gr.)

Von einem Conversations-Lexikon erwartet man, zwar nicht ausführliche, doch hinreichende Auskunft über die merkwürdigen Menschen, und die Gegenstände der Natur, Kunst und Wissenschaft, die gerade in der Zeit, worin man lebt, Aufsehen machen, und Aussichten in die nächste Zukunft geben. Man will sich aus einem solchen Buche über das Neueste belehren; man will die in allerley öffentlichen Blättern verschiedener Art zerstreuten Nachrichten gesammelt, und zu einem nothdürftigen Ganzen verbunden, vor sich haben. Man will verstehen, wovon in guten Gesellschaften die Rede ist; man will sein Wort mit dazu geben. Hat man etwas Unbekanntes gehört, worin man Irrthümer vermuthet: so will man in dem Buche darüber nachschlagen, und sich auf die Richtigkeit der Angaben in demselben verlassen können. Eine Schatzkammer des menschlichen Wissens kann ein solches Buch nicht seyn. Die eigentlichen gelehrten Kenntnisse, die Wissenschaften, mit denen sich die akademischen Facultäten beschäftigen, sind demselben fremd. Wenn ein Gegenstand dieser Art in einer gemischten Gesellschaft auf die Bahn gebracht wird: so mag ein darin befindlicher Gelehrter vom Fache so viel Nachricht ertheilen, als Ort und Zeit erlauben; oder man breche die Frage ab, die gewöhnlich dem gröfsten Theil der Versammlung schlechte Unterhaltung gewährt. Wenn man diese Ausnahme nicht machen wollte, unter dem Vorwande, dass doch gelegentlich in mancher Gesellschaft von Religionssachen, Rechtshändeln, Krankenbehandlung, von historischen, geographischen, mathematischen, philosophischen, philologischen Dingen gesprochen werden könnte: so würde man ein encyklopädisches Wörterbuch verlangen, worin alles Gedenkbare enthalten wäre. Wer nicht weiss, wer Moses oder Karl der Grosse gewesen ist, wo die Tartarey liegt, wie sich ein Quadrat von einem Cirkel unterscheidet: der lasse sich von kundigen Leuten belehren, nur nicht in feiner Gesellschaft, nicht aus einem Wörterbuche. Es läfst sich freylich nicht genau angeben, welche Artikel eigentlich in ein Conversations-Lexikon gehören, und welche andere ganz davon ausgeschlossen werden müssen. Jedes Buch dieser Art wird Lücken haben, wenn man es nur einige Monate nach dessen Herausgabe brauchen will. Der Vf. des vorliegenden führt in der Vorrede *Merciers* Foderung an jede Schrift an, nach welcher man sogleich erkennen solle, in welchem Jahre sie geschrieben sey, und macht sie bey seinem Werke besonders geltend. Nun, so sollte man in einem Conversations-Lexikon von 1809 die Artikel: *Mondsteine*, *Napoleon*, *Parlementair*, nicht vergeblich suchen, wenn man auch auf die *Farbenlehre*, von welcher jetzt in Gesellschaften häufig die Rede ist, Verzicht thun kann. Rec. war unangenehm überrascht, als er jene drey Artikel aufschlug, und nichts fand. Er suchte *Bonaparte*, sogar *Buonaparte*; nicht einmal der Name war an seiner Stelle. Diese Leere wies ihn zurecht, und musste ihn auf den Gedanken bringen, dass das Titelblatt neu gedruckt, und um ein altes Buch geschlagen wäre. Bey näherer Untersuchung fand es sich, dass wenigstens der *erste* Band nicht später, als im J. 1796 geschrieben seyn könne.

Er enthält die Buchstaben A bis E, und macht sich kenntlich durch eine überflüssige Anzahl Notizen aus dem früheren Zustande der französischen Revolution. So wird S. 99 erinnert, dass es bekannter Massen die *Ausschüsse* (*les Comités*) sind, durch welche *jetzt* in Frankreich die Verwaltung der Regierungsgeschäfte geschehe. Unter *Barrère* wird gemeldet, dass er, *den neuesten Nachrichten zu Folge*, aus seinem Gefängnisse entschlüpft sey. Lauter alte Dinge, die man in einem Conv. Lex. nicht aufsucht. Wir würden diesen und einige folgende Theile in dieser A. L. Z. nicht erwähnen, wenn wir nicht um der letzteren Theile willen auch von den ersteren unsere Meinung sagen müssten. Übrigens ist der gröfste Theil der vorkommenden Artikel historischen, geographischen, politischen, mythologischen und musikalischen Inhalts. Die Auswahl derselben ist nach keinem festen Plane geordnet; der Vf. scheint aufgenommen zu haben, was ihm eben in den Wurf kam, was er in anderen Werken der Art vorfand, und wovon er nach seinen literarischen

Kräften etwas Belehrendes zu fagen wufste. An Belefenheit und eigenem Urtheil fehlt es ihm nicht; aber er witzelt gern, und weifs den Ernft des Lexikographen nicht zu behaupten. Man fieht es dem ganzen Buche an, dafs es Fabrikarbeit ift. Der Vf. ift meiftens gefchwätzig und langfchweifig, weil er fich nicht die Zeit nahm, kurz und gedrängt zu fchreiben. Es ift kein Artikel da, welchen wir unbedingt loben könnten, es möchte höchftens der über die *Dechiffrirkunft* feyn. Um den Lefern, denen das Neuefte nicht eben das Wichtigfte ift, einen Begriff zu machen, wie weit fich die lexikographifche Überficht des Vfs. erftreckt, zeichnen wir die mufikalifchen Artikel aus A — C aus. Diefe find: Abel, Accord, Adagio, Allegretto, Allegro, Allemande, Alt, Andre, Anfoffi, Angloife, Arie, Ariette, Ariofo, Bach (Joh. Sebaftian, Wilh. Friedemann, Karl Phil. Emanuel, Joh. Chrift. Friedrich, Joh. Chriftian), Bafs, Baffethorn, Georg und Franz Benda, Befozzi, Minna Brandes, L. Aug. le Brun, Brixi, Cadenz, Cäcilia, Bartolom. Campagnuoli, Canon, Cantate, Caprice, Carmagnole, Chaconne, Cimarofa, Cither, Clarinette, Clavis, Clementi, Coloratur, Concialini, Contrapunct, Wilh. Cramer, Will. Crotch und Cymbel. Hiftorifche in dem fehr reichen Buchftaben C find: C. J. Caefar, Cagliofro, Jean Calas, Caligula, Calonne, Calvin, Cambon, Jenny Cameron, M. Fur. Camillus, Bianca Capello, Caracalla, Cardano, Carl der Grofse, Kaifer Carl der Fünfte, Carl der Neunte, unter Bluthochzeit, Carl I u. II von England, Carl XII von Schweden, Kaifer Carl VI, Don Carlos, Carnot, Caroline Mathilde unter Struenfee, Carra, Annibal Carraccio, Carrier, Cartes unter Descartes, Cartouche, Cafanova, Caffius unter Cäfar, L. B. Caftell, Catharina von Medicis, Catilina, Cato, Catullus, Cazotte, Celfus, J. A. Cerutti, Cervantes, Chabot, die Marquife du Chatelet, Chaumette, Chefterfield, Choifeul, die Chouans, Chriftine von Schweden, Cicero, Cignani, Cimon, L. Q. Cincinnatus, Claviere, Clemens XIV, Cleopatra, Clitus, Lord Clive, Anacharfis Cloots, Codrus, Colbert, Coligni, Collot d'Herbois, Chr. Columbo, Prinz von Condé, Condorcet, Confucius unter China, Conradin von Schwaben, Kaifer Conftantin I, Cook, Copernicus, Charl. Corday, die Cordeliers, Coriolanus, Pet. und Thom. Corneille, Cornelia, die Mutter der Gracchen, Cornelius Nepos, Corregio, Cortes, Couthon, beide Crebillon, Cröfus, Oliver Cromwell, M. Ann. Curius Dentatus, M. und Q. Curtius, Cuftine und Cyrus. Welch eine Menge Funken des Augenblicks unter Sternen der Unfterblichkeit! Befonders blafs nehmen fich die Revolutionsmänner aus. Das Verzeichnifs der geographifchen Artikel entlehnen wir aus D und E. Hier ftehen: Dänemark, Danzig, die Dardanellen, Delphi, die Demarcationslinie, die Departements von Frankreich, deren nach dem Vf. 89 feyn follen, Deffau, Deutfchland (ein fchändlich magerer Artikel, in welchem unter anderen, nach *Jerufalem*, behauptet wird, dafs wir die Erweckung und Verbreitung des guten Gefchmacks in der Literatur den franzöfifchen Refugiés zu danken haben), Dodona, St. Domingo, die Donau, Dover, Dresden, Driburg, Dünkirchen, Düffeldorf, Eger, Egypten, Ehrenbreitftein unter Coblenz, Eifenach, Eisleben, der Elfafs, England unter Grofsbritannien, Erfurt, noch unter Kurmainz ftehend, Erlangen, das Efcorial, und die Eskimos. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle Unrichtigkeiten, Übereilungen und fchlecht gefchriebenen Perioden des Vfs. anführen und rügen wollten. So heifst es von dem frühreifen Baratier: „Sein Vater fing fchon in feinem zweyten Jahre die franzöfifche Sprache mit ihm an, in der er geboren war." In einer Sprache geboren! Bafedow foll 1623 geboren, und 1780 geftorben feyn! Keins von beiden. Beaumarchais wird mit feinem Gefchlechtsnamen Baron ftatt Caron genannt. Diefer ganze Artikel ift äufserft roh gearbeitet, wie die meiften in Bezug auf die Revolution, die aus parteyifchen Originalen abgefchrieben find. Die Einwohner von Böotien nennt der Vf. *fabelhaft*. Katharina von Boren foll 1752 geftorben feyn. Die parifer Boulevards *wimmeln* von Menfchen, *Gebäuden* u. f. w. Von der Mifs Burney wird erzählt, fie hätte einen Platz am Hofe unter den Kammerfrauen der Königin erhalten, ihn aber vielleicht defswegen aufgegeben, „weil fie ohne Zweifel die Unangemeffenheit eines Poftens für fich fühlte, deffen Hauptgegenftand Kleider, Coeffüren und Bänder find." Aus Buxtehude liefert der Vf. die Nachricht, dafs dafelbft gute *Schmiede* find. Ein Spafsvogel hat ihm einen Bauernwitz für Wahrheit aufgebunden. Karls des Fünften Hofmeifter foll Alexander VI (er meint den Papft Hadrian) gewefen feyn. Das Wort *Cabale*, „deffen Sinn ein Jeder leider oft aus eigener Erfahrung kennt," foll von dem berüchtigten englifchen Minifterium unter Karl II den Namen haben, und Hume das behaupten. Das wird Hume wohl nicht gethan haben. Das Wort ift viel älter. Unter Carrier wird eines Ferron erwähnt, welches der bekannte Freron feyn mufs. Noch find die Chouans hier nicht ausgerottet; die Tapferkeit des Generals Hoche macht erft Hoffnung dazu. Mufter eines fchlechten Stils find befonders die Artikel Corday und Damiens.

Der *zweyte* Band geht von F bis L, und ift im Jahre 1797 gefchrieben; er ift im Werthe dem erften gleich, und zeichnet fich durch mehrere kurze Biographieen berühmter deutfcher Männer aus, über welche der Vf. nach feiner Laune richtet. S. 112 wird angeführt, dafs unter Anderen, die mit dem ftreitfüchtigen J. M. Goeze in Zwiefpalt kamen, auch Goethe wegen „Werthers Leiden" mit ihm eine Lanze gebrochen habe. Diefs ift, unferes Wiffens, nie gefchehen. G's. hiftorifche und kritifche Schriften follen alle Achtung verdienen. La Fayette fitzt noch immer in Ollmütz. Bode's Überfetzung von Fieldings „Tom Jones" wird mufterhaft genannt; fie ift nichts weniger. Unter Foote wird feiner „Le-

ctures on heads", die ihn in England am berühmtesten gemacht haben, nicht gedacht. Georg Forster ist da, Joh. Reinhold fehlt. Von dem deutschen *Fürstenbunde* wünscht der Vf., dass er immer seine Rechte behaupten, und nicht etwa einmal dem Rechte des Stärkeren aufgeopfert werden möge. Ein so schwaches Bündniss! Gottsched soll den guten Geschmack zu beleben gewusst haben. Über den Werth der englischen Banknoten wird Tom Payne angeführt, der denselben zu 60 Mill. Pf. Sterl. bestimmt. Mariane Kirchgessner ist im Dec. 1808 in der Schweiz gestorben. Nicolai soll durch das Ehrengedächtniss, das er seinem Freunde Kleist schrieb, das erste Beyspiel einer guten deutschen Biographie *geschrieben* haben. Weitläuftig sind die Artikel: Klotz, Koscinsko, Lacedämon u. a. behandelt. *Kupferstecherkunst* ist belehrend; auch *Leibeigenschaft.* Über Leipzig schwatzt der Vf. bloss. Nach S. 388 soll Leopold II im J. 1790 Toskana seinem zweyten Prinzen Joseph überlassen haben. Der jetzige Grossherzog von Würzburg heisst Ferdinand. Unter Lotterie wird, nach Büsch, an der unrechten Stelle moralisirt. Ludwig XIV, XV und XVI sind lange Artikel. Über den Letzteren besonders wird mehr geurtheilt, als berichtet. Von Marien Antoinetten, die dabey vorkommt, erfährt man nicht einmal, aus welchem Hause sie gewesen sey. Der Abfasser eines Lexikons muss sich seine Leser als unwissend vorstellen. Unter Lulli steht folgende artige Anekdote. Er war krank. „Als er seine Krankheit sich verschlimmern sah, schickte er nach seinem Beichtvater, der ihm unter keiner anderen Bedingung Absolution ertheilen wollte, als dass er wenigstens seine neusten für die Oper gesetzten Arbeiten ins Feuer würfe. Lulli bedachte sich ein wenig, zeigte dann mit dem Finger auf ein Behältniss, wo die Stimmen seiner neuesten Oper *Achilles und Polyxena* lagen, liess sich dieselben bringen, und sie vor den Augen des Beichtvaters verbrennen. Einer von den Prinzen, der ihn besuchte, machte ihm Vorwürfe darüber. Ach, still, mein Prinz, antwortete Lulli, der sich ein wenig zu erholen anfing, ich wusste wohl, was ich that — dort liegt noch die Partitur davon." Am Ende des zweyten Bandes finden sich einige *Interims-Nachträge*, unter denen die Artikel *St. Domingo* und *Genua* die erheblichsten sind.

Im *dritten* Bande werden die Artikel allmählich ausführlicher; er muss etwa um d. J. 1799 oder 1800 fertig geworden seyn. Es kommen manche Ereignisse aus d. J. 1798 u. 1799 darin vor; z. B. dass Marmontel den 30 Jan. 1798 gefangen genommen, Montesquieu zu Paris den 28 Dec. 1798, und Oser den 18 März 1799 zu Leipzig gestorben sey. Er umfasst die Buchstaben M bis Q, und enthält, wenige, meistens kurze Artikel, abgerechnet, viele Biographieen aus dem Alterthum und der neueren Zeit, geographische, mythologische und artistische Belehrungen. *Bianca Capello*, die schon im ersten Bande ihr Recht erhalten hatte, wird hier unter M als Gemahlin des Grossherzogs Franz II v. Medici viel weitläuftiger wieder aufgeführt. Hie und da sind lange Anmerkungen dem Texte untergefügt. Z. B. unter Nero, wo der Vf. meint, es könne nicht streng erwiesen werden, dass er Rom habe anzünden lassen. Ziemlich befriedigend ist der Aufsatz über die französischen Mandaten. Die Erzählung von dem Manne mit der eisernen Maske ist gewiss nicht erdichtet. Sehr breit ist der Artikel Elis. Mara, wie viele andere ähnliche Berichte von Sängerinnen, Virtuosen und Componisten. Marat war ein Teufel, aber 300,000 Köpfe hat er doch nicht abschlagen wollen. 20,000 Köpfe, soll er gesagt haben, wären nichts gegen ein System. Marius soll im Äusseren und im ganzen Charakter auffallende Ähnlichkeit mit Danton gehabt haben. Aber D. war ein lustiger Bruder, das war M. nicht. Matador (lat. *mactator*) ist derjenige, der im Stierkampfe dem lange gequälten Thiere den letzten Stoss giebt. Der Ausdruck im l'Hombrespiel ist weit älter, als die von den Barcellonern wider Philipp V errichtete Compagnie Freywilliger. Nach S. 130 haben die Methodisten in England wenig Glück gemacht. Es sind dieser Secte viele Tausende in allen Theilen des Reichs zugethan. Der jüngere Mirabeau war nicht ein Bruder, sondern ein Vetter des Grafen M., dessen Schilderung eben nicht missgerathen ist. Dasselbe kann man von dem Artikel Nationalversammlung und Necker sagen; dürftig dagegen ist Navigationsacte. Befriedigend ist Negerhandel. Die Niederlande sind weitläufig behandelt, auch Nordamerika, Nunciaturstreitigkeiten und Oper. Der Herzog Regent von Orleans soll ein eben so schlechter Mensch, als sein in unseren Tagen so berüchtigter Urenkel gewesen seyn. Er soll die Niederträchtigkeit begangen haben, viele Glieder der königlichen Familie durch Gift aus dem Wege zu räumen. Nichts ist unerwiesener als dieses. Der kränkliche Ludwig XV, den er am leichtesten hätte hinopfern können, blieb leben, und Phil. v. O. sorgte für seine Gesundheit. Der Vf. schreibt oft allzu leichtgläubig nach. Unter *Ostindien* findet man eine ziemlich ausführliche Beschreibung von Hindostan. Bey Gelegenheit der *Päpstin Johanne* wird Leo der *Vierte* zweymal mit dem, wenigstens durch die Reformation, so bekannten Leo dem *Zehnten* verwechselt. Dass bey den Römern die *Penaten* ganz einerley mit den Laren gewesen, wie der Vf. behauptet, ist nicht ausgemacht. Der S. 386 als Beyspiel angeführte Pentameter ist keiner. Unter Politik wird Schlözers launige Erklärung hergestellt: sie sey „die Kunst, die Menschen *par force* glücklich zu machen." Pombal ist ein langer Artikel. Nicht jedes Prisma ist durchsichtig, wie S. 494 gelehrt wird.

Zwischen diesem und dem *vierten* Bande, den der Buchstabe R allein ausfüllt, scheint der Vf. sich Zeit gelassen zu haben. Er kann nicht vor dem Jahr 1803 herausgekommen seyn. Denn S. 249 wird des Friedens zu Amiens v. 27 März 1802 gedacht. In diesem Bande erheben sich die Aufsätze schon zu

kleinen Abhandlungen, die, in Absicht auf ihre Länge, nicht mehr in Verhältniss mit denen der vorigen Bände stehen. Zum Besten wissgieriger Leser wollen wir dergleichen Artikel doch nennen. Es sind folgende: Racen der Menschen und Thiere, Rastadt (Congress, Ermordung der französischen Gesandten), Ravaillac, Refraction der Lichtstrahlen, Réfugiés, Regalien, Regen (Regenbogen, Regenmesser), Reichsarmee — Reichsverweser, Religion (Religionsfriede, Religionsgeschichte), Renten (Leibrenten), Retz, Reuchlin, Revolution (von England, von Frankreich, Rev. Krieg, Rev. Tribunal, von Nordamerika, von Pohlen), Richelieu, Ritter, (Ritterorden, Ritterschaft, Ritterspiele u. s. w.), Robespierre, Römer (Monate, Zinszahl, römischer König, das alte römische Reich, das neue Rom), Roman, Romulus, J. J. Rousseau, Rubens, Russland. Die Bearbeitung dieser und anderer Artikel lässt noch viel zu wünschen übrig. Wie sehr sich der Vf. befleissige, gedehnt zu schreiben, davon wollen wir nur eine Stelle aus Rabelais auszeichnen. „Der Vater dieses berühmt gewordenen Satyrikers war, wie Einige wollen, ein Gastwirth; Andere behaupten, dass er ein Apotheker und Besitzer eines Meyerhofes gewesen sey. Man weiss also nicht mit Bestimmtheit das Geschäft anzugeben, das der Vater des Rabelais trieb u. s. w." Was kümmert uns des Vaters Geschäft? Den Sohn wollen wir kennen lernen. Unter *Religion* wird von Muhammed gesagt, es sey kein unglücklicher Einfall von ihm gewesen, drey Religionssysteme in eins zu schmelzen. Die Geschichte der Revolutionen ist gut erzählt; der Vf. bleibt in der neuesten beym Consulat stehen. Richelieu ist gut aufgefasst.

Den *fünften* Band nimmt der Buchstab S ein (*Spanien* ist nachgeliefert, und fängt den sechsten Band an). Es findet sich eine Vorrede dazu, mit dem Datum 1806, die vorzüglich die Nachricht von der Erweiterung des bey den ersten Bänden befolgten Plans enthält, und über die den Lesern nothwendig merkbar gewordenen, durch die grossen politischen Veränderungen entstandenen, Lücken *Nachträge* verspricht. Die Diction des Vfs. hat sich einigermassen gebessert, aber der Weitschweifigkeit kann er sich noch nicht enthalten. Wir führen die vornehmsten ausführlichen Artikel an. *Sachsen* (historisch mehr als geographisch behandelt; Sachsenbusse, sächsische Frist, Sachsenjahr, Sachsenspiegel), Savoyen, Schauspiel (Geschichte des deutschen; Schauspielkunst), Scherer, Schiller, Schlesien, Schleswig, Schottland, Ch. D. F. Schubart, Schweden, die Schweiz (sehr lang), Seculum (Streit über den Anfang eines Jahrhunderts), Septembertage (Septembriseurs zu Paris), Shakespeare, Sicard, der siebenjährige Krieg, die Republik der sieben Inseln, Sieyes, Joh. Sobieski, Spinosa, Stanislaus (Leszynski und Poniatowski), Steganographie, Stephan Bathori, Steuern, Stifte (viel Specielles), Struensee, Stuart (Geschichte des unglücklichen Hauses), Sully, Suwarow, Swift. Unter Sadi kommt ein *Marschall* von Aleppo vor; wahrscheinlich ein Hufschmied. Die Sängerin Francesca Sandoni soll schon 1729 zu Wien 24,000 Gulden jährlichen Gehalts gefodert haben. Das feurige Temperament der Sappho „verursachte ihr einen übeln Ruf, der selbst bis jetzt noch nicht ganz unterdrückt ist." Soll er es etwa noch werden? Der Artikel *Schilling* giebt eine gar zu dürftige Belehrung. Es giebt zwar, nach S. 132, in Schottland Bekenner von allen Religionen; die vorherrschende Partey machen aber die Presbyterianer aus. Unter Schweden wird der Inhalt der calmarschen Union und Gustav Wasa's Geschichte mitgetheilt. „Es ist nimmer zu erwarten, prophezeyet der Vf., dass das holsteinische Haus, welches seit 1755 den schwedischen Thron besitzt, bey den gegenwärtigen Conjuncturen der Dinge dieses grosse Reich je wieder zu seiner vorigen Höhe bringen werde." Das Schändliche der Seelenverkäuferey ist in dem Aufsatze darüber nicht ganz aufgedeckt. Ein Segment ist nicht, wie hier steht, eine Linie, sondern die durch eine, nicht durch den Mittelpunct eines Cirkels, von einem Puncte der Peripherie zu einem anderen gezogene Linie entstandene Fläche. Unter Sicard kommen auch der Abbé de l'Epée und Camus vor. Der siebenjährige Krieg wird ganz erzählt. Der räthselhaft gebliebene Sieyes soll zu einem Freunde über seine Abneigung zu öffentlichen Ämtern gesagt haben: Er wäre zwar ein gutes Cabrioletpferd, aber nicht geschickt, an einem Wagen zu ziehen. Die oben für vermisst gehaltenen Mondsteine kommen in diesem Bande als Steinregen vor.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Altona*, b. Hammerich: *Gedichtesammlung* (Gedichtsammlung), *als Lese- und Gedächtniss-Übungen zu gebrauchen. Erstes* Bändchen für kleinere Kinder. 1809. 74 S. *Zweytes* Bändchen als Lese- Gedächtniss- und Declamir- Übungen zu gebrauchen, für grössere Kinder. 1809. 155 S. 8. (Beide Bändchen zusammen 16 Gr.)

Ungeachtet die pädagogische Welt schon mehrere Sammlungen der Art besitzt: so wird obige dennoch vielen Käufern recht willkommen seyn, weil sie von kleinem Umfange und wohlfeil ist. Die Auswahl ist mit vieler Einsicht gemacht. Rec. möchte fast behaupten, dass wir noch keine Sammlung besässen, in welcher das, was dem frommen kindlichen Sinne gemäss und leichtverständlich ist, in einem so kleinen Raume beysammen zu finden wäre, als es hier im ersten Bändchen auf 74 Seiten gegeben ist. Kaum möchte man drey bis vier Gedichte finden, die über den Gesichtskreis der Kindheit hinausliegen. Das zweyte Bändchen ist für die erwachsenere Jugend berechnet, und man kann auch bey ihm mit der Auswahl zufrieden seyn. Das erste Bändchen enthält 83, das zweyte 75 Stücke nebst 10 Erzählungen und Romanzen.

yn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 FEBRUAR, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Conversations-Lexikon* oder *kurzgefasstes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände, mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der älteren und neueren Zeit* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *sechste* Band schliesst das Werk. Er fängt mit dem langen Artikel *Spanien* an, worin Karl IV als gegenwärtiger König angegeben wird. Der Vf. meint die Bevölkerung des Landes sicher auf 10 Millionen setzen zu können, da man bey der allgemeinen Zählung i. J. 1757, wo die Geistlichen nicht mitgezählt wurden, 1,987,800 Familien gefunden habe. Die wichtigeren Artikel dieses Bandes sind: Taback, Tanz, Tasso, Taubstumme, Telegraph, W. Tell, Tempelherren, Theben, Thee, Theodor von Corsica, Thomasius, Thomson, Thüringen (Geschichte), Tibet, Tippo Saib, Tragödie, Truppisten, Trenk, Troja, Troubadours, Turenne, Tycho v. Brahe, Universitäten (ihr Ursprung), Utrechter Friede, Vendee, Vicarius (wobey die deutschen Erzämter), Virgilius, Völkerwanderung, Voigtland, Voltaire, Wallenstein, Waser (der in Zürich enthauptete), Washington, Whaabys (die Wechabiten), Wiclef, Wien (Merkwürdigkeiten), Winkelmann, Wrangel, Wurmser (Thaten), Ximenes, Zieten, Zinzendorf, Zweykampf. Häufig wird auf die zu liefernden *Nachträge* verwiesen. „Zu Anfange des 17 Jahrhunderts wurde in Constantinopel jeder beym Rauchen ertappte *Türke* mit einer durch die Nase gestossenen Pfeife in der Stadt herumgeführt." Die *Taktmesser* sind so selten nicht, als der Vf. meint. Von *Talleyrand* Perigord wäre weit mehr zu sagen gewesen. Nach S. 142 ist des Thom. v. Kempis Buch *de imitatione Christi* mehr als 1800 mal gedruckt werden. Warum soll denn *Tinte* oder *Teinte* ein altgothisches Wort seyn? Das lateinische *Tingere* (franz. *teindre*) liegt näher. Die *Toasts* der Engländer sind jetzt auch bey den Franzosen stark in Gebrauch, die das Wort in zwey Sylben *To-ast* aussprechen. Der baselsche, nicht der lübecksche *Todtentanz* ist erwähnt. Statt *Toilotte* als Ausstattung für Prinzessinnen braucht man lieber *Trousseau*. Der Ausdruck, *Ton* (Dehnung), dessen Wortsinn zu eingeschränkt erklärt ist, wird nicht nur in der Musik und Malerey, sondern auch in anderen Künsten und Wissenschaften, z. B. der Medicin, angewendet. Dass man in England nach *Tonnen* Goldes von 100,000 Pf. Sterl. rechne, ist uns nicht bekannt. Wenn man noch zehn Jahre nach *Trenks* Tode seine Hinrichtung bezweifelt hat: so kommt es daher, weil sein Name, bey dem gleichzeitigen Umsturze der damaligen Gewalthaber in Frankreich, nicht, wie die der vielen anderen Guillotinirten, im Moniteur aufgeführt wurde. S. 230 steht Karl IV st. Karl VI. Unter *Triumvirat* wird Brutus ein ächter Republicaner genannt; B. I, S. 185 wird von ihm behauptet: „Br. hatte kein Gefühl der wahren Freyheit, er lief von einer Partey zur anderen, und seine weiche Seele hatte selbst keine." Nach S. 246 hätte das ganze Erbrecht des Hauses *Tudor* darin bestanden, dass Owen Tudor Heinrichs V Witwe, Katharine v. Valois, geheirathet hat. Der daraus gewonnene Anspruch auf den Thron für seinen Enkel aber wäre eine Nullität gewesen. Heinrich VII stammte so gut, wie seine Vorfahren, von Edward III ab, und war ein wahrer Plantagenet, wiewohl aus weiblicher Linie. Die Zahl der *Universitäten* in Europa ward i. J. 1790 auf 151 geschätzt. *Uz* soll erst durch den Papst Ganganelli (das angegebene Jahr 1790 ist ein starker Schreibfehler) seinem Landesherrn Alexander von Anspach bekannt worden seyn. Übrigens enthält der sechste Band sehr viele kleine Artikel aus verschiedenen Fächern. — Nach der Vorrede des ersten Bandes führt diess Conv. Lex. auch den Titel: *Frauenzimmer-Lexikon zur Erleichterung der Conversation und Lectüre.* Hiezu gehört:

Amsterdam, im Kunst- und Industrie Comptoir: *Conversations-Lexikon* u. s. w. *Nachträge*, *Erster* Band. 1809. 576 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieser erste Band fasst in sich die Buchstaben A bis L. In der Vorrede berichtet der Herausgeber, dass er sich d. J. 1808 als den Grenzpunct vorgesteckt habe, über welchen hinaus kein Leser die Erwähnung von Ereignissen erwarten darf. Wir zeichnen die grösseren Artikel aus. Acht, Adelung, Alfred, Barthélémi, Bauernkrieg, Bayern, Bernhard von Weimar, Bernstorf (Joh. Hartw. Ernst und Andr. Peter), Bilderstürmer, Bodmer, Böhmen, Bonneval, Herzog von Braunschweig (der Letzte), Brennus, Brown (System), Graf Brühl, Camoens, Catharina II, Chor, Christophe (auf Domingo), Churfürsten, Clerfait, Consistorium, Corpus Cathol. et

Evangel., Declamation, Dessalines, Deutschland, (geogr. Besitz und Verlust), Elliot (Lord Heathfield), Joh. Jac. Engel, Graf d'Estaing, Europa (Geogr.), Fiesco, Forster (Joh. Reinh.), Fox, Frankreich, Friedrich (der Gebissene), D. Gall, Garve, Germanicus, Gotter, Gozzi, Grofsbritannien, Hagestolziat, Hannover, Harlekin, von Herder, Hippel, Holland (späteste Geschichte), Ion (Ionien), Italien (neuere Geogr.), Will. Jones, Juden (Versammlung zu Paris), Jugurtha, Gen. Kleber, Klopstock, Kuhblattern, Lalande, Lavater, Lichtenberg, Lysander. Viele Artikel aus den oben erwähnten Fächern find ganz neu bearbeitet, und zu vielen in dem Hauptwerke enthaltenen find Ergänzungen und Zusätze gefügt worden. Wir erwarten jetzt noch einen Band Nachträge. Schade, dafs der Vf. den Zuschnitt zu seinem weitschichtigen Buche zu grofs gemacht hat! Wenn er es nach seinen nunmehrigen Kräften, deren Zuwachs man in den letzteren Bänden häufig wahrnimmt, aufs neue durchsehen, das Ganze frisch überarbeiten, und das Überflüssige wegstreichen könnte: so würde eine fruchtbare Lese für Personen aller Art, die in ihrem Studium und Umgange verschiedenartiger Kenntnisse bedürfen, daraus entstehen. Lobenswerth ist die Bescheidenheit und Aufmerksamkeit des Vfs., womit er mehrere in den ersten 8 Bänden begangenen Irrthümer, zum Theil auch Druckfehler, anzeigt und verbessert. An Stoff zu Nachträgen für die Nachträge wird es ihm auch nicht gebrechen.

Cht.

Ulm, in der stettinischen Buchhandlung: *Physikalisch - ökonomisches und chemisch - technisches Kunstcabinet in einer Sammlung von gemeinnützigen, leichtfafslichen und erprobten Kunststücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen.* Zum Nutzen und Gebrauch für Künstler, Fabrikanten, Professionisten und Jedermann. Zweytes Bändchen. — Auch unter dem Titel: *Gemeinnütziges Taschenbuch für Jedermann, bestehend in einer auserlesenen Sammlung der neuesten erprobten und leicht auszuführenden Mittel, Kunststücke und Vorschriften aus der Ökonomie, Physik, Technik und Chemie.* Zum Gebrauch für Fabrikanten, Ökonomen, Künstler, Professionisten u. s. w. 1809. (14 Gr.)

Schon aus dem Titel sieht man, dafs dieses Werk sehr vermischten Inhalts ist. Der Vf. wünscht es als eine Fortsetzung eines früher im Verlag der stettinischen Buchhandlung in Ulm unter dem Titel: „*Physikalisch - ökonomisches und chemisch - technisches Kunstcabinet*", herausgekommenen Werkes zu betrachten; jedoch so, dafs dieser Theil von dem vorhergehenden unabhängig ist. Da der Vf. keinen anderen Vortheil als den der Gemeinnützigkeit zu erreichen suchte: so hofft er, dafs das Publicum dieses Werkchen nach seinem praktischen Werthe beurtheilen, und ihm seinen Beyfall schenken werde. — Eine Sammlung gemeinnütziger, theils zur Befriedigung der Bedürfnisse, zur Herstellung der Gesundheit, theils zur Belehrung und Unterhaltung abzweckender Vorschriften können wohl nur dann einen Werth haben, wenn sie wirklich auf Erfahrungen sich gründen, und folglich das leisten, was man sich von ihnen versprechen darf; und in diesem Fall ist eine solche Sammlung aus den verschiedenen Branchen der Naturkunde entlehnter Gegenstände gewifs für ein nicht geringes Publicum sehr willkommen, selbst wenn die Vorschriften auch nicht alle neu sind: im entgegengesetzten Falle aber können sie, vorzüglich in den Händen unkundiger Menschen, die sich Rath daraus zu holen denken, Nachtheil erwecken. Ungeachtet nun manche Gegenstände durch vielfältige Erfahrungen erprobt sind: so dürfte doch im Ganzen diefs Werkchen sehr einer Sichtung unterworfen seyn, und dann würde die Anzahl guter und brauchbarer Vorschriften sehr vermindert werden. Wir wollen zur Bekräftigung dieses Urtheils nur aus den chemischen, als den für unseren Zweck vorzüglich dienenden Vorschriften, einige Beweise entlehnen.

§. 1 heifst es z. B.: „Um die Gegenwart der Kalk - oder Topherde in einem Wasser zu entdecken, tröpfle man eine Bleyzuckerauflösung hinein, wo dann die Kalkerde des Wassers sich mit der Essigsäure des Bleyzuckers verbindet, und die Bleytheilchen in Gestalt eines weifsen schweren Pulvers niederschlägt. Auch eine überaus geringe Portion der Kalkerde in einem Wasser kann hiedurch entdeckt werden." Unmöglich läfst sich auf die Weise Kalkerde entdecken; denn ein jedes Wasser, welches nur ein Minimum von Kohlensäure enthält, wird mit der Bleyauflösung einen Niederschlag bilden. Eine Zersetzung der kohlensauren und schwefelsauren Kalkerde bewirkt allerdings das essigsaure Bley; allein um die Gegenwart der Kalkerde zu entdecken, müssen noch andere Mittel angewandt werden, die der Vf. in mehreren, über Untersuchung der Mineralwasser erschienenen Schriften finden wird. — Auch die Prüfung auf Eisen durch Cochenilleauflösung ist unzuverlässig; so wie die durch Galläpfel — die übrigens gewifs keine Fettigkeit enthalten — zu weitläuftig ist, so wie sie der Vf. angiebt. — Unmöglich kann es Eigenschaft eines reinen Wassers seyn, das Blauholz gelblich zu färben. — §. 5. Benutzung der Salpetermutterlauge auf reinen Salpeter. Chemisten und Kunstverständigen ist diefs Verfahren, dessen man sich zur Gewinnung des Salpeters bedient, wohl bekannt; Unkundige aber werden schwerlich durch des Vfs. Bemerkungen viel weiter kommen. §. 6 giebt der Vf. eine Methode an, Präparatengläser (Gläser, worin Präparate in Weingeist aufbewahret werden) fest und sicher zu verschliefsen. Diefs geschieht durch Zinnplatten u. s. w. Man mufs, sagt er unter anderen, dahin sehen, dafs das Zinn kein Bley enthalte, weil diefs von dem Weingeiste aufgelöset

wird. Schwerlich können wir glauben, dafs der Vf. fich von diefer Auflösbarkeit des Bleyes in Weingeift überzeugt habe; fondern wahrfcheinlich hat er hier etwas Anderes fagen wollen. — §. 107 heifst es: „Einen zu ftarken Schwefelgehalt im Wein entdeckt man dadurch, dafs man eine Auflöfung von ätzendem Laugenfalze und Waffer hineingiefst, wovon der Wein gerade eine folche Farbe bekommt, wie der mit Bleyweifs verfälfchte Wein fie von der *hanemanfchen* Weinprobe annimmt. Nach der Beymifchung einiger Tropfen Schwefelfäure wird der Wein wieder hell, indem das Laugenfalz fogleich eine Verbindung mit der Säure eingeht. Da nun diefe Erfcheinung bey der Gegenwart des Bleyweifses nicht Statt findet, fondern die Flüffigkeit milchartig wird: fo kann man fich durch diefes Refultat vollkommen von der Gegenwart des Schwefels überzeugen, indem auch die Ätzlauge keine Veränderung im ungefchwefelten weifsen Wein hervorbringt." — Der Vf. will hier wahrfcheinlich keine Verfälfchung des Weines durch Schwefel, der im Weine ganz unauflösbar ift, fondern durch fchwefelichte Säure, oder auch wohl Schwefelfäure andeuten, welche erftere durch das Ausfchwefeln der Weinfäffer erzeugt wird. Wodurch Schwefel im unoxydirten Zuftande in den Wein kommen follte, läfst fich nicht begreifen. Dafs aber eine durch hinzugefügtes ätzendes Alkali erweckte fchwarzbraune Farbe jene unbedingt anzeigen könnte, läfst fich nicht einfehen. Die Färbung kann von manchen anderen Urfachen herrühren, von der fich nur bey der Prüfung felbft der Grund beftimmen läfst. Die Wirkung auf Lakmuspapier, Geruch und Gefchmack können hier gewifs mehr im Nothfalle entfcheiden. Übrigens fteht die Verfälfchung mit der durch Bleyauflöfungen in gar keinem Verhältniffe. Eine Verfälfchung der Weine durch Spiefsglanzauflöfung, wovon der Vf. fpricht, läfst fich in einem Staate, in dem das Auge der Polizey wacht, wohl fo leicht nicht erwarten. Nicht Gewinnfucht, fondern wahre Bofsheit müfste dabey zum Grunde liegen. §. 25 giebt der Vf. die Unauflösbarkeit des Terpentinöls in Alkohol als ein Kennzeichen der Ächtheit deffelben an, welches fich ganz umgekehrt verhält. — S. 110. „Fixe Luft läfst fich leichter und wohlfeiler aus Marmor, als aus Kreide machen." Schwerlich einzufehen. — §. 141. Die Prüfung des Zinkvitriols durch Gallustinctur und Ammonium auf Eifen und Kupfer ift zwar fehr richtig; allein, was nothwendig ift, der durch Ammonium bewirkte weifse Niederfchlag mufs fich bey einem reinen Eifenvitriol vollftändig und farbenlos in ein Übermafs des Ammoniums wieder auflöfen. — Die Prüfung des Weingeiftes durch Verbrennen und Wägen des Rückftandes, auf den Waffergehalt, fo wie die Prüfung des Alkohols mittelft Abbrennens über Schiefspulver u. f. w., find, wie bekannt, höchft unficher, und längft durch beffere Prüfungsmittel erfetzt.

V. d. c. L.

LÜBECK, b. Niemann: *Erhebungen.* Eine Zeitfchrift für das Vaterland. No. 1 — 33. 1809. 132 S. 4. (Der Jahrgang 6 Rthlr.)

Zu diefer Zeitfchrift bekennt fich Hr. *Fried. Herrmann* in Lübeck als Herausgeber. Ihr Hauptzweck ift, die Flamme der Vaterlandsliebe aufs Neue anzufachen, das einzelne deutfche Völkerintereffe zur Nationalität zu verfchmelzen, und alles Nationale aufzubewahren für Mitwelt und Nachwelt. Herz und Wille der Unternehmer find zu loben; fie denken gut von ihrer Nation, und find von jugendlicher Phantafie für das Befte derfelben begeiftert. Wir wollen die vornehmften Auffätze in einigen der vorliegenden Stücke anzeigen, und ihren Inhalt in den eigenen Worten der Vff. kurz angeben. *Wann ift eine Nation achtungswürdig, und hat die deutfche aufgehört es zu feyn?* Durch Befonnenheit, Tiefe, Ernft und ein freudiges Hinblicken in höhere Welten zeichnete fich von jeher die deutfche Nation aus. Der Deutfche liebt die Freuden der Häuslichkeit; er arbeitet für die Welt, um im Kreife feiner Lieblinge feinen Lohn zu finden. Die erfte Liebe des deutfchen Jünglings bleibt, wenn fie fich belohnt findet, auch die einzige. Treu und ergeben ift der Deutfche gegen feine Fürften, denn fie achten das Recht, wie ihr Volk es achtet. *Über das Erborgte in der Cultur des neuen Europa, mit befonderer Hinficht auf Deutfchland.* Ift es nicht genug, dafs in und mit der erlernten Mutterfprache fchon der von einer fremden Phantafie geftalteten Bilder, und der im Geifte unferer Vorfahren gebornen Gedanken fo viele angenommen werden; mufs auch noch der Judaismus und Hellenismus, fammt allem, was Rom Eigenthümliches und Nachgeahmtes hatte, das Amalgama in unferem Gehirn vergröfsern? *Preuffens Wiedergeburt.* Ein Volk, welches dem Gelde und allen Genüffen, die es verfchafft, entfagen kann, erhält fich in feiner Jugendftärke, und ift zum Erobern berufen. Wer weifs, ob nicht eine folche Veränderung in der beftehenden Ordnung der Dinge bald eintritt! *Über den falfchen Kosmopolitismus.* Die unächten Kosmopoliten wollen, dafs *eine* Verfaffung allen Völkern gemein fey, fo wie *eine* Lebensweife allen Einzelnen, damit alle Eigenthümlichkeit ausgeglättet werde, und endlich in allgemeiner Verflachung das Menfchengefchlecht zur höchften Vollkommenheit gelange. Der ächte Weltbürger ift der treue Sohn feines Volks. Er kann fich nicht hingeben dem Allgemeinen anders, als in der Eigenthümlichkeit feines perfönlichen Lebens, die in der weiteren Eigenthümlichkeit feiner Nation enthalten ift. *Über das Studium der deutfchen Gefchichte.* Die Kraft der Nation ift nicht verdorben noch zerftört, nur überfehen, gemifsleitet, gefchwächt, zurückgehalten, unterdrückt. — Aufser diefen zeichnen fich aus: Zwey ungedruckte Briefe von Winkelmann an den Grafen Moltke, Keylers Leben, hiftorifche Ereigniffe in Deutfchland i. J. 1809, das goldene Zeitalter, und über das Wefen der Nationalgröfse. Die verrochenen Prifen aus der Lebensbüchfe der hochwohlge-

bornen Frau *Héloïse Jaquette* von *Eau de Levante* (*lavande*) dienen keiner Zeitschrift, am wenigsten einer von so ernsthafter Tendenz, zur Zierde.

Cht.

Duisburg u. Essen, b. Bädeker u. Kürzel: *Apologen und Paramythien* von D. *F. U. Krummacher*. 1810. XXVI u. 247 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In diesem Bändchen giebt uns Hr. *K.* 107 kleine Dichtungen in gereimten und nicht gereimten Versen, die in das Gebiet der äsopischen Fabel gehören, oder gehören sollen; unter *Paramythien* versteht er Apologen (Fabeln), in welchen *Götter* handeln. — Hr. *K.* sieht in der physischen Welt der Pflanzen und Thiere u. s. w. lauter *symbolische Vorstellungen* moralischer Wahrheiten — (eine Täuschung der analogischen Schlussart); auf diese vermeinte Wahrnehmung gründen sich die meisten dieser Dichtungen; er ist sogar des Glaubens, die Natur habe die Idee der Freyheit *absichtlich* in solchen Wesen dargestellt, die derselben nicht empfänglich sind. Vorrede S. XXIII. Er macht also die ganze vegetative und animalische Natur zur kalten, räthselhaften Allegorie, und sieht in ihren Erscheinungen lauter intendirte Belehrung moralischer Weisheit; die Apologen sollen Deutungen dieser geheimen Schule enthalten. Ein Floh, der einem Hunde ins Ohr kriecht und ihn wüthend macht, ist ihm ein grossprahlender Held, ein Thraso, S. 103. Saaten, deren grüne Halme noch emporwachsen, stehen *bätend* vor der Gottheit; senken sie aber die Ähren: so *danken* sie, werden goldene Harfensaiten und rauschen ihr Lobgesang. Diese bildliche Ansicht ist dem Vf. so geläufig, dass seine Phantasie im Physischen überall Versinnlichungen des Unsichtbaren, insonderheit die dunkeln Dogmen einer gewissen *mystischen Weisheit* erblickt, wovon er ein grosser Freund ist. Oft fallen diese Deutungen ins Kindischtändelnde, wie in No. 103 u. s. w.; nicht selten sind sie dunkel und räthselhaft. Der Vf. sagt selbst (S. IV der Vorrede), „er wünsche deutlich sagen zu können, was er mit diesen Dichtungen wolle und gewollt habe." Einige dieser Apologen sind *Nachahmungen* bekannter Fabeln anderer Dichter, und entstanden durch Anwendung der lessingischen Methode, einer gewissen Fabel des Äsop, Phädrus, eine andere *Wendung*, und dadurch eine andere *Tendenz* und *Lehre* zu geben. Aber so gemodelten Fabeln fehlt doch das Interesse der Neuheit, das die früheren Originale haben. Wem wird z. B. No. 3: *der junge Adler*, gefallen, wenn er damit die pfeffelsche Fabel: *die Kirchenvereinigung* (*Versuche* III, 49), vergleicht? Oder No. 12: *Zeus und das Schaf*, verglichen mit der lessingischen unter gleicher Aufschrift? (*Fabeln* S. 55). Denn daraus sind die beiden Apologen entstanden. Freylich mag sonach *die Erfindung* dieser Dichtungen dem Vf. keine grosse Mühe gekostet haben, wie er denn selbst (S. IV der Vorrede) gesteht, *dass sie* gleichsam *von selbst entstanden wären*. Aber bedachte er nicht, dass, was so leicht und schnell entsteht, auch von Natur kein starkes oder dauerndes Interesse haben kann? Der *Inhalt* der allermeisten Stücke ist auch in der That kleinlich und dürftig, man mag auf die *Fiction*, die oft nur aus einem alltäglichen Bilde besteht, oder auf die *Wahrheit* sehen, deren Vehikel sie seyn soll, und oft auf die gemeinste Bemerkung hinausläuft. Als Beleg dieses Urtheils wollen wir ein paar Beyspiele, doch auszugsweise, anführen. No. 11. *Der Frosch und der Schwan.* Der Frosch rühmt sich, dass er und sein Geschlecht unter allen vierbeinigen Thieren allein singen könne. Worauf der Schwan versetzt: *„Ihr singet auch darnach."* No. 13. *Der Löwe und der Fuchs.* Der Löwe ist krank, und hat den Appetit verloren; keine Leckerbissen wollen ihm schmecken. Da spricht der Fuchs, sein Küchenmeister: „Dein Eckel ist nicht meine Schuld, der Fehler steckt in deinem Magen." Kann die Erfindung flacher, und die Lehre trivialer und fader seyn?

Diese Bemerkungen haben übrigens nicht die Absicht, Hn. *K.* vom Dichten abzuschrecken. Gern erkennen wir sein poetisches Talent an, das er besonders im 1sten Bändchen seiner *Parabeln* bewährt hat; auch lassen wir überhaupt seinem guten Geschmack, reinem Sinn für das Gute, so wie seiner guten Diction und Versification in diesen Apologen, Gerechtigkeit widerfahren: aber wir wünschen, dass er sich das Dichten nicht gar zu leicht machen, und uns lieber weniger, aber wahrhaft *schöne* Gedichte geben möchte, die sich von Seiten des Inhalts durch Neuheit und Interesse, und von Seiten der *Darstellung* durch das Gepräge ächter Kunst empfehlen. Auch trifft unser Tadel nur den grössten Theil dieser Fabeln: die Sammlung enthält auch verschiedene, in welchen der Vf. den wahren Charakter der Dichtungsart treuer, obwohl in keiner ganz fehlerfrey, ausgedrückt, und unter gefälligem, mythischen Vehikel feine oder wichtige Bemerkungen dargelegt hat. Wir rechnen dahin: Nr. 20. 43. 58. 62. Die erste, eine der kürzeren, theilen wir als eine Probe von der Manier des Vfs. unseren Lesern mit:

Der Löwe und der Esel in der Gefangenschaft.

In Fesseln ward ein Löwe fortgezerrt,
Und neben ihm ein Esel eingesperrt.
Verzweiflung flammte aus des Löwen Blicken;
Er stiess sein Haupt, und schlug den gelben Rücken.

Befremdet schaute ihn sein träger Nachbar an,
Und sprach: Mein Freund, was man nicht ändern kann,
Das sollte man geduldig tragen.
Was frommet dir dein Zürnen und dein Klagen?
Dir mangelt nichts; man kommt, dich zu besehn;
Man staunt dich an; man nennt dich gross und schön,
Und reichet dir des besten Fleisches Fülle. —

„Verstumme! sprach darauf des Löwen Zorngebrülle,
Wer, unterjocht, der Freyheit nicht begehrt,
Ist auch der Antwort nicht des Freyen werth.
Mit Sclavengeist zum Sclaventhum geboren,
Geht ihm der Sinn des Würdigen verloren."

V — n.

Monatsregister

vom

Februar 1811.

I. Verzeichniss der im Monat Februar in der J. A. L. Z recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Abrahamson, *Meyer*, wie können Personen, welche mit nächtlichen Samenergiessungen oder Pollutionen, wie auch mit den Folgen onanitischer Sünden behaftet sind, und an Schwäche der Geschlechtstheile leiden, gründlich geheilt werden? 29. 232.

Amoretti, physikalische und historische Untersuchungen über die Rhabdomantie oder animalische Elektrometrie. A. d. Ital. von *v. Salis*. Erster Theil 39. 305.

B.

Baggesen, la Parthénéide, traduit de l'Allemand 42. 334.

Becker, Erholungen 1810. 1. 2. Bdchen. 41. 327.

— — neue Erholungen. 9. 10 Bdchen. 41. 327.

Benecke, Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur. 1 Bd. 1 Th. 41. 321.

— — Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minnesingern 41. 321.

Biederstedt, Erinnerungen an junge Christinnen vor der ersten Feyer des Abendmahls Jesu 27. 215.

— — — Rede bey der Taufe des Grafen Malte zu Putbus 27. 215.

— — — Reden bey zwey erneuerten Trauungen wiederversöhnter Gatten und bey einer Taufe gehalten. 27. 215.

— — — Reden vor der zum Besten der Stadt-Armencasse zu Greifswalde jährlich angeordneten allgemeinen Hauscollecte gehalten 27. 215.

Biograph, der. Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte. 6 — 8 Band 43. 337.

Blum, Geschichte des Fürstenthums Hildesheim. 2 Band 35. 273.

Bothe Frühlingsalmanach 42. 330.

Bouterweks praktische Aphorismen 30. 233.

Bramigk Lieder und Sinngedichte 44. 351.

Bruel Bibliothèque des adolescens et adolescentes 45. 360.

Butte Versuch der Begründung eines endlichen und durchaus neuen Systems der sogenannten Polizeywissenschaft. 1 Th. 31. 241.

C.

Charakter-Epigrammen über ausgezeichnete historische Personen der alten und neuen Zeit v. *D. S.* 43. 343.

Conversations-Lexikon. 1 — 6 Bd. 46. 361.

— — — Nachträge. 1 Bd. 47. 370.

D.

Dircksen über Stärke der Seele 30. 232.

E.

Engelhardt Gedichte 28. 223.

Erhebungen. Eine Zeitschrift für das Vaterland. No. 1 — 33 47. 374.

G.

Gedichtesammlung als Lese- und Gedächtniss-Uebungen zu gebrauchen. 1. 2 Bdchen. 46. 367.

Gleims, Vater, Fabeln und Erzählungen, goldene Sprüche und Lieder für Kinder. Herausgegeben von *Körte* 42. 330.

Graf Preussens Flora 37. 295.

Grohman über die philosophische und ästhetische Cultur unseres Zeitalters 30. 239.

de Guignes Reise nach Peking, Manila und Isle de France. A. d. Franz. von *Müller*. 1 — 3 Th. oder 1 — 2 Bd. 32. 249.

— — Voyages à Peking, Manille et l'Ile de de France. 1 — 3 T. 32. 249.

H.

Harles einige praktische Bemerkungen über innere Entzündungen bey Kindern 29. 231.

Hessel, Damian, und seine Raubgenossen. 2 Aufl. 33. 263.

I.

Justi Blumen althebräischer Dichtkunst. 1 — 2 Bd. 27. 209.

K.

v. Klaproth Schreiben an Hn. Sinologus Berolinensis 32. 249.

Kries Lehrbuch der Physik 40. 320.

Krummacher Apologen und Paramythien 47. 375.

Kunstcabinett physikalisch - ökonomisches und chemisch - technisches. 2 Bdchen. 47. 371.

L.

Leben und Thaten eines preuss. Regimentstambours, von ihm selbst beschrieben 35. 279.

Liederbuch, neues, für die Jugend 38. 333.

M.

Maier nützlicher Unterricht in kürzeren und längeren Vorschriften 45. 356.

Möller Handbuch der Technologie beym geographischen Unterrichte 40, 319.
Montucci Audi alteram partem, ou réponse à la lettre de M. *de Guignes* 32, 249.
Müller pragmatische Geschichte der Theurung und anderer Beschwerden, welche unsere Vorfahren während der letzten Jahrhunderte erfahren haben. 31, 245.

N.

Neuber die juristischen Classiker, ein Beytrag zur civilistischen Biographie. 1 Th. 28, 217.
Niederholts, Ferdinand, eines jungen deutschen Arztes, Lehrjahre. 1. 2 Bdchen. 29, 225.

R.

Reisigk Feuer-Verhütungs- und Löschungs-Ordnung für den Bannat St. Veit in Pongau 31, 248.
Remarques philologiques sur les Voyages en Chine de M. *de Guignes*, par *Sinologus Berolinensis* 32, 249.

S.

Schaffer Handbuch der bürgerlichen u. kaufmännischen Arithmetik in ihrem ganzen Umfange. 1 Th. 36, 284.
Schilling Emil oder belehrende Unterhaltungen für die Jugend. 5 Jahrg. 1—4 Bdchen. 6 Jahrg. 1—4 Bdchen. 44, 351.
Schuldbuch, der schlechten Aerzte 29, 225.
Sinologus Berolinensis s. Remarques.
Smith an Introduction to physical and systematical Botany. 2 Bd. 37, 289.
Soldner Théorie et Tables d'une nouvelle fonction transcendante 36, 281.
Studemund de summo bono Socratico 30, 240.
Suabedissen Briefe über den Unterschied in der Erziehung der Knaben u. Mädchen. 45, 353.

T.

Taschenbuch, gemeinnütziges, für Jedermann. 47, 371.
Taschenbuch, göttingisches, zum Nutzen und Vergnügen, für d. J. 1811. 42, 331.

U.

Ursachen, die wahren, der jetzigen Getreidetheurung in Deutschland, und die rechten Mittel, ihr zu steuern. 31, 245.

V.

Vossmann Handbuch für Ingenieurs u. Bauleute 36, 286.

W.

Wadzeck nützliches u. unterhaltendes Berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger u. denkenden Landmann. 6. 7 Vierteljahr 42, 335.
Weisser die Mährchen der Scheherazade. 1—3 Th. 42, 335.
Wendel Grundzüge u. Kritik der Philosophie Kants, Fichte's und Schellings 30, 239.
Wildegans wie kann dem Getraidemangel in allgemeinen Nothfällen, ohne Beytritt von Seiten des Staats möglichst vorgebeugt werden? 31, 245.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Adlers Erben in Rostock 30.
Ahl in Coburg 30.
Albrecht in Wolfenbüttel 35.
Anonyme Verleger 28. 31. (2). 32. 37.
Arnold in Dresden 45.
Bädeker und Kürzel in Duisburg u. Essen 47.
Barth d. J. in Breslau 44.
Baumgärtnerische Buchh. in Leipzig 43.
Bohn in Lübeck 45.
Bureau für Literatur u. Kunst in Halberstadt. 42.
Creutzsche Buchh. in Magdeburg 44.
Dieterich in Göttingen 41. 42.
Dyksche Buchh. in Leipzig 42.
Eckhardt in Greifswalde 27 (4).
Felsecker in Nürnberg 29.
Frommann in Jena 40.
Gleditsch in Leipzig 41.
Gundermann in Hamburg 40.
Hammerich in Altona 46.
Heyer in Giessen 27.
Hinrichs in Leipzig 32.
Hitzig in Berlin 32 (2).
Korn in Breslau 35.
Kühn in Posen und Leipzig 29.
Kunst- u. Industrie-Comptoir in Amsterdam 42. 46. 47.
Kupferberg in Mainz 33.
Lange in Berlin 28.
Lindauer in München 36.
Martini in Leipzig 30.
Matzdorf in Berlin 31.
Maurer in Berlin 42.
Mayr in Salzburg 31. 45.
Nicolovius in Königsberg 37.
Niemann u. C. in Lübeck 47.
Perthes in Hamburg 30.
Realschulbuchhandlung in Berlin 39.
Römhild in Lübeck 45.
Schulze in Oldenburg 36.

Schüppelsche Buchh. in Berlin 42.
Schwan und Götz in Mannheim 36.
Seidelsche Kunst- und Buchh. in Sulzbach 29 (2). 30.
Steinkopf in Stuttgardt 38.
Stettinsche Buchh. in Ulm 47.
Treuttel u. Würtz in Paris 32. 42.
Waisenhausbuchh. in Halle 43.
Webersche Buchh. in Landshut 31.

III. Intelligenzblatt des Februar.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Jena Verl. 12, 96.
Amelang in Berlin Verl. 13, 102.
Barth in Leipzig Verl. 10, 77. 12, 94.
Bauer in Leipzig Verl. 12, 94.
Beobachter, der österreichische 8, 59.
Büschler in Elberfeld Verl. 9, 72.
Dreyer in Bremen Verl. 8, 64.
Engelhardt Lehrb. d. Erdbeschreibung Sachsens, 3 Aufl. 10, 80.
Fleischer d. J. in Leipzig Verl. 12, 95.
Frommann in Jena Verl. 8, 60. 61. 62. 63.
Göbhardt in Bamberg u. Würzburg Verl. 9, 71.
Hartknoch in Dresden und Leipzig Verl. 9, 73.
Hemmerde und Schwetschke in Halle Verl. 8, 63.
Herrmann in Frankf. am M. Verl. 9, 71.
Heyse in Bremen Verl. 8, 63. 64.
Hitzig in Berlin Verl. 14, 109.
Knick in Erfurt Verl. 10, 80.
Kühn in Posen Verl. 13, 101.
Kunst- und Industrie-Comptoir in Berlin Verl. 8, 60.
Leske in Darmstadt Verl. 8, 64.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl. 12, 96. 13, 103. 104.
Müller Anzeige f. die Rechtsgelehrten in franz. deutschen Provinzen 12, 91.
Museum der Alterthums-Wissenschaft, v. *Wolf* u. *Buttmann*. 2r Band. 12, 93.
Reclam in Leipzig Verl. 12, 93.
Rein in Leipzig Verl. 12, 91.
Steudel in Gotha Verl. 10, 80. 12, 95.
Thomann in Landshut Verl. 11, 87.
Walthersche Hofbuchh. in Dresden Verl. 9, 72.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Andresky in Teschen 13, 98.
Arnold in Marburg 14, 105.
Bauer in Marburg 14, 105.
du Bocage in Paris 13, 99.
Bosc in Paris 12, 92.
Bredow in Frankf. a. d. Oder 9, 67.
v. Coll in Jena 14, 107.
Conrad in Marburg 14, 105.
Davy in London 12, 92.
Degen in Wien 12, 89.
v. Engeström in Stockholm 12, 92.
Fuss in Petersburg 12, 92.
Gamauf in Oedenburg 13, 98.
Glinka in Dorpat 14, 108.
v. Greisinger in Pesth 13, 97.
Haase in Leipzig 9, 68.
Huth in Charkow 14, 108.
Justi in Marburg 14, 105.
Kaissarow in Russland 14, 108.
Koch in Marburg 14, 105.
de Lacépède in Paris 12, 92.
de Laplace in Paris 12, 92.
Latreille in Paris 12, 92.
Ledebour in Greifswalde 14, 108.
Leroux in Paris 12, 89.
Löbel in Naumburg 14, 107.
Mackeldey in Marburg 14, 105.
Mayda in Leutschau 13, 98.
v. Markowicz in Pesth 13, 97.
Münscher in Marburg 14, 105.
Nicolai in Bremen 14, 108.
Patai in Saros-Patak 13, 97.
Pisch in Ofen 13, 98.
Pommereuil in Paris 13, 98.
Robert in Marburg 14, 105.
Rumi in Schmölnitz 13, 98.
Schicht in Leipzig 14, 107.
Schreger in Erlangen 10, 75.
Schubert in Petersburg 12, 92.
v. Schuster in Pesth 13, 97.
v. Sipos in Saros-Patak 13, 97.
Skolka in Mezö-Bereny 13, 98.
Sonnenlaithner in Wien 12, 89.
Stein in Marburg 14, 105.
v. Szathmar in Ujvaros 13, 97.
Thaisz in Krompach 13, 98.
Tennemann in Marburg 14, 105.
Thiersch in München 9, 68.
Ullmann d. Ä. in Marburg 14, 105.
v. Villers in Lübeck 12, 89.
Wagner in Marburg 14, 105.
Wenk in Leipzig 9, 68.
Wenderoth in Marburg 14, 105.
Wendt in Leipzig 9, 68.
v. Wrana in Pesth 13, 98.
Wurzer in Marburg 14, 105.
Zerrenner in Derenburg 14, 108.
Zethermann in Stockholm 9, 69.

Nekrolog.

Chenier in Paris 13, 100.
v. Einsiedel, Graf, in Mückenberg 9, 68.
Fabriczy in Pesth 13, 100.
v. Kis-Vicza in Kaschau 13, 99.

Knorre in Dorpat 14, 108.
v. Lehnau in Agram 13, 100.
Lesages in Paris 9, 68.
Martiny in Pesth 13, 99.
Nicolai in Berlin 10, 73.
Prochaska in Prag 13, 99.
Stark d. Ä. in Jena 8, 57.
Tietz in Glumbowitz 9, 68.
Töröck, Graf, Kázmér 13, 99.
Vangerow in Goldberg 9, 68.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Gand, Preise der Akademie der Künste 12, 91.
Göttingen, Vorlesungen in der königl. Societät der Wissenschaften am 15 Nov. v. J. 9, 69.
Kopenhagen, Preise über die Errichtung patriotischer Privatgesellschaften in Norwegen und Dänemark 9, 69.
Mailand, Organisation des königl. Instituts der Wissenschaften, Literatur und Künste 13, 100.
Nîmes, Preisfragen der Akademie des Gard-Departements 12, 91.
Norwegen, Prämien der topographischen Gesellschaft 9, 98.
— — — Zuwachs und Prämien der Gesellschaft für Norwegens Wohl 9, 69.
Paris, öffentliche Versammlung, Preisvertheilung und Preisaufgaben der Classe der mathematisch-physikalischen Wissenschaften des Instituts am 7 Jan. 12, 89.
Rom, Sitzung und Preisaufgabe der Gesellschaft für Ackerbau und Manufacturen am 27 Nov. v. J. 8, 57.
Stockholm, Sitzung, Preisvertheilung und Preisaufgabe der königl. schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften am 14 Nov. 9, 69.
Turin, Sitzung der Ackerbaugesellschaft am 8 Dec. v. J. 12, 90.
Upsala, neue Mitglieder der königl. Societät der Wissenschaften 12, 92.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Altenburg, Geburtstagsfeyer des Herzogs am Gymnasium 14, 107.
Dorpat, Lectionskataloge, — Jahresfeyer des Krönungsfestes am 15 Sept. — Vorlesung am Geburtsfeste des Kaisers 14, 105.
Erfurt, Weihnachtsprogramm 14, 106.
Kopenhagen, Rectoratswechsel. — Engelstofts Legat zu einem Stipendium. — Stipendium von den Einkünften des ankerschen Fideicommisses 9, 67.
Leipzig, Einführung des Cantors — Redeactus am 10 May und 31 Dec. v. J. auf der Thomasschule 14, 107.
Marburg, Prorectoratswechsel am 1 Jan. 14, 105.
Paris, das Athenäum eröffnet seinen 30 Jahrescursus 10, 73.
Pesth, Rectorwahl. — Neue Lehrer an der Universität 13, 97.
Pressburg, Geschenke zum Besten des evangelischen Gymnasiums 13, 97.
Rom, neue Schuleinrichtungen 10, 75.
Saros-Patak, Examen im reformirten Collegium. — Veränderung im Lehrerpersonale 13, 97.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Aix, *de Mejanes* vermacht der Stadt seine Bibliothek 8, 60.
Bücherauction in Frankfurt a. d. O. 13, 104.
— — — — in Hannover 11, 88.
Creuzer in Heidelberg, Erklärung 14, 111.
Frankreich, kais. Reglement, die Schulen, die Geistlichkeit und Sprache in den neuen Departementern betreffend 9, 70.
Henkes Bibliothek ist einzeln versauctionirt worden 14, 108.
Moniteur, der pariser hat seinen Titel verändert 12, 92.
Nöffelts Bibliothek ist im Ganzen verkauft worden 14, 108.
Oehmigke d. Ä. in Berlin Bitte 11, 87.
Rom, die Schulen f. die mosaischen Arbeiten erhalten ein geräumigeres Locale u. einen neuen Chemisten 8, 58. 9, 70.
— Eröffnung d. neuen Akademie d. schönen Wiss. u. bild. Künste v. S. Luka am 16 Dec. v. J. 9, 70.
— Röhrenleitungen — Neue Musikschule — Kunst-Schulen 8, 58.
Schmid in Jena an *Brehm* in Leipzig, nebst einem Zusatz v. Directorium d. Jen. A. L. Z. 9, 75.
Schneider in Frankf. a. d. Oder an *Weigel* in Leipzig 14, 111.
Thabaid in Ungarn, gefundene Alterthümer 13, 100.
v. Villers in Lübeck Promemoria an den Stadtrath in Lübeck 11, 81.
Waisenhausbuchh. in Halle Berichtigung 11, 88.
Weber in Rostock an die Herrn Buchhändl. 11, 87.
Wien, Versuche z. Gewinnung eines inländ. Opiums aus Mohn 12, 92.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 MÄRZ, 1811.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Vorlesungen über die Theologie und das Studium derselben.* Herausgegeben von *Simon Erhardt.* 1810. 345 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift verdient, als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit und ihres Geistes, aufmerksam betrachtet und sorgfältig beurtheilt zu werden. — Wenn ein lebendiger, phantasiereicher, mit mancherley Kenntnissen erfüllter Kopf, in welchem Combinationsvermögen und Witz das Unterscheidungsvermögen und den Scharfsinn an natürlicher oder erworbener Stärke merklich überwiegen, sich mit solchen Darstellungsweisen der Dinge und der Wissenschaft vertraut macht, die durch ein ähnliches Missverhältniss geistiger Vermögen entstanden sind: so kann es nicht fehlen, dass das Identificiren endlich zur krankhaften Fertigkeit werde, und alles klare Bewusstseyn des wirklichen Unterschiedes der Dinge und Vorstellungen gänzlich verdränge. Behandelt ein so gebildeter oder verbildeter Kopf einen grossen vielseitigen Gegenstand menschlichen Forschens: so wird das dargestellte Erzeugniss seiner geistigen Thätigkeit das Gepräge seines Ursprungs unverkennbar zeigen. Die Schrift eines solchen Vfs. wird zwar einerseits durch mannichfaltige und zum Theil neue Combinationen den Leser anziehen, beleben, auch hin und wieder nützlich belehren; andererseits aber auch durch ihre schwankende Unbestimmtheit, durch regellose Vermischung des Ungleichartigsten, und durch gänzlichen Mangel an scharfer Unterscheidung des Verschiedenen, den wissenschaftlich ausgebildeten Leser zum Unwillen reizen, den jüngeren ungeübten Leser hingegen in gleiche Verwirrung der Begriffe hineinziehen und seine Denkweise in der Wurzel verderben.

Die Schrift des Hn. *Erhardt* über Theologie und theologisches Studium ist durch das eben Gesagte nach ihrem Ursprung, nach ihrem inneren Gehalt, Werth und Unwerth, und nach der Wirkung kenntlich gemacht, welche sie wahrscheinlich auf verschieden organisirte, in verschiedenen Graden und Richtungen geübte und gebildete Leser hervorbringen wird. Je mehr es dem Vf. gelingen wird, Jünglinge (denen er zunächst seine Vorlesungen gewidmet hat) für seine Ansichten zu gewinnen und zu begeistern: um so mehr muss der bedächtige Freund ächter Wissenschaft befürchten, dass eben *solche* Leser die einseitige und schiefe Behandlungsweise wissenschaftlicher Objecte unvermerkt liebgewinnen und nachahmen lernen, und dadurch, wenigstens für eine Zeitlang, in die unselige Gewohnheit des behaglichen Allvermischens und Nichtsunterscheidens sanft und lieblich eingewiegt werden möchten.

Des Wahren, Trefflichen und kräftig Gesagten, das, *für sich betrachtet*, auf Bildung studirender Jünglinge, die es lesen, sehr zweckmässig hinwirken könnte, ist allerdings im Einzelnen viel, sehr viel in diesem Buche enthalten. Wenige, aber vielbedeutende Worte spricht z. B. die *erste* Vorlesung über Studiren, nicht um des Brodes, sondern um der Wissenschaft willen; über die organische Verbindung und Würdigung aller Theile der Einen Wissenschaft; über den Unterschied zwischen Wissenschaft und Gelehrsamkeit, und über den verhältnissmässigen Werth einer jeden; über den Zweck des akademischen Studiums, und über die nothwendigen Vorkenntnisse zu demselben. Aber schon in der *zweyten* Vorlesung hebt die Verwirrung an, wo der Vf. die Idee der Wissenschaft darzustellen und ihr Princip zu entwickeln versucht. Hier wird — ächt *plotinisch* — von einer Wahrheit geschwärmt, die nur aus dem System hervorgeht, worin jeder Satz dem, der das Ganze fasst, ohne Beweis wahr ist, weil er ihn im System erkennt; von dem Princip der Wissenschaft und der höchsten Idee — dem Leben, nämlich dem unbedingten, dem Allleben; von einem Leben, das von der Seite seiner Einheit *Geist*, von der Seite seiner Vielheit *Materie* sey; von *Gott* — dem geistigen Princip in seiner höchsten Auffassung, einer *Natur*, als dem materiellen Princip in seiner Allheit, von einem Seyn aller Dinge in Gott, und von Einer *Wissenschaft*, welche nichts anderes ist, als *Geschichte*, oder Darstellung des Werdens der Dinge aus dem Princip der Einheit und Allheit, d. i. des Lebens. An diesen Begriff des Vfs. von Wissenschaft und Geschichte schliesst sich nun unmittelbar (Vorles. 3) eine nicht minder geheimnissvolle Erörterung der Begriffe von Religion und Theologie an. *Religion* in objectivem Sinne ist das Verhältniss der Menschheit zu Gott (*Religiosität* ist das lebendige Bewusstseyn desselben); die Wissenschaft von der Religion ist *Theologie. Alle Theologie aber ist Geschichte*, d. i. methodische Darstellung der Entwickelung der Menschheit (der Gesammtheit aller menschlichen Individuen) aus dem Princip ihres Urverhältnisses zur

Gottheit, oder: wiſſenſchaftliche Erkenntniſs der Erſcheinungen, Äuſserungen und Offenbarungen Gottes in der Menſchheit und durch die Menſchheit, und der nothwendigen Geſetze derſelben. Auch die *chriſtliche Theologie* iſt ein hiſtoriſches Studium, nämlich: geſchichtliche Entwickelung der Idee von Menſchwerdung Gottes in Jeſu durch 18 Jahrhunderte hindurch. (Vorleſ. 4.) Die vollkommenſte Religion hat kein Menſch, kein Volk, kein Zeitalter; wohl aber iſt ſie in der ganzen Menſchheit enthalten. Im Einzelnen entwickelt ſich nur das klare Bewuſstſeyn Einer Seite des ſchrankenloſen Lebens. Dieſe Einſeitigkeit der Anſicht des Göttlichen verräth ſelbſt der Name, womit es bezeichnet wird, als אל, das Furchtbare, bey den Hebräern; θεος, das Laufende, ſich Bewegende, bey den Hellenen; *Gott* von *gut* bey den Germanen; am erſchöpfendſten *Pernbrama* bey dem älteſten indiſchen Menſchenſtamme, von welchem wahrſcheinlich alle jene minder umfaſſenden Anſichten des Göttlichen ausgingen. — Die religiöſe Anſicht des Einzelnen nennt der Vf. *ſubjective Religion*; die, welche Vielen gemeinſchaftlich, *objective Religion*, z. B. die chriſtliche, heidniſche u. ſ. f. Wurde das Leben der Welt als *Einheit* geführt: ſo entſtand *Monotheismus*; als Vielheit: *Polytheismus*, Heidenthum. Beide Religionsformen ſind gleich nothwendig, und ergänzen ſich wechſelsweiſe. Zwiſchen dieſen beiden äuſserſten Formen der objectiven Religion ſind noch viele mittlere möglich. Die Vorſtellung, die das Volk vom göttlichen Weſen ſich macht, gewinnt Geſtalt und Bildung im *Cultus*, welcher ebenfalls auf jeder Humanitätsſtufe ein anderer ſeyn muſs. Die Religion des älteſten *Indien* iſt der Keim aller objectiven Religion der Menſchheit, ſie umfaſst Alles und ſchlieſst alle Einſeitigkeiten in ſich, welche ſich nach Klimaten, Völkerſtämmen und Zeitabſchnitten, als einſeitige Religionsformen, daraus entwickelt haben, z. B. die Chriſtusreligion der Europäer, der ſchöne Sonnendienſt der Amerikaner. (Wie viel höher ſteht ſonach die indiſche Einheit und Ganzheit der Religion über der beſchränkten Einſeitigkeit des Chriſtenthums! Nach Hn. *E.* müſsten wir billig das Letzte verlaſſen und zu dem Erſten zurückkehren!) — Die Kenntniſs der alten Religionsformen und der ſinnlichen Bilder, worein ihre Ideen ſich hüllten, d. i. die *Mythologie*, iſt alſo ein weſentlicher Theil aller *Theologie*, als Geſchichte der Menſchheit betrachtet. (Vorleſ. 5.) Auch die *ſubjective Religion*, die jeder einzelne Menſch hat, iſt mannichfaltiger Formen empfänglich; doch verſtattet unſer modernes Zeitalter es uns nicht, aus dem Kreiſe des Chriſtenthums herauszutreten, in welchem das geiſtige Princip des trennenden, reflectirenden und abſtrahirenden Verſtandes vorherrſcht. Das Ganze der Religioſität beruht auf dem harmoniſchen Doppelgefühl des Menſchen von ſeiner Abhängigkeit und Freyheit. Hat eines dieſer Gefühle vorherrſchend das andere ganz unterdrückt: ſo entſtehen, als Extreme einſeitiger Religioſität, *Aberglauben* und *Unglauben*. Religioſität läſst ſich nicht *anbilden*, ſondern *wecken* und üben. — (Vorleſ. 6.) Hier erſteigt die Verwirrung der Ideen und die Unbeſtimmtheit der Begriffe des Vfs. den höchſten Gipfel. Hr. *E.* hat auf alles und jedes Unterſcheiden einen ſolchen unverſöhnlichen Haſs geworfen, daſs es ihm unbedingte Maxime zu ſeyn ſcheint, nichts im Denken zu unterſcheiden, was in der Sache nicht getrennt iſt, oder doch verknüpft ſeyn ſoll. Daher will er von *theoretiſcher* und *praktiſcher* Vernunft ſo wenig als von theoretiſcher und praktiſcher Religion etwas wiſſen. Darum verwirft er den ganzen Unterſchied zwiſchen *Natur* und *Offenbarung*, natürlicher und geoffenbarter Religion, weil man Gott und Natur nicht trennen dürfe, weil die chriſtliche Religion nicht unnatürlich ſey, weil es überall nichts Auſsernatürliches gebe (wie Hr. *E.* ohne allen Beweis zu behaupten wagt), weil jene ſogenannte natürliche Religion niemals Volksglaube, herrſchende Anſicht eines Stammes, einer Zeitepoche, Cultus, folglich nie Religion in *objectivem* Sinne geweſen, und weil der Geiſt des Menſchen, mithin der Geiſt der Propheten, Chriſti und anderer Gottesboten auch Natur ſey. Jede Religion iſt alſo (nach dem Vf.) eine natürliche; jede iſt aber auch eine *geoffenbarte, poſitive*, in ſofern ein tiefer ſchauendes Gemüth Anderen (dem Volke) Ideen mittheilt, die es nicht begreifen, nicht aus ſich ſelbſt erzeugen, ſondern nur glauben kann und *muſs*. — Alſo giebt es kein Recht, keine Pflicht, angebliche Offenbarungsſätze zu prüfen? — Nach Hn. *E.* keinesweges; ſie ſollen nicht in die Philoſophie des Verſtandes gezogen werden, denn ſie ſind Sache der Religion, und mithin höher als alle Vernunft. — So giebt uns *dieſe* natürliche Religion dem Worte aller Träumer, Schwärmer und Betrüger preis. Das Chriſtenthum iſt ſonach nicht mehr und nicht weniger Offenbarung Gottes, als das Heidenthum; das Eine hat, als Religion betrachtet, gleichen Werth mit dem anderen; den höchſten Werth hat unſtreitig (nach dieſer Anſicht) der alte indiſche Theismus, als die erſte, urbeginnliche Offenbarung Gottes, deren Ideenreichthum ſpätere Völker und Länder ſich nur *vereinzelt* zugeeignet haben. (Vorleſ. 7.) Ganz dieſen Vorausſetzungen gemäſs, erklärt der Vf. (S. 153) andere, beſonders indiſche, univerſelle Religionsſchriften eben ſo gut für *Urkunden des Chriſtenthums*, als die Bücher des N. T., in welchen die Idee des Chriſtianismus weder einzig, noch ganz und unvermiſcht enthalten ſey. Eben ſo folgerecht iſt ſeine Behauptung (S. 159), daſs Theologie und Chriſtenthum, unabhängig von Schriftauslegung, Sprachkunde und Kritik, für ſich beſtehe. (Vorleſ. 8.) *Dogmatik* und *Moral* aber werden auf dieſem Wege bloſs hiſtoriſche, obgleich ſyſtematiſch geordnete, Diſciplinen: jene von der Art und Weiſe, wie die Menſchheit in der chriſtlichen Epoche ihr Verhältniſs zu Gott ſich vorſtellt; dieſe, wie die Menſchheit zufolge dieſer Anſicht, welche das Schickſal ihr auf-

dringt, sich am reinsten darstellen lasse. Eine *allgemeine Moral*, die für das ganze Menschengeschlecht passe oder gelte, ist dem Vf. ein eben so lächerliches Unding, als eine allgemeine Religion, oder *allgemeingültige Glaubenslehre*. Daher spricht er auch von jeder philosophischen Moral, die den freyen Menschen überhaupt in Anspruch nimmt, sehr geringschätzig, und erklärt am Ende die ganze Anthropologie und Menschengeschichte für Moral; wodurch füglich bey einem consequenten Verfahren alle *Sittlichkeit* in zeit- und ortgemäfse *Sitte* verwandelt und eigentlich aller wesentliche Unterschied des Guten und Bösen (im Geist mancher griechischen Sophisten des sokratischen Zeitalters) vernichtet wird. Die Religion und ihre Wissenschaft, die Dogmatik, muss, wenn sie ganz und gar historischer Natur ist, mit ihrer Schwester, der Moral, das nämliche Schicksal theilen; sie lehrt nur, was zu gewissen Zeiten *geglaubt wird* oder *wurde*, nicht was in religiöser Hinsicht *zu glauben* sey; sie giebt nur wandelbare Ansichten, und gewährt keine bleibende Einsicht; von Dogmengeschichte ist sie nicht unterschieden. Wollte man alles diess etwa bloss von der *positiven* Theologie und Moral verstehen, und die Darlegung dessen, was schlechthin *nothwendiges* Object des menschlichen Thuns und Glaubens sey, von einer anderen Wissenschaft erwarten: so schneidet der Vf. auch diese Hoffnung, dem sittlichen und religiösen Indifferentismus zu entgehen, durch den alles verwirrenden Machtspruch (S. 277) ab: „Wissenschaft ist Geschichte, Geschichte ist Philosophie, Philosophie ist Theologie; oder Philosophie ist Wissenschaft, diese ist Geschichte, diese Theologie." — Dafür, dass der studirende Jüngling aus dieser alles verwirrenden Nichtunterscheidung und bloss historischen Principlosigkeit sich nicht etwa selbst herausarbeite, sorgt der Vf. durch den ganz eigenen Studienplan, dessen Befolgung er ihm dringend anräth. Nur Philologie, Alterthumswissenschaft, Geschichte, Mythologie, Exegese, Kritik, positive Dogmatik und Moral, Kirchengeschichte und Kirchenrecht, nebst Staatengeschichte und Staatsrecht — und zum Schluss Homiletik, Katechetik und Pastoral — soll der künftige Theolog auf Universitäten studiren (Vorles. 10), allenfalls auch noch Metaphysik (S. 208) und Mathematik. Aber durchaus keine Logik, keine Psychologie, kein Naturrecht. — „Das methodische Studiren dieser philosophischen Doctrinen und das Wissen um ihre Abstractionen ist Ihnen entbehrlich; Sie werden denken, ohne Logik; Sie werden empfinden, niessen und träumen, ohne Psychologie; Sie werden nicht mit den Affen und Bären des Waldes Gesellschaft machen, um zu versuchen, welche Rechte mit Ihnen geboren sind —" Als ob man nicht durch dieselbe Sophisterey *alles* methodische Studiren überhaupt zum müssigen Zeitverderb herabsetzen könnte! Man wird z. B. Religion haben, ohne Dogmatik zu hören, ohne das A. und N. T., ohne die Griechen und Römer, ohne den ganzen Orient, auch ohne die indischen Urkunden studirt zu haben; denn Religion ist etwas dem Menschen Angebornes; man wird erbaulich predigen können ohne Homiletik; man wird die Kirche nicht mit dem Amthaus, den Pfarrer nicht mit dem Justizamtmann verwechseln, auch ohne Kirchenrecht u. s. w. Man wird endlich auch Theologie studiren können, und hat sie wirklich studirt, ohne Hn. *Simon Erhardts* Vorlesungen darüber vernommen zu haben, — in welchen übrigens auch über Erziehung und Unterricht (Vorles. 11), über das Verhältniss der Theologie zur Philosophie und Kunst (Vorles. 12), über die äussere Art des Studirens (Vorles. 13), und über den Stand und die Ämter der Theologen (Vorles. 14) — viel Treffendes und Schiefes — gesagt wird, zu dessen Erörterung diese, ohnehin schon ausführliche, Recension den Raum versagt.

d.

Kiel, in der königl. Schulbuchdruckerey: *Das sittliche Leben nach der Schrift mit Rücksicht auf die Zeichen unserer Zeit* von *Johann Otto Thiess*, der heiligen Schrift Doctor und Professor. Ich glaube, darum rede ich. Ps. 116, 10. 1809. XVI und 256 S. 8. (20 Gr.)

Wer da glaubt, in dieser Schrift eine vollständige Anweisung zu einem sittlich guten Verhalten zu finden, der irrt sich. Es sind vielmehr einzelne Betrachtungen über verschiedene und in keiner bestimmten Ordnung zusammenhängende Gegenstände. In 64 Aufsätzen behandelt der Vf. die verschiedenartigste Dinge, aber freylich mit Beziehung auf Sittlichkeit. Wir heben, um den Lesern einen Begriff davon zu geben, die Überschriften der letzten Aufsätze aus: No. 56. Die Menschenrechte. 57. Die Kriegsknechte. 58. Das Vaterland. 59. Die Weltgeschichte. 60. Das Weltgericht. 61. Die falsche Grösse. 62. Die wahre Grösse. 63. Die Leiden. 64. Der Tod. Auch darf man nicht über diese Gegenstände etwas Ausführliches erwarten; vielmehr giebt der Vf. darüber, was ihm beliebet, einzelne Reflexionen und Gedanken, nie etwas Erschöpfendes und Ausführliches; was auch nicht seyn konnte, da jeder Aufsatz nur vier Seiten einnimmt. Dass selten etwas Triviales und Gemeines vorkommt, läfst sich von dem nun verstorbenen *Th.*, dem Niemand Geist absprechen wird, schon erwarten. Darin zeichnet sich auch diese Schrift von den übrigen des Vfs. aus, dass sie der paradoxen und auffallenden Sätze nicht so viele enthält. Freylich kommen deren auch hier nicht wenige vor. Z. B. Soll man es für Satire oder Ernst halten, wenn er unter dem Artikel: Lehrer S. 26, den Ältern den Rath giebt: „Seyd übrigens um die den Lehrern zu erweisende Achtung (?) und ihren zu erhöhenden Unterhalt (der Unterhalt wird eigentlich nicht erhöht, sondern die Mittel zum Unterhalte) wie bisher nur unbekümmert. Sie haben eine Speise zu essen, da wisset ihr nicht von, Joh. 4, 32. Auf den jugendlichen Seelen, die sich ihnen öffnen, ziehen sie für ihren Geist die feinste Nahrung, und in der Freude ihres überir-

dischen Berufs geniessen sie einer Selbstachtung, wobey sie von euren Ehren- und Gunst-Bezeugungen weiter keinen Gebrauch machen können, als das sie beides den Lohnknechten zuwenden." Satire kann es nicht seyn; denn dazu ist der Ton zu feyerlich, und Ernst noch weniger, ohne in die grösste Ungerechtigkeit zu verfallen. Schade, dass der Vf. nicht immer von bestimmten Begriffen ausgeht! Daher es denn kommt, dass man unter manchen Artikeln etwas ganz anderes findet, als man erwartet hatte. Z. B. Unter dem Artikel: Selbstständigkeit findet man keinen Zug von dem eigentlich selbstständigen Charakter, der seinen als wahr erkannten Grundsätzen in jedem Falle treu bleibt, und nur dann davon abweicht, wenn ihre Falschheit oder Unrechtmässigkeit ihm einleuchtet. Dagegen setzt der Vf. die Selbstständigkeit der Selbstsucht entgegen. „Das sinnliche Selbst, heisst es S. 53, steht dem sittlichen entgegen. Wem dieses gnügt, der verleugnet jenes bis zur Aufopferung. Dieser ist also der Selbstständige." Ist das aber nicht offenbare Verwechselung mit der Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung? Kein Wunder, dass, da nirgends eine Definition gegeben wird, das Gesagte schwankend und unbestimmt wird. Bey allen dem fehlt es nicht an schönen Stellen, z. B. in dem Artikel: Arbeit S. 136: „Unser von Arbeit, die uns in Begeisterung setzt, gehobenes Leben fährt über jeden Anstoss schnell dahin, als flögen wir davon, und jeder Ruhepunct thut uns wohl. Wir übersehen von da aus Alles, was wir gemacht haben; und ist es auch nicht Alles sehr gut, so belebt uns doch die Hoffnung, es werde besser werden." Oder S. 190 über den Feyertag: „Wohl hat ein Tag, an dem jedes Handwerk ruht, jeder Handelsverkehr unterbrochen ist, an dem auch jede, nicht eben schöne, Kunst verstummt, jede nicht eben geistreiche Wissenschaft schweigt, jede Thätigkeit, die nur nach Brod geht, aufhört, etwas Festliches, und der Anblick einer solchen stillen Landesfeyer, in welcher jeder Einwohner dem anderen gleich und jeder bey völliger Ruhe, auch des Gemüths, zur Freude gestimmt zu seyn scheint, wie denn auch jeder in einem Feyerkleide erscheint, hat etwas Herzerhebendes." S. 194: „Ich muss wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat. Ein Gesandter Gottes, ja der bin ich so gewiss, als ich ein Geschöpf Gottes bin. Einen Auftrag von ihm, meinem eigentlichen Vater, habe ich so unfehlbar, als ich von ihm das Daseyn habe." Man sieht zum Theil schon aus dem Angeführten, wie viel Bibelstellen der Vf. seinem Vortrage einverleibt hat. Sind freylich auch nicht alle passend, und nur durch gleichen Wortklang oder durch eine andere Auslegung mit dem Vortrage harmonirend: so soll vielleicht dadurch der Titel: sittliches Leben nach der Schrift, gerechtfertigt werden. In der Vorrede spricht der Vf. ein beherzigungswerthes Wort gegen diejenigen Volkslehrer und Schriftsteller, die im feigen Knechtsgeiste und feiler Schmeicheley daher kriechen, und aus freyen Dienern Gottes falsche Menschenknechte werden. Lehrer und Schriftsteller sollen, ohne desshalb Polterer zu werden, über *solche* Materien in einem *solchen* Tone reden, wie Paulus sie vor Felix Act. 24, 25 zur Sprache brachte, und dadurch das Salz der Erde seyn, dass sie ihren apostolischen Beruf wahrnehmen und den prophetischen Eifer, in welchen sie dabey gerathen möchten Jes. 58, 1, durch evangelische Sanftmuth 1 Tim. 1, 2—4 zu mildern wissen. Dadurch könnten sie sich hohes Verdienst erwerben, wenn die mit dem moralischen Verderben erzeugten politischen Übel eines Volkes, gleich Schlägen einer erzürnten Gottheit, überall fühlbar werden.

— R —

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Leipzig*, b. Fleischer d. J.: *Summarische Erklärungen der Sonn- Fest- und Feyertags- Episteln zu Vorlesungen am Altar* von *Valentin Karl Veillodter*, Pfarrer zu Walkersbrunn und Gräbern unweit Nürnberg. 1808. V und 72 S. 4. (16 Gr.)

In vielen protestantischen Ländern ist bekanntlich die Einrichtung, dass beym Frühgottesdienste die Episteln nebst einer sogenannten summarischen Erklärung am Altar verlesen werden. Die in der Agende beygefügte Erklärung ist alt, und in vieler Rücksicht den gegenwärtigen Geistesbedürfnissen der christlichen Gemeinden nicht mehr angemessen. Zwar ist der Ton herzlich und bey einzelnen Episteln auch die Anwendung sehr glücklich: allein es ist doch auch nicht zu leugnen, dass bey weitem die mehresten ganz untauglich sind, besonders wegen der Aufstellung oft sehr crasser dogmatischer Begriffe. Man hat gefühlt, dass es zu unseren Zeiten anders seyn sollte. Der Vf. hat diesen Gebrechen abzuhelfen gesucht, und ist in seiner Cur nicht unglücklich gewesen. Eine eigentliche Erklärung enthalten sie nicht; wie wäre das auch möglich, da dazu oft so viele Zeit als zur Predigt selbst gehörte: aber die Anwendungen selbst sind doch praktisch und im Geiste des wahren Christenthums. Könnte auch, wie der Vf. bemerkt, der Prediger sich selbst helfen: so wird es doch um mancherley Ursachen willen Vielen angenehm seyn, das hier schon zu besitzen, was sie erst mit Mühe bearbeiten müssten, wenigstens werden sie dem Prediger, der sich seine Summarien selbst machen will, zum Vergleichen dienen, und besonders angehenden Predigern willkommen seyn. Wir können daher das Buch mit gutem Gewissen zu dem Gebrauche, wozu es der Vf. ausgearbeitet hat, empfehlen. Nur ein paar epistolische Perikopen, besonders die am *grünen Donnerstage*, hat Rec. vermisst. Auch hätte wohl bey den Abschnitten am S. Jud., Palm., Charfr., mehr Rücksicht auf die Hauptlehre der evangelischen Kirche von der Versöhnung durch Christum genommen werden sollen. Der Druck ist schön und correct und auch das Papier recht gut.

Z. I. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MÄRZ, 1811.

JURISPRUDENZ.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Rechtsfälle, entschieden nach dem Gesetzbuch Napoleons von Frankreichs und Westphalens obersten Gerichtshöfen.* Herausgegeben von Dr. *B. W. Pfeiffer*, Substitut des königl. Generalprocurators am Appellationshofe des Königreichs Westphalen. 1ste und 2te Abtheilung. 1810. VIII u. 320 S. 8. (Jede Abtheil. 12 gr.)

Die Jurisprudenz des Gesetzbuchs Napoleons wird durch diess Unternehmen unstreitig gefördert. Denn es ist ein Vorzug der Praxis, der Auslegung bedürftige Seiten eines Gesetzes zu entblössen, welche vom emsigsten theoretischen Forscher unbeachtet geblieben seyn würden, und nur sie bietet dem Ausleger der Verträge, Testamente und richterlichen Urtheile den interessantesten Stoff dar. Bey dergleichen Sammlungen kommt alles auf eine gute Auswahl an, und mit Vergnügen bemerkt sie Rec. in vorliegenden beiden Abtheilungen. Ein Theil der Rechtsfälle, nämlich die vor Frankreichs Gerichtshöfen verhandelten, sind zwar schon in französischer Sprache durch den Druck bekannt gemacht: allein bey weitem den meisten praktischen Juristen Westphalens werden sie nur durch gegenwärtiges Vehikel zur Notiz gebracht, mithin nützlich. Überdiess sind die Erkenntnisse nicht bloss dahingestellt, sondern vorausgeschickte belehrende theoretische Erörterungen des Herausgebers machen mit der Materie vertraut, welche sie berühren.

Die *erste Abtheilung* liefert 19 interessante Fälle. Sie schlagen zwar in alle Theile des C. N. ein, haben aber den gemeinschaftlichen Charakter, dass sie die Materien einzig in Hinsicht auf den bekannten, in der Anwendung oft schwierigen Grundsatz, der C. N. habe keine rückwirkende Kraft, behandeln. No. I und II betreffen die merkwürdige Frage: *In wiefern ist nach Einführung des Gesetzbuchs Napoleons ein Käufer an die früher abgeschlossenen Miethcontracte gebunden?* — Das Districtsgericht und der Appellationshof in Cassel, so wie der Appellationshof in Dijon, entschieden dafür, dass derjenige, welcher unter der Herrschaft des C. N. kauft, die unter der Herrschaft des römischen Rechts geschlossenen Miethcontracte aushalten müsse; und Rec. tritt dieser Meinung, der vom Herausgeber gemachten Einwürfe ungeachtet, bey. Der Kauf muss nach den Gesetzen der Zeit, wo er geschlossen wird, beurtheilt werden, sey es nun, dass nach der Ansicht der französischen Gesetzgeber die Verfügung des Art. 1743 eine Beschränkung der Zulässigkeit des Kaufs einer vermietheten Sache, die Verfügung nämlich, dass kein solcher Kauf für die Zeit der Dauer der Miethe eingegangen werden könne, oder, was aus den *Motifs* Wahrscheinlichkeit erhält, eine Bestimmung seiner Wirkung, die Verfügung nämlich, dass der Käufer auch in die persönliche Verbindlichkeit des Verkäufers gegen den Miether trete, enthalte. Der Vortheil, welcher aus einem neuen Gesetz über irgend eine Art von Geschäften für gewisse Personen, rücksichtlich eines von jenen Geschäften ganz verschiedenen früher eingegangenen Verhältnisses, entspringt, dass z. B. die Rechte der alten Chirographar-Gläubiger durch die neuere Erschwerung der Bestallung einer Privat-Hypothek verstärkt werden, ist keine retroactive Wirkung. Ebenfalls erheblich ist bey No. III und IV die Frage: *Entzieht nach Einführung des Gesetzbuchs Napoleons das 18jährige Alter oder die frühere Emancipation der Kinder den gesetzlichen Niessbrauch selbst denjenigen Ältern, welchen er vorher schon angefallen war, und nach damaligen Rechten für ihre Lebenszeit zugestanden hatte?* Für eine bejahende Antwort sprechen die Entscheidungen der Tribunäle zu Asti und Hersfeld und der Appellationshöfe zu Paris und Cassel. Indessen lassen sich noch erhebliche Zweifel dagegen machen, da ein lebenslänglicher, mithin an kein Personenverhältniss gebundener, und dessen rechtliche Modificationen folgender Ususfruct nicht jedes Jahr, sondern ein für allemal, sobald das Vermögen den Kindern zugefallen ist, den Ältern erworben wird, eine Erwerbung auf eine unmittelbar positive Art auch eben so bleibende Wirkung äussern muss, als eine Erwerbung durch einen Vertrag. Wenn ein Gesetz verordnet hätte, der Vater solle von jedem, was den Kindern zufalle, $\frac{1}{3}$ erwerben, wollte man ihm diess $\frac{1}{3}$ wieder entziehen, weil der C. N. diese Erwerbungsart nicht kennt?? Der Grundsatz: *Die durch ältere Gesetze und Gewohnheiten begründete Ausschliessung der Töchter oder nachgebornen Söhne von der Erbfolge in gewissen von ihrem Vater besessenen Güter — kann bey Erbschaften, welche erst nach Einführung des Gesetzbuchs Napoleons eröffnet wurden, nicht mehr Statt finden*, wird richtig deducirt, und durch Erkenntnisse des Cassationshofs in Paris, so wie des Tribunals und Appellationshofs in Turin (No. V. VI) erläutert. Die Endworte des Promulgations-Edicts

§. 3 scheinen nur der Meinung vorbeugen zu wollen, als wären auch in peinlichen, überhaupt in allen zum Civilrecht nicht gehörigen, Sachen die alten Rechte abgeschafft. Indessen würde hier, da genau betrachtet von der Wirksamkeit fideicommissarischer Substitutionen, welche z. B. der Meierherr bey Verleihung des Guts anordnete, die Rede ist, nach dem genehmigten Staatsraths-Gutachten vom 8 Jan. 1808 noch der nächste Fideicommiss-Erbe, welcher vor dem 1 Jan. 1808 geboren ist, zur Succession gelangen. Nach dem Grundsatz: *Die ehrerbietige Anfrage volljähriger Kinder ist nach dem Gesetzbuch Napoleons kein wesentliches Erfodernifs zur Gültigkeit der Ehe*, entschied der Appellationshof in Cassel (No. VII) richtig, dass die vom preuss. allg. Landrecht Th. 2. Tit. 20. §. 1100 auf die Entführung gesetzte Strafe nicht Statt finde, wenn nur jene Anfrage des Entführten unterblieben ist. Auf die wichtige Frage: *Nach welchen Grundsätzen werden die Vermögensrechte der Eheleute, welche sich vor Einführung des neuen Gesetzbuchs verheiratheten, beurtheilt?* erfolgt die richtige Antwort: nach den zur Zeit der Eingehung des Ehevertrags geltenden Grundsätzen; welches auf zwey Erkenntnisse der Appellationshöfe zu Angers und Brüssel (No. VIII. IX) führt. Eben so wenig macht, nach einem Erkenntnisse des Appellationshofs in Cassel (No. X), eine *Veränderung des Domicils*, dass die Ehe nicht nach den Gesetzen des Orts des Contracts beurtheilt werde. Kein Satz wurde wohl in den ersten Zeiten nach der Reception des C. N. so sehr debattirt, als dieser: *Klagen, welche auf Erforschung der Vaterschaft gerichtet sind, dürfen von den Gerichten nicht angenommen werden, wenn gleich das Kind vor Einführung des Gesetzbuchs Napoleons geboren war.* Die ihm entgegenstehende Theorie würde nach Rec. Ansicht die richtigere seyn, denn der Grundsatz des Art. 340 steht doch unter dem höheren im Art. 2; und wenn ein Gesetzbuch nicht retroactive Kraft haben soll: so darf die Versagung der Rechtspflege nicht die bereits vor der Einführung erworbenen Rechte kraftlos machen. Indessen bleibt die Frage sehr zweifelhaft, und wie der Herausgeber berichtet, lassen sich folgende Sätze als sichere Praxis des Appellationshofs in Cassel anführen: 1) Klagen, welche erst nach dem 1 Januar 1808 angestellt sind, werden als ganz unzulässig verworfen; 2) auf solche Klagen, welche vor dem 1 Januar 1808 nicht nur anhängig gemacht sind, sondern worüber auch schon eine Beweisführung oder ergänzende Eidesauflage Statt gefunden hat, wird ein Erkenntniss nach den Grundsätzen des alten Rechts abgegeben. Als Belege dienen drey Rechtsfälle (No. XII. XIII. XIV). In den ersten Monaten der Reception des C. N. entstand ein Conflict desselben mit dem alten Gang der Geschäfte, und diess veranlasst, dass der Herausgeber die Regel aufstellt: *Testamente, welche vor Bestellung der Notarien durch einen Beamten oder Friedensrichter in Ermangelung eines Notars aufgenommen wurden, sind gültig, wenn dabey ausserdem die neue gesetzliche Form beobachtet wurde.* Eine Entscheidung des Staatsraths in Cassel, als Cassationshofs (No. XV), neigte sich zur entgegenstehenden Theorie, der Appellationshof daselbst (No. XVI) aber war für jenen Grundsatz. Rec. tritt der Meinung des ersteren bey. Denn sobald auch nur der kleinste Theil der Form fehlt, ist nach der Strenge der Jurisprudenz, und wer vermag sie auf Kosten eines Anderen zu mildern? das beabsichtete Geschäft gar nicht vorhanden. Eine sehr gründliche Auslegungsregel ist es: *Ausdrücke, mit denen das Gesetzbuch Napoleons einen anderen rechtlichen Begriff als die vorigen Gesetze verbindet, müssen, wenn sie unter diesen in verbindliche Willenserklärungen aufgenommen wurden, auch nach der Einführung jenes Gesetzbuchs in dem Sinne des alten Rechts verstanden werden.* Sie wird in besonderer Beziehung auf die Ausdrücke unbewegliches Vermögen und Grossjährigkeit durch zwey Erkenntnisse der Appellationshöfe in Rouen und Cassel (No. XVII. XVIII) angewandt. No. XIX erläutert die aufgestellte Regel: *Vorschriften des Gesetzbuchs Napoleons über Schuldscheine leiden auf eigentliche Wechsel keine Anwendung.*

Einen wichtigen Beytrag zur Theorie der Succession unehelicher Kinder liefert die *zweyte Abtheilung.* Sie beschäftigt sich nämlich fast einzig mit dem vollkommen wahren Grundsatz: *Uneheliche, vor Einführung des Gesetzbuchs Napoleons geborne Kinder müssen, wenn sie die ihnen hiedurch zugesicherten Rechte auf eine erst nachher angefallene Erbschaft geltend machen wollen, sich dazu durch die in dem neuen Gesetzbuch vorgeschriebenen Erfodernisse qualificiren.* Die von Hn. *Pfeiffer* aufgestellten Erfodernisse der ausdrücklichen, förmlichen, freywilligen, in der Geburts- oder einer öffentlichen Urkunde, wenn gleich vor der Geburt, geschehenen Anerkennung werden hier auseinandergesetzt, und jedes von ihnen wird durch Erkenntnisse (No. XX bis XXXIV) erläutert. Den Beschluss machen Supplemente zu den Erkenntnissen über die Vermögensrechte der Ehegatten und die Testamente der Friedensrichter (No. XXXV — XXXVII).

Der Fortsetzung sieht Rec. mit Verlangen entgegen. =.

ROSTOCK u. SCHWERIN, b. Stiller: *Bemerkungen über einige Gegenstände des mecklenburgischen Concurs-Processes,* von Justiz- und Consistorial-Rath *von Nettelbladt* zu Rostock. 1810. 164 S. gr. 8.

Der Vf. untersucht in diesem Werke die wichtigsten Momente eines für sein Vaterland und überhaupt für unser Zeitalter sehr wichtigen Gegenstandes, der besonders in Mecklenburg, welches noch keine eigene Concursordnung hat, einer nicht blossen Nachhülfe, sondern gänzlichen Verbesserung bedarf, wenn anders der Grundbesitzer im Eigenthums- und Erhaltungs-Stande bleiben soll. So wie des Vfs. officielle Lage ihn in den Stand setzte, die

mannichfaltigen, das Concursverfahren in Mecklenburg verwirrenden, von der Vervollkommnung zurückhaltenden Hindernisse genau zu kennen: so hat derselbe bey der Ausarbeitung dieses Werks jene amtlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen, die Acten des Gerichtshofs, dessen Mitglied er ist, und, wie aus mehreren Stellen dieser Bogen hervorgeht, die in Rostock befindlichen Acten des Landes mit dem rühmlichsten Fleisse benutzt, seiner Arbeit durch die ihr einverwebten, gründlichen allgemeinen theoretischen Untersuchungen, scharfsinnigen praktischen Ansichten einen bedeutenden Werth auch fürs Ausland gegeben, und dadurch sich unter den Schriftstellern über diesen Gegenstand eine achtungswerthe Stelle erworben, welcher er wegen der männlichen Freymüthigkeit, und der aus seinen Vorschlägen allenthalben hervorgehenden humanen, billigen und uneigennützigen Grundsätze noch würdiger ist. Diess ist der allgemeine Charakter dieses Werks, welcher sich in allen Theilen desselben mit vorzüglicher Consequenz behauptet. Die Natur der Sache und Erfahrung aller Länder, deren Concursverfassung organisirt ist, beweiset die Güte und Ausführbarkeit der Verbesserungsvorschläge des Vfs., gegen welche, wie vielleicht zu befürchten ist, richterliche Indolenz und Anhänglichkeit am Gewohnten, so wie advocatischer Eigennutz, sich stemmen werden. Der Inhalt der sechs einzelnen Abschnitte, worein diese Abhandlung zerfällt, ist folgender: I. *Von Verhütung der Concurse, Nachlassverträgen, Moratorien und der richterlichen Mitwirkung zu diesen Zwecken.* Möchten alle Richter die hier vorgetragenen Grundsätze beherzigen und befolgen! Möchten alle Gläubiger sie ihrem Gedächtnisse tief einprägen! Der leichtsinnig eröffneten Concurse würden dann weniger seyn, und die Gläubiger würden nicht durch gewinnsüchtige Advocaten und sogenannte Actoratsjäger zu unzeitigen Capitalkündigungen und Anträgen auf Concurs-Eröffnung verleitet werden, deren Resultat nur im Verlust des beträchtlichen Theils der Capitalien, und darin besteht, dass Richter und Advocaten mit einem ansehnlichen Theil der Concursmasse sich bereichern, zumal in Mecklenburg, wo die Gerichtshöfe so ganz einzig hohe Sporteln selbst dann erhalten, wenn die Prioritätsurthel auswärts abgefasst werden. Sehr richtig sagt schon *Döhler* in *der processualischen Mausefalle, oder Vorstellung, wie es bey Processen herzugehen pflegt* (Coburg 1739) S. 62: „Endlich ist noch eine andere Art der Concursprocesse übrig, welche man wohl *concursificia* heissen möchte, und diese sind für die armen Debitores die allergefährlichsten Mausefallen, und können sonderlich bey ansehnlichen Rittergütern gebraucht werden. Wenn einer e. gr. ein Gut von 40000 Rthlr. besitzt, und sich dabey in 10—15000 Schulden vertieft hat: so darf man nur diejenigen Creditores, so klagen, und wenn es auch der dritte Theil oder kaum die Hälfte derselben wären, unterstützen, und dieselben zur Importunität animiren, denen übrigen aber unter dem Schein des Wohlmeinens zu verstehen geben, dass sie sich regen sollen, und wenn man ja alle Creditores noch nicht weiss, es dahin einrichten, dass der Debitor selbst vorhero anzeigen muss: so kann man mit einer Sequestration hinterwischen. An Exempeln fehlt es nicht, doch sie sind odiös und anzuführen nicht nöthig." Es scheint, dass von dieser Mausefalle mehr Exemplare, als man glauben sollte, noch vorhanden sind, aus welcher Rec. indessen die Schlussworte hier um so mehr beobachten will, als in Mecklenburg diese Mäusefänger so ziemlich bekannt sind. Diesem Unwesen setzt der verdienstvolle Vf. der gegenwärtig angezeigten Schrift mit einem ihn ehrenden Eifer sich entgegen; möchten nur seine Worte und seine Vorschläge allenthalben, sowohl von seinem Fürsten, als von seinen Mitbürgern, und unter diesen besonders von seinen Mitrichtern ernstlich beherzigt, und dadurch diese Hydra vernichtet werden! Sehr treffend ist dasjenige, was der Vf. über die Sequestration, als Mittel zur Concursabwendung, angeführt hat. Rec. glaubt, dass bey richterlichem Ernst und eifrigem Bestreben, bey persönlicher Vorladung der etwa contradicirenden Gläubiger, bey der Remotion der Advocaten von den Vergleichsversuchen und bey strenger Bestrafung der den letzteren aus Eigensinn oder Eigennutz sich entgegensetzenden Advocaten die gütliche Aufgreifung eines Debitwesens sehr selten fehlen wird, zumal wenn die Actorate, und in ihnen der Reiz, Concurse zu erregen, abgeschafft werden. Letzteres ist der Gegenstand des II *Abschnitts: Von gemeinsamen Anwälden.* Mit Gründen, denen kein unbefangener, sacherfahrner Mann die volleste Zustimmung versagen wird und versagen kann, zeigt der Vf. mit Evidenz den gesetzwidrigen Ursprung, die gänzliche Nutzlosigkeit und die Gemeinschädlichkeit der in Mecklenburg aus richterlicher Indolenz und sachwalterischer Frivolität entstandenen Gesammtactorate, und die unbedingte hohe Nothwendigkeit der Abolition dieses, das Land und das Publicum schwer drückenden Hindernisses eines guten Concursverfahrens, bey welchem man in keinem anderen Lande diese gemeinschädliche Anstalt in derjenigen giftigen Blüthe, die sie hier erhalten hat, kennt. Personen, denen sie zur Indolenz-Brücke dienen, mögen dagegen sagen und schreiben, was individuelle Motive ihnen eingeben können und werden. Für den Fall, dass man vom Alten, wenn es auch noch so nachtheilig seyn sollte, durchaus sich nicht zu trennen vermag, hat der würdige Vf. einige Vorschläge hinzugefügt, welche aber, wie er selbst zugiebt, keine radicale Cur, sondern nur Palliativmittel sind, und das immer weiter krebsartig um sich greifende Übel um so weniger lindern, als man es an Mitteln nicht wird fehlen lassen, sie zu umgehen. Der Concursprocess muss durchaus von richterlichen Amtswegen betrieben werden, und damit ist ein solcher *Actor communis* unvereinbarlich. Hoffentlich wird daher auch die letzte Stunde dieser, nur zu lange geduldeten, Anstalt zum

wahren Wohl der Justiz bald schlagen! III. *Von Güterverwaltern.* Dieser Abschnitt enthält nichts Neues; hierin ist die mecklenburgische Gesetzgebung schon vollständiger, indem sie die Advocaten von der *cura bonorum* ausschliesst. IV. *Von Versilberung der Activmasse.* Die Vorschrift, dass die Concursgüter schon um zwey Drittheile ihres wahren Werths verkauft werden sollen, ist der mecklenburgischen Gesetzgebung eigenthümlich, und für die Gläubiger eben so nachtheilig, als für den Credit. Sie scheint in der That nur temporär zu seyn, hat sich aber noch immer erhalten. Wahrscheinlich wird eine bessere, den gegenwärtigen Zeiten angemessenere Gesetzgebung auch diess aufheben, oder wenigstens modificiren, und dadurch einen grossen Theil der Capitalien retten, welche widrigenfalls nach und nach verloren gehen. Es ist hiebey nicht zu übersehen, dass die Taxen der Concursgüter ohnehin niedriger, als der gewöhnliche Gutspreis sind. V. *Von Vertheilung der während der Dauer des Concursprocesses aufkommenden Massengelder.* Eine vortreffliche neue Constitution vom 12 Sept. 1809 giebt diesem Gegenstande eine richtige Grundlage. Nach Rec. müssen die Prioritätsurtheile sobald als möglich erfolgen, bis dahin aber der versilberte Capitalmassentheil auf Capitalschulden, die Zinsen und Einkünfte hingegen auf die Zinsen der Passivschulden prioritätsmässig bezahlt werden, mit oder ohne Caution, nach Beschaffenheit der Umstände. Allein nie und zu keiner Zeit müssen Concursgelder zinsbar ausgeliehen werden, am wenigsten unter Beywirkung der gemeinsamen Anwälde, weil neuere Beyspiele bewiesen haben, dass sie dafür Provisionen und andere Spesen ziehen. VI. *Von Anordnung der Concursacten.* Die hier geäusserten Grundsätze sind so zweckmässig, dass ihre Befolgung zu wünschen ist.

Da die längst ersehnte und verheissene Wohlthat einer Reform des Justiz- und Gerichts-Wesens schon vor einigen Jahren als nahe bevorstehend öffentlich in Mecklenburg angekündigt ist, mithin als ein dringendes Bedürfniss wahrscheinlich nächstens eintreten wird: so ist das vorliegende Werk ein verdienstvolles Wort zu seiner Zeit gesprochen. Der Vf. hat sich in demselben als einen seinem Gegenstande gewachsenen Mann bewährt, und jeder Vorurtheilsfreye muss wünschen, dass er die Freude erlebe, bey der Reorganisation des Justizwesens seine Vorschläge beachtet zu sehen. Rec. bemerkt nur nur noch, dass diese Vorschläge mit denjenigen wesentlich übereinstimmen, welche ein anderes Mitglied eines mecklenburgischen Landesgerichtshofs über eine verbesserte Concurs-Processordnung zu den Landesacten übergeben hat, welche, ob sie gleich noch nicht im Druck erschienen sind, Rec. Gelegenheit gehabt hat, mit den gegenwärtigen Bemerkungen des Hn. *v. N.* zu vergleichen.

K.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Trier*, b. Hetzrodt: *Dissertatio de re judicata*, auctore *Carolo Eggena*, Cassellis Guestphalo. 1809. 58 S. 4. Eine, als erster Versuch, recht gut gerathene Abhandlung, welche ihrem *ex professo* noch wenig bearbeiteten Gegenstande dadurch ein neues Interesse verleiht, dass sie mit dem Vortrage der Grundsätze des römischen Rechts zugleich die Abweichungen des französischen, insonderheit der französischen Processordnung, zweckmässig verbindet. Nach einer ziemlich vollständigen Ausführung über den Begriff und die Wirkungen der Rechtskraft, handelt der Vf. insbesondere: 1) von den Mitteln, die Rechtskraft eines Urtheils zu verhindern; 2) von den Erkenntnissen, welche nie in Rechtskraft übergehen; 3) von der Restitution gegen rechtskräftige Erkenntnisse; 4) von der dagegen zulässigen Klage, Einrede und Replik des Dolus; 5) von den Fällen, worin die Römer dem rechtskräftigen Urtheile gesetzliches Ansehn beylegten, und, in einiger Verbindung hiemit, 6) von den Erkenntnissen, welche in Frankreich die Wirkung einer authentischen Interpretation haben. Die Ordnung dieser Rubriken ist nicht ganz gut gewählt, indessen bleibt doch keine bedeutende Rechtsfrage unerledigt übrig; mehr Tadel verdient es, dass der Vf. die Literatur des Gegenstandes seiner Abhandlung gänzlich übergangen hat, indem er, wenn es auch seine Absicht war, bloss aus den Gesetzen zu schöpfen, die früheren Schriften, wovon er gar manche mit gutem Erfolg würde benutzt haben, wenigstens hätte nennen sollen. Auch die westphälische Processordnung, deren grösster Theil damals schon erschienen war, hätte der Vf., als Westphale, nicht unberücksichtigt lassen dürfen. — Diess im Allgemeinen; im Einzelnen beschränkt sich Rec. auf folgende Bemerkungen. Bey der Erörterung der Wirkungen eines rechtskräftigen Urtheils verdiente auch die Verfügung des 2123 Art. des Gesetzbuchs Napoleons, zufolge deren aus gerichtlichen Erkenntnissen ohne weiteres eine Hypothek entsteht, und bey dem 7 § die Anwendung dieses Satzes auf Urtheile, die im Auslande ergangen sind, eine besondere Erwähnung. — Der Behauptung (S. 16. Not. 7), dass auch wegen Zinsen appellirt werden könne, ist, nach der Praxis der deutschen Gerichte, womit auch das königl. Decret über die Gerichtsverfassung Westphalens vom 27 Jan. 1808. Tit. III. Art. 4 übereinstimmt, die Einschränkung beyzufügen, dass bey Berechnung der Appellationssumme auf die Zinsen keine Rücksicht genommen werde; und bey dem 14 § hätte nicht unbemerkt bleiben sollen, dass durch deutsche Reichs- und Provincial-Gesetze das Erfodernis einer bestimmten Appellationssumme längst allgemein eingeführt gewesen sey. — Am Ende des 14 § vermisst man die Bestimmung des 357 Art. des Gesetzbuchs Napoleons, die wenigstens beyläufig erwähnt werden musste. — Endlich ist im 24 § der Sinn des kaiserl. Decrets vom 16 Sept. 1807 ganz falsch dargestellt; zwey gleiche Erkenntnisse des Cassationshofs haben keineswegs an sich die Wirkung einer authentischen Interpretation, sondern es *kann* der Cassationshof, wenn eine Sache zum zweyten, und er *soll*, wenn sie zum dritten Male aus demselben Grunde an ihn gebracht wird, eine authentische Interpretation des anzuwendenden Gesetzes *veranlassen*, worauf dieselbe in der Form einer Verordnung über Gegenstände der öffentlichen Verwaltung ertheilt wird. — Die Emancipation des französischen Rechts ist S. 22 nicht genau genug durch *venia aetatis* übersetzt. — Einige unbedeutendere Sprachfehler können allenfalls für Druckfehler gelten. — Übrigens verspricht diese erste Arbeit des Vfs., dass er, bey fortgesetztem Fleisse, demnächst gewiss etwas recht Brauchbares zu liefern im Stande seyn werde, und, bey dieser Überzeugung, muss Rec. wünschen, dass er sein Versprechen, noch einen *speciellen* Theil dieser Abhandlung nachzuliefern, nicht unerfüllt lassen möge.

* * *.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 MÄRZ, 1811.

MEDICIN.

Padua, in der Druckerey des Seminariums: *I Sistemi, e la sua reciproca influenza loro*, indagati da *Vincenzo Malacarne* da Saluzzo, Chirurgo pensionario di Sua Maestà Sarda, Prof. publ. primar. nella R. Imp. Università di Padova etc. 1803. VIII u. 142 S. gr. 4.

In diesem Werke soll, was der undeutliche Titel nicht errathen läſst, von den verschiedenen *organischen* Systemen im menschlichen Organismus die Rede seyn. Die Idee, den wechselseitigen Einfluſs der verschiedenen Systeme des Organismus auf einander zu untersuchen, und genauer, d. h. nach ihren innersten Beziehungen, zu bestimmen, ist allerdings sehr schön und von gröſster Wichtigkeit für eine wissenschaftliche Biologie und Organologie, die eigentlich nur auf die möglichst klare Deduction jener Verhältnisse begründet werden kann. Nur muſs, wenn diese Idee in der Ausführung den angedeuteten Erfolg haben soll, nicht nur der wahre Gesichtspunct festgesetzt werden, aus dem der Begriff eines organischen Systems überhaupt zu bestimmen ist, sondern auch die zur Begründung einer wissenschaftlichen Biologie und Physiologie allein zureichenden Wechselverhältnisse, die sich auf die gegenseitige Activität und Receptivität der einzelnen Systeme, in sofern sie sich gegenseitig Ursachen erhöhter, beschränkter oder veränderter Thätigkeit werden, beziehen, mit einem Worte die *dynamischen* Wechselbeziehungen der Hauptgegenstand der Untersuchung werden. Aus den allgemeinen Bestimmungen der Verschiedenheit dieser dynamischen Verhältnisse in den verschiedenen Systemen läſst sich dann schon (und auch nur) zur Deduction der materialen (chemischen) und formalen (anatomischen) Verschiedenheit der Systeme fortschreiten. Die Principien zu der Deduction der ersteren (der dynamischen) Beziehungsdifferenz können nur aus der speculativen Physik oder der sogenannten Naturphilosophie entnommen werden, und dort wird auch gelehrt, welchen allgemeinen Begriff vom „Dynamischen" der speculative Organolog festzusetzen, in welcher Beziehung zu dem „Chemischen" er ihn zu nehmen, und wie er aus ihm die Differenzen des Vital- oder Organisch-Dynamischen abzuleiten habe. In diesem Geiste und aus diesen Gesichtspuncten haben denn bekanntlich in der neuesten Zeit Mehrere, namentlich aus der neueren naturphilosophischen Schule, die allgemeine und besondere Physiologie (mit Inbegriff der Pathologie) des menschlichen Organismus mit mehr oder weniger Scharfsinn zu bearbeiten, und die inneren (dynamischen) Verhältnisse der zwey (oder drey) Hauptsysteme sowohl unter sich, als einzeln und zusammengenommen gegen die Auſsenwelt im Gesundheits- und Krankheits-Zustand aufzuklären gesucht. Und wenn sie gleich bis jetzt im Ganzen nur noch sehr wenig reale und bleibende Ausbeute ihrer Anstrengungen geliefert, vielmehr häufig bloſs hochklingende Worte statt Begriffen, und überhaupt wenig mehr als eine mehr oder weniger poetische und witzige *Allegorie* des Mikrokosmus (weſshalb man diese Schule auch die *poetisch-mystische* Schule der Medicin nennen könnte) gegeben haben: so ist doch durch ihre Bemühungen nicht nur der Sinn und Eifer für höheres und wissenschaftlicheres Studium der Kunst allgemeiner geweckt, sondern auch dieser selbst — sogar in ihrem empirischen Theile — bis jetzt schon manche wichtige Bereicherung und mancher nähere Berührungspunct mit der höheren Physik verschafft worden. Nicht so verhält es sich mit der vorliegenden Schrift, die, wenn auch nicht durch ihren Titel, doch durch ihre Vorrede viel gröſsere Erwartungen erregt, als sie erfüllt. Der Vf. hat erstens gar nicht den richtigen Begriff eines organischen Systems gefaſst, wenigstens nicht gleich durchgeführt, und bezeichnet damit auch einzelne Organe oder Aggregate von ähnlich geformten Organen. Sodann beschränkt er seine Untersuchungen über den Zusammenhang und den gegenseitigen Einfluſs der Systeme und Organe unter einander vorzüglich nur auf das *anatomische* Verhältniſs derselben, und sucht zunächst bloſs aus der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Textur und des Baues, so wie aus dem Daseyn oder Mangel der Continuität einzelner Organe die Ähnlichkeit und Verwandtschaft oder die Verschiedenheit ihrer Functionen zu erklären, nebenbey auch die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Wirkungen von Krankheitsstoffen und mechanischen Krankheitsursachen, so wie von Arzneyen, zuweilen auch das Ursächliche der Heilanzeigen und der Heilsamkeit einzelner Curarten und Mittel in den Zufällen dieses oder jenes Organs bemerklich zu machen. Aber gerade in diesen physiologisch-pathologischen Erklärungen und therapeutischen Hinweisungen, in welchen sich doch die Nutzbarkeit einer tiefer eindringenden Analyse des gegenseitigen Einflusses der Systeme und Organe auf einander am deutlichsten erproben, und

worauf mithin der damit sich befassende Schriftsteller die sorgfältigste Rücksicht nehmen sollte, ist der Vf. äusserst oberflächlich und unbefriedigend. Er begnügt sich mit bekannten Resultaten, die sich selten über das Gemeinempirische erheben, oder wo er auch auf höhere Ansichten und tiefer in das Innere des organischen Total- und Partial-Lebens eingehende Resultate stösst, da vermag er sie selbst nicht fest und klar genug zu fassen, noch weniger sie seinen Lesern bestimmt und deutlich genug wiederzugeben, und bleibt bey abgebrochenen Winken und dunkel hingeworfenen Andeutungen stehen. Dabey erschwert eine gewisse Schwerfälligkeit und Dunkelheit im Vortrag, eine schlechte, oft sehr pretiöse und gesuchte, oft sehr obsolete und holprichte Schreibart (die selbst der geborne Italiäner sehr schlecht und unelegant finden muss, besonders wegen der vielen ungebräuchlichen oder schwerverständlichen Worte, und des geschraubten Periodenbaues), und eine zuweilen sehr lästige, und nur dem hohen Alter des Vfs. zu verzeihende, Weitschweifigkeit und Wörteley das Verständniss dieser Schrift sehr, und ermüdet den Leser um so mehr, je weniger er sich entschädigt findet, nachdem er sich mühsam durch allen den Wortkram und die auf den ersten Anblick gehaltvoll scheinenden Demonstrationen des Vfs. durchgearbeitet hat. Bey dem allen enthält das Buch doch im Einzelnen vieles Gute, besonders mehrere interessante anatomische und empirisch-physiologische Bemerkungen, die auf eine Fülle eigener Erfahrungen in diesem Fache hinweisen. Eine kurze Inhaltsanzeige wird das gefällte Urtheil bestätigen.

Der Vf. hat diese Schrift ursprünglich für die *Société méd. d'Emulation* zu Paris in französischer Sprache entworfen, und hat daher auch das Ganze in IX akademische Vorlesungen nebst Einleitung und Schluss eingetheilt. Er redet in ihnen häufig die Societätsmitglieder an, scheint sie aber mitunter als wahre A B C-Schüler in der Anatomie und Physiologie zu betrachten, weil er ihnen nicht selten auch die gemeinsten und bekanntesten Dinge vordeclamirt. Dennoch hat die pariser *Soc. med. d'Emulat.* diese Schrift, wie es scheint, mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen, indem sie dem Vf. eine Medaille mit der Unterschrift: „*Influxu reciproco systematum in oeconomia animali explicato*“ (die der selbstgefällige Vf. auch in der Abbildung hier beyfügt), übersandte. — In der *Einleitung* ergiesst sich der Vf. ziemlich redselig über den Satz, dass die grössten Entdeckungen häufig aus ganz klein und unbedeutend scheinenden Beobachtungen und Ereignissen hervorgegangen seyen, und belegt ihn mit den Beyspielen vom Blutumlauf, vom Galvanismus u. a. Dann bemerkt er, dass die meisten Schriftsteller bisher den Begriff eines Systems im Organismus (welches letztere Wort der Vf. jedoch nie gebraucht) noch gar nicht deutlich und bestimmt genug zu entwickeln gewusst hätten (??), wenn auch einige ihm sehr nahe gekommen wären, und dass er mithin eine genauere und richtigere Entwickelung dieses Begriffs, und besonders des Verhältnisses der verschiedenen Systeme zu einander (die er hier geben wolle) für sehr nothwendig halte. In der *ersten Vorlesung* (oder dem ersten Abschnitt) bestimmt er nun den Begriff eines organ. Systems dahin: „Es sey diess der Inbegriff oder die Gesammtheit (*il complesso*) gewisser Theile des menschlichen oder thierischen Körpers, von welcher beharrlich eine und dieselbe Action abhängt.“ Das Oberflächliche und Mangelhafte dieser Definition (durch welche auch die Vegetabilien von dem Besitz von Systemen ausgeschlossen werden) wird keines näheren Beweises bedürfen. Der Vf. verbessert sie nicht, wenn er hinzusetzt: Die Systeme seyen das Resultat verschiedener einem und demselben Individuum zugehöriger Substanzen, die mit einander durch Continuität, und zwar hauptsächlich durch Zellgewebe, Nerven, Gefässe, oder *wenigstens* durch Muskeln, Bänder und Membranen verbunden sind, oder die sich in der Mitte von ähnlichen Substanzen (die doch also auch zu einem solchen Systeme gehören, und also nicht in ihrer eigenen Mitte gleichsam wie fremdartige Substanzen betrachtet werden können) befinden, und durch deren Einheit die Einheit ihrer Function bestimmt wird. Wie gemein und leer ist nicht diese vermeintliche Erklärung, die in Deutschland kaum mehr von einem Schüler der Physiologie gehört werden wird! Der Vf. übersieht oder vermeidet vielleicht geflissentlich ganz den Begriff des Systems, der auf den verschiedenen *Organisations*charakter und auf das Verhältniss des Organs zur Function gegründet ist; ja er bedient sich sogar fast niemals des Ausdrucks Organ. Überhaupt fehlt es ihm ganz an einer philosophischen Ansicht seines Gegenstandes, eben desswegen auch an einer philosophischen Darstellung desselben. Er glaubt aber etwas sehr Wichtiges zu thun, wenn er seine Systeme in vier Hauptclassen, und diese wieder in mehrere Arten eintheilt, und so die Zahl der thierischen Systeme recht vervielfältigt. Er will dadurch zunächst den (nach seiner Meinung bisher noch nicht recht erörterten) Grundsatz entwickeln, dass es mit der seither angenommenen Einfachheit der Systeme gar nicht seine Richtigkeit habe, und dass deren viel mehrere angenommen werden müsten, als man bisher that. Aber seltsamer kann in der That nichts seyn, als seine Eintheilung. Er stellt nämlich auf: 1) *Ein Systema commune*, welches nämlich allen übrigen Systemen gemeinschaftlich seyn soll (soll wohl heissen, welches mit allen übrigen Systemen verflochten und ihre gemeinschaftl. Grundlage ausmachen soll, wie sich auch aus dem folgenden Abschnitt ergiebt; denn ausserdem könnte es ja nicht als eigenes System aufgestellt werden): diess ist das Hauptsystem. 2) *Vier Systemata generalia*, welche zwar an sich ganz einfach, aber in dem Bau aller harten und weichen Theile vereinigt sind, und deren verschiedene Grundfasern constituiren. Sie sind a) das *Zellsystem* (wohin nun mit dem obigen ge-

neralen Hauptsystem?), b) das *Gefäßsystem*; c) das *Muskelsystem*, d) das *Nervensystem*. 3) *Sieben Systemata universalia* (hier lernen wir zuerst, dass das Universale dem Generalen subordinirt wird), welche aus Modificationen und besonderen Verknüpfungen der generalen Systeme entstehen. Sie machen also keine einfachen und für sich bestehenden (richtiger gesprochen, gar keine) Systeme, wie die vorigen, aus, sondern erhalten ihren Charakter als Systeme nur durch die respective Gleichförmigkeit ihrer Zusammensetzung und ihrer Figur, so wie durch den beharrlichen Charakter der Thätigkeit jedes Einzelnen von ihnen. Sie sind: das *membranöse*, das *glandulöse*, das *ligamentöse*, das *parenchymatöse*, das *markige* (das wäre also wohl ein System von nicht organisirter Masse?), das *Knorpel*- und das *Knochen*-System. 4) Mehrere *Systemata partialia*, welche sich als Composita aus den einzelnen Hauptsystemen, ja aus einzelnen schon zusammengesetzten Organen in den verschiedenen Cavitäten und Theilen des Körpers befinden, so zwar, dass jedes derselben seiner Configuration und seiner beharrlichen Function nach ein eigenthümliches Ganzes ausmacht. Der Vf. theilt sie ihrer Localität nach ein in *Kopf*-, *Hals*-, *Arm*-, *Brust*-, *Bauch*-, *Geschlechts*- und *Crural-Systeme!* Unter ihnen sind nichts anderes als die zusammengesetzteren Organe, die Eingeweide der drey Cavitäten, die Sinnwerkzeuge, die Gefäss- und Nerven-Geflechte, die verschiedenen Absonderungswerkzeuge etc. zu verstehen. — Um diese Eintheilung und Vervielfältigung der Systeme ist der Vf. wohl nicht zu beneiden. — In der *zweyten Vorlesung* handelt der Vf. vom *Hautsystem*, seiner „wunderbaren" Ausdehnung und seinem Einfluss auf den gesammten Körper. Der Vf. rechnet zu diesem System nicht nur die Oberhaut, die Schleimhaut, die Haut, und die Fetthaut, als Zellgewebe betrachtet, sondern auch das von ihm sogenannte *corpus papillare*, oder das Geflechte der äussersten Nervenendigungen, ferner auch die *Talgdrüsen* (*gl. sebac.*), die Haarwurzeln und die Nägel. Offenbar ist diess eine übermässige und sehr inconsequente Erweiterung des Umfangs jenes Systems. Sehr ausführlich und mit grosser anatomischer Kenntniss (die überhaupt in diesem ganzen Werk unverkennbar und sein schätzbarstes Verdienst ist) zeigt nun der Vf., dass die äussere Haut sich theils unmittelbar (durch Fortsetzungen, Umschlagungen, Duplicaturen u. s. w.) theils mittelbar auch über das Innere des Körpers und aller seiner Eingeweide verbreite (nach seinen Behauptungen und Versuchen auch über die innere Oberfläche des Uterus, was wir aber sehr in Zweifel ziehen, so wie überhaupt manche andere, hier nicht weiter anführbare, Behauptungen des Vfs. über das Daseyn einer wirklich fortgesetzten äusseren Haut in einzelnen inneren Theilen), und zieht daraus die Folge, dass alle Organe durch dieses System mit einander zusammenhangen, und dass viele derselben sich dem grössten Theil ihrer Masse nach in blosse Hautsubstanz auflösen. Wie ist es aber nun mit der, vom Vf. so gepriesenen Vielheit der Systeme, und wozu ihre Vervielfältigung? Am Ende käme Alles auf ein Grundsystem, das der Zellfaser, hinaus, und nach dem unbegrenzten Umfang, das der Vf. seinem Hautsysteme giebt, müsste dieses auf jenes reducirt werden. Dann fallen aber auch nothwendig die (vom Gesichtspunct des Systems betrachtet ohnehin nichtigen) Abtheilungen der universalen Systeme des Vfs., nämlich eines membranösen, *ligamentösen* u. s. w., weg. Als eine Probe der Anwendung auf Physiologie und Klinik, die der Vf. von seinen angeführten System-Darstellungen macht, mag folgende Stelle dienen: „Solche nicht zubezweifelnde anatomische Beobachtungen (die Verbreitung und den Zusammenhang des Hautsystems betreffend) müssen künftig für die Physiologie, Pathologie und Praxis äusserst nützlich werden. — Schon jetzt machen wir von ihnen Anwendung mit den Einspritzungen in den Uterus, mit den Vesicatorien, und den blinden Schröpfköpfen in der Seite, mit den Klystieren, Salben, Fomentationen, Blutigeln u. s. w. in verschiedenen Krankheiten." Also diese, und *nur diese* Anwendung wüssten wir von der Kenntniss des Umfangs, Wechselverhältnisses und der Totalfunction des Haut- oder Zellular-Systems zu machen?? — In der *dritten Vorlesung* soll bewiesen werden, dass es ausser den oben genannten noch *mehrere subalterne* Systeme geben, nämlich besondere Abtheilungen des Blutgefäss- und Lymph-Systems, unter diesen auch ein *S. hydropneumaticum*, von Gefässen, die Luft mit Wasser enthalten sollen, nach einigen Beobachtungen des Vfs., ferner ein *S. enteradenicum*; *adenocisticum* und *thoracicum*, als Unterabtheilungen des *S. Chylifert*, auch ein *S. geneticum*, dann noch 10 Unterarten der partialen Systeme, nach den Orten, als: *S. cephalicum*, unter welchem wieder das *S. opticum*, *dacricum* (Thränenwerkzeuge), *osmicum*, *acusticum* u. s. f. begriffen seyen, ferner *S. errinum s. nasale*, *pulmonale*, *gastricum* u. s. w. Die Vorlesung enthält aber mehr Krankengeschichten, die zum Theil interessant sind. — Die *folgenden Abschnitte* enthalten die weitere Ausführung des Vorigen mit vielen Krankengeschichten. Ahx.

AUGSBURG, b. Vf., und NÜRNBERG, b. Campe: *Über das Medicinalwesen in der vormaligen königl. baierschen Provinz in Schwaben*, oder *Rechenschaft über meine Geschäftsführung als Medicinalrath bey der vormaligen königl. baierschen Provinz in Schwaben*. Nebst Darstellung der Medicinalverfassung von Baiern, unter der vorigen und gegenwärtigen Regierung. Von *J. E. Wetzler* zu Augsburg, k. b. Medicinalrathe des Lechkreises. 1810. VIII u. 208 S. 8. nebst 2 Bogen Tab. (1 Rthlr. 8 gr.)

Im J. 1803 wurde bey der Landesdirection zu Ulm, wie bey der zu München, eine Medicinalsection errichtet, und bey dieser der Vf., der vorher praktischer Arzt zu Straubing, eben erst Landgerichts-

physicus zu Landau in Baiern geworden war, nebst zwey anderen Ärzten, zum Medicinalrath ernannt. Er trat in diesen Posten mit dem Wunsche, zur Verbesserung des damals dort über alle Vorstellung schlechten Medicinalwesens recht viel beytragen zu können, übernahm daher gern die schwersten und meisten Arbeiten, und suchte, wie er in dieser Schrift zu beweisen bemüht ist, mit Hintansetzung alles eigenen Interesse, und, bloss das Wohl des Staats und der Menschheit vor Augen, grosse Opfer nicht scheuend, seine Pflichten als Staatsdiener redlich zu erfüllen. Und es ist nicht zu leugnen, die hier vorgelegten Actenstücke sprechen es aus, dass der Vf. während eines fünfjährigen Zeitraums in seiner schönen, aber auch schwierigen Wirkungssphäre viel zur Verbesserung und Vervollkommnung des Medicinalwesens gethan hat. Dennoch aber sah er sich für diese dem Staate geleisteten wichtigen Dienste und dargebrachten Opfer vernachlässigt, und fühlte sich, als man endlich gar den Medicinalräthen überhaupt den allgemeinen Vorwurf machte, dass sie den Gehalt, den ihnen der Staat angewiesen, ihrer Unthätigkeit und Fahrlässigkeit wegen nicht verdienten, zur Ablegung dieser öffentlichen Rechenschaft bewogen.

Nebst dieser voranstehenden Rechenschaft enthält diese Schrift eine Darstellung der Beschaffenheit des Medicinalwesens unter der vorigen und unter der gegenwärtigen Regierung von Baiern. Dass dasselbe unter der vorigen Regierung von Baiern über allen Glauben schlecht geordnet und gar keiner Aufmerksamkeit gewürdigt war, die gegenwärtige, über alles Lob erhabene Regierung aber, mit Aufopferung grosser Summen, es auf den Grad von Vollkommenheit, dessen es fähig ist, zu bringen sich bestrebt, das ist, so wie die gegenwärtige musterhafte Medicinalverfassung dieses Landes selbst, unseren Lesern längst bekannt. Die abgelegte Rechenschaft des Vfs. aber werden ärztliche, in ähnlichen Verhältnissen stehende Staatsdiener in mehr als einer Hinsicht lehrreich finden. Sie lehrt so Manches aus dem Geschäftsgange der öffentlichen Medicinalangelegenheiten näher kennen; sie lenkt den Blick tiefer in das Detail der Gebrechen des Medicinalwesens; macht auf eine speciellere Weise mit den Mitteln zur Verbesserung dieser Gebrechen bekannt, und zeigt praktisch, wie die dahin einschlagenden Dinge und Vorfallenheiten behandelt werden können und müssen. Und wenn auch in keiner dieser Hinsichten diese Schrift etwas Neues enthält: so ist sie doch eben darum schätzenswerth, dass sie das Bekannte in seiner wirklichen Anwendung auf die am meisten vorkommenden Fälle zeigt, und dem öffentlichen Gesundheitsbeamten zum Wegweiser durch viele seiner amtlichen Verhältnisse dienen kann.

In Rücksicht der einzelnen Gegenstände bemerkt Rec. nur Einiges. Sehr gut z. B. war nach S. 48 bey den dort vorhandenen Localumständen die Idee, die Wundärzte, theils zu mehrerer Sicherung und Befriedigung des an denselben hangenden Landvolks, theils zur Steuerung einer aufsichtslosen Pfuscherey der Chirurgen in die Behandlung innerlicher Krankheiten, als Medicinalgehülfen anzustellen, vermöge welcher Bestimmung sie dann zwar auch in schleunigen Fällen innerlicher Krankheiten Hülfe leisten, jedoch dem entfernten Physicus hievon, so wie in allen anderen Fällen, sogleich Bericht erstatten, und dessen fernere Ordinationen einholen und befolgen müssen. Allein es können unwissende Chirurgen auch schon durch die erste Hülfsleistung unverbesserlich schaden, und dann des Arztes Anordnungen zu spät kommen, nicht zu gedenken, dass ihr Bericht den Physicus meistens eben so wenig befriedigen wird, als der Bericht des Bauers selbst. Es müssten also zu dem Ende die Chirurgen wenigstens besser unterrichtet werden, als es grösstentheils immer noch geschieht. Und dennoch bleibt diese in mancher Hinsicht gute Einrichtung aus bekannten Gründen bedenklich. — Viel Treffendes und Wahres enthält der Vortrag S. 55 über die Einrichtung einer chirurgischen und Hebammen-Schule, besonders über die Trennung der verschiedenen Theile der ausübenden Heilkunde, die allerdings überwiegende Nachtheile behält. — Sehr gegründet ist der Tadel eines Hebammenunterrichts ohne praktische Anleitung zu den gewöhnlichen Hülfsleistungen bey der Geburt selbst. Sehr wahr ist S. 77 die Bemerkung, dass die meisten Beamten Untersuchungen in Fällen medicinischer Pfuscherey und dergleichen gar zu gern, und so viel es nur seyn kann, vermeiden (besonders wenn sie dergleichen Untersuchungen *ex officio* führen sollen). Rec. kann nicht bergen, dass es ihm befremdete, unter dem S. 99 aufgezählten Apparat der Hebamme noch eine Tauffspritze zu finden. — Der Vorschlag, dass die Chirurgen zugleich Thierarzneykunde studiren sollen, ist an sich gar nicht unrecht; aber der Thierarzt muss, wenn er nicht mehr schaden als nützen soll, einen eben so gebildeten und scharfen Verstand, und eben so viel Kenntniss haben als der Menschenarzt: mithin ist es wiederum nöthig, dass zu Chirurgen nicht untüchtige und verwahrlosete, sondern von der Natur gut ausgestattete, guterzogene, und mit Vorkenntnissen versehene Subjecte genommen, und diese so zweckmässig als möglich unterrichtet werden. In dem Abschnitte über Pfuscherey kommen sehr treffliche Verordnungen vor. Möchte jeder Staat wenigstens einen so thätigen, sich dem Wohle des Vaterlandes in seinem Fache so ganz hingebenden Mann, wie der Vf. dieser Schrift ist, an der Spitze der obersten Medicinalbehörde haben, und das beherzigen, was derselbe S. 17 u. f. über den Werth eines guten Medicinalwesens für den Staat sagt! Die angehängten Schemata zu meteorologischen und Schutzpocken-Tabellen, zu Geburts-, Kranken- und Sterbe-Listen können den Physicis und Sanitätscollegien zum Muster dienen, denn sie sind in der That recht zweckmässig eingerichtet.

DFl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 MÄRZ, 1811.

HOMILETIK.

Hamburg, b. Hoffmann: *Homiletisches Ideenmagazin*, herausgegeben von *Bernhard Klefecker*. II Band. 1—3 Heft. 1810. VI und 560 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Rec., welcher den ersten Band dieses trefflichen Magazins mit grosser Freude las, und in der Jen. A. L. Z. 1810. No. 45 mit Überzeugung dem Publico anempfahl, würde auf die Erscheinung dieses zweyten nur aufmerksam machen dürfen, wenn er im Plan und Inhalt sich gleich geblieben, und wenn einige gerügte Mängel des ersten hier vermieden worden wären. Aber was wir schon damals fürchteten, dass man sich durch die unzeitige Nachgiebigkeit gegen einige Mitarbeiter immer mehr von dem Anfangs festgesetzten Plane entfernen würde, hat sich leider in diesem Bande nur allzu häufig bestätigt. Der Plan des Herausgebers war nämlich (s. Band I. S. V und VI der Vorrede): „Über jede Perikope *Ideen* und *nur Ideen* mitzutheilen. Ein *Ideenmagazin* — eine Sammlung von Ansichten, Gedanken, Materien, — begleitet mit diesem oder jenem Winke zu ihrer fruchtbaren Behandlung, zu geben — *nicht aber die schon vorhandene Legion der Hülfsmittel für Träge und Unfähige durch ausführliche Predigtentwürfe, Dispositionen, Auszüge aus Predigten* u. s. w., *zu vermehren.*" Für seine Person ist nun zwar der schätzbare Herausg. diesem Plane getreu geblieben, hat ihn selbst vervollkommnet, und uns mit einem wahren Schatze neuer, lehrreicher, textgemäfser, praktischer Ideen beschenkt. Aber hiemit hat er als Herausgeber noch nicht genug gethan: auch von seinen Mitarbeitern sollte er keine anderen Beyträge, als *Ideen* in seiner Manier bearbeitet, annehmen; sollte diese selbst, um nichts Alltägliches zu liefern, einer strengen Prüfung und Sichtung unterwerfen. Leider ist diess nicht geschehen, und das „*Ideenmagazin*" schwebt in Gefahr, zu einem gewöhnlichen, recht weitschichtigen Predigermagazin herabzusinken. Da findet man weitläuftige *Dispositionen* (z. B. S. 323 ff.), welche, wie sich in der Folge zeigen wird, nicht einmal richtig disponirt sind, und sonach nicht als Muster dienen können. Da *Auszüge* aus Casualpredigten (S. 508), deren Mittheilung selbst die von dem Herausgeber gerühmte Vortrefflichkeit nicht entschuldigen würde, welche aber, nach Rec. Urtheile, nur zum Mittelmäfsigen zu rechnen sind, und um so eher entbehrt werden konnten. Da (S. 342) *eine lange trockene Geschichte der Busstagsanordnungen*, welche nur die Vorläuferin einer noch längeren seyn soll, mit der uns der Vf. bedroht, die wir *Ideen* und *nur Ideen* wünschen. Da (S. 218 und 201) *liturgische Vorschläge*, und (S. 391 ff.) eine lange liturgische Abhandlung. Da selbst (S. 85 ff.) stichelnde, und mit einem ?! bezeichnete *Reflexionen* über sächsische Textanekdoten, mit denen den Vf. wohl ein unsicherer Correspondent zum Besten gehabt. Kleinerer Abweichungen vom Plane, z.B. exegetischer Bemerkungen, wie S.67, nicht zu gedenken, weil dadurch Ideen eingeleitet oder bestätigt werden.

Die Beyträge des Herausg. sind, wie gesagt, sich gleich, das heisst, trefflich geblieben. Vorzüglich hat der schöne Cyklus von Ideen über die Jugendgeschichte Jesu (S. 21 ff.) in uns den Wunsch erregt, dass der Vf. seine Ideen allein geliefert haben möchte. Er ist ein höchst schätzbares und nachahmungswürdiges Beyspiel, wie man ganze, durch mehrere Evangelien fortlaufende Abschnitte der Schrift zu behandeln habe, um durch eine sorgfältige Zergliederung des Einzelnen, und einen pragmatischen Überblick des Ganzen, vielen und neuen Stoff zu gewinnen. Nur einige Beyspiele über das Evang. am 1 Sonnt. nach Epiph. S. 65. IV, 7. *Von dem Überraschenden, womit uns oft die schnell hervortretenden Geisteskräfte an Kindern ansprechen.* 9. *Es macht den Erwachsenen Ehre, wenn sich Kinder gern und vertraulich mit ihnen unterhalten.* 4. *Über den Werth eines gefälligen Äussern.* Hätte nicht auch daraus, dass Jesus über diejenigen, welche er jetzt hörte und bewunderte, in der Folge ein ganz anderes Urtheil fällte, das Thema können hergeleitet werden: *Wie ganz anders wir bey gereifter Menschenkenntniss über die Menschen urtheilen, als in der Jugend.* Doch diess sey nur ein Beweis, wie reichhaltig die als unfruchtbar verschrieenen Evangelien sind, wenn man selbst nach Hn. *Klefecker* eine Nachlese darin halten kann. Dass seine Ideen in einer richtigen Exegese gegründet sind, beweisen einige, hin und wieder eingestreute Schrifterklärungen, z. B. VI, S. 67. Wenn aber Hr. *K.* S. VII, 69 Schwierigkeiten über die Worte erhebt: *Seine Ältern verstanden es nicht:* so konnten sie wohl eben so ausgelegt werden, als wenn es von den Jüngern Jesu heisst: „Sie vernahmen der Keines." Etwas Ungewöhnliches überrascht uns, wenn wir auch vorher und wiederholt darauf vorbereitet

find. So *entfatzten fie fich* auch nicht blofs vor Freude (S. 66), fondern nach Art gemeiner und befcheidener Leute, dafs ihr Sohn fich in eine fo angefehene Verfammlung wagte u. f. w. Manches Thema möchte doch wohl nicht unbedingt behauptet werden können, z. B. S. 68. No. 4. *Woher kömmt es, dafs religiöfe Gefühle, die fich in unferer Kindheit lebhaft regten, uns in der Folge oft völlig fremde werden?* Rec. vertaufchte die bleibenden Eindrücke der religiöfen Begeifterung feines erften Lehrers nicht gegen manche gepriefene Religionsphilofophie neuerer Zeit.

Dem Herausgeber zunächft ftehen die Mitarbeiter am erften Bande Hr. *Evers*, *Rentzel* und *Rambach*. Hr. *Evers* ift dem Plane im Allgemeinen getreu geblieben, und hat *Ideen* geliefert. Nur bemerkte er nicht, dafs eine und diefelbe Idee, in anderen Worten ausgedrückt und anders gewendet, noch kein Ideenreichthum fey. So fagen S. 105 ff. No. 1 — 8 faft das Nämliche; vorzüglich fliefsen No. 4, 5, 6, 7 in einander, und können zu nichts als Wiederholungen führen. Auch herrfcht in der Ankündigung des Thema eine gewiffe Monotonie, z. B. S. 114. No. 31. Wie lehrreich — No. 32. Wie nöthig — No. 34. Wie wichtig — No. 35. Wie weife — No. 36 Wie lehrreich — No. 37. Wie wenig — No. 38. 39. Wie wichtig — Bey dem allen liefert der Vf. mehrere gute und neue Ideen, z. B. S. 110. No. 19, 20: *Zu welchen Fehlern die Sucht verleitet, in Gefellfchaften unterhaltend zu feyn.* — Hr. *Rentzel* ift den, S. 178 in dem fogenannten Vorworte aufgeftellten Grundfätzen über die Behandlung und Benutzung des Textes (nicht als Motto) getreu geblieben, und hat recht gute Beyfpiele textgemäfser Ideen geliefert. Nur darin kann Rec. nicht mit ihm übereinftimmen, dafs er S. 180 am Schluffe der Predigt eine befondere Anwendung empfiehlt. Die beften Redner haben diefe mit Recht für überflüffig gehalten, theils weil durch eine nochmalige, mit einem: „Laffet uns — oder: wir wollen —" begleitete Überficht der abgehandelten Materie, der Schlufs matt wird, und gewifs keinen Stachel in den Gemüthern zurückläfst; theils weil der ganze Vortrag, wenn er nicht trockene Belehrung, fondern lehrreiche Erbauung feyn foll, mit zweckmäfsigen Anwendungen durchwebt feyn mufs. Ob aber (abgefehen von dem Planwidrigen) S. 118 die Angabe einiger Worte bey Ausfpendung des Abendmahls Beyfall finden werde, bezweifelt Rec. Nicht zu gedenken, dafs diefe Abänderung dem gemeinen Manne mehr als jede andere anftöfsig feyn, und Mifstrauen gegen feinen Religionslehrer erregen würde: fo erfchöpft keine der angegebenen Ideen das, was bey dem Abendmahl zu denken und zu empfinden ift, und gewährt nur einzelne Anfichten. — Auch Hr. *Rambach* hat, dem Plan getreu, S. 186 ff., in der Erweckungsgefchichte des Lazarus kurze, natürliche, textgemäfse, obwohl, wie er felbft eingefteht, nicht immer neue Ideen aufgefunden. — Unter den in diefem Bande hinzugekommenen Mitarbeitern hat Hr. *Biederftedt* den Plan noch am beften gefafst, und vorzüglich S. 139 ff. feine Reflexionen und Ideen über Matth. 13, 54 — 57 aufgeftellt. Aber deffen Bearbeitung der epiftolifchen Texte hat Rec. noch nicht von der Fruchtbarkeit derfelben überzeugt, vielmehr fein, bey Anzeige des erften Theils darüber gefälltes Urtheil beftätigt. Es find wenig neue und fruchtbare Themata daraus hergeleitet. Oft felbft nicht einmal im Geift der Apoftel. Würde wohl Johannes über die erhabenen Grundfätze, die er 1 Joh. 5 aufftellt, wie S. 83. No. 2 gefchieht: *Über die hohe Würde Jefu, als eines unter Gottes Mitwirkung erfchienenen Lehrers wahrer Religionskenntnifs*, gepredigt haben? — Hn. *Biederftedt* zunächft fteht Hr. *Koch*, deffen Ideen zwar nicht neu, aber doch brauchbar find. Nur S. 159. No. 1 möchte in dem Texte Matth. 5, 6 nicht das Thema: *Die wahre Würde des Menfchen*, liegen. Mehr eignet fich ihm No. 2, 3, 4 an. S. 161 fagt wohl der biblifche Ausdruck: *Gott fchauen*, mehr, als zu einer hellern und lebendigern Erkenntnifs Gottes gelangen. Er entfpricht dem johanneifchen: Von Gott geboren feyn, Gemeinfchaft mit Gott haben. Aber wie nahe lag bey der ersteren Erklärung die Idee: *Von dem Einflufs unferer Sittlichkeit auf unferen Glauben.* Oder: *dafs eine treue Befolgung der Religion uns immer mehr von ihrem hohen Werthe und ihrer Göttlichkeit überzeuge.* Auch die Ideen zu verfchiedenen Amtsreden zeichnen fich als Ideen und durch glückliche Wahl der Texte aus. Nur die Ideen zu Traureden find dürftig ausgefallen, und ähneln einander gröfstentheils.

Zu bedauern ift, dafs der Herausgeber fich nicht wenigftens auf obige Mitarbeiter befchränkt hat. Denn Hr. *Boll*, *Breiger* und *Brumleu* haben gröfstentheils planwidrige Beyträge, und diefs höchftens von der Mittelforte, geliefert. Hr. *Boll* giebt förmliche Difpofitionen, aber nicht rednerifche, fondern, wie man fie nach Anleitung jedes Compendium fertigen kann. Und doch find fie nicht allezeit logifch. So follte S. 89 No. 3 bey der getroffenen Difpofition das Thema nicht heifsen: *Die Freude über* — fondern: *Die Wichtigkeit der Freude über* —. Die Ideen zu Beichtreden S. 206, find dürftig. Sie enthalten nur Strafe, nichts Erhebendes, und wenig Vorbereitendes auf die Haupthandlung, das Abendmahl. Die Texte und Ideen zu Wochenpredigten S. 337 konnte wohl, auch ohne diefe Anleitung, jeder im Sirach finden. Hr. *Breiger* quält uns ebenfalls mit ausführlichen Difpofitionen, wie fie der Anfänger, nicht der Lefer eines Ideenmagazins, bedarf (f. 1 B. Vorrede. S. VII. VIII. XI. XII). Auch find fie unlogifch, und man fucht den zweyten Theil oft vergeblich im Thema. Die Pfingftpredigt S. 306 ff., von welcher ein langer ermüdender Auszug geliefert ift: *Dafs der Geift des Chriftenthums eben derfelbe ift, der in der Natur zu uns redet*, foll zwey Ideen vereinigen; aber es ift, wie in einem fchlechten Drama von zwey Handlungen, nichts gehörig ausgeführt; die Ideen ftehen neben einander, aber greifen nicht in einander, und das Praktifche fehlt ganz. Der Begriff *Geift* ift unbeftimmt

und schwankend geblieben, und so konnte auch das Thema recht füglich so ausgedrückt seyn: *Die Übereinstimmung der Natur und Religion in einigen Hauptwahrheiten unseres Glaubens.* Doch der Vf. spricht sich S. 393 der Abhandlung selbst das Urtheil. Die Entschuldigungen solcher weitläuftiger Auszüge aber, die uns der Herausgeber S. 50. 8, 9 zum Besten giebt, lassen sich wohl nur mit dessen freundschaftlicher Nachgiebigkeit, gewiss aber nicht mit der vorgeblichen Vortrefflichkeit der Predigten entschuldigen. Was endlich die *brumleu*schen Ideen anlangt: so haben die aus den Episteln hergeleiteten, oft erzwungenen, und doch alltäglichen Themata zu Erndtepredigten S. 84, die Lust des Rec., mehrere Ideen dieses Mitarbeiters aufzusuchen, gar sehr geschwächt.

Beyfallswerth sind dagegen die dem 2ten und 3ten Heft beygefügten Abhandlungen, besonders die, welche dem Plane gemäss Stoff zu Ideen liefern, oder doch unbekannte und unbeachtete Quellen derselben aufdecken, wie S. 374: *Von dem Nutzen, welchen das Studium der Schriften unserer ältern protestantischen Kanzelredner einem Prediger gewähren kann.* Der Geist, in welchen sie redeten, wird, sehr richtig, als der eigentliche Geist der Erbauung aufgefasst, und hieraus, und aus der Festigkeit ihres auf Bibel gegründeten und stets mit Bibel belegten Systems, so wie aus der Form ihrer homilieenartigen, und den ganzen Text erschöpfenden Vorträge, die eigene Erscheinung erklärt, wie sie so lange sich neben weit vorzüglichern Mustern neuerer Zeit behaupten konnten. Von Herzen stimmt Rec. in den Wunsch des Herausg. S. 399, dass der Vf. zweckmässige und ideenreiche Auszüge aus älteren Predigten liefern möge. Sie würden gewiss mehr Beyfall finden, als die eigenen Schöpfungen.

Die zweyte Abhandlung S. 390 ff. von Hn. *Breiger* untersucht die mehr liturgische, als homiletische Frage: *Ist es nothwendig, dass eine völlige Einheit in allen Handlungen einer öffentlichen Gottesverehrung* (z. B. Predigt, Taufe, Abendmahl, Copulation) *herrsche?* Der Verf. scheint hierin doch mehrere Schwierigkeiten zu finden, als in der Sache selbst liegen. Denn auch mit den am heterogensten scheinenden Materien, z. B. Unmässigkeit, Schuldenmachen (S. 399), liessen sich die übrigen öffentlichen Reden in Verbindung bringen, wenn man z. B. in Beziehung auf die erste Materie, bey der Taufe von der Sinnlichkeit und natürlichen Unvollkommenheit des Menschen, beym Abendmahl von den Vorzügen des geistigen Genusses vor dem bloss sinnlichen, bey der Trauung von Häuslichkeit u. s. w.; in Beziehung auf die zweyte aber, bey der Taufe von den Verpflichtungen der Menschen in Rücksicht Gottes, beym Abendmahl von der durch Gottes Versöhnlichkeit uns aufs heiligste anempfohlenen Versöhnlichkeit gegen Andere, und bey der Trauung von Ordnung, Sparsamkeit u. s. w. redete. So hebt sich auch die Bedenklichkeit, dass, bey öfterer Wiederholung der nämlichen Idee, die Zuhörer ermüden möchten, durch die Bemerkung, dass Ideen, welche dem Zuhörer bey einer Gelegenheit, z. B. in der Predigt, nicht ansprachen, ihm vielleicht, nach seiner Individualität, bey einer anderen, z. B. beym Abendmahl, einleuchtend und interessant werden.

Die Abhandlung *über Leichenpredigten und ihren Werth* S. 560 ff., liefert (die Rigorosität des hier nicht ganz an seinem Platz scheinenden Todtengerichts, und die oft kleinliche, oft unschickliche, und der Würde der Kanzel nicht angemessene Berührung häuslicher Angelegenheiten, ausgenommen) mehrere schätzbare Ideen und glücklich gewählte Texte, und schliesst sich so dem Plane dieser Zeitschrift an. Aber wozu in aller Welt die literarischen Anzeigen S. 555?! Die Entschuldigung: „*Der Herausg. kann sich das Vergnügen nicht versagen*," ist hier unstatthaft. Es fragt sich, ob die Leser an solchen Anzeigen, die man höchstens als Freundschaftsopfer betrachten kann, und die das Buch ohne Noth nur mehr vertheuern, Vergnügen haben? Rec. wenigstens nicht. Sein Grundsatz ist: Wer alles leisten will, leistet am Ende wenig, oder nichts. Sollte der Plan sich, wie in diesem 2 Bande, fortdauernd erweitern: so steht zu befürchten, dass wir, statt eines Ideenmagazins, woran es wirklich noch fehlte, ein gemeines Predigermagazin, ein geistliches Quodlibet erhalten werden, dessen Zahl Legion heisst.

— xf —

ALTONA, b. Hammerich: *Predigten zur Belebung des Glaubens an die göttliche Weltregierung* von *N. Funk*, Prediger in Altona. Erstes Heft. 1809. XVI u. 131 S. 8. (12 Gr.)

Wenn die unerwarteten Begebenheiten dieser Tage den tröstenden Glauben an die göttliche Weltregierung in manchem Gemüthe zu erschüttern fähig sind: so haben Prediger keinen wichtigern Beruf, als diesen Glauben, von dem alle Kraft zum Handeln und Dulden abhängt, bey ihren Gemeinden zu beleben und zu sichern. Durchdrungen von diesem Berufe, übergiebt der Vf. diese Predigten dem Publicum, nicht um darin eine vollständige Darstellung der Lehre von der göttlichen Weltregierung, noch eine neue und tiefere Begründung derselben, noch eine Theodicee zu versuchen, sondern um zur Belebung dieses Glaubens für seinen Theil mitzuwirken. Seine Arbeit soll sich von anderen ähnlichen besonders dadurch unterscheiden, dass sie mehr die moralische Seite dieser Lehre beachte, als jede andere. Aber man möchte fragen, ob sich wohl vernünftiger Weise eine andere als die moralische Seite dabey beachten lässt. Das Ganze soll aus 24 oder 30 Predigten bestehen, und 3 oder 4 Hefte sollen nachfolgen. Der gegenwärtige Heft liefert 6 Predigten. 1) Was heisst an eine göttliche Weltregierung glauben? über Act. 17, 22—28. Hier wird doch mehr gezeigt, dass eine göttliche Weltregierung geglaubt werden müsse, als was zu diesem Glauben gehöre. 2) Die Wohlthätigkeit des Glaubens an eine göttliche Weltregierung in Zeiten all-

gemeiner öffentlicher Trübsale (eins von beiden ist überflüssig, entweder allgemein oder öffentlich), über Ps. 27, 1. Dieser Glaube, heisst es in einer Unterabtheilung, erinnert uns, dass den Bedrängnissen heilsame und höchst wohlthätige Absichten zum Grunde liegen. Das ist ja ein nothwendiges Stück dieses Glaubens; es sollte aber die Wohlthätigkeit desselben gezeigt werden. Die ganze Predigt wiederholt im Grunde Vieles von der ersten. 3) Von der Stärke, welche dieser Glaube nach dem Vorbilde Jesu haben soll, über Matth. 26, 37—42. Offenbar werden hier mehr die Fälle angegeben, wo sich diese Stärke zeigt, als die Stärke selbst. 4) Hauptbedingung des starken Glaubens an die göttliche Weltregierung über, Ps. 37, 5. a) Haltet euer Gewissen rein von vorsätzlichen Vergehungen. (Aber muss nicht auch der Verbrecher die gerechte Nemesis in der Welt am Ende finden?) b) Gewöhnt euch, alle Begegnisse eures Lebens als Mittel zu eurer Veredelung zu betrachten (ist nicht Hauptbedingung, sondern Glaube selbst). c) Bey dem Verluste mancher Lebensfreuden seyd desto aufmerksamer auf diejenigen, die euch noch übrig bleiben (ist bloss ein Mittel dazu). d) Denkt oft an die Beyspiele derer, die im Glauben, dass Gott alles wohl mache, jede Noth überwunden haben (ist wieder Mittel, nicht Bedingung dieses Glaubens). 5) Dass die göttliche Weltregierung jedes Alter unseres Lebens für unsere Bildung zur Tugend wohlthätig zu machen wisse, über Sir. 39, 39—41. Ein Text, der freylich nur gezwungen zum Thema passt, auch übrigens weiter nicht benutzt wird. 6) Gott bleibt eben so anbetungswürdig, wenn er unsere Gebete um irdische Güter und Freuden nicht erhört, als wenn er sie erhört, über 2 Cor. 12, 7—9. Hier werden mehr die guten Folgen angeführt, welche die Nichterhörung unserer Gebete haben kann, als bewiesen, dass Gott dabey eben so anbetungswürdig bleibt. Lag der Beweis nicht viel näher, wenn gezeigt würde, dass dadurch eben so sehr Gottes Weisheit, Güte und Gerechtigkeit sich offenbare? Freylich folgt das am Ende auch daraus, aber erst durch eine Schlussfolge.

Die Sprache des Verfassers ist edel und rein, Kleinigkeiten, z. B. Wiegensprössling S. 96 (das Kind ist ja nicht aus der Wiege entsprossen), und harte Constructionen, z. B. S. 59: „Bey weitem nicht so fromm und gut, als Jesus war, verlieren auch unsere Ansprüche u. s. w." (als ob die Ansprüche nicht so fromm und gut wären) abgerechnet.

L. M. H.

KURZE ANZEIGEN.

Homiletik. *Bremen* und *Aurich*, b. Müller: *Über christliche Vervollkommnung und Vollkommenheit*, drey Predigten gehalten in der Ansgari-Kirche zu Bremen von *Christian Carl Gambs*, ev. luth. Pred. 1809. 68 S. 8. (8 Gr.)

Diese drey aus einer grösseren Sammlung genommenen Predigten handeln ihren Gegenstand mit einer Wärme ab, die sich dem Leser mittheilt, und in ihm wohlthätig wirkt. Sie haben aber noch grosse Fehler. Manches darin ist, wenigstens für einen grossen Theil der Zuhörer, leere Declamation. Das Hauptthema ist zu allgemein, und bleibt an mehreren Orten unbestimmt, indem bald von dem Fortschreiten der ganzen Menschheit, bald von dem Wachsthum des einzelnen Menschen in Weisheit und Tugend die Rede ist, und diejenigen, die an dem Ersten zweifeln, an manchen Stellen so betrachtet werden, als wenn sie auch die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Letztern leugneten. Die Sprache ist auch noch nicht ganz kanzelgemäss. Denn wenn es z. B. S. 170 heisst: „Wir mögen unser Gesinde noch so theuer bezahlen, dadurch erkaufen wir uns wohl die bedungenen Dienste, *die materielle Handlung*, so muss man, den Zusatz: *die materielle Handlung*, gewiss wegwünschen; und zu ähnlichen Wünschen findet man sich oft veranlasst. Kein Prediger darf sich bey der Wahl solcher Ausdrücke damit entschuldigen, dass er ein gebildetes Auditorium habe; immer sind mehrere zugegen, für die eine solche Sprache nicht ist, und nie darf die Kanzelsprache eine philosophische Büchersprache werden.

Dfr.

Quedlinburg, b. Ernst: *Tägliches Handbuch für Prediger und Predigtamts-Candidaten, zur leichteren Auffindung der Materialien zu ihren Kanzelvorträgen über die Perikopen, Fastentexte und auserlesene salomonische Sprüche.* Von *Johann Heinrich Friedrich Meineke*, vormals fürstl. Consistorialrath, jetzt noch Prediger zu St. Blasii in Quedlinburg. Nebst Zugabe eines zur Verzeichnung besonderer Amtsfälle und anderer nicht zu vergessender Umstände dienenden Gedächtnissbuches. 1810. 335 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Man findet hier bey jedem Sonn- und Fest-Tage zwey Predigtdispositionen über das Evangelium, eben so viele über die Epistel, und eine zu einer Wochenpredigt. Aber nur die Hauptgedanken sind bey denselben ganz kurz angegeben, selten ein Wink zur weiteren Ausführung. Weil sich der Eingang leicht von selbst finde, wenn man mit dem Hauptgedanken aufs Reine gekommen sey: so hat der Vf. die Eingänge dazu weggelassen. Bey einigen indessen würde es doch wohlgethan gewesen seyn, sie anzugeben, da die Verbindung des Hauptgedankens mit dem Texte nicht gleich in die Augen springt. Die Dispositionen selbst behandeln lauter Materien, die sich für den Kanzelvortrag eignen; nur ist die Behandlung bisweilen nicht populär genug, und die Abtheilungen nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit angegeben. Der Vf. hat sein vorzügliches Augenmerk auf die Prediger des Königreichs Westphalen gerichtet, denen durch die Führung der Register des Civilstandes viel Zeit und Aufmerksamkeit geraubt wird, die sie sonst auf eine sorgfältige Ausarbeitung ihres Vortrags hätten verwenden können. Diesen und anderen Predigern, die sich in einer ähnlichen Lage befinden, ist das Buch als eine Materialien-Sammlung für ihre Vorträge zu empfehlen. Nur glaube Keiner ein Polster für seine Trägheit hier zu finden; es bleibt ihm immer noch genug zu thun übrig, wenn er einen guten Gebrauch von diesem ihm dargebotenen Hülfsmittel machen will.

Af.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 MÄRZ, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Sander: *Das brittische Besteuerungs-System, insbesondere die Einkommensteuer, dargestellt, mit Hinsicht auf die in der preussischen Monarchie zu treffenden Einrichtungen.* Von *Friedrich von Raumer*, königl. preuss. Regierungsrath. 1810 VIII u. 276 S. 8. nebst 3 Tabellen. (1 Rthlr. 2 gr.)

Preussens Unglücksfälle haben verschiedene Stimmen laut werden lassen, welche Vorschläge angeben, wie den eingetretenen Übeln abzuhelfen, wie die Wunden zu heilen, die zunächst am härtesten drückende Last abzuwälzen, und für die dringendsten Bedürfnisse Rath zu schaffen seyn möchte. Gutes und Schlechtes ist in dieser Beziehung erschienen; wie hätte es anders seyn sollen? Geräth ein Staat in Verlegenheit: so fehlt es, besonders bey uns, nicht an Projectmachern und Rathgebern, denn Aufsehen möchte man gern erregen, und was recht phantastisch lautet, verfehlt diese Absicht nicht leicht; bey anderen ist das Selbstvertrauen gross, und Menschen von einer gewissen bornirten Gutmüthigkeit überreden sich leicht, dass sie etwas ganz Neues und Heilbringendes vortragen könnten, während das vermeintlich Neue nicht neu, und das Heilbringende nicht heilbringend ist. Die Zahl derer, die wirklich das eine und das andere anzugeben im Stande sind, kann nie sehr bedeutend seyn; es wird zu vieles gefodert, um in solchem Falle zu genügen. Selbst mit einer geläuterten, nicht einseitigen Theorie ist die Sache nicht abgethan, mit ihrer Hülfe können ergriffene oder zu ergreifende Massregeln nur in sofern beurtheilt werden, als allen Staaten etwas Allgemeines zum Grunde liegt: allein zu entscheiden, was einem Staate nun in seinen bestimmten Verhältnissen fromme, das ist eine viel schwerere Aufgabe, welche aus einer noch so guten Theorie allein nicht zu beantworten steht. In diesem Falle werden so viele Kenntnisse von dem, was bisher üblich war, erfodert, und zwar viel genauere und viel andere, als die sind, welche man in den statistischen Werken vorfinden kann; es wird so viele historische und theoretische Einsicht vorausgesetzt, um zu beurtheilen, was für Wirkungen die neuen Vorschläge haben könnten, dass der wahrhaft kenntnissreiche, vorurtheilsfreye und wackere Patriot nur mit grosser Vorsicht Hand ans Werk legen wird. Es ist aber nur zu häufig der Fall, dass eben der ausgezeichnete Schriftsteller in solchen Zeiten, unter dem alsdann erscheinenden Schwall von Werken, oft nicht *die* Auszeichnung erhält, die er verdient, besonders bey denen, welche die Macht in Händen haben, welche, wenn ihnen zuerst mehreres Schlechte in die Hände fiel, ihre Zeit nicht mit dem Durchlesen der anderen Brochuren verderben wollen, und eben aus Mangel an Zeit, der bey ihnen gross ist, das Übrige und vielleicht das Bessere ungelesen lassen, weil alles bisher Durchgesehene ihnen so wenig wahre Hülfe darbot. Es ist aber Pflicht der Recensenten, die mehr Zeit haben als jene, welche an der Spitze der Staaten stehen, eben auf diess Bessere die Aufmerksamkeit Aller zu lenken, und wir freuen uns, diess angenehme Geschäft bey der vorliegenden Schrift übernehmen zu können, die jedoch, nach dem zu urtheilen, was später durch Gesetze vorgeschrieben ward, was durch Gerüchte uns zugekommen ist, es kaum bedarf, um den höchsten Behörden in die Hände gespielt zu werden. Wie dem indess auch seyn möge: so bleibt uns immer doch die Pflicht, die Aufmerksamkeit anderer Schriftsteller und Staatsmänner, auch solcher, die nicht preussische Unterthanen sind, darauf zu leiten.

Wir lernen hier einen Mann kennen, der, obwohl in den Geschäften gebraucht, nichts weniger als ein blinder Routinier, der vielmehr mit dem, was die Theorieen darbieten, wohl bekannt ist, durch keine Theorie aber die Freyheit seines Geistes hat unterjochen lassen, der die nöthigen historischen Kenntnissen des Zustandes der öffentlichen Verhältnisse des Staats und des Volks, für welche er schreibt, sich erworben, der eben diesen Zustand nicht nach zusammengerafften und einzelnen Zahlen beurtheilt, vielmehr die Gründe dieses Zustandes vorurtheilsfrey untersucht hat, und den Geist aufzufassen bemüht war, der in diesen Zuständen sich regte und bewegte; wir lernen einen Mann kennen, der sich selbst damit noch nicht begnügt, sondern vielmehr auch die Zustände anderer Völker zu ergründen, und namentlich die Abgaben der Britten genauer, sofern es aus Büchern möglich ist, zu erforschen unternommen hat, und davon rühmliche Beweise in dem vorliegenden Werke giebt; wir lernen endlich einen Mann kennen, der eben diese Verhältnisse bey fremden Völkern mit der nöthigen Umsicht auf sein Vaterland anwendet, auf sein Vaterland, das er am besten kennt, und somit zu belehrenden Resultaten gelangt.

Sowohl der Titel als auch die Vorrede der Schrift deuten es an, oder sagen es bestimmt aus, dass es der Zweck des Vfs. war, durch die Vergleichung des brittischen mit dem preussischen Steuersysteme, und den daraus abzuleitenden Resultaten, Einiges zur Entscheidung der bey Erscheinung seiner Schrift lebhaft im Preussischen verhandelten Frage, welche neue Steuern zu wählen seyn möchten, beyzutragen. Da aber eben damals zur Tilgung der Kriegsschulden oder Zinsabtragung der Vorschlag einer Einkommensteuer auf die Bahn gebracht wurde; diese indess schon länger in Grossbritannien eingeführt war, und daselbst mehr, als in irgend einem anderen Lande, wo man sie je gewählt hat, einbrachte: so war es ganz vornehmlich des Vfs. Absicht, das Verfahren, welches man in dieser Hinsicht in Grossbritannien befolgte, darzustellen, und, in wiefern man etwa ein ähnliches in Preussen befolgen könne oder nicht, näher zu untersuchen. Indess hat er sich gar nicht allein darauf beschränkt; vielmehr sind alle die Zweige der in Grossbritannien üblichen Abgaben, als die Post, Stempelgefälle, Zölle und Accise, die Landtaxe, die *assessed taxes* und die Landessteuern (*county rates*) auch erwähnt, die Armentaxe aber übergangen worden, weil ihre Auseinandersetzung zu weitläuftig hätte werden müssen. Bald kürzer, bald länger, wird die Natur dieser Abgaben, ihre Grösse, die Art der Erhebung, Vertheilung, Beytreibung, die gerichtliche Verhandlung und Bestrafung, die dabey Statt finden, auseinandergesetzt, ja auch der Domänen und Regalien wird, wiewohl mit wenig Worten, wie billig, gedacht, da die Domänial-Einkünfte so unbedeutend in Gr. Britannien sind; aber es wird sehr belehrend dargethan, wie es gekommen, dass man in diesem Lande so wenig Domänen habe. Bey den Regalien wird bemerkt, dass man keine vom Staate ausschliessend betriebenen Gewerbe, ausser der Lotterie und einem Theil der Post, nämlich der Brief-Post, kenne, aus welchen ein öffentliches Einkommen entstehe, und dass die übrigen Gefälle, die zu den Regalien gezählt werden können, gleichfalls unbedeutend seyen. Nach diesen werden die Abgaben nach ihren verschiedenen Arten, wie die Eintheilung in Gr. Britannien üblich ist, im ersten Abschnitte bis S. 178 durchgegangen, und das Nöthige darüber beygebracht, auch zuweilen schon hier das, was bey gleichen oder ähnlichen vorhandenen oder einzuführenden Steuern in Preussen rathsam und bemerkenswerth seyn könnte, besonders herausgehoben. Indess auch von dieser besonderen Rücksicht abgesehen, ist uns kein deutsches Werk bekannt, das in Kurzem eine so gute, allgemeine Übersicht des brittischen Abgaben-Systems gewährte; ja es ist uns kein neueres englisches Werk bekannt, welches den Lesern so leicht zu einer solchen allgemeinen Ansicht verhelfen könnte. Wir haben nirgends eine Angabe gefunden über die Quellen, aus welchen der Vf. geschöpft hat: so viel wir aber nachgehen können, liegen die Gesetze selbst zum Grunde. Dass der Vf. durch eigene Anschauung in England die Art, wie die Gesetze angewandt und befolgt wurden, erkannt hätte, scheint nicht der Fall gewesen zu seyn. Um jedoch ein völlig genügendes Urtheil über ein Steuer-System zu fällen, ist diess, und ein langer Aufenthalt, ein ernstes Studium an Ort und Stelle erfoderlich. In der Ausführung lautet vieles so viel anders, als der Buchstabe des Gesetzes; manches, was ganz lobenswerth, laut des letzten, erscheint, wird drückend und hart in der Wirklichkeit befunden. Wir möchten nicht alles, was als ungemein gut hier im brittischen System dargestellt wird, geradezu und unbedingt unterzeichnen. Wenn die von den Besteuerten Erwählten so gut und gerecht verfahren: warum musste *Pitt* die vielen Folio-Seiten von Vorschriften, mit kleinem Druck, bey der Einkommensteuer herausgeben? Es wird gesagt, der Einsatz in die öffentliche Lotterie sey so gross, dass der Ärmere dadurch nicht zum Spielen verleitet werde; allein, so viel wir wissen, werden oder wurden (denn über den neuesten Zustand sind wir nicht unterrichtet) kleine Privatlotterieen in grosser Zahl geduldet, wo auf die Numern in der Staatslotterie parirt oder gespielt ward, und wo der Arme auch seine Pfennige los werden konnte. Wir gehören nicht zu den Widersachern der bittischen Administration; vielmehr ist uns wohl das Gegentheil vorgeworfen worden: allein wir wollen nur auf den Unterschied, der in Wort und That oft herrscht, aufmersam machen, und verhüten, dass man nun sich nicht für ermächtigt halte, nach dieser kurzen Übersicht eines so verwickelten Systems im Guten oder Bösen über das brittische Auflagen-System rasch abzuurtheilen. Wir nehmen die Nachrichten des Vfs. dankbar an, zu dem Zwecke, den er sich besonders vorsetzte, waren sie zureichend; aber wie vieles ist noch ausserdem erfoderlich, um die Fragen, die hier entstehen, befriedigend zu beantworten! Auch mit einem kurzen Aufenthalte in England ist hier nicht geholfen: um ein völlig genügendes Urtheil zu fällen, müssten noch unendlich viele Kenntnisse vorausgehen; nur ein wohlunterrichteter vorurtheilsfreyer Kritiker, der sich dem Geschäfte und diesem Studium ganz ergeben hätte, würde diess zu leisten im Stande seyn. Wir erinnern uns immer mit Freude der Belehrung, die wir aus der Kritik verschiedener brittischer Abgaben, welche *Steuart* und *Ad. Smith* uns gegeben haben, schöpften, der Kritik verschiedener Abgaben, wie sie damals bestanden. Ähnliches darf man hier nicht suchen, der Vf. konnte diess unmöglich in seiner Lage leisten; gleichwohl wird man mit Belehrung diesen Abriss lesen, nur müssen nicht zu rasch Schlüsse daraus gezogen, und es muss kein vorschnelles Urtheil über diess System gefällt werden.

Einen Auszug aus diesem ersten, den brittischen Auflagen gewidmeten Abschnitte können wir nicht wohl geben, denn es würde nur Auszug eines Auszugs werden; wir verweisen die Leser auf das Werk selbst, und müssen uns damit um so mehr begnügen,

da es Jeden, der es unter der angegebenen Voraussetzung braucht, nicht ohne Belehrung lassen wird; wir thun diess um so lieber, um für die Anzeige des zweyten Abschnitts noch einigen Raum zu behalten, welcher die Prüfung des brittischen Steuer-Systems und dessen Vergleichung mit den hieher gehörigen damaligen Einrichtungen der preussischen Monarchie enthält, und von S. 181 bis zu Ende (S. 276) geht.

Zuerst werden einige Worte an gewisse Theoretiker vorausgeschickt, welche, zufolge der allgemeinen Wahrheit, dass das öffentliche Einkommen nur von dem Einkommen der Privaten genommen werden könne, diess gerade zu und auf eine einfache Weise besteuern wollen. Diese Worte sind verständig und wohlbegründet, auch sind viele Theoretiker anderer Schulen ganz damit einverstanden. Dann wird die Vortrefflichkeit der brittischen Einrichtung gepriesen, zufolge welcher die Repräsentanten des Volks die Abgaben bestimmen, auch die Repartition mehrerer Steuern, die Eintreibung derselben und die Oberaufsicht durch Erwählte vom Volke Statt findet. Leichter ist es, sagt unser Vf. mit Recht, solches Verhältniss zu preisen, als nachzuahmen. Kein einzelner Stand kann das Wohl aller übrigen tüchtig besorgen; daher von allem Nöthigen das Nöthigste ist, alle Stände zu gewöhnen, ihr wahres — nicht ihr getrenntes, eingebildetes Interesse einsehen und vertreten zu lernen, und dann eine Repräsentation zu gründen, wobey es weniger auf mathematische und geographische Gleichheit, als vielmehr darauf ankommt, dass der verständige und rechtschaffene Mann zur Einwirkung gelange. Vortrefflich! aber was wird erfodert, um solche Früchte zu ärndten? Die Form leistet Einiges, aber der Geist, der darin lebt, muss das Meiste thun. Was ist nicht alles, laut der Geschichte, auf jener Insel vorgefallen, wie viel Zeit und wie viel Blut hat es gekostet, bis eben dieser unschätzbare, öffentliche Geist sich gebildet hat? Ein solches, an sich höchst schätzbares Institut einer Volksrepräsentation, welches mit der Geschichte des Volks entstand, und sich allmählich ausbildete, ist ihm schon dadurch werth; die Britten haben es nach und nach gelernt, und zwar nicht ohne viele theuer bezahlte Verirrungen gelernt, sich frey in freyen Formen zu bewegen; das Volk sowohl, als die Regierung, haben es erst nach und nach erlernt, die zarte Linie zu ehren, welche beide ehren müssen, wenn es gut gehen soll. Ganz anders ist es aber, wenn eine solche Repräsentation von der Regierung eingeführt und vorgeschrieben wird, vollends zu einer Zeit, wo Zweifel und Misstrauen herrschen, wo weder Volk noch Regierung an solch ein Institut gewöhnt sind; ein Widerstreben erfolgt, ein Zwiespalt zwischen beiden Theilen tritt ein, die Regierung beschränkt, was sie freywillig gab, sie nimmt die Gabe vielleicht ganz zurück. Es ist wenig zu erwarten von solcher Neuerung, die lediglich aus einer Theorie, und nicht aus des Volks inneren Bedürfnissen, aus seiner früheren Geschichte hervorgegangen ist; nichts Grosses ist vollends für die *nächste Zeit* daher zu erwarten, obwohl einiger untergeordneter Nutzen für die Administration, für den Credit daraus entspringen kann. Es mag immer die Erschaffung einer allgemeinen, einer Provincial- und Orts-Repräsentation des Versuchs werth seyn, aber edle Früchte erwarte man erst spät; was jetzt vor allem Noth thut, ist Weisheit, Kraft und Rechtschaffenheit der Regierung. Nur erst durch die Länge der Zeit, durch das vereint weise Benehmen der Regierung und des Volks kann ein Institut jener Art eine Volkssache werden, vollends wenn es seinen Ursprung in der Regierung genommen hat. Wenn wir lesen, dass in früheren Zeiten viele Städte und Bowrghs das Recht hatten, in das Haus der englischen Gemeinen Deputirte abzusenden, die aber aus Scheu vor den daraus entstehenden Kosten diess Recht eingehen liessen, während ihre Nachkommen es nur zu gern wieder hätten: so wird eine andere Erscheinung leicht erklärlich, zufolge welcher bey anderen älteren und ganz neu gestifteten Gemeinwesen ohne gute Diäten keine Repräsentanten zu erhalten sind. Die edlere Vaterlandsliebe kann nur auf der Überzeugung der Vortrefflichkeit des Staats beruhen, aber sie ist auch in der Wirklichkeit auf den Nationalstolz begründet; wo dieser tief gebeugt ward, ist jene schwerer zu behaupten. Grossbritannien strebt noch vorwärts, es steht noch aufrecht im Kampf. Wir bewundern — es ist, wenn wir uns nicht irren, der Prinz *von Ligne*, der es sagt — wir bewundern die brittische Verfassung und Einrichtung, bedenken wir aber auch dabey in etwas seine insularische Lage.

Diess alles soll nicht die Einführung einer Repräsentation verwerfen, die nun durch das Edict vom 27 Oct. 1810 auch förmlich verheissen worden ist; mögen vielmehr die Götter dazu ihr Gedeihen geben, möge Volk und Regierung sich davon überzeugen, wie viel dazu gehöre, aus solchem Institute den wahren Nutzen zu ziehen, um es nicht von der einen Seite in ein leeres Schauspiel ausarten zu lassen, von der anderen Seite aber es nicht als ein Mittel zu gebrauchen, die Regierung in ihrer grossen und guten Thätigkeit zu lähmen! Das Personale der Regierungen, wie das der Repräsentanten, ist wandelbar: möge stets derselbe gute Geist beide Theile beseelen! Erwarte man nicht zu viel, erwarte man nicht zu früh die guten Wirkungen; diese Saat kann nur in späteren Zeiten reifen, wenn es des Schicksals Wille ist. Die, welche das Institut einführen, werden es erhalten, denn es ist ihre Schöpfung; aber nur die Nation und die folgenden Regenten können die junge Saat pflegen; und möge das Volk sie nicht mit rohen Händen zerstören! Eben weil wir diess Mittel zu würdigen wissen, und mit der Geschichte bekannt sind, fürchten wir, und wünschen nicht zu grosse, nicht zu frühe Hoffnungen, vielmehr Ausdauer.

Die Geschichte der Zertrümmerung der Land-

schaften in deutschen Landen, ächt vaterländischen Ursprungs, ist bekannt: das Curienwesen und der einseitige Curiengeist hat viel mit dazu beygewirkt; gleichwohl kann man nicht ohne Wehmuth ihre Zerstörung vernehmen, denn die Völker waren doch an eine solche Mitwirkung gewöhnt: aber welcher über sein Zeitalter erhabene Geist, welche ausserordentliche Kraft wäre erfoderlich gewesen, um das Herrliche dieser Formen zu retten und das Unvollkommene zu unterdrücken! Glaube man nicht, dass mit Hinwegschaffung der Curien nun der ächte Geist sich sogleich zeigen werde; noch einmal: hoffet nicht zu viel, aber werdet nicht lass im Guten! Was hat die sächsische Landschaft, trotz ihrer Curien, nicht Schönes und Gutes bis heute gewirkt! — Dass die Landschaft mit Verwaltung und Ausübung nichts zu schaffen haben solle, bemerkt der Vf. mit Recht.

Über die Veräusserung der Domänen, über die man im Allgemeinen einverstanden ist (der Waldungen und einiger anderer besonderen Arten wird nicht besonders gedacht), wird angemerkt, dass es an Geld fehle, dass man mit den Staatspapieren nicht nach dem Cours kaufen wolle. Aber der Staat kann diese immer nach dem Nennwerthe nehmen (wie auch durch die neuesten Edicte zum Theil festgesetzt worden ist), und im Grunde verliert er nichts dabey; aber das Wortspiel lockt die Käufer, aus mehreren Gründen, wiewohl sie beym Kauf den Cours in Gedanken haben. Die Vererbpachtung eines ablöslichen Kanons kann auch den Verkauf erleichtern, und mit einer *solchen Vererbpachtung* sind wir gleichfalls einverstanden. Sehr verständig, und aus guter Kenntniss des Landes genommen, ist das, was der Vf. über die Zeitpächter der Domänen sagt. Aber das Übel, das jetzt allgemein drückt, und die Verschleuderung der Domänen und geistlichen Güter bewirken muss, da man nun einmal zu verkaufen gezwungen ist, liegt in einem ganz anderen Grunde; es fehlt am nöthigen Vertrauen: in Zeiten solcher Krisen, wer will sich mit Grundeigenthum befassen? Muss nicht der Grundeigenthümer die grösste Last im Kriege tragen? Was ist für eine Aussicht zu Gewinn von Ländereyen, bey so niedrigen Getreidepreisen und bey solcher Sperre? —

Von den Regalien und der Post S. 189 ff. Die Frage: Soll der Staat ausschliessend ein Gewerbe betreiben (in diesem Sinne des Worts Regale genommen)? ist im Allgemeinen nach den besseren bekannten Lehren bald entschieden; die bestimmte Lage des Landes aber kann Ausnahmen fodern. Der Vf. will etwa das Bergwerks-Regal beybehalten wissen; hierüber ziemt uns kein Urtheil, denn bestimmte Local-Kenntnisse, die uns mangeln, müssen darüber entscheiden, auch darüber, ob noch andere Statt finden sollten. — Grössere Stempelgefälle, und auch vielfachere, sind in Grossbritannien üblich, als bisher in Preussen der Fall war; der Vf. stimmt — die Gründe für und wider sind bekannt — für eine grössere Ausdehnung des Stempels, welches auch durch die neuesten Beschlüsse erfolgt ist; zugleich wird spottend der bisherigen preussischen Musikzettel, der Zwangsgeigen und des Zwangsbiers gedacht.

Von den Zöllen und der Accise S. 194 ff. In Hinsicht der ersteren wird bemerkt, wie Grossbritannien, durch seine insularische Lage, hier vor Preussen, bey so weitläuftigen und offenen Landgrenzen, begünstigt sey. Aber die Vereinfachung durch die Befolgung einer für viele Gegenstände eintretenden Hauptregel, eine solche, wie sie durch *Pitt* in England eingeführt worden sey, wird empfohlen; dann aber hinzugesetzt, dass für Preussen, nächst der, seit längerer Zeit, bereits abgeschafften inländischen Landzölle, auch die Aufhebung der inländischen Wasserzölle zu empfehlen sey, indem dadurch die fremden Güter den tiefer im Lande Wohnenden, ganz abgesehen von dem, was als Wegegeld und Transportkosten zu betrachten ist, bloss um jener Zölle willen um so viel theuerer zu stehen kämen; zugleich werden die daraus entstehenden vielen Störungen des inneren Verkehrs erwähnt, indem von Lenzen bis Berlin eilf Male ein solcher Zoll zu entrichten sey: der Vorschlag, diese aufzuheben, den alle Einsichtsvollen längst ertheilten, wird nun auch ausgeführt werden. Die ganz veränderte Ausdehnung und Lage der Monarchie fodern, sagt unser Vf. ferner, eine ganz andere Zoll- und Accise-Verfassung, wiewohl eben diess mit grossen Schwierigkeiten verbunden seyn wird. Sein Vorschlag, wie die Verbindung der Grenzzölle mit den an dem inländischen Orte der Bestimmung der eingeführten Güter zu erhebenden Abgaben zu bewerkstelligen sey, scheint eines Versuchs werth; bey den nöthigen Bedienten und ihrer Treue, bey einem nicht zu hohen Satz, und der Beschränkung auf einige Hauptstrassen, sind andere Staaten, bey ähnlichen Grenzen auf andere Weise, leidlich zum Ziel gekommen. Was die Accise insbesondere betrifft, das Wort so etwa genommen, wie bisher in Preussen: so wird aus der Vergleichung der brittischen und preussischen mehreres Belehrende für das Vaterland des Vfs. gefolgert. Die Vereinfachung, die er wünschte, ist nun auch schon durch ein Edict erfolgt, indem nur etwa von 20 Objecten dergleichen Abgaben ferner gehoben werden sollen; und der andere Wunsch, den er mit so vielen theilt, dass kein Unterschied zwischen Stadt und plattem Lande, in Bezug auf diese Abgaben, seyn möchte, ist bereits gleichfalls in Erfüllung gegangen; eben so verhält es sich endlich mit der bisher so verwickelten Hebungs- und Berechnungs-Methode. Also Vieles ist schon erreicht, was mit dem Vf. die Einsichtsvollesten wünschten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Schiegg: *Die deutsche Reichsstandschaft.* Ein Beytrag zur richtigeren Würdigung des vergangenen und gegenwärtigen öffentlichen Zustands von Deutschland. Neue wohlfeile Ausgabe. 1810. 404 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MÄRZ, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Sander: *Das brittische Besteuerungs-system, insbesondere die Einkommensteuer, dargestellt, mit Hinsicht auf die in der preussischen Monarchie zu treffenden Einrichtungen.* Von *Friedrich von Raumer* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Vieles wird über den Gewerbbann beygebracht; er ist aufgehoben, aber erwarte man auch hier nicht zu viel und nicht zu früh die wohlthätigen Früchte zu ärndten. Vagabonden, Bettler und Betrüger wissen auch die Patente und die Gewerbsfreyheit zu benutzen, und der rege Wetteifer zeigt sich auch nicht gleich, denn der Mensch ist unbehülflich; wir zeigen gern alsbald auch die andere Seite, damit man in Verfolgung guter Zwecke durch Unerwartetes nicht matt und verdriesslich werde. Gewisse Beschränkungen müssen sogar Statt finden. Rec. redet aus Erfahrung. In England ist übrigens auch keineswegs eine so unbedingte Gewerbefreyheit, wie sie der Vf. will, und wie sie in einigen der neueren Staaten besteht. Noch wird bey dieser Vergleichung des brittischen und preussischen Accisesystems gerühmt, dass keine Abgabe in Grossbritannien die ersten Lebensbedürfnisse treffe. Diess ist nicht genau. Einige, wie z. B. das Salz, sind unmittelbar mit Abgaben belegt, und diese haben grosse Beschwerden zum Theil veranlasst; Holz aber wird daselbst zur Feuerung eben nicht gebraucht, sondern Steinkohlen, die, so viel wir wissen, auch nicht ganz mittelbarer Weise frey von Abgaben sind. Will man aber Fleisch zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen rechnen: so kann eben so gut auch Bier dahin gezählt werden, indem der gemeine Mann in England ohne Bier nicht zu leben gewohnt ist; diess aber ist besteuert. Demnach bleibt eigentlich nur Brod oder Mehl als unbesteuertes, unentbehrliches Lebensmittel übrig. Wir sind nicht der Meinung von *Canard*, dass es eine elende Empfindeley sey, die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens mit Abgaben verschonen zu wollen, da der Ärmere ja immer sein *salaire nécessaire* erhalten müsse, und er deshalb die ihm aufgelegte Last auf die Wohlhabenden übertrage; es ist hier nicht möglich, aus einander zu setzen, bis zu welchem Puncte dieser Satz wahr sey, und warum, wenn er blind angenommen und befolgt wird, der grosse Haufe dadurch unter Umständen zur Verzweiflung gebracht werden könne, weil, wenn die Abgabe bedeutend ist, und das plötzliche Steigen der Preise dieser Artikel noch zu der Abgabe sich gesellt, der Arbeitslohn aber nicht alsbald steigt, wie diess denn der Fall gewöhnlich nicht ist, das Elend des grossen Haufens aufs Höchste steigen muss. Jeder weiss, wie das Nachrücken des Arbeitslohns zufolge der gestiegenen Preise nur sehr langsam, und warum es nur also Statt finden könne, wenn das Land nicht im schnellesten Fortschreiten begriffen ist. *Canard* bleibt auch nachher offenbar mit sich selbst nicht einig, wiewohl wir seine Verdienste um die Wissenschaft gar nicht miskennen. Allein wir sind auch eben so wenig mit *Ad. Smith* der Meinung, dass die ersten Bedürfnisse des Lebens unter jedem Verhältnisse steuerfrey seyn sollten. Wenn diese Abgaben nicht sehr bedeutend sind; wenn sie beym plötzlichen Steigen der Preise dieser Bedürfnisse vermindert, im entgegengesetzten Falle erhöht würden: so könnten sie als zweckmässig gelten, und selbst in Zeiten der Noth eine nicht unbedeutende Hülfe gewähren. Wir freuen uns, dass in den neuesten Edicten die Mahl-Accise beybehalten worden ist. Denn der Staat bedarf viel, und wir wüssten nicht, wie ein so grosser Ausfall jetzt schicklicher durch andere Mittel hätte ersetzt werden können, vollends wenn wir bedenken, dass jetzt die Getreidepreise so tief gefallen sind, dagegen, so weit unsere Erfahrung reicht, der Arbeitslohn, aus guten Gründen, durchaus noch nicht herabgegangen ist, dass folglich selbst der gemeine Arbeiter leicht einige Pfennige mehr von seinem Brode werde abgeben können, da dasselbe Quantum Roggen jetzt in dem Lande, worin Rec. lebt, um 14 Gr. Conv. Geld zu haben ist, das vor vier bis fünf Jahren mit einer halben Pistole bezahlt ward. Diese Abgabe, unter diesen Umständen, bey einer längeren Dauer der niederen Getreidepreise, wird nun verhindern, dass der Arbeitslohn, bey gleicher Nachfrage nach Arbeit, als zuvor, nicht ganz so tief heruntergehen werde, als er ohne die Abgabe gefallen seyn würde; folglich wird die Abgabe bewirken, dass die Wohlhabenden die Steuer vorzüglich mittragen werden. Wir sind entschieden der Meinung, dass bey der vorwaltenden grossen Verlegenheit aus diesen Verhältnissen für die öffentliche Kasse ein bedeutender Vortheil gezogen werden könne, welcher aber bey steigenden, und vollends bey plötzlich steigenden Getreidepreisen — wozu jedoch keine Aussicht ist — aufgegeben werden müsste. Wir sind der Überzeugung, dass meh-

rere Steuern, und vornehmlich ihre Gröfse, von Umständen abhängig gemacht werden müsse; unsere Meinung können wir hier nur andeuten, und wir würden sie ganz unterdrückt haben, wenn wir mit einem blinden, starren Theoretiker, oder einem elenden Plusmacher es zu thun hätten. — Wegen der Vergleichung der einzelnen Accise-Sätze in Grofsbritannien und Preussen verweisen wir auf das Buch.

Von der Landtaxe und den Grundsteuern S. 219 ff. Wir sind im Ganzen einverstanden mit dem, was unser Vf. dagegen anführt: in wiefern wir abweichen, diefs läfst sich nicht wohl Alles hier kürzlich angeben; wir müssen uns auf Einiges beschränken. Für eine mäfsige Grundsteuer ist der Vf., weil nun einmal die Bedürfnisse grofs seyen, auch aus einigen anderen Gründen. Wir sind mit ihm der Meinung, dafs eine grofse Grundsteuer den Ruin des Landes nach sich ziehe; wer nicht stockblind ist, kann die Beweise in Frankreich seit der Revolution finden. Aber die gute Seite einer Grundsteuer, die mäfsig ist, denn nur diese ist zu vertheidigen, übersieht unser Vf.: dafs sich nämlich die, bey ihrer ersten Anlegung nie zu vermeidenden, schreyenden Ungleichheiten unter den Einzelnen, man mag katastriren oder nicht, bey *freyem Kauf, Verkauf und freyer Vererbung* mit der Zeit, nach einigen Geschlechtern, durchaus von selbst ausgleichen, indem man eben den auf den Grundstücken haftenden Kanon, z. B. beym Kauf, in Anschlag bringt. Eben defshalb ist jede alte, mäfsige Grundsteuer (nicht aber jede alte Abgabe, wie *Canard* will,) gut, und jede neue, noch so mäfsige Grundsteuer, vollends jetzt, bey dem gesunkenen Werthe der Güter, der Sperre und den niedrigen Fruchtpreisen drückend und hart. Hieraus ergiebt sich auch, was von dem Geschrey über die Güter der Exemten zu halten sey, wenn freyer Kauf und freye Vererbung Statt fand; der Käufer hat im Kaufpreis die Steuerfreyheit mitbezahlt, jetzt soll er die neue Steuer tragen, während das unfreye Gut keine neue Auflage erhält! Die Ungerechtigkeit lag eigentlich darin, dafs damals, als die der Steuer unterworfenen Gründe besteuert wurden, die Exemten frey ausgingen; aber sind die Güter der Letzten frey in andere Hände übergegangen: so hat der neue Besitzer die Freyheit, freylich nicht an den Staat, aber an den vorigen Eigenthümer bezahlt, und die Ungleichheit ist ausgeglichen. Dagegen ist's ungerecht, bey jeder *neu hinzukommenden* Last die freyen von der Mitleidenheit frey zu sprechen; es ist ungerecht, z. B. beym Kriege, die daraus entstehenden, neuen Lasten den Steuerbaren allein aufzubürden. Aber es ist auch nur billig, für die Exemten in anderer Hinsicht ein Wort einzulegen, da das Geschrey gegen sie so grofs ist, welches freylich auch begründeter erscheint, wenn von Zwangsbesitz, Majoraten, Fideicommissen u. s. w. die Rede ist. Es ist nun aber einmal die öffentliche Meinung über Gleichheit der Besteuerung aller Grundbesitzer so laut geworden, dafs man schon einigermafsen wird nachgeben müssen, auch in Bezug auf ältere Grundsteuern; der Ruf ist so laut nach Ausgleichung der Ungleichheit geworden, dafs wohl Etwas geschehen mufs, bis dafs man einsehen wird, dafs jede neu repartirte Grundsteuer, wie man sich auch dabey benehme, eben die heillosesten Ungleichheiten veranlasse, die nur erst nach langer Zeit beym freyen Übergehen aus einer Hand in die andere sich von selbst ausgleichen. Eben diese unvermeidlichen, schreyenden Ungleichheiten bey einer jeden neuen Vertheilung drücken zuerst, auch wenn sie mäfsig ist, die dermaligen Eigenthümer, und sie müssen um so mehr jetzt die vormals Befreyten drücken, da der gesunkene Preis der Güter und ihrer Producte hinzukommt. Als die Preise hoch standen, hätte man sowohl die vermeinte Gleichheit einführen, als auch die Domänen veräufsern sollen: allein wer damals dergleichen hätte vorschlagen wollen, der würde mit Schmach und Schande davon gejagt worden seyn, und er hätte ein Cato seyn müssen, um diefs geduldig zu tragen. Soll aber nun einmal eine neue Repartition der Grundsteuer vorgenommen werden: so wünschen wir, sie möge so unbedeutend als möglich seyn, denn alle Ungleichheit wird um so leichter, wenn die Last gering ist. In jenen guten Zeiten konnten weit gröfsere Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, selbst wenn sie ganz neu entstanden waren, viel leichter getragen werden. Wir sind aber aus eben demselben Grunde für eine ganz mäfsige Grundsteuer, welche den Exemten aufgelegt werden soll, aus welchen wir oben umgekehrt für die Erhöhung der Mahlaccise stimmten; und Rec. spricht hier nicht blofs aus theoretischen Gründen, sondern aus solchen, welche aus der Wirklichkeit entlehnt sind, und diese drängen sich ihm da, wo er lebt, von allen Seiten zu.

Die *assessed Taxes*, an welche nachmals die Reihe kommt, Abgaben, meist von solchen Gütern, welche länger dauern, bevor der Besitzer sie verbraucht, und von welchen in verschiedenen Terminen eine Abgabe entrichtet wird, die grofsentheils auf Luxus-Sachen, mit Ausnahme der Fenster-Taxe, auch in England fällt: diese Steuern, die zum Theil durch die neuesten Edicte in Preussen eingeführt worden, werden in diesem Abschnitte ganz kurz behandelt, da es derselben damals wenige in Preussen gab, die Einrichtung der brittischen aber im ersten Abschnitte hinlänglich aus einander gesetzt worden war. Es ist bekannt, was *Ad. Smith* zur Empfehlung dieser Abgaben anführt; wir unterzeichnen diefs alles bereitwillig, nur ist zu bemerken, dafs, so weit Rec. Erfahrung reicht, ihr Ertrag in deutschen Landen immerhin ziemlich unbedeutend geblieben ist, dafs Viele, bey ihrer Einführung, wenn sie einigermafsen bedeutend waren, ihren Luxus beschränkten, und dafs diese Steuern zuweilen widerlich und lästig dem Volke vorkamen, da sie von den Steuerpflichtigen nicht im Preise der Sachen mit bezahlt werden, sondern, wie bey den directen

Abgaben, von den Besteuerten unmittelbar eincassirt werden müssen, woher denn Rückstände und Zwangsmittel gegen die Rückständigen entstehen. Die Erfahrung muss in Preussen entscheiden; wir sind sonst ganz für diese Steuern, auch ist ihre Erhebung wenig kostbar: allein was sie einbringen werden, das muss man erwarten. Was sie einst in Holland, was sie jetzt noch in grösserem Masse in England einbringen, wo sie durch den Luxus, und zwar durch diesen so hoch besteuerten Luxus bey dem zunehmenden Reichthume (das Puder abgerechnet) nur immer noch ergiebiger geworden sind, das haben sie in Frankreich nicht nur bey weitem nicht abgeworfen, sondern es ist daselbst eben über diese Steuern grosse Klage entstanden, und in einigen deutschen Staaten brachten sie so wenig ein, dass man ihre Einführung zum Theil wieder zurückgenommen hat.

Zuletzt wird von der Einkommensteuer S. 229 ff. gesprochen. Dass diess eine durchaus schlechte und verwerfliche Steuer sey, vollends wenn sie irgend einigermassen bedeutend ist, und wenn kein allgemeiner Patriotismus vorausgesetzt werden kann, der jedes Opfer gering achtet, und nur eine kleine Zahl solcher zurücklässt, die zu geringe Angaben machen, der grössere Theil aber nicht nur redlich angiebt, sondern die verbleibende Ungleichheit gering achtet, ja wohl gar seinem Stolz dadurch geschmeichelt findet, mehr zu geben, als er sollte, wie wir bey einer ähnlichen Angabe, nämlich bey der Vermögenssteuer in Hamburg, in den guten Zeiten der Commune wohl erlebt haben: darüber ist gewiss jeder Einsichtsvolle einverstanden. Diese unheilbaren Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, die sich bey dieser Steuer nie ausgleichen, als durch den Tod, die Schwierigkeiten des Beytreibens derselben, das nothwendige Entstehen vieler Restanten, die Unmöglichkeit für viele Steuerpflichtige, selbst beym besten Willen anzugeben, was sie für ein Einkommen gehabt haben, von wo sie ihre Berechnung anheben, wie sie dieselbe machen sollen; die Unmöglichkeit, über die bey den deshalb zu erlassenden Vorschriften sich ja ganz zu verständigen; die Gewissheit, dass die Last am drückendsten auf die Besoldeten, Pensionirten und Rentenirer fallen werde: diess alles sind Gründe genug gegen eine solche Steuer, wenn man auch mit einigen, unter anderen von unserem Vf. vorgebrachten Einwendungen nicht ganz einverstanden seyn sollte. Sie ist nicht eine Erfindung unserer Zeit, sie kommt bereits in der Geschichte des Steuerwesens deutscher Lande, namentlich in Sachsen, in frühern Zeiten des vorigen Jahrhunderts vor; aber sie hat auch da solch Geschrey veranlasst, dass man sich bald genöthigt sah, sie aufzuheben, oder sie so zu modificiren, dass sie nicht mehr blieb was sie war, noch was sie seyn sollte. Rec. hat es ganz nahe gesehen, wie eine geringe Steuer der Art, in einem Lande, wo grosse Liebe zur alten Regierung herrschte mit ziemlicher, ja auffallender Genauigkeit entrichtet ward, bey einer veränderten und neuen Regierung aber so schlecht und treulos entrichtet ward, dass man nach dem Versuche eines einzigen Jahrs sie aufzugeben sich genöthigt fand, und eine willkührliche Classen-Steuer, sogar mit Beyfall des Volks, vorzog, weil man doch hier etwas Bestimmtes hatte, und der ganz unglaublichen Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, die der Redliche zu Gunsten der Gewissenlosen allein tragen musste, entledigt ward. So viel wir wissen, hat sie nirgends in einem bedeutenden Masse mehrere Jahre hindurch bestanden, als in Österreich und in Grossbritannien. In Österreich hat Rec. eben keine bedeutenden Klagen über diese Steuer gehört, wiewohl sie eben daselbst in steigender Proportion zunimmt. In Österreich macht der Patriotismus, die sonstige geringe Grundabgabe, wiewohl nachher vermehrt, der gesunkene Werth des Papiergeldes, auch einiges Andere, die Erscheinung erklärlich. Von Österreich spricht unser Vf. nicht, da er es nur mit Grossbritannien und den in Preussen zu ergreifenden Massregeln zu thun hat. In Grossbritannien bringt die Steuer mehr ein, als irgend sonst wo; sie dauert daselbst schon längere Zeit, und schon daraus muss man abnehmen, dass sie nicht zu solchen wohlbegründeten Klagen, als an anderen Orten, Veranlassung gegeben hat. Der Vf. erklärt die Erscheinung mit Recht nicht bloss aus dem Reichthum der Nation, sondern auch aus der Art der in Grossbritannien üblichen Administration, welche durch die freye Wahl der Officianten aus allen Ständen des Volks betrieben wird. „Nicht in den Sachen (in Preussen), sagt unser Vf. 244, nicht in den Personen allein, nicht im bösen Willen, nicht in tadelnswerther Anmassung liegt das offenbare Übel, sondern in der formellen Organisation der Einen Behörde, und in der Lösung von der anderen." Wir haben nichts dagegen einzuwenden, die fehlerhafte Organisation in Preussen ist und war bekannt genug; aber täusche man sich auch nicht, und erwarte man von besseren Formen der Verwaltung nicht mehr, als von ihnen zu erwarten steht. Mehr als alle Form ist der Geist. Wenn es eines Beweises bedürfte: so könnten wir einen deutschen Staat anführen, wobey höchst mangelhaften Formen eben dieser Geist, namentlich bey der Einkommensteuer, so grosse Wirkung that. Wo dieser hohe Patriotismus, diese alles Privat-Interesse vergessende Liebe fehlt: da erwarte man überall wenig; man erwarte insbesondere wenig von einer Einkommensteuer, und mache sich auf ein grosses Geschrey gefasst, weil die Wenigen, die ihr Einkommen nicht verheimlichen können, gegen die Anderen alsdann aufs Schrecklichste prägravirt werden. Rec. hat nahe genug einem Lande gestanden, wo die Organisation nicht so fehlerhaft war, wo die Repartition der Einkommensteuer durch vom Volk in Kreisen und Orten frey Erwählte geschah, wo aber jener Geist mangelte, und wo eben deshalb die, welche notorisch 100 geben sollten, nicht 10 gaben, dagegen die armen Besoldeten, die zum Theil ge-

wiſs auch ihr Einkommen verheimlicht hätten, wenn es möglich geweſen wäre, die volle Laſt tragen muſsten.

Nur als momentane Steuer in dringender Noth entſchuldigt der Vf. eine Einkommenſteuer: denn (ſo heiſst es ferner) es iſt nun einmal leider! an der Zeit, ſelbſt einen Theil des Capitals aufzuopfern, um das Übrige zu retten. Aber ſelbſt in ſo verzweifelter Lage, beym Mangel des erfoderlichen Patriotismus, ſcheint uns die Steuer eine ſchlechte Hülfe. Nur, wenn ſie ſehr bedeutend iſt, wird ſie dieſe gewähren; iſt ſie aber dieſs: ſo wird ſie eben, beym Mangel jenes Geiſtes, nur um ſo ungerechter, ungleicher und drückender. In ſolch verzweifelter Lage, bey einem Volke, das wenig Vertrauen zu ſeiner Regierung, wenig Liebe zum Vaterlande hat, mögen vorhandene alte Steuern nach den Umſtänden lieber erhöht werden; und wenn dieſs nichts fruchten ſollte, wenn eine recht groſse und ſchnelle Hülfe in momentaner Noth zu leiſten iſt, es aber doch um Seyn und Nichtſeyn gilt, und man noch hoffen kann ſich zu retten: ſo giebt es andere, nicht eben beſſere, aber mehr wirkende Hülfen: dieſs iſt Papiergeld und dieſs ſind gezwungene Anleihen. Iſt der öffentliche Credit aber ſo geſchwächt, daſs mit Papiergeld auch die momentane Hülfe nicht zu erreichen ſteht; fürchtet man, und mit Recht, die entſetzlichen Folgen der Übertreibung, und iſt deſſelben ſchon mehr als zu viel vorhanden: was bleibt übrig, als das Decimiren der Wohlhabenden und ſomit der mittelbare Druck der Ärmern, d. i. gezwungene Anleihen, wenn freywillige, wie wir vorausſetzen, nichts leiſten? Wir verkennen nicht die Willkühr, die Ungerechtigkeit, die Ungleichheit, das Verderbliche dieſer Maſsregel: allein ſie leiſtet zuweilen eine Hülfe, wenn keine andere mehr bleibt, und darum war es zunächſt zu thun. Kann aber der Staat durch einen ſolchen Schlag ſich retten, kann er für Zinſen, wenn auch geringe, noch Rath ſchaffen: ſo ſcheint, bey den vorbenannten Umſtänden, dieſs Mittel unter den verzweiflungsvollen noch das beſſere zu ſeyn.

Schriftſteller wie Staatsmänner ſind in widerlicher Lage, wenn ſie rathen, helfen und ſtimmen ſollen in ſolchen Verhältniſſen; aber unter dem Schlechten das weniger Schlechte zu wählen, bleibt immer etwas werth. Man kann es nicht leugnen, daſs in ſolchen Verhältniſſen die Staaten um ihre Exiſtenz ſpielen, und daſs da, wo die alles vergeſſende Liebe ſich nicht findet, ſolche Maſsregeln bey erneuerten Schlägen den letzten Funken dieſer erſticken, und daſs das Volk mit Gleichgültigkeit ſein bisheriges Gemeinweſen ſich auflöſen, und unter andere Herrſchaft übergehn ſehen wird. Alle dieſe Maſsregeln geben nur momentane Hülfe; in ſolchen Kriſen rettet allein dauernd das, was unſichtbar im Volke iſt, ſein ihm inwohnender Geiſt.

Unſer Vf. unterſucht bey der Einkommenſteuer mehrere Fragen, die Jedem aufgeſtoſsen ſeyn werden, der darüber nachdachte, ſchrieb, oder ſie einführen ſollte. Es ſind dieſe: Soll jedes Einkommen, das eine beſtimmte Gröſse nicht erreicht, von der Steuer frey bleiben? Soll eine Steigerung nach Procenten eintreten? Sollen alle Zweige des Einkommens gleich beſteuert werden? Sollen Ausgaben vom Einkommen abgezogen werden? Wie ſoll die Ausmittelung des Einkommens und die Adminiſtration im Allgemeinen beſchaffen ſeyn? Einen wohlwollenden, verſtändigen, einſichtsvollen Mann über dieſe Fragen zu hören, iſt immer intereſſant, auch dann, wenn man in einigen Puncten ganz verſchiedener Meinung bleibt, wie dieſs mit Rec. der Fall iſt. Die Prüfung und Erläuterung dieſer Fragen würde intereſſant genug ausfallen können, und wir würden mit Freude uns dieſem Geſchäfte unterziehen, wenn wir uns nicht, vielleicht zu ſpät ſchon, erinnerten, daſs dieſe Blätter nicht ausſchlieſsend politiſchen Unterſuchungen gewidmet ſind. So ſparen wir die Prüfung vielleicht für einen anderen Ort; wir übergehen zugleich das, was über die Staatsſchulden zuletzt beygebracht wird. Wir ſchlieſsen mit der zutrauensvollen Verſicherung, daſs, wie groſs auch immer die Unglücksfälle ſeyn mögen, die ein Volk betroffen haben, der Glaube, aus dem Labyrinthe ſich herauszufinden, wohl begründet ſey, wenn viele ſolche Männer, als unſer Vf. iſt, ſich unter ihm finden, die gehört werden und zur Einwirkung gelangen, wenn anders das unerbittliche Schickſal in ſeinen geheimen Rathſchlüſſen nicht neue und unüberſteigliche Hinderniſſe herbeyführt.

S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Miſcellen über Policey- und ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände*, von *Auguſt Ludwig Bilſinger*, königl. wirtemberg. Amtmann und Hauptzoller u. ſ. w. 1807. 66 S. 8.

Der Vf. ſagt in der Zueignung an den König von Weſtphalen: „Der von Euer K. Maj. herrlich gewählte Plan: die Reiſe in ihre neue Staaten, von Paris aus, über Stuttgardt zu nehmen, und ſammt Ihrer Maj. der Königin, des Königs von Wirtemberg Majeſtät, als hoher Eydam, mit dem erſten Beſuch zu erfreuen, dort über das nahe bevorſtehende allerhöchſte Geburtsfeſt unſers huldreichſten Monarchen zu verweilen — iſt für *ganz* Wirtemberg höchſt erfreulich." Der darüber entzückte Vf. legt ein kleines Opfer (ſeine Miſcellen) auf den Freudenaltar und erharret mit allerprofundeſtem Reſpect.

Die Miſcellen handeln vom *Bauweſen*, *Baumzucht*, Baumhandel, *Hundsmuſterung*, *Quartiramt*, *Seelen-Regiſter*, *Straſsenbau*, *Viehhandel* und *Feuerlöſchungsanſtalten*. Von Allem ein Wenig, was aber der Policey hie und da viel zu ſchaffen machen würde, wenn man z. B. nur die Hundsmuſterung und das gewiſſenhafte Todtſchlagen aller unnöthigen, alten und bösartigen Hunde vor Anfang der Sommerhitze nimmt, wobey der Waſenmeiſter jedes Bezirks den controlirenden Zollviſitator für ſeinen Imbiſs, aus dem Erlös der Hundshäute befriedigen ſoll. Ein Auszug des Anfangs dieſer Miſcellen wird die weitere Recenſion überflüſſig machen. Der Vf. ſagt: „Über alles neue Bauweſen, es ſeye gleich Haus, Scheuren, Stallung etc., ehe es von dem Bauſchau-Amt auf zuvor eingenommenen Augenſchein aufzuführen geſtattet wird, einen Baurиſs und Überſchlag zu fertigen und zu entwerfen, und bederley zu dem für Landbauſachen beſonders aufgeſtellten herrſchaftlichen Oberlandbauamt zur Einſicht und Prüfung, wegen der darüber erforderlichen Genehmigung einzuſenden, würde eine Landesherrliche Verordnung, zu Verhütung unſchicklicher und nachtheiliger, öfters feuergefährlicher Baueinrichtungen den wohlthätigſten Einfluſs gewähren."

F. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 MÄRZ, 1811.

PHILOSOPHIE.

1) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Über die Analysis in der Philosophie*, ein gröſstentheils analytischer Versuch, veranlaſst durch die erste, diesen Gegenstand betreffende Preisfrage der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, nebst Abhandlungen verwandten Inhalts, von *Johann Christoph Hoffbauer*, der Philos. und der Rechte Doctor und ordentl. Prof. der Philos. zu Halle. 1810. XIV u. 113 S. 8. (14 gr.)

2) Ebendaselbst: *Anfangsgründe der Logik*, von *Joh. Christoph Hoffbauer*. Zweyte, mit einer psychologischen Vorbereitung zur Logik vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1810. XVI u. 286 S. 8. (21 gr.)

3) Ebendaselbst: *Grundriſs der Erfahrungs-Seelenlehre*, von *J. C. Hoffbauer*. Zweyte Ausgabe. XIV u. 130 S. 8. (9 gr.)

Die unter No. 1 aufgeführte Schrift, welche schon 1807 erscheinen sollte, aber der Zeitumstände wegen nicht erscheinen konnte, beginnt mit einer *Einleitung*. Manche behaupten, daſs seit Aristoteles für die Logik nichts von Belang geschehen sey. Aber dem ist nicht also. Neuere Schriftsteller haben die Logik nicht allein erweitert, sondern auch in einzelnen Theilen fester begründet. Die berliner Akademie hat sich daher ein neues Verdienst um die Erweiterung und Vervollkommnung der Wissenschaften dadurch erworben, daſs sie die Aufgabe zur Preisbewerbung bekannt gemacht hat:

„Die Natur der Analysis und der analytischen Methode in der Philosophie genau anzugeben, und zu untersuchen, ob und was für Mittel es giebt, ihren Gebrauch sicherer, leichter und nützlicher zu machen.“

Diese Aufgabe löst sich in folgende einfachere Fragen auf: 1) Worin besteht die Analysis und die analytische Methode in der Philosophie? 2) Giebt es Mittel, ihren Gebrauch sicherer, leichter und nützlicher zu machen? und, wenn dieſs zu bejahen, 3) welches sind diese Mittel?

I. *Über die Natur der Analysis und der analytischen Methode in der Philosophie.* Die Methode, sagt schon *Baumgarten* in seiner *Acroasis logica*, bey welcher die Principien demjenigen, was darin gegründet ist, vorhergehen, ist *synthetisch*; die Methode hingegen, die dasjenige, was in einem Princip gegründet ist, diesem vorausschickt, ist *analytisch*. Da nun ein Princip dasjenige ist, was den Grund von etwas enthält: so läſst die *baumgartensche* Unterscheidung zwischen beiden Methoden sich auch so ausdrücken: die synthetische Methode geht von Gründen aus zu ihren Folgen, die analytische hingegen von den Folgen zu ihren Gründen fort. Die Ordnung in der zweckmäſsigen Verknüpfung mehrerer Erkenntnisse ist Methode in dem engeren, hier zu berücksichtigenden, Sinne. Der Zweck der methodischen Verknüpfung von Erkenntnissen ist logische Vollkommenheit der Erkenntniſs, also auch Gewiſsheit. Der Unterschied der analytischen und synthetischen Methode liegt also darin, daſs jene die logische Vollkommenheit einer Erkenntniſs auf die logische Vollkommenheit einer anderen Erkenntniſs zu gründen sucht, diese aber von der logischen Vollkommenheit einer Erkenntniſs zu der in ihr gegründeten Vollkommenheit einer anderen fortschreitet. Analysis und Synthesis verhalten sich nach der von ihnen benannten Methode, wie ein Verfahren überhaupt zu der Methode, nach welcher es geordnet ist. Diesemnach besteht die Synthesis in einem Fortschreiten von Erkenntnissen, in welchen die logische Vollkommenheit anderer gegründet ist, zu diesen letzten Erkenntnissen; die Analysis aber in dem Fortschreiten von Erkenntnissen, deren logische Vollkommenheit in der logischen Vollkommenheit anderer Kenntnisse gegründet ist, zu diesen anderen Kenntnissen selbst. Die Bedingungen der Vollkommenheit von Erkenntnissen sind theils materielle, theils formelle, und das Eigenthümliche der analytischen Methode ist, daſs sie nicht allein 1) auf die materiellen Bedingungen der Vollkommenheit einer Erkenntniſs zurückführt, sondern auch 2) bey jedem Schritte von der formellen Bedingung (dem logischen *Verhältniſs* der Erkenntniſs) anfängt, und sodann zu der materiellen Bedingung fortschreitet. Alles dieses, und in welchem Sinne die analytische Methode die Methode der Erfindung sey, wird von dem Vf. umständlich erörtert, und durch Beyspiele, die mit Bedacht gewählt sind, erläutert; dabey werden die Ansichten anderer, namentlich *Wyttenbachs* in seinen *praeceptis philosophiae logicae*, und vorzüglich die des Alexandriners *Pappus* berücksichtigt. Rec. hat immer die, auch von Hn. *H.* berührte, Charakteristik beider Methoden als die einfachste und wahrste eingeleuchtet, nach welcher der synthetischen der Progressus vom Einfachen zu dem Zusammenge-

setzten, der analytischen aber der Regressus von dem Zusammengesetzten zum Einfachen, als Charakter zugeeignet wird. Die synthetische Methode ist die Methode der bildenden Natur: die analytische die Methode des Verstandes, der die Bildungen der Natur erforschen will; jene daher die der Composition und Construction: diese die der Decomposition und Instruction. Jene giebt ein Ganzes (Seyn und Erkennen) in seiner Ganzheit, um es wirklich darzustellen: diese löset die Totalität in ihre Theile auf, damit sich der Verstand durch klare Partialvorstellungen über die Natur des Dargestellten unterrichte. Wie sich in der Natur aus der Einen, göttlichen Kraft und Idee, in der alles präformirt ist, alle Mannichfaltigkeit gestaltet: so ist auch der Mittelpunct oder das wesentliche Moment der synthetischen Methode die Einheit, oder das einfache Princip, welches das mit ihm zusammenhängende Mannichfaltige dynamisch einschliesst, und aus dieser Einheit und mit ihr construirt sie ihr Mannichfaltiges. Die analytische Methode dagegen hat zu ihrem Anfangspunct nicht die producirende Idee (man wolle ja das Wort *producirend* nicht übersehen, damit man nicht bey Idee an *leere* Vorstellungen denke: hier ist von *reellen* Ideen, von der höchsten Realität die Rede), sondern den Begriff eines Products oder einer Mannichfaltigkeit, welche sie in ihren einzelnen Theilen zu entfalten sucht, auf dass dadurch, dass der einzelne klar wird für den Verstand, ein Licht der Vernunft aufgehe über das Ganze. Aus solchen, im Vorhergesagten zu erkennenden, Gründen kann Rec. auch die analytische Methode nicht vorzugsweise, oder wohl gar ausschliessend, die Methode des Erfindens nennen. Sie ist die Methode des Erfindens durch den *Verstand:* aber die Erfindungsmethode der *Vernunft* und des *Genius* ist synthetisch. In voller Rüstung wird Minerva aus Jupiters Haupte geboren. Man wolle ja nicht in dem Gesagten eine Zurücksetzung der analytischen Methode suchen! Zu finden ist sie nicht darin. Denn schon aus dem kurz Angedeuteten erkennt der Denkende, dass für menschliches Wissen beide sich einigen und einigen müssen, und dass die Seele der Einen strebe, das lebendige Princip der Andern zu werden, und dass der Anfangspunct dieser sich bis zu der Seele jener auszudehnen bestrebt sey.

II. *Giebt es Mittel, den Gebrauch der Analysis in der Philosophie leichter und sicherer zu machen?* — Nachdem der Vf., auch hier den *Pappus* vorzüglich berücksichtigend, eine umständliche Analyse der Analysis der alten Geometer gegeben, *verneint* er die aufgestellte Frage aus dem Grunde, weil selbst die geometrische Analysis, die von dem Gegebenen auf das Gesuchte durch Schlüsse zu kommen sucht, für dieses Verfahren keine ganz sicheren Regeln habe, und von der mathematischen Analysis auf die Philosophie eine sichere Anwendung nicht möglich sey. „Hiegegen, heisst es S. 58, könnte man einwenden: Di Analysis, wie ihrer die alten Geometer sich bedient haben, ist eingestandenermassen doch nur eine besondere Art der Analysis. Findet gleich diese Art keine sichere Anwendung in der Philosophie, wie folgt, dass nicht eine andere Art der Analysis mit Sicherheit in ihr anzuwenden sey? — Ist, antwortet der Vf., die Anwendung dieser Art der Analysis unsicher: so muss es noch vielmehr jede Andere seyn. Denn jede Analysis setzt das Gesuchte einstweilen als gefunden voraus, um es mit etwas Gegebenem in Verbindung zu bringen. Zu dem letzten kann aber mit Sicherheit nur eine Reihe von Schlüssen führen, die von jenem ausgehen und zu diesem führen.“

III. *Welches sind die Mittel, den Gebrauch der Analysis in der Philosophie leichter und sicher zu machen?* — Giebt es gleich, nach dem vorigen Abschnitt, kein Mittel, den Gebrauch der Analysis in der Philosophie *ganz* sicher zu machen: so möchte es doch Regeln geben, deren Kenntniss die Anwendung derselben *immer mehr* sichern, oder der Sicherheit bis zu einem gewissen Grade nähern kann. Diese Regeln werden, nach der Bezeichnungsmethode, deren der Vf. sich in seiner Logik bedient, in Beziehung auf die Analyse der Begriffe und Urtheile kurz angegeben. Zur Entschädigung für diese Kürze und Abstractheit verweist der Vf. in der Vorrede selbst auf die angehängten Abhandlungen. — Rec. hätte in diesem Abschnitt von dem lehrreichen Vf. mehr Ausführlichkeit gewünscht, und hofft sie auch in der mit dieser Schrift zusammenhängenden Preisabhandlung über die Anwendung der Analysis u. s. w. zu finden. Die Frage des *zweyten* Abschnitts bejahet Rec. Es giebt ein Mittel, die Analysis in den Wissenschaften sicher zu machen: dieses nämlich, dass man, bey der analytischen Entfaltung des Einzelnen und Mannichfaltigen für den Verstand, nie seines Zusammenhangs in und mit dem Ganzen, seiner Vernunft- und Natur-Einheit vergesse. So wie die synthetische Methode von ihrem Standpunct der Einheit aus, die Mannichfaltigkeit zugleich erfassen muss, um nicht über leeren Abstractis zu brüten, und nichts als eine leib- und lebens-lose Seele (ein reelles Nichts) zu erfinden: so muss auch die Analysis vom Standpunct des Begriffs oder der Mannichfaltigkeit aus, zum inneren Licht der Einheit aufblicken, dass sie sich nicht in das Dunkel des Chaos verliere, und Leiber finde ohne alle Seele. Kurz: das Motto der Synthesis ist: Ἓν καὶ πᾶν; aber das Wort der Analysis: Πᾶν καὶ Ἕν. Hier das Eine, dort das All das Erste: aber immer die Beiden in wahrer Vereinigung, und einander lebendig durchdringend.

Auf diese drey Abschnitte folgen drey Abhandlungen. I. *Warum ist der analytische Vortrag anziehender, als der synthetische?* 1) Der synthetische Vortrag ist der Vortrag des *Lehrers*, der analytische der *Untersuchung*. Der letzte findet also eben desswegen mehr Eingang, da er den, auf dessen Belehrung es abgesehen ist, durch das Interesse der Selbstliebe für den vorgetragenen Gegenstand, den er nun selbst mit erforschen hilft, gewinnt. 2) Dieses Interesse wird noch dadurch erhöht, dass man

bey dem analytischen *Vortrage* das Ziel der ganzen Untersuchung immer vor Augen hat. 3) Freylich schwebt uns dieses Ziel nicht immer rein und unvermischt vor Augen: allein auch hierin liegt ein neuer Grund, der unsere Aufmerksamkeit und alle Kräfte, welche die Untersuchung anregt, in höherem Grade erregt. Denn nicht sowohl die Vollkommenheit unserer Erkenntniss selbst, als vielmehr unser Fortschreiten von dem niederen zu dem höheren Grade der Vollkommenheit reizt unsere Thätigkeit. 4) Bey dem analytischen Vortrage wird nicht bloss der Verstand, sondern auch die Einbildungskraft, der Witz u. s. w. ins Interesse gezogen, und eine Kraft frischt die andere unaufhörlich auf. Diesen Vortheil kann der Schriftsteller und der mündliche Lehrer herrlich nutzen, wenn sie der Untersuchung (nicht bloss eine gewisse, sondern bestimmte) Individualität geben.

II. *Von den verschiedenen Formen des analytischen Vortrags und der zweckmässigsten Anwendung derselben.* Die Form des analytischen Vortrags ist entweder monologisch oder dialogisch. Die monologische entweder rein monologisch oder polemisch; die dialogische zetetisch, verhandelnd, oder aber katechetisch. Wo der Gegenstand der Untersuchung den Menschen schon als Menschen allein interessirt, da ist die monologische Form zweckmässig: wo Relativität eintritt, z. B. Verschiedenheit der Ansichten, die dialogische.

III. *Über das Genie und die Fähigkeit des Kopfes.* In den Wissenschaften findet eben so gut, als in der Kunst, ein Unterschied Statt zwischen Genie und fähigem Kopf, obgleich *Kant* das Gegentheil behauptet. Der eine Kopf ist fähiger, der andere erfindsamer. Aber so gegründet dieses auch ist: so ist doch wohl der Kopf nicht zu finden, dem es an aller Fähigkeit und an aller Erfindsamkeit fehlte. Auf welche von beiden Eigenschaften hat der Erzieher sein Augenmerk zunächst zu richten? Unstreitig auf die Erste. Denn die Erfindsamkeit des Kopfs wird sich schon von selbst fortbilden, sobald ihr nur Materie gegeben ist, woran sie sich üben kann. Diese Materie kann aber nur durch die Fähigkeit des Kopfs gewonnen werden. — In allen drey Abhandlungen haben wir den Vf. bey Untersuchungen gefunden, mit welchen wir ihn vorzüglich gern beschäftigt sehen.

Wir verbinden mit diesem Werke die Anzeige der unter No. 2 und 3 genannten. In der ersten Ausgabe waren diese jetzt abgesonderten Schriften eine einzige. Der Vf. hat sie in seinen Vorlesungen schon früher getrennt: nun auch in den Compendien, weil er überzeugt ist, dass der Logik allein, wenn sie gründlich und zweckmässig gelehrt werden soll, ein halbes Jahr gewidmet werden müsse. Bey der Bearbeitung der neuen Ausgabe der Logik No. 2 hat der Vf. zuvörderst beabsichtigt, den Beweisen einiger Lehrsätze mehr Fasslichkeit zu geben, als es ihm bey der ersten Ausgabe des Buchs gelungen war. Aus diesem Grunde hat er z. B. in der Lehre von den kategorischen Urtheilen den dort zuerst gebrauchten, aus dem Begriffe des kategorischen Urtheils unmittelbar hervorgehenden, Formeln hier andere substituirt, und diese, ihrer grösseren Einfachheit wegen, nicht allein in der Theorie der kategorischen Urtheile, sondern auch in der Lehre von den Schlüssen beybehalten. Zum Verstehen und zur Beurtheilung dieser Abänderung muss man die von dem Vf. gewählte, und in der ersten Ausgabe im 36, in dieser zweyten im 37 §. beschriebene Zeichensprache kennen. Nämlich: die *kleinen lateinischen* Buchstaben a, b, c u. s. w. bezeichnen *ganze* Begriffe *überhaupt*, Totalgedanken; die *kleinen deutschen* Buchstaben 𝔞, 𝔟, 𝔠 u. s. w. Partial-Vorstellungen; die *grossen lateinischen* A, B, C etc. *Objecte*, und zwar X, Y, Z *unbestimmte*, die anderen *bestimmte* Gegenstände, und endlich die *grossen deutschen* Buchstaben 𝔄, 𝔅, ℭ u. s. w. bezeichnen *Merkmale*, und insbesondere 𝔛, 𝔜, ℨ *unbestimmte*, die anderen *bestimmte*, den ihnen gleichen *kleinen* lateinischen und deutschen Buchstaben correspondirende Merkmale. Nun wird §. 167 das Formular für die nach dem vereinten Qualitäts- und Quantitäts-Moment unterschiedenen kategorischen Urtheile so gegeben: 1) die Formel des allgemein bejahenden Urtheils: *Alle* S sind 𝔓; 2) des allgemeinverneinenden: *Kein* S ist 𝔓; 3) des besonders bejahenden: Etliche S sind 𝔓; 4) des besonders verneinenden: Etliche S sind nicht 𝔓. Und dann heisst es im §. 174: „Da das Subject in einem wahren bejahenden Urtheil mit einem einigen (einzelnen) oder allen P einerley seyn muss, in einem verneinenden Urtheile hingegen von allen P verschieden seyn muss, wie §. 173 zeigt: so lassen sich statt der vorigen diese Formeln substituiren: 1) alle S sind P, 2) kein S ist P, 3) etliche S sind P, 4) etliche S sind nicht P. Rec. hält diese Umständlichkeit und die Substitution des lateinischen P, oder vielmehr die Dazwischenkunft des deutschen 𝔓 für entbehrlich: denn auch die Logik muss keine Kluft zwischen Begriff und Gegenstand befestigen wollen, sondern stets eingedenk seyn, dass der wahre Begriff unzertrennlich sey vom Gegenstand, und blosse leere Begriffe ein philosophisches Nichts seyen; Wörter, die schriftlich scheinen und mündlich schallen, aber ohne Wahrheit sind und ohne reellen Gehalt. — Die Absicht, einigen Beweisen mehr Fasslichkeit zu geben, hat den Vf. ferner bestimmt, die Schlussgesetze, dass aus blossen particulären Prämissen nichts folge, und die Conclusion sich nach dem schwächeren Theil der Vordersätze richten müsse, im §. 316 bloss vorläufig aufzustellen, und ihren Beweis für alle vier Schlussfiguren §. 340. III nachzubringen. Da der Vf. die Lehre von den vier Schlussfiguren und ihren *modis* in sein Lehrgebäude aufgenommen hat: so konnte allerdings der Beweis der genannten Sätze erst, nach Betrachtung der einzelnen Figuren, im §. 340 mit der Vollständigkeit eines *Inductionsbeweises* geführt werden. Wer aber mit *Kant* u. A. die Lehre von den syllogistischen Figuren

blofs als eine *äussere* Zugabe behandelt, folgert den Satz, dafs aus lauter particulären Prämissen nicht geschlossen werden könne, in seiner Allgemeinheit, unmittelbar aus der Idee des wahren, d. h. natürlichen Vernunftschlusses, der ohne das Fundament Eines, in seiner Mannichfaltigkeit Einigen, d. h. allgemeinen Princips nicht möglich ist. Rec. hält es für nützlich, in der Logik einen *historisch*-genetischen Begriff von den drey letzten Schlussfiguren im *Allgemeinen* zu geben; aber diefs ist auch für jeden, der das Wesentliche der Logik gründlich erkannt hat, hinreichend, ihn vor der falschen Spitzfindigkeit dieser Figuren zu sichern.

Der Vf. hat in dieser neuen Ausgabe ferner die Veränderung getroffen, dafs er einige Sätze der angewandten Logik, wo sie ohne weitere Vorbereitung aus einem oder mehreren, eben vorgetragenen, Sätzen der reinen Logik, mit welchen sie in näherer Verbindung stehen, gleich klar waren, als Anmerkungen bey der reinen Logik vorgetragen hat. So ist z. B. mit der Lehre von der Klarheit der Begriffe und den Erklärungen §. 129 gleich die Bemerkung verbunden worden, dafs auch die *Worte*, die zur Bezeichnung der Begriffe gebraucht werden, klar seyn müssen, und dafs in einer Erklärung keine uneigentlichen Wörter vorkommen dürfen, wenn der Sinn derselben zum Behuf der Erklärung nicht vorher bestimmt worden. Rec. hält die Abänderung für eine wahre und nothwendige Verbesserung, die von Logikern, welche die Gründlichkeit nicht in den Buchstaben, sondern in den Geist setzen, gewifs nicht getadelt werden wird, indem der Vf. sehr Recht hat, S. VI der Vorrede zu sagen, dafs das Gesetz des Zusammenhangs, und nicht das der Classification, höchstes Gesetz der Methode sey.

Endlich hat die Lehre von den Begriffen in dieser Ausgabe einige Erweiterungen erhalten, um nachfolgende Sätze um so fafslicher darstellen zu können. Auch die Lehre von den Verhältnissen der Urtheile ist neuer Aufmerksamkeit werth erachtet worden, da vornehmlich von ihnen die Lehre von der Methode, und insbesondere einer Art der analytischen Methode, derjenigen nämlich, deren sich die alten Geometer bedienten, und welche sie schlechthin mit jenem Namen, oder auch mit dem Namen der Analysis belegten, ihr Licht erhält. Dergleichen Erweiterungen finden sich in der Lehre von den Begriffen §. 33 u. 34, 41, 49—52, 57, 59, 65 u. a. a. O., und sind für den beabsichtigten Zweck sehr dienlich. Aber nicht diese, leicht wahrzunehmenden, Erweiterungen allein beweisen das achtungswerthe Streben des Vfs., sein Lehrbuch zu verbessern, sondern auch manche Abkürzungen und genauere Bestimmungen des Vortrags, die von der sorgfältigsten und angestrengtesten Erwägung der behandelten Sachen Zeugnifs geben. Auch die Lehre von den Verhältnissen der Urtheile ist in der That erweitert, wie unter anderen erhellt aus §. 192, 195, 196, 204, 205, 206, 215, 216, 262, 268, und die Formel-Lehre ist dadurch allerdings vervollständigt worden.

Die psychologische Vorbereitung zu der Logik handelt in XXXI §§. auf 14 S. von der Seele, dem Begriff der Erfahrungsseelenlehre, dem Vorstellungsvermögen, der Aufmerksamkeit, dem inneren und dem äusseren Sinn, der Einbildungskraft, dem Gedächtnifs, dem Gefühls- und Begehrungs-Vermögen.

Da diese Anzeige blofs den Zweck hat, auf das Verdienst des Vfs. um diese neue Ausgabe aufmerksam zu machen: so wäre es zweckwidrig, über den Geist und die Methode, in welcher die Logik überhaupt in dieser, wie in der ersten Ausgabe behandelt worden, zu reden. Jedoch verhehlt Rec. nicht, was auch aus der Anzeige selbst schon sichtbar ist, dafs er sich bey fortgesetztem Nachdenken über die Logik (in deren Verachtung er durchaus nicht einstimmt) fest überzeugt habe, diese Wissenschaft bedürfe für das, was ihr wesentlich ist, der vielen Formeln und Zeichen nicht. Wer es aber für sich gerathen findet, die Logik nach der Formularmethode zu studiren und Anderen vorzutragen, dem ist dieses Lehrbuch, wegen der Scharfsinnigkeit und Vollständigkeit in der Ausführung, vor allen anderen, dem Rec. bekannten, Lehrbüchern dieser Gattung zu empfehlen.

No. 3 ist ein Abdruck des Grundrisses der Psychologie aus der ersten Ausgabe der vereinigten Logik und Erfahrungsseelenlehre. Der Vf. will ihn nicht als neue Auflage angesehen haben; giebt aber in der Vorrede selbst die Puncte an, die er bey einer Revision berücksichtigt haben würde, wenn er nicht an derselben durch die äusseren Verhältnisse wäre verhindert worden. Wir wünschen dem würdigen Vf. der Schrift über die Seelenkrankheiten und der Psychologie in ihrer Anwendung auf die Rechtspflege zu einer solchen Revision Musse und Neigung.

GL.

FORTSETZUNGEN.

Rastatt, b. Sprinzing: *Handbuch für Denker.* Von *Karl Friedrich Schilling von Canstadt*, grofsherzogl. badischem Geh. Rath. Dritter Theil. 1809. XIII u. 768 S. 8. (S. d. Rec. des 1 u. 2 Th. Jahrg. 1807. No. 232 u. Jahrg. 1809. No. 107.)

Erlangen, b. Palm: *Urgesetze des Staats und seiner nothwendigen Majestätsrechte;* systematisch bearbeitet von *J. Mich. Vinc. Burkardt.* I Th. III Heft. — Auch unter dem Titel: *System der Policeygesetzgebung;* nach metaphysischen Principien bearbeitet von *J. M. V. Burkardt.* 1808. XXX u. 362 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. des I Hefts. Jahrg. 1806. No. 289.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MÄRZ, 1811.

GESCHICHTE.

Frankfurt a. Main, b. Varrentrapp u. Wenner: *Mohamed. Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters.* Eine Preisschrift, welche von dem französischen National-Institut der Wissenschaften am 7 Julius 1809 gekrönt wurde. Von *K. E. Ölsner*, ehemaligem bevollmächtigen Gesandten der freyen Reichsstadt Frankfurt bey dem Directorium der französischen Republik. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen des Verfassers vermehrt von *E. D M.* 1810. XX und 356 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Die Classe der Geschichte und der alten Literatur des französischen National-Instituts der Wissenschaften hatte einen Preis auf die beste Beantwortung folgender Frage gesetzt: „Welchen Einfluss hatte die mohammedanische Religion während den ersten drey Jahrhunderten nach ihrer Gründung auf den Geist, die Sitten und die Regierungen der Völker, bey denen sie eingeführt wurde?" Keine der im J. 1807 eingegangenen Schriften erhielt den Preis. Dem ersten Versuche der gegenwärtigen Abhandlung wurde die Ehrenerwähnung zu Theil. Dieser vorläufige Sieg, und die Bemerkungen, mit welchen er begleitet war, bestimmten den Vf., seine Arbeit aufs Neue vorzunehmen, und die möglichste Sorgfalt darauf zu verwenden. So entstand diese Schrift, welcher bey der zweyten Concurrenz von der oben genannten Classe der Preis einstimmig zuerkannt wurde. In der That hat Hr. *Ölsner* ein würdiges Seitenstück zu *Villers Darstellung des Geistes und der Wirkungen der Reformation* geliefert.

Nach einem kurzen Abriss der alten Geschichte der Araber vor Mohammed, als Einleitung vorausgeschickt, beginnt der Vf. mit einer Schilderung der Lage und des politischen und religiösen Zustandes von Arabien und den benachbarten Ländern um die Zeit, da Mohammed seine Lehre zu verkünden anfing. Der Feuerdienst der Magier, und die Vielgötterey der Sabäer fanden sich damals zugleich mit der jüdischen und christlichen Religion auf der arabischen Halbinsel. Der Gedanke, so viele Religionsparteyen mit einander zu vereinigen, konnte der Hoffnung eines Ehrgeizigen schmeicheln. Weigerte man sich, ihm Gehör zu geben: so liess sich mit wahrscheinlichem Erfolg Strenge gebrauchen. Der politische Zustand der arabischen Stämme, ihr Mangel an Einheit, ihr Misstrauen und ihr Hass verhinderten sie, einem wohl entworfenen und durchgeführten Angriffsplan einmüthigen, festen Widerstand zu leisten, und eben dieses machte es leicht, sie einzeln zu schlagen und zu unterwerfen. Vor der Ausführung dieses Plans hatte Mohammed grosse Hindernisse zu beseitigen. Das Schwerste für ihn war, bey seinen nächsten Anverwandten sich das Ansehen eines Propheten zu verschaffen. Nach Verlauf einiger Jahre zählt er nur erst wenige Anhänger; aber sein fester Entschluss überwindet alle Schwierigkeiten. Die Mittel, deren sich Mohammed bediente, seine Absichten zu erreichen, werden scharfsinnig entwickelt und gehörig gewürdiget. Mohammeds Charakter wird billiger, und darum gewiss auch richtiger beurtheilt, als gewöhnlich geschieht. „Man hat gute Gründe", heisst es unter anderen, „nicht an die Besuche des Engels, der den Koran offenbarte, zu glauben, und es ist wahrscheinlich, dass Mohammed selbst es nicht immer gethan. Folgt daraus, man müsse nun alle seine in Bewegung gesetzte Mittel ohne Ausnahme der Arglist eines Erzbetrügers zuschreiben? Ich kann es nicht zugeben. Die erhabene Vorstellung eines einzigen Gottes mitten unter einem abgöttischen Volke aufgefasst, war wohl geeignet, eine grosse und feurige Seele zu entflammen. Je weniger Mohammed vermochte, diesen Begriff einer philosophischen Untersuchung zu unterwerfen, desto mehr musste er davon überrascht, geblendet und beherrscht werden. Da er sich von seiner Endeckung nicht Rechenschaft geben konnte: so schreibt er sie einer übernatürlichen Ursache zu. Diese Gunst des Himmels setzt ihn ausser sich, er wird selbst von der Fieberhitze seiner Einbildungskraft getäuscht. Der Wahnsinn liegt nur in der heftigen Bewegung, die sein Gemüth ergriffen hat, sonst ist sein Geist vollkommen hell. Der Zweck, den er verfolgt, hat nichts Unsinniges, und sein Verstand, über eine Menge von Gegenständen weit aufgeklärter, als sein Jahrhundert, weiss sich in der praktischen Welt, in welche der Schwung seiner Begeisterung ihn geworfen hat, sehr gut zu benehmen." Die Ursache der erstaunenden Fortschritte, welche der Islam in kurzer Zeit machte, hat man bald in dem Schrecken der Waffen, bald in der Erlaubniss der Vielweiberey, bald in den Verheissungen des Paradieses zu finden geglaubt. Der Vf. zeigt, dass diese Ursachen weder einzeln noch zusammengenommen zur Erklärung der Erscheinung hinreichen. Man

ist genöthigt, sich nach einem allwirksameren Grund umzusehen, welcher die übrigen mit seinem Gewicht unterstützt hat. Dieser Grund liegt in dem Wesen des Islams selbst, liegt darin, dass seine Glaubenslehre nur wenige und einfache, aber dem gesunden Menschenverstand einleuchtende Sätze der natürlichen Religion enthält. Der reine Deismus, welcher sich in dem Islam ausspricht, und von den Völkern, die ihn annahmen, eine Menge crass abergläubischer Begriffe entfernen sollte, stach auffallend von dem Wirrwarr der Theologie ab, welche alle damaligen Secten lehrten. „Die Möglichkeit", sagt der Vf., „dem Deismus den Bestand einer positiven Religion zu geben, ist in Europa eine blosse Frage der Theorie geblieben; vor zwölfhundert Jahren wurde dieses Problem von den Einwohnern Asiens gelöst. Mohammed hatte den Muth zu glauben, dass die Menschen hinreichenden Sinn hätten für das Einfache und für das Gerechte. Dem zufolge entfernte er, so viel es möglich war, von seiner Glaubenslehre alles, was ihr hinderlich seyn konnte; er gründete seine Religion, ohne Hülfe der Priester, so fest, und drückte ihr das Siegel der Dauer dergestalt auf, dass die Fluthen der Zeiten und Völker sie nicht erschütterten." Um sich alle Parteyen desto geneigter zu machen, nahm er von einer jeden der damals bestehenden Religionen theils Gebräuche, theils Lehrsätze auf, in sofern sie mit seiner Grundlehre nicht im Widerspruche standen. Von den sabäischen Gebräuchen behielt er z. B. die Wallfahrt nach Mekkah bey; sie brachte den Einwohnern dieser Stadt viele Vortheile, und diese durfte man nicht abgeneigt machen. Den Parsen zu Gefallen hatte er einige gnostische Vorstellungen nicht ausgeschlossen (z. B. die Engel). Vorzüglich war es ihm aber wichtig, die Juden und Christen in den Schooss seiner Kirche zu ziehen. Er hütet sich desswegen sehr, ihre Offenbarungen anzugreifen; er hält sie vielmehr für ächt, und giebt die seinige nur als deren Fortsetzung und Vollendung. Vortrefflich wird aus dem damaligen Zustand der christlichen Kirche die Willfährigkeit der Christen, dem neuen Propheten Gehör zu geben, erklärt. Vornehmlich begaben sich viele der durch die unnützen Streitigkeiten ihrer Theologen ermüdeten Jakobiten unter die Fahne des Islams. Ganz besonders aber verstärkt sich die Heerde der glaubigen Muselmänner durch die Proselyten aus jener Schaar von Secten, die in dem Laufe von sechs Jahrhunderten nach und nach von den Kirchen-Versammlungen als Ketzer in den Bann gethan worden waren. Der *zweyte* Abschnitt schildert den kriegerischen Geist der Bekenner des Islams. Mohammed vereinigte die verschiedenen Völkerschaften Arabiens durch eine zugleich religiöse, bürgerliche und kriegerische Gesetzgebung in Eine Nation. Zugleich flösste er ihnen das fanatische Bedürfniss ein, die übrigen Völker zu dem Glauben, zu dem sie sich selbst bekannten, zu bekehren; und diese Leidenschaft machte den Islam zu einem der grossen Bewegungspuncte des Mittelalters. Mohammeds Lehre drohte das Ansehen aller damals bestehenden sowohl religiösen als politischen Verfassungen zu stürzen. Hätten die Völker Arabiens, die sich zu ihr bekannten, auch mit der übrigen Welt gern in Frieden gelebt, und der Zeit die Sorge gelassen, das Licht ihrer neuen Lehre zu verbreiten: man wurde es nicht gelitten haben. Ein heilsamer Instinct stiess die Araber in den Kampf gegen alle später unfehlbar gegen sie Verbündeten. Die Mittel, welche den Arabern hiebey zu Gebote standen, ihre Kriegszucht, der Geist, welcher ihre Heere beseelte, werden mit grosser Wahrheit und Lebendigkeit dargestellt, und auf eine sehr belehrende Weise mit den Streitkräften des byzantinischen Reichs und dem Geist seiner Heere verglichen. Die Überlegenheit der Muselmänner floss aus unendlich furchtbareren Principien, als alle die kleinlichen militärischen Anordnungen, bey welchen einzig der Blick der Griechen stehen blieb. Sie floss aus allem, was den Heeren eine moralische Kraft geben kann, durch die Vorstellung und den gemeinsamen Antheil an einer grossen Sache, und durch eine Ausdauer, wie nur das Pflichtgefühl sie eingiebt. Der Muselmann, ein Streiter im Dienste Gottes, stellt sich in die Reihen aus Gewissenhaftigkeit. Waffenübung ist ihm eine Religionshandlung, die er nicht wohl erfüllen kann, wenn er sich jener nicht ganz widmet. Nicht die gelehrte Taktik der mohammedanischen Krieger war es, welche sie zum Schrecken der Völker machte, sondern der Kriegs- und Bekehrungs-Geist, welcher sich immer weiter den Neubekehrten in den eroberten Ländern mittheilte. Indem ein einfaches Glaubensbekenntniss den Besiegten mit dem Sieger vereinigte: so wuchsen die Streitkräfte des Islams unaufhörlich, ohne dass seine Herrschaft drückend wurde; und ist der Kriegsgeist einmal geweckt: so erhält er sich durch seine eigenen Fortschritte. Im *dritten* Abschnitt wird die geschichtliche Charte der Länder, welche nach und nach die mohammedanische Fahne aufsteckten, entworfen, mit Bemerkungen begleitet über die von den Mohammedanern gegründeten Kolonieen u. ihren Landbau. Am längsten verweilt der Vf., wie billig, bey der Niederlassung der Araber in der pyrenäischen Halbinsel, und zeigt den wohlthätigen Einfluss derselben auf die Cultur dieses Landes. Boden und Menschen, bisher unter der Herrschaft roher Barbaren durch Feudallasten gedrückt, werden frey durch die Einführung des muselmännischen Gesetzbuches. Doch bleiben die Felder noch verödet, theils durch den Tod, theils durch die Flucht der meisten Einwohner. Die vormaligen Eigenthümer wurden zwar von den Siegern eingeladen, ihre Zufluchtsörter zu verlassen, und ihre Besitzungen, wenn auch nicht ganz, doch zur Hälfte wieder zu übernehmen. Aber unglücklicherweise war die Entvölkerung so gross, dass diese zurückgekehrten Eigenthümer nicht hinreichten, die verwüsteten Ländereyen anzubauen. Darum versprach man den fremden Landleuten, die sich in Spanien niederlassen wollten, grosse Vortheile. Diese Anerbietungen, und der Ruf

eines fruchtbaren Bodens, eines milden und wohlthätigen Klimas, bestimmten eine Menge Afrikaner, überzuschiffen. Die muselmännischen Kolonieen in Spanien waren wesentlich auf den Landbau gerichtet, und durch ihn erlangte dieses Land einen Grad von Bevölkerung und von Wohlstand, den es unter der Herrschaft seiner christlichen Despoten nie erreicht hat. Überhaupt, bemerkt der Vf., waren die arabischen Völker geneigter, als die Tataren, dem Nomadenleben zu entsagen, und sich dem Ackerbau zu widmen. Jedes kriegerische Volk, das aber einfache Sitten hat, geht gern zum Ackerbau über, sobald es sich irgendwo fest ansiedelt. In freyer Luft, unter dem Gewölbe des Himmels, hat es gekämpft und gelebt; nach dem Felde richtet es seine Blicke, wie der müde Seemann dem Ufer zueilt und Fischer wird. Von den Bemerkungen über den Hang der Araber zur Landwirthschaft geht der Vf. im *vierten* Abschnitt zur Untersuchung der Regierung und der Sitten bey den Muselmännern unter den vier ersten Khalifen über. Die Gewalt des Fürsten beschränkte sich auf Anordnungen, welche die Policey, die Staatsämter und die Kriegszucht betrafen. Ihm kam es nicht zu, Gesetze zu geben; und da der Koran den Gesellschaftsverein mit der Religion in eine genaue Verbindung setzt: so waren die Staatshäupter dem Tadel der öffentlichen Meinung weit mehr unterworfen, als in solchen Regierungsverfassungen, wo die Religion nur eine ausserwesentliche Nebensache der gesellschaftlichen Ordnung ist. Die Khalifen waren für ihr Betragen verantwortlich, man konnte sie vor Gericht fodern. Das Gesetz war gleich für den Armen und für den Reichen, für den Staatsbeamten und für den blossen Bürger. Den überwundenen Völkern gab die Regierung der Saracenen mehrere Beweggründe des Vertrauens und der Anhänglichkeit. In den eroberten Ländern liess man alle die guten Einrichtungen fortbestehen, welche den Religionsgrundsätzen des Islams zufolge nicht nothwendig abgeändert werden mussten. Der Übergang zu einer neuen Ordnung der Dinge geschah demnach mit der möglichsten Ruhe und Schonung, und auf die Missbräuche einer schlechten Regierung folgte die thätige Sorgfalt, die Billigkeit, die Milde einer redlichen Verwaltung. In den Sitten der Bekenner des Islams während des ersten Jahrhunderts desselben spricht uns eine glückliche Mischung von Einfachheit und Kraft, von Uneigennutz und Redlichkeit, von Bescheidenheit und Muth, von Frömmigkeit und Vaterlandsliebe an. Die Khalifen predigten durch ihr Beyspiel; und je erhabener ihr Standpunct war, desto mehr mussten sie auf den Geist der Zeit wirken. Der *fünfte* Abschnitt enthält eine Schilderung der Ommiaden und Abbasiden im Allgemeinen. Mit vielem Scharfsinn entwickelt der Vf. die Mittel, durch welche die Ommiaden das Khalifat an sich zu reissen wussten. Aber die öffentliche Meinung hatten sie stets gegen sich. Kaum betrachtete man sie als Muselmänner, sie, welche die Letzten gewesen, sich zu bekehren, und doch die priesterliche Königswürde, dieses Erbtheil der Familie des Propheten, dieser entrissen hatten. Ein allgemeines Gefühl der Völker, mit Ausnahme von Syrien, welches der Sitz der Regierung war, und von Spanien, welches durch ihr Glück erobert worden, verfluchte das Bestehen der Dynastie der Ommiaden, als dem Wohl der wahren Gläubigen entgegen. Alles verband sich zu Gunsten der Abbasiden, die eigentlich nur dem Glücksstern, der über ihnen aufgegangen war, folgten. Durch den einhelligen Wunsch der Völker zur Herrschaft berufen, und von allen Muselmännern als die rechtmässigen Kaiser betrachtet, hatten sie, seit dem Beginn ihrer Herrschaft, einen festeren Bestand als die vorige Dynastie. Die Dynastie der Abbasiden zählt eine lange Reihe von Fürsten, die man mit vollem Rechte den Antoninen und Medicis an die Seite setzen darf. Sind gleich ihre schönsten Regierungen nicht frey von Blutflecken: so war doch im Allgemeinen die Lage der Völker glücklich. So wie sich der Bekehrungseifer der Saracenen mindert, macht ihre Cultur Fortschritte. Eine thätige und hochsinnige Verwaltung wacht über die Rechtspflege und über die Staatseinnahme; diese letztere verwendet man zu grossen und nützlichen Unternehmungen. Die Gründung von Bagdad durch den Khalifen Al-Mansin ist ein merkwürdigeres Denkmal, als die ägyptischen Pyramiden. Noch andere Städte erheben sich; man veranstaltet Landstrassen, Karvanserais, Märkte, Kanäle und Springbrunnen; man gründet eine Menge Anstalten des Unterrichts und der Wohlthätigkeit; die Regierung befördert und schützt das Studium der Wissenschaften, den Handel, und alle Künste des Friedens. Ein schönes Gemälde dieser glücklichen Zeiten entwirft der Vf. im *zweyten* Theil, dessen beide *erste* Abschnitte den Zustand der Wissenschaften und des Handels unter den mohammedanischen Völkern während des Zeitraums der Abbasiden schildern. Treffliche Bemerkungen über die Art, wie die verschiedenen Felder der Literatur von den Arabern bearbeitet wurden, besonders über den Geist ihrer Gesetzgebung und die Grundsätze ihrer Staatsverwaltung, enthält der erste dieser Abschnitte. Am Schlusse desselben werden die Verdienste der Araber um die Wissenschaften überhaupt mit vieler Umsicht und Unparteylichkeit gewürdiget, aber auch die Ursachen nicht unerörtert gelassen, durch welche ein höherer Aufschwung des Geistes bey ihnen zurückgehalten oder missleitet wurde. Der *dritte* Abschnitt, über den Verfall des Khalifats, beschliesst dieses Werk, welches als eine wahre Bereicherung der historischen Literatur zu betrachten ist. Der Geist des Islam ist noch von keinem Schriftsteller so richtig aufgefasst, von keinem der Einfluss desselben auf die Bildung der Völker, die sich zu ihm bekannten, so treffend und lebendig geschildert worden. Möchte es dem Vf. gefallen, Manches, was er, dem Zweck dieser Abhandlung gemäss, bloss andeuten konnte, z. B. den Einfluss der Araber auf die europäische Cultur, künftig ausführlicher zu entwickeln!

Die deutsche Übersetzung dieser schätzbaren

Schrift ist vollständiger, als das französische Original. Seit einigen Jahren war dem Übersetzer ein älteres Manuscript des Vfs., welches diesem zur Ausarbeitung gegenwärtiger Preisschrift diente, anvertraut. Da in derselben nur die allgemeinsten Resultate der angestellten Untersuchung niedergelegt sind: so benutzte der Übersetzer aus jener älteren Handschrift eine Menge Zusätze für den Text und für die Anmerkungen als Erläuterungen. Überdiess wurden ihm noch während des Drucks der Übersetzung von dem Vf. einige gehaltvolle Bemerkungen zur Einschaltung mitgetheilt. Am Ende ist noch beygefügt: „Nachricht über die Saracenen vor dem Islam, von Herrn *de Fortia d'Urban*." Nur die wenigen in den späteren römischen Geschichtschreibern enthaltenen Stellen, in welchen der Araber Meldung geschieht, findet man hier zusammengestellt. Für das mit vielem Fleisse verfertigte Namen- und Sach-Register muss man dem Übersetzer Dank wissen.

By.

STRAUBING, in Commiss. b. Heigl u. Comp.: *Ludwig der Baier und 1809* — von *Joseph von Mussinan*, Rathe des königlichen Appellations-Gerichts zu Straubing. 1810. 253 S. 8. (1 Rthlr.)

Herzlich gut ist die Absicht des Vfs.: er wollte während des letzten Kriegs den Patriotismus der Baiern aufregen, malt ihnen daher eine Regierungsgeschichte des in der That vorzüglichen Kaisers, Ludwig des Baiern, und stellt zur nicht hinlänglich passenden Parallele den Hass auf, welchen die Österreicher von jener alten Zeit her bis auf unsere Tage gegen Baiern in ihrem Herzen getragen haben sollen. Schon hiedurch wird der Aufsatz einseitig und schief; doch hängt sehr viel von der geschickten Durchführung des gewählten Thema ab. Dass aber Hn. *v. M.* diese gelungen sey, wird wohl schwerlich Jemand behaupten, wenn er auch nur einigermassen in der Geschichte unseres Vaterlands eingeweihet ist. Neue Aufklärungen verspricht er zwar selbst nicht, er will nur das Bekannte in lebhafte Rückerinnerung bringen, will zeigen, dass *Schmidt* in seiner Geschichte der Deutschen parteyisch in seinen Urtheilen über Kaiser Ludwig gewesen ist (welches sich auch wirklich nicht leugnen lässt), und wählt übrigens Hn. *Westenrieder* nebst einem Hn. *Leuchs* zu seinen vorzüglichsten Wegweisern. Wie ihm der Letztere, welcher selbst seine Charakterschilderungen nur aus den alltäglichen Handbüchern zusammensetzt, als Führer dienen konnte, wird freylich schwer begreiflich; noch schwerer aber, wie Hr. *v. M.* seine Art von Biographie aus ihnen hervorzuholen vermögend wird. Denn er weiss es Wort für Wort, was Kaiser Ludwig bey verschiedenen Veranlassungen zu seinen Baiern und zu anderen redlichen Leuten gesprochen hat; das heisst, die Geschichte weiss von allen dem nichts, sondern der Vf. hat sich in den Geist seines Helden so lebhaft zu versetzen gewusst, dass er in seinem Namen Red und Antwort geben kann, sie aber freylich so giebt, wie sie Ludwig nie würde gegeben haben, und in einer Sprache, die sich wohl schwerlich als Muster empfehlen lässt. Es lohnt der Mühe, eine solche Tirade aus diesem Halbroman wörtlich abzuschreiben. Rec. würde zu diesem Endzwecke die herzbrechende Anrede Ludwigs S. 65 wählen, durch welche er seinen älteren Bruder Rudolph zur Versöhnlichkeit auffodert; sie ist aber zu ausführlich, wir verweisen daher die Leser auf das Buch selbst, und geben zu einiger Entschädigung die Anrede an die Deutschen nach der Königswahl S. 69. „Wappnet euch mit Muth und Verstand! rief Ludwig gleich Anfangs allen Deutschen zu. Ihr habt mich rechtmäsig gewählt, wider meinen Willen gewählt. Nun so seyd treu und standhaft — nun so seyd Deutsche und keine Memmen! Nun so werdet wieder, was einst eure Väter waren, freye Männer, und keine Knechte! Schüttelt ab das drückende Joch, das Rom seit Jahrhunderten Deutschland aufgelegt! — das seit Jahrhunderten nur wenig nachgelassen hat, und das jetzt zu Avignon wieder fester gewunden werden soll. Gebt Acht, dass sie euch nicht berücken! Ich bin Ludwig der Baier, der Sohn Ludwig des Strengen, der Enkel Otto des Erlauchten und eures unvergesslichen Rudolphs, der Freund eures unglücklichen Heinrichs, ein Abkömmling eurer Hohenstaufer. Noch einmal: Gebt Acht, und verkennt mich nicht." Hätte Ludwig so seltsam gesprochen: nie würden die Deutschen mit der unerschütterlichen Treue ihm zugethan gewesen seyn, mit welcher sie an ihm hingen. Den Papst bringt Hr. *v. M.* schon hier mit in das Spiel, lässt ihn auch von seinem Bruder Rudolph, von dem zuviel Böses gesagt wird, gegen Ludwig aufhetzen, obgleich Papst Johannes XXII sich erst neun Jahre später in die deutschen Angelegenheiten zu mischen anfing. Historische Treue ist überhaupt das Ziel nicht, nach welchem der Vf. strebt; er vermengt Früheres und Späteres, erklärt S. 133 den *Zwinger* bey Rense für den Königsstuhl, versichert S. 162, Margareth Maultasch sey die Gemahlin des Prinzen *Karl* von Böhmen gewesen u. s. w. Dass der Stil nicht als empfehlungswürdiges Muster dienen dürfe, beweiset wohl schon die oben ausgehobene Stelle; aber auch andere Sprachfehler sind keine Seltenheit. Es ist z. B. S. 14 dem Vf. „der Gebrauch der *Archiven* bewilligt worden." Oder S. 102: „Man denke sich aber auch die grenzenlose Freude der *Baier*, da sie ihren Ludwig einmal wieder heiter und froh sahen. Es lebe Ludwig! *scholl* es nun in Baiern von einem Ende zum anderen Tage hindurch, und die meisten Gegenden Deutschlands *schollen wieder*." Dass Österreich sehr übel bey der ganzen Darstellung wegkommt, versteht sich von selbst. Ein sehr guter Jurist ist ohne Zweifel Hr. *v. M.*; wenigere Anlage scheint er zum guten Geschichtschreiber zu haben.

Vd. Hg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MÄRZ, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Reise durch Franken, Baiern, Österreich, Preussen und Sachsen*, von *E. U. D.* Freyherrn *von Eggers*, Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein, Ritter des Danebrogsordens. 1810. I Th. 452 S. II Th. 490 S. III Th. 459 S. IV Th. 500 S. 8. (8 Rthlr.)

Der Stoff dieser, den 28 Jun. 1804 angefangenen und nach einiger Unterbrechung im May 1806 geendigten Reise ward während der Reise selbst zusammengetragen. Die Briefe (es sind ihrer, in der durch alle vier Bände fortlaufenden Numer, achtzig) folgen meistens von Tag zu Tag auf einander, und oft gehört einem Tage mehr als ein gedruckter Bogen an. Diese Schnelle im Beobachten, Auffassen, Zusammensetzen und Abliefern zum Druck läfst sich weder aus der Thätigkeit des Vfs. (nach seiner Versicherung arbeitete er täglich 10 Stunden), noch aus dem glücklichen Ungefähr, überall gleich die besten Quellen zu seiner Benutzung bereit zu finden, und selbst nicht aus einer *benigna Vena* erklären. Denn abgerechnet, dafs er, von Brustkrämpfen geplagt, das Bad brauchen mufste, dafs seine Ärzte ihm Mäfsigkeit in den Anstrengungen seines Geistes als das Hauptmittel zu einer leidlichen Wiederherstellung vorschrieben, dafs seine ihn überall begleitende Gattin, deren Gesundheit von den Strapazen der Reise mehr, wie sein Körperzustand, erschüttert wurde, ihm die Vorschriften der Ärzte in Erinnerung brachte: so fodert das Ankommen an einem anderen Orte, die Einrichtung seines tragbaren Hauswesens, so fodern die Bekanntschaften, die man in und aufser dem Logis macht, die Mittel, die man vergebens braucht, um zu einer des Drucks würdigen Notis zu gelangen, so viel Zeitaufwand aufser allem dem, welchen man seiner Pflege schuldig ist, dafs selbst die genaueste Ökonomie desselben kaum zureicht, sich diese räthselhafte Erscheinung der eiligen Entstehung dieser Beschreibung in vier so starken Bänden während der Reise zu lösen. Allein wenn man den Stoff dieser Reise selbst ansieht: so kann man das Unbegreifliche begreiflich finden. Denn 1) folgt der Vf., die Charten und Beschreibungen in der Hand, so lange ihn die Müdigkeit nicht überfällt, seinem Postillione, der ihm rechts und links, dann vor und rückwärts die Orte nennt, die das Auge erreicht. Alles das nimmt er eben so treu auf, als die Art, wie ihm die Wege erscheinen, die Brücken, Flüsse, Bäche, Dämme, Berge, Hügel, Schluchten, die er passirt und seitwärts liegen läfst, die Dörfer, Weiler, Flecken, wodurch er kommt, die Einwohner, was er von ihnen hält, die Felder, wie sie bestellt sind, und dann spricht er auch seine Empfindungen aus, die von der Ansicht aller dieser Gegenstände erzeugt werden. Diese Mittheilung geht auf die Breite, nicht in die Tiefe, und damit lassen sich wohl Bogen füllen. Dafs der Vf. hiebey meistens genau ist, kann Rec., der einen grofsen Theil dieser Route selbst gemacht hat, nicht leugnen; allein die Mittheilung hat wenig Werth, selbst nicht einmal in malerisch-historischer Rücksicht — der einzigen, der diese Weitläuftigkeit zu Statten kommen könnte, wenn sie allseitig wäre, was sie nicht ist. — 2) Ganze Bogen sind aus bereits gedruckten Werken abgeschrieben: so *Zwierlein* über das brückenauer Mineralwasser, *Stelten* bey Augsburg, *Bleul* und *Schultes* bey Salzburg, *Schenk, Höfer, Schultes* bey Baden in Österreich, *Schwartner* bey Ungarn, *Demian* bey Böhmen, *von Lichtenstern* bey Österreich, der wienerische Wegweiser, die Beschreibung der Haupt- und Residenz-Stadt Wien bey Wien, der Director *Rosa* bey der Beschreibung der k. k. Gemäldegallerie, der wiener Schematismus bey Darstellung des Hofstaats, *Gädikes* Lexikon von Berlin bey Berlin und den umliegenden Gegenden, die skizzirte Darstellung für Natur- und Kunst-Freunde und *Lipsius* Antikengallerie bey Dresden, *Rhodes* Wegweiser durch die Sehenswürdigkeiten in und um Dessau, der herzoglich mecklenburgisch-schwerinische Staatskalender über dieses Land. — Wenn Rec. auch glauben will, dafs der Vf. seinen eigenen Gang gegangen sey, und dadurch, dafs er sich der Sprache eines Anderen bedient, seine eigenen Beobachtungen bestätigen will: so macht er sich doch durch das wörtliche Abcopiren verdächtig, verdächtiger noch dadurch, dafs er einmal (II Th. S. 237—243) gesteht, dafs er alsdann, wenn er in diese Gegenden (Ungarn) kommen würde, Gelegenheit suchen wollte, seine jetzt auf Treu und Glauben angenommene Kenntnifs der Verhältnisse von Ungarn zu erweitern. Die Sucht, Alles mitzutheilen, *quidquid in buccam venit*, geht so weit, dafs er im ersten Theile S. 234 das ganze weitläuftige Conscriptionsreglement von Würzburg, und im vierten Theile S. 99 aus der wiener Zeitung die Anzahl derjenigen Soldaten, die mit einer goldenen oder silbernen Ehrenmedaille decorirt wurden, das Schreiben des Kai-

ckenau für den Urheber der von ihm sogenannten genialischen Idee des Einreibens der Arzneyen hält, und Th. III. S. 7 seine eigene Krankheit weder deutsch noch lateinisch *sicher* zu benennen weiss: *Ehlers* und *Brandt*, sagt er, erklärten sie für die *Angina pectoris*; mich deucht zu deutsch, setzt er hinzu, für Brustkrampf. Einer zweyten Versicherung, dass er sich bey seiner Freymüthigkeit keiner Indiscretion bewusst sey, dass er Keinen genannt, alles Scharfe im Urtheil und Ausdruck vermieden habe, möchte die Mittheilung der Nachricht, wie er II Th. mit den österreichischen Mautbeamten ohne alle Schwierigkeit zurechte kam, wohl nicht zusagen.

Wir haben offen die Fehler gerügt, die uns bey Durchlesung dieser Reise aufstiessen. Würde der Vf. den unnöthigen Überfluss weggeschnitten, mehr Bestimmtheit, Deutlichkeit, An- und Umsicht in seine Nachrichten gebracht, seinen Empfindungen mehr Reinheit und Klarheit, seinen Begriffen mehr Angemessenheit und Rundung, seinem Plane mehr innige Beziehung auf den Zweck gegeben haben: so hätte auch das mancherley Gute, das er hier mittheilt, sich nicht in der Masse verloren, und mehr Wirkung haben müssen. Dieses Gute läfst sich da besonders nicht verkennen, wo der Vf. mit seinem offenen Sinne für Humanität, der ihm bey allem Wechsel der Dinge, obgleich nicht mit der ihm sonst gewöhnlichen Bezeichnung, geblieben ist, Gegenständen begegnet, die entweder seinen Unwillen oder seine Freude hervorrufen. Auch kann man seinem Fleisse in Zusammenstellung mehrerer einzelner Nachrichten, sie mögen bekannt oder unbekannt seyn, in dem Detaile und in der Auseinandersetzung mehrerer Ereignisse und Daten, den Beyfall nicht versagen. Hauptsächlich trifft aber dieses einzelne Parthieen, denen man es ansehen muss, dass der Vf. bey ihnen mit Lust verweilt, wenn gleich er nicht aus dem tiefen Born der Wahrheit schöpft.

Das Werk selbst theilt sich, wie unsere Recension auch schon beweist, in drey verschiedene Abschnitte, wenigstens Rec. möchte es so eintheilen, und der Vf. selbst veranlafst ihn dazu durch die Vorrede und den Inhalt. 1) *Schilderungen von Gegenden und von Sitten des geselligen Lebens.* Die Unumständlichkeit hiebey entschuldigt er durch den Mangel an vollkommenen Charten (zu einem solchen Zwecke gehören freylich Specialcharten, die man aber auf flüchtigen Reisen wenig brauchen kann). 2) *Statistische Nachrichten von Ländern und Orten;* diese sollen nur Beyträge seyn, und auf keine Vollkommenheit Anspruch machen. 3) *Politische Ansichten*, die die Gegenwart herbeyführte, und wobey der Vf. oft in die Vergangenheit zurückgeht. — Er wählte die Briefform, um dem Vortrage mehr Abwechselung und Leben zu geben; und da die Briefe, sagt er, an einen vertrauten Freund gerichtet sind: so kann ich mich um so freymüthiger äussern. Allein hiebey hätte der Vf. bedenken sollen, dass der vertraute Freund das Publicum wird, sobald die Briefe gedruckt werden, und wenn man an der Art, womit diese Freymüthigkeit zu Tage ausgeht, sieht, dass sich der Vf. diese Umwandelung schon gedacht habe: so hätte er auch die unbedeutenden Dinge und mehrere individuelle Umstände ganz weglassen sollen, um wenigstens in beider Beziehung gleich consequent zu seyn.

Sein erster Brief ist aus Hannover den 28 Jul. 1804, und sein letzter aus Lübeck den 26 May 1806 datirt. An den Hauptorten, wo er sich einige Tage verweilt (Hannover, Fulda, Brückenau, Würzburg, Augsburg, München, Salzburg, Hallein, Wien, Baden, Prag zurück nach Hamburg), stellt er jedesmal seine zurückgelegte Reise in einer Recapitulation dar, und dieses Nämliche beobachtet er, als er seine zweyte Reise nach Wien über Berlin, Breslau, Troppau, Brünn antritt, und über Prag, Peterswalde, Dresden, Leipzig, Berlin, Klezke nach Lübeck zurückkehrt. H. P. E.

Zürich, b. Gessner: *Ansichten von Paris.* Erster Band. 1809. 298 S. Zweyter Band. 365 S. 8. (3 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. glaubt ein verdienstliches Werk gethan zu haben, wenn es ihm gelingen sollte, den Lesern einen Theil des Frohsinns abzutreten, der ihn auch in unserer Zeit nicht verlassen hat. Wenn es schwer ist, eine Satire zu schreiben: so ist es, wie er meint, in Paris wenigstens nicht leicht, keine zu schreiben. Nach diesen Präliminarien hätte man nicht Unrecht, nichts als Spott, Scherz und Laune in seinem Buche zu erwarten. Man findet sich zwar in dieser Hoffnung nicht getäuscht; aber so durchaus Satiriker ist der Vf. auch nicht. Er schildert einen Theil des höheren und niederen Lebens in dieser menschenvollen, gemischten Hauptstadt, verbreitet sich über manche allgemeine Anstalten, handelt oft von Literatur und Theater, vergleicht auch zuweilen die Charaktere der deutschen und französischen Nation mit biederem deutschen Sinne, nie unbillig, nie anmafsend. Das *Nil admirari* begleitet ihn durch das ganze Buch. Er springt und hüpft von einem Gegenstande auf den anderen, weiss von jedem etwas Interessantes oder Belustigendes zu sagen, und durchmischt seine Bemerkungen mit Erzählungen, Anekdoten und Einfällen, worunter viele neu und treffend sind. Wenn es ihm an eigenem Stoffe gebricht: so nimmt er zwar auch mitunter seine Zuflucht zu Auszügen aus gedruckten Büchern, z. B. aus Chamfort. Dadurch aber hat er sein Buch nur desto unterhaltender gemacht. Nach einer aus dem *Almanac du Commerce* entlehnten Angabe, soll Paris unter anderen 76 Banquiers, 300 Juwelirer, 168 Tuchhändler, 490 Kaufleute, 21 Strohhutmacher, 121 Kaffeeschenken, 86 Modehändler, 132 Parfumeurs, 336 Maler, 234 Kupferstecher, 118 Buchdrucker, 260 Buchhändler, 263 *Hôtels garnis*, 1000 Weinhändler, 3 falsche Augenmacher und 2000 — Schriftsteller in sich fassen.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 12 MÄRZ, 1811.

ARCHITEKTONIK.

Berlin, b. Hayn: *Über Theater, oder Bemerkungen über Katakustik in Beziehung auf Theater.* Von *C. Langhans*, königl. preuss. Ober - Hof - Bau - Inspector. 1810. 64 S. 4. Mit 4 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 12 gr.)

Unter den Schwierigkeiten, die sich bey der Erbauung eines Schauspielhauses zeigen, ist die eine der vorzüglichsten, ihm eine solche Einrichtung zu geben, dass die Stimme der Schauspieler überall gut gehört wird, dass der Schall sich überall gut verbreitet, ohne dass jedoch ein Wiederhall entsteht. So viel Versuche desshalb gemacht, so viele Theorieen aufgestellt wurden: so hat man doch immer noch keine ganz bestimmten Grundsätze; daher Hr. *Langhans* bemüht ist, eine feststehende Theorie für die vortheilhafte Verbreitung und Fortpflanzung des Schalles zu bilden, ohne jedoch eine ganz bestimmte Form oder ein durchgeführtes Project zu einem Theater zu geben, nachdem er vorher zeigt, wie die jetzt gebräuchlichen Formen der Theater entstanden. Nach seiner Meinung war die Zeit, als man von den unbedeckten Theatern zu den bedeckten überging, die bedeutendste Epoche für die Veränderung ihrer Form. Man war damals in der Construction der Dächer noch zurück, man musste daher die Breite der Theater-Gebäude einschränken. Weil aber dabey der innere Raum nicht genug Zuschauer fasste: so dehnte man sie in die Länge aus, wodurch die lange Form der Theater entstand; und als man endlich dahin gelangte, weitgespannte Bedachungen machen zu können: so war die Beleuchtung solcher grossen Räume, wegen ihrer Breite, ein neues Hinderniss, die Öffnung der Bühne nicht vergrössern zu können, und dieses, so wie das Verhältniss der Breite der Bühne zu der Zahl der Zuschauer, welche das Theater fassen sollte, brachte immer wieder die in die Länge gezogene Form hervor. Der Vf. setzt hierauf die Theorie des Schalles fest, und prüft die verschiedenen Meinungen über die innere Form eines Theaters. Die Ellipse, die von mehreren Architekten als die beste Form angenommen wurde, ist nicht zu billigen und nicht tauglich für ein Theater, weil sie den Schall concentrirt, und dadurch, dass man zu viel darin hört, Nachtheil für die Verständlichkeit hervorbringt. Die Form des vollen Cirkels hat die nämlichen Fehler. Was in dieser Rücksicht von den Umfassungswänden gesagt ist, gilt auch von der Decke des Theaters. So viele Nachtheile nun auch die Concentrirung der Schallstrahlen mit sich bringt: so würde doch ein Gebäude, welches durchaus keiner Zurückwerfung des Schalles fähig wäre, eben so fehlerhaft seyn. Denn ein nach und nach langsam verlöschender Nachhall in kleinen und grossen Gebäuden ist angenehm und nothwendig, um uns den Zauber der Musik und der Töne geniessen zu lassen. Wir dürfen daher den Nachhall nicht unterdrücken, sondern müssen ihn vielmehr zu erhalten suchen, welches durch ganz gleichförmige, oder so viel als möglich mannichfaltige Zurückwerfung der Schallstrahlen geschieht, wobey aber keine Concentrirung Statt finden darf. Eine jede Form also, die nicht fähig ist zu concentriren, wird diesem Zwecke entsprechen. Von jeder geraden Wand, und noch besser, von jeder erhobenen Fläche werden die Schallstrahlen zurück, und zugleich aus einander geworfen, und hier finden wir also die Mittel, deren wir uns bedienen können, um die möglichste Mannichfaltigkeit der Zurückwerfung der Schallstrahlen zu bewirken, und der Concentrirung zu entgehen. Und da auch selbst eine gerade Wand in einer beträchtlichen Entfernung concentriren kann: so muss man die grossen Flächen durch Erhöhungen oder Vertiefungen unterbrechen. Es bleibt nun den Talenten des Architekten überlassen, diese Bedürfnisse eines Theaters in einer schönen Form zu vereinigen.

Hiebey aber kommen auch noch die Regeln der Optik in Betracht. Die Halbcirkelform der Theater der Alten passt für unsere grossen Theater desshalb nicht, weil die Öffnung der Bühne eine zu grosse Weite erhalten müsste. Wollte man den Umkreis des Halbcirkels über die Weite der Bühnen - Öffnung hinausdehnen: so entständen zunächst an der Bühne Plätze, auf denen man nichts sieht. Die beste Form würde die vom Dreyviertel eines Cirkels seyn, welche auch das beste Verhältniss der Breite des Theaters zur Tiefe giebt. Dieses Verhältniss ist gleich gut in Rücksicht auf Optik und Akustik; allein da diese Form in Rücksicht auf Katakustik, oder der Zurückwerfung der Schallstrahlen, verwerflich ist, wie schon dargethan worden: so müssen die Theile eines Gebäudes, welche in ihrer Cirkelform Flächen darbieten, so geformt werden, dass sie nie den Schall concentriren, wohl aber zurückwerfen und verbrei-

ten. Dieses ist durch folgende Mittel zu erreichen. Wenn die Brüstung der Logen den Cirkel bildet: so müssen ihre einzelnen Theile so geformt seyn, dass sie zur Concentrirung des Schalles unfähig sind. Diess kann geschehen durch erhobene Verzierungen von Balustraden, Rosetten und dergleichen, auch durch horizontallaufende Krümmungen der Brüstungen. Eben so müssen die Rückwände der Logen und des Parterre behandelt werden, dass sie, statt der reinen Cirkelform, mannichfaltige Flächen geben, um dadurch das Concentriren zu vermeiden. Auch die Decke des Proscenium ist nicht aus der Acht zu lassen. Will man das Proscenium oben nach einem Bogen schliessen, welcher das Segment eines Cirkels bildet: so muss das Centrum des Cirkels tief unter der Bühne angenommen seyn, wie etwa bey dem carlsruher Theater, und nicht in der Höhe des Mundes vom Schauspieler, wie im berliner National-Theater, denn diese Wölbung concentrirt den Schall, jene aber wirft ihn mehr parallel zurück. Auch kann dieser Bogen so gekrümmt seyn, dass seine Brennpuncte oben in den leeren Raum des Theaters fallen, wie beym Theater im Palais Royal in Paris, wodurch der Schall weiter unten sich wieder verbreitet. Für die Decke des Theaters ist die geradlinigte Form die beste, weil sie sich dazu eignet, die Schallstrahlen mehr zu zerstreuen als zu concentriren. Hält man aber eine Wölkung schöner für das Auge: so muss sie sehr mäsig seyn, damit sie nicht concentrirt. Auch die Wände des Proscenium können, wenn sie zu grosse Flächen darbieten, die gleichförmige Vertheilung des Schalles hindern, und dieses kann dadurch vermieden werden, wenn an der geraden Fläche des Proscenium mehrere erhobene oder vertiefte Flächen angebracht werden.

Da in einem Theater die Bedürfnisse für Akustik und Optik so nahe beysammen liegen, dass eins ohne das andere nicht berührt werden kann, und der Vf. zur Anwendung seiner Grundsätze die Cirkelform gewählt hat: so bringt er auch in Erwähnung, wie in dieser Form die gegebene Anzahl der Zuschauer am besten vertheilt werden könne. Er bemerkt, dass es nicht vortheilhaft ist, die Logenreihen senkrecht über einander zu bauen, sondern dass es, vorzüglich wegen des erweiterten Raums, mehr Vortheil bringt, die obern Logenreihen zurücktreten zu lassen. Es muss jedoch dieses Zurücktreten nur in dem Hintergrunde des Theaters geschehen, auf den Seiten aber, zunächst an der Bühne, muss es vermieden werden, weil sonst, wenn auch hier die Logenreihen zurücktreten, Plätze entstehn, von denen gar nicht auf die Bühne gesehen werden kann. Die Logenreihen müssen daher an den Seiten sich an die Öffnung des Proscenium anschliessen. Zuletzt macht der Vf. noch darauf aufmersam, dass es schädlich ist, durch das Mittönen der Wände die Verlängerung eines Wiederhalles zu vergrössern, weil dadurch der Verständlichkeit geschadet wird. Je glätter und vollkommener die Fläche der Wände ist: desto bestimmter und reiner wird der Schall zurückgeworfen; je rauher und unbestimmter aber die Flächen der Wände gearbeitet sind: desto unbestimmter wird auch die Wirkung derselben für den Schall seyn.

Diess ist der Inhalt dieses Buches, das jeden Architekten, vorzüglich bey der Erbauung eines Theaters, von grossem Nutzen seyn wird. Wir haben nur die Resultate vorgelegt; in Rücksicht der Ausführung aber und der Beweise der Sätze des Vfs. müssen wir auf das Buch selbst verweisen, weil hiebey ohne die Kupfer nichts deutlich gemacht werden kann. Diese Kupfer sind auch desshalb interessant, weil man darauf von den meisten der bekanntesten Theater der neueren Zeit Grundrisse findet.

— gl —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Kunst-Magazin der Mechanik und technischen Chemie*; oder *Sammlung von Abbildungen und Beschreibungen erprobter Maschinen zur Vervollkommnung des Ackerbaues, der Manufacturen und Fabriken*. Herausgegeben von Dr. *Christian Gotthold Eschenbach*, ord. Prof. d. Chemie in Leipzig. I bis VII Heft. 1802 bis 1806. 4. (In farbigem Umschlage jeder Heft 1 Thlr. 16 gr.)

Dieses Kunst-Magazin hat die nämliche Form und Einrichtung wie das *Mag. d. neuen Erfindungen* und das *Magaz. z. Beförd. der Industrie*. und schliesst sich diesen ehrenvoll an. Auch hier findet man Übersetzungen und Auszüge aus anderen Schriften, die nicht in Jedermanns Hände kommen, die aber gleichwohl verdienen bekannter zu werden. Mehrere derselben sind zwar nur Ideen, die theoretisch richtig seyn können, aber in der Ausführung vielleicht nicht entsprechen; gleichwohl aber ist die Verbreitung solcher Ideen nie ohne Nutzen, weil sie Veranlassung zu neuen Ideen geben können, wenn sie von Sachverständigen beleuchtet werden. So wie niemals in Schriften dieser Art lauter Goldkörner ausgestreuet sind: so ist es auch hier der Fall. Manche neue Erfindung darin ist so undeutlich, dass selbst aus der beygefügten Zeichnung es schwer werden dürfte, sie im Grossen nachzumachen. Auch das Versprechen des Herausgebers im kurzen Vorbericht, dass nicht Vervollkommnung und Verschönerung entbehrlicher Kunstproducte, die nur für das selbstgeschaffene Bedürfniss des Luxus und der Überfeinerung unentbehrlich sind, sondern Verbesserung, erhöhte Zweckmäsigkeit, Vereinfachung solcher Arbeiten und Erzeugnisse des Fleisses, deren Nothwendigkeit allen Gliedern der Gesellschaft gleich fühlbar ist, der Plan und Zweck dieses Magazins seyn solle, ist nicht ganz erfüllt, indem mehrere bloss zum Luxus dienende Erfindungen darin befindlich sind, die man ganz wohl entbehren könnte. Wir begnügen uns, unsere Leser mit dem Inhalte dieser 6 Hefte kürzlich bekannt zu machen.

I Heft. Maschine, vermittelst welcher ein Mann zwey Garben ausdreschen, und zugleich das Korn schwingen und sieben kann, mit Kupfer. — Beschreibung und Abbildung einer Maschine, welche während dem Schwingen und Sieben, vermittelst einer von zwey Menschen umgedrehten Schiffswinde, drey Gar-

ben drischt. — Zusatz zu dieser Maschine, mittelst dessen sie noch vollkommner wird, so, dass sie nicht nur die erwähnten Wirkungen leistet, sondern zugleich zum Mahlen, Beuteln, Auf- und Herab-Lassen der Mehlsäcke gebraucht werden kann. — Entwurf einer tragbaren Maschine, ohne Räder, zur Verfertigung des Schiesspulvers, die auch zugleich dienen kann, jede andere Materie klein zu stampfen; nebst Beschreibung eines bisher unbekannten Mittels, die Mörser leicht zu füllen und auszuleeren. Mit einem Kupfer. — Aufriss einer Mühle, welche von einer einzigen Person, auf dieselbe Art, wie die vorhergehende Maschine, in Bewegung gesetzt werden kann. — Abbildung einer Handmühle, deren Kraft ansehnlich verstärkt ist. — Ein Schubkarren, der zugleich Gärten zu wässern und Lasten fortzuschieben dient. Mit Kupfer. — Plan eines Schubkarrens, welcher das Abmähen des Getreides verrichten, und vermittelst dessen ein Mann, der ihn führt, die Arbeit mehrerer Schnitter verrichten kann. Mit 1 Kupfer. — Abbildung eines anderen mechanischen Schubkarrens, wodurch die Erndte erleichtert wird. — Vollständige Darstellung der neuesten und möglichst hohen Vervollkommnung der Brantweinbrennerey. Mit Kupfer. Es ist diess die nun schon bis zum Ekel verbreitete schottländische Brennerey, die bloss zu Hintergehung der Accisbeamten in Schottland erfunden wurde, und die in Deutschland kein vernünftiger Mensch für eine Verbesserung der Destillirkunst betrachten wird, da es erwiesen ist, dass wir in unseren grossen Blasen binnen 24 Stunden auf fünfmal eben so viel destilliren können, als die Schotten in ihrer Blase auf 72mal. Zweckmässiger ist der in dieser Darstellung hinzugefügte *norberg*'sche Condensator und Kühlfass, welche Kühlanstalt alle Nachahmung verdient. Dieser ganze Aufsatz ist beym Verleger auch besonders abgedruckt für 12 Gr. zu haben. — Beschreibung einer Vorrichtung, um Garn, kurze baumwollene Waaren und Haushaltungswäsche zu bleichen, nebst einer kurzen Entwickelung der Grundsätze, auf welchen die neuere Vervollkommnung der gesammten Bleichkunst beruht. Mit Kupfern. — Beschreibung einer Maschine zum Waschen der Hauswäsche. Mit Kupfer. Zu dieser und der vorhergehenden Methode werden alkalische Dämpfe gebraucht, oder die oxygenirte Salzsäure. Beide Maschinen, diese und die vorhergehende, sind von *O'Reilly* angegeben: beide Aufsätze aber beym Verleger, besonders abgedruckt, für 12 Gr. zu haben. — *II Heft.* Beschreibung einer ökonomischen Maschine zum Austrocknen der Ländereyen, so wie auch zu dem beym Brückenbau nöthigen Ausschöpfen des Wassers. Mit Kupfer. Diese Maschine besteht aus acht Pumpen mit ihren Canälen und Wasserbehältern versehen, die in einem Kasten enthalten sind, so dass vier Menschen so viel leisten können, als sonst sechzehn. — Abbildung einer ökonomischen Maschine, vermittelst welcher ein Mensch leicht zwey Schmiedehammer und zugleich den Blasebalg in Bewegung setzen kann. — Beschreibung einer Handmaschine von ansehnlicher Kraft, welche ohne Räderwerk vier Schmiedehammer und sechs Fuchstempel, um Eisenerz zu stampfen, in Bewegung setzen kann. Mit Kupfer. — Beschreibung einer vermittelst eines Drehbaums in Bewegung zu setzenden Maschine, welche 12 Schleif- und Polir-Steine zu Gewehrfabriken herumdreht. Mit Kupfer. — Vorschlag zu einer Verbesserung der Drehwinde, wodurch ihre Kraft sehr verstärkt wird. Mit Kupfer. — Vorschlag zur Verbesserung der Schraubenwinde. Mit Kupfer. — Plan einer ökonomischen Brücke mit einem einzigen Bogen, welche zerlegt und von einem Orte zum anderen geschafft werden kann. Mit Kupfer. — Abbildung und Beschreibung neu erfundener, rauchverzehrender Ofen, Phlöskopen genannt, von *Thilorieux* und *Boreux*. Ist beym Verleger auch separat abgedruckt für 8 Gr. zu haben. Nach Rec. Meinung bleiben diese Ofen, so gefällig sie auch aussehen, doch Spielerey. Im III und V Heft werden sie ausführlicher beschrieben. — Beschreibung eines rauchverzehrenden Sparofens, welcher alle Vortheile der Öfen und Kamine in sich vereinigt u. s. w. Eine Erfindung Dr. *Franklins*. Nebst Bekanntmachung eines neuen Mittels, ohne Kosten ein immerwährendes Feuer zu unterhalten, erfunden von *Boreux*. Mit Kupfern. Auch diese franklinsche Erfindung, deren Nutzen nicht zu verkennen, ist beym Verleger besonders abgedruckt für 6 Gr. zu haben. — Beschreibung von Maschinen zum Mahlen und Zerhacken der Lohe, und zur Appretirung des Leders in den Lohgärbereyen. Mit Kupfern. Eine Erfindung *Bagnalls* in England. — Über die Reinigung des Öls zum Brennen und Erleuchten, von *Damart*. Unter mehreren Mitteln wird besonders empfohlen, auf einen Centner Rüböl eine Auflösung von 25 Unzen römischen Alaun in 9 Pfund kochendem Wasser zu nehmen, und nach einem halbstündigen Umrühren mit dem Öle, 15 Unzen Salpetersäure hinzuzugiessen, und nach 48stündiger Ruhe das oben schwimmende klare Öl abzunehmen. — Über die Öfen mit umgebogener Flamme, worin auch der Rauch verbrannt wird. Mit Kupfer. — Notizen über mehrere nicht recht bekannte Methoden beym Vergolden u. Versilbern der Metalle. — *III Heft.* Die Ersparniss der Brennmaterialien, von *G. Palmer*, oder Methode, Zimmer ohne Kosten zu heizen. Mit Kupfer. — Beschreibung eines neuen Apparats zum Heizen vermittelst der Dünste, welcher in Bierbrauereyen, Branntweinbrennereyen, Färbereyen u. s. w. anwendbar ist. Mit Kupfer. Eine Erfindung *Tickels* in England. Dieser und der vorhergehende Aufsatz ist ebenfalls beym Verleger besonders abgedruckt für 12 Gr. zu haben. — Angabe eines Mittels, die zur Winterszeit Reisenden vor der Gefahr des Erfrierens zu bewahren, von *G. Palmer*. Vermittelst hölzerner Schuhe, durch deren Sohle mit Feuer gefüllte Blechröhren laufen. — Abbildung und Beschreibung einer Scheune, nebst Kornboden, Dreschmaschine und Mühle, welche 1792 in England angelegt worden. 400 Guineen, als so viel diese Anlage gekostet hat, ist doch keine unbedeutende Summe. — Beschreibung einer beweglichen Küche, vermittelst welcher man 5 bis 6 Schüsseln für eben so viel Personen mit einer grossen

Ersparniss an Zeit, Mühe und Kosten bereiten kann. Abgebildet von *Boreux*. Diess ist gewiss eine nutzbare Erfindung für Reisende und Militärpersonen, besonders da der ganze Apparat nicht über 10 Rthlr. kommt. — Beschreibung einer metallenen Schreibfeder u. s. w. Erfunden von *G. Palmer*. Mit Kupfer. — Sicheres Mittel, das Nachahmen des Papiergeldes, der Wechselbriefe u. s. w. zu verhüten und zu entdecken, von *G. Palmer*. Dieser Aufsatz und der vorhergehende ist beym Verleger separat abgedruckt für 8Gr. zu haben. — Neuer Versuch, stillstehende Gewässer zur Bewegung der Räderwerke in Fabriken, wo man weder vom Winde noch vom fliessenden Wasser Gebrauch machen kann, zu benutzen, von *Boreux*. Mit Kupfer. — Auszug aus *Brogniarts* Werke, über die Farben, welche aus Metalloxyden gemacht, und auf verschiedene glasartige Körper durch Schmelzfeuer eingebrannt werden. — *IV Heft*. Zeichnung und Beschreibung einer neuen Sparküche, in welcher Speisen aller Art aufs vollkommenste zubereitet werden können, erfunden von *Jourdan le Cointé*, gezeichnet und verbessert von *Boreux*. — Grundriss und Beschreibung einer beweglichen Sparküche, für bürgerliche Haushaltungen, in Gestalt eines kleinen Zugofens, mit einem Ventilator, einem Ofen, einem Heerd, einer Bratröhre, einem Wasserkessel u. s. w., welche 10 Gerichte auf einmal liefern kann, von *Boreux*. — Vorschlag und Anweisung, wie vermittelst eines Verkohlungs - Ofens, welcher mehrere Zimmer Tag und Nacht heizt, den ganzen Winter hindurch, ohne alle Kosten, ein beständiges Feuer zu unterhalten ist. Von *Boreux*. Mit Kupfern. — Beschreibung eines ökonomischen Futterstalls, und Anweisung zum Gebrauche desselben. Mit Kupfer. Es wird dieser Stall in England gebraucht, um im Winter die Schaafe zu füttern. — Bienenkörbe, nach einer neuen Art gebauet, vom *B. Blancherie*. Mit Kupfer. — Mittel gegen Bienen - und Wespen-Stiche. Es besteht aus Küchensalz, das man in so wenig Wasser als möglich auflöst, und als Brey auflegt. — Mittel, die Bienen bey der grösten Kälte zu ernähren und in Arbeit zu setzen, und sie vor den Gefahren strenger Winter zu bewahren, von Madame *Gacon - Dufour*. — Neue Art Filtrirtrichter zu verfertigen. Mit Kupfer. — *V Heft*. Abbildung und Beschreibung einer Leiter und eines Korbes, womit man Personen und Sachen bey Feuersbrünsten retten kann. Von *Anderson*. — Neues Verfahren, Schocolade zu bereiten und zu kochen. Von *Boreux*. Mit Kupfer. — Anweisung, den Kaffee auf die beste Art zu kochen. Nebst Abbildung und Beschreibung einer neuen Pauke zum Rösten des Kaffees. Von *Boreux*. — Ökonomischer Apparat, um in 3 hölzernen Tonnen, bey einem mäfsigen Feuer, eine grosse Quantität Wasser sieden zu lassen. Zum Gebrauch der Manufacturen, Bleichen und öffentlichen Bäder von *G. Th. Döker*. Mit Kupfern. — Noch ein Verkohlungsofen zu einer kostenfreyen Heizung der Stuben eingerichtet. Von *Boreux*. Mit Kupfer. — Anweisung, einen neuen Kitt für Terrassen zu bereiten, und ihn vermittelst flüssigen Theers dem Wasser undurchdringlich, und gegen Frost unzerstörbar zu machen. Von *Puymarin*. — *VI Heft*. Neue Wässerungs - Methode, oder Darstellung der einfachsten und wohlfeilsten Art, Wasser zur Wässerung der Gärten, Felder und Wiesen zum Gebrauche in Manufacturen u. s. w. in die Höhe zu heben. Von *Boreux*. Mit Kupfern. — Anmerkung über das Naourah oder Schöpfrad der Ägyptier. Mit Kupfern. — Anweisung, auf eine dauerhafte und wohlfeile Art Wasserbehälter, Bassins, Cisternen, Wasserleitungen und Gartencanäle anzulegen. — Vorschrift zu einem Kitt, womit man steinerne oder thönerne Wasserleitungsröhren verlöthen kann. — Noch eine Gartenwässerungs - Methode. Mit Kupfer. Man soll einen Strick von gewundener Baumwolle oder Wolle in einen irdenen Krug mit Wasser mit dem einen Ende legen, und das andere Ende an die zu befeuchtende Pflanze: so würde der Strick als ein Siphon (Heber) wirken. Das ist gar nichts Neues, ein alter zwey fingerbreiter Lunten thut eben die Dienste. — Amerikanisches Rad zur Erhebung des Wassers. Mit Kupfer. — Der franklinische Ofen. Vervollkommnet von *Darnod* und *Schmidt*. — Mit Kupfer. — Neu erfundenes Mittel, durch Dämpfe zu bleichen. Von *Bardel*. Mit Kupfer. Es wird hiezu Sodalauge gebraucht. — Beschreibung und Abbildung eines Thermometerstabs, zur Bestimmung der Temperatur unter der Erde. Von *Richter*. — Über Kornpflanzungs-Versuche. Von *Richter*. Auch bey diesen Versuchen musste man dem Aussäen der Körner den Vorzug vor dem Pflanzen zugestehen. — Verfertigung einer neuen wohlfeilen weissen Farbe zum Anstrich für Häuser und Zimmer. Auf gut gelöschten und mit der bekannten Menge Wasser verdünnten Kalk schüttet man nach und nach eine Auflösung von Alaun in Wasser, und fährt damit so lange fort, bis die helle Flüssigkeit aus dem Niederschlagsgefäss von der Alaunauflösung nicht mehr getrübt wird; sodann läst man alles ruhig sich zu Boden setzen, und verbraucht die erhaltene weisse Farbe sogleich, oder hebt sie getrocknet auf. — Firniss zu fertigen, der kochendes Wasser hält, und daher lange dauert. — Chinesischer Lackfirniss. — Weisse Tusche. — Bereitung des Bleichsalzes, oder des übersauren kochsalzsauern Kalkes. — Neue Methode, Hanf zu rösten, von *Bralle*. — Verbesserung der verschiedenen Wasser, von *Richter*. — Frostbeulen in einer Nacht zu heilen. Mit einer Mischung von Aschenlauge und Terpentingeist den kranken Theil umwickelt. — Brandwunden in wenig Minuten zu heilen. — Da dieses Magazin in der That manchen interessanten Aufsatz enthält: so ist dessen so lang unterbrochene Fortsetzung auch jetzt noch zu wünschen, zugleich aber auch, dass der Herausgeber jedesmal die Quellen anzeige, woraus er schöpfte.

Δλμ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 MÄRZ, 1811.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Taschenbuch für die gesammte Mineralogie, mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen*, herausgegeben von *Karl Cäsar Leonhard*, Kammerrath (jetzt grossherzogl. frankfurt. Generalinspector der Domänen). *Zweyter Jahrgang*. 1808. VIII u. 408 S. Mit 3 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.) — *Dritter Jahrgang*. 1809. II u. 408 S. Mit *Hauy's* Bildniss und 4 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.) — *Vierter Jahrgang*. Mit *Blumenbachs* (nicht ganz getroffenem) Bildnisse und 3 Kupf. 1810. 415 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Über den Zweck und Plan dieses Repertoriums der neuesten Entdeckungen in der Mineralogie haben wir uns bereits bey der Beurtheilung des ersten Jahrganges (1807. No. 252) erklärt, und können uns daher hier auf die Anzeige des Inhalts der neuen Jahrgänge desselben beschränken.

II Jahrgang. I. Abhandlungen: 1) *Sammlung zur Kenntniss der Gebirge von und um Karlsbad*, angezeigt und erläutert von Hn. GR. *v. Goethe* in Weimar. Dieser Aufsatz war früher schon besonders abgedruckt, und zur erläuternden Begleitung der Gebirgsartensammlung bestimmt, welche der Wappen- und Edelstein-Schneider *Joseph Müller* zu Karlsbad ausgiebt. 2) *Das Neueste über Hauy's Mineralsystem.* Ein Schreiben aus Paris an den Herausgeber. Es ist in französischer Sprache abgedruckt, und enthält mehrere interessante Notizen. Nach *Hauy* soll die Phosphorescenz des Apatits in Relation mit den Formen stehen. Sie soll sich nur bey den Krystallen zeigen, welche an den Enden durch eine senkrecht gegen die Axe gesetzte Fläche begrenzt werden. Die Kernkrystallgestalt des Arragonits ist nach *Hauy's* neuester Untersuchung ein Oktaëder, dessen Dimensionen mit denen des primitiven Kalkspath-Rhomboëders incommensurabel sind. 3) *Mineralogische Beschreibung des Biebergrundes.* Vom Bergmeister *Schmidt* zu Hanau. Dazu 1 Charte und 1 Profil. Kurz, aber lehrreich, und die früheren, von *Canorin* und *Jordan* herrührenden, Beschreibungen in vieler Hinsicht erweiternd und berichtigend. 4) *Rhapsodische Bemerkungen über einen bey Öningen gefundenen Ornitholithen*, von Dr. *J. H. Lavater* in Zürich. Dazu 1 Kupf. 5) *Mineralogisch-geographische Skizze des Fürstenthums Corvey*, vom Bergsecretär *Stift*. Die Gegend ist von keinem besonderen geognostischen Interesse; daher auch die Beschreibung es nicht seyn kann. Aber die Angaben des Vfs. scheinen auch nicht einmal durchaus richtig zu seyn. Nach Hn. *Stift* sollen nämlich auf dem, durch das Fürstenthum Corvey sehr allgemein verbreiteten, zum Muschelkalke gehörenden Flötzkalkstein, Flötze von Schieferthon, Thonstein und Sandstein liegen. Begeht man aber das sehr deutliche Gebirgsprofil von Lugda (Lüde, Lügde) unweit Pyrmont hinan, über Rischenau, nach Höxter im Weserthal hinab: so kann man sich nach Beobachtungen überzeugen, dass bunter, gegen Morgen einschiessender Sandstein — derselbe, welcher am rechten Weserufer sich sanfter wieder hebt, um den Solling zu bilden — die Sohle des, im Hauptstreichen von Mittag nach Mitternacht mit der Weser sich fortziehenden Gebirgsrückens bildet. Bunter Mergel kömmt, wie gewöhnlich, so auch hier in demselben vor. Ausserdem auch bunter Thon, Thonstein und Schieferthon, welcher an einigen Stellen eine schwarze Farbe hat, und dadurch zu der Vermuthung, Steinkohlen in der Nähe zu finden, verleiten könnte. Das Ausgehende dieser Schichten ist den höheren Puncten des Rückens nahe; daher man sie, bey dem Fallen gegen Morgen, an dem entgegengesetzten Abhange, nach dem Weserthale zu, in Hohlwegen und Wasserschluchten wieder findet. Die höchsten Kuppen, welche sich auf dem Rücken erheben, wie namentlich die des Kötherberges, welcher das Weserthal beherrscht, bestehen wieder aus buntem Sandstein, der nur an einigen Stellen sehr quarzreich und entfärbt ist. Der Schieferthon u. s. w. ist also in den bunten Sandstein eingelagert. Bey dem Hinabsteigen in das Weserthal kommt man nun tiefer an den Flötzkalkstein, welches Hn. *Stift* vermuthlich verleitete, ihn als unterteufend anzusehen. Er ist aber offenbar *aufgesetzt*. Am Fusse des Reussenberges, nach der Weser zu, treten die Lagen des bunten Mergels und Schieferthons *unter* dem Kalkstein wieder hervor. 6) *Mineralogische Bemerkungen über die Umgebungen Karlsbads*, vom Legationsrath *von Struve*. Beschluss des im ersten Jahrgange abgebrochenen Aufsatzes, über dessen Werth wir uns bereits geäussert haben. Sehr oberflächliche Nachrichten werden am Ende von dem schlaggenwalder Zinnbergwerke ertheilt. 7) *J. A. Weppen*, Amtmanns zu Wickershausen, *Nachricht von einigen besonders merkwürdigen Versteinerungen und Fossilien seines Cabinets.* Eine durch Weitschweifigkeit ermüdende und wenig Belehrung gebende Aufzählung. S. 179 wird versteinertes Holz vom Hirschberge unweit Frankfurt am Mayn aufge-

führt. Vermuthlich ist es aber von dem im ehemaligen Niederhessen, unweit des Meissners gelegenen Hirschberge. 8) *Das Vorkommen des Basalts auf der Steinsburg bey Suhl*, beschrieben vom Bergwerks-Assessor *W. G. Spangenberg* zu Suhl. 9) *Die Mineraliensammlungen in Paris*, beschrieben von Dr. *J. G. Schneider* zu Hof. Diese Fortsetzung des im ersten Jahrgange abgebrochenen Aufsatzes handelt von den Privatsammlungen in Paris. *II. Übersicht der neuen Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie.* Hier hätte No. 8, die *Correspondenz*, eine sorgfältigere Auswahl der Materialien bedurft. Es sind mehrere Briefe und Auszüge von Briefen darin aufgenommen worden, die des Abdrucks nicht werth waren. Von mehreren Herausgebern wissenschaftlicher Zeitschriften scheinen jetzt die Mittheilungen aus dem Briefwechsel zu weit getrieben zu werden. Es ist offenbar eine eben so grosse Versündigung gegen den Briefsteller, wie gegen das lesende Publicum, wenn in einer Zeitschrift Briefe abgedruckt werden, die von ihren Verfassern nicht ausdrücklich zur öffentlichen Mittheilung bestimmt wurden. In vorliegendem Taschenbuche finden sich sogar von einem *Ungenannten* eingesandte Auszüge von Briefen, deren Verfasser gar nicht genannt worden sind.

III Jahrgang. I. Abhandlungen: 1) *Der Kammerberg bey Eger*, beschrieben vom GR. *von Goethe.* 2) *Die Mineraliensammlungen in Paris*, beschrieben von *Schneider.* Beschluss des oben erwähnten Aufsatzes. Am Ende desselben werden Notizen von pariser Mineralienhändlern mitgetheilt. 3) *In wiefern giebt es Individuen im Mineralreiche?* Beantwortet vom Prof. *Bernhardi* zu Erfurt. Nach des Vfs. Meinung lässt sich die Frage: sind die Krystalle die Individuen des Mineralreichs? ohne weitere Erklärung weder mit Ja noch mit Nein beantworten. Kein einzelner Quarzkrystall sey ein Individuum von Quarz, sondern nur ein Individuum von Quarzkrystallen. Der Begriff von Individuum lasse sich im Mineralreiche auch auf nicht krystallisirte Massen anwenden, bey welchen durch die Theilung der Begriff des Ganzen nothwendig verloren geht, z. B. bey den einzelnen Körnern des Erbsensteins. 4) Des Amtmanns *Weppen Nachtrag zu seiner Abhandlung von einigen besonders merkwürdigen Versteinerungen seines Cabinets.* 5) *Bestimmung der Krystallisation einiger mineralischen Substanzen*, vom Prof. *Bernhardi.* Dieser Aufsatz — unstreitig der interessanteste in diesem Jahrgange — hat die Krystallisation des Zinnsteins, Grauspiessglanzerzes und Uranglimmers zum Gegenstande. Der Vf. nimmt als Kernkrystallgestalt des Zinnsteins ein Quadratoktaëder an, wo sich die Seiten der quadratischen Fläche zur Höhe wie $3 : \sqrt{8}$ verhalten. Er beobachtete acht verschiedene Verhältnisse der Abnahme und 11 verschiedene Arten von Krystallisationen. Bey dem Uranglimmer kann man entweder mit *Hauy* das gerade, rechtwinklich-vierseitige Prisma, oder ein Oktaëder als Kernkrystallgestalt annehmen. Im ersteren Falle verhalten sich die Seiten der Basen zur Höhe wie 3 : 1; im letzteren die halben Seitenlinien zur Höhe wie 3 : 1. *Bernhardi* beobachtete vier verschiedene Verhältnisse der Abnahme und fünf abweichende Krystallisations-Arten. 6) *Mineralogische Beyträge*, vom Bergrath *Hacquet* zu Krakau. Von keinem besonderen Interesse. *II. Übersicht der neuen Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie.* Dieser Abschnitt enthält ausser den gewöhnlichen Rubriken noch zwey neue: nämlich eine Darstellung der neuesten Mineralsysteme, und zuletzt eine Rubrik für den Mineralienhandel. Die erstere von diesen liefert diessmal die neuesten Mineralsysteme von *Hauy* und *Werner.* Jenes wurde dem Herausgeber von dem trefflichen und liberalen Vf. selbst in eigenhändiger, mit interessanten Anmerkungen ausgestatteter Abschrift mitgetheilt, und hat mithin vollkommene Authenticität. Letzteres hingegen erhielt der Herausgeber von einigen Schülern des freyberger Oryktognosten. Wenn wir gleich der Aufnahme dieser Rubrik an sich unseren Beyfall nicht versagen können: so wünschen wir doch, dass dabey in der Folge eine grössere Ökonomie in Ansehung des Drucks beobachtet werden möge. Auch scheint es uns unzweckmässig zu seyn, dass jene so verschiedenartigen und gar nicht zu parallelesirenden Systeme neben einander gedruckt worden sind, wodurch der Gebrauch eher erschwert als erleichtert wird. — Die diesem Jahrgange angehängten Kupfer stellen ein paar Gebirgsprofile, Versteinerungen, den Kammerberg bey Eger und Krystallisationen vor.

IV Jahrgang. I. Abhandlungen: 1) *Beschreibung einer seltenen Trilobitenart*, vom Kammerpräsidenten *v. Schlottheim* zu Gotha. Die hier genau beschriebene Art einer der seltensten und merkwürdigsten, wiewohl noch nicht genau genug untersuchten, Petrefacten-Gattungen findet sich bey Reval in einem, wahrscheinlich zum Muschelkalk gehörenden Flötzkalksteine, und ist von den sonst bekannten Trilobiten wesentlich ausgezeichnet. Die Beschreibung ist durch eine Darstellung der Versteinerung auf der ersten Kupfertafel verdeutlicht. 2) *Über die Untersuchung des Verhaltens der Fossilien vor dem Blas- oder Löth-Rohre*, vom Generalinspector *Hausmann.* Eine bis jetzt noch fehlende Terminologie für die von dem Verhalten vor dem Löthrohre hergenommenen Kennzeichen der Fossilien, nebst Bemerkungen über die Anstellung der Löthrohrversuche. 3) *Mineralogische Notizen*, vom Oberbergmeister *Selb* zu Wolfach. Dieser Aufsatz enthält, wie das Mehrste aus der Feder dieses schätzbaren Naturforschers, viel Interessantes. Besonders über Schörl und Turmalin; — über den cubischen Quarz; — über ein merkwürdiges, inniges Gemenge von kalkerdigem Kalk- oder Braunspath und Rothgiltigerz, von der Wenzeslaus-Grube; — über ein phosphor-arseniksaures Bleyerz, von der Grube Haus Baden bey Badenweiler. 4) *Oryktognostische und geognostische Beobachtungen über verschiedene Mineralien*, vom D. *Schneider* zu Hof. Noch nicht beendigt. 1) Über den *Zoisit* aus dem Bayreuthischen. Nach dem Vf. soll er in einem granitartigen

Gemenge vorkommen, welches Nester im Urgrünstein bildet. 2) Über den *Calcedon* und *Amethyst-Quarz* auf dichtem und fasrigem Brauneisenstein aus dem Bayreuthischen. 5) *Etwas über das Vorkommen des älteren Flötzkalksteins an dem nördlichen Fusse des thüringer Waldgebirgs*, vom Legationsrathe *von Hoff* zu Gotha. Ein nicht uninteressanter Beytrag zur geognostischen Kenntniss Thüringens und des älteren Flötzkalksteins im Allgemeinen. Hr. *v. Hoff* fand Gryphiten in Gesellschaft von Terebrateln und Tellinen im bituminösen Mergelschiefer von Schmerbach, in der Nähe von Fischabdrücken, und ist desshalb geneigt zu glauben, dass die Fischabdrücke im bituminösen Mergelschiefer nicht von Fluss-, sondern von See-Fischen herrühren. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass man mit Unrecht den Geruch des *Stinksteins* bituminös nenne. Dem Wunsche, dass der Stinkstein genauer chemisch möchte untersucht werden, hat *John* bereits genügt, durch dessen Arbeiten auch das Problem der Ursache des Geruchs vollkommen gelöst zu seyn scheint. — Körniger Kalkstein, dem älteren Urkalk ähnlich, im älteren Flötzkalke. — Die beygefügte, nicht besonders sauber gestochene, petrographische Charte dient diesem Aufsatze zur Erläuterung. 6) *Über den blättrigen Augit, über das Rauschgelb und über das phosphorsaure Kupfer*, von dem Prof. *Hauy*. Der erste Theil dieses, in französischer Sprache mitgetheilten Aufsatzes ist ein Auszug einer grösseren, bereits durch das *Journal des mines* vom J. 1809. No. 151 und durch die *Annales du Muséum d'histoire naturelle. VII Année X et XI* bekannten Abhandlung. Nach der zweyten Abtheilung dieses Aufsatzes soll die primitive Form des rothen Rauschgelbs ein rhomboïdales Prisma, und daher von der des Schwefels verschieden seyn. Nach der dritten Abtheilung ist die Kernkrystallgestalt des phosphorsauren Kupfers ein gerades Prisma mit rhomboïdalen Endflächen, dessen Seitenkantenwinkel = 111° und 69°. 7) *Übersicht der im oberen Herzogthum Anhalt-Bernburg sich findenden Fossilien in alphabetischer Ordnung*, vom Bergsecretär *Päsler* zu Harzgerode. Es findet sich darunter Nichts von besonderer Merkwürdigkeit. Auch gemengte Gebirgsarten sind unter den Fossilien aufgeführt, die doch jetzt nicht mehr mit einfachen Fossilien vermengt werden sollten. An der Existenz von wahrer Wacke im Anhalt-Bernburgischen möchte Rec. zweifeln. *II. Übersicht der neuen Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie.* 1) *Oryktognosie.* Grösstentheils Auszüge aus den Anmerkungen zu *Karstens* mineralogischen Tabellen und *Hausmanns* System der unorganisirten Naturkörper. Neu ist die von dem Bergprobirer *Bauersachs* mitgetheilte Beschreibung des kohlensauren Strontianits vom Iberge bey Grund. *Karstens* Eläolith und *Werners* Fettstein werden unter zwey verschiedenen Rubriken aufgeführt, ob sie gleich identisch sind. — Neuere Bestimmungen der Eigenschwere verschiedener Mineralien. Grösstentheils von *Hausmann* und *Knoch*. 2) *Geognosie.* 3) *Übersicht der neueren Analysen mineralischer Körper.* 4) *Miscellen.* Auszüge aus dem Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, von *Molls* Ephemeriden der Berg- und Hütten-Kunde, dem *Journal des mines* u. a. Schriften. — *Darstellung der neuesten Mineralsysteme*, das neueste *karstensche* System aus den mineralogischen Tabellen vom J. 1808 gezogen, und das *hausmannsche* System, nach dessen oben erwähntem, 1809 erschienenen Werke. Dieser kahle Abdruck der beiden System-Skelette, ganz ohne Räsonnement, verdient wohl eben so wenig den Namen einer *Darstellung*, als er von wahrem Interesse und Nutzen seyn kann. Für die, welche jene Werke besitzen — und welcher Mineralog sollte wohl die *karstenschen* Tabellen nicht besitzen? — ist er völlig überflüssig; für die aber, welchen sie nicht zu Gebote stehn, nicht belehrend genug. Dennoch füllt dieser Abdruck nicht weniger, denn 63 S., auf denen manches Lehrreichere hätte eine Stelle finden können. Sollten einmal jene Systeme der Vollständigkeit wegen mitgetheilt werden: so hätte diess wenigstens mit grösserer Ökonomie des Drucks geschehen können, worauf der Herausgeber um so mehr hätte Bedacht nehmen sollen, da ihm die Lieferung dieses Artikels nur die Mühe des Abschreibens verursachte. Ungleich verdienter würde sich Hr. *Leonhard* um die Verbreitung und Erweiterung der Wissenschaft machen, wenn er statt solcher dürrer Skelette künftig räsonnirende Darstellungen der neuesten Mineralsysteme liefern wollte. Zuletzt *Correspondenz*. Die Auswahl der in diesem Jahrgange mitgetheilten Briefe ist mit etwas grösserer Sorgfalt, als in den früheren Jahrgängen, getroffen. *Bouterwek* in Göttingen theilt lesenswerthe Bemerkungen über ein arragonit-ähnliches Fossil von der *Porta Westphalica* mit; *von Schlottheim* in Gotha über ein merkwürdiges Lager von bituminösem Holze zu Glücksbrunn, in welchem u. a. Birken-, Tannen- und Fichten-Holz nicht zu verkennen seyn soll. — Sehr unrichtig wird in einem Briefe von *Hardt* aus Bamberg der Porphyr des Siebengebirges am Rhein für Urporphyr ausgegeben. Er hat nicht nur mit gar keinem Porphyr aus dem Urgebirge auch nur entfernte Ähnlichkeit; sondern ist sogar nach *Rey's* Beobachtungen sehr deutlich auf das Übergangsgebirge der dortigen Gegend gesetzt, und daher vermuthlich mit der rheinischen Flötztrappformation gleichzeitig.

Obgleich Rec. Manches gegen diese vier ersten Jahrgänge des mineralogischen Taschenbuchs zu erinnern gefunden hat: so hält er doch das Unternehmen der Herausgabe desselben für sehr nützlich, und wünscht ihr einen langen, ununterbrochenen Fortgang, welcher um so sicherer zu erwarten ist, wenn der Herausg. es sich immer mehr angelegen seyn lässt, nicht sowohl viele Bogen zu füllen, als dem Taschenbuche einen gediegenen Inhalt zu geben. E. *a.*

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Minerae metallorum Hungariae et Transilvaniae*, quas descripsit et earundem nomina, diagnoses, partes constitutivas, loca natalia, matrices ac usum ordine

systematico exposuit *Vincentius Schönbauer*, Med. D. etc. Pars I. 1809. Sectio I. XVI und 80 S. 8. Sectio II. 152 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine, in *lateinischer* Sprache geschriebene, Oryktographie von Ungarn und Siebenbürgen war dem Rec. eine erfreuliche Erscheinung; denn zum Nachtheile der Wissenschaft hat man in neueren Zeiten viel zu geringe Anwendung von dieser Sprache bey Bearbeitung der Mineralogie gemacht. Wenn der häufigere Gebrauch des Lateinischen in der Zoologie und Botanik die Fortschritte, welche diese Wissenschaften in einem Lande machen, schnell durch die ganze gelehrte Welt verbreitet: so bleiben dagegen die Erweiterungen der Mineralogie ungleich länger alleiniges Eigenthum des Bodens, welcher sie erzeugte. Das Fortschreiten der Wissenschaft im Allgemeinen wird dadurch ohne Zweifel aufgehalten, wenn sie gleich durch die Bearbeitung in den verschiedenen neueren Sprachen für manche Länder populärer geworden seyn mag, welches namentlich von den Mineralogen der *wernerschen* Schule in Deutschland gilt. Ausser dem Vortheile der schnelleren Verbreitung gewährt aber die Anwendung der lateinischen Sprache bey der Naturbeschreibung noch ganz besonders den grosen Nutzen des ungleich bestimmteren und kürzeren Ausdrucks; daher auch in dieser Hinsicht die Mineralogie der Botanik und Zoologie nicht ganz hat nachkommen können. —

Der Vf. des obigen Werks spricht in der Vorrede mit grosser Selbstgefälligkeit von seinen eigenen Verdiensten, und verheisst, sehr viel im Felde der Naturbeschreibung, ihrem ganzen Umfange nach, leisten zu wollen. Vielleicht hätte er besser gethan, sich nur auf ein Fach derselben vorzugsweise zu beschränken; dann hätte er vielleicht etwas Vorzüglicheres, als das vorliegende Buch ist, liefern können.

Ohne über die Grundsätze des von ihm befolgten Systems sich zu äussern, schreitet der Vf. sogleich zur Aufzählung der ungarschen und siebenbürgischen Erze. Jedes Metall bildet als *Gattung* (*genus*) einen Abschnitt. Zuerst werden die generischen, hauptsächlich chemischen Charaktere des Metalls mitgetheilt, und dann die einzelnen Arten abgehandelt. Von der mineralogischen *Art* (*species*) scheint sich aber der Vf. einen ganz eigenen, oder vermuthlich gar keinen bestimmten Begriff zu machen. Denn so führt er z. B. die gelbe, braune, schwarze und grüne Blende als Arten der Zinkgattung; das Grauspiessglanzerz und strahlige Grauspiesglanzerz als verschiedene Arten der Spiesglanzgattung; das metallisch-glänzende und nicht metallisch-glänzende, gelbe Rauschgelb als verschiedene Arten der Arsenikgattung auf. So findet sich unter der Silbergattung als besondere Art: *Argentum larvatum sive occultatum!* Da der Vf. die verschiedenen Metalle zur Grundlage der Gattirung annahm: so mussten auch die verschiedenartigen Verbindungen derselben unter einander und mit anderen Körpern durchgehends die Grundlage zur Arten-Unterscheidung an die Hand geben; da hingegen auffallende Verschiedenheiten im Äusseren, unter den Gliedern einer Art, nur zur Unterscheidung von Varietäten berechtigt hätte, auf die der Vf. sich aber nur selten einlässt.

Auf den lateinischen Namen der Art, der in vielen Fällen nicht sowohl ein Name als eine Definition ist, lässt der Vf. die deutsche, ungarische und slavische Benennung, und dann die Diagnose folgen, welche sowohl von dem äusseren als von dem chemischen Verhalten entlehnt ist. Durch diese Diagnosen, die oft nicht übel gerathen sind, hat sich der Vf. einiges Verdienst um die Oryktognosie erworben; obgleich zu wünschen gewesen wäre, dass er dabey mehr auch auf Structur und Krystallisation Rücksicht genommen hätte, welche beynahe ganz vernachlässigt sind, ob sie gleich die sichersten specifischen Charaktere an die Hand geben. — Auf die Diagnose folgen Bemerkungen über die Varietäten, über die Bestandtheile, die Geburtsorte, über das Muttergestein und über den Nutzen der Art. —

Rec. will nun noch zu einigen besonderen Bemerkungen übergehen, die ihm bey Lesung der *schönbauerschen* Schrift aufstiessen. *Sectio I.* Die Bestandtheile der *Silberschwärze* (*Minera argenti fuliginosa*) sollen nach S. 26 Silber, Schwefel und Salzsäure seyn. Nach Rec. Untersuchung ist die Silberschwärze ein geschwefeltes Silber, welches aber dann und wann *Hornerz*, so wie auch gediegen Silber, eingemengt enthält. — Das *Bunt-Kupfererz* soll nach S. 51 nicht immer Eisen als Bestandtheil enthalten, welches Rec. aber doch bezweifeln möchte. — *Sectio II.* Zweckmässig wird S. 16 *ferrum achraceum cum tritura flava aut flavofusca* vom *ferrum achraceum cum tritura rubra* als Art unterschieden, mit folgenden Varietäten: *f. o. friabile*, *compactum*, *fibrosum*, *paludosum vel caespitosum*.

Unter den angegebenen Bestandtheilen wird aber das *Wasser* vermisst, welches in Verbindung mit dem Eisenoxyd diese Art der Eisengattung charakterisirt. S. 48 wird als Art *Wismuthum semisulphuratum* aufgeführt, welches durch *Born* fälschlich als molybdänsaures Silber beschrieben ist. — Unter den Braunsteinerzen wird das bekannte, sogenannte *Schwarzerz*, das geschwefelte Braunstein-Oxydul aus Siebenbürgen vermisst. Dagegen ist als Art der Braunsteingattung S. 103 *Calx magnesii alba* aufgeführt, welche vielmehr zum Braunkalk gehört. Die Arsenikblüthe soll nach S. 110 Arsenik und Schwefel halten, ob sie gleich S. 109 richtig natürlicher Arsenikkalk genannt wird. Als Arten der Titangattung werden unterschieden: 1) *Titanium scoriliforme vulgare*, mit muschlichem Bruch; 2) *Tit. scorilif. lamellosum*; 3) *Tit. scorilif. rubrum*, nadelförmiger Titanschörl. Obgleich diese Unterschiede nur Varietäten der Art des Titanschörls oder Rutils zu charakterisiren im Stande sind: so verdienen sie doch in dieser Hinsicht bemerkt zu werden.

Als ein Verzeichniss der ungarischen und siebenbürgischen Erze, welches die im Ganzen wenig genau bekannten Geburtsorte derselben nachweist, ist dieses Buch, seiner Mängel ungeachtet, brauchbar, und lässt eine baldige Nachfolge der übrigen Theile wünschen. E. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 14 MÄRZ, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zerbst, b. Kramer: *Über Aufhebung der Kirchen-, Pfarr- und Schul-Güter und Einführung einer fixen Besoldung der Geistlichen in protestantischen Ländern.* Ein Wort zu seiner Zeit in Briefen, von einem Landprediger an einen jungen Freund. 1810. 188 S. 8. (14 Gr.)

Wenn die Stimmen leidenschaftlicher Schreyer über den Reichthum und die üppige Dotation der protestantischen Prediger, so wie über die deshalb rathsame Aufhebung der geistlichen Güter und Einführung einer fixen Besoldung der Prediger, in den neuesten Zeiten immer zahlreicher und lauter werden: so kann es nicht schaden, dass bisweilen ein Mann von Unbefangenheit, Erfahrung und Umsicht des gedrückten und angefeindeten Predigerstandes sich annimmt, und jene unverständigen Eiferer zum Schweigen zu bringen sucht. Und diese Eigenschaften kann man dem Vf. vorliegender Briefe nicht absprechen. Fast Alles, was er sagt, ist Rec. wie aus der Seele geschrieben, und er hofft daher, etwas Verdienstliches zu thun, wenn er den Leser mit dem Inhalt dieser Briefe genauer bekannt macht. Sie sind an einen jungen, Theologie studirenden Freund gerichtet, der wegen der Militärpflichtigkeit, und weil er gehört, dass die geistlichen Güter aufgehoben, und die Prediger auf fixen Gehalt gesetzt werden sollen, von seinem Stande abgehen und sich der Ökonomie widmen will. Im 1 Briefe sucht der Vf. seinen Freund von diesem Entschluss abzubringen, und über seine Besorgnisse zu beruhigen. Im 2 Briefe beantwortet er die Frage: *Ob der Landesherr wohl befugt sey, in Rücksicht der Kirchen-, Pfarr- und Schul-Güter seines Landes nach Willkühr zu verfahren?* Nach seiner Meinung ist jedes Vermächtniss eines freyen Menschen, wiefern es nicht den Landesgesetzen widerstreitet, ein Heiligthum, welches der Landesherr um so weniger antasten darf, weil jeder Erblasser von dessen Gerechtigkeitspflege erwarte, dass sein Wille auch nach seinem Tode pünctlich werde vollzogen weden; und das ist auch der Fall bey Verschenkungen, Verträgen und Vertauschungen aller Art. Nur wenn es in der Folge unmöglich oder nicht mehr thunlich ist, dem Willen des Erblassers volle Genüge zu leisten, bleibt es dem Landesherrn überlassen, sie aufzuheben oder einen anderen — im Sinne des Stifters wohlthätigen — Gebrauch davon zu machen. Zu solchen Vermächtnissen und Schenkungen der Vorfahren rechnet er nun die geistlichen Güter. So lange also nicht erwiesen werden könne, dass diese Güter widerrechtlich den Fürsten und ihren Unterthanen entrissen worden, oder das Fortbestehen derselben dem Staate selbst sichtbar schädlich (Rec. würde hier gesagt haben, *wesentlich und mehr schädlich als nützlich*) sey: so lange sey der Fürst verbunden, sie unangetastet bestehen zu lassen, und ohne Noth vorgenommene Einziehungen seyen ungerecht. Milder sey von der Secularisirung der geistlichen Fürstenthümer zu urtheilen; jedoch habe auch bey ihrem Umsturze Eifersucht, Stolz, Geldgier und Eroberungssucht grossen Antheil gehabt. (Wenn aber der Vf. das Recht der Fürsten zu solchen Secularisirungen daher leiten will, weil ihre Vorfahren den Geistlichen nur aus Staatsklugheit, *also nicht auf ewig, sondern nur auf so lange, als es in Rücksicht auf das Staatsinteresse für dienlich erachtet wurde,* Vorrechte und Güter verliehen hätten: so möchte er wohl dafür den Beweis schuldig bleiben müssen.) Im 3 Briefe spricht er die Fürsten von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit und Habsucht frey, welche die in ihren Ländern vorhandenen Klöster, Domstifter, Capitel und dergleichen Institute aufhoben. An sich waren sie zwar ein unverletzbares Heiligthum. Allein zur Zeit der Reformation herrschte in Rücksicht auf Einkünfte und Rechte der geistlichen Stiftungen eine völlige Anarchie, die Geistlichen und die meisten Unterthanen übertrugen den Landesherren die Aufsicht über dieselben; und waren Klöster und geistliche Stifter freywillig geräumt: so hatten die Fürsten das nächste Recht zu ihrer Besitznehmung und Verwendung auf andere wohlthätige Zwecke. Daher ist es dem Vf. befremdend, dass in manchen protestantischen Ländern die Dom- und übrigen geistlichen Stifter noch fortbestehen, und zwar in der veränderten Verfassung, welche sie nach der Reformation erhielten, da sie zu sehr heilsamen Absichten verwendet werden können. 4 Brief: *Ist der Landesherr zu Aufhebung der im Titel genannten geistlichen Güter und Fixirung der Kirchen- und Schul-Diener rechtlich befugt?* Wenn Fürsten Klöster und Stifter einzogen: so hatten sie dazu ein Recht, weil ihr Fortbestehen mit der höchsten Staatswohlfahrt unverträglich war. So lange aber die Fortdauer der Kirchen-, Pfarr- und Schul-Güter für das Staats-Beste nicht nur völlig unschädlich, sondern sogar in mehr als einer Hinsicht wohlthätig ist: so lange kann der Fürst kein Recht haben, jene heiligen Vermächtnisse aufzuheben und in seinen Nutzen zu ver-

wenden; daher denn auch, von ihrer Unschädlichkeit und Wohlthätigkeit überzeugt, alle protestantischen Fürsten sie als Heiligthum ansahen, erhielten und schützten. Der Vf. untersucht nun, *was denn eigentlich zu dem Vorschlage, die geistlichen Güter aufzuheben und den Geistlichen eine fixe Besoldung zu reichen, gerechte Veranlassung geben könne?* Etwa der Glaube, dass die Kirchen - und Schul-Diener zu gut besoldet, und die Kirchen zu reich sind, als dass man es dabey lassen könne? Wer in dieser Meinung jenen Vorschlag thut, wird abgefertigt, wie er es verdient. — Oder darum, weil Prediger und Schullehrer durch die Ökonomie von ihrem Berufe abgehalten werden? Auch dieses Vorgeben wird für nichtig erklärt. — Oder weil man die Geistlichen der Sorge für die Wirthschaft und der damit verbundenen Unglücksfälle überheben will? Aber wie reimte sich diese Absicht mit dem jetzt nicht seltenen Vorwurfe, die Geistlichen seyen bloss privilegirte Müssiggänger? — Oder weil man den jährlichen Ertrag verhältnissmässiger unter Prediger und Schullehrer vertheilen will? Aber sind denn zur Verbesserung der Landschullehrerstellen gar keine anderen Quellen ausfindig zu machen, und will denn die gegenwärtige Welt für den geistlichen Stand gar nichts thun, da die Vorwelt so viel gethan hat? — Wollte man indessen doch durch einen Machtspruch einziehen und fixiren: so müsste die fixe Besoldung, wenn man sich nicht der schreyendsten Ungerechtigkeit schuldig machen wollte, den bisherigen Amtseinkünften vollkommen gleich seyn, oder man müsste wenigstens erst die jetzt im Amte stehenden Geistlichen aussterben lassen. — 5 Brief: *Soll die fixe Besoldung der Geistlichen aus dem jährlichen Ertrage der geistlichen Güter, Vorrechte und Nutzungen bestritten, oder den Gemeinden allein überlassen werden?* Da das Letztere kaum gedenkbar sey: so werde man das Erstere beabsichtigen; nur entstehe die neue Frage, *ob sich die Besoldungen, wie bisher, an Grösse und Beschaffenheit gleich bleiben, oder ob man sie nur in baares Geld und in verminderte verwandeln solle?* Vielleicht will man die Prediger gleichmässiger besolden, den Landpredigern 400, den Stadtpredigern 600, und den Superintendenten 800 Thaler bestimmen. Allein eine gleichmässige Besoldung *aller* Landprediger wird für unweise erklärt, weil Einer viel, der Andere wenig Arbeit hat, und die meisten als Landprediger würden sterben müssen, auch in Ansehung der Arbeit der Stadtprediger vor dem Landprediger keinen Vorzug habe, alle Ein Werk betreiben. Der Vf. prüft nun die Meinung, dass man zwar mehr und minder einträgliche Stellen bestehen lassen, aber die Ökonomie den Geistlichen nicht länger zugestehen könne, weil sie darüber nachlässig in ihrem Berufe würden. Er sagt, wenn es auch solche Geistliche giebt: so hebt doch der Missbrauch der guten Sache nicht ihren ganzen Werth auf, und der Staat hat Mittel genug, das zu verhindern; die allermeisten Prediger erfüllen treu ihre Pflicht, und bewirthschaften doch ihr Pfarrgut mit Nutzen (Wenn es hie und da Prediger giebt, die über der Ökonomie ihr Amt vernachlässigen: so *müssen* sie das oft, wenn sie nicht verhungern und mit Frau und Kindern zu Grunde gehen wollen. Man denke sich eine Pfarrstelle, die jährlich kaum 30 oder 40 Thaler an Accidentien einträgt, keine Fixa, als einigen Sackzehend hat, und übrigens den Prediger ganz aus der Ökonomie besoldet. Man erwäge, dass es solcher Stellen gar viele giebt, und unter ihnen nicht wenige, die schlechten Boden haben, wo die Betreibung der Ökonomie ein undankbares Geschäft ist, wo man kaum das dritte oder vierte Korn ärndtet, die elendesten Viehweiden hat, und dem Prediger alle Gelegenheit fehlt, in irgend einem Zweige der Ökonomie ein Glück zu machen: kann da wohl ein Prediger Gesinde und Tagelöhner genug halten, welche die nöthigen Arbeiten verrichten? Wird er nicht genöthigt seyn, oft selbst Hand anzulegen und die Stelle des Gesindes und des Tagelöhners zu vertreten? Wenn er nun bey solchen, den Körper ermüdenden und den Geist abstumpfenden Geschäften, bey der Last von Sorgen, die ihn drücken, und bey der kärglichen Lebensart, die er führen muss, die Lust zum Studiren und den Eifer zum Amte verliert: wer ist Schuld daran? Ists nicht der Staat, der nichts zur Verbesserung solcher Stellen thut, und die armen Prediger zehen und mehr Jahre, ja wohl ihr ganzes Leben hindurch da seufzen lässt, bis sie ganz verbauert sind, und nicht mehr Neigung und Muth genug übrig haben, eine Verbesserung zu suchen?) Im 6 Briefe setzt der Vf. die Gründe aus einander, *warum er Fixa an baarem Gelde für die Geistlichen nicht rathsam finde.* Er beruft sich nämlich darauf, dass die Ökonomie für Prediger, besonders auf dem Lande, eine sehr unschuldige, den Geist erheiternde, und Gesundheit befördernde Nebenbeschäftigung sey, dass der Prediger durch seine Beschäftigung mit der Landwirthschaft vielen Anderen nützlich werde, und zur Cultur derselben sehr viel beytrage, dass der pflichtvergessene Prediger auch ohne Ökonomie nachlässig im Amte seyn werde, dass der Landprediger ohne Ökonomie nicht wisse, woher er frisches Fleisch, Gemüse, Butter, Milch, u. d. m. hernehmen soll [alte Einwürfe dagegen widerlegt der Vf. treffend], endlich dass er auf den Besitz eigener Pferde und Wagen, die doch den meisten wegen der Berufsreisen ganz unentbehrlich seyen, Verzicht thun müsse [auch hier hebt er jeden etwanigen Einwurf richtig] — und zieht daraus den Schluss, dass es rathsamer sey, alles beym Alten zu lassen. Gesetzt aber, die geistlichen Güter würden *per fas et nefas* dennoch eingezogen (Br. 7): *wie müsste eine fixe Besoldung der Geistlichen beschaffen seyn?* Aus leicht zu begreifenden Ursachen findet der Vf. eine Besoldung in *bloss baarem Gelde* sehr unstatthaft, und glaubt, dass sie auch grossentheils, besonders für den Landgeistlichen,

in Getreide, Stroh, Heu, Holz, Wohnung, freyer Huthung und Nutzung eines beträchtlichen Gartens bestehen müsse. Er verlangt daneben, dass diese Einkünfte durch besonders dazu bestimmte unveräusserliche Grundstücke fest gegründet seyen. Alles das braucht man aber nicht, sagt der Vf., wenn man die Sachen beym Alten lässt. Dass die Geistlichen für ihre Arbeit viel zu viel Lohn bekommen hätten, widerlege sich durch die zum Theil traurige Lage der Landprediger hinlänglich. Und wenn ja Einer oder der Andere zu einigem Wohlstand gelange: warum beneide man das gerade ihm, während man nicht klagt, dass manche Stallmeister und Oberförster, Armeelieferanten und Accisebeamten zu reich werden? Er beweiset nun im 8 Briefe aus dem Haushaltungsbuche eines rechtlichen Predigers vom J. 1807, dass ein Prediger, der einige Kinder habe und einen Knecht und zwo Mägde halten müsse, jährlich, ohne auch nur im mindesten üppig zu leben, 1036 Thaler bedürfe, und dass gute Hausväter aus anderen gebildeten Ständen, die eine aus acht Personen bestehende Familie ernähren und eigenes Fuhrwerk halten, wohl 1500 Thaler dazu haben müssten. (Rec. bekennt, dass in diesem Haushaltungsbuche nichts vorkommt, was man einer Übertreibung beschuldigen könnte. Doch wenn der Vf. 104 Thaler für Fleisch, Fische u. dgl., wöchentlich 16 Pfund à 3 Gr., oder 50 Thaler für Essig, Baumöl, Syrup, Taback und andere Kaufmannswaaren ansetzt: so möchte diese Angabe Mancher zu hoch finden. Dagegen sind 32 Thaler für Kaffee und Zucker, 15 Thaler für Wein, 5 Thaler für Lectüre, 10 Thaler für Bücher eher zu wenig, als zu viel. Auch ist nicht ein Groschen für Schreibematerialien und Postgeld gerechnet, was bey manchem Landprediger sehr viel ausmacht.) Im 9 Briefe beseitigt der Vf. einige bey dieser Berechnung gemachte Gegenbemerkungen, z. B. dass es nicht bey allen nöthig sey, einen Knecht nebst Fuhrwerk zu halten, dass man mit Wenigem auskommen könne, dass nicht alle Landpredigerfamilien aus acht Personen bestehen, und zieht nun den Schluss, dass eine jährliche Besoldung von 1000 Thalern für einen Prediger jetzt nicht zu viel sey. Der 10 Brief enthält noch einige Gründe, *warum der Prediger unmöglich mit einer Besoldung von 400 Thalern alle höchst nöthigen Ausgaben bestreiten könne.* Der Prediger, sagt er, soll *Gelehrter* seyn, eine gute Bibliothek besitzen, wissenschaftliche Verbindungen unterhalten, und frey von Nahrungssorgen den Wissenschaften leben; er soll seine Kinder standesmässig und brauchbar erziehen; er soll für sich, seine Frau und Kinder einen Nothpfennig zurücklegen; er soll auch nicht ehelos bleiben, aber eine verringerte Besoldung würde die Ehelosigkeit im geistlichen Stande befördern, und diese findet der Vf. mit Recht für Bildung, Sittlichkeit und Religiosität höchst nachtheilig. Sollte endlich die angeregte Besoldung wirklich eingeführt werden: so würde jeder nachdenkende, gebildete junge Mann den Gedanken, sich dem geistlichen Stande zu widmen, als albern verlachen. (Wenn der Vf. hier die Berechnung der Studirkosten auf Schulen und Universitäten nebst einer Bibliothek auf 4000 Thaler anschlägt, und mithin berechnet, dass dem Studirenden bey einer Besoldung von 400 Thalern nach Abzug der Interessen des verwendeten Capitals nur 200 Thaler Besoldung bleiben: so hat er nicht Unrecht. Aber hiebey wird freylich Mancher sagen: muss denn der Mensch auf der Schule und Universität so viel verthun? er lebe mässig und sparsam. Gut; man nehme noch die Hälfte von den 4000 Thalern weg, und es wird immer noch eine schlechte Belohnung für aufgewendete 2000 Thaler und zwanzig und mehrjährige Mühe und Anstrengung seyn, mit 300 Thalern besoldet zu werden. Wie viel kann der Gewerbe treibende Bürger, der Becker, Bierbrauer u. s. w. jährlich verdienen, wenn er in seine Nahrung ein Capital von 2000 Thalern hineinwenden kann! und wie viel Jahre früher kann er schon anfangen, sein Gewerbe zu treiben und sein Capital zu nutzen!) Der 11 Brief, von den Kirchengütern, widerlegt die, welche wollen, dass der Staat sie zu seinem Nutzen verwende, und dafür alle mit dem Fortbestehen der Kirche verbundenen Ausgaben aus eigenen Mitteln bestreite. Ausser dem, dass auch Kirchengüter Heiligthümer seyen, an welchen sich Niemand vergreifen solle, äussert der Vf. folgende Bedenklichkeiten, dass, wenn der Staat die Kirchengüter eingezogen und verkauft habe, in Zeiten allgemeiner Noth, die jährlichen Kirchenausgaben nicht bestritten werden könnten; und würden sie auch nur verpachtet: so möchten doch wohl unter manchen Regierungen die Einkünfte nicht zum alleinigen Vortheil der Kirchen verwendet werden. Im 12 Briefe theilt er, wenn von fixer Besoldung der Geistlichen wirklich die Rede seyn sollte, dieselben in mehrere Classen ein, und bestimmt den Gehalt jedes Einzelnen. Zur ersten Classe rechnet er diejenigen Prediger in Dörfern und kleinen Städten, welche Filiale zu bereisen haben, und verlangt für sie ausser 600 Thalern baarer conventionsmässiger Besoldung noch 16 Klftr. Holz, 48 berl. Scheffel Roggen, 24 Schfl. Gerste, 48 Schfl. Hafer, 4 vierspännige Fuder gutes Heu, 10 Schock Stroh, alles frey angefahren, freye Wohnung, Benutzung eines grossen Obst- und Gemüse-Gartens, auch zweyer magdeburg. Morgen Ackers, und endlich freyes Huthungsrecht für 2 Kühe, etliche Schweine und Gänse. In der zweyten Classe, zu welcher die Prediger in Dörfern und kleinen Städten gehören, die keine Filiale und nicht grosse Arbeit haben, verlangt er 500 Thaler baar, 12 Klftr. Holz, 36 berl. Scheffel Roggen, und 24 Schfl. Gerste, 3 vierspännige Fuder gutes Heu, 5 Schock Stroh, alles frey angefahren, freye Wohnung, Obst- und Gemüse-Garten, 2 magdeb. Morgen Ackers, Huthungsrecht für 2 Kühe, einige Schweine und Gänse. Für die dritte oder Ehren-Classe, in welcher diejenigen Pre-

diger sind, die wegen ausgezeichneter Verdienste und Tugenden aus den beiden ersten Classen auf eine belohnende Art haben weiter befördert werden sollen, fodert er die nämliche Substantialbesoldung, wie für Prediger der ersten Classe, nur mit dem Unterschiede, dass er ihnen 1000 Thaler baare Besoldung anweiset, und mit ihrer Stelle die Würde eines Superintendenten, Propstes, oder Kirchen- und Schul-Inspectors verbunden wissen will. Die vierte Classe enthält die Stadtprediger der Hauptstädte, und hier will er einem Nachmittagsprediger oder Diaconus ausser 800 Thalern baaren Gehalts 12 Klftr. Holz, 26 berl. Schffl. Brodkorn, 12 Schffl. Gerste, alles frey angefahren, freye Wohnung und einen Garten; einem Vormittags- oder Ober-Prediger aber 16 Klftr. Holz, 38 Schffl. Brodkorn, 24 Schffl. Gerste, freye Wohnung, einen Garten und Eintausend Thaler Gehalt gereicht wissen. Einem Superintendenten sollen die Fuhren in Amtsgeschäften noch extra vergütet, und einem Consistorialrathe oder Generalsuperintendenten 2000 Thlr. baarer Gehalt zu Theil werden. Auch die Schullehrer will er verhältnissmässig gut besoldet haben. (Welcher rechtliche Mann sollte nicht wünschen, dass, wenn nun einmal die geistlichen Güter aufgehoben und die Geistlichen besoldet werden sollen, die Vorschläge des Vfs. in Ausübung gebracht, und dem Elende und sorgenvollen Leben so vieler achtungswerther Prediger ein Ziel gesetzt werden möchte? Aber welcher mit dem Geist unserer Tage Bekannte wird auch nicht besorgen, dass des Vfs. gutgemeinte Vorschläge *pia desideria* bleiben werden, in einem Zeitalter, wo die öffentlichen Bedürfnisse ohnehin so gehäuft sind, wo man den geistlichen Stand so gering schätzt und mit Missgunst betrachtet; und, wie der Vf. richtig bemerkt, die Gelder in der Landescasse lieber auf Vestungsbau, Kriegsgeräthschaften und Kriegsdienste wendet, als auf Kirchen und Kirchendienste?) Im 13 Briefe beantwortet der Vf. noch die Fragen: *Welchen Gebrauch würde der Staat aller Wahrscheinlichkeit nach von den geistlichen Gütern machen, wenn sie nicht als solche fortbestehen sollten? — wovon und auf welche Weise würde man dann die Besoldungen der Geistlichen bestreiten? — und würde die Landescasse dabey gewinnen oder verlieren?* Es lassen sich, sagt er, folgende drey Fälle denken: Der Staat verkauft sämmtliche veräusserliche geistliche Güter, verwendet ganz willkührlich die daraus gelöseten Summen in seinen besondern Nutzen, und bestreitet die Besoldungen der Geistlichen allein aus seinen Mitteln; oder der Staat verkauft die Güter, und bildet von dem Gelde ein grosses Capital, von dessen Zinsen künftig die Besoldungen der Geistlichen bestritten werden; oder endlich der Staat verpachtet oder verwaltet selbst alle geistlichen Güter des Landes, und bestreitet davon die Besoldungen. Dieser letzte Fall wäre immer noch der wünschenswertheste. Ob aber der Staat dabey gewinnen oder verlieren würde, ist leicht zu entscheiden. Denn sollte er die Geistlichen so salariren, wie der Vf. verlangt: so würden die Pachtgelder oder Zinsen von dem aus den verkauften Gütern gelöseten Gelde bey weitem nicht dazu hinreichen. Sollte aber *per fas et nefas* eine Besoldung eingeführt werden, wie man sie jetzt gewöhnlich bestimmt, nämlich von 4, 6 und 800 Thalern: so würde auch da noch der Gewinn für den Staat sehr gering seyn. Der Vf. beweiset diess mit einem Beyspiel aus seiner Provinz, wo der Staat bey 42 Predigerstellen jetzt [da der berliner Scheffel Roggen noch 3 Thaler galt] einen jährlichen Überschuss von 6800 Thalern haben würde. Aber wie, wenn der Scheffel Roggen nur Einen Thaler gilt, und folglich die Pachtgelder sinken? wird da der Staat nicht zubüssen müssen? Am Schluss ruft der Vf. aus: „Man überlasse ferner, wie bisher, die Kirchen-, Pfarr- und Schul-Güter der freyen Benutzung der Geistlichen; nur sey man weiser bey Vergebung der Pfarrstellen, nur nehme man die Geistlichen, damit sie nicht verbauern, unter eine strengere Aufsicht!" und Rec., der in diesen Wunsch von ganzem Herzen einstimmt, möchte noch hinzusetzen: „und sey auf eine höchst nöthige Verbesserung ärmlicher Landstellen bedacht, damit nicht so viele brave Landprediger aus Noth verbauern müssen!" — Im letzten Briefe erklärt der Vf., dass er diese Briefe nicht als einen Kampfplatz betrachtet wissen wolle, auf welchem *pro aris et focis* gestritten würde, weil er in einem Lande lebe, dessen Beherrscher, so wie seine Räthe, zu gerecht, edel und religiös dächten, als dass ihm nicht eher eine Vermehrung, als eine Verminderung der Besoldungen aller Kirchen- und Schul-Diener seines Landes am Herzen liegen sollte. Nur Muth und Vertrauen! sagt endlich der Vf. eben so wahr als kraftvoll am Schlusse seiner Schrift. Der oben, der Weltregierer, benutzte mit Weisheit die Thorheit der Menschen, welche wähnten, dass Vermächtnisse an Kirchen und Pfarren den Weg zum Himmel bahnten. Dieser Wahn hat die sichtbaren Institute zur Beförderung der Wahrheit auf Erden gegründet und bis auf die neuesten Zeiten erhalten. Ists daher gut für die Beförderung einer wahren Religiösität und Sittlichkeit unter den Menschen, dass sich Kirchen, Pfarren und Schulen ferner, wie bisher, durch ihre eigenen Güter grösstentheils selbst erhalten: so wird, wenn wir das Unsrige nur thun, das gewiss auch ferner so bleiben. Die Vernunft sagt es, die Geschichte bezeugt es, *dass von jeher diejenigen, welche die Kirche Jesu zu betrügen suchten, am Ende sich selbst entsetzlich betrogen sahen — und fühlten.*

B. tt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 MÄRZ, 1811.

CHEMIE.

Berlin, b. Maurer: *Chemische Untersuchungen mineralischer, vegetabilischer und animalischer Substanzen.* Fortsetzung des chemischen Laboratoriums. Von *J. F. John*, der Arzneygelahrth. Dr., Prof. der Chemie etc. 1810. XXVI u. 292 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. will in dieser Schrift kein System, sondern nur einige Beyträge zur Kenntniss animalischer, vegetabilischer und mineralischer Körper mittheilen, Früchte seiner, zum Theil seit Jahren gemachten Arbeiten. In der That übergiebt er uns einen Schatz von Erfahrungen, welche die Wissenschaft wahrhaft bereichern; wir wollen die vorzüglichsten derselben hier mittheilen. Der erste Abschnitt enthält Analysen einiger Vegetabilien. Den Untersuchungen selbst schickt der Vf. einige Bemerkungen über den Zweck vegetabilischer Untersuchungen voraus, die vorzüglich die Beantwortung der Frage bezwecken: was nützt die Untersuchung vegetabilischer Substanzen. Dann folgt die Analyse des Wolfsmilchsaftes (*Euphorbia Cyparissias*). Die Mischungstheile desselben waren: 77 Wasser, eine unbestimmbare Menge Weinsteinsäure, 13,80 Harz, 2,75 Gummi, 2,75 Extractivstoff, 1,37 Eyweisstoff, 2,0 Kautschuk, und etwas fettes Öl. Die erdigen Theile der Euphorbia enthielten kohlenstoffsaure, schwefelsaure und phosphorsaure Salze. Die chemische Untersuchung des Milchsaftes der *Asclepias Syriaca*. Dieser Saft enthielt: 26,50 Harz, 12,50 einer elastischen Substanz, 4,0 vegetabilisch-glutinöse Substanz, 4 Extractivstoff, Weinsteinsäure und Eyweisstoff 73. Aus 1200 Gran Stengel und Blätter der genannten Pflanze erhielt der Vf. nach dem völligen Einäschern 70 Gran Asche, welche er in kohlensaures Kali, phosphorsauren Kalk, phosphorsaure Talkerde, Kieselerde, Eisen und Manganoxyd zerlegte. Die Analyse einer scharlachrothen elastischen Substanz aus dem Morgenlande. In Russland tragen die Damen als Zierrath in Armbändern, Ohrringen etc. eine glänzend rothe, elastische, in Kugeln vorkommende Substanz, die einen Handelsartikel der Türken mit den Russen darbietet. Aus den wenigen Versuchen, die der Vf. damit angestellt hat, ergab sich, dass diese Substanz kein Kautschuk war, sondern vielmehr ein oxydirtes, allmählich verhärtetes, rothgefärbtes Öl. Den rothfärbenden Stoff hält der Vf. für dasselbe Pigment, welches dem Stocklack die Farbe ertheilt. — Die Bemerkungen über die Früchte des *Rhus typhinum* sind sehr interessant; sie belehren uns, dass diese Früchte im Anfange ihrer Entwickelung ausser den übrigen bekannten Stoffen bloss etwas Gallussäure enthalten, dass aber bey ihrer fortschreitenden Ausbildung sich auch, saurer weinsteinsaurer Kalk bildet, und dass die Essigsäure nur dann einen Bestandtheil derselben ausmacht, wenn der Kreislauf der Säfte schon gehemmt ist, daher auch zu vermuthen, dass sie einzig ein Product einer chemischen Entmischung der Weinsteinsäure ist. Die Bemerkungen des Vfs. über die bey uns wachsenden Galläpfel enthalten nichts Unbekanntes.

Kurze Notizen über das Galipot. Unter diesem Namen kömmt jetzt eine dem Elemi im Äusseren ähnliche Substanz vor, die auch dem Elemi untergeschoben wird. Es kömmt von einem noch unbekannten Baume. Nach des Vfs. Untersuchung besteht es aus ätherischem Öle und Harz. Rec. hält das Galipot für nichts anderes, als für ein unreines Elemiharz selbst. — Bemerkungen über das Körnerlack, und über das Stocklack und Schellack. Der Vf. bestätigt das, was auch andere Chemiker, vorzüglich *Funke*, fanden, dass das Lack eine eigenthümliche Substanz enthält, so wie eine grosse Menge Harz. Der färbende Bestandtheil ist thierischer Natur. Chemische Untersuchung des Orleans. Der Orlean, welchen wir durch den Handel erhalten, ist schon eine durch Gährung veränderte Substanz, und giebt bey der Untersuchung falsche Resultate. Der Vf. war so glücklich, durch den Hn. Grafen *von Hoffmansegg* eine Menge Samen, der den Orlean giebt, zur Untersuchung zu erhalten, und diese führte zu sehr interessanten Resultaten. Der Orlean besteht nach dem Vf. aus einem Aroma, einer Säure, einem Harze in Verbindung eines färbenden Princips, aus Pflanzenschleim, Faserstoff, gefärbtem Extractivstoff und einer eigenthümlichen Substanz, die sich dem Schleim und Extractivstoffe nähert. Diese Analyse setzt uns in den Stand, die Ursache zu erklären, warum man nothwendig dem Orlean ein Alkali zusetzen muss, wenn man sich desselben zum Färben bedienen will. Das Alkali bildet mit dem Harze eine Seife, und giebt so ein Zwischenmittel ab, dieses im Wasser auflösbar zu machen. Ausserdem wirkt noch das Alkali auf den Färbestoff, der dadurch lebhafter gemacht wird.

Der zweyte Abschnitt enthält zoologische Untersuchungen. Bemerkungen über die Raupe des *Sphinx Euphorbiae*. Die Nahrung dieser Raupe ist

bekanntlich die *Euphorbia Cyparissias*. Wenn man die Raupe berührt: so läſst sie aus der Mundhöhle einen grünen Saft quellen, welcher dieselbe Mischung der Pflanze auszumachen scheint. Bringt man in der Aftergegend, unter dem Horne, eine Öffnung an: so flieſst eine wenig gefärbte, das Lakmuspapier röthende Flüſſigkeit heraus. Diese Flüſſigkeit enthielt Harz, und war bey genauerer Prüfung dem Euphorbiensafte in der Mischung sehr ähnlich. — Chemische Untersuchung des diabetischen Harns, und einige Bemerkungen über diese Krankheit. Wenn es, wie sich aus dieser Analyse ergiebt, auf der einen Seite gegründet ist, daſs der diabetische Harn groſse Abweichungen von dem gesunden darbietet: so folgt auf der anderen Seite, daſs einige Naturforscher, z. B. *Sorg*, zu weit gegangen sind, wenn sie die animalischen Functionen in dieser Krankheit in die Sphäre der Vegetationsprocesse der Pflanzen herabsetzen. Wir vermissen allerdings einige wesentliche Bestandtheile, besonders den Harnstoff und die Gallerte, an deren Stelle der zuckerartige Stoff getreten ist; allein der die thierischen Substanzen charakterisirende Stoff, der Stickstoff, fehlt dieser krankhaften Flüſſigkeit nicht. Der diabetische Harn bestand, nach dem Vf., aus animalischem Zucker, animalischem Gummi, harnsaurem Kali, phosphorsaurem Kali und Natrum, salzsaurem Natrum, schwefelsaurem Kali, salzsaurem Ammonium, phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurer Talkerde und phosphorsaurem Eisen. — Bemerkungen über den Koth der Schmetterlinge. Den angestellten Versuchen zufolge scheint derselbe Blasensteinsäure zu enthalten. — Von den Eyern der Animalien, von den Eyern der Nachtvögel, der Eidechse, der Heuschrecken. Der Vf. verspricht in der Folge eine Fortsetzung dieser Versuche. Die gegenwärtigen befriedigen freylich nicht. — Untersuchung der flüſsigen Substanz eines kranken Eyerstocks einer schwindsüchtigen Frau enthielt einen groſsen Theil eines sehr modificirten Eyweiſsstoffs, Harz, Gallerte, phosphorsaures Natrum, salzsaures Natrum, kohlensaures Natrum, phosphorsauren Kalk, Waſſer und kohlensaures Ammonium.

Der dritte Abschnitt enthält Untersuchungen der Foſsilien, und ist besonders anziehend, da der Vf. nicht bloſs mit vieler Sorgfalt gearbeitet hat, sondern auch manche intereſſante historische Notiz über den untersuchten Gegenstand mittheilt. Über den Agalmatholit. Unter diesem Namen versteht der Vf. den chinesischen Speckstein, den *Klaproth* neuerdings Bildstein nannte. Hundert Theile des wachsgelben ins Graue spielenden Agalmatholits aus China enthielten 55 Kieselerde, 30 Thonerde, 1,75 Kalk, 1 Eisenoxyd, eine Spur Manganoxyd, 6,25 Kali und 5,50 Waſſer. Ein lichter pfirsichblüthrother, sich ins Fleischrothe verlaufende Agalmatholit aus China bestand aus 51,50 Kieselerde, 32,50 Thonerde, 1,75 Eisenoxyd, 12 Manganoxyd, 6 Kali, 3 Kalk und 5,13 Waſſer. Ein unter dem Namen chinesischer Speckstein vorkommendes, zu tiefen Schalen verarbeitetes Foſsil untersuchte der Vf. ebenfalls, und fand in 100 Theilen desselben 45,50 Kieselerde, 43 Thonerde, 4 Kali, 0,75 Eisen- und Mangan-Oxyd, 1 Kalk, 0,25 Talkerde, 5,50 Waſſer. Vergleicht man diese Analysen mit denen, welche *Klaproth* und *Vauquelin* bekannt gemacht haben: so findet man nur eine unbedeutende Differenz. Chemische Untersuchung eines thonerdigen Foſsils aus Brasilien. Dieses Foſsil hatte der Graf *von Hoffmansegg* aus Brasilien unter dem Namen *Letten* von Brasilien erhalten. Hundert Theile enthielten der angestellten Analyse zufolge: 31 Thonerde, 30 Kieselerde, 10 Waſſer, 3 Eisenoxyd, Manganoxyd und Kalk eine Spur, 26 beygemengten Quarz. Bemerkungen über die hohlen, mit Sand angefüllten Kugeln aus Brasilien. Diese sonderbar gebildeten Kugeln kommen von mancherley Gröſse vor, und finden sich am Amazonenfluſse. Sie formiren eigentlich kugelförmige, mehrere Linien dicke, rothbraungefärbte Rinden, welche einem Conglomerat aus Quarzkörnern und Eisenoxyd ihren Ursprung zu verdanken haben. Die Bildung dieser Kugeln läſst sich sehr leicht durch die Einwirkung des Waſſers und mehrere Bindemittel auf den am Ufer liegenden Sand erklären. Wenn nämlich kleinere oder gröſsere Gerolle von Sand sich bildeten, diese auf der Oberfläche mit thonichtem Eisensteinstaub, durch Winde oder durch Waſſer herbeygeführt, umhüllet, wenn sie dann abwechselnd durch das Waſſer des Fluſses oder durch Regen wieder angefeuchtet, und wieder mit Eisenthon bestäubt wurden, dann durch die Hitze der Sonne austrockneten: so muſste die Cohäſion des Sandes, die gröſstentheils durch Waſſer bewirkt wurde, von der gebildeten und erhärteten Hülle umgeben, in dem Verhältniſse nachlaſſen, in welchem wieder das Waſſer verdunſtete, und der Sand muſste völlig locker oder getrennt werden, wenn die so gebildeten Kugeln durch mancherley Bewegungen herumgetrieben wurden. — Chemische Untersuchung des Gabronit. Dieses neue nordische Foſsil enthält: 54 Kieselerde, 24 Thonerde, 1,50 Talkerde, 1,25 manganhaltiges Eisenoxyd, 2 Waſſer, 17,25 Kali und Natrum. In keinem Foſsile findet sich dieses Verhältniſs der Bestandtheile, es weicht vom Serpentin, Nephrit und dem dichten Feldspath ab, mit welchem letzterem es äuſserlich die meiste Ähnlichkeit hat. — Chemische Zergliederung des Lythrodes. 44,62 Kieselerde, 37,36 Thonerde, 1 Eisenoxyd, 2,75 Kalk, 8 Natrum, 6 Waſſer und eine Spur Manganoxyd und Talkerde. — Chemische Untersuchung des Razoumoffskin. Dieses Foſsil bricht zu Kosemutz in Begleitung des Pimelits und Chrysopras. Hundert Theile desselben enthalten: 50 Kieselerde, 16,88 Thonerde, 20 Waſſer, 0,75 Nickeloxyd, 2 Talkerde, Eisenoxyd und Kalk, 10,37 Kali. — Zergliederung des nordischen Zirkons. Dieses zu Friedrichswärn in Norwegen gefundene Foſsil ist ein wahrer Zirkon; 100 Theile deſselben enthielten: 64 Zirkonerde, 34 Kieselerde, 1 Titanoxyd, 0,25 Eisenoxyd. — Chemische Untersuchung eines neuen nor-

dischen Fossils. Nach der angestellten Analyse muss es als eine selbstständige Gattung betrachtet werden. Der Vf. fand darin 66 Kieselerde, 65, 25 Eisenoxyd, 26, 25 Kalk, 10 Thonerde, 18, 50 Titanoxyd, 6, 50 Manganoxyd, 2 Zirkonerde und eine Spur Chearmoxyd. Bemerkungen über den Türkiss. Der ächte Türkiss ist keineswegs Petrefact, sondern ein wahres erdigtes Fossil. Der, welcher von dem Vf. untersucht wurde, enthielt 73 Thonerde, 18 Wasser, 4, 50 Kupferoxyd und 4 Eisenoxyd. Chemische Untersuchung des erdigen Warelits. 81, 17 Thonerde, 13, 50 Wasser, 0, 83 Talkerde, 4, 0 Kalk, 0, 50 Kali. Die nachfolgenden Abhandlungen dieses Abschnitts enthalten die Analysen des schuppichten Thons, des Antophyllits, des Wernerits, des Thallits aus Sibirien, die Untersuchung des edeln Serpentins und des Lucullans, und den Beschluss machen die Untersuchungen metallischer Substanzen, vorzüglich aus dem Kupfergeschlecht. Wir sind überzeugt, dass diese gehaltvolle Schrift kein Chemiker unbefriedigt und ohne wahren Nutzen aus der Hand legen wird.

CE.

FREYBURG u. CONSTANZ, b. Herder: *Beyträge zur Geschichte der Blausäure mit Versuchen über ihre Verbindungen und Wirkungen auf den thierischen Organismus.* Von Dr. *von Ittner.* Ohne Jahrzahl. 150 S. 8. (14 gr.)

Wenn auch die Blausäure schon seit dem J. 1724 bekannt, und darum stets von den geschicktesten Chemikern untersucht wurde: so blieben dennoch viele Eigenschaften derselben problematisch, mehrere Verbindungen ganz unbekannt, und andere nur einseitig untersucht. Diess sind allerdings Beweggründe, welche den Vf. aufmuntern durften, sie zum Gegenstand einer Monographie zu wählen. Dann glaubte derselbe, dass nicht nur die ausgezeichneten und einzigen Verhältnisse der Blausäure gegen das Unorganische, nämlich ihre chemischen Eigenschaften, sondern auch ihre Wirkungen auf das Organische einer sorgfältigen Prüfung bedürfen; er überzeugte sich, dass es nöthig sey, Unterordnungen der narkotischen Gifte in die Classe der kohlenstoffwasserhaltigen Substanzen als ungegründet zu verlassen, und im Gegentheil den Stickstoff als ihre Basis zu betrachten. Die Blausäure biete ein Beyspiel davon dar.

Eine kurze Geschichte der Erfindung der Blausäure macht den Anfang des Werks. Hierauf folgt die Vorbereitung des Berlinerblaus zu chemischen Versuchen, nämlich die Behandlung desselben mit Wasser und Salzsäure. Mit der Blausäure selbst hat Hr. *v. I.* sehr merkwürdige Versuche angestellt. Er fand, dass das blausaure Gas, mit Sauerstoffgas gemischt, detonirende Eigenschaft besitze; dass der Alcohol und Äther dasselbe weit stärker auflösten, als das Wasser; dass die ersteren Verbindungen nicht zersetzt würden, und dass auch die ätherischen Öle ein wirksames Auflösungsmittel desselben seyen. Hr. *v. I.* untersuchte ferner den nach der freywilligen Zersetzung der wässerigen Blausäure erfolgenden dunkelbraunen Satz — gestickstoffte kohlige Substanz — und fand, dass sie, so wie überhaupt die durch Destillation des blausauren Kali mit Schwefelsäure erhaltene Säure, kein Eisen enthalte. Die Synthesis sowohl, als die Analyse, gab ihm Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff als Bestandtheile der Säure; ihre Verhältnisse sind indess nicht weiter bestimmt. Die Gegenwart des Sauerstoffs bestreitet der Vf. Rec. findet indess die angeführten Beweisgründe noch immer nicht wichtig genug, um diese Meinung als erwiesen anzusehen. Denn da erstens die freywillig zersetzte tropfbar-flüssige Säure Kohle absondert, und bey der Synthesis stets nur in Verbindung oder unter Anwendung der schwarzen Kohle Blausäure gewonnen werden kann: so sind auf beiden Seiten noch immer Gründe vorhanden, die Gegenwart des Sauerstoffs in der Mischung der Blausäure anzunehmen. Im ersten Falle, bey der Analyse, könnte man zwar einwenden, dass das Wasser den Sauerstoff hergebe, und in Verbindung der Kohle mit der Säure das braune Oxyd bilde; allein da man bey dieser Zersetzung keine Entwickelung des Wasserstoffs bemerkt, und noch nicht durch directe Versuche die gleichzeitige Zersetzung des Wassers bewiesen ist: so bleibt die Wasserzersetzung uns wahrscheinlich, nicht aber absolut nothwendig. — Sehr richtig bemerkt der Vf., dass die Blausäure eigentlich nur wenig Eigenschaften besitze, die uns berechtigen, sie den Säuren beyzuzählen, zumal wenn die Abwesenheit des Sauerstoffs sich bestätigen sollte. Vielleicht wird sie in der Folge auch aus dieser Classe ganz verwiesen werden. — In dem folgenden Abschnitte kommen die Verbindungen dieser Säure mit den Erden und Alkalien vor; dann folgen die blausauren Alkalien und Erden mit blausauren Metalloxyden. Sehr zweckmässige und abgekürzte Methoden zur Bereitung einiger Verbindungen geben diesem Abschnitte einen entschiedenen Werth. — S. 51 bemerken wir indess einen Fehler, der nicht zu übergehen ist. Hr. *v. I.* spricht nämlich von der Bereitungsart des blausauren Eisenkalis, und bemerkt, dass man die durch Behandlung des Berlinerblaus mit Kalilauge erhaltene Verbindung, um sie von dem schwefelsauren Salze zu befreyen, mit essigsaurem Baryt versetzt. Hier hat sich Hr. *v. I.* nicht erinnert, dass durch die Bildung des Kali nie eine neutrale Verbindung bewirkt werden könne, und folglich das freye Kali stets eine Zersetzung des essigsauren Baryts bewirken müsse. Es muss daher nothwendig vor der Anwendung des letzteren das Kali vorsichtig neutralisirt werden u. s. w. — Dass Hr. *Klaproth* eine Methode angegeben habe, wie der Vf. S. 38 bemerkt, vermöge welcher man ein essigfreyes blausaures Kali erhalten dürfe, ist Rec. nicht sogleich bewusst; wohl aber hat dieser geschickte Chemist — in *v. Crells* chem. Annalen? — vor einer langen Reihe von Jahren eine Vorschrift zur Bereitung eines zu Analysen brauchbaren blausauren Eisenkali gegeben. — Der

folgende Abschnitt enthält die Verbindungen der Blausäure mit den Metallen, und hierauf folgen die dreyfachen Verbindungen der Säuren, des Kali und einiger Metalle. — Auch aus den verschiedenen Pflanzenkörpern, die Blausäure enthalten, hat Hr. *v. I.* dieselbe abgeschieden, und sie so wie das zugleich dabey übergehende ätherische Öl einer besonderen Untersuchung unterworfen. — Die mit der Blausäure auf den thierischen Körper angestellten Versuche sind von hohem Interesse, und geben der Schrift ohne Zweifel noch mehr Brauchbarkeit; leider aber bleibt auch hier noch der Wunsch übrig, die Art, wie diese Substanz auf den thierischen Körper in der That wirke, kennen zu lernen. — Mit Recht tadelt es Hr. *v. I.*, dass man nach der neuen Ansicht in der Arzneylehre die narkotischen Mittel unter die kohlenstoffwasserstoffhaltigen Substanzen rechnet, da vielleicht alle Stickstoff enthalten. Unmöglich jedoch läst sich mit Hn. *v. I.* annehmen, dass, da die Analogie und Synthesis einen sehr beträchtlichen Antheil Stickstoff in der Mischung der Blausäure dargethan haben, der Stickstoff auch die Verbindungen bestimme, die diese ausserordentlichen und von den kohlenstoffwasserstoffhaltigen Substanzen so abweichenden Wirkungen auf den Organismus ausüben. Der Stickstoff ist in der Mischung der Narcotica gebunden, so wie er es ist bey dem Ammonium, der Salpetersäure u. s. w., und dennoch bringen letztere jene Wirkungen nicht hervor. Nur so viel wissen wir: die Blausäure wirkt desoxydirend, und vermindert die Röthe des arteriellen Bluts. Diese Desoxydation bestimmt vielleicht gerade das quantitative Verhältniss der Bestandtheile dieser Säure, von denen ein jeder grosse Affinität zum Sauerstoff hat.

A. J.

KURZE ANZEIGEN.

PHYSIK. *Kiel*, in d. akadem. Buchh.: *Über die strengen Winter, vorzüglich des achtzehnten Jahrhunderts, und über den letzt verflossenen strengen Winter von* 1808 — 1809. Ein Beytrag zur meteorologischen Geschichte der Erde. Von *C. H. Pfaff*, Dr. der Med. und Phil., Prof. der Medicin und Chemie zu Kiel etc. 1809. XVI u. 175 S. 8. (20 gr.) Die ungewöhnlich strengen Winter, sagt der Vf., haben von jeher die besondere Aufmerksamkeit derer, welche sie erlebten, auf sich gezogen, und sind dem Andenken der Nachkommen als merkwürdige Ereignisse durch mehr oder weniger genaue Beschreibungen aufbewahrt worden. Auch ist es natürlich, dass man bey jedem kälteren Winter, den man selbst erlebt, auf frühere Zeiten zurücksieht, und Vergleichungen mit dem, was sich ehemals ereignet hat, anstellt oder anzustellen wünscht. Und schon aus diesem Grunde war es ein gewiss für jeden gebildeten Menschen interessantes Unternehmen des Vfs., die Nachrichten, welche wir von früheren strengen Wintern besitzen, zu sammeln, genau zu vergleichen, und uns, so viel möglich, ein klares Bild von jedem derselben darzustellen; zumal da eine genaue Vergleichung und Zusammenstellung der älteren Nachrichten manche Schwierigkeit hat, die nicht jeder wegzuräumen übernehmen kann, wenn er gleich sehr wünscht, zu dem Resultate der Untersuchung zu gelangen. Aber ausser diesem allgemein interessanten Zwecke, hatte Hr. *P.* auch noch einen anderen, nämlich so weit es möglich wäre, Gesetze für die Erscheinung und Wiederkehr der strengen Winter und für ihren Zusammenhang mit anderen Erscheinungen aufzufinden, und so vielleicht einen wichtigen Fortschritt in der Witterungskunde wenigstens etwas näher herbeyzuführen.

Diese erste Abtheilung, welche wir jetzt vor uns haben, enthält erst die Geschichte der früheren kalten Winter bis 1776, die zweyte Abtheilung wird die folgenden des vorigen Jahrhunderts und den von 1808 bis 1809 beschreiben, und die allgemeinen Resultate liefern, von denen Hr. *P.* indess voraus bemerkt, dass sie nach einer nur erst so kurzen Periode sorgfältiger Beobachtungen nicht so vollständig und sicher seyn können, als man wünschen möchte.

Von den früheren kalten Wintern besitzen wir zu unvollkommene, meistens nur einzelne Nachrichten, die uns oft ungewiss lassen, ob die ungewöhnliche Kälte nur auf einen kleinen Raum beschränkt, oder sehr allgemein war. Ja selbst über die vergleichungsweise grössere oder geringere Intensität der Kälte bleiben wir ungewiss, weil die Ausdrücke, dass niemand sich einer solchen Kälte zu erinnern gewusst habe, und ähnliche, selten genau richtig sind, und auch einzelne Erscheinungen, die man anführt, oft bey schwächerer Kälte dem Winter ein fürchterlicheres Ansehen geben können, als er eigentlich hat. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, eine physische Geschichte der Winter vor 1709 zu schreiben, und selbst für spätere Winter bleibt noch vieles zu wünschen übrig, da es oft an Beobachtungen in einigen Ländern Europa's fehlt, und von anderen Welttheilen fast gar keine Beobachtungen vorhanden sind. In Hinsicht auf sehr entfernte Weltgegenden wäre es vielleicht eine nützliche, aber auch mühsame Arbeit, die zerstreuten Notizen, welche sich in Reisebeschreibungen finden, zu sammeln, und noch nützlicher wäre es, wenn Reisende, welche entfernte Länder besuchen, sich es angelegen seyn liessen, Witterungsjournale, die doch gewiss hie und da von Einzelnen geführt werden, aufzufragen und zur Kenntniss des Publicums zu bringen.

Die hier beschriebenen Winter sind besonders folgende: die zugleich sehr langen, sehr allgemeinen und ungewöhnlich strengen Winter von 1709 und 1740, denen die Winter von 1726, 1729, 1748, 1768, wo der Frost auch strenge und allgemein war, und oft wiederkehrte, doch nicht gleich kamen; die von 1716, und vorzüglich von 1776, welche sich durch kurze, aber sehr strenge Kälte auszeichneten; die von 1755, 1759 und einige andere, die weniger allgemein, aber in einzelnen Gegenden ungewöhnlich strenge waren, und dann noch einige von geringerem Range.

Von den mit vielem Fleisse zusammengetragenen und geordneten Nachrichten, welche Hr. *P.* mittheilt, ist es unmöglich, hier einen Auszug oder Probe zu geben; wir bemerken nur, dass er auf alle Erscheinungen, wenn sie auch nicht unmittelbar mit der Witterung zusammenzuhängen scheinen, aufmerksam macht, welches gewiss sehr zweckmässig ist. So z. B. dürfte *Wolfs* Beobachtung ungewöhnlicher Sonnenflecke im Winter 1709 nicht übergangen werden; eben so verdiente die mehrmals beobachtete Erscheinung von Feuerkugeln gerade beym Ausbruch strenger Kälte (die nicht bloss 1709, 1726, 1740, sondern auch wieder 1798 Statt fand), die Aufmerksamkeit, welche der Vf. ihr schenkt. — Besonders auffallend war dem Rec. die Beobachtung, welche zu Torneå bey einer Kälte von — 56 Deluc. angestellt ist, dass man den Knall einer Kanone kaum $\frac{1}{10}$ so weit hörte, als man es sonst bey mildem Wetter gewohnt war.

Wir sehen der zweyten Abtheilung dieses interessanten Werks mit Verlangen entgegen, zumal da der Vf. uns dann die Resultate seiner Untersuchungen über die ganze Reihe kalter Winter mitzutheilen verspricht.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MÄRZ, 1811.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Schiegg: *Original-Ideen über die Kunst der Erziehung, und besonders der Bildung zur Sittlichkeit.* In Aphorismen entworfen zum Behuf für Vorlesungen. 1804. XXIV und 232 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. bemerkt in der Vorrede, dass es zu Gründung des sittlichen Bildungsgeschäfts bisher sowohl an gehöriger wissenschaftlicher Tendenz als an politischer Einrichtung und Bereitwilligkeit gefehlt habe. In dieser merkwürdigen Schrift ist sowohl die letztere Rücksicht als die erstere durchgehends im Auge behalten. „Der objective Zweck der Erziehung, sagt der Vf., sey nicht einmal erkannt, viel weniger erreicht. Die Erziehung habe eigentlich keinen Zweck ausser sich, sey gar kein Mittel, sondern selbst Zweck, und Zweck des ganzen Menschenlebens. Dieser Zweck bestehe in der Entwickelung der menschlichen Natur zum Ideale der Menschheit, sey allen menschlichen Handlungen und Geschäften gemein, und werde von der Erziehung nur *unmittelbar* befördert. [Das Object der Erziehungskunst wird hier nicht gehörig ausgesondert. Wenn auch die Erziehung, welche wir von Anderen empfangen, mit derjenigen, welche wir uns selbst geben, Ein Zusammenhängendes zu obigem Zwecke ausmacht: so entsteht doch die Frage: Was kann und darf, was *muss* also der erwachsene, *gewordene* Mensch, der *Erzieher* thun, damit der *werdende* Mensch, der *Zögling*, erst so weit entwickelt werde, dass er seine Erziehung zur Sittlichkeit *selbst zu übernehmen und fortzusetzen im Stande ist?* Mit dieser Frage wird sodann das Object der Erziehungskunst in richtiger Begrenzung gegeben.] *Erzogen* werden habe bisher nur geheissen: nach Vorstellungen, Urtheilen und Handlungen in den herrschenden Ton gestimmt, also eigentlich *regiert* werden; die Entwickelung der Kräfte sey dem Zufall überlassen, und nur ihre Thätigkeit hinterher nach Willen regulirt. So habe man nicht erzogen, sondern bürgerlich abgerichtet. Gehorsam sey erste Kindespflicht, Willensenergie ein Fehler geworden. Damit sey indessen nicht nur die Menschenbildung, sondern selbst die bezweckte Bürgerbildung verfehlt, weil der nach Befehlen Abgerichtete wenigstens eben so gut gebieten als gehorchen lerne. — So habe sich denn auch der Irrthum gegründet, dass man bey der Menschenbildung eine gewisse zu gebende Form nach einer vorgefassten Idee produciren könne, da doch die eigentlich wirkende Kraft in der Menschenbildung die freye Selbstthätigkeit des zu bildenden Subjects sey, und in der Gewinnung der freyen Selbstthätigkeit aller Kräfte die ganze Humanität bestehe. Zu diesem Zweck könne der Erzieher immer nur den Stoff geben, welchem der Zögling die seinem eigenen formellen Vermögen angemessene Form zu geben, die Freyheit behalten müsse. Indessen sey auch dermalen die ganze Tendenz des menschlichen Treibens nicht auf Bildung, sondern auf Erwerb, nicht auf Thätigkeit, sondern auf Genuss, nicht auf Sittlichkeit, sondern auf Glückseligkeit gerichtet, und wo etwa noch Streben nach sittlicher Bildung sey, sey es nicht von rechter Art (man gehe nur auf den Verstand), stehe nicht im Verhältniss mit den übrigen Geschäften u. s. w. (S. I—XVI).

Die Schrift zerfällt in zwey Abschnitte. *I. Über die Hindernisse, die einer wahren Erziehung und ächt sittlichen Bildung im Wege standen und noch stehen. Bruchstück aus der Geschichte der Humanität. II. Ideen zu einer wahren Erziehung und ächt sittlichen Menschenbildung. Winke und Warnungen, um jene (und andere) Hindernisse zu beseitigen.*

Im *ersten* Abschnitte zeichnet der Vf. mit kurzen aber treffenden Zügen den Übergang des gesellschaftlichen Menschen *aus* dem Stande der Natur, wo nur mittelst des körperlichen Übergewichts das sogenannte Recht des Stärkeren galt, *durch* den bald vorübergehenden Mittel-Zustand, wo die nur Verständigeren, d. i. in Ergreifung sinnlicher Vortheile Geschickteren, durch deren kluge Austheilung die Oberhand hatten, *in* diejenige kritische Lage, in welcher die erwachte Vernunft zu Anordnung eines vernünftig sittlichen Zustandes schreitet. Sie hat aus den durchschauten Gründen der Dinge die unumstösslichen Wahrheiten von Pflicht und Recht hinreichend entwickelt. Allein diese Wahrheiten sucht die gedrückte Partey nur zu Erzwingung einer günstigeren Theilung der sinnlichen Genüsse, unter dem Namen der ihnen gebührenden Menschenrechte, die machthabende hingegen zu Behauptung der, sie im Vorzug sinnlicher Geniessungen erhaltenden, unvollkommenen Verfassung (mittelst politischer Vertheilung von Gewalt und Güte, und Gestattung einer sogenannten wahren, eigentlich aber halben, und desswegen ungedenkbaren Aufklärung), unter dem Namen der Pflicht und Gesetzesachtung zu

benutzen. Folglich werden sie von beiden Parteyen nur zur Beförderung sinnlicher Bestrebungen geltend gemacht. In dieser Krisis sind unter keiner anderen Bedingung bessere Zeiten zu hoffen, als dass ein Theil der streitenden Parteyen nach dem anderen das sinnliche Interesse, um welches gestritten wird, verlasse, und zur Partey des sittlichen Interesse übergehe. Dem Einzelnen bleibt einstweilen nichts übrig, als dass er, ohne sich in Streit einzulassen, oder gar körperliche Kräfte zu Behauptung der Vernunftrechte anwenden zu wollen, fortfahre, die Gesetze der Natur und der Sitten zu erforschen, die Resultate seines Fleisses ungescheut mitzutheilen, und dem Widerspruche nie anders als durch sittliche Mittel, d. i. vernünftige Beweisgründe, zu begegnen, übrigens aber auch selbst dem Vernunftgesetze gemäss unverbrüchlich zu handeln, und also durch sein Beyspiel, und durch den einleuchtenden Vortheil der Gemüthsruhe und der Geistesstille, den er davon trägt, der Vernunft immer mehr Verehrer zu schaffen suche.

Im *zweyten* Abschnitte, welcher aus 72 Sätzen besteht, leitet der Vf. seinen Versuch einer Menschenbildungslehre zuvörderst mit folgenden Bemerkungen ein. Bisher habe man sich weit mehr bemüht, lernen, als erkennen zu lassen, wenigstens immer mehr auf das *Was*, als auf das *Wie*, auf die Selbstthätigkeit des Erkenntnissvermögens, gesehen, obgleich das *Was* schon das Bedürfniss gebe, in natürlicher Reihe vom Näheren zum Entfernteren, vom Äusseren zum Inneren fortschreitend, bis zum Bewusstseyn der Freyheit hinauf. Wie in der bloss physischen Natur des Menschen Analogie nach Grundgesetzen mit Mannichfaltigkeit in den Modificationen Statt findet: so auch in der veredelten. In Masse, Vermögen, Gesetz ist das Einfache, Substantielle, Bleibende; in Mischung der Masse, Grad und Richtung der Thätigkeit das Mannichfaltige, Accidentelle, Veränderliche, abhangend von den verschiedenen Verhältnissen der individuellen Natur und des Bildungsganges zu den Aussendingen. Damit ist aber nun auch die individuelle Originalität der Menschennatur dem Naturgesetze gemäss, und die Aufgabe demnach: die sich *veredelnde* Natur, dieser Originalität unbeschadet, wieder unter die Einheit *ihres* Gesetzes, des Sittengesetzes, eben so kommen zu lassen, wie aus der Einheit der physischen Natur ohne *ihren* Verlust eine unendliche Mannichfaltigkeit von Modificationen hervorgeht. — Wenn auf das sittliche Betragen wie auf einen natürlichen Erfolg gerechnet werden soll: so muss es auch Natur *seyn*, und vorhandene natürliche Triebe dürfen nur benutzt werden. Die Herstellung der reinen Menschenform wird indessen schwierig durch ihre Abhängigkeit von der Gesellschaftsform, bey deren jetziger verderbter Beschaffenheit es auch schon schwer ist, aus Thatsachen zu erfahren, was Menschennatur *ist*, was *nicht*. —

Den *Inhalt* der Menschenbildungslehre bestimmt nun der Vf. (Satz 7—14) so, dass sie 1) was der Mensch werden könne und solle, d. i. den *Bildungsstoff* (die Vermögen), den *Bildungszweck* (die Form das Ideal, welches, von aussen genährt, von innen heraus sich entwickelt), die *Bildungsmittel*, den *Bildungsact*, die *Bildungsfähigkeit* und den *Bildungstrieb*, *philosophisch* darstelle; 2) dass die reine Menschheitsform, gesellschaftlich verhindert, noch nie entwickelt sey, *historisch* zeige, und 3) *praktisch* und für die jetzige Lage lehre, was zu dieser Entwickelung dermalen geschehen kann und muss, wobey denn das *Bildungssubject*, die *Bildungskunst*, die *Bildungspflicht*, das *Bildungsgeschäft*, das *Verhältniss des Bildungs- zum Regierungs-Geschäft*, und die *Bildungsanstalt* abzuhandeln sind. Richtet sich das Bestreben bloss auf Erhaltung der physischen Existenz, wie diess bey dem Abrichtungssystem als blosser Anleitung zum Broderwerben der Fall ist: so geht im Allgemeinen alle Integrität der Menschenform verloren. Demnach darf die Bildungslehre nicht auf Verbindung von Menschenkräften berechnet seyn, sondern muss ihre Ausübung jedem Individuum möglich machen; andererseits aber darf der Mensch doch die Gesellschaft, worin ihm Stoff zur Entwickelung gegeben wird, auch die sittliche Bildung gar nicht unmöglich gemacht werden kann, keinesweges verlassen. Hieraus ergiebt sich die doppelte Frage: Was der Mensch zu seiner Bildung ohne Hülfe der Gesellschaft thun *kann*, und, ohne den Rechten des Ganzen zu nahe zu treten, thun *darf*. — Diese ganze Bildungslehre ist auch in dem Gesetz: *Sey Mensch*, zu befassen, indem man bey dessen Deduction zuerst analytisch zeigt, dass die Menschenform nicht durch Naturgesetze allein, sondern durch allmähliche Entwickelung zu Stande komme, und sodann den historischen und praktischen Theil in der angezeigten Art folgen lässt. — Der wirklichen Ausführung der *B. L.* muss übrigens die Wegräumung des Wahnes vorhergehn, dass die *wirkende Ursache des Bildungsactes* im *Erzieher* liege, da sie in den Vermögen und Trieben des Subjects, *als Naturproducten*, ruht. Der Erzieher kann nur *Stoff anbieten* nach dem Bedürfniss, den Bildungsact nur befördern durch Mittel, welche den natürlichen Kräften und Trieben entsprechen. Die ganze Bildungskunst beruht demnach auf der Wahl jenes Stoffes nach der Natur des Zöglings, und nach dem aus Kenntniss der reinen Form sich ergebenden Zwecke. Da nun die Vermögen in der Wirklichkeit nicht so getrennt sind, als sie in der Idee getrennt werden können: so ist überdiess auch die isolirte Entwickelung jedes einzelnen Vermögens durch isolirten Stoff unmöglich.

Die näheren Vorbereitungen und Versuche zu der bezweckten Theorie sind in den übrigen Sätzen 14 — 71 enthalten. Einige wesentliche Züge derselben finden unsere Leser schon in dem Int. Blatte dieser Zeitung 1804. No. 61, in ihrer vollständigen Ausführung, und Rec. kann daher in dem Ideengange des Ganzen, den er zu zeichnen fortfährt, sich darauf beziehen.

Die beiden Grundvermögen, das Erkenntniss-

und Begehrungs-Vermögen, verhalten sich zu den Aussendingen so, dass sie die Thätigkeitsmaterie durch Wahrnehmung entweder als etwas aussen Befindliches im Raume, oder als etwas innen Wechselndes in der Zeit empfangen. In ihrem Verhältniss zu einander empfängt Letzteres den Stoff von Ersterem; Ersteres den Trieb vom Letzteren. Erkannt *und* begehrt wird überall; aber dieses stete Zusammenwirken ist vorstellbar in folgenden Graden: 1) als *Anschauung und Begierde;* der Zustand: *Sensualität;* verkörpert und mit dem Bewegungsvermögen verbunden: *Brutalität.* Nach Lust oder Unlust, aus blosser Empfindung, wird begehrt oder verabscheut. — 2) Als *Begriff und Neigung;* aus verknüpften Begriffen wird Lust oder Unlust empfunden, gewählt oder verworfen: *Intellectualität.* Verkörpert und vereinigt mit dem ersten Grade: *Puerilität;* die Producte: Mitteldinge zwischen *brutum* und *homo.* — 3) Als *Gesetz und Wille.* Lust oder Unlust aus eigenem innerem Setzen; danach Wollen oder Nichtwollen: *Moralität.* Alle drey Grade zusammen: *Humanität — Selbstständigkeit — Persönlichkeit.* — In der Puerilität bleiben die Meisten; sie wollen nach Urtheilen, aber urtheilen nach Eindrücken; ihr Wille ist äusserlich bewogen. — In dem continuativen, zwar aus einer unendlichen Reihe momentaner Acte bestehenden, doch nur nach grösseren Theilen unterscheidbaren Fortschritt der Thätigkeit, mittelst dessen beide Vermögen sowohl an sich in Grad und Umfang, als mit einander an Harmonie, d. h. an wechselseitiger Unterstützung und unverwirrter Richtung auf die Production der reinen Form, zunehmen, besteht der *Bildungsact* (S. 71). — Wenn man mit *Schiller* (*Br. üb. die ästhet. Erzieh.*) das menschliche Daseyn auf die Thätigkeit des *Sach-* und *Form-Triebes* (wovon ersterer nach Genuss strebt, der andere ihn seinen Gesetzen unterwerfen will, s. S. 493 a. a. O. unseres Int. Blattes) zurückführen, dieses auf die Theorie vom Bildungsact anwenden, und bestimmen will, nach welchen Gesetzen und welchem Verhältnisse zu einander die beiden Triebe sich regen und entwickeln: so findet man, dass dem Formtriebe der äussere Sinnstoff zu blosser Formirung äusserer Objecte allmählich nicht mehr genügt, dass er nach innerem Sinnstoff verlangt, sich daher auf sein eigenes Subject wendet, und sein Gemüth und dessen Thätigkeiten formen will; dass ferner auch dem Sachtriebe nicht mehr an den äusseren Sinnesformen genügt, dass er dem Stoffe die Verstandes-, dann auch die sittliche Form gegeben wissen will, Äusseres zu sammlen und dem Formtriebe vorzuhalten ermüdet, und das Gemüth selbst nunmehr zur Sache, zum Material machen will. Wie nun die Triebe *überhaupt* sich in den Gefühlen gründen: so auch die *Veränderung* jener in der Veränderung dieser. Indem nämlich die Lust bey demselben Stoffe allmählich am Grade abnimmt, wird ihr erstes Object dem Gemüthe gleichgültig bis zum Überdruss, giebt endlich Unlust, und neuer Stoff wird erfodert, damit wieder Lust entstehe. Auf diesem Wege kommt man also vom äusserlich Sinnlichen zum innerlich Sinnlichen, endlich zum Übersinnlichen, während das Bedürfniss zuerst nur gefühlt, dann erkannt wird. (Leere, wenn der äussere Sinn abgestumpft, der innere nicht entwickelt ist u. s. w. S. 76 — 82.) — Wenn man nach einer dritten Ansicht oder Bezeichnung sagt, dass der Bildungsact im *Sammeln* und *Ordnen* bestehe: so heisst dieses Ordnen wieder nur, den Stoff nach den Thätigkeitsgesetzen des in Anspruch genommenen Vermögens formen. Denn das Sammeln *schon geformten* Stoffes, oder *Lernen* kann nie in derjenigen Bildung gelten, die in der Entwickelung der freyen Selbstthätigkeit aller Kräfte und Vereinigung ihrer Wirksamkeit unter dem höchsten Vernunftgesetze besteht, und welche allein Sittlichkeit für Sitten, Erkenntniss für Kenntnisse, Glückseligkeit für Glück, Schönheit für Schönheiten zu gewähren vermag.

Nur in wenig Zügen können wir hier andeuten, was (S. 86—103) über den wahren Begriff der Humanität, die dermaligen Hindernisse der Menschenbildung, die nothwendige idealische Anlage der Theorie und mögliche Anpassung ihrer Ausführung an die Zeitumstände, hinzugefügt wird. Das Haupthinderniss ist: die Verbindung des moralischen Lebens mit dem physischen und gesellschaftlichen, welches letztere sich auf gemeinschaftlichen Zweck und gemeinschaftliche Mittel gründen soll, obgleich die Genussgierigen mit den Bildungsbeflissenen nicht den Zweck, folglich auch nicht die Mittel gemein haben. Das Problem also: Wie ist unter diesen Umständen Menschenbildung möglich? wie weit ist Conformirung mit den Zeitgenossen erlaubt? „Der *Freydenkenden* sind mehr geworden, sagt der Vf.; aber nicht der *Freywollenden.* Nur in dem Masse, als der Einzelne sich entschliesst, sich selbst zu bilden, und sittlich zu leben, kann er den Zweck eigener Bildung erreichen, und, so viel möglich ist, auch auf Andere wirken. Statt menschliche Vollkommenheit zu lehren, muss er suchen, sie darzustellen." Die Bildung muss vom Gefühls-, nicht vom Erkenntniss-Vemögen *ausgehen* (Satz 26 f. — S. 491 — 493, 495, 496 a. a. O. unseres Int. Bl.). Ehe Begriffe da sind, wirken Gefühle; und ohne ihre Benutzung geht eine ganze Entwickelungsperiode verloren. Aber auch, wenn schon Begriffe da sind, bedarf man doch sinnlicher Zeichen zur Einwirkung. Nimmt man dazu nur Sprachtöne: so müssen fremde Gefühle noch zu Hülfe gerufen werden, Furcht u. s. w. Lässt man aber die Sache selbst in sinnlicher Gestalt auf das Gefühl wirken: so wird der Verstand durch das Interesse der Lust zum Denken aufgefodert; nach Erkenntniss der gefühlten Tugend wird dann *natürlich* gestrebt. — Ehe man Theilbegriffe hat, ist Totalvorstellung von Schönheit, Tugend u. s. w. vorhanden. Auf das Beyspiel, auf die *lebende Gestalt* kommts zuerst an. Durch den Sinn geht der Weg zum Gefühl, von diesem zum Ver-

stande. Und sollen Erkenntnisse Vorsätze erzeugen: so muss wieder durch das Gefühl die Vermittlung geschehen. Nachdem nämlich das Vorstellungsvermögen dem *Empfundenen*, dem von der Aussenwelt aufgenommenen Stoffe, Form gegeben hat: gewährt die entstandene Vorstellung, in sofern sie dem Grade der vorhandenen Nervenspannung entsprechend oder entgegen ist, Lust oder Unlust, *Gefühl* des Empfundenen, und erzeugt nun eine andere Vorstellung, nämlich die Vorstellung ihrer Realität, als mit Lust oder Unlust verbunden. Es wird dann *begehrt* oder vermieden, und es erfolgt wiederum die Rückwirkung auf die Aussenwelt. — Weil übrigens jener Stoff, ausser von der Natur, auch durch Einwirkung *homogener* Kräfte in der Gesellschaft gegeben werden muss: so entsteht durch den zugleich einströmenden vielfachen Vorstellungs- und Gefühls-Stoff die Stimmung des Menschen in die der Gesellschaft, und damit die Idee *absichtlicher* Erziehung zum Zweck der Naturveredlung, mit dem falschen Versuch einer Einwirkung durch das Erkenntnissvermögen, wo Worte über Handlungen, todte Zeichen über lebende Gestalten, Lehren für den Verstand, *falls* er erkennen *will*, über Eindrücke auf Sinn und Gefühl durch Macht der Beyspiele, gewinnen sollen, da doch Bildung durch Erfahrung, durch *Mehrheit* und *Lebhaftigkeit* der Eindrücke der Gegenstände *selbst* (welche bey gegebenen Worten erst die Einbildungskraft *vermitteln* muss), durch mehrere *Übereinstimmung* mit sich selbst und mehrere *Gewissheit*, stets wirksamer als blosse Belehrung, und überdiess Nachahmung der Beyspiele *Natur*, Anwendung erkannter Regeln Kunst ist. — Es ist der Fehler unserer Pädagogen (Satz 42 f.), mehr auf Inhalt als Form zu sehen, obgleich unsere (formalen) Vermögen durch Formen entwickelt werden müssen und nur von ihrer Vorhaltung der Reiz kommen kann, sie wiederzugeben. Der Mensch, durch eigene Thätigkeit sich entwickelnd, verlangt nur den seiner Natur gemässen Stoff, und das Modell zur Form aus der Einwirkung *homogener* Kräfte. Daher muss aber auch der Stoff mehr durch Handlungen als Worte, *so roh als möglich*, gegeben werden, damit er frey genommen, bloss gefunden und selbstthätig geformt werden könne. Denn die Arbeit am Menschen ist nicht mit der Bildhauerey, wohl aber mit der Pflanzencultur zu vergleichen, wo jede Gattung aus dem allgemeinen Stoffe ihre eigene Natur frey entwickelt. Wenn wir den Zögling zuerst schöne Gestalten empfinden, wahre Urtheile vernehmen, rechte Handlungen sehen lassen: so wird er zu Producirung dieser menschlichen Formen durch Nachahmung veranlasst; er versucht, schön, wahr und recht zu *handeln*. Daraus geht denn, bey successiv entwickelter Selbstthätigkeit des Verstandes und der Vernunft, die Kraft hervor, schön, wahr und recht zu *denken*, endlich auch so zu *wollen*. Damit nämlich (Satz 46 u. f.) aus den drey Anlagen der Menschennatur: *Gestalt*, *Begriff*, *Gesetz*, die drey formalen Vermögen: *Gefühl*, *Verstand*, *Wille*, sich entwickeln, muss Reiz von aussen und Trieb von innen (welche beide für jede der drey Anlagen verschieden sind) zusammenwirken. Der Reiz liegt in dem, mit der zu entwickelnden Anlage homogenen jedesmaligen Stoffe. Etwas Äusseres muss mit dem Inneren sich in Harmonie setzen können, und daraus Gefühl der Lust oder Unlust bemerklich werden. Weil aber dieser Reiz aus Naturdingen oder Menschenhandlungen, und zwar zufälligen oder absichtlichen erfolgen kann: so wird der Mensch mehr oder weniger Product der Natur, des Zufalls und der Absicht. Naturdinge geben nur die *thierische* Form; die zufälligen Menschenhandlungen (wie sie einmal beschaffen sind) die *sinnliche*; die *moralische* Form nur (möglicherweise) die absichtlichen Handlungen. — Für jene drey Vermögen, welche die Form des Menschenlebens bestimmen, kündigt das Gefühl das jedesmalige Bedürfniss an, das thierische, intellectuelle, moralische; daher ein dreyfaches Interesse. Das Gefühl reizt den Trieb zur Thätigkeit, der Verstand giebt den Stoff zur Befriedigung; die Vernunft die gesetzmässige Form. Diese Vermögen würden Jeden richtig leiten, wenn der Totaleindruck aus der Umgebung sie nicht verwahrloste. Denn nun entsteht aus physischem Bedürfniss Lüsternheit, der Verstand erfindet nur zu sinnlicher Befriedigung, und nichts bleibt übrig, wofür die Vernunft Gesetze hätte. — Wie es übrigens im physischen Leben Merkzeichen zur Unterhaltung der Thätigkeit durch neuen Stoff giebt: so auch im moralischen. Wie man aber dort nur Stoff giebt, woraus die Körpertheile sich, jeder zu seiner Erhaltung, ernähren: so kann auch dem Menschen nicht Erkenntniss, Gefühl und Wille, sondern nur Stoff gegeben werden, woraus die gehörigen Vermögen durch die von ihnen zu ertheilende Form, Erkenntniss, Gefühl und Willen schaffen können. Dieses geschieht mehr oder weniger, nachdem das *Neuhinzukommende* an Vorstellungen, Gefühlen und Neigungen mit dem vorhandenen Vorrathe übereinstimmt oder nicht. In ersterem Falle entsteht ein Interesse, welches andere Vermögen zur Thätigkeit ruft; nämlich wenn der Verstand zu Ausführung der Vorstellung gereizt wird: das *logische Interesse*; wenn das Begehrungsvermögen die Realisirung wünscht: (nach den Absichten) *sinnliches* oder *moralisches Interesse*; wenn das Gefühl die Gestalt durch die Phantasie zu verschönern sucht: *ästhetisches Interesse*. So gewinnt jedes Vermögen aus der Vorstellung den Stoff, und äussert sich an ihm durch Ertheilung der seiner Natur gemässen Form.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

FORTSETZUNGEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Schillers Lied an die Freude in Übersetzungen.* Zweyte Fortsetzung. Enthaltend eine französische Übersetzung im Versmaasse des Originals von *Karl Fröbel.* 1811. 7 S. 8. (2 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 MÄRZ, 1811.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Schiegg: *Original-Ideen über die Kunst der Erziehung, und besonders der Bildung zur Sittlichkeit* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wichtige Folgen für Erziehung und Unterricht (Satz 55 f.): Da Kinder bey dem Vortrage nur empfinden und fühlen, nicht denken und urtheilen: so muss er für sie ein ästhetisches Interesse haben, kein logisches, moralisches; auf Gefühl muss der ganze Erfolg berechnet werden, nicht auf Begriff, Gesetz, in welchen zu Vorstellungen, deren Kinder fähig sind, gar kein Stoff ist. Da Kinder in der Periode sind, wo erst *Totalvorstellungen* durch den Sinn ins Gemüth kommen: so interessirt sie kein Erklären und Beschreiben, als ein Zergliedern in Theile oder Zusammensetzen aus Theilen. Nur in sofern, als das Vorstellungsvermögen doch von Anfang an einen gewissen Zusammenhang verlangt, wirkt Verknüpfung nach Raum oder Zeit (Anschauung oder Erzählung). Später erst zeigt sich Bedürfniss und Möglichkeit der Verstandesverknüpfung. Weil nun der Mensch weit mehr Stoff durch den Zufall, als durch den Erzieher bekommt; der Erzieher aber auf Alles, was vorhanden ist, es sey gekommen woher es wolle, Rücksicht nehmen, und danach Quantität, Qualität, Zeit des Stoffgebens, wie bey der physischen Nahrung, berechnen muss: so kann derselbe Stoff, dieselbe Art des Gebens, wenn auch den allgemeinen Entwickelungsgesetzen gemäss, doch nicht bey jedem Individuum die rechte seyn; sondern aller eingehende Stoff muss in jedem einzelnen Falle genau beobachtet, und nach Massgabe der dadurch erfolgten Richtung absichtlich gewählt, und auf das Ziel hingelenkt werden. Durch diese *complicirte* Rücksicht auf *Ziel*, *Vermögensgesetz* und *Einwirkung durch Zufall* wird das Erziehungsgeschäft schwierig. Das Erfodernis durch Zufall ist jeden Augenblick ein anderes. Die Gesetze jedes Vermögens geben zwar die neue Vorstellung, welche an die alte Vorstellung, in sofern sie bekannt ist, jedesmal anzuknüpfen ist; aber in den Sinn fällt kein Merkzeichen, welcher Stoff zum Fortschreiten jedesmal erfodert wird. Im Bildling selbst ist zwar immer ein Bedürfnissgefühl; aber das damit verbundene Bewusstseyn ist oft nur das allgemeine irgend eines Stoffes, ohne Vorstellung *welches*, oder des Bedürfnissgrundes. Hier kann also nur psychologische Semiotik helfen. — Ist übrigens der rechte Stoff gegeben: so braucht das Formen nicht gelehrt zu werden; sondern geschieht von jedem Vermögen, erreicht seinen Zweck durch die homogene Einwirkung auf den Stoff, nach seinen Gesetzen ohne weiteren Einfluss. Ein Vermögen, Form zu *empfangen*, ist gar nicht da. — Der Bildungsact (Satz 61 f.) enthält nun aber ausser der Frage: Wie wird Stoff zur Form? noch die: Wie wird aus allen den, von den einzelnen Vermögen producirten einzelnen Formen die *Eine*, die *Menschenform*? Auch nach blossem Naturgesetz, wenn jedes Vermögen zweckmässigen Stoff zweckmässig behandelt hat: so wie überhaupt das Ganze vollständig ist, wenn die Theile vollständig sind. Wird aber jenes durch gesellschaftliche Einrichtung verhindert: dann kann die Einstimmung nur ein freyes Product der Vernunft seyn. — Alle Vermögen brauchen zu ihrer Thätigkeit zwar Stoff von aussen; aber sie können unter mehrerem gegebenem Stoffe wählen. Befohlne Handlungen sind als nicht frey gewollt, nicht moralisch; denn Befehle geben schon die Form der Handlung, die doch frey producirt werden soll. Gehorchen, wie Lernen, gehört daher nicht in die wahre Bildung. Vielmehr heisst Bilden zum Leben anführen, d. i. die Thätigkeit aller Kräfte entwickeln. Zuerst die körperliche Thätigkeit, die Anfangs nur Instinct ist, dann sich auf Verstandesthätigkeit, auf gegenseitige Beziehung mehrerer Vorstellungen, Causalverhältniss u. s. w. gründet, nach Absicht sich lenkt, und dann ist nur noch der Unterschied zwischen niedrigstem und höchstem Grade der Verstandes- oder Vernunft-Thätigkeit in Beziehung auf den nächsten oder letzten Zweck, oder auf weniger oder mehr coordinirte Mittel übrig. Mit Unrecht wird oft von sonst thätigen Zöglingen verlangt, ihre Handlungen auf Zwecke zu beziehen, wovon sie noch keine Vorstellungen haben, welche ihnen erst durch Erfahrung, wie alle Vorstellungen, (nicht durch Erklärung) entwickelt werden müssen. — Wenn die Thätigkeit innerhalb des Gemüths vorgeht: so entstehen Gemüthsveränderungen. Allen liegen Vorstellungen zum Grunde, die aus dem Gegebenen, dem *Material*, und dem Product des Bildungsacts, *der Form*, bestehen. Die letzteren veranlassen wieder andere Gemüthsthätigkeiten, und zunächst den Zustand: Aufmerksamkeit. Verknüpfung geschieht in ihnen entweder unter wirklichen Objecten zu *Begriffen*, oder, wenn keine Beziehung auf Wirkliches darin ist, zu *Bildern* (durch Einbildungskraft), oder zu *Ideen* durch Verstand. Begriffe werden wie-

der verknüpft durch Urtheilsvermögen. — Übrig ist aber überall ein Vermögen; die Congruenz, Verbind-*barkeit* des Hinzukommenden mit dem Vorhandenen wahrzunehmen, Congruenz der Vorstellungen, der Empfindungen, der Begehrungen, ohne welche nicht Wahrheit, nicht Schönheit, nicht Recht ist. Dieses Vermögen ist: *Gefühl.* — Seine beste Ausbildung beruht auf der Gewöhnung, dass bey dem Schönen, Wahren und Rechten Lust, bey dem Gegentheile Unlust empfunden werde; möglich nur durch öfteren Reiz entweder unmittelbar aus den Gegenständen, oder mittelbar durch Beyspiel; nothwendig ein früher Anfang. *Schluss:* Menschenbildung ist *Naturwerk.* Erziehung kann nur Stoff geben, wenn Natur und Zufall ihn mangeln lassen; sie kann ihn nur geben, wie ihn für die Vegetation nöthigenfalls der Gärtner giebt; doch nicht mechanisch, sondern moralisch, wirkend mit Freylassung. Thätigkeit, Nachahmung, Mitgefühl würden Alles bey Kindern thun, wenn die Erwachsenen gebildet wären. Jetzt ist Erziehung Nothbehelf. Und doch: *Quaelibet forma gignit sui similem.* Dagegen kann die Kunst nichts.

Nach dem hier gelieferten Abrisse darf Rec. nicht erst hinzufügen, dass die vorliegende Schrift zu denjenigen gehöre, welche in dem jetzigen für die endliche Begründung einer Erziehungskunst bedeutenden Zeitpuncte Aufmerksamkeit verdiene. „*Originell*" konnte der Vf. diese Ideen in sofern nennen, als er überall seinen Gang selbstdenkend nahm und fortsetzte, wenn er auch oft, und selbst in der Hauptsache seiner Theorie, mit Anderen, die den Gegenstand zu ergründen versucht haben, insbesondere mit dem Vf. der *Briefe über die ästhetische Erziehung* zusammentreffen musste. Als „*Aphorismen für Vorlesungen*" aber fehlt es der Darstellung noch an fortlaufendem systematischem Zusammenhange der Sätze, und an verhältnissmässiger gleicher Bearbeitung der einzelnen Theile, so wie dem Vortrage an wählender Genauigkeit und angemessener Gedrängtheit. Überhaupt scheint dem Werke in seiner jetzigen Gestalt, bey aller Bestimmtheit und Präcision, doch im Ganzen noch die vollendende zweyte Überarbeitung gemangelt zu haben, die es seinem Gehalte nach verdient hätte. Eine bessere Verbindung und Stellung der einzelnen Theile würde die Übersicht gar sehr erleichtert haben. Was hingegen den Geist und Inhalt des Werkes betrifft: so verbindet es brauchbare Speculation mit praktischem Gehalt, und vermeidet in ersterer Rücksicht das leere Terminologisiren und die philosophische Sectirerey, in letzterer die seichte und unfruchtbare Gewöhnlichkeit. Der Vf. ging mit Geist und Kraft zur Sache. Gewisse Seiten unserer Lage sind seit der französischen Revolution vielleicht selten so männlich und furchtlos beleuchtet; indessen erklärt sich der Vf. überall mit weiser Vorsicht, und lässt seine Wünsche nirgends zweydeutig erscheinen. Durchgehends herrscht eine edle und freye Ansicht der Dinge, und die Hauptgesichtspuncte treten überall in der Lauterkeit und Ruhe hervor, wodurch das Historische der Schrift sich Jedem empfiehlt. Ohne ein Freund leerer Declamation oder krankhafter Gespanntheit zu seyn, liebt der Vf. in der Beförderung des Guten doch selbst keine zweydeutigen Beschönigungen und halben Massregeln. — Indess hat ihn diese stets rege Ansicht von den Hindernissen der wahren Bildung freylich auch oft unterbrochen und ungeduldig endlich gar abbrechen lassen, so dass er für den eigentlich praktischen Theil nichts Erhebliches geleistet hat, und seine Theorie, auch nach dem Ziele, welches er selbst sich setzt, nicht vollendet genannt werden kann. Im philosophischen Theile hält Rec. die Herleitung der allmählich sich entwickelnden Bildungszwecke aus dem fortschreitenden Zusammenwirken des Erkenntniss- und Begehrungs-Vermögens unter successiver Ergreifung eines neuen immer edleren Stoffes für vorzüglich gelungen, für einfach und mitten in der Natur der Sache ergriffen. Durch diese Darstellung insbesondere kann diese Schrift zur Beförderung einer richtigen und klaren Ansicht vom Bildungsacte, vom äusserlich freyen Formen des Stoffes, von der naturgemässen Entwickelung der reinen Menschenform aus der naturgemässen Entwickelung der einzelnen Vermögen (in sofern in diesem Gange die Selbstthätigkeit überall ungebunden bleibt) u. s. w. den wesentlichsten Nutzen leisten. Dagegen kann dem Vf. in einem der Hauptgesichtspuncte, in der Grundlegung des Gefühls im Erziehungswerk, weder wegen Neuheit der Gedanken, noch wegen Vorzüglichkeit der Ausführung ein wesentliches Verdienst beygelegt werden, so oft er auch auf diesen Punct zurückkommt, und so dringend er ihn empfiehlt. Sieht man freylich das Werk, wie es einmal ist, für abgebrochen bey dem praktischen Theile an: so bleibt die Wahrheit der meisten, und vielleicht aller Ansichten und Behauptungen des Vfs. unangefochten, wenn man auch am Schlusse die Frage aufwirft: *Muss* denn eine consequente Bildungstheorie in unserer Lage so trostlos enden? Eine Frage, die vielleicht eine ähnliche Bedeutung mit dieser hat: Ob für Kranke, die mit der allgemeinen natürlichen Nahrung und mit den gewohnten Reizen nicht geheilt werden können, nicht irgend eine künstliche Ernährung und ausserordentliche Reize gesucht werden dürfen? Sollte zu einer Zeit, wo das Gefühl so unabänderlich nachtheilig, wie der Vf. es schildert, eingenommen ist, wo der Unform in der ganzen Umgebung die Form nur so fragmentarisch entgegengestellt, und das, was der Lebensgang an natürlicher Gefühlsbildung ermangeln lässt, ästhetisch künstlich nur schwach ersetzt werden kann, wo überall zur Einwirkung auf das Gefühlsvermögen nur wenig freye Hand ist, nicht vielleicht ein anderes Grundvermögen desto mehr angesprochen, und darin Hülfe gefunden werden können? Während wir den Formtrieb auf der Seite der Erkenntniss möglichst beschäftigen, unterbrechen und vermindern wir sein Wirken auf den nun einmal äusser-

lich gegebenen schlechten Gefühlsstoff, und mässigen und zähmen zuvörderst den Sinn für die leiseren und seltneren Producte der besseren Gefühle, ehe noch der Formtrieb, wie er dermalen den Hang hat, sich ganz in den Sach - oder Genuss-Trieb verliert. Damit allein werden wir freylich noch keine Idealmenschen bilden, wie sie im freyen, aber von uns nicht herzustellenden Naturgange der Gefühlsentwickelung zu denken sind, vielleicht aber solche, die sind, was sie, einmal äusserlich so umgeben und eingerichtet, vor der Hand werden können. In der That scheint die *absichtliche* Erziehung, deren Gehalt unser Vf. nicht genug entwickelt hat, um sich mehr mit ihr zu befreunden, dermalen für ihre entscheidendsten Wirkungen kein sichereres Feld zu haben, als das Erkenntnissvermögen; und vorzüglich durch eine von daher gewonnene geistigere Richtung, die im Weltlauf sich gründende Erwerbs- und Genuss-Bildung in der Wurzel getilgt werden zu müssen, statt die Hülfe von einer Seite zu erwarten, woher sie unter den vorhandenen Umständen nicht erfolgen kann. So durfte unseren Vf. die praktische Fortleitung seines Räsonnements mit *Pestalozzi* wohl näher vereinigt haben, als er es für jetzt zu glauben scheint; und wir finden immer mehr Ursache, das Geschenk einer Elementarmethode, deren Idee sich in dem Urheber gerade aus der lebendigsten Anschauung jener allgemeinen Lage entwickelt hat, dankbar anzunehmen, um so mehr, da wir aus *P's.* eigenen Worten uns leicht überzeugen können, dass er selbst keinesweges der Meinung sey, die ganze Bildung sey mit der Entwickelung des Erkenntnissvermögens vollendet.

Ml.

Lemgo, b. Meyer; *Darstellung und Prüfung der pestalozzischen Methode*, nach Beobachtungen in Burgdorf, von *Carl Wilhelm Passavant.* 1804. 188 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. war von der durch weise Aufmerksamkeit auf erhebliche Culturgegenstände sich auszeichnenden Fürstin-Regentin von Lippe-Detmold nach Burgdorf gesandt; und eine Frucht dieser Reise ist die genannte Schrift. Rec. will die gute Wirkung nicht in Abrede stellen, welche die absichtlich kühle, jedoch ziemlich entschiedene Empfehlung der Sache im nächsten Kreise des Vfs. gestiftet haben mag. Es spricht ein wohlgesinnter, auch im Erziehungsfache nicht unerfahrener Mann, der mehrere Zweifel und Vorurtheile wider die pestalozzische Methode zu widerlegen sucht. Im Allgemeinen aber dürfte diese Schrift auch zur Beruhigung derjenigen beytragen, welche aus einer in der neuen Methode angeblich überwiegenden Cultur des Erkenntnissvermögens Gefahr für die im Gefühlsvermögen wurzelnde sittlichreligiöse Bildung besorgen. Denn die Beherzigung dieses Theils der Entwickelung leuchtet gerade im Geiste unseres Vfs. deutlich hervor. Soviel glaubt Rec. zum Lobe des grösseren Theiles dieser Schrift, welcher *„Urtheile und Bemerkungen über den Werth der Methode"* (Cap. 5, S. 97 — 188) enthält, sagen zu dürfen. Dagegen vermisst er in dem Vf. das Talent, für die, freylich sehr vielseitig verhandelte, wenn auch bey weitem noch nicht erschöpfte, Sache neue Ansichten zu zeigen, oder auch in ihre Erörterung, wie sie dermalen liegt, selbstdenkend und wesentlich einzugreifen. Auch führt der Vf. selbst für die Abfassung seiner Darstellung nur das zum Grunde an, dass von Vielen weder *Pestalozzi's* und *Iths*, noch mancher Anderer Arbeiten über den Gegenstand verstanden, auch *P's.* sämmtliche Zwecke nicht immer zusammengefasst worden seyen. Rec. giebt zu, dass der Vf. von den bis jetzt aufgestellten, und aufzuzählenden *Haupttheilen* der Methode keinen unberührt gelassen habe. Dass aber die im 1 Cap. der Schrift gelieferte *„Darstellung der allgemeinen Grundsätze P's. über Erziehung und Unterricht"* durchaus misslungen ist, und in derselben sich weder einiger Blick in die Tiefen des Gegenstandes, noch pestalozzischer Geist zeigt, dass ferner in der (Cap. 2) nachfolgenden *„Darstellung der besonderen Grundsätze P's. über die Elementarbildung"*, das Fundament und der wahre innere Gehalt der Methode sich wenig entwickelt, diess muss Rec. um so bestimmter sagen, da der Vf. in der Vorrede äussert, „dass er in der Absicht, die pestalozzischen Ideen möglichst rein darzustellen, es zu vermeiden gesucht habe, mehr zu sagen, als er in *P's.* Schriften und mündlichen Äusserungen gefunden habe, auch wenn die Anordnung des Ganzen darunter gelitten hätte." Das Ungenügende und Mangelhafte in *P's.* Vortrage ist den Kennern seiner Schriften bekannt; zugleich aber auch, dass es nur im Reichthum seiner Ideen liege; und in dieser Art zeigt es sich in der vorliegenden Schrift keinesweges. — Auch derjenige, welcher *P.* selbst und seine Anstalt nicht aus eigenem Augenschein kennen lernen konnte, und zur Vervollständigung seiner Ideen gern etwas, was in Burgdorf gesehen und gehört ist, erfahren möchte, wird in dieser Schrift wenig Befriedigung finden. Der Vf. hatte, nach seiner Erklärung, gar nicht die Absicht, über die Anstalt zu urtheilen, und theilt auch von mündlichen Äusserungen *P's.*, ungeachtet er deren Benutzung mehrmals erwähnt, wenig Erhebliches mit. Indess hörte Rec. u. A. gern, dass *P.* (nach S. 48) auf den in seiner Gertrud gethanen Vorschlag: den Kindern, noch ehe sie reden können, Reihenfolgen von blossen Tönen vorzusagen, — kein grosses Gewicht lege, und Rec. glaubt sich bey dieser Gelegenheit hierüber noch entscheidender erklären zu müssen. *P.* ist, wie sich in seinen Schriften zeigt, mit der eigentlichen Anknüpfung der wesentlichen, nach Verlauf der ersten drey bis vier Jahre zur Anwendung kommenden Bestandtheile seines Elementar-Unterrichts an die frühere und erste Entwickelung der Kinder noch nicht ganz im Reinen; oder vielmehr: es blieb dem vielseitig beschäftigten Urheber einer wissenschaftlichen Totalreform und Vorsteher eines zahlreichen Instituts nicht

Muſse genug übrig, um dieſem Gegenſtande die gehörige Aufmerkſamkeit zu widmen, und die Momente, welche bey jener Anknüpfung vorkommen, zum Behuf des Vortrages ſich deutlich genug auseinanderzuſetzen. Obgleich daher Rec. überzeugt iſt, daſs P. ſelbſt den erwähnten Vorſchlag, bey einiger näheren Aufmerkſamkeit, längſt *ganz zurückgenommen* hat: ſo verdient es doch, um den Miſsbrauch einer ſolchen vorläufigen und in der That unbedachten Äuſserung zu verhüten, einſtweilen bemerkt zu werden, daſs dieſer Vorſchlag von Niemanden, der das erſte ſinnlich - intellectuelle Bedürfniſs des Kindes kennt, hat gebilligt werden können. Das Kind ſucht in ſeiner erſten Entwickelungsperiode, weil es zuvor die Dinge ſelbſt fühlen, ſehen, und hören lernen muſs, noch nicht ihre Zeichen; ſelbſt in einer nachfolgenden Periode, wo es ihm Noth thut, die vorüberſtrömende Menge von ſinnlichen Vorſtellungen fürs erſte ſoviel möglich an die gern ergriffenen befeſtigenden Zeichen zu knüpfen, kann ihm nicht daran liegen, dieſe Zeichen, während jene Vorſtellungen gänzlich verſchwänden, in ihre *Beſtandtheile* zerlegt, zu beſitzen; oder vielmehr, bey eigener völliger Unthätigkeit, nur den einzigen Gehörſinn, mit nichts bedeutenden, ihm an dieſer Stelle der Entwickelung gar nicht forthelfenden Lauten betäuben zu laſſen, u. ſ. w. Demnach würde mit einem ſolchen Verfahren der natürliche Entwickelungsgang weſentlich geſtört und in die erſte Periode einzuzwängen verſucht, was kaum in eine dritte nützlich eingeführt werden kann. Denn unſtreitig müſste auch das *Nachſprechen der ganzen Zeichen* dem *Vorſprechen der Zeichenbeſtandtheile* noch ferner vorgelaſſen werden.

Rec. fügt bey dieſer Gelegenheit für die thätigen Mitarbeiter in der Darſtellung der neuen Methode, ſo wie für diejenigen Prüfer, welche in die eigentliche Anwendungszeit und Art der peſtalozziſchen Elementarbücher noch nicht den gehörigen Zuſammenhang bringen können, die Erinnerung hinzu, daſs dieſer Zuſammenhang mit gänzlicher Beſeitigung aller zur Sprache gekommenen voreiligen Zweifel und Bedenklichkeiten erſt dann befriedigend wird gezeigt werden können, wenn jene noch ermangelnde Anknüpfung erfolgt, und der ganze Entwickelungsgang von der Geburt des Kindes an bis zu den zuerſt dargelegten mittleren Beſtandtheilen des neuen Elementar - Unterrichts und durch dieſelben hinaus bis wieder zur Anknüpfung an die bisherigen Unterrichtsgegenſtände in einer überſchaulichen und ununterbrochenen Verbindung dargelegt worden iſt. Die Freunde der guten Sache ſind zwar durch ihre bisherige Aufnahme im groſsen Publicum auf die politiſche Wichtigkeit der letztern Anknüpfung aufmerkſam genug gemacht: indeſs leuchtet die natürliche Wichtigkeit der erſteren Anknüpfung, um den nöthigen Eingang in die Methode ſicher zu gewinnen, noch heller ein, und man ſieht bey mancher voreiligen Abſprechung deutlich genug, daſs dafür durch die erſte Probe vom *Buch der Mütter* bey weitem noch nicht geſorgt iſt.

Die Schrift ſelbſt iſt auf gutes weiſses Papier anſtändig gedruckt; auch der angeſetzte Verkaufspreis ſteht noch in demjenigen Verhältniſs mit der Bogenzahl, welches immer weniger beachtet zu werden ſcheint.

Ml.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, in d. Schulanſtalt d. Vfs. u. b. Schöne: *Kleine Gedichte für Kinder zur Bildung des Verſtandes und des Herzens, zur Beförderung des ſchönen Leſens und zur Übung im Auswendiglernen.* Von *C. L. Henke.* Erſtes Bändchen. 1810. 124 S. kl. 8. (8 Gr.)

An Gedichte zu ſolchen Zwecken hat man wohl keine anderen Anfoderungen zu machen, als daſs ſie dem kindlichen Sinne wohlgefällig durch die Einfalt des Inhalts und die Leichtigkeit der Form ſeyn ſollen. Das Beſtreben nach beiden verführt aber gar zu leicht zum Tändelnden, Spielenden und zur Nachläſſigkeit im Ausdruck. Man glaubt, ſich hingehen laſſen zu dürfen, ja zu müſſen, um ſich nicht etwa in Gedanken und Worten über die Kinderſphäre zu verſteigen: daher das viele Gemeine und Nichtsſagende, Nichtsbedeutende in ſolchen geverſeten Kinderſchriften. Der Vf. dieſer kleinen Gedichte, in denen übrigens viel Frömmigkeit und gute Geſinnung herrſcht, iſt nicht frey von dieſen Fehlern, und hat ſich ſeine Arbeit vielfältig über die Gebühr erleichtert. Der Reim muſs den Gedanken rufen, deſshalb ſo viel Überflüſſiges und Mattes. Gleich das erſte Gedicht: „Nützliche Anwendung der Zeit" giebt deſs Zeugniſs.

> Es eilen die Tage,
> Wer hält wohl, *ich frage*,
> Secunden nur auf!

Abgeſehen, daſs der ganze Gedanke etwas Linkiſches hat, wie ſoll das Kind das *ich frage* betonen? — Ganz miſslungen, beſonders in Rückſicht des Inhalts, iſt S. 36 das Gedicht: „der Schmetterling." S. 40 fängt das Salzbergwerk zu Wielizka alſo an:

> *Ein Bergwerk iſt*, bey meiner Treu,
> *Wohl werth, einmal zu ſehen*;
> Es prangt dort Silber, Gold und Bley u. ſ. f.

Auch müſſen ſich die Wörter um des Reimes willen manchen harten Zwang gefallen laſſen. S. 110.

> Ob ich that, was du *gebeuteſt*,
> Der du täglich mich erfreuteſt.

Und in demſelben Gedicht der folgende Vers:

> Dann erſt Herr, laſs ſanft mich ruhen;
> Gutes will ich immer *thuen*.

Cf.

Elberfeld, b. dem Verfaſſer: *Vier hundert und achtzig Reimzeilen, als Vorſchreibe- Materialien für Quartſeiten, zum Gebrauch in deutſchen Schulen.* Geſammlet von *Daniel Schürmann*, Schullehrer in Remſcheid. 1810. 48 S. 8. (4 Gr.)

Dieſe 580 Reimzeilen ſind vertheilt in zwey Jahre, und jedes Jahr wieder in vier Jahrszeiten, ſo daſs auf jede 60 ſolcher Reimzeilen kommen. Viel Mühe mögen ſie dem Vf. nicht gemacht haben; mehrere davon ſind ohne Zweifel unter dem Vorſchreiben entſtanden. Die Vorrede enthält manchen nützlichen Gedanken, und bringt auch die monatlichen Probeſchriften wieder in Erinnerung, die beſonders für öffentliche Schulen von gutem Erfolg ſeyn müſſen.

— md —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MÄRZ, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

1) Berlin, in der Realschulbuchhandl.: *Museum der Alterthums-Wissenschaft.* Herausgegeben von *Friedrich August Wolf* und *Philipp Buttmann.* I B. 3 St. 1808. 143—584 S. (1 Rthlr. 8 gr.) II B. 1 St. 166 S. 2 St. 1809. 167—390 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

2) Ebendaselbst: *Museum antiquitatis studiorum* opera *Frid. Aug. Wolfii* et *Phil. Buttmanni.* Vol. I. Fasc I. 1808. 254 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Wer möchte sich nicht des glücklichen Fortgangs dieser gehaltvollen Zeitschrift in einem Zeitraum erfreuen, in welchem die Alterthumswissenschaft, mehr als je, einer sorgsamen, ausdauernden Pflege bedarf! Gründlichkeit und Gediegenheit, gleich weit entfernt von der modernen Halbwisserey der schönen Wissenschafter, als von der Charlatanerie mancher idealistischer Queerköpfe, welche ihr Unwesen in der Philologie zu treiben beginnen, macht den Charakter auch der vorliegenden Hefte, wie der beiden ersten (J. A. L. Z. 1810. No. 158), aus. Die Mannichfaltigkeit der Auffätze erfodert, wenn die Kritik gründlich seyn soll, verschiedene, mit den einzelnen Fächern vertraute Beurtheiler. Wir begnügen uns daher vor der Hand, den Inhalt zuvörderst im Allgemeinen anzugeben, um dann bey einem dieser Auffätze, der zu den ausführlichsten gehört, verweilen zu können. Die übrigen Abhandlungen, von denen hier blofs die Überschriften angegeben sind, werden zu anderer Zeit, bey schicklicher Veranlassung, ihre Recensenten finden.

I B. 3 St. 1) *Herakleitos der Dunkle, von Ephesos, dargestellt aus den Trümmern seines Werks und den Zeugnissen der Alten,* von *Fr. Schleiermacher.* 2) *Über das Grab der Claudia Semne,* von *W. Uhden.* 3) *Gianobattista Vico über den Homer.* Eine interessante Notiz von einem seither unbekannten Buche des genannten italiänischen Gelehrten, von welchem unter dem Titel: *Principi di scienza nuova d' intorno alla commune natura delle nazioni,* im J. 1744 schon eine *dritte* vermehrte und verbesserte Ausgabe zu Neapel ans Licht trat. „Das Verdienst der Bekanntmachung des Buchs (sagt Hr. *Wolf*) verdanken wir dem gelehrten Paduaner, *Melchior Cesarotti,* dem von seinen Landsleuten bewunderten Übersetzer des Ossian und Homer, einem liebenswürdigen Greise, den weder ein von Jugend auf nach einerley Vorstellungen gepflegtes Studium des griech. Sängers, noch die aller Kritik gefährliche Beschäftigung des Übersetzens, noch endlich der Vorsatz, selbst wider den deutschen Verfasser der *Prolegomena ad Hom.* zu schreiben, gegen neue befremdliche Ansichten verblendete, und gegen das in dieser rein-historischen Untersuchung etwa Geleistete. Jener war der erste und einzige, der diesem von dem angeführten Werke Notiz gab, versichernd, er werde, was er methodisch entdeckt und zuerst vorgetragen zu haben glaube, mit Verwunderung dort zum Theil wie *voraus geträumt* finden. So fand es sich denn wirklich, und so urtheilten mehrere, denen das Buch seitdem zu Händen kam." Hr. *Wolf* selbst fällt am Schlusse der gegebenen Excerpte folgendes Urtheil: „Historische Strenge ist zwar nirgends in diesem Räsonnement; kaum scheint *Vico* davon eine Idee gehabt zu haben. Alles hat eher das Ansehen von Visionen: doch nähern sich solche Visionen oft der Wahrheit mehr, und haben grösseren Werth, als die eben so unbewiesene Wiederholung des gemeinen beweislosen Glaubens, wie sie sich bis zu einer gewissen Zeit so allgemein in den Schriften unserer Gelehrten und schönen Wissenschafter fand." 4) *Vermischte Bemerkungen gelehrter Reisenden.* Unter anderen eine Ergänzung der griechischen Scholien zu Pindar. Isthm. VIII. 5) *Philologische Aufgaben.* Wir empfehlen einige derselben unter anderen solchen Universitäten, welche philologische Preisbewerbungen veranstalten. Fruchtbarer, als manche seither aufgestellte Preisaufgabe, und in das Gebiet der alten Literatur und Sprachkunde mehr eingreifend, ist z. B. die Frage über das Zeitalter des *Petronius Arbiter,* welches *Ruhnkenius,* nach dem Vorgange des Italiäners *Ignarra,* in die Periode der Antonine setzte u. s. w.

II B. 1 St. 1) *Bemerkungen über die Benennungen einiger Mineralien bey den Alten, vorzüglich des Magnetes und des Basalts,* von *P. Buttmann.* 2) *Über die Ächtheit des adulitanischen Monuments,* von *Demselben. Abdruck des Monuments nebst Kosmos Beschreibung* mit kurzen Noten. II B. 2 St. 1) *Über die Versmasse des Pindaros,* von *A. Böckh.* Dieser Auffatz wird künftig in der Recension der neuen *böckhischen* Ausgabe des Lyrikers berücksichtigt werden. 2) *Vermischte Bemerkungen,* von *P. B.*, zeugen insgesammt von grossem Scharfsinn, und laden zu fruchtbaren Forschungen ein.

Das bis jetzt von No. 2 erschienene Vol. I. Fasc. I enthält: 1) *G. L. Spaldingii de oratione Marcelliana*

diſputatio. Die Beurtheilung dieſes Aufſatzes bleibt dem Recenſenten der *weiskiſchen* Ausgabe der *Marcelliana* vorbehalten. 2) *God. Hermanni diſſertatio de Ellipſi et Pleonasmo in graeca lingua.* — *Epimetron de rarioribus quibusdam verborum formis.* ſcripſit *Ph. Buttmannus.* 3) *Bibliographica nonnulla de Vincentii Bellovacenſis ſpeculorum editionibus antiquioribus*, von *Demſelben.* Dient zur Vermehrung der weitläuftigen Literarnotizen, welche ſich in der *ſchwabiſchen* Ausgabe des Phädrus finden. —

Doch wir beſchränken uns gegenwärtig nur auf die mittlere Abhandlung des Hn. Prof. *Hermann*, welcher die Anſichten, die bisher über Pleonasmus und Ellipſe in der griechiſchen Rede geherrſcht hatten, einer ſorgfältigeren Prüfung unterwirft. Eine ſolche Prüfung war um ſo nöthiger, da das ganze Ellipſenſyſtem, wie es in den neueſten Ausgaben des *Lambertus Bos* erſchien, als eine unförmliche Ruine der alten Sprachweisheit daſtand, die, aus den Anſichten altgriechiſcher Grammatiker hervorgegangen, und von theologiſchen Interpreten aufgeführt, durch ſorgfältigere und mehr philoſophiſche Forſchungen unſerer Zeit nach allen Richtungen war untergraben worden. —

Den erſten tödtlichen Stoſs empfing das Ellipſenſyſtem durch die *ſchäferiſche* Bearbeitung und Ausgabe des *Lambertus Bos;* doch blieb in vielen Fällen noch Annahme der Ellipſe, oder es mangelte die Erklärung der Spracheigenheiten, denen man die *elliptiſche* Hülfe entzogen hatte. Hr. *H.* ſucht theils das Gebiet der Ellipſe noch mehr zu beſchränken, theils die hier eintretenden Spracheigenheiten ohne Hülfe derſelben zu erklären. Was über den Pleonasmus beygebracht wird, iſt wegen Mangel an Vorarbeiten, rückſichtlich des Umfanges, unbedeutend geblieben. — Es kann aber die Erklärung der angeblich elliptiſchen Redensarten aus einer doppelten Quelle flieſsen: entweder wird gezeigt, daſs die Ellipſe mit der Schwierigkeit verſchwindet, wenn die Grundſätze der Sprache philoſophiſch entwickelt werden, oder daſs eine Verwechſelung der Begriffe und Conſtructionen zum Grunde liegt. Dem letzteren Umſtande wird hier eine beſondere Ausdehnung gegeben, wie noch nirgends geſchehen iſt, und wir halten die glücklich durchgeführte Erklärung vieler ſeltener Conſtructionen, durch Hülfe jener angenommenen Verwechſelung, für den glänzendſten Theil dieſer ſcharfſinnigen Abhandlung. — Was die philoſophiſche Begründung der Sprachgeſetze anbelangt, nach der die Annahme der Ellipſen als unnöthig aufhört: ſo hängt jene von den zuſammenhängenden Unterſuchungen ab, die in dem gröſseren *hermanniſchen* Werke: *De emendanda ratione Graecae Grammaticae*, angeſtellt worden ſind, und die Kritik kann ihr hier in einem ſo beſchränkten Raume nur in einzelnen Puncten, und auch dieſes nur mit mancher längeren Deduction entgegentreten, da ihr, ohne ein Sprachſyſtem in ſeinem Umfange beſtreiten zu dürfen, durch abgeriſſene Theile eines Ganzen nachzuweiſen obliegt, in wiefern die philoſophiſche Begründung der Sprachgeſetze hier unbefriedigend, oder die Annahme einer Verwechſelung auf Unkoſten derſelben zu ſehr ausgedehnt iſt. — Wenn wir nämlich auch dem Vf. in Ausmerzung der Ellipſen groſsentheils beyſtimmen: ſo kann das doch nicht gar häufig in der Art geſchehen, wie er, nach Verwerfung der Ellipſe, die Spracheigenheit zu erklären ſucht.

I. *Quid ſit ellipſis et pleonasmus.* Nachdem der Vf. die unſtatthaften Beſtimmungen Anderer beleuchtet, und bemerkt hat, daſs *Bos* unnöthig Ellipſen erdichte, und *Weiske* in ſeinem Werke *de Pleonasmo* nur die fälſchlich angenommenen Pleonasmen behandle, die wahren übergehe, faſst er das Eigenthümliche beider Werke in den ſehr witzigen Gegenſatz zuſammen: *Singulari profecto caſu accidit, ut Lamberti Boſii liber de ellipſi maximam partem ſit* ***pleonasmus***, *Weiskii de pleonasmo* ***ellipſis.*** — Mit gleichem Scharfſinn beſtimmt er den Gegenſatz zwiſchen Ellipſe und Pleonasmus: *Ellipſis eſt omiſſio vocabuli,* ***quod etſi non dictum, cogitatur tamen,*** *pleonasmus autem* ***adjectio vocabuli, quod etſi additum, tamen non cogitatur.*** Man ſieht, hier ſind weitere Erörterungen nöthig, die auch ſogleich folgen.

II. *Quid non ſit ellipſis.* Ellipſe ſoll nicht ſeyn a) wenn etwas fehlt, was aus dem Vorigen leicht verſtanden wird: παίω δέ νιν οἷς — καὶ τρίτην Ἐπενδίδωμι, ſc. πληγήν, was durch παίω angedeutet wird. — Doch dieſe Ausnahme ſtreitet oft gegen das *etſi non dictum, cogitatur tamen*, und der Vf. muſs entweder dieſe und ähnliche Redensarten als elliptiſch gelten laſſen, oder jenem Begriffe engere Grenzen ziehn; — b) nicht wenn die Rede abgebrochen wird; was zu billigen, weil dann *Apoſiopeſis* eintritt: doch wünſchten wir dieſe Figur ſelbſt einer näheren Erörterung unterworfen.

III. *Quid per ellipſin omitti poſſit.* Nachdem das Bekannte über Subject, Copula und Prädicat wiederholt iſt, wird bemerkt, wenn *das Subject* des Satzes *ganz* fehlen könne, ὕει, βροντᾷ, oder *zum Theil* ἡ αὔριον, τὸ ἐμβατήριον, und daſs demnach τὸ καλόν, ὁ δίκαιος, τὸ εὖ, τὸ χαίρειν, als das volle Subject enthaltend, nicht elliptiſch ſeyen. — *Die Copula* könne fehlen, im Fall ſie einfach, d. h. nur den Begriff des *Seyn* ausdrücke; *das Prädicat* hingegen gar nicht. So gern wir hier allem beyſtimmen: ſo wenig können wir es bey dem Schluſs: *ne adverbii quidem aut praepoſitionis aut conjunctionis ellipſin eſſe ullam.* — Wir geben Folgendes zu erwägen: Alle Caſusformen bezeichnen ein Verhältniſs zweyer Begriffe unter einander. Daſſelbe thun auch die Präpoſitionen, und zwar müſſen ſie daſſelbe Verhältniſs anzeigen, welches ſchon in der Caſusform begründet iſt: ſonſt würden ſie nicht mit dem Caſus in Verbindung gebracht werden können. Die Präpoſitionen können alſo nur dienen, um das Verhältniſs deutlicher hervorzuheben, und für beſtimmte Fälle zu individualiſiren, was ſchon durch den Caſus angegeben iſt. Sie ſind demnach in einer Sprache, die

ihre Nomina *beugen* kann, kein nothwendiger, sondern nur ein nützlicher Sprachtheil, und statt der *herm.* Annahme, dass keine Präposition ausgelassen werden könne, möchten wir behaupten, dass in der griechischen Sprache *alle* fehlen können. Findet sich z. B., in dem Gebiet des Genitivverhältnisses seyen Bestimmungen der Zeit, des Orts und der Ursache mit eingeschlossen: so wird der Sprache gemäss seyn: νεφέλῃσιν ἐοικότες, ἅς τε Κρονίων νηνεμίης ἔστησεν ἐπ' ἀκροπόλοισιν ὄρεσσιν Il. ε, 522 nebst allen *Genitivis Consequentiae;* ferner νέφος δ' οὐ φαίνετο στάσης Γαίης οὐδ' ὀρέων Il. ρ, 373 nebst der ganzen Heerschaar von Verbis, die das *Anfassen* an einem Orte, *das Berühren* u. dgl. andeuten, und endlich τῆς ὅγε κεῖτ' ἀχέων Il. β, 801, nebst einer gleich grossen Masse von Verbis, zu denen Substantive *causalisch* treten: sich freuen *wegen*, hassen *wegen* u. dgl. – Findet sich nun neben νηνεμίης ἔστησεν noch τὸ πρὶν ἐπ' εἰρήνης Il. ι, 443: wozu veranlasst uns ἐπί, wenn wir auf νηνεμίης zurücksehn? offenbar, dass wir unter den vielfachen Beziehungen des Genitivs bey νηνεμίης ἔστησεν gerade die des ἐπί, *des während*, denken sollen, also etwas, *quod etsi non dictum, cogitatur tamen*, und man kommt auf das λείπει ἡ πρόθεσις der Grammatiker zurück, ohne desswegen die Rede *ohne Präposition* für fehlerhaft, oder die Präposition für eine wesentlich nothwendige Beziehung des Genitivverhältnisses zu halten. — Dasselbe gilt, wenn in den anderen angeführten Stellen Präpositionen zu näherer Beziehung des Verhältnisses eingefügt werden, wie überhaupt bey allen anderen Präpositionen.

Eben so verhält es sich mit den *Partikeln*, besonders mit denen, die mit einem Modus in Verbindung stehen. Wie nämlich die *Casus* durch das gegenseitige Verhältniss zweyer Begriffe: so werden die *Modi* durch das zweyer Sätze zu einander begründet. Dem Modus kann es gleichgültig seyn, welche Partikel bey ihm steht, da er das Verhältniss der Sätze schon durch seine Form ankündigt. Die Lateiner haben bekanntlich dergleichen Partikeln sehr wenige, und für den relativen Satz, sowohl für den *optativen*, als den *conjunctiven*, gar keine; doch die sorgfältigeren Griechen nahmen, um das Verhältniss der Sätze zu individualisiren, bestimmte Wörtlein auf, die in der epischen Sprache in gewissen Fällen fehlen oder stehen, späterhin aber sich befestigt haben. Wir erinnern die Kundigen an die homerischen Vergleichungen, welche durch Zeitpartikeln, ὅτε, ὡς, mit oder ohne κέν und ἄν eingeleitet, und — trotz der neuesten Ausgabe — nach genauerer Ansicht durchaus im Conjunctivo aufgeführt werden. Eben so der *relative bedingende* Satz. Er erscheint mit seinem Conjunctiv beym Homer mit oder ohne ἄν und κέν, *bey den Späteren nie ohne* ἄν. — Von sehr vielen nur Ein Beyspiel:

τόσσον ἄνευθ', ὅσσον τε πανημερίη γλαφυρὴ νηῦς
ἤνυσεν, ᾗ λιγὺς οὖρος ἐπιπνείῃσιν ὄπισθεν Od. δ, 356.

Man halte dagegen aus derselben Rhaps. 195:

νεμεσσῶμαί γε μὲν οὐδὲν
Κλαίειν, ὅς κε θάνῃσι βροτῶν καὶ πότμον ἐπίσπῃ.

In beiden Stellen ist der relative Satz *bedingend*, und wir würden uns, um seine bedingende Kraft auszudrücken, der Wörter *wann*, *im Fall* bedienen. *Bedingungmachen* ist aber nur eine untergeordnete Eigenschaft des Conjunctivs, *Begründung der Abhängigkeit eines Satzes* ist sein allgemeines Geschäft; desshalb ist, um die Bedingung auszudrücken, neben der conjunctiven Form des Verbi, die den Satz nur abhängig darstellt, noch die Partikel ἄν oder κέν nöthig, welche, um es beyläufig zu sagen, von den Griechen allein gebraucht wird, um die *Bedingung* in einem Satze anzudeuten, möge derselbe nun *selbst bedingt*, oder *einen anderen bedingend* seyn. — Findet sich nun ein bedingter relativer Satz, der bloss durch die conjunctive Form des Verbi, demnach nur als *abhängig* bezeichnet wird: warum sollen wir nicht sagen, dass das ἄν zwar nicht nothwendig zu stehen brauche, indem *Abhängigkeit* die *Bedingung* als Species unter sich begreift, aber doch gedacht werden müsse, um den conjunctiven Satz als einen *bedingten* zu individualisiren? — Wir hätten demnach eine Partikel, *quae, etsi non posita, cogitatur tamen*, also eine Ellipse. Was wir für ἄν geltend gemacht haben, gilt auch für ἵνα in

ἀλλ' ἄγε νῦν ἐπίμεινον, ἀρήϊα τεύχεα δύω,

wo S. 182 gegen die Ellipse gesprochen wird, und für andere Partikeln. Es würde jedoch zu weit führen, in mehreren einzeln Fällen dieser Art unsere Ansichten denen des Vfs. entgegenzustellen. — Ferner bemerkt der Vf., dass von dem Satze auch mehrere Theile fehlen können, nämlich *Copula* und *Prädicat*, wenn beide im Verbo verbunden sind; doch so, dass dann noch ein Theil des Prädicats, der ausser dem Verbo war, zurückbleiben müsse: z. B. τί τοῦτο πρὸς ἐμέ sc. προσήκει u. dgl. Wir begreifen dabey nicht, warum in οὔτε με ταύτης χρεὼ τιμῆς aus Il. ι, 604, statt des gewöhnlich verstandenen ἱκάνεται richtiger ἔχει verstanden werde. Denn zugegeben, dass ἔχει hinreiche, die Construction zu erklären: warum soll man das dem Homer ganz ungewöhnliche χρεώ τινος ἔχει με annehmen, um neben der angeführten Formel noch viel andere, als χρεὼ βουλεῖ ἐμὲ καὶ σέ Il. κ, 46, τίπτε δὲ σὲ χρεώ, τί δὲ σὲ χρεὼ ἐμεῖο, ὅττεο σε χρεώ u. dgl. zu erklären, da hier ἱκάνειν stehendes Wort ist, und neben χρειὼ γὰρ ἱκάνεται οὐκέτ' ἀνεκτός nach ὅτι δὴ χρειὼ τισιν ἵκει Il. κ, 141, χρειὼ γὰρ ἵκανεν Il. ζ, 136 und ähnliche unterläuft?

Endlich können alle Theile des Satzes fehlen, wie in μὴ δράσῃς τάδε, wobey der Vordersatz ὅρα (*tu-videns-sis*) ausgelassen ist. — Wir erwarteten hier ein Wort über absolute, durch ἄν bedingte Sätze mit Indic. oder Opt., welche nach unserer Ansicht als Nachsätze zu betrachten sind, zu denen die Vordersätze aus dem Zusammenhange müssen verstanden werden:

ὡς καὶ σὺ καταφθίσθαι *) σὺν κείνῳ

*) *Anm.* Warum schreibt man in den Ausgaben ka-

ὤφελες, οὐκ ἂν τόσσα θεοπροπέων ἀγόρευες
οὐδέ κε Τηλέμαχον κεχολωμένον ὧδ' ἀνιείης. Od. β, 183.
wo der Vordersatz εἰ γὰρ κατέφθισο — zu οὐκ ἂν ἀγόρευες, οὐδέ κεν ἀνιείης etc., aus dem Vorigen so gleich hervorgeht. ἀλλ' ἐγὼ οὐ πιθόμην· ἦ τ' ἂν πολὺ κέρδιον ἦεν (scil. εἰ ἐπιθόμην) Il. χ, 103. Dieser bedingte Satz, dem der bedingende abgeschnitten ist, erscheint in den seltsamsten Gestalten, und so häufig, dafs allein im Homer bey 200 Stellen durch ihn zu erklären sind.

Die weiteren Untersuchungen folgen dem Werke des *Lambertus Bos*. Überall sucht unser Vf. das Zerstreute unter allgemeine Puncte zu fassen, und auf die bereits angegebene Art zu erklären, nicht selten mit Tadel gegen Hn. *Schäfer*, der sich gewöhnlich begnügt, die Ellipse ohne weitere Erklärung zu verwerfen.

IV. *De ellipsi nominis*. *Bos* und Andere nach ihm sollen hier gegen 300 Ellipsen erdichtet haben, a) wo nichts oder etwas Unbestimmtes zu verstehn ist, wie τοῦ μηνός, wo nicht ἑκάστου, so wenig als in *des Monats zehn Drachmen brauchen*, zu verstehen ist, — εἰσῄει αὐτοὺς, ὅπως ἂν καὶ ἔχοντές τι οἴκαδε ἀφίκωνται, wobey nicht ἔννοια, sondern τοῦτο gedacht werden solle. — Auch daran ist nicht zu denken, denn das Subject liegt hier in dem Satze ὅπως — ἀφίκωνται, welcher in seiner logischen Form lautete τὸ οἴκαδε ἂν ἀφικέσθαι, ἔχοντας καί τι, — εἰσῄει αὐτοὺς *das Nachhausekommen können mit einigem Besitz*, fiel ihnen ein. Dieses Verschieben des Subjects erscheint überall, wo der vorantretende Satz kein Subject hat, und deshalb im Deutschen das Wörtchen *es* vicarirt. Es wäre thöricht, dieses *es* selbst, ein Nichts, für ein Subject zu halten, und der eben geschriebene Satz: *es wäre thöricht*, hat gar kein Subject, sondern dieses tritt erst hinten an: *das Halten des Es für ein Subject* — wäre thöricht, und *es* vicarirt nur am Anfange. Die Griechen haben keinen solchen Vicarius, und darf ihnen derselbe auch nicht als Ellipse τοῦτο aufgedrungen werden. — Übrigens ist diese Bemerkung über subjectlose Sätze, deren Subjecte als eigene Sätze nachtreten, von grosser Wichtigkeit, besonders für Erklärung des Accus. c. Infin., der ein anderer als Prädicat, und ein anderer als Subject ist, als Subject in *auditum est, fratrem tuum decessisse*, als Prädicat in *audio fratrem tuum decessisse*. — Umsonst erwarteten wir unter den Bemerkungen über Partikeln ein Wort zur Erklärung dieser höchst seltsamen Constructionsart, in der wohl der älteste Sitz der elliptischen Partikeln gesucht worden ist. —

Auch können wir nicht in den Tadel einstimmen, der Hn. *Schäfer* treffen soll, weil er Redensarten, wie δι' ὀρθῆς, ἐξ ἰθείας, mit *Musgrav* durch eine *enallage generis* erklärt. Etwas Wahres liegt immer in dieser Erklärung. Denn auch zugegeben, dafs der Ausdruck *enallage generis* nicht eben passend ist: so ist doch zu bemerken, dafs da ταύτῃ, ᾗ, so gut adverbialisch gebraucht werden, als αὐτοῦ, οὗ, uns nichts hindert, eben dieses bey ἐπὶ ταύτης *ibi* und ähnlichen, eben so anzunehmen wie bey ἀπὸ τούτου, *seitdem*, wo wohl Niemand mehr χρόνου verstehen wird. Sind aber diese Redeformen adverbialisch zu fassen: so auch δι' ὀρθῆς, ἐξ ἰθείας und was sonst der Art angeführt wird, um so mehr, da in manchen Stellen gar kein Ergänzungswort einpassen will. Das gilt auch von der Redensart ἧ ποδῶν ἔχει: *wie* (*qua ratione*) *er sich befindet an den Füssen* (*genitivus loci*), welche zu erklären der Vf. οἵαν ποιότητα ποδῶν ἔχει hereinführt. — Unmöglich kann er glauben, dafs der abstracte Begriff ποιότης ποδῶν älter sey, als die sprichwörtliche Redensart; und ist das nicht: so kann er auch nicht zu Erklärung derselben angewendet werden. — Warum ferner der Vf. θεοῦ θέλοντος οὐδὲν ἰσχύει φθόνος, wo der Genitiv die Ursache einfach angiebt, glaubt durch θεοῦ θέλοντός ἐστιν, οὐδὲν ἰσχύειν φθόνον erklären zu müssen, ist uns eben so wenig klar. — So künstliche Ableitungen führen auf einem anderen Wege in die willkührlichen Ergänzungen des kaum abgethanen Ellipsensystems zurück. —

Übrigens wird hier die *Confusio duarum locutionum* zum ersten Male in der Abhandlung zur Erklärung für elliptisch gehaltener Redensarten angewendet, richtig im ἥδεσθαί τι, was als στέργειν gedacht wird, und in Stellen, wie ἦν δ' ἔρις στρατηλάταις, — οἱ μὲν, πατάξαι πρόσθεν Πολυνείκην δορὶ κ. τ. λ., wo ἐρίζοντες ἔλεγον gedacht, und bald darauf eine sehr schöne Emendation von Eurip. Phoen. 333 (δακρυόεσσαν ἰεῖσα in δακρυόεσσ' ἀν' ἰεῖσα verwandelt) aufgeführt wird. Zu weit ausgedehnt wird diese Verwechselung hier bereits, um στεφανοῦν τινος, ἐρᾶν τινος durch στέφανον ἐπιτιθέναι τινός, ἔρωτα ἔχειν τινός zu erklären. Wird der Begriff des Genitivs in seinem Umfange gefafst, wovon wir nachher sprechen werden: so kann er eben so bey ἔρως τινός, als bey ἐρῶν τινος, bey ἐρῶντα εἶναί τινος, wie bey ἐρᾶν τινος stehen, ohne dafs man nöthig hätte, das Eine der Erklärung des Anderen zum Grunde zu legen.

V. *De ellipsi verborum*. a) Verkünstelung einfacher Ellipsen, z. B. τί ἐμοὶ τοῦτο, wo nur ἐστὶ zu denken nach *Schäfers* richtiger Ansicht, dem jedoch *Hermann* gleich darauf bey ὡς εὐτυχῶς, ὅτι οὐκ ἐλήφθην mit „*immo vix ulla mihi videtur manifestior ellipsis*" widerstreitet, mit Unrecht. Denn steht bey ἐστὶ richtig das Adverbium αἰσχρῶς ἐστὶ, καλῶς ἐστὶ (vergl. *Schäfer ad Dionys. de Compos. Verbb.* p. 76): so auch wohl ohne ἐστί. Eben so sagen wir: *wie glücklich, dafs ich nicht ergriffen wurde*, und Niemand denkt an weitere Ellipse. — b) Fälschlich angenommene Ellipsen von Verbis, wo zwey Redensarten verwechselt werden. Trefflich durchgeführt.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

τεθνάσθαι, die Perfectform ohne Noth ihres Augments beraubt?

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MÄRZ, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Fortsetzung der Recension

von

Hermann diss. de ellipsi et pleonasmo in lingua Graeca.

VI. *De ellipsi praepositionum.* (Wir nehmen hinzu VII. *De usu Genitivi.* VIII. *De Genitivo nomini juncto.* —) Hier haben, sagt der Vf., die Ellipsen einen wunderbaren Schein von Wahrheit; aber eine Präposition, wie überhaupt eine Partikel, könne nicht fehlen, *ut quibus variae rerum cogitationumque inter se rationes indicentur.* — Von der Sache ist schon gesprochen worden. Was den angeführten Grund anbelangt: so könnte derselbe wohl bey einer Sprache gelten, welche die Beziehungen der Begriffe nicht durch Flexionen ihrer Wortformen, sondern durch eingestopfte Artikel, Partikeln, Bindewörter und dergl. angiebt, nicht bey einer alten, die einer Hülfe der Partikeln zu diesem Behuf im Grunde nicht bedarf. — Bey der Annahme, dass Präpositionen ausgelassen seyen, habe man einen doppelten Irrthum begangen: a) die auch hier eintretende Verwechselung der Begriffe nicht bemerkt, und b) dass nach derselben manche Casus eine Bedeutung bekommen, die denn von der ursprünglichen abgewichen sey. — Nach unserer Ansicht muss die Präpositionenlehre, wie die ganze Syntax, in die *homerische* und *attische* geschieden werden. Was dazwischen liegt nähert sich mehr der einen oder der anderen. Eine Verdrehung des ursprünglichen Gebrauches der Präposition ist bey den Attikern nicht zu verkennen.

Bey Homer fallen alle Präpositionen in die Gebiete der Casus regelmässig ein, im Fall letztere nur, wie sie sollen, abgemessen werden. Was die Attiker verwirrt, ist, wie auch nachgewiesen werden kann, aus Missverständniss homerischer Spracheigenheiten entstanden. — Diese abgerechnet (und ihrer sind nicht viele), können wir weder mit unserem Vf. beym Gebrauch und Nichtgebrauch der Präpositionen eine Verwechselung der Begriffe, noch eine dadurch entstandene Änderung in den Casusbedeutungen annehmen, und müssen alle daraus hergeleiteten Erklärungen nach unserer oben ausgestellten Ansicht von Casus und Präpositionen als eines zureichenden Grundes ermangelnd ansehen.

Mit vielem Scharfsinn wird die Frage verhandelt, ob der Grund des Regimen in der Bedeutung der Präposition liege, oder ob die Bedeutung des Casus über den Gebrauch der Präposition entscheide, und das Urtheil fällt wie billig dafür aus, dass Bedeutung des Casus und der Präposition harmoniren müssen. Doch wird hiedurch noch nichts gewonnen, weil sich nun erst fragt: welches die Bedeutung eines jeden Casus sey; — bekanntlich die Klippe, an der bis jetzt alle philosophische Sprachforschung gescheitert ist. — Der Grundfehler aller Untersuchungen darüber lag wohl darin, dass man jeden Casus als etwas Einzelnes und Ganzes betrachtete, ohne zu bedenken, dass er das Glied eines Verhältnisses ist, und ohne das andere Glied so wenig betrachtet werden kann, als in Zahlenverhältnissen das Eine ohne das Andere, dass demnach bey einer Untersuchung, welche über die Declination hinausgeht, überhaupt nicht zuerst nach einem Genitivus, Accusativus u. a., wohl aber darnach gefragt werden muss, wann zwey zusammentretende Begriffe im Genitivverhältniss, im Accusativverhältniss u. a. stehen. — Es genügt nicht, mit dem Vf. vom Genitivus auszusagen: *Proprie rem indicat, cujus aliquid accidens sit.* Zugegeben, was jedoch Überwindung kostet, dass in *filius patris der Sohn* das Accidens *des Vaters* sey: was soll man sagen, wenn von einem Griechen erzählt wird: *eine That sey geschehen zu der Zeit, aus der Ursache, an dem Orte,* und dieses Dreyes im Genitiv steht? — Soll nun die That seyn das Accidens von der Zeit, der Ursache, dem Orte; oder sind es diese drey nicht vielmehr von der That? — Der Vf. wird uns, wie oben, bey θεοῦ θέλοντος κ. τ. λ., mit verwechselten Constructionen begegnen; doch können wir in Erklärungen, die nur einen kleinen Theil des Gegenstandes umfassen, und den weit grössern auf allerley Nebenwegen hineinziehen, nichts anderes als *zufällige Ansichten* erkennen, um so mehr da ihnen das Kriterium der Wissenschaftlichkeit, nämlich die Gewissheit mangelt, dass die Sache erschöpft sey, und man nicht absieht, warum die Sprache gerade so viele Casusformen habe, nicht mehr und nicht weniger.

Bedenkt man, dass Gegenstände und Begriffe entweder *ruhig bey einander* oder *in Thätigkeit gegen einander*, nicht aber auf eine andere Weise zusammengedacht werden können: so möchten sich für die Sprache *zwey Grundverhältnisse der Begriffe* ergeben, neben denen ein drittes unmöglich zu denken wäre. Tritt nun die Bemerkung hinzu, dass *das Beysammen* der Gegenstände und Begriffe ein

wesentliches, *inneres*, ein *Ineinander* seyn könne, z. B. *die Kraft des Geistes*, *die Thaten des Cäsar*, oder ein *zufälliges*, *äusseres*, *also ein Aneinander*, z. B. *der Stein auf dem Berge*, *der Brunn im Walde*, *der Kahn an dem Ufer* u. a.: so zerspaltet sich das *Beyeinander* der Begriffe in ein zweyfaches, und jenes *Grundverhältniss* ebenfalls, *in das Genitivverhältniss für das Ineinander*, und in *das Ablativverhältniss für das Aneinander* der Gegenstände. — Es lässt sich leicht zeigen, wie Eins in das Andere übergehen kann: *der Fluss im Thale* in *den Fluss des Thales*, *die Farbe der Rose* in die *Farbe an der Rose*, so sehr, dass, die lateinische Sprache gegen die griechische gehalten, meist das Letztere für das Erstere eintritt. Doch wir können hier nur die Skizze geben zu unserem Endzweck. — Die Flexion des Einen der in verhältnisstretenden Begriffe, *oder der grammatische Casus*, ist demnach nur *das Zeichen für das Verhältniss*, wie z. B. bey Zahlen die zwey Puncte für 8 : 2 = 4; oder 8 x 2 = 16, und bey Begriffen: Natur *des* Menschen = Menschennatur. — Es ist demnach auch ganz gleichgültig und in den Sprachen zufällig, welches von beiden Wörtern flectirt wird, und um z. B. *rex*, hebr. *maelech*, und *terra*, hebr. *harez* in das Genitivverhältniss zu bringen, flectiren die Europäer im letztern, die Orientalen im ersten Worte, *Rex-Terrae*, *Malché-Harez*. Betrachtet man nun den Begriff, den das Zeichen des Genitivs trägt, nach seinem inneren Verhältnisse zu dem anderen: so erscheint er als dessen integrirender Theil, als *Ergänzungsbegriff*, der in Ermangelung eines gemeinsamen Wortes für beide als eigenes Wort in eben so enge Verbindung mit dem ergänzten Begriffe gesetzt wurde, wie aus demselben Grunde Adj. und Subst., wesswegen beide Verhältnisse in den Sprachen variiren, und *der starke Gott*, der *donnernde Gott*, den Orientalen *der Gott der Stärke*, *der Gott des Donners*, ist, ja selbst bey den Griechen *der Flügel des Schnees* (λευκῆς χιόνος πτέρυγι στεγανός Soph. Antig. 114), *die Nacht der Sterne* (μέλαινα τ' ἄστρων ἐκλέλοιπεν εὐφρόνη (Soph. Electr. 19) und Ähnliches.

Ist auf diese Weise das Eigenthümliche des Genitivverhältnisses und das genitive Wort als der *Ergänzungsbegriff* richtig bestimmt: so wird es nicht nur zwischen Substantiven, sondern auch eintreten, a) *wo ein Adjectivum* durch *ein Nomen Substantivum oder Adject. ergänzt wird*, ἄπειρος τοῦ πολέμου, πλήσιος χώρου, ἐλεύθερος κακῶν, und wir verwahren uns gegen die Ansicht des Vfs., der S. 145, um den Begriff des Accidens in den Genitiv zu bringen, eine Umschreibung durch das Subst. zum Grunde legt, und z. B. κενός τινος durch κένωμα ἔχων τινός glaubt erklären zu müssen; b) *wo ein Adverbium durch ein Nomen ergänzt wird*, θεῶν ἄτερ ἔντοσθεν πόλεος, ἔξοχον ἄλλων, τίο μέχρις und tausend andere, wovon uns der Vf. die Erklärung schuldig geblieben ist; c) *wo ein Verbum durch ein Nomen ergänzt wird*, φείδεσθαι τινός, παύεσθαι τινός und in so vielen Fällen, als ein Verbum erscheint, dessen voller Begriff erst dann hervortritt, wenn es mit dem Nomen in Verbindung gesetzt wird, πίνειν ὕδατος, φαγεῖν ὕλης, wo die Sprache ὑλοφαγεῖν an die Hand giebt, zum deutlichen Beweis, dass der Genitiv in den Begriff des Verbum mit hineingehört, und keineswegs mit dem Vf. ein τι supplirt werden soll; eben so ἐρᾶν παιδός, was in παιδεραστεῖν zusammenfällt. — Auch hier kann demnach die vom Vf. angenommene Vertauschung verschiedener Begriffe zur Erklärung nicht zugelassen werden, und wir werden uns μιμνήσκεσθαι τινός u. a. *im ursprünglichen Genitivverhältniss* denken, ohne mit ihm die Erklärung durch μνήμην τινός ἔχειν gewinnen zu wollen. Dass Letzteres gesagt werde, nöthiget uns nicht, es dem Ersten zum Grunde zu legen. — Es würde zu weit führen, wenn wir alle anderen Erklärungen und Ergänzungen des Vfs. zusammenstellen wollten, die sich aus den angegebenen Sätzen bestreiten liessen. Wir bemerken nur noch, dass in dem Gebiet des Genitivverhältnisses alle Verba der *Bewegung* im weitesten Sinne begriffen sind, indem ja die Angaben, *von wo*, *wohin*, *wo*, *worauf* die Bewegung geschieht, offenbar als Ergänzungsbegriffe dazu treten. Es liegt demnach in ἔρχονται πεδίοιο Il. β, 801, μάλα δ' ὦκα διέπρησσον πεδίοιο Il. β, 786, ἔκαμον πολέος πεδίοιο θέουσαι Il. δ, 244, ἰὼν πολέος πεδίοιο Il. ε, 597, πέτοντο κονίοντες πεδίοιο ἵνα πρήσσωσιν ὁδοῖο Il. ω, 264, πάλιν τράπεθ' υἷος ἑοῖο Il. σ, 138, χάζοντο κελεύθου Il. μ, 262, ein so offenbares und ursprüngliches Genitivverhältniss zum Grunde, als in ἐρᾶν παιδός, was sich bey πρήσσειν ὁδοῖο am deutlichsten zeigt, wenn man es gegen ὁδοιπορεῖν hält. Da nun aber gerade die Beziehungen der Bewegung sich gar sehr verzweigen: so ist kein Wunder, dass zur individuellen Bezeichnung die Präpositionen ἀπό, παρά, πρός, ἐξ, und in anderen Richtungen der Bewegung ἐπί, κατά, διά angewendet werden. — Der Vf. äussert sich darüber S. 138 nach seinem Begriff vom Genitiv, dessen Unstatthaftigkeit den Fall alles dessen nach sich zieht, was darauf gegründet ist, oder in Beziehung darauf ausgesprochen wird.

IX. *De usu genitivi omisso nomine.* Es mangelt den hier aufgeführten Redensarten an einem inneren Vereinigungspuncte. Denn die Angabe: *alle stehen unter der Form des Genitivs*, *qua aliquid universe dicatur alicujus rei esse*, *non addito*, *quid ejus rei sit*, ist zu weit auf der einen, zu eng auf der anderen Seite, und hilft zur Erklärung nichts. Füglicher konnten hier zusammengefasst werden die Angaben des Ortes, der Zeit, der Ursache, welche aus keinem anderen Grunde im Genitiv gesetzt werden, als weil dadurch etwas schon Ausgesagtes ergänzt wird. Es wird hievon Mehreres zerstreut angeführt, und theils unbefriedigend erklärt, als S. 152: τῆσδε γῆς πόσις durch ἐγχώριος πόσις, S. 157 ὡς γυμνῶ χωομένοιο durch ὡς γυμνὸν ἔσχε χωομένου

und ἀεξαμένοιο ἰνδάσκει μηνὸς durch διδάσκεταί ἐστι μηνὸς ἀεξαμένου, theils gar nicht, wie τίνος χρόνου, ἔλθων — τον προτέρω ἐτέων u. a., oder mit fremdartigen vermischt, wie wenn τὸ δὴ Ζηνός ἐστιν mit ἢ οὐκ Ἄργεος ἦεν Ἀχαιικοῦ S. 151 zusammengehalten wird.

Auch eine Erklärung des Genitivs beym Comparativo wird versucht, die jedoch eben so wenig gelungen scheint. Es wird richtig bemerkt, dass der Genitivus Plur. beym Comparativ von ganz anderer Natur sey, als der Gen. Singul.; aber der Grund wird nicht angegeben. — Προφερέστερος ἁπάντων und προφέρεστατος ἁπάντων sind offenbar nur so verschieden, dass der Superlativus den Schluss ausspricht, der durch den Comparativ eingeleitet wird: *er ist besser als alle*, folglich *der allerbeste*, und der Genitiv könnte daher in beiden Fällen derselbe scheinen. Aber eine ganz andere Bewandniss hat es mit dem Singul. προφερέστερος πατρός, ἔθεν γερείων, und es ist offenbar nur Aushülfe, wenn der Vf., auch hier Verwechselung annehmend, die Construction des einen Falles auf den anderen läst übertragen worden seyn, um so mehr, da nicht klar wird, warum die latein. Sprache in derselben Verbindung, neben *dignissimus omnium*, noch *dignior omnibus* und *dignior patre* hat, zum deutlichen Beweis, dass hier etwas anderes als zufällige Verwandtschaft des einen Comparat. mit dem Superlativ den Genitivus herbeygeführt hat. — Offenbar liegt jedem Comparativ ein *Causal*- und demnach ein *Genitiv-Verhältniss* zum Grunde, indem nicht ausgesagt werden kann, dass eine Eigenschaft sich an einem Gegenstande in *höherem* Grade befindet, wenn nicht ein anderer dagegen gestellt wird, der sie *in geringerem Grade* besitzt, und demnach die Ursache enthält, vermöge welcher dem anderen Gegenstande das höhere Prädicat beygelegt werden kann. Er steht also im Genitiv, und bey den Lateinern im Ablativ, nicht weil eine zufällige Ähnlichkeit ihm dem Genitiv beym Superl. näher bringt, sondern weil die Griechen den Begriff der Ursache durch den Genitiv, die Lateiner durch den Ablativ ausdrücken.

X. *De usu dativi.* Der Dativus soll die Sache anzeigen, an der sich eine Wirksamkeit offenbaret (*in qua cernitur aliqua efficientia*); und da dieses auf eine active und passive Weise geschehen könne: so bekomme der Dativ eine doppelte Bedeutung (*vim duplicem*), eine *active* (*activa efficientiae ratio*), nach welcher angegeben werde, dass etwas durch eine Sache geschehe; in welchem Falle er den Casus lieber *Ablativus* nennen wolle, und eine *passive*, welche angebe, dass der Sache etwas geschehe, die mit dem Casus benannt wird. —

Abgesehen von dem Ganzen dieser Deduction: so können wir schon dieses nicht billigen, dass zur Erklärung des Ablativs der Begriff einer Thätigkeit zu Hülfe gerufen wird, da doch das Beysammenseyn der Gegenstände im Ablativverhältnisse offenbar ein ruhiges, thätigkeitloses, unbewegliches ist, so sogleich in das Accusativverhältniss übergeht, wenn eine Thätigkeit eintritt, z. B. θώρηξ ἀμφὶ στήθει, ὁδὸς ἐν ἄστει in θώρηξ ἀμφὶ στῆθος. ὁδὸς εἰς ἄστυ, sobald ich den Panzer nicht in Ruhe um die Brust, sondern mit einer Thätigkeit verbunden: *um die Brust her geschnallt*, und den Weg nicht bloss als *seyend in der Stadt*, sondern als *dahin führend*, denke.

Wir können ferner nicht annehmen, dass in πατάσσειν ῥάβδῳ der Ablativ ohne Präpos. stehe, weil er das Instrument anzeige. Dieser Begriff ist bey manchen Ablativen bloss zufällig und passt nicht auf χαίρειν κακοῖς, νοσεῖν νόσῳ u. a. m. — Das Subject welches *schlägt*, *sich freut*, *leidet*, und der Gegenstand, *mit dem es schlägt*, *über den es sich freut*, *an dem es leidet*, werden hier offenbar zwar nicht als einander integrirende Begriffe, aber doch im Zusammenhange, also an einander gedacht, und fallen so in das Ablativverhältniss. Nicht angegeben wird, warum ἕπεσθαί τινι ohne Ellipse stehe, aber richtig der Dativ in ἡ Ἀθήνῃσιν ἀκρόπολις erklärt. Die Erklärung des ἐν Πυθῶνι, welches ursprünglich ἐν, Πυθῶνι gewesen seyn soll, ἐν als Adverb. gedacht, ist sicher falsch, da die Griechen dann zu allen Zeiten ἐν Πυθῶνος würden gesetzt haben, wie ἐντοσθεν πόλεος oder umgekehrt αὐτοῦ ἐνὶ Τροίῃ.

XI. *De usu accusativi.* Auch hier geht der Vf. darauf aus, die Ellipsen als unnöthig zu verdrängen; und ob wir wohl in der Sache beystimmen: so doch auch hier nicht in den Gründen dafür. Das andere Grundverhältniss der Begriffe trat ein, wenn sie in Thätigkeit gegen einander gedacht werden. Geht von dem einen eine Wirkung, eine Äusserung der Kraft oder der Freyheit auf den anderen über: so treten beide in das Accusativverhältniss. *Sol praebet lumen.* Die Sonne wird als wirksam gedacht. Ihre Wirksamkeit erstreckt sich *auf das Licht;* dieses erfährt jene Wirksamkeit, denn *es wird gewährt*. Da nun diese Wirksamkeit in Beziehung und mit Rücksicht auf einen dritten Gegenstand geschehen kann: so tritt dieser in dem Dativverhältniss hinzu; und es ist sofort wohl klar, dass neben den vier Verhältnissen, in welche sich die beiden Grundverhältnisse zerspalten, ein fünftes nicht weiter Statt finden kann, ferner dass die griechische Sprache in diesem Theile einen Mangel zeigt, indem sie das Dativverhältniss zu dem *Aneinander* der Begriffe schlägt, so dass man sie nicht als des *Ablativs*, sondern als des *Dativs* entbehrend hätte darstellen sollen.

Übrigens ist es klar, dass als allgemeines Zeichen des Accusativs aus seinem Verhältnisse *das Übergehn, das Sich-erstrecken*, demnach auch *Bewegung, die zum Ziele gelangt*, und das ganze Gebiet des deutschen *bis*, *herum*, *daran hin*, *hindurch* u. drgl. genommen wird, dass wir demnach nicht mit dem Vf. ἔρχεσθαι κλισίην, εἰρήνης γεγονυίας τέτταρας μῆνας (hindurch) durch den Nebenbegriff des *obtinere*, oder εἶδος κάλλιστος

durch εἶδος ἔχων κάλλιστον, oder S. 168 πλήττομαι πόδα durch πληττόμενον ἔχω πόδα. oder dess etwas werden erklären, sondern in allen das ursprüngliche Accusativverhältniss werden anerkennen müssen.

Vortrefflich wird übrigens die Ellipse des κατά, in χωόμενος κῆρ u. drgl., des διά in ὅ, ἅ u. drgl. bestritten, so wie der doppelte Accusativ θάνατον νυ τοι ὅρκι' ἔταμνον, ψεῦδος ἐμὰς ὤτας κατέλεξας u. drgl. eben so glücklich erklärt. Was in diesem Abschnitt abgehandelt wird, das wird grösstentheils als reiner Gewinn in die neuere hellenische Sprachkunde übergehen.

XII. *De ellipsi adverbiorum et conjunctionum.* Über die Ansicht des Vfs., dass auch keine Adverbien und Conjunctionen können ausgelassen werden, ist schon gesprochen worden. — Was er hier gegen die Ellipse des ἐρωτικῶς in πλησιάζειν γυναικὶ und des ἄλλοτε, wo es nur einmal erscheint, annimmt, hat seinen guten Grund. In Verwunderung hat uns die dann folgende Behauptung gesetzt: *particulam ἄν ab antiquis sic esse usurpatam, ut nihil ad verbi modum pertineret.* — Doch wir enthalten uns zu bestreiten, was nur kurz angedeutet (*breviter indicatur*) wird, und erwarten die weitläuftigere Untersuchung, die der Vf. zu versprechen scheint. — Glücklich wird dann die Ellipse von εἷος und ἤ bestritten. Ob ἐάν beym Indicativus nach *Schötgen*, oder beym Conj. nach *Porson* fehlen könne — diese und ähnliche Einfälle verdienten keine Berücksichtigung. — Wenn dabey erinnert wird: „*Particula ὡς, ut apud Homerum ὥστε, per se regit conjunctivum, si res non ut forte, sed ut quae fieri possit, narratur:* so ist zu bemerken, dass bey Homer nicht nur ὥστε, sondern auch ὡς und εὖτε in Vergleichungen den Conj. regieren; ferner, dass nicht eine *Möglichkeit* dabey zum Grunde liegt, welche den Optativ herbeyführen würde, sondern ein früher Geschehenes als bestimmter Fall angegeben wird; endlich dass diese Construction nicht über die epische Poesie hinausreicht, und demnach nicht gebraucht werden kann, um eine Stelle des Euripides Hecub. 1018

ἀλιμενόν τις ὡς ἐς ἄντλον πεσὼν
λέχριος ἐκπέσῃ κ. τ. λ.

zu erklären, die übrigens verdorben, und von uns bereits früher in der Recension des *porson*'schen Euripides hergestellt worden ist. Wenn der Vf. gegen die Ellipse des ἵνα in θάπτε με ὅττι τάχιστα, πύλας Ἀΐδαο περήσω u. a. streitet, und durch βούλει πύλας Ἀΐδαο περήσω; θάπτε με ὅττι τάχιστα erklärt, was wieder einer Erklärung bedürfen würde, ist nicht abzusehn. Von der Ellipse des ἵνα ist oben gesprochen worden. — Eben so werden unbefangene Leser die Ellipse des μᾶλλον in Ζεὺς Τρωσὶν δὴ βόλεται δοῦναι κράτος, ἠέπερ ἡμῖν u. a. auch für die Zukunft fortdauernd gelten lassen. — Doch das Detail häuft sich, und wir bemerken nur noch zu S. 193 Xenoph. Anab. καὶ ἅμα ταῦτα ποιούντων ἡμῶν εὐθὺς Ἀριαῖος ἀφεστήξει, ὥστε (*und so*) φίλος ἡμῖν οὐδεὶς λελείψεται, dass Xenophon unmöglich, wie der Vf. meint, habe fortfahren wollen: ὡς φίλος ἡμῖν οὐδεὶς λειφθῇ. — Wenn ist je ein ὡς in der Bedeutung von *so dass* mit dem Conj. verbunden worden? und soll es *damit* bedeuten: so kommt ein Sinn, an den der Schriftsteller gar nicht gedacht hat. — Überhaupt ist uns aufgefallen, dass zwischen diesem doppelten ὡς auch in der Folge gar nicht unterschieden, ja sogleich ein drittes, das ὡς als *wie* gedacht, eingemischt wird, wonach denn vom Vf. zu Erklärung einer Construction die Formel ἆρ' ἔστιν ὡς ἔγγυθεν ἂν θέαν λάβοιμι gebildet wird, welche zu deutsch nichts heissen kann als: *ist es gestattet, dass ich in der Näh den Anblick gewinnen würde.*

XIII. *De pleonasmo.* XIV. *De iis, qui falso pleonasmi habentur.* Ist mehr als Anhang zu betrachten, der nur einige Puncte beleuchtet, und im Einzelnen weit befriedigender durchgeführt, als vieles über Ellipse. — ἀπ' οὐρανόθεν, ἀπ' ὀρεσφιν halten wir nicht für Pleonasmen, sondern οὐρανόθεν u. a. für alte Genitivformen, so gut wie ἕθεν, σέθεν. Besonders lehrreich ist, was über 5 verschiedene Classen von *übervollen* Constructionsarten, die man für pleonastisch hielt, auseinandergesetzt wird. Den Beschluss macht S. 213—235 eine Abhandlung über μή, οὐ und μὴ οὐ. Wir gestehen, dass uns die Meinung des Vfs., ungeachtet mehrmaliger und genauer Überlesung, in den Hauptpuncten dunkel geblieben ist. Doch würde eine wenigstens eben so lange Gegenrede nöthig seyn, um deutlich zu machen, *warum wir* nicht eindringen konnten. — Die Hauptschwierigkeiten liegen in dem μή, μὴ οὐ bey Particip. und Inff., welche nach unserer Ansicht für sich gar nicht aufgelöst, sondern immer auf einen bedingten Satz zurückgeführt werden müssen, der dem Inf. oder Particip — dunkler oder deutlicher gedacht — zum Grunde liegt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Dresden, b. Arnold, u. *Paris* u. *Cassel*, b. Turneisen dem Sohne: *Gespräche für das gesellschaftliche Leben.* Zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feinern Wendungen der französischen und deutschen Sprache von *Franz Beauval.* Zweyte verbesserte u. wohlfeilere Auflage. I Bdch. Morgengespräche. 1811. 192 S. II Bdch. Tagesgespräche. 196 S. III Bdch. Abendgespräche. 188 S. 8. — Auch unter dem französischen Titel: *Dialogues pour la vie sociale;* propres à se former au ton de la conversation en français et en allemand par *F. Beauval.* I Tom. Dialogues de matinées; II T. Dialogues de journées. III T. Dialogues de soirées. (2 Rthlr.) (S. Rec. Jahrg. 1809. No. 25.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 MÄRZ, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Beschluss der Recension
von
Hermann diss. de ellipsi et pleonasmo in lingua Graeca.

Wir schliessen die Beurtheilung dieser scharfsinnigen und gelehrten Schrift, indem wir dankbar anerkennen, was ihr Vf. darin zur Berichtigung der griechischen Sprachkenntniss beygetragen hat, und indem wir vollkommen unterschreiben, was er über letztere zum Schlusse äussert, dass noch nicht einmal der Grund zu einer griechischen Grammatik gelegt worden sey. — So lange in der Grammatik über das System der Sprache, d. h. über die möglichen Beziehungen der Begriffe und der Sätze, so wie über das Wesentliche einer jeden, ihren Umfang und die Gestalten, in denen sie auftreten, die Untersuchung noch nicht einmal eingeleitet ist, kann alles, was geleistet wurde, nur als Herbeyschaffung und Sichtung von mancherley Materialien betrachtet werden.

Seit Jahrtausenden bildet die philosophische Reflexion Ansichten über das Verhältniss des Geistes zur Erscheinung, und beachtet kaum in der Sprache das wunderbare System, das seinen Verrichtungen zum Grunde liegt, das scheinbare Labyrinth, worin es eingeschlossen ist, und wozu der Faden, der zum Ausgange führt, verloren ist. — Ist es der bleyerne Druck des Pedantismus, der seit uralter Zeit auf dem Sprachunterrichte lastet, oder die unfruchtbare Scharfsinnigkeit der meisten philosophischen Sprachforscher, welche den Geist frischer und fröhlicher Forschung von seinem ersten und heiligsten Gebiet gebannt hat? — Und dennoch, wir sind es überzeugt, ist das System der Sprache nicht in verworrenen Netzen eingesponnen, die nur die feinste Speculation zu lösen im Stande wäre, nicht ein Spiel des wandelbaren Gebrauchs, noch von chaotischen Strichen der Willkühr und des Zufalls durchkreuzt, sondern, an der griechischen Rede entwickelt und im Zusammenhange aufgefasst, einfach, gross und vollendet, wie der, dessen Abdruck es ist, der menschliche Geist.

Von einer Stelle der *hermannischen* Abhandlung, die ihn betraf, nimmt Hr. Prof. *Buttmann* in dem angehängten *Epimetron* Gelegenheit, sich über einige *seltenere Formen* zu erklären.

Die Sache betrifft zunächst seltsame Contractionen in *Verbis puris*. Hr. *B.* hatte die Contraction von ῥιγόω Part. ῥιγῶν Conj. ῥιγῷ statt ῥιγοῦν und ῥιγοῖ aus den Attikern angemerkt, und dieser noch ἱδρῶσα Hom. st. ἱδροῦσα, ἱδρῴη Hippocr. st. ἱδροίη beygefügt, daneben aber διδῴην und δῴην als spätere Willkühr getadelt. Hr. *H.* spricht gegen diesen Tadel, und führt βιῴην und γνῴην an, um διδῴην und δῴην zu schützen, mit Unrecht nach *Buttmann*, da βιῴην und γνῴην ihr ω aus dem Indicat. und Inf. Imperat. herübertragen, γνῶμεν, γνῶσι, γνῶθι u. a., dahingegen δῴην, διδῴην auf die Form δόω, ἐδίδομεν, ἔδομεν mit kurzem Vocal zurückgehen müssen. — Wie es scheint, schlägt der Grund nicht durch, und ein ω im Opt., wo es nie durch Contraction kann entstanden seyn, ist eine Willkühr, weil im Optat. hier durchaus kein Grund gefunden werden konnte, die Urform γνοίην, δοίην u. a. zu verändern, und dieses auch in keiner anderen σταίην, θείην geschehen ist. Wir können also zwar nicht die Vertheidigung des διδῴην durch Hn. *Hermann*, aber auch nicht den Grund seiner Verwerflichkeit billigen, wiewohl wir diese vollkommen anerkennen.

Das zweyte, was hier zur Sprache kommt, sind die optativen Perfectformen μεμνέῳτο Hom., μεμνῷτο Xenoph., zu der Hr. *H.* Praef. χρεώμενοι aus χράομαι gefügt, und demnächst in Eurip. Heracl. 283, μάτην γὰρ Ἥβην ὧδε γ' ἂν κεκτώμεθα, glücklich κεκτῴμεθα mit dem Jota (eigentlich κεκτεῴμεθα nach der Analogie μεμνέῳτο) geschrieben hatte. Es fragt sich nach dem Ursprunge dieser Formen. *Buttmann* leitet sie aus einer doppelten Optativform her μεμνῄμην und μεμνοίμην, wie es scheint, ohne Grund. Die Elemente von μεμνέῳτο sind μνα, μέμνα als Wurzel, und οι als Bindevocal, το als Endung: μεμνα-οι-το, α und ο gehen in ω zusammen, und ε tritt mildernd ein, wie in Ατρείδαο, Ατρείδω, Αδρείδεω, τεθναώς, τεθνεώς u. a., also μεμνῷτο, μεμνέῳτο. So also κεκτῴμεθα, ursprünglich κεκταοίμεθα.

Ferner wurden von Hn. *H.* die epischen Formen δηιόωεν und ähnliche angeregt, und zur Erklärung auf Formen — όω, ώω zurückgewiesen; Hr. *B.* bemerkt mit Recht, dass auf diese Weise ἀρόωσι, δηϊόωντο gar nicht erklärt werden könne, und nimmt eine Vermischung zweyer Formen an, so dass γελόωσι aus γελάω (γελῶσι) und γελόω (γελόωσι) entstünde. Offenbar zu künstlich, um wahr zu seyn. Wir finden in solchen Formen nichts als die gewöhnliche Contraction; doch so, dass, um die Form dem epischen Verse anpassend zu machen, vor dieselbe ein ο vorschlagend trat, das zu diesem Behuf

auch wohl in ω überging: δηϊάοιεν, δηϊῷεν gegen den Hexameter (– ◡ ◡ – ◡), deſshalb δηϊόωεν (⊥ ◡ ◡ – ◡); ζάω, ζῶ, ζόω gegen den Hexameter, weil vor ζ die Sylbe lang wird, alſo ⊥ ◡ – erſcheinen muſs, daher ζώω. Solche Formen gehören demnach zu den zahlreichen, die der Vers hervorgetrieben.

Endlich nimmt Hr. *B.* Gelegenheit, vom Infinitiv zu ſprechen, und behauptet, die auf ν und ναι (τυπτέμεν, τετύφέναι) ſeyen von gleichem Urſprunge. Wir wünſchten das Ganze umfaſſender. Es ſind bekanntlich 5 Infinitivformen: λειπέ-μεναι, λειπέμεν, λελοιπέ-ναι, λεῖπεν dor. und λείπειν. — Man ſieht, μεναι iſt Grundform; das Ende (αι) getilgt bleibt die zweyte — μεν, den Anfang (με) getilgt bleibt die dritte — ναι, und von dieſer das αι weggenommen, die vierte (λειπέναι, λεῖπεν), wie von ἐπιγραφῆναι aeol. ἐπιγράφην, μεθυσθῆναι, μεθύσθην, λεῖπεν ward in λείπειν lang gezogen, wie τύπτες in τύπτεις, woraus hervorgeht, daſs alle Infinitivformen gemeinſchaftlichen Urſprung haben. — Im Folgenden ſtimmen wir allem bey, was dieſer gründliche und ſorgfältige Sprachforſcher über die Infinitiven τελέναι Praeſ., γεγάκειν Perf., διδῶν (oder richtiger δίδων), aus διδόναι verkürzt, u. a. beybringt, zuletzt über φῦν ſtatt φῦναι, das der Vf. mit πῖν ſtatt πῖναι, deſſen Analogie nachgewieſen wird, vergleicht, und dieſen glücklichen Fund ſofort dem Parmenides zuwendet, deſſen Vers bey Simplicius φῦναι gegen den Hexameter hatte: τί δ' ἄν καὶ χρέος ὦρσεν ὕστερον ἢ πρόσθεν τοῦ μηδενὸς ἀρξάμενος φῦν.

Tr. Fhch.

Lübeck u. Leipzig, b. Niemann: *C. Criſpi Salluſtii opera*, exceptis fragmentis, omnia edidit et prooemio quadripartito, argumentisque capitum praemiſſis, eam, quae in ſcholis legi ſolet, partem notis illuſtravit M. *Henr. Kunhardt.* 1810. Pars prior, continens bellum Catilinarium. XXXXVI u. 160 S. Pars poſterior, continens bellum Jugurthinum. 241 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Einleitung handelt von dem Leben und den Schriften des Salluſtius, von ſeiner Latinität und von den vorzüglichſten Ausgaben deſſelben. In der Lebensbeſchreibung unſeres Hiſtorikers folgt Hr. *K.* faſt ganz dem Clericus, nur daſs er nicht ſo, wie dieſer, die Quellen anführt, aus welchen die Nachrichten gefloſſen ſind. Wir billigen dieſes nicht; denn angehende Studirende, für welche dieſes Buch beſtimmt iſt, müſſen in der alten Geſchichte fleiſsig auf die Quellen hingewieſen werden, und bey der Lebensbeſchreibung des Salluſtius iſt dieſs um ſo nöthiger, weil die Nachrichten über ihn von ſehr verſchiedenem Gehalte ſind, und einige einen ſehr geringen Grad von Wahrſcheinlichkeit haben. Noch mehr war Hr. *K.* verpflichtet, ſeine Gewährsmänner zu nennen, wo er uns Nachrichten mittheilt, welche wir beym Clericus nicht finden. S. IX ſagt er, Salluſt geſtehe ſelbſt, daſs er der Wolluſt und Habſucht ergeben geweſen ſey; indeſſen Cat. 3 geſteht er nichts ein, als daſs ihn eine verkehrte Ehrfucht irre geleitet habe. S. XI wird die Ermordung des Clodius ſo weitläuftig erzählt, als wenn die Rede *pro Milone* erklärt werden ſollte. Fälſchlich wird behauptet, daſs der geſammte dritte Stand den Clodius begünſtigt habe; dieſes gilt nur von dem verächtlichſten Theile des Volks, denn ehrenwerthe Bürger konnten das unſinnige Verfahren dieſes Menſchen, welcher ſich über alle geſetzlichen Formen hinwegſetzte, auf keine Weiſe billigen. Die Stelle: *Milonem poſtea publice accuſatum, Ciceronem, familiariſſimum ſuum, defenſorem habuiſſe, nemini ignotum eſt, qui ſplendidam illam Tullii Orationem pro Lege Manilia inſpexit*, verſtehen wir nicht; vielleicht hat Hr. *K.* *orationem pro Milone* im Sinne gehabt. S. XII von der Anekdote, welche Hr. *K.* einem namenloſen Grammaticus nacherzählt, daſs Salluſt wegen ſeines liederlichen Umgangs mit Frauenzimmern aus dem Senate geſtoſsen worden, weiſs Dio nichts; im Gegentheile ſehen wir aus dem ganzen Zuſammenhange der Begebenheiten, daſs Appius den Senat von den Anhängern des Cäſar reinigen wollte, und daſs alſo den Salluſtius dieſes Schickſal wegen ſeiner Verbindung mit dem künftigen Dictator traf. Daher wird nicht ohne Wahrſcheinlichkeit erzählt, daſs er in Rom unſichtbar geworden ſey, und ſich nach Gallien begeben habe. Geſetzt aber, daſs dieſer Vorwurf des Declamators nicht gegründet wäre: ſo beſtätigt ja ſchon der Erfolg unſere Meinung, indem Cäſar ihn gleich bey ſeiner Rückkehr wieder in die alte Würde einſetzte, und ihn auf jede Weiſe für die erlittene Schmach zu entſchädigen ſuchte. — Hr. *K.* nimmt ferner an, daſs Salluſt gleich nach ſeiner Verſtoſsung aus dem Senate ſich mit Geſchichtſchreibung beſchäftigt habe; doch in einer Anmerkung iſt er geneigter, die catilinariſche Verſchwörung nach deſſen Rückkehr aus Africa entſtehen zu laſſen. Bey einer genauen Anſicht der Stelle c. 4: *ſtatui res populi Romani carptim perſcribere*, würde er eingeſehen haben, daſs jene Verſchwörung wahrſcheinlich das erſte Geſchichtsbuch unſeres Vfs. iſt, und nicht allein die Stelle: *quod mihi a ſpe, metu, partibus reipublicae animus liber erat*, ſondern noch mehr jene: *reliquam aetatem a republica procul habendam decrevi*, beweiſt, daſs er erſt nach ſeiner Statthalterſchaft in Africa als Schriftſteller auftrat. Wo hätte er auch in jener Periode Zeit zum Schreiben gewinnen ſollen, da er wahrſcheinlich ſtets den Cäſar durch die Stürme des Kriegs begleitete? — Eben ſo unſtatthaft ſcheint uns die Behauptung, daſs Rachſucht gegen den Senat den Griffel des Salluſts beym Schreiben geleitet habe. Es iſt nicht zu leugnen, daſs die Staatsverwaltung oft in einem gehäſſigen Lichte gezeigt wird; aber war ſie es denn nicht wirklich? Wurde ſie nicht von Rednern noch weit abſcheulicher geſchildert? Würde er dann nicht ganz andere Gegenſtände, als die catilinariſche Verſchwörung, gewählt haben, wenn die Schläge ſeine Feinde hätten treffen ſollen? Wollen wir je

einen Nebenzweck annehmen: so ist es wahrscheinlicher, dass die Politik einigen Antheil hatte, und dass er zeigen wollte, wie nothwendig eine Staatsveränderung sey, und wie wohl man thue, wenn man sich dem Retter Cäsar in die Arme werfe. — Der Titel: *De latinitate Sallustii*, ist in einer zu weiten Bedeutung genommen, denn es wird in diesem Capitel nicht bloss gehandelt von den Eigenthümlichkeiten des sallustianischen Ausdrucks und Sprache, sondern überhaupt von seiner Darstellung. — Mehrmals wird Tacitus Sallust's Nachahmer genannt. Woher will man diese Nachahmung beweisen? Aus dem Geständnisse des Tacitus? Nur einmal erwähnt er ihn ganz kurz, wo er ihn *florentissimum rerum Roman. scriptorem* nennt; aber aus diesem Lobspruche wird man wahrscheinlich nicht viel schliessen, da Tacitus ähnliche Lobsprüche auch anderen Schriftstellern ertheilt. Aus dem Zusammentreffen in einzelnen Ausdrücken oder Vorstellungen? Nur wenige Ausdrücke finden wir im Tacitus, welche dem Sallustius ausschliessend gehören; und wenn wir die Reihe von Schriftstellern noch hätten, welche Tacitus benutzte: so würden wir sehen, dass er nicht der erste gewesen, der sie dem Sallustius abborgte. Doch wer wird wohl desswegen einen der Nachahmung beschuldigen, wenn er von dem anderen einige wohlgewählte Ausdrücke entlehnt, welche er bey seiner Sprachkunde wohl selbst hätte aufstellen können? Noch weniger aber wird man auf solche gemeinschaftliche Vorstellungen treffen, welche Tacitus nicht anders, als vom Sallust hätte erlernen können, da viele derselben Gemeingut der ganzen Nation, andere Kernsprüche der beliebtesten Philosophen waren. Aus der beiden gemeinschaftlichen Kürze? Wie leicht lässt sich diese Kürze aus dem Geiste des Tacitus und den Gegenständen erklären, welche er als Schriftsteller behandelt! Wie ein zürnender Genius steht er da. Er sieht, wie die Entartung der Römer den Despotismus herbeyführt, und wie der Despotismus wieder fürchterlich auf das Sittenverderbniss wirkt. Ein schreckliches Schauspiel, von dem der edle Römer nicht schnell genug seinen Blick abwenden kann! Die Kürze ist also bey dem Tacitus eben so natürlich, wie bey dem Livius jene *lactea ubertas*, da diesem lauter grosse Scenen vorschweben, bey welchen sein Blick mit Wohlgefallen verweilt. Ja, sollte wirklich eine grössere Ähnlichkeit zwischen beiden Statt finden, als Rec. zu sehen vermag: so lässt sich diese wohl eben so leicht von einem gemeinschaftlichen Muster, dem Thucydides, erklären. — Was das *additamentum de latinitate Sallustii* betrifft: so lässt sich dieses mit vielen Zusätzen vermehren. So fehlt *tempestas* st. *tempus*; *equidem* st. *quidem*; *pensi habere* st. *rationem habere*; *obsicere* st. *impedire*; *facinus* st. *factum*; *defensare* st. *defendere*; *artes animi* st. *dotes animi*; *animus* st. *ratio*; *aciem exornare* st. *instruere*; *supplicia* st. *supplicationes*; *modo — interdum* st. *modo — modo*; *bellum patrare* st. *conficere*; *necessitudo* st. *necessitas*; *licentia* st. *venia* u. v. a. — Der Commentar ist grösstentheils exegetisch; und der Vf. hat hier die Arbeiten von *Corte*, *Dahl*, *Teller*, *Meisner*, *Schlüter* und *Höck* fleissig benutzt. — Nur da, wo sein Text von *Corte* abweicht, giebt er wegen der Wahl der Lesart einige Rechenschaft, und auch hier folgt er gewöhnlich *Teller* oder *Dahl*. Den Capiteln ist eine Inhaltsanzeige vorgesetzt, und Hr. *K.* klagt, dass ihm diese Arbeit oft schwer geworden sey. Wir sehen den Nutzen derselben nicht wohl ein: lese der Schüler lieber selbst das Capitel so oft durch, bis er den Inhalt angeben kann, welcher bey diesem Schriftsteller gewöhnlich sehr leicht gefunden wird; oder lasse der Lehrer, wenn er einige Capitel erklärt hat, diese von den Schülern in einen Auszug bringen! Bey der catilinarischen Verschwörung ist *Dahl* so fleissig benutzt, dass Hr. *K.* selbst gesteht, *Dahl* habe ihm nichts als eine kleine Ährenlese übrig gelassen. Der Commentar ist übrigens, wie schon der Titel zeigt, lateinisch geschrieben, sehr oft aber, wo der Vf. sich nicht ganz deutlich machen kann, nimmt er auch zur deutschen Sprache seine Zuflucht

Nach diesen Bemerkungen über das Ganze, theilen wir noch einige über das Einzelne mit. S. 1 sehen wir nicht ein, warum *ceteris animalibus* nicht *Thiere*, sondern *lebende*, *empfindende Wesen* seyn sollen. Das folgende *pecora* ist ein schlechter Grund, denn dieses ist von *animalibus* bloss ein Synonym. Auch die römischen Götter sind lebende und empfindende Wesen; aber diese hat Sallust nicht im Auge, sondern er will weiter nichts sagen, als dass der Mensch sich durch seine Vernunft vor den übrigen Thieren auszeichnen müsse, weil Vernunft das unterscheidende Merkmal des Menschen sey. — Mit Unrecht wird verlangt, dass Sallust, ehe er von den Vorzügen des Menschen rede, erst von der Ähnlichkeit und Verschiedenheit zwischen Menschen und Thieren hätte sprechen sollen. Für seinen Zweck hat Sallust den Unterschied bestimmt genug angegeben. denn er sagt: *pecora natura prona atque ventri obedientia finxit; sed hominum vis in animo et corpore sita est.* — Warum *omnis vis* durch *Inbegriff unserer sämmtlichen Kräfte* übersetzt ist, sehen wir nicht ein, da *unsere gesammte Kraft* eben so deutlich ist. S. 6 bey *in Asia Cyrus* wird die ganze Geschichte des Cyrus *in nuce* erzählt, ja sogar die Frage berührt, ob die Cyropädie Roman oder Geschichte sey. Zweckmässiger würde Hr. *K.* gezeigt haben, warum Sallust den Cyrus als den ersten Eroberer aufstelle: denn ein Knabe, welcher den Sallust liest, wird schon aus dem Justin den Cyrus kennen; diese Frage aber ist schwerer zu beantworten. S. 7 *verum ubi pro labore desidia etc. Labor* wird durch das unkräftige *industria* erklärt; eher würde *desidia* durch *pigritia* oder *mollities* zu erklären seyn. S. 8 *ita imperium semper ad optimum quemque a minus bono transfertur.* Rec. glaubt, dass hier Sallust nicht einzelne Menschen, sondern ganze Völker im Sinne hatte, welche, wenn sie durch Ausschweifungen entnervt werden, und die Männlichkeit des

Charakters verlieren, sich der Herrschaft kräftigerer Nationen unterwerfen müssen. Die Geschichte Asiens liefert hier vorzüglich den Beweis. Statt *virtuti omnia parent* stellt Hr. *K.* die sonderbare Conjectur auf: *virtute omnia parant*. Besser gefällt uns die Verbesserung c. III: *me — honoris cupidum eadem, quae ceteros*, st. *honoris cupido*. — *Pro virtute — — avaritia vigebant.* Hr. *K.* nimmt gegen *Corte virtute* als Gegensatz, und erklärt es durch *oblatae pecuniae contemtum.* Fürwahr eine sehr beschränkte Bedeutung, welche überdiess besser zu *largitio* als *avaritia* passen würde. Soll es ja Gegensatz seyn: so ist es Seelengrösse, welche ihren eigenen Vortheil verschmäht, und bey Allem bloss das Gemeinwohl im Auge hat. Indessen Gegensätze können aus dieser Stelle nur durch Kunst herausgepresst werden. *IV. agrum colendo aut venando, servilibus officiis intentum.* Sollte vielleicht Sallust geschrieben haben *aut servilibus officiis*, da der Ackerbau bey den Römern zu den edelsten Beschäftigungen gehörte? Unter *servilibus officiis* würde dann Handlung und ähnliche den Römern verächtliche Erwerbmittel zu verstehen seyn. Das ganze Buch giebt zu ähnlichen Gegenbemerkungen Gelegenheit, und der Jugurtha noch mehr als der Catilina, weil hier *Dahl* als Führer fehlte. Dessenungeachtet werden Schüler, welche den S. ohne Hülfe des Lehrers lesen wollen, diesen Commentar mit Nutzen gebrauchen, weil Hr. *K.* die Arbeiten seiner Vorgänger grösstentheils zweckmässig benutzt hat.

L.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Pirna*, b. Friese: *Vorkenntnisse der Verskunst für Deutsche.* Ein Nachtrag zu den meisten deutschen Sprachlehren; zunächst Leitfaden des mittleren Unterrichts, von Dr. *Friedrich Erdmann Petri*, Professor zu Fulda. 1809. 64 S. 8. (4 gr.) So unvollkommen auch die vorliegende Belehrung über die deutsche Verskunst ist: so kann sie doch immer noch, so lange keine bessere und gründlichere Anweisung für Schulen in gedrängter Kürze darüber vorhanden ist, als ziemlich zweckmässig und brauchbar empfohlen werden. Der Vf. hat sich viele Mühe gegeben, aus den vorhandenen Theorieen das Nöthigste zusammenzustellen und zu einem bequemen Überblicke zu ordnen. Da in unserer Sprache auch häufig antike Versarten nachgeahmt; und zum Theil schon als einheimisch betrachtet werden: so hat der Vf. mit Recht darauf die nöthige Rücksicht genommen. Die alten Benennungen und Kunstausdrücke hat er beybehalten, und denselben in Anmerkungen eine nothdürftige Worterklärung hinzugefügt. Seine Belehrung erstreckt sich über das Sylbenmass, über Versfüsse, über Verse und Versarten und über den Reim und von allem wird eine historische Kenntniss gegeben. Scharfsinn und philosophischen Geist in den Erklärungen und Abscheidungen haben wir weiter nicht bemerkt, sondern alles geht nur tabellarisch seinen Gang, und setzt bey dem Lehrer, der das Buch gebrauchen will, schon wieder manche Vorkenntnisse voraus. So ist gleich im ersten §. von *zweyzeitigen* und *mittelzeitigen* Sylben die Rede, ohne dass der Begriff dieser Zeit ins gehörige Licht gesetzt würde. Die Regeln von der Länge und Kürze der Sylben *im Deutschen* hätten noch einfacher und deutlicher seyn können, wenn erst die Hauptregeln nach den Sinnsylben und sodann nach den völlig leeren E-Sylben festgesetzt und die Nebenregeln und Ausnahmen nicht zu früh darunter gemischt wären. So führt es z. B. leicht zu Irrthümern, wenn der Vf. nach vielen andern Regeln sagt: Übrigens sind Vocale gewöhnlich lang 1) vor allen einfachen Consonanten, z. B. *Gros, kam, Pfad*, mit Ausnahme mancher einsylbigen Partikeln *ob, bis, es, in* u. s. w. 2) vor dem *ss* in der Mitte der Wörter, bisweilen auch an ihrem Ende, zumal nach *o: bloss, gross*, auch *süss, Fuss.* Dagegen *Biss, Riss, Russ, Schluss.* Allein hier kann sich die Kürze nur auf das Zusammenpressen in der Aussprache im Einzelnen, keinesweges aber auf den Gebrauch des Worts im Zusammenhange oder in einem Verse beziehen, wo durch die Hemmung und durch das Anhalten im Consonanten die Sylbe, die ja volle Bedeutung hat, ebenfalls lang wird. — Zuweilen ist der Vf. in seinen Äusserungen zu allgemein, z. B. wenn er sagt: die Dichter bedienen sich auch eines unreinen Amphimacer statt eines Dactylus, kraft ihrer dichterischen Freyheit oder Willkühr. Allein der Grund hievon liegt eben in der Mittelzeitigkeit der letzten Sylbe, wie z. B. in Schwelgerey. Unphilosophisch ist gleich nach der Erklärung des Verses die ausdrückliche Bemerkung im folgenden §. „Die Verse ganzer Völker besonderer Zeitalter und einzelner Dichter sind im Allgemeinen, nach ihrer Zusammensetzung und Scansion, *weich* und *wohlklingend* oder *hart* und *rauh, leicht* und *fliessend*, oder *schwer* und *schwerfällig* zu nennen. Die letztern Bezeichnungen müssen jedoch nicht immer tadeln. Denn soll auch jeder Vers in seiner Art Wohlklang haben: so kann doch mancher absichtlich rauh tönen und schwerfällig fortschreiten." Dieser letztere Punct oder die Beziehung des Verses auf den Inhalt hätte eigentlich das erste Augenmerk des Vfs. in diesem §. seyn sollen, oder wenigstens eine Rücksicht verdient. Am meisten befriedigt die Aufzählung der Versfüsse, ihre Eintheilung und Construction.

T. Z.

Freyburg u. *Constanz*, b. Herder: *Hexen- und Gespenster-Geschichten.* Ein geschriebenes Lesebuch, zunächst für die deutschen Schulen, dann auch für alle grosse und alte Kinder in der Stadt und auf dem Lande. Ohne Jahrzahl. 103 S. 8. (3 gr.) Das Büchlein soll dazu beytragen, dem Reich der Hexen und Gespenster, wo es noch ein solches giebt, ein Ende zu machen, und ist zunächst für die Gegenden bestimmt, wo es erschienen ist. Aber nur in den Händen eines geschickten Lehrers, der bessere Überzeugungen an diese Geschichten anzuknüpfen versteht, wird es seinen Zweck erreichen: denn gerade zu, wie der Herausgeber meint, lassen sich Geschichten nicht mit Geschichten widerlegen. Überhaupt ist es mit dem Hexen- und Gespenster-Aberglauben eine eigene Sache: er ist an manchen Orten endemisch, und widersteht allen Versuchen, ihn auszurotten, ja er setzt sich nur noch fester, je mehr man ihn bekämpft. Nur in den Kindern ist er noch zu vertilgen, wenn nur nicht gar zu oft die Lehrer selbst von demselben angesteckt wären. Die hier erzählten Geschichten, unter denen sich auch eine kurze Geschichte des Hexenglaubens und der verbrannten Hexen befindet, sind in sofern gut gewählt, als sie eine mannichfaltige Anwendung auf mehrere Fälle zulassen: aber sie sollten mit ihrer Auflösung ein wenig mehr hinter dem Berge halten, damit die Spannung erhöht würde. Je unauflöslicher uns eine solche Geschichte vorkömmt, desto geneigter macht sie uns, auch die Auflösung anderer, die für den Aberglauben zu seyn scheinen, zu versuchen.

hm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 MÄRZ, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

Darmstadt, b. Leske: *Le Veglie di Tasso.* — *Tasso's Nächte.* Frey übersetzt nebst des Dichters Leben von *Theodor von Haupt.* 1808. 261 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese in mancherley Hinsicht sehr interessanten Herzensergiessungen, die der unglückliche Dichter während seiner Gefangenschaft niederschrieb, sind der literarischen Welt bis auf die neuesten Zeiten unbekannt geblieben: die Handschrift ward erst im Jahre 1794 in den Trümmern eines alten Gebäudes zu Ferrara aufgefunden, und von einem gewissen *Agnelli* mit anderen Manuscripten *Tasso's* verglichen. Die Gleichheit der Schriftzüge ist so unverkennbar, dass man keinen Grund hat, an der Ächtheit dieses in seiner Art einzigen Productes zu zweifeln. Es wurde zuerst von *Compagnoni* zu Paris 1799, hierauf zu Mailand 1803, und zuletzt wiederum zu Paris 1804 herausgegeben. In der Edition von *Compagnoni* fehlen nicht nur vier Nächte, sondern auch viele wichtige Stellen; erst die beiden letzteren Ausgaben lieferten den Text in seiner ganzen Vollständigkeit, und nach einer von diesen hat der Übersetzer, wie er in der Vorrede, woraus vorstehende Notizen genommen sind, meldet, das Werk verdeutscht. Er bemerkt noch, dass bereits 1802 eine Übersetzung zu Leipzig erschienen ist, unter dem Titel: *Torquato Tasso's nächtliche Klagen der Liebe im Kerker;* der unbekannte Vf. hat aber nach jener verstümmelten ersten Ausgabe gearbeitet. Überdiess, setzt sein Nachfolger hinzu, „fehlt hier, bey sehr vieler Treue, der dithyrambische Schwung, der in den Ausbrüchen von *Tasso's* Wahnsinn athmet.“ Wir wollen ihm diese Versicherung gern aufs Wort glauben, und eben so gern möchten wir ihm das Zeugniss geben, dass seine Nachbildung die rührenden Klagen des Dichters über seine unglückliche Liebe und über die hämischen Beneider und Verdunkler seines Ruhmes in ihrer ganzen Kraft und Eigenthümlichkeit ausspreche. Denn dass ernstlicher Eifer und Liebe sie unternommen haben, ist offenbar. Wir sind aber auf gar zu viele Stellen gestossen, die nicht befriedigen, und der Ton, welcher durch das Ganze herrscht, scheint uns der Urschrift zu wenig zu entsprechen, als dass wir die Übertragung für gelungen erklären könnten, so gut auch manches Einzelne gerathen ist. Was den Aufwand von Fleiss und Anstrengung grösstentheils vereitelt, ist die nur zu sichtbare Vorliebe für eine brillante Diction; feyerliche Wörter und Redensarten und ungewöhnliche Redewendungen sucht der Übersetzer überall anzubringen, und er geht immer darauf aus, recht frappant sich auszudrücken, und alles ungemein und seltsam erscheinen zu lassen. Nicht selten scheint das Original ihm nicht genügt zu haben, und er glaubte, es noch verschönern zu müssen. So ist es ihm z. B. zu gewöhnlich, wenn *Tasso* sagt: Gefahren umgeben mich — du wirst dich meiner Liebe nicht zu schämen haben, und er setzt dafür: Gefahren umnachten mich — meine Liebe wird dir nicht das Roth der Schaam auf die Wange malen. — Freylich erhebt sich *Tasso's* Sprache sehr über den gewöhnlichen Ausdruck, und oft ist sie so kühn und hochfliegend, dass man eine Ode zu lesen glaubt. Aber dabey ist sie immer wie unmittelbar aus dem Herzen fliessend, nichts weniger als gesucht und gekünstelt, und ein treues Bild der leidenschaftlichen Gefühle, die sich in Worten Luft zu machen suchen. — Dieses Prunken mit rednerischem Schmuck ist demnach hier um so weniger an seiner Stelle, und bewirkt, statt eines tieferen Eindrucks, nur Störung und eine Art von Gefühlzwang, der einen peinlichen Unwillen und Überdruss erregt. —

Alles andere Übel, das aus solchem einseitigen Streben folgt, findet sich denn auch hier reichlich genug. Da werden öfters, weil mehr auf den Klang und die Ungemeinheit gesehen wird, als auf den Sinn, unpassende Wörter zusammengestellt: da liest man z. B. eine *starre* Leiche, auf die Bahre *hingegossen*, für hingestreckt (*stesa*). S. 155 kann Verrätherey etwas anderes als Gift *spenden*, da *spenden* doch von schlimmen Dingen nicht gebraucht werden kann. — Ströme von Schweiss, die eurer Stirn *entquellen*, für von eurer Stirn herabtriefen (*grondano*). — An steifen ungelenken Wendungen und gezierten Ausdrücken ist leider ein Überfluss, z. B. S. 31: Dränge ihr Name in *der Stadt Langeweile*, an den Hof. — S. 93: Wo ist es, das Auge, das Flammenstrahlen glühte (!), *welches* Leben dem Wesen zuströmte, *auf dem es weilte?* — Wie *flammend rein* die Sonne (*che sole resplendente*). — Auch an undeutschen Redensarten fehlt es nicht. Z. B. S. 17: ich werde in der Menschen Andenken *der Unsterblichkeit leben* — für — ewig leben. — S. 23: Vom Leben angeekelt — für — des Lebens überdrüssig. S. 117: Denket es Dir? — für — gedenkst Du dessen noch? — S. 157: Bis der Moment des Wechsels *schlägt* — für kommt. —

Auffallende Nachläſſigkeiten ſind folgende: S. 73 Sterben wollt' ich — ſüſs iſt der Tod nach der höchſten Wonne Genuſs — für — Sterben will ich, o des freudigen Todes nach dem höchſten Entzücken! Überhaupt giebt der Vf. die Fragen und Ausrufungen des Originals nur ſelten wieder, und verwandelt ſie ſo wie hier; der Grund iſt ſchwer zu errathen. — S. 127: Aber Tage werden kommen — für — ein Tag wird kommen. S. 137: Ich ſchlief — für — ich habe geſchlafen. S. 145: Excentriſche Flüge mit Kraft und Stärke — für — das Abentheuerliche mit dem Groſsen. — S. 145: Ein glänzender Ruhm harrt dein — für — ein höherer Ruhm (*miglior fama*) wird dir werden. — Unrichtig iſt überſetzt S. 35: *I prestigi della grandezza* durch Traumbild von Gröſse — für Trugbilder der Gröſse — und S. 53: *a te ſià l'opera*, ſie ſind dein Werk — für — Dir kommt es zu. — Wer etwa glauben möchte, daſs die angeführten Beyſpiele mühſam zuſammengeſucht ſind, den verweiſen wir auf die erſte Nacht, wo ſich faſt alle Arten der gerügten Fehler auf zwey Seiten beyſammen finden. Wir wollen auf Einiges aufmerkſam machen. — „Ha, ich brenne" — für — Wehe mir, ich erliege der Glut. Denn *abbrucciare* heiſst nicht bloſs brennen, ſondern verbrennen, und dem *chimè* entſpricht nicht das Ha! — — „Dieſer qualvollen Zernichtung Schooſe (Schooſse) entblüht eine ſtille Wonne, die du an keine Erdengüter tauſchen möchteſt. Es iſt der Liebe Wonne. Welche Worte entſchlüpften meinen Lippen? Wer enthüllt ihre Deutung? Von Liebe ſprach ich einſt: auch geſungen hab' ich oft von ihr. Mein Gefühl iſt mächtiger als das Alles" u. ſ. w. — Wie geziert und gekünſtelt (und obendrein eine Unrichtigkeit) für: Mitten in dieſer peinvollen Sehnſucht quillt eine geheime Wonne, die du gegen nichts auf der Welt umtauſchen würdeſt. Ach! es iſt die Wonne der Liebe! Wehe mir! Welches Wort hab' ich ausgeſprochen? Wer enthüllt mir ſeinen Sinn? Von Liebe habe ich vormals geredet, auch viel von ihr gedichtet. Aber das Alles iſt weniger, als ich jetzt empfinde. — „Wärſt du hier! o könnt' ich" — für — — oder könnt ich. —

Das Leben *Taſſo's* iſt in einem pathetiſchen Tone mit vielen declamatoriſchen Auswüchſen geſchrieben; der Überſetzung ſind auſserdem ein paar Canzonen des Dichters, und einige auf ſein Unglück ſich beziehende Briefe angehängt.

Ha. Ha.

Gotha, in Commiſſion der beckerſchen Buchhandlung: *Der erſte September* 1810 *in Eiſenach.* Ein Gedicht von *Julie Freyin von Bechtolsheim*, als Augenzeugin. Zum Beſten der Hülfsbedürftigen. 1810. 51 S. 8.

Eine edle, verehrungswürdige Frau beſingt hier das allgemein bekannte, höchſt traurige Schickſal ihres Wohnorts in flieſsenden, von der Empfindung eingegebenen Zeilen. Sie hat ihnen nicht mehr Schmuck verliehen, als zu der poetiſchen Einkleidung ihres Stoffes erfoderlich war; aber gerade dieſer Schmuck iſt auch in gehöriger Vertheilung angebracht worden. Man findet keine Üppigkeit der Bilder, keine Hyperbel im Ausdruck; die ganze Dichtung trägt das Gepräge reiner Weiblichkeit, die nicht zerſchmettern, nur das Herz erweichen, Thränen hervorlocken und ſanft tröſten will. Das Ganze beſteht eigentlich aus zwey Gedichten. Das erſte iſt *Ruhe und Tod* überſchrieben; es wird darin das ſchreckliche Ereigniſs auf eine. epiſch-lyriſche Art dargeſtellt und ans Gemüth gelegt. Erſt ſchildert die Dichterin das ſtille Abendgetreibe der ſorgloſen Bewohner Eiſenachs, dann die grauſenvolle Exploſion der Pulverkarren, darauf geht ſie zu verſchiedenen rührenden Scenen und deren Verhältniſſe über, und muntert zuletzt durch Troſt und Hoffnung die Überlebenden auf. Sie bedient ſich mehrerer Versarten, wie ſie ſich für den jedesmaligen Grad der Darſtellung ſchicken; ihr Geſchmack trifft immer das Harmoniſche. Wir ſetzen die letzte Stanze her, unzufrieden, daſs wir manche ſchönere nicht liefern können, weil wir ſie nicht aus dem Ganzen reiſsen dürfen.

> Drum laſst der Rührung heil'ge Thräne fallen
> Auf der Entſchlafnen allgemeine Gruft.
> Erhebt euch hin, wo Trauertöne ſchallen;
> Die Pflicht gebietet's und die Liebe ruft.
> Dort faſst das Herz der Wünſche reges Wallen,
> Und läutert ſie in reiner Ätherluft:
> Dort ſieht der Blick aus Flammen, die verglühen,
> Der Abgeſchiednen holde Sterne blühen.

Das zweyte heiſst die *Todtenfeyer.* Es iſt eine Art Cantate, mit dramatiſcher Anordnung, noch zarter, noch troſtreicher, als das erſte. Die Hingeſchiedenen werden hier beſtattet, beweint, und den Lebenden wird Warnung und Stärkung zugerufen. Es endet mit den Worten:

> Jeder denke, Jeder thue,
> Als erwart' ihn gleiches Loos,
> Und ein holder Friede ruhe
> Hier, in unſers Thales Schooſs!

In den hinten angefügten *Erläuterungen* wird beſonders der Perſonen namentlich und umſtändlich gedacht, die durch ihren ſchnellen Tod, durch ihre Leiden, und durch ihre hülfreiche Thätigkeit bey jener Begebenheit beſonders merkwürdig geworden ſind, und in dem Gedichte ſelbſt, doch ohne Namen, vorkommen.

Wſt.

Leipzig, b. Gleditſch: *Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Carlsbad.* Von *St. Schütze.* Taſchenbuch aufs Jahr 1810. Mit Kupfern. 183 S. 12. (1 Thlr. 16 Gr.)

Wohlgemuth wandert der leichtfüſsige Kunſtmann durch die Welt, *with a light heart and a thin pair of breeches*, wie der engliſche Matroſe ſingt. Nur muſs er nichts begehren, als nothdürftige Sättigung für Heute, und ein Plätzchen, die müden Glieder zu ſtrecken; den morgenden Tag muſs er für das Seinige ſorgen laſſen. Wenn er die Eitel-

keit und Neugier derer, zu welchen das Ungefähr ihn bringt, in Beschlag zu nehmen weiss: so kann es ihm an den meisten Stellen nicht fehlen; zumal wenn er, die Kunst in ihrer Mannichfaltigkeit zu verschiedenen Zwecken anzuwenden, in seiner Gewalt hat, und etwas Verachtung in die Tasche stecken kann. Dadurch kommt er auf die Länge dahin, dass er sich auch kleine Pfiffe nicht übel nimmt, wo die Noth oder der Witz ihn ins Gedränge bringt. Er hat seine Sachen schlecht angestellt, wenn er Hunde auf sich hetzen läfst, oder am frühen Morgen ohne Berichtigung der Zeche davon läuft. Da man es aber Niemanden vorschreiben kann, nach welchen Spielregeln er sich richten soll, wenn er mit sich selbst spielt: so darf man auch Hn. *Sch.* nicht in Anspruch nehmen, dass er sich nicht aus allen seinen Abenteuern so anständig loswindet, als er sich leichtsinnig darein verflechten läfst. Will er doch, dass seine Leser so gut über ihn lachen sollen, als sie mit ihm gelacht haben. Er giebt sich ihnen persönlich Preis, als Musenjäger, Mädchenfreund und Glückspilz. Er ist in allen drey Rollen so arglos und gutmüthig, als verschlagen und menschenkundig. Dass er nicht eigensinnig und rechthaberisch verfahren, sondern geschmeidig und mit Hingebung auftreten muss, folgt aus der Natur seiner Lage. Wenn es gegen starre Charaktere nicht damit glückt, und er an ihnen, wie in der Fabel die Natter an der Feile, die eigene Zunge verwundet: so fällt er ins Weinerliche, und ergötzt den kaltherzigen Leser desto mehr. Er hat das Hauptstück seiner Reise in acht Verlegenheiten getheilt, die er mit sehr unterhaltender Laune erzählt, die aber nicht viel länger, als die Verlegenheiten selbst, fortdauert. Möchte er doch immer verlegen geblieben seyn! Denn in der Auflösung zeigt er eben keinen reichen Witz. Er bringt fast alle die Leute, mit denen er unterwegs bekannt geworden ist, auf einen Fleck zusammen, und läfst sie durch die Bekanntschaft mit ihm und deren Einwirkung zu einem gemeinschaftlichen Ziel kommen. Jetzt stimmt er die Saiten höher, und feyert die Schönheiten der Schöpfung, wird durchdrungen von Andacht und religiösen Gefühlen. Der Wildfang ist verschwunden, und statt seiner ein theilnehmender junger Dichter hervorgetreten, der seine Rührungen mittheilt. Die Darstellungsart des Vfs. ist leicht, frey und ungeschmückt, seine Einfälle munter und lachend, sein Scherz ohne Bitterkeit. Wir könnten die Leser auf eine gute Zahl artiger Züge, Anspielungen und Schilderungen aufmerksam machen, wenn wir ihnen das Vergnügen der Überraschung nicht gönnen wollten. Als angenehme Zugabe hat *Ramberg* fünf illuminirte Kupferstiche geliefert, auf welchen sich äusserst komische Charakterfiguren befinden. Man wird nicht müde, den Burgemeister anzusehen, vor dessen Sitze der Vf. als Declamator in Carricatur auf dem Gerüste steht. Höchst erbaulich sitzt er selbst in der Laube, Amalien gegen über, von welcher er sich den grünen Rock flicken läfst. Ein wenig allzu würdelos sinkt er, vor den Schustergesellen knieend.

Wst.

Berlin, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Hortensia*, ein Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1811. Herausgegeben von *August Kuhn.* 234 S. 12. (1 Thlr.)

Nicht genug, dass der Herausgeber seiner Hortensia die „Bestimmung" gab, „die edelsten und gebildetsten des weiblichen Geschlechts zu unterhalten"; er hätte ihr auch die innere Beschaffenheit zu diesem Zwecke mittheilen sollen. Sie enthält eine Menge kleiner Auffätze in Prose und Versen von verschiedenen Verfassern und Verfasserinnen, und tritt an Mannichfaltigkeit vielen ihrer Mitbuhlerinnen vor. Aber es sind höchst wenige darin, die man zweymal zu lesen sich versucht fühlt. Wir nehmen etwa die Erzählung: Gemeiner Sinn und wahre Grösse, aus, die indessen eben nicht für Damen geeignet ist. Hr. *K.* selbst hat eine sogenannte historische Anekdote: Adine, die Pyrenäen-Hirtin, geliefert, die in Form, Stil und Wendung ein ganz flaches französisches Machwerk ist, und die Spuren ihrer Herkunft auf jeder Seite an der Stirne trägt. Sie fängt mit einer geographischen Belehrung an. „Durch eine lange Kette von Gebirgen, durch die alterthümlichen Pyrenäen, wird Spanien von Frankreich geschieden." Der longobardische König Astolph, der hier König der Lombardey heisst, hat sich des Exarchats von *Ravennes* (Ravenna) bemächtigt. Hn. *K's.* Stärke liegt, wie man sieht, nicht in der Geschichte der mittleren Zeiten. Von *Rochlitz* kennen wir bessere Sachen, als das hier abgedruckte Fragment aus einem Reisejournal. In der Erzählung: der Taugenichts, von *Karl Stein*, ist Manches aus Noth an einander geleimt, was keine poetischen Fugen hat. Um seine Geliebte auf die Probe zu stellen, brauchte Walter keine Jugendstreiche zu spielen. Dass der Obriste tausend Ducaten auf eine solche Wette gesetzt habe, glaubt ihm Niemand. Den kleinen Mittheilungen von *K. L. M. Müller* merkt man den Zwang an. Männer, die für Frauenzimmer schreiben, müssen nicht läppisch auftreten. Muss nicht ein Mädchen lachen, wenn ein Mann seine Sehnsucht nach einem Kusse mit folgenden Ausdrücken würzt: „Wir wurden zu Tische gerufen, und als hier die reine weisse Milch Fiorens liebliche Lippen benetzte, da beneidete ich *ordentlich* den Tropfen, der wie eine Perle darauf stehen blieb, und ich fühlte lebendig, dass in *diesem* Augenblicke ein Kuss von diesen Lippen meine höchste Wollust gewesen wäre"? Die eingestreueten Gedichte sind von *Langbein*, *Buri*, *Louise Brachmann*, *Moritz*, *Kind*, *Bessfeldt* und *S—r.* Sie erheben sich nicht über das Mittelmäfsige. Der Bergknappe von *Langbein* hätte weit mehr Rührung bewirken müssen, der Gegenstand war es werth. Der Ehezwist, ein kleines Lustspiel von *S—r*, ist unter aller Kritik. Den grössten Werth geben diesem Taschenbu-

che die Kupfer, von *Wolf* gezeichnet, und von *Bollinger* und *Mero Haas* gestochen. Voran steht eine treffliche Johanna Sebus, mit allen umgebenden Schrecken.

Wst.

Berlin, b. Schöne: *Taschenbuch der Musen und Grazien* auf das Jahr 1811. Mit Kupfern und Musik. 205 S. Taschenformat. (12 Gr.)

Für wenig Geld viele Verse, nur kein Gedicht. Rec. wüsste auch nicht Ein Stück zu nennen, das ihn aus seiner prosaischen Stimmung geweckt und heitere Empfindungen in ihm aufgeregt hätte. Zur Lieferung des grossen Vorraths haben beygetragen: *Saul Ascher*, *J.* und *K. von Boguslavsky*, *Friedr. Cramer*, *Fr. von Hastfer*, *Franz von Kleist*, *K. L. von Klenke*, *Klamer Schmidt* und *Walter*. Zu diesen gesellen sich noch: *Daphne*, *Fg.*, *v. H.*, *Kynophilos* und *Philalethes*. Selbst *Gleims* und der *Karschin* Asche ist umgestört. In den meisten Versen herrscht eine Leichtigkeit, die gewiss nicht erkünstelt, sondern von der geschwinden Natur des Reims im Fluge erzeugt ist. Z. B. *M.* Mein Herz ist dein, ich brings fürwahr dir als ein Pfand der Treue dar. *L.* Ich nehme solch Geschenk nicht an; weil ich es nicht erwiedern kann. *M.* Auch nicht von mir? Ich sollte denken, du machtest einen Unterschied, und nähmst mein Herz zum Angedenken, da deines ganz es an sich zieht. *L.* Ach, lieber Marx! Dich so zu kränken, das leidet nicht mein weich Gemüth. *M.* So will ich dir mich selber schenken: siehst du, wie meine Wange blüht? Und willst du nun dich nicht bequemen, so muss ich mich zu Tode grämen. Oder: Und du willst mich nicht erhören? Auch Leandern hörst du nicht? Willst mein ganzes Glück zerstören, wie man eine Scherbe bricht? Ach! ich rede tauben Ohren; Mitleid hat sie mir verschworen: eher giebt ein Kieselstein Feuerschein. Iris! nun so hilf mir flehen, flehen zu dem Element, das durch seine Wogenhöhen meinen Lieben von mir trennt: dass es nicht mit offnem Schlunde raub' in einer schwarzen Stunde meines Herzens besten Theil, ihn, mein Heil! — Hexameter, wie S. 134: „Bellfort hiess er mit Recht der bestattete Pudel," sind in dieser Gesellschaft am rechten Orte. Im Jahr 1812 soll eine Fortsetzung dieses Taschenbuchs zu erwarten seyn, wenn es eine gütige Aufnahme findet. Möge sie ja noch lange ausbleiben!

Wst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Hitzig: *Universitati Literariae.* Cantate auf den 15ten October 1810, von *Clemens Brentano*. 16 S. 4. (10 Gr.)

Wenn wir uns diese Cantate als bestellte oder aufgezwungene Arbeit vorstellen dürfen, die noch in grösster Geschwindigkeit vor dem heiligen Tage hat fertig seyn müssen: so können wir uns die Ursache erklären, warum sie so schlecht ausgefallen ist. Wahrscheinlich war der Poet anders beschäftigt, etwa mit der Verfertigung von schönen neuen Liedern für Handwerksbursche. Die Muse stand ihm mit verkletteten Haaren, niedergetretenen Schuhen, in aufgestreiften Ärmeln und im Schurzfell an der Seite. Als die Bestellung erging, nahm man sich nicht die Zeit, sie zu kämmen und aufzuputzen. Sie behielt also ihr rohes unschlachtiges Wesen, und erscheint als deutsche Frau Meisterin am Werktage; Niemand blickt ihr die vornehme fremde Abstammung, griechische Zucht und Verklärung an. Zwar erwähnt sie einmal etwas von einem Musenberge, der sich im Schoosse Berlins hebet, läst das Flügelross stampfen, und der Begeisterung Quell kühlend über Berlins hohe Stirn rauschen. Aber sie kann vor dem allgemeinen Chor nicht zur Besinnung kommen; denn dieser hat es sich in den Kopf gesetzt, nur vom Lehr-, Wehr- und Nähr-Stande, nach ächter deutscher Art und Kunst, zu blöcken. Wie trefflich reimt er in folgenden Zeilen!

Fleiss ziert Deutschland,
Wenn es nähret,
Treu ist Deutschland,
Wo es wehret,
Gross ist Deutschland,
Wenn es lehret,
Pflug und Schwert und Buch es ehret.

Er wiederholt hier nur, was der Dichter in eigener Person von demselben Deutschland kurz vorher gesagt hat:

Die Berge haben Eisen dir gegeben,
Und deine Schmieden Klingen,
Und deine Wälder Söhne, die sie heben,
Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen.
Und segnet deinen Pflug das Gold der Ähren,
Des Webers Schiff die reine Fluth der Linnen,
Und wissen deine Jungfraun klar zu spinnen,
Weisst du zu wehren dich und auch zu nähren,
So weisst du herrlicher doch noch zu lehren.

Auch die mit kräftiger Beredsamkeit nicht ausgerüsteten Vorsteher kommen darauf zurück. Sie reden ihre Zöglinge an, und erheben ihre Stimme, etwas schlechter als der Gesell, der über der Herberge den Kranz aufsteckt:

So lerne Schüler fromm,
So werd' Studente dann gelehrt,
Und Meister lehre treu;
Das ist was einst der Staat von euch begehrt,
Der Staat der euch ernährt u. s. w.

Wst.

Leipzig, b. Voss: *Die Journalisten.* Lustspiel in einem Aufzuge von *St. Schütze.* 1806. 88 S. 8. (10 Gr.)

Ein loses Gespinnst zur Zeitkürzung eines nicht wohl ausgefüllten Schauspielabends, zwar flach von Erfindung, doch für den Zweck noch gut genug ausgeführt. In den Charakteren ist nichts Hervorstechendes; das winselnde Fräulein ist etwas von Sinnen, und der Major einer solchen Tochter werth. Einige Überraschung gewähren die beiden Journalisten, die, nachdem sie sich in Gegenwart ihres Gönners Unwürdigkeiten in lateinischen und deutschen Sylbenmassen gesagt haben, in seiner Abwesenheit sich friedfertig an den Tisch setzen, und sich den Rheinwein schmecken lassen. Wer mit dem Zustande der kleinen Literatur unserer Zeiten vertraut ist, wird manche lustige Einfälle auf die Art, wie die deutschen Frerons ihr Publicum anzukörnen suchen, treffend finden: und von dieser Seite gewinnt denn auch dieses Nachspiel sein eigenthümliches Interesse.

Wst.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MÄRZ, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Paris, b. d. Gebr. Michaud u. b. Delaunay: *Tableau littéraire du XVIIIe siècle, ou Essai sur les grands Écrivains de se siècle et les progrès de l'esprit humain en France.* Suivi de l'Eloge de la Bruyère, avec des notes et des dissertations; ouvrages qui ont remporté les prix d'éloquence décernés par la Classe de la langue et de la littérature françaises de l'Institut, dans sa séance du 4 avril 1810. Par *Marie J. J. Victorin-Fabre.* 297 S. 8. (5 Francs.)

2) Jena, b. Frommann: *Über die Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert.* Zwey Abhandlungen von *Barante* und *Jay*, aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von *F. A. Ukert.* 1810. VIII u. 344 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die französische Akademie hatte schon für 1807 das interessante Thema aufgegeben, welches die vorliegenden Schriften bearbeiten, fand sich aber drey Jahre lang durch die eingegangenen Preisschriften in ihren Erwartungen nicht befriedigt; und ob sie gleich in der Sitzung 1809 unter 19 Abhandlungen drey ihrer Beachtung würdigte: so hatte doch jede derselben zu viele Mängel, als dass ihr der Preis hätte zuerkannt werden können. Die Akademie wiederholte daher die wichtige Frage noch einmal für 1810, um die Preisbewerber zu grösserer Anstrengung zu ermuntern.

Die drey Schriften, deren genauere Beurtheilung jetzt folgen soll, sind für die besten erkannt worden. Ausser ihnen sind schon 1809 die Abhandlungen von *Eusebe Salverte* und *Vialart Saint-Morys* erschienen, wovon jene zwar reich an Notizen ist, aber des Ruhms freyer Selbstständigkeit und philosophischer Umfassung ermangelt, diese viel zu oberflächlich den Gegenstand behandelt; beide werden daher in unserer Anzeige mit Stillschweigen übergangen.

Fabre's Schrift zeichnet sich durch Vollständigkeit aus; der Zusammenhang der Wirkungen, welche äussere und innere Umstände im Wesen der Literatur hervorgebracht haben, ist mit Scharfsinn und Einsicht aufgefasst und lichtvoll dargelegt; am wenigsten dürfte die Erörterung des Einflusses der Zeitphilosophie auf die Literatur befriedigen; dagegen ist das Verhältniss der Erudition und wissenschaftlichen Fortschritte zu der National-Literatur, die Wechselwirkung, welche zwischen dieser und dem gesellschaftlichen Leben Statt gefunden hat, und ihre Eigenthümlichkeit in Beziehung auf Hof, Regierung und politische Ereignisse, meist richtig, geistreich, oft kräftig gezeichnet. Überall offenbart sich gründliches Studium der vaterländischen Schriftsteller; theils in prägnanten Andeutungen und Parallelen, theils in der Analyse mancher Kunstwerke zeigt der Vf. kritischen Takt und reifen Geschmack; Achtung für Wahrheit und Recht, und edler moralischer Sinn werden nie verleugnet. Indessen fehlt es nicht an flachen Urtheilen, an literarisch-moralischen Räsonnements ohne bedeutenden Gehalt und an Bemerkungen, denen bey allem Geräusch und bey aller Keckheit, womit sie vorgetragen sind, Tiefe, Wahrheit und Interesse mangeln; die Darstellung ist oft declamatorisch. Die Sprache hat viel Leben und Charakter, und sollte sie bisweilen zu reich an Bildern und Antithesen-Spiel scheinen: so wird der Vf. dadurch entschuldigt, dass er um einen Preis in der Beredsamkeit warb, und um diesen zu erringen, der einfach-kritischen Darstellung glänzende Farben beygeben zu müssen glaubte. Er ist übrigens ganz Franzos und voll Enthusiasmus für seine Nation und ihre literarische Thätigkeit; er bewundert ihre Fortschritte im achtzehnten Jahrhundert, dessen Charakter darin bestehe, dass Alles durch Aufklärung veredelt, und die anfangs isolirten Kenntnisse ausgebreitet und entwickelt, zuletzt einander näher gebracht und harmonisch vereinigt wurden. Kritische Strenge und vollkommene Unbefangenheit, wie sie der Deutsche fodert, sind ihm fremd; dazu hat er wenig literarische Universalität. Die italiänische Literatur scheint er einigermassen, doch nur sehr beschränkt zu kennen; von der englischen kaum etwas weiter, als *Shakespear*, *Thomson*, *H. Blair* und *W. Robertson*, wahrscheinlich aus Übersetzungen; mit der spanischen und deutschen ist er gänzlich unbekannt.

Prosper Barente wird grösseren Beyfall im Auslande als in Frankreich zu erwarten haben. Er prüft streng, und tadelt ohne Scheu und Schonung der Nationalvorurtheile; er deckt Blössen auf, wie sie bisher nur von deutschen Kritikern nachgewiesen zu werden pflegten; er ist unzufrieden mit der Vergangenheit, und erwartet wenig von der Zukunft. Seine Darstellung empfiehlt sich durch den bündigsten Zusammenhang und durch wahrhaft organische Lebendigkeit. Die Erscheinungen in der literarischen Welt werden in ihrer Entstehung, Verkettung und

Gesammtwirkung vorgeführt; nur Weniges von Bedeutung ist der Umsicht des tiefeindringenden Beobachters entgangen. Was das entscheidend Wesentliche betrifft, dürfte sein Gemälde nicht viel unvollständiger, als das *Fabre'sche* seyn. In philosophischer Ansicht ist er seinem Nebenbuhler weit überlegen. Die Betrachtung im Ganzen hat etwas Düsteres, oft Grämliches, spricht aber ehrwürdigen Wahrheitssinn und ächt humanen Ernst aus. Sein Gemüth herrscht immer vor, und beeinträchtigt bisweilen das Geschäft des Historikers, der sich dem Gegenstande hingeben sollte; aber einseitiger Verblendung wird er nicht geziehen werden können. Mögen seine Urtheile dem französischen Publicum oft schneidend und ungerecht vorkommen: der Ausländer, besonders der Deutsche, wird ihnen gröfserentheils beypflichten, und sich der Übereinstimmung freuen, welche zwischen einem Franzosen und unseren *Lessing*, *Herder* und *Schlegeln* Statt findet. Tadelnswerth ist die Freygebigkeit in Folgerungen, welche besser dem Leser überlassen worden wären, und die Überladung mit Episoden, welche den Total-Eindruck schwächen. Die Sprache hat Kraft und Fülle.

Jay kann sich in solcher Nachbarschaft nicht behaupten, obgleich seiner Skizze, wenn sie allein vorhanden wäre, nicht alles Verdienst abgesprochen werden könnte. Heiteren Sinnes freut er sich des Vorhandenen, preiset das als trefflich Erkannte, und hoffet nur Gutes von der Zukunft. Ihm erscheint das achtzehnte Jahrhundert als männliches Alter des menschlichen Geistes; nach seiner Überzeugung sind alle literarischen Bestrebungen desselben durch ein gemeinschaftliches Princip, Liebe zur Humanität, belebt, und die französische Literatur hat Meisterwerke hervorgebracht, wodurch die Civilisation der Völker, der Umtausch der Ideen, und von den Gestaden der Newa bis zu den Ufern des Tagus Vernunft, Handel und Künste des Friedens befördert worden sind. Der Entwickelungsgang der literarischen Nationalcultur ist weniger berücksichtigt, als die Charakteristik der merkwürdigsten Schriftsteller. Die Darstellung hält sich ängstlich an Zeitfolge der literarischen Erscheinungen, ist aphoristisch und ohne Bindung; die Urtheile haben weder Eigenthümlichkeit noch hervortretende Schärfe und Bestimmtheit; sie ähneln denen, welche man schon tausendmal gelesen zu haben glaubt. Die Sprache ist gefällig, aber nicht frey von Überladung.

Rec. glaubt nicht blofs auf Nachsicht, sondern selbst auf Dank des deutschen Publicums Anspruch machen zu dürfen, wenn er auf diese allgemeinere Schilderung der vorzüglicheren Preisschriften über einen für den Literator, wie für jeden Menschen von Bildung, höchst fruchtbaren und anziehenden Gegenstand, einen Auszug aus diesen Schriften folgen läfst, der die Resultate derselben vereinigt, und zugleich ihren eigenthümlichen Geist kenntlich macht. E. wird bey Mittheilung merkwürdiger Ansichten die Vff. nach dem Anfangsbuchstaben ihrer Namen in Parenthesen bezeichnen, und hofft einen doppelten Zweck zu erreichen. Einmal scheint eine gedrängte Übersicht der neueren französischen National-Literatur Zeitbedürfnifs zu seyn; und sodann wird vielleicht durch Darlegung des wahren Gehalts derselben bey Einigen, welche, oft ihnen selbst unbewufst, durch den Strom der Zeit-Ideen gewaltsam fortgerissen werden, Achtung für deutsche Literatur bewahrt und sicher gestellt oder neu belebt und angeregt.

I. Die literarische Nationalcultur des westlichen Europa wurde im 16 Jahrhundert durch Begründung der Denkfreyheit vorbereitet. Frankreichs Schriftsteller waren Schüler der Alten, und versuchten sich nicht ohne glücklichen Erfolg in der Satyre und in Liedern; *Montaigne* brach die Bahn zur freyeren Selbstständigkeit im Denken. Im 17 Jahrh. lehrte *Des Cartes* systematisch zweifeln; *Malherbe* gab der Sprache Correctheit und Würde; die schon fruchtbar bearbeitete Landessprache wurde auf festere Grundsätze zurückgeführt. *Richelieu's* drückender Despotismus wirkte mehr als seine mit Beschützung der Wissenschaften und Künste prunkende Eitelkeit; die auf ein gewaltthätiges Ministerium folgende, in regellosem Factionskampfe sich offenbarende freyere Zeit erzeugte einen besseren Geist, und war die Wiege der Literatur-Blüthe unter *Ludwig XIV.* „Das Einzige, was die literarische Cultur diesem Könige verdankte, bestand in Pflege und Erhöhung des Selbstgefühls der Nation und in Erweckung des allgemeineren Bestrebens zu glänzen [F.]." Der erhabene *Corneille*, der rührende *Racine*, der lebendige Sittenmaler *Molière*, der naive *la Fontaine*, *Boileau*, der Gesetzgeber in Angelegenheiten des Geschmacks, die lichtvolle und gedankenreiche Freymüthigkeit *Pascal's*, der geistvolle Menschenbeobachter *la Bruyère*, Kanzelredner vom ersten Range, der logisch-strenge *Bourdaloue*, der feurige *Bossuet*, der tugendhafte gefühlvolle *Fenelon* verherrlichten ein unsterbliches Zeitalter.

II. Die Unfälle, welche im Anfange des 18 Jahrh. den Glanz vierzigjährigen Glücks verdunkelten, führten den besseren Theil der Nation zum Nachdenken und vom Blendwerke äufserer Täuschungen auf sich selbst zurück [F.]; bey der Mehrheit ging Heucheley in Frivolität und steifer Hofzwang in Cynismus über [B.]. Die gelehrte Skepsis, womit *Bayle* verjährte Irrthümer und tiefgewurzelte Vorurtheile kühn bestritten hatte, erlangte wirksamen Einflufs, und hatte an der allgemeineren Regsamkeit der geistigen Kräfte nicht geringen Antheil. Die zügellose Ungebundenheit am Hofe des Regenten liefs den Nimbus verschwinden, welcher die Autorität der oberen Gewalt und ihrer nächsten Umgebung bisher geschützt hatte, und die alle Stände der Gesellschaft treffende Finanzzerrüttung erzeugte Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge und Hang zur Neuerung. Bey immer wachsender Kraftlosigkeit der Religion und fortschreitend sinkender Achtung für das Heilige und Höhere verbreiteten sich Denkfreyheit und Selbstsucht [B.].

An der Spitze der Schriftstellerwelt stand *Fontenelle, qui dans les siècles des créations littéraires*

n'avoit été qu'un bel esprit, qui dans le siècle naissant des créations philosophiques fut un esprit supérieur [F.]. Er war arm an Geist, ein glatter Eklektiker, ohne Feuer als Dichter und ohne Einbildungskraft als Gelehrter; mit aller Feinheit und Unparteylichkeit, welche ihm zugestanden werden müssen, führte er Trockenheit und Geziertheit in die schöne Literatur und leichtfertige Flachheit in die ernsten Wissenschaften ein [B.]. Doch wirkte er verdienstlich auf die Gestaltung des literarischen Geistes seines Zeitalters; er verbreitete Universalität, und lehrte Vereinbarung dessen, was bisher immer getrennt gewesen war; seine Lobreden (reich an lichtvollen Gedanken und an Urtheilen, welche die Nachwelt als richtig anerkannt hat, J.) flössten allgemeineres Interesse für wissenschaftliche Bestrebungen ein, und zeichneten sich durch eine seltene Popularität aus, welche *Voltaire* mit den Worten feyerte: *l'ignorant l'entendit.* Sein anderwärts fast vergessenes Buch über die Mehrheit der Welten wird wegen seiner anschaulichen Darstellungsgabe von Ausländern in Ehren gehalten [F.]. Auch regte er die Beschäftigung mit wissenschaftlicher Analyse der schönen Künste an.

Unter den Dichtern sind nur wenige bemerkenswerth. Im Lustspiel erlangte *Regnard*, besonders durch den *légataire* (dessen Gegenstand für die komische Bühne nicht unglücklicher, und jedes zärtere Gefühl beleidigender hätte gewählt werden können), die bedeutendste Berühmtheit; ob ihm gleich der in Frankreich verkannte, und auch von unseren Schriftstellern mit Stillschweigen übergangene *le Grand* an komischem Talent und an Originalität weit überlegen ist. Das grösste Verdienst erwarb sich *le Sage* durch Benutzung der spanischen Dichter; und wie er selbstständiger zu arbeiten anfing, zeigte er im *Turcaret* edle sittliche Tendenz und kräftige Darstellung der Sitten, und im *Crispin rival de son maître* unerschöpflichen Witz; durch *Gil Blas* wurde er für den die Charakterkomödie aufnehmenden Roman [J.], was die Meisterstücke *Corneille's* und *Molière's* für die Bühne geworden waren [F.]. *Chaulieu's* und *de la Faye's* leichte lyrische Ergiessungen heiterer Stimmung und augenblicklichen Gefühls verfehlen auch jetzt ihre Wirkung nicht. *J. B. Rousseau* war schon in den früheren besseren Zeiten seiner Thätigkeit mehr Versificator als lyrischer Dichter; er hatte weder Gefühl noch Erfindungskraft [F. und J.]. — Unter den Prosaisten nimmt *Massillon* die erste Stelle ein; er sprach mit Enthusiasmus und in apostolischem Geiste für Wahrheit und Recht [B.], und gab der Kanzelberedsamkeit neue Reize; sein Pathos ist mild, die Schilderung der Sitten wahr und eindringend, die Sprache rein und wohlklingend: *Par une alliance heureuse, mais peu connue jusqu' alors, il montre à la fois dans ses discours, avec une mésure exquise, le ministre de la parole divine, le moraliste philosophe, l'homme du gout, l'homme du monde et l'élégant académicien.* *Cochin*, und besonders der charaktervolle *Daguesseau* führten die veredelte Beredsamkeit in die Gerichtshöfe ein. *Rollin* huldigte den Alten, ohne von ihrem Geiste befruchtet zu werden. *Vertot* verbarg den Mangel an Kritik durch lichtvolle Disposition, anziehende Darstellung und belebten Stil. *Hamilton's* Manier und Ausdruck sind bezaubernd.

III. Bisher hatten die grössten Meister Gesetze des Geschmacks gegeben, nachdem sie dieselben befolgt hatten; jetzt übertrat man diese Gesetze, und trug auf ihre Abschaffung an. *De la Motte*, ein scharfsinniger Denker, erfindungsreicher Fabulist, kalter Lyriker [B.], wollte den dramatischen Werken die Versification entziehen; glücklicherweise liess er ein Trauerspiel in Prosa (er hatte früher als Versificator Prosa geschrieben, ohne es zu wissen, wie sich nach *d'Alembert's* Erzählung eine geistreiche Frau über ihn ausdrückte) erscheinen, und der Streit war geschlichtet [J.]. Der Muth, womit er die aristotelischen drey Einheiten bestritt, und statt derselben Einheit des Interesse im Drama verlangte, ist preiswürdig, und überhaupt beförderten seine Paradoxieen das Selbstdenken. *Terrasson's* Unterstützung machte ihn nicht mächtiger; auch *Fontenelle* trat ihm bey, weil seine Aufklärung ihm Kampf gegen jedwede literarische Superstition gebot, ohne das Übergewicht der Neuerung zu entscheiden. Die alte reine literarische Lehre konnte durch *L. Racine*, den würdigen Sohn eines grossen Vaters und verständigen Schüler des *Boileau*, nicht gerettet werden; zwar ist seine Versification meist vortrefflich, aber Einförmigkeit verräth Mittelmässigkeit des Talents, und er scheint das Idealische der Darstellung nie, die Erhabenheit seines Stoffes nur selten geahndet zu haben. Übrigens war er ein feinsinniger Gelehrter, wie die *Réflexions sur la poesie* beweisen, und die *Rémarques sur les tragédies de J. R.* sind ein Ehrendenkmal für Vater und Sohn [F.].

Literatur und Geschmack hatten inzwischen ein grosses Publicum gewonnen; Aufklärung durchdrang alle Volksclassen; der Gelehrtenstand war geachtet; Adel der Geburt und des Genies hatten sich einander genähert [J.]: aber die nicht verunglückten Versuche, das Joch der Autorität abzuschütteln, verdunkelten den Begriff literarischer Classicität; die Literatur war ohne bestimmte Richtung, die Schriftsteller lebten in einer Art von Anarchie, bis sich *Voltaire* der obersten Gewalt in der französischen Gelehrten-Republik bemächtigte [B.].

IV. *Voltaire* hatte wundersame Vielseitigkeit, und das seltene Talent, bey aller Mannichfaltigkeit und bey allem Wechsel der Anschauungen fast immer gleiches Leben in Darstellung und Sprache zu legen; dadurch, dass er sich dem ersten Eindrucke hingab, behielt die Farbe seines Stils immer jugendliche Frischheit; dadurch, dass er mit einer ihn endlich aufreibenden Beweglichkeit für den Augenblick lebte und wirkte, erregte er stets Interesse. Anfänglich war er nachgiebig gegen literarische Observanzen und abhängig von Autoritäten; früh genug durch schmeichlerischen Beyfall verdorben, im Alleinbesitze literarischen Ruhms und Einflusses, glaubte er

bestehenden Gesetzen trotzen zu können, und masste sich die Leitung des Geschmacks an; durch Verfolgungen wurde sein Ansehen erhöht; die Huldigungen der Regenten und des Volks, so wie zahlreiche Triumphe über seine Feinde gaben ihm Selbstgenügsamkeit, und seine nie erlöschende Eitelkeit liess sich von einem entarteten Zeitalter fortreissen. Als Tragiker erlangte er den glänzendsten Nationalruhm; er arbeitete mit Einsicht und mit unverkennbarem Streben nach Veredelung der Kunst; in die Darstellung der Leidenschaften brachte er mehr Tiefe, Wärme und Grazie [B.]. Fast allen seinen tragischen Conceptionen drückte er den Stempel sittlicher Nützlichkeit auf; er verschmolz Mitgefühl und Schrecken, Vernunft und Empfindung; aus allen Situationen suchte er trostreiche und milde Belehrungen der Duldung und Menschlichkeit zu entwickeln: daher *H. Blair* kein Bedenken trug, den Verfasser der Alzire, Zaire, Merope und Semiramis den sittlichsten und religiösesten aller Tragiker zu nennen [F.]. Er wollte durch die Tragödie Lehrer des Jahrhunderts seyn: daher haben seine Arbeiten so oft schwülstige Declamation, und sind mit allgemeinen Maximen überladen [B.] *). — Im Epos steht er tief unter *Homer* und *Tasso*; die Henriade ist ein erzählendes Gedicht, und zugleich poetisch-declamatorischer Codex der religiösen Duldung und moralischen Politik in einem Zeitalter, wo Frankreichs Regierung unduldsam und ohne sittlichen Charakter war [F.]. *J.* nennt sie die Epopöe eines aufgeklärten Zeitalters; *B.* eine lange Epistel in Versen mit oft gelungenem Pathos, und setzt hinzu (S. 51): „die epische Poesie erfodert die lebendige freye Phantasie der frühesten Zeit; die klaren, bestimmten Vorstellungen müssen noch nicht des Glaubens Kraft, die Lebendigkeit der Gefühle, die Mannichfaltigkeit und Kraft der Charaktere geschwächt haben; eine Epopöe kann nur einfachen und, um mich des Ausdrucks zu bedienen, kindlichen Völkern gesungen werden, die noch für den Reiz langer Erzählungen Sinn haben, die Wunder lieben und Erklärungen und Kritiken nicht kennen. Nur dann kann das epische Gedicht eine eigenthümliche Farbe, grossartige Formen erhalten etc." — Von der *Pucelle* spricht *B.* mit sittlichem Unwillen; *F.* deutet ihre Schönheiten mit zarter Schamhaftigkeit an. — Ungemein anziehend sind die flüchtigen Poesieen. „Ungezwungenheit ohne Nachlässigkeit, köstliche Naturanlage, feine, oft tiefe Gedanken, bekleidet mit dem Reize des Wohlklangs, ein vollkommenes Mass im Ton und in der Manier: alles vereint sich darin, um dem Geist zu gefallen, den Geschmack zu befriedigen und die Phantasie zu bezaubern" [J.]; sie sind, wie die Episteln, ein chronologisches Gemälde der Ansichten seines Lebens [B.]. — Als Historiker erwarb er sich, bey allen öfteren Verstössen gegen kritische Forschung und Wahrhaftigkeit, durch philosophischen Pragmatismus, psychologische Klarheit und dramatische Anschaulichkeit grosses Verdienst; er erhob die Geschichte zur lehrreichen Darstellung der menschlichen Cultur in allen ihren Theilen und Beziehungen. Die gelungene Charakteristik *Karl's XII* ist in antiker Manier gearbeitet; das Jahrhundert *Ludwig's XIV* ist eine treffliche historische Lobrede [F.], mit sichtbarer Vorliebe für das Glänzende und ohne Einheit [B.]. Der Versuch über die Sitten und den Geist der Völker hat Epoche gemacht, und ist von *W. Robertson* als musterhaft anerkannt worden [F.]; aber wenn auch die Anordnung der Thatsachen Beyfall verdient, und reichhaltige verständige Bemerkungen beachtungswerth sind: so ist doch Sectengeist und Hass oder Gleichgültigkeit gegen Religion unverkennbar [B.]. — Er war Schöpfer des philosophischen Romans, und übte darin mit Erfolg die grosse Kunst, zu gefallen und zu belehren [J.], Lebensweisheit dramatisch leicht zu entwickeln, und didaktischen Ernst mit heiterer Laune, sittliche Würde mit gesellschaftlichem Scherz und sarkastischem Spotte zu paaren [F.]. — Als Philosoph hatte er so wenig System als Achtung für Moralität, und zeichnete sich durch egoistische Polemik gegen das, was ihm missfiel, und durch Frechheit des Angriffs am kenntlichsten aus [B.]; seine Erörterungen und Behauptungen haben mehr überredende Klarheit und populäre Gewandheit, als tiefe Gründlichkeit [F.]. — Wenn ihm die Benutzung der bisher fast ganz unbekannten englischen Literatur, welcher er die wissenschaftlich-praktische Bildung seines Geistes hauptsächlich verdankte, zum Ruhme gereicht [J.]: so war doch seinen Anpreisungen brittischen Geistes und Charakters eine gewisse Bitterkeit gegen Frankreich beygemischt, welche bey *V's.* Ansehen und bey entschiedener Hinneigung der Mehrheit zur Unzufriedenheit mit vaterländischen Einrichtungen um so nachtheiliger wirkte, je oberflächlicher die Kenntniss brittischer Eigenthümlichkeit war, und je häufiger das eben nicht Beneidenswerthe bewundert wurde [B.]. Reiner ist die Achtung, welche dem Wortführer und Sachwalter der Unterdrückten, dem Ankläger der Ungerechtigkeit, des Fanatismus, der Tyranney gezollt wird [F.], obgleich die Beweggründe seiner Handlungsweise bey strengerer Prüfung nicht als die lautersten erscheinen dürften.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

*) *A. W. Schlegel* über dram. K. und L. Th. 2. Abth. 1. S. 174: „Das Bedürfniss des Denkers war erwacht, und leider eilte dreister Vorwitz der ergründenden Tiefe weit voraus. Nach eingerissener öffentlicher Sittenlosigkeit hätte gefährliche spottende Zweifelsucht die Grundfesten aller auf Religion, Sittlichkeit und die Gewährleistung des geselligen Vereins Bezug habende Überzeugungen erschüttert. *Voltaire* kam der Lüsternheit nach Aufklärung gefällig entgegen, und trug auf der Bühne in schönen Versen vor, was von den Lehr- und Rede-Stühlen noch nicht gepredigt werden durfte; er benutzte Poesie als Mittel zu fremdartigen Zwecken. Dadurch wird die künstlerische Reinheit seiner Darstellung oft getrübt. Er stellte mit der dramatischen Kunst beständige Versuche an, und griff bald zu diesem bald zu jenem Wirkungsmittel." — Vortrefflich sind die Betrachtungen über die franz. Tragödie S. 158 ff. Eine Vergleichung der Analyse einzelner *V.* Trag. bey *Schlegel* S. 205 ff. und *Fabre* S. 120 ff. wird zu interessanten kritisch-ästhetischen Resultaten über den Nationalgeschmack führen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 26 MÄRZ, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Paris, b. d. Gebr. Michaud u. b. Delaunay: *Tableau littéraire du XVIIIe siècle ou Essai sur les grands Ecrivains de ce siècle et les progrès de l'esprit humain en France etc. Par M. J. J. Victorin-Fabre etc.*

2) Jena, b. Frommann: *Über die Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert.* Zwey Abhandlungen von *Barente* und *Jay*, aus dem Franzöſiſchen — von *F. A. Ukert* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Gleichzeitig mit *Voltaire* wirkten auf Frankreichs literariſche Denkart: *Montesquieu*, deſſen Werke die Farbe und den Charakter des Zeitalters tragen, Indifferentismus, Hang zur Paradoxie, Ungebundenheit der Meinung, Keckheit der Prüfung [B.]. In den perſiſchen Briefen findet man feine Beobachtung, kühne Freymüthigkeit, und ſtrenges Urtheil [F.]. Durch Geſchäftsleben und Umgang wurde er milder und zurückhaltender; aber die Phantaſie behielt die Herrſchaft über den Verſtand, und die Vorliebe für poetiſchen Schimmer und philoſophiſche Gaukeley wurde nicht abgelegt. Die Betrachtungen über die Gröſse und den Verfall der Römer haben wenig Tiefe und Gründlichkeit, und in dem Geiſte der Geſetze tritt ein ſchneidendes Streben nach Neuheit hervor [B.]: doch war das letztere Werk von wunderſam groſser und allgemeiner Wirkung begleitet; es befruchtete die Gedanken der ſpäteren Geſetzgeber, führte die gerichtliche Beredſamkeit auf allgemeinere politiſche Grundſätze zurück, entfeſſelte die geſellſchaftliche Philoſophie vom Herkommen, lehrte die Franzoſen Gerechtigkeit gegen das Ausland, und gab der Sprache Gedrängtheit und ſententiöſe Fülle.

J. J. Rousseau unterlag dem Drucke geſellſchaftlicher Einwirkungen; ohne Familie, ohne Freunde, von einem Lande zum anderen irrend, flüchtete er aus der wirklichen Welt in eine idealiſche, und nahm ſchwarzen Unwillen gegen die Menſchheit in ſein Aſyl; einſeitiges übermüthiges Selbſtgefühl und fanatiſche Auflehnung gegen die beſtehende Ordnung der Dinge waren Hauptbeſtandtheile ſeines inneren Weſens; ſeine ſein ganzes Streben deſpotiſirende Eitelkeit konnte nie befriedigt werden; nichts, was Menſchen für ihn thaten, konnte ihn milder machen; er blieb ewig Fremdling in der Geſellſchaft. Bey aller enthuſiaſtiſchen Liebe für Tugend und Recht, bey allem Ernſte, Andere dafür zu gewinnen, erſchütterte oder untergrub er die einzige Grundlage der Tugend und Gerechtigkeit, das Gefühl für Pflicht [B.]. Die erſten Befehdungen der Civiliſation enthielten nur Lichtſtrahlen ſeines Geiſtes; die Compoſition war ſchwach, der Stil unvollkommen. In dem Grundſatze, daſs die Bildung der Geſellſchaft den Menſchen in Kriegszuſtand verſetze, ſtimmte er mit *Montesquieu* überein; nur leitete dieſer daraus die Nothwendigkeit der Geſetze, *Rousseau* ihre Unzulänglichkeit ab; er wollte nicht zerſtören, was *M.* zu bauen verſucht hatte, ſondern die Menſchen in das Zeitalter männlicher Reife einführen; und in dieſer Abſicht ſchrieb er über Erziehung und geſellſchaftlichen Vertrag [F.]; alles war auf Egoismus begründet, und zweckte auf Trotz gegen das Poſitive ab; er wollte die Religion durch allgemeine Moral verbeſſern, und die Leidenſchaften, deren Logik ihm geläufig war, zu Hülfsmitteln der Tugend erheben. Haſs gegen die Geſellſchaft, deren Nothwendigkeit er nicht zu leugnen vermochte, und Abneigung gegen die geſellſchaftliche Ordnung führten ihn, neben anderen Inconſequenzen, auf das vermeintlich rationelle Princip von der Souveränität des Volks, ohne zu ahnden, daſs er damit der tyranniſchen Willkühr die mächtigſten Waffen reiche, und dem *hobbes*'ſchen Syſtem (wäre es auch durch einen *H.!*) neue Triumphe bereite. Die Heloiſe iſt als Phantaſie-Gemälde des inneren Lebens der Leidenſchaften vortrefflich; nur verliert ſie dadurch, daſs Julie die Reize der wahren Weiblichkeit entbehrt, daſs zu viel einförmige Überſpannung vorwaltet und zu oft dogmatiſirt und faſt pedantiſch moraliſirt wird. Am beſten ſchrieb er gegen das Schauſpiel. In den Geſtändniſſen will er die Menſchen überreden, daſs er tugendhaft war, indem er berichtet, wie er es nicht war; mit unübertrefflicher Naivetät enthüllt er das Innere ſeiner Seele, und ſucht mit allen Zauberkünſten der Verführung Andere in ſeine Verirrungen hineinzuziehen; erſt beym ruhigeren Nachdenken gewahren wir ſeine Selbſtſucht und Verblendung. Kaum kann der Mann, der ſo dachte und handelte, vor dem Richterſtuhle der unbefangenen Vernunft Gnade finden [B.].

Buffon, der phantaſiereiche Maler der Natur, erregt Bewunderung durch prunkvolle Beredſamkeit, feurige Begeiſterung, und hat ſelbſt durch bald nachher von Forſchern aufgegebene Hypotheſen, und durch Verirrungen genutzt, indem er dürre Syſtem- und Nomenclatur-Sucht mäſsigte [F.]. Nach ihm

haben die Naturwissenschaften ihren contemplativen Charakter verloren, und sind ganz unter die Herrschaft der Erfahrung gegeben worden [B.].

V. Die Zahl der Schriftsteller in diesem Zeitalter war groſs; doch erheben sich nur Wenige über eigentliche Mittelmäſsigkeit. In der Tragödie hatte *Voltaire* keinen Nebenbuhler: denn der schauderhafte oder schreckliche *Crebillon* hatte zu wenig Kenntniſs des menschlichen Herzens, stieſs zu oft durch Unwahrscheinlichkeit und Überkünstelung an, und wuſste der Sprache zu wenig Adel und Reiz zu geben, um sich auf der Bühne behaupten zu können. *De Belloy* stürzte das Interesse des vaterländischen Stoffs durch pomphafte Declamationen. — Die Komiker waren genöthigt, Geschöpfe der Phantasie auf die Bühne zu bringen, weil die wirkliche Welt mit Vermehrung des Wohlstandes, der Kenntnisse und der gesellschaftlichen Geschliffenheit weniger starke Züge der Charaktere hervortreten lieſs [J.]; möglichst treue Nachbildung des conventionellen Gesellschaftstons, künstvolle Verwickelung und Anlage, anziehende Situationen sollten für Entbehrung der Wahrheit in Charakteren Ersatz gewähren [B.]. *Destouches* strebte nach Ernst und Würde: sein *Philosophe marié* und sein *Glorieux* empfehlen sich durch Beweglichkeit der Handlung und feinen, sinnvollen Dialog. *La Chaussée* führten Pathos ein; der Versuch, dem bey Britten und Deutschen glücklich bearbeiteten und vom Publicum dankbar aufgenommenen Drama in Frankreich Bürgerrecht zu verschaffen, mislang mehr durch die empfindelnde Manier des Vfs., als durch das Wesen der Gattung. *Marivaux* gefiel sich in unnatürlicher Metaphysik der Leidenschaften und Gefühle und in mislungenen Neuerungen der Sprache [F.]; er prunket mit gründlicher Beobachtung des menschlichen Herzens, und giebt nicht das Resultat, sondern den Act derselben; Personen und Handlungen haben immer eine anstöſsige Ähnlichkeit und auffallende Unwahrscheinlichkeit. Glücklicher war er im Roman; doch übertraf ihn auch hier an Interesse, Einfachheit und Anschaulichkeit *Prevost*, so entfernt dieser auch von künstlerischer Vollendung blieb. *Gresset*, voll Reiz und leichter Lebhaftigkeit im *Vert—Vert* und in flüchtigen lyrischen Dichtungen, lieſs in dem trefflich versificirten und geistreich dialogisirten *Mechant* Leben der Handlung und psychologische Wahrheit vermissen. *Piron's Métromanie* ist Karrikatur mit manchen Schönheiten im Einzelnen [B.]. — Unter den Prosaisten zeichnet sich der edle Moralist *Vauvenargues* durch *pascal'sche* Kenntniſs des menschlichen Herzens und *fenelon*schen Tugend-Eifer, auch durch ziemlich reinen Geschmack in der Kritik aus [B.].

VI. Die Literatur, unabhängig vom Schutze der Regierung, welche seit *Fleury's* Ministerium nichts für sie that, ihrer Macht sich schon bewuſst, wurde selbstständiger, freyer, kühner. Die Wissenschaften schritten fort, wurden mit fruchtbaren Entdeckungen bereichert; die Gelehrten lieſsen es sich angelegen seyn, die Nation in die Geheimnisse ihrer Kunst einzuweihen, und kannten keinen herrlicheren Lohn, als Beyfall groſser Köpfe und Achtung des Publicums. Mathematik und Naturkunde wurden meisterhaft bearbeitet; die Benedictiner von der Congregation des heil. Maurus hatten sich durch ausdauernden Fleiſs und kritische Forschung auf dem Felde des Alterthums, der Geschichte und Patristik die gerechtesten Ansprüche auf Dank und Bewunderung der Nachwelt erworben, und viele Mitglieder der Akademie der Inschriften schlossen sich ihnen wenigstens durch glückliche Zusammenstellung des Ertrags gelehrter Untersuchungen an; Linguistik blühte, und Erudition und Kunst leisteten sich wechselseitige Unterstützung. Durch *locke*sche Philosophie und *Condillac* (der freylich kein gründlicher Denker war, und die Wissenschaft durch breite und gehaltlose Popularität oft herabwürdigte, B.) wurde über Beschaffenheit des menschlichen Erkenntniſsvermögens Licht verbreitet; *Condillac*, *Duclos*, *Dumarsais* führten die Sprachlehre, Andere den Geschmack und die Kritik auf allgemeinere philosophische Grundsätze zurück. Die Ökonomisten suchten die Aufmerksamkeit der Regierung und der besseren Bürger auf Gewerbfleiſs, Handel und Ackerbau hinzuleiten, untersuchten die Quellen des Nationalreichthums, und drangen auf Verbesserung des Finanzwesens. Der durch Minister und Armee gefährdete Glanz der National-Existenz wurde durch Schriftsteller gerettet; Paris war der Sitz der Literatur und des Geschmacks. Die Schriftsteller, im Vaterlande geehrt, vom Auslande gefeyert, von Fürsten gesucht, von Machthabern gefürchtet, stürzten die Scheidewand der Stände um; mit dem Einflusse ihrer Wirksamkeit stiegen Anmaſsung und absprechender Ton, Selbstzufriedenheit und Proselytenmacherey [F. u. B.]. Neue Ideen erlangten in unglaublicher Schnelligkeit Ausbreitung und Herrschaft; in einem Lande, welches nie wahre Philosophie (vrgl. B. S. 115) gehabt hat, entstand ein vermeintliches und sogenanntes Zeitalter der Philosophie [B.]. Zum Theil Ursach, zum Theil Wirkung dieses Zeitgeistes war die *Encyclopédie, éternel et immense dépôt des connoissances et des erreurs humaines* [F.]. Sie sollte und wird vielleicht einst (besonders in ihrer, hier mit befremdendem Stillschweigen übergangenen, ungemein viel Treffliches und Gründliches neben wenigen schwachen Seiten darbietenden methodischen Umarbeitung) die Seecharte auf dem unermeſslichen Ocean der menschlichen Kenntnisse seyn, um das bekannte und angebaute Land, so wie die Stellen, wo neue Entdeckungen zu machen, neue Bahnen zu verfolgen sind, nachzuweisen [F.]. Sie wurde Vereinigungspunct für die sogenannten Philosophen, Angelegenheit einer Partey, welche in Kühnheit der Ideen, Feindseligkeit gegen eingeführte Ordnung, und Opposition gegen die Regierung ihren gröſsten Ruhm suchte [B.]. *D'Alembert*, einer der ersten Mathematiker seines Jahrhunderts, in der Philosophie

Locke's Nachbeter, in der Literatur ohne Wärme und Phantasie [B.], zeichnete den Riss des Werkes *) vor, wie es seyn sollte, aber nie ausgeführt worden ist [F.], und nach der gründlicheren Ansicht wahrer Denker nicht ausgeführt werden darf. Ihm zur Seite stand *Diderot*, reich an Talent, ohne vollkommene Ausbildung, flach in Kenntnissen, schwankend in der Überzeugung (F. legt ihm ungestüme Einbildungskraft und erstaunliche Kenntnissmasse bey, und nennt ihn einen fruchtbaren, bisweilen dunklen Denker; *Diderot* ist seit einigen Jahren von Deutschen immer richtiger als von Franzosen beurtheilt worden). Sein Versuch, eine neue dramatische Schule zu stiften, verunglückte; in seinen Romanen ist eine gewisse Tugendliebe mit empörendem Cynismus verschmolzen [B.]. — Jetzt bildete sich eine öffentliche Meinung, welche, fast jedweder leitenden Einwirkung der Regierung entzogen, keines Missbrauchs und keines Vorurtheils schonte. Parlament und Klerus wollten ihr zwar Widerstand leisten, aber ihr Interesse war zu verschiedenartig, um eine aufrichtige Verbindung zu verstatten; nur in *Voltaire's* und *Rousseau's* Verfolgung konnten sie einstimmig seyn [J.]. — Mit überlegener Macht, oft nicht ohne trotzige Unbescheidenheit, traten frey sich äussernde und von höchst mannichfacher Reformationssucht ergriffene Schriftsteller auf, welche die herrschende Denkart zu Einer Schule vereinte.

Helvetius lehrte in seinem Werke *sur l'esprit*, wozu er die philosophischen Materialien aus der Gesellschaftswelt aufgriff, groben Materialismus, und glaubte in der mit Selbstsucht verwechselten Selbstliebe die trostlosen allgemeinen und beständigen Grundlagen der Sittenlehre und Gesetzgebung zu finden; durch sein Leben widerlegte er ein Werk, mit welchem er seinen Charakter verleumdet hatte [B. u. F.]. — *Raynal's* Declamationen sind geschmacklos; in der berühmten Geschichte beider Indien mögen die Thatsachen genau seyn, aber die Darstellung ist unkritisch; den Ideen fehlt Bestimmtheit und dem Ausdrucke derselben Mässigung; seine durch Handeln im wirklichen Leben bündig widerlegten Grundsätze feinden die gesellschaftliche Ordnung an [B.].

Auch bey Schriftstellern, welche nicht zu dieser Schule gehörten, wohl gar dieselbe befehdeten, zeigt sich der Wiederschein desselben Systems, die Allmacht derselben Grundsätze. So bey dem oft kalt-trockenen *Duclos* der in dem grosse Klarheit und Bestimmtheit aussprechenden Buche *sur les moeurs* alle Schattirungen des Gesellschaftsgeistes scharf aufgefasst und kräftig geschildert hat. — *Mably*, der neuen philosophischen Schule abgeneigt, war doch übereinstimmend mit ihren Grundsätzen, ohne dass er's wusste, und wirksam für ihre Plane, ohne dass er's wollte; mit einseitiger Vorliebe für Griechenland und Rom, deren Verfassungen nach seiner Überzeugung keine Anwendung auf unsere Zeiten zuliessen, war er ungerecht gegen das Moderne und feindselig gegen den dermaligen politischen Zustand [B.].

Auf dem Theater, wie in der literarischen Ideenwelt, herrschte *Voltaire*, unterstützt von dem Kunsttalente der *le Kain*, *Clairon*, *Dumenil*. Vorübergehend war *Lemierre's* Beyfall; er verstand keine Charakterzeichnung und sein Stil ist in der Regel barbarisch, wenn gleich oft lebendig und kräftig. *La Harpe*, ein oft einseitiger und flacher, oft absprechender Kritiker, hat zwar nichts Originelles in seinen Tragödien, aber doch haben sich einige, besonders *Melanie*, auf der Bühne erhalten. — In der Komödie hat *Collé* allein gelungene Arbeiten gegeben. — Warum sämmtliche Lobredner die nationellste aller dramatischen Dichtarten, den *Vaudeville*, mit Stillschweigen übergehen, ist schwer begreiflich; sie schämen sich doch etwa nicht, wie der gebildetere Wiener der Thierhetze, einer Erscheinung, die so ganz eigentlich aus dem gesellschaftlichen Leben und aus dem allgemeinen Typus der Ansichten desselben hervorgegangen ist? Dann wären sie sehr ungerecht gegen die wirklich zum Theil überaus geistreichen, launigen und witzigen Productionen dieser Art, und bedächten nicht, dass die Franzosen hier mit den genialsten nichtfranzösischen Dichtern am ehrenvollesten zusammentreffen, und in der neuesten Zeit vielleicht allein etwas leisten. Eben so ist es nicht zu billigen, dass von der Oper, von *Quinault* und einigen seiner glücklicheren Nachfolger gar keine Rede ist. — In *Bernard's*, *Desmahis* und *Bernis* leichten lyrischen Dichtungen herrscht angenehme Verschmelzung milder Philosophie und heiterer Phantasie [J.]. *Colardeau's* Versification ist bezaubernd, aber er konnte nichts Grosses umfassen, und seine beste Heroide Heloise ist *Pope'n* nachgebildet [B.]. Auf die beschreibende Poesie hatte die Allgemeinheit wissenschaftlicher Kenntnisse, die Bekanntschaft mit der englischen Literatur, und *Buffon's* und *Rousseau's* gewichtvolle Prosa folgenreichen Einfluss; in *Lambert's* mehr correcten als anmuthigen *Saisons* sind sittliche Ansichten in Bilder der Natur verwebt, und *Delisle* hat nach der, vielleicht nur Deutschen nicht genügenden Übersetzung der *virgil*schen Georgica anerkannte Meisterstücke geliefert. — Die akademische Beredsamkeit hatte ihre glänzendste Periode. Die Sitzungen der französischen Akademie waren Nationalfeste; die durch patriotisches Interesse gehobenen Lobreden waren oft inhaltschwer und gedankenreich, und

*) *Jay* übertreibt, wenn er behauptet, *Bacon's* Plan, die Beziehungen aufzusuchen, wodurch die Wissenschaften mit einander verbunden sind, die gemeinsamen schaffenden Principien derselben darzustellen, und das Gebäude unserer Kenntnisse im Ganzen zu überschauen, sey jetzt aufgenommen und ausgeführt worden. Aber er hat Recht, wenn er hinzusetzt die *Encyclopédie* habe den Gelehrten das Geheimniss ihrer Macht enthüllt, ihnen Zuversichtlichkeit und Muth verliehen, die öffentliche Meinung zu schaffen und zu leiten.

geeignet, um Achtung für literarisches Verdienst einzuflössen und enthusiastische Nacheiferung zu erwecken [F.]. *Thomas* Ringen nach Beredsamkeit ist zu sichtbar, der Stil ist geschraubt; der Nachdruck gekünstelt, die Combination gesucht, die Lobrede auf Marc-Aurel hat viel lebendige Anschaulichkeit, und erzeugt wahre Rührung [B.]; in dem *essai sur les éloges* liegt viel Kraft und Erhabenheit. — Die gerichtliche Beredsamkeit vervollkommnete sich fortschreitend; *Servan*, *Dupaty*, *La Chalotais*, *Montclar* u. A. liessen ahnen, was die politische Beredsamkeit werden könne [F.]. — Die religiöse Redekunst hatte ihre schöne Zeit überlebt; die Prediger unterlagen dem Geiste der Zeit; sie erfüllten ihre Berufspflicht mit furchtsamer Zurückhaltung; sie wollten der herrschenden Denkart nicht trotzen, sondern Verzeihung für ihren Stand und ihre Predigten erhalten; sie fröhnten der sogenannten philosophischen Sittenlehre und errötheten vor dem Evangelium [B.]; *Beauvais* galt etwas, weil er die vermeint gesunde Philosophie nicht von sich wies [J.]. — *Marmontel* erzählt leicht, zierlich und wahr; seine Lehrbücher können richtiges Gefühl für literarische Productionen erwecken [B.]. An lieblicher Einfachheit, kindlichem Witze wird er von *Cazotte* weit übertroffen. *Crebillon* d. J. ist der Spiegel eines verdorbenen Zeitalters; seine Romane stellen das Laster in voller Unverschämtheit und mit aller gesellschaftlichen Ziererey dar. — Der Historiker sind viele, aber nur sehr wenige merkwürdig; die meisten wollten lieber durch Meinungen als durch historische Darstellung glänzen. *Henault's* Talent hätte verdient auf bessere Art angewendet zu werden [B.]. *De Brosses*, unter allen französischen Geschichtschreibern der glücklichste im Nachbilden des Antiken, ist vergessen. Mit Aufwand grosser Gelehrsamkeit stellte *Barthélemy* ein Gemälde des alten Griechenlands so lebendig auf, dass man meinen sollte, es sey bloss Werk der Einbildungskraft [B.]. — Unter den Didaktikern hätte der edle *Bonnet* nicht ausgelassen werden sollen.

VII. Über die Revolutionsperiode (an deren Herbeyführung berühmte Damen-Cirkel nicht den kleinsten Antheil gehabt haben mögen) äussert sich *B.* am ausführlichsten und verständigsten; seine beurtheilende Entwickelung der französischen Revolution (S. 168 fgg.) ist so tiefgreifend und freymüthig, dass sie zu dem Besseren gerechnet werden kann, was über diesen Gegenstand in Frankreich geschrieben worden ist. Wissenschaften und Philosophie waren Bestandtheile des Nationalcharakters und die Literatur wurde Werkzeug revolutionärer Absichten; durch zahlreiche Journale verbreiteten sich mit grosser Keckheit die in gesellschaftlichen Kreisen besprochenen Ideen, und unter der vielgebrauchten Firma des Eifers für das allgemeine Beste erlaubte man sich eine Zeit lang, Alles zu sagen. — *Raynouard's Templiers*, welche an die bessere Zeit der tragischen Poesie in Frankreich erinnern, sind übergangen. In der Komödie zeichneten sich *Collin d'Harleville* durch Wahrheit und Zartheit der Empfindung, *Fabre* durch declamatorisches Feuer aus. — Das Organ des öffentlichen Unwillens gegen ohnmächtigen Hof-Despotismus und Verdorbenheit in den oberen Ständen war *Beaumarchais*, voll Feuers, Witzes und Cynismus, reich an Anmuth und Geschmacklosigkeit, widrig durch groteske Mischung von Stolz und Würdelosigkeit. *Nivernois* dichtete Fabeln, welche sich am besten nach den *la fontaine*schen lesen lassen. — *Bernardin de St. Pierres Paul et Virginie* ist ein Gemälde der reineren Natur und des einfachen Gefühls [B.]. — Unter den Revolutions-Rednern treten der kunstlose *Cazales* und der rührend-kräftige *Vergniaud* hervor [J.]. — Der Lyriker *le Brun*, der elegante *Boufflers*, *Mercier*, *Chamfort*, *Mirabeau*, der hinreissende *Lanjuinais*, Fr. *von Stael* u. m. A. sind mit Stillschweigen übergangen.

B. und F. schliessen ihr Gemälde mit gehaltvollen Recapitulationen; *B.* wünscht, dass das anfangende Jahrhundert dem kommenden Geschlecht nicht mehr Ruhm und Glanz, sondern mehr Tugend und weniger Unglück bringen möge; F. fodert seine Nation zur Bewahrung des literarischen Ruhmes auf. J. deutet an, dass bisher mehr Lorbeeren auf dem Schlachtfelde als im Gebiete der Wissenschaft und Kunst gebrochen worden sind, und tröstet sich mit Hoffnungen von den ersehnten Zeiten der Ruhe.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Kummer: *Der Dominikaner.* Staatskomödie in fünf Aufzügen. 1806. 164 S. gr. 8.

In dieser Staatskomödie, die desshalb so genannt wird, weil Kron' und Reich und eine Königin das Ziel des Strebens darin ausmachen, wobey aber der *Dominikaner*, der nur als Vermittler und Kuppler in einer Liebesintrigue dient, gar nichts zu thun hat, herrscht wenig Geist und Leben, und eine Verstandestrockenheit statt Phantasie, eine Ungeschmeidigkeit in dem Lenken und Fügen der Umstände und in dem Entwickeln der Gesinnungen, eine Verwechselung des Komischen mit der Gemeinheit und Lasterhaftigkeit, und mitten in der Prosa ein oft gar zu sichtbares Ringen, sich daraus emporzuarbeiten. Nur der Charakter des hintergangenen Ehemanns hat Lebensfrische und Originalität, und ist auch hie und da mit guten Einfällen ausgestattet. Das Ganze nimmt mehr einen Anlauf zu einem Trauerspiele als zu einem Lustspiele, und endigt nach vieler Umständlichkeit plötzlich als Schauspiel.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MÄRZ, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Paris, b. d. Gebr. Michaud u. b. Delaunay: *Tableau littéraire du XVIIIe siècle, ou Essai sur les grands Écrivains de ce siècle et les progrès de l'esprit humain en France etc.* Par *Marie J. J. Victorin-Fabre etc.*

2) Jena, b. Fommann: *Über die Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert.* Zwey Abhandlungen von *Barente* und *Jay*, aus dem Französischen — von *F. A. Ukert* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hr. *Ukert* hat als Übersetzer seine Pflicht erfüllt, wahrscheinlich aber die *fabre*sche Schrift nicht gekannt; sonst würde er sie gewiss den beiden anderen Abhandlungen beygegeben haben. Seine Übersetzung liest sich angenehm, und verlieret nicht, wenn sie mit den Originalen zusammengehalten wird. Kleine Flecken, z. B. S. 6: *Hiebe zu versetzen*, statt: *wehe zu thun;* S. 15: *ihre dunkeln Flugschriften* u. s. w. verdienen kaum erwähnt zu werden, und sind in dem Fortgange immer seltener. Er entschuldigt sich in der Vorrede, dass er sein abweichendes Urtheil, als zu weit führend, nicht beygefügt habe, und berichtigt die versteckt angedeutete Meinung *Barente's*, dass die Schriftsteller das Meiste zum Umsturz der bestehenden Verfassung beygetragen haben, und daher einer strengeren Aufsicht der Regierung unterworfen werden sollten. Die Schriftsteller sind entweder Organ der öffentlichen Meinung und der gesellschaftlichen Denkart, oder sie finden nur dann Eingang, und erlangen bedeutendere Wirksamkeit, wenn ihre Äusserungen und Ansichten mit den Bestrebungen des Volkes und seiner Wortführer übereinstimmen, und in dieselben eingreifen.

Die Anmerkungen sind ein räsonnirendes Namenverzeichniss der angeführten Schriftsteller, wobey *Salverte's* Notizen benutzt worden sind. Etwas mehr Literatur im deutschen Sinne würde wohl nicht am unrechten Platze hier gewesen seyn. Manches bedarf einiger Berichtigung und Ergänzung. Bey *d'Alembert* durften die Elogien nicht unerwähnt bleiben. — *Bernard* ist durch seine frostige Kunst zu lieben, gewiss nicht am bekanntesten; den Beynamen *le gentil* verdankt er seinen kleineren Dichtungen. — In den Jugendgedichten *Bernis* zeigt sich keinesweges Mangel an poetischem Geiste: dieser wurde in späteren Jahren sichtbar, als er die seinem Talente angemessene Sphäre verlassen hatte. — *Le Brun* starb den 31 August 1807. — *Cabanis* aus Bayonne war geb. 1756, und starb 1808. — *Collin d'Harleville* starb 1806. — *Duclos* konnte nicht nach *Voltaire's* Tod [1778] zum Historiographen ernannt worden, da er 1772 schon starb. — *Vauvenargues* war geb. 1715, und starb 1747; vor der von *Suard* 1806 in 2 B. 8 besorgten Ausgabe s. Werke stehen Nachrichten von seinem Leben.

Die Verarbeitung der sämmtlichen französischen Gemälde des Zustandes der National-Literatur im 18 Jahrhundert zu einem Ganzen, nach deutscher Art, würde ein verdienstliches und dankenswerthes Unternehmen seyn.

Fabre's Lobschrift auf *Bruyère* ist eine gelungene Arbeit, und um so willkommener, da von dem Leben und von der Persönlichkeit des trefflichen Sittenmalers und seinem Zeitalter weit voraus eilenden Denkers wenige authentische und befriedigende Nachrichten vorhanden sind. Der Vf. verweilt bey der Composition der *bruyère*schen Schriften, und zeigt die Lebendigkeit und Wahrheit in der Auffassung der Beobachtungen, die Anschaulichkeit, Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit in der Darstellung, die glückliche Vereinbarung sittlichen Ernstes und heiterer Laune, würdevoller Beredsamkeit und überströmenden Witzes. Die Sprache hat Neuheit und Eigenthümlichkeit; selbst das Fehlerhafte darin ist originell und lehrreich. Weil *B.* ganz der modernen Welt angehört: so konnte die freyere Behandlung des *Theophrast* nicht vermieden werden, und gerade sie lässt das Eigenthümliche seines Geistes am kräftigsten hervortreten. Die Richtigkeit und Tiefe seiner philosophischen Ansichten, deren manche erst durch *Montesquieu* und *Rousseau* in allgemeineren Umlauf gekommen sind, ist überraschend. Aus seinen Werken ergiebt sich ein sehr schmeichelhaftes Resultat als Charakteristik seines äusseren und inneren Seyns; und es ist leicht, ihn gegen Anklagen und Beschuldigungen in Schutz zu nehmen. L.

Paris, de l'imprimerie Impériale: *Recueil de mémoires sur différens manuscrits Grecs de la bibliothèque Impériale de France.* Par *C. B. Hase.* Première partie. 1810. 4.

Was dieser Band enthält, war schon früher er-

schienen, oder vielmehr, lag vergraben, in einem Werke, das, eben so ungleichartig als reichhaltig, ein Eigenthum der Bibliotheken zu werden droht, obgleich bestimmt, eine Bibliothek, und zwar die reichste von allen, zum Eigenthum des Publicums zu machen. Je wenigeren Freunden der Literatur, zumal in Deutschland, vergönnt seyn mag, die acht Quartbände zu besitzen, zu denen die *Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque Impériale* bereits angewachsen sind: um so Mehrere werden sich freuen, gehaltvolle, zum Theil unentbehrliche Abhandlungen daraus in besonderen Abdrücken zu erhalten. So können auch die vorliegenden unseres wackeren Landsmannes nicht anders als willkommen seyn.

Die erste, 45 Seiten stark, hat zum Gegenstande einen ungedruckten Grammatiker, auf den die Aufmerksamkeit rege geworden, seitdem *Ruhnken* die Autorität desselben als schirmende Ägide über den Pseudo-Orpheus gestreckt hat: nämlich den *Drakon von Stratonikea.* Nach genauer Beschreibung des Äußerlichen der ziemlich neuen Handschrift, stellt der Vf. mit Umsicht und Behutsamkeit die wenigen Nachrichten zusammen, die von dem Urheber des Werkes περὶ μέτρων theils in dürftigen Artikeln des Suidas und der Eudokia überliefert sind, theils aus dem Werke selbst zu schöpfen. Dass Herodianus, Sohn des alexandrinischen Apollonius, der späteste Autor ist, den Drakon anführt, und dass von den vier Städten, die Stratonikea geheissen, die makedonische seit dem Hadrianus Hadrianopolis hiess, die übrigen aber in Kleinasien und Mesopotamien lagen, welche Länder nach dem siebenten Jahrhunderte von Saracenen und anderen Barbaren überschwemmt, und der alten Sprache und Religion verlustig, schwerlich ein so rein geschriebenes Buch über einen so unpopularen Vorwurf verstatteten, daraus scheint zu folgen, dass Drakon zwischen dem zweyten und achten Jahrhundert gelebt habe, so wie aus dem heidnischen Namen seines Sohnes (Posidonius), an den er sein Buch gerichtet, dass er kein Christ gewesen, und also nicht leicht jünger als das fünfte Jahrhundert. Die Unsicherheit dieser Folgerungen giebt der Vf. selber zu. Sein Urtheil über den Werth des Werkes scheint dem Rec., der die Handschrift vor sich hat, vollkommen gegründet. *Il faut avouer d'abord qu'on ne trouve dans l'ouvrage de Dracon, ni la quantité d'observations intéressantes qu'offrent les ouvrages d'Apollonius Dyscolus, ni les mots singuliers et rares — que présentent les dictionnaires d'Hésychius, d'Ammonius et de Timée, ni même cette espèce d'ordre et de méthode, qui règne dans les écrits de Théodose et de Psellus, dont j'ai consulté les grammaires inédites. Son style a la simplicité, pour ne pas dire la sécheresse, d'un ouvrage élémentaire; la plupart des règles qu'il cite n'ont pas même l'avantage d'être neuves pour nous, puisqu'elles se retrouvent, et souvent dans les mêmes termes, dans les grammaires postérieures; son dictionnaire prosodique enfin me paroit rédigé sans plan et sans choix.* Es liess sich sogar des Bösen noch viel mehr sagen von einem Metriker, der, um nur Eines anzuführen, einen handgreiflich verstümmelten Hexameter also zurecht scandirt: Νεστορ| Νηλη | ῒα | δη μεγα | κῦδος Ἀ | χαιῶν. Und doch war er der Mühe werth, die hier auf ihn gewendet ist. *Les ouvrages des grammairiens ne peuvent être assez étudiés de ceux qui desirent acquérir une connoissance approfondie de la langue Grecque.* Das wird noch lange wahr bleiben.

Zur Probe ist die Einleitung gegeben, die einige allgemeine Regeln über die Prosodie enthält, und aus dem ersten und längsten Abschnitt, περὶ χρόνων κατὰ στοιχεῶν, das Α, Γ, Χ, Ψ, Ω vollständig, von den übrigen Buchstaben bald einzelne Artikel, bald die blosse Aufzählung der Artikel. Dass der Text nicht gerade mit der ängstlichen Genauigkeit abgedruckt ist, die von einer förmlichen Ausgabe zu verlangen wäre, darf kaum erwähnt werden: um zu bezeichnen, was und wie Drakon geschrieben, ist mehr als genug gethan. Die Anmerkungen weisen theils die angeführten Dichterstellen nach, theils die Grammatiker, die von denselben Gegenständen gehandelt; oder auch sie berichtigen den Text meist mit so glücklichem Scharfsinn, dass wir bedauern, hier nur berühren zu können, wobey jeder philologische Leser mit Vergnügen verweilen wird. Ἰδομενεῖ für εἰδομενη S. 2, ist ein sinnreicher Irrthum. Den Beschluss macht ein sorgfältiges Verzeichniss der im ganzen Werke angeführten Schriftsteller, worunter eine bedeutende Zahl verlorener.

Das Geschichtswerk des *Diakonus Leo*, das wir aus der zweyten Abhandlung von 43 S. kennen lernen, ergänzt die bisherigen Sammlungen der Byzantiner. *Leon*, geboren in einem ionischen Dorfe am Fusse des Tmolus, um die Mitte des 10 Jahrhunderts, erzogen in Konstantinopel, geistlichen Standes, wie sein Zuname besagt, und Begleiter des Kaisers Basilius II auf dem unglücklichen Zuge gegen die Bulgaren i. J. 981, hat die Geschichte seiner Zeit geschrieben, Begebenheiten, die grossentheils unter seinen Augen vorgegangen, vom Tode Konstantins VII bis zum Tode des Johannes Tzimiskes. Mit ehrlichem Willen, aber mit geringer Kunst und Wissenschaft; in einer Sprache, die nicht rein ist von Barbarismen. Der Herausgeber, nach einer lehrreichen Charakteristik des Autors und einiger Zeitgenossen desselben, giebt den Inhalt der 10 Bücher, in die das Werk zerfällt; das sechste aber, welches den Krieg des Tzimiskes gegen den Russen Swiatoslaw beschreibt, vollständig, mit einer latein. Übersetzung und den unentbehrlichsten kritischen Noten. Die Bearbeitung des Ganzen setzt er auf andere Zeit hinaus, die recht bald zu wünschen berechtigt, was schon hier geleistet ist, und noch mehr die gründliche, im lebendigen Verkehr mit Nationalen erworbene, Kenntniss des Neu-Griechischen, die der Herausgeber vor den meisten übrigen Hellenisten voraus hat, und die für das Studium der Byzantiner von höchster Wichtigkeit seyn muss.

Die dritte Abhandlung von 74 Seiten ist den Un-

terhaltungen des Kaisers Manuel Paläologus mit einem persischen Schriftgelehrten (Muderris) über die christliche Religion gewidmet, die auf der pariser Bibliothek in 3 Handschriften vorhanden sind. Der erlauchte Verfasser, seit dem Jahre 1373 Mitregent seines Vaters Johannes I Paläologus, dem er i. J. 1391 zu einer langen und unglücklichen Regierung nachfolgte, musste um das Jahr 1390 dem Sultan Bajazet ein kleines Hülfscorps zuführen, und einen Winter in Angst und Noth an dessen wild üppigem Hofe, in Ancyra, zubringen. Dahin hat er die Scene von 26 Gesprächen verlegt, in denen er, aufgefodert von seinem mohammedanischen Wirthe, die Wahrheiten des Christenthums den Irrlehren des Islam entgegenstellt. Das Werk „verdient Aufmerksamkeit als ein treues Abbild von den Ansichten und der Sprache der beiden Nationen, die im 15 Jahrhundert um das griechische Reich stritten; gelegentliche Abschweifungen werfen ein unerwartetes Licht auf manche dunkle Gegend der byzantinischen Geschichte. Ausser der Vorrede, an des Kaisers Bruder Theodorus, Despoten des Peloponneses gerichtet, sind die beiden ersten Gespräche mitgetheilt und in das Lateinische übersetzt, das eine von den Engeln und Seelen, das andere vom Himmel und Feen, von dem Sündenfall, von der Zukunft Christi und Mohammeds Paradiese.

Überladen mit Amtsgeschäften, und zugleich durch unermüdliche, preiswürdige Gefälligkeit hochverdient um alle, welche die Schätze der pariser Bibliothek mittelbar oder unmittelbar benutzen, dürfte Hr. *Hase* auch für unbedeutende schriftstellerische Arbeiten Gunst und Nachsicht erwarten. Die hier angezeigten werden selbst vor der strengsten Kritik mit Ehren bestehen, als dankwerthe und in jedem Betracht schätzbare Bereicherungen der Literaturkunde.

R. M. P.

HALLE und BERLIN, im halleschen Waisenhause: *Verdienste der Professoren zu Helmstädt um die Gelehrsamkeit.* Ein Fragment. Philologen, Philosophen, Mathematiker. Von *Paul Jacob Bruns.* 1810. II. 108 S. gr. 8. (10 Gr.)

(Auch unter dem Titel: *Der Biograph u. s. w. Supplement zum achten Bande.*)

Ein treffliches Denkmal einer um die literarische Cultur Deutschlands hochverdienten gelehrten Bildungsanstalt von einem ihrer würdigsten Priester am Vor-Abende ihres Scheide-Tages aus der äusseren Erscheinungswelt gesetzt. Helmstädt hat 234 Jahre lang auf Wissenschaften und Geistesbildung unseres Vaterlandes den fruchtbarsten und wohlthätigsten Einfluss behauptet, nicht blos durch Gründlichkeit und gelehrte Thätigkeit eines sehr grossen Theils seiner Lehrer, sondern auch besonders seit *Calixtus* Zeit durch liberaleren, dem trotzig-einseitigen Festhalten des Herkömmlichen muthig und gewandt entgegenarbeitenden Geist. Es ist heilige Pflicht dankbarer Pietät, die Zeitgenossen auf solche Verdienste aufmerksam zu machen und das Andenken einer achtungswürdigen literarischen Anstalt zu feyern, da unsere Mitwelt, umrauscht und geblendet vom prunkenden und anmassend sich hervordrängenden Neuen, leider! nur zu geneigt zu seyn scheint, das Alte, wenn es auch unvergänglichen Adel an sich trägt, zu vergessen, und mit einem leichtfertigen Lobspruche aus seinem Gemüthe zu entlassen.

Der Vf. hat alle Quellen und Hülfsmittel, welche sich ihm zur Ausführung seines Vorhabens reichlich in Bibliotheken und Archiven darboten, sorgfältig und glücklich benutzt; nur war die Zeit, welche er auf diese Schrift verwenden konnte, zu beschränkt, und der Zerstreuungen, bey der nah bevorstehenden Abreise nach Halle, wohin derselbe mit mehreren seiner Collegen versetzt wurde, waren zu viele, als dass er im ganzen Umfange hätte leisten können, was in seinem Plane lag: daher blieb seine Schrift nur Fragment, und die Darstellung der Verdienste helmstädter Professoren um historische Studien, Theologie, Jurisprudenz und Medicin musste auf eine ruhigere Periode ausgesetzt bleiben. Wir bitten ihn dringend, das hier Fehlende bald zu ergänzen, und dem für den Werth solcher literarischen Monographieen empfänglichen Publicum einen Genuss nicht vorzuenthalten, der durch einen so anerkannt wackern Literator ihm am genügendsten bereitet werden kann.

Am ausführlichsten wird in dem gegenwärtigen Fragmente von den helmstädter Orientalisten gehandelt. Unter ihnen zeichnen sich am meisten aus: *Valentin Schindler*, [geb. d. 14 Febr. 1543, st. d. 11 Jun. 1604]; *Martin Trost*, der nur Ein Jahr 162$\frac{8}{9}$ in Helmstädt war; *Johann Saubert*, dessen verdienstliche Bemühungen in der biblischen Kritik ausführlicher (S. 16 bis 25) gewürdigt werden; *Hermann von der Hardt*, auf dessen vielumfassende Gelehrsamkeit und kühne Ansichten aufmerksam gemacht wird; *Johann Gottfried Lakemacher*, der unter schönen literarischen Entwürfen zu früh in seinem 41sten Jahre starb, und *Christoph August Bode*. Von den griechischen und lateinischen Philologen sind am bemerkenswerthesten: *Johann Caselius*, dessen Briefe, mit verständiger Auswahl gesammelt, noch jetzt ein dankenswerthes literarisches Geschenk seyn würden, auch die wenigen hier mitgetheilten Bruchstücke sind uns willkommen; *Christoph Schrader*, *Erhard Reusch*, *Christian Breithaupt*, *Friedrich August Hackmann*, der von einer sehr achtungswerthen Seite geschildert wird, und überhaupt wohl weniger bekannt geworden ist, als er zu seyn verdiente, und *Johann Christian Wernsdorf*. Unter den Philosophen verdienen besondere Aufmerksamkeit der als Logiker ausgezeichnete *Cornelius Martini*, *Conrad Hornejus*, *Johann von Felde*, der von Europa bewunderte Polyhistor *Herrmann Conring*, *Cornelius Dieterich Koch* und *Johann Nicolaus Frobese*. In Ansehung der Mathematiker wird auf *Frobe-*

se's drey Reden von den Verdiensten derselben verwiesen. Beyläufig sind manche gehaltvolle Notizen und Bemerkungen beygebracht, und die kleine Schrift ist zu einer interessanten und lehrreichen Unterhaltung für gelehrte Leser vollkommen geeignet.

L.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Ingolstadt* b. Attenkover: *Dem Verdienste des Johann Nepomuk Mederer*, der Philos. und Theol. Doctors, kön. baier. wirkl. geistl. Rathes, Universität - Prokanzlers, Prof. der Vaterlandsgeschichte, Schulcommissärs, Stadt - und Garnisons - Pfarrers zum heil. Moritz zu Ingolstadt, dann der kön. Akademie der Wissenschaften zu München ordentl. Mitgliedes, geweihet von *Ignaz Hübner*, königl. baier. wirklichem Rathe, Schulcommissär u. s. w. am 22 Maimonats 1808. 16 S. 4.

Geschmack und orthographische Richtigkeit zeichnen diese Denkrede keineswegs aus; aber das Verdienst hat sie, dass sie uns aus der, bis jetzt wenigstens noch ungedruckten Selbstbiographie des berühmten *Mederers* einen gedrängten Auszug liefert.

Der treffliche *Mederer*, der Sohn eines Landmannes von mittelmässigem Vermögen, ward den 2 Junius 1734 zu Stöckelberg in der Oberpfalz geboren. In dem benachbarten Orte Gnadenberg fand sich glücklicherweise eine Schule, welche sich durch einen guten Lehrer auszeichnete. Hier erhielt der talentvolle Knabe die erste Grundlage seiner Bildung. Aus Freude über seine Fortschritte bereitete ihn hierauf der Capellan, *Johann Baptist Gerner*, für die gelehrten Schulen vor. Auch in diesen ragte er so hervor, dass ihn die Jesuiten in ihre Gesellschaft aufnahmen. Er trat den 14 September 1753 zu Landsberg in das Noviciat. Schon 1755 ward er als Lehrer am Gymnasium zu Landshut, und zwey Jahre darauf in gleicher Eigenschaft zu Ingolstadt angestellt. Hier studirte er, nachdem er vier Jahre Lehrer gewesen war, die Theologie. Aber mehr als diese zog ihn bald die Historie an. „Er suchte in der Bibliothek alle historischen Bücher auf, und brachte es in dem historischen Fache so weit, dass er schon im Jahre 1762 über die von der Akademie der Wissenschaften in München aufgeworfenen Fragen: Wer sind die Voraltern Luitpolds gewesen? eine Preisschrift verfasste, und unter der Devise: *debemus patriae*, zur Akademie einschickte." Der damalige öffentliche Lehrer der Geschichte zu Ingolstadt, *Heinrich Schütz*, schlug ihn daher auch dem Provincial, *Ignaz Romberg*, zum künftigen Lehrer der Geschichte vor. Von dieser Zeit an gab sich *Mederer* fast ganz der Historie hin. Nachdem er hierauf wieder einige Jahre an Mittelschulen gelehrt hatte, ward er 1768 zu *Schützens* Nachfolger zu Ingolstadt ernannt. Er blieb in dieser Stelle, auch als der Jesuiten - Orden aufgehoben wurde, und arbeitete nebst anderen Schriften seine Geschichte der Universität Ingolstadt aus. Als aber im Jahre 1774 der erste Theil dieser Geschichte erschien, da „fing der böse Genius der Zeit gegen *Mederers* Rechtschaffenheit zu stürmen an." Im Jahre 1774 musste er zuerst den historischen Lehrstuhl mit einem theologischen verwechseln, und in dem darauf folgenden Jahre als Lehrer des Kirchenrechts sich nach München versetzen lassen. Hier war er nicht an der rechten Stelle, besonders da ihm für seine „Annales" die Quellen mangelten. Zwar durfte er wieder im Herbste 1775 nach Ingolstadt zurückkehren, aber erst im Jahre 1780 ward er wieder als öffentlicher Lehrer der baierischen Geschichte und der historischen Hülfswissenschaften daselbst angestellt. Aber auch diese neue Anstellung dauerte nur *ein* Jahr; als die Maltheserzunge (1781) die vorher den Jesuiten gehörigen Güter gewann, wurde *Mederer* nebst vielen Andern abgedankt und gezwungen, „täglich mit 40 Kreuzern sein Leben zu fristen." Doch hing er so sehr an seinem Vaterlande, dass er lieber in unverschuldeter Dürftigkeit und stiller literarischer Einsamkeit leben, als eine Anstellung zu Heidelberg annehmen wollte. Erst im Jahr 1784 wurde ihm das Lehramt der baierischen Geschichte abermals übertragen. Aber „das war nun ein Donnerschlag für die Mönchs-Professoren und Anti-Jesuiten, und es wurde alles aufgeboten, um ja diese Einschiebung eines Jesuiten in ihre Mitte zu hindern und zu beseitigen. Doch ich will die speciellen Umstände dieses verabscheuungswürdigen Entgegenstrebens nicht näher anführen, sondern es ist genug, wenn ich sage, dass *Mederer* demohngeachtet mit einem jährlichen Gehalt von 740 Gulden in sein voriges Lehramt nach seinem ehemaligen Range eingesetzet worden ist." Endlich im Jahre 1787 ward einer seiner heissesten Wünsche erfüllt, indem ihm die Moritz-Pfarre zu Ingolstadt zu Theil wurde, welcher er zwanzig Jahre hindurch als würdiger Geistlicher im vollen Sinne des Wortes vorstand. Diese tausendjährige Kirche ward „das Schosskind des wackern Historikers, das er zärtlich pflegte und prächtig herausputzte. Der mit vieler Kunst in Silber gearbeitete Christus am Kreuz, die vielen schönen Leuchter von Gürtlerarbeit, das kostbare Messgewand, die silberne und vergoldete Monstranz, und so mehrere andere Kirchenzierden sind redende Beweise seiner ungeheuchelten Liebe für seine Pfarrkirche. Man darf es mit Wahrheit behaupten, dass er auf die Bedürfnisse und Verzierungen derselben einige tausend Gulden aus seinem Industrial - Vermögen verwendet hat." Auch schrieb er eine Geschichte dieser Kirche, welche noch in der Handschrift vorhanden ist. Den Armen seiner Gemeine that er sehr viel Gutes. Die wohlthätige Wirksamkeit des frommen Geistlichen verbreitete sich aber auch auf die Schulen. „Mit 1500 Gulden vermehrte er noch in den letzten Tagen seines ruhmvollen Lebens den hiesigen Local - Schul - Fonds, und stiftete sich dadurch in den Herzen der jetzigen und künftigen Lehrer und Lehrerinnen ein ewig bleibendes Denkmal." Mit der Herrlichkeit eines Vaters nahm er sich der jungen Zöglinge an. Er galt überhaupt allen für einen redlichen Mann; er war ein Mann von festem, ruhigem Charakter; immer sich selbst gleich; gründlich in allem, was er dachte und that, rechtschaffen und religiös. Mit der Uneigennützigkeit der alten Chronikenschreiber, ja mit ächt antiker Einfalt legte er nicht lange vor seinem Tode die Handschrift seiner „Geschichte der Stadt Ingolstadt" in die Hände seiner Mitbürger nieder. Man kann die Verhandlungen hierüber nicht ohne innige Rührung lesen. Er erreichte ein Alter von 73 Jahren 11 Monaten und 19 Tagen. — Möchte doch irgend ein unbefangener Sachkenner dem Trefflichen auch im Namen der Historie ein würdiges Denkmal setzen!

α. φ.

NEUE AUFLAGEN.

Duisburg und *Essen*, b. Bädecker und Kürzel: *Kleine Schulbibliothek.* Ein geordnetes Verzeichniss auserlesener Schriften für Lehrer an Elementar - und niederen Bürger - Schulen, mit beygefügten Beurtheilungen. Von *B. C. L. Natorp.* 4te verbesserte und mit einem Inhaltsverzeichnisse und Register vermehrte Auflage. 1811. VIII u. 188 S. 8. (14 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 MÄRZ, 1811.

MATHEMATIK.

GOTHA, b. Becker: *Tables barométriques pour faciliter le Calcul des Nivellements et des mesures des hauteurs par le Baromètre*, par *Bernard de Lindenau*. 1809. LXV u. 170 S. 8 *).

Rec., der auf seinen Reisen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz eine Menge Barometermessungen gemacht, und nach verschiedenen Tafeln berechnet hat, will zuerst darstellen, was diese Tafeln enthalten, und dann sein Urtheil über ihre praktische Brauchbarkeit aus dem Gesichtspuncte des Hn. *v. L.* bestimmen.

In der Einleitung zeigt Hr. *v. L.* die Nützlichkeit der Höhenmessungen, und giebt eine interessante Übersicht über den gegenwärtigen Zustand unserer orographischen Kenntnisse in den vier verschiedenen Welttheilen. Dann folgt eine lehrreiche Geschichte des Höhenmessens mit dem Barometer, und auf diese die Entwickelung der Theorie, worin der Vf. Hn. *Laplace* gefolgt ist. Das, worin er von *Laplace* abweicht, ist Folgendes: 1) Er nimmt die specifischen Gewichte von Luft und Quecksilber nicht so an, wie *Biot* und *Arrago* sie durch Abwiegen gefunden, noch wie *Rammond* sie in den Pyrenäen mit Hülfe des Barometers bestimmt hat, sondern er hat sie aus 72 Beobachtungen von *de Luc*, *Saussure*, *Schukburgh*, *Rammond*, *Roy* und *Lacaille* aufs neue hergeleitet, und sie sehr nahe so gefunden, wie *Rammond*. 2) Nimmt er bey der Correction für die Wärme nicht mit *Laplace* an, dass man, um die mittlere Wärme der Luftsäule zu finden, nur nöthig habe, aus dem unteren und oberen Thermometerstande das Mittel zu nehmen, vielmehr nimmt er mit *Euler* und *Oriani* an, dass die Wärmeabnahme in der Höhe keine arithmetische, sondern eine harmonische Reihe sey.

Was das Letztere betrifft: so ist Rec. der Meinung eines vortrefflichen Praktikers, *Daubuison* (Ingenieur en chef des Mines), welcher hiebey bemerkte, dass wir noch keine Thatsache kennen, aus denen diese harmonische Abnahme folgte, und dass es auf eine Subtilität führe, die die Rechnung ohne Noth verwickelt macht. Denn da man selten sich der mittleren Temperatur der Luftsäule bis auf 1° versichern kann (wegen der ungleichen Erwärmung an der Erde): so kann die harmonische Reihe *reell* nichts nützen, da ihr Einfluss nur um wenige Zehntheile vom arithmetischen Mittel abweichen kann.

Was das Erstere betrifft, die Bestimmung vom Gewichte der Luft: so ist das Unternehmen des Vfs., dieses aus den Beobachtungen verschiedener Physiker zu bestimmen, sehr verdienstlich. Indess foderte die Auswahl derselben, besonders bey *de Luc*, viele Vorsicht, weil dieser sein Thermometer den Sonnenstrahlen aussetzte, um die Wärme der Luft zu erfahren, wodurch seine Temperaturen im Durchschnitt um 3 bis 4 Grad zu hoch sind. Die übrigen Entwickelungen vom Einfluss der Veränderung der Schwere sowohl in senkrechter Richtung, als auch in Hinsicht der Breite, sind bey Hn. *v. L.* dieselben wie bey *Laplace*. Für den Einfluss, den die Feuchtigkeit der Luft auf die Barometermessung hat, hat Hr. *v. L.* keine Rechnung getragen. Dieser Einfluss ist immer nur sehr klein, und kann höchstens $\frac{1}{100}$ des Ganzen betragen. Doch hätte er der Vollständigkeit wegen leicht mit angeführt werden können, da das Täfelchen nur eine halbe Seite einnimmt, wenn ein Reisender zugleich das Hygrometer beobachtete, wie dieses z. B. Hr. *von Saussure* immer that.

Auch fehlt eine Tafel über die Abnahme der Wärme in der Nähe der Erde, das heisst, bis auf eine Höhe von etwa 200 Fuss. Rec. hat diese ungern in einem so vollständigen Werke, wie das des Hn. *v. L.*, vermisst, da sie doch einen so grossen Einfluss auf die Barometermessungen hat, besonders bey hohen Bergen, wie z. B. dem Montblanc, wo dieses die Höhe bis auf 138 Fuss ändern kann. *Pictet* hat hierüber die ersten Versuche angestellt, und nachher der Engländer *Six*, und später *Brandes* in Ekwarden. Aus diesen Versuchen folgt, dass die Luft sich an der Oberfläche der Erde sehr ungleichförmig den Tag über erwärmt, und dass es Fälle giebt, wo sie in einer Höhe von 5 Fuss von der Erde um 3 bis 4 Grad R. wärmer oder kälter seyn kann, als in einer Höhe von 200 Fuss. Da man nun das Thermometer im Schatten immer in der Nähe der Erde hängen hat: so ist man, besonders an hellen Sommertagen, sehr ungewiss, wie dasselbe Thermometer in einer Höhe von 200 Fuss im Schatten stehen würde. Und dieses ist die Ursache, warum Beobachtungen, die um Mit-

*) Von diesem Werke ist bereits eine Recension im Jahrgang 1809. No. 266 abgedruckt worden. Der Vf. derselben, ein berühmter Mathematiker, hat sich aber nur mit den theoretischen Untersuchungen beschäftigt, auch mehr die Buchstabenrechnung als Zahlenrechnungen berücksichtigt. Diess veranlasst uns, noch eine Recension dieses Werks zu liefern, welche bloss aus dem praktischen Gesichtspuncte abgefasst ist, und mithin als Ergänzung der ersten betrachtet werden kann.
Das Directorium der Jen. A. L. Z.

tag gemacht werden, mit denen nicht stimmen von des Morgens 8 Uhr, wo die Luft gleichförmiger erwärmt ist. — *Brandes* hat in seinen Beobachtungen über die Refraction hierüber sehr interessante Erfahrungen gemacht, und dass man hierauf bey Barometermessungen bis jetzt so wenig Rücksicht genommen hat, darin liegt der Grund zu vielen Irregularitäten, die man selbst in solchen Beobachtungen findet, die sonst mit aller Sorgfalt angestellt sind. Am Barometer liegt dann selten die Schuld, sondern am Thermometer und an der örtlichen Erwärmung.

Nachdem Hr. *v. L.* die theoretischen Bestimmungen seiner Formel entwickelt hat: so wendet er sie auf 9 trigonometrisch gemessene Berge an, und zeigt, dass sie beym Montblanc nur 1,9 Toise, beym Pic de Bigore nur 1,0 Toise, beym Canigou nur 1,6 Toise u. s. w. von der trigonometrischen Messung abweicht. Bey allen diesen Bergen ist keiner, bey dem die Abweichung grösser als 2,5 Toise ist.

Es ist Schade, dass Hr. *v. L.* nicht die Elemente angegeben hat, die er bey seiner Rechnung gebraucht. Wenn man eine so grosse Übereinstimmung sieht: dann überzeugt man sich gerne von der Richtigkeit derselben durch Nachrechnen. In einer Note führt er zwar die Schriften an, in denen alle diese Beobachtungen zerstreut stehen — aber wer hat diese bey der Hand? Und wer hätte nicht gerne eine Octavseite mehr bezahlt, wenn man nur die Originalbeobachtungen hätte? Rec. hat bey ein paar Beyspielen, die er nachgerechnet hat, diese angegebene Übereinstimmung nicht gefunden, und es thut ihm daher Leid, sie nicht alle nachrechnen zu können. Beym Pic de Bigore, den Hr. *v. L.* als Probebeyspiel S. 60 anführt, ist die Verbesserung wegen Abnahme der Schwere, die 4 Toisen beträgt, anzubringen vergessen; — wird diese angebracht: so fällt die angeführte Übereinstimmung, die bis auf 1 Toise geht, weg.

Beym Montblanc ist die Barometermessung zu 2261,1 Toise, und die trigonometrische zu 2263 Toisen angegeben, wo also der Unterschied nur 1,9 Toise beträgt. In diesen beiden Zahlen sind mehrere Fehler: 1) Ist es wahrscheinlich, dass beide verwechselt sind, denn Rec. ist keine trigon. Messung von 2263 Toisen bekannt. Die zweyte, von *Schukburgh*, ist aber bekanntlich 2261 Toisen. 2) Ist die Rechnung wahrscheinlich nach den Elementen geführt, die Hr. *v. L.* im Jahr 1805 in der M. C. bekannt machte, und nach denen er damals die Höhe des Montblanc zu 2227 Toisen berechnete. In diesen Elementen ist aber, wenn man sie mit *Saussures* Originalbeobachtungen vergleicht, ein Reductionsfehler. 3) Ist die Verbesserung wegen Abnahme der Schwere nicht angebracht, die allein 7,5 Toisen beträgt. Legt man die richtig reducirten Elemente zum Grunde, und bringt diese Correction an: so ist, nach *Lindenaus* Tafeln gerechnet,

die Höhe des Montblanc 2284,7 Toisen
die *schukburghsche* trigon. Messung ist 2261

also Unterschied nicht 1,9 Tois., sondern 23,7 Toisen.

Aber auch die *schukburghsche* trigon. Messung ist unrichtig. Nach drey sehr genauen Messungen von *Tralles*, die unter sich noch keine Toise von einander abweichen, ist die Höhe des Montblanc 2276,5 Toisen. *Lindenaus* Tafeln geben ihn also 8,2 Toisen zu hoch, und Rec. glaubt, dass diese Übereinstimmung alles ist, was man von Barometermessungen erwarten kann, — und selbst mehr, als man erwarten kann, weil bey der Beobachtung in Genf eine Ungewissheit in der wahren Temperatur der Luft ist, die die Höhe des Berges um 25 Toisen zu hoch angeben kann. — Rec. hat sich deswegen bey dieser Zahl so lange aufgehalten, weil er überzeugt ist, dass nichts nachtheiliger für den Credit und für die Fortschritte der Höhenmessungen ist, als wenn man ihnen eine Genauigkeit zuschreibt, die sie nicht haben, und der Natur der Sache nach nicht haben können.

Nachdem der Vf. gezeigt, wie man correspondirende Beobachtungen nach seinen Tafeln rechnet: so zeigt er, wie man auch *einzelne* nach ihnen berechnen könne, indem man als zweyte Beobachtung den mittleren Barometerstand am Meere von 28 Zoll 2 Linien annimmt. — Aber wenn nun für den Augenblick das Barometer an der See einen halben Zoll höher oder tiefer steht, als sein mittlerer Stand ist? Diese Ungewissheit macht es unmöglich, diese Methode bey kleinen Höhen anzuwenden, wo man oft, statt einer Erhöhung über dem Meere, eine Vertiefung von mehreren hundert Fuss unter dasselbe finden würde. Bey grösseren Höhen, wo ein Fehler von einigen hundert Fuss nicht so sehr in Betracht kommt, ist diese Methode anwendbarer. — Auch wird man bey ihnen weniger fehlen, weil bey grösseren Höhen die Veränderungen des täglichen Barometerstandes immer kleiner werden, da die tiefer liegenden meteorologischen Processe nicht mehr darauf wirken. In Höhen, die grösser als 10000 Toisen sind, steht das Barometer vielleicht eben so unveränderlich als am Äquator. — Um so unsicherer wird aber diese Methode, je kleiner die Höhe, je weiter man vom Äquator ist, und je entfernter von der Jahrszeit, wo die täglichen Veränderungen des Barometers ihr Minimum haben.

Rec. wünschte, dass Hr. *v. L.* in einem besonderen Abschnitte die Genauigkeit untersucht hätte, deren die verschiedenen Barometermessungen unter verschiedenen Umständen fähig sind. Man wird nie genau messen, — man wird sich aber immer mehr oder weniger der Genauigkeit nähern — und wie weit man es in dieser Näherung unter gegebenen Umständen bringen kann, dieses zu wissen, ist sehr angenehm. *Daubuison* und *Pictet* haben in ihren Abhandlungen über Barometermessungen hierüber sehr lehrreiche Untersuchungen angestellt.

Endlich hat der Vf. noch die Methode erklärt, wie man in einem sehr gebirgigen Lande, mit Hülfe des Barometers, senkrechte Standlinien misst, und diese zum Trianguliren gebrauchen kann. Die Sache ist sehr einfach. Wenn man die Höhe eines Berges kennt und den scheinbaren Höhenwinkel: so

kann man seine Entfernung durch zwey Richtungen so genau berechnen, als die Natur der Sache es erlaubt. A sey der Standpunct im Thale, B die Spitze des Berges und C der Punct im Fuſse des Berges, den die Tangente von A trifft: so hat man ein Dreyeck, das bey C immer sehr nahe rechtwinklicht ist, indem der Winkel bey A gemessen und die Seite BC mit Hülfe des Barometers bestimmt worden. Berechnet man hieraus die Linie AC, oder den horizontalen Abstand von der Achse des Berges: so wird man diese zwar nicht genau, aber doch sehr nahe finden, und nahe genug, um 1) den Unterschied zwischen dem wahren und scheinbaren Horizonte von A, der von der Krümmung der Erde herrührt, bestimmen zu können, — und 2) auch wie viel daran fehlt, daſs das Dreyeck bey C nicht rechtwinklicht ist. Eine zweyte Rechnung giebt nun die genaue Entfernung des Punctes A von C. — Sind auf diese Weise die Entfernungen von mehreren Puncten um den Berg herum bestimmt: so werden von der Spitze des Berges die Winkel zwischen ihnen genommen, und man kann nun eine Dreyeckung von der Gegend machen, da in allen zwey Seiten mit dem dazwischenliegenden Winkel bekannt sind.

Um diese Rechnungen zu erleichtern, hat Hr. *v. L.* eine Tafel gegeben, die die Aufschrift hat: *Distance horizontale de deux lieux dont on connoit l'angle de hauteur et le différence de niveau.* Die Höhenwinkel gehen von 15 zu 15 Min. und die Höhen von 10 zu 10 Toisen. Weil die Tafel doppelte Eingänge hat: so ist das Interpoliren schwierig. Rec. scheint es, daſs sich die Rechnung bequemer führen läſst, wenn man statt ihrer drey kleine Hülfstafeln gebraucht, — eine für die Refraction, eine zweyte für die Unterschiede zwischen dem wahren und scheinbaren Horizonte, für gegebene Entfernungen, und eine dritte für die Abweichung des Winkels C von einem rechten bey gegebenen Entfernungen. Alle diese Tafeln bekommen einfache Eingänge, und man kann sie leicht so vollständig berechnen, daſs man nichts zu interpoliren braucht.

Die Regeln, die der Vf. nach *Rammond* unter der Aufschrift: *Influence des heures, influences des situations et influence de météores*, angiebt, haben Rec. wenig concis geschienen. *Rammond* scheint den Einfluſs der localen Erinnerungen, die *Pictet*, *Six* und *Brandes* beobachtet haben, nicht zu kennen, oder er hat wenigstens keine klare Vorstellung davon, denn nur dieses kann seine Art, sich hierüber auszudrücken, erklären. Man wird hiemit nie ins Reine kommen, wenn man nicht alle *einzelnen* Umstände sondert. Man sieht dieses, wenn man die Meinungen von *Prony*, *Rammond*, *Daubuisson* und *Lindenau* mit einander vergleicht, und sieht, wie wenig sie sich über die Unterschiede verständigen können, die zwischen ihnen Statt finden. Etwas Schuld mögen hieran wohl die gelehrten Formeln seyn, die einige Schwerfälligkeit in die ganze Manipulation der Barometerrechnungen bringen. Vielleicht hätte man sich leichter verstanden, wenn man, wie *Lessing* sagte, *die Sache immer in schlichten Worten vorgetragen hätte.*

Nachdem wir dargestellt, was diese Tafeln enthalten: so wollen wir mit dem Urtheile über ihre Brauchbarkeit für Reisende diese Recension schlieſsen. Der Zweck der Tafeln ist *Erleichterung der Rechnung;* Hr. *v. L.* hat für die Bequemlichkeit der Reisenden sorgen wollen. Aus diesem Gesichtspuncte glauben wir, daſs der Reisende ungefähr folgende Foderungen an solche Tafeln machen wird: 1) Ihre Einrichtung muſs so einfach seyn, daſs man schon an den bloſsen Überschriften sieht, wie man sie gebraucht, und wie sie construirt sind. 2) Sie müssen so vollständig seyn, daſs man nicht nöthig hat zu interpoliren, sondern jede Gröſse unmittelbar in den Tafeln aufschlagen kann. 3) Man muſs die Tafeln nur an 4 oder 5 Stellen aufzuschlagen brauchen. 4) Sie müſsen nur ein paar Bogen einnehmen; je kleiner sie sind, desto bequemer kann man sie auf Reisen bey sich führen. 5) Man muſs bey der Rechnung möglichst wenig Zahlen zu schreiben haben.

Rec. scheint es, daſs die vorliegenden Tafeln diese Bedingungen nicht erfüllen. Denn 1) beruhen sie auf so künstlichen und so oft veränderten Formeln, daſs man die ganze Einleitung durchstudiren muſs, um ihre Zusammensetzung zu begreifen, und um zu wissen, wovon die Rede ist. Die Ursache scheint die, daſs Hr. *v. L.* die Logarithmen und die Integralrechnung bey ihnen gebraucht. Hätte er sie, so wie *Mariotte*, auf eine Schichttabelle gegründet: so hätte er nur die vier Species gebraucht, und die ganze Sache wäre viel einfacher geblieben. 2) Weil die Tafeln doppelte Eingänge haben: so war es unmöglich, sie so vollständig zu berechnen, daſs man nicht nöthig gehabt zu interpoliren. Dieses ist nun bey diesen Tafeln sehr unbequem, gerade der doppelten Eingänge wegen. 3) Man muſs diese Tafeln bey jeder Rechnung achtmal aufschlagen, wenn man bloſs die Correction der Wärme anbringt. Bey einer Schichtentabelle braucht man bloſs 5mal aufzuschlagen. 4) Die Tafeln nehmen 8 Bogen ein. Eine Schichttabelle ist auf 3 Bogen zu bringen. 5) Bey dem von Hn. *v. L.* S. 60 angeführten Beyspiele der Rechnung vom Pic de Bigore hat er 96 Ziffern geschrieben. Bey den Schichttabellen hat man bey jedem Beyspiele nur 50 zu schreiben.

Aus allem diesem scheint zu folgen, daſs es leicht gewesen wäre, die Tafeln um die Hälfte kleiner, und ums Doppelte bequemer zu machen. Daſs dieses nicht geschehen ist, rührt wohl gröſstentheils daher, daſs der Vf. dem seit *Halley* von allen Annalysten eingeschlagenen Wege gefolgt ist, diese Lehre mit der Rechnung des Unendlichen und mit Logarithmen vorzutragen. Daſs *Laplace* dieses in seiner Mechanik des Himmels thut, wo er in der gröſsten Allgemeinheit von den Zuständen elastischer Meere handelt, ist sehr begreiflich; — wenn man aber Barometertafeln für Reisende schreibt, die gerade nicht alle die Mechanik des Himmels studirt haben: so ist es wohl zweckmäſsiger, diese Lehre mit gemeiner

Arithmetik vorzutragen, — wo dann Jeder sie begreifen kann, der nur die vier Species kennt. Rec. hat mehrere Reisende gesehen, welche diese Barometertafeln bey sich führten, und denen es mit ihnen ging, wie den Markscheidern mit *Kästners* Barometerformeln in seinen Beyträgen zur Markscheidekunst. Sie verstanden nicht, wie sie zusammengesetzt waren, und begnügten sich, nach dem angeführten Beyspiele mechanisch fortzurechnen.

Die Gelehrsamkeit hat von jeher die Barometermessungen als ein geheimes Übel gedrückt. — *Mariotte* hatte die Schichtmethode durch seine fehlerhafte Rechnung, und durch seine noch fehlerhaftere Bestimmung vom Gewichte der Luft und des Quecksilbers, in einen so übeln Ruf gebracht, dass sich Niemand ihrer bedienen wollte. Als nachher *Halley* lehrte, die Rechnung mit Hülfe der logarithmischen Tabellen zu führen, und dieser Methode gleich einen grossen Credit dadurch verschaffte, dass er die specifischen Gewichte von Luft und Quecksilber ungleich genauer kannte, als *Mariotte*: so folgten ihm alle Mathematiker und Naturforscher — und manche, die vielleicht lieber *Mariotte* gefolgt wären, unterliessen es vielleicht desswegen, weil sie fürchteten für Ignoranten gehalten zu werden, die nicht mit Logarithmen umzugehen wüssten. — Wie schwerfällig Manche sich durch diese Gelehrsamkeit durchgewunden haben, sieht man an *de Luc*, der sich 18 Jahre mit dieser Lehre beschäftigte, und es doch nicht vermochte, diese so sehr leichte Lehre auf eine leichte Weise darzustellen.

Das Barometer nennen die Bergleute sehr schicklich eine *Quecksilberwage*. Auf ihr wird der Druck einer Luftsäule gegen den Druck einer Quecksilbersäule abgewogen, und die Wage kommt in Ruhe, wenn beide im Gleichgewicht sind. Dann schliesst man von der Länge der Quecksilbersäule auf die Länge der Luftsäule, die ihr das Gleichgewicht hält. Wird dieselbe Beobachtung an zwey Orten gemacht: so giebt der Unterschied zwischen beiden Luftsäulen den Höhenunterschied der Orte; — und dieses nennt man: *Höhenmessen mit dem Barometer*. — Um aus der Länge der Quecksilbersäule auf die Länge der ihr das Gleichgewicht haltenden Luftsäule zu schliessen, muss man vor allen Dingen die specifischen Gewichte der beiden Körper kennen, die gegen einander abgewogen werden. Das des Quecksilbers = 1 gesetzt, ist das der Luft = $\frac{1}{10404}$, wenn das Thermometer auf 0, und das Barometer auf 28 Zoll steht, und die Beobachtung auf dem 45 Grade der Breite am Meere gemacht wird. — Da der eine Körper elastisch ist und der andere nicht: so muss man das Gesetz seiner Elasticität innerhalb der Grenzen kennen, zwischen denen man Höhenmessungen macht. Als *Mariotte* dieses Gesetz gefunden: so war es leicht, eine Schichttabelle zu berechnen, in der man, wie die Bauern in ihrem Faullenzer, jedesmal nachschlägt, wie lang die eine Säule ist, sobald man die Länge der anderen kennt; — dieses ist nun dasjenige, was man: *Berechnung der Barometermessungen*, nennt.

Um diese Rechnung indess genauer zu machen, muss man noch auf verschiedene Umstände Rücksicht nehmen, unter denen die Ausdehnung beider Säulen durch die Wärme der vorzüglichste ist, weil sich hiedurch ihre specifischen Gewichte bedeutend ändern. Diese Berichtigung erschwert die Rechnung nicht, weil man hiefür leicht einen zweyten Faullenzer berechnen kann, und die einzige Schwierigkeit ist nur die, die mittlere Wärme der Luftsäule zu finden. Dann ändert die Feuchtigkeit ein wenig das Gewicht der Luft. Auch hiefür lässt sich ein kleines Täfelchen berechnen. Endlich ändert sich, weil die Luft elastisch ist, ihr Gewicht ein wenig durch die Verminderung der Schwere. Auch hiefür lässt sich leicht eine Tafel berechnen, da die Schwereänderungen für alle Puncte der Erde schon längst bekannt sind.

Man begreift es kaum, wie man in einer so einfachen Lehre sich so lange mit irrigen Vorstellungen herumquälen konnte, und wie mathematische Naturforscher und Astronomen beynahe 150 Jahre gebraucht haben, ehe sie es so weit brachten, einen Berg von 2000 Fuss bis auf 10 Fuss genau mit einer einzelnen Barometermessung zu bestimmen. Wenn bey so leichten Capiteln der Naturkunde unsere Fortschritte durch eine so grosse Menge Irrthümer gehen, — wie wird es dann mit den schwereren werden — und wann dürfen wir hoffen, diese vollendet zu sehen?

Es dringt sich einem hier unwillkührlich die Frage auf: Welches waren denn die eigentlichen Ursachen dieses langsamen Fortschreitens? Rec., der so ziemlich alles gelesen hat, was hierüber geschrieben worden, hat nie mehr als zwey finden können. Die erste: dass man diese Lehre in gelehrten Formeln vortrug, und sich nicht in klaren Worten von dem Rechenschaft gab, wovon eigentlich die Rede sey. Die zweyte war das Vorurtheil des Ansehens. Unberühmte Namen wiederholten das, was berühmte gesagt hatten, und als *Cassini* aus seinen Messungen in den Pyrenäen eine Regel festgesetzt hatte: so complimentirten sich, wie *Lambert* sagt, die pariser Akademiker während 30 Jahren in den Gedenkschriften der Akademie über diese Regel, obschon aus ihr folgte, dass es eine Stelle in der Atmosphäre gebe, wo das Barometer *unter* Null stehe, und obschon die trigonometrischen Messungen sowohl unrichtig waren, wie die barometrischen, die dieser Regel zur Grundlage dienten. In neueren Zeiten hat sich dieses mit der Formel von *Laplace* wiederholt, von der viele Schriftsteller in Ausdrücken sprechen, dass man hätte glauben können, *Laplace* habe die ganze Sache zuerst erfunden; und weil *Laplace* nicht von der ungleichen Erwärmung der Luft an der Erde gesprochen hat: so spricht Niemand davon, ausser *Pictet*, der hierauf durch seine Versuche schon vor 20 Jahren geführt wurde.

Nur durch freye Ansichten kann man der chinesischen Gleichförmigkeit der Meinungen entgehen. Jeder gehe seinen eigenen Weg nach eigener Wahl, und folge nicht immer der Heerstrasse, weil es die Heerstrasse ist, die die Menge wandelt. e* e* e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 MÄRZ, 1811.

GESCHICHTE.

GÖRLITZ, b. Anton: *Rückblicke in die Geschichte der Vorzeit*, von *Heinrich Gräve*. 1810. XXIV u. 231 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Unter diesem unbestimmten Titel erwartete Rec. entweder eine Reihe Bemerkungen philosophischen und politischen Inhalts, gezogen als Resultate aus der Geschichte des Alterthums, oder eine kurze Darstellung einiger merkwürdiger Begebenheiten unserer Zeit, verglichen mit ähnlichen Ereignissen der Vergangenheit. Da Rückblicke doch immer den Standpunct der Gegenwart voraussetzen, die Gegenwart aber allerdings, wenigstens so lange, bis die Zukunft das, was in ihr dunkel und verborgen bleibt, ans Licht bringt, zum Theil durch ähnliche Auftritte und Erscheinungen der Vergangenheit erläutert werden kann, und dieser Erläuterung für mehr als eine Classe der Lebenden bedarf: so wäre, nach des Rec. Dafürhalten, ein Versuch, das, was in unseren an Thaten wie an Räthseln so reichen Tagen geschieht, durch eine umsichtsvolle tief eingehende Vergleichung mit dem, was unsere Vorfahren unter ähnlichen Umständen und in ähnlichen Zeiten thaten und erlebten, nach seinem Gang und Wesen begreiflich zu machen, gewiss kein zweckloses und unverdienstliches Unternehmen. Mancher dunkle Punct der neuen Ordnung der Dinge würde durch solch' eine Parallele in ein helleres Licht gestellt, das Alte würde durch das Neue, dieses durch das Alte aufgeklärt, dem Historiker würden, wie dem Staatsmann, manche willkommene Andeutungen zu tieferer Einsicht in den inneren Zusammenhang der Erfolge und Ursachen merkwürdiger Ereignisse, manche lehrreiche Winke über die Natur und Wirkungsart politischer Masregeln über die geheimen Trieb- und Spring-Federn oft nur dem Scheine nach groser und ausserordentlicher Handlungen zu Theil werden, und selbst der ruhige philosophische Beobachter würde aus dergleichen Rückblicken vielleicht mehr Lehre und solidere Stärkung schöpfen, als in den meisten allgemeinen tröstenden Hinblicken in die Zukunft liegen, oder aus dem jetzt so verbreiteten Wahn, dass eine neue Weltperiode und eine ganz andere Ordnung der Dinge anhebe, zu holen seyn möchte.

Irren würde sich aber, wie Rec., Jeder, der in dem anzuzeigenden Buche etwas dem bisher Geäusserten Ähnliches, und seiner Aufschrift Entsprechendes suchen wollte. Statt aller Blicke und Rückblicke giebt der Vf. einige Erzählungen und Schilderungen merkwürdiger Männer aus den letzten Zeiten der römischen Republik. Vorausgeschickt sind *einige Gedanken über die Geschichte und deren Vortrag*; diesen folgen in nachstehender, als ein Versehen des Setzers bereits bemerkter, unchronologischer Ordnung *Viriathus*, *Spartacus*, *der Sklavenkrieg*, *Sertorius*, *Catilina*, *Brutus*. Jede Erzählung ist mit einem Motto versehen, und mit Anmerkungen begleitet, welche theils die Belege des Erzählten, theils geographische und biographische Notizen, endlich politische Räsonnements enthalten. Hr. *Gr.* bemerkt in der Vorrede, „die Musse, welche ihm seine Berufsarbeiten gestatteten, habe er der Lesung alter Classiker gewidmet, indem er es nicht für unschicklich gehalten, bey gegenwärtigen Zeitumständen die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vertauschen; da habe er denn so manches Ereigniss, so manchen Charakter des Verweilens werth gefunden, und so sey diese Sammlung von gewiss gehaltreichen Geschichtsvorfällen entstanden, die er nun in ein gefälliges Gewand eingekleidet zu haben wünsche;" und Rec. führt dessen eigene Worte auch aus dem Grunde ausdrücklich an, weil der Vf. durch sie deutlich genug zu erkennen giebt, was denn auch die Schrift selbst hinlänglich bestätigt, dass mehr der Zufall, als ein wohl überdachter Plan, ihn in der Abfassung derselben geleitet habe. Rec. bekennt wenigstens aufrichtig, dass es ihm nicht möglich gewesen ist, den eigentlichen Zweck ausfindig zu machen, wozu, und namentlich für welche Classe der Leser, dieses Buch geschrieben sey. Dass historische Skizzen der gegebenen Art weder zur lehrreichen Unterhaltung geeignet sind, wo gerade das Detail am meisten anzieht, noch weniger aber den historischen Kenner und Forscher befriedigen können, den das allgemein Bekannte, und in jedem Handbuche der römischen Geschichte eben so ausführlich Dargestellte, gerade von der Lectüre solcher Schriften abwendet, wird der Vf. selbst einräumen. Nur so viel merkte Rec. am Ende, theils aus den Gedanken über den Vortrag der Geschichte, theils aus der Manier der Erzählung selbst, dass Hr. *Gr.*, nicht ganz zufrieden mit jener kunstlosen, ruhigen, nüchternen Darstellung der alten und neuen Classiker in der Historie, dem Vortrag in der Geschichte durch Theorie und Beyspiel zu einem lebhafteren Colorit und gefälligeren Gewand zu helfen sucht. Daher genügte

ihm auch nicht, das in der Gröſse und Wichtigkeit des Stoffes bereits enthaltene Interesse, er glaubte dasselbe noch durch einen besonderen Schmuck und Putz des Vortrags erhöhen zu müssen. Ob und wie ihm dieſs gelungen ſey, mögen einige Stellen der Schrift ſelbſt beweiſen. Nachdem der Vf. in der Erzählung die revolutionären Unternehmungen des Catilina, weit ausholend, durch die Bemerkung eingeleitet, daſs kein Staat in der Welt, ſelbſt nicht in neueren Zeiten das gewaltige Ruſsland, ſich in ſo kurzer Zeit von einem ſo kleinen Anfang zu dem Gipfel der Gröſse emporgeſchwungen, auf welchem Rom in der letzten Periode der Republik geſtanden, (wobey das vor Philipp ſo ohnmächtige und unbedeutende Macedonien aus der Acht gelaſſen iſt,) kommt er in der Schilderung des Verfalls des Römerſinnes endlich auch auf die Abſichten der Stifter des erſten eigentlichen Triumvirats und dann auf den Catilina ſelbſt S. 148. „Nicht wie Kronions Stirne mit der Weisheit Göttin, ſondern mit Alleinherrſchafts-Plänen ſchwanger, brütete des jungen Julius Cäſars Phantaſie über Entwürfen, ſich derſelben (der Alleinherrſchafts-Pläne?) zu bemeiſtern, des Craſſus erfahrungsvolles Alter konnte dieſe ſchmeichelnde Idee nicht beſiegen, und der glückliche, liebenswürdige Pompejus, welchem die Götter faſt nichts mehr zu wünſchen übrig lieſsen, fing ſchon manchem ſeiner ehrgeizigen Mitbürger an furchtbar zu werden. Und der Erſtern beiden Wunſch ſchien im Jahr n. E. d. St. 691 ein Zufall ſeiner Reife entgegen zu führen. Lucius Sergius Catilina von hoher Abkunft, ſchien vom Schickſal dazu geſpart geweſen zu ſeyn, eine zu ſeines Vaterlands Verderben lodernde Fackel zu werden, und auf den Schultern der Schande zur Unſterblichkeit emporzuklimmen. Er war einer von jenen unternehmenden Geiſtern, deren das gewaltige Rom ſo viel zu anderer Völker und ſeinem eigenen Ruin hervorbrachte, und die mit blutigen Zügen ihre Namen der Menſchheit Geſchichte eingegraben; ſchreckbar blitzen ſie darinnen hervor, wie unglückweiſſagende Kometen im Sterngewimmel, und werden mit banger Erwartung von der bekümmerten Menge angeſtarrt.“ In dieſem pomphaften und widerlich pretiöſen Tone kommen nun viele Stellen vor, wo der Vf., ſeinem Genius und ſeiner Anſicht von Geſchichtſchreibung folgend, die Farben derb und dick auftragen zu müſſen glaubte. Um Ciceros Verdienſt bey dieſer Gelegenheit nach Würden zu ſchildern, reicht auch die poetiſche Proſa nicht mehr aus; der Retter Roms wird mit matthiſonſchen Verſen beſungen. Es läſst ſich bey dieſem Streben, alles wo möglich, ins Groſse und ſelbſt ins Furchtbar-Schöne zu malen, leicht erwarten, daſs es an Übertreibungen nicht fehlen kann, und daſs der Vf. ſeiner in der Vorrede geäuſserten Behauptung, daſs es ihm um Wahrheit und treue Darſtellung vornehmlich zu thun geweſen ſey, häufig untreu werden muſste. Eine Folge dieſes Strebens ſind denn auch die einſeitigen Urtheile, die oft unwahren Lobſprüche, die er ſeinen Helden ertheilt, die übertriebene Milde, womit er ihre Fehler entſchuldigt. So wird Niemand das S. 54 dem Craſſus geſpendete Lob der Sparſamkeit und altrömiſchen Mäſsigkeit einräumen, und die Anmerkung nimmt es ſelbſt wieder zurück. So will der Vf. auf den Spartacus, der die gefangenen Römer niedermetzeln lieſs, nicht einmal den Anſtrich von Grauſamkeit kommen laſſen. S. 3 wird *Vellejus Paterculus* im Vorbeygehen ein anerkannter Schmeichler genannt. Wenn auch Hn. *Gr.* entgangen ſeyn ſollte, was *Morgenſtern* zur Ehrenrettung dieſes Hiſtorikers erinnert hat: ſo hätte ihn ja ſchon das S. 224 abgedruckte Lob des Cicero und der ſtark genug ausgedrückte Unwille, daſs auch Cäſar an dieſer ſchändlichen Achtserklärung Theil nahm, vor dieſem unbedingten Tadel warnen ſollen. Wir übergehen mehrere andere der Berichtigung bedürftige Auſserungen, und bemerken nur noch im Allgemeinen, daſs der Vf. da, wo ſich ſeine Darſtellung näher an die Quellen anſchlieſst, nicht ſelten auch mit Ruhe und Klarheit erzählt, und eben dadurch beweiſt, daſs nicht Mangel an Anlage, ſondern mehr eine fehlerhafte Anſicht von dem Zweck und der Natur der Geſchichtſchreibung ihn auf den eingeſchlagenen Weg gebracht hat. Namentlich verdient die letzte Schilderung des Charakters und der letzten Schickſale des Brutus in Rückſicht ihrer gleichmäſsigen Einfachheit und kräftigen Kürze eine rühmliche Erwähnung. Nach den Anmerkungen, die Hr. *Gr.* jeder Erzählung zugegeben hat, zu urtheilen, möchte Rec. faſt vermuthen, daſs der Vf. nicht bloſs ungelehrte, ſondern ſogar unwiſſende Leſer bey ſeinem Unternehmen im Sinne gehabt habe, wenn nicht die vielen oft Seiten langen Stellen aus lateiniſchen Dichtern und Proſaikern dieſer Vermuthung widerſprächen. Die geographiſchen Notizen ſind meiſt von der Art, daſs ſie auch Anfängern in der alten Geſchichte nicht unbekannt ſeyn können. Zuweilen werden Dinge herbeygezogen, die gar nichts zur Erläuterung des Textes beytragen; z. B. daſs Delos der Geburtsort der Diana und Apollo's ſey u. ſ. w. Wozu vollends die *in extenſo* abgedruckten Stellen aus der Epitome des Livius, aus dem Florus, Vellejus und ſogar aus dem Eutropius, wo eine, was die andere, und alle zuſammen nur das Bekannteſte enthalten, nützen ſollen, iſt nicht abzuſehen. S. 183 wünſcht Hr. *Gr.*, daſs Cicero nach der Entdeckung der catalinariſchen Verſchwörung, wo er, ſo zu ſagen, ſeinen Culminationspunct erreichte, ſich zur Ruhe begeben, ſich und den Muſen leben und nicht weiter mit dem Staatsgeſchäft hätte befaſſen mögen: ein Wunſch, der, wenn er auch dem Charakter dieſes unermüdet thätigen römiſchen Staatsmannes nicht ſo poſitiv entgegen wäre, zu einer Zeit, wo ſeine Feinde alles zu ſeinem Verderben in Thätigkeit ſetzten, nicht einmal ausführbar war.

Doch wir brechen ab, um noch mit ein paar Worten der *Gedanken über Geſchichte und deren Vortrag* Meldung zu thun. Ihr Vf. erklärt ſie ſelbſt für „hingeworfene Ideen, die er künftig einmal, wenn ihm Luſt zur Bearbeitung dieſes Gegenſtands nicht mangele, in einer eigenen ausführlichen Ab-

handlung mit Vermehrung deutlicher entwickeln und lichtvoller darstellen wolle." Nachdem er als Foderungen, die man an den Geschichtschreiber *gerechter Weise* machen könne, unter anderen folgende (für unsere sublunarischen Historiker unerfüllbare, und daher unbesonnene) Foderungen aufgestellt hat: „Der Geschichtschreiber muss durch keine Bande gefesselt, kein Vaterland haben, und doch in allen Ländern wie in allen Zeiten einheimisch seyn, keiner Religion darf er angehören, selbst der reinsten Tugend höchstes Gefühl darf ihn nicht zum Enthusiasmus entflammen; keine Wissenschaft heisse ihm fremd, keine Menschengesellschaft, keine Falte des menschlichen Herzens sey ihm unbekannt, und mit allen diesen Vollkommenheiten, die so vielen Scharfsinn, so unendlichen Witz, so tiefe Gelehrsamkeit und eine glühende Ruhmliebe voraussetzen, hüte er sich doch, Witz und Gelehrsamkeit zu zeigen, und vergesse sich überall": findet er den Hauptgrund, dass wir Deutschen, wie in dem Eingange behauptet wird, eigentlich gar keine Geschichtschreiber haben, in dem Hange zu unbedeutenden Kleinigkeiten und in dem Mangel an „*warmer*" Darstellung! — Dann werden die Lobpreiser der Vorzüglichkeit der alten Historiker vor den neueren zurechte gewiesen, und namentlich wird die Parteylichkeit der römischen Geschichtschreiber gerügt. Doch findet Hr. *Gr.*, seiner angeführten „gerechten" Foderungen uneingedenk, eine unschädliche Parteylichkeit nicht ganz unzulässig, „indem das Ganze dadurch mehr Leben und schönere Darstellung gewinne." Nur soll kein Theil beleidigt werden. Hr. *Gr.* ist so ein Feind von allen historischen Kleinigkeiten, und von allem, was einer schönen und glänzenden Darstellung widersteht, dass er, um das schöne Gemälde eines Banner z. B., den er namentlich anführt, nicht zu entstellen, den Rath giebt, seiner Ausschweifungen lieber gar nicht zu gedenken. Schönheit, Lebhaftigkeit und Schmuck der Darstellung, allenfalls auch auf Unkosten der Richtigkeit der Zeichnung, das ist, des Vfs. Methodologie zufolge, das höchste Ziel, auf welches, wie der Maler und Dichter, so auch der Historiker, der gefallen will (wem? wird nicht bestimmt), sein vorzüglichstes Augenmerk zu richten hat. Nach solchen Proben hingeworfener unreifer und ungeprüfter Ideen erlassen wir Hn. *Gr.* gern „die lichtvollere Ausführung" derselben, deren sie ausserdem bey ihrer Unbestimmtheit allerdings gar sehr bedürften, und geben ihm zum Schluss den Rath, anstatt die Geschichte durch Lehre und Beyspiel zu einer Bildergallerie herabzuwürdigen, lieber zuvor an den classischen Mustern des Alterthums und der neueren Zeit eine würdevolle Simplicität, jene edle Popularität und patriotische Kraft zu lernen, die Männern geziemt und Männern gefällt, während jene *jugendlich hochtönenden* Darstellungen höchstens Jünglinge als Ersatz der Romane auf Augenblicke interessiren, aber nie jenen ächten praktischen Sinn einflössen können, zu welchem das Studium der Geschichte nur seine ernsten Verehrer führt.

ε.

Freyburg und Constanz, in der herderschen Buchhandlung: *Geist der Zeit in einer pragmatischen Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse in der physischen, moralischen, literarischen und politischen Welt.* Von *K. J. Wedekind*, grossherz. bad. Geh. Hofrathe und öff. Lehrer der Rechte zu Heidelberg (jetzt Mitglied des Justiz-Collegiums in Mannheim) Erster Jahrgang, enthält das Jahr 1808. 1810. X und 322 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Schrift, auf einem zweyten Titelblatt: *Historisches Gemälde des Jahres* 1808 genannt, ist entstanden aus dem Entschlusse des Vfs., die Hauptbegebenheiten eines jeden Jahres gleich auf frischer That aufzufassen, und so das Interessanteste und Wissenswürdigste, mit Hinweisung auf die ursprünglichen Quellen, dem Publicum so geschwind als möglich, unter allgemeinen Gesichtspuncten, als ein vereinigtes Ganzes, in die Hände zu liefern. Wir billigen diesen Entschluss, indem wir überzeugt sind, es sey für Jeden, der mit seiner Zeit fortgehen und die schnell vorüberschwebende für sich fixiren will, nothwendig, das, was er im Einzelnen erlebte, periodenweise wieder für sich aufleben zu lassen, um es desto besser in seinem ganzen Zusammenhange anzuschauen: eine Überzeugung, die auch der berühmte, und seine Zeit erkennende *v. Herzberg* hegte, der es in der Gewohnheit hatte, die Blätter des hamburger Correspondenten, die er einzeln gelesen, jahrgangsweise noch einmal wieder zu lesen. Wir sind dabey überzeugt, dass eine Recapitulation des Einzelnen im Ganzen durchaus rein-episch seyn müsse, in simpeln, treuen Worten die Zeit so aussprechend, wie sie sich giebt, ohne alle Zuthat der subjectiven Reflexion und Rhetorik, damit man wirklich die *Zeit selbst* kennen lerne, und nicht bloss irgend eine *Meinung* von ihr. Nach der Dedication, „den Manen des Jahres 1808 gewidmet," fürchteten wir etwas von poetischer Prosa und Erzählung nach leeren Imaginationen: indess die Schrift selbst hat uns eines Anderen belehrt. Sie macht im Text, in den sich die Subjectivität der Ansicht und Redeart des Vfs. nicht gar zu oft einmischt, auf das Merkwürdige im Ganzen aufmerksam, und giebt in vielen Noten das Einzelne und die Quellen der Erzählung an. Jedoch wünschen wir, dass in den Fortsetzungen die Noten mehr in den Text verwebt, oder vielmehr mit ihm amalgamirt, und bloss die nöthigen Citate unter dem Text bemerkt werden. I. *Naturbegebenheiten* in dem Jahre 1808. Unter dieser Rubrik wird erzählt von den Überschwemmungen, Stürmen, Feuersbrünsten, Erdbeben, Ungewittern, Steinregen und Schneelawinen, auch die Erscheinung von Kometen in diesem Jahre nicht übergangen. II. Bemühungen der *Menschen* zur Verbesserung des *physischen* Zustandes der Erde und ihrer Bewohner. Mehrere, wie Dr. *Heintl* in Wien, die palästinische Gesellschaft in London, *Fellenberg*, von dessen Institut am umständlichsten geredet wird, u. Andere m., haben sich verdient gemacht durch Gründung wichtiger Institute; Andere durch nützliche Staatsanstalten und Einrichtungen, z. B. Kuhpockenimpfung, Kanal Na-

poleon, Kanal zur Vereinigung der Elbe und Weser. Noch Andere haben genützt durch neue oder durch Bekanntmachung älterer Reiseunternehmungen, wodurch Natur- und Länder-Kunde erweitert wird, z. B. Seetzen, von Humboldt, Bonpland, Barrow Krusenstern u. A. m., und wieder Andere durch neue, interessante Untersuchungen und Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaften. III. Allgemeiner Überblick des *Religionszustandes*. Napoleon und die Fürsten, die durch seinen Geist bestimmt werden, befördern Toleranz; doch lehren und nähren einzelne Menschen noch Sectengeist. Diess bewegt den Vf. S. 50 zu Ausrufungen und Anführungen aus dem Anti-Leviathan, die wir hier nicht an ihrer Stelle finden. IV. Würdigung dessen, war für die *Erziehung* des Menschen und Bürgers geleistet wurde. Theorie und Praxis wird in diesem Abschnitt berücksichtigt, insonderheit auch der Verfügungen, die Juden betreffend, der Universitäten, der neuen Lehrmethoden gedacht. V. *Staatskunst und Gesetzgebung*. Nach Beschreibung ihres Zustandes im Allgemeinen geht der Vf. zur Erzählung von dem Besondern über, und handelt zuerst von den Staaten, die, wie Neapel, Spanien, Westphalen, eine gänzliche Umänderung in der Verfassung und Administration erfahren haben, und sodann von denen, die, wie Preussen, Baden u. s. w., nur in einzelnen Theilen modificirt wurden. VI. *Justizpflege*. Billigerweise wird hier zuerst der Justizverbesserung gedacht, die durch Einführung des *Code Napoléon*, vorzüglich in Deutschland, möglich werden kann. Sodann wird auf die noch bestehenden Gebrechen aufmerksam gemacht, und besonders ein oberstes, allgemeines Bundestribunal für den Rheinbund desiderirt. VII. Zustand der *Künste* und *Wissenschaften*. Mehrere Regenten haben für deren Beförderung viel gethan; mehrere Gelehrte mit wissenschaftlicher Kraft das Ihrige gewirkt. Namentlich wird der Erfindungen erwähnt, und der Entdeckungen, welche die reine Mathematik, die Mechanik, Optik, Astronomie, Geographie, die Naturgeschichte, Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie, Chirurgie, Forstwissenschaft, die Zeichenkunst, Malerey, Musik und Baukunst gehoben haben. VIII. Zustand des *Handels*. Von der Einführung des französischen Handels-Codex werden günstige Resultate für den Handel erwartet, und die gegenwärtigen ungünstigen Verhältnisse desselben durch die Sperrung der Meere erklärt. IX. *Politische Begebenheiten*. Nach einem Rückblick auf das Iahr 1807 werden Hauptresultate der politischen Veränderungen in den bedeutenderen Staaten, die sich 1808 zugetragen, angeführt, und insbesondere geschieht Erwähnung von Russland, Preussen, Schweden, Dännemark, Holland, der Türkey, dem Kirchenstaat, Neapel, Spanien, Portugal, Österreich, der Rheinconföderation, Frankreich und England. Ein *Anhang* enthält auf 24 S. 1) ein Verzeichniss der merkwürdigsten 1808 verstorbenen Personen, 2) ein ziemlich vollständiges Register der in diesem Jahr erschienenen bedeutenderen Schriften.

J. C. G. Sch.

REICHENBACH, b. Müller: *Geschichte des Lyceums bey der evangelischen Friedenskirche zu Schweidnitz*, zu der Feyer seines einhundertjährigen Jubelfestes von *Johann Benj. Becker*, 1tem Colleg. am Lyceo. 1808. 206 S. 8. Nebst einer Abbildung des Kirchhofes. (14 Gr.)

Die Schulanstalt, in welcher der um das preussische Schulwesen in der That hochverdiente Staatsminister *von Zedlitz* seine erste Bildung erhielt, hat an Hn. *Becker* einen würdigen Geschichtschreiber gefunden. Erst wenn wir von den bedeutendsten Schulanstalten Deutschlandes Monographieen dieser Art aufzuweisen haben werden, ist an eine vollständige Geschichte des Schulwesens in Deutschland zu denken. Einen Auszug verstattet die angezeigte Schrift nicht. Der Vf. hat mit mühsamem Fleiss aus den Schulacten die Notizen gesammlet, welche die äusseren Schicksale dieser Schulanstalt betreffen, und spricht von S. 76 bis zum Schluss von der *innern* Verfassung derselben, und giebt Nachricht von den mit dem Lyceum jetzt verbundenen Knaben- und Mädchen-Schulen. Die Zahl der in das Lyceum im Laufe des verflossenen Jahrhunderts aufgenommenen Schüler beläuft sich an 3000, unter denen sich gegen 500 dem gelehrten Stande widmeten; in der deutschen Schule sind in eben dieser Zeit 6000 Kinder unterrichtet worden. Die Anzahl der Lyceasten beläuft sich gegenwärtig auf 114; und die deutsche Schule zählt 390 Schüler. Das Lyceum hat unter dem jetzigen verdienten Rector *Halbkart* eine wohlthätige Reform erfahren; der S. 117 mitgetheilte Lehrplan führt darüber den Beweis. Die Sprach- und wissenschaftlichen Lectionen sind in Absicht der für sie bestimmten Stundenzahl in ein richtiges Verhältniss gesetzt. Dass man verspricht, in Prima die *sämmtlichen Werke* des Cicero zu lesen, erinnert an die Krebse, welche im Briefe standen. Ungern vermissten wir für die oberste Classe einen Vortrag in der Encyklopädie, der für die Abiturienten zur Leitung ihrer akademischen Studien so sehr Bedürfniss ist; es hätte von den 3 für den Religionsunterricht wöchentlich bestimmten Lehrstunden, füglich 1 Stunde für eine kurze Übersicht des Gebietes der Wissenschaften genommen werden können. Dass man den Cornelius Nepos, mit dem man bisher thörichterweise die Elementar-Lateiner plagte, in *Secunda* aufgeführt hat, verdient allgemeine Nachahmung; *Ovid* und *Justin* würden wir nach *Tertia* verwiesen, und dagegen *Virgil* und *Livius*, den wir ungern auch in Prima vermissten, in Secunda eingeführt haben. Geschichte der Griechen und Römer muss bereits in *Tertia* zum besseren Verständniss der Classiker vorgetragen werden. Der *kleine* Bredow S. 119 (auf ähnliche Art fanden wir auf anderen Lehrplanen, auch undeutsch genug: den *französischen Gedike*) sollte wohl in Tertia mit dem *grossen* Bredow, d. h. mit dem trefflichen Handbuch der alten Geschichte dieses wackern Historikers, vertauscht, und mit dessen Gebrauch auch in *Secunda* fortgefahren werden.

FRHT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 MÄRZ, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Weiblicher Sinn und weibliches Leben. Charakterzüge, Gemälde und Reflexionen.* Von *Friedrich Ehrenberg*, königl. Hofprediger zu Berlin. Mit Titelkupfer. 1809. VIII u. 453 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Indem Rec. im Voraus versichert, dass er diese Schrift in die Hände aller gebildeten Frauen wünscht, und ihnen daraus manchen schönen Genuss verspricht: so glaubt er die Vorzüge dieser Schrift hinlänglich anerkannt zu haben, aber auch desto offener von den kleinen Mängeln sprechen zu dürfen, die er in derselben entdeckt zu haben meint. Von den Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte, welche der Vf. herausgegeben, soll diese Schrift sich dadurch unterscheiden, dass in jenen das Bild edler Weiblichkeit, wie sie durch eigene Bemühungen gestaltet werden soll, dargestellt worden sey, in der vorliegenden Schrift aber der Sinn und das Leben des Weibes nach dem, was darin Werk der Natur und der äusseren Verhältnisse ist, geschildert wird. Ohne mit dem Vf. darüber zu rechten, dass im Grunde die gegenwärtige Schrift den Reden hätte vorhergehen sollen: so lehrt schon die Inhaltsanzeige des jetzigen Buchs, dass Manches darin vorkommt, was nicht Werk der Natur und der äusseren Verhältnisse ist, was vielmehr durch eigene Bemühungen, wenn auch nicht erworben, doch gestaltet werden kann. Sollte z. B. weibliche Ergebung und Anspruchslosigkeit nichts den eigenen Vorsätzen und Bemühungen, alles nur der Natur zu verdanken haben? — Mit anderen Werken über den Charakter des weiblichen Geschlechts soll das gegenwärtige nicht zusammentreffen. Während jene mehr das Ganze umfassen, soll diese Schrift sich mehr an das Besondere halten, dieses mehr hervorheben und auf wesentliche und zufällige Verschiedenheiten hindeuten. Sehr glücklich hat der Vf. im ersten Buche Züge biblischer Frauen zum Grunde gelegt. Er sagt mit Recht: „Wie die Frauen in der heiligen Geschichte ein ausgezeichnetes Interesse haben, und uns das Liebenswürdigste ihres Geschlechts zeigen: so ist auch das, was von ihnen erzählt wird, vorzüglich sinnvoll, wahr und reich an Aufschlüssen über die reine Natur des Weibes." Jetzt wenden wir uns zu dem Inhalte der Schrift selbst. Sie zerfällt in zwey Bücher, wovon das erste Züge aus der heiligen Geschichte, das zweyte freye Gemälde enthält. Das erste Buch hat folgende Capitel. 1) Die *Holdselige.* „Holdseligkeit, heisst es S. 4, ist die Verklärung des Menschlichen durch das Göttliche. War ein sterbliches Weib fähig, ein himmlisches Kind unter ihrem Herzen zu tragen: so hat auch der Himmel in ihrem Herzen gewohnt, und seinen Widerschein über sie ausgegossen; sie war ein huldvolles und in ihrer Huld seliges Weib." So wahr das alles ist: so vermissen wir doch eine eigentliche richtige Definition des Holdseligen. Dann dass die vom Vf. gegebene viel zu weit sey, begreift Jeder leicht. Nicht alles Menschliche, durch das Göttliche verklärt, macht das Wesen der Holdseligkeit aus. Einen schnell fassenden Verstand, eine scharfe tiefe Urtheilskraft, einen starken kräftigen Sinn wird Niemand als Merkmale der Holdseligkeit ansehen wollen. Der Vf. sagt weiter unten selbst: „Die Holdseligkeit gehört den Frauen, sie ist das Herrliche der Weiblichkeit. Reinheit und Güte sind das Wesentliche derselben." Aber selbst Reinheit und Güte umfassen noch nicht den Begriff des Holdseligen. Man denke sich die reinste gütigste Frau; aber sie ist finster, sie spricht schlecht, sie weiss ihre reine Güte nicht darzustellen, wird man sie holdselig nennen? Ganz recht heisst es darum S. 7: „Viele Frauen sind fast vollkommene Schönheiten, und haben fast nichts von dem, was man holdselig nennt. Andere dagegen besitzen wenig eigentliche Schönheit, aber was mehr als die blendendste Schönheit anzieht, das ist der Zauber der Holdseligkeit." Aber damit kommt der Vf. immer noch nicht zur Auffindung des richtigen Begriffs, der freylich nicht so leicht ist. Irrt Rec. nicht: so liegt das Holdselige ganz in der Darstellung und Äusserung der inneren Güte. Das schöne Innere muss sich auch schön äussern. 2) Das *glückliche* Weib, wozu die Worte: der Herr ist mit dir, du Gebenedeyete unter den Weibern, Luc. 1, 28. Gelegenheit geben. Wenn es recht schön heisst S. 19: „Was man hat, macht das Glück nicht aus; es kommt darauf an, was man ist und wie man sich fühlt": so scheint das 3 Capitel, welches die Fortsetzung des vorigen enthält, und die Verhältnisse des glücklichen Weibes zu den Menschen darstellt, ein wenig zu widersprechen. Denn Niemand wird eine Frau, die etwa an einen unwürdigen Mann, an einen Barbar verheirathet ist, ein glückliches Weib nennen, so sehr sie auch durch ihre Geistes- und Herzens-Grösse über ihr Schicksal sich erheben, und es sich erträglich machen wird. 4) *Weibliche Ergebung* über Luc. 1, 37. Sehr gut. Nur fliesst es zu

sehr in einander, wenn es S. 49 heisst: „Auf dreyfache Weise wird das Weib zur Ergebung veranlasst: bald durch das Ungewisse, bald durch das Befremdende, bald durch das Drückende." Denn die Ungewissheit ist doch auch drückend, und das Drückende befremdend. Überhaupt ist in dem ganzen Aufsatze doch nicht genau der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Ergebung anschaulich gemacht. Denn alles, was hier von der weiblichen Ergebung gesagt wird, passt auch auf die Männer. Auch dem vernünftigen Manne bleibt nichts am Ende übrig, als Unterwerfung unter die höhere Gewalt. 5 *Muttersinn* über Luc. 2, 19. Dieser Aufsatz scheint doch den Begriff des Muttersinns nicht ganz zu erschöpfen. Denn das beständige Beobachten der Kinder, worin der Muttersinn gefunden wird, ist mehr Folge der Mutterliebe, als wirklicher Muttersinn. 6) *Mutterschmerz* über Luc. 2, 35. S. 92: „Die meisten Mütter lehrt ihr zarter moralischer Sinn, bey ihren Kindern mehr auf Sittlichkeit und Ehrbarkeit, als auf alles Andere zu sehen; sie wissen lieber ihre Kinder unglücklich als schlecht." Wollte Gott, dem wäre so! Wie wohl würde es um die Erziehung der Kinder stehen! Leider wissen die Mütter ihre Kinder lieber schlecht, als unglücklich, in der Hoffnung, das erste lasse sich leichter verbessern, als das letzte. S. 94: „Mutterschmerz ist sehr ehrwürdig, man möchte ihn heilig nennen." Aber warum mehr als anderen Schmerz, da er doch immer eine Frucht gekränkter Eigenliebe ist? Wie vollends dann, wenn er selbst verschuldet ist? 7) *Mütterliche Verweise* über Luc. 2, 48. Hier werden Müttern treffliche Regeln gegeben, z. B. S. 112: „Drum, Mütter, ehe ihr tadelt, erforschet das Wesen eurer Kinder, den Ursprung und die Bedeutung dessen, was euch an ihnen auffällt, und wo ihr selbst nicht alles durchschauen könnt, da benutzt das fremde tiefer geschöpfte Urtheil, damit ihr nicht der Natur entgegenarbeitet, damit ihr das schonet, womit sie es auf etwas Besseres angelegt hat." 8) *Weibliche Eitelkeit* über Matth. 20, 20—21. Wenn der Vf. hier den Weibern gestattet, durch Kleinigkeiten gefallen zu wollen, und dann S. 119 hinzufügt: „Das Bestreben, durch Kleinigkeiten zu gefallen, wird Eitelkeit, wenn die Kleinigkeiten gar zu klein sind": so wird Niemand hier die Grenze zwischen dem Kleinen und gar zu Kleinen zu finden wissen. Was wir schon bey den vorigen Aufsätzen hin und wieder vermissten, eine bestimmte Definition, das hätte besonders hier alles Schwankende auf einmal hinweggeräumt. 9) *Weibliche Anspruchslosigkeit* über Matth. 15, 21—28. S. 149 wird der Satz aufgestellt: „Je weniger es uns gekostet hat, etwas zu werden, desto weniger werden wir auch zu Ansprüchen geneigt seyn," sollte wohl heissen: sollten wir auch geneigt seyn. Denn gerade den Weibern haben ihre Vorzüge weniger als den Männern gekostet, und doch machen sie gewöhnlich mehr Ansprüche, als diese. 10) *Weibliche Verehrung*. Etwas unbestimmt ist diese Überschrift, da man erst aus dem Inhalte sieht, dass Verehrung hier active gebraucht ist. Auch ist es zu viel, wenn der Vf. behauptet, das lasterhafte Weib könne nichts verehren, bey ihm sey alles in die Gemeinheit seines Strebens herabgesunken. Warum soll es aber eine edle Denkungsart, auch wenn es sie an sich selbst gar nicht findet, nicht verehren müssen? Ein Anderes ist achten und verehren; ein Anderes lieben. 11) *Die Sünderin* über Luc. 7, 36—48. Eine sehr gute Darstellung der Regungen eines weiblichen Gemüthes bey erkannten Fehltritten; nur hätte mehr der Gang gezeigt werden sollen, den es zur Wiedererlangung der vorigen Würde zu nehmen pflegt. 12) *Beschränkte und veredelte Häuslichkeit* über Luc. 10, 38—42. Wieder eine übelgewählte Überschrift. Unter beschränkter Häuslichkeit versteht der Vf. nicht diejenige, welche von der Sorge für das Höhere beschränkt ist, sondern die Kopf und Herz beschränkt. Schön ist die Schilderung solcher Frauen gelungen, welche bey dem Treiben und Thun in ihrem Hauswesen für gar nichts weiter Sinn haben. Minder gefällt uns die Eintheilung dieser Häuslichkeit in die karge, ruhige, emsige und gutmüthige. Denn die karge kann ja auch emsig, und die ruhige und emsige kann auch gutmüthig seyn. Daher auch der Unterschied in der Darstellung dieser verschiedenen Arten nicht genug herausgehoben werden konnte. 13) Fortsetzung des Vorigen. Hier wird die veredelte Häuslichkeit geschildert, aber doch etwas zu allgemein. Besser, wenn nun gezeigt wäre, wie das gute häusliche Weib in allen Lagen des häuslichen Lebens, gegen Gatten, Kinder, Gesinde sich verhielte. Der zweyte Theil enthält freye Gemälde, und hat die Überschriften: Weiblicher Mittheilungstrieb, weibliche Freundschaft, weibliche Freude, das Weib im Unglücke, gemeiner und edler Stolz des Weibes, weiblicher Leichtsinn, Weltfrauen. Dass nicht zuweilen Wiederholungen vorkommen sollten, will Rec. nicht ableugnen, wodurch aber die Schrift an Werthe nicht viel verliert. Hägen, Wohllust, Anbethung, kultiviert, sind Druckfehler. Aber Fehlsamkeit S. 63, jemanden etwas anstreiten S. 214, und schlumpiges Wesen S. 220, fallen bey der sonst schönen Schreibart des Vfs. auf.

—R—

Leipzig, b. Baumgärtner: *Der Unsichtbare oder Menschenschicksale und Vorsehung*. Ein historisch-moralisches Lesebuch zur Belehrung und zum Troste für Zweifler und Leidende. *Erstes Bändchen*. Ohne Jahrzahl. XXII u. 359 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wer mit dem Vertriebe der Schriften in unseren gewöhnlichen Lesegesellschaften und Leihbibliotheken Bescheid weiss, dem wird es nicht entgangen seyn, dass *Romane* beynah das einzig Gesuchte sind, dass selbst die leichteren historischen Sachen und Reisebeschreibungen höchstens hie und da einen Liebhaber finden, die sogenannten *ernsthaften* Bücher aber aus dem Fache der allgemeinen Philosophie, der Religionslehre, der Moral, der Naturwissenschaften,

wenn sie gleich *Lesebücher* heissen, fast gar keinen Beyfall haben. Der Grund hievon liegt nur zum Theil in diesen Büchern selbst, weit mehr in der Verwöhnung der Leser. Bey den mehrsten untergeordneten Menschen ist die Phantasie, an sich lebendiger und reizbarer, weit leichter in Thätigkeit zu setzen, als die Reflexion. Ohne ein Spiel wechselnder Scenen und Bilder, welches der genügsame Leser in jedem Roman höchst unterhaltend antrifft, will ihn keine andere Lectüre anziehen. Was nicht als trocken und widerwärtig verworfen werden soll, muss die Phantasie ansprechen und festhalten. Es wäre desshalb sehr zu wünschen, dass unsere populär belehrenden Schriftsteller auf die *Form* ihrer Bücher geflissentlichen Fleiss verwendeten. Sie ist fast das Entscheidende, um gerade bey dem Theil des *mittleren* Publicums, worauf sie doch vornehmlich rechnen, Eingang zu finden. Sie müssen bey der möglichsten Mannichfaltigkeit und Glätte der Form, durch das Einladende einer schönen Darstellung, durch die angemessene Beschäftigung der Phantasie und des Urtheils, besonders durch Historie und Allegorie, indem sie nur zu vergnügen scheinen, ein höheres Interesse an der Reflexion bey dem Leser hervorzubringen suchen. Unsere Literatur ist, trotz ihres Überreichthums an — wie sie sich oft nur selbst nennen — *unterhaltenden* Schriften, die nebenbey belehren wollen, doch wirklich arm an *vorzüglichen* populär-moralischen oder philosophischen Büchern. Was die Engländer hierin durch ihre Wochenschriften, namentlich den *Spectator*, so ausgezeichnet geleistet haben, ist unter uns kaum versucht worden. „*Engels* Philosoph für die Welt" hat wenig würdige Nachfolger gefunden. Unsere jetzigen modernen Tageblätter — wie beschränken sie den Kreis, wodurch sie zu unterhalten und zu nützen meinen, beynahe lediglich auf Darstellungen und Beurtheilungen von Werken und Versuchen der Kunst, die noch dazu oft so einseitig und dürftig ausfallen, und die Meisten ihrer Leser weit mehr oberflächlich schwatzen als urtheilen lehren — wie stösst man so selten auf einen Aufsatz von höherer Tendenz, der sich selbst die schwerere Aufgabe machte, die Leser aus der Trivialität und Versunkenheit ihrer beengten Ansicht zu retten, und sie das Gemeine aus einem ernsteren Gesichtspunct ansehen zu lehren, ihren Sinn für das Religiöse und Überirdische aufzurichten, ihre Individualität in Verbindung mit dem Ganzen zu bringen!

Das vorliegende Buch leitete den Rec. sehr natürlich auf diese Bemerkungen. Er zählt es bey unserem Mangel an vorzüglichen, unter die besseren der ihm bekannten historisch-moralischen Lesebücher. In unseren Tagen ist die Materie von der *Vorsehung* und ihrem Einfluss auf die menschlichen *Schicksale*, mehr als irgend eine, zu erwägen, und es ist sehr wünschenswerth, dass viele gute Menschen, namentlich in dem Mittelstande, wo die eitelen und unverständigen Räsonneurs leider oftmals grossen Einfluss gewinnen, in ihrem Glauben an eine übersinnliche Lenkung der Dinge Befestigung und Zuversicht erhalten. Rec. empfiehlt diese Schrift als einen nicht verwerflichen Beytrag dazu. Die allgemeinen, hier wesentlichen, Begriffe — Schicksal, Bestimmung, Vorsehung, Erziehung derselben, Freyheit, Zurechnung — sind populär erläutert, die gewöhnlichsten Zweifel werden aus dem Gesichtspunct des gemeinen Menschenverstandes bündig beantwortet, und, wenn gleich nicht durch Tiefe und Reichthum der Idee, so ist doch das Ganze durch Fasslichkeit und angemessenen Ausdruck zu einer gewiss nützlichen Lectüre geeignet. Die sehr reichlich gegebenen Beyspiele von wunderbaren und wechselvollen Schicksalen, die eingestreueten morgenländischen Erzählungen, die Abwechselung in dialogischer Form u. s. w., alles diess wird beytragen, die Leser festzuhalten. Die Fülle der Beyspiele hätten wir gern beschränkt gesehen, wenn sie zumal öfter durch Reflexion über das Einzelne, durch Bezeichnung der entscheidenden Momente, wo sich die Wege des Schicksals lehrreich enthüllen, wo die Freyheit mit den überirdischen Gewalten in Kampf zu treten scheint, gründlicher wären behandelt worden. Wollten wir mit unserer Kritik in das Einzelne gehen: so würden bey manchen Stellen Erinnerungen zu machen seyn, z. B. bey dem „*Versammlungssaale der Heiligen*, wo alles beschlossen und bestimmt wird, was uns Erdenkindern nützlich ist" — einer auf keine Weise zu billigenden Vorstellung —; bey der Behauptung, dass der *grösste* Theil der Erdbewohner die Christusreligion bekenne, welches gerade in das Gegentheil zu verwandeln ist; — dass *Stilling* (sollte heissen: *Jung*) *jetzt* Professor in Marburg sey, da er es bekanntlich seit mehreren Jahren verlassen hat, und jetzt in Carlsruh lebt; bey der blossen Andeutung der wunderbaren Lebensfristung *Karls II* von England, die nicht als allgemein bekannt unter den Lesern dieser Schrift vorausgesetzt werden durfte. Doch werden wir durch solche und ähnliche Bemerkungen, die dem Wesentlichen der Schrift nicht schaden, keineswegs abgehalten, ihr viele willige und besonnene Leser zu wünschen, an denen die gute Absicht des Vfs. erreicht werde.

NA.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Versuch einer Theorie der Registraturlehre, als Anleitung zur zweckmässigen Einrichtung und Führung gemeiner Registraturen, mit Beziehung auf Bibliothekeneinrichtung, durch Beyspiele erläutert*, verfasst von *Karl Hecht*, grossherzoglich badischem quiescirendem Kirchenrathsregistrator und Secretär des vormaligen rheinpfälzischen Ehegerichts. 1808. XII u. 188 S. 8. (18 gr.)

So viel in neueren Zeiten und zum Theil Treffliches über Registraturwissenschaft geschrieben worden ist: so behauptet der Vf. dieses Versuchs einer Theorie der Registraturlehre im Ganzen den Vorzug, da alles in lichtvoller systematischer Ordnung und in einem reinen Stile dargestellt ist. Was Rec. im Ein-

zelnen zu bemerken gefunden hat, will er hier kürzlich anzeigen. §. 31 hätte Rec. gewünscht, dass des chronologischen Systems gar nicht erwähnt worden wäre, weil es beynahe ohne allen Nutzen ist. Selten wird eine Urkunde oder Act ohne weiteren Beysatz, der Zeit nach, gefodert, und zur Erleichterung des Auffindens darf man nur bey Verfertigung der übrigen Repertorien die chronologische Ordnung am Rande derselben bemerken. Nachlässige Registratoren lieben der Bequemlichkeit wegen das chronologische System, ohne die übrigen zu befolgen. Real-, Local- und Personal-Repertorien, mit Kenntniss gefertigt, steuern aller Unordnung. §. 47. Wenn der Vf. bey Verfertigung der Generalrepertorien den Vorschlag macht, sie entweder nach dem Alphabet oder nach irgend einem wissenschaftlichen Systeme der einschlagenden Rechtslehre zu ordnen: so setzt er in Ansehung des Letzteren rechtsgelehrte Registratoren voraus; allein so sehr dieses zu wünschen wäre: so widerspricht jedoch die Erfahrung, indem sehr viele, wo nicht die meisten, Registratoren in kleinen Staaten aus Subjecten bestehen, die der Wohlfeilheit nach bey diesem Amte angestellt werden. Die alphabetische Ordnung verdient ausschlussweise den Vorzug, indem selbst ein rechtsgelehrter Registrator zuweilen bey einem geringen Grad von Aufmerksamkeit Verwirrung anstellen könnte, die zwar bey seinen Lebzeiten ohne Folgen seyn, aber nach seinem Tode für die Geschäfte sehr nachtheilig werden dürfte. Rec. sind Registratoren bekannt, die Fornicationen und Holzfuhren unter eine Rubrik brachten, ja der eine rubricirte einen Fascikel einzelner Rechtssprüche ohne alle satirische Absicht: *Casus fortuiti*. §. 56. Die Abgabe einzelner Actenstücke ist oft einem grossen Missbrauche unterworfen, welchem die eingelegten Zettel nicht abhelfen. Z. B. es werden dergleichen Actenstücke als Beylagen zu Processen gebraucht, die oft aus einem Jahrhunderte in das andere übergeben: so bleiben solche bey den Processacten liegen, worüber mehrere Registratoren in die Ewigkeit gegangen seyn können, und der Nachfolger, wenn ihm ein ganzer Fascikel solcher Beylagen zurückgegeben wird, nicht weiss, wo er sie einschalten soll. Es ist daher rathsamer, dergleichen einzelne Piecen in vidimirter Abschrift abzugeben. §. 73. Sehr richtig urtheilt der Vf., dass eine übertriebene Gewissenhaftigkeit in Aufbewahrung unbedeutend scheinender Registraturpapiere einem zu grossen Leichtsinn im Cassiren vorzuziehen sey. Rec. ist ein merkwürdiger Fall hierüber bekannt. Eine Gemeinde hatte die Viehtränkgerechtigkeit in einem herrschaftlichen Weyher hergebracht. Dieser sollte trocken gelegt werden, allein die Gemeinde erhob dagegen Klage. Die Herrschaft behauptete, das Tränkrecht sey nur begünstigt und auf Widerruf ertheilt worden. Die Gemeinde hingegen: sie sey eine uralte wohlhergebrachte Servitut-Acte. Drescherrechnungen und Quittungen — wem scheinen diese nicht unbedeutend zu seyn? — entschieden für die Herrschaft; denn aus diesen wurde der Beweis geführt, dass dieser Weyher schon vor Jahrhunderten trocken gelegt worden war, und die Originalrechnungen über ausgegebenes Samengetreide und Drescherlohn für die erhaltenen Früchte aus diesem Weyher endigten einen Process, der der Unsterblichkeit sonst werth gewesen wäre. Übertrieben war jedoch die Gewissenhaftigkeit eines Registrators, der unter alten Acten ein Knöchlein fand, solches sauber in Papier wickelte, und darauf schrieb: *Acta*, ein junges Hühnerbein betreffend. §. 78 wird wohl ein frommer Wunsch bleiben. Rec. sind einige Registratoren bekannt, die in folgender Ordnung die Beförderungsleiter bestiegen: Erstlich Kanzleyjunge ohne Gehalt — dann Kanzleydiener mit monatlichen 5 fl. — ferner Kanzlist mit monatlichen 10 fl., und endlich Registrator mit einer vierteljährigen Besoldung von 50 fl. Wo soll da Geschäftsliebe herkommen? Alles wird bloss getrieben, um die fürchterlichen Feinde des menschlichen Lebens, Hunger und Durst, abzuwehren. Wie es mit der Verschwiegenheit eines so besoldeten Registrators aussieht, lässt sich leicht ermessen. Um 12—15 Kr. kann ein Advocat die Relationen lesen, so oft er will. — Bey der Beschreibung einer Amtsregistratureinrichtung S. 179 ist Rec. die Rubrik: *Miscellen*, sonderlich aufgefallen, vorzüglich von einem Vf., der sich durch das ganze Werk als ein sachkundiger Mann legitimirt hat. Jedes Actenstück muss doch entweder eine Sache, einen Ort, oder eine Person betreffen, und so gehört es in das eine oder das andere Repertorium. Was soll denn unter Miscellen registrirt werden? Vielleicht einzelne, noch ohne allen Zusammenhang vorgefundene Blätter? Allein bey jeder Einrichtung einer Registratur kommt dem Registrator nicht alles auf einmal in die Hand, und da thut er besser, wenn er: *ad acta* in Sachen etc., rubricirt. Bey Beendigung der Registratur findet sich dann alles, wenn es sonst richtig zugeht, beysammen. Mit einem Worte: Die Rubrik *Miscellanea* ist ein gar sanftes Ruhekissen für manchen Registrator, der sich den Kopf nicht zerbrechen will, und sollte daher billig aus jedem Archiv, aus jeder Registratur verbannt werden.

K. T. B.

FORTSETZUNGEN.

Meissen, b. Goedsche: *Homeri Iliados Rhapsodia M. sive Liber XII.* Cum excerptis ex Eustathii commentariis et scholiis minoribus in usum scholarum separatim edidit *J. A. Mueller*, A. M. et ill. scholae prov. Misen. olim Rector. 1810. 46 S. *Rhapsodia N. sive Liber XIII.* 83 S. 8.

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

Monatsregister

vom

März 1811.

I. Verzeichniss der im Monat März in der J. A. L. Z recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Ansichten von Paris. 1. 2 Bd. 56, 448.

B.

Barante, s. Ueber.

Beauval Gespräche für das gesellschaftliche Leben. Dialogues pour la vie sociale. 2 Aufl. 1 — 3 Bdchen. 64, 511.

v. Bechtolsheim, Freyin, der 1 Sept. 1810 in Eisenach 66, 523.

Becker Geschichte des Lyceums bey der evangelischen Friedenskirche zu Schweidnitz 71, 568.

Bilfinger Miscellen über Polizey - und staatswirthschaftliche Gegenstände 53, 423.

Biograph, der. Supplement zum 8 Bde. 69, 549.

Brentano, Universitati literariae. Cantate auf den 13 Oct. 1810 66, 527.

Bruns Verdienste der Professoren zu Helmstädt um die Gelehrsamkeit 69, 549.

Burkardt System der Polizeygesetzgebung 54, 431.

— — Urgesetze des Staats und seiner nothwendigen Majestätsrechte. 1 Th. 3 Heft 54, 431.

Buttmann, s. Museum.

C.

v. Canstadt Handbuch für Denker. 3 Th. 54, 431.

D.

Dominikaner, der 68, 543.

E.

Eggena Diss. de re judicata 49, 391.

v. Eggers Reise durch Franken, Baiern, Oesterreich, Preussen und Sachsen. 1 — 4 Th. 56, 441.

Ehrenberg weiblicher Sinn und weibliches Leben, Charakterzüge, Gemälde und Reflexionen 72, 569.

Ehrhardt Vorlesungen über die Theologie und das Studium derselben 48, 377.

Eschenbach Kunstmagazin der Mechanik und technischen Chemie. 1 — 7 Heft 47, 452.

F.

Fabre Tableau littéraire du 18me siècle, ou Essai sur les grands Ecrivains de ce siècle et les progrès de l'esprit humain en France 67, 529.

Funk Predigten zur Belebung des Glaubens an die göttliche Weltregierung. 1 Heft 51, 406.

G.

Gambs über christliche Vervollkommnung und Vollkommenheit 51, 407.

Gräve Rückblicke in die Geschichte der Vorzeit 71, 561.

H.

Hase Recueil des mémoires sur différens manuscrits Grecs de la Bibliothèque impér. de France 1 Part. 69, 546.

Hecht Versuch einer Registraturlehre 72, 574.

Henke kleine Gedichte für Kinder. 1 Bdchen 62, 495.

Hermann diss. de ellipsi et pleonasmo in graeca lingua 63, 499.

Hexen- und Gespenster-Geschichten 65, 520.

Hoffbauer Anfangsgründe der Logik. 2 Ausg. 54, 425.

— — Grundriss der Erfahrungs-Seelenlehre. 2 Ausgabe 54, 425.

— — Ueber die Analysis in der Philosophie 54, 425.

Homeri Iliados Rhaps. M et N, sive Libr. XII et XIII ed. *Mueller* 72, 575.

Hübner dem Verdienste d. Joh. Nepomuk Mederer 69, 551.

I.

Jay, s. Ueber.

John chemische Untersuchungen mineralogischer, vegetabilischer und animalischer Substanzen 60, 473.

v. Ittner Beyträge zur Geschichte der Blausäure mit Versuchen über ihre Verbindungen und Wirkungen auf den thierischen Organismus 60, 477.

K.

Klefeker, homiletisches Ideenmagazin. 2 Bd. 1 — 3 Heft 51, 401.

Kuhn Hortensia. Taschenbuch f. 1811 66, 526.

L.

Langhans über Theater oder Bemerkungen über Katakustik in Beziehung auf Theater 57, 449.

Leonhard Taschenbuch für die gesammte Mineralogie. 2 — 4 Jahrgang 58, 457.

de Lindenau Tables barométriques pour faciliter le calcul des nivellements et des mesures des hauteurs par le baromètre 70, 553.

M.

Malacarne i sistemi e la sua reciproca influenza loro 50, 393.

Meineke tägliches Handbuch für Prediger und Predigtamts-Candidaten 51, 407.

Museum antiquitatis studiorum opera *Wolfii* et *Buttmanni*. Vol. 1 Fasc. 1 63, 497.

Museum der Alterthumswissenschaft, von *Wolf* und *Buttmann*. 1 Bd. 3 St. 2 Bd. 1. 2 St. 63, 497.

v. Mussinan Ludwig der Baier und 1809 55, 439.

N.

Natorp kleine Schulbibliothek. 4 Aufl. 69, 551.

v. Nettelbladt Bemerkungen über einige Gegenstände des meklenburgischen Concurs-Processes 49, 388.

O.

Oelsner Mohamed. Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters. A. d. Franz. von *E. D M.* 55, 433.

Original-Ideen über die Kunst der Erziehung und besonders der Bildung zur Sittlichkeit 61, 481.

P.

Passavant Darstellung u. Prüfung der pestalozzischen Methode. 62, 493.
Petri Vorkenntnisse der Verskunst für Deutsche 65, 519.
Pfaff über die strengen Winter, vorzüglich des 18 Jahrh. u. über den letzt verflossenen strengen Winter v. 1808 — 1809 60, 479.
Pfeiffer Rechtsfälle, entschieden nach dem Gesetzbuch Napoleons von Frankreichs u. Westphalens obersten Gerichtshöfen. 1. 2 Abth. 49, 385.

R.

v. Raumer das brittische Besteuerungssystem, insbesondere die Einkommensteuer, dargestellt mit Hinsicht auf die in der preuss. Monarchie zu treffenden Einrichtungen 52, 409.
Reichsstandschaft, die deutsche. Neue Ausg. 52, 415.

S.

Sallustii opera omnia ed. *Kunhardt*. P. 1. 2. 65, 515.
Schillers Lied an die Freude in Uebersetzungen. 2 Fortsetzung v. *Fröbel* 61, 487.
Schoenbauer Minerae metallorum Hungariae et Transilvaniae. Pars I. Sect. 1. 2. 58, 462.
Schürmann 480 Reimzeilen als Vorschreibe-Materialien 62, 496.
Schütze abenteuerliche Wanderungen von Weimar nach Carlsbad. Taschenbuch aufs J. 1810. 66, 524.
— — die Journalisten 66, 528.

T.

Taschenbuch d. Musen u. Grazien auf d. J. 1811. 66, 527.
Tasso le Veglie. *Tasso's* Nächte. Frey übers. von *v. Haupt* 66, 521.
Thiess das sittliche Leben nach der Schrift mit Rücksicht auf die Zeichen unserer Zeit 48, 382.

U.

Ueber Aufhebung der Kirchen-, Pfarr- und Schul-Güter u. Einführung einer fixen Besoldung der Geistlichen in protestantischen Ländern 59, 465.
Ueber die Literatur Frankreichs im 18 Jahrhundert. Zwey Abhandlungen v. *Barente* u. *Jay*, aus dem Franz. v. *Ukert* 67, 529.
Unsichtbare, der, oder Menschenschicksale u. Vorsehung. 1 Bdchen. 72, 572.

V.

Veillodter summarische Erklärungen der Sonn-Fest- u. Feyertags-Episteln zu Vorlesungen am Altar 48, 383.

W.

Wedekind Geist der Zeit in einer pragmatischen Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse in der physischen, moralischen, literarischen u. politischen Welt. 1 Jahrg. 71, 566.
Wetzler über das Medicinalwesen der vormaligen königl. baierschen Provinz in Schwaben 50, 398.
Wolf, s. Museum.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen aus, deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh. in Kiel 60.
Anonyme Verleger 52. 61. 62.
Anton in Görlitz 71.
Arnold in Dresden 64.
Attenkofer in Ingolstadt 69.
Bädecker u. Kürzel in Duisburg u. Essen 69.
Baumgärtner in Leipzig 72.
Beckersche Buchh. in Gotha 66. 70.
Campe in Nürnberg 50.
Delaunay in Paris 67.
Druckerey des Seminariums in Padua 50.
Ernst in Quedlinburg 51.
Fleischer d. J. in Leipzig 48. 56.
Friese in Pirna 65.
Frommann in Jena 67.
Gessner in Zürich 56.
Gleditsch in Leipzig 66.
Goedsche in Meissen 72.
Hahn, Gebr., in Hannover 49.
Hammerich in Altona 51.
Hayn in Berlin 57.
Heigl u. Comp. in Straubing 55.
Hemmerde u. Schwetschke in Halle 54 (3).
Herder in Freyburg u. Constanz 60. 65. 71.
Hermann in Frankfurt a. M. 58.
Hetzrodt in Trier 49.
Hinrichs in Leipzig 57.
Hitzig in Berlin 66.
Hoffmann in Hamburg 51.
Imprimerie impériale in Paris 69.
Kramer in Zerbst 59.
Kummer in Leipzig 68.
Kunst- u. Industrie-Comptoir in Berlin 66.
Leske in Darmstadt 66.
Maurer in Berlin 60. 72.
Meyer in Lemgo 62.
Michaud, Gebr., in Paris 67.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 72.
Müller in Bremen u. Aurich 51.
Müller in Reichenbach 71.
Niemann in Lübeck u. Leipzig 65.
Palm in Erlangen 48. 54.
Realschulbuchhandlung in Berlin 63 (2).
Sander in Berlin 52.
Schaumburg u. Comp. in Wien 58.
Schiegg in Leipzig 52. 61.
Schöne in Berlin 62. 66.
Schulbuchdruckerey, königl., in Kiel 48.
Sprinzing in Rastatt 54.
Stiller in Rostock u. Schwerin 49.
Turneisen Sohn in Paris u. Cassel 64.
Varrentrapp und Wenner in Frankfurt a. M. 55.
Voss in Leipzig 66.
Waisenhausbuchh. in Halle u. Berlin 69.

III. Intelligenzblatt des März.

Ankündigungen.

Akademische Buchhandlung in Frankfurt a. d. O. Verl. 17 und 18, 141. 21, 166. 167.
Brede in Offenbach Verl. 19, 151.
Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 19, 151.
Gastl in Brünn Verl. 17 u. 18, 140.
Gessnersche Buchh. in Zürich Verl. 17 u. 18, 141.
Göpferdt in Jena Verl. 21, 166.
Göschen in Leipzig Verl. 21, 167.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 17 u. 18, 142.
Hitzig in Berlin 16, 127. 21, 163.
Krieger in Cassel und Marburg 17 u. 18, 142. 19, 152.
Kupferberg in Maynz Verl. 21, 165.
Macklots Hofbuchhandlung in Carlsruhe Verl. 21, 165.
Mohr und Zimmer in Heidelberg Verl. 15, 118.
Waldeck in Münster Verl. 15, 115. 117. 118.
Wilmans in Frankfurt a. M. Verl. 19, 151.
Witte Rindvieh-Raçen. 2 Heft 16, 125.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ancillon in Berlin 20, 158.
Baggesen in Kiel 16, 123.
Bang in Kopenhagen 20, 158.
Barla in Kaschau 20, 157.
Becher in Züllichau 19, 148.
Bendsen in Kopenhagen 20, 158.
Bernhardi in Berlin 19, 145.
v. Binder in Lemberg 20, 157.
Bode in Berlin 16, 122.
Bossi in Mayland 20, 160.
Bredow in Frankfurt a. d. O. 19, 147.
Brugmant in Leiden 19, 148.
Buttmann in Berlin 19, 145.
Catel in Paris 19, 148.
Choron 15, 114.
v. Collin in Wien 20, 156.
Daub in Heidelberg 19, 148.
v. Dohm in Dresden 20, 158.
Eitelwein in Berlin 19, 145.
Engelstoft in Kopenhagen 20, 158.
Erman in Berlin 19, 145.
Ertsei in Debreczin 20, 155.
Fischer in Moskwa 20, 159.
Fleckel in Keszthely 20, 157.
Füger in Lemberg 20, 156.
Gerhardt in Berlin 20, 158.
Görke in Berlin 20, 158.
Hermbstädt in Berlin 19, 145.
Hetiésy in Oedenburg 20, 155.
Himly in Berlin 19, 145.
Himly, J. F. W., in Berlin 19, 148.
Hirt in Berlin 19, 145.
Höchsmann in Olmütz 20, 156.
Hoffmann in Moskwa 20, 159.
Hurtigkarl in Kopenhagen 20, 158.
Jenull in Grätz 20, 155.
Kargl in Wien 20, 156.
Kastner in Heidelberg 19, 148.
Keller in Stuttgardt 19, 148.
Klaproth in Berlin 20, 158.
Koll, A. und N. C. in Kopenhagen 20, 158.
Lichtenstein in Berlin 19, 145.
v. Massenbach in Berlin 20, 158.
Matoschek in Wien 20, 156.
Meinecke in Halle 16, 123.
Nárey in Weszprim 20, 156.
Nicolovius in Berlin 20, 158.
Niebuhr in Berlin 19, 145.
Nissen in Kopenhagen 20, 158.
Orgler in Pesth 20, 157.
v. Passy in Olmütz 20, 156.
Paulus in Nürnberg 19, 148.
v. Portenschlag in Wien 20, 157.
Rajts in Oedenburg 20, 155.
Razoumovsky in Moskwa 20, 159.
Reil in Berlin 20, 158.
Reisz in Wallendorf 20, 156.
Reyberger in Wien 20, 156.
Ribbeck in Berlin 20, 158.
Rumi in Oedenburg 20, 155. 158.
v. Ruprecht in Brünn 20, 157.
Scheth in Olmütz 20, 157.
Schiffner in Wien 20, 157.
Schleicher in Marburg 16, 123.
Schulleck in Gölnitz 20, 156.
v. Schwartner in Pesth 20, 157.
Seeger in Heidelberg 19, 148.
Seidenstücker in Lippstadt 20, 158.
Seybold in Oedenburg 20, 155.
Szabó in Oedenburg 20, 156.
Szabó in Saros-Patak 20, 156.
Tralles in Berlin 19, 145.
Ulrich in Grätz 20, 155.
Varga in Oedenburg 20, 155.
Waschovsky in Oedenburg 20, 155.
Werner in Raab 20, 157.
Wildt in Göttingen 16, 122.
Wöldicke in Kopenhagen 20, 158.
Wolf in Kopenhagen 20, 158.
Zeisel in Lemberg 20, 157.
v. Zerboni di Sposebi 20, 158.

Nekrolog.

Beckmann in Göttingen 19, 149.
Cäsar in Leipzig 16, 123.
Chalgrin in Paris 19, 149.
v. Dombay in Wien 20, 159.
Höslin in Neuhausen 20, 158.
Isenbühl in Stadion 20, 158.
de Muro in Neapel 19, 149.
v. Pucho in Ofen 20, 159.
v. Rakos in Ofen 20, 159.
Rath in Raab 15, 114.
de Saint-Ange in Paris 20, 159.
Schäffer in Halberstadt 16, 123.
Scharfenberg in Ritschenhausen 19, 148.
Schulleck in Gölnitz 20, 156.
Schulz in Leipzig 16, 123.
Schulze in Altona 16, 123.

Sparr in Nordhausen 19, 149.
Steinhart in Dehrum 20, 158.
Szeker in Klausenburg 20, 159.
v. Szeplaky in Debreczin 20, 159.
Zapf in Augsburg 16, 123.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Besançon, Sitzungen und Preise der Société académique im J. 1810 21, 163.
Corfu, Preisfragen der ionischen Akademie 15, 116.
Florenz, Wiederherstellung der alten Akademie della Crusca 16, 123.
Gorenki bey Moskwa, Stiftung einer phytographischen Gesellschaft 20, 159.
Kopenhagen, Preisvertheilung und Vorlesung der Gesellschaft der Wissenschaften 19, 149.
— — — Prämie des Gesundheitscollegiums 19, 149.
Lucca, Sitzung und Preisvertheilung der Academie Napoleone am 3 Jan. 21, 164.
Schweden, Prämien des Collegii medici 19, 149.
Ungarn, Preisvertheilung eines ungarischen Patrioten 21, 163.
Venedig, Sitzung der medicinischen Societät am 30 Dec. v. J. 15, 116.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Berlin, Bekanntmachung, den Anfang der Vorlesungen betr. — Promotionen 19, 145.
Danzig, f. Jenkau.
Debreczin, interimistisch angestellter Lehrer 20, 155.
Grätz, Einführung des neuen juridisch-politischen Plans am Lyceum. — Erhöhung des jährlichen Dotations-Betrags f. die Bibliothek 20, 155.
Heidelberg, Geburtstags-Feyer und Preisvertheilung am 22. Nov. v. J. — Promotionen — Disputationen 19, 146.
Helmstädt, Nachricht üb. d. Pädagogium 19, 147.
Jena, Disputation, Prorectorats- und Decanats-Wechsel, Promotionen 21, 161.
Jenkau u. Danzig, gegenwärtiger Zustand des Conradinums, des akademischen Gymnasiums, so wie der Pfarr- u. Kunst-Schule 16, 121.
Kiel, Organisation der Forstlehranstalt 19, 145.
Königsberg, Geschenk des Königs zur Sternwarte — Lectionskatalog, Antritts- und Weihnachts-Programm 15, 113.
Kopenhagen, Feyer des Reformations-Festes am 14. Nov. v. J. 19, 145.
Landshut, Promotion, Preisvertheilung und Antrittsrede 19, 147.
Linz, die jurid. Lehranstalt am Lyceum wird aufgehoben 20, 155.
Oedenburg, Erhöhung des Gehalts der Lehrer am ev. Gymnasium 20, 155.
Oesterreich, kais. Verordnungen, die Lehrstellen an den höhern Schulen, die Schulprüfungen, Landes-Thierärzte u. das Lehramt der Anatomie betr. 20, 153.
Olmütz, *v. Passy* und *Höchsmann's* Vorlesungen am Lyceum 20, 156.
Pesth, Anzahl der Studirenden und Promovirten 20, 154.
Prag, Bestimmung des Gehalts der jurist. Professoren 20, 154.
Wetzlar, Promotionen, Disputationen und Einladungsschrift 21, 163.
Wien, Rector-Wahl 20, 154.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

Amsterdam, Preisvertheilung in der Zeichenakademie 19, 150.
Arendt besitzt einen Codex der saemundischen Edda 19, 150.
v. Asboth in Ungarn hat eine neue Säemaschine erfunden 15, 116.
Bücherauction in Gotha 17 u. 18, 143.
Cannabich gegen einen Recensenten in der leipz. Lit. Zeitung 15, 119.
Edda f. *Arendt* und *Gräter*.
Eylert in Potsdam will Predigten herausgeben, deren Ertrag zu einem Denkmal auf die verst. Königin bestimmt ist 16, 123.
Franke in Jena Anzeige, den Ankauf der prillwitzischen Schriftgiesserey betr. 16, 128.
Frommann in Jena herabgesetzte Bücherpreise 19, 152.
Gräter giebt eine Ode aus einem Codex der saemundischen Edda heraus 19, 150.
Keysers Buchhandlung in Erfurt Ankündigung zweyer Werke in herabgesetztem Preise 17 u. 18, 139.
v. Kovachich, literarische Reise durch Oberungarn 15, 116.
Manuscript, arabisches, von *Ahmed Ben Musa* 16, 124.
Mayland, Errichtung einer Special- und Frey-Schule der zeichnenden Künste 20, 160.
Ober-Landes-Gericht, königl. preussisches, in Schlesien Anzeige für Münzenliebhaber 16, 128.
Recensent, der, von *Dahls* kirchlicher Statistik gegen eine Aeusserung *Hüschkes* in Rostock 15, 120.
Reclam in Leipzig, Anzeige von englischen Büchern in herabgesetztem Preise 17 u. 18, 129.
Spanien, Commission zur Prüfung theatralischer Werke 21, 164.
Spindler in Würzburg an den Prof. *Gilbert* in Halle 17 u. 18, 144.
v. Steigentesch Druckfehleranzeige 16, 128.
Voigdt in Casan Berichtigung 15, 120.
Wien, Ankauf einer pathologischen Knochensammlung für die Josephsakademie 15, 116.
Winter in Landshut, dreyfache Schenkung an dortige Bibliotheken 20, 160.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

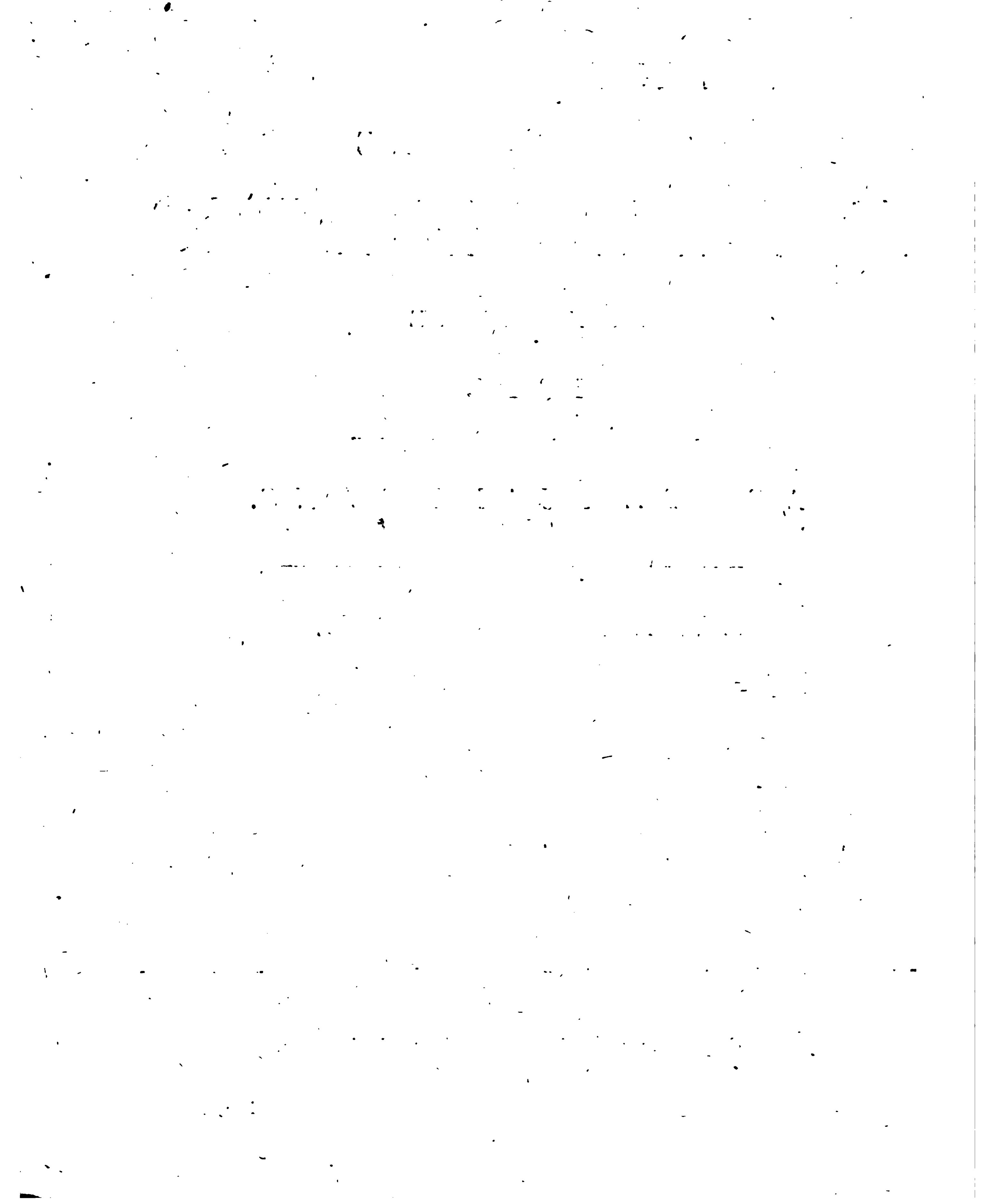
1811.

ACHTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition,
1811.



JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 APRIL, 1811.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: *Ezechiel.* Latine vertit et annotatione perpetua illustravit *Ern. Frid. Carol. Rosenmüller*, Ling. Arab. in Acad. Lipſ. Prof. Vol. I. 1808. XXX u. 604 S. Vol. II. 1810. 746 S. gr. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

(Auch unter dem Titel: *Ern. Frid. Car. Rosenmüller Scholia in Vetus Testamentum.* Partis Sextae Vol. I et II.)

Nach unſerer Beurtheilung des 4 und 5 Theiles dieſer Scholien (J. A. L. Z. 1807. No. 77. 78) dürfen wir bloſs bemerken, daſs die gegenwärtige Fortſetzung den früheren Bänden vollkommen gleich ſey. Die hier gelieferte Bearbeitung des *Ezechiel*, welche in Anſehung der äuſseren Einrichtung mit dem Commentare über Hiob auch darin übereinkommt, daſs eine lateiniſche Überſetzung gegeben, und daſs in beſonderen kritiſchen Anmerkungen auf die alten Verſionen durchaus Rückſicht genommen wird, iſt um ſo verdienſtlicher, da gerade dieſes bibliſche Buch unter allen am meiſten vernachläſſiget worden, und daher Hr. *R.* in den meiſten Fällen ſein eigener Führer ſeyn muſste. Selbſt derjenige, der mit der Interpretations - Geſchichte dieſes Propheten noch nicht bekannt iſt, kann ſich aus dem vorausgeſchickten *Elenchus Interpretum* leicht überzeugen, wie wenig im Verhältniſs zu den übrigen Propheten für dieſen geleiſtet worden. Wir haben nur wenig gute Beyträge zur Erklärung einzelner Stellen, und durchaus keinen Commentar über das Ganze, der ſich mit *Vitringa* oder *Lowth* über den Jeſaias vergleichen lieſse. Noch immer bleibt das Werk von *Hieronymus Pradi* und *Jo. Bapt. Villalpandi* das vorzüglichſte Hülfsmittel, obgleich es keine leichte Mühe iſt, in dem weitſchweifigen Commentare die Spreu von den Körnern abzuſondern. Unter den alten Interpreten hat Hr. *R.* den *Hieronymus*, von deſſen Verdienſten um Ezechiel S. V — VII gehandelt wird, am meiſten benutzt, und ſich nicht bloſs damit begnügt, ſeine Erklärung ſummariſch anzuführen, ſondern ſie in den meiſten Fällen vollſtändig und im Zuſammenhange mitzutheilen. Eben dieſs iſt auch bey anderen alten Auslegern, z. B. *Theodoret*, *Jarchi*, *Kimchi*, *Abarbanel* u. A., geſchehen, wodurch dieſer Commentar eine Art von ſchätzbarem Repertorium über die älteren Interpreten geworden iſt.

Rec. hat beide Bände einer ſorgfältigen Prüfung unterworfen. Das Reſultat derſelben iſt das Urtheil, daſs Hr. *R.* einen wichtigen Beytrag zur beſſeren Erklärung des Ezechiel geliefert habe, und daſs ſeine Arbeit jedem Freunde des altteſtamentlichen Studiums zum ſorgfältigen Gebrauche empfohlen zu werden verdiene. Beſonders empfehlen wir dieſe Arbeit den angehenden Exegeten, weil ſie dadurch die zweckmäſsigſte Anleitung zum rechten Gebrauche der alten Überſetzungen erhalten. Aber auch der ſchon geübtere Exeget, wird ſich der kritiſchen Bemerkungen freuen, wodurch der Text der alten Verſionen nicht ſelten treffend berichtiget wird. Wir rechnen unter anderen dahin die Anmerkung zu Cap. IV, 12. Vol. I. p. 102. Hier wird die ſcharfſinnige Vermuthung geäuſsert, daſs in der ſyriſchen Hexaplar-Verſion ܡܫܩܠܝܐ *Particip. formae Schaphel a verbo* ܩܠܐ, *frixit*, alſo das griechiſche φρυκτον, ſtatt des von *Norberg* edirten ܡܫܡܠܝܐ, welches derſelbe durch *complementum* überſetzt, und das in dieſen Context gar nicht paſst, zu leſen ſey. Ferner Vol. II. p. 56, wo vermuthet wird, daſs in derſelben Verſion Cap. XXI, 30 das unverſtändliche ܡܦܪܘܐܘܣܡܘܣܐ nichts anderes als das verſtümmelte griechiſche προορισμος ſey. Ähnliche kritiſche Bemerkungen findet man Vol. I. p. 156, 257, 240, 94 u. ſ. w. Von Cap. XXIX. Vol. II. S. 348 an ſind die kritiſchen Bemerkungen nicht mehr von den exegetiſchen getrennt (*Jungimus*, ſagt Hr. *R.* Vol. II. p. 348, *inde ab hoc capite notis philologicis veterum interpretum codicumque varietatem, quam in ſuperioribus ab illis ſejunximus, chartae ſpatiique compendifaciundi cauſa*), aber man findet die Kritik noch eben ſo lehrreich berückſichtigt.

Bey der überwiegenden Mehrzahl richtiger Erklärungen hält es Rec. für dienlicher, und der Hochachtung, die man dem Vf. ſchuldig iſt, entſprechender, wenn er hauptſächlich bey den Stellen etwas länger verweilet, in deren Erklärung er mit dem Vf. nicht übereinſtimmt, und wobey eine Erinnerung und Verbeſſerung nöthig ſcheint. Zu Cap. I. 3 heiſst es Vol. I. p. 19: „*Quod prius* מראות, *viſiones, nunc verbum Dei vocat, nempe prophetiam, quae tam viſiones, quam verba et juſſa divina continet, eſtque ſimul hic titulus ſ. inſcriptio totius libri*, cf. Hoſ. 1, 1. Jon. 1, 1. Zach. 1, 1". Daſs hier keine eigentliche Synonymie beider Ausdrücke Statt finde, ergiebt ſich aus dem Folgenden. V. 4 ff. wird die Viſion exponirt;

auf diese folgt dann erst V. 28 u. C. II. 1. ff. das דבר יהוה. Vol. I. p. 52 wird das Cap. II, 1 zuerst und hernach so oft vorkommende בֶּן־אדם geradezu für gleichbedeutend mit Mensch erklärt. „*Syris certe sīuum Bar Enoscho, s. contracte Barnoscho, filius hominis, pro homine simpliciter, ita tritum est, ut ne aliud quidem hominis nomen habere videantur, quam hoc, quum et de homine primo, patrem non habente, ponant, ut* 1 Cor. XV, 45: *Adam barnoscho kadmojo, Adam filius hominis i. e. homo primus.*" Rec. kann sich davon nicht überzeugen. Gesetzt, es wäre so, dass die Syrer gar kein anderes Wort für Mensch hätten (was aber unerwiesen ist und aus einem solchen Sprachgebrauche, wie er 1 Cor. XV, 45 sich findet, gar nicht folgt, weil der Syrer wahrscheinlich an den Theanthropen dachte, durch welchen Adam geschaffen worden): muss es darum bey einem hebräischen Schriftsteller auch so seyn? Und wie kommt's doch nur, dass wir dieses Wort bloss bey Ezechiel und Daniel finden? Kohelet, Esra, Nehemia, Sacharja, Maleachi sind ja auch spätere Schriftsteller; und doch finden wir bey ihnen keinen solchen Syriasmus. Auf jeden Fall bedeutet es mehr als „*secunda persona, s. propheta, quem Deus sic compellat.*" Übersetzt man es durch: *Sohn Adam's:* so hat man darin zugleich die Andeutung des *Sterblichen* und des *Sünders*, der von Gott nicht seiner Reinheit und Verdienste wegen, sondern aus freyer Gnade zum Werkzeuge seines Willens erwählet worden. Cap. III, 22, 23 wird בקעה in der Übersetzung durch *campus* ausgedrückt, obgleich es, nach S. 76, durch *vallis* gegeben werden soll. Cap. VII, 9, sind in der Übersetzung nach dem Satze: *ut me dominum esse sciatis*, die Worte: *qui percutit*, ausgelassen. Cap. XI, 5 ist die ungewöhnliche Redensart: מעלות רוחכם ohne Erklärung geblieben, und es ist bloss die Übersetzung der alten Versionen angeführt, welche, wie die LXX (τα διαβουλια του πνευματος ὑμων), ziemlich frey sind. Cap. XV, 7. S. 388, muss es *eos* statt *te* heissen. Cap. XVII, 4 hätte das Wortspiel in כנען: *Aus dem Lande Canaan brachte er es in's Land Canaan (der Kaufleute)*, bemerkt werden sollen. Cap. XVIII, 6. S. 526, sind in der Übersetzung die hebräischen Worte: ואת אשת רעהו לא טמא ausgelassen. Cap. XIX, 1 ist die Paronomasie in נשא und נשיאי nicht bemerkt worden. Es erklärt sich daraus, wie Cap. XII, 10 u. a. St., warum נשיא, und nicht מלך gesetzt wird. Dagegen finden wir ebendas. V. 5 die Bemerkung sehr treffend, dass נוחלה nicht von יחל, *speravit*, sondern von חלה *aeger*, *infirmus fuit*, als *Forma mixta ex Niphal et Hophal* abzuleiten, und durch: *Quod infirmatus esset leo juvenis*, zu übersetzen sey. Schon *Jarchi* gab diese richtige Erklärung. Nach der gewöhnlichen Ableitung müsste die Stelle übersetzt werden: Als sie (die Mutter) bemerkte, dass sie sich zwar Hoffnung gemacht, dass aber ihre Hoffnung verschwunden sey u. s. w.

Cap. XXI, 15 übersetzt der Vf.: *Nos vero laetabimur, inquit filii mei tribus, omne lignum spernens.* In dem Commentare Vol. II. S. 21—25 werden die verschiedenen Erklärungsversuche angeführt und beurtheilt; am ausführlichsten *Schnurrer's* Erklärung, nach welcher נְשִׁישׁ durch *Virga* übersetzt wird. Der Vf. giebt zwar die Richtigkeit der Ableitung von נשש, نسّ und der Vergleichung mit منسأة, *virga*, zu, glaubt aber, dass dieser arabische Sprachgebrauch hieher nicht passe. Auch gestatte V. 18 nicht, מאסת von שבט בני zu trennen. „*In eo autem*, heisst es weiter, *quod nomini* שבט, *populum judaicum h. l. significanti, participium foemininum* מאסת *jungit, nihil est a more scriptorum hebraeorum abhorrens, quippe qui nomina masculina, populos et regiones designantia, ut foeminina solent tractare*". Es werden Richt. 18, 7, und Jerem. 4, 30 als Beweis angeführt. Unter כָּל־עץ werden verstanden: „*omnia fictitiorum Deorum simulacra e ligno confecta, ut Jerem. 2, 27. Hos. 4, 12. Hab. 2, 19.*" Wir glauben doch, dass die vom Vf. widerlegte, nur etwas anders zu fassende, Erklärung dem Zusammenhange, und selbst dem Sprachgebrauche gemässer sey. Die ungewöhnliche, durch den arabischen Sprachgebrauch aber hinlänglich begründete, Bedeutung von נְשִׁישׁ, *virga*, wird hauptsächlich dadurch wahrscheinlich, dass es eine Anspielung auf נשיא (*princeps*) seyn soll, wie aus V. 17 erhellet; daher auch Cod. 29 bey *Kennicott* die Lesart נשיא hat. Dann hat man nicht nöthig, eine solche, doch immer harte *Enallage generis* anzunehmen, weil מאסת auf das vorher genannte חרב bezogen wird. Dass unter כל־עץ in diesem Zusammenhange natürlicher *jedes Holz* (oder: alle Bäume), als *alle Götzenbilder von Holz* verstanden werden, wird ebenfalls Niemand bezweifeln. Der Sinn der Stelle ist daher: *Wehe dir, o Fürst meines Volkes! Jenes Schwerdt nimmt keine Rücksicht auf irgend eine Holzart!* Will man נשיש nicht für נשיא gesetzt annehmen: so ist es so viel als מטה und mit שבט synonym. Das כל־עץ geht sowohl auf נשיש als auf שבט.

Cap. XXXI, 3 wird, nach Hieronymus, Kimchi und Jarchi, von *Assyrien* verstanden, dessen Stolz und Fall dem Könige von Ägypten zum warnenden Exempel vorgestellt werden. Hr. *R.* setzt hinzu: „*Quemadmodum* Jes. 52, 4. *Aegyptus et Assyria Israelitas oppressisse dicuntur, ita Noster utrumque regnum idem fatum manere dicit.*" Darauf wird *Meibom's* Vermuthung, nach welcher אשור ein Adjectivum von ארן ist (*similis factus es rectae cedro*), angeführt und mit folgenden Gründen widerlegt: „*Verum eam sententiam vates haud dubie sic enuntiasset:* הנה ארן אשור אתה. *nam substantivo quando jungitur adjectivum, illud fere procedit, nisi in adjectivo, quod constituit praedicatum, praecipua quaedam vis dicti aut emphasis posita sit, ut*

Gen. 4, 15. *Praeterea* אשור *caeteris omnibus, quibus in V. T. occurrit locis, nomen proprium est Assyriae, nec veterum interpretum alicui in mentem venit, aliter illud h. l. capere.*" Gegen den ersten, als den wichtigsten, Punct würde sich erinnern lassen, dass gerade der Emphasis wegen hier das Adjectivum vor das Substantivum gesetzt sey. Aber bekanntlich haben schon mehrere Ausleger, z. B. *Michaelis* und *Volborth* אשר oder אשר *comparabo sc. te* gelesen, wodurch die hier unerwartete Vergleichung mit Assyrien wegfällt. Und allerdings ist es sonderbar, dass im ganzen Capitel V. 3—17 von Assyrien die Rede, und erst V. 18 die Anwendung auf Ägypten gemacht werden soll. Schon *Michaelis* bemerkte ganz richtig, „dass sich von V. 10 an deutlich zeige, dass nicht Assyrien, sondern Ägypten selbst der vorhin beschriebene Cedernbaum sey" (s. Anmerk. zum Ezechiel S. 86). Vielleicht könnte man אשור (mit Kametz) für das *Particip. Pah.* von אשר halten, welches, wie أثر, die Bedeutung: *memoravit, praedicavit* hat; أثّر ist *signo notatus*. Das Ungewöhnliche des Sprachgebrauchs würde aus der Paronomasie, welche der Prophet, wie fast immer, beabsichtigte, befriedigend erklärt werden können.

Vol. II. S. 526 ff. stellt Hr. *R.* eine ausführliche Untersuchung über das berüchtigte *Gog* und *Magog* Cap. XXXVIII und XXXIX an. Er stimmt mit *Bochart* und *Michaelis* überein, dass unter גוג *Scythia orientalis* zu verstehen sey, und widerlegt sodann ausführlich die von *Grotius* aufgestellte, und von *Dathe* vertheidigte Hypothese, nach welcher die unter den *Syrern*, besonders unter *Antiochus Epiphanes* erfolgten Bedrückungen des jüdischen Volkes, so wie ihre Befreyung durch die Heldenfamilie der Makkabäer den Gegenstand und Inhalt dieser Abschnitte ausmachen. Die beiden Hauptgründe sind: 1) Der allgemeine Sprachgebrauch der Syrer und Araber, welche unter Gog und Magog Scythien und die Tatarey verstehen. Die Beweise liefern *Assemanni* Bibl. Or. T. III. P. II. p. 16 ff. *Herbelot* Bibl. Or. unter dem Artikel: *Jagiouge et Magiouge. Klaproth's* asiatisches Magazin, 1 St. S. 138 ff. *Hasse's* Entdeckungen im Felde der ältesten Erd - und Menschen - Geschichte, Th. I. S. 18 u. A. Wenn Grotius unter Magog die syrische Stadt *Hierapolis*, welche auch *Magog* hiess (*Plinius* Hist. Nat. Lib. V, c. 23) verstand: so ist diess unrichtig, weil man aus syrischen Denkmälern weiss, dass diese Stadt nicht Magog, sondern *Mabug* (ܡܒܘܓ) hiess. S. *Assem.* Bibl. Orient. T. II. *Ind. geogr. sub v. Mabug.* 2) Was im makkabäischen Zeitalter geschah, kann nicht als Erfüllung der hier mitgetheilten Schilderungen betrachtet werden; besonders passt nicht, was Cap. 38, 20 ff. und Cap. 39, 9 ff. erzählt wird. Diese Einwürfe, welche sich leicht noch vermehren liessen, sind allerdings von Gewicht. Aber sie würden grösstentheils beseitigt werden können, wenn man annähme, dass dieser ganze Abschnitt, welcher ohnediess in den Zusammenhang Ezechiel's nicht passt, in einem späteren Zeitalter, zur Zeit des syrischen Druckes selbst, abgefasst worden sey, und dass der unbekannte Verfasser unter dem berüchtigten Namen Gog und Magog den syrischen Tyrannen und dessen Reich habe schildern wollen. Die neuere Literatur - Geschichte bietet viele Beyspiele solcher Fictionen dar. Dann würden auch die übrigen grösstentheils unerklärbaren Völker - und Länder-Namen, z. B. Rosch, Gomer, Thogarma u. s. w., weniger auffallend werden. In die ganze Darstellung selbst aber käme ein bestimmter Zweck und eine sichere Bedeutung, was bey der von Hn. *R.* vertheidigten Erklärung nicht so gut der Fall ist.

In der dem Abschnitt C. XL — XLVIII vorgesetzten Einleitung Vol. II. p. 559 — 74 zeigt Hr. *R.*, dass der Prophet sowohl den Tempel als das heilige Land ganz anders schildere, als es weder vor dem Exil, noch nach demselben in der Wirklichkeit war, wobey besonders *Grotius* bekannte Meinung nach welcher Ezechiel den Tempel schildert, wie er vor der Zerstörung desselben durch Nebukadnezar war, S. 561 — 62 widerlegt wird. Aber auch *Dathe's* Ansicht: „*vatem non tam praedicere, quid futurum sit, quam praecipere, quid fieri debeat, si totus populus, omnes tribus in patriam redierint*", befriediget ihn nicht, weil besonders C. XLVII und sonst noch nicht zu realisirende Schilderungen gemacht werden. Nach seiner Meinung verheisst der Prophet ein *goldenes Zeitalter*, welches auf die vorher beschriebene Periode des Unglücks folgen soll. Wir wundern uns, dass in dieser Einleitung, welche doch die Erläuterungsschriften dieses Abschnittes ziemlich vollständig aufzählt, der bekannten neueren Hypothese nicht gedacht wird, nach welcher die neuen letzten Capitel dem Ezechiel abgesprochen und für das Product eines später lebenden Samaritaners gehalten werden. Auch fanden wir nirgends auf die Hypothesen Rücksicht genommen, welche in der englischen Zeitschrift *The Monthly Magazine and British Register.* 1798. p. 189 sqq. über die im Ezechiel vorkommenden Orakel gegen auswärtige Nationen, besonders C. XXV — XXXII. XXXV. XXXVIII. XXXIX, vorgetragen werden, und deren Resultate auch schon durch deutsche Journale mitgetheilt worden sind. Überhaupt findet man in diesem Commentare keinen die Person und Schriften Ezechiels betreffenden Punct berücksichtiget.

Dass die lateinische Übersetzung, welche in einzelnen Stellen etwas frey, im Ganzen aber richtig und lesbar ist, vom XXIX Capitel an aufhört, ist weder in der Vorrede, noch sonst wo bemerkt worden. Man vermisst sie aber sehr ungern, und würde es lieber gesehen haben, wenn der Vf., um Raum zu gewinnen, die exegetischen Anmerkungen und die *Argumenta* etwas abgekürzt hätte. Dem II Th. ist ein Grundriss des Tempels, nach der C. XL ff.

gegebenen Schilderung, beygefügt worden, der uns aber zum richtigeren Verständniss jener Beschreibung nicht viel beyzutragen scheint.

N.

Münster und Leipzig, b. Waldeck: *Biblische Anthropologie.* Von D. *Franz Oberthür*, ord. öff. Lehrer der Dogmatik an der hohen Schule zu Würzburg. Vierter und letzter Band. 1810. I Abtheilung. 366 S. II Abtheilung. 344 S. 8. (3 Rthlr.)

Was wir J. A. L. Z. 1809. N. 72 über die Beschaffenheit und den Werth dieses Werkes im Allgemeinen gesagt haben, gilt auch von dieser Fortsetzung, wodurch das Ganze endlich beschlossen ist. Da dieser ganze Band sich bloss mit der *Eschatologie* beschäftigt: so lässt sich leicht denken, dass diese Lehre mit einer grösseren Ausführlichkeit hier erörtert seyn müsse, als es gewöhnlich in den Schriften über die biblische Theologie und christliche Dogmatik zu geschehen pflegt. Freylich ist bey unserem Vf. der Umfang der Eschatologie beträchtlich erweitert, da er, nach den Grundsätzen seiner Kirche, auch die *Lehre vom Fegfeuer* und *von der Verehrung der Heiligen* abzuhandeln hatte. Ob der letzte Punct mit Recht in dieser Verbindung abzuhandeln war, dürfte wohl zu bezweifeln, und die gewöhnliche Methode, nach welcher diese Controvers-Lehre als Anhang zur Lehre von Gott vorgetragen wird, vorzuziehen seyn. Doch wollen wir darüber nicht mit ihm streiten, da es offenbar weniger darauf ankommen kann, an welchem Orte und in welcher Verbindung, als nach welchen Gesichtspuncten und Grundsätzen diese Lehre abgehandelt wird. In beiden Dogmen können wir freylich nicht mit Hn. *O.* in Übereinstimmung seyn, und besonders müssen wir gegen die Zulänglichkeit der von ihm, nach der Sitte der katholischen Dogmatiker, beygebrachten Schrift-Beweise protestiren. Doch können wir ihm das Zeugniss nicht versagen, dass er diese Dogmen mit möglichster Liberalität dargestellt, und die praktische Seite derselben mit viel Einsicht und Geschick herausgehoben habe. Besonders verdient das, was er über das Ermunternde, das in den Beyspielen frommer Menschen liegt, bemerkt hat, empfohlen zu werden. Allein dieser Gesichtspunct ist auch den Lehrern der protestantischen Kirche nicht fremd, ohne dass sie desshalb die weiteren Folgerungen zugeben, welche katholischer Seits daraus gezogen zu werden pflegen.

Diese beiden Puncte abgerechnet, enthält dieser Band nichts, worin nicht auch der protestantische Dogmatiker dem Vf. beystimmen könnte. Bloss die rationalisirenden Schrifterklärer werden mit ihm unzufrieden seyn, dass er in der Bibel zu viel Kirchliches gefunden, und dass er sich als biblischer Theolog nicht genug isolirt habe. Doch mag sich Hr. *O.* über solche Vorwürfe, falls sie ihm gemacht werden, wie consequenter Weise geschehen sollte, leicht trösten! Wir sind so weit entfernt, ihn deshalb tadeln zu wollen, dass wir vielmehr seinen Grundsätzen unseren ganzen Beyfall schenken. Unter mehreren gelungenen Darstellungen glauben wir die Lehre von *der Ewigkeit der Höllenstrafen* I Abtheilung S. 202 ff. besonders auszeichnen zu müssen. Hr. *O.* referirt treu und ziemlich vollständig, was man in neueren Zeiten sowohl in exegetischer als philosophischer Hinsicht zur Begründung einer milderen Deutung vorgebracht hat, und er selbst sucht diese Ansicht noch durch manche artige, wie es scheint, ihm eigenthümliche Bemerkung zu unterstützen. Allein zuletzt kehrt er doch zur alten kirchlichen Theorie, die uns die einzig richtige zu seyn scheint, zurück. Er sagt S. 224: „Der *Buchstabe* der biblischen Orakel (diesen oft vorkommenden Ausdruck wünschten wir mit einem schicklicheren vertauscht), bey dem man die Untersuchung über das Loos der unbussfertigen Sünder in jener Welt anfangen muss, verkündigt wirklich kategorisch, bestimmt, unbedingt, ewige Verdammniss derselben zur Höllen-Strafe." Treffend und scharfsinnig ist, was weiter zur Modification dieser Lehre nach dem *Geiste* der Bibel bemerket wird, und wie dann der Vf. auf ein paar Puncte stösst, „worauf Alles ankommt, und die ihn gerade wieder auf die alte Lehre und den Buchstaben des biblischen Orakels zurückwiesen" (S. 229). Wir hätten gewünscht, dass der Vf. zum Schluss sein ganzes Raisonnement noch einmal kurz recapitulirt haben möchte. Auch möchten wir nicht so unbedingt, wie S. 202 geschieht, die Behauptung aufstellen: „dass diese ganze Untersuchung nicht so wohl ein praktisches, als vielmehr speculatives Interesse habe." Die dafür beygebrachte Induction will Rec. wenigstens nicht recht einleuchten.

Auch in Ansehung der übrigen Puncte hat Hr. *O.* viel Wahres und Schönes gesagt. Schade nur, dass überall zu viel Heterogenes eingemischt, und die Form des Vortrags zu weitschweifig ist! Um wie Vieles kürzer und lesbarer hätte nicht dieser Theil werden können, wenn der Vf. weniger freygebig mit Episoden aus der Kirchen- und Dogmen-Geschichte und Auszügen aus alten und neuen Schriftstellern gewesen wäre, wenn er seine Materialien besser geordnet, unnöthige Wiederholungen vermieden, und seinen Stil mehr gedrängt und abgerundet hätte! Dass ein Werk von solcher Ausdehnung und Mannichfaltigkeit mit keinem *Register* versehen ist, verdient gewiss Missbilligung.

mn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 APRIL, 1811.

JURISPRUDENZ.

Paris, b. Galland: *Mémoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres.* 1810. 243 S. 8.

Die französische Literatur entbehrt bis jetzt ein Werk, in welchem das neuere französische und englische Seerecht nach gerichtlichen Entscheidungen gegen einander abgewogen würde. Die Engländer dagegen haben mehrere Schriften, ihr praktisches Seerecht zu vertheidigen, welche sich eines ministeriellen Schutzes zu erfreuen hatten, und von denen Lord *Liverpools discourse on the conduct of the Government of Great-Britain in respect to neutral nations* nach dem siebenjährigen Kriege, und Hn. *Stephens war in disguise* in diesem Kriege das mehrste Aufsehen machten. Das vorliegende *Mémoire* scheint ein Gegenstück zu diesen Schriften abzugeben, und verspricht das Betragen von Frankreich und England durch Thatsachen und Documente so zu beleuchten, dass es künftig unmöglich seyn würde, darauf zu antworten. Die Engländer behaupten auch von obiger Schrift des Lord *Liverpool*, dass sie nicht widerlegt und nicht zu widerlegen sey; und wir müssen gestehen, dass bis auf die Schriften von *Galliani*, *Stock* und *Schlegel* der Fehdehandschuh diesseits des Wassers von keinen sehr geübten Händen aufgenommen wurde, und wir fürchten auch für unseren Vf., dass manche seiner historischen Behauptungen in England ihre gründlichen Widerleger finden werden, vorzüglich indem der Vf. amerikanische Zeitungen zu seinen Documenten zählt, da die Nachrichten von Capturen darin doch entstellt, und mit Parteyleidenschaft vorgetragen sind. Es ist seine Absicht, zu beweisen, dass Frankreich von jeher die Freyheit der Meere und der Schiffahrt gewollt, und England sie immer mehr vernichtet habe. Um seine Beweisführung zu erleichtern, theilt er die Geschichte des praktischen Seerechts in 4 Perioden. Die erste geht bis auf den Frieden von 1763. Dieser Abschnitt enthält eine Skizze des Betragens der beiden Mächte, die mit so flüchtiger Hand entworfen ist, dass, was das Betragen Frankreichs betrifft, der Vf. auch nicht mit einer Sylbe den Grundsatz der *Ordonnance de la marine* von 1681 Lib. 3. Tit. 9. Art. 7, dass feindliche Waaren am Bord neutraler Schiffe Schiff und Ladung confiscable machen, erwähnt, da derselbe doch zu verschiedenen Zeiten nur zu oft zur Anwendung gekommen ist, und sich in der früheren englischen Praxis nach den *Letters of Sir Leoline Jenkins* von 1724, und in dem *Mémoire* von *Friedrich II* bey dem Beschlag der englischen Capitalien in Schlesien, betitelt: *Exposition des motifs etc.*, und in der Gegenschrift derselben in *The letter of the Duke of Newcastle* kein vollkommen so hartes Princip, als zur Anwendung gekommen, auffinden lässt. Übrigens hat der Vf. vollkommen Recht, sich über das englische Kriegsbeginnen *de facto* ohne Kriegserklärung zu beklagen, so wie es im Allgemeinen zu bedauern ist, dass die Geschichte überhaupt, sowohl neuere als ältere, Beyspiele auch von ausgebrochenen Landkriegen der Art enthält. In dem 2 Abschnitt trägt der Vf., hauptsächlich nach dem *Mémoire* von Graf *Goertz*, die Geschichte der bewaffneten Neutralität vor, und berührt das Benehmen der beiden Mächte. Die merkwürdigste gerichtliche englische Entscheidung der Epoche von dem Frieden von 1763 bis 1798 über das mit Masten nach Rochefort bestimmte holländische Schiff Vryheit vom 26 Aug. 1778 *), ist dem Vf., der überhaupt mit der englischen Literatur seines Gegenstandes nicht bekannt zu seyn scheint, entgangen, worin *Sir James Marriott* zuerst den *Casum foederis* zwischen England und Holland demonstrirte, welcher nachmals in dem englischen Kriegsmanifest als der Hauptgrund zur Kriegserklärung aufgestellt wurde. Die Allegation des französischen Reglements vom 26 July 1778 ist, wenn man sich erinnert, dass das Reglement mehrere Artikel enthält, als der Vf. anführt, und dass die Vorschriften desselben im Widerspruch mit den Vorschriften mehrerer Tractaten, namentlich mit dem dänischen Tractat von 1741, stehen, eben nicht geeignet, zu beweisen, dass Frankreich die Rechte der Neutralen in früheren Zeiten in ihrem ganzen Umfange berücksichtigt habe. Die 3te Epoche beginnt der Vf. mit der französischen Revolution. Er eifert mit Recht gegen das Aushungerungssystem der verbündeten Mächte gegen Frankreich, und tadelt die Concessionen, welche Amerika an England durch den Tractat von Hn. *Jay* im Jahre 1794 machte. Wenn er aber bey dieser Gelegenheit behauptet, dass bis zu der Epoche die Franzosen keine amerikanischen Schiffe aufgebracht hätten: so hält er sich bloss an das Register von dem französischen *Code des prises*. Hätte er die *actes et mémoires concernant les négociations qui ont eu lieu entre la France et les Etats-*

*) *Decisions of the High Court of Admiralty.* London 1801. p. 188.

Unis de l'Amérique nachgesehen: so würde er z. B. T. 1. S. 242 u. f. Beschwerden genug über condemnirte und embargirte amerikanische Schiffe aus dieser Epoche gefunden haben. . Wenn er ferner sagt, dass das Decret vom 18 Juny 1798 gleich bey seiner Entstehung paralysirt sey: so kennt er keineswegs die lange Liste der neutralen Schiffe, die einzig dieses Gesetzes wegen in Frankreich condemnirt wurden. Erst nach Errichtung des Prisenconseils modificirte *Portalis* in der Entscheidung über das amerikanische Schiff Slatira den 5 Thermidor im 8 Jahre die Härte des Gesetzes, welches der erste Consul abschaffte, unter dessen Regierung bis auf das berliner Decret — beyspiellos in der Geschichte der Seekriege — gar keine französischen Aufbringungen Statt fanden. Die unglückliche Geschichte der letzten nordischen Coalition trägt der Vf. mit vollkommen historischer Wahrheit vor, und wir bedauern es mit ihm, dass in dem Tractat vom 17 Juny 1801 das Blockaderecht so wenig bestimmt, und in dem Tractat überhaupt so viel vergeben wurde. Wir sind mit ihm der Meinung, dass, so wie Frankreich für den Fall seiner Neutralität in dem amiener Frieden nichts stipulirte, die Nationen lieber ohne Tractaten mit England bleiben sollten, als solche zu unterschreiben, wodurch über einige Landesproducte in Kriegszeiten der Stab gebrochen wird. In der 4ten Periode, diesen Krieg betreffend, zeigt der Vf., dass die Neutralen sich gleich gegen beide Kriegführende betragen müssten, und citirt den deutschen Philosophen *Wolff*. Man würde ihm diess auf sein Wort geglaubt haben; wenn er aber aus dieser Prämisse folgert, dass, weil die Neutralen Ungerechtigkeiten auf der See duldeten, und gegen den Grundsatz: frey Schiff, frey Gut, französisches Eigenthum aus ihren Schiffen wegnehmen liessen, Frankreich hätte das Recht ausüben können, die englischen Waaren auch überall wegzunehmen: so hat er für diese Folgerung aus dem *wolffschen* Axiome keine publicistische Autorität angeführt. Seine Folgerungen sind auch nicht wirklich geworden, und haben sich nur auf die occupirten Länder beschränkt. Es ist irrig, wenn der Vf. sagt, dass der allgemeinen Meinung nach ein Richter, Namens Hr. *Roges* (ein solcher ist gar nicht bekannt), Verfasser des *war in disguise* sey, da solche diess Pamphlet Hn. *Stephens*, einem Advocaten in Doctors Commons, der lange in Westindien war, zuschreibt. Es kommt dem späteren Geschichtschreiber zu, zu entscheiden, ob der Vf. Recht hat, das berliner Decret für eine Repressalie gegen englische Massregeln auszugeben, oder die Engländer, zu behaupten, dass ihre Cabinetsordres durch französische Massregeln erzwungen wären. Die Geschichte der Streitigkeiten zwischen England und Amerika, die das Werk beschliesst, ist ohne Berücksichtigung des in Boston herausgekommenen Werks über diesen Gegenstand, von dem neuerdings im *Moniteur* Auszüge waren, geschrieben. Im Ganzen gewährt das vorliegende Werk keine Ausbeute für die Geschichte, weil es ohne Benutzung aller Quellen über England, und nicht unbefangen genug über Frankreich geschrieben ist. Der Stil des Werks verräth übrigens einen in der Feder gewandten, dem Gegenstande gewachsenen Mann, dem wir Musse gewünscht hätten, den Gegenstand gründlich zu studiren. Wir vermissen aber bey ihm die edle Mässigung, die in Hn. *Morris answer to War in Disguise* herrscht. Die Ungerechtigkeiten Englands sprechen für sich laut genug, dass man die Thatsachen darüber aus ihren Gerichten selbst holen kann.

J. A.

HANNOVER, b. Hahn: Dr. *Theodor Hagemanns*, Ober-Appellationsraths in Zelle, *praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, hin und wieder mit Urtheils-Sprüchen des zelleschen Tribunals und der übrigen Justizhöfe bestärkt. Fünfter Band*, nebst Zusätzen und Verbesserungen über die ersten vier Bände und einem Generalregister. 1809. 376 S. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede zu diesem Bande, welchen Hr. *H.* allein besorgt hat, erklärt derselbe, dass es von dem künftigen Zustande der Rechts-, Gerichts- und Process-Verfassung in den hannöverischen Landen und von seiner persönlichen Lage abhängen werde, ob er mit demselben das Werk ganz beschliessen, oder ob er dasselbe noch werde fortsetzen können. Die Veränderung, welche vor Kurzem sowohl in der Justizverfassung dieser Lande, als auch in der persönlichen Lage des Vfs. erfolgt ist, läſst uns folglich diesen Band als den letzten Band eines Werks betrachten, welches für die Rechtsgelehrten in den, dem zelleschen Tribunal untergebenen Provinzen sehr nützlich seyn mochte, in welchem sich übrigens weder bedeutende Aufklärungen und gründliche Erörterungen wichtiger und schwieriger Materien der Jurisprudenz finden, noch ein tiefer Blick in das Wesen und den Geist der Wissenschaft und der Gesetzgebung sichtbar ist, und dessen letzter Band den früheren an innerem Werthe noch nachzustehen scheint. Da jedoch das seit fast hundert Jahren rühmlichst bestandene O. A. Gericht zu Zelle seine Existenz behalten hat, und Hr. *H.* dabey als Generalprocurator eine ausgezeichnete Wirksamkeit geniesst: so wird es ihm nicht an Gelegenheit fehlen, Stoff zu interessanten Bemerkungen über die neue Jurisprudenz und Gerichtsverfassung zu sammeln und Vergleichung mit der alten anzustellen. Solche Bemerkungen, die von erfahrnen Juristen ohne Declamation, und überall *sine ira et studio* dem Publicum mitgetheilt werden, können allein den grossen, noch lange nicht entschiedenen Process beendigen, welcher zwischen dem alten Justizwesen und dem neuen obwaltet. Vielleicht dürfte er nie entschieden werden, und man sollte wenigstens bis dahin, dass ein nicht zu bezweifelnder Sieg erfolgt ist, sich nicht einer zu grossen Undankbarkeit gegen das Alte, das jetzt unterliegt, schuldig machen. Wahrlich wir waren dabey nicht

so unglücklich, als man es uns jetzt glauben machen will!

Viel über den Inhalt dieser Sammlung, welche 53 Erörterungen enthält, zu sagen, würde jetzt aus vielen Gründen unnütz seyn. Vieles ist ja nicht mehr an der Tages-Ordnung, und alle Untersuchungen über das *jus constitutum* neigen sich jetzt unwillkührlich auf das *jus constituendum* hin, und die Bibliotheken von praktischen Schriften werden allmählich aus den Händen der eigentlichen Juristen in die Hände der Gesetzgeber übergehen, oder ganz der Vergessenheit übergeben werden. Wir wollen uns daher mit einigen wenigen Bemerkungen begnügen. Das *juramentum in litem* und das *juramentum quantitatis*, beide von den Praktikern geformt, möchten doch wohl, genau und scharf betrachtet, einerley seyn. — Richtig ist die Bemerkung in der zwölften Erörterung, dass die Unfähigkeit der Ältern und Kinder, in ihren gegenseitigen Angelegenheiten Zeugen zu seyn, nicht bloss als eine Folge der nach röm. Recht zwischen dem Vater und den in seiner väterlichen Gewalt stehenden Kindern Statt findenden *unitas personae* anzusehen, sondern aus den natürlichen Verhältnissen herzuleiten sey. Die Familien-Verhältnisse und deren Innigkeit sind für den Staat äusserst wichtig, sie sind wesentliche Stützen der ganzen bürgerlichen Gesellschaft. Der Staat kann und sollte daher nichts verlangen, was dieser Innigkeit zuwider ist, und sie führen kann. Er sollte daher auch sehr ängstlich und vorsichtig darin seyn, etwas als strafbare Handlung anzusehen, was nichts weiter als eine natürliche, in einem gewissen Grade nothwendige Folge dieser Innigkeit ist. In der Materie vom Zeugnisse ist es häufig geschehen; weit weniger und nach Rec. Dafürhalten viel zu wenig ist es aber in der Lehre von der Theilnahme an Verbrechen der Familienmitglieder beobachtet worden; vielmehr sieht man hier täglich Handlungen bestrafen, welche, so lange des Schöpfers segenvoller Fluch: Du sollst mit Schmerzen Kinder gebähren, auf dem Menschengeschlechte ruhet, durch kein Strafgesetz je werden verhütet werden können, und welche nicht unterbleiben können, wenn wir nicht ein Gefühl gänzlich vertilgen wollen, welches der bürgerlichen Gesellschaft unendlich mehr Nutzen verschafft, als alle jene verpönten Handlungen Nachtheil bringen. Wenn in der 14ten Erörterung dem Pächter schriftsässiger Güter die Schriftsässigkeit zugestanden wird: so kann dieses, in sofern der Pächter auf dem *fundo privilegiato* wohnt, wohl gelten; ein anderes ist es aber, wenn er auf gemeinem Grund und Boden wohnt. Die mit der neuen Justizverfassung eingetretene Veränderung in Ansehung der bisherigen Gesetzgebung, oder vielmehr des bisherigen Herkommens über das Forum, hält Rec. für eine wahre und entschiedene *Verbesserung*, wodurch unzählige schwierige Händel niedergeschlagen sind; ob aber die *Neuerung* in Ansehung der Verminderung der Gerichtsstellen durch Aufhebung der Stadträthe und Ämter auch eine Verbesserung ist, muss erst die Erfahrung lehren. Wer nicht Gleichförmigkeit und einen vollkommen glatten Mechanismus für das erste Erfodernis einer guten Staatseinrichtung hält, kann zum wenigsten glauben, dass hier auf Localitäten gesehen werden müsse, und dass dasjenige, was in Provinzen, wo die Menschen nahe an einander wohnen, weise ist, es darum nicht auch da sey, wo sie mehr zerstreut wohnen. Wie der Adel oft in Sachen Privilegien erhalten habe, in welchen ihrer Natur nach nie eine Ausnahme Statt finden sollte, zeigt die 16te Erörterung. Denn da das öffentliche Aufgebot nicht bloss eine Formalität und Ceremonie ist — wie es der Vf. irrig nennt —, sondern einen sehr reellen Grund hat, der beym Adel so gut, und vielleicht noch öfter, als bey manchem anderen Menschen Statt finden kann: so hätte auch nie davon eine Ausnahme Statt finden sollen. Aus schlechten Gründen wird in der 31ten Erörterung dem Vormunde die Befugnis, die Foderungen seiner Pupillen sich auszahlen zu lassen, zugesprochen. Wo kann ein Gesetz erfunden werden, das nicht einer verschiedenen Auslegung fähig wäre, wenn die deutlichen Verordnungen im Codex und in den Institutionen über diesen Punct noch einer verschiedenen Auslegung fähig seyn sollen? Und was hilft die jährliche Rechnungs-Ablegung, wenn der Vormund, dem man doch nicht ins Herz sehen kann, eine grosse, die Caution, mit welcher es ohnehin oft schlecht aussieht, oft weit übersteigende Summe, die er sich auszahlen lässt, unterschlagen will, und damit fortgeht? Das röm. Recht dringt tiefer ein, als die schläfrige und eingeschläferte Praxis. In der 44ten Erörterung wird die Ehe zweyer vorher schon zusammen verheirathet gewesener, aber nachher geschiedener Personen für ein *matrimonium restauratum* erklärt. Wo steht dieses geschrieben? Was soll das heissen? Und wo lassen sich die Gründe für diese Hypothese, wenn sie anders einen besondern Sinn hat, auffinden? Wie lässt sie sich mit den Begriffen von Scheidung vereinigen? Verdient das Recht nicht eine wächserne Nase genannt zu werden, wenn man solche Behauptungen aufstellt, um, wie hier geschehen ist, den Ältern das ihnen unbedingt ertheilte Recht aus den Händen zu winden, die Ehen ihrer Kinder durch Versagung ihrer Einwilligung zu verhindern. Man mag über die Weisheit eines Gesetzes, welches den Ältern ein so ausgedehntes Recht giebt, denken, wie man will: so kann doch gewiss der Fall, wenn geschiedene Ehegatten sich wieder heirathen wollen, nicht zum Beweise dienen, dass es nicht gut sey, zu *jeder* Ehe die Ertheilung des älterlichen Consenses zu erfodern, vielmehr möchte dadurch die Weisheit des Gesetzes gerechtfertigt werden. Denn es giebt doch nicht leicht ein grösseres Beyspiel von Unbeständigkeit, von Unfähigkeit, seinen eigenen Angelegenheiten gehörig vorzustehen, und von Mangel an Einsicht in dem, was zum eigenen Besten dient, als wenn zwey Menschen, die sich erst haben scheiden lassen, sich aufs neue hei-

rathen wollen. Schwerlich würde daher auch eine, nach festen Grundsätzen zu Werke gehende Obrigkeit sich entschliessen können, die älterliche Einwilligung zu ergänzen, wenn die Ältern ihre Einwilligung zu einer solchen Heirath versagten. Denn wie kann eine Versagung dieser Einwilligung je besser gerechtfertigt werden, als hier, wo eine Erfahrung vor Augen liegt, auf die man sich berufen kann, dass die Menschen nicht zu einander taugen? Rec. kann nicht leugnen, dass ihn diese Erörterung, sowohl wegen der darin liegenden juristischen Grundsätze, als wegen der legislatorischen Ansichten, die sich darin finden, in ein wahres Erstaunen gesetzt hat. PN.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit, in Deductionen, rechtlichen Bedenken, Relationen und Urtheilen*, theils in der göttingischen Juristen-Facultät, theils in eigenem Namen ausgearbeitet vom Geheimen Justizrath *Pütter* zu Göttingen. Vierten Bandes dritter Theil. 1809. fol. (1 Rthlr. 4 gr.)

Rec. kann nicht sagen, was für ein Bewandniss es mit der Herausgabe dieser Abtheilung der *pütterschen* Rechtsfälle hat, da keine Vorrede vorhanden ist, welche darüber Auskunft giebt. Wahrscheinlich hat der sel. *Pütter*, welcher bekanntlich in der Mitte des Jahres 1807 gestorben ist, die Sammlung sowohl, als den Abdruck derselben, selbst noch besorgt, und nur Titel, Inhaltsanzeige und Register sind nach seinem Tode hinzugekommen. Hieraus erklärt es sich denn auch, warum dieser Theil nicht von der Stärke ist, als die vorhergehenden. Denn an Materialien hätte es den Nachgebliebenen nicht fehlen können, wenn sie es für gut gefunden hätten, die Sammlung fortzusetzen, da der fleissige Mann einen grossen Theil seiner Zeit mit Beantwortung der ihm von allen Seiten zuströmenden Rechtsfragen ausfüllte, und seine Papiere in einer sehr grossen Ordnung hatte. Aber es ist allerdings sehr zu billigen, dass man dieses, ohnehin grosse Werk nicht noch vergrössert hat, da die Zeiten gerade den Arbeiten dieser Art am wenigsten günstig sind. Bey der neugeschaffenen Ordnung der Dinge ist es nicht mehr nöthig, in Untersuchungen über dasjenige, was in entfernten Jahrhunderten vorgenommen wurde und Rechtens war, sich einzulassen, und mittelst gelehrter Interpretation und tief eindringender historischer Entwickelungen herauszubringen, was heut zu Tage Rechtens seyn soll. Für den eigentlichen Zweck der Rechtsinstitute ist dieses vielleicht ersprieslicher; allein für die Bildung des Rechtsgelehrten, und vielleicht auch für die Sicherheit der Rechte dürfte es nicht so erspriesslich seyn. Keine Anempfehlung des Studiums des alten römischen Rechts und der älteren deutschen Geschichte; keine Androhung, man werde bey den Prüfungen auf diese und ähnliche, den Menschen bildende und veredelnde Studien und Disciplinen Rücksicht nehmen, wird auf die Länge helfen, wenn man gewahr wird, dass man auch ohne diese Studien bestehen kann, und wenn Beyspiele es lehren, dass es mit den Prüfungen so bös nicht gemeint sey. Dergleichen Beyspiele werden aber nicht ausbleiben. Denn in so vielen Stücken man auch mit der alten Menschheit gebrochen hat: so sieht man doch noch zur Zeit nicht, dass man bey Besetzung der einträglichen Staatsämter nach anderen Maximen zu Werke ginge, als vorher, und dass die Liebe zum gemeinen Wesen stärker wäre, als die Liebe und Sorge für die Angehörigen.

Der Abhandlungen in diesem Bande sind nur zwölf, und haben grösstentheils Fragen aus dem deutschen Staats- und Fürsten-Recht zum Gegenstande. Es würde überflüssig seyn, in die Prüfung der einzelnen Abhandlungen hineinzugehn, da eines Theils die treffliche Manier des sel. *Pütter*, verwickelte Materien aufzuhellen, und in einer leichten und höchst fliessenden Sprache darzustellen, bekannt genug ist, anderen Theils den Lesern seiner Schriften nicht hat entgehen können, dass Reichthum an Ideen und Auffindung neuer Ideen und Ansichten nicht gerade das ist, was die späteren Arbeiten dieses Mannes auszeichnet, der das Glück gehabt, mit der Wissenschaft, welcher er zuerst eine rechte Gestalt gab, zu Grabe zu gehen. PN.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Marburg*, in der akadem. Buchhandlung: *Magazin des Criminalrechts.* Herausgegeben von D. *J. R. Grosse.* Erster Band. 1stes Heft. 1804. IV u. 106 S. 8. (10 gr.) Nach dem Berichte an das Publicum S. III sollte diese Zeitschrift Abhandlungen über einzelne wichtige Materien, Interpretationen einzelner Theile der Quellen, Beyträge zur Literargeschichte, Beurtheilungen neuerer Schriften und Betrachtungen über einzelne Criminalurtheile enthalten, und die Vff. wollten dadurch für eine streng wissenschaftliche Bearbeitung des Criminalrechts wirken. In wiefern dieser Zweck erreicht worden, glaubten wir erst aus mehreren Theilen bestimmen zu können. Allein da die Fortsetzung zur Zeit nicht erschienen ist: so beschränken wir uns, um die Anzeige nicht länger aufzuhalten, bloss auf die allgemeine Bemerkung, dass die hier gelieferten Abhandlungen I. über die Frage: *Lässt sich ein Todschlag aus dolus indirectus denken?* und II. *Etwas für die Methode*, in *Beziehung auf die Quellenkunde*, so wie III. die Recension von *Almendingens Untersuchungen über das culpose Verbrechen*, denkende Männer verrathe, die sich für kein System verschworen haben. Weniger wichtig ist IV. *die Kritik des hamburgischen Urtheils gegen Rüsann.* Unter V und VI. wird der Inhalt des vierten Stücks V Bandes des *Archivs des Criminalrechts* angezeigt, und dem Publicum bekannt gemacht, dass eine der nächstfolgenden Hefte dieses Journals eine Kritik der „*Kritik des kleinschrodschen Entwurfs von Feuerbach*“ liefern solle. Sind die Herausgeber noch Willens, diese Zeitschrift fortzusetzen: so würden sie nothwendig für ein schnellere Folge der Hefte auf einander sorgen müssen.

F. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 APRIL, 1811.

MEDICIN.

1) WIEN, b. Beck: *Lehrsätze aus der Physiologie des Menschen* von *Prochaska*, kais. kön. österreich. Regierungsrath, ord. Lehrer der höhern Anatomie, Physiologie und Augenarzneykunde in Wien u. s. w. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen. Erster Band. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1810. VI und 334 S. 8. (2 Bde. 3 Rthlr.)

2) LANDSHUT, b. Krüll: *Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Thiere.* Zu Vorlesungen bearbeitet von *Ph. Fr. Walther*, der Phil., Med. und Chir. Dr., königl. baier. Medicinalrath, ordentl. Lehrer der Physiologie, Chirurgie und der chirurg. Klinik, Director des chirurg. und des Augenkranken-Instituts an der Ludw. Max. Universität u. s. w. Zweyter Band. 1808. VIII und 432 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

3) FREYBERG, b. Craz und Gerlach: *Physiologie der menschlichen Lebensthätigkeit.* Ein Lehrbuch für akadem. Vorlesungen. Von Dr. *Ernst Bartels*, ord. Prof. der Anatomie und Entbindungskunst zu Helmstädt (nunmehr zu Marburg). 1809. XXIII und 418 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

4) LEIPZIG, in der weidmannischen Buchhandlung: *Die Physiologie* (der Thiere?), bearbeitet von *Karl Friedr. Burdach.* 1810. XX und 867 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

5) PARIS, b. Goujon u. Brunot: *Nouveaux Élémens de la science de l'homme*, par *P. J. Barthez*, Médecin de S. M. l'Empereur et Roi, et du Gouvernement; ci-devant Chancelier de l'Université de Médecine de Montpellier; Prof. honor. de l'École de M. d. Montp. etc. Seconde édition, revue, et considérablement augmentée. Tom. I. 1806. 305 S. Notes 238 S. T. II. 339 S. Notes. T. III. 244 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

6) PARIS, b. Crapart, Caille u. Ravier: *Nouveaux Élémens de Physiologie* (de l'homme), par *Anthelme Richerand*, Prof. de l'École de Médecine de Paris, Chirurgien en Chef, adjoint de l'hop. St. Louis, Chir. Major de la Garde de Paris etc. Quatrième Édition, revue, corrigée et augmentée. 1807. Tom. I. IX und 493 S. Tom. II. 325 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

No. 1. Es ist uns erfreulich, diese Recension mit einem Werk eröffnen zu können, welches nach *Haller* das erste gewesen, von dem man loben darf, dass es einen besseren physiologischen Sinn in der Arzneykunde verbreitet hat. *Prochaska* hat zuerst wahrhaft physiologische und nicht bloss höhere anatomische Ansichten in unsere Lehrbücher gebracht, und den ersten Stoss zu allen folgenden Lehrbüchern gegeben, denen man weder Unrecht noch Schaden anthut, wenn man sie als reife Früchte des guten *prochaska*'ischen Stammes ansieht. Diesem würdigen Veteran der Physiologie haben wir die vortrefflichsten Aufschlüsse über manche Hauptpuncte zu danken, welche in seinen *Oper. min.*, in seinen *Controversen* niedergelegt sind; besonders über das Muskelfleisch und über die Nerven. In seinem Lehrbuch ist Alles selbst gedacht und selbst erschaffen, nicht aus anderen Lehrbüchern zusammengestoppelt; aber alle wichtigen Schriften, welche ausdrücklich über einzelne Gegenstände gehandelt haben, kennt der gelehrte Vf., und hat er benutzt. Als dieses Buch das erste Mal erschienen, ward es der Leitfaden, welcher beynah allen Lehrvorträgen zum Grunde gelegt wurde; nach und nach sind andere mündig und volljährig geworden, und haben selbst die Welt mit Kindern beschenkt. Diese Kinder sind nun freylich dem Urgrossvater über die Schultern gewachsen; die Ahnenzahl hat sie geadelt. Nur das darf man sagen, dass sie sich mit einem neuen, frischen Stamm vermählt und sich dadurch veredelt haben. Es thut uns daher Leid, dass Hr. *P.* etwas eigensinnig bey der Erhaltung der Reinheit seiner Familie geblieben ist, indem er uns dieses neue Kind schenkt. So weit es bey seiner ersten Erscheinung über der gängen Physiologie gestanden, so weit steht es jetzt unter derselben. Der Vf. ist nicht gehörig mit der Zeit fortgegangen, ihm sind die neuen Untersuchungen und Theorieen seit zehn Jahren grösstentheils fremd geblieben, und selbst die neuesten Lehrbücher scheinen ihm nicht einmal zu Gesicht gekommen zu seyn; wenigstens ist keine Spur davon in seinem Buche, ausser einigen unbedeutenden Zeitungs- oder Monatsschrift-Nachrichten. Es ist mithin wirklich ein in der Idee vor den nachfolgenden erschienenes Werk, und muss billig voranstehen.

Was die Anordnung betrifft: so hat Hr. *P.* die uralte beybehalten, über deren Vortrefflichkeit bey so gestalteten Lehrbüchern wir schon bey unserer

ersten Gesammt-Recension der physiolog. Lehrb. (J. A. L. Z. 1808. No. 181) geredet haben. Er hat ferner die sensiblen Verrichtungen in dem besonderen Theile vorausgeschickt, weil sie zur Verrichtung eines jeden anderen Organs unentbehrlich sind. Wir werden hierüber bey Hn. *Bartels* Lehrbuch, der dieselbe Methode befolgt, Einiges sagen. Auch hat der Vf. zuerst die allgemeinen Begriffe von den chemischen und mechanischen Bestandtheilen des Organismus, von den Kräften, vorausgeschickt, wodurch das Buch vor den folgenden einen bedeutenden Vorzug hat. So lange die Schriftsteller nicht wissen, ob sie diese Begriffe abgesondert oder mit dem eigentlichen physiologischen Texte vereinigt abhandeln sollen, kann man ihnen auch nichts Bestimmtes über ihre andere Anordnung sagen; weil doch jede bis jetzt uns bekannte Anordnung auf blosses Tappen ohne alle gründliche Idee versucht ist.

Hr. *P.* theilt seine Physiologie ein in die generale und speciale. Er handelt von der Phys. und dem Menschen überhaupt, von den Bestandtheilen des Festen und Flüssigen, besonders vom Blute, von den unorganischen und organischen Kräften, den äusseren Einflüssen; den Temperamenten, S. 1 — 94. Da Hr. *P.* nur menschliche Physiologie lehrt: so hat er nur höchst selten auf die Thiere Rücksicht genommen, nur wo ihn eben die Schwierigkeit der Erklärung zwang; aber eben daraus hätte ihm die Nothwendigkeit für alle Verrichtungen, wo ihm die Erklärung so schwierig wurde, oder gar nicht gelang, einleuchten sollen. Indessen ist die Thierphysiologie, eine neue Wissenschaft, erst im Entstehen, und kann daher dem würdigen Greise nicht mehr zugemuthet werden; auch ist seine Physiologie ohne sie geworden, was sie nur in Vortrefflichkeit werden konnte. Ihm ist daher die Phys. auch schlechthin die Lehre vom gesunden Zustande des Menschen. Wenn nur erst eine physiologische Definition von der Gesundheit gegeben wäre! Allein es sind nur die Erscheinungen des gesunden Zustandes statt des Wesens der Gesundheit aufgezählt. Der Vf. spricht sehr verständig über die Zulassung der Hypothesen, und eben so über die Sucht, alles erklären zu wollen; indem nichts die Phys. mehr verunstaltet habe, als diese thörichte Geschwätzigkeit. Über den Menschen, die Vortheile seines Baues, seine Fähigkeiten, den aufrechten Gang, sein freyes Handthieren, ist mit Würde geredet. Über die Menschenraçen aber viel zu kurz; von den Bestandtheilen dagegen desto besser. Diese Lehre ist sodann in die anderen Lehrbücher übergegangen; und die Neueren haben daher keinen Grund, damit zu prahlen, wenn es nicht diese Sucht selbst ist. Verbessern, Einflicken ist leicht, wenn man einmal das Zeug und den Schnitt hat. Der in der neuesten Zeit von selbstklugen Leuten so sehr bespöttelte thierische Breystoff hat in *P's.* Phys. einen grossen Werth bekommen. Er macht recht einleuchtend und ernstlich klar, dass dem Organischen eine eigentliche Urform zum Grund liege, ihm so wesentlich, als die eckigen Urgestalten den Mineralien. Wir danken es dem Vf., dass er diese Lehre so bestimmt ausgesprochen hat; die Gegenrufer wird er nicht zu hören werth halten. Die Entwickelung der organischen Gewebe aus diesem Breystoff ist wenigstens *abgeleitet*, während es Andere als gegeben ohne Sinn annehmen. Vom Blut ist gut geredet, und es verdient ernstliche Beachtung, dass die Wärme eigentlich im Blut wohne. Von den Kräften S. 43 werden zuerst die unorganischen, als Elasticität, Stoss, Schwere, Anziehung u. s. w. betrachtet, dann die äusseren Einflüsse auch unter dem Namen von Kräften, als Wärme, Luft, Wasser, Klima, Elektricität, Licht, Nahrung, Arzneyen, und noch dunkle Kräfte, als Magnetismus, Äther, Gestirne. Etwas unordentlich sind diese Dinge durch einander geworfen, aber durchaus nöthig in einer Physiologie. Vom Mesmerismus und dessen Entdecker würde der Vf. billiger sprechen, wenn er sich einmal kalt genug fände, sich selbst von der Wahrheit solcher Erscheinungen zu überzeugen, und wenn er den würdigen Greis persönlich kennte; wofern nicht besondere Verhältnisse zwischen ihnen obwalten. Sich aus blossen Eingenommenheiten ohne Prüfung der Wahrheit entgegensetzen, gereicht nicht zur Ehre; und der Fluch der Nachkommen trifft die, welche das wohlthätige Licht gehemmt haben. Dass sich Hr. *P.* auf den *Rapport des Commissaires chargés par le Roi de l'examen du magnétisme animale* 1784 beruft, ist ein grosser Missgriff. Er beweist vielmehr für die Wahrheit, wenn man das dabey beobachtete Verfahren kennt. Dass übrigens mancher Unfug damit getrieben worden, wer wird es leugnen? wer aber auch deswegen der Wahrheit ins Gesicht schlagen? — Organismus S. 79, Nervenkraft, Muskelkraft, Contractilität, Instinct, Bildungskraft, Gewohnheit, Temperament, Lebenskraft folgen bunt auf einander; aber jeder Artikel hat seinen Werth und ist nöthig. Gewohnheit, Instinct und Temperament sollten ausführlicher seyn. Die Franzosen haben hierin bessere Arbeiten. Von der Lebenskraft wird schon hier der richtigste Begriff gegeben: dass sie nicht von einem einzigen und besonderen Princip abhange, sondern ein Aggregat von allen, theils als Ursache, theils als Wirkung verschiedenen Naturkräften vorstelle, die sich in unserem Körper vereinigen, um durch ihre bestimmte Harmonie das Leben hervorzubringen. Es ist zwar damit nicht gesagt, was Leben ist; allein es ist doch eine richtige Beschreibung davon gegeben. Ohne naturphilosophische Kenntnisse über das Wesen des Organischen oder Pneumatologischen, kann kein wahrer Begriff vom Leben gegeben werden, und dieses Studium kann man Hn. *P.* nicht mehr zumuthen. Die Eintheilung folgt: 1) Nerven- und Seelen-Verrichtungen, 2) Lebens-, 3) natürliche, 4) Geschlechts-Verrichtungen.

Speciale Physiologie. Erster Abschnitt. *Nerven- und Seelen-Verrichtungen.* 32 Cap. Zweck, Eintheilung und Organisation des Nervensystems. Zuerst vom Bau des Nerven. Ist viel zu unphyſio-

logisch und zu gemein-anatomisch. Die Entschuldigung des Vfs., dass man diese widerrechtlich eingemengte Anatomie als die angewandte ansehen soll, kann nichts helfen. Dann müsste sie den Geist der Anatomie darstellen, oder die *anatomische* Bedeutung der Theile; aber *so* ist sie nicht mehr werth, als jede andere Anatomie, und noch weniger, wie es nicht anders seyn kann, wegen der nothwendigen Unvollständigkeit. Diese trockene Anatomie steckt leider beynah noch in allen unseren Lehrbüchern, als wenn sie nur die Blätter ausfüllen sollte; weil sonst das eigentliche Physiologische kaum einer Broschüre gleichsehen dürfte. Nebst dem ist auch auf *Galls* vortreffliche Arbeit keine Rücksicht genommen. Kann man es diesem Manne verdenken, wenn er in seinem Vaterlande so mishandelt wird, dass er seine literarischen Entdeckungen in fremder Sprache einem fremden Volke mittheilt? Die Nervenkraft hat Hr. *P.* schon vor 24 Jahren als eigenthümliche Kraft aufgestellt, ohne über ihr Wesen etwas zu entscheiden; was auch damals ohne Zweifel besser war, als der Nervensaft und die Saitenschwingungen. Diese Kraft entsteht ihm überall, wo Nervenmasse ist; sie ist es auch, welche der Muskelfaser die Reizbarkeit mittheilt. Ihr Verhältniss zu den Reizen, diese selbst, Idiosynkrasie, endlich die Nervenverrichtungen, sind mit grosser Ordnung und Klarheit dargestellt. Das Gesetz der Selbsterhaltung spielt hier in allen Functionen eine Hauptrolle, und es ist kein Zweifel, dass es vorhanden ist; aber so ausgedrückt ist es doch auch nur die blosse Erscheinung ohne den Grund. Indessen ist dadurch doch eine Einheit oder *ein* Ziel in die vielerley Verrichtungen des Organismus gesetzt. Das allgemeine Sensorium wird eingetheilt in Seelen- und Körper-Sensorium; gewiss mit Recht, denn es sind zwey Centra der Sensibilität. S. 145 fangen die eigentlichen Seelenverrichtungen mit den *Sinnen* an: zuerst Gefühl, dann Geschmack, Geruch, Gehör und Gesicht. Die Sinne sind am nachlässigsten behandelt von allen Materien im ganzen Buch. Es muss aber so kommen, wenn man sie zuerst abhandelt, ehe die anderen tieferen Functionen gekannt sind. Die Sinne sind nicht besser bearbeitet, als sie es zu *Hallers* Zeiten waren; gewiss ein starker, aber verdienter Vorwurf, da es Sünde ist, jetzt eine Auflage von einer Physiologie ins Publicum zu schicken, ohne die neue Sinntheorie, welche von der alten keine Spur mehr hat, zu kennen, oder ohne sie zu lehren. Mit S. 186 sind schon alle Sinne zu Ende, und es fangen mit Cap. 44 die sogenannten inneren Sinne an. Dergleichen Lehren sind in der Physiologie noch nicht weit vorgerückt. 45 Cap. *Von der Muskelbewegung.* Nach einer etwas überflüssigen Anatomie folgen Betrachtungen über die Reizbarkeit der Muskelfaser, welche der Vf. durch die Nervenkraft vermittelt seyn lässt; dann folgt seine bekannte Erklärung der Muskelbewegung, welche er noch immer für die wahrscheinlichste hält. Allein durch Saftanhäufung in den Muskelgefäsen kann die Schnelligkeit dieser Bewegung nicht, noch weniger aber das schnelle Aufhören derselben erklärt werden; nebst dem ist es aber keine *lebendige*, sondern eine höchst mechanische Erklärung, welche im Organismus nie Statt findet, wofern von organischen, nicht mechanischen, Erscheinungen die Rede ist. Die Ortsbewegung ist zu kurz ausgefallen. 46 Cap. Vom Schlafe, ist nicht ohne Werth, besonders was die Symptomatologie betrifft.

Zweyter Abschnitt. *Lebensverrichtungen* sind der Kreislauf und das Athmen; doch zeigt Hr. *P.*, wie viele andere Kräfte hieher gerechnet werden könnten, als die der Nerven, die Ernährung, gehörige Mischung u. s. w., und dass daher diese Eintheilung nicht streng zu machen sey. Uns dünkt, dass die Physiologen sich selbst im Wege stehn, wenn sie dergleichen selbst anerkennen. Keineswegs gehören die Nerven zum Lebensprocess, auch nicht die Ernährung. Im einzigen Luftprocesse, dem Athmen, ruht das Leben. Der Kreislauf ist eine unmittelbare Folge davon als Bewegungs- oder Lebens-Erscheinung. Erste Abtheilung. *Vom Kreislaufe;* fängt mit einer langweiligen Beschreibung des Herzens und der Blutgefäse an, jedoch mit wichtigen Vergleichungen; endlich wird der Blutlauf höchst mechanisch durch den Stoss des Herzens erklärt, was in die Augen springend unwahr ist. Hn. *P.* kann man diese Erklärung zu Gute halten, aber nicht Anderen, von denen wir in der Folge reden müssen. „Der Umlauf des Blutes ist die Wirkung einer hydraulischen Druckmaschine, welche sich in unserem Körper befindet, und bey der das *Besondere* (ja wohl!) und Unnachahmliche ist, dass die das Blut in sich führenden Gefäse sowohl zur Nachgiebigkeit und Dehnbarkeit, als auch zur nöthigen Zusammenziehung und zum Drucke kraft ihres Baues geeignet sind." Dass aber die Kraft, welche das Herz aufwecken muss, um die Blutlast fortzutreiben, nur gering sey, wird hier sehr einleuchtend gelehrt. Das Übrige, über die verschiedene Geschwindigkeit des Blutes, über den Puls, den Nutzen des Kreislaufs, ist gut. Zweyte Abtheilung. *Vom Athmen.* Wie gewöhnlich eine bogenvolle aber bedeutungslose Anatomie, dann der Mechanismus des Athmens, endlich der Chemismus desselben. Die *seltenen Arten* des Athmens sind zwar nur beschrieben; aber doch besser, als in den folgenden Werken ist der Zweck und das Erlangen derselben angemerkt. Es sind Seufzen, Saugen, Husten, Niesen u. s. w. 56 C. *Stimme.* Ist ganz vortrefflich und aus eigenen Beobachtungen und Versuchen vorgetragen. So ausführlich und genau, dass es den Folgenden Ehre machen würde, wenn sie ihn zu copiren werth gehalten, oder Selbstverleugnung genug gehabt hätten. Auch über das Singen, über die Sprache, und besonders die einzelnen Buchstaben, ist das Meiste gesagt, was nur physiologisch sich sagen lässt. Dieser Artikel ist ohne Widerrede der beste im ganzen Werk, das übrigens auch jetzt noch seinen grossen Werth hat,

und das wir verehren müssen, wie die kräftigen Ahnen, von denen wir die Grundlage geerbt haben, ohne die wir noch kein Gebäude hätten aufführen können. Von Druckfehlern ist das Buch nicht rein, obgleich wir an der Sprache nichts auszusetzen haben, wenige Wörter ausgenommen, wie *mitsammen* u. s. w. Die Literatur ist aber ganz mager ausgefallen.

No. 2. Wir haben uns bey der Beurtheilung des ersten Bandes des *Waltherschen* Werkes bemüht, die brauchbaren Stellen darin aufzufinden und sie mit Lob herauszuheben, und es uns zur angenehmen Pflicht gemacht, einen Mann, der zum ersten Mal mit einem selbstständigen Werk auftrat, auch in das grössere Publicum einzuführen. Wir glauben nicht dem Publicum dadurch Eintrag gethan, sondern ihm eben so, wie dem Vf., einen grossen Dienst erwiesen zu haben; jenem, indem wir ihm ein allerdings für die Zeit brauchbares Buch in die Hände gaben; diesem, indem wir ihn aufmunterten, Vertrauen auf seine Kräfte und Zutrauen auf die Einsicht, die Billigkeit und die daraus entspringende Schonung der Rec. zu gewinnen. Da diese in jeder Kritik billigen Zwecke erreicht seyn sollten: so verlangt auch die Wissenschaft ihre Rechte, und wir werden mit Strenge, so wie wir im ersten Auftritte die Schönseite vorgehalten haben, nun die Kehrseite vor die Zuschauer bringen.

Wir hätten zwar schon beym ersten Gange die Eintheilung dieses Lehrbuches würdigen sollen; allein um nicht sogleich von vorn herein Jemanden gegen die ganze Arbeit, was sie wahrlich nicht verdiente, einzunehmen, wollten wir es auf diesen zweyten verschieben. Auch wird es für Hn. *W.* von grösserem Gewinne seyn; da durch den längeren Zeitverfluss ihm das Werk fremder, und er daher für Belehrung empfänglicher geworden ist. Er theilt die Lebensfunctionen nach einem Vorgänger, den wir zum Schlusse noch angeführt haben, in zwey Classen, 1) in die des Individuums, 2) in die der Gattung. Die ersten zerfallen in drey Ordnungen, in die des reproductiven, des irritabeln und des sensibeln Systems. Man sieht, dass dieses ganz die uralte Eintheilung in *Functiones naturales, vitales, animales et sexuales* ist; allein es sind doch andere Worte, und man glaube nicht, dass diese Worte nicht Meister der Sachen werden, und diese sich nach jenen bequemen müssen. Der Vf. wird bemerken, dass mit den neuen Worten sich die anatomischen Systeme eingeschlichen haben, und mithin die Eintheilung nur eine anatomische sey, was die Alten, aus einer gründlich studirten Logik, sehr geistreich wollten vermieden wissen. Es ist sonderbar, dass man nach einem vollendeten Vorspiel doch wieder auf solche Absprünge gerathen kann. Wir schöben es ungern auf Mangel an logikalischer Einsicht. Jede Wissenschaft hat bekanntlich ihr eigenes Eintheilungsprincip, und sie darf nie das einer anderen zum Grunde legen. So darf der Mineralog nicht eintheilen, wie der Chemist; der Apotheker darf nicht seine Materialien u. s. w. nach der Chemie ordnen, oder nach einem Mineralien - und einem Pflanzen-System u. s. w.; der Pharmakolog nicht nach der Apotheke, der Therapeut nicht nach dem Pharmakologen, u. s. f.: dieses ist dem Vf. wahrscheinlich klar. Aber der Physiolog darf auch nicht nach dem Anatomen ordnen, sondern bloss nach den Lebens*functionen*, durch die gewöhnlich *alle* anatomischen Systeme zu gleicher Zeit in Anspruch genommen werden. Wir wollen eben nicht zum Nachtheil des Vfs. sagen, dass die Alten bis ins Kleinste herab gelungene Eintheilungen gehabt haben; aber unbemerkt dürfen wir es nicht lassen, dass es physiologisch fehlerhaft ist, wenn Respiration, Ortsbewegung, Knochenbildung, Stimme und Sprache unter *einer* Rubrik (der Irritabilität) abgehandelt werden. Die Sprache hat mit dem Athmen weniger zu schaffen, als das Riechen, und doch hat der Vf. dieses zu den sensibeln Functionen gebracht. Man muss sich von der leidigen Anatomie los, und zu den wahrhaften Lebensprocessen emporzuwinden das Talent haben; sonst bleibt man höchstens ein sogenannter Physiolog für die Chirurgen. Dieses wäre Eines, was wir nachzuholen hatten; das Andere ist die Affectation der Sprache, und das Dritte ein ängstliches Anlernen fremder philosophischer Redensarten, denen der Vf. noch nicht gewachsen ist. Sie verwirren ihn mehr, als sie ihm das Heilige, das er in ihnen sucht, enthüllen; indem zwey so disparate Ansichten der Physiologie, die gemein anatomische und die ungemein naturphilosophische, sich nimmermehr unter einem Hut zusammenfinden können. Daher auch *Reil* über dieses Werk den wohlgemeinten Wunsch äusserte, „dass er es gerne gesehen hätte, wenn der Vf. sich da, wo es dem Gegenstande an Klarheit der Idee gebrach, nicht in einen Nimbus undeutscher Wörter zu verstecken gesucht hätte."

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Auswahl neuer Charaden und Räthsel zur angenehmen Unterhaltung bey müssigen Stunden.* 1810. 88 S. kl. 8. (6 Gr.) Statt einer Recension, die doch nichts weiter sagen könnte, als die Auswahl ist gut, will Rec. lieber ein Rechnungsräthsel über die Zahl der in dem Büchlein enthaltenen Charaden und Räthsel vortragen. Wenn man die Zahl derselben mit 5 dividirt: so bleibt der Bruch übrig, welcher den Überwerth des Conventionsgeldes gegen das Reichsgeld anzeigt. Dividirt man das, was durch diese Division herausgekommen, wiederum mit 5, und multiplicirt den Quotienten mit 11: so bekömmt man eine Zahl, die, wenn man sie verdoppelt, gleich ist der Zahl der Seiten unseres Büchleins.

— l.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 APRIL, 1811.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension
von
Prochaska's, Walthers, Bartels, Burdachs, Barthez und Richerand Physiologieen.

Durch einen solchen Nimbus undeutlicher Worte ist die Einleitung ganz, und von dem zweyten Bande die Hälfte ungeniessbar geworden. Der Vf. steht nämlich in dem unlogischen Wahn, dass man in einer untergeordneten Wissenschaft auch noch die Begriffe der oberen exponiren dürfe; daher ist das Buch mit reinphilosophischen Entwickelungen und Definitionen durchspickt, die durch nichts, als durch den Contrast, mit der Physiologie in Verbindung gesetzt sind. In solchen Fällen muss man aber jederzeit die Lehrsätze der oberen Wissenschaft voraussetzen, und nicht den Hauptgrundsatz jener, sondern einen Nebensatz zum Grundsatz der abzuhandelnden untergeordneten Wissenschaft machen. Es kommt hiebey alles auf die Unterscheidungsgabe an, in der man es nur durch einen streng wissenschaftlichen Unterricht zu der erfoderlichen Fertigkeit bringen kann, die vor den Missgriffen des Durcheinandermengens schützt. Der Vf. befleissige sich übrigens noch eines richtigeren Deutsches; er gebe sich Mühe, die holperigen Perioden abzurunden, die Zeitwörter richtig zu conjugiren, sie nach einem Bindewort alle in einerley Modus zu bringen, nicht das eine in Indicativ, das andere in Conjunctiv zu setzen, an die Imperfecta der unregelmäsigen Zeitwörter keine *e* zu kleben (nicht *sahe*, *hinge*), und vor Allem sich eine richtige Interpunction eigen zu machen.

Der *zweyte Band* fängt mit der zweyten Ordnung der Lebensfunctionen des Individuums, denen des *irritabeln Systems*, und zwar Cap. 14 mit dem Blutlauf durch die Höhlen des Herzens also an: „In allen Dingen ist die zweyte Dimension als *Bewegung* offenbar. Denn diese ist die Selbstbekräftigung des Landes von derjenigen Seite, wodurch die Vielheit in den Dingen, das Aussereinander, der reale Raum producirt wird; wodurch das einzelne Ding zu einem anderen hinzukömmt, welches der Affirmation nach ihm gleich, als Affirmirtes aber von ihm getrennt und verschieden ist. So wie die erste Dimension Ausdruck des Ergänzungstriebes in den endlichen Dingen ist, und des Bestrebens, mit anderen zusammenzuhängen und somit in der Totalität der endlichen Dinge die Identität zu offenbaren; so ist die zweyte als Subsumtion des Endlichen unter das Unendliche ein lebendiges Bestreben, die Dinge aussereinander zu halten, auf dass sie nicht in dem Centrum ihrer Position in Eins zusammenfallen, — und einem jeden die Seele der Selbstheit, als relative Cohäsion, einzupflanzen etc." Wir brauchen nicht weiter fortzufahren, um unser oben geäussertes Urtheil zu belegen. Beynah alle gerügten Fehler stecken in diesen Zeilen. Schlechtes Deutsch, holperiger Bau, ungeschickte Interpunction, komische Affectation und Verkehrung naturphilosophischer Redensarten in abenteuerliches Jargon. So geht es durch diesen ganzen zweyten Theil fort, mitunter abwechselnd mit der gemeinsten anatomischen Beschreibung. Der Vf. thut sich daher sehr Unrecht, dass er in der Vorrede äussert: er dürfe bey diesem zweyten Theile mit mehr Zuversicht auftreten, da vielmehr der erste Theil, die sonderbare Einleitung abgerechnet, viel planer und der physiologischen Darstellung gemässer gearbeitet ist. Man muss glauben, der Vf. habe zuerst das Besondere des ersten Theils — die Verdauung etc. — fertig gemacht, dann habe er irgend eine naturphilosophische Abhandlung gelesen, und dadurch erhitzt, hinterher die kaum mit dem Ersten zusammenhangende Einleitung geschrieben, von der sodann auch das Feuer und die Verzückung in den zweyten Theil übergegangen ist. Andere haben auch schon in naturphilosophischem Geiste geschrieben, würden es aber sehr bereuen, wenn man ihnen einen Irrgang in der Sprache hätte abmerken wollen.

Der Vf. hat die rechte Meinung angenommen, dass der Blutlauf nicht Folge der mechanischen Wirkung des Herzens seyn könne; sondern dass er aus einem polaren Verhältniss des Gefässsystems entspringe: allein nach vielem Hin- und Her-Lesen weiss man nicht, wo diese Polarität ihren Sitz hat; und mit dem Satze, der den Zauber zu lösen sich hinstellt, weiss man vollends gar nichts. Der einzig bestimmende Grund des Kreislaufes sey nämlich das Gesetz, dass alles, was mit dem Organischen also verbunden wird, dass es Beseelung von diesem empfange, sich um dieses, in welchem es das Centrum seiner Position gefunden hat, planetarisch im Kreise zu drehen anfange. Was ist nun der Grund des Kreislaufs? der physiologische nämlich, nicht der kosmische, der, wie wir schon mehrmals gelehrt haben, einer anderen Wissenschaft angehört.

Es haben zwar allerdings die Schriftsteller vor Hn. *W.* den Kreislauf einen galvanischen Procefs genannt, die beiden Herzkammern mit zwey polaren Platten verglichen, auch das Ganze auf die kosmische Bedeutung der Ellipse *zurückgeführt*, aber nicht daraus erklärt. Der Vf. hat diese Äusserungen alle zusammengelesen, und ein Vorderst zu hinterst daraus gemacht. Wie wenig er aber bey alle dem das Wesen des Kreislaufs gefafst hat, müssen wir leider daran erkennen, dafs er diesen vor dem Athmen abhandelt, welches, wenn nicht die einzige, doch die Urquelle der Blutbewegung ist, mit der das Herz, wenn man ein gewagtes Wort aussprechen darf, nichts zu thun hat, sondern vielmehr durch den Athmungsprocefs eben so gepeitscht wird, wie das Blut. Wir könnten sogar Hn. *W.* entdecken, dafs es noch nicht genug sey, das Athmen vorauszuschicken, sondern dafs selbst die Secretion müsse abgehandelt seyn, ehe es dem wahren Physiologen einfallen darf, sich an die Erklärung des Kreislaufs, das Fundament des Lebens, zu wagen. Wer diese physiologische Folgereihe erkennt, wird sich nicht beygehen lassen, die Lebensprocesse nach den anatomischen Systemen vorzunehmen. Wir müssen es daher Jedem überlassen, wie er aus Folgendem S. 369 klug werden möge. „Das Centrum der Position eines ganzen Systems, oder was die Identität in diesem darstellt, ist aber die unmittelbare Selbstbekräftigung des Bandes in ihm, und solches verhält sich zu dem Besonderen, welches zu dem Ausdrucke der Totalität im Systeme gehöret, wie das Band der Idee zu dem Verbundenen überhaupt. Daher ist auch dieses nur in und mit jenem, und sein besonderes Leben kömmt ihm aus dem Centrum seiner Position. So ist es zu verstehen, wenn behauptet wird, das Herz sey das vornehmste, ja das einzige (!) Agens für den Blutumlauf. Das Leben und die Bewegung wird allen Gefäfsen nur von dem Herzen zugetheilt. — Jede andere Beziehung aber, in welcher jene Behauptung sonst wohl verstanden wird, ist durchaus unrichtig." Wir fragen: wie wirkt nun das Herz auf das Blut? Wie die Sonne auf die Planeten? Wer die sehr unzusammenhangenden Stellen zusammensucht, wird doch zuletzt antworten müssen: durch Bewegung; denn bald darauf heifst es, das Herz allein stelle sich dem Hirn herrschend an die Seite, und habe eine selbstständige Bewegung. Überall vermissen wir eine genetische Darstellung. Der Vf. schickt einen leeren philosophisch-kosmischen Satz voraus, und springt nun durch ein: *Also, Von daher, Demnach* in die Physiologie hinunter. Oft erzählt er auch blofs, wie der gewöhnlichste Anatom. Vom Ersten können die angeführten Stellen schon zeugen, von denen das Buch wimmelt; vom Anderen zeugt die Hälfte des Buchs. Z. B. „Als ein in sich selbst vollendeter, höchst individuell gebildeter Organismus hat das Herz eine eigene allgemeine Bedeckung, eine seröse Haut, mit welcher es umkleidet ist, den Herzbeutel, der eine gedoppelte Hülle, eine mit der Muskelsubstanz des Herzens verwachsene, und eine diefs Organ sackförmig umgebende, bildet. Der zwischen beiden gegen einander gekehrten Oberflächen der serösen Haut befindliche Zwischenraum ist mit einer serösen Dunstflüssigkeit erfüllt. Der Herzbeutel selbst aber, da er mit dem Brustfell der benachbarten Theile zusammenhängt, ist als ein Ligament zu betrachten, durch welches die Bewegungen des Herzens eingeschränkt sind." Man mufs sich wundern, wenn es Leute giebt, die durch Ablesung einer solchen trockenen Anatomie, welche sie doch hoffentlich mitbringen werden, in einer solchen ungeübten Sprache, nicht in die schläfrigste Langeweile verfallen. Vor nicht hergehörigen Abschweifungen wollen wir den Vf. nur einmal warnen: z. B. „Das Herz ist zur Linken gelagert (warum?). Die positive, expansive Bewegung hat überhaupt die Richtung von der Linken zur Rechten: (daher (!) ist das *Dextrum* überall das Gute, Richtige, Wahre; das *Sinistrum* ist überall das Böse, Falsche, Unheilbringende. Darnach richtet sich auch die Bewegung der Himmelskörper)." Beym Ersten wird man unwillkührlich an *Galls* Höhensinn erinnert, und man erkennt den fleifsigen und treuen ersten Schüler; beym Letzten aber ist zu wissen, dafs es im Laufe der Himmelskörper, wofern der Vf. Weltkörper darunter meint, kein wirkliches Rechts und Links gebe, sondern, wenn man dergleichen spricht, es nur in Bezug auf eine willkührliche Stellung unserer Füfse gegen eine Weltgegend geschehe.

Hr. *W.* hat aufs Titelblatt drucken lassen: „mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Thiere"; er hat aber im Texte nur hie und da Wort gehalten. Eine durchgeführte Entwickelungsgeschichte des Herzens wäre wohl von grofsem Werthe; sie mufs aber mit Kunde und mit Geist dargelegt werden. So meint der Vf. fälschlich, dafs das Gefäfssystem zuerst bestimmt, und als solches individualisirt bey den Fischen hervortrete, dafs nur dergleichen höhere Thiere wahres (rothes) Blut haben. Alle vergleichenden Physiologen wissen, dafs die Schalthiere und viele Würmer das vollkommenste, geschlossenste Gefäfssystem haben, ja dafs vielen unter den letzten rothes Blut in den Adern quillt. Weil im Foetus das Aortenherz vor dem Lungenherz sich gebildet zeigt: so meint er, in allen Thieren sey es so, und da, wo nur eine Kammer sich finde, sey diese das Aortenherz. Daher behauptet er „das einkamm(e)rige Herz der Fische wird nur uneigentlich Lungenherz genannt. Denn eigentlich ist die erste Kammer immer Aortenherz (es ist für diese Behauptung nirgends nur ein Schatten von wahrhafter physiologischer Begründung versucht, die doch nach unserem Dafürhalten nicht ganz unmöglich ist; er scheint daher diese Meinung nur vom Hörensagen zu haben), und nur da, wo eine zweyte von dieser räumlich geschiedene sich anlegt, erhält diese die Bedeutung eines Lungenherzens. Aus dem Herzen der Fische geht zwar der Arterienstiel hervor, und dieser theilt sich in die Kie-

menarterien, welche, nachdem sie die Kiemen nach Art der Lungenarterien durch(ge)gangen haben, sich untereinander zu der jetzt erst sogenannten Aorte vereinigen. Eigentlich ist aber schon jener Arterienstiel eine wahre Aorte (wenn es doch nur gesagt wäre, wie, wodurch!): nur zufällig (!) verbreitet sich diese auf ihrem Wege in den Kiemen, so, dass jeder (e) Kiemen (e) immer eine besondere Arterie erhält etc." Wer die Bedeutung des Baues der Fische kennt, weiss, was hieran wahr ist und wie es wahr ist; Hr. *W.* stellt es aber so hin, dass die ächte Einsicht verschoben wird, und der Beweis zu Tage kommt, dass der Behaupter läuten hörte, ohne zu wissen, wo. — Die Fortbildung des Herzens in den Amphibien, Vögeln und Säugthieren ist richtig, aber unvollständig angegeben; dann folgt ein weitläufiger Beweis, dass die beiden Herzkammern sich entgegengesetzt, jene arteriös, diese venös sind. Die Circulation im Foetus wird nach bekannten Vorgängern beschrieben; aber wo physiologische Gründe für eine organische Änderung stehen sollten, und nach den Vorgängern, wenn sie mit reinem Sinne studirt worden wären, stehen könnten, schwebt der Nimbus undeutscher Worte. Es sind nirgends andere Erklärungen gegeben, als in dieser Manier, und wir müssten das ganze Buch abschreiben, wenn wir sie sammeln wollten. Nur von den auffallenderen hin und wieder eine: „Die ganze Construction des Hohlvenensacks geht darauf hin, die Totalcontraction im venösen Systeme zu vollenden, die beiden Hohladern zur convergirenden Richtung zu bringen, und somit den Einfluss beider Blutströme gemeinschaftlich in dem rechten Ventrikel zu bestimmen. Darum (!) bildet sich nun aus der eustachischen Klappe die Schlusswandung (*ung* ist ziemlich überflüssig) des eyförmigen Loches etc." Nun wissen wirs: Darum schliesst sich also das ovale Loch. — Hr. *W.* glaubt mit Vielen, worunter allerdings auch berühmte Männer sind, dass die Contractionen des Herzens durch das in seine Höhlen einströmende Blut, jedoch auf elektrische Weise, vermittelt seyen; aber kurz darauf sagt er: „Da ferner der Gegensatz der beiden Kammern ein höchst innerlicher, nicht von aussen her mitgetheilter, und nicht so geradezu von der Gegenwart des Bluts abhängig ist: so ist wohl einzusehen, (!) warum der Herzschlag noch fortdauert, auch wenn die hintere Kammer mit desoxydirtem, venösem Blute angefüllt ist etc." Dieses wohl; aber nicht, warum es überhaupt einen Herzschlag giebt. Es ist Schade, dass Hr. *W.* nie etwas von anderen Theorieen der Herzbewegung gehört hat; gewiss würde er nicht mehr in dem Wahne stehn, als wenn das in den Herzhöhlen befindliche Blut Ursache des Kreislaufs sey, und gewiss würde er sich nicht in solche wunderliche Widersprüche verwickeln. 15 Cap. *Blutlauf durch die Arterien.* Ist lobenswerth gearbeitet, nur zu unordentlich durch einander geworfen, wie alles im Buche, um die Quellen zu trüben, und in zu gedehnter und langweiliger Predigtform. Den Werth der Verzweigung und der Anastomosen hat er nach *Döllinger* angegeben, und mit Beyspielen belegt. Überhaupt müssen wir ihm das gute Zeugniss geben, dass, obschon er es verschweigt und bisweilen selbst anders meint, es ihm gelungen ist, bey den meisten Capiteln die Lehren der besseren und der Haupt-Autoren anzunehmen und Manches richtiger zu ändern. So hat er in der Einleitung viele Materialien von *Schelling* und *Görres* entlehnt: wesshalb freylich dem letzten auffallen musste, dass er an ihm bey manchen Stellen, ohne ihn zu nennen, wie er es mit Vielen macht, seinen Muth kühlte! In den chemischen Rubriken hat ihm *Autenrieth*, wie billig, viel geholfen; in der Blutbereitung ist er Franzosen gefolgt, in der Bewegung der Lymphgefässe *Darwin*, in den Häuten, vielen Absonderungen *Bichat*, im Nervensystem *Reil* und *Gall*, in den Geschlechtstheilen *Ackermann*, in der, jedoch ganz ohne Verständniss angebrachten, vergleichenden Anatomie *Blumenbach* und *Cuvier*, in der Ortsbewegung auch Franzosen, in dem Tode und der Verwesung *Schubert*, in der Theorie der Sinne, der Darstellung der Thierclassen, als entsprechend den organischen Systemen, der Bedeutung der Nieren, des Geschlechtssystems und in der Zeugungstheorie *Oken*; jedoch, wie schon bemerkt, hat er dergleichen nicht bloss ausgeschrieben, sondern es verarbeitet, andere Vorschläge gethan und Manches richtiger gestellt, welches zwar ein leichtes, aber doch ein verdienstliches Geschäft ist. Manches ist so gut getroffen, dass wir nicht zweifeln, es würden dieselben Schriftsteller es eben so geändert haben, wenn sie vor Hn. *W.* Zeit dazu gehabt hätten. — Eine genetische Ansicht von dem Arteriensystem, besonders von den Gefässhäuten, haben wir vergeblich gesucht: wir meinen nicht, wie sie im Embryo oder im Thierreich allmählich hervortreten, was wir jedoch ebenfalls vermissen; sondern wir meinen das Emporkommen der Gefässwände aus dem Zellgewebe auf physiologische Weise, wie sich das Zellgewebe in drey verschiedene Gebilde absondert, und wodurch es sich absondert. Dadurch wäre Hr. *W.* auf die Bedeutung des Muskels gekommen, der ihm jetzt nur um eines afternaturphilosophischen Zauberwortes willen da ist. — Die Behauptung, dass der Pulsschlag das Phänomen des Wechsels von der Ausdehnung und Verengung der Arterie, und dass es irrig sey, ihn von dem mitgetheilten Stosse des Herzens etc. herzuleiten, ist nicht begründet durch den blossen Beweis, dass Arterien ohne Herz oder abweichend von ihm pulsiren. *Bichats* gründliche Betrachtungen hierüber hätten nicht vergessen werden sollen. Gewiss ist das Herz das Hauptagens im Pulse! Wie übrigens die Verschiedenheiten des Pulses erklärt werden, deutet der Satz an: „die Frequenz des Pulses wird bestimmt durch das Vorherrschen der Zeitlichkeit in der Gefässbewegung, welche, ewig im Kreise in sich selbst wiederkehrend, die Zeitlichkeit in sich zu vertilgen bestrebt ist. Jeder Pulsschlag ist gleichsam eine Axendrehung des Organismus, und so wie die Axendrehung im Gegensatze der progressiven und jährlichen Bewegung, jene die endliche,

diese die unendliche ist: so (!) entsteht die Frequenz des Pulses immer von der Vorherrschaft des Endlichen, aus der Indifferenz getretenen." Damit werden die Praktiker gelehrt und heilbringend am Krankenbette stehen! Diese immer und immer wiederkehrenden hohlen, erbärmlichen Formeln, die sich die Tünche der Naturphilosophie aneignen, können nichts anders als Gelächter erregen; denn sie sind für ein die Ausübung der Arzneykunde liebendes Gemüth zu kindisch, als dass man ernsthafte Massregeln dagegen ergreifen möchte. Auch wenn einer sie wirklich anwenden wollte: so sind sie zu gehaltlos und zu dünn, als dass er sie am Krankenbette noch vorfinden könnte, und suchte er sie auch mit dem Mikroskop. — 16 Cap. *Blutlauf in den Venen*, wird viel weniger befriedigen, als das Vorige. Es ist ein Unglück, dass sich Hr. *W.* so tief in die Verkehrtheit der Beweise aus Parallelismus verrannt hat, dass er sich aus derselben die ganze Zeit, welche dieses Buch zum Schreiben foderte, nicht herausfinden konnte. Es ist allerdings schön und wahr gesagt: das venöse Gefässgeschlecht sey nur die geometrische Construction des venösen Blutlaufes; allein wenn sogleich folgt: Es verschwindet hier jeder Anschein von Maschineneinrichtung, von hydrostatischen Regeln; nur indem die venöse Gefässebildung selber, als in stetiger Metamorphose begriffen, von den ursprünglich expandirten Ästen in den contrahirten Stamm fortschreitet, wird das Blut selber in gleicher Richtung fortbewegt — und damit, wähnt Hr. *W.*, wäre nun die Richtung des venösen Blutes erklärt: so verunstaltet er selbst jenen schönen Gedanken, wie es dem Erborgten oft zu geschehen pflegt. Nach solchen hohen Äusserungen folgen nun die gemeinsten Beweise für den Rückfluss des Venenbluts ganz ausführlich, z. B. 1) Klappenbau, 2) Unterbinden, 3) Infundiren, 4) mikroskopisches Anschauen. — 17 Cap. *Blutlauf im Capillargefässsystem;* ist gut gerathen. Gewiss, das Haargefässsystem ist die Indifferenz der Arterien und Venen, und gewiss entsteht Entzündung, wenn Differenz eintritt. Beides ist im Geiste unserer neuen Philosophie ausgesprochen. So weit vermochte Hr. *W.* zu gehen; aber nun steht er wie gebannt. Er bildet sich ein, er wäre mit beiden fertig, benutzt jene nicht für die Theorie der Absonderungen — wie könnte er auch, da er mit diesen schon im ersten Theile ohne diese Theorie der Haargefässe fertig geworden ist! — und versteht es nicht, die zweyte durchzuführen. Mit dem Worte: *Differenz* ist es um die Entzündung noch lange nicht geschehen; es muss die Art der Differenz und die Bedeutung dieser Differenz, der Grund, warum das Blut stockt, den Hr. *W.* nicht anzugeben weiss, zuerst entwickelt werden. Hätte er das Vermögen gehabt, diese Theorie selbstständig in sich zu erzeugen: so würde ihm die leichtsinnige Äusserung (doch wohl gegen *Marcus* Lehre) nicht entfahren seyn: „es sey leicht einzusehen, dass bey der Entzündung keine Umkehrung der beiden Gefässpolaritäten Statt finden, und die Erscheinungen der Entzündung nicht aus diesem veränderten Verhältniss der arteriellen und der venösen Gefässethätigkeit unter sich resultiren können." Man sollte glauben, er hätte aus blosser Neusucht etwas Anderes als *Marcus*, und nothwendig Unbestimmteres und nur Halbes, sagen wollen. Beide Sätze stehen der Wahrheit nah, aber sie erschöpfen nicht. — 18 Cap. *Verhältniss der Arterien zu den Venen.* Wichtige, reichhaltige, aber noch lange nicht auszumachende Gegenstände sind hier zusammengedrängt; nämlich das polare Verhältniss der Leibestheile zu einander. Wenn wir hierüber einmal etwas Gewisses hätten: so wäre für die Physiologie eine grosse Arbeit gethan, und manche Probleme müssten sich lösen. Wir müssen bedauern, dass *Heiland* nicht das Gehörige geleistet hat. Dieses Cap. ist eine Eigenthümlichkeit von Hn. *W's.* Werk, und gereicht ihm zur Ehre. — 19 Cap. *Respiration.* Man kann damit zufrieden seyn, was die Vollständigkeit betrifft. An Ordnung fehlt es auch hier, und vorzüglich am Herausheben der nur heimlich gemachten Abtheilungen; ein Fehler, den wir Hn. *W.* nie genug ans Herz legen können. Zuerst wird der Druck der Atmosphäre (ob am richtigen Orte?) gedeutet; dann über ihre Bestandtheile etwas gesagt; nun das Athmungssystem der verschiedenen Thiere durchgegangen; jetzt ein Sprung gemacht auf das Mechanische im Athmen, welches nach *Troxler*, der übrigens im ganzen Buche kaum genannt wird, erläutert ist; es folgt eine Art von Entwickelung des Lungenbaues, dann der Process, und endlich einige Modificationen des Athmens, Lachen u. dgl. Diese Rubriken mussten wir mit vieler Mühe herausklauben; einem Neuling wird es unmöglich. Wie unrichtig sich die Gegenstände folgen, springt leicht in die Augen. Luft, Thiere, Brustbewegung, Lungenbau, Process. Wenn das Buch zu einer neuen Auflage kommt, woran wir nicht zweifeln: so wird der Vf. zuerst entwickeln den Lungen- und Brust-Bau im Menschen, dann in den Thieren, und wohlgemerkt, nicht, wie es im ganzen Buche geschehen, mit dem Unteren, sondern mit dem Oberen beginnend; denn die Physiologie ist eine andere Wissenschaft, als die Naturgeschichte. Dieser Bau muss aber nicht ein gemein-anatomischer seyn, sondern es muss die anatomische Idee, das was die Natur *will*, wenn sie ein Athmungssystem entwirft, dargestellt werden; eben so, wie der ächte Künstler nicht die Natur, sondern den Willen der Natur abbildet. Dann wird folgen die Luft, auf diese der Process, erst nach diesem die Brustbewegung, und dann kann das Lachen den Beschluss machen. Hr. *W.* leugnet den Übergang des Sauerstoffgases in das Blut. Man muss die Engländer, welche die gefährlichen Versuche als scharfsinnige Waghälse gemacht haben, nachlesen, um anderer Meinung zu werden. Die Deutschen haben ihr Leben nicht aussetzen wollen, und darum im Kampfe mit der Luft nichts gethan. Bey den anderen Rubriken ist es schwer, Hn. *W's.* eigentliches Meinen zu errathen, weil sein Vortrag ohne Absatz fortschleicht, und allerley durch einander mischt.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 APRIL 1811.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension von

Prochaska's, Walthers, Bartels, Burdachs, Barthez und Richerand Physiologieen.

20 Cap. *Ortsbewegung.* Wenn irgend ein Capitel missstellt ist: so ist es dieses. Nun, nach dem Athmen wird die Bildung der Muskelfaser, des Knochens, die Theorie der willkührlichen Bewegung; ehe von Nerven geredet worden, das Stehen, Gehen, Schwimmen, Fliegen, Handthieren u. s. w. abgehandelt, dann die Stimme und Sprache, und darauf die thierische Wärme. Wären diese Vorträge des Vfs. eigene Früchte: so müste man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er dieses Capitel besser und vollständiger bearbeitet habe, als es in irgend einem unserer Lehrbücher der Physiologie geschehen ist; wenn wir ihm nur nicht aber- und abermals Ordnung empfehlen müssten. Wahrhaft genetisch ist weder der Knochen noch der Muskel behandelt, und die Theorie der Muskelbewegung ist nicht vollendet dadurch, „dass sie eine wahre Verbrennung des mit combustibeln Stoffen geladenen Muskels mittelst des Sauerstoffs des arteriellen Blutes, sey." Diese Verbrennung ist nur *Begleitung*, nicht *Ursache* der Zusammenziehung. Über die Arten der Ortsbewegung ist das zum Unterricht Taugliche gut ausgesucht; die Bedeutung der Knochen und des Skelets ist aber Hn. *W.* noch ein unentdecktes Land, obgleich man ihm schon die richtige Magnetnadel in die Hand gegeben, und er auch einige Andeutungen begriffen hat. Jedoch ist die Osteogenie, die gewöhnliche nämlich, wie sie im Embryo vorgeht, und wie sie von guten Beobachtern zu unserem bequemen Gebrauch beschrieben ist, sehr lehrreich vorgetragen. Über die physiologische Osteogenie, so wie überhaupt über die Genesis aller anatomischen Systeme, lebt der Vf. noch ohne Ahnung; er hat aber doch in diesem Capitel die Einsicht in die Wichtigkeit, und, wir möchten sagen, in die Schönheit dieser Gegenstände anzuregen, wenn gleich nicht zu befriedigen, gewusst. Nichts ist in der Physiologie herrlicher, reizender, schöner, als das tiefste Kunstspiel der Bewegungen; nichts erhabener, als das stille Begreifen des Baues der so baumeisterlich behauenen und eingefugten Organe; nichts entzückender, als der Blick in das geistige Federwerk, welches so wundergestaltig und doch so einfach die Bewegung der Glieder befiehlt. Erhabener sollte man die Sinnesverrichtungen denken; sie sind es auch, aber, in schauerlicher Stille brütend, zaubermäsig Ungeheuer für den Sinn hervorrufend, treten sie nicht in Gestaltung entgegen, und bewirken mehr stummes Staunen, als reinen Genuss. Wer die Physiologie bewundern, wer sich von ihrer Macht überzeugen, von ihren Reizen anziehen lassen will, der muss sie in den Werkstätten sehen, wo sie die Bewegungen ihrer Welt anläst. 21 Cap. *Stimme und Sprache*, ist höchst nachlässig oder kraftlos behandelt. Ausser einigen hübschen philosophischen Sprüchlein über die Sprache fehlt beynah das Physiologische ganz. Wir wollen hier unsere Meinung nicht sagen, ob die Sprache zur Behörde der Physiologie sich eignet. Es bleibt doch die Stimme. Was soll nun der Nimbus von Worten statt der Entwickelung, wie die Buchstaben hervorgebracht werden, was mit keiner Sylbe berührt ist, obschon er *Prochaska* bequemlich hätte abschreiben können. Die Stimmwerkzeuge der Thiere wären besser gar nicht, als so zum Drittel beschrieben. Wie die Amphibien die Stimme hervorbringen, ist nicht so einfach, wie es sich Hr. *W.* einzubilden, oder vielmehr nicht einzubilden scheint; denn er sagt nichts davon, als wenn es sich von selbst verstände, der Frosch müsse quacken wie der Mensch. Gut ist in diesem Capitel nichts, nicht einmal die Beschreibung des Kehlkopfs; was aber die Natur durch ihn vorstellen will, wird gar nicht berührt. Hr. *W.* hat doch hin und wieder solche Enthüllungen, z. B. bey dem Knochensystem, der Lunge, versucht; man sollte glauben nur da, wo er schon Andeutungen anderwärts vorgefunden. Welch ein Allerley enthält der §. 546! Mit vieler Mühe sind anderwärts zerrissene Paragraphen durch einander geknetet, andere nach allen Weltgegenden zerschleudert — um die Quellen dem Beurtheiler zu trüben. — 22 Cap. *Thierische Wärme.* Ist ungleich besser gerathen; der Vf. hat aber auch gute Vormänner (*Autenrieth* u. A.) getroffen. Es ist sonderbar, dass sich viele Schriftsteller schämen, diejenigen zu nennen, deren Ansichten sie angenommen haben. Es bleiben einem tüchtigen Gelehrten noch Theorieen genug übrig zu entwickeln, von denen oft Eine hinreichend wäre, ihm den gebührenden Ruhm zu sichern. Höchst wahrscheinlich sey „der eigentliche Quell der thierischen Wär-

me die Capacitätsverminderung des Blutes, da, wo es den arteriellen Charakter verliert und den venösen annimmt, — im Capillargefäfssysteme"; aber dann scheint es ein Widerspruch zu seyn, dass „auch die Verwandlung der Lymphe in Blut ein solcher Quell sey". Überhaupt möchte der Grund der thierischen Temperatur nicht so tief liegen, als man ihn gesucht hat; auch ist die Quantität der beständig erzeugten Wärme nicht so grofs, als man überschätzt, und auch nicht nöthig, um die erhöhte Temperatur der organischen Leiber zu begreifen.

Dritte Ordnung. *Functionen des sensibeln Systems.* Gattung 1. *Selbstgefühl und dessen Affectionen;* 23 Cap. Es ist merkwürdig, dass in dieser Physiologie die individualen Verrichtungen der Sensibilität aus einander gesetzt worden sind, ohne dass die Theorie der Sensibilität überhaupt entwickelt worden. Manchmal ist es zu bedauern, dass Hr. *W.* gar zu sklavisch an seinen Vorschriften hangen musste. Allgemeine, philosophisch seyn wollende Wortreihen, die hin und wieder wie unzusammenhangende Schüsse gefallen sind, machen in diesem Nervengebüsche eher wirre, als dass sie auf eine Spur leiteten. Im ganzen Werk ist nur das Besondere eigentlich aufgefasst; das Allgemeine, welches die Hauptsache ist, indem in ihm das Wesentliche der Physiologie verschlossen liegt, wird entweder gar nicht, oder mit dem bemerkten Nimbus auf die Bühne gebracht. Was wollen wir denn über Sehen, Hören, Schmecken u. s. w. schwatzen, wenn wir nichts von der Sensibilität wissen; was vom Gehen, Springen, Athmen u. s. w., wenn uns das Bewegen ein Geheimniss ist; was von der Temperatur, wenn sie am verkehrten Orte steht? Vom Gemeingefühl können wir sogleich den Stab weiter setzen, denn wir haben da nichts anderes erfahren, als „das Selbstgefühl sey die vollkommenste Durchsichtigkeit des organischen Wesens für die absolute Substanz." — Gattung 2. *Sinne.* Cap. 24. Diese werden alle als eine Gattung aufgeführt, und die einzelnen Sinne ohne Namen nur so darunter gestellt, als wenn sie nur Varietäten wären; ja Gefühl, Geschmack und Geruch werden unter einer einzigen Rubrik abgehandelt, als wenn sie nur ein anderer Schlag einer solchen Varietät wären, und doch bezeichnen sie ganze Thierclassen. Die Sinne seyen „alle Blüthen Eines Stammes, und Gewächse Einerley Art, bloss dem Entwickelungsgrade nach verschieden!" Der Vf. hat doch die neue Sinnentheorie treulich und nach Gewohnheit angenommen, nach der ein Sinn nur die höchste Entwickelung eines anatomischen Hauptsystems ist, so das Auge des Nervensystems, das Ohr des Knochensystems, die Nase des Athmungssystems, die Zunge des Verdauungssystems u. s. w., und doch kann er solches behaupten! Freylich, wer nur andere Theorieen annimmt, dem kann man nicht aufbürden, dass er sie auch mit allem anderen verschmelze, und so ein Stück von einem Gusse aus den vielen zusammengetragenen Massen hervorbringe. Ist denn etwa der Nerv auch nur dem Entwickelungsgrade nach von dem Knochen verschieden? Ist der Knochen etwa nur die erdige Lunge? (In unserem Sinne können wir dieses zwar auf eine gewisse Weise behaupten; aber nach des Vfs. Ansichten und nach der Meinung, die er hiemit verbindet, geht dieses nicht an.) Ist die Lunge nur ein Darm? Sind nicht alle diese Systeme specifisch (generisch, ja classifisch) von einander verschieden? Und doch soll der Nervensinn (wie wir ehemals diesen und übereinstimmend die folgenden nach hinreichender Begründung genannt haben, und noch nennen,) nur eine Classe vom Knochensinn, dieser nur eine Art vom Lungensinn u. s. w. seyn! Welche Lehren für unsere Zeiten! Indessen sind die Sinne einzeln lehrreich vorgetragen; natürlich, weil das Einzelne von der Zeit schon viel mehr ausgeschnitzelt ist. Aber eben darum bedürfen wir jetzt eines verbindenden Geistes, dem alle anatomischen Systeme mit ihren Uhrwerken wie durchsichtig und krystallhell vor den Augen stehn und gehn! — Zu den gewöhnlichen Sinnen will Hr. *W.* noch einen ungewöhnlichen erfinden, „einen Totalitätssinn," der, höher als Licht- und Hör-Sinn, kein bestimmtes Organ u. Object habe, und dessen „Affection alles sey, wodurch organische Wesen unter sich in Gemeinschaft sind, und wodurch das Eine die Einwirkung des Anderen empfängt: — eben so das Unnennbare, was die Liebenden vereint, und das Widrige, was der Eine für den Anderen hat; — was offenbar (!) Sinnesgewahrnehmung ist". — Er sey Sinn, κατ' ἐξοχην, sey in allen Sinnen gegenwärtig. Er wache, indess die anderen schlafen, und sey das alleinige Perceptionsorgan des Somnambulen. Er sehe die Witterungsveränderungen voraus, und sey die Ahnung künftiger Begebenheiten. Er richte über Schönheit und Harmonie, sey der Instinct der Thiere, und das Vorgefühl künftiger Gefahren. Durch ihn empfinden die Wassersucher und Wasserfühler die Nähe dieser Gegenstände u. s. w. Wahrlich ein vortrefflicher, ja ein englischer Sinn ohne Leib! Da der Instinct Sinn ist: so wird dem Vf. die Vernunft auch nicht mehr seyn, als Sinn; denn man sagt doch, Gott habe dem Thier Instinct, dafür aber dem Menschen Vernunft gegeben. Doch „dieser Sinn hat seine Amaurosen und seine Verdunkelungen; — und bey denen er erblindet ist, denen ist es eben so eitel von seinen Werken zu erzählen, als dem Blinden von der Farbe". Nun ordnet der Vf., nach *Oken*, die Thiere nach den Sinnen. Da sich, wenn einmal das Ganze gegeben ist, leicht Vorschläge und Verbesserungen anbringen lassen: so finden sich denn auch dergleichen hier. Man wird unwillkührlich an die drey Hauptzangen, an die von *Levret*, *Smellie* und *Karl* erinnert, an deren zwey ersten jede Hand, in die sie gekommen sind, wie natürlich, zu verbessern gefunden; so wird es auch der letztern gehen. — Cap. 25. *Gefühl, Geschmack und Geruch;* leidlich nach den Vorarbeiten. — Cap. 26. *Gehör;* ist zwar mit Fleiss gearbeitet, reicht aber nicht an. Die Be-

schreibung der Theile ist garzu gemein anatomisch, und in den Angaben von den Gehörtheilen der Thiere mussten wir manchmal irre werden. Überdenken wir dieses Capitel noch einmal genau: so ist das Hören gar nicht erklärt; nicht einmal sind die mechanischen, successiven Vorgänge, wie man sie doch aus jeder älteren Physiologie schreiben könnte, erzählt. Auch ist die physikalische Lehre des Schalles, es sind dessen Verschiedenheiten übergangen; und man erfährt nicht, wie und durch welche Mittel denn die Luft auf das Ohr wirkt, und so verschieden wirkt. Denn wer wird sich klug dünken, wenn er gehört hat: „Der Schall ist nicht das Product einer mechanischen Vibration des schallenden Körpers, und der Fortleitung dieser Vibration durch die Luft; — sondern der Schall ist eine dynamische Influenz, wodurch die Dinge ihr Innerstes kund geben". Dergleichen läst sich noch zur Noth in einer Naturphilosophie hören, aber nicht in einer Physiologie. Zu dem Allen kommt noch der Mangel an aller Ordnung. — 27 Cap. *Gesicht.* Wenn ein breiter Strom gelehrtscheinender Worte Vortrag ist, und schielende Parallelen Physiologie sind: so sind es diese 37 Seiten über das Gesicht. Es ist bekannt, dass das Auge nicht Körper, sondern nur Farben sieht; aber Hr. *W.* will es ganz rein haben, und meint, es sähe auch nicht Höhe und Breite, sondern darauf würde nur geschlossen. Sonnen, Planeten und Monde seyen nur durch das Licht mit einander in Gemeinschaft, nicht durch die Schwere. Weil die Iris früher geschlossen sey, und nur vom Lichte durchbrochen werde: so habe sie stetig das Bestreben, das Sehloch wieder zu schliessen. „Hiedurch ist das ganze Problem über die Bewegung der Iris, und über die verschiedenen Formen der Pupille gelöst". Kinderleicht! Die umgebenden Theile des Auges seyen dem äusseren Ohre gleich gebildet. Wenn es auch wahr wäre: so ist es nicht weiter ausgeführt, sondern nur glaublich gesagt. Der Augapfel sey eine konkrete (*concrete*) Darstellung des höchst-potenzirten Gegensatzes zwischen der Nerven- und Gefäss-Bildung in der Unterordnung der letzten unter die erste. Es mag wahr seyn, aber mit welcher Allgemeinheit ist dieser Satz aufgestellt! Ist nur auch eine Ahnung von dem Wesen des Auges darin angedeutet? Wäre ein solches Organ, wenn es nicht noch etwas Anderes wäre, denn wirklich ein Auge? Sicher nicht! Dergleichen Fragen muss sich ein Bücherschreiber vorlegen, wenn er nicht von der Logik bestraft werden will. Wenn Hr. *W.* durchgreifender physiologischer Übersicht und Durchsicht Meister wäre: so würde ihn der Knochenring im Auge der Vögel auf etwas Besseres geleitet haben; aber er meint, es komme blos von der Unvollkommenheit des Auges her, bey welcher die Sclerotica unabhängig und verschieden von der Bildung der (parallelen) Scheidenhaut des Sehnerven sey. Es ist vielleicht so; aber die Unvollkommenheit ist eben der Platz, auf dem die wesentlichen Theile gesondert hervortreten, und wo sie in ihrer Nacktheit zeigen, was sie sind. Die Vollkommenheit schmückt sich mit Kleidern, und dann müsste der Künstler gross seyn, der durch diese hindurch die Gestalten der Glieder eben so klar abzumessen vermöchte. Darum steigen wir bescheiden in der Physiologie vom Menschen zu den Thieren herunter, und sehen da in einzelnen Stücken das menschliche Kunstwerk aus einander gelegt. Nur wer die Sprache der Thiere versteht, weiss die Hieroglyphen des Menschen zu deuten. — Von keinem einzigen System im Auge ist der anatomische Sinn getroffen; mit dem kosmischen allein locken wir keinen Blutstropfen aus der Nase. Welch ein unkräftiges Bannwort ist dieses: „die Chorioidea ist das eigentlich Irdische im Auge, das Antithetische des Lichtes, das allein nicht Klare, dem Lichte nicht Assimilirte!" Auch wenn der Vf. wirklich anatomisch-physiologisch sprechen zu wollen scheint, geschieht es ohne Begründung. Z. B.: „Als Gefässhaut ist sie ganz im Gegensatze gebildet. Ihre äussere Oberfläche zeigt Polarität gegen die innere, und es giebt somit eine Ruischiana: nämlich die Gefässhaut zerfällt überall mehr oder weniger deutlich in zwey Schichten." Wie leer! Wie gerne möchte man erfahren, warum denn nun die Ruischiana gebildet wird, wie ihre Schwärze *physice* nicht *sententiose* entsteht! Dass Hn. *W.* nicht einmal die Mohren dabey einfallen! „Das schwarze Pigment, als die höchste Metamorphose der Gefässhaut des Auges, strebt nur das Licht auszulöschen." Wie? Ohne Zweifel durch einen Windbalg. In folgendem Satze ist uns ausser dem Sprachengemisch auch der Zusammenhang sonderbar vorgekommen: „Indem die Richtung der beiden Sehnerven divergirend ist, und diese von ihrer Vereinigungsstelle nach aussen strahlen: so *trit* der *Nervus opticus* nicht in der Achse, sondern dem einen Augenwinkel näher in den Bulbus ein." Das Ende ist, dass es eben so an einer Erzählung des wirklichen Vorgangs beym Sehen fehlt, wie beym Hören; geschweige dass das Sehen selbst erklärt wäre. Zum Überflusse finden wir die Frage, warum der Mensch mit zwey Augen irgend einen Gegenstand nur Einmal sehe, als eine erklärt, die keinen richtigen Sinn hätte; und doch wenige Zeilen hinterher muss der Vf. anführen, „wenn aber beide Sehaxen sich nicht entsprechen, entsteht allerdings eine doppelte Perception." Allein indem wir danach greifen, ist uns dieses Geständniss unter den Händen entwischt. Keine Sylbe mehr ist von dieser wichtigen und jene unbedachte Äusserung zu Schanden machenden Erscheinung im Buche zu finden.

Gattung 3. 28 Cap. *Seelenverrichtungen.* Was kann davon zu erwarten seyn, wenn es dem ganzen Buche an Logik gebricht! Es wird da von Vorstellen, Urtheilen, Schliessen, von Wahrheit, Güte und Schönheit geurtheilt, etwa so, wie ein mit der Physiologie ganz unbekannter Psycholog dergleichen ansehen kann. Der Vf. fühlt nicht, dass wir Ärzte nicht psychologische oder metaphysische, sondern *physiologische* Erklärungen von Bewusstseyn,

Gedächtniſs u. ſ. w. haben wollen. Oder bildet er ſich ein, es laſſen ſich keine ſolchen geben? Er wird dieſes nicht zugeſtehen, weil er nicht geſtehen möchte, daſs er kein groſser Phyſiolog ſey. Giebt es aber keine ſolche: ſo hätte er davon ſchweigen ſollen; meint er ein ſolcher zu ſeyn: ſo hätte er die Erklärung wenigſtens verſuchen ſollen, damit man überzeugt würde, daſs er der Idee fähig wäre. Es werden ſodann die galliſchen Seelenfähigkeiten oder Neigungen auf einzelne Hirntheile übertragen, aber ohne die geringſte leitende Idee; vielmehr iſt das, was *Gall* doch aus Beobachtungen entlehnt hat, durch lächerliche Gründe entkräftet. Dergleichen ſind: „Wie die Sinnenerkenntniſs in ihrem Übergange zur Verſtandeserkenntniſs Gedächtniſs iſt: ſo liegen zu unterſt, und unmittelbar auf der obern Augenhöhlenplatte die Organe der Gedächtniſſe — So wie jene Gehirntheile ſich in die höhere Stirngegend erheben, werden ſie Abbilder der Potenz des Verſtandes. — So wie die Religion ober aller Erkenntniſs, und überhaupt ober allen menſchlichen Dingen ſteht: ſo iſt auch die höchſte Erhebung der Stirne, und das beſtändige Aufſteigen derſelben bis zur Kranznäthe (*ſic*) Ausdruck der Religioſität." — Wer reibt ſich nicht die Stirn über dieſen läppiſchen Zuſammenhang des Schädels mit derReligion, — „die nur der Kunſt und der dichteriſchen Begeiſterung zugängig iſt"! — „Unter dieſem nach hinten *trit* (*ſic*) die Ruhmbegierde hervor, die, je mehr ſie Eitelkeit wird, deſto mehr auch in die Breite geht u. ſ. f." U. ſ. f.! Bisweilen gelingt das Charakteriſiren dem Vf. wohl, und ſteht ihm auch recht an. Z. B.: „Wer das Weſen der Senſibilität erkannt hat, dem iſt auch der Bau des Gehirns klar. — Wenn es bis zur Lehre vom Gehirn gekommen iſt: dann geht die gewöhnliche Phyſiologie zu Ende; da aber die ganze Phyſiologie nur *Ein* Problem hat, und dieſs gerade die Lehre von den Verrichtungen des Gehirns iſt: ſo hat ſie eigentlich, da ſie mit *Scheue* (*ſic*) vor dieſem zurücktritt, gar nicht angefangen." Allerdings hat es Hr. *W.* beſſer gemacht; Er hat angefangen, und nicht mit dem Hirne geendet, ſondern mit der Zeugung und dem Tode. — Cap. 29. *Schlaf*, *Wachen*, *thieriſcher Magnetismus*. Enthält nichts Phyſiologiſches.

Zweyte Claſſe der Lebensfunctionen, *der Gattung*, 30 Cap. *Zeugung*. Das Bekannte; darum giebt er auch das Irrige, wie das Richtige. Z. B. daſs der Polyp männlich, und das Männliche das Uranfängliche ſey u. ſ. w. Keine eigentliche Theorie der Menſtruation. — Cap. 31. *Schwangerſchaft*; — *Phyſiologie des Fötus*. Schade, daſs es Hn. *W.* an Kenntniſs der Anatomie der foetalen Organe fehlt. Dieſes Cap. wimmelt von Unrichtigkeiten, falſchen Anſichten, ſchwachen Hypotheſen, und einbilderiſchen Abſprechungen: weil er lieber Ausländern als Landsleuten die Ehre abtreten will. Rec. hat ſchon ſo oft über die falſche Anſicht, welche über die *Decidua* herrſcht, geſprochen, daſs er hier kein Wort darüber verlieren will. Wenn auch die Sache anatomiſch nicht entſchieden wäre: ſo ſollte man doch phyſiologiſch den Unſinn fühlen, daſs man eine bare *Entzündungshaut* in der Entwickelungsgeſchichte der Thiere geſtattet. Noch wunderlicher iſt es aber, zu wähnen, es durchbohrten die Gefäſse der *Decidua* das Chorion und Amnion um den *Liquor amnii* abzuſondern. Dergleichen Schwachheiten verdienen keine Würdigung. Wenn aber Hr. *W.* §. 641 ſich ſo vernehmen läſst: „Anfangs ſchwebt der Embryo noch wie ein Wölkchen in dem Fruchtwaſſer": wie, ſollen wir glauben, daſs es in einem phyſiologiſchen Kopfe ausſehe, worin ſolche Vorſtellungen, und folgende, ihren Spuk treiben: „So lange die Placenta nur aus verlängerten Filamenten und Flocken der hunterſchen Haut (*Decidua*) beſteht: gelanget mittelſt jener Gefäſsflocken entſchieden eine von den Gefäſsflocken des Fruchthälters abgeſonderte chyloſe Flüſſigkeit zu dem Embryo. Die Venen des Nabelſtranges, welche ſich früher, als die Arterien, zeigen, ſind urſprünglich einſaugende Gefäſse; und erſt nachdem die Arterien ſich gebildet haben, entſteht das Capillargefäſsſyſtem, welches die Endigungen von beiden in ſich aufnimmt, und ſo das Gefäſsſyſtem als eine in ſich wiederkehrende Totalität ſchlieſst". Schrecklich, wenn in unſeren beſſeren Lehrbüchern ſolches Zeug ſteht! — Aber ſo haben es Ausländer hingeſudelt! Wie ſollen wir es endlich nennen, wenn Hr. *W.* ſchreibt: „Durch den Urachus wird die Flüſſigkeit dem Embryo zugeleitet; bey dem Menſchen ſchlieſst ſich dieſer, ſobald das im Nabelbläschen (!) enthaltene conſumirt iſt". Wie ſollen wir es nennen? Cap. 32. *Geburt*, *Wochenbett*, *Lactation*. Letztes Capitel. *Von dem Tode und von der Fäulniſs*.

Wir urtheilen wiederholt, wie beym erſten Theile. Das Werk iſt für dieſe Zeit das brauchbarſte Lehrbuch, weil es Alles zuſammengetragen hat, was beſonders in der neueren Zeit Vortreffliches über die Phyſiologie erſchienen iſt. *Prochaskas*, *Autenrieths*, *Döllingers* und *Görres* Lehrbücher gehen ihm zwar weit vor in ſelbſtſtändigem Schaffen, ſcharfſinnigen Anſichten, reichhaltigen Kenntniſſen und feſter Begründung: aber in Manchem iſt die Zeit fortgerückt, die Entdeckungen haben ſich vorzüglich ſeit wenigen Jahren ſehr fruchtbar gezeigt; auch fehlt manchem Werke, welches ein eigenthümliches Product iſt, die Vollſtändigkeit der Compilation und die Anordnung, welches in einem ſolchen Lehrbuche unerläſsliche Eigenſchaften ſind. Wir freuen uns daher auf neue Auflagen der genannten Werke. — Zu wünſchen wäre dem Vf. geweſen, daſs er noch mehrere Jahre gewartet, und über jedes einzelne Capitel die Hauptwerke geleſen hätte; denn aus anderen Lehrbüchern ein neues zuſammenzuſetzen, iſt keine dringende und empfehlende Arbeit. Da es aber einmal geſchehen iſt: ſo wäre der zweyte Wunſch, Hr. *W.* hätte die philoſophiſche Sprache nicht gelernt, damit er phyſiologiſche Erklärungen im zweyten Theile gegeben hätte. Doch auch dieſes iſt geſchehen; und es bleibt jetzt nur noch zu wünſchen übrig, daſs er wenigſtens nebenher ſich nach der Richtigkeit der Sprache umgeſehen haben möchte.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 APRIL, 1811.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension
von
Prochaska's, Walthers, Bartels, Burdachs, Barthes und Richerand Physiologieen.

Die Schriften von *Bartels* und *Burdach* (No. 3 und 4) sind gerade Gegenstücke von einander. Die erste ist ganz räsonnirend, die zweyte erzählend; jene ist kurz abgeschnitten, diese lang gezogen; jene lückenvoll, diese vollgepfropft; jene ist Physiologie, mit seltenen anatomischen Bemerkungen, diese ist höhere Anatomie mit seltenen physiologischen Bemerkungen; jene hat manche eigenthümliche Ansicht, diese wohl kaum einige; dagegen ist die von *Ba.* sehr häufig unklar, die von *Bu.* die Klarheit selbst; die von *Ba.* ist nur ein Freycorps ohne Ordnung entstanden, die von *Bu.* steht steif nach einem taktischen Commandostab; die von *Ba.* rückt wankend, in allerley Gebüsch und in dem verschiedensten Felde vor, die von *Bu.* marschirt in vorgetrommelten Schritten und auf einer gekehrten Baustrasse.

Hr. *Bartels* hat offenbar über den Geist seiner Arbeit, über den Charakter eines Lehrbuchs am reifsten nachgedacht: dieses geht nicht bloss aus den Äusserungen der Vorrede, sondern aus der Ausführung der Schrift selbst hervor; aber es geht auch zugleich hervor, was nicht seyn sollte, dass er die Physiologie des menschlichen Körpers ungleich besser mündlich als schriftlich vorträgt, nicht etwa wegen der vielen kurzen Andeutungen mancher Theorieen und Nebenfolgerungen, die hier nur in Anmerkungen gegeben sind, — diese sind absichtlich so und im Ganzen eher lobens- als tadelnswerth, — sondern wegen der zahllosen Andeutungen, welche im Buche nicht gegeben sind. Gewiss! eine vollständige Physiologie des menschlichen Körpers, wie ihrer ein Arzt bedarf, enthalten diese Blätter nicht. In einem Lehrbuche muss, wo möglich, wenigstens an alles erinnert werden, wenn auch nicht alles erörtert werden kann. Diese Anfoderung machen wir auch an Hn. *Burdach*, und wir dürfen sie mit Recht machen. Nachdem einmal so vollständige und vortreffliche Werke, wie von *Prochaska*, *Autenrieth* und *Döllinger* existiren, von *Hallers* Bibel nicht zu reden, muss man keine Physiologie mehr drucken lassen, wie diese sind. Zurück muss man im Ganzen nicht gehen, wenn man auch im Einzelnen etwas vorwärts kriecht. Bey *Ba.* ist allerdings manches Räsonnement neu, und manche Zusammenstellung, bey *Bu.* allerdings die Anordnung; aber wie sollen wir dergleichen preisen, wenn das Ganze um zehn Jahre zurück steht! Hat doch Hr. *Walther* alles sammeln können, was bis zu seiner Zeit ihm gegeben war: warum denn Andere nicht, die nach ihm schrieben? Gewiss hat Hr. *Bartels* Recht, gedrängte Kürze, verbunden mit einer, nichts Wichtiges unberührt lassenden Vollständigkeit, möglichste Deutlichkeit, mit Vermeidung des bloss Oberflächlichen, und vorurtheilsfreye Consequenz, sowohl des Inhalts als der Eintheilung, für die vornehmsten Erfodernisse eines Lehrbuchs zu halten; aber es ist ihm doch offenbar keines ganz, nicht einmal das Erste gelungen: denn die Kürze besteht nicht in wenigen Blättern oder wenigen Lehrsätzen, sondern in dem Weglassen alles bloss ein- und ausleitenden Geschwätzes, welches in der mündlichen Unterhaltung so wohl steht, und wegen des Eingreifens oft so nöthig ist. Es ist nicht zu leugnen, dass der Vf. in seinem Räsonniren viel zu weitläuftig, oft wiederholend und nicht selten untief geworden ist. Fremdartiges fällt ihm auch in jedem Paragraphen ein; und seine Construction hat einen Fehler, den wir ihm noch nicht deutlich erklären können. Während man ihn liest, verliert sich die Aufmerksamkeit so, dass man fortliest, ohne beym Schlusse zu wissen, dass, und was man gelesen hat. Bey hundert Paragraphen haben wir wieder von Neuem anfangen, und so zu sagen, den Kopf zwischen die Hände nehmen müssen, um alles fremde Seitenlicht abzuhalten, damit wir gehörig gesammelt blieben und die vorige Zeile nicht vergassen, während wir die untere lasen. Es scheint vieles an dem Fremdartigen, welches der Vf. einmischt, zu liegen; ein anderer Theil liegt an der durchaus fehlerhaften Zeichengebung, wodurch zusammenhangende Sätze zerrissen werden; und dann wohl auch an der Angabe von Gründen, die schwach sind; an der Angabe von Analogieen, die hergezogen sind, und endlich an dem Übertragen eines Resultates auf einen anderen Gegenstand, ohne dass die Mittelglieder angegeben wären, oder dass auch sie deutlich in die Augen sprängen.

Die Anordnung des Buchs ist folgende: Einleitung; dann im ersten Abschnitt *Seelenthätigkeit*, wobey sogleich die Sinne vorkommen; darauf im

zweyten Abschnitt *Bewegungsthätigkeit*, worin Muskel-, Gefäss-, Respirations-Bewegung, und Stimme mit Sprache abgehandelt sind. Im dritten Abschnitt die *Ernährungsthätigkeit*, Verdauung, Einsaugung, Athmen, Ernährung, Temperatur. Im vierten die *Fortpflanzungsthätigkeit*, im fünften die *Entwickelung* des Menschen. Hr. *B.* entschuldigt es, dass er die ungewöhnliche Ordnung befolgte, die Lehre von der Seelen- und Nerven-Thätigkeit voranzustellen, den anderen Lehrern es freystellend, sich von den Vorzügen dieser Methode durch Erfahrung zu überzeugen, und alsdann einzusehen, wie viel die anderen Abschnitte verlieren, wenn jener nicht vor, sondern hinter ihnen abgehandelt wird. Hr. *B.* folgt also *Prochaska*. Es ist allerdings nicht nur schwierig, sondern wenn man ganz streng seyn will, unmöglich, die unteren Processe, z. B. Verdauen, Athmen etc., zu erläutern, ohne sich vom Nervensystem aushelfen zu lassen; und die Nerventhätigkeit muss ohne Widerrede vorausgeschickt werden. Allein es ist eben so gewiss, und wohl noch gewisser, dass die Sinnesfunctionen schlechterdings nicht darstellbar sind, ohne die vorausgeschickten unteren Processe; denn wir haben es hinlänglich bewiesen — *die Sinne sind nur die in das Nervensystem heraufgebildeten unteren Systeme.* Wie kann man also von der Blume reden, ehe man vom Blatte gesprochen hat? Daher kommt es, dass der Vf. nirgends den wahren Sinn der Sinne dargestellt hat. Jeder steht ihm so ziemlich auf verlorner Schildwache, dass sie sich höchstens durch Nothschüsse mit einander in Beziehung setzen können. Der Vf. hat es versehen, dass er nicht bloss bey der *allgemeinen* Sensibilität stehen geblieben ist. Es muss alles *Allgemeine* in der Physiologie vor dem Einzelnen abgethan werden, sonst kommt der Lehrer nicht aus dem Gewinde von Cirkeln. Aber welches das Allgemeinste ist, ist nicht so leicht auszumitteln. Gewiss hilft die genetische Darstellung am besten aus. Der Vf. glaubt ferner, es sey besser, dass er das Allgemeine vertheilt, und das Betreffende vor jedes Capitel gesetzt hat; allein dieses giebt eben die Schwierigkeit. Besonderes vorauszuschicken und wieder Allgemeines nachfolgen zu lassen, kann keinen Guss geben. Dagegen ist es höchlich zu loben, dass der Vf. es deutlich ausspricht, welches der Charakter der Physiologie ist: „Ich gestehe frey, dass ich die Physiologie, wenn sie nicht theoretisch seyn soll, für nichts achte; und dass ich Ideen, welche der ächten Erfahrung nur nicht zu widersprechen schienen, gerne annahm, gleichviel von Wem sie kamen.“ Eine musterhafte Gerechtigkeit übt der Vf. gegen die Schriftsteller aus, die zu bewundern ist, und welche vorzüglich gegen die vorigen und letzten Werke absticht. Jeden Schriftsteller hat er bey der betreffenden Stelle angeführt. Etwas bunt wird freylich dadurch das Blatt; meistens sind aber nur Stellen aus anderen Lehrbüchern angeführt, was manchmal angehen mag, wenn die Stellen ganz eigenthümlich sind; sonst aber geziemt es, die Quellen und Schriften, welche besondere Gegenstände abhandeln, dem Zuhörer und Leser zu nennen. Dass sie in anderen Lehrbüchern das Meiste von den Citaten finden, fällt wohl Jedem von selbst ein.

Im 1 und 2 Cap. der Einleitung über das *Verhältniss der Physiologie* zu anderen Wissenschaften, kurz und gut, aber nur historisch, nicht entwickelnd. Im dritten vom *Unterschiede der organischen* (wachsthümlichen) *Körper.* (Das Wort *wachsthümlich* scheint uns wider die Analogie gebildet. Man kann nicht wohl sagen — reichthümlich, irrthümlich; eigenthümlich hat einen anderen Sinn. Es würde besser *wüchsig* heissen.) Um ein Beyspiel von des Vfs. Verfahrungsart in der Darstellung zu geben, setzen wir einen kurzen Paragraphen her.

„§. 10. Da die Natur durchgängig organisch und lebendig ist, so darf man mit diesen Ausdrücken weder einen einzelnen Körper, noch selbst eine ganze Classe von Körpern, ausschliesslich bezeichnen. Vielmehr ist jedes selbstständige Ganze in der Natur ein lebender Organismus.

Leben = eigenthümliche (aus innerer Anlage nothwendig hervorgehende) Thätigkeit.

Organismus = in sich begründeter Kräfteverein.

Organisation = in sich beschlossener (und vom Organismus unzertrennlicher) Materienverein.

Absolute Selbstständigkeit der Natur als Universum und relative der einzelnen Organismen.“

Wir benutzen zugleich dieses Beyspiel, um unser Urtheil zu begründen. Dass die Beystriche zu sehr gehäuft sind, sieht Jeder; dass die beygegebenen Sätze nicht erörtert, sondern dem Vortrage überlassen sind, ist sehr gut, weil das Buch wohlfeiler ist, und weil die Aufmerksamkeit des Zuhörers mehr in Anspruch genommen wird. Über die Lehre müssen wir aber etwas sagen. Der häufig von manchen Naturphilosophen ausgesprochene Satz: die ganze Natur sey organisch und lebendig, hat zu vielen Missbräuchen Anlass gegeben, so wie die ehemalige Unbesonnenheit, alle chemischen Analysen von organischen Körpern zu verwerfen, weil diese erst entständen. Alles ist freylich organisch und lebendig, und jener Alte durfte ohne grosse Allegorie die Erde ein *grosses Thier* nennen; allein daraus darf wahrlich nicht folgen, dass Thiere von der Erde nicht verschieden seyen, und zwar gerade durch das Leben. Organisch nannten wir nur das als ganzer Planet dargestellte Erdstück, aus einem sehr triftigen Grunde, welcher die Individualität ist. Der Planet ist nicht so lebendig, wie es ein Planetenstück seyn kann, und wir behalten billig die bisherigen Benennungen *unorganisch* oder *organisch* bey. Es ist ein Unglück, dass naturphilosophischrichtige, hingeworfene Sätze so häufig an die unrechte Stelle gesetzt werden. Der oben gegebene Begriff des Lebens, des Organismus und der Organisation sind für die Physiologie ganz unfruchtbar. Es ist dadurch nicht mehr eine thierische Eigenschaft bezeichnet als eine luftige oder wässerige. Was soll das sagen: Leben = eigenthümliche Thätigkeit? Dieses ist eben so gut der Tod. Wir müssen mehr bey dem gesunden Sinne, den die Alten ge-

ben, bleiben: und dennoch können wir die Physiologie ganz neu schaffen. Wenn es der Verkehrung der Worte bedarf: so ist es wenig was wir Neues geben. 4 Cap. *Unterschied der menschlichen O. von der der Säugthiere.* 5 Cap. *Bau und Mischung* des menschlichen Körpers; in gewöhnlicher Manier, viel unvollständiger als *W.* und *Bu.* 6 Cap. *Menschliche Lebensthätigkeit*, wobey von Erregbarkeit, Reizbarkeit vorkommt, ziemlich formal; „die Grundlage der Lebensthätigkeit des menschlichen Individuums, wie überhaupt jeder Lebensthätigkeit, ist eigenthümliche, und in sich selbst zweckmäfsige, Materienbildung." Wir möchten doch wissen, welche Materienbildung nicht eigenthümlich und in sich selbst zweckmäfsig sey. Vor nichts mufs man sich in untergeordneten Wissenschaften mehr hüten, als vor Gemeinsätzen. Je strenger die *Unterschiede* gefafst werden, desto vollkommener ist die Lehre; ja wir nehmen keinen Anstand, zu behaupten, dafs alle Vollkommenheit in dem Unterscheiden, in dem Abgrenzen besteht. Je schärfere Grenzen ein Ding hat: desto selbstständiger, eigenthümlicher, individualer ist es, und mithin desto vollkommener. „Schon früher, als die (bildende) Lebensthätigkeit in vorstellende übergeht, äufsert sie sich als *bewegende* (der eigenen Materie abwechselnde Richtungen gebende) Thätigkeit; und als solche heifst sie Irritabilität." Hiemit ist das Wesen der Irritabilität keineswegs berührt. Die Darstellung ist nur historisch. So kommt Hr. *B.* auch auf die Sensibilität, von der er jedoch die neue Bestimmung giebt, sie sey das Eingreifen des animalischen Lebens ins vegetabilische. Dieser Satz ist der Uberlegung werth. Über Wachsen, Reproduciren, Regeneriren, Assimiliren, Nahrungsmittel etc. kommen noch einige kurze §§ vor.

Erster Abschnitt. *Seelenthätigkeit.* 1 Cap. *Von den Arten und Stufen und den Organen der Seele im Allgemeinen* Seele ist Hn. *B.* „dasselbe Princip des Bildungstriebes, in so weit es nicht Materie, sondern Vorstellungen, bildet." Wenn vorher oder irgendwo gesagt wäre, was Vorstellungen *physiologisch* sind: so könnte man mit diesem Begriffe zufrieden seyn; wenigstens hat er eine physiologische Form, aus der ersichtlich ist, dafs der Vf. nicht psychologisch oder naturphilosophisch, sondern so, wie es sich für den Arzt geziemt, die Seele charakterisiren will. Auch das Übrige ist interessant gearbeitet. Wir können hier nur anführen, dafs Hr. *B.* die Nervenaction dem galvanischen Processe gleichsetzt, welches ohne Zweifel die bessere Meinung ist, die auch in diesem Buche auf eine Art ausgebildet worden, die Hn. *B.* als Verdienst angerechnet werden mufs. 2 Cap. *Empfindungsthätigkeit insbesondere.* Das angehängte *Thätigkeit* könnte überall wegbleiben, fällt aber besonders hier beym Empfinden, einem Leiden, sehr auf. Dafs auch das Empfinden Thätigkeit und kein Leiden im strengsten Sinne ist, wissen wir wohl. Es giebt aber kein Leiden. Die Wortängstlichkeit ist demnach am unrechten Orte. 1) *Getast* und der allgemeine Hautsinn, 2) *Gesicht*, 3) *Geschmack*, 4) *Geruch*, 5) *Gehör* — sind nicht mit gehörigem Ernste bearbeitet. Eigentlich Neues ist höchst sparsam, und wenn auch, so ist es untergeordnet der Hauptansicht der Sinne, welche physiologisch ganz verfehlt ist. Wie gesagt, sie stehen ganz vereinzelt von dem übrigen Leibe, als wären sie nur ein Streiftrupp; und doch ist für die Theorie der Sinne in der neuesten Zeit so viel, viel mehr gethan, als in diesem Buche steht. Es thut uns um so mehr Leid, da der Vf. den Punct erkannt hat, auf den es ankommt. „Das Schwierigste und bis jetzt am Wenigsten Beachtete (! ist nicht wahr) in dieser Lehre, sind die inneren und wesentlichen Verhältnisse der einzelnen Sinne zum ganzen Organismus. Und doch ist es, ohne diese zu kennen, unmöglich, etwas Gründliches und eigentlich Physiologisches über die Sinne zu sagen." Auch hat Hr. *B.* wirklich nach diesem Ziele gestrebt, allein er hatte nicht Kraft genug, die Last bis hinauf zu wälzen. Es thut uns hiebey auch Leid, dafs wir zu einem Irrthum beygetragen haben, indem der Vf. nach unserer Theorie der Sinne und Thierclassification fälschlich annimmt, dafs die Fische das energischste Geruchsorgan hätten, und dieses ihm leider eine Stütze für seine Ansicht von der Bedeutung dieses Sinnes giebt, indem er ihn aus der Hirnfunction hervorgehen läfst. Indessen sind in diesem Abschnitte manche Bemerkungen für den mündlichen Vortrag angedeutet, die man anderwärts nicht findet, und welche den Vortrag lehrreich machen müssen. 3 Cap. *Wachen und Schlaf*, ist ungleich besser behandelt, als bey Hn. *Burdach*, auch besser, als bey Hn. *W.*; doch ist der Mesmerismus hier weniger gelungen. Überall haben wir zu viel über das blofs Erzählende zu klagen.

Zweyter Abschn. *Bewegungsthätigkeit.* 1 Cap. *Im Allgemeinen*, enthält ein verständiges, überlegtes Räsonnement über die Gründe, die Factoren, die Organe der Bewegung. Aber auch hier ist dem Vf. das Besondere in die Quere gekommen. Wenn einmal Nerven nöthig sind, um die Bewegung zu erklären: so müht man sich vergeblich ab, wenn nicht die Theorie des Kreislaufs vorausgeschickt ist. Die Bewegsamkeit läfst sich im Organischen begreifen ohne alle Nerven und Gefäfse, und wehe dem Physiologen, der keine andere kennt! Für ihn giebt es keine Pflanzen und keine Phytozoen, keine Infusorien und kaum einige Eingeweidewürmer, die organisch sind. Die Bewegsamkeit besteht schlechterdings nicht in den Muskeln, Nerven und Gefäfsen, sondern nur die *ausgebildetere* Bewegsamkeit, die also nur eine Abänderung der Urbewegsamkeit ist. Beym Menschen tritt uns sogleich diese ausgebildetere Bewegsamkeit mit *zerfallenen* Factoren entgegen, und wir sind verloren, wenn wir danach unsere Theorie entwerfen wollen. Darum ist es eitler Wahn, zu glauben, es gäbe eine menschliche Physiologie. Es giebt blofs eine Physiologie des Organischen, wovon jene nur ein Theil ist. Will man diesen Theil für sich vortragen: so müssen die anderen Theile schon

anderwärts, etwa in der Naturgeschichte, der Botanik, der vergleichenden Anatomie gehört worden seyn, sonst wird der Arzt ein Halbwisser oder vielmehr ein gefährlicher Endwisser ohne Anfang oder Grundlage, ein Thurm auf der Spitze. 2 Cap. *Bewegung der Muskeln* (und der Knochen), reicht nicht hin. 3 Cap. *Bewegung der Gefäſse* (und insbesondere vom Blutumlaufe). Es sind hier alle Kanäle, Darm, Luftröhre, Blutgefäſse etc. aufgeführt. Die Genesis vermissen wir, wie bey Hn. *Walther* und allen Anderen. Daſs der Grund von der Herzbewegung nicht in dem durchströmenden Blute allein zu suchen sey, ist wahr behauptet; indessen wissen wir doch nicht, welches die Ursach der Herzbewegung ist, indem uns der Satz: „daſs von dem beständigen Einströmen des Blutes in seine Höhlen wenigstens die beständige Fortdauer der Bewegung des Herzens abhängt; während das Blut in seinen Kranzgefäſsen sich nur so zu ihm verhält, wie das Blut der, ihnen eigenen, Gefäſse zu anderen Muskeln," — irre gemacht hat. Es ist übrigens ein unglücklicher Fehlgriff, den wir schon bey Hn. *W.* gerügt haben, den Blutlauf vor dem Athmungsproceſs erklären zu wollen. Wer sich einbildet, daſs das Herz das Blut in den Leib treibe, wie eine Feuerspritze das Wasser auf den Brand, dem ist das physiologische Siegel noch nicht gebrochen. 4 Cap. *Bewegung der Respirationsorgane, Stimme, Sprache, Husten, Niessen* etc. Über die Stimme manche gute Bemerkung, z. B. „die Stimmerzeugung ist eine Muskelbewegung, und der Kehlkopf ein gleichsam durch eigenthümliche Muskeln bewegtes, kleines Skelet." Im Ganzen aber weniger vollständig, als bey Hn. *Bu.* Husten, Niessen etc. sind nach altem Schlage, so wie wir es bey Hn. *Bu.* darlegen werden.

Dritter Abschnitt. *Ernährungsthätigkeit* des menschlichen Individuums. 1 Cap. *Im Allgemeinen.* Es werden unter diesem Namen, auſser der eigentlichen Ernährung, die Verdauung, Assimilation, Einsaugung und Ausscheidung begriffen; wie uns dünkt, mit Recht. Der Nährvorgang besteht in einem bloſsen Einnehmen und Ausgeben. Die Ansichten über diese Processe sind geläutert, wären sie nur auch abgeleitet. 2 Cap. *Aufnahme der Nahrungsmittel,* wobey von diesen Mitteln unbedeutend, vom Appetit, Hunger und Durst gut, eben so vom Kauen und Schlingen geredet wird; doch ohne Ahnung von der Bedeutung des Speichels, wie bey *W.* und allen folgenden. 3 Cap. *Verdauung,* und zwar 1) Bereitung des Speisebreys, 2) des Speisesaftes durch die Galle, 3) Bereitung und Austreibung des Kothes, lehrreich und befriedigend. 4 Cap. *Einsaugung und Blutbereitung,* abgetheilt in 1) Bereitung der Lymphe, 2) Verwandlung der Lymphe in Blut, 3) Verwandlung des Venenbluts in Arterienblut (Athmen), 4) Verwandlung des Arterienbluts in Venenblut in den Haargefäſsen. Gewiſs Alles nach den neuesten Entdeckungen und mit mancher eigenthümlichen Ansicht. Die letzte Abtheilung aber scheint uns nicht richtig zu seyn, daſs nämlich die Verwandlung des Arterienbluts in Venenblut ein selbstständiger Proceſs sey, unabhängig von der Reproduction. 5 Cap. *Bildung des Starren, Ernährung.* Ist viel zu weitläuftig in Bezug auf das Reale, was darin gegeben wird; übrigens ist alles berührt, was vorzüglich von der Ernährung der einzelnen Systeme gilt. Doch hat diese Lehre schon sehr tüchtige Vorgänger. 6 Cap. *Ausdünstung und Säftebereitung.* Hautausdünstung gut; Harnausscheidung ohne besonderen Werth; Secretion und Excretion unbedeutend. 7 Cap. *Wärme-Entwickelung* und Wärmebestimmung, manches Gute.

Vierter Abschnitt. *Fortpflanzungsthätigkeit.* 1 Cap. *Überhaupt;* ganz schlicht. 2 Cap. *Begattung und Empfängniſs,* enthält nichts Hervorspringendes, doch auch nichts besonders Unrichtiges, wenn man Einiges, z. B. die Caduca, die anfängliche Einsaugung des Milchsaftes an der Wand der Gebärmutter durch Nabelgefäſse ausnimmt. 3 Cap. *Schwangerschaft.* 4 Cap. *Geburt* und ihre Folgen im mütterlichen Körper, Milchabsonderung. Der Grund der Geburt ist nicht angegeben; die Reife der Frucht erklärt nichts. Wenn der Apfel reif ist: so fällt er freylich ab. Von den Lochien keine Idee, und doch ist diese so deutlich.

Fünfter Abschnitt. *Entwickelung des Menschen.* 1 Cap. Im Allgemeinen: Wachsen, Temperamente, alles höchst unbedeutend. Ob das Temperament auch hieher gehört? 2 Cap. Der Mensch vor der Geburt: gröſstentheils unrichtig. 3 Cap. Der Mensch im Kindesalter: ganz unvollständig. 4 Cap. Der Mensch im Jünglingsalter und auf dem Gipfel des Lebens: ist besser. 5 Cap. Der Mensch in der Abnahme des Lebens und im Tode: zu kurz.

Zum Schlusse müssen wir bezeugen, daſs das Buch im physiologischen Geiste gefaſst ist, daſs es bey einer neuen Auflage, wenn der Vf. sich mehr des bloſsen Räsonnements entschlägt, wenn er vollständiger wird, und hauptsächlich auf eine strengere Redesetzung achtet, ein empfehlenswerthes Lehrbuch werden kann; besonders da sich Hr. *B.* strenger an seinen Gegenstand und an sein Geistesgebiet zu halten versteht, als Hr. *W.*

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

BESONDERE ABDRÜCKE UND FORTSETZUNGEN.

Weimar, in Comm. beym Landes-Industrie-Comptoir: *Du Papier monnoie, et des moyens de le supprimer. Par J. C. L. Simonde de Sismondi.* 1810. 66 S. 8. (Aus der Zeitschrift, *Pallas,* Jahrg. 1810. 1 Stück besonders abgedruckt.) (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 294.)

Bamberg u. *Würzburg,* b. Göbhardt: *Theologische Zeitschrift in Verbindung mit einer Gesellschaft Gelehrter herausgegeben* von D. *Joh. Joseph Batz,* Pfarrer zu Bühl. II Bandes 4—6 Heft. 1810. S. 267—536. III Bandes 1—3 Heft. 1810. 282 S. 8. (2 Rthlr.) (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 202.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 APRIL, 1811.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension

von

Prochaska's, Walthers, Bartels, Burdachs, Barthez und Richerand Physiologieen.

Bey keinem Werke ist uns ein allgemeines Urtheil so schwer geworden, wie bey dem *burdachischen* (No. 4). Wir wissen nicht recht, was daran zu tadeln ist, und doch will sich das Lobenswerthe auch nicht deutlich zeigen. Es ist eine schlichte, ruhige, fleissige, verständige Darstellung der Physiologie mit eigenthümlicher Anordnung und manchen eingestreuten interessanten Bemerkungen. Sollen wir es noch strenger charakterisiren: so können wir sagen, es sey eigentlich eine höhere Anatomie in *bichatischer* Manier mit vorausgeschickten allgemeinen Sätzen aus der Erregungstheorie und mit in den Text gemengten Sätzen der neueren Naturphilosophie. Der Vf. hat die Physiologie mehr logisch als physiologisch abgetheilt, ja zu logisch, denn es ist verwirrend, die Theilungsglieder bis in jeden Paragraphen herunterzuführen, besonders wenn sie so einförmig und schleppend wie hier sind, wo bald auf jeder Seite zu lesen steht: a) mechanisches, b) chemisches, c) dynamisches — Verhältniss; und doch jenes nichts weiter bedeutet, als die allergewöhnlichste Anatomie, ohne eine Spur von innerer Bedeutung, das andere nichts, als die chemische Analyse der Bestandtheile, und das dritte die Verrichtung. Der Hauptfehler des Buchs aber besteht darin, dass es beynah nichts als Anatomie ist. Wozu soll der Zuhörer in der Physiologie die Zeit mit Anatomie noch einmal verderben? Denn zu Vorlesungen ist das Buch doch bestimmt. Wozu soll der Arzt das Geld noch einmal für eine allerdings raisonnirende Anatomie, aber doch Anatomie, ausgeben? Wir haben ja treffliche anatomische Bücher genug, auf welche wir in unseren Physiologieen verweisen können. — Auch finden wir, dass die Materien nicht gehörig durchgearbeitet sind; sie sind nur nach einander hingelegt, wohl an den passenden Ort, aber was fruchtet es, wenn das innere Bindungsmittel fehlt? Endlich hat der Vf. die Materie in zu viele Worte gehüllt, zu jedem Satze eine Einleitung und eine Nachrede gegeben, wodurch das Buch ohne Nutzen angeschwollen ist. — Dagegen gereicht die allgemeine Anordnung, und besonders die Ordnung, welche im Texte herrscht, und die wir bey Hn. *W.* so sehr vermissten, dem Buche zur Zierde, so wie die Reinheit der einfachen Sprache und die ziemlich richtige Zeichengebung. Brauchbar wird ferner das Buch dadurch, dass die chemischen Analysen nicht bloss im Allgemeinen, sondern die Bestandtheile einzeln, und überall gleichförmig aufgezeichnet worden, dass die Verrichtungen in gehöriger Folge, deutlich, ohne bombastische Unterbrechungen erzählt, und so vorzüglich dem Chirurgen erspriesslich sind. Gut ist es, wenn diesem die tiefen Einsichten in die physiologischen Vorgänge fremd sind; er wird dadurch vor Dünkel bewahrt, und läuft nicht Gefahr, lächerlich zu werden. Die verständigen Chirurgen sind es daher, denen wir dieses Buch aus voller Überzeugung empfehlen.

Es zerfällt in den ersten Theil: Allgemeine Naturlehre; den zweyten: Allgemeine Naturlehre des menschlichen Organismus; den dritten: Specielle Naturlehre des menschlichen Organismus.

Zuerst eine höchst ausführliche Inhaltsanzeige, die einem solchen Buche sehr vortheilhaft ist, und von unseren trägeren Schriftstellern nachgeahmt zu werden verdient. Ein Register ist die Sprache des sonst stummen Buches. Hier jedoch bringt diese Inhaltsanzeige dem Vf. den Nachtheil, dass einem die endlose Zersplitterung der Materien zu deutlich in die Augen fällt. Darauf folgt die Einleitung, worin der Begriff der Naturlehre überhaupt und des menschlichen Organismus insbesondere angegeben wird, in einer redseligen Sprache, so wie im ganzen Buche. Was soll z. B. folgende Dehnung leisten als Begriff der Naturlehre des menschlichen Organismus? „Die Naturlehre des menschlichen Organismus stellt die an dem Menschen aufzufassenden, ursprünglichen und allgemeinen Erscheinungen dar, wie sie in einander greifen, und ein organisches Ganzes constituiren, wie sie dem Sinn sich offenbaren, und in sich, so wie in höheren Principien gegründet sind." Sehr schlicht klingt dieses, und auch verständlich scheint es. Wer glaubt nicht wirklich zu haben, und aufs Klarste zu verstehen, was er will — und doch, betrachtet er die Rede genau: so entwischt ihm alles Wissen aus den Händen. Diese Definition kann *mutandis mutatis* auf jede beliebige Wissenschaft passen, da sie bloss logisch ist. Die Logik soll uns nur leiten, in der Physiologie mit Methode zu verfahren, nicht aber selbst als einzelne Brocken sich einmischen. Solche allgemeine, aber auch blosse

Nominal-Definitionen laufen durch das ganze Werk. Hatten wir bey Hn. *W.* über leere naturphilosophische Formeln uns zu beschweren: so müssen wir es hier über logische. Dem Verhältniss der Physiologie zu anderen Disciplinen fehlt es an Heraushebung des Bandes, das nothwendig ist, da es an der inneren Charakterisirung der Wissenschaften fehlt, wodurch man allein, wie der Vf., auf die saft- und kraftlose Zersplitterung in zahllose Wissenschaften verfallen kann.—Warum gleich §. 4 die Hypothesen über die Lebenskraft vorkommen, ist nicht einzusehen. Die Geschichte und Literatur ist so nachlässig angegeben, dass sie besser unberührt geblieben wäre. Es entschuldigt nicht, dass der Vf. dergleichen in besonderen Werken liefern kann. Die hier genannten Bücher sind ebenfalls nur allgemeine Lehrbücher der Physiologie. Vernünftig ist es, die Quellen und nicht die Behälter dem, der weiter kommen will, anzuzeigen.

Erster Theil. *Fundamental-Physiologie.* Erster Abschnitt. *Natur überhaupt.* Erste Abtheilung. *Natur.* Es werden hier eine Menge Begriffe exponirt, ohne alle innere Verbindung, bloss damit sie exponirt werden, wie man etwa die Terminologie in der Botanik lehrt. Dergleichen Methode ist, so deutlich sie die Sachen machen mag, doch äusserst trocken und langweilig, weil sie mit der Wissenschaft nicht Ein Leib ist. Es werden hier Begriffe nach einander hergesetzt, die aus der Idee der Vielheit in der Natur folgen sollen, als Duplicität, Mannichfaltigkeit, Materie, Berührbarkeit, Umfang der Berührbarkeit, stete Neuheit der Natur; selbst Reiz, Reizung, Reizbarkeit kommt hier schon als allgemeiner Charakter der Dinge vor. „Da Mannichfaltigkeit in der Vielheit ist: so muss es unter den mannichfaltigen Dingen eines geben, dessen Charakter in Vielheit besteht, welches sein Wesen darein setzt, dass seine Theile ausser und neben einander sind. Dies ist die Materie". Diess soll eine Definition der Materie seyn, diese logische Ableitung, die noch ausserdem ohne allen wahren Zusammenhang ist! Wir machen es dem Vf. nicht zum Vorwurf, dass dergleichen Definitionen nicht getroffen sind; sie können nicht getroffen werden bey einer solchen Stückmethode, welche die Nachklänge bildet von den kantischen Logiken. So finden sich mehrere Begriffe aus der Idee der Einheit der Natur gefolgert. Dergleichen sind: Stete Ähnlichkeit in der Natur, Collision, Wirkungsvermögen, Egoismus, Thätigkeit, Stärke der Kräfte, Feindschaft des Gleichartigen, Sympathie, Antagonismus u. s. w., wie sie eben dem Vf. beyfielen. Aus der Idee der Allheit sind gefolgert: Absolutes, Allheit der Mannichfaltigkeit, Freyheit, Ewigkeit, Vollkommenheit der Theile, Stufenfolge, Indifferenz u. s. w. — Zweyte Abtheilung. *Materie*, nach kantischer Art. Dritte Abtheilung. *Kraft:* sey „das Substrat der Thätigkeiten, d. h. der Erscheinungen, welche in der Zeit wahrnehmbar sind, und von welchen wir durch den innern Sinn (durch Vergleichung des gegenwärtigen Moments mit dem vorhergegangenen) Erfahrung haben. — Sie theilt sich in dynamische Thätigkeit, welche wieder in Magnetismus, als der Vielheit, in Elektricität, als der Einheit, und in Temperatur mit Hellung, als der Allheit entsprechend zerfallen." Dann folgt mechanische Thätigkeit, von der wir keinen rechten Begriff haben; sie ist gerad-, krumm- und kreis-linige Bewegung. Das dritte Glied ist chemische Thätigkeit, wobey *a)* Sauerstoff, als Product contrahirender, *b)* Brennstoff (Stick-, Wasser-, Kohlen-Stoff), expandirender, und *c)* Verwandschaft, synthetische Thätigkeit, vorkommen.

Zweyter Abschnitt. *Natur insbesondere*, wo Folgendes abgehandelt wird. Unter der unorganischen Natur: 1) Weltsystem, 2) irdische Körper, 3) Erdkörper. Unter der organischen Natur: 1) organische Natur an sich, *a)* Organismus, 1) organische Mannichfaltigkeit, 2) organische Einheit, 3) organische Totalität; *b)* Organisation, 1) organische Mischung, 2) organische Form, 3) organische Kraft; *c)* Leben, 1) Irritabilität (Vielheit), 2) Sensibilität (Einheit), 3) Reproduction (Allheit); 2) Beziehung des Organismus auf das Universum, 3) Beziehung des Organismus zu seinen einzelnen Theilen. Unter den organischen Wesen: 1) allgemeine Übersicht, 2) Kryptorganismen (Infusorien, Korallen, Sternthiere, Conserven, Pilze, Moose, Farrenkräuter u. s. w.), 3) Phanerorganismen, *a)* Pflanzen, *b)* Thiere, *c)* Mensch. Man hat hier ein Schema von der Eintheilungsart des Vfs. Auszuheben finden wir nichts nöthig, da nichts Besonderes darin vorkommt, weder viel Unrichtiges (wenn wir die Kryptorganismen ausnehmen), noch etwas Neues. Geschichtlich werden Definitionen des Lebens von vielen Autoren angeführt, und am Ende nichts *physiologisch* darüber entschieden; Charaktere der Thierclassen werden mehrere genannt, aber nicht das Wesen derselben. Dass Hr. *B.* die *Crustacées* der Franzosen auch mit Schalthiere übersetzt, wundert uns. Wie kann man ein lang gebräuchliches, richtiges Wort einer uralten von der Natur eingesetzten Classe rauben, und es einer nagelneuen, nur aus Einfällen entstandenen, zweifelhaften Classe geben! Wie aber Hr. *B.* seinen Gegenstand darstellt, müssen wir durch Beyspiele zeigen. „*b)* Thiere. In dem Thiere tritt die Reproduction mehr zurück, weil die anderen Grundformen des Lebens (Irrit., Sens.) in ihm mehr, als in den Vegetabilien, entwickelt sind: daher ist das Thier nicht durchaus Reproductionsapparat, wie die Pflanzen, sondern dieser Apparat ist von den übrigen Organen geschieden und stellt einen eigenen Nahrungscanal dar; daher ist ferner ihr Wachsthum mehr innerhalb bestimmter Grenzen eingeschlossen. Die Sensibilität tritt in einem mehr oder weniger ausgebildeten Nervensysteme hervor, es finden sich Spuren von Vorstellungen, denen es jedoch an Deutlichkeit gebricht; es giebt hier einen Willen, welcher jedoch, da er noch nicht auf deutlichen Vorstellungen beruht, bloss als Instinct und dunkler Trieb wirkt, abhängig von der Organisation. Dadurch wird indessen die Selbstbestimmung vollkommener

als in den Pflanzen. So stellen sich auch Gemüthseigenschaften in den Thieren dar, jedoch eben an die Organisation gefesselt, und bloss isolirt in den einzelnen Arten der Thiere. — Doch ganz vorzüglich vorwaltend und überwiegend ist in den Thieren die Irritabilität, und diese macht ihren eigenthümlichen Charakter aus u. s. w. — So wie die Schalthiere (*Crust.*) an die Weichthiere (Schalthiere): so schliessen sich die Insecten an die Würmer an, so wie sie auch in ihrem unvollkommenen Zustande, oder als Larven, diesen ganz ähnlich sind. Die Insecten stehen eine Stufe höher, als die Würmer, denn sie haben ein ausgebildetes Nervensystem, fein fühlende Antennen, zum Theil auch Augen und Ohren (die wir nicht wüssten), articulirte Gliedmassen, Luftsäcke und Luftröhren, die sich an verschiedenen Puncten der äussern Oberfläche öffnen (warum so unbestimmt? Eben so geschwind wäre gesagt: an beiden Seiten, in den Bauchringen); auf der anderen Seite sind sie aber auch unvollkommener, als die Würmer, da sie keine Arterien und Vennen haben (viele Würmer auch nicht). Die Irritabilität tritt mehr in ihnen hervor, ihre Bewegungsorgane sind mehr ausgebildet u. s. w." — So einfach und natürlich geht es auf allen Blättern fort; man muss gestehen, dass für den gemeinen Menschenverstand allerdings gesorgt, aber nichts in der Wurzel gefasst und und erschöpft ist. Hr. *B.* meint auch, die sogenannten geschlechtslosen Insecten mit Kunsttrieben hätten statt der Zeugungstheile andere Organe, mittelst deren sie einen Stoff zur Bildung von Kunstwerken erhalten. Allein schon hat *Swammerdam* gezeigt, dass die Arbeitsbienen wahrhaft weibliche Geschlechtstheile haben, die nur nicht zur Vollendung gekommen sind. Dass manche den Menschen von allen Thieren absondern, und ihn sogar in eine andere Classe als die Säugthiere setzen, ist gewiss nicht zu billigen.

Zweyter Theil. *Allgemeine Physiologie.* Hier betrachtet der Vf. den menschlichen Organismus als Ganzes, und zwar wieder zuerst das Mechanische, als dessen Schwere, Gewicht, Cohäsion, Gestaltung, dann dessen Chemisches als Bestandtheile, und zuletzt als das dritte Glied das Dynamische, die Lebensthätigkeit, Erregung und Erregbarkeit. Wir halten diese ganze Anordnung für zweckmässig, und manche Vertheilung für gelungen, besonders die Rubrik *Gestaltung*, wo unter Textur das Blatt, die Faser und Kugel, unter Structur aber die Membran, das Gefäss und das Organ, und unter Architektur die Provinzen des Leibes (Höhlen), Symmetrie und Grösse aufgeführt werden. Wir bedauern nur, dass es bloss aufgeführt ist, ohne irgend eine genetische Entwickelung, so dass das Ganze als eine blosse Form, aber ohne eigentlichen Inhalt, angesehen werden muss. Was lässt sich nicht Anziehendes über die Symmetrie sagen, wenn man es wagte, auf ihren Grund einzugehen! Gewiss es ist wunderbar, dass der Mensch zwey Hälften hat, zwey Augen, zwey Nasen, zwey Lungen u. s. f.; wunderbar, dass diese Hälften sich nur in den Knochen und Nerven, und einigermassen noch in den Gefässen gleich sind, dass dagegen die Rumpfseingeweide meistens unsymmetrisch verschoben worden. Von diesen Betrachtungen finden wir aber nicht einmal eine Andeutung, geschweige eine Erklärung. Es ist nur in wenigen Zeilen historisch gesagt, dass das Rückgrath die Mittellinie bezeichne, die ihm zur Seite rechts und links liegenden mannichfaltigen Organe einander ähnlich seyen u. s. w., was Jeder von selbst sieht. Auch mit der Definition: „die Einheit in der Mannichfaltigkeit der Architektur (= Zusammenfügung der verschiedenen organischen Formen) stellt sich als Symmetrie dar", wird wohl schwerlich Jemand etwas anzufangen wissen. Dass der Mensch sechstehalb Fuss gross werde, und der Leib acht Köpfe messe, wird gesagt, nichts weiter. Ist aber dieses physiologisch? Warum wird denn der Mensch so gross, und in solchen Verhältnissen? Wenn der Physiolog dieses nicht zu erklären versucht: so schweige er lieber, um den Laien nicht einen schlechten Begriff von einer Wissenschaft beyzubringen, die wir billig über alle anderen Geheimnisse der Ärzte erheben. Im dritten Glied, oder dem *dynamischen*, wird die Erregungstheorie ziemlich weitläuftig aus einander gelegt, ungefähr so, wie sie manche physiologische Werke vor zehn Jahren ausgefüllt hat. Ohne Zweifel sind dergleichen Sätze über Vermehrung, Verminderung des Reizes und der Erregbarkeit u. s. w. von Werth, aber nur von sehr untergeordnetem, da Alles auf blosse Quantität hinausläuft. Der Organismus lebt, so wie die ganze Natur, nur von Specificis: diese zu ahnen, diese zu finden, sey die Preisbewerbung des Physiologen. Dagegen ist die uralte Lehre von der Constitution und den Temperamenten von äusserster Wichtigkeit; es ist aber nicht hinlänglich, dass sie nur genannt und ihre Äusserungen kenntlich gemacht werden. Die Alten hatten die Temperamente physiologisch begründet, sey es auch nur durch die Cardinalsäfte. Sie bewiesen dadurch, dass sie wussten, was eine Physiologie seyn soll. Wir aber scheinen keine höhere Idee zu haben, als das Vorhandene müssig wie ein Mährchen herzuerzählen. Das zweyte Moment von des Vfs. Betrachtung sind die allgemeinen Systeme und Thätigkeiten des menschlichen Organismus, und zwar 1) Zellsystem, 2) Muskelsystem, 3) Nervensystem, wo denn in jedem die drey genannten Verhältnisse durchgegangen werden. Hier fängt nun die *bichat*ische Art an, und diese ist es auch, welche befriedigt; aber die Theorieen wollen nicht gedeihen. Z. B. „*Muskelvermögen.* Den inneren Grund der Muskelthätigkeit bezeichnen wir als Muskelvermögen, oder Irritabilität; vormals nannte man es auch Reizbarkeit. (Hr. *B.* macht Reizbarkeit zu einer allgemeinen Eigenschaft der Materie. Das Phänomen ist wohl da; aber passt dieses Wort darauf?) Die Irritabilität ist diejenige Modification des Lebensprincips oder der Erregbarkeit, in welcher die expandirende Thätig-

keit, oder das Princip der Vielheit in der Natur das Übergewicht hat. Sie ist demnach eine Differenz, welche aus der Reproduction, als der organischen Indifferenz, hervorgeht; daher ist in den Muskeln die Reproduction nicht so rege, als im Zellgewebe u. s. w." Welche Unbestimmtheit! Der Vf. ist bisweilen dem Richtigen so nahe, dass man glaubt, er wolle nur den Mund öffnen, um es auszusprechen; aber auf einmal lenkt er ab, und kommt wieder auf Nebenbetrachtungen. Mechanische und chemische Muskelhypothesen werden wohl zurückgewiesen, aber keine andere wird gegeben. „*Nerventhätigkeit.* So wie das Nervensystem schon in seinem mechanischen Verhältnisse ein Streben nach Contraction offenbaret: so besteht auch der allgemeine Charakter seiner Thätigkeit in Contraction, Involution und centripetaler Tendenz. Es ist das System, welches Einheit in die Mannichfaltigkeit des Organismus bringt, und dadurch steht es auf der höchsten Stufe der organischen Bildungen, und sein Zustand bestimmt den übrigen Organismus am lebhaftesten und am bedeutendsten u. s. w." Diess ist keine Nerventheorie; das Wort Einheit in der Mannichfaltigkeit des Organismus vermag sie nicht zu geben. Der Vf. gehört nicht zu den Naturphilosophen, am wenigsten zu den unächten; daher können wir uns die leeren Formeln nicht erklären. Sie sind zwar, streng genommen, keine naturphilosophischen, sondern mehr nach dem Schlage der Erregungstheorie, und nur von dieser Seite her sind sie erklärbar. „*Willkührliche Bewegung.* Hebt die Nerventhätigkeit in einem unvollkommenen Centralpunct (Knotensystem) an: so wird die Bewegung bloss durch eine Regung des Gemeingefühls veranlasst, erfolgt unabhängig von der Willenskraft der Seele, und ohne deutliche Sensation, bloss nach organischen Gesetzen; es ist diess die unwillkührliche Bewegung. Geht aber die eine Bewegung veranlassende Nerventhätigkeit von dem vollkommensten Centralpunct, dem Seelenorgane, aus: so geschieht die Bewegung durch eine Thätigkeit des Willens, dem Zweck der Seele gemäss und mit Bewusstseyn; die Bewegung ist dann willkührlich." Wer weiss nun bey dieser Weitschweifigkeit, was willkührliche Bewegung ist? Wenn sie vom Hirn ausgeht, ist sie willkührlich, wäre genug gesagt; aber dann fragt man mit Recht, warum?

Der dritte Abschnitt handelt vom *Verhältniss des Menschen zur Natur*, vom Einflusse der Körper und äusseren Kräfte auf den Leib, auch von den Menschenraçen nach *Blumenbach*. Alles nur kalt erzählt. Wie tief liessen sich nicht die Menschenraçen begründen!

Dritter Theil. *Specielle N. L. des menschlichen Organismus.* Betrachtet zuerst den menschlichen Organismus in seinem ausgebildeten Zustande, dann in den verschiedenen Perioden seiner Bildung. Die erste Section theilt sich in 1) Reproduction, 2) Irritabilität, 3) Sensibilität. Die erste zerfällt in das Allgemeinere; dann in die indifferenzirenden, und zuletzt in die differenzirenden Reproductionsprocesse. Das Allgemeine der Reproduction ist gut dargestellt. Es werden dabey schon die hergehörigen Muskeln und Nerven — Knotensystem abgehandelt; freylich zu anatomisch. Auch wird das Gemeingefühl, der Instinct, die Sympathie, der Antagonismus, der Schlaf, der Mesmerismus, welcher hier Neurogamie, heisst, und das Nachtwandeln, hier Selenogamie aufgeführt, aber nur aufgeführt. Keine Ahnung vom dem Grunde der Sympathie; über den Schlaf ist so gut als nichts gesagt; etwas mehr und besser über den Mesmerismus; besonders sind die Erscheinungen und das Verfahren erzählt, aber ohne alle Theorie. Die indifferenzirenden Reproductionsprocesse begreifen unter sich die Verdauung, Lymphbildung und Führung, Blutbildung und Athmung alles sehr regelmässig classificirt. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir 0,5 auf die Anatomie, 0,4 auf die Chemie, und 0,1 auf das Physiologische rechnen. Indessen ist dieses um Vieles besser, als an irgend einem anderen Orte. Der Verdauungsprocess ist in der Physiologie überhaupt am richtigsten getroffen. Neues können wir aber nicht finden. Die Klarheit in der Anordnung, die Vollständigkeit und die Scheidung der verschiedenen Processe ist ein Vorzug dieses Buches; aber aller Entwickelung hat es sich begeben. Von der Bedeutung des Speichels hier so wenig, als bey *Walthern*, oder bey einem Anderen, eine Spur; von den anderen schwer zu erklärenden Säften, z. B. dem Harne, zu geschweigen. Der Athmungsprocess wird mit vieler Kenntniss erzählt; besonders sind die Engländer benutzt; aber die Modificationen des Athmens findet man nicht besser als in dem zu seiner Zeit vortrefflichen *Prochaska*. Die differenzirenden Reproductionsprocesse begreifen eigentlich den Kreislauf, die Ernährung, die Absonderung und die organische Wärme unter sich. Der Kreislauf würde durch den Stoss des Herzens und der Arterien bewirkt, meint der Vf. Übrigens sind die Beschreibungen dieser Organe, die Angabe der Quantitäten, der Kräfte, der Bestandtheile, Geschwindigkeit mit lobenswerthem Fleiss gesammelt. Bey der Bildung der Organe und bey der Ernährung, wo Hr. *B.* alle Organe einzeln durchgeht, haben wir allerley erwartet; aber wir mussten uns mit *bichati*scher Anatomie begnügen. Indessen dienen diese Capitel als ein brauchbares Repertorium zum Aufsuchen der Bestandtheile, der Verbindungen u. s. w. *Absonderung.* Ausdünstung, Harnabsonderung, klar, einfach, ordnungsvoll, auch zum Nachschlagen bequem, aber nicht weiter bringend als andere Lehrbücher. Bey welchen Gelegenheiten Wärme erzeugt wird, ist gut angegeben; allein wie sie es wird, ist nicht so gut, wie in manchem anderen Lehrbuche.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 APRIL, 1811.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension
von
Brochaska's, Walthers, Bartels, Burdachs, Barthez und Richerand Physiologieen.

Der zweyte Abschnitt enthält die *Irritabilität*, und unter ihr die Muskelbewegung, den Tastsinn, die Ortsbewegung und die Stimme. Diese Zusammenstellung scheint vortheilhaft zu seyn. Hier ist der eigentliche Ort der Bewegungstheorie. Die Rubriken: Stimme und Sprache, sind mit vieler Liebe behandelt. — Der dritte Abschnitt *Sensibilität*, enthält die Cerebralsinne, das Hirn und die Seelenfunctionen. Von den Sinnen sind Geschmack und Geruch mager ausgefallen, besser das Gehör, sehr gut aber und ungleich besser als bey Hn. *W.* das Gesicht; doch sind die Abtheilungen des Auges physiologisch ganz verfehlt, weil sie bloss anatomisch oder logisch sind. Es werden Theile zusammengestellt, die keinesweges zusammengehören. Die Lehre vom Hirn und von den Seelenverrichtungen ist gelungen. Hr. *B.* tritt *Sömmerrings* Meinung von dem Seelenorgan bey, einer Meinung, die gewiss mehr Rücksicht verdient, als ihr von den Physiologen zu Theil geworden, und die sich auch tiefer begründen lässt, als es bisher geschehen ist. Diese ganze Abtheilung, worin auch die gallischen Ansichten mit Erfolg durchgearbeitet sind, wird Jedermann ansprechen.

Zweyte Section. S. 795. *Die Naturlehre des menschlichen Organismus als eines Fortschreitenden, oder in den verschiedenen Perioden seines Lebens*, handelt von der Zeugung überhaupt, dem Embryo, der Schwangerschaft, der Geburt, der Kindheit, der Pubertät, dem Mittelalter, dem Alter und dem Tode. Von der Zeugung ist erhaben und vortrefflich geredet; vom Embryo und dessen sogenannten Hüllen weniger gut. Wir finden überhaupt, dass die Physiologen die Schriften über die Zeugung am wenigsten lesen, sonst würde man nicht ohne Unterlass die Klage hören, dass dieses Feld das dunkelste sey. Den Punct über das erste Hervorspringen des Keimes abgerechnet, könnte nichts in der Physiologie klarer und so wahrhaft physiologisch vorgetragen werden, als die Entwickelungsgeschichte des Embryo. Rec. hat anderswo gezeigt, dass die Hüllen im vollesten Sinne *Entwickelungsorgane* des Embryo, welche eben so wesentlich zu seinem Leibe gehören, als seine Lunge und sein Magen; ja dass sie nichts anderes seyen, als ausgesetzte Lunge (wie es noch bey vielen Thieren, deren Athmungshaut auf der Oberfläche des Leibes liegt, der Fall ist) und ausgesetzter Magen, dass die Nabelschnur das Abdomen selbst sey, dessen Spitze nur geschwinder ihren Cyclus vollendet, und dass darum die Därme nothwendig in der N. liegen müssen. Hr. *B.* hat zwar diesen letzten Bau gelehrt, aber wie Hr. *W.* sagt er unrichtig: der Saft aus den Nabelbläschen würde durch den Urachus zum Embryo geleitet; und an einem andern Orte: die Venen sögen anfänglich ein. Wenn sie es in der Folge nicht mehr thun: so haben sie es ohne Zweifel in einer früheren Periode, wo der Embryo beynahe noch Gallerte ist, weniger nöthig; je niederer auch das Thier, desto weniger die Ernährung durch Gefässe. — Die Verknöcherungsgeschichte ist nachlässig angegeben. Mit der Darstellung des Grundes der Geburt, des Grundes des ersten Athmens, das aus Instinct erfolgen soll, während es doch erweislich durch die Einrichtung des organischen Processwechselns nothwendig bedingte Folge ist, kann man nicht zufrieden seyn. Es scheint dem Vf. bey diesen Artikeln wie uns bey dieser Recension ergangen zu seyn, er hat sich nach fleissiger Ausarbeitung des Ersten nach dem Ende gesehnt. Die übrigen genannten Gegenstände sind bloss erzählt. Überhaupt müssen wir urtheilen, dass der Vf. dieses Buch mit vielen empirischen Kenntnissen ausgestattet hat, dass die Anordnung der Materien ihm eigenthümlich und vortheilhaft ist, dass es vielleicht selbst Nachahmung verdient, bey den Verrichtungen alle darein einschlagenden anatomischen Systeme abzuhandeln, wie das Knochensystem bey der Reproduction, dass die Sprache einfach, allgemein verständlich ist. Der Laie kann dieses Werk zu seinem Unterrichte brauchen; dem Chirurgen aber gehört es vor allem an. Was sich ferner noch aus diesem Buch abnehmen lässt, ist, dass es scheint, der Vf. sey vorzüglich geschaffen, Erfahrungswissenschaften zu bearbeiten. Er ist einfach, deutlich, kenntnissreich. Möchte er sich an Wissenschaften, wie die Pharmakologie, die medicinische Literatur u. dgl. halten: so würde er einen bedeutenden Rang unter den Gelehrten sich erwerben!

(Die Recension der Werke von Barthez *und* Richerand *wird nächstens folgen.)*

PRAG, b. Haase: *Medicinische prager Ephemeriden von den Jahren 1803 und 1804.* Von *Anton Hain*, der Arzneyk. Doctor u. s. w. 1807. 160 S. 8.

Diese Schrift zeichnet sich weder von Seiten des darin herrschenden Beobachtungsgeistes, noch der Art, wie die Beobachtungen vorgetragen sind, vor anderen medicinischen Ephemeriden aus. Kurz und oberflächlich sind die Bemerkungen über das Locale der Stadt Prag, und über die daselbst gewöhnlichen Krankheiten. Da diese Stadt in einem engen Thale liegt, durch dessen Mitte die Moldau langsam fliesst; da die Luft daselbst selten durch Winde in starke Bewegung gesetzt wird; da die Feuchtigkeit des Bodens durch die Gewohnheit, Eis in die Keller zu führen, um Bier und Fleisch gehörig aufbewahren zu können, beträchtlich vermehrt wird; da überdiess die dasigen Einwohner, die stets in einer mehr oder weniger feuchten Luft leben, ohne Rücksicht auf Witterung dünne Kleider zu tragen pflegen: so ist es kein Wunder, wenn die dasigen Ärzte fast in jedem Monate mit katarrhalischen und rheumatischen Krankheiten, die leicht in Nervenfieber übergehen, zu kämpfen haben. Der Vf. beobachtete, dass in dem ersten Zeitraum eines Typhus Abführungsmittel, besonders Brechmittel, immer von dem grössten Nutzen waren. Sehr traurig ist es, dass noch im Jahre 1804 bösartige Blattern vielen Kindern zu Prag das Leben rauben mussten. Merkwürdig war es indess, dass, wenn die ächten Blattern auf die falschen folgten, sie immer von gelinden Zufällen begleitet waren; ja, öfters gelinder, als die unächten, waren dann die ächten bey gesunden Kindern. Der Senfteig, der um den Hals gelegt wurde, wo das Schlingen sehr gehindert war, verursachte schnelles Trocknen der Blattern im Gesichte, und verhütete jede gefährliche Augenkrankheit; daher liess der Vf. auch Kindern, wo das Schlingen gut von Statten ging, solchen um den Hals legen. Der am Ende der Schrift befindliche Aufsatz *über die bisher fortschreitende Naturentkräftung unserer Zeitgenossen* enthält viele bekannte und triviale Wahrheiten. Nicht oft genug kann jedoch von dem schädlichen Einfluss des Luxus und der Sittenverderbniss auf den physischen Zustand der Menschen gesprochen werden. Möchte diess nur hier in einem gefälligeren Stile geschehen seyn! Um die sehr oft verborgene örtliche Schwäche in einem Körper zu entdecken, empfiehlt der Vf. nicht allein Aufmerksamkeit auf die Wirkungen der Gemüthserschütterungen und auf die verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, wobey ein oder der andere Theil des Körpers mehr angestrengt wird, sondern auch, wie *Scudery* und *Bökh*, die Anwendung der Elektricität. Nicht immer aber werden wir durch letzteres Mittel in Stand gesetzt werden, den Sitz innerer Krankheiten zu erforschen. Wahrscheinlich hätte man dadurch z. B. den Sitz und die Ursache der Epilepsie bey einer von dem Vf. S. 94 angeführten Weibsperson, welche vor dem Anfalle dieser Krankheit bald Schwindel, bald eine kriechende Bewegung im Rückgrath bis gegen den Kopf, ein ander Mal eine ähnliche Bewegung in Händen und Füssen, mit einer nicht zu bestimmenden Empfindung im Gesichte hatte, nicht leicht entdecken können. Nach einem heftigen Anfalle klagte die Kranke über Schmerzen im Unterleibe. Der Vf. suchte daher die Ursache dieses Übels in dem Darmkanal, und verordnete mit gutem Erfolge gelind eröffnende Arzneyen.

— ea —

1) LEIPZIG, b. Gräff: *Über Pollutionen und die untrüglichsten Mittel dagegen.* Von D. *G. W. Becker*, ausübendem Arzte in Leipzig. Mit einem Kupfer. 1807. 96 S. 8. (8 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Die Geheimnisse des weiblichen Geschlechts, seine Krankheiten, und die Mittel dagegen.* (Auch mit dem Titel: *Tissots Heimlichkeiten des weiblichen Geschlechts.*) Von *G. W. Becker*, prakt. Arzte in Leipzig. 1809. 219 S. 8. (1 Rthlr.)

Schamlos fährt Hr. *B.* noch immer fort, das Publicum mit schlechten Arbeiten zu überhäufen. Das erste Machwerk ist vorzüglich wegen Empfehlung der in des Vfs. Magazin befindlichen Pollutionssperre und Pillen, das andere wegen häufiger Verbreitung seiner elastischen Mutterspritzen und Milchpumpen gefertigt. Des Vfs. gemeine Art, triviale Wahrheiten vorzutragen und zu compiliren, ist bekannt. Bey No. 1 hat er vornehmlich *Hildebrandts*, bey No. 2 *Aronsons* Schriften benutzt. Schon in einer anderen Schrift hat er das *nucksche Compressorium* als ein Mittel, schwächende Saamenergiessungen zu verhüten, empfohlen. Dieses rühmt er, als das untrüglichste Mittel dagegen, auch hier. Da aber dasselbe den Fehler hat, dass es so, wie eine Ligatur, das männliche Glied in allen Puncten umgiebt, ohne den vornehmlich zu treffen, der hier besonders in Betracht kommt, nämlich die Schlagader auf dem Rücken desselben: so ist es von dem Vf. auf folgende Art geändert worden: Er liess den horizontalen Theil etwas länger, und den Bogen, woran eine in einem Schraubengange gehende Pelotte angebracht ist, geschweifter machen. Der Vf. aber hätte nicht nur sagen sollen, dass durch ein solches Compressorium Pollutionen nicht ganz unmöglich gemacht, sondern auch, dass dadurch in manchen Fällen verschiedene Nachtheile, z. B. grössere Schwäche der Zeugungsorgane, Ausdehnung der Saamengefäse, Erhöhung des entzündlichen Zustandes der Harnröhre bey einem Tripper (der auch von dem Vf. zu den Ursachen der Pollutionen gezählt wird,) verursacht werden können. Ohne genaue Überlegung giebt der Vf. noch manche Vorschriften aus dem Gebiete der Diätetik. Z. B. Personen, bey denen öftere Pollutionen Statt finden, sollen das Lesen *aller* Gedichte vermeiden. Sind aber nicht, wie *Hildebrandt* mit Recht sagt, Dichtkunst und Musik denen, welche Gefühl und Talente für diese gött-

lichen Vorzüge der Menfchheit haben, die mächtigften Waffen gegen die niedere Sinnlichkeit? — S. 77. Des Abends foll alles erhitzende Getränk vermieden werden. Und doch wird S. 78 der Rath gegeben, Abends Thee mit Arak zu trinken. — Eben fo bedürfen auch mehrere Vorfchläge, die in der zweyten Schrift vorkommen, manche Einfchränkung. Z. B. S. 113, wo der Vf. bey jedem weifsen Flufs eine Mifchung von halb rothem Wein und Waffer, oder zwey Theilen Waffer und einem Theile Branntwein, als das befte äufserliche Mittel empfiehlt; S. 176, wo er das Reiten für die zweckmäfsigfte Bewegung einer Schwangern hält; S. 189, wo er den Rath ertheilt, gleich nach einer Entbindung ein Kiffchen von erwärmtem Sand, oder einen, in einer warmen Serviette eingefchlagenen Serpentinftein auf den Unterleib zu legen.

— ea —

Berlin, in der Realfchulbuchhandlung: *Vermifchte Beyträge zur praktifchen und gerichtlichen Thierarzneykunde, für Thierärzte, Juriften und Ökonomen* von *Joh. Conr. Heinr. Sander*, Oberthierarzt zu Braunfchweig. 1810. XX u. 525 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Diefes ift in feiner Art das einzige Buch, welches wir über diefen Gegenftand befitzen. Unerachtet der Inhalt lauter Thatfachen darftellt: fo können diefe doch dem Thierarzt als Leitfaden dienen, wonach er vollftändige Gutachten und Attefte über Thierkrankheiten, und Obductionen, welche eine richterliche Entfcheidung bedürfen, anfertigen kann. Auch die Vorftellungen der Krankheiten können felbft einem erfahrenen Arzt fehr lehrreich werden. Der Advocat und der Richter erhalten in diefem Buche einen Fingerzeig, aus welcher Anficht fie den Procefs über rechtsfällige Thierkrankheiten einleiten, oder fchlichten follen. Auch der Ökonom findet fein Gutes darin. Zu wünfchen wäre daher, dafs diefes Buch fich in den Händen jedes beeidigten Thierarztes, wie auch der Advocaten und Richter befinden möchte, weil hiedurch viele langweilige und koftfpielige Proceffe bald beendigt würden.

— s.

Ansbach, b. Gaffert: *Allgemeines Hausvieharzneybuch*, oder *vollftändiger Unterricht, wie man die Krankheiten der Pferde, des Rindviehes, der Schafe, Schweine, Hunde und des Federviehes, auf die leichtefte und wohlfeilfte Art heilen kann.* Zum Gebrauch für angehende Thierärzte, Ökonomen und Landleute, von *Karl Wilhelm Ammon*, königl. Thierarzt. 1809. XVI und 366 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey der Menge von Büchern, die einen ähnlichen Titel und Inhalt haben, und die allgemein als bewährt anerkannt find, hätten wir diefes füglich entbehren können. Der Landmann kann fchwerlich Gebrauch davon machen, weil bey den äufserlichen Krankheiten die Bandagen zu künftlich, und die anzuwendenden Mittel hin und wieder zu koftbar find. Auch bey der Heilung der innerlichen Krankheiten wüfste er fich fchwerlich zu helfen, weil die Vorfchriften fchon einige Vorkenntniffe vorausfetzen. Die Ordnung der Krankheiten nach dem Alphabet hat zwar fein Gutes, aber für den Landmann ift folche nicht paffend, indem auch viele Krankheiten mit Namen benannt find, die man in anderen Gegenden nicht kennt; hiedurch wird das Auffinden einer Krankheit dem Landmanne fehr befchwerlich. Auch in der Wahl der Mittel, die im Anhange zu finden find, wird derfelbe fehr leicht irre geführt werden. Für den angehenden Thierarzt wäre diefes Buch unentbehrlich, da fich der Inhalt auf praktifche Erfahrung gründet.

— s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Tübingen*, b. Reis u. Schmid: *Differtatio inauguralis medica fiftens Experimenta quaedam influxum electricitatis in fanguinem et refpirationem fpectantia*, quam pro gradu Doctoris Med. publice defend. auctor *G. Schübler*. 1810. 55 S. 8.

Das Ganze diefer lehrreichen Schrift zerfällt in 3 Abtheilungen. Die erfte Abtheilung enthält mehrere Verfuche über den Einflufs der Elektricität auf das Blut. Es wurde jedesmal frifches menfchliches Venenblut zu den Verfuchen genommen. Das Blut coagulirte jedesmal langfamer im elektrifchen Zuftand; am auffallendften war das fchnellere Erkalten des elektrifchen Bluts. Die Beobachtungen wurden 2 Stunden lang fortgefetzt, und alle 5 Minuten mit correfpondirenden Thermometern die Temperatur aufgezeichnet. Die Differenz der Temperatur des elektrifchen und nicht elektrifchen Bluts war zwar am gröfsten während der Coagulation, blieb aber auch bey dem fchon coagulirten Blut noch anhaltend geringer, als bey dem (der Vergleichung wegen) zur Seite gefetzten unelektrifchen Blut. Es wurden nun diefelben Verfuche mit erwärmtem Waffer angeftellt und hier zeigte fich ebenfalls ein fchnelleres Erkalten. Das Waffer nahm eine niederere Temperatur an, fobald Elektr. aus Spitzen auf daffelbe überging; endlich zeigte fich ein ähnliches fchnelleres Erkalten bey erwärmten metallenen Kugeln. Der Vf. folgert aus diefen Beobachtungen, dafs die Urfache des fchnelleren Erkaltens des elektrifchen Bluts aufser der durch Elektricität langfamer vor fich gehenden Gerinnung und dadurch weniger frey werdenden Wärme, und aufser der durch Elektr. wahrfcheinlich vermehrten Ausdünftung, in einer dritten noch unbekannten Urfache zu fuchen fey, worauf das fchnellere Erkalten elektrifcher Kugeln hinzuweifen fcheine.

Es folgen nun mehrere Verfuche über den Einflufs der durch Spitzen in die Luft übergehenden Elektr. auf das Blut. In Anfehung der + E und der — E zeigte fich hier eine auffallende Differenz. Wenn in die über dem Blute befindliche Luft + E ausftrömte: fo kamen dadurch die obern Schichten des Bluts in eine Art von zerfetztem Zuftand; das Blut coagulirte eigentlich nicht. Der Verfuch wurde 2 Stunden fortgefetzt: an dem es berührenden Finger blieb noch immer ein Bluttropfen hängen, der aus etwas rothen oxydirten Blutkügelchen, und trübem Serum, in welchem fchwarze Blutkügelchen befindlich waren, zu beftehen fchien. Wurde derfelbe Verfuch mit — E angeftellt: fo *zeigte fich*

nichts von diesen Erscheinungen; das Blut coagulirte vollkommen. Die zu diesen Versuchen angewandte El. Maschine war stark, und gab 4 Zoll-lange Funken. Bey allen diesen Versuchen zeigte sich in Ansehung des schnelleren Erkaltens dieselbe Erscheinung, wie in den ersten Versuchen. Auf diese Kälteerzeugung durch Elektr. schienen + E und — E auf gleiche Art einzufliessen. Der Vf. prüfte die über dem Blut stehende Luft eudiometrisch, konnte aber keine *Lebensluftverminderung* in dieser kurzen Zeit — bemerken; er folgert daraus, dass in der Blutmasse selbst durch die Elektricität chemische Veränderungen vorgehen müssen; vorzüglich wird ihm eine durch + E veranlasste Säurebildung wahrscheinlich, wodurch die Blutkügelchen schwarz und aufgelöst würden. Um hierüber nähere Aufklärung zu erhalten, folgen nun Versuche über das Verhältniss des Bluts zur *galvanischen Elektricität*, wo sich ebenfalls einige merkwürdige Erscheinungen zeigten. Durch den + Pol der galvanischen Säule wurde das Blut schwarz und aufgelöst; selbst bey Platina-Dräthen zeigte sich keine arteriose Röthe: an dem — Pol zeigte sich neben der Bildung der inflammablen Luft eine hochrothe Scharlachfarbe; das Blut selbst coagulirte. Wurde der Versuch mit schon coagulirtem Blut angestellt: so zeigte sich diese rothe Farbe nicht mehr. Der Vf. erklärt sich diese Erscheinungen auf folgende Art: Am + Pol sammeln sich alle Säuren; am — Pol alle Alkalien (nach *Davy*), und dadurch entstünde am + Pol durch die sich hier ansammelnden Säuren die schwarze Farbe; am — Pol, durch das im Blut immer freye und sich hier nun ansammelnde mineralische Alkali, die hochrothe Scharlachfarbe, indem kaustisches mineralisches Alkali auf frisches Blut gegossen, dieses jedesmal hochroth färbt, während es durch verdünnte Säuren schwarz und aufgelöst wird. Bey schon coagulirtem Blut zeigte sich die Scharlachröthe am — Pol nicht mehr.

Die 2te Abtheilung enthält eine Reihe von Versuchen über den Einfluss der elektrischen Luft auf den Athmungsprocess. Die Versuche wurden auf folgende Art angestellt. Der Vf. setzte kleine Thiere unter Glasglocken, in welche Elektricität durch Spitzen unter verschiedenen Modificationen ausströmte; während jedesmal andere ohne allen Einfluss der Elektricität zur Vergleichung zur Seite standen. Die Thiere selbst wurden von aller Communication mit der äusseren Luft abgeschlossen, so dass sie zuletzt alle aus Mangel an respirabler Luft starben; die zurückbleibende Luft wurde jedesmal sogleich durch ein voltaisches Eudiometer auf ihren Gehalt an Lebensluft geprüft. Von §. 10 — 14 sind 8 auf diese Art *mit Mäusen* angestellte Versuche erzählt, und die Resultate dann in Rücksicht der verschiedenen Dauer ihres Lebens, des letzten Acts ihres Lebens, der Irritabilität des Herzens und der eudiometrischen Untersuchung der zurückbleibenden Luft in einer Tabelle zusammengestellt; woraus sich allgemein Folgendes ergiebt: Die Thiere starben jedesmal früher in der elektrischen Luft, und die sie umgebende Luft enthielt, nach dem voltaischen Eudiometer geprüft, jedesmal noch mehr Lebensluft, als die in gewöhnlicher Luft. Es zeigten sich dabey verschiedene Modificationen, je nachdem die Thiere zugleich auf Leitern stunden. Positive E. zeigte sich schädlicher als — E. Der Vf. stellte nun ähnliche Versuche *mit Vögeln* an, wo sich in der Hauptsache dieselben Erscheinungen zeigten; jedoch waren hier die Unterschiede geringer und die elektrische Luft war den Vögeln weit weniger nachtheilich. Die auf elektrischen Leitern stehenden lebten hier länger.

Der Vf. erklärt sich diese Erscheinungen auf folgende Art: Die elektrische Luft ändert die während der Respiration vorgehenden chemischen Processe auf eine für die normale Blutmischung nachtheiliche Art ab, wodurch der ganze Respirationsprocess früher in Stocken geräth. Für diese Erklärung spricht auch wirklich der frühere Tod dieser Thiere in elektrischer Luft, während die sie umgebende Luft noch mehr Lebensluft enthielt, als bey den unelektrischen. Eben so sprechen dafür die Beengungen und Bangigkeiten, die so viele Personen bey Gewittern wahrnehmen. Das *längere Leben* der auf Leitern stehenden Thiere erklärt sich der Vf. aus der auf den ganzen Körper gelind reizenden Wirkung der Elektricität, wodurch wie durch jeden anderen Reiz das Leben noch etwas länger als gewöhnlich aufgeregt und erhalten wird.

Am Ende dieser Versuche ist eine Vergleichung der mit Säugethieren und Vögeln angestellten Versuche beygefügt, woraus sich ergiebt, dass die Vögel in derselben Zeit weit mehr Lebensluft absorbiren, als die Säugethiere, und dass die Vögel eine weit reinere Luft zur Unterhaltung ihres Lebens nöthig haben, als die Säugethiere, alles nach eudiometrischen Untersuchungen.

Die 3te Abtheilung der Abhandlung enthält einige Folgerungen aus den vorigen Versuchen, vorzüglich in Rücksicht der atmosphärischen Elektricität. Der Vf. macht dabey vorzüglich aufmerksam auf die Veränderungen und Perioden der atmosphärischen Elektricität, und wünscht vorzüglich, dass auch sie in Vergleichung aller übrigen auf den Organismus einfliessenden Umstände in Ansehung des noch von so vielen zum Theil unbekannten Ursachen abhängenden *Genius epidemicus* der Krankheiten mehr berücksichtigt werden sollte. Zu dem Ende sind am Schluss noch beyspielsweise 14 Tage lang reguläre über diese Gegenstände angestellte meteorologische Beobachtungen, vorzüglich in Rücksicht der atmospärischen Elektricität, beygefügt, vom 1 — 14 März 1810: die Verhältnisse des Monds gegen unsere Erde sind hier ziemlich genau, auch in Rücksicht seiner Attraction für die einzelnen Tage berechnet, angegeben. Bey dieser Gelegenheit findet man auch die *Erhöhung des Neckarthals* bey Tübingen, *über das Meer*, nach neueren Beobachtungen, auf 990 pariser Schuhe festgesetzt. Das periodische Steigen und Fallen der atmosphärischen Elektricität zeigte sich nur an wenigen Tagen, wo es regnete, ganz aufgehoben. Einige Stunden nach Sonnen-Auf- und Untergang zeigte sie sich meistens am stärksten. Den 15 März fielen sehr stark elektrische Regen.

Ar.

FORTSETZUNGEN.

Ulm, b. Stettin: *Physikalisch-ökonomisches und chemisch-technisches Kunst-Cabinet* in einer Sammlung von gemeinnützigen, leichtfasslichen und erprobten Kunststücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen, zum Nutzen und Gebrauch für Künstler, Fabricanten, Professionisten und Jedermann. Drittes Bändchen. Auch unter dem Titel: *Gemeinnütziges Taschenbuch für Jedermann.* Bestehend in einer auserlesenen Sammlung der neuesten erprobten und leicht auszuführenden Mittel, Kunststücke und Vorschriften aus der Ökonomie, Physik, Technik und Chemie. Zum Gebrauch für Fabricanten, Ökonomen, Künstler, Professionisten u. s. w. Zweytes Bändchen. — Wird auch noch unter dem besonderen Titel verkauft: *Der erfahrene Rathgeber*, oder Auswahl der neuesten, allgemein nützlichen und auf Erfahrung gegründeten Vorschriften, Mittel und Kunststücke aus dem Fache der Chemie, Technik, Physik und Ökonomie. Von dem Herausgeber des physikalisch-ökonomischen und chemisch-technischen Kunstcabinets. 1810. 216 S. 8. (14 Gr.) S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 47.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 APRIL, 1811.

PHILOSOPHIE.

Landshut, b. Thomann: *Die Religionsphilosophie.* Dargestellt von Dr. *G. Salat*, königl. baierisch. wirkl. geistl. Rath und ord. Prof. der Philos. zu Landshut. 1811. XIV u. 416 S. 8.

Hr. *S.* gab im vorigen Jahre eine *Moralphilosophie* heraus, die auch in diesen Blättern (1810. No. 154) von einem anderen Rec. beurtheilt worden ist. Gegenwärtige *Religionsphilosophie* erklärt der Vf. in der Vorr. für ein Seitenstück zu jener: daher er auch seine Leser häufig auf jene zurückweist. In der That sind auch beide einander durchaus ähnlich. In beiden weht derselbe Geist; beide haben gleiche Vorzüge und gleiche Mängel. In dieser Hinsicht macht daher der gegenwärtige Rec. das Urtheil des vorigen ganz zu dem seinigen, obwohl ihre Person völlig verschieden ist. Eine allgemeine Bemerkung muss jedoch Rec. noch hinzufügen, und seiner Beurtheilung der Religionsphilosophie vorausgehen lassen. Hr. *S.* hat nach der Vorr. auch diesen Versuch dem *gebildeteren Manne* sowohl als dem *Candidaten der Philosophie* (d. h. seinen Zuhörern) bestimmt. Jenem soll das Buch als Lesebuch zum weiteren eigenen Denken, diesem als Leitfaden beym Anhören der Vorlesungen des Vfs. dienen. Aber diese beiden Zwecke sind schwer zu vereinigen. Für den letzten Zweck müsste der Vortrag weit kürzer und einfacher seyn, vielleicht auch systematischer. Da aber Hr. *S.* für den gebildeten Mann, den er mit Recht vom Philosophen von Profession unterscheidet, zugleich mit schreiben wollte: so ist daraus ein Streben nach einer gewissen Fülle und Popularität entstanden, das den Vortrag oft zu gedehnt und selbst unbestimmt gemacht hat. Daher haben manche §§. eine Länge von 10 — 12 (der 33 §. gar von 32, sage zwey und dreyssig) Seiten, und diese langen §§. werden oft noch von langen Noten theils unter, theils hinter dem Texte begleitet, die grösstentheils polemischen Inhalts sind. Der gebildete Mann aber, der nicht Philosoph von Profession ist, wird sich durch Vieles, was in jenen langen §§. und Anmerkungen gesagt ist, gar nicht angezogen fühlen, theils weil ihm die neueren und neuesten Streitigkeiten auf dem Gebiet der Philosophie entweder gar nicht oder nicht genau bekannt sind, theils und vornehmlich, weil Hr. *S.* keinen lichtvollen Vortrag hat, indem seine Darstellung, wie auch schon der vorige Rec. bemerkte, zu sehr in einem gewissen Halbdunkel schwebt. Doch genug von der Form!

In der *Einleitung* sucht Hr. *S.* den Begriff der Religionsphilosophie und ihr Verhältniss zur Moralphilosophie, zur Religion selbst und zur Philosophie überhaupt näher zu bestimmen. Mit Recht behauptet er, dass die Religionsphilosophie die Religion selbst oder den reinen Glauben voraussetze, mithin diesen nicht erst hervorbringen, also auch keinen Atheisten bekehren könne; dass sie ferner, wie die Moralphilosophie, ein Zweig oder Theil der Philosophie überhaupt sey, und dass beide, Moralphilosophie und Religionsphilosophie, ein inneres Band verknüpfe, indem die Religion auf einem moralischen Grunde ruhe; dass aber eben darum in der systematischen Anordnung der philosophischen Wissenschaften jene dieser vorausgehe, obgleich nach der idealischen Ansicht Moralität und Religiosität Eins seyen, so dass in der wahrhaft gebildeten Menschheit keine ohne die andere Statt finden könne. Fragt man nun ferner, was denn die Philosophie in Ansehung der von ihr vorausgesetzten Religion zu thun habe, um zur Religionsphilosophie zu werden: so antwortet Hr. *S.* S. 4: „Die Religionsphilosophie vermag, gleich der Moralphilosophie, ja gleich der Philosophie überhaupt, nur zu *entwickeln*, nicht zu *schaffen.*" In gewisser Hinsicht allerdings. Aber wenn, wie Hr. *S.* nachher selbst bemerkt, die *Entwickelung* im Felde der Wissenschaft nicht ohne die *Ergründung* ist; wenn eben daher *Principien* und *reine* und *feste* Begriffe in der Wissenschaft gebildet werden sollen; wenn endlich, was der Vf. hier noch erwähnen musste, die Wissenschaft Alles, was sie gefunden, entwickelt, ergründet und gebildet hat, in einer gesetzlich bestimmten und leicht übersehbaren Ordnung aufstellt, wenn sie also Alles, was zu ihr gehört, zu einem *möglichst* vollkommenen Systeme gestaltet: kann man dann nicht von der Wissenschaft überhaupt, und also auch von der Philosophie sagen, dass sie etwas *schaffe* oder *hervorbringe?* Meint Hr. *S.*, dass nur die Kunst im eigentlichen Sinne schaffe: so kann man ihm erwiedern, dass streng genommen auch die Kunst nicht schaffe, sondern nur gestalte, oder dass das Philosophiren, so wie das Construiren einer Wissenschaft überhaupt, auch eine Kunst, und wahrlich keine leichte, sey, oder, was wohl das Richtigste wäre, dass im Grunde weder Kunst noch Wissenschaft, sondern nur der menschliche Geist schaffe (sofern überhaupt ein Schaffen für uns möglich ist), und

dass dieses Schaffen auf dem Gebiet der Wissenschaft sowohl als dem der Kunst, obwohl in verschiedenem Grade und auf verschiedene Weise, Statt finde. Daher glaubt Rec., dass die Frage nach dem Verhältnisse der Philosophie zur Religion, um eine Religionsphilosophie zu bilden, nicht befriedigend von Hn. *S.* beantwortet sey. Es scheint aber, als wenn der Vf. selbst über dieses Verhältniss nicht im Klaren gewesen. Er beurtheilt S. 10 u. 11 den Satz: *Religion und Philosophie sind Eins*, und wirft denen, die ihn aufgestellt haben, Mangel an *Bestimmtheit*, *Schärfe* und *Tiefe* vor, weil sie jenen Satz so schlechthin aufstellten, ohne die Verbindung zwischen Philosophie und Religion genauer zu bezeichnen. Er selbst bestimmt diese Verbindung so: „*Die Religion liegt aller Philosophie nothwendig zum Grunde,*" oder: „*Ohne die Grundlage der Religion ist überall keine Philosophie.*" Ohne bey der Vieldeutigkeit, und folglich Unbestimmtheit, dieser Ausdrücke zu verweilen, gehen wir gleich zu dem fort, was S. 14 darüber weiter gesagt wird. „Wie mag nun aber" — lässt der Vf. jemanden fragen — „hier eine Religionsph. aufgeführt werden, wenn eben die Religion aller Philosophie schon zum Grunde liegt? Waltet hier kein Verstoss gegen ein logisches Gesetz ob? u. s. w. — Auf dieser Seite betrachtet, wie nämlich die Religion dem Subjecte (irgend einem Menschengeist) einwohnt, kann sie allerdings nicht *dergestalt neben* der Philosophie aufgeführt, oder damit verknüpft werden. Allein es fragt sich hier nach der *Quelle*, nach dem *inneren allgemeingültigen Grunde*, und hiemit nach dem *Objecte* der Religion. Wohl fällt *dieses* mit dem *Gegenstande aller Philosophie* zusammen; wohl ist diese, als *Wissenschaft des Absoluten* aufgestellt, eben darum auch die *Lehre des Göttlichen.*" — Rec. gesteht aufrichtig, dass er in diesem Räsonnement nicht nur keinen Zusammenhang finden kann, sondern dass es ihm auch dem Obigen widersprechend scheint. Denn wenn das *Object der Religion* mit dem *Gegenstand aller Philosophie zusammenfällt:* so sind ja Religion und Philosophie völlig Eins; sie könnten sich höchstens in der Behandlungsart dieses Objects unterscheiden. Und wie will Hr. *S.* darthun, dass *alle* Philosophie mit der Religion *einerley* Object habe? Nicht zu gedenken der Anthropologie, der Pädagogik, der Politik und anderer angewandten philosophischen Wissenschaften, in denen freylich wohl auch von der Religion die Rede seyn kann und soll, die aber doch nicht gleiches Object mit dieser haben: so beschäftigt sich ja auch in der sogenannten reinen Philosophie die ganze Logik, und selbst eine Menge von metaphysischen Lehrsätzen mit Dingen, die der Religion als solcher fremd sind. Doch von der Metaphysik hat unser Vf. auch ganz eigene Begriffe. Er sagt S. 17 u. 18, wenn die Religionsph. als ein Theil der *Philosophie* erscheine: so sey sie *eben darum* auch ein Zweig der *Metaphysik*, „vorausgesetzt freylich, diese sey mit jener (zuvörderst nach der idealischen Bestimmung) *ganz Eins.*" Aber wer wird denn eine solche Voraussetzung machen, wenn er nicht ganz willkührlich verfahren, wenn er nicht allem Sprachgebrauche, der immer die Metaphysik als Theil von der Philosophie als Ganzem unterschieden hat, Trotz bieten will? Und wenn Hr. *S. Metaphysik* schlechthin für „*Lehre des* (*wahrhaft*) *Übersinnlichen*" erklärt: so hat er wohl vergessen, dass es auch eine *Metaphysik des Sinnlichen* (der schlechtweg so genannten Natur — daher metaphysische Naturwissenschaft) giebt. Wenn er aber behauptet, dass schon Aristoteles das Wort Metaphysik „*herausgebildet oder gestellt*" habe (wie er sich etwas sonderbar ausdrückt): so befindet er sich auch in einem historischen Irrthume. Denn weder Aristoteles noch irgend ein alter griechischer Schriftsteller hat jenes Wort herausgebildet oder gestellt. Es ist eine *vox barbara*, durch die blosse Zusammenziehung des Titels einer aristotelischen Schrift von den Scholastikern gebildet. Die Alten hatten nur eine Physik, und erst spät fing man an, das Metaphysische vom Physischen zu scheiden; denn auch in jener aristotelischen Schrift ist noch beides vermischt. Seitdem man aber diese Scheidung vorgenommen, hat man immer unter Metaphysik bloss einen Theil der Philosophie, und zwar der speculativen oder theoretischen, verstanden. Erst *Kant* hatte den seltsamen Einfall, eine *Metaphysik der Natur* und eine *Metaphysik der Sitten* zu unterscheiden, da doch seine Metaphysik der Sitten nichts anderes als praktische Philosophie ist, wiewohl sie nur zwey Theile derselben, Rechtslehre und Tugendlehre, unter sich befasst. Hätte er consequent verfahren wollen: so musste er zu dieser Metaphysik der Sitten auch die philosophische Religionslehre zählen. Da diess *Kant* nicht that: so hat nun Hr. *S.* den noch seltsameren Einfall, „*neben der Metaphysik der Sitten*" noch eine *Metaphysik der Religion* aufzustellen, so dass wir jetzt drey, und wenn wir die von Anderen aufgeführte *Metaphysik des Schönen* oder *der Kunst* noch hinzuzählen, sogar vier Metaphysiken haben. Wer steht uns aber dafür, dass nicht noch jemand nächstens aufstehe und aus *Schlözer's* Metapolitik eine *Metaphysik der Politik* oder aus *Herder's* Metakritik eine *Metaphysik der Kritik* mache! Denn der Einfälle kann man unendlich viele haben; es fragt sich aber nur, ob sich's der Mühe verlohne, sie dem Publicum mitzutheilen, und ob, wenn man sich Abweichungen vom Sprachgebrauche oder Schöpfungen neuer Kunstwörter und Titel erlaubt, dazu ein nöthigender Grund vorhanden sey. Übrigens pflichtet Rec. dem Vf. in demjenigen von Herzen bey, was derselbe über die innige Verbindung des Religiösen mit dem Moralischen sagt, und eine besondere Auszeichnung verdient in dieser Hinsicht folgende Stelle aus S. 29, die ein wahres Wort zu seiner Zeit ist: „Wer den *sittlichen Grundbegriff* als wissenschaftliche Bestimmung in Absicht der Religion schlechthin verwirft, und so *mit Gott anfangend*, das Ἓν καὶ πᾶν oder die Einheit des Denkens und Seyns, der Geister- und Körper-Welt etc. aufführt: der mag

dabey ein *breites*, *populäres* oder *ästhetisches Gerede* vorbringen; er mag so *ansprechend für das Gemüth*, als *belebend für die Phantasie* seyn; ja er mag, wenn die mystische Voraussetzung einmal gemacht und zugestanden ist, mit logischer Feinheit darein spielen, mit Präcision fortspinnen, auch manches sonst Treffliche oder Schätzbare einweben, und so, zumal unter gewissen Umständen, *einen blendenden Anschein der Wissenschaft hervorzaubern*: allein der *Wissenschaft* ist damit, nach meiner innigsten Überzeugung, auf keine Weise gedient." Rec. würde nur noch hinzusetzen: „und auch der *ächten Religiosität* nicht." Denn diese fodert etwas mehr, als ein frommtönendes Gerede über das Göttliche, Ewige, Unendliche u. s. w.

Die Religionsphilosophie selbst theilt Hr. *S.* in zwey Theile. Der erste ist überschrieben: *Entwickelung des reinen Begriffs der Religion;* der zweyte: *Betrachtung der Religion im Gebiete der Erscheinungen.* Jeder Theil hat wieder vier Abschnitte. Der 1 Abschn. des 1 Th. handelt von dem *allgemeinen*, *objectiven Grunde der Religion*, oder von der *religiösen Anlage.* Hr. *S.* findet diese mit Recht in der Vernunft selbst, wie auch die moralische Anlage, und betrachtet beide Anlagen sowohl in ihrer Einheit als in ihrer Verschiedenheit Was er hierüber sagt, ist grösstentheils richtig. Aber nach §. 3 u. 12 der Einleitung sollte man hier „ein *Princip*, einen *ersten Grundsatz in Absicht des Religiösen*" erwarten. Davon findet sich aber nichts Hr. *S.* spricht immer nur vom Grund oder Quell der Religion. Er scheint also entweder sein Versprechen vergessen, oder den Grund (*principium essendi*) mit dem Grundsatze (*principium cognoscendi*) verwechselt zu haben. Auch möchte Rec. der Behauptung (S. 65) nicht beytreten, dass die Unterscheidung der *natürlichen* und der *übernatürlichen* Religion *in jeder Hinsicht* verwerflich sey. Sie hat in Ansehung der Quelle, aus welcher verschiedene Individuen ihre religiösen Überzeugungen herleiten, ihren guten Grund; und in dieser Hinsicht ist auch gegen die Ausdrücke: *natürliche* und *geoffenbarte* Religion, oder: *Offenbarung* und *Vernunftreligion*, nichts einzuwenden, wiewohl sie Hr. *S.* ebenfalls verwirft, weil er den Begriff der Offenbarung dergestalt bestimmt, dass aller Gegensatz zwischen ihr und dem Natürlichen oder dem Vernünftigen aufgehoben wird. Wie aber Hr. *S.* den Ausdruck: *moralische Religion*, S. 67 darum als unstatthaft verwerfen könne, weil es *überall* keine Religion gebe, die nicht vermöge ihres Wesens moralisch wäre, begreift Rec. nicht. Spricht doch Hr. *S.* selbst S. 53 u. 54 von einem *moralischen Atheismus* und einem *religiösen Immoralismus!* — Im 2 Abschn. wird vom *Urseyn* gehandelt, oder die Frage beantwortet, *wie die Überzeugung sich bilde*, *dass Gott sey.* Bey dieser Gelegenheit erörtert Hr. *S.* noch einmal das von ihm schon in einer früheren Schrift weitläuftig auseinandergesetzte Verhältniss zwischen *Verstand* und *Vernunft*. Nach seiner Ansicht fällt das *Wissen* *als solches* dem *blossen Verstande* zu (S. 114), das *Glauben* aber der *Vernunft* (S. 113). Daher *kommt* zur Vernunft der Verstand als *Organ* oder *Werkzeug* derselben *hinzu* (S. 116). Daher *gründet sich* das Wissen auf den Glauben (S. 118). Daher soll auch der Unterschied zwischen *theoretischer* und *praktischer Vernunft* wegfallen, indem das *Theoretische* oder (?) die *Theorie als solche* geradehin dem Verstande zuzuweisen sey, obgleich die *wahre* Theorie von der Vernunft abstamme (S. 99). Rec. muss bekennen, dass ihm eben diese Theorie nicht als wahr einleuchtet. Es war wohl einseitig von *Kant*, dass er zwischen theoretischer und praktischer Vernunft eine Art von Kluft befestigte, und Wissen und Glauben zu sehr von einander trennte. Aber fällt nicht Hr. *S.* in eine andere Einseitigkeit, und zerreisst er das Innere nicht noch mehr wie jener? Des Rec. Ansicht hierüber ist folgende. Das *ganze* Vermögen des menschlichen Geistes ist *zugleich* theoretisch und praktisch. Der Unterschied beruht lediglich darauf, dass dort die Wirksamkeit des Geistes mehr nach innen gekehrt (*immanent*), hier mehr nach aussen gekehrt (*transeunt*) ist, dass dort das Ideale, Subjective, hier das Reale, Objective vorwaltet. Es giebt daher eben sowohl einen theoretischen und praktischen *Sinn* und einen theoretischen und praktischen *Verstand*, als eine theoretische und praktische *Vernunft*. Aber Sinn, Verstand und Vernunft sind überhaupt nur verschiedene Äusserungsarten, Wirkungskreise, Zweige (oder wie man es sonst nennen will) eines und desselben Vermögens. Sie haben daher an unserer Überzeugung, an unserem Fürwahrhalten, man nenne dieses Wissen oder Glauben, gemeinschaftlichen Antheil. Es ist folglich eine bloss willkührliche Trennung, wenn man das Wissen dem Verstande und das Glauben der Vernunft beylegt. Sonach wären ja alle Wissenschaften, selbst Philosophie und Mathematik, die man sonst vorzugsweise *rationale* Wissenschaften im Gegensatze der *historischen* oder *empirischen* nannte, blosse Verstandesproducte! Und was soll das heissen, der Verstand sey ein *Organ* oder *Werkzeug* der Vernunft, und *komme* als solches zu derselben *hinzu?* Und giebt es denn nicht auch ein *unmittelbares* Wissen? Ja, ist nicht dieses eigentlich der wahre Grund alles übrigen (mittelbaren) Wissens und selbst des Glaubens? Würde der Mensch wohl irgend etwas durch Vermittelung (Ableitung des Einen aus dem Anderen) wissen, würde er irgend etwas glauben können, wenn er nicht schon vor allem mittelbaren Wissen und vor allem Glauben etwas unmittelbar wüsste? Rec. glaubt daher, dass, wenn Einige das *Gefühl*, Andere den *Glauben*, und noch Andere sogar die *Ahnung* als das Höchste in der Erkenntniss oder dem Bewusstseyn nennen, nichts anderes als das *unmittelbare Wissen* gemeint sey, das sich in uns bald mehr bald weniger klar und deutlich ankündigt, und deshalb von Vielen gänzlich verkannt wird. Auch bey Hn. *S.* scheint diess der Fall zu seyn; daher der Widerspruch, dass er das Wissen

und die Theorie, *als solche*, dem Verstande zuweist, und doch die *wahre* Theorie, also auch das *wahre* Wissen, von der Vernunft abstammen läßt. Und wie kann Hr. *S.* das *Theoretische* und die *Theorie als solche* für einerley halten? Kann sich denn die Theorie nicht sowohl auf das *Theoretische* als auf das *Praktische* beziehn? Und ist die sogenannte *praktische Philosophie* nicht eben eine Theorie, die sich auf das Praktische, das menschliche Handeln und die zum Grunde liegende Gesinnung, bezieht? Was Hr. *S.* am Ende seiner Schrift gegen den Unterschied zwischen theoretischer und praktischer Philosophie erinnert, hat Rec. nicht befriedigt. Auch unterscheidet er ja selbst theoretischen und praktischen Aberglauben und Unglauben. Im Übrigen aber hält Rec. die Art und Weise, wie Hr. *S.* die Überzeugung vom Seyn Gottes sich im Gemüthe bilden läßt, für richtig; sie entwickelt sich nämlich dadurch von selbst, dass der Mensch dem Göttlichen huldigt, und so die Gottheit zuerst factisch anerkennt, dann aber auch durch Nachdenken über sich selbst und seine Bestimmung, so wie über die Aussenwelt, sich von Gott als dem Urgrund alles Seyns, dem Ideal alles Guten, dem Regierer der Welt u. s. w. mit lebendigem Bewusstseyn überzeugt. So versteht wenigstens Rec. den Vf., und so ist er mit ihm ganz einverstanden. Auch die Würdigung der sogenannten Beweise für das Daseyn Gottes ist Hn. *S.* gut gelungen; er zeigt nicht bloss ihr Fehlerhaftes, sondern hebt auch diejenigen Momente hervor, wodurch sie sich an den eigentlichen Überzeugungsgrund anschliessen. Warum hat er aber den von dem allgemeinen Völkerzeugniss hergenommenen Beweis gar nicht erwähnt? Die Alten hielten viel darauf, und dieses Argument kann die Überzeugung von Gott wenigstens in sofern bestärken, als es die Allgemeinheit der religiösen Anlage und des daraus hervorgehenden Glaubens an das Göttliche beweist. Wenn übrigens Hr. *S.* am Ende dieses Abschnitts noch die beiden Behauptungen aufstellt: „*Es giebt keine absolute Erkenntniss*," und: „*Es giebt eine Erkenntniss des Absoluten:*" so möchte Rec. ihn fragen, ob nicht zur Erkenntniss des Absoluten auch eine absolute Erkenntniss erfoderlich sey. — Im 3 Abschn. handelt Hr. *S. von den göttlichen Eigenschaften*. Heiligkeit, Gütigkeit und Gerechtigkeit betrachtet er als *primäre*, Allwissenheit und Allmacht als *secundäre* Eigenschaften, und läßt aus der Verbindung der Heiligkeit mit der Allwissenheit die göttliche Weisheit hervorgehn. Man sieht also, dass der Vf. überall von sittlichen Ideen ausgeht, wie es auch in einer ächten Religionsphilosophie geschehen muss. Nur ein paar Bemerkungen erlaubt sich Rec. über diesen Abschnitt. Hr. *S.* sagt S. 180, die *Vorsehung* sey keine *Eigenschaft* Gottes, sondern die *Gottheit selbst*, weil in ihr alle eben genannten Eigenschaften vereinigt seyen. Allein wenn die Vorsehung in der Sprache des Lebens für Gott selbst genannt wird: so ist diess ein metonymischer Ausdruck (*effectus pro causa*); denn eigentlich ist Vorsehung nichts anderes als die allumfassende Wirksamkeit der Gottheit in Beziehung auf das Dauernde und Wechselnde in der Welt; daher auch erst im folgenden Abschnitt davon hätte gehandelt werden sollen. Ebendas. will Hr. *S.* die *Seligkeit* Gottes nicht als Eigenschaft betrachtet wissen, weil sie bloss eine *Folge* der Heiligkeit sey. Er muss aber selbst gestehn, dass das Wort Folge hier nicht recht passend sey; und da er im Grunde alle göttlichen Eigenschaften aus der Heiligkeit ableitet: so wären jene in sofern lauter Folgen von dieser; mithin hätte der Vf., streng genommen, auch nur von Einer primären Eigenschaft reden, die Seligkeit aber unter die secundären aufnehmen sollen. Übrigens ist freylich dieser ganze Unterschied eine blosse Folge der beschränkten menschlichen Vorstellungsweise, welche die Fülle des Göttlichen nur auf diesem analytischen Wege zu denken vermag. — Im 4 Abschnitt endlich betrachtet Hr. *S.* das *Universum*, d. h. nach einer beygefügten Erklärung, den *Menschen* und die *Natur* im *Verhältnisse zu Gott*. Mit Recht sagt er, dass man die Gottheit weder von der Welt trennen, noch mit ihr vermischen dürfe. Die Vernunft nöthigt uns, die Welt als abhängig von Gott zu betrachten, obwohl das Wie nicht begriffen werden kann. Daher nennt Hr. *S.* die *Schöpfung* und *Regierung* der Welt Räthsel. Die *Erhaltung* übergeht er gänzlich, ohne den Grund davon anzuzeigen. Eigentlich hätte er sie unter dem Titel der *Vorsehung* mit abhandeln sollen; Hr. *S.* betrachtet aber die Vorsehung bloss als Weltregierung. Bey Gelegenheit der Schöpfung redet er auch von der *Unsterblichkeit*. Rec. kann diess nicht billigen. Die Unsterblichkeitslehre ist ein so wichtiger Theil der Religionsphilosophie, dass ihr wohl ein besonderer Abschnitt gebührte. Hr. *S.* sagt selbst: „Der Glaube an Gott und (der Glaube) an die Unsterblichkeit sind mit einander verknüpft durch ein inneres Band." Diese Verbindung musste bestimmt nachgewiesen werden, welches hier nicht geschehen ist. Und wenn der Glaube an Unsterblichkeit mit dem Glauben an Gott so genau verknüpft ist: so durfte die Lehre von der Unsterblichkeit nicht als eine blosse Digression in dem §. über die Schöpfung erscheinen. Übrigens erklärt sich der Vf. mit Recht für eine persönliche Unsterblichkeit gegen diejenigen, welche den Menschen vom Universum wieder verschlungen werden lassen, nachdem er einige Augenblicke auf dem Schauplatze der Erde gleich einer Marionette figurirt hat. Die Klage über die Vieldeutigkeit und den schwankenden Gebrauch des Wortes *Natur* (S. 229) scheint dem Rec. doch übertrieben. Im Grunde hat es nur zwey Bedeutungen, eine *materiale* und eine *formale*, von denen bald die eine, bald die andere vorherrscht. Aber gerecht ist die Rüge des Unfugs, den man in unseren Zeiten mit diesem Worte und mit der Natur selbst getrieben hat; und die Freymüthigkeit, welche Hr. *S.* besonders in diesem Abschnitt in Beziehung auf die neuesten Ausgeburten einer phantastischen Naturphilosophie beweist, verdient die höchste Achtung.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 APRIL 1811.

PHILOSOPHIE.

Landshut, b. Thomann: *Die Religionsphilosophie.* Dargestellt von Dr. *G. Salat* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Den Inhalt des zweyten Theils kann Rec., um nicht zu weitläuftig zu werden, nur im Allgemeinen bezeichnen. Es wird darin 1) vom *Verhältnisse zwischen Wesen und Form in Absicht des Religiösen* gesprochen, und dabey insonderheit manche gute Bemerkung über Monotheismus und Polytheismus, Heidenthum und Christenthum gemacht. Mit Ernst rügt Hr. *S.* bey dieser Gelegenheit auch die *Vielgötterey* in der Sprache neuerer Philosophen und Schöngeister, und erinnert sie an jene Worte Plato's in einem Brief an Dionys: „Die Briefe, an welchen mir gelegen ist, werd' ich immer mit dem Worte *Gott* in der einfachen Zahl anfangen; sag' ich aber im Anfange *Götter:* so kannst du schliessen, dass es mir kein rechter Ernst ist." — Sodann wird 2) die *Position* in Absicht des Religiösen: das *Dogma*, der *Dogmatismus* und der *Aberglaube;* so wie 3) die *Negation* in Absicht des Religiösen: die *Religionsfreyheit*, der *Skepticismus* und der *Unglaube* betrachtet. In beiden Abschnitten wird recht viel Gutes gesagt, und besonders im letzten ein treffendes Wort zu Nutz' und Frommen der *Aufklärung* geredet. Denn seitdem sogar gewisse Philosophen die Finsterniss in ihre hohe Protection genommen haben, ist es leider so weit gediehen, dass selbst das Licht einer Apologie bedarf, gleichsam als wäre die Wärme nicht mit dem Lichte, sondern mit der Finsterniss verbunden! Räumt aber Hr. *S.* den Lobrednern des mystischen Dunkels nicht zu viel ein, wenn er S. 343 zugesteht, dass die Religiosität *vornehmlich*, ja *zuerst* auf Gefühl und Phantasie beruhe? Und wie stimmt diess mit seinen übrigen Behauptungen, dass die Vernunft das eigentliche religiöse Princip, dass in ihr die religiöse Anlage begründet oder enthalten, dass sie die *Quelle der Religion* sey, „fasse man übrigens diese als *Gesinnung*, oder als *Lehre*, als *Leben*, oder als *Wissenschaft* auf" — ? (S. 44). Sollte hier nicht ein kleiner Widerspruch obwalten? Und sollte dieser Widerspruch vielleicht aus der Besorgniss entstanden seyn, man möchte den Vf. für einen Menschen ohne Gefühl und Phantasie erklären, wenn er diese der Vernunft mit Consequenz unterordnete? — Endlich handelt Hr. *S.* noch 4) von der *Kirche*, der er sowohl eine positive Seite, welche im *reinen Katholicismus* hervortrete, als eine negative, welche sich im *reinen Protestantismus* zeige, beylegt, so jedoch, dass beide mit einander verbunden seyn sollen. Auch erwägt er hier das Verhältniss zwischen *Staat* und *Kirche*, die weder getrennt noch auch vermischt werden sollen. — In einem sogenannten *Beschluss* werden noch einige Bemerkungen, theils allgemeinen, theils polemischen Inhalts, hinzugefügt.

Noch erlaube Hr. *S.* dem Rec. einige Bemerkungen über dessen Stil. Eine sehr auffallende Eigenheit desselben ist die Überladung der Rede mit einer Menge gleichbedeutender oder wenigstens sinnverwandter Wörter. Man nehme z. B. folgende Stelle aus S. 48: „Nach einer schon gegebenen Ansicht kommt es vor Allem darauf an, dass man das Menschenindividuum in seinem Uracte, *wenn* und *wie da* die *reinmenschliche*, die *menschenwürdige* oder *idealische* Richtung des Geistes eintritt, auffasse. In diesem Acte *begegnen* und *durchdringen* sich Moralität und Religiosität, d. h. sie sind in sofern Eins, wenn nur jede *ursprünglich* oder *rein* betrachtet wird; und dieser *Richtung* oder *Stimmung* des *Willens*, des *Geistes*, des *Gemüths* . . . kommt dann nach derselben Ansicht eben sowohl das eine als das andere Prädicat zu: *moralisch oder religiös, religiös oder moralisch.*" — So geht es durch das ganze Buch. Es ist Hn. *S.* nicht genug zu sagen, *die ächte Wissenschaft;* es muss auch noch *die wahre* nebst einem *Etc.* hinzukommen (S. 5), gleichsam als wär' es auch daran noch nicht genug! Sagt er, der Genius der Menschheit habe ein Wort *gebildet:* so setzt er noch hinzu: *gestempelt* (S. 10). Sagt er von einer Wissenschaft: *Ihr Gehalt:* so folgt gleich noch *ihr Stoff* und ein *Etc.* (S. 40.) Ist etwas *Sache der Geschichte:* so liest man gleich daneben noch: *der Historie* (S. 43). Auf ähnliche Art heisst es S. 61: „Erklärung (Definition) oder Bestimmung". — S. 63: „Ein gewisser Schein und Schall von Umfassung, Vollendung oder Totalität". — S. 69: „Dem Höchsten oder Göttlichen sich opfernd, weihend". — S. 113: „Einführung (Introduction) des Besseren". — S. 116: „Wie folglich ersterer als Organ und Werkzeug der letzteren hinzukommt oder eintritt". — Hr. *S.* tadelt S. 60 und 113 die Ausdrücke: *Idee des Absoluten, Vernunftidee, Vernunftglaube*, als Pleonasmen. Wollte

man so streng mit ihm verfahren: so müsste man sein ganzes Buch der Darstellung nach einen fortlaufenden Pleonasmus nennen. Aber auch grammatisch unrichtig schreibt Hr. *S.* z. B. S. 18: Lehre *des* Übersinnlichen, statt: *vom* Übersinnlichen. S. 29: In Absicht *der* Religion, statt: *auf* Religion. S. 28: Hirnge*spenst*, statt: Hirnge*spinnst* (denn jenes wäre ein Hirn-Hirn-Gespinnst, also ein derber Pleonasmus). S. 197. *Von* der Contemplation beschäftigt seyn, statt: *mit*. Und warum sagt Hr. *S.* (S. 348) vom Verstande: „Er *versirt*, statt: Er *wirkt* oder *ist thätig* im Felde des Äussern? Warum lässt er (S. 366.) den Menschen nicht *nach dem Höheren streben*, sondern *auf das Höhere tendiren?* — Rec. gehört nicht zu den strengen Puristen; aber billigen kann er die fremden Wörter nicht, wo sie ganz unnöthig sind. Endlich sind dem Rec. sowohl die *Husaren* und die *Dragoner* S. 16, als auch die *Blutwurst* und der *Kalbsbraten* S 215 aufgefallen, indem er dadurch an die *Schweinskeule* erinnert wurde, mit welcher einst *Nicolai* gegen den Idealismus zu Felde zog. In einem wissenschaftlichen Vortrage, besonders wo vom Höchsten und Heiligsten, wie hier, die Rede ist, sollte wohl solcher profanen Dinge überall keine Erwähnung geschehen. Ur.

DAHLEN, b. dem Vf.: *Die Gesetzlichkeit in der Moral*, oder *Sollen*, *Gesetz und Pflicht gehören als Hauptsachen nicht in die Moral.* Eine Abhandlung als Einladung zur Verbesserung derselben, von M. *Gottlieb Adolf Flek.* 1807. XIV u. 106 S. 8.

Es fehlt dem Vf. dieser Schrift nicht ganz an Scharfsinn, aber er blicket zu sehr auf Einen Punct, und vernachlässigt darüber die anderen Seiten des Gegenstandes. — Dass *Sollen* und *Gesetz* ursprünglich auf ein Verhältniss verschiedener Personen hinweisen, das hat Hr. *F.* recht gut bewiesen; es wird aber so leicht von Niemanden bezweifelt werden. Wäre nun die ursprüngliche Bedeutung dieser Ausdrücke die einzige in dem Sprachgebrauche gegründete: so hätte der Vf. Recht; Sollen und Gesetz gehörten dann nicht in die Moral. Denn Moral entsteht für Keinen daraus, dass Andere wollen, er solle Etwas thun oder unterlassen. Überhaupt kann, wie er richtig gezeigt hat, durch die Form der Gesetzmässigkeit Etwas nicht gut werden.

Allein haben denn nicht in allen gebildeten Sprachen sehr viele Ausdrücke Bedeutungen angenommen, welche sie ursprünglich nicht hatten, welche aber mit den ersten Bedeutungen durch irgend ein Band zusammenhängen? Wie könnte es dem Vf. entgehen, dass dieses gerade mit jenen Wörtern der Fall ist? „Wir können", sagt er S. 28, „uns denken, dass Jemand das Gesetz an Alle giebt, und es könnte es auch in der That Jemand geben: du sollst tödten, du sollst verläumden, stehlen u. s. w. Wer nun diess thäte (dieses Gesetz befolgte), der handelte gesetzmässig, er handelte so wie er soll, und doch handelte der gut? Und gesetzt, er thäte es nicht, er handelte also, wie er (nach diesem Gesetze) nicht sollte, handelte er dann schlecht? — Man könnte Alles, von dem man weiss, dass es abscheulich, hässlich, schädlich, schändlich, schlecht ist, zusammenfassen und in ein Gesetz bringen. Was diesem Gesetze gemäss wäre, wäre gesetzmässig, *so sollte* man handeln, und wäre das desswegen gut? Werden wir, wenn wir von Etwas, das wir für schlecht und böse hielten, erführen, dass es in einem Gesetze geboten sey, nun sogleich unser Urtheil umdrehen und es nun für gut halten?" — Hr. *F.* wird doch nicht leugnen, dass man von solchen Gesetzen, dem Sprachgebrauche gemäss, sagen würde: Sie *sollten* keine Gesetze seyn? Bezeichnet also *Sollen* nicht offenbar eine Übereinstimmung mit der Vernunft, mit den Umständen, mit der Natur der Sache? Die nämliche Bewandtniss hat es mit dem Worte *Gesetz*, das nach dem Sprachgebrauche unter anderen auch einen Satz bezeichnet, welcher die Nothwendigkeit ausdrückt, welche die Handlungen durch die Gründe erhalten, nach denen sie beurtheilt werden müssen. (Vrgl. *Eberhard's Synonymik*, 3 Th. S. 176.) Was endlich das Wort *Pflicht* betrifft: so denkt gewiss Jeder, der es hört, allemal zuerst an etwas Moralisches.

So ist demnach der Sprachgebrauch der bisherigen Moralisten gegen ihren Censor leicht zu vertheidigen. — Dass aber die blosse Form der Gesetzlichkeit Etwas gut mache, ist Keinem in den Sinn gekommen, zu behaupten. Nicht die Form des Gesetzes halten sie für den Verpflichtungsgrund, sondern durch den Ausspruch der Vernunft, durch die Vernunftmässigkeit, wird Etwas zum verpflichtenden Gesetze. Das Gute ist nicht gut, weil es gesetzmässig ist, sondern es ist verpflichtendes Gesetz, weil es gut ist. Aber die Erkenntniss, dass Etwas moralisch gut ist, wird zugleich Anerkennung eines Gesetzes, wodurch es geboten wird. Der Vf. versuche nur, das Moralischgute und Moralischböse zu erklären und zu entwickeln: so wird er die Wahrheit nicht umgehen können, dass es nicht gleichgültig ist, was wir wählen, dass wir verbunden sind, dieses zu unterlassen, jenes zu thun. Diese Verbindlichkeit, welche wir anerkennen müssen, wir mögen sie ausdrücken, wie wir wollen, — diese sittliche Nothwendigkeit, in einen Satz gefasset, der zugleich aussagt, wozu wir verbunden sind, was für uns sittlich nothwendig ist, — mit welchem schicklicheren Ausdrucke wird Hr. *F.* sie benennen können, als mit dem Ausdrucke: *Gesetz?* „Aber sich selbst ein Gesetz geben, Gesetzgeber und Gesetze-Empfänger seyn, das ist doch, meint der Vf., ein offenbarer Widerspruch!" Ungeachtet dessen, was S. 66 ff. gesagt wird, kann Keiner so urtheilen, der weiss, was Widerspruch ist. — Erkenne ich eine Verbindlichkeit an, Etwas zu thun: so erkenne ich ein Gesetz an. In so fern diese Verbindlichkeit aus der Vernunft hervorgeht, ist die Vernunft gesetzgebend, und da ich die Ver-

nunft nur in mir, in meinem Bewusstseyn verneh-me, aus mir selbst also, als vernünftigem Wesen, die Verbindlichkeit hervorgeht: so ist es gar nicht widersinnig, zu sagen: ich sey mein eigener Gesetzgeber, besonders in sofern man dadurch einen Gegensatz gegen die Bestimmung von aussen ausdrücken will, — ob es gleich nicht nothwendig ist, sich so auszudrücken. In sofern ich es aber auch bin, dessen Verhalten durch die erkannte Wahrheit oder das Gesetz bestimmt wird oder werden sollte, in sofern ich verbunden bin, mich danach zu richten: in sofern ist mir das Gesetz gegeben. — Der Vorwurf, eine solche Art sich auszudrücken sey in der Wissenschaft verwerflich, weil sie bildlich ist, scheint uns von keiner Bedeutung. Wenn der Vf. aus den Wissenschaften alle Ausdrücke verweisen will, die das, was sie darin bezeichnen sollen, zuerst nur durch eine Metapher oder andere Figur bezeichneten: so würden sehr wenige wissenschaftliche Wörter übrig bleiben. Begriff, vorstellen, Gegenstand, Schluss, herleiten, und unzählige andere bekamen ihre gangbaren und Jedermann verständlichen Bedeutungen auf gleiche Weise.

Indessen wollen wir nicht leugnen, dass viele wissenschaftliche Schriftsteller, namentlich auch die Moralisten, nicht genug dem Missverstande entgegen arbeiten, der aus dem Gebrauche der mehrdeutigen Wörter entstehen kann, und dass in dieser Hinsicht manche Erinnerungen des Vfs. nützlich werden könnten. Aber es ist zu besorgen, dass auch das Gute seines Buches wenig wirken werde, weil es mit so vielem Unhaltbaren und auf blossem Missverstande Beruhenden verbunden ist. Dazu kommt, dass sein Vortrag zwar deutlich, seine Manier aber gar zu breit, und seine Sprache äusserst lahm und nachlässig ist.

HIKL.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. 1) *Landshut*, b. Thomann: *Von den neuern Ursachen eines neueren Kaltsinns gegen die Philosophie auf deutschem Boden.* Ein Wort der Zeit an denkendere Freunde der Wahrheit. Von (dem) Prof. *Salat.* 1810. 51 S. 8. (6 gr.)

2) Ebendaselbst: *Von einer schöneren Hoffnung, welche der Philosophie aus dem neueren Wechsel und Sturz'* (Sturze) *der Systeme aufblüht.* Ein Wort der Zeit an denkendere Freunde der Wahrheit. Von (dem) Prof. *Salat.* 1810. 64 S. 8. (6 Gr.)

Es ist nicht zu leugnen, dass das Publicum, welches bald nach Erscheinung der kantischen Kritik an den dadurch veranlassten Untersuchungen und Streitigkeiten auf dem Gebiete der Philosophie lebhaften Antheil nahm, jetzt einen gewissen Kaltsinn gegen die Philosophie überhaupt äussert, und dass das Zutrauen, welches die sogenannte kritische Philosophie, bey einem grossen Theile des Publicums sich zu erwerben wusste, sich in eine Art von Misstrauen gegen die philosophirende Vernunft selbst verwandelt hat, seitdem jene Philosophie einer Menge von anderweiten Philosophieen, die theils mehr, theils weniger mit jener sowohl als unter einander im Widerstreit begriffen sind, Platz gemacht hat. Auch hat der achtungswerthe Vf. der beiden obigen Schriften die Ursachen dieser Erscheinung in Nr. 1 sehr richtig angegeben. Sie sind nach S. 40. folgende: 1) das *Wechselspiel der Mode*, das in unseren Zeiten mehr als je auf dem Gebiete der Philosophie überhand genommen, und dadurch die dieser Wissenschaft gebührende Achtung vermindert hat, indem man endlich jenes losen Spiels mit neuen Formeln satt und müde wurde; 2) das *beleidigte Gefühl so manches Besseren*, den jene Ausflüsse der Einseitigkeit, der neuen Beschränktheit sowohl als der Leidenschaft zurückstiessen; und 3) die *getäuschte Hoffnung*, da ein System nach dem andern, auf das man eben gebaut hatte, dahin stürzte, und dadurch selbst die Grundvesten der Sittlichkeit und Religiosität zu erschüttern schien; wobey der Vf. nicht vergessen hat, S. 37 auf die Äusserungen des Hochmuths, des wegwerfenden Stolzes, der Rohheit und Grobheit, dergleichen bisher aus diesem Bezirke der Literatur kein deutsches Ohr vernommen hatte, und S. 39 auf die Ausgeburten der bis zur baaren Narrheit fortgehenden Schwärmerey, wodurch Poesie, Philosophie, Religion und Physik recht bunt und kraus wie die Ingredienzien einer Hexensuppe unter einander gemischt wurden, als mitwirkende Ursachen jenes Kaltsinns und Misstrauens hinzudeuten. Rec. theilt aber auch mit dem Vf. die Hoffnung, welche dieser Seite 41 ausspricht, und in No. 2 weiter zu begründen sucht, dass jene ungünstige Stimmung des Publicums gegen die Philosophie nur vorübergehend seyn könne, dass der bessere, deutsche Ernst den lächerlichen oder ärgerlichen Unfug, der seit einiger Zeit auf dem Gebiete der Philosophie herrscht, gewiss besiegen werde, dass selbst der höhere, wissenschaftliche Standpunct, den unsere Cultur im Ganzen bereits erreicht hat, diese schönere Aussicht verbürge, und dass daher die philosophirende Vernunft ihrem Ziele immer näher rücken müsse, wenn sie es auch nie vollständig erreiche.

Allein so sehr auch Rec. dem Vf. in allen diesen Puncten beystimmt: so wenig kann er die Darstellungsweise desselben im Ganzen billigen. Mit Recht fodert der Vf. in der Vorrede zu No. 1. S. 3. „dass der philosophische Stil" [Vortrag], „selbst als philosophische Rede" [wozu eben diese Abhandlung ursprünglich bestimmt war], „durch eine gewisse *Einfachheit*, *Ruhe*, und besonders durch *Bestimmtheit* und *Deutlichkeit* sich auszeichnen müsse." Diese nothwendigen Eigenschaften eines ächt philosophischen Vortrags finden sich aber leider nicht durchgängig in diesen beiden Schriften. Um die Ursachen des bemerkten Kaltsinns auszumitteln, schickt der Vf. einige Blicke 1) auf das Verhältniss des *Verstandes*, 2) auf das der *Phantasie* zur Vernunft und hiemit zur Philosophie voraus. Allein weder von dem einen noch von dem anderen Verhältnisse giebt er dem Leser einen recht deutlichen und bestimmten Begriff, wahrscheinlich weil es ihm selbst noch an einem solchen fehlte. Sein Räsonnement ist daher in dieser Hinsicht etwas schwankend, hin und wieder auch falsch. So soll nach S. 9 in No. 1 die *Form der Philosophie* dem *Verstande* angehören. Da aber jene Form in nichts anderem besteht, als in der Form der Wissenschaftlichkeit überhaupt, sofern nämlich die Philosophie ein systematisches, in sich selbst beschlossenes Ganzes von Erkenntnissen seyn soll: so ist die Form der Philosophie eben sowohl ein Erzeugniss der philosophirenden Vernunft, als deren Materie. Auch wird die Vernunft, indem sie nach dieser Form der Wissenschaftlichkeit ringt, dabey offenbar von der Idee der Absolutheit geleitet, welche jenseits aller Verstandesbegriffe liegt. Ferner soll nach S. 25 die *Phantasie* eben so, wie der *Verstand*, zwischen *Vernunft* und *Sinnlichkeit* in der Mitte schweben. Der Vf. erklärt sich aber nicht darüber, was er denn eigentlich unter Phantasie verstehe, noch wie, wenn schon der Verstand zwischen Vernunft und Sinnlichkeit in der Mitte schwebt, auch noch die Phantasie da schweben könne. Überhaupt ist dieser bildliche Ausdruck nicht gut gewählt. Er kann sehr leicht zu einer crassen Vorstellungsart von den Gemüthsvermögen führen, ob wir gleich diese Vorstellungsart dem sonst einsichtsvollen Vf. nicht zutrauen. Hätt' er sich aber die Mühe gegeben, hierüber genauer nachzudenken, und sich dann mit der von

ihm selbst gefoderten Deutlichkeit und Bestimmtheit zu erklären: so würde er gefunden haben, dass die Phantasie nichts anders als ein Zweig der Sinnlichkeit oder *die durch Spontaneität zum eignen Produciren von Anschauungen und Empfindungen gesteigerte Sinnlichkeit selbst* sey. Hiedurch würde er auch eingesehen haben, dass er, um einen sichern und ordnungsmässigen Gang in seiner Untersuchung zu nehmen, *zuerst* vom Verhältnisse der *Sinnlichkeit* und *hernach* von dem des *Verstandes* zur Vernunft und Philosophie handeln musste. Dann würde sich auch deutlicher ergeben haben, was der Vf. eigentlich zeigen wollte, wie nämlich *der Missbrauch der Phantasie sowohl als des Verstandes* auf dem Gebiete der Philosophie einen gewissen Kaltsinn gegen eben diese Wissenschaft im Publicum erzeugen konnte und musste. Doch hätte der Vf., um ganz gerecht zu seyn und seinen Gegenstand von allen Seiten zu betrachten, die Schuld von jenem Kaltsinn auch nicht den Philosophen allein aufbürden, sondern zugleich bemerken sollen, wie die ungeheueren politischen Ereignisse, die sich in unserem Zeitalter mehr als je drängten, so dass immer eins dem anderen Schlag auf Schlag folgte, die Theilnahme des Publicums an den stilleren Verhandlungen der Philosophen mindern, und die Aufmerksamkeit desselben, besonders in Deutschland, auf die weit grösseren und geräuschvolleren Erscheinungen der Aussenwelt hinlenken mussten. Denn da, wo Leben, Freyheit und Eigenthum von allen Seiten bedroht werden, wo das Unrecht sich mit frecher Stirn an die Stelle des Rechtes setzt, wo ein Volk selbst das Theuerste, was es hat, seine ganze Nationalexistenz gefährdet sieht, da ist es wohl kein Wunder, wenn das deutsche Publicum die Streitigkeiten der Philosophen über Realismus und Idealismus, Rationalismus und Empirismus, Dogmatismus und Skepticismus, nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern selbst mit einer Art von Widerwillen betrachtet, weil sie den inneren Zwiespalt der Nation und somit die Gefahr der Vernichtung noch zu vermehren scheinen.

In der zweyten Schrift, die der Philosophie eine schönere Aussicht in die Zukunft öffnen soll, wo also der Vf. als ein tröstender, belehrender und ermahnender Prophet zu seinen Mitarbeitern auf dem Gebiete der Philosophie spricht, hat er sich doch nicht vor ähnlichen Missgriffen bewahrt, und ebendadurch den Eindruck seiner Tröstungen, Belehrungen und Ermahnungen geschwächt. Er wirft auch hier wieder einige Blicke (diess scheint ein Lieblingsausdruck des Vfs. zu seyn) auf das *Wesen* oder den *Geist* der Philosophie, und besonders auf das Verhältniss zwischen *Wesen* und *Form*, um zu zeigen, dass nach den Niederlagen der Form (der philosophischen Systeme) in der neueren Zeit man endlich anfangen müsse und werde, mehr auf das Wesen oder den Geist der Philosophie zu achten. Er hat aber nicht bedacht, dass der *Form* eigentlich die *Materie* entgegensteht, und dass das *Wesen* oder der *Geist* der Philosophie sich auf *Form sowohl als Materie* bezieht, weil beide ein unzertrennliches Ganzes machen, und sich daher nur in der Abstraction und Reflexion trennen lassen. Der Vf. versuch' es doch einmal, die Philosophie (seine eigene oder eine fremde) darzustellen, wenn auch nur innerlich für sich selbst, ohne ihr zugleich eine bestimmte Form zu geben! Wohl ist dem Rec. der Unterschied des Wesentlichen und des Zufälligen in Ansehung der Form nicht unbekannt. Aber eben um dieses Unterschiedes willen durfte der Vf. nicht, wie so manche neuere Philosophen, der Form schlechthin das Wesen entgegensetzen. Durch diesen falschen Gegensatz hat das ganze Räsonnement des Vfs. in Nr. 2 etwas Schwankendes oder Schielendes bekommen, und am Ende muss er selbst die Einheit des Wesens und der Form in der höchsten Vernunftidee von der Philosophie als Wissenschaft eingestehn.

Löblich ist es, dass der Vf. auf Beachtung des Sprachgebrauchs auch beym Philosophiren dringt. Denn jener Gebrauch, so willkührlich er auch zuweilen scheint, hat doch meistens seinen guten Grund in der ursprünglichen Gesetzmässigkeit unseres Geistes, um deren Erforschung es ja eben dem Philosophen zu thun ist. Dieser darf daher den Sprachgebrauch da, wo er etwa schwankend oder nicht recht passend ist, um die philosophischen Begriffe bestimmt und treffend zu bezeichnen, näher bestimmen und berichtigen, aber nicht ihn überhaupt schnöde verachten und gleichsam mit Füssen treten, wie es in neueren Zeiten so oft geschah. Indessen fürchtet Rec., dass auch der Vf. selbst den Sprachgebrauch ohne Noth verletze, wenn er S. 49 in Nr. 2 das Wort *Anschauung*, das schon seiner Abstammung nach ganz offenbar in die Sphäre der Sinnlichkeit gehört, und von den meisten deutschen Philosophen immer nur innerhalb dieser Sphäre gebraucht worden ist, auch auf die Sphäre der Vernunft übertragen und so der sinnlichen Anschauung eine vernünftige gegenüber stellen will, wozu ihn wahrscheinlich die sogenannte intellectuale Anschauung einiger neuerer Philosophen veranlasst hat. Nach unserer Ueberzeugung ist *sinnliche Anschauung* ein Pleonasmus, wie *sinnliche Empfindung*; und da der Sprachgebrauch dem höheren Vorstellungs- und Erkenntniss-Vermögen das Denken als seine eigenthümliche Function angewiesen hat: so ist gar kein Grund vorhanden, warum man diesen Sprachgebrauch verlassen und dem Verstand oder der Vernunft statt des Denkens durch Begriffe oder durch Ideen das Anschauen unterschieben, und sofort von intellectualer oder rationaler Anschauung reden soll. Dass das griechische Wort *Idee*, worauf sich der Vf. beruft, ursprünglich auch vom Sehen hergenommen ist, und doch jetzt vorzugsweise von Vernunftvorstellungen gebraucht wird, rechtfertigt jene Abweichung nicht. Denn für uns hat jenes *fremde* Wort seine etymologische Bedeutung gänzlich verloren, welches beym *einheimischen* Worte *Anschauung* nicht der Fall ist. Dasselbe gilt vom Worte *Erscheinung*, welches der Vf. auch in die Region des Höheren oder Übersinnlichen übertragen will. Erscheinung ist nach dem herrschenden Sprachgebrauche das sinnlich Wahrnehmbare. Wiefern nun auch *Vorstellungen* und *Bestrebungen* Gegenstände des *inneren* Sinnes werden können, in sofern kann man freylich auch sagen, dass Wahrheit, Tugend, Recht, u. s. w. dem *geistigen Auge erscheine*, wie der Vf. meint. Aber im Grunde ist dieser letzte Ausdruck doch eine blosse Metapher, und das Höhere, Vernünftige, Absolute selbst, das wir durch Ideen denken, schlechthin und als solches eine Erscheinung zu nennen, ist immer wider den Sprachgebrauch und eine Willkührlichkeit, deren sich der Vf. und jeder andere Philosoph billig enthalten sollte, um Missverständnisse und unnütze Streitigkeiten zu vermeiden. Eben diese, oft nur aus Verletzung des Sprachgebrauchs hervorgegangenen Missverständnisse und Streitigkeiten sind es ja, welche jene Spöttereyen über die Philosophie grösstentheils veranlassten, worüber der Vf. hin und wieder klagt, und nicht mit Unrecht, weil der Spott eigentlich nur diesen oder jenen Philosophen und seine sogenannte Philosophie, nicht aber die Philosophie überhaupt hätte treffen sollen, von der doch kein denkender Kopf lassen kann, man mag sie verspotten oder verschreyen, so viel man wolle.

Endlich muss Rec. den Vf. noch bitten, auf seinen Stil überhaupt, und besonders auf seinen Periodenbau mehr Fleiss zu wenden. Denn manche seiner Sätze sind so gedehnt und so verwickelt, dass sie fast unverständlich werden. Man lese z. B. nur den Satz in Nr. 2. S. 43, den wir, um den Raum zu schonen, nicht hersetzen wollen. Da man aus anderen Stellen sieht, dass der Vf besser schreiben kann: so ist er seinen *Lesern* schuldig, sie auf alle Weise mit solchen weitschweifigen, holperigen und verworrenen Perioden zu verschonen; er ist es auch *sich selbst* schuldig, wenn er seinen Überzeugungen bey Anderen Eingang zu verschaffen wünscht; ja er ist es sogar der *Philosophie* schuldig, deren Ansehen in neueren Zeiten auch dadurch gesunken ist, dass so Viele als philosophische Schriftsteller auftraten, die noch nicht einmal gelernt hatten, ihre Gedanken logisch und grammatisch richtig vorzutragen.

Ur.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 APRIL, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comtoir: *Herrnschwand. Über die Mittel, den öffentlichen Credit in einem Staate herzustellen, dessen politische Ökonomie zerstört worden ist.* Deutsch herausgegeben von dem Obristen *von Massenbach.* 1810. XXXII u. 204 S. 8. (18 gr.)

„Das Mittel (sagt Hr. *v. M.* in der Vorrede), welches in dieser Schrift vorgeschlagen wird, den öffentlichen Credit in einem Staate herzustellen, dessen politische Ökonomie durch einen unglücklichen Krieg zerstört worden ist, beruht darauf, dass der Staats-Chef damit den Anfang macht, dem Staate eine auf richtigen Grundsätzen beruhende Verfassung zu geben." Er meint mit diesem Staate *Preussen*, entwickelt dessen ehemalige fehlerhafte Cabinetsverfassung, und sagt endlich, nur diejenige Verfassung sey zweckmässig, worin der Souverain von vier Ministern umgeben sey, und diese Minister durch einen permanent arbeitenden Staatsrath und einen eben so permanent constituirten Senat auf den Staats- und Gross-Kanzler wirken könnten. In einem so eingerichteten Staate könne die vom Vf. *zum Heil der Welt* producirte Idee fruchttragend seyn: der Vf. (ein geborner Schweizer) habe viele Schriften über die politische Ökonomie herausgegeben, und da diese vortrefflichen Schriften zu wenig in Deutschland bekannt wären: so würde hier die Übersetzung eines Auszugs aus dem grösseren Werke von ihm gegeben, welches den Titel führe: *De l'Economie politique et morale de l'Espece humaine*, London, bey Langer und Graham. — Hr. *v. M.* ist der Meinung, „dass diese Schrift dem bedrängten Preussen wieder aufhelfen könne." — Wenn die Vorrede des Hn. *v. M.* zu den grössten Erwartungen berechtigt: so spannt der Vf. die Neugierde des Lesers dadurch noch mehr, dass er in seiner Vorrede zu dem Werke versichert, es sey das Resultat der Beobachtungen, des Nachdenkens und der Arbeiten von 30 Jahren, und es treffe ihn nur das Unglück, dass seine Schriften in England weder vom Publicum, noch von den Kritikern verstanden würden." Die Schrift selbst stellt folgende Hauptmaximen auf: „Der fortschreitende Wohlstand eines Staats gründet sich auf die fortschreitende Vermehrung der Einwohner, diese auf Vervollkommnung des Ackerbaues und der Manufacturen. Im anderen Falle erfolgt zuerst Stillstand, dann Rückschritte. Das anhaltende Fortschreiten der Bevölkerung und der Cultur des Ackerbaues und der Fabriken kann nicht Statt finden, wenn nicht auf gleiche Weise die Tauschmittel (Geld) vermehrt werden." Dieser Grundsatz ist an und für sich richtig; aber die Vermehrung der Tauschmittel oder des Geldes ist die unmittelbare Folge der steigenden Production, und folgt daraus von selbst: man darf sich da, wo viel und gut producirt wird, wo Nachfrage nach Producten ist, nicht ängstlich nach der Vermehrung des Numerärs umsehen. — „Man hat edle Metalle als Tauschmittel eingeführt, und seit dieser Erfindung hat sich die engste Verbindung zwischen dem Gelde und den umzusetzenden Producten eingefunden, so dass nur mit der Vermehrung des Geldes auch die Production steigen kann. Die Geschichte weist demnach kein Volk auf, das nicht in der Cultur stieg, sobald man im Stande war, eine grosse Masse edlen Metalls in Cours zu setzen." Die Geschichte von Spanien beweist gerade das Gegentheil. Seit der Eröffnung der Gold- und Silber-Minen in Südamerika fiel Spaniens Cultur von Jahr zu Jahr immer mehr, und das kam daher, dass mehr edle Metalle in Cours gesetzt wurden, als die Production in Spanien verlangte; da aber, wo eine grosse Production viele edle Metalle zum Umtausch verlangt, da finden wir Producte und Geld neben einander im Überfluss. Darum häuft die Production das Geld an; aber das Geld, welches man künstlich vermehrt, vergrössert keineswegs die Production. — „Daher müssen denn die Regierungen beständig, jedoch im richtigen Verhältnisse zu der Production der Sachen, das Geld vermehren. Beobachten sie dieses Verhältniss nicht, so dass sie zu viel in Cours setzen: so steigen die Preise der Sachen zu unverhältnissmässig, und diess vermindert ihren Verbrauch; oder, wenn sie zu wenig Geld in Cours setzen: so sinken die Preise der Sachen zu sehr, welches die Producenten in ihrem Fleisse muthlos macht, wesshalb die Cultur stehen bleibt." Wenn die Regierungen von jeher sich um den Geld-Cours weiter nicht bekümmert hätten, als dass sie durch einen Stempel von Policeywegen die ihnen von der Nation dargereichten edlen Metalle als Geld bestätigt hätten, dessen Nominalwerth dem inneren entspräche: so würde jedesmal so viel Geld in Cours seyn, als der Tausch es erfoderte. Seitdem aber die Regierungen an der Münze profitirt haben, ist der Fall nirgends eingetreten, dass zu wenig Zahlungsmittel in Cours gesetzt gewesen wären, besonders als sie von dem fal-

schen Grundsatz ausgingen: „Man dürfe nur die Zahlungsmittel vervielfachen, um die Production der Sachen zu heben." Es ist auch ganz falsch, zu glauben, dass das Sinken der Preise der Sachen nachtheilig sey, wenn weniger Geld, wie vorher, *in Cours komme*. Denn bey einer grossen Production und Thätigkeit, die sich auf alle Gegenstände der Industrie verbreitet, kann dieser Erfolg nur dann eintreten, wenn das von der Regierung überflüssigerweise vermehrte Geld auf seinen wahren Werth herabfällt, und diess ist weiter nichts, als ein Übergang der Täuschung zur Wahrheit. — „Es giebt demnach zwey Hauptbedingungen, worauf die ungestörte Entwickelung der Völker beruht: 1) Sie müssen beständig in dem Besitz aller edlen Metalle seyn, welche erfoderlich sind, die Production zu unterstützen. 2) Dass die Vermehrung der edeln Metalle im richtigen Verhältnisse zu der Production fortschreite. Diess ist sehr richtig, nur dürfen sich die Regierungen darum gar nicht direct bekümmern. Werden sie nur für eine gute National-Erziehung Sorge tragen, welche die Köpfe aufklärt: so werden die Unterthanen auch diejenigen Erzeugnisse, welche ihr Vaterland hervorbringt, so vollkommen cultiviren, dass Nachfrage danach entsteht, und der dadurch bewirkte Umtausch wird gerade so viel Tauschmittel in Cours setzen, dass das richtige Verhältniss zwischen Geld und Sachen erhalten werden kann. Wir haben selbstständige Handelsplätze gekannt, Hamburg und Danzig, welche weder Geldmünzen noch Staatspapiere in Cours setzten, und denen es nie an Numerär fehlte, so lange ihre Gewerbe gingen. — „Der auswärtige Handel ist nicht das Mittel, jene Bedingungen zu erfüllen; es können zwar allerdings durch denselben die edlen Metalle aus fremden Ländern eingeführt werden, aber es ist moralisch unmöglich, dass solches in dem Verhältniss geschehen könne, als es die steigende Wohlfahrt erfodert; denn da der auswärtige Handel steigend und fallend ist: so würde der innere Wohlstand von diesem Schwanken abhängig werden." Wenn wir diess auch zugeben, und annehmen wollen, der auswärtige Handel sey nicht die einzige Basis des Nationalwohlstandes: so ist es doch auf alle Fälle die den Umständen und der Localität angemessene Sachenproduction, welche die erfoderlichen edlen Metalle in Umlauf bringt, ohne dass man sie künstlich vermehren darf, und in einem solchen Lande werden die Geldwechsler schon dafür sorgen, dass es nicht am Gelde fehlt, wenn Nachfrage danach ist. — „Gold- und Silber-Minen sind eben so wenig zulänglich, das nöthige Geld hervorzubringen, als der auswärtige Handel, theils weil ihre Producte zu Gefässen gebraucht werden, theils weil sie nicht immer gleiche Ausbeute geben. Ja, alle vorhandenen Minen sind nicht hinreichend, Europa seinen Bedarf an Numerär zu verschaffen, und es ist daher eine Thorheit europäischer Souveraine gewesen, wenn sie geglaubt haben, den Bedarf der Zahlungsmittel allein aus den Resultaten des auswärtigen Handels und ihrer Gold- und Silber-Minen zu bestreiten." O, hätten doch die europäischen Souverains keine andere Thorheit begangen, als diese, wie gut stände es um die Völker! Man sieht übrigens hieraus, dass der Vf. nicht begreift, dass auch bey wenigen Zahlungsmitteln grosser Wohlstand denkbar ist, indem, um diesen zu bewirken, man früher viel Sachen, als viel Geld haben muss. In sofern Geld nur Sachen repräsentirt, kann 1 Rthlr. so gut 2 Scheffel als 1 Scheffel Roggen vorstellen, und der Geldreichthum steigt nur um deshalb mit dem Sachenreichthum, als Metalle selbst Sachen sind. — „Wie haben es denn die Souverains anzufangen, den Mangel edler Metalle durch Surrogate zu ersetzen? Durch die künstliche Vermehrung derselben, vermöge des Credits." Hier haben wir denn wieder einmal die Büchse der Pandora, aus der Assignaten, Mandate, Bancozettel und Tresorscheine für alle Völker so vielfach wegen der grössten Täuschung geflossen sind, indem man glaubte: „*Man dürfe nur künstliches Geld in Cours setzen, um Sachenreichthum und mit ihr Wohlstand der Völker hervorzuzaubern.* Es kann ein natürlicher Umtrieb edler Metalle Statt finden, und auch ein künstlicher; jener ist der des baaren Metallgeldes, dieser ist der der Surrogate des Metallgeldes. Zu diesem Behuf hat man Papier als leicht transportabel, und weil darauf grosse Summen ausgedrückt werden können, gewählt. Jedes Papier, welches Geld repräsentiren soll, kann diess nur mit Erfolg bewirken, wenn die Gewissheit der Realisation existirt. Diese Gewissheit nennt man Credit, und dieser Credit ist öffentlich, wenn die Regierung die Realisation verbürgt. Man kann aber auch zwischen Creditpapier und Papiergeld einen Unterschied machen; ersteres ist ein solches, welches stets realisirbar, das letztere, welches an sich Surrogat des Metallgeldes ist. Das Creditpapier hängt von der unabänderlichen Gewissheit ab, dass es zu jeder Stunde in baares Geld umgesetzt werden könne. Es muss daher stets so viel baares Geld im Rücken haben, als sein Nennwerth beträgt; und wenn alles ausgegebene Creditpapier zur Versilberung präsentirt würde: so muss das baare Geld in Cassa seyn. Deshalb ist dieser Credit denn auch nicht hinlänglich die Cultur zu fördern, weil er von der vorräthigen Quantität des Metallgeldes abhängt. Hätte man sich überzeugen wollen (eigene Worte des Vfs.), dass die beständig zunehmende Wohlfahrt eines Ackerbau treibenden Volks nothwendig von der beständig zunehmenden grösseren Geschwindigkeit des allgemeinen Umtriebs, und diese grössere Geschwindigkeit nothwendig von einer grösseren, immer zunehmenden Masse edler Metalle abhängig sey: so würde man nicht so thöricht gewesen seyn, zu glauben, man könne die politische Ökonomie eines Ackerbau treibenden Volks auf ein Creditpapier gründen, das nach der Willkühr des Besitzers realisirt werden müsse. Deshalb sey denn evident, dass der öffentliche Credit nur bey der zweyten Art seines Einflusses Seegen bringend sey.

oder wenn die Beherrscher der Völker sich den unumschränkten Gebrauch aller erfoderlichen edlen Metalle eigen zu machen verständen, um dadurch die Völker zu einem vollständigen allgemeinen Umtrieb ihrer ausgeprägten edlen Metalle, und mithin zu dem höchst möglichen Grade ihrer Vollkommenheit zu heben." — Das ist ja wieder *Laws* Plan, der unter dem Prinzen von Orleans ausgeführt wurde. Wir gestatten nur einen *Privat-Credit*, wenn von Beförderung der Nationalindustrie die Rede ist, der das Papier (Wechselbriefe) statt des Metallgeldes in Cours setzt; keineswegs den sogenannten öffentlichen Credit durch Creditpapier oder durch Surrogate des Metallgeldes. Denn keine Regierung oder Staat ist sicher, jedesmal ihre versprochenen Verbindlichkeiten erfüllen zu können, und ein Credit, der Nutzen haben soll, muss auf dieser Sicherheit beruhen. Halten zwey Privatpersonen sich nicht das gegebene Wort: so verliert nur eine von beiden dabey; hält der Souverain nicht Wort: so verliert die ganze Nation. Ist in selbstständigen Staaten diese Garantie nicht immer sicher: so ist sie es noch weit weniger in Staaten, die von anderen abhängen, und hier lehrt es in unseren traurigen Zeiten die Erfahrung nur zu sehr, dass die Regierungen sehr oft versprechen, was sie nicht halten *können*. — Das baare Geld hat vor allem und jedem Papier, welches Geld vorstellen soll, den ausserordentlichen Vorzug, dass es die Garantie für seinen Werth mit und in sich herumträgt, und in alle Hände überliefert, worin es roulirt. — Nachdem der Vf. das Schwankende aller Circulationsbanken dargestellt hat, welche nur stets einen Theil ihrer ausgegebenen Papiere im baaren Gelde besässen: kommt er denn endlich auf seinen grossen Gedanken, der alle Völker beglücken soll, und dieser ist kein anderer, als dass man Creditpapiere einführe, welche nur zu gewissen Zeiten realisirt zu werden brauchten. — „Die Regierung z. B. soll 25 Emissionen Creditpapiere machen, welche von 1 bis 25 numerirt werden. Es soll (S. 107 bis 113) eine jede Emission aus 800,000 Livres bestehen, und von der Beschaffenheit seyn, dass eine jede derselben in dem Zeitraume von 25 Jahren, und zwar am Schlusse eines jeden Jahres, in edele Metalle realisirbar ist. Diese 25 Emissionen des öffentlichen Credits werden also mit den Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6 bis 25 gestempelt, um für eine jede das Jahr zu bestimmen, nach dessen Verfluss sie realisirt werden muss. In einer jeden der 25 Emissionen können die 800,000 Livres in so viele einzelne kleinere Emissionen abgetheilt werden, als man es für gut hält, und die kleinste Emission würde man so bestimmen, dass doch noch immer eine verhältnissmässige Masse wirklicher edler Metalle im Umlaufe bliebe. Unmittelbar nachher, wenn diese 25 Emissionen Creditpapiere angefertigt worden, werden von der Regierung 800,000 Livres in wirklichen edlen Metallen, als ein Unterpfand, zur Realisirung der ersten Emission niedergelegt, und zu diesem Unterpfand noch 200,000 Livres hinzugefügt, welche Summe dazu dienen soll, für eine jede der 25 Emissionen Ein Procent Zinsen bezahlen zu können. Diese 200,000 Livres sind nämlich die Zinsen für die ganze Summe der 20,000,000. Nach Verlauf des ersten Jahres, es sey nun, dass die Realisation der ersten der 25 Emissionen entweder ganz oder nur theilweise verlangt worden, deponirt die Regierung wieder 800,000 Livres in wirklichen edlen Metallen, um zum Unterpfande der zweyten Emission zu dienen. Sie fügt zu diesem Depot 192,000 Livres hinzu, welche zur Bezahlung der Zinsen der 24 übrig bleibenden Emissionen gebraucht werden. Nach Verlauf des zweyten Jahres, es sey nun, dass die Realisirung der zweyten der 25 Emissionen entweder ganz oder nur zum Theil verlangt worden ist, deponirt die Regierung wieder 800,000 Livres in wirklichen edlen Metallen, um zur Realisirung der dritten Emission gebraucht zu werden. Sie fügt zu diesem Depot 184,000 Livres hinzu, um davon die Interessen der 23 übrig bleibenden Emissionen zu bezahlen. Und auf diese Art bewirkt die Regierung die Realisirung der 25sten und letzten Emission, unter der unabänderlichen Bedingung, zu diesen Unterpfändern nicht nur einen gewissen Theil ihres gewöhnlichen öffentlichen Einkommens zu verwenden, sondern auch zu dieser grossen Nationalanstalt ein besonderes allen Staatsbürgern zu allen Zeiten zugängliches Haus zu widmen." Wenn zwar diese Geldfabrication der Idee nach besser seyn mag, als die bisher üblichen: so haben wir schon früher erklärt, dass wir überhaupt alle directe Einmischung der Regierung in den Geld-Cours tadeln, und es kann nur eine solche davon vielleicht Gebrauch machen, welche durch Verschwendung, Krieg oder Unglücksfälle dahin gekommen ist, Schulden contrahiren zu müssen, und noch Credit besitzt oder schon Papiergeld eingeführt hat; ohne Noth aber ein solches Mittel anzuwenden, und zwar zur Hebung der Industrie, das finden wir nicht gerathen. Der Vf. fährt dann fort, die Staatsbürger in abhängige und unabhängige Verzehrer zu theilen. Die Unabhängigen sind solche, welche jeden Augenblick Käufer werden können, ohne dass sie vorher Verkäufer gewesen; Abhängige sind solche, welche nicht Käufer werden können, wenn sie nicht vorher Verkäufer waren. Die unabhängigen Verzehrer sind die *Besitzer des baaren Geldes*, die abhängigen *Ackerbauer* und *Manufacturisten*. — Wenn das Geld, welches einen reellen Werth haben soll, einmal durch Arbeit verdient seyn muss: so kann diese Eintheilung nicht anders als unrichtig seyn. Man sieht aber klar daraus, dass *Herrnschwand* meint, man könne Geld machen, und es dürfe nicht durch Arbeit (geistige oder mechanische) verdient werden. „Aus jener Eintheilung folgt, 1) dass die Consumtion der Producte früher unabhängige Consumenten als abhängige erfodert; 2) dass die Consumtion unabhängiger Consumenten der Massstab der Consumtion der Abhängigen sey; 3) dass die Consumtion der unabhängigen Consumenten die allge-

meine Consumtion begründe." — Diess alles reducirt sich auf den Grundsatz: dass die durch Production hervorgebrachten Sachen, welche die Consumtion einer Nation übersteigen, zurückgelegt, erspart oder angelegt sind, den Grad ihrer Cultur, das Steigen und Fallen derselben und ihren Reichthum bestimme, der wieder der Regulator der allgemeinen Consumtion ist. — Die Idee des Vfs. ist falsch: *Die Regierungen könnten durch die Emission grosser Summen von Numerär viele unabhängige Consumenten machen*, wie er in der Folge näher entwickelt, indem er S. 130 f. behauptet: die Staatschefs müssten grossen Aufwand, und durch diesen viele unabhängige Consumenten machen, desshalb in ihren Händen viel Numerär zusammenzubringen suchen; es geschähe dadurch, dass sie (S. 138) die edlen Metalle nach Gutdünken vermehrten.

Diess sey genug, ein System zu entwickeln, welches seit *Laws* berüchtigter Mississippi-Compagnie von allen Staaten mehr oder weniger praktisch ausgeübt worden, wodurch sie alle an den Abgrund gekommen, und welches jetzt in Frankreich fast ganz allein vernichtet, und noch neuerlich sehr gründlich in der Pallas Heft 1. 1810, von *Simon de Sismondi* widerlegt worden ist. Vielleicht könnte diess System in England, wo es nicht an Circulationsbanken fehlt, die weit mehr Papiere ausgeben als sie realisiren können, von Nutzen seyn, um ein Verhältniss zwischen Papier und Geld herzustellen; wahrscheinlich würden aber die Papiere der 25sten Emission gegen die der ersten sehr viel verlieren. — Wie aber Hr. *v. M.* diess dem preussischen Staate hat empfehlen können (worin nur allein durch grossen Fleiss, Mässigkeit und angestrengte Arbeit die Herstellung des National-Wohlstandes denkbar ist, wenn die Regierung fortfährt, Hindernisse, welche der Cultur im Wege stehen, wegzuräumen, und die schon übertriebene Masse von Creditpapieren, welche rouliren, auf alle Art zu vermindern), kann man nur seiner Unkunde der Nationalökonomie zuschreiben. K—n.

Altona, b. Hammerich: *Süllys Geist der Staatsverwaltung.* Aus seinen eigenen Geständnissen in Hinsicht der wichtigsten Gegenstände dargestellt. Mit beyfälligen Marginalien. 1810. 126 S. (14 gr.)

Wohl mit Recht wird *Sully* immer unter die grössten Staatsmänner gezählt werden, welche Frankreich je besass. Zwar war auch er nicht frey von Vorurtheilen, seine oft übertriebene Abneigung gegen Fabriken und Manufacturen ist davon ein hinlänglicher Beweis — und wie könnte man auch billiger Weise selbst von dem grössten Manne verlangen, dass er sich über alle herrschenden Ideen seines Zeitalters erheben sollte? — wohl aber war er darum, nach dem Massstabe seiner Zeit gemessen, nicht minder gross. Eine Vergleichung zwischen *Sully* und *Colbert*, womit die vorliegende Schrift beginnt, möchte aber auch wohl schon desshalb unpasslich seyn. Beide lebten in verschiedenen Zeiten, auf beide hatten verschiedene herrschende Ideen ihren Einfluss geäussert, freylich auf *Colbert* mehr als auf *Sully*, denn das sogenannte Mercantilsystem hatte sich zu den Zeiten des Ersteren schon ungleich mehr ausgebildet, beide lebten unter verschiedenen Umständen, und was von der höchsten Wichtigkeit ist, unter zwey ganz verschiedenen Regenten. Wohl mag es wahr seyn, dass *Ludwig XIV Colberts* Planen unbedingt beypflichtete, während *Heinrich* selbst prüfte und ins Einzelne ging; dagegen aber wollte *Heinrich* das Beste seines Volks, *Ludwig* den Glanz des Reichs, er liebte nur den äusseren Schimmer. *Heinrich* ertrug Widerspruch, bey *Ludwig* war diess wenigstens nicht immer der Fall. Was *Sully's* Ruhm ewig festbegründet, war seine makellose Rechtlichkeit, seine strenge Ordnungsliebe, mit welcher er die Finanzen und alle unter seiner Leitung stehenden Zweige der Staatsverwaltung behandelte. Dieser Geist der Ordnung und Pünctlichkeit leuchtet aus den Memoiren des grossen Mannes allenthalben hervor. Bey *Sully* war keine Systemsucht, davon hielt er nichts; er war ein praktischer Mann in dem edelsten Sinne des Worts, und nur ein solcher wird sich bey der Verwaltung vor den Missgriffen zu hüten wissen, welche die Sucht, allgemeine Regeln aufstellen zu wollen, sonst beynah unvermeidlich nach sich zieht. Was die vorliegende Schrift im Besonderen betrifft: so enthält sie eine sehr passende Auswahl der Maximen und Grundsätze *Sully's*, vorzüglich in Beziehung auf die Finanzverwaltung. Die als Noten beygefügten Marginalien enthalten dazu manche sehr passende durch Beyspiele erläuterte Ausführungen und Belege. A. A.

KURZE ANZEIGEN.

Staatswissenschaften. *Berlin*, b. Hayn: *Der preussische Staatssecretär.* — Ein Handbuch zur Kenntniss des Geschäftskreises der oberen Staatsbehörden, ihrer Titulaturen und Adressen, so wie auch zum schriftlichen Gedankenvortrage in der höheren und niederen Schreibart mit beygefügten Mustern, nebst einem Verzeichniss der Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens erster und dritter Classe, von *J. D. F. Rumpf*, expedirendem Secretär bey der berlinischen Accise- und Zoll-Direction. 1810. 288 S. 8. (1 Rthlr.) Der lange Titel sagt Alles, was das Werk enthält. Ihm kommt die Umbildung der obersten Staatsverwaltungsbehörden, in sofern sie zur Zeit der Herausgabe bekannt war, sehr zu Statten, und ein solcher allgemeiner Rathgeber ist bey jeder neuen Organisation Bedürfniss, um nicht nur die gehörigen Adressen, sondern auch die Förmlichkeiten, die dabey zu beobachten sind, zur Kenntniss des Publicums zu bringen. Man verzeiht dann sehr gern, wenn ein solcher Nothhelfer nicht überall aushilft, und wenn er in wichtigen und interessanten Lagen nicht solche Hülfe leistet, wie man erwartete und erwarten darf. J. Rhb.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 APRIL, 1811.

JUGENDSCHRIFTEN.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Magazin gemeinnütziger Belustigungen und Beschäftigungen für die Jugend.* Ein Pendant zu dem neu eingerichteten Elementarwerke von *E. G. Bröder*, Pastor zu Beuchte im Fürstenthum Hildesheim. Erster Theil. Gesellschaftliche Belustigungen und Beschäftigungen. Zweyter Theil. Beschäftigungen ausser der Gesellschaft. 1809. XVI, 214 und 136 S. 8. (20 Gr.)

Der würdige Vf., der sich um das Studium der lateinischen Sprache als Grammatiker ein allgemein anerkanntes Verdienst erworben, erscheint hier von einer anderen Seite, nämlich als Beförderer nützlicher Thätigkeit und unschuldiger Aufheiterung im Familienkreise. Die Vorrede zeigt hinlänglich, mit welchem soliden Geiste er seinen Zweck auffasste und verfolgte. Das Meiste von dem, was er hier zur Erholung für die Jugend aufstellt, ist, — obgleich es keinesweges von dem Vf. erfunden, sondern nur gesammelt wurde — zweckmäfsig gewählt; zwar mit unter ein wenig zu umständlich, und im selteneren Falle nicht so ganz anschaulich, aber im Ganzen zweckmäfsig vorgetragen: so dass die Schrift mit Recht den Namen einer praktischen verdient, und der Empfehlung werth ist. Wir wünschen nicht, dass dieses im Allgemeinen günstig gefällte Urtheil durch die einzelnen Bemerkungen niedergeschlagen werde, welche wir dem Inhalte beyfügen, ja wir bedauern es, dass wir gleich beym ersten Capitel des Buchs gerade die schwächste Seite des Vfs. nicht unbemerkt lassen dürfen; wir wünschen aber, dass diess den Leser nicht abhalten möge, den Werth des Ganzen, ungeachtet dieser Fehlerhaftigkeit, zu erkennen und es sich empfohlen seyn zu lassen. Hier eine gedrängte Übersicht des Inhalts:

Das *1ste Cap.* liefert Materialien zu einer Wörtersammlung, und giebt den sehr nützlichen und mannichfaltigen Gebrauch derselben an. Die Wörter werden aus der Naturgeschichte, der Geographie, der Geschichte und Mythologie genommen, und Hr. *B.* giebt Übersichten dieser Wissenschaften, in welchen die Wörter, welche ausgehoben werden sollen, durch den Druck kenntlich gemacht werden. Hier finden wir die Übersicht der Geographie auffallend falsch, und zwar nicht bloss durch die politischen Veränderungen in den späteren Jahren, sondern auch durch sehr viele andere, theils recht wunderliche und lächerliche Angaben, die nie wahr gewesen sind, und die es deutlich genug beweisen, dass der Vf. von Geographie nichts versteht. Wollte Rec. die Fehler aufzählen: so würde vielleicht ein halber Bogen dieser Blätter dazu nicht hinreichen. Er möchte daher lieber rathen, diese 26 Seiten als leer zu betrachten. Hr. *B.* aber hätte überlegen sollen, dass eine gute Übersicht einer Wissenschaft mehr erfodere als oberflächliche Kenntniss. — Im *2ten Cap.* folgen Aufgaben zur gesellschaftlichen Beschäftigung und Belustigung; alle recht zweckmäfsig, bis auf die Logogriphen, die wohl eher Langeweile als Belustigung gewähren dürften. — Das *3te Cap.* enthält gesellschaftliche Spiele. Es werden sechs dergleichen angegeben: zwey derselben stehen schon in *GutsMuths* Spielen für die Jugend; eins ist als blosses reines Hazard-Spiel nicht zu empfehlen, und eines ist als wohlbekanntes und blosses Zielwerfen gerade nicht werth, unter diese sehr beschränkte Zahl von Spielen aufgenommen worden zu seyn. — Das *4te Cap.* sorgt recht gut für die Belustigung arithmetischer Köpfe, es giebt nämlich gut gewählte Rechenkunststücke. — Das *5te Capitel* liefert Anagrammen, Charaden und Räthsel sammt den Auflösungen. Hier schliesst der erste Theil. Der *zweyte* enthält eine recht gut ausgeführte Anweisung zu Sammlungen von Natur- und Kunst-Producten. Es macht dem Verstande und dem Herzen des Vfs. Ehre, wenn seine vorgeschlagenen und vorgezeichneten Sammlungen aus guten Gründen nicht auf lebendige Geschöpfe gehen. Er äussert sich darüber sehr richtig.

yn.

Halle, in der Waisenhausbuchhandlung: *Vater Burgheims Reisen mit seinen Kindern, und Erzählungen von seinen ehemaligen Reisen, zur Kenntniss der Natur, der Kunst und des Menschenlebens.* Ein nützliches Unterhaltungsbuch für die Jugend. Von *G. W. Mundt* (damals Feldprediger des Dragoner-Regiments v. Irwing). *Erste Sammlung.* 1801. 240 S. Mit 5 Kupf. *Zweyte Sammlung.* Eine Reise nach Schlesien enthaltend. *Erste Abtheilung.* 1804. 328 S. 8.

Die erste Sammlung enthält Burgheims Spazierreisen mit seinen Kindern in die Umgebungen seines Wohnortes. Die Kohlen und das Kohlenbrennen, die Kienraupe, die Ameise, Unglücksfälle

durch Schiessgewehr, der Schmetterling, die Schreibekunst als eine der wichtigsten Erfindungen, und die Bereitung des Papiers, ehemals und jetzt, nebst einigen schönen Naturscenen: diess ist der Stoff der gesellschaftlichen Unterhaltung. Die zweyte Sammlung enthält die erste Abtheilung einer Reise durch Niederschlesien bis Flinsberg, Meffersdorf und Liebwerda. Eine genauere Angabe des Inhalts würde uns zu weit führen. Der Stoff, zumal der ersten Sammlung, scheint sehr einfach; aber man kann ihn schwerlich lehrreicher und anziehender bearbeiten, als es der Vf. gethan hat. Seine Schrift unterscheidet sich sehr zu ihrem Vortheile von unzähligen Faseleyen, die man der Jugend aufgetischt hat, durch munteren und reinen Vortrag, durch männlichen heiteren Ton, der die Jugend anzieht, und sie hebt, durch Fasslichkeit selbst da, wo der Vf. tiefer in seinen Gegenstand eingeht, durch Gründlichkeit in der Behandlung des Stoffes, er sey technologischen oder naturhistorischen Inhalts. Daher kömmt es, dass selbst der gebildete Mann diese Reisen gern liest; denn er findet, auch von aller Belehrung abgesehen, in der verständigen, kunstgerechten Darstellung des Vfs. sein Vergnügen: reifere Jünglinge aber müssen durch die Belehrung und den Vortrag gleich stark angezogen werden. Der Vf. versteht es, moralische Reflexionen so einzuweben, dass sie gleichsam von selbst aus der Sache zu fliessen scheinen, und man sieht es, dass er viel im Kreise der Jugend gelebt hat, denn er zeigt überall den feinen Tact, der es verhütet, durch moralische Bemerkungen zu langweilen. Nicht selten redet er der Jugend meisterhaft ans Herz, zum Beyspiel in dem Abschiede S. 267, und da, wo er es darauf anlegt, religiöse Empfindungen anzuregen, schreibt er mit anziehender Beredsamkeit.

Sollte Rec. Etwas an der Schrift tadeln: so möchte es einige Stellen betreffen, deren Gegenstände nicht so recht in den Gesichtskreis der Jugend fallen. Vor allen gehört dahin II, S. 320 das Gespräch zwischen einem jungen und alten Herrn in der Oper zu Liebwerda. Es enthält pädagogische Beurtheilungen, die in einer Jugendschrift wohl schwerlich am rechten Orte stehen. — Wenn I, S. 230 bey der Veranlassung, dass die Urheber vieler der wichtigsten Erfindungen unbekannt geblieben, gesagt wird, selbst das vorige Jahrhundert habe sich dieses Undanks schuldig gemacht, „die Harmonika erscheint mit ihren himmlischen Tönen, als ob ein unsichtbares Wesen sie den Menschen gereicht hätte": so muss es dem Vf. entgangen seyn, dass *Franklin* als Erfinder derselben bekannt ist, oder er muss besondere Gründe haben, dieses nicht anzunehmen. Rec. muss endlich bey dieser Jugendschrift, deren Fortsetzung er mit Verlangen entgegen sieht, noch bemerken, dass sie keineswegs für die frühere Jugend, sondern nur für die erwachsenere und gut gebildete bestimmt ist.

yn.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Ausgewählte Lesestücke aus deutschen prosaischen Musterschriften* (,) zum Behuf für höhere Bürgerschulen und die unteren Classen der Gymnasien. (Auch unter dem Titel: *Der deutsche Kinderfreund. Zweyter Theil.* Ein Lesebuch für höhere Bürgerschulen). Von *F. P. Wilmsen*, Prediger an der Parochial-Kirche zu Berlin. 1810. XII und 378 S. 8. (12 Gr.)

Der Gedanke dieses Lesebuchs ist gut, und der Geist, in dem es gearbeitet ist, vortrefflich. Der durch so viele zweckmässige Elementarbücher rühmlichst bekannte Vf. wollte die Jugend des Mittelstandes mit den Schätzen unserer deutschen, besonders prosaischen Literatur bekannt machen, und ihr zu dem Ende eine gute Auswahl von Lesestücken aus den classischen Werken der Deutschen in die Hände geben, um dadurch den Sinn für das Schöne und Erhabene zu bilden, und eine, besonders zu unserer Zeit so nothwendige Erhebung des Geistes und Veredlung des Gefühls zu bewirken. Allerdings geschah bisher in unseren Bürgerschulen viel zu wenig für die ästhetische Bildung der Jugend, und doch hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit auf das sittliche Leben einen so wohlthätigen Einfluss. Je mehr wir uns bemühen, den Verstand mit erhabenen und würdigen Vorstellungen zu bereichern, das Gefühlsvermögen durch veredelte Empfindungen zu schärfen, und die Phantasie mit schönen Bildern auszuschmücken: desto sicherer wird das Gemüth von der Gewalt des Instincts befreyt, das Wohlgefallen am Schönen und Edlen erhöhet, und die Abneigung gegen das Rohe, Schlechte und Gemeine verstärkt. Die Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Schriftstellern unserer Nation kann dazu kräftig wirken. Wenn wir nun gleich schon mehrere Sammlungen von Bruchstücken aus den deutschen Classikern von *Zumkley*, *Sulzer*, *Ernesti*, *Pölitz*, *Rambach*, *Fulda*, *Heinsius* und Anderen haben: so sind sie doch theils als das Erzeugniss geschmackloser Willkühr, ohne Plan und Ordnung, zusammengeschrieben, theils für höhere Schulclassen als Declamationsübungen bestimmt. Darum war das Lesebuch, wie das vorliegende, in der That ein Bedürfniss. Die Schwierigkeiten, die mit der Abfassung desselben verbunden waren, hat der Vf. recht gut gekannt, und sie wurden für ihn noch drückender, da die Stärke des Buchs ein Alphabet nicht übersteigen sollte. Unter dem grossen, unabsehbaren Vorrath von Materialien kurze und dennoch ein Ganzes ausmachende Stücke aufzufinden, zu deren Verstehn nur ein sehr geringes Mass von historischen und wissenschaftlichen Kenntnissen erfodert wird, die der Sittlichkeit nicht im Geringsten nachtheilig werden können, und doch das jugendliche Gemüth durch den Reiz des Inhalts und durch die Anmuth der Darstellung angenehm beschäftigen — diess war in der That kein leichtes Unternehmen und erfoderte eine eben so vertraute Bekanntschaft mit den Schätzen unserer

deutschen Literatur als einen feinen Tact und ein richtiges Gefühl.

Der 1ste Abschnitt enthält *Natur- und Länder-Beschreibungen* aus *Storchs* Gemälden des russischen Reichs, aus *Zimmermanns* Taschenbuch der Reisen und aus *Alex. von Humboldts* Ansichten der Natur; der 2 Abschnitt *Fabeln* von *Meissner*, *Lessing*, *Fulda*, *Herder* und *Demme*; der 3 Abschnitt *Erzählungen* und *Gleichnisse* von *Engel*, *Liebeskind*, *Starke*, *Gessner*, *Meissner* und *Krummacher*; der 4 Abschnitt *Briefe* von *Hirzel*, *Jakobi*, *Rabner*, *Luther*, *Thümmel* und *Zollikofer*; der 5 Abschnitt *dramatische Darstellungen* von *Engel*, *Wieland*, *Meissner* und *Rochlitz*; der 6 Abschnitt *Idyllen* von *Gessner*; der 7 Abschnitt *historische Darstellungen* von *Voss*, *Archenholz*, *Hirzel*, *Moses Mendelssohn* und *Johannes von Müller*; und endlich der 8 Abschnitt *dogmatische* Darstellungen, und zwar: 1) Sentenzen, Maximen, Sittenlehren und Betrachtungen von *Hippel*, *Demme*, *J. P. Richter*, *Klinger*, *Niemeyer*, *Lafontaine*, *Gellert*, *Schleiermacher*, *Goethe*, *Garve* und Anderen; 2) zwey kleine *Abhandlungen* von *Eberhard* und *Herder*, und 3) drey *Reden* von *Zollikofer*, *Reinhard* und *Sack*. — Gegen diese Anordnung haben wir im Ganzen nichts einzuwenden; denn sie ist leicht und natürlich. Nur würden wir das Lesebuch lieber mit den Fabeln eröffnet, den ersten Abschnitt ganz weggelassen, und statt dessen hinter dem sechsten Abschnitt *Schilderungeu von Naturschönheiten* gesetzt haben. Gerade diese sind es, wofür wir das Herz der Jugend am meisten empfänglich machen, woran wir ihr Gefühl vorzüglich üben und bilden, und an denen wir ihnen ein recht inniges Vergnügen beybringen sollten. *Meiners* Beschreibung des Rheinfalls bey Schafhausen, *Hirschfelds* Gemälde der Schweizergegenden, *George Forsters* Empfindungen beym Anblick der offenbaren See, *Johannes von Müllers* Beschreibung der graubündner Alpen, *Goethens* Schiderungen des Eindrucks, den der wiederkehrende Frühling auf den jungen Werther machte, *Baggesens* Ansicht von Strasburg mit seinen Umgebungen von der Spitze des Münsterthurms, *Alex. von Humboldts* Beschreibung der Wasserfälle des Orinocco bey Atures und Maypures, *Matthissons* abendliche Landschaft auf dem Genfersee — diese und ähnliche Darstellungen werden das jugendliche Gemüth mit Liebe und Bewunderung für die ewigen Schönheiten der Natur erfüllen. Auch hätten unseres Erachtens die *Aphorismen* weggelassen, und dafür noch einige kräftige und geistvolle Reden aufgenommen werden können. Es ist wahr, es liegt oft in kurzen Aussprüchen geist- und gefühlvoller Männer mehr Weisheit und Wahrheit, mehr Kraft und Lebenswärme, als in ganzen Reden und Abhandlungen; aber es gehört dann auch viel Tiefe des Gemüths, viel Schärfe des Verstandes, und ein reichbegabter Geist dazu, all das Schöne und Herrliche, das darin verborgen liegt, herauszufühlen. Und diess darf man doch wohl bey der Jugend des Mittelstandes, ja selbst bey vielen Lehrern an Bürgerschulen nicht voraussetzen.

Was nun die Auswahl der Lesestücke selbst betrifft: so müssen wir gestehn, dass wir lauter gute und vorzügliche Sachen gefunden, ob wir gleich manches classische Stück ungern vermisst haben. Aber wie leicht kann bey einem so grossen Reichthum von Gegenständen auch das Bessere übersehen werden, und wie verschieden ist die Ansicht der Einzelnen bey denselben Werken der Kunst und des Geschmacks! Unter den *Erzählungen* würden wir einige vortreffliche Novellen v. *Meissner*, *Jakobi's* Gebet eines Wilden, *Herders* wüste Insel, und *Pfeffels* Geschichte des Gr. Alvarez mit aufgenommen, und dafür lieber die dritte, sechste, siebente und neunte Erzählung weggelassen haben, weil diese der Jugend aus *Gedike's* französischem Lesebuche und aus *Campe's* Kinderfreund schon hinlänglich bekannt sind. — Hätten sich nicht in *Müllers* Briefen an *Bonstetten*, in *Heinze's* Briefen an *Gleim*, in *Meyers* Briefen aus Frankreich, in *Moritz*, *Lessings* und *Winkelmanns* Briefen, mehrere finden sollen, die unsere Jugend zur freudigen Erhebung des Geistes, zum ernsten Streben nach dem Höheren und zur standhaften Behauptung des Rechts und der Wahrheit kräftig aufgemuntert hätten? — Unter den *dramatischen* Darstellungen hätten wir wohl den Besuch *Alexanders beym Diogenes* unabgekürzt, und statt des Edelknabens den dankbaren Sohn von *Engel* lesen mögen. — Schade, dass die historischen Darstellungen auf so wenige Bogen eingeschränkt werden mussten! Gerade hier kann durch Wort und That so viel für die Erhebung und Veredlung des jugendlichen Geistes gethan werden. Die Geschichte der Entdeckung von Amerika, vom Hn. Prof. *Voss* erzählt, hat uns wenig gefallen; dem Ganzen fehlt es an Kraft und Lebendigkeit der Darstellung, so wie an Kürze und Würde des Vortrags. Wir würden dafür lieber die Geschichte des Schweizerbundes, oder das Leben *Rudolphs von Erlach* nach *Johannes Müller* gewählt, *Retzows* Beschreibung der Schlacht bey Leuthen der *archenholzischen* vorgezogen, und für *Sokrates* Charakter und Tod von *Moses Mendelssohn* das Leben und die Charakteristik *Luthers* vom Hn. Prof. *Wieland* gewählt haben. Auch hätten *Schillers* historische Schriften nicht unbenutzt bleiben sollen. — Die *Reden* sind gut ausgewählt; vielleicht aber hätte die schöne Schilderung eines Jünglings, der das kostbare Kleinod der Unschuld bewahrt hat, aus *Zollikofers* Predigten über das Übel in der Welt, die Darstellung des Kampfs aller wahren Christen wider den verderbten Geist der Zeit aus *Reinhards* merkwürdiger Predigt, die er am 11ten December 1808 in der Universitätskirche zu Leipzig hielt, und *Engels* Lobrede auf Friedrich II, dem Zwecke des Buches mehr entsprochen. Auch hätten wohl einzelne kräftige Stellen aus *Schillers* akademischer Antrittsrede und *J. P. Richters* Sermon beym Grabe des armen Bergmanns *Saus* noch

ein Plätzchen finden sollen. — Aus diesen Bemerkungen mag der würdige Vf. sehen, mit welcher Aufmerksamkeit wir seine Schrift gelesen haben, und wie freundlich uns der Geist derselben angesprochen hat. Will er bey einer neuen Auflage, die bey der Zweckmäsigkeit des Buchs nicht ausbleiben wird, auf unsere Erinnerungen Rücksicht nehmen: so wird dasselbe vielleicht einige Bogen stärker werden, aber auch, wie wir hoffen, an innerem Gehalt und Brauchbarkeit gewinnen. Auch werden dann wohl die vielen Druckfehler, die in Schriften für die Jugend am sorgfältigsten vermieden werden sollten, ausgemerzt werden.

L. Th.

Leipzig, b. Seeger: *Sitten und Gebräuche der merkwürdigsten Nationen.* Ein interessantes Lesebuch für die Jugend. *Erstes Bändchen.* Der aussereuropäischen Nationen erste Abtheilung. 246 S. *Zweytes Bändchen.* Der aussereuropäischen Nationen zweyte Abtheilung. 1803. 218 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *J. G. Gruber*, damals zu Gohlis bey Leipzig, Vf. des geographisch-naturhistorischen technologischen Bilderbuchs, hat die Vorrede zu diesem Buche geschrieben. Er macht in derselben strenge Foderungen an den Jugendschriftsteller. „Wer nicht, sagt er, die Tiefen der menschlichen Seele erforscht, das Wesen der Menschennatur in ihren mannichfaltigen Modificationen ermessen, seinen Geist mit allen den Wissenschaften genährt hat, die im Verein die Bildung zur Humanität befördern, der wird so wenig in der Pädagogik leisten, als in der Philosophie und Dichtkunst." Hiedurch wuchs die Erwartung des Rec. von dem Buche ausserordentlich. Indess wenige Zeilen weiter bedarf die Pädagogik doch nur der *guten Köpfe*, und es wäre nach dem Vorredner Unrecht, von jedem Kinderschriftchen ein Ideal zu verlangen. Kurz die Foderungen des Vorredners sinken immer weiter hinunter, und er ist am Ende mit leichtem fasslichem Vortrage — ach den haben so viele elende Jugendschriften bis zum Ekel! — der nützliche Wahrheiten betrifft, schon zufrieden. Man sieht, wie er auf diese Art von seiner ersten Höhe zu dem Buche, das er bevorredet, herabsteigt. Vorzüglich nimmt er Jugendschriften in Schutz, „welche Welt- und Menschen-Kenntniss befördern wollen, und ihre Beschaffenheit nach nicht zweckwidrig befördern können" (?). Es versteht sich nun von selbst, dass obige Schrift in diese Classe fällt.

Rec., der sie bis zu Ende durchgesehen, gesteht sehr gern zu, dass sie in einem gesetzten, muntern, durchaus nicht mit Kindereyen verbrämten Vortrage der Jugend einen bedeutenden Reichthum aus der Völkerkunde darbietet; dass die Sprache des Vfs. rein genug sey, um der lesenden Jugend bildend zu werden, obgleich II, S. 92 ein grammatikalischer Fehler auffällt: allein dennoch möchte es Rec. nicht auf sein Gewissen nehmen, das Buch für die Jugend zu empfehlen. Der Vf. will Menschenkenntniss unter der Jugend verbreiten, und er muss dabey der Meinung seyn, die sein Vorredner laut werden läst, nämlich *dass seine Schrift ihrer Beschaffenheit nach diese nicht zweckwidrig befördern könne.* Daran zweifelte Rec. schon oben, er muss jetzt angeben warum. Frage sich doch der Vf., ob es ihm sorgsame Ältern wohl zugestehen würden, ihre Kinder mit hübschen Bildern zu versehen, die keinen Fehler an sich hätten, als etwa den, dass hie und dort eins darunter wäre, welches einen, wenn auch noch so oberflächlichen Blick in die Geschlechtsverhältnisse zuliesse, oder Gegenstände frey darstellte, die zwar *naturalia* sind, aber das so heilig zu schonende Gefühl der Schamhaftigkeit verletzen? Oder frage er sich, ob er wohl aufgelegt sey, einige Stellen seines Buchs in einer Gesellschaft 14jähriger Knaben und Mädchen vorzulesen? Z. B. I, S. 9: dass der Ehebrecherin von dem Manne Nase und Ohren abgeschnitten werden, und sie sich dann *allen Männern Preis geben müsse;* S. 76 und 77: dass die Negressen in Surinam ein sehr einträgliches *Nebenhandwerk treiben*, wofür sie von den Eignern, den Directeurs und Officieren sehr gut bezahlt werden; II, S. 65: dass es des Muhammedaners Pflicht ist, jeder Frau wöchentlich *zweymal beyzuwohnen;* S. 92: dass der Beduin als Bräutigam seine Braut in das zum Schlafen bestimmte Gezelt trägt, dass man beide daselbst eine Viertelstunde allein lasse — (was, nebenbey gesagt, solch ein Gedankenstrich der productiven Einbildungskraft des jungen Kopfs doch werth ist!) dass sie sich hernach mit kaltem Wasser waschen, und dass der Bräutigam hinterher die Proben der *unverletzten Jungfrauschaft aufweise.*

Rec. könnte hier sehr bitter seyn; er will aber statt dessen nur bekennen, er sey der strengen Meinung, dass solche Art von Menschenkenntniss der Jugend zu früh komme, sie aus dem Paradiese der Unkunde heraustreibe, und sie zu einem Nachgrübeln veranlasse, das der Bildung des Kopfs und des Herzens nachtheilig ist. Und woher, fragt Rec., hat ein Schriftsteller das Recht, auf eine so nachtheilige Art in das Geschäft der Erziehung eingreifen zu wollen? — Auf ähnliche Art verfährt der Vf. bey anderen, wenn auch natürlichen, aber doch der Schamhaftigkeit, die man im Kinde ernstlich ehren soll, widrigen Dingen, z. B. I, S. 78, 160; II, 211, und in mehreren Stellen.

Es ist wohl sehr leicht, einzusehen, warum bey so bewandten Umständen Rec. die an sich gute Schrift nicht der Jugend selbst, sondern nur den Erziehern zum behutsamen Vorlesen empfehlen kann.

Wenn der Vf. S. 103 den Äquator *Mittagslinie*, und S. 154 den Indier *Indianer* nennt: so ist diess ein Irrthum.

Ym.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 APRIL, 1811.

ÖKONOMIE.

Wien, b. Beck: *Versuch einer wissenschaftlichen Anleitung zum Studium der Landwirthschaftslehre*, von *Leop. Trautmann*, öffentl. Lehrer der Landwirthschaft an der Universität zu Wien. Erster Band. 1810. VIII, XXIV u. 544 S. 8. (2 Rthlr.)

Vor 4 Jahren erschien zu Prag b. Widtmann ein Werk unter dem Titel: *Die Landwirthschaftskunde wissenschaftlich dargestellt;* nebst einem Abriss ihrer Elementarlehren, von *Jacob Deckermann*, ehemals Administrator des Gutes Schlaken in Österreich etc. (2 Rthlr.), welches sowohl wegen der darin enthaltenen vortrefflichen Darstellung der Elementarlehren der Ökonomie aus der Chemie und Physiologie, als wegen der eben so trefflichen, obwohl nur kurzen Behandlung des eigentlich ökonomischen Unterrichts, mit Recht grosses Aufsehen erregte. Indess hatten sich doch in beiden Theilen, besonders aber im ersteren, hie und da offenbar falsche, unrichtige Äusserungen und Ideen eingeschlichen, welche mit den sonstigen Vorzügen des Werks in unbegreiflichem Widerspruch standen. Das Räthsel klärte sich bald auf, als Hn. Staatsrath *Thaer* zufällig durch einen seiner Zöglinge in Mögelin ein, von selbigem in den Vorlesungen, welche der damalige Prof. der Ökonomie, jetzige Regierungsrath Hr. *Jordann* in Wien, mit dem verdientesten Beyfall gehalten hatte, nachgeschriebenes Heft zu Händen kam. In diesem Hefte fand Hr. *Thaer* das ganze *deckermannische* Werk wieder, und erkannte folglich letzteres ebenfalls für ein in Hn. *Jordanns* Vorlesungen nachgeschriebenes Heft, dessen oben erwähnte Unrichtigkeiten daher rührten, dass der Nachschreiber den Lehrer nicht immer gehörig verstanden hatte. Rec., den Hr. Staatsrath *Thaer* früher hievon benachrichtigt hatte, machte hierauf bey Beurtheilung des *deckermannischen* Werks in der hallischen Literatur-Zeitung diese saubere Art von Schriftstellerey öffentlich bekannt; und ob er gleich das Werk nicht anders als sehr empfehlen konnte: so musste er doch nothwendig vor dem Publicum dem Hn. *Deckermann* das Verdienst, der Verfasser dieses Buchs zu seyn, entreissen, und ihn eines groben Plagii anklagen.

Um so mehr war Rec. erstaunt, als er in dem gegenwärtigen anzuzeigenden *trautmannischen* Buche abermals nichts weiter, oder wenigstens im Ganzen nicht viel mehr, als ein in den Vorlesungen des Hn. Reg. Raths *Jordann* nachgeschriebenes Heft fand. Es ist, wie sich schon aus der Vergleichung der Inhaltsverzeichnisse des *deckermannischen* und gegenwärtigen Werks ergiebt, nicht nur ganz nach demselben Plan, derselben Ordnung, mit derselben Darstellung und in demselben Stil bearbeitet, sondern stimmt sogar wörtlich, fast auf jeder Seite einmal, mit dem *deckermannischen* Buche überein. Nur ist hie und da der Vortrag ausführlicher und vollständiger, und mit den neuesten Beobachtungen, auch mit der vorzüglichsten Literatur bey jedem Abschnitt, ergänzt worden. Wie viel davon Hn. *Tr.* selbst eigen ist, ob nicht Hr. Reg. Rath *Jordann* diese Ergänzungen späterhin in seinen, von Hn. *Tr.* benutzten, Vorlesungen selbst gegeben hat, darüber kann Rec. nicht entscheiden; indess wird ihm bey so bewandten Umständen Niemand verargen, wenn er dieselben nicht geradezu als Hn. *Tr's.* alleinige Arbeit anerkennen möchte. — Allein *das* Verdienst will Rec. demselben nicht streitig machen, dass er den Lehrer weit besser verstanden und gefasst hat, als Hr. *Deckermann.* — Hr. *Tr.* ist zwar selbst so gewissenhaft, die Quelle zu nennen, aus welcher er schöpfte. Denn S. VII sagt er: „Um meine Zuhörer auch mit der landwirthschaftlichen Literatur bekannt zu machen, habe ich jeder Abtheilung ein kurzes Verzeichniss der vorzüglicheren Werke vorangehen lassen, und bey wichtigen Gegenständen die Schriften, aus welchen ich selbst schöpfte, nachgewiesen. Nur die Hauptquelle, welcher ich das Meiste verdanke, war mir nicht anzuführen gegönnt, weil sie bloss in der mündlichen Überlieferung eines vortrefflichen Lehrers besteht, welche ich als eifrigen Schüler eben so getreu aufzubewahren als mir anzueignen bemüht war. Es ist nämlich mein Vorgänger im Lehramte, Hr. Regierungsrath *Jordann*, welchem ich meine ganze Ausbildung, so wie meinen jetzigen Beruf, schuldig bin. Wenn sich mein Werk über die Brustwehre gewöhnlicher Compendien erhebt: so gebührt ihm, als dem ersten Stifter und Urheber einer landwirthschaftlichen Schule in der hiesigen Hauptstadt, der öffentliche Beyfall. — Mir gehört nur das untergeordnete Verdienst zu, mit seiner Zustimmung, und unter seiner Mitwirkung, seine Lehren *dem Sinne und Geiste nach* (?) bekannt gemacht, und die Bahn weiter verfolgt zu haben, welche er mit so vielem Glück einschlug." Allein Rec. muss, indem er sich dabey auf das Urtheil des unparteyischen Publicums beruft, gestehen, dass diese Erklärung, auch wenn

er annimmt, daſs Hr. Reg. R. *Jordann* ſeine Zuſtimmung zur Herausgabe dieſes Werks wirklich gegeben, und dabey ſelbſt mitgewirkt habe (was ſonſt gewöhnlich in einer eigenen Vorrede von Seiten des Zuſtimmenden ſelbſt gemeldet zu werden pflegt), Hn. *Tr.* doch nicht völlig rechtfertigt, und daſs er allerdings mehr, oder wenn man will, auch *weniger* gethan habe, als die Lehren ſeines Lehrers nur *dem Geiſte* und *Sinne nach* bekannt zu machen. Denn ſein Vortrag ſtimmt gar zu häufig mit dem des Hn. *Deckermann* ganz *wörtlich* überein, welcher doch unmöglich einen gleichen Auftrag, oder eine gleiche Zuſtimmung von Hn. *Jordann* erhalten haben kann. Wenn Hr. *Tr.* aufrichtig hätte verfahren, und ſich nicht mit fremdem Verdienſt ſchmücken wollen: ſo hätte er ſich auf dem Titel bloſs als *Herausgeber* dieſes Buchs nennen, und geradezu ſagen ſollen, daſs es die Lehren des Hn Reg. Raths *Jordann* enthalte; er hätte ſeine eigenen Zuſätze jedesmal mit ſeinem Namen bezeichnen, und überdieſs von Hn. *Jordann* ſich eine Vorrede erbitten ſollen, worin das Publicum von der wahren Entſtehung des Buchs gehörig unterrichtet worden wäre. — Hat Hr. *Tr.* vollends ſchon Notiz von der Exiſtenz und dem Gehalt des erwähnten *deckermanniſchen* Buchs gehabt: ſo hätte er bey der Herausgabe des ſeinigen um ſo gewiſſenhafter verfahren ſollen, da es, wenn wir ihm auch bedeutende Vorzüge vor jenem einräumen, doch im Ganzen höchſtens nur als eine neue verbeſſerte Auflage deſſelben anzuſehen iſt, die noch dazu erſchien, ehe die erſtere vergriffen war.

Rec. hat den erſten Theil des Werks (denn der zweyte iſt ihm noch nicht zugekommen), ſehr ſorgfältig durchgegangen, und beſonders ſehr genau mit dem *deckermanniſchen* Buche verglichen. Voran ſteht eine Einleitung, die bey Hn. *Deckermann* faſt ganz fehlt. Sie ſcheint ein Zuſatz des Hn. *Tr.* zu ſeyn, ſtimmt aber wiederum mit der in *Beckmanns* Grundſätzen der deutſchen Landmirthſchaft ſo überein, daſs ſie zum wenigſten *ihr nachgebildet* genannt werden muſs; §. 7—14 hingegen, über die verſchiedenen Arten, die Landwirthſchaft zu betrachten, nämlich als Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft, hat Hr. *Tr.*, wie auch angegeben iſt, mehr *Seutters* Verſuch der höheren Landwirthſchaft befolgt. Die Einleitung ſelbſt handelt vom Begriff, von der Eintheilung, dem Studium, den Hülfswiſſenſchaften und Hülfsmitteln, der Geſchichte und dem Nutzen der Landwirthſchaftswiſſenſchaft.

Hierauf folgt die Vorbereitungslehre der Chemie und Phyſiologie in 2 Abtheilungen, deren erſte einen *Grundriſs der Agriculturchemie* enthält. So vortrefflich, lehrreich, intereſſant und leſenswerth auch dieſer vorbereitende Unterricht iſt: ſo gehört er doch, Rec. Meinung nach, durchaus nicht in ein Lehrbuch der Landwirthſchaft ſelbſt; weil eben Chemie und Phyſiologie nicht ſelbſt Landwirthſchaftswiſſenſchaft, ſondern nur deren Grund- und Hülfs-Wiſſenſchaften ſind. Deſſenungeachtet hat ſich der Vf. dieſes hier gegebenen vorbereitenden Unterrichts ein ſehr groſses Verdienſt um die Landwirthe erworben, welche die ihnen nöthigen und nützlichen chemiſchen und phyſiologiſchen Kenntniſſe gewiſs nirgends ſo vortrefflich, faſslich und lehrreich dargeſtellt finden werden, als hier. Bey der vorangeſchickten allgemeinen Literatur über Chemie bemerkt Rec. nur, daſs das angeführte Werk des Hn. Geh. Rath *Hermbſtädt, Archiv der Agriculturchemie* heiſst, und daſs Hr. Staatsrath *Thaer* keinen Antheil an der Herausgabe deſſelben hat. Der Plan, die Ordnung und Darſtellung im Ganzen in dieſer Abtheilung ſind ganz dieſelben, wie in dem *deckermanniſchen* Buche: nur findet ſich eine andere formelle Eintheilung und Scheidung des Vortrags in Paragraphen, Capitel und Abſchnitte, die aber eben nicht ſehr wichtig, indeſs doch immer zweckmäſsiger iſt. Rec. giebt zwar zu, daſs ſolche propädeutiſche Lehren, dem weſentlichen Inhalte nach, immer dieſelben ſind: allein hier ſind ſie auch ganz gleich, oft mit denſelben Worten, vorgetragen, vgl. z. B. §. 33 und §. 2 bey *D.*, §. 35 und §. 1, §. 39 und §. 4, §. 36 und §. 5, §. 48—53 und §. 12, §. 54 und §. 15, §. 55 und §. 16. 17. Im §. 104 finden ſich unter den Elementen oder Grundſtoffen bey Hn. *Tr.* noch der Licht- und Wärme-Stoff, die Kochſalz-, Fluſs- und Borax-Säure mehr, die bey Hn. *D* §. 47 fehlen. Die Lehre von dem Wärmeſtoffe iſt bey Hn. *Tr.* Cap. 4 etwas ausführlicher mitgetheilt, als bey Hn. *D.*, beſonders was die Geſetze anlangt, nach welchen bey verändertem Zuſtand der Körper Wärmeſtoff bald gebunden, bald freygemacht wird. Daſſelbe gilt bey der Lehre vom Lichtſtoffe, obwohl auch hier der Vortrag vielfältig wieder ganz wörtlich bey beiden gleich lautet; eben ſo bey den Lehren vom Kohlenſtoffe, Schwefel, Phosphor u. ſ. w. Man vgl. z. B. §. 291 *T.* mit §. 126 *D.*, §. 296 *T.* mit §. 128 *D.*, §. 298 *T.* mit §. 129 *D.* Im 13 Cap. von den Metallen, hat Hr. *Tr.* 28, Hr. *D.* nur über 20 angegeben; Hr. *Tr.* hat nämlich auch die neueſten, Uranium, Titanium, Tellurium, Chromium, Palladium, Columbium, Tantalum, Nickolan, Cererium, Iridium, Ormium, Rhodium. Auch die Analyſe der Pflanzen im 15 Cap. iſt ausführlicher, als bey Hn. *D.* Im 16 Cap. von der von ſelbſt erfolgenden Entmiſchung der organiſchen Körper (wo insbeſondere §. 392 *T.* und §. 103 *D.*, §. 402 *T.* und §. 173 *D.*, §. 415 *T.* und §. 182 *D.* ganz wörtlich gleichlautend ſind) iſt der ganze Vortrag wieder ganz derſelbe wie bey *D.*

In der zweyten Abtheilung der Vorbereitungslehre, die *von der Phyſiologie* handelt, enthält das *trautmanniſche* Werk in einer Einleitung vorerſt nähere Erläuterungen über die Phyſiologie im Allgemeinen, deren Eintheilung und Literatur, die ſich bey Hn *D* nicht finden; doch ſind bey letzterer die Bücher zu ſehr unter einander gemiſcht. Im 2 Cap. von den Grenzen der lebenden Körper, findet ſich eine ſehr gute Claſſification der organiſchen Körper und der Pflanzen namentlich, nach *Juſſieu* und

Treviranus, die bey D. ganz ausfällt. Als Beyspiel wörtlicher Übereinstimmung aber führt Rec. hier nur §. 446. 47 *T.* und §. 203. 4 *D.* an. Das 12 Cap. von dem Einfluss der Zeugung auf Veredlung und Ausartung, ist im Ganzen wieder vortrefflich bearbeitet. Nur zu S. 336 und zu der Note, wo erinnert wird, dass viele Stuten einen Eselshengst gar nicht zulassen etc., bemerkt Rec., dass es ja hinlänglich bekannt ist, dass eine Pferdestute, die einen Eselshengst auf sich leiden soll, um einmal ein Maulthier zu bringen, niemals einen Pferdehengst auf sich gehabt, ja nicht einmal jemals gesehen und gerochen haben müsse. Wenn aber der Vf. hiebey durchaus gegen die Vermischung der Blutsverwandten ist: so stimmt diess gar nicht mit den Erfahrungen der Engländer, und namentlich *Backewells*, überein, die auch Rec. vielfältig bewährt gefunden hat, besonders bey Schafen, Rindvieh, Hunden. Auch dem, was über das Durchkreuzen und von der Nothwendigkeit einer immer neuen Auffrischung der Raçe gesagt wird, kann Rec. seinen Beyfall nicht geben. Wenn nur immer dafür gesorgt wird, dass bloss sehr edle und immer bessere Exemplare zur Fortpflanzung gewählt, oder wenigstens nie schlechtere, als man schon gehabt hat, genommen werden: so ist das öftere Auffrischen nicht nöthig, und selbst das Vermischen der Blutsverwandten ganz unschädlich. Allerdings aber darf man *eben darum* bey dem ersten Anfang der Veredlung durch Durchkreuzung nicht zu früh schon seine eigene veredelte Zucht zur Fortpflanzung *allein* nehmen, weil man von ihr noch keine vorzüglichen Exemplare haben kann, sondern man muss, bis sie ganz veredelt ist, immer neue und schönere Exemplare derselben edlen Raçe sich zu verschaffen suchen. Wenn ehemals die Spanier, um ihre feine Schafzucht zu erhalten, nach einiger Zeit dieselbe wieder durch barbarische Schafe auffrischen mussten, wie hier gesagt wird: warum haben sie diess denn neuerlich nicht nöthig gehabt? — warum hält sich jetzt ihre Schafzucht noch immer so fein, obgleich man von einer neuen Auffrischung mit barbarischer Zucht daselbst nichts gehört hat? — warum halten sich die seit 20 und 30 Jahren bestehenden sächsischen Schäfereyen spanischer Zucht so schön, obgleich sie keine neuen Schafe aus Spanien selbst erhalten haben?

S. 361 beginnt nun die eigentliche *Landwirthschaftslehre*, und zwar wörtlich gleichlautend mit *D.*, vgl. z. B. §. 744 mit §. 7 bey *D.*, §. 748 mit §. 10 *D.*, §. 749 mit §. 11 *D.*, §. 750. 51 mit §. 12. 13 *D.* u. dgl. m. Nur findet sich hier eine Übersicht der allgemeinen ökonomischen Literatur, in welcher Rec. jedoch viele der interessantesten und wichtigsten Bücher vermisst hat; besonders unter den Schriften der ökonomischen Gesellschaften u. s. w. Die S. 375 gemachte Unterscheidung der Dammerde, oder ackerbaren Oberfläche, der Krume des Bodens, in *Faulerde*, *humus*, oder die erdigen Rückstände der verfaulten Pflanzen und Thiere, und in *Stauberde*, oder die aus der Atmosphäre aufgenommenen Bestandtheile, welche dieselbe leichter und lockerer machen, scheint Rec. nicht ganz richtig, am wenigsten dem Sprachgebrauch gemäss zu seyn; besonders, was die Stauberde anlangt, die gewöhnlich nur als eine glückliche Mischung mehrerer Erdarten zugleich mit verfaulten vegetabilischen und animalischen Theilen angenommen wird. Auch ist es unrichtig, die Dammerde, wenn sie so viel als die Krume des Bodens, — im Gegensatz des Untergrundes — seyn soll, auch *Gartenerde* zu nennen, unter welcher man nur eine besonders fruchtbare, mit vielem *Humus* versehene Krume versteht. Dammerde in *jenem* Sinn hat jeder Boden, aber bey weitem nicht ist die Krume jedes Bodens Gartenerde zu nennen. Auch darin möchte Rec. dem Vf. nicht beystimmen, dass die Kalkerde S. 379 ganz vorzüglich die Stauberde ausmache, und dass man kalkerdigen Boden *geilen* Grund nenne, weil er die Nahrungsmaterialien an die Pflanzen schnell abgebe. Man nennt ihn wohl desshalb *kitzigen* Boden. Was Cap. 3 von der Urbarmachung des wilden Bodens beygebracht worden, ist gar zu kurz und ärmlich; und es ist der blossen Abschälung des Rasens von wilden Lehden ganz vergessen. Auch ist es unrichtig, wenn es am Ende des 793 §. heisst: „durch die künstliche Überschwemmung des morastigen Bodens mit fruchtbarem Schlamme und Sand entständen die Schwemmwiesen," wie Jeder wissen wird, der letztere aus *Meyers* und *Thaers* Beschreibung kennt. In allen diesen rein ökonomischen Lehren stimmt übrigens Hn. *T's.* Vortrag abermals mit dem des Hn. *D.* meist wörtlich überein, z. B. §. 800. 801 mit §. 33 *D.*, §. 809 Nota mit §. 54 *D.* u. s. w. Die S. 404 angegebene Methode, den Kalk in kleinen Gruben auf dem Felde zu löschen, ist etwas mühsam. Über den Sand, als Verbesserungsmittel des Bodens, findet sich bey *Deckermann* mehr als hier. — Im 5 Cap. von den zur Befruchtung des Bodens tauglichen Düngmaterialien und ihrer Bereitung ist Hr. *T.* im Anfange noch etwas kürzer, als Hr. *D.*, allein nachher findet sich doch wieder ziemlich dasselbe: vgl. §. 838 *T.* und §. 65 *D.*, §. 843 *T.* und §. 70 *D.*, wo gerade dieselben Bedingungen einer guten Mistbereitung wörtlich angegeben sind, ferner §. 844—60 *T.* mit §. 71—85 *D.* Rec. freut sich übrigens, dass Hr. *Jordann* auch für die Vermischung der animalischen Theile mit vegetabilischen, oder mit Streu ist, und nicht die, jetzt so beliebte Anwendung des ersteren allein, ohne Mischung gut heisst. In der That ist diese ganze Lehre hier vortrefflich bearbeitet. Auch was von der Verschiedenheit des Düngers nach Verschiedenheit der thierischen Excremente selbst, der Qualität und Quantität der Streu, und des Fäulungsgrads §. 861—80 gesagt worden, ist vortrefflich, aber auch völlig dem gleich, was bey Hn. *D.* §. 86—100 sich darüber findet. Sehr wichtig ist (§. 872) der Rath, zur Streu ja nicht solche Dinge zu nehmen, deren Genuss der Gesundheit des Viehes nachtheilig seyn könnte, z. B. verschimmeltes Stroh oder Heu, sum-

pfiges, faures, verfchlämmtes Heu, oder gar giftige Pflanzen, da das Vieh häufig aus Hunger oder Spielerey von der Streu frisst. Diess wird in der That von den Landwirthen nicht genug beachtet, und man weiss daher oft nicht, woher das Vieh erkrankt. Dem §. 876, wo dem Hürdenfchlag fein, von Vielen fo fehr gerühmter, grosser Werth abgefprochen wird, ftimmt Rec. vollkommen bey.

Der Abfchnitt vom Gebrauche des Düngers ist ebenfalls fehr lehrreich, aber in beiden Werken auch vollkommen gleich: nur ist §. 104 des Hn. *D.* in §. 893—98 bey Hn. *T.* weiter ausgeführt. Bey Hn. *T.* folgt nun noch ein Capitel von den *Reizmitteln* (bey Hn. *D.* fehlt diefes), worunter folche Beymifchungen verftanden werden, die, ohne felbft nährend zu feyn, durch ihre Einwirkung auf die Functionen des organifchen Lebens und auf die Thätigkeit des Bodens, das Wachsthum und Gedeihen der Pflanzen befördern, als Afche, Rufs, Neutralfalze, Gyps, Düngefalze: allein, Rec. Meinung nach, möchten einige derfelben dem Boden doch wirklich auch nährende Theile zuführen; befonders Rufs und Afche. Er möchte hieher nur Kalk, Mergel, Gyps rechnen u. dgl. — Das 9 Cap. handelt von den zur Bearbeitung des Bodens nöthigen Inftrumenten oder Ackerwerkzeugen. Auch hiebey findet fich nur wenig Unterfchied im Inhalt und Vortrag von Hn. *D.*, nur dafs Hr. *T.* die befte Literatur überall mit angezeigt, und noch diefes oder jenes neuen Inftruments gedacht hat. So auch im 10 Cap. von der Bearbeitung des Bodens durch Pflügen und Eggen. Alles ift fehr richtig und gut gelehrt, enthält aber nichts Neues. Daffelbe gilt vom 11 Cap. von der Brache; vom 12 Cap. von der Saatbeftellung. Wörtlich gleich find fich hier z. B. §. 974 *T.* und §. 128 *D.*, §. 977 f. *T.* und §. 131 f. *D.* u. f. w. Das 13 Cap. lehrt endlich noch fehr kurz und unbefriedigend die Drillcultur, und findet fich bey Hn. *D.* nicht.

Hier fchliesst fich der erfte Theil des *trautmannifchen* Werks, und da man aus dem Inhalt des in Einem Bande fortlaufenden *deckermannifchen* Buchs ficher auf das fchliessen kann, was der zweyte Theil jenes enthalten wird: fo haben wir darin die Culturgefchichte der einzelnen Pflanzen, und zwar der Getreidearten, Futter- und Gemüfe-Pflanzen, ferner die Lehre von der Viehzucht und einen Anhang von dem Wirthfchaftsfyfteme zu erwarten.

Wer übrigens noch zwifchen dem *trautmannifchen* und *deckermannifchen* Werke wählen kann, dem rathen wir allerdings zu dem erfteren, ob es gleich gerade noch einmal fo theuer ist als das andere. Ja wirklich darf diefs herrliche, lehrreiche und intereffante Werk in keiner ökonomifchen Bibliothek fehlen; nur follte es den Namen feines wahren Urhebers, des Hn. Regierungsraths *Jordan*, führen!

St. r. r.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Hitzig: *Thuiskon. Über Deutfchlands Einheit*, von dem Verfaffer der Gea. 1810. 69 S. 8. (10 gr.) Je inniger gewifs jeder Deutfche wünfcht, dafs feine Nation fich vereinigen; dafs fie eins werde in Sinn und Charakter, und dadurch eine Selbftftändigkeit behaupte, welche das wechfelnde Glück der Schlachten ihr beynah gänzlich entriffen zu haben fcheint: defto mehr wird es auch Bedürfnifs, dafs nur folche Männer fich mit der Unterfuchung der Frage, wie diefe Einheit wieder herzuftellen fey, abgeben, welche diefelbe gründlich, ernft und würdig zu beantworten im Stande find. Schriften, wie die vorliegende dagegen, welche dem Publicum unausführbare chimärifche Plane vorlegen, haben den doppelten Nachtheil, dafs dadurch dem Gebildeteren dergleichen Verfuche lächerlich werden, und der grosse Haufe alles für unausführbare Grille erklärt, und fich unthätiger Muthlofigkeit überläfst.

Unfer Vf. beginnt mit dem Lobe der Eins, klagt witzelnd über den ehemaligen deutfchen Reichsverband, und fpricht darauf in zwey Abfchnitten 1) von der Einheit des Unwandelbaren oder des Landes. Er hat feine herzliche Freude daran, dafs Deutfchland durch die letzten Kriege feine natürlichen Grenzen wieder erhalten habe (wenn nur Holland, das nach unferem Vf. nothwendig mit zu Deutfchland gehört, nicht Frankreich einverleibt wäre!). Wenn nur *Napoleon* die natürlichen Grenzen von Deutfchland allgemein anerkennen liefse: fo hätten wir dann den ewigen Frieden (und freylich bedarf deffen Deutfchland gar fehr!). 2) Von der Einheit des Wandelbaren: a) des Volks. Alle fremden Anfiedler müffen entweder aus Deutfchland auswandern, oder durch eine durchgreifende Erziehung zu Deutfchen gebildet werden. Die Deutfchen follen fich vor allen Dingen aller fremden Wörter in ihrer Sprache enthalten (beyläufig eine Epifode über die Einwanderung fremder Wörter in die deutfche Sprache), vor allem aber die Fürften. Um aber den Volksgeift kräftig zu beleben, fchlägt unfer Vf. vor, von Deutfchland aus eine grofse Entdeckungsreife ins innere Afrika, Amerika oder Neuholland, verfteht fich, mit einer kleinen Armee zu unternehmen, um zugleich unferen Erdball durch Hülfe der Blickfeuer genau zu meffen (die verfchiedenen Stationen für diefe Meffungen werden gleichfalls genau beftimmt). Als Fonds für diefe Unternehmung follen die für *Luthers* Denkmal gefammelten 20000 Rthlr. dienen (das Hauptfchiff hiefse dann Luther), welche leicht durch Strafgelder für den Gebrauch ausländifcher Wörter noch vermehrt werden könnten. b) Des Staats. Alle deutfchen Fürften nehmen den Königstitel an, geben die Landeshoheit über ihre befonderen Staaten auf, und verfammeln fich in einer Hauptftadt, wo fie unter dem abwechfelnden Vorfitze eines aus ihrer Mitte als Reichsverwefer über ganz Deutfchland herrfchen. Dann würden die ftehenden Heere abgefchafft und dagegen eine Landwehr eingeführt, deren Bildung hier gleichfalls weitläuftig angegeben ift. — Rec. übergeht, was über Einheit der Gefetzgebung, des Auflagefyftems, der Kreife u. f. w. gefagt ift, indem er hofft, dafs die angeführten Proben zur Genüge zeigen werden, wie fehr es fich der Vf. hat angelegen feyn laffen, recht vielen Unfinn auf 69 Seiten zufammenzudrängen.

A. A.

Druckfehler in No. 55 d. J. in der Recenfion von *Blums hildesh. Gefchichte* S. 275. Z. 4 *vortheilhafter*. S. 277. Z. 4 *befeitigt* ft. befriedigt. S. 278. Z. 20. *Manfen*. Z. 27 *unfuchen* ft. unterfuchen. Z. 31 u. 32 *danach* ft. dennoch. Z. 35 *ihren* ft. ihr. S. 279. Z. 5 *erweitern* ft. erwarten. Z. 30 *Ant.* ft. et.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 APRIL, 1811.

CHEMIE.

Jena, b. Seidler: Dr. *J. F. A. Göttlings*, ordentl. öffentl. Lehrers auf der Universität zu Jena, *Elementarbuch der chemischen Experimentirkunst.* Zweyter Theil, welcher die über die Säuren und Salzgrundlagen anzustellenden Experimente enthält. 1809. XXIV und 343 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der für die Wissenschaft zu früh dahin geschiedene Vf. hinterläst in dem vorliegenden zweyten Theile seines *Elementarbuchs*, von dessen I Theile wir bereits in unserer A. L. Z. 1808. No. 221 eine mit kritischen Bemerkungen begleitete Anzeige geliefert haben, den Anfängern in der Chemie ein aller Empfehlung würdiges Vermächtnifs. Möchte es Vielen, auch den mit der Wissenschaft schon mehr Vertrauten, aber im Experimentiren noch nicht gehörig Geübten, den beabsichtigten Nutzen gewähren, und dadurch erfüllen, was der Verewigte nicht bloss indieser Anleitung, sondern was er während seiner ganzen Lebenslaufbahn so eifrig zu erreichen strebte!

Ehe wir es versuchen, den Gehalt dieses zweyten Theiles anzudeuten, sey es erlaubt, uns wegen einiger Vorwürfe zu rechtfertigen, die uns der Vf. S. IV in der Vorrede gemacht hat. Wir heben zu dem Ende die Haupteinwendungen aus, welche der Vf. gegen unsere Bemerkungen vorgebracht hat. 1) *Ritter's* Versuche, sagt er, hätten ihn für jetzt noch nicht geeignet geschienen, in einer für den Anfänger bestimmten Sammlung chemischer Thatsachen aufgenommen zu werden; wogegen wir erwiedern, a) dafs jene zum Theil sehr interessanten Versuche zu denjenigen gehören, die *dazumal* vorzüglich dazu dienen konnten, die Aufmerksamkeit des Experimentators auf den Verkehr zwischen Galvanismus und Chemismus zu lenken, und so die Einsicht in die Natur des chemischen Processes zu erleichtern; b) dafs diese Versuche ein gleiches Recht auf Glaubwürdigkeit haben, als die übrigen *ritterschen* Beobachtungen, die der verewigte *G.* der Aufnahme in sein Elementarbuch würdig hielt. — 2) Unsere Töpfer seyen nicht geschickt genug, den von *Bouillon la Grange* beschriebenen Ofen zu verfertigen; dagegen spricht unsere Erfahrung, und die mehrerer unserer Freunde durchaus. 3) Ein von uns angegebenes Stativ gestatte es nicht, die Geräthe ohne irgend eine Verrückung hoch und niedrig zu stellen; doch, wenn das Stativ nur gehörig zahlreich durchlöchert ist, wiewohl wir eingestehen, dafs *G's.* Stativ noch bequemer, aber auch kostbarer ist. 4) Lederne Schläuche, die wir (mit elastischem Harzfirnifs überzogen) zu einigen Gasentbindungen vorschlugen, liefsen sich nicht gut handhaben, und ständen hierin den gläsernen Röhren nach; hierin gewifs nicht, denn sie sind weit lenkbarer, aber in der Reinlichkeit stehen sie nach, wefshalb wir sie auch nur zu solchen Entbindungen empfahlen, wo es auf absolute chemische Reinheit des Gases nicht ankommt. 5) Thonklötze als Tiegelunterlagen zersprängen leicht; mit Nichten, wenn sie nur gehörig ausgebrannt sind. 6) Ypser Tiegel gebrauche der Chemiker nicht, und Tiegel von *reaumurschem* Porcellan gestatten keine Anwendung. Die ersteren benutzt aber der Chemiker mit Vortheil bey Reductionen der Metalloxyde durch Kohle (ohne Salzzuschlag), bey Zusammenschmelzung einiger Metalle und Metall-Legirungen, und im Nothfall als Ersatz der Kohlentiegel, indem man sie inwendig mit Kohlenpulverteig dünne überzieht. Die letzteren dienen dem Rec. sehr vortheilhaft zur Schmelzung einiger Metallsalze, zur Ausglühung kohlensaurer, salpetersaurer, essigsaurer u. s. w. Metallsalze, zur Darstellung künstlicher Verbindungen des Schwefels mit Metallen und erdigen Alkalien, und zu mehreren Versuchen, bey welchen man Porcellantiegel anzuwenden, und den rauhen hessischen Tiegeln vorzuziehen pflegt. 7) Fragt *Göttling*: „wie konnte Rec. wohl hier eine Anweisung des Gebrauchs des Elektrometers und des Condensators, nebst Angabe der *hauyschen* und *karstenschen* Methoden die Elektricität der Fossilien, und des *ritterschen* Verfahrens, die Stufe eines Körpers (vorzüglich eines Metalls) in der elektrischen Spannungsreihe erwarten?" Allerdings durfte dieses Rec. in einem *Elementarbuche* erwarten, da ohne diese Anweisungen die chemische Untersuchung der Körper, besonders der Fossilien, einseitig ausfällt, und da nach damaligem und jetzigem Stande der Wissenschaft die Kenntnifs des chemischen Processes der meisten Stoffe sehr unvollkommen ist, wenn nicht jene Prüfungen auf eintretende elektrische und galvanische Verhältnisse vorangehen. 8) Heifst es ferner: Eben so wenig das Leuchten der Johanniswürmer und *Ritters* Rusdendriten — sind denn diefs wirklich chemische Wirkungen? Ja, so gut als die vom Vf. aufgenommenen Leuchtungen der mit Schwefelsäure begossenen Magnesie, der brennen-

den Körper u. s. w., und als die Niederschlagungen eines Metalles durch das andere, die Wasserzersetzung im Flintenlauf u. s. w. es sind. — Diese Einwürfe *G's.* beschliesst ein aussöhnendes Lob des Rec., und hierauf folgt eine Nachricht von denjenigen Apparaten und Reagentien, die der Verewigte theils unter seiner Aufsicht verfertigen liess, theils selbst darzustellen sich unterzog; und an Liebhaber käuflich abliess.

Die, wie im ersten Theile, der Vorrede folgende Inhaltsanzeige gewährt eine vollständige Übersicht der in diesem Theile abgehandelten Gegenstände; der zufolge im nächsten *fünften Capitel* diejenigen Experimente beschrieben werden, welche *zur Darstellung der Säuren und* (zur Kenntniss) *ihrer Wirkungen auf andere Dinge* führen. Das *sechste* und *letzte Capitel* enthält die *über die Grundlagen der Salze und ihre Wirkungen auf andere Dinge anzustellenden Experimente.* Für das Unternehmen selbst, und für die Käufer des Buchs wäre es zu wünschen, dass sich ein praktischer Chemiker entschlösse, einen *dritten Theil* folgen zu lassen, der die Darstellung der sämmtlichen Metalle im reinen Zustande zum Gegenstande hätte, und endlich mit einem vierten Theile, welcher die aus dem Organischen abstammenden sogenannten Stoffe ausführlich würdigte, das Ganze zu beschliessen.

Jetzt einige Bemerkungen über den Gehalt dieses Theiles. Wir würden die Säuren charakterisiren als *Substanzen, die durch Grundlagen* (Basen, Alkalien, Erden, Metalloxyde, Kohlenwasserstoff z. B. in den Naphten) *mehr oder weniger neutralisirbar sind oder abgestumpft werden, welche die Elektricität* (als feuchte Leiter) *vorzüglich leiten*, und aus ihren tropfbaren Salzverbindungen am Oxygenpol der galv. Säule abgeschieden werden. — Der Schwefel verbrennt in der atmosphärischen Luft grösstentheils nur zu schweflichter Säure, im Sauerstoffgase hingegen gleich zur geruchlosen Schwefelsäure. Schwefel mit Salpeter verpufft, giebt wegen des sich entbindenden Sauerstoffgases gleich vollkommene Schwefelsäure, und nicht das vorhandene Krystallwasser des Salpeters verhindert das Entstehen der, Rosentinctur bleichenden schweflichten Säuren. Diese letztere bleicht jene Tinctur auch im tropfbaren Zustande, so wie mehrere Pigmente; es stützt sich hierauf das Verfahren, rothe Weinflecke mittelst Schwefeldampf, oder besser mittelst in Wasser gelöster schweflichter Säure zu tilgen. — Dem Schwefel fehlt übrigens das Krystallwasser so wenig wie dem Phosphor. Ohne Wasser (sowohl das Krystallwasser als auch das elektrische der Gase) möchte wohl überhaupt alle Verbrennung unmöglich seyn. Der §. 392 mitgetheilte Versuch über die Entstehung des schwefelsauren Eisens aus dem mit Wasser begossenen Gemenge von Schwefel und Eisenfeile, ist ein durchaus galvanischer, ohnerachtet der Schwefel für sich isolirt. Übrigens entbindet sich dabey Schwefelwasserstoff, der durch Anziehung des Sauerstoffs der überstehenden Atmosphäre in Schwefelsäure übergeht, während sich das Eisen auf Kosten des Wassers (welches den Wasserstoff hergab) oxydirte. Die eisartige Schwefelsäure ist nichts weniger als ein Gemisch von schweflichter und Schwefelsäure, sondern vielmehr wahrscheinlich eine an + E und Sauerstoff reiche vollkommene Säure; nach Rec. Beobachtungen brennen entflammte Körper eine kurze Zeit lebhafter darin, als in der atmosphärischen Luft, und sie besitzt überhaupt noch mehrere bis jetzt zum Theil unvollkommen gekannte, zum Theil übersehene merkwürdige Eigenschaften, die Rec. nächstens in einem gelesenen chemischen Journale zu beschreiben gedenkt. — Rauchende Salpetersäure mit Wasser gemischt wird anfänglich grün, dann *blau*, und dann erst farbenlos: wahrscheinlich indem nach Entwickelung des überschüssigen Salpetergases der noch rückständige Antheil derselben durch das Wasser mehr oder weniger seiner + E beraubt oder auch geradezu hydrogenirt wird. — Zu §. 420 fügen wir hinzu, dass Gummi mit Salpetersäure behandelt grösstentheils in Schleimsäure (Milchzuckersäure) übergeht. *Bucholz's* neuere Versuche haben die Eigenthümlichkeit der Kamphersäure entschieden dargethan. Es würde dem Buche zum Vortheile gereicht haben, wenn der Vf. hier die merkwürdigen Veränderungen des Satzmehls durch Salpetersäure mit aufgeführt hätte. Eine über Kohlenpulver abgezogene Salzsäure zeigte dem Rec. keine Spur von Eisen, war von ihrem eigenthümlichen Geruche befreyt, hatte dagegen einen schwachen Geruch von brenzlicher Essigsäure angenommen. Zur Ätherbildung scheinen nach unseren Beobachtungen diejenigen Säuren am geschicktesten zu seyn, welche aus Metallsalzen entbunden werden; wahrscheinlich sind diese Säuren mit einem an + E reicheren Sauerstoff beladen, als die aus anderen Verbindungen getrennten oder unmittelbar erzeugten. Das *Königswasser* dürfte doch wohl nur eine innige Verbindung der Salzsäure, des Salpetergases und eines Antheils noch unveränderter Salpetersäure seyn. Rec. verschafft sich (ausserdem dass er die conc. Essigsäure aus dem Bleyzucker scheidet) einen reinen concentrirten Essig auf folgende Weise. Aus einer verzinnten mit zinnernem Helme versehenen Destillirblase destillirt er guten Weinessig über Kohlenpulver ab, giesst auf den Rückstand den vierten Theil (des Gewichts des Essigs) Wasser, und zieht von diesem so viel herüber, bis das Übergehende noch sauer ist; dadurch gewinnt es alle im Rückstande noch enthaltene Essigsäure; das gesammte Destillat wird jetzt vermischt starker Frostkälte ausgesetzt, und die sehr saure Flüssigkeit als starke reine Essigsäure von den Eisschollen im kalten Glastrichter geschieden. *G.* erhielt eine concentrirte Essigsäure, als er ein Gemisch von gleichen Theilen essigsaurem Kalke und gebranntem Allaune der Destillation unterwarf. Die Eisen oder Kupfer enthaltende Weinsäure lässt sich nach *Kastner* (dessen *Beyträge* II. B.) durch Kohlenpulver reinigen. Ungern vermissen wir die (wenn auch

nur eine kurze) Erwähnung der reinen *Gallussäure*, der *Chinasäure*, *Lacksäure*, *Opiumsäure*, *zoonischen Säure*, *Gelbsäure*, *Amniossäure* und *Harnsäure*. *Kastner* (S. 203) beobachtete das Braunwerden der Curcumaetinctur am *essigsauren Kupfer*, und auch unvollkommener am Boraxsäure haltigen salzsauren Zinn, was jedoch wohl nur von der Boraxsäure herrühren dürfte, indem diese, nach *Müller* (in Wernigerode) und *Trommsdorff*, gegen die genannte Tinctur gleich den Alkalien reagirt. Ob die Ätzalkalien *ohne alle Beymischung von etwas Säure* krystallisiren, ist noch nicht entschieden. Auch *Kastner* (§. 537) schlug Metallauflösungen sowohl in Säuren als auch in Ammoniak, mittelst Schwefel, Phosphor, und Kohle auf nassem Wege nieder, vergl. dessen *Beyträge* a. a. O. Die Auflösung des Orleans in Ätzkali (S 239) dient unter anderen auch mit Alaunlösung versetzt, zur Darstellung einer schönen orangen Lackfarbe. *G.* will einst nach *Curaudau's* Methode aus dem *Baryt* ein wenig Metalloid erhalten haben, zweifelt aber selbst an der Richtigkeit dieser Beobachtung. Wahrscheinlich war die metallartige Masse Kalimetalloid. *Davy* hat bekanntermaßsen neuerlich sowohl den Baryt als auch die übrigen erdigen Alkalien und Erden metallisirt, und zugleich fast evident erwiesen, dass diese Substanzen wirkliche metallartige Grundlagen, und nicht, wie die französischen Chemiker und *Ritter* glaubten, Wasserstoffverbindungen sind. Wenn es *Davy* hiebey zugleich wahrscheinlich macht, dass die eigentlichen Metalle *Wasserstoff* enthalten: so erinnert dieses theils an *Stahls* Phlogiston, theils an die vor vier Jahren von *Kastner* angestellte Berechnung des Wasserstoffgehaltes im Schwefel, im Phosphor, in der Kohle, im Stickstoff, und in den Metallen (dessen *Beyträge* II). — Neuerlich hat man den *Strontan* in ziemlicher Menge im sächsischen Erzgebirge, und (den schwefelsauren) bey Arau in der Schweiz gefunden. *Bucholz's* todtgebrannter Austerschaalenkalk dürfte doch wohl zum Theil in einem minder alkalischen, oder mit *Winterl* zu reden, abgestumpften Zustande sich befunden haben, und sowohl durch die vollständige Salzsäure, als auch durch das basische Wasser wieder alkalisch geworden seyn. Der *todtgebrannte Gyps* verdiente übrigens auch wohl ein Mal eine genauere Untersuchung, um so mehr, da er wesentliche Veränderungen erlitten zu haben scheint. Rec. bereitet sich sein Schwefel-Kali, Natron, und seinen Schwefelkalk in Glasretorten über freyem Feuer, und erhält dabey gelegentlich eine große Menge Schwefelwasserstoffgas. Möchte es doch ein Mal einem praktischen Chemiker gefallen, *Lowitzens* Vermuthung, dass der *Strontian* aus dem Baryte und Kalke erzeugt werde, genau zu prüfen, um so *Davys* Versuche über diese und ähnliche Stoffe von einer anderen nicht minder belehrenden Seite her zu begegnen! *G's.* ältere Beobachtung über die Metallisirung der Talkerde durch heftiges Glühen dürften dann auch wieder zur Sprache kommen, indem sie auf eine partielle Zerlegung der Talkerde hindeuten. *Grindel's* Beobachtungen gemäſs ist die sogenannte Schwefeltalkerde eine mit Schwefelkali verunreinigte Talkerde, so wie er der reinen Talkerde auch die Löslichkeit im Wasser abspricht, und vermuthet, dass das Erglühen der mit conc. Schwefelsäure begossenen frisch bereiteten reinen Talkerde von einer unvollkommenen Verbrennung herrühre, weſshalb sich dabey auch schweflichte Säure entwickele. *Scopoli* bemerkte schon eine zugleich auf Zerlegung hinweisende unvollkommene Metallisirung der Thonerde; vrgl. *Kastner's* Beyträge II B. — Rec. digerirte ohnlängst die auf gewöhnlichem Wege erhaltene, ausgekochte Alaunerde mit flüssigem Ätzammoniak, und erhielt dadurch eine Erde, die wieder ausgesüſst und in Salpetersäure aufgelöst, durch salpetersauren Baryt nicht getrübt wurde. Die Kieselerde ist doch auch (frisch gefällt) mit Schwefel-, Salz- und Salpeter-Säure auf nassem Wege, und mit Arsenik- und Phosphor-Säure auf trocknem Wege, einigermaſsen vereinigungsfähig, wiewohl die erstere Verbindungsweise nur mittelst Alkalien, und die letztere mit Hülfe der Thonerde vor sich zu gehen scheint. —

Dieses sind unsere Bemerkungen und Zusätze zu diesem zweyten Theile. Möchten sie Chemiker, denen mehr Muſse als dem Rec. zu Theil wird, veranlassen, die Wissenschaft mit neuen Erfahrungen zu bereichern, und so zugleich dem Wunsche entsprechen, der den verewigten *Göttling* beseelte, und der unstreitig von jedem ächten Chemiker gehegt wird: die Hypothesen im Gebiete der Chemie durch reine Thatsachen, und eine dadurch begründete Theorie zu verdrängen.

H. K.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Die gemeinnützigsten und faſslichsten Sätze aus der Naturlehre und Scheidekunst.* Für Real- und Feyertags-Schulen bearbeitet von *J. G. Praendel*, Prof. der Mathematik, der Physik, der Naturgeschichte u. s. w. Zweytes Bändchen. Mit Figuren. 1809. 418 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Die erste unabläſsige Pflicht eines Schriftstellers ist, seinem Werke ein festes System zum Grunde zu legen, wodurch das verwickelte Gemälde der Naturkörper anschaulich und dem Geist begreiflich gemacht werde. Wer in den heutigen Zeiten, in denen jeder Zweig der allgemeinen Naturwissenschaft durch glückliche Entdeckungen gelehrter Männer so große Ausdehnung erhalten hat, bey Verfassung eines Lehrbuches, welches sich von den Grundzügen auf höhere und zusammengesetztere Gegenstände ausdehnet, gegen diese Regel anstöſst, der wird seinen Hauptzweck verfehlen. Es ist dem menschlichen Verstande so angemessen, sich von dem Einfachen zu dem mehr Zusammengesetzten, von einzelnen Vorstellungen nach und nach zu allgemeinen Begriffen zu erheben, dass man nicht lange anstehen kann, nach diesem Princip den Vortrag einer Wissenschaft zu beginnen. Diese Methode, die man die progressive nennt, steht der regressiven, die

die Sache umgekehrt betrachtet, entgegen. Die Resultate eines glücklichen Studiums der Natur, die der vereinte Fleiſs der Naturforscher während Jahrhunderten machte, ſcheinen bey Begründung eines chemiſchen Systems zur Annahme jener Methode aufzufodern. Man mag indeſs die eine oder die andere wählen: ſo muſs man die angefangene Ordnung ſtets vor Augen behalten. Hr. *P.* hat dem zweyten Bändchen ſeines Werkes, dem chemiſchen Theile, die regreſſive Methode zum Grunde gelegt; allein er bleibt ſehr weit entfernt, ſie glücklich auszuführen, wie folgende Anordnung augenblicklich zeigt. Von der Auseinanderſetzung der Anfangsgründe und Vorbegriffe der Chemie geht er zu der Lehre von dem Thermometer, als einer der Chemie unentbehrlichen Geräthſchaft, über; dann folgen die Salze, die Säuren, und hierauf die Hauptproceſſe der Chemie, als Auflöſung, Fällung, Schmelzung, Verflüchtigung, Kryſtallbildung, Verkalkung und Oxydirung, Verglaſung. Die Erklärung der chemiſchen Zeichen, die Gährung, die Unterſuchung der Achtheit der Weine und des Biers, und endlich die chemiſchen Urſtoffe, beendigen den Inhalt eines beſonderen Abſchnittes — des 13ten. — Der 14te Abſchnitt enthält das Wichtigſte von den Gasarten, dem Dunſtkreiſe, dem Schalle; der 15te: die Lehre von der Wärme; der 16te: von dem Lichte; der 17te: die Elektricität u. ſ. w.; der 18te: den Magnetismus. Dieſe Abtheilung iſt nicht löblich, da dieſe Schrift für Schulen gearbeitet iſt, und wenn auch nur für ſolche, wie Hr. *P.* in der Vorrede ſagt, welche aus Jünglingen beſtehen, die keinen literariſchen Studiumsunterricht genoſſen. Eben ſo iſt nicht einzuſehen, warum Hr. *P.* gerade jene Körper und Operationen u. ſ. w. abhandelt, und die übrigen Subſtanzen, mit welchen ſich die Chemie beſchäftiget, ganz wegläſst. Eine kurze Angabe der vorzüglichſten Eigenſchaften derſelben würde für dieſen Zweck vollkommen hinlänglich geweſen ſeyn, und um das Voluminöſe zu vermeiden, hätten manche Bemerkungen ſehr gut wegbleiben können. Schwerlich läſst ſich begreifen, daſs das Angeführte ein Auszug der Hauptmomente der Chemie ſey, welche dem Publicum vorgelegt werden könne.

Sowie aber das Nichtberückſichtigen der neueren Lehrbücher und Zeitſchriften der Chemie eine Rüge verdient: ſo veranlaſſen eine Menge Unrichtigkeiten noch eine zweyte. Z. B. Fr. 37. Laugenſalze giebt es nur dreyerley, nämlich Gewächslaugenſalz, Minerallaugenſalz, und ein Laugenſalz aus dem Thierreiche, das Ammonium. 36. Feuerbeſtändig iſt das einzige Gewächslaugenſalz, die beiden anderen ſind flüchtig. Alſo das Natrum zählt Hr. *P.* dem flüchtigen Alkali hinzu! — 39. Woher ſtammt das Ammonium? Antw. — — — das Mineralreich betreffend, enthalten die Kalkſteine dieſes Laugenſalz. Wahrlich etwas Neues; aber Schade, daſs Hr. *P.* die Bereitungsart des Ammonium aus den Kalkſteinen nicht mitgetheilt hat. 41. Da ſich jedes der drey Laugenſalze mit jeder Säure verbindet: ſo zählen wir, wenn man mit *Gren* auch nur 25 Säuren annimmt, doch ſchon 25 x 3 = 75 Neutralſalze u. ſ. w. — Aber bilden denn nicht viele Säuren, wie z. B. die Weinſteinſäure mit dem Kali, nach Verſchiedenheit der Quantitäten der Säure und der Baſis, ganz verſchiedene Arten von Salzen? — Dreyfache und mehrfache Salze, bey Aufzählung der erdigen und metalliſchen Salze, hat Hr. *P.* fernerhin ebenfalls nicht berückſichtigt. 105. Digeriren heiſst das Liegenbleiben einer Subſtanz im Auflöſungsmittel bey mäſsiger Wärme. Welch' eine Definition! — Die Verfälſchung des Biers durch Erden und Metalle, zu deren Entdeckung der Vf. die Behandlung des verdunſteten Biers mit Salzſäure empfiehlt, iſt wohl nicht zu befürchten. 311 hält Hr. *P.* die Aguſterde noch für einfach und eigenthümlich. — Die Metalle, welche in den letzten Jahren entdeckt ſind, ſcheint Hr. *P.* gar nicht zu kennen. S. 289, wo die Rede von den künſtlichen Edelſteinen iſt, hat er ſagen wollen: man erhält durch den Zuſatz des Kobalts zur Glasfritte ein blaues Glas, nicht aber ein rothes.

Daſs endlich Hr. *P.* der alten Nomenclatur noch ſo zugethan iſt, wie aus dem Werke hervorzugehen ſcheint, iſt gleichfalls nicht zu loben.

V. d. c. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Heidelberg*, b. Mohr und Zimmer: *Beatus und dreyzehn Gedichte.* 1810. 76 S. 8. (8 Gr.)

Wir wollen einen armen Schächer nicht kreuzigen, ſondern uns eines Elenden erbarmen, der von Irrlichtern in einen Sumpf geführt worden iſt, wo er von nichts als Tod und Verrückung ſagen und ſingen kann. Ach, nur ein wenig friſche Luft, nur einige Priſchen Logik für ſeinen verſtörten Verſtand! Schädlich kann er übrigens nicht werden, ſein Wahnſinn iſt von der gutmüthigen, bloſs leidenden Art. Wenn er nur jammern und klagen, den Mond ziehen und das Waſſer flieſsen ſehen kann; ſo hält er ſich friedlich und ergreift Niemanden beym Kragen. Seine Gedanken, oder was er als Surrogat dafür anerkennt, nimmt er aus einem myſtiſchen Zuſtande, deſſen ſich kein Geſunder bewuſst iſt, und alſo leider nie mit ihm ſympathiſiren kann. Er ſagt ſelbſt davon:

Bey Nacht, wenn ich nicht kann ſchlafend ſeyn,
Da fällt mir im Traum noch manches ein.

Es muſs ihm Jemand geſtorben, und nach dem Tode nicht ganz geblieben ſeyn; das *Zerkrümeln* kann er nicht leiden. Hieher gehören die ſchmelzenden *Zeilen*:

Im Wandeln, ach im Wandeln liegt wehes Behagen;
Sie, die ſo groſs, daſs ſie konnte mich ganz umwinden,
Muſst' in ſo kleine, kleine, kleine Theilchen ſchwinden,
Daſs Ameiſen, Ameiſen ſie hin und her können tragen.

Was der *Beatus* für ein Ding ſey, darüber will Rec. die Leſer lieber in Unwiſſenheit laſſen. Wahnſinn iſt anſteckend, und alle Perſonen im Beatus ſind verrückt. Unter anderen giebt es da einen irren Buchhändler, der S. 61 ausruft: Was giebts in der Welt für ſeltſame Bücher! Was iſt die Welt für ein ſeltſames Buch! O kommt!

Wk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 APRIL 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Eberhart: Παρέργων Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης Τόμος δεύτερος. Μύθων Αἰσωπείων Συναγωγή. Und auf einem besonderen Blatte: Μύθων Αἰσωπείων Συναγωγή· Φιλοτίμῳ δαπάνῃ τῶν Ἀδελφῶν Ζωσιμάδων, παιδείας ἕνεκα τῶν τὴν Ἑλλάδα φωνὴν διδασκομένων Ἑλλήνων. Ἐν ΑΩΙ. (1810.) 515 S. Text u. 62 S. Einleitung. gr. 8.

Diess ist die vollständigste Sammlung von Allem, was man unter dem Namen äsopischer Fabeln in griechischer Sprache kennt, mit grosser Überlegung, nach einem lobenswerthen Plane angelegt, den der gelehrte Herausgeber noch zweckmässiger ausgeführt haben würde, wenn ihm vor Anfange des Drucks die florentinische letzte Sammlung zugekommen wäre.

Die Einleitung enthält zuerst das Leben des Äsopus mit dem Abdrucke des Bildes in der albanischen Villa. Ein zweytes Bild soll den Kopf des Archilochus aus dem vaticanischen Museo darstellen. Nur die wichtigsten und wahrscheinlichsten Umstände der Lebensgeschichte sind ausgehoben. Dann folgen die Namen und eine kurze Charakteristik aller der Dichter und Schriftsteller, welche Fabeln in griechischer Sprache gedichtet, erzählt oder äsopische Fabeln angeführt haben, bis auf die neuesten Zeiten herunter; wo Rec. nur den einzigen Griechen vermisst, elcher den Slaven das Evangelium gepredigt hatte, und dessen Fabeln sich nur in lateinischen Übersetzungen erhalten haben. Bey den späteren Schriftstellern der griechischen Kirche ist Hr. *Coray* weit ausführlicher, und schildert zugleich den ganzen literarischen Zustand des jedesmaligen Jahrhunderts, in welchem sie lebten. Die neveletische Sammlung liegt zum Grunde, und hinter jeder Fabel sind die später bekannt gemachten Variationen alle, nebst den Tetrastichen des Ignatius Magister, ehemals Γαβρίας genannt, eingerückt, mit den Beziehungen und Anspielungen in den alten Schriftstellern, welche unten am Rande bemerkt sind. Der Text ist nach kritischen Regeln und Muthmasungen berichtiget, wovon der Grund hinten in den Anmerkungen angegeben ist, worunter sich auch einige ästhetische Bemerkungen über die Behandlung und den Werth der Fabeln befinden. Die übrigen Änderungen sind in einer Art von vergleichender Tabelle S. 443 — 458 angegeben. Über die Anordnung der Fabeln wollen wir mit dem Herausgeber nicht streiten: aber es wäre doch zu wünschen gewesen, dass er eine Änderung darin gemacht, und dabey irgend einen anderen Grundsatz und Princip befolgt hätte, als die Ordnung des griechischen Alphabets nach den Anfangsbuchstaben der über jeder Fabel geschriebenen Namen der handelnden Thiere, nach welcher in allen Sammlungen die Fabeln an einander gereiht sind. Über die gemachten Veränderungen möchte sich hie und da ein nicht ungegründeter Zweifel erheben, weil in der Sprache dieser Erzählungen das Gute und Schlechte aus verschiedenen Jahrhunderten so wunderbar und so bunt durch einander gemischt ist, dass es wohl sehr schwer seyn muss, erst einen Zeitcharakter der Fabel aus der Sprache und Composition zu bestimmen, und danach die scheinbaren Sprachfehler zu verbessern. Unterdessen ist gerade Hr. *Coray* der Mann, der als geborner Grieche von der Insel Chios die Sprache der meisten dieser Fabeln, so wie sie in den barbarischen Jahrhunderten von unwissenden Byzantinern und griechischen Mönchen umgesetzt und travestirt worden sind, am besten versteht und zu beurtheilen weiss. Daher war zu wünschen, dass er gleich vom Anfange den ganzen Vorrath gedruckter griechischer Fabeln vor sich liegen gehabt, und daraus eine neue Sammlung mit kritischer Genauigkeit zubereitet hätte. Darin würden, nach Rec. Urtheile, die ersten und ältesten Beyspiele der äsopischen Fabeln in rein griechischer Sprache nach der Zeitfolge aufgestellt worden seyn, so dass unter jeder Fabel die neueren und späteren Nachbildungen in Versen und Prosa nach dem inneren Werthe und den Kennzeichen der Sprache geordnet folgten. So würde er z. B. die gemeine Fabel vom Pferde und Esel No. 125 als eine ungeschickte Abkürzung zuletzt stellen. Denn aus Suidas in *ὀνεία* erhellt, dass die Fabel von Babrius sey, woraus er folgende Stelle erhalten hat:

τὴν σάγην τε τοῦ κτήνους
καὶ τὴν ὀνείαν προςτέθηκεν ἐκδείρας.

Dieser Spur zufolge ist die 133 flor. Fabel die ältere prosaische Nachbildung vom Esel und Maulesel. Hingegen die 24 flor. Fabel vom Pferde und Esel, welche noch Reste von zwölfsylbigen Versen hat, eine spätere Nachbildung, aus welcher die neveletische Fabel 128 abgekürzt ist. Die späteste und ungeschickteste Nachbildung ist die, welche *Rochefort* aus der pariser Handschrift bekannt gemacht hat. Hr. *C.* hat alle 3 Nachahmungen ohne Rücksicht auf den innern Werth S. 327 und 328 gestellt. Jetzt stehen noch alle Fabeln, alte und neue, verworren und vermischt unter einander, und ausser den wenigen, welche die älteren griechischen Schriftsteller aufbewahrt haben, haben die meisten aus Handschriften gesammelten, nur wenige Bruchstücke des Babrius aus-

genommen, so deutliche Merkmale der spätesten Composition, dass man selten eine ganz rein von Barbarismen und Solöcismen findet. Unterdessen macht auch hier die neueste florentinische Sammlung eine rühmliche Ausnahme. Sie liefert wenigstens sehr oft einen besseren Grundstoff der Sprache, in welchem sich die seltener eingeschlichenen Barbarismen und Fehler leicht durch Vergleichung mit anderen Nachbildungen auffinden und verbessern lassen. Doch dazu möchte Rec. schon um des Beyspiels willen nicht rathen; sondern er wünscht alle Nachbildungen, so wie sie sich in Handschriften finden, neben einander aufgestellt, und, wo möglich, nach der Zeitfolge geordnet zu sehen. So bleibt dem kritischen Forscher der ganze Stoff ungeschmälert und unverkümmert zum Gebrauche übrig, damit er aus den Spuren der späteren Bearbeitung dasjenige Original entdecke, welches alle die Nachahmer vor Augen hatten. Auch die neue florentinische Sammlung hat *Tyrhwitts* Vermuthung bestätigt, dass die meisten äsopischen Fabeln, welche die bis jetzt gedruckten Sammlungen aufbewahrt haben, durch prosaische Auflösungen und Abkürzungen der Fabeln des Babrius entstanden sind. In der Sammlung des Hn. *Coray* kann man jetzt noch besser als sonst die Stufenfolge der Abkürzungen und Verhunzungen bemerken, und übersehen, welche elende und geschmacklose Scribler und Mönche bis auf den erbärmlichen Ignatius Magister mit den schön in Choliamben verfassten Fabeln des Babrius vorgenommen haben. Nicht allein hat Hr. *C* die in der florentinischen Sammlung aufbewahrten, aber von dem Herausgeber derselben verkannten Fabeln des Babrius erkannt und in Choliamben wieder hergestellt, sondern auch eine Mittelgattung von Abkürzungen bemerkt, welche poetisch seyn sollte, und wahrscheinlich dem Ignatius Magister zum Muster gedient hat, nach welchem er diese poetischen Missgeburten wiederum abkürzte, und in die sonst unter dem Namen Gabrias bekannten sinnlosen Tetrasticha brachte. Hr. *Coray* hat alle diese barbarisch-poetischen Nachbildungen ausgezeichnet, und als Verse abdrucken lassen. Sie bestehen aus 12sylbigen Reihen ohne Metrum, bloss nach dem Rhythmus geordnet, so dass gewöhnlich jeder Vers den Sinn, wenigstens den Satz schliesst. Die elenden Verfasser dieser 12sylbigen Zeilen hatten nämlich bemerkt, dass die meisten Choliamben des Babrius aus 12 Sylben bestanden; diese Zahl ahmten sie nach, als sie die Abkürzungen vornahmen; das Metrum aber kannten sie nicht, sondern zählten nur die Sylben. Man hat also, wie Rec. meint, auch an diesen zwölfsylbigen Nachbildungen ein sicheres Kennzeichen, dass die darin erzählte Fabel ursprünglich vom Babrius herstamme, so wie man diess bisher auch aus den Tetrastichen des Ignatius schloss, welche gerade in demselben Sylbenmasse verfertiget sind. Gewöhnlich ist dann der Fall, dass die prosaische Erzählung richtiger ist, als die vermeinte poetische. Man sehe z. B. Fabel 56 flor. 120 vom jungen und alten Hirsche. Doch Rec. wird hernach auf diese Entdeckung des Hn. *C.* wieder zurückkommen. Jetzt muss er noch Einiges über die ganze Einrichtung der Sammlung bemerken; aber zuvor die vorher abgebrochene Anmerkung über die barbarische Sprache der meisten Fabeln vollenden. Dass selbst Hr. *C.* nicht im Stande war, alle Dunkelheiten derselben aufzuklären, zeigt der Name zu Anfange der 77sten Fabel *Βούτλις ἀπό τινος θυρίδος ἐκρέματο*, zu welcher sich bis jetzt noch keine Variation oder das Original gefunden hat. Den Namen des Vogels hat man verschiedentlich gedeutet auf Amsel und Nachteule. Hr. *C.* erklärt ihn für synonymisch mit dem älteren *αἴθυια*, dem römischen *Mergus* und der Franzosen *Plongeon*, der sonst jetzt im Neugriechischen *βουταμαρία* oder *βουταναρια* heisst. Er beruft sich dabey auf die Ableitung vom Worte *βουτῶ*, tauchen. Aber Rec. weiss diese Erklärung nicht mit dem Inhalte der Fabel zusammenzureimen: denn da heisst es, der Vogel singe oder schreye des Nachts (ᾄδει), am Tage aber verhalte er sich ruhig (ἡσυχάζει.) Die Fledermaus spricht mit ihm; und auch daraus erhellt, dass der Vogel sein Wesen des Nachts treiben muss.

Die Sammlung läuft in 426 Numern bis Seite 278 fort; dann folgen *οἱ παραλειφθέντες παρ. λλήλοι μῦθοι* bis Seite 412, welche vorn die Numer der erstern Sammlung haben, worauf diese Fabeln sich als Variationen beziehen; die innere, in Klammern eingeschlossene Numer giebt meistens die Zahl der florentinischen Nachbildungen an, welche Hr. *C.* nicht am gehörigen Orte vergleichen, und einschalten konnte, weil er das Buch zu spät erhielt. Diese Unbequemlichkeit muss man freylich dulden und verzeihen; ob aber alle Leser dieselbe Willfährigkeit und Nachsicht mit der selbst verfertigten Fabel No. 421 S. 275 haben werden, wollen wir nicht. Wenigstens ist sie so gut und rein griechisch nach Gellius 2,19 erzählt, als keine in den neuen Sammlungen, die vom Babrius ausgenommen. Auch hat Hr. *C.* nach Gellius die Lerche (*κορυδαλλός*) genannt, wo Babrius den Vogel *Χαραδριός* nennt, von welchem es wenigstens bis jetzt unbekannt ist, dass er eine Haube hat und singt. Somit geht Rec. auf die zuerst aufgestellten Fabeln des Babrius über, welche auch der Recensent der florentinisch-leipziger Sammlung in unseren Blättern bereits bemerkt und ausgezeichnet hatte. In der dort angeführten Probe aber weichen beide an einigen Stellen merklich von einander ab. Zuerst spricht der jetzige Rec. von der erwähnten Fabel, wo *Χαραδριὸς* die Hauptperson ist. Überall stimmt er mit Hn. *C.* überein, bis auf die beiden Verse

> μισθὸν δὲ πᾶσι δραγματοφόροις δώσειν ἔλεγε,
> εἶτα Χαραδριὸς πᾶσι νηπίοις οὕτως·

wo jedoch Hr. *C.* den Fehler und Überschuss der Sylben im ersteren Verse richtig bemerkt hat; nur die Verbesserung hat er nicht angegeben. Nach Anleitung des vorhergehenden *μισθὸν μὲν ἀμήτορσιν αὔριον πέμψειν* streicht Rec. das unnütze *πᾶσι* aus, und schreibt *μισθὸν δ' ἔλεγε δραγματοφόροις δώσειν*; im zweyten Verse aber *παισὶ νηπίοις* für *πᾶσι*.

Die 358 Fabel der florent. Samml. hat Hr. *C.* mit Einschaltung einer einzigen Sylbe so in zwölfsylbige Verse geordnet:

> Λέοντι προςπτὰς αἰετός [ποτ'] ἔλεγεν·

κοινωνὸς εἶναι· Χὠ λέων, Τί κωλύει;
πρὸς αὐτὸν εἶπεν, ἀλλ' ἐνέχυρον δώσεις,
ταχύπτερόν σε μὴ μεθεῖναι τὴν πίστιν·
πῶς γὰρ φίλῳ σοι μὴ μένοντι πιστεύσω;

Hier wird man versucht zu glauben, dass dieses ebenfalls eine Abkürzung des Originals von Babrius sey, und zwar im Versmasse desselben, welches ein seltner Fall ist. Doch findet er sich auch, wie es scheint, bey der folgenden 360 florent. Fabel:

Λύκος τις ἁδρὸς ἐν λύκοις ἐγενήθη·
λέοντα δ' αὐτὸν ἐκάλει· ὁ δ' ἀγνώμων
τὴν δόξαν οὐκ ἤνεγκε· Τῶν δὲ συμφύλων
ἀποστατήσας τοῖς λέουσιν ὡμίλει·
Κερδὼ δ' ἐπισκώπτουσα, μὴ φρενωθείην,
ἔφη, τοσοῦτεν, ὡς σὺ νῦν ἐτιφώθης.
σὺ γὰρ ἀληθῶς ἐν λύκοις λέων φαίνῃ,
εἰς δ' αὖ λεόντων σύγκρισιν λύκος φαίνῃ.

Ingleichen bey der flor. Fab. 359, 361, 368, 371, und einigen anderen, wo die Verse sich noch einzeln zwischen der Prosa finden. In der eben ausgestellten Fabel schlägt Hr. *C.* im fünften Verse vor, zu lesen μὴ 'κφρενωθείην, wenn die gemeine Lesart nicht etwa so viel als φρονηματισθείην bedeute. Rec. meint, dass überdiess im 2ten Verse es heissen sollte αὐτὸν ἐκάλουν. Darauf führt das folgende τὴν δοξαν οὐκ ἤνεγκε.

Die 369 florent. Fabel scheint auch Hn. *C.* eine ächte vom Babrius zu seyn, wo er das Versmass durch muthmassliche Verbesserungen wieder hergestellt hat, z. B. V. 7: [Λέγων.] τὸ λοιπὸν δικτύῳ τί ποιήσεις; V. 10: Τίνος μελω δοῦ πρὸς [τὸν] ἦχον ὑπνώσεις; durch die bemerkten Einschaltungen. Noch schlägt er V. 11 ἀφῆκε τὸν πέρδικα, καὶ γεννητὴν ἀλεκτορίσκον συλλαβὴν ἠβουλήθη für γενιήτην vor. Ganz richtig! Und eben so fodert das Versmass, dass man im folgenden Verse ἐβουλήθη schreibe, wenn es nicht ein Druckfehler ist, der sich hier in den Text geschlichen hat. Aus eben der Ursache muss der erste Vers Ὀρνιθοθήρᾳ φίλος ἐπῆλθεν αἰφνης geändert werden, und heissen: φίλος ἐπῆλθεν ἐξαίφνης. Im V. 14 und 15: Πόθεν μαθήσεις, πόσον εἰς ἕω λείπει; τὸν ὡρομαθῆν ἀπολεσας; πῶς γνώσῃ u. s. w. schlägt Hr. *C.* vor zu schreiben: τὸν ὡρ[illegible]μαθῆ γ' ἀπολέσας. Aber auch so bleibt der Vers im fünften Fusse fehlerhaft, und der Sinn in ὡρομαθῆ falsch. Die selbst von Hn. *C.* angeführte Stelle aus Suidas τὸν ὡρονόμον θύσας με konnte ihn auf die wahre Lesart ὡρόμα τιν θύσας με; πως γνώσῃ leiten. Eben so muss aus Suidas im vorhergehenden Verse μαθήσῃ geschrieben werden. Im 19ten Verse, wo der Herr zum Haushahn spricht: Οἶδας χρησίμους ὥρας· ὅμως δε δεῖ σχεῖν — τι δειπνήσει schlägt Hr. *C.* vor οἶδα χ. ὥ. — σχεῖν σήμερον τί δειπνήσω, oder σχεῖν τὸν φίλον τί δειπνήσει. Nur allein die letzte Vermuthung kann Rec. wegen des ganzen Zusammenhanges billigen; nicht aber das οἶδα, vielmehr wünscht er eine glücklichere Muthmassung ausgefunden zu sehn.

Die 374ste flor. Fabel hat Hr. *C.* richtig in die ursprünglichen Choliamben hergestellt, aber die Stelle aus Suidas nicht bemerkt καὶ τις γεωργὸς εἰς νεὸν πυρους σπεῖρας φύλαττεν ἑστώς. In mehreren Stellen findet Rec. eine Verbesserung nöthig. Der Anfang lautet hier:

Πλειάδος δυσμαὶ ἦσαν σπόρου ἐν ὥρῃ;
καί τις γεωργὸς ἐν κλήρῳ πυροὺς σπείρας,
ἐφύλαττεν ἑστώς.

Aber im fünften Fusse muss allemal ein Jambe stehen; und also muss es heissen:

πλειάδος δυσμαὶ ἦσαν ἐν σπόρου ὥρῃ·
καί τις γεωργὸς εἰς νεὸν πυροὺς σπείρας,
φύλαττεν ἑστώς.

Der 9 Vers lautet καὶ πρὶν βαλεῖν ἔφευγον. Εὗρε δὲ τεχνην. Es muss aber heissen: Εὗρε δὴ τέχνην· V. 11 muss es διδασκεν statt ἐδίδασκεν heissen. Im folgenden χρὴ γὰρ ὀρνέων ἡμᾶς σοφῶν δηλῶσαι φίλους ist kein Sinn, der durch die Lesart φηλῶσαι φρένας ganz hergestellt zu seyn scheint. V. 17 muss ἔφευγον für ἔφυγον geschrieben werden. Eben so V. 20. In der 378sten flor. Fabel vom Frosch und Ochsen (welche Phädrus I, 24 sehr ungeschickt vorgetragen hat, da sie hier weit wahrscheinlicher vom Babrius erzählt wird), erzählt der eine junge Frosch der Mutter seines Bruders Schicksal. V. 4, 5, 6:

τέθνηκε, μῆτερ, εἶπον, ἄρτι πρὸ τῆς ὥρας·
ἦλθε γὰρ πάχιστον τετράπουν, ὑφ' οὗ κεῖται
χηλῇ μαλαχθείς,

sollte es wohl πατηχθεὶς heissen. Da, wo die Mutter sich aufbläht u. fragt, εἰ τοιοῦτον ἦν τὸ ζῶον; antworten die Jungen: παῦσαι, μὴ ποίου μῆτερ·

θᾶσσον σεαυτήν, εἶπον, ἐκ μέσου ῥήξεις,
ἢ τὴν ἐκείνου ποιότητα μιμήσῃ.

Hier schlägt Hr. *C.* vor zu schreiben: μη πιοῦ von πιοῦμαι, und hernach πιότητα. Die letztere Verbesserung scheint dem Rec. unbedenklich richtig. Der ersteren scheint das Versmass zu widerstreben.

Die gemeine Fabel 134 von der Ameise und Cicade ist wahrscheinlich die älteste Nachbildung in Prosa aus den Choliamben des Babrius, welche hier S. 75 eingerückt stehen. Das Tetrastichon des Ignatius S. 76 hat auch nicht die geringste Spur des Originals mehr, so wenig als die zwey anderen prosaischen Nachbildungen, wozu zwey florentinische No. 195 und 198 kommen. Die letzte in 12sylbigen Zeilen ist ohne Zweifel die elendeste und ganz barbarisch.

Eben so ist von den 6 Nachbildungen der Fabel von den beiden Hähnen (S. 87 und 343) nach den von Suidas erhaltenen 2 Bruchstücken des Originals von Babrius die älteste und kürzeste die von *Stephanus* herausgegebene, von *Heusinger* und *Coray* S. 87 wiederholte, auf welche zunächst folgt die von *Rochefort* bekannt gemachte S. 344. Die neueste und schlechteste ist auch hier widerum die 119te florentinische in 12sylbigen Zeilen. — Die 351ste Fabel oder Erzählung aus der vaticanischen Handschrift der florentin. Sammlung ist das Original von Babrius, wovon die gemeine No. 187 eine ganz verstümmelte Nachbildung ist.

Θεοῖς Ἀπολλων ἔλεγε, μακρα τοξεύων
οὐκ ἂν βαλοι τις πλεῖον οὐδὲ τοξεύσει·
Ὁ Ζεὺς δὲ παίζων ἠρίδανε τῷ Φοίβῳ.
Ἑρμῆς δ' ἔσειεν Ἄρεος ἐν κυνῇ κλήρους·
λαχὼν δὲ Φοῖβος τὸ τόξον τε κυκλώσας,
τὸ βέλος ἔπηξεν ἐντὸς ἑσπέρου κήποι.
Ὁ Ζεὺς δὲ, ταὐτὸ μέτρον διαβὰς, ἔστη,
καὶ, ποῦ βαλω; ναί, φησιν, οὐκ ἔχω χώραν.
τόξου δὲ νίκην ἔλαβεν μηδε τοξεύσας.

Hr. *C.* hat die gewöhnliche Lesart βάλλη τι πλεῖον umgeändert in βάλοι τις — τοξευσοι· Die letzte Änderung war unnöthig. Im 5 Verse stand τόξον ἐκκυκλώσας. Hr. *C.* hat gesetzt τόξον τ' ἐγκυκλωσας, und somit das Versmass verletzt. Eben so war der 7te Vers fehlerhaft, wo es hiess διαβας ταῦτο μέτρον ἔστη. Ganz zuletzt stand μὴ τοξευσας im Texte. Nun vergleiche man damit die gemeine Erzählung: Ζεὺς καὶ Ἀπολλων περὶ τοξίας ἠρίζοντο· τοῦ δὲ Ἀπόλλωνος ἐκτείναντος τὸ τοξον καὶ το βέλος ἀφέντος, ὁ Ζεὺς τοσοῦτον διέβη, ὅσον Ἀπόλλων ἐτόξευσεν. Wie ganz ohne Verstand ist die prosaische Übersetzung gemacht! Die Fabel vom Esel und Schosshündchen (212) ist eine plumpe Nachbildung von dem Original des Babrius, welches Galenus auch vor Augen hatte, und welches Hr. *C.* S. 371 nach der florent. Ausgabe hat abdrucken lassen, ohne die Choliamben zu unterscheiden, deren Spuren er jedoch richtig bemerkt hatte. Allerdings sind die ersten verworfen, und mehrere Fehler haben sich eingeschlichen, welche Hr. *C.* nicht bemerkt hat. Z. B.:

Ὁ δέ γε ὄνος τὴν μὲν νύκτα ἀλήθων πυρὸν
Φίλης Δήμητρος, ἡμέρας δ' ὕλην
ἦγεν ἀφ' ὕψους, ἐξ ἀγροῦ σ' ὅσον χρεία.

wo es im dritten Verse ὅσων heissen sollte. Dann folgt:

ἐς μέσον αὐλῆς ἦλθ' ἄμετρα λακτίζων,
σαίνων δ' ὁποῖα καὶ θέλων περισκαίρειν,

wo die flor. Ausgabe ἦλθεν hat. Nach ὁποῖα will Hr. *C.* κύων einschalten; ganz recht, aber dann muss es θέλων σκαίρειν heissen. Gegen das Ende sollte es heissen ἔκτεινον· ὡς δὲ καὐτὸς ὕστατ' ἔκπνευσεν, wo steht καὶ αὐτὸς — ἔκπνευν.

Die 366ste flor. Fabel ist das Original des Babrius, dieselbe Fabel, welche auch Xenophon Memor. 2, 7 hat. Nach Hn. *C.* Verbesserungen lautet sie also:

Οἷς τις [ποτ'] εἶπε πρὸς νομέα τοιάδε·
Κείρεις μὲν ἡμᾶς, καὶ πόκους ἔχεις κείρας,
γάλα δ' ἀμέλγοντ' ἐστί σοι φίλον πῆξαι·
ἡμῶν δὲ τέκνα μῆλά σοι περισσεύει·
5 πλέον δ' οὐδὲν ἡμῖν· ἀλλὰ καὶ τροφὴ γῆς
πᾶσ' ἐν ὄρεσιν εὐθαλέσι γεννᾶται
ὡραίη βοτάνη, καὶ δρόσου γεμισθεῖσα.
Φέρβεις δ' αὖ ἡμῖν ἐν μέσοις κύνα ταύτην,
τρέφων ὁποῖα σαυτὸν εὐθαλεῖ σίτῳ,
10 Ταῦθ' ὡς ἤκουσεν ἡ κύων, ἔφη τοῖα·
Εἰ μὴ παρήμην κἂν μέσοις πολευόμην,
οὐκ ἂν ποθ' ὑμεῖς ἔσχετ' ἄφθονον πόην·
περιτρέχουσα δ' ἐγὼ πάντοθεν κωλύω
δρηστῆρα λῃστὴν καὶ λύκον διωκτῆρα.

Im ersten Verse hat Hr. *C.* ποτ eingeschaltet: diess ist nicht nöthig, wenn man ὄϊς schreibt; aber der letzte Fuss ist fehlerhaft, wie im 12ten Verse, wo man aber nur ποίην schreiben darf. Im 6ten Verse stand ἐν ὄρεσιν εὐθαλές τι γεννᾶ σοι. Hr. *C.* wollte vermuthlich εὐθαλέσσι schreiben. V. 8 soll wohl heissen Φέρβεις δ' αὖ κύνα ταυτην ἐν μέσοις ἡμῖν· Im V. 11 soll es vielleicht παρείην — πολευοίμην heissen.

Die 363 flor. Fabel ist das Original, wovon *Tyrhwitt* eine prosaische Nachbildung bekannt gemacht hat, welche Hr. *C.* 237 No. 364 aufgestellt hat. Die Choliamben hat er in der Anmerk. S. 411 hergestellt, ganz nach Rec. Meinung, bis auf einige Kleinigkeiten.

Νέως ποτ' αὐτοῖς ἀνδράσιν βυθισθείσης,
ἰδών τις, ἀδίκως ἔλεγε θεοὺς κρίνειν·
Ἑνὸς γὰρ ἀσεβοῦς συνεμβεβηκότος,
πολλοὺς σὺν αὐτῷ μηδὲν αἰτίους θνήσκειν·
5 Καὶ ταῦθ' ὁμοῦ λέγοντος, οἷα συμβαίνει,
πολλῶν ἐπ' αὐτὸν ἑσμὸς ἦλθε μυρμήκων,
σπεύδων τὰς ἄχνας πυρίνας ἀποτρώγειν·
ὑφ' ἑνὸς δὲ δηχθεὶς συνεπάτει τοὺς πάντας.
Ἑρμῆς δ' ἐπιστὰς τῷ τε ῥαβδίῳ παίων,
εἶτ' οὐκ ἀνέξῃ, φησί, τοὺς θεοὺς ὑμῶν
εἶναι δικαστὰς, οἷος εἶ σὺ μυρμήκων;

Im dritten Verse hat die Handschrift ἀσεβοῦς ἐμβεβηκότος πλείω πολλους, woraus Rec. macht ἐμβεβηκότος πλοίῳ. So kommt der Vers heraus, welcher in Hn. *C.* Leseart den letzten Fuss gelähmt hat. Im 8 Verse schreibt Rec. συνεπάτησε πάντας.

Die 364 flor. Fabel hat noch einige Spuren von Choliamben: aber es scheint eine von den älteren Nachbildungen zu seyn, wovon Rec. oben sprach. Denn einige Verse haben ein falsches Sylbenmass; auch der Sinn am Ende ist verstümmelt. Hr. *C.* hat sie wie zwölfsylbige Verse abdrucken lassen.

Über das Zeitalter des Babrius, welches *Tyrhwitt* so weit bestimmt hatte, dass man ihn dreist über den Phädrus hinaussetzen konnte, hat Hr. *C.* in der Vorrede S. 19 die Vermuthung geäussert, er möge wohl hundert Jahre älter seyn als Phädrus, und nahe an das Zeitalter von Moschus und Bion grenzen.

Über die übrigen Fabeln enthält sich Rec. aller weiteren Kritik, nachdem er bereits darüber im Allgemeinen sein Urtheil geäussert hat. Wenn einmal alle die verschiedenen Sammlungen werden gedruckt seyn, welche noch handschriftlich in den Bibliotheken verborgen liegen, wie z. B. die augsburgische, aus welcher *Matthäi* einige, hier wieder eingerückte, Proben gegeben hat: so wird ein Mann von Kenntniss und Geschmack dereinst eine Auswahl von solchen Fabeln machen können, welche dem Schüler und Gelehrten zur Bildung des Geschmacks und zur Erholung u. Vergnügung sicher empfohlen werden können.

Angehängt sind noch 36 Fabeln in neugriechischer Sprache, mit der Überschrift: Μῦθοι τοῦ Z. A. von S. 497 an, welche wenigstens besser sind als die meisten in der ganzen Sammlung enthaltenen Nachbildungen und Übertragungen aus dem Babrius. In der Vorrede S. 55 sagt Hr. *C.*, dass sie von einem seiner Freunde sind, aus dessen Sammlung er von 150 diese mit dessen Erlaubniss ausgewählt habe, ohne ihn nennen zu dürfen. Man muss dabey bedenken, dass die Hauptabsicht dieser ganzen Sammlung auf den Unterricht der neugriechischen Jugend gerichtet war. Zu diesem Zwecke dient auch die kurze Theorie der äsopischen Fabel, welche S. 56—60 gegeben wird, bey deren Entwerfung Hr. *C.* bedauert, *Lessings* Abhandlung entbehren zu müssen. Von den angegebenen Regeln möchte wohl die eine, dass alles der Wahrheit und Natur der Thiere gemäss erfunden und gesagt werden müsse, und also z. B. der Maulwurf nicht als blind dargestellt werden dürfe, mitunter Ausnahmen zulassen: wenigstens werden unsere Dichter und Belletristen die Foderung zu streng finden.

S. R. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 APRIL, 1811.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Hebräisch-deutsches Handwörterbuch über die Schriften des alten Testaments*, mit Einschluss der geographischen Namen und der chaldäischen Wörter beym Daniel und Esra. Ausgearbeitet von D. *Wilhelm Gesenius*, ausserord. Prof. der Theol. zu Halle. *Erster Theil*, א—כ. 1810. XXXII u. 510 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wir freuen uns, die Erscheinung eines Werks ankündigen zu können, von welchem sich für die Belebung und Beförderung eines eifrigeren und richtigen Grundsätzen gemässeren Studiums der hebräischen Sprache mit Recht nichts Geringes erwarten lässt. Wem konnte es wohl nur bey einigem Gebrauch unserer bisherigen hebräischen Wörterbücher entgehen, dass auch in den besseren derselben bey der Erforschung des hebräischen Sprachgebrauchs noch zu wenig nach festen und mit Consequenz befolgten Grundsätzen verfahren, zu wenig Rücksicht auf die verschiedenen Verbindungen und Constructionen der Zeitwörter und auf die Verschiedenheiten der Bedeutungen in den Formen derselben genommen worden, dass sie besonders in der Sammlung und Classificirung der mit einem Worte gebildeten Phrasen und Redeformeln noch sehr mangelhaft seyen? Diese wesentlichen Mängel, an welchen die zur Erlernung der hebräischen Sprache so nothwendigen Hülfsmittel, als Wörterbücher sind, theils mehr, theils weniger leiden, sind gewiss eine Hauptursache, dass das Studium einer in ihrem Bau so einfachen, und in mehr als einem Betracht so interessanten Sprache selbst von denen verhältnissmässig weniger häufig und eifrig betrieben wurde, denen es doch ihr Beruf als Religionslehrer zur Pflicht macht, die Schriften des hebräischen Alterthums fleissig zu lesen und ihren Sinn selbst zu erforschen. Der Vf. des gegenwärtigen Wörterbuchs, der sich bereits durch seine im vorigen Jahre erschienene, auch in diesen Blättern angezeigte Schrift *über die maltheſische Sprache*, als einen gründlichen Sprachkenner, und als unbefangenen, scharfsinnigen Forscher gezeigt hat, versichert, „es sich bey diesem Werke zum Geschäfte gemacht zu haben, mit ausharrendem Eifer und nach richtigeren Grundsätzen, als manche seiner Vorgänger, die Untersuchungen, auf denen die Kenntniss der hebräischen Wortbedeutungen beruht, zu erneuen, und die Resultate derselben in möglichster Kürze und Klarheit darzulegen." Dass dieses keine leere Versicherung sey, beweiset fast jeder Artikel des Wörterbuchs; und schon die Art, wie sich der Vf. über die passende Einrichtung und den gehörigen Umfang eines solchen Werks, so wie über die hermeneutischen Grundsätze, die ihn bey der Ausarbeitung des seinigen leiteten, in der Vorrede ausführlich erklärt, zeigt zur Genüge, dass er sein Unternehmen sehr wohl vorbereitet und mit reifer Überlegung begonnen habe.

„Vor Allem," sagt der Vf., „war es mein erstes und vorzüglichstes Bestreben, welches ich nie aus den Augen verloren zu haben glaube, *den Sprachgebrauch des hebräischen Dialekts, als solchen, in seiner Selbstständigkeit aufzufassen, und in ein richtiges Verhältniss gegen den Sprachgebrauch der verwandten semitischen Dialekte zu setzen*, ein Bestreben, welches, so einfach, natürlich und mit der Ansicht jeder Lexikographie coincidirend es ist, dennoch nicht allen meinen Vorgängern zur Leitung gedient zu haben scheint." Wie wenig jene so natürliche, dem Lexikographen sich von selbst aufdringende Foderung auch von solchen berücksichtigt worden sey, welche Anfängern durch Vocabularien, *Schlüssel* genannt, das richtige Verständniss der hebräischen Schriften zu öffnen versprachen, welche Verwirrung besonders der Missbrauch in Vergleichung des Arabischen in die hebräische Philologie gebracht habe, kann keinem in der Literatur des Faches Bewanderten unbekannt seyn. Unstreitig bleibt die arabische Sprache, da sie von den übrigen mit der hebräischen verwandten Sprachen die reichste ist, wir auch zu ihrer Kenntniss die meisten und sichersten Zugänge haben, zur Erforschung der Grundbedeutungen des grössten Theils der hebräischen Wurzelwörter ein sehr wichtiges Hülfsmittel; aber zur Kenntniss des hebräischen *Sprachgebrauchs* gelangt man durch das Arabische allein nicht. Durchaus richtig, aber von vielen neueren hebräischen arabisirenden Philologen viel zu wenig beachtet ist die Bemerkung des Vfs.: „Schon aus dem Begriffe einer einzelnen Mundart eines ausgebreiteten Sprachstammes geht es hervor, dass ein jeder dieser Dialekte seinen feststehenden, selbstständigen Sprachgebrauch haben müsse, der bey aller *Verwandtschaft* mit dem der übrigen Dialekte (bald nur in der Form, bald in der Bedeutung, bald in beiden) doch nur in Einzelnem mit demselben völlig *coincidire*. Der Lexikograph eines einzelnen Dialekts geräth auf Irrwege, sobald er willkührlich und ohne Beweis den Sprachgebrauch des einen Dialekts dem anderen aufdringt; den individuellen Sprachgebrauch seines Dialekts zu erforschen, und den verwandten der übrigen zu vergleichen, diess liegt ihm einzig ob." Diesem Grundsatz zufolge ist jeder Artikel des gegenwärtigen Wörterbuchs das Resultat dessen, was eine

zweymalige ſorgfältige Vergleichung aller in der Concordanz enthaltenen Stellen über den Gebrauch eines Wortes ausſagte. Er bediente ſich zuerſt der Concordanz des *Marius Calaſio* (Rom 1621, und London 1747—1749) in vier Folianten, die durch die beygeſetzte lateiniſche Überſetzung und den groſsen Druck die Überſicht Anfangs ſehr erleichtert; bey jedem Artikel iſt aber auch die bekannte *buxtorſiſche* verglichen, deren Anordnung nach den einzelnen Derivaten und Formen wieder andere eigenthümliche Vortheile gewährt, insbeſondere wenn, wie dieſs der Fall ſo häufig iſt, eine gewiſſe Bedeutung nur an einige beſtimmte Formen gebunden iſt. Auf dieſem, allerdings ſehr mühevollen Wege, bey jedem Worte den hebräiſchen Sprachgebrauch durch Vergleichung aller Stellen, wo es vorkommt, zu erforſchen, gelang es dem Vf., das Grundloſe und Unhaltbare mancher Vorſtellung zu entdecken, die man eine Zeitlang irgend einem berühmten Lehrer auf bloſsem Glauben nachgeſchrieben hat. Es iſt ein Hauptverdienſt dieſes Wörterbuchs, mehrere durch die *ſchultenſiſche* Schule, ſo wie durch *J. D. Michaelis* Nachbeter ziemlich allgemein verbreitete, und faſt verjährte willkührliche Deutungen zurückgewieſen, und dafür die durch Zeugniſſe der Alten, Context und Parallelſtellen beſtätigten Bedeutungen aufgenommen zu haben. Unter die durch *Michaelis* verbreiteten, aber von dem Vf. mit Recht verworfenen Bedeutungen gehören: אָפִיק (nach *Mich.* אֲפִיק), *Quelle;* אָשָׁם *Unterlaſſungsſünde*, und *Opfer für dieſelbe*, im Gegenſatz von חַטָּאת: אֲשֵׁפוֹת und אשְׁפַּתּוֹת, *Dreyfuſs der Beduinen;* בְּלִיַּעַל, *Unterwelt;* שְׁנַת־יָמִים, *Umkreiſung der Tage*, Jahr; כַּשְׂדִּים, *nordliche Chaldäer, Curden;* כַּשַּׁף, eig. *Sonne und Mond verfinſtern;* חָלַץ, *ausheben* (zum Kriegsdienſt); חַמָּנִים, *Sonnenſäulen;* מְחֻסְפָּס, *ſchneeförmig*. Viel mehrere Auslegungen dieſer Art ſind auf *A. Schultens* Anſehen in die Wörterbücher aufgenommen worden, z. B. daſs die eigentliche Bedeutung von חוּס ſey: *das Auge zudrücken;* dann ſo viel als: *durch die Finger ſehen, ſchonen.* Hier iſt die Vorſtellung der älteren Lexikographen wieder aufgenommen worden, nach welcher die Bedeutungen ſo geordnet ſind: 1) *Mitleid haben mit jemandem;* 2) *ſchonen*, wie das aramäiſche ܚܣ mit ܥܠ, vergl. das arabiſche حَسَّ, Fut. I. mit ل, *Zuneigung, Mitleid fühlen.* In der Vorrede zu dem zweyten Bande verſpricht der Vf. die Beyſpiele zu ſammeln, in denen man mit Unrecht dem Hebräiſchen die Bedeutung eines anderen Dialekts aufgedrungen hat.

Von der Einrichtung der bisherigen hebräiſchen Wörterbücher weicht das gegenwärtige darin ab, daſs die Artikel nicht etymologiſch, ſondern, wie in den Handwörterbüchern anderer Sprachen, *alphabetiſch* geordnet ſind. Den Gründen, wodurch der Vf. zu der von ihm gewählten Einrichtung bewogen wurde, wird kein Unbefangener ſeine Zuſtimmung verſagen können. Die angenommene Nothwendigkeit der etymologiſchen Anordnung gründet ſich vornehmlich auf die ganz unrichtige Annahme, daſs alle hebräiſchen Wörter von *Verbis* oder *radicibus triliteris* abzuleiten ſeyen. Nur eine aus dieſer willkührlichen Hypotheſe hervorgehende pedantiſche Einſeitigkeit konnte verkennen, daſs eine Menge von Subſtantiven, vielleicht die Mehrzahl derſelben, namentlich alle, welche die Glieder des thieriſchen Körpers, Thiere, Pflanzen, Metalle, Zahlen bezeichnen, wirklich *Primitiva* ſind. Ohne Ausnahme gehören hieher die einſylbigen Subſtantiva, wie דָּם Blut, הַר Berg, אִישׁ Mann, יָד Hand, יָם Meer, פֶּה Mund, u. ſ. w., und offenbar auch die, welche in einigen Formen auſser der Hauptform noch einen Buchſtaben annehmen, wie אָב Vater, vor dem Genitiv אֲבִי, אָח Bruder, vor dem Genitiv אֲחִי, mit dem Pronomen אָחִיהָ, welches die meiſten verleitete, fälſchlich auf eine Ableitung von zweyſylbigen Stammwörtern zu ſchlieſsen, z. B. אָב von אבה, אָח von אָחָה. Solche Wörtor müſſen alſo auch in einem etymologiſch geordneten Wörterbuch als Primitiva aufgeführt werden; und dadurch fällt der einzig triftige Grund für jene Anordnung weg. Hiezu kommt, daſs bey einer anderen nicht minder groſsen Anzahl von Wörtern die Etymologie ſtreitig, bey mehreren anderen aber das Stammwort für den ungewandten Anfänger ſehr ſchwer zu errathen iſt, wodurch ihm das Nachſchlagen verleidet wird. Da es jedoch allerdings oft nothwendig iſt, bey einem Worte auch alle übrigen Derivate dieſes Stammes zu überſehen und zu vergleichen: ſo hat der Vf. die Vortheile beider Einrichtungen möglichſt vereinigt. Es iſt nicht allein bey jedem Derivat auf ſein gebräuchliches oder ungebräuchliches Stammwort hingewieſen; ſondern es ſind auch bey den Stammwörtern am Ende der Artikel diejenigen Derivate, welche vermöge der alphabetiſchen Ordnung nicht ohnehin zunächſt folgen, angezeigt worden, ſo daſs ſie ſogleich nachgeſehen werden können.

Die Bedeutungen eines jeden Wortes in möglichſt natürlicher Ordnung, wie ſie ſich aus einander entwickelt haben mögen, nach einander aufzuzählen und mit paſſenden Beyſpielen zu belegen, iſt unſtreitig eine der erſten Pflichten des Lexikographen. Unter den Vorgängern des Vfs. hatte auf dieſen Punct *Stock* die meiſte Sorgfalt verwandt; aber er lieſs ſeinen Nachfolgern noch viel zu leiſten übrig, und er vervielfältigte öfters die Bedeutungen ohne Noth. Dieſes neue Wörterbuch hält hier eine glückliche Mittelſtraſse, und in der Anordnung der Bedeutungen hat es vor allen bisherigen in die Augen fallende Vorzüge. Um dieſes Urtheil mit einem Beyſpiele zu belegen, und als Probe der Behandlungsart, welche zugleich paſſenden Stoff zur Vergleichung mit anderen Wörterbüchern darbietet, wählen wir den Artikel גאל, ein Wort, bey dem ſich die verſchiedenartigſten Bedeutungen durchkreuzen, die aber bisher weder gehörig geſichtet, noch nach ihrem Zuſammenhang und nach ihrer Verſchiedenheit gehörig ins Licht geſetzt waren. Zuvor iſt noch zu bemerken,

dafs, wie bey *Coccejus* und *Moser*, die römischen Zahlen vor verschiedenen Bedeutungen *einer* Stammform anzeigen, dafs diese Bedeutungen offenbar oder wahrscheinlich in keinem etymologischen Zusammenhang stehen, und als zwey ganz verschiedene Stammwörter betrachtet werden müssen.

I. גָּאַל wiederkaufen, einlösen, erlösen, befreyen, in folgenden Verbindungen: 1) ein erkauftes Grundstück wiederkaufen, gegen Erlegung des Verkaufspreises wieder einlösen (ein Recht, welches dem Verkäufer und dessen Blutsverwandten zustand). 5 Mos. 25, 25. vgl. Ruth 4, 4. 6; 2) einlösen, etwas gelobtes oder sonst den Priestern gebührendes. 3 Mos. 27, 13. 15. 19. 20; 3) jemanden loskaufen, der sich zum Sklaven verkauft hatte, 3 Mos. 25, 48. 49; 4) גָּאַל הַדָּם das Blut (eines Erschlagenen) wiederfodern, dafür Genugthuung fodern, *sanguinem repetere.* Nur im Partic. גֹּאֵל הַדָּם, der Bluträcher. 4 Mos. 35, 19 ff. 5 Mos. 19, 6. 12, 20, 5. 9, ohne הַדָּם 4 Mos. 35, 12; 5) überhaupt retten, befreyen. 1 Mos. 48, 16. 2 Mos. 6, 6. In den Psalmen und Propheten häufig von Gott. Ps. 19, 15. 103, 4. 106, 10. Jes. 44, 22. 48, 20; 6) Weil jenes Wiederkaufs- und Loskaufungs-Recht, so wie das der Blutrache, dem nächsten Anverwandten zustand: so ist גֹּאֵל geradehin: Verwandter, nächster Verwandter. 3 Mos. 25, 25: גֹּאֲלוֹ הַקָּרוֹב אֵלָיו *sein nächster Verwandter.* Ruth 3, 12: גֹּאֵל קָרוֹב מִמֶּנִּי *ein näherer Verwandter als ich.* 1 Kön. 16, 11. מִגֹּאֵל der ohne einen nächste Verwandte. Ruth 2, 20. Eben so ist שְׁאֵר nächster Verwandte, und ثَأْر Bluträcher, wo aber die Ordnung umgekehrt ist; 7) im Buch Ruth steht גָּאַל von der doppelten Handlung a) der Einlösung des verpfändeten Grundstücks durch den Verwandten, 4, 4. 6; 6) von der damit (S. Cap. 4, 5) verbundenen Pflichtehe mit der Tochter des Hauses. 3, 13: אִם יִגְאָלֵךְ טוֹב יִגְאָל וְאִם לֹא יַחְפֹּץ לְגָאֳלֵךְ וּגְאַלְתִּיךְ אָנֹכִי *Wenn er dich zum Weibe nimmt, gut so mag er nehmen, wenn er dich aber nicht nehmen will, so werde ich dich nehmen.* Vergl. Tob. 3, 17: διότι Τοβίᾳ ἐπιβάλλει κληρονομῆσαι αὐτήν, sie zu beerben und zum Weibe zu nehmen. Das lat. *vindicare* hat die meisten dieser Begriffe: 1) ein Eigenthum zurückfodern; 2) lösen, losmachen, befreyen; 3) rächen.

Niph. eingelöset werden. 3 Mos. 25, 30. 27, 20 ff. *reflex.* sich loskaufen. 25, 49.

Storr (*Obss. ad anal. et syntax. hebr.* S. 42) vergleicht جَالَ für جَوَلَ herumziehn, daher von einer Nomadenfamilie seyn, verwandt seyn (?). Völlig willkührlich. Eben so wenig kann mit *Michaelis* (*Supplem.* S. 242) angenommen werden, dafs גֹּאֵל so viel als מְגֹאָל der besudelte (nach No. II) sey, in sofern man sich den Bluträcher bis zur Blutrache gleichsam mit dem Blute des Erschlagenen besudelt gedacht habe. Die Bedeutung hängt vielmehr deutlich mit den übrigen zusammen.

II. Verunreinigen, besudeln, schänden, wie im chald. גְּעַל. Hiob 3, 5. *Pi.* גֵּאֵל Mal. 1, 7. *Py. part.* מְגֹאָל unrein (levit.) v. 7. 12. *Niph. pass.* Zeph. 3, 1. Statt dessen findet sich Jes. 59, 3. Klagel. 4, 14 die Form נְגֹאֲלוּ besudelt seyn, ohne weitere Analogie im bibl. Hebraismus. Bey den Talmudisten gleicht die Form נִתְקַטֵּל ebenfalls mit נ vor den sonstigen Passivbezeichnungen; im Arab. das Passiv der 7ten Form: أُنْفُعِلَ. *Hiph.* mit syr. Form אֶגְאַלְתִּי Jes. 63, 3. *Hithpa.* sich verunreinigen. Dan. 1, 8.

III. Verwerfen, abweisen, wie im Syr. ܓܐܠ *Aph.* verwerfen, *Ethp.* verworfen werden, Esra 2, 62. Neh. 7, 64. וַיְגֹאֲלוּ *sie wurden abgewiesen*, entfernt vom Priesterthum.

Vorzügliche Aufmerksamkeit ist in den die Verba enthaltenden Artikeln auf die *Darstellung der verschiedenen Verbindungen und Constructionen* verwandt worden, in denen ein Verbum vorkommt, insbesondere auf die *Partikeln*, durch welche ein Verbum mit der Person der Sache, oder beiden zugleich verbunden wird. Der letztere Punct wird bekanntlich von den arabischen Lexikographen sehr sorgfältig beachtet; aber in den hebräischen Wörterbüchern war hierin noch viel zu wenig geschehen; und doch ist genaueste Kenntnifs dieser Verbindungsweisen vielleicht in keiner Sprache so nothwendig als in der hebräischen und in den mit ihr verwandten, in welchen diejenigen Modificationen, welche die griechische, lateinische und deutsche Sprache durch dem Verbo vorgesetzte Präpositionen, mithin durch *Verba composita* bezeichnet, gröfstentheils durch diese Constructionsweise mit Partikeln ausgedrückt werden.

Ein Hauptgebrechen unserer bisherigen hebräischen Wörterbücher ist die so sehr mangelhafte Sammlung und Classificirung der mit einem Worte gebildeten *Redensarten.* Am meisten hatte hierin noch *Coccejus* geleistet, und sein Lexikon hat deſshalb weniger das Ansehen eines bloſsen Vocabularium, als die mehresten übrigen Wörterbücher: aber viel, sehr viel, hat er seinen Nachfolgern zu thun übrig gelassen; und von dem neuesten Herausgeber seines Lexikon war zur Vervollkommnung dieses wichtigen Theils so gut wie nichts geschehen. Das gegenwärtige Wörterbuch übertrifft hier an Vollständigkeit die älteren um Vieles, wie schon die Vergleichung der ausgehobenen Probe mit demselben Artikel in anderen Wörterbüchern lehren kann. Durch die vollständige Sammlung aller mit einem Worte gebildeten Redeformeln, und durch die geschickte Anordnung derselben, indem sich an das Gewöhnliche das Seltnere und in seiner Art Einzige anschliest, erhält manche anscheinend isolirt dastehende, und deſshalb für schwierig gehaltene Stelle eine ungesuchte und einfache Aufklärung. So wird zu der einzig richtigen Erklärung der von mehreren neueren Auslegern nicht verstandenen לֹא יָסָפוּ 4 Mos. 11, 25 der Leser schon durch die Stellung desselben gleichsam von selbst hingeführt. יָסַף nämlich mit dem Infinitiv eines anderen Verbi, auch dem *Verbo finito* mit und ohne *Copula* verbunden, drückt das Wiederholen einer Handlung, Fortfahren mit derselben aus: die Handlung, deren Wiederholung angezeigt werden soll, ist aber auch zuweilen nicht ausgedrückt, und muſs aus dem Vorhergehenden supplirt werden. An die Beyspiele dieser Ellipse schlieſst sich nun die angezeigte Stelle an, woraus sich der ganz natürliche, auch schon von dem Alexandriner und Syrer ausgedrückte Sinn ergiebt: *und als sich der Geist auf sie herabliefs, weissageten sie,* לְהִתְנַבֵּא nämlich וְלֹא יָסָפוּ, *aber* (seitdem) *nicht wieder.* „Gerade dieses, was die Worte einzig zu-

lassen (setzt der Vf. hinzu), ist die erwartete biblische Vorstellung, nach welcher das zwar auch in der Folge bleibende πνεῦμα in dem Augenblicke der Mittheilung ausserordentlichere Wirkungen der Begeisterung hervorbringt, als nachher. Vergl. zunächst Apostelgesch. 2, 10. 44—46. 19, 6."

In der Regel sind zwar, dem beschränkten Raum eines Handwörterbuchs gemäss, in die Artikel nur die Resultate der über die Wortbedeutungen angestellten Untersuchungen aufgenommen. Wo jedoch eine noch nicht hinlänglich anerkannte Bedeutung zu beweisen, oder eine angenommene als unhaltbar in Zweifel zu ziehen war, da ist in gedrängter Kürze die Untersuchung selbst vor den Augen des Lesers angestellt, damit er die Bestimmungsgründe prüfen könne. Diess ist z. B. der Fall bey אֲשֵׁרָה, wo die Bedeutung *Götzenhain* verworfen, und die schon von *Selden* vorgetragene Meinung, dass jenes Wort eigentlich Statuen der syrischen Göttin *Astarte* bedeute, daher es dann für *Götzenbilder* überhaupt genommen wird, mit neuen Gründen, und durch die Induction aller Stellen, wo das Wort vorkommt, bestätigt wird. So werden bey בָּמָה alle die Stellen durchgegangen, in welchen dieses Wort nicht *Höhe* übersetzt werden darf, sondern wo es *Altar* bedeutet. Unter יוֹם wird gezeigt, dass יָמִים, wo es hinter mehreren Zeitbestimmungen, z. B. Woche, Monat, Jahr, in Apposition steht, der Angabe nicht einen Nachdruck gebe, etwa: einen *ganzen* Monat u. s. w., sondern stehe, wo wir: eine Woche, einen Monat *lang* sagen, und dass יָמִים in solchen Fällen eigentlich: *der Zeit nach* zu übersetzen sey. Als treffendes Beyspiel des ganz analogen Sprachgebrauchs führt der Vf. aus *Callenbergs Colloquiis idiom. vulg. arab.* شهر زمان an, *einen Monat der Zeit nach*, d. i. einen Monat lang. Weiter wird bewiesen, dass יָמִים ohne anderen Zusatz *einige, mehrere Tage* (wie שָׁנִים *einige Jahre*, Dan. 11, 6. 8), dann auch: *einige Zeit, geraume Zeit* (4 Mos. 9, 22. 1 Sam. 29, 3) bedeute, und zuletzt noch demselben Worte in mehreren die Bedeutung *Jahr*, gegen neuere Zweifler, gesichert, die Ursache derselben aber gegen *Michaelis*, welcher sie aus einer Ellipse (תְּקוּפַת הַיָּמִים Umkreisung der Tage) entstanden meint, richtiger daher erklärt, dass, so wie das aramäische עִדָּן, حين (welches ohnehin dem יָמִים in den meisten Verbindungen entspricht) erst allgemein *Zeit*, und dann *Jahr* bezeichnet, auch die unbestimmte Bedeutung von יָמִים, *einige Zeit*, auf die bestimmtere *Jahr* fixirt worden sey. Zu ähnlichen ausführlicheren Erörterungen fand der Vf. Veranlassung bey בַּת־יַעֲנָה, *Strauss*, גּוּר *sammeln*, דֶּגֶל *Fahne*, דָּלַל 1) *erschöpft, schwach seyn*, 2) *herabhängen*, זוּד I. *sich stolz, vermessen*, mithin *ungehorsam betragen*, II. *ein Gericht bereiten*, wo die gewöhnliche Meinung, welche beide Bedeutungen so in Verbindung setzt, dass זִיד eigentlich *kochen, sieden* bedeute, mit Recht als grundlos verworfen wird, ferner bey יָהּ, יְהוָה, אֵפוֹא, Expletiv- und Verstärkungs-Partikel, wohl zu unterscheiden von אֵיפֹה *wo?* mit dem es jedoch fast alle Ausleger fälschlich vermengen, גַּם, רוֹן, כִּבְרָה, הֲמֻלָּה, u. a. m.

Viel genauer und schärfer, als von seinen Vorgängern geschehen ist, hat der Vf. die Grenzen der Lexikographie in Beziehung auf die oft angrenzenden Gebiete der Grammatik, Kritik und exegetischen Erläuterung in Commentarien bestimmt. In Ansehung der Grammatik machte er es sich zum Grundsatz, bey jedem Zeitworte und Nomen *alle nicht aus dem einfachsten Paradigma folgenden Formen* anzugeben, jedoch aber auch die gewöhnlichsten Formen aufzuführen, sobald sich irgend eine *doppelte Form* für eine Conjugation, ein Tempus, einen Numerus, denken lässt. Schon im regulären Verbo musste daher bemerkt werden, ob das Futurum mit *Cholem* oder *Patach* ausgesprochen werde, ob *Piel* wie בִּקֵּר oder wie אִבֵּד, oder דִּבֵּר, ob *Hophal* wie הָקְטַל oder הֻקְטַל laute; noch nöthiger war die Angabe der vorkommenden Formen bey den irregulären Verbis, und in der Flexion der Nennwörter, wo auch die vollständigste Grammatik die in der Sprache befindlichen Mannichfaltigkeiten nicht alle erfasst; es musste darauf aufmerksam gemacht werden, welche Formen und Tempora von einem Worte ausschliesslich oder vorzüglich im Gebrauch seyen. Hier hat der Vf. das Verdienst, zuerst auf eine in der hebräischen Sprache nicht minder, als in der griechischen und lateinischen, Statt findende Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben. Dass von vielen Verbis, insbesondere den irregulären, gleichwie einzelne Conjugationen, so auch nur einzelne Tempora gebräuchlich seyen, z. B. von רוּעַ, *böse seyn*, nur das Präterit. רַע, von יָרַע *böse seyn*, nur das Futurum יֵרַע, von יָלַךְ *gehen*, nur das Futur. יֵלֵךְ, Imperat. לְכָה, Infinit. לֶכֶת, Hiphil. הוֹלִיךְ, hätte man schon aus *Simonis* lernen können; aber noch nirgends war darauf hingewiesen, dass häufig, wie im Griechischen und Lateinischen, die von einem dergleichen *Verbo defectivo* ungebräuchliche Tempus- oder Conjugations-Form gerade in einem anderen verwandten und gleichbedeutenden Verbo vorhanden ist, wo aber wiederum jene fehlt, und dass diese Formen zusammen durch den Sprachgebrauch völlig zu einem Verbo verbunden werden, so dass das über den Gebrauch, die Construction und die Bedeutungen des einen Gesagte auch genau von dem anderen gelten könne. Eines der auffallendsten Beyspiele in dieser Rücksicht geben die verwandten Verben צוּר *enge seyn, engen, drängen*, צָרַר *zusammenbinden*, und יָצַר *bilden*, wovon zwar ein jedes die angegebene herrschende Bedeutung hat, deren Formen aber doch so in einander greifen, dass fast für eine jede dieser Bedeutungen die Formen aus allen drey Verbis entlehnt werden. So gehören zu der Bedeutung *enge seyn* folgende Formen: *Praeterit.* צַר לִי *mir ist enge* (von צָרַר); *Futur.* יֵצַר, Plural. יֵצְרוּ, und *impers.* יֵצֶר לִי (mit *Segol*), *es wird mir eng seyn* (alle diese von יָצַר).

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 APRIL, 1811.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Hebräisch-deutsches Handwörterbuch über die Schriften des alten Testaments*, mit Einschluss der geographischen Namen und der chaldäischen Wörter beym Daniel und Esra. Ausgearbeitet von D. *W. Gesenius* u. s. w.

Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eine vollständige Zusammenstellung der Formen erschiedener Abstammung, die zu Einer Bedeutung ehören, und Beyspiele von anderen ähnlichen Veris findet man in der Vorrede S. XVII u. XVI Anmerk. ianz besonders nöthig war bey den Zeitwörtern die ngabe der vorkommenden Formen, wenn zwey verchiedene neben einander existirende Formen sich urch den Gebrauch in verschiedenen Bedeutungen interscheiden, wie z. B. von חָרַשׁ in der Bedeutung *chneiden, bearbeiten*, nur das Futurum יַחֲרֹשׁ, hinegen in der Bedeutung *schweigen* das Futurum יַחֲרִשׁ ist; von גָּזַר in der Bedeutung *essen* das Fuur. יִגְזֹר, in der Bedeutung *entscheiden*, יִגְזַר; von חָלַשׁ in der Bedeutung *besiegen*, das Futur. יַחֲלֹשׁ, n der Bedeutung *hingestreckt seyn*, יַחֲלַשׁ; eben so vie im Arabischen die verschiedene Vocalbezeichung (*I, A, O,*) bey *einem* Verbo auf verschiedene Bedeutungen desselben hinweiset. Bey manchen Arikeln fand der Vf. es nöthig, etwas ausführlichere rammatische Erörterungen zu geben, die nach geau gesteckten Grenzen zwar nicht in das Gebiet des Vörterbuchs gehören, aber zur Erläuterung unumänglich waren. Z. B. über die Pluralform אֲמָהוֹת von אָמָה *Sclavin*), welche aus dem Aramäischen klärt wird; über den Gebrauch der Conjunction גַּ vor Pronominen, welche im *casu obliquo* zu bersetzen sind; über die Formen יְדַשְּׁנֶה (Ps. 20,) und אֶקְרָאֶה (1 Sam. 28, 15), gleichfalls aus dem ramäischen erläutert (unter דָּשֵׁן); über חַי, als räteritum von חיי u. dgl. m. Einen anderen in den ebräischen Sprachlehren völlig vernachlässigten unct über die Formen des Infinitivs, in dem Falle, o er verstärkend oder pleonastisch zu dem *Verbo nito* gesetzt wird, hat der Vf. in der Vorrede S. IX fg. abgehandelt, weil im Wörterbuche selbst rauf Bezug genommen wird.

Ein nicht zu übersehender Vorzug dieses Wörrbuchs ist, dass in demselben mehr, als bisher geschehen, auf die Eigenthümlichkeiten gewisser Schriftstellerclassen, und auch einzelner Schriftsteller aufmerksam gemacht wird. Es ist bisher, wie der Vf. mit Recht erinnert, fast ganz übersehen worden, dass sich, wie in allen anderen Sprachen, so auch im Hebräischen, die Dichtersprache durch eigene Wörter, Beugungen, Formen u. dgl. von der Prosa der gemeinen Geschichtserzählung zu entfernen strebt. Eine Menge von Wörtern sind der Poësie ausschliesslich eigen, und zwar so, dass die Prosa der Historiker gewöhnlich andere Synonymen hat, um denselben Begriff auszudrücken. Jene Synonymen der Prosa kommen dann auch in Gedichten vor, besonders da der Parallelismus so häufig zwey einander entsprechende Ausdrücke verlangt, aber nicht umgekehrt. So sind אֱלוֹהַּ [illegible] *Gott*, für אֱלֹהִים, אוֹמֶר Plural. אֲמָרִים *Wort*, *Rede*, für דָּבָר, אֱנוֹשׁ [illegible] *Mensch*, für אָדָם, אוֹרַח [illegible], *Pfad*, für דֶּרֶךְ, אָתָה [illegible], *kommen*, für בּוֹא, גֶּבֶר [illegible] *Mann*, für אִישׁ, bloss poetische Wörter. Dann sind aber auch gewisse *Formen*, neben anderen prosaischen, der Poesie eigenthümlich, z. B. die Plurale אֱלֵי, עֲלֵי, עֲדֵי, für אֶל, עַד, עַל; לְמוֹ, כְּמוֹ, בְּמוֹ, für לְ, כְּ, בְּ; מִנִּי, מֶנְהוּ, מֶנּוּ für מִן für die gewöhnlichern מִמֶּנּוּ, מִמֶּנִּי, u. dgl. Auch die seltneren Wörter הַר *Berg*, für הַר, בַּר *Sohn*, בַּר *Feld*, gehören wahrscheinlich bloss der poëtischen Sprache an. Schon aus den hier angegebenen Beyspielen, und aus mehreren anderen von dem Vf. beygebrachten, erhellt, dass es insbesondere der *aramäische* Sprachgebrauch ist, an welchen sich der poëtische Dialekt der Hebräer anschliesst; womit in Verwandtschaft steht, dass, wenn eines jener bloss poëtischen Wörter noch anderwärts vorkommt, es in den späteren auch sonst mit Syriasmen angefüllten Schriften ist. Der Vf. ist jedoch nicht geneigt, hieraus etwas für eine nähere Verbindung der hebräischen Poesie mit syrischer Literatur zu folgern; er meint, man möge sich diese Erscheinung wohl richtiger so erklären, dass jene Anfangs seltneren und bloss poëtischen Wörter erst nach und nach in die gemeine und historische Diction übergingen.

Mit Recht sind auch die *geographischen* Namen,

die ſich in den Schriften des A. T. finden, und zwar alle, ohne Ausnahme, aufgenommen worden, und auch hierin übertrifft dieſes Wörterbuch an Vollſtändigkeit die bisherigen weit; denn ſelbſt in dem *ſimoni*ſch-*eichhorn*ſchen findet ſich kaum die Hälfte jener Namen. Die *Nomina propria* der Perſonen ſchloſs der Vf. Anfangs von ſeinem Plane aus, doch überzeugte er ſich ſpäter von der Nutzbarkeit ihrer Aufnahme, nicht allein, weil der Anfänger, der, wie zu wünſchen, bey ſeiner Lectüre keine Überſetzung zu Rathe zieht, oft ſchwanken könnte, ob irgend ein Wort *Nomen proprium* oder *appellativum* ſey; ſondern auch, weil ſie ſelbſt als urſprüngliche *Appelation* ihrer Bedeutung nach zu dem kleinen Schatz des uns erhaltenen hebräiſchen Sprachgutes gehören, und die Exiſtenz manches Stammwortes im Hebräiſchen durch ſie weiter beſtätigt wird. Der Vf. macht daher Hoffnung, ſie in einem Anhange zum zweyten Theile nachzutragen. Dieſem ſoll auch noch ein *analytiſcher Theil*, oder ein alphabetiſches Verzeichniſs ſolcher Wortformen beygefügt werden, welche durch irgend eine ſeltnere Anomalie ſo verſtellt ſind, daſs der Anfänger wegen ihrer Ableitung zweifelhaft bleiben könnte, wodurch ihm zugleich die in mehr als einem Betracht nachtheiligen *Claves* ganz entbehrlich gemacht werden.

Wir beſchlieſsen unſere Anzeige, aus welcher, wie wir hoffen, die bedeutenden Vorzüge dieſes Wörterbuchs ſich zur Genüge ergeben, mit einigen Bemerkungen, die wir bey dem bisherigen Gebrauch derſelben zu machen Gelegenheit hatten; überzeugt, daſs dem Vf. jeder wohlgemeinte Wink zur Vervollkommnung ſeines Werkes willkommen ſeyn werde. Unter אֶבֶן hätten die Redensarten אֶבֶן הָעֹפֶרֶת Zach. 5, 8, und אַבְנֵי בֹהוּ Jeſaj. 34, 11 angeführt und erläutert zu werden verdient; ſo wie unter אוֹר, daſs dieſes Wort bisweilen die *Sonne* bedeute, wie Hiob 31, 25. 37, 21. Habac. 3, 4. אֲשִׁישׁ Jeſ. 16, 7 erklärt der Vf. mit den meiſten Neueren: *Grund*. Wir glauben vielmehr, es bedeute einen *Starken, Tapfern, Helden*, vergl. הִתְאשָׁשׁוּ, *beweiſet euch ſtark*. Die Parallelſtelle Jerem. 48, 31, die chaldäiſche Überſetzung, die Vergleichung des Arabiſchen أثيث, und der Zuſammenhang begünſtigen dieſe Bedeutung. Bey אֲרִי hätte auf כָּאֲרִי Pſ. 22, 17 Rückſicht genommen werden ſollen; oder noch beſſer wäre es vielleicht geweſen, wenn dieſem Worte, welches den Kritikern und Erklärern ſo viel zu ſchaffen gemacht hat, in der alphabetiſchen Reihe ein eigener Artikel gewidmet worden wäre. Auch weder unter כּוּר noch unter כָּרָה haben wir darüber Auskunft gefunden. Unter בָּרַח war zu bemerken, daſs es *einmal*, Jon. 1, 3, mit (מִלִּפְנֵי (יְהוָה ſteht, vgl. 1 Moſ. 4, 16, וַיֵּצֵא קַיִן מִלִּפְנֵי יְהוָה. Entgegengeſetzt iſt עָמַד לִפְנֵי יְהוָה, 1 Kön. 17, 1. Das in בָּרִיחִים Jeſ. 43, 14 beybehaltene Kamez ſcheint darauf hinzudeuten, daſs בָּרִיחַ ein Adjectivum der Form צָדִּיק, אַבִּיר ſey. גִּלְעָד iſt ohne Zweifel auch der Name einer Stadt, deſſen Hoſ. 6, 8 erwähnt wird, und welche auch Euſebius noch kannte. Unter דָּרַשׁ hätte דְּרוּשִׁים Pſ. 111, 2 Anführung und Erläuterung verdient. Bey *Niphal* deſſelben Zeitworts iſt bloſs die Bedeutung *erhören* angegeben; aber auch die eigentliche Bedeutung: *geſucht werden* (unter mehreren anderen), kommt 1 Chron. 26, 31 vor. מְהֻלָּל *preiswürdig*, von Gott, würden wir auch Pſ. 18, 4 angeführt und überſetzt haben, weil in der Conſtruction etwas Ungewöhnliches iſt. Unter יְהוָה hätte *Eichhorns Biblioth. der bibl. Liter.* V B. S. 557 noch angeführt werden können. Unter יוֹם verdiente wohl auch יוֹם יִזְרְעֶאל (in gutem Sinne) Hoſ. 1, 11, und יְמֵי הַבְּעָלִים Hoſ. 2, 11 Erläuterung. Bey כֹּל wünſchten wir, daſs von *Storr's* Bemerkungen in der Vorrede zu *Moſers Lex. hebr.* p. XII Gebrauch gemacht worden wäre. Unter כָּפַר wäre wohl auch auf 2 Chron. 30, 18 (יְכַפֵּר בְּעַד:) Rückſicht zu nehmen geweſen. Die Bedeutungen von כָּרָה würden vielleicht ſchicklicher mit I, II, III bezeichnet. Unter den Druckfehlern (von welchen übrigens dieſes Wörterbuch ziemlich frey iſt) wurde anzuführen vergeſſen, daſs Seite 6 قركهم falſch ſtatt فركهم ſteht.

By.

NEUERE SPRACHKUNDE.

LAIBACH, b. Korn: *Grammatik der ſlaviſchen Sprache in Krain, Kärnten und Steyermark.* 1808. XLVIII u. 416 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In der Einleitung giebt uns der Vf., der ſich am Ende des Nachtrags *Kopitar* unterſchreibt, eine kurze Überſicht des anſehnlichen ſlavoniſchen Völkerſtamms, worin er vorzüglich *Schlözern* folgt. Daher ſetzt er ſehr richtig die Exiſtenz der Slaven weit über das 6 Jahrhundert n. Chr. hinaus. Auch erwähnt er die 9 Claſſen, in welche *Schlözer* dieſen Völkerſtamm geographiſch ordnet. Jedoch bemerkt er, daſs die Slaven in Rückſicht der verſchiedenen Dialekte, nach *Dobrowsky*, auf 5 Claſſen zurückgebracht werden können; giebt aber dieſem nicht zu, daſs die croatiſche Mundart mit der krainiſchen einerley ſey, da (S. 207) die Krainer für keine Kolonie der Croaten gehalten werden können. Daſs dieſe 5 Hauptarten noch allgemeiner in zwey Ordnungen claſſificirt werden können, darin iſt zwar Rec. mit dem Vf. einverſtanden; nur kann man den Grund nicht einſehn, warum er das Ruſſiſche, Kroatiſche und Illyriſche auf die eine, und das Böhmiſche und Polniſche auf die andere Seite ſtellt. Denn ungeachtet das Böhmiſche, wie Rec. in dieſer A. L. Z. 1810. No. 191, S. 323 bereits bemerkt hat, nebſt dem Ruſſiſchen, Kroatiſchen und Illyriſchen, ſich gegen das Polniſche eben ſo verhält, wie das Plattdeutſche gegen das Hochdeutſche: ſo kann es mit dem Polniſchen doch nicht in eine Claſſe geſetzt werden; wohl aber das Wendi-

sche in der Ober- und Nieder-Lausitz, welches der Vf. für eine aus dem Polnischen und Böhmischen gemischte Mundart erklärt. Dass auch das Krainische in die erste Classe gehöre, ist keinem Zweifel unterworfen, indem die Krainer nicht bloss in der Endung des Infinitivs *ti*, sondern auch in mehreren Wörtern, z. B. in *tele*, das Kalb, welches im Polnischen *ciele* (*schielen*), im Wendischen *schelje* heisst, die Zischlaute völlig so, wie die Plattdeutschen, mit *t* vertauschen. Dieser slavische Dialekt verdient allerdings vor dem Untergange bewahrt zu werden, da es nach S. XLVII ein alter, und vielleicht der am meisten von Härten befreyte Zweig des so weit verbreiteten Sprachstammes ist. Auch ist das Gebiet dieser Mundart nicht in so gar enge Grenzen eingeschlossen, denn er verbreitet sich durch den ganzen Strich Landes zwischen dem Isonzo, der oberen Drawe, zwischen Croatien und dem adriatischen Meere. Für das hohe Alter dieser Sprache spricht auch dieses, dass, so sehr sie durch die Bewohner der Städte mit deutschen Wörtern vermischt worden ist, sie doch noch manches, den meisten anderen slavischen Mundarten fremdgewordenes Wort aufbewahrt, das nur noch die altslavonische Bibelsprache und der heutige servische Dialekt kennet, z. B. *slana*, der Reif.

Die Abhandlung über die Orthographie der slavischen Dialekte und insbesondere über die von Zeit zu Zeit veränderte Orthographie des Krainischen ist, wenigstens für eine Grammatik, zu weitläuftig. S. 2 findet man das cyrillische Alphabet, und S. 9 die neue Modification desselben, S. 13 *Trubers* Einrichtung des lateinischen Alphabets für die krainische Sprache, S. 20 *Dalmatins* Verbesserungen, deren Mängeln *Bohoritsch*, der Vf. der ersten krainischen Grammatik, zwar abzuhelfen suchte, dabey aber noch Manches zu wünschen übrig liess. S. 58 folgt ein Verzeichniss krainischer Bücher in grammatischer Hinsicht. Auch des *Hippolytus* Auszug aus *Bohoritsches* Grammatik und die Grammatik des *Pater Marcus* werden beschrieben. So rückt der Vf. von *Castellerjapel* und *Kummerdey*, wie von den erwähnten und anderen Schriftstellern, ganze Stellen ein, zur besseren Übersicht der Veränderungen, die sie in der Orthographie vorgenommen haben. Zu S. 157 wird auf einer Tabelle Luc. 10, 30 — 36 nach verschiedenen Übersetzungen und verschiedenen Schreibarten dargestellt. Als Resultat von allem diesem wird angegeben, dass die krainische Sprache sich seit dem 16 Jahrhund. weder in der Grammatik, noch in Ansehung der Wörter geändert hat, und dass die Orthographie derselben zwar oft in ungeweihte Hände gefallen, aber doch von ihrer natürlichen Einfachheit noch nicht so weit abgewichen ist, wie z. B. die deutsche. Überdiess glaubt Hr. *K.* durch die Revision der krainischen Orthographieen dargethan zu haben, dass keine derselben die billigen Foderungen der Kritik in allen Stüken befriedige, aber auch keine durch den Gebrauch geheiligt und unverletzlich geworden sey. Der Vf. folgt in seiner Grammatik, die sich erst S. 161 anfängt, der ursprünglich *bohoritschen* Schreibmethode mit einigen von ihm nöthig befundenen Verbesserungen. Die Buchstaben des krainischen Alphabets vergleicht er mit den gleichbedeutenden Buchstaben des Russischen, Deutschen, Französischen und Italiänischen. Das Krainische hat keinen Artikel; es hat aber wie die übrigen slavischen Mundarten einen *Localis* und *Instrumentalis*, auch beym Nomen, so wie beym Verbum, einen *Dualis*. Der Vf. nimmt 4 Declinationen an, obgleich nach den 3 charakteristischen Endungen eigentlich nur 3 Statt finden würden. Freylich würden dann die Neutra von den Masculinis nicht getrennt werden können, weil die Feminina, die auf *a* und die auf einen Consonanten ausgehen, doch eine besondere Declination verlangen. Schon bey Vergleichung der regulären Declinationen mit den im grauen Alterthum entstandenen Declinationen samscrdamischer Wörter stösst man auf unerwartete Ähnlichkeiten. Denn so, wie die samscrdamische Sprache ebenfalls einen Artikel hat: so hat sie auch den *Instrumentalis* und *Localis*, wie den *Dualis*, mit den slavischen Sprachen gemein. Ja *Na*, der Mann, endigt sich im Dat. Sing. gerade so, wie im Krainischen die Masculina, auf *u*, und *Mata*, die Mutter, hat im Voc. *a*, wie die Feminina im erwähnten Dialekte. Auch endigt sich der Localis von *Na* und *Mata* auf *i*, wie in einigen krainischen Masculinis und Femininis. Auch der Dat. des samscrdamischen Dualis, auf *am* oder *jam*, ist von der krainischen Endung *ama* und *ima* nur wenig verschieden. Der Dat. des Plur. endigt sich im Samscrdamischen völlig so, wie im Krainischen, nämlich auf *am*. *Na* hat auch im Gen. und Dat. Sing. *u*, wie einige krainische irreguläre männliche Substantive, welche der Vf. auf der Tabelle zu S. 233 anzeigt. S. 237 macht derselbe darauf aufmerksam, dass die Unter-Krainer die Neutra auf *u*, die Ober-Krainer aber auf *o* endigen, welches er wegen Beystimmung der übrigen slavischen Dialekte der Schriftsprache gemässer findet. Beyläufig erwähnt er auch andere Abweichungen: z. B. dass der Unter-Krainer statt *tretji*, der Dritte, auch *trexi* sagt. Das erstere kommt mit dem Russischen und anderen mit diesem zu einer Classe gehörenden Dialekten, so wie mit dem samscrdamischen *tritija*, genau überein, wovon das andere ganz abweicht; zum Beweis, dass die unterkrainische von der älteren Sprache sich mehr entfernt hat, als die oberkrainische. Die Pronomina personalia der Krainer stimmen zwar grösstentheils mit denen der verwandten Dialekte, einige auch mit den samscrdamischen, überein. Allein das Pronomen *jest* oder *jes* weicht vom samscrdamischen *aham* ganz, von dem slavischen *ja* aber doch so sehr ab, dass man keinen Grund dieser Abweichung sieht. Da indess in der kurdischen Sprache, welche eine Schwester der samscrdamischen und persischen ist, nicht bloss *men*, sondern auch *az*, *ich* heisst: so lässt sich kaum zweifeln, dass *jes* aus *ja* und *az* zusammengeschmolzen sey. Darüber wird man sich desto weniger wundern, da die slavischen Sprachen sogar manche *Wörter* mit dieser gemein haben. Denn *zen*, die Frau, ist offenbar das krai-

nische *shena*. Das Verbum der Krainer bedarf eben so wenig, als das samscrdamische, die Pronomina person., um die Personen zu unterscheiden, weil diese im Präs. durch besondere Endungen angezeigt werden, und diese sind, die dritte Person abgerechnet, in beiden Sprachen fast ganz dieselben. Im Krainischen heissen sie im Sing. *am*, *asch*, *a*, im Plur. *amo*, *ate*, *ajo*; in Samscrdamischen im Sing. *ami*, *asi*, *adi*, und im Plur. *ama*, *atha*, *anti*. Zu der altslavonischen Bibel-Sprache, in welcher sich die 3 Person des Sing. auf *etj* und im Plur. auf *ajut* endigt, findet sich im Sing. auch das *t*, und im Plur. fehlt bloss das *n*. Die samscrdamischen Endungen des Dualis *ava* und *atha* trifft man im Krainischen unverändert wieder. Das Praet. ist, wie Hr. *K.* richtig bemerkt, durch Zusammensetzung eines Particip. praet. act. mit dem Verbo substantivo entstanden. Daher bedarf es im Krainischen auch nicht die Pronomina person., wie im Russischen, in welchem dieselben die Stelle des Verbi substant. vertreten. Diess sind ohne Zweifel in den ältesten Zeiten die beiden einzigen Tempora der slavischen Sprachen gewesen. Daher findet man sie auch in den meisten derselben. Zwar hat die altslavonische Sprache statt dieses Praet. ein Tempus angenommen, in welchem die Personal-Endungen im Sing. 1 *ich*, 2 *il esi*, 3 *i*, im Plural. 1 *ichom*, 2 *isie*, 3 *ischa*, oder *achu* sind. Allein dadurch ist sie von ihrer ehemaligen Einfachheit abgewichen, und nur die 2 Person, welche durch Zusammensetzung des Part. praet. act. mit *esi* ausgedrückt wird, ist als Überbleibsel des alten Praet. anzusehn. Dass das *l*, auf welches das Praet. ausgeht, von den Krainern wie *v* ausgesprochen wird, kann nicht befremden, da im Russischen das sogenannte Gerundium praet. auf *w* im Grunde das Part. Praet. act. ist, und die Wenden in der Nieder-Laussitz in manchen Gegenden *pütal* wie *pütaw* aussprechen. Dass man ehedem kein besonderes Fut. gehabt habe, folgt allerdings aus der Bemerkung S. 332, dass manche Praesentia auch im Krainischen diese Bedeutung haben. Daher wurde es auch hernach in verschiedenen Dialekten verschieden ausgedrückt. Im Krainischen wird es, wie im Polnischen, durch *bom*, *ich werde seyn*, mit dem erwähnten Participium umschrieben; im Russischen aber zu dem Fut. des Verbi substantivi der Infinit. gesetzt, wie im Böhmischen und Wendischen, worüber sich der Vf. mit Recht wundert, da ja die Russen nicht, wie die Böhmen und Wenden, die Deutschen hierin nachahmen konnten. Rec. glaubt, dass ihnen die in der neugriech. Sprache gewöhnliche Umschreibung des Fut. θελω εχει, θελω γραψει, dazu Veranlassung gegeben habe. Denn wenn gleich in dieser Sprache in anderen Fällen der Inf. umschrieben wird: so muss doch εχει und γραψει in dieser Zusammensetzung statt des altgriechischen εχειν und γραψειν stehn. Sagt doch auch im Deutschen der Thüringer *liebe* für *lieben*. Sehr richtig behauptet der Vf. S. 303, dass die vielen Tempora des russischen Zeitworts durch Zusammenschmelzung dreyer Zeitwörter in eine Conjugation entstanden sind. Die Veranlassung dazu gaben den Neueren die verwandten Verba, von denen das eine den Nebenbegriff des *Einmalthuns*, das andere den des *Vollendens* in sich schliesst. So heisst *dwigam* z. B. *ich beschäftige mich mit Heben*, *dwignem* aber *ich hebe wirklich*; daher ist das Verbum der ersten Form zum Ausdrucke des Imperf., die zweyte Form aber zum Ausdruck des Perfect. simplic. der Franzosen oder Italiäner geeignet, und ersetzt den Aorist der Griechen. Der Vf. nennt die Verba, die eine vollendete Handlung andeuten, *perfectiva*, die, welche eine unvollendete anzeigen, *imperfectiva*. *Linds* Benennung *verba actionis consummatae* und *actionis non consummatae* ist wenigstens verständlicher. Der Vf. hält zwar im Krainischen wegen der Ähnlichkeit der Formation aller Verba eine Conjugation für zureichend; er giebt aber wegen der Verschiedenheit der vor der Endung vorhergehenden Vocale 7 Paradigmata. Von dem Passivo wird bloss S. 332 das Part. Pass. *delan* u. s. w. angeführt; aber ob dasselbe in allen Temporibus mit dem Verbo substantivo zusammengesetzt werde, wird nicht gesagt. Die Verba reciproca werden nur beyläufig erwähnt, daher erfährt man auch nicht, ob die Krainer, wie andere Slaven, in manchen Fällen durch das Reciprocum das Passivum ausdrücken. Die Verba irregularia sind ausführlich angegeben. Von den Verbis impersonalibus aber ist nichts beygebracht; und die Syntax, aus welcher man den Genius einer Sprache am besten kennen lernt, und durch welche der Vf. viel zu Erhaltung der Reinheit dieses Dialekts beytragen könnte, fehlt ganz. Den Mangel an Übungs-Stücken zum Lesen und Übersetzen würden die vielen wegen der verschiedenen Orthographie eingerückten Stellen einigermassen ersetzen, wenn nur ein Wörter-Verzeichniss angehängt wäre. Durch Ergänzung des Vermissten wird der Vf. zur Erhaltung dieser Sprache, die, wie die vom Rec. beyläufig gezeigte Ähnlichkeit derselben mit einer der ältesten Sprachen lehrt, viele Spuren des Alterthums an sich trägt, und den Ursprung der slavischen Sprachen aus der alten medischen verbürgt, sehr viel beytragen. Wenn Hr. *Vodnick*, der nebst Hn. *Debevz* den Vf. bey dieser Arbeit unterstützt hat, das Publicum noch mit einem krainischen Wörterbuche beschenkt: so wird dieser Dialekt gewiss nie untergehn.

Die beygefügten Nachträge enthalten schätzbare Materialien zu einer krainischen Bibliothek, und sind aus der freyherrlich zoisischen und kaiserlichen Hofbibliothek entlehnt. Nach S. 259 ist auch *Lind* der Meinung, die Einführung eines allgemeinen Alphabets, wozu er die lateinischen Buchstaben, wenn sie nach einerley Regeln in allen Dialekten gebraucht würden, für die schicklichsten hält, werde es augenscheinlich machen, dass die Verschiedenheit der slavischen Mundarten so gross nicht sey, als es scheint.

MHP.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 APRIL, 1811.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Geschichte der kursächsischen Staaten*, von D. *Christ. Ernst Weisse*, Oberhofgerichtsrath und ord. Prof. des Lehnrechts zu Leipzig. 6 Band. 1810. 326 S. ohne die Vorrede. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (Auch unter dem Titel: *Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen seit dem prager Frieden, bis auf unsere Zeiten.* 2 Band.)

Der vorliegende bis zum Anfang der Regierung des jetzigen Königs, in dem schon öfter angedeuteten Gange, fortrückende Theil hat wieder die Vorzüge des vorhergehenden: aus dem inneren Zustande und von der Verfassung des Landes eine besondere reiche Umständlichkeit, die bisher noch unbekannt war. Mit diesen inneren Angelegenheiten beginnt er, und ihnen ist er fast ganz gewidmet; in den äusseren politischen Verhältnissen, namentlich bey dem siebenjährigen Kriege, ist eine lobenswerthe Kürze beobachtet, und nur das Nothwendigste besonnen ergriffen, wodurch sich die Arbeit ihrem eigenthümlichen Zweck immer mehr nähert. In die Augen fallender ist freylich das Äussere, mehr Lärm und Auffsehn machen die Kriege; aber dem stillen Bau am Glück, an der Ruhe und der Zufriedenheit des friedlichen Volks gebührt der Kranz. Hätten nicht von jeher die Schriftsteller mit jenen mehr Blätter gefüllt, als ihr Verhältniss zum Ganzen erheischte; hätten sie über den Schimmer nicht vergessen, dass er sie blende zu sehen, wie es um denselben und hinter ihm aussehe, über die hier entfaltete Kraft nicht die Ströme Bluts ganz aus den Augen verloren, die sie fodert, die Hütten, die in Schutt liegen, die umgestürzten Städte; hätten sie die Fesseln und die Verzweiflung hören wollen, die den Eroberern auf dem Fusse folgen: wahrlich es hätte von Agamemnon an der Menschenquäler gewiss weniger gegeben. Aber wenn dem edlen Zwecke des Kriegers, Vertheidigung der Verfassung, die über Alles theuer seyn soll, des väterlichen Heerdes, an dem nur er befehlen darf, solche fremdartige Ziele gesteckt werden: wie kann es anders kommen?

Die Gefühle bey dem Lesen dieses Bandes sind sehr wechselnd, oft erhebend, erfreuend, oft drückend und Bedauern erregend, oft gemischt. Wie herrlich erfreuet die Einigkeit in der Wahl der Mittel, um wieder aufzubauen, was der siebenjährige Krieg zerstört hatte, um die älteren Schaden zu heilen! Welch schönes Bild des wechselseitigen Zutrauens des Fürsten und des Landes! Wie bereitwillig war aber auch der Kurfürst *Friedrich Christian* in Aufopferungen, in Nachgeben, in Mittheilung aller nöthigen Nachrichten; jetzt glaubte wohl manche Regierung dadurch Schwäche zu zeigen, ihrem Ansehen zu vergeben, wenn sie sich so herabliesse. Aber hohe Zweckmässigkeit war dafür auch die glückliche Eigenthümlichkeit dieser Mittel. Dahin gehört besonders die Verwaltung der Landesschulden durch die Stände, diese ächt deutsche Einrichtung, auf den Charakter der Nation berechnet; daher nie eine Regierung, die dieses Geschäft allein an sich zieht, Zutrauen haben wird, und davon ist die Folge Mangel an Credit, Fallen der öffentlichen Papiere, allmähliche Verminderung des Privatvermögens, das ohnehin so schon mächtig verringert ist. Wo die Landschaften unter einer guten Regierung (Controle muss seyn) das Schuldenwesen leiteten, da stand es damit sehr gut. Wann hat es Sachsen, Hannover an Credit gefehlt? Die (später zu weit getriebenen und wie alle menschlichen Einrichtungen von Speculanten benutzten) Creditsysteme in der preussischen Monarchie verdankten einen grossen Theil ihres Zutrauens der eigenen Verwaltung. Möge im Königreich Sachsen diese schöne, schon einmal so segenvolle Einrichtung unverändert bleiben; nur das Alte, Geprüfte, Passende sagt ja den Deutschen so schön zu! Die sächsischen Landesschulden betrugen 1763 über 29 Mill. Thaler (wie viel die Kammerschulden?) (257). (Eine Frage. Da nach S. 172 im Jahr 1749 über 30 Mill. Schulden vorhanden waren, mithin immer abgetragen ist, wenn gleich einzelne Posten neu aufgenommen sind: bedarf es sonach nicht einer genaueren Abschätzung des Unwerthes der Finanzverwaltung des Grafen *Brühl*? Die Landesschulden waren doch also nicht erhöht? Die Kammerschulden aber vielleicht desto mehr, auch waren die baaren Bewilligungen um so ansehnlicher (165). Überhaupt wäre etwas mehr Deutlichkeit, mehr Genauigkeit und Verständlichkeit in den Schuldenwesen sehr erwünscht gewesen.) Gleich im Anfange des Bandes sehen wir nicht weniger bey den Verhandlungen des Fürsten mit den Abgeordneten des Landes, den Ständen, über die Bewilligung der mancherley Abgaben und Foderungen, auf eine erfreuliche Weise, wenigstens doch *eine* willkommene Schranke der hohen Macht der Herrscher. (Wie hier, war es fast überall damals im Vaterlande, obgleich ein *Herr* gewaltiger, die Verfassung störender, stürzender eingriff, als der andere, in einer Versammlung mehr knechtischer oder gleichgültiger Sinn vorherrschte, als in der anderen; wir sehen auf die Grundfarbe der deutschen Verfassun-

gen.) Aber bald stört unsere angenehmen Empfindungen der niederschlagende Eindruck einer unfreywilligen Vergleichung mit Zeiten, wo durch eine furchtbare politische Intoleranz, welche die verscheuchte religiöse genugsam ersetzte (als ob das Menschengeschlecht zu keiner Ruhe kommen sollte, immer im Kreise umgetrieben werden müsste!), Verhandlungen wie diese, oder vielmehr der allein und einzig entscheidende Geist derselben geächtet waren, wo nicht auf die Kräfte der Besteuerten, sondern auf den Willen, auf die Macht, vermeinte Bedürfnisse herbeyzuschaffen (wenn die Bedingung der Bewilligungen durch die Stände nicht auch das Recht einschliesst, die Bedürfnisse selbst zu prüfen, zu untersuchen, zu beurtheilen und zu rathen, wie muss man die Form dann nennen?), gesehen, wo unbedingte Einstimmung, vielleicht gar hinterher, als Pflicht der Stellvertreter gefodert wurde, Bitten um Nachlass, um Schonung, als Unzufriedenheit, als Widersetzlichkeit, als Mangel an Einsicht in der Regierung heilsame Gesetze aufgenommen werden konnten. Zweytens trübt das erfreuliche Gefühl bey jenem Zustande der alten Zeit, dass man bald findet, es waren nur *Reste* des alten Geistes, der alten Rechte. Unmässige Ausdehnung der landesfürstlichen Macht (seit hundert Jahren ist auch darin, wie in so vielen, der grosse Wendepunct), Verminderung der ständischen, und also National-Gerechtsame (25), Durchlöcherung der alten Landesverträge (24), erscheinen früh genug, um die Täuschung zu zerstreuen, um uns hinzuführen auf die Puncte, wo dem Zeitalter vorgearbeitet wird, das so schwer auf uns und den Nachkommen, wer weiss, ob nicht auf der ganzen Civilisation lastet. Eingeschlummert waren freylich die Menschen, die Zeichen wollte keiner verstehen, kein grosser patriotischer Kopf trat auf, und rüttelte sie aus dem Schlaf, um bey Zeiten zur Vertheidigung oder Sicherung des Höchsten, Theuersten zu wirken. Weil es im gewohnten Gleise gut ging, wars behaglicher, gehen zu lassen, als sich viel anzustrengen und aufzuopfern. Aber die Nacht hat uns überfallen, nun jammern sie. Wunderbar stösst einem die Beschränktheit, der Kasteneigendünkel auf, der auch seinen grossen Theil beygetragen hat zu dem Ruin, worin wir wandeln. Die Einführung der Conscription verhinderten die Stände glücklich 1711 (28); aber was Landesvertheidigung seyn solle, davon hatten sie wohl wieder keine Ahndung, als sie die Dauer der Landmiliz nur auf den bestehenden Krieg beschränkten, im Frieden die Übung des Landvolks in den Waffen aufhören liessen (29). Welche Veränderungen im Kriegswesen vorgegangen, dass nun lange Übung in allerhand Künsten, dass Schnelligkeit und Gelenkigkeit in allerhand Evolutionen, nicht mehr allein Körperkraft und Muth den Soldaten mache, nur auf wohldisciplinirten Soldaten die Sicherheit des Landes beruhe, eine Landmiliz also, die in der Stunde der Gefahr schnell eintreten sollte, wo es keine Zeit mehr ist, zu lernen, sich zu üben, an Geschicklichkeit den stehenden Heeren nicht nachstehen dürfe, daran dachte Niemand in der Versammlung. Das Alte wollte man nicht verbessern, weil man nicht sah, wo es untergraben war. Die Ritterschaft behauptete sogar (wie sie solche einst der Besteuerung entzogen hatte), ihre Hintersassen müssten von diesem Kriegsdienst frey seyn. O unselige Trennung Einzelner, wo es dem ganzen Volke gilt! Hätte nur noch die Ritterschaft in Harnisch mit Schwerdt und Speer die Fehden des Herrschers und des Landes ausgemacht (hatten sie sich nicht obendrein durch ein Donativ an den Landesherrn von der ihnen besonders obliegenden Verpflichtung zum Aufsitzen zu befreyen gewusst?), hätten nur nicht jetzt die Bauern die wehrlosen Herren schützen sollen! Man sieht, die Frucht wurde leider! für die Sichel unserer Zeit reif. Verfassungen, wo nicht sorgfältig nachgebessert wird, wo man nicht auf die Zeiten wacht, auf die Stimme der Warnung, die dann und wann ein Gott erschallen lässt, hört, fallen endlich, wie ein Haus, was nicht gebessert wird, oft auf die Seite, die man für die festeste hielt. Aber jenes kann nur geschehen bey einer *freyen* Repräsentation, regelmässig, mit Kraft versehen. Wo das nicht ist, schaden Institute dieser Art nur weit mehr als sie nutzen; wie überall, wo man mit dem Würdigen, dem Grossen, Spielerey treibt!

Auch das enge Zusammenschnüren der landeshoheitlichen Bande, das in diesen Zeitraum fällt, erregt nicht wenig unangenehme Gefühle. Es ist hier der Rückschritt des Vfs. von der Überzeugung des Geschichtforschers zu der des sächsischen Publicisten zuvörderst nicht zu übersehen. Im ersten Theil dieses Werks S. 274 (wie wir auch zu seiner Zeit bemerkt haben) erklärte er die vasallagische Anerkennungsurkunde der thüringischen grossen Lehnträger von 1249, so wie man muss; er glaubte, nur ihre Deutung habe den Landsassiat befestigt, was geschichtlich richtig ist; jetzt (S. 94) heisst es: die Vasallen hätten den Markgrafen Heinrich dadurch für ihren *Oberherrn* anerkannt (auch *Heinrich* in seinem neuesten Handbuch der sächsischen Geschichte sieht hier nur den *Herrn* im Sinn des Lehnrechts), und damit Niemand an der wahren Deutung des immer noch zweifelhaften Ausdrucks irre werden möge, setzt er gleich hinzu, dass nachher die *Unterthansverbindlichkeit wiederholt* und genauer bestimmt worden sey. Wir haben schon in der Anzeige eines früheren Theils dieses nämlichen Werks uns darüber erklärt, dass wir eine solche Ansicht einem *Staatsdiener* nicht verargen können, noch wollen; aber bemerkenswerth ist eine solche *Änderung* allerdings, und um so mehr, da jetzt die *wahre* Darlegung durchaus keinen Schaden bringen, oder den bestehenden Rechten irgend nachtheilig seyn mag. Die Unterthänigkeit ist jetzt da, und Niemand wird daran denken sich ihr deshalb entziehen zu wollen, weil die Urkunde von 1249 eine andere Auslegung erfodert, als ihr die Hofjuristen ehemals gaben. Warum will man nun nicht noch den richtigen Gefühlen des Rechts und der Unparteylichkeit rücksichtslos folgen? Der Vertrag mit den Grafen zu *Stolberg* von 1568 ist unabhängig von jenem 1249 entstanden: warum nun so ängstlich für ihn fechten? (Dass in einem nach *Just* angeführ-

ten Vergleich von 1394 keine Bestätigung der sächsischen Landeshoheit über die einzelnen Bezirke der Graffschaft Stolberg (wie daselbst 95 gesagt wird) befindlich ist, darauf möchte Rec. eine Wette eingehen. Wird die Urkunde einst bekannt: so hofft Rec. diese Vorhersagung gerechtfertigt zu sehen. Man müsste jenes Jahrhundert, die Geschichte der Landeshoheit gar nicht kennen, um dergleichen glaublich zu finden. Wie soll nur die Landeshoheit entsprungen seyn? aus dem Lehnsverhältniss doch? Wie aber dann in fremden Lehen? Wie soll nur Thüringen über stolbergsche Besitzungen z. B., welche vordem anhaltsches Eigenthum, und durch Fehden oder Kauf in die Hände der Grafen gekommen waren, die Landeshoheit erworben haben? Waren auch die Fürsten zu Anhalt Unterthanen des Landgrafen von Thüringen, oder macht der Besitz in der Hand des Unterthanen alle Güter desselben, auch wenn sie vordem frey waren, schon unterthänig, wie die Luft Leibeigene? An die alten Fabeln von den 12 Graffschaften denkt doch Niemand mehr; noch ist die geschlossene thüringsche Landgraffschaft erweislich, nicht einmal lehnbar waren dieser die im Umfange der alten Markgraffschaft gelegenen Bezirke (z. B. *Orlamünde*), geschweige unterthänig; oder wollte man jenes behaupten: so müssten die Vorfahren des ludwigschen Hauses von 1130 selbst Unterthanen Herrmanns von Weizenburg und der Markgrafen von Thüringen gewesen seyn. Das wird man freylich der Ehre des Regierhauses nachtheilig achten; aber dann muss man auch nicht behaupten, wenn schönburgsche Besitzungen 1390 *in* Meissen lagen: so sind deren Besitzer auch damals Unterthanen gewesen (116). Alle diese juristischen Bemühungen, der Landeshoheit ein recht hohes Alterthum zu geben, können keinen Erfolg haben, so wie sie dem bestehenden Recht nichts nehmen, noch abthun. Denn je höher man dieselbe hinaufschraubt: desto schneller kommt man an die Zeit, wo es von allen Hofjuristen anerkannt (ein halbes Jahrhundert mehr oder weniger macht da wenig aus) gar keine Landeshoheit gab, wo der Herzog und Markgraf dem Kaiser so unterthänig waren, als die Grafen, die Dynasten, die Bischöfe, die Äbte. Die Landeshoheit über fremde Gebiete ist späteren Ursprungs; aber sie liegt in der Natur der deutschen Verhältnisse, der Territorien, sie war genau mit der allmählichen Ausbildung des Territorialsystems verflochten; wie es gekommen ist, musste es kommen, weil das Reich nicht früh genug einen Damm entgegensetzte (weil die Vasallen, die mindermächtigen Nachbarn, zu unbesorgt und zu wenig umsichtig, in alter deutscher treuer Ehrlichkeit hinlebten, also keine Klagen entstanden, die ein Regulativ erheischt hätten), so wenig wie das Reich auf der anderen Seite den Nachtheilen begegnete, welche nach der Sprengung der grossen Herzogthümer, durch die Zerstückelung in die kleinen reichsunmittelbaren oder reichsritterschaftlichen Güter entstehen mussten. War auch die Landeshoheit ursprünglich und an sich, und an vielen Orten unrechtmässig, und im Ganzen höchst schädlich, besonders durch den damit genährten Geist der Rechtlosigkeit und Immoralität, der dann krebsartig um sich frass: so wird ja gar nicht geleugnet, dass die Fürsten, unter denen der Streit zum öffentlichen Ausbruch kam, nicht hie und da eben so viel für sich gehabt haben sollten. Das Band war geschnürt, ohne dass vielleicht beide Theile merkten, wie es zuging, oder dass die Absicht war, zu entreissen, zu schaden oder zu übertragen. Dann tragen die Unachtsamen nicht ohne Ursach ihre Last; nur den Aufmerksamen sind die Gesetze günstig, es war dann ein bestehendes Recht hervorgegangen, das nun eben so wenig einseitig, weil es einmal nicht vorhanden gewesen, noch der Ursprung nachgewiesen werden kann, wieder aufgelöst werden durfte. Aber man darf doch auch nicht rückwärts (von dem Zustande, wie er 1568 bestimmt wurde, bis zu dem 1249) die Verbindlichkeit wirken lassen wollen. Rec. gesteht, dass die landeshoheitlichen Verhältnisse und Streitigkeiten, die Deutschland so oft mit ihren lauten Klagen erfüllt haben (mehrere Seufzer sind erstickt worden durch gewaltige Arme), eines seiner liebsten Studien ausmachen; wohl verzeiht man es ihm daher, wenn er mehrmals auf sie zurückgekommen, und seine Ansichten angedeutet hat. Interessant ist dieser Kampf des Kleinen gegen die Übermacht gewiss, interessant genug, wie immer weiter die Rechte der Hoheit erweitert sind, bis endlich so wenig für diese Mittelbaren übrig bleibt, als die Mediatisirten die Rechte zu behalten scheinen, welche auch ein feyerlicher Vertrag ihnen zurückliess. Die Landeshoheit ist ein Begriff, der stets erweitert wird, und für dessen ausdehnende Erklärung bald Juristen, bald Politiker, bald die Macht sprechen, wo durch keine Obergewalt Stillstand geboten wird.

Auch die allgemeinen Klagen über das Sinken und den Verfall der städtischen Nahrung und des alten Wohlstandes kommen uns oft in den Verhandlungen dieses Theils entgegen; aber dieses lag wohl tiefer, als bloss in der Consumtionsaccise, woraus ihn die Landschaft ableitete. Mitgewirkt mag sie haben, das beruht auf ihrer Einrichtung, auf den Steuern, die vorbergingen, denn sonst ist sie eine sehr gute Einrichtung, was auch darüber geschrieben werden mag von der Studirstube herab; die *Erfahrung* hat es jetzt wieder in vielen Provinzen bewiesen. Keine andere Steuer ist so sehr auf den wirklichen Bedarf gerichtet, keine erleichtert die Abgaben an den Staat so, wie diese. Die einzelnen Pfennige oder Groschen kann der Arbeitsmann von seinem täglichen oder wöchentlichen Gewinn leicht abgeben, nicht so die Viertel oder Drittel, oder halben Thaler, die als Grundsteuer, oder Kopfsteuer, oder Gewerbesteuer auf einmal gefodert werden, und den Lohn ganzer Tage oder Wochen wegnehmen. Wie oft ists, dass selbst der begüterte Bauer die Zeit kurz vor der Ärndte fast gar kein baares Geld mehr vorräthig hat? Wenn doch die Stubengelehrten nur nicht von Zurücklegen, Aufsparen zu diesem Zweck reden wollten: das zeugt, dass sie die zahlreichsten Classen der Mitbürger gar nicht kennen. Man darf nur einmal das Wehklagen und die wirkliche Noth gesehen haben, welche solche Steuern hervorbringen in Ländern, die vordem

vorzüglich Consumtionssteuern hatten: so wird man von der Vorzüglichkeit derselben gewiss vollkommen überzeugt werden. Aber in schimmernden Systemen liebt man selten die Wahrheit der Erfahrung. Welchen Nutzen hat nicht die Consumtionssteuer den brandenburgischen Städten vormals geschafft, als der grosse Kurfürst sie einführte! Wahr ists, sie hat ihre Mängel, aber immer nicht so viele als die anderen. Verderben kann man sie leicht, wenn man zu viel und zu hoch besteuert, und dadurch das Contrebandiren hervorlockt, und die Moralität zerstört. Aber darf man den Missbrauch, der ja nur durch eure Schuld herbeygeführt wird, gegen die Nützlichkeit der Einrichtung an sich in Anschlag bringen? — Angehängt sind diesem Theil 1) der Vertrag zwischen Kursachsen und Schwarzburg vom 17 May 1748 über die Landeshoheit in den Ämtern Heringen und Kelbra; 2) beständige Capitulation des Hochstifts Merseburg vom 31 Jul. 1731: zwey wichtige Urkunden. H. St. F.

Königsberg, b. Nicolovius: *Preussisches Archiv, oder Denkwürdigkeiten aus der Kunde der Vorzeit.* Herausgegeben von *Karl Faber*, königl. geh. Archivar. 1810. 2 Sammlung. 277 S. 3 Sammlung. 262 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Diese beiden Sammlungen (von denen die 3te der Ritter- und Landschaft von Lief-, Est- und Kur-Land dankbar gewidmet ist, weil der Vf. der von ihnen zu Theil gewordenen liberalen Unterstützung es vorzüglich beymessen kann, dass er, bey der dermaligen Lage des Buchhandels, diese Fortsetzungen so schnell folgen lassen konnte; — edler deutscher Geist, den wir verehren müssen!) übertreffen weit an Reichhaltigkeit und Interesse die erstere. Man findet hier sehr viele gute Materialien, die dem Geschichtschreiber willkommen seyn werden. Wir wollen daher nicht dabey verweilen, dass der Vf. auch hier in den schon gerügten Fehler gefallen ist, und manches Unwichtige nicht abzuschneiden wusste (z. B. 2, 21 in dem Reisetagebuche des Markgraf *Albrecht* von Anspach nach Königsberg; nur das, was die Sitten betrifft, verdiente einen Auszug, aber nicht die Entfernung der Örter auf diesem Wege, die Länge des Aufenthalts daselbst, und ob sie aufs Beste aufgenommen, freundschaftlich geschieden u. s. w., wozu können solche Sachen nutzen?), und zu oft in einen breiten, langweiligen Auszugston verfällt; dass der Verleger mit vieler Papierverschwendung hat drucken lassen: wozu den Titel jedes kleinen Aufsatzes auf ein besonderes Blatt gedruckt? man will ja kein leeres Papier kaufen: wie gut hätte sich das noch anwenden lassen!

Die zweyte Sammlung enthält: 1) des Markgrafen *Albrecht* Erwählung zum Hochmeister des deutschen Ordens. (Die öffentlichen Verhandlungen, also keine grossen Aufschlüsse, Verwandtschaft mit dem polnischen Könige, Macht des Markgrafen *Friedrichs*, seines Vaters, werden auch hier als Gründe angegeben.) 2) Desselben Reise von Anspach nach Königsberg. (Mehreres zur Sittengeschichte.) 3) Hauptbegebenheiten des Krieges zwischen Polen und dem Orden. (Die Kraft war dahin, man gab brave Anordnungen, aber es wirkte nichts mehr.) 4) Folgen des Krieges. (Ganz anschaulich zur Zeit.) 5) Verfügungen des Bischofs von Samland und des Hochmeisters 1522—1525 in Religionssachen. (Bedeutende Aufschlüsse über des Ersteren Vorschub der neuen Lehre, und somit Erklärungen über die Stimmung der Grossen und des Landes für den Schritt des Markgrafen; es war alles dazu reif.) 6) Belehnung des Herzog *Albrecht* 1525 und seines Sohnes 1569. 7) Tagebuch über *Albrecht Friedrichs* Gemüthskrankheit, nach einem Manuscript *Lucas David.* (Hass gegen die Aristokraten, die seinen Vater so schwer gedrückt hatten, und ihn in engen Fesseln hielten, Furcht vor ihrer Macht und ihren Ränken, die ihn immer hemmten, mögen diese unglückliche Stimmung erzeugt haben; so behandelt, war an keine Besserung zu denken. Herrliche Mittel hatten auch die Ärzte ausgedacht. Einer schlug sinfenweise vor: dem Herzog die Eingeweide eines *schneeweissen* Hundes auf den kahl geschornen Kopf zu legen, alle Nachte, bis die Eingeweide trocken würden; Bohnenstroh, Wermuth und Hülsenholz zu Asche gebrannt einzunehmen; eine *pechschwarze* Henne lebendig in zwey Hälften zu schneiden, zu zerklopfen und zu zerknirschen, und dem Herzog auf den Kopf zu legen. Wenn er noch nicht verrückt war: so musste er es werden.) 8) Nachträge zu *Scalicks* Leben und Thaten. 9) Gesetze *Paul von Russdorfs.* 10) Notizen aus dem Rechnungsbuche des Ordens *Tresslers* von 1399—1409.

Dritte Sammlung. 1) Nachricht von der fehlgeschlagenen Unternehmung des Zars *Iwan Wasiljewitsch*, sein Land durch Gelehrte, Künstler und Handwerker aus Deutschland zu verbessern. Des Zars Commissär, *Hans Schlitte*, kannte Rec. schon aus anderen bergmännischen Projecten, besonders den damals so eifrig nachgeforschten *Wasserkünsten*, wodurch er mit einer Gesellschaft, welche dieses Geheimniss zu besitzen glaubte, in Verbindung gekommen, und dieser goldene Berge bey seinem gnädigsten Herrn versprochen hatte. Im Sept. 1548 schrieb er an dieselbe aus Lübeck (sein Arrest muss doch also nicht so ganz enge gewesen seyn), und wollte 2000 Rthlr. erborgen, die er den Kurfürsten Joachim von Brandenburg schuldig, und weshalb er in Lübeck gefangen gesetzt wäre. Die Cabalen der handelseifersüchtigen Liefländer und Lübecker hielten ihn fest, und das ganze Unternehmen scheiterte.) 2) Unterredungen *Gustav Adolfs* mit den Abgeordneten der preussischen Regierung über die Neutralität im schwedisch-polnischen Kriege. 3) Die Belagerung von Smolensk 1633 (nebst einem Plan). 4) Beschreibung des Turniers zu Königsberg 1518. 5) Des von 1559, wo *Heinrich II* verwundet wurde. (Von einem Augenzeugen.) 6) Salbung und Krönung König *Franz II* zu Rheims. 7) Ceremoniel bey des preussischen Gesandten Audienz, der die Annahme der Königswürde *Peter* dem Grossen notificirte. 8) *Peter* der Grosse und der Gastwirth zu Memel, eine Anekdote (er hatte sich unverzeihlich gegen *Peters* Gemahlin, *Katharine*, vergangen, dieser verzieh ihm). 9) Historische und curiöse Notizen. So viel wird genug seyn, um zum Lesen der Sammlungen selbst anzureizen. K. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 APRIL, 1811.

BOTANIK.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Darwin's Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände*, aus dessen *Botanic garden* gesammelt, geordnet, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *G. E. W. Crome*, der Arzneygelahrth. Doctor u. s. w. I Theil. Botanik und Zoologie. II Theil. Physik und Chemie. Physikalische Erdbeschreibung. Astronomie. 1810 VIII u. 392 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Diese kleinen Auffätze kamen zuerst vor etwa 20 Jahren als Anmerkungen zu einem Gedichte heraus, welches *Darwin* noch im späten Alter ausarbeitete, und welches uns nur dem Namen nach bekannt ist. Der Übersetzer hat sie, die im Originale ohne weitere Ordnung als die, welche die poëtische Zusammenstellung der Materien an die Hand gab, vorgetragen worden, systematisch zusammengestellt, und man findet in dem I Theile die botanischen und zoologischen Bemerkungen. So sehr wir aber bereit sind, die beste Absicht des Übersetzers bey gegenwärtiger Unternehmung anzuerkennen: so sind wir doch der Meinung, dass dieselbe ohne Nachtheil für unsere Literatur recht gut hätte unterbleiben können. Dieses Urtheil zu bekräftigen, müssen wir den Plan etwas näher darlegen. Die Bemerkungen des Vfs. sind theils allgemeine, welche den Bau und die organischen Functionen der belebten Geschöpfe überhaupt, theils besondere, welche einzelne lebende Körper zum Gegenstande haben. Wiederum sind sie entweder historischer Art, nämlich Erzählungen von Merkwürdigkeiten der Thier- und Pflanzen-Welt, oder sie sind räsonnirend, und haben die Gesetze und Ursache dieser Erscheinungen zum Zwecke. Eine besondere Liebhaberey des Vfs. dabey ist, Vergleichungen anzustellen und Parallelen zu ziehen zwischen den Erscheinungen des thierischen und des vegetabilischen Lebens und von gewissen Einrichtungen in der Thier- und Pflanzen-Welt den vermeintlichen Nutzen anzugeben. Was nun *erstens* das Historische betrifft: so lieset dasselbe sich allerdings ganz gut; allein die Ausbeute davon für die Wissenschaft ist doch sehr gering. Denn obschon der Vf. einige, so viel uns bekannt, eigene Beobachtungen hat, betreffend z. B. die Tulpen- und Hyacinthen-Zwiebeln, die Blätter von *Ilex aquifolium*, die Zeugungstheile von *Collinsonia Canadensis, Lythrum Salicaria, Spartium scoparium, Melissa officinalis*, die Nektarien von *Apocynum androsaemifol.* u. s. w.: so ist doch die Masse dieses Neuen verhältnissmässig gering gegen die Summe des Bekannten, schon zehn und zwanzig Mal Gedruckten. Auch ist der Vf. in Anerkennung der Thatsachen keinesweges mit gehöriger Strenge und Kritik verfahren. So, um ein Beyspiel aus vielen zu wählen, findet man hier die ganze, anerkannt fabelhafte Erzählung des batavischen Chirurgus *Försch* vom Boson-Upas umständlich nachgeschrieben. Was *zweytens* die räsonnirenden Bemerkungen betrifft: so sind sie zum Theil kühn und überraschend, aber oft bey näherer Untersuchung von allen Gründen entblösst, und nur selten trifft man auf solche, die bey ihrer Neuheit zugleich vor der Kritik bestehen können. Wir wollen zum Belege dieses Urtheils einige Gedanken des Vfs. ausheben. — Blau sey die natürliche Färbung der Gewächse; allein vermöge Hinzutretens des Wasserstoffs mische das Gelb sich zu, und so entstehe das Grün derselben. Die Quelle dieses Wasserstoffs sey die Zerlegung des Wassers der Pflanzen durch das Sonnenlicht, wobey der Sauerstoff in Gasform entweiche. An einem anderen Orte sollen sie das Sauerstoffgas nicht nur aussondern auch einathmen, obschon ersteres in grösserer Menge. Noch anderswo heisst es, dass sie Sauerstoffgas ein-, und Stickgas ausathmen. (Woraus man sieht, wie wenig der Vf. mit seinen Vorstellungen im Klaren ist.) — Sämmtliche Knospen eines Baumes seyen eben so viele Individuen, die auf demselben wurzeln, indem sie beym Aufsteigen des Nahrungssaftes nach oben in Blätter auswachsen, nach unten zwischen Splint und Rinde zahlreiche Wurzelfasern in Gestalt von Gefässen hinabsenden, die, wenn sie ihren Dienst verrichtet, sich verengern, erst zu Splint, und dann zu wirklichem Holze werden, und die neue Schicht bilden, welche jährlich dem Holzkörper zugelegt wird. (Diese Theorie, welche, wenn wir nicht irren, *Darwin* zuerst aufgestellt, und worauf er öfters zurückkommt, ist von *Th. A. Knight*, in verschiedenen, in den *Philos. Transact.* abgedruckten Aufsätzen, zur Genüge widerlegt worden. Auch fühlt der Vf. selber die Schwierigkeiten seiner Hypothese, wo er vom Anschwellen der Rinde über unterbundenen Stellen redet.) — Über die Säftebewegung bey den Pflanzen wird ein eigenes und neues System aufgestellt, worin es einsaugende Gefäfse, Arterien und Venen, so wie auch ein Pulmonarsystem und Muskeln giebt. Sogar ein *Sensorium* will der Vf. ihnen beygelegt wissen, und einen freyen Willen, ohne dessen Aufhebung die bekannte Erscheinung ihres Schlafes

nicht gedacht werden könne. (Vergebens aber sieht man sich nach Beweisen für diese gewagten Sätze um, wenn man nicht etwa die wenigen, aber oberflächlichen und vorurtheilsvollen Beobachtungen, die der Vf. über den Pflanzenbau angestellt, dafür gelten lassen will.) — Die Spiralgefäse, welche *Grew* und *Malpighi bronchi* genannt, seyen die einsaugenden Gefässe der Pflanzen. Ihr spiraler Bau gebe ihnen das Vermögen, sich zusammenzuziehen und wieder auszudehnen, wodurch die Flüssigkeiten innerhalb der Höhle aufstiegen. (Aber diese Zusammenziehungen sind ganz unerwiesen, und *tracheae* heissen die Spiralgefäse bey *Malpighi.*) — So wie die Blätter die Lungen für den Stamm: so seyen die Blumenblätter dasselbe für die Befruchtungstheile, und der Vf. findet bey ihnen zu dem Ende auch Arterien und Venen. Den Nektar, welchen er mit den Thränen vergleicht, glaubt er zur Ernährung der genannten Theile dienend, so wie das vollkommene Insect, das alle Verwandlungen durchlaufen und sich nun in der letzten befindet, sich blos von Honig nähre. Ja er neigt sich sehr zu der Meinung eines seiner Freunde, eines Naturforschers, hin, dass die ersten Insecten vielleicht nichts als männliche oder weibliche Zeugungstheile von Blumen gewesen, die sich durch eigene Kraft von der älterlichen Pflanze losgerissen und nach und nach zur Stillung ihrer Bedürfnisse Beisszangen, Flügel und Füsse bekommen hätten. (Wie sehr dergleichen Träumereyen den wahren Naturforscher verunzieren, wird der Leser, auch unerinnert, leicht einsehen.) — Die wohlriechenden Öle mehrerer Blumen, das Funkensprühen des *Tropaeolum majus* dienen denselben zum Schutze gegen die Insecten; eben diesen Zweck erfülle die sonderbare, mehrere Insecten nachahmende, Bildung der Blume bey verschiedenen Orchideen, indem jene kleinen Räuber diese schon besetzt glauben und von Raubung des Honigs ablassen. So habe auch *Dipsacus fullonum* die einander gegenüber stehenden Blätter an der Basis verwachsen, damit sich Wasser in dieser Vertiefung sammle, und der Pflanze in trocknen Jahrszeiten Nahrung gebe, die Insecten aber vom Hinaufkriechen und von Beraubung der Saamen abhalte. Hinwiederum seyen den kleineren Thieren die Farben verliehen, um vor den Augen der grösseren verborgen zu seyn. Die Schmetterlinge z. B. hielten sich in den Blumen versteckt, und würden dann vermöge ihrer schönen Färbung von den Vögeln übersehen. Kleine Vögel, die in den Hecken wohnen, hätten grüne Rücken, wie die Blätter, und eine helle Brust, wie die Luft, und würden so dem Habichte, der über oder unter ihnen schwebe, minder sichtbar. (Wenn wir auch von den Unrichtigkeiten, welche hierin herrschen, abstrahiren: wozu dann diese beschränkten Ansichten? Die Weisheit des Schöpfers zu zeigen? Aber es lassen sich viele andere Zwecke jener Dinge angeben, und so ist es denn am Ende die eigene Weisheit, welche den besten auszuklügeln vermeint. Und wahrlich! darin möchte sie wohl sehr oft irren. Denn wären die obigen Einrichtungen für die angegebenen Zwecke da: so würden diese in den meisten Fällen sicherlich verfehlt werden.) — Einen Ast vom Birnbaume, an welchem ein vollkommner Cylinder der Rinde weggenommen worden, sah der Vf. noch nach fünf Jahren reichliche Früchte tragen, obschon diese, so wie die Blätter, etwas kleiner waren. (Sollte hier wirklich die Rindensubstanz mit aller Sorgfalt weggenommen worden seyn?) — Das Zusammenfallen der Mimosenblätter nach Erschütterungen, welcher Zustand ihrem Schlafe gleiche, wovon er nur ein höherer Grad scheine, sey als eine Überreizung und Lähmung zu betrachten, so wie Ohnmachten auf übermäsigen Schmerz und Anstrengungen folgen. (Damit streitet aber die Steifheit der Blätter im zusammengezogenen Zustande: vielmehr ist diese Erscheinung einem Krampfe zu vergleichen.) — Im Respirationsprocesse werde bey der Verbindung des atmosphärischen Sauerstoffs mit den phlogistisirten Theilen des Bluts auch Phosphorsäure erzeugt, welche das schwarze Roth des Venenbluts in ein hohes Scharlachroth umwandle. (Diese gewagte Behauptung möchte man wünschen durch Beweise unterstützt zu sehen.) — Da die Erscheinungen des Zitteraals und Zitterrochen denen der leidener Flasche ähnlich seyen, welche desto stärker geladen werden könne, je dünner ihr Glas; und da die Attractivkraft (womit diese Modification der Elektricität Ähnlichkeit habe) im Verhältnisse des Quadrats der Annäherung zunehme: so sey die Quantität von Elektricität nicht zu berechnen, die sich auf beiden Flächen einer thierischen Membran anhäufen lasse, die so dünn sey, als das Gespinnst eines Seidenwurms, nicht gerechnet, ob es auch möglich sey, sie in einen so geladenen Zustand zu versetzen, ohne dass sie berste. (Ein sehr kühner Gedanke, dessen Realität sich durch Versuche schwerlich wird ausmitteln lassen, und der desshalb unfruchtbar ist.)

So sehr aber die neuen Ideen des Vfs. dieses Gepräge tragen: so fehlt es doch nicht ganz an solchen, die scharfsinnig und eindringend zugleich sind. So z. B. wird bemerkt, dass im Vegetationsprocesse das mehlige Wesen in ein zuckerartiges umgewandelt werde; denn Wurzeln und Saamenlappen seyen mehlig, hingegen das Malz, die keimenden Zwiebeln, Kartoffeln und der im Frühjahre aufsteigende Birkensaft von süssem Geschmacke. Wenn indessen damit die Verwandlung der Speisen in Milchsaft im thierischen Körper verglichen wird: so ist diese Vergleichung nicht ganz passend.

Wir kommen auf das Verdienst des Übersetzers bey diesem Werke. Im Ganzen kann man sagen, dass seine Arbeit wohlgerathen sey: doch stösst man hin und wieder auf Nachlässigkeiten der Schreibart, z. B. während des Sonnenlichts, statt im Sonnenlichte; — Befruchtungsgefäse statt Befruchtungstheile; — bedarf kein Licht statt keines Lichts; — eine Luftblase statt eine Blase mit Luft u. dergl. Ob getreu übersetzt worden, können wir in Ermangelung des Originals nicht beurtheilen: doch sind wir auf Stellen gefallen, wo wir die Meinung des Vfs. nicht errathen konnten, und wo der Sinn des Origi-

nals nicht gehörig ausgedrückt schien. Wenn aber S. 10 und 62 des süssen Wassers der Birken, des Ahorn, des Sycomorus (*Ficus Sycomorus*) erwähnt wird: so vermuthen wir, dass das Original hier vom *Sycamore* rede, welches *Acer Pseudoplatanus L.* ist, wie der Übersetzer aus *Smiths fl. Brittann.* hätte ersehen können. — S. 42 ist zweymal von einem Eyerstocke der Eyer die Rede: das ist aber Unsinn, es soll augenscheinlich Dotter (*Vitellum*) heissen. — S. 78 ist die *linnéische* Meinung, dass das Mark durch seine Ausbreitung allen Pflanzentheilen den Ursprung gebe, aus der Vorrede zum *Syst. Vegetabil.* so schlecht übersetzt, dass an einigen Stellen der Sinn gänzlich verloren gegangen. Wir wissen nicht, ob diese Fehler auf Rechnung des Originals oder der Übersetzung kommen: aber auch im ersteren Falle hätte es hier einer Berichtigung bedurft. Überhaupt sind die Bemerkungen des Übersetzers, welche es vornehmlich mit den chemischen Vorstellungen *Darwin's* zu thun haben, eben nicht zahlreich und von keinem sonderlichen Belange. *Roths Conferva fugacissima* hält er mit Unrecht für die *Conf. rivularis* der älteren Autoren. Druckfehler sind uns eben nicht aufgestossen, wenn wir die Namen der Schriftsteller ausnehmen, welche öfters verstümmelt sind.

Über den IIten Theil, welcher chemische, mineralogische und physikalische Bemerkungen enthält, werden wir künftig noch etwas hinzuzufügen Gelegenheit finden. T.

LEIPZIG, b. Kummer: *Handbuch für Gartenfreunde über alle bekannten Pflanzen der Welt.* Erster Band. Enthaltend 7865 Arten Gewächse oder die zwölf ersten Classen des linnéischen Geschlechtssystems. Von *Carl Christian Adolph Neuenhahn*, herzogl. sächs. weimar. Commerzienrathe u. s. w. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1803. XVI und 496 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Dieses räsonnirende Pflanzenwörterbuch, welches im J. 1788 zum ersten Mal in der Form eines Verzeichnisses von Samen und Pflanzen erschien, ist nach der Vorrede des Vfs. nicht geeignet, Botaniker zu bilden, sondern es soll den Gartenfreunden zum Unterricht dienen, um in einer schnelleren Übersicht eine Pflanze nach den beygefügten Zeichen kennen und behandeln zu lernen. Man darf also nicht erwarten, eine Pflanze nach diesem Handbuche bestimmen zu können. War diess die Absicht des Vfs.: so musste er allerdings die Pflanzen beschreiben; er musste ausser dem generischen auch den specifischen Charakter jeder Pflanze anzeigen. Der Vf. will, seinem Plane gemäss, alle Pflanzen, die auf unserem Erdball zerstreuet und wild wachsen, und die bis daher durch die Botaniker bekannt geworden, in zwey Bänden liefern; aber Rec. zweifelt an der Ausführung. Denn da in diesem ersten Bande noch mehrere von *Cavanilles, Desfontaines, Schonsboe* u. A. m. entdeckte Pflanzen fehlen, und noch überdiess von Hn. *v. Humboldt* sehr viele neue Pflanzen bekannt zu machen angefangen hat: so dürfte der zweyte Band viel stärker werden, zumal da der Vf. Farnkräuter, Moose, Astermoose, Flechten und Schwämme mit aufnehmen will. — Dieser vorliegende erste Band enthält folgende interessante, zur Belehrung der Gartenfreunde dienende Aufsätze: 1) Über das linnéische Geschlechtssystem oder über die Ehen im Pflanzenreiche. Der Vf. redet zuerst von der Begattung der Thiere und Pflanzen; er sucht durch Beyspiele zu beweisen, dass die Ehen im Pflanzenreiche wie im Thierreich Statt finden. Dann unterscheidet er *Genus* und *Species*, und giebt endlich dem Gärtner eine gute Lehre, die Samen der Küchengewächse vor Ausartung zu bewahren. Er sagt, der Gärtner müsse sich hüten, seine zum Samen bestimmten Pflanzen nicht von anderen der nämlichen Gattung befruchten zu lassen; er soll nie mehrere Arten von einer Gattung zum Samentragen auf ein Beet zusammenstellen, sondern jede Art in einem Jahre allein ziehen, oder die Arten in grossen Gärten weit von einander setzen. 2) Linnéisches Pflanzensystem (*Systema sexuale*). Zur Erläuterung der im nachfolgenden Verzeichniss den Gattungen beygefügten Classen und Ordnungen hat der Vf. das ganze linnéische Geschlechtssystem geliefert, welches um desto weniger am unrechten Orte seyn wird, da diess Buch auch den Anfängern zur Belehrung dienen soll. 3) Über Gewächshäuser, Pflanzenbehälter und andere Anlagen zu zweckmässiger Erhaltung der Gewächse. In der Vorrede sagt der Vf., dass die Anweisung in *Dietrichs* Lexikon der Gärtnerey und Botanik die vollständigste sey, und desswegen benutzte er die Einleitung des ersten Bandes gedachten Lexikons, um die Cultur der Gewächse danach zu bestimmen. Am meisten aber bestimmte er die Cultur der in diesem ersten Bande angezeigten Pflanzen nach ihrem Vaterlande, und nach dessen grösserer oder geringerer Entfernung vom Äquator. Da aber in Rücksicht dieser Bestimmung allerdings Berge, Wälder, Thäler, Flüsse, Sümpfe, Meere u. Boden einen grossen Unterschied in der Temperatur machen: so hat der Vf. bey mehreren Pflanzen die Standörter und die ihnen gebührende Wärme absichtlich schwankend bestimmt, da es seyn kann, dass sie, ungeachtet der Lage ihres Vaterlandes, ein minder warmes Klima vertragen können. Inzwischen hat der Vf. in Betreff der Bestimmung der Pflanzencultur in der That viel geleistet, mehr als man von einem Werke der Art verlangen konnte. Denn bey jeder Pflanze die Cultur genau anzugeben, ist nicht nur sehr schwer, sondern aus obigen Gründen beynahe unmöglich. 4) Erklärung der Zeichen, welche den nun folgenden alphabetisch geordneten und systematischen Pflanzennamen beygefügt sind. Der Vf. hat nämlich durch Zeichen bey jeder Pflanze angezeigt, ob es ein Baum, ein Strauch, ein ausdauerndes, ein ein-, zweyjähriges, oder ein Sommergewächs ist; ob es eine Zwiebel, ein Gras, ein Doldengewächs ist; ob es eine Sumpf- und Wasser-Pflanze, eine Alpenpflanze, eine officinelle, eine ökonomische, eine giftige, oder eine Zierpflanze ist; ob sie im Freyen fortkommt, oder ein Glas- und Treib-Haus bedarf. Die Anweisung, Pflanzen aus Samen zu ziehen, ist zweckmässig, ohne neu zu seyn. — Was die angezeigten Pflanzen betrifft: so liefert

gegenwärtiger Band die zwölf ersten Classen des linnéischen Systems, nämlich von der Monandria, bis zu Ende der Icosandria, die 1005 Gattungen oder 7865 Arten enthalten; der zweyte Band soll die übrigen Classen liefern. Bey der Ausarbeitung dieses ersten Bandes hat sich der Vf. an die *willdenow*sche Ausgabe der *Specierum plantarum* genau gehalten, und alle von ihm angeführten Pflanzen beybehalten. Dass der Vf. die Artennamen, so wie die Gattungsnamen, alphabetisch geordnet hat, ist recht sehr zweckmässig: dadurch wird das Aufsuchen, besonders bey reichhaltigen Gattungen, als *Allium*, *Erica*, *Euphorbia*, *Melastoma*, *Mesembryanthemum*, *Oxalis* u. s. w. ungemein erleichtert, *Willdenow's* deutsche Benennungen hat der Vf. wörtlich beybehalten, und nur da, wo sie aus Versehen weggelassen, oder doppelt vorhanden waren, hinzugefügt oder abgeändert. Diese Verbesserungen zeigen allerdings von lobenswerther Aufmerksamkeit des Vfs.; nur hätte auch ein wenig mehr Rücksicht auf die Dauer der Gewächse genommen und die Zeichen abgeändert werden sollen. *Piper verticillatum* ist nicht ⊙, sondern ♃. *Queria Canadensis* ist nicht ♃, sondern ⊙ u. s. w. Da jede Pflanze numerirt ist, und die Numern von 1 an bis an das Ende 7865 ununterbrochen fortlaufen: so kann dieses Handbuch zugleich in den botanischen Gärten als Katalog gebraucht werden. Das Verzeichniss der in diesem 1sten Bande enthaltenen officinellen - oder Apotheker-Pflanzen, mit Hinweisung auf die systematisch - linnéische Benennung derselben durch hinzugefügte Numern, dient dazu, um den officinellen Namen nach Linné kennen zu lernen. Ein mit Fleiss zusammengetragenes Register über die allgemeinen, wie auch über die mancherley deutschen Provincialbenennungen der in diesem Bande aufgeführten Pflanzen erhöht den Werth dieses Handbuchs.

H ∾ ch.

Berlin, b. d. Gebr. Gädike: *Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in - und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse*, von D. *F. G. Dietrich*, Aufseher der herzogl. Gärten in Eisenach und Wilhelmsthal u. s. w. 10ter und letzter Band. Mit dem Portrait des Vfs. *Thlaspi* bis *Zygophyllum*. 1810. X u. 654 S. gr. 8. (2 Rthr.)

Der thätige Vf., ein wackerer Schüler des verewigten *Batsch* in Jena, übergiebt hiemit dem Publicum den letzten Band seines alphabetischen Lexikons, der den übrigen an Gehalt nicht nachsteht. Jedoch ist das ganze Werk erst alsdann eigentlich als geschlossen anzusehen, wenn der Vf. sowohl die in der Vorrede zum ersten Bande verheissenen Nachträge, als auch die Beschreibungen der in botanischen Gärten nöthigen Anlagen und Pflanzenbehälter u. s. w. vorgelegt haben wird. In diesem Nachtrage sollen manche Pflanzengattungen und Arten, welche in den ersten Bänden aus guten Gründen weggelassen worden sind, desto ausführlicher abgehandelt werden; und der Vf. hat dazu schon Materialien gesammelt und zu diesem Zwecke auch eine bedeutende Anzahl neuer Pflanzen in den herzogl. Gärten bereits angeschafft. Ob nun gleich, wie Hr. *D.* selbst in der Vorrede sagt, in einer immer fortschreitenden Wissenschaft und bey dem ungeheuren Zuwachse an neuen Pflanzen seit acht bis zehn Jahren, Lücken und Mängel unvermeidlich sind: so müssen wir ihm doch das Zeugniss geben, dass dieses sein Werk einen hohen Grad der Vollständigkeit erreicht habe; vorzüglich sind in den letzten Bänden viele Gattungen mit neuen Arten bereichert worden. Ohne die Namen derselben willkührlich und ohne Noth zu ändern, sind immer die älteren und gutgewählten beybehalten; nur selten kommen selbst gegebene, meist gut gewählte vor, und diese sind mit *D.* bezeichnet. Ganz vorzüglicher Fleiss und Sorgfalt sind auf die Angabe der Synonymien verwendet. Vom sechsten Bande an sind, zur Ersparniss des Raums, die Classen und Ordnungen, in welche jede abgehandelte Pflanzengattung gehört, nur kurz durch römische Zahlen angegeben: eben so ist auch, um unnöthige Widerholungen zu vermeiden, bey der Angabe der Pflanzencultur oft auf das schon einmal Gesagte in den ersten Bänden hingewiesen. Willkommen wird auch den Garten - und Blumen - Freunden, die keine Botaniker von Profession sind, das am Ende angehängte linnéische Pflanzensystem nebst der im Zusammenhange aufgestellten Übersicht von der Anordnung und Eintheilung der Pflanzenclassen seyn. Endlich haben wir auch noch ein Generalregister und einen Nachtrag zu erwarten, in welchem die wegen der Entfernung des Druckorts unvermeidlichen Druckfehler angezeigt und verbessert werden sollen. Da der Vf. überall nach seinen Grundsätzen, Erfahrungen und eigenen Ansichten zu handeln gesucht, und so viel geleistet hat: so ist leicht zu übersehen, dass manche ausländische perennirende Pflanzen in kalten Wintern bedeckt, oder in frostfreyen Behältern überwintert werden sollen, welche auch wohl hie und da im freyen Lande aushalten, um so mehr, da dieselben zu seiner Zeit noch angezeigt werden sollen. Eine ganz genau bestimmte Behandlung einer jeden Pflanze für *ganz Deutschland* liess sich ja in der That nicht angeben, da Klima, Standort, Boden und andere Localumstände hiebey in Betrachtung kommen. Dass Hr. *D.* nicht bloss ein empirischer Gärtner sey, sondern wissenschaftliche Bildung besitzt, das beweiset schon seine Anordnung in den ihm anvertrauten Gärten, die Vegetation der dortigen Pflanzen, sein Naturaliencabinet, seine Bibliothek und sein Herbarium, aber noch mehr, als alles dieses, seine Schriften, und insbesondere sein Lexikon, für dessen schnelle Beendigung wir ihm aufrichtig danken. Gewiss wird es manchen Gartenfreunden und Botanikern angenehm seyn, dass die Verleger sich erboten haben, das ganze Werk, dessen Ladenpreis 30 Rthlr. ist, noch eine kurze Zeit für den Pränumerationspreis: 22 Rthlr. 12 gr. abzulassen. So rühmlich dieses Anerbieten ist: eben so lobenswerth ist das bessere Papier der letzten Bände.

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 APRIL 1811.

HOMILETIK.

ERFURT, b. Keyser: *Archiv für den Kanzel- und Altar-Vortrag, und andere Theile der Amtsführung des Predigers*, zum Gebrauch für solche, die oft im Drange der Geschäfte sich befinden. Von einigen Predigern bearbeitet und herausgegeben von *J. C. Grosse*. Erster Band. 1810. VIII u. 301 S. 8. (20 Gr.)

Ohne die Frage zu untersuchen, ob neben so vielen Hülfsmitteln für Prediger, die wir schon besitzen, noch dieses *Archiv* nöthig war und bestehen werde, bemerken wir blofs, dafs S. 233 ein Mitarbeiter an diesem Archiv selbst, aller vorgeblichen Dienstfertigkeit gegen seine schwächeren und im Gedränge befindlichen Amtsbrüder ungeachtet, sich über die ihnen gewidmeten Sammlungen, Magazine, Repertorien und homiletischen Rüstkammern lustig macht, und überlassen die hieraus herzuleitenden Folgerungen den Lesern. Im Ganzen gehört diefs *Archiv* weder zu den besseren, noch zu den schlechteren. Es ist (wo nicht schon gedruckte Arbeiten benutzt sind) Mittelgut. Wie man in gewöhnlichen Archiven immer den einförmigen Kanzleystil findet: so ist der herrschende Ton in diesem der gewöhnliche, breite, schleppende Predigerstil. — Auch haben, wie dort die Acten, so hier die Dispositionen fast einerley Zuschnitt, und es wird bey jeder Wahrheit gezeigt, wie sie zur Belehrung, zur Warnung, zur Ermunterung und zum Troste diene. Das Ganze ist in 6 Fächer getheilt. I. Entwürfe, d. i. Predigtentwürfe, über die gewöhnlichen Perikopen. II. Entwürfe über freye Texte. III. Altarreden, d. h. solche, die vor dem Altare gehalten werden, sowohl vollständig als in Entwürfen. IV. Ausgearbeitete Predigten. V. Predigten und Vorbereitungsreden bey der Abendmahlsfeyer, und Confirmationsreden. VI. Anzeige von *Hofmanns* Schrift: *De verbi divini ministro ad lectulos aegrotorum commorante.* Nachrichten von Predigerbeförderungen im Königreich Sachsen. Wir machen auf folgende, theils wider, theils für die Vf. sprechende Stellen aufmerksam. S. 5 wäre wohl bey der Neujahrspredigt *Empfindungen* und *Vorsätze* besser verbunden worden. Die Trennung derselben in zwey Theile hat in den Unterabtheilungen a, b, d, überflüssige Wiederholungen zur Folge. S. 7 Die Idee: *Jesum zum Führer wählen*, ist nicht scharf genug gefafst. Es ist überhaupt von der Befolgung seiner Religion, und den daraus erwachsenden Vortheilen die Rede. Wenn S. 8, c, geboten wird: *Ihn als unseren Herrn und Regierer zu verehren. und uns willig seiner Leitung und Regierung zu überlassen:* so ist zwar das Dogma biblisch; aber Rec. kann nicht leugnen, dafs, wo Gott der Vater ganz ausgeschlossen wird, die Vorstellung leicht anstöfsig werden kann, und zu frömmelnd klingt. Jesus selbst führte Alles auf seinen Vater zurück, und betrachtete Alles in Verbindung mit diesem. S. 19 wird über den Satz: *wie wir Träume anzusehen und zu benutzen haben*, viel Gutes gesagt. Doch könnte es mifsverstanden werden, und den Aberglauben begünstigen, wenn B. a, anempfohlen wird, vorsichtig nach gehabten Träumen zu seyn. Hätte nicht auch aus der fortdauernden Thätigkeit der Seele während des Schlafes manches fruchtbare Resultat hergeleitet werden können? Unter den Predigtentwürfen über die Evangelien sind übrigens manche erbauliche und gemeinnützige, obschon nicht schwer aufzufindende, z. B.: Auf wie vielfache Art sich Ältern über ihre Kinder freuen können. Von der Liebe zum öffentlichen Gottesdienste. Wie viel daran gelegen sey, in der Noth eine bessere Zukunft zu hoffen. Wie schändlich es sey, wenn man in seinem Stand und Beruf mehr von sich hält, als sichs gebührt zu halten. Die freyen Texte, über welche von S. 69 an Entwürfe geliefert werden, sind die neuen sächsischen; und irrt Rec. nicht: so hat er manche vorzüglichere derselben schon gedruckt gelesen. Z. B. 83. Über den Geist, mit welchem die Apostel das Christenthum verkündigten und ausbreiteten. S. 91. Wie wir die göttlichen Erweckungen ansehen und benutzen müssen. S. 147 wird auch dem Schwachen gezeigt, wie er die hier aufgestellten Themata zu Predigten über die gewöhnlichen Evangelien und Episteln benutzen könne. Und so wäre denn auch hier eine Fundgrube zu Ideen über die schon so oft, so rasch, aber leider auch gröfstentheils so schlecht bearbeiteten neuen sächsischen Texte. — Die Predigten nach einem öffentlichen Unglück S. 138, 143, zeichnen sich durch nichts aus, und sind fast die überflüssigsten in diesem *Archive*, gewissermafsen ein Formular für alle Fälle; und der Prediger, der es braucht, wird schwerlich da, wo nur *pectus disertos facit*, rühren und erbauen können. Bey der Eintheilung S. 159 mufste *e* vor *d* stehen: denn ehe ich Gott vertrauen kann, mufs ich einen angemessenen Gebrauch von seinen Schickungen machen.

Unter den Altarreden ist die bey Trauung eines

Jubelpaars S. 161 noch die beste. Sie entspricht im Tone und in der Ausführung der Gemüthsstimmung der Alten. Auch billigt Rec., dafs der Vf., ohne ein Formular zu brauchen, die Einsegnung sogleich einwebte. Woher weifs er übrigens, dafs Salomo Verfasser des 128 Psalms sey? (S. 175 vergl. S. 176) Rec. scheint er aus der Zeit nach dem babylonischen Exil herzurühren. — Die Beichtrede an die Confirmanden S. 192 hätte sich wohl, auch ohne dieses Hülfsmittel, jeder nicht ganz kopf- und herz-lose Prediger so fertigen können. Wozu vorzüglich die eingewebten alten Liederverse S. 195: *Zu dir flieh ich, verstoſs mich nicht* u. s. w.; oder: *Ich will von nun an sagen ab* u. s. w.? Das kann ja jeder Schulmeister seinen Schulkindern vorbeten. — Die ausgearbeiteten Predigten, S. 197 ff., wenn sie anders in so ein *Archiv* gehören, sind noch das Beste darin. Sie sind gut disponirt, eben so ausgearbeitet, und recht praktisch. Die Texte sind zwar aus der Passionsgeschichte; aber es sind nicht eigentliche Passionspredigten, sondern allgemeinen Inhalts. Der Vf. der Reden bey der Abendmahlsfeyer der Prediger, macht zwar S. 230 ff. viel Aufhebens über diesen noch nicht in Magazinen berücksichtigten Gegenstand: aber Rec. gesteht, dafs er ihn als Beichtvater nicht erbauen würde, und dafs er von seinen fünf Beichtvätern, die er in verschiedenen Ämtern gehabt, weit mehr Zweckmäfsiges, Lehr- und Trostreiches gehört. Und wozu eine besondere Beichtrede für Geistliche da, wo der *Magnificus* mit dem Küster gleiche geistige Bedürfnisse hat? Sollen sie aber dessen ungeachtet etwas Besonderes hören: so giebt ja ihr Amt, ihre Persönlichkeit u. s. w, Stoff genug dazu. Hier finden wir nichts von alle dem. Die erste Rede ist eine trockene, dem Amtsbruder längst bekannte, Erzählung der Abendmahlsstiftung und eine allgemeine oberflächliche Anwendung von noch nicht einer Seite. Die zweyte ist noch allgemeineren Inhalts, und könnte jedem Anderen gehalten werden. Es ist darin nicht einmal ein Hauptgedanke vorherrschend. Die dritte, nach dem Tode des einzigen Sohns des Freundes, und vor der Niederkunft der Gattin gehaltene, sollte den Satz ausführen: Es ist euch gut —. Aber sie ähnelt mehr einer Vorbereitungsrede auf den Tod, als dafs sie eingreifende Trostgründe enthielte. Da müssen freylich Thränen fliefsen, auf welche der Vf. hinzuarbeiten versichert. Aber sind denn Thränen auch allezeit ein Beweis für die Vortrefflichkeit? Nicht besser ist die folgende Rede S. 252 bey der Confirmation eines *adelichen* Fräuleins. Die Sachen sind gemein, und nur die ausgedrückte Ehrerbietung gegen die *erhabenen* Ältern unterscheidet sie von gewöhnlichen Confirmationsreden. Tiefer eingeifend, und zweckmäfsiger sind S. 252 ff. die Reden an gebildete Jünglinge zur Vorbereitung auf die Abendmahlsfeyer. — So viel zu Relation.

Schliefslich bittet Rec. den Herausg., in sein *Archiv* nur brauchbare und ächte Sachen aufzunehmen, die unnützen und ungangbaren aber, die nur den Platz wegnehmen, in die Privatarchive zurückzuweisen, oder, wenn diese nicht zureichen wollen, zu dem gegenwärtigen Schicksale mancher Klosterarchive zu verdammen. — rf —

Leipzig, b. Hartknoch: *Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeten Ständen*, herausgegeben von D. *Joh. Georg August Hacker*, königl. sächs. Hofprediger. Sechstes und letztes Bändchen. 1809. 217 S. kl. 8. (16 Gr.)

Unsere Anzeige der ersten drey Bändchen dieser willkommenen Sammlung (Jen. Allgem. Liter. Zeit. 1808. No. 65. Vergl. 1809. No. 62) hat schon bemerklich gemacht, welche Lücke in dem vorhandenen Vorrathe liturgischer Arbeiten durch sie ausgefüllt werde. Auch dieses Bändchen enthält brauchbare Materialien und einige vorzügliche Formulare; doch bedauern wir, dafs es uns von Hn. OHP. *Reinhard* nur Ein Formular, und vom Herausgeber gar keine Beyträge mittheilt. Gerade die Formulare dieser Männer stellen jene religiösen Ansichten und Beziehungen auf, die wir an anderen, auch an manchen der hier mitgetheilten Formulare vermissen, und um deren willen uns die Erscheinung dieser Bändchen, zumal für eine bedeutende Classe von Christen, so willkommen war. Die Hauptrubriken sind die nämlichen, wie in den früheren Bändchen. Indem wir die specielle Kritik der einzelnen Formulare den hiezu geeigneten Zeitschriften überlassen, theilen wir nur folgende Bemerkungen mit. Die erste Confirmationsrede des Hn. Past. *Henneberg* bey der Confirmation seiner Tochter ist sehr trocken, und enthält blofs allgemeine Ermunterungen, die hier keine Wirkung thun. Man sieht nicht ein, warum aus dem weiten Umfange der Pflichtenlehre gerade die hier vorgehaltenen Verbindlichkeiten herausgehoben wurden. Was der Vf. hier seiner Tochter vorhält, mufste er ihr Alles im Confirmationsunterrichte schon vorgetragen haben. Wufste der Vater seiner Tochter nichts Ergreifenderes zu sagen? So, ins Allgemeine gehalten sind Confirmationsreden ohne Leben und Eindruck. — Die Rede des Hn. Past. *Seltenreich* nach einer Civiltrauung ist wohl das erste mitgetheilte Formular dieser Art, und nicht ohne Werth. Die Abendmahlsrede von *Reinhard* ist wieder musterhaft und ganz den Zeitbedürfnissen angemessen. Sie zeigt, das Abendmahl gebe uns Muth, zu glauben, zu wirken, zu leiden, zu hoffen. Hr. Pastor *Seltenreich* erlaubt sich in der Beichtrede an einen Ordinandum einen Lehrton, den wir mit einem erhebenden Hinblick auf die Pflichten und die Wirksamkeit des Religionslehrers vertauscht wünschten. Die fünfte Beichtrede vor einer militärischen Versammlung erscheint uns, da wir diese Versammlung uns gemischt denken zu müssen glauben, zu hoch, und in ihrer Beziehung auf die geistige Waffenrüstung zu gekünstelt. Musterhaft sind die Reden und Gebete bey der Einweihung der Kirche in Wolkenburg.

Geringen Werth haben die beiden Reden bey Begräbnissen. Möchten doch solche Sammlungen uns, die wir des Gewöhnlichen jetzt im Überflusse haben, nur das Musterhafte liefern!

V. Pf.

Regensburg, b. Montag und Weiss: *Predigten über das moralische Christenthum* von *Johann Ludwig Alexander Dumas*, Prediger der reformirten Kirche zu Dresden. Aus dem Französischen übersetzt. 1810. XII u. 355 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ob diese Predigten von dem Vf. selbst in französischer Sprache gehalten, und dann von ihm ins Deutsche übergetragen, oder, wie fast aus dem Titel zu erhellen scheint, aus französischen Predigten entlehnt, und von ihm deutsch bearbeitet worden sind, darüber hat er sich in der Vorrede selbst nicht erklärt. Mag das Eine oder das Andere seyn: sie sind des Drucks nicht unwürdig, und entsprechen ganz der Absicht des Vfs., seine Leser zu überzeugen, dass die Religion Jesu eine rein moralische, folglich nicht nur die einzig wahre, sondern auch eine wahrhaft göttliche, d. h., eine durch ausserordentliche Veranstaltung Gottes geoffenbarte Religion sey. Wollen die vom Zeitgeiste angesteckten Ungläubigen diesen Predigten einige Aufmerksamkeit widmen: so können sie leicht zur Überzeugung des angegebenen Beweises gelangen. Nur Schade, dass gerade diese, für welche sie berechnet sind, sie nicht lesen werden. Sie werden aber doch darum ihren Zweck nicht verfehlen, denn es sind lebendige, aus der moralischen Natur des Menschen genommene Worte, die nicht ohne Wirkung auf das Gemüth bleiben können. Der Vf. findet sich laut des Schlusses der Vorrede belohnt genug, wenn sie frommen Gemüthern nur einige Erbauung gewähren: das werden sie, denn sie sind eben so lichtvoll, als sie das Herz erwärmen. Nur hätte der Vf. mehr Rücksicht auf diesen Theil der Leser nehmen und sich nicht solche Wörter und Redensarten erlauben sollen, die nicht auf die Kanzel gehören. Zwar werden viele derselben im gemeinen Leben gebraucht, wie *Genie*, *Harmonie*, *Resultat*, *Universum*, *Producte*, *Organisation* u. s. w., *interessant*, *Interesse* u. s. w., ob sie gleich die deutsche Kanzel nicht zulässt, welche den Ausländern das Bürgerrecht versagt, weil deutsche Prediger in rein deutscher Sprache zu dem Volke reden sollen: allein viele kommen auch darin vor, die auch sonst gebildeten Personen unverständlich seyn möchten; z. B. *öffnete er* (Jesus) *seinen Jüngern neue Aussichten in die Regionen der intellectuellen Welt?* Der Predigten sind übrigens zwanzig. Die 1ste vom Daseyn Gottes, über Ps. 4. 1, befriedigt Verstand und Herz. Auch die 2te über die *Liebe Gottes*, in welcher gezeigt wird, dass sie der Grund aller sittlichen Vollkommenheiten des göttlichen Wesens sey, ist nicht ohne wahre Erbauung des Gemüths ausgeführt. Um einen Beleg für unsere Behauptungen zu geben, mögen hier einige Worte aus dieser Rede stehen. S. 19: „Die Liebe ist in Gott eine ganz moralische Eigenschaft, die mit den blinden Neigungen, mit den vorübergehenden Regungen des Mitleidens und Wohlwollens, mit den sympathetischen Bewegungen des Herzens, deren wir empfänglich sind, und die von unserer physischen Organisation herrühren, nichts gemein hat. Da Gott ein reiner Geist ist: so ist seine Liebe von allen sinnlichen Eindrücken, von aller fremden Einwirkung frey. Diess ist die moralische Güte in aller ihrer Reinheit, die bloss in Gott wohnt. Sie besteht *darin*, nichts als das Gute zu wollen und zu thun, das möglichst grösste Gute, ohne durch eine äussere Ursache, durch eine Leidenschaft, oder durch ein besonderes Interesse angetrieben zu werden. Edle und uneigennützige Liebe in ihrem Ursprung; vollkommene und unumschränkte Liebe in ihrer Natur; allgemeine Liebe in ihrem Umfang; unaufhörlich thätige und fruchtbare Liebe in ihren Wirkungen; getreue und bleibende Liebe in ihrer Dauer": womit also zugleich die Theile der Rede angegeben sind. In der 3ten über den wesentlichen Unterschied zwischen Religion und Aberglauben ist, ungeachtet beide selbst schöne Zeichnungen erhalten haben, die Grenze nicht genug bezeichnet: denn es wird darin Mehreres zum Aberglauben gezählt, was wohl selbst die eine und andere christliche Religionspartey nicht zugeben möchte, und was auch nicht mit vollkommenem Recht hineingezogen werden kann. Es würde Rec. nicht schwer werden, dieses zu beweisen, wenn hier eine weitläuftige Anzeige Statt finden könnte. Wir wollen zum Beschluss nur noch den Inhalt der übrigen angeben. No. 4. Jesus, das Muster moralischer Vollkommenheiten. 5. Jesus, der Lehrer mit göttlichem Ansehen. 6. Das Christenthum eine moral. Rel. 7. Das Evangelium, den unteren Ständen der menschlichen Gesellschaft verkündigt. 8. Das allgemeine Wohlwollen, als unterscheidendes Kennzeichen der Christen. 9. Die Achtung für uns selbst. 10. Die christliche Unerschrockenheit. 11. Die jedem Menschen gebührende Ehre. 12. Die Liebe zur Wahrheit. 13. Die Liebe zur Pflicht. 14. Unterschied zwischen der menschlichen Klugheit und der Tugend. 15. Jesus, das Muster einer tugendhaften Empfindsamkeit. 16. Maria, die Schwester Lazarus, die Füsse Jesu salbend. 17. Jesus, das Muster der Anhänglichkeit an seine Pflichten. 18. Die Unsterblichkeit, durch das Evangelium zur Gewissheit gebracht. 19. Die Auferstehung der Leiber. 20. Nutzen und Schaden der Lectüre. — Druck und Papier sind gut.

Z. f. E.

1) Giessen und Darmstadt, b. Heyer: *Sammlung verschiedener Predigten* bey besonderen Veranlassungen gehalten und zur Beförderung wohlthätiger Zwecke herausgegeben von *L. J. Wetz* (,) Prediger zu Biskirchen im Herzogthumt Nassau. 1808 15 Bog. 8. (1 Rthlr.)

2) München, b. Lindauer: *Auswahl einiger Pre-*

digten zur Beförderung einer reinen Hochachtung gegen das Christenthum von *Franz Dedler*, Cooperator zu Oberföhring. 1808. VIII u. 124 S. 8. (9 Gr.)

Beide Vff. liefern *Probeschriften*, um das Urtheil der Kritik darüber zu vernehmen, ob sie im Stande sind, eine Predigt nach den Regeln der Kunst zu liefern. Angenommen, dass die Meinung aufrichtig ist, und keine Eitelkeit dabey zu Grunde liegt: so giebt Rec. beiden Dienern der Religion Jesu, dem Einen nach der katholischen Confession, dem Anderen nach der protestantischen, zu bedenken, was daraus werden wollte, wenn jeder Candidat oder angehende Prediger mit einer Auswahl seiner vermeinten besten Predigten aus gleichem Zwecke hervorrückte. Sollten beide keine Männer kennen, die sie um ihr Privaturtheil bitten konnten? Doch No. 1 hat dabey noch einen wohlthätigen Zweck, den Gewinn von seinen Predigten zu Erbauung einer Orgel in seiner Kirche, die nothdürftig reparirt worden ist, zu verwenden. Wären sie nur auch von der Beschaffenheit, dass er sich daraus einen beträchtlichen Gewinn versprechen dürfte! Aber wir zweifeln daran, da sie gewöhnliche, kaum mittelmäsige Arbeiten sind. Er setzt einen Werth darauf, dass er auf die besonderen Umstände der Zeit, und namentlich auf die seiner Gemeinde Rücksicht genommen: allein das thut ohnehin jeder verständige Prediger, denn darum ist er Prediger einer besonderen Gemeinde. Auf dem Lande kann fast jede Predigt eine Casualpredigt seyn. Hätte der Vf. nur auch die nöthige Klugheit und Bescheidenheit beobachtet! Es geziemt dem Prediger des Evangeliums nicht, über Mächte, die mit seinem Fürsten in Krieg verwickelt sind, verächtlich zu sprechen, wie es z. B. in der Friedenspredigt zum Andenken des tilsiter Friedens geschehen ist, wo es S. 158 heisst: „Nur unsere Abgaben vermehrten und vergröſserten sich, und die Kinder (Söhne) unseres Vaterlandes muſsten zum Theil sich anreihen an das, auch für uns streitende Heer. Und gegenwärtig stehen sie noch gegen einen schwachen unbedeutenden Feind, der sich zu seinem eigenen Verderben zuletzt noch aufgemacht hat"; oder wie gar S. 77: „Freylich wohl trat schon ein Volk auf, um sie wieder zu vernichten, die neugeschaffene Verfassung, und, *wie ich glaube*, nicht um die alte belobte wieder herzustellen; nein, um nur die Oberhand zu vertauschen. Aber durch die Kraft und Stärke der verbündeten Heere, liegt es jetzt zerschmettert *auf dem Boden*, und ist so selbst in die Grube gestürzt, die es Anderen graben wollte!" u. s. w. Gleich in der ersten Predigt will er von der *wahren Freyheit* handeln, und der Einleitung zufolge glaubt man, er werde von der *politischen Freyheit* der Völker reden; aber er handelt von der *sittlichen Freyheit* des Christen, und das sehr unvollständig: denn es ist nicht einmal gezeigt, wie der Christ bey jeder Staatsverfassung seine sittliche Freyheit behaupten könne. Dass er den Groſsen und Mächtigen der Erde ihre Lection aufzugeben weiſs, davon steht S. 33. oder S. 144: „Mit diesem frommen Sinne erfülle auch alle Groſsen der Erde. Vereinige ihre Herzen in Liebe und Einigkeit, dass sie uns recht bald den zeitlichen Frieden wieder geben, und mehr auf die Beförderung des Guten, als auf Vergröſserung ihrer Länder denken. Erfülle damit besonders unsere hohen Souverains, den Durchlauchtigsten Herzog u. s. w.", welchem er seine Predigten dedicirt hat. An dem Drucke und Papier ist nichts auszusetzen.

Die Predigten von No. 2 zeichnen sich vortheilhaft aus. Der Vf. mag in seinem Kreise mit seinen Vorträgen viel Gutes stiften. Die hier gegebenen 10 Predigten, auch bey besonderen Veranlassungen gehalten, dringen insgesammt auf Ausübung der Gebote des Evangeliums mit Überzeugung und Wärme für das reine Evangelium selbst; auch sind sie für katholische Leser wirklich belehrend und erbaulich: aber vollendete Arbeiten sind es nicht. Die Gesetze unseres Instituts erlauben uns nicht, in eine nähere Kritik einzugehen, und Vorlesungen über homiletische Arbeiten zu halten. Die Sprache des Vfs. ist correct, ein paar Ausdrücke ausgenommen, wie *gewunschen*, *gehorsamen* als Zeitwort. Protestantische Leser können indessen aus der letzten Predigt, welche am Sonntag in der sogenannten *Seelenoctav* gehalten ist, die Bedeutungen der kirchlichen Gebräuche bey einem katholischen Begräbnisse lernen. Die Erklärung oder vielmehr die Anwendung derselben für seine Zuhörer hat Rec. recht wohlgefallen. Mögen diese Predigten in dem Kreise des Vfs. Erleuchtung und christliche Besserung befördern!

Z. f. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Cnobloch: *Über den Seelen-Frieden.* Den Gebildeten ihres Geschlechts gewidmet von der Verfasserin. 1810. XII u. 180 S. kl. 8. (18 Gr.)

Diese wenigen Bogen, abgefaſst mit tiefem religiösem Gefühl und ergreifender Wärme, enthalten viel scharfsinnige Bemerkungen und schätzbare Rathschläge, Warnungen und Ermunterungen. Einige Übertreibungen werden die Gebildeten des Geschlechts, dem sie gewidmet sind, leicht zu berichtigen wissen. Mögen sie durch einige frömmelnde Ausdrücke und Wendungen von der ernsten Beherzigung dieser lehrreichen Schrift sich nicht ablenken lassen! Das Ganze, in Abschnitte geordnet, enthält Betrachtungen und Anreden über die Natur des Seelenfriedens, die vorzügliche Bestimmung des Weibes zum Besitz desselben, die wahre Selbstverleugnung, die Ertödtung der Eigenliebe, die kindliche Liebe zu Gott, die Offenbarung der Tugend im Charakter und in den Sitten des Weibes, die Hindernisse in Erlangung des Seelenfriedens, und die Nothwendigkeit, unsere Temperamentschwächen und Verstandesirrthümer einzusehen. Mögen diese Aufsätze aus einer weiblichen Feder geflossen seyn, oder nicht: wir empfehlen sie den Gebildeten des Geschlechts, dessen Würde, Wirken und Anmuth so sehr durch den Seelenfrieden, den sie bewirken sollen, erhöht werden.

V. Pf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 APRIL, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

Maynz, b. Kupferberg: *Gedichte* von *Niklas Müller*, Maler und Lehrer der Zeichnung am kaiserl. königl. Lyceum zu Maynz etc. *Erster* Band, mit Kupfern. 1810. 390 S. 8.

Recht sehr lange hatte Rec. nichts mehr von diesem, vormals allgemeiner bekannten Künstler gehört, der jetzt bey uns unter die Veteranen zu zählen ist. Er muss geschwiegen haben, oder nur in unweit verbreiteten überrheinischen Blättern laut geworden seyn. Er sey willkommen; zumal wenn er recht viel Schönes mitbringt. Denn dass sich in einem Bande von einem vollen Alphabet lauter vollendete Arbeiten, lauter Meisterstücke befinden sollen, ist aus Gründen der Billigkeit nicht zu erwarten. Doch hat man Recht, von einem Dichter, der sich keinen Anfänger mehr nennen darf, zu verlangen, dass er uns nichts Gemeines, Abgedroschenes, los Hingeworfenes und Ungefeiltes bringe. Aus der langen Übung und öfteren Vergleichung seiner Geisteswerke unter einander und mit ähnlichen fremden, muss seine Einsicht und Empfindung geschärft worden seyn, und der jugendliche Dünkel einer reifen Besonnenheit und Strenge Platz gemacht haben. Ein bejahrter Dichter muss nicht alles geben, was er hat, und wie er es hat; sonst versündigt er sich an seiner Ehre, und kann nicht zu der gewünschten Dauer, auch Unsterblichkeit genannt, gelangen. Über diesen Punct bemerkt man eine gewisse Unruhe in der Vorrede zu den vorliegenden Gedichten. Sein Unternehmen, sagt Hr. *M.*, sey auf das Wohlwollen und die Nachsicht der Freundschaft gestützt, und die kalte Kunstrichterwelt könne ihn nur anmasslich vor ihren Richterstuhl berufen. Wenn er seine Privatfreunde meint, die in ihm den Menschen schätzen und lieben: so mag er sich gern auf ihr Wohlwollen verlassen; er selbst muss sie am besten kennen. Es giebt aber ausser ihnen andere Freunde, Freunde des Dichters, die von seinen anderweitigen Verhältnissen keine Kunde nehmen, und ihm doch für die Belebung und Erwärmung ihres Geistes dankbar und hold sind. Solche Freunde kann er nur durch seine, in der Kunst geoffenbarte, natürliche Überlegenheit erwerben. Als Stützen seiner Dichterschaft, sind sie ihm sicherer und werther, sind seine Freunde mehr, als jene, mit denen er umgeht, Genüsse theilt oder Briefwechsel führt. Er hat sich ihre Herzen eigen gemacht; darum hegen sie Wohlwollen, Dankbarkeit und Liebe für ihn, und haben gerne Nachsicht mit schwer zu vermeidenden Schwächen, die aus der Natur der Dichtkunst, der Sprache, des Stoffes entspringen. Unter diesen Freunden ragt besonders der Kunstrichter hervor; er geht weiter als die übrigen. Er nennt die vortrefflichen Eigenschaften des Dichters vor aller Welt, preiset seine Liebenswürdigkeit den Unwissenden an, und putzt die Stellen auf, zeigt sie wenigstens an, die noch mehr Gefallen erregen, noch mehr hervortretend gemacht werden könnten. Kühl und unbestochen muss der Kunstrichter seyn; sonst kann er nicht mit Besonnenheit schreiben, und man glaubt seinem Urtheil nicht. Der eiskalte Kritiker wird nicht zur Empfindung, zur Theilnahme gebracht; er bürstet am Unwesentlichen her, und verführt nur matte Seelen oder Schalkszungen zum Nachsprechen.

Hr. *M.* hat in allerley Dichtungsarten seine Kräfte versucht. Der erste Band ist in sechs Bücher getheilt, deren jedem das Bildniss eines Dichters aus dem Alterthum vorgesetzt ist. Vor dem ersten prangt der gekrönte David, nach Raphael, und der Inhalt ist mit religiösen Gedichten angefüllt, nach Art unserer alten Poëten, wie *Opitz*, *Hagedorn* und viele andere. Die übersetzten neun Psalmen sind nicht für unseren Zeitgeschmack. Der Vf. beurkundet darin eine Rohheit und Wahllosigkeit des Ausdrucks, die mehreren seiner übrigen Gedichte zum Tadel gereicht. So nennt er die Vögel unter dem Himmel „der Lüfte Federvieh." Wenn im 29 Ps. Jehova die Cedern im Libanon wie ein Kalb, Libanon und Sirion wie ein junges Einhorn lecken macht: so wird dieses hier so gegeben:

> Alles Lebendige Angstgepresste
> Zittert, es bebt der Erde Veste.
> Wie ein Kalb empor schauert Libanon
> Wie ein Kalb erschrocken im Flurgefilde,
> Und der wolkentragende Sirion
> Aufspringt wie scheues Forstgewilde.

Vermuthlich haben die Hebräer nicht bey diesem eines Butlers würdigen Bilde gelacht; im Deutschen aber ist es komisch und unedel. Widrig ist die Stimme Jehovas, die Kades Wüste so erschüttert, „dass die Hindin wirft." Das Lateinische hat zwar auch: *Facit ut pariant cervae;* Luther aber konnte in seiner keuschen Sprache nur sagen: Die Stimme des Herrn erreget die Hinden. Der 65 Ps. wäre als Kirchenlied singbar, wenn nicht Bombast darin vorkäme, wie:

Veſt wie Gebirg gegründet
Steht ewig deine Kraft;
Der Allmacht' Gürtel windet
Sich dir ums Ruderhaft.

Denn das am Schluſſe Weid' auf Fröhlichkeit reimt, wäre leicht zu verbeſſern. Die jambiſche Bearbeitung einiger Stücke aus Thomas v. K. Nachahmung Chriſti erwecken keine Aufmerkſamkeit. Der Ton der Einfachheit iſt verfehlt; das ſinnige Gemüth verwirft Scheltungen, wie:

Was ſind der kopfgebornen Weisheit Schätze?
Die Kunſt des Glättezahns, Lackirerhandgriff.

Oder wenn von den „eitlen Schachtenwühlern der Weisheit,“ akademiſchen Lehrern der Philoſophie, geſagt wird:

Einſt prunkten ſie im Pfauenſchweif der Weisheit,
Breit ſaſsen ſie im Doctorhute da,
Der Allmacht Affen; todt iſt nun ihr Nam!
Verſtoben an des Grabes dunkeln Wänden.

Es iſt überhaupt Schade, daſs Hr. *M.* den ſchicklichen und der Poëſie angemeſſenen Ausdruck nicht unterſcheidet. Da fängt er einen Hymnus mit den Worten an: Es iſt ein Gott, *ein höchſtes Weſen*, und verſetzt uns auf einmal ins Metaphyſiſche, wo wir dem Dichter nicht mehr glauben, ſondern ganz andere Beweiſe fodern. Er lieſt Gott klar im Wunderbuche der Natur, ſchaut ihn groſs und mild im weiten Weltentempel. Hier iſt er Dichter, hier beglaubigt er ſich; denn er ſieht mit ſeinen Augen, und wir ſehen ſeinen Augen nach. Unſere Stimmung wird ernſt mit der ſeinigen, bis auf die Stelle: Laut predigt dich das Firmament, durch das die Schaar der Sterne *rennt*. Dieſes *rennt* bringt uns gleich aus aller Entzückung; in dem feyerlichen Gange aller Weſen unter Gott muſs jeder Schritt feyerlich bleiben. Rec. weiſs wohl, daſs Rennen hier nicht ein gemeines Laufen anzeigen, ſondern, in Beziehung auf die Rennbahnen der Alten, Wetteifer und Lebenskraft bezeichnen ſoll. Aber es iſt der hohen Einfalt des Ganzen nicht gemäſs, hieran zu erinnern. In *Glaube und Dank* herrſcht wahre religiöſe Begeiſterung; das bezeugen Verſe, wie folgender:

Wir fühlen dich im Strahlenglanze
Hehr, einzig, unverfälſcht und groſs;
Wir ahnen dich im Sphärentanze.
Dich kündet an das kleinſte Moos,
Der Silberſchwan, der ſchwarze Adler,
Die Bienen und der Elephant,
Das Weltmeer, das du ausgeſpannt,
Und ſelbſt die Seele kühner Tadler.

Vor dem zweyten bis zum ſechſten Buche ſtehen die Hermen von Pindar, Anakreon, Alcäus, Sappho und Horaz, in netten Abbildungen. Der Dichter beſingt die verſchiedenſten Gegenſtände, und hat ſich mehrere Tonarten eigen gemacht. Bald iſt er *Klopſtock*, bald *Gleim*, bald *Bürger*, bald *Hölty*, auch mitunter *Leſſing*, *Pfeffel* und — *Schubart*. Mit dem letzteren hat er beſonders die gedunſene Kraftſprache, die harten Zuſammenſetzungen und geſuchten Gleichniſſe gemein. Er kommt ſeinem Muſter darin freylich bey weitem nicht nach; doch ſind aus *ſchubartſchem* Teige folgende und ähnliche Wörter gebacken: Sengeglut, Glutkeule, Blutdurſtſchnauben, Wogenſchwälle, Satzungpfleger, Hudlerbrut, Dünkelerbgrind, Selbſtvergöttrungstollwuth, Spitzfundfragen, Vippernzwilling, Marmorgemeiſel, ſtriegelfix, Langweilvertreib, Cherubimenwelt. Eigen iſt ihm *erzettert* f. erzittert, *knecken* f. knicken, *verglommen* f. verklommen, d. i. zu weit geklettert. Mit den Jamben weiſs er ſich gut genug zu behelfen; in den ſelteneren Versarten aber verliert er oft die metriſche Bahn. Vulcan, Catull, Lucull, Algier ſind ihm Trochäen; Zielſcheibebahn muſs man –◡◡–, Chorengelſang, Heerpaukenklang, eben ſo, und Altarſchrankes gar ◡–◡◡ ſcandiren.

Alcibiad wird den Epaminondas
Leichtlich verdunkeln, todt bleibt eine Corday,
Und Kleopatra lebt, wann Krachen (Gracchen) müſsten
Unerkannt ſterben.

Noch zerreiſsender klingen Zeilen, wie folgende:

Argliſt, Gewandtheit, wiſs, laur'n beſtändig.

Überhaupt iſt Hr. *M.* als *Klopſtock* am unglücklichſten. Auſser daſs ſeiner Sprache die Glätte fehlt, wird ſie oft, mitten in der gekünſtelten Erhabenheit, proſaiſch und ſogar unedel. Z. B.

Einer Beſtie Dank für Wohlthat.
Geiſtergewalt lenkt den Schwengel der Preſſe.
Napoleon ſpielte nicht Rauferſpiele.
Und dich vergnügte des Kleiderkrams *buntiger* Wechſel.

Ob indeſſen gleich Rec. hier vieles tadeln muſs: ſo darf er doch nicht leugnen, daſs ihn nicht wenig Stücke, meiſt aber nur ſtellenweiſe, angezogen haben. Er verkennt das Feuer und die Kraft des Dichters nicht, er mag preiſen oder ſtrafen; nur vollendet, zu einem Ganzen erbaut ſcheint ihm keins ſeiner Gedichte von der erhabenen Gattung. Gute, wenigſtens ſtarke Stellen ſind in allen. Auszeichnungen laſſen ſich nicht wohl machen; allen bleiben gleiche Tugenden und Fehler gemein. Zur Charakteriſtik geben wir folgenden Vers, der unter die ſchöneren gehört. Der Dichter ſingt vom Rhein:

Als die Mutter Natur Galliens Gürtel ſchlang,
Webt' dein Silber ſie drein, Alpen und Pyrenä'n
Setzt' als Termen ſie auf, brämte mit Meeresflut
Ihren herrlichen Prunkaltar.

Beſſer glückt es ihm in der niederen, ſpielenden Poëſie, in der erotiſchen Tändeley, dem ſcherzhaften Liede, auch in einigen Balladen und Fabeln. Der Balladen ſind ziemlich viele; *Bürgers* Ton iſt ſehr gut darin getroffen, nur ſind ſie etwas zu lang. Rinwarel und Alwina erinnert an Lenardo und Blandine, womit auch der Anfang und ein groſser Theil des Inhalts viel Ähnlichkeit hat. Die „Schönſte der Schönen,“ den „giftigen Molch“ u. dgl. hätte Hr. *M.* vermeiden ſollen, da das Original dadurch allzu lebhaft hervortritt. Unter allen geben wir dem *Büſsenden* den Vorzug. Das Stück, *die Chriſtophe*, hat zu viele proſaiſche Stellen. Der Dichter vergaſs ſich, wenn er Zeilen einmiſchte, wie:

Auf solche unhöfliche Reden empfindlich
Wär jeder geworden, doch freuet sich kindlich
Der Künstler des rohen Erstaunens.

Was aber das Ding S. 265 soll, möchten wir wissen. Es fängt mit zwo Mädeln an, die im Kämmerlein vertraulich bekümmert der *Dalen* (wahrscheinlich ein Provincialismus für *Buhlen*) harren. Es spuckt ein wenig, doch ganz sanft und natürlich, um sie her; es wird ihnen bange, und nicht ohne Ursache. Denn auf einmal, ohne Zweifel vom Donner gerührt,

Der Harfner im Blute sein Leben verdämpft,
Der Ritter im Graben zerschmettert sich krampft.

Was S. 97 von der Freundschaft gesagt wird, kommt eigentlich nur der Liebe zu. Der Dichter verlangt etwas zu viel, wenn er noch einmal den Gottmenschen auf der Erde finden will,

Der kräftig in Weihe der Liebe sich stellt,
Um sterbend zu heilen die Wunden der Welt.

Wieder gemein und prosaisch wird er, wenn er von dem „vereinzelten Manne, der selbst bey dem Weine vertrauen nicht kann," sagt: „Geächtet von uns sey der kalte Geselle, Ihm sitzt nicht das Herz auf der richtigen Stelle." Doch wir wollen nicht länger an den Fehlern haften; bey einer neuen Ausgabe wird zu viel auszumerzen und wegzuwischen seyn. Lieber wollen wir die Lieder nennen, die uns besonders gefallen haben. Obenan stellen wir *die gelbe Rose*. Alekto beneidet den Anakreon um seine Fröhlichkeit im Alter, um die schönen Rosen, womit er sich kränzt, indem sie und ihre Schwestern mit Krokus fürlieb nehmen müssen. In ihrer Wuth reisst sie dem geniessenden Dichter die Rose ab, und den Becher vom Munde weg.

Hu, hu! Im *Nu* wird gelb die Rose,
Von ihrem Hauch, in ihrer Hand;
Der Wein wird *Glut* und *Höllenbrand;*
Gewürm entsteigt der Blume Schoosse,
Benagt, besudelt jedes Blatt.
Der Sänger siehts und lacht sich satt.

Die letzte Zeile vollendet den weisen Epikuräer; die ganze Erfindung ist trefflich. Sehr artig sind auch *die Hopse* (der Hopfen), *Amors Waffenscheu*, *der Schwur*, *Hochgesang der Liebe*, *die vorsichtige Dirne*, *Tod in Trennung*. Aus dem letzteren müssen wir einen Vers hersetzen.

Zwo Ulmen, die mit gleicher Bildungskraft
Gleichzeitig ihren jungen Keim entfaltet;
Auf einem Grund' genährt von gleichem Saft,
Bey gleicher Pflege herrlich sich gestaltet,
Zum Doppelbaum gedrang emporgestrafft:
Sie trennt ein Blitz; die Trennung wird Verderben,
Den stolzen Zwilling läfst die Todeswunde sterben.

Beym Hochgesange der Liebe konnten wir uns doch der Vergleichung mit *Bürgers* Nachtfeyer der Venus nicht erwehren. Das *Knetwerk* (S. 294) und der *Kerber* (Cerberus) sind widrige Flecken. Der Hochzeitbitter S. 317 erinnert an *Hagedorns* verliebten Bauer; die vorsichtige Dirne an die Antwort, die Gabriele d'Etrées Heinrich dem Vierten gab. Als Sarkastiker bewährt sich der Vf. stark in der Rumfordsuppe, S. 373. Dafs er nicht durchaus in unserer conventionellen Büchersprache zu Hause sey, davon haben wir schon Proben gesehen. Er schreibt: *die* Hopse, *der* Mieder, ich *schleuss* (schliesse). Während des Fortschreibens meint Rec. entdeckt zu haben, dafs der bisher beurtheilte Dichter nicht derselbe *Maler Müller*, dem wir die Niobe, Adams erstes Erwachen, und andere Gedichte verdanken, seyn könne. Auch nennt *Meusel* den Vf. der Niobe *Friedrich*, der unsere aber sich selbst *Niklas*. Es soll noch ein Band folgen, und im Sommer dieses Jahrs fertig werden. Ehre macht ihm seine Erklärung an die Subscribenten, dafs er von ihrer Verbindlichkeit alle diejenigen loszählt, die durch Sammler gemeiner Art zur Unterzeichnung gedrängt worden sind. Wir erleben wenig Beyspiele von Uneigennützigkeit.

Wst.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande*, von *A. von Kotzebue*. Neunter Jahrgang. 1811. 392 S. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wenn es eins der ersten Erfodernisse für die aufführbar dramatische Poësie ist, dafs ihre Form und Beschaffenheit (Verknüpfung, Situationen, Dialog u. s. w.) ganz dazu geeignet seyn müsse, theatralischen Effect hervorzubringen: so gebührt in dieser Hinsicht für unsere Zeit dem oft verkannten *Kotzebue* der Preis, denn er versteht auch einem geringfügigen Stoffe das Theatralische abzusehen, dessen derselbe nur fähig ist, und kein Anderer erreicht ihn darin. Aber eine andere Frage ist es, ob er nicht zuweilen auch dem Stoffe Gewalt anthue, und mehr Wirkung herauspresse, als eigentlich von selbst daraus hervorgehen könne, ob er nicht zuweilen gesucht und blendend sey, wo er blofs wahr und natürlich seyn sollte. Hier möchte ihn wohl zuweilen ein Vorwurf treffen, den er nicht von sich abschütteln kann, der aber bey seinen glänzenden Wirkungen im Publicum leicht überhört wird. Andere Kritiker rechneten es ihm geradezu als Fehler an, dafs er auf theatralischen Effect hinarbeite; darin steckt aber wenigstens ein halber Irrthum. Was auf dem Theater erscheint, mufs allerdings theatralisch wirken; aber es mufs zugleich so aus der Natur geschöpft seyn, dafs es, fest in sich gegründet, nur für sich da zu stehen, und gar keinen Effect zu *beabsichtigen* scheint. Dieses Schöpfen aus der Natur läfst nun freylich wieder verschiedene Grade von Tiefe zu, und neue Vorwürfe erheben sich darüber gegen Hn. *v. K.* Indefs kann man auch zufrieden seyn, wenn jemand in *seiner* Sphäre, und gleichsam in der mittleren Region der Phantasie etwas Gutes schafft, und hier müfste man ganz sein Gefühl verleugnen, wenn man unserem Dichter nicht ein sehr grosses Verdienst zuerkennen wollte. Zu diesem allen liefert auch der neueste Almanach wieder reichliche Belege, obgleich eine zunehmende Nachlässigkeit in der Ausführung immer mehr sichtbar wird. In der einfach rührenden oder gutmüthig naiven Gattung, die dem deutschen Charakter vorzüglich zusagt (so verächtlich man sich auch oft dagegen äufsert), hat Hr. *v. K.* früher schon die *Erbschaft*, und jetzt *das zu-*

gemauerte Fenster geliefert, das in der zarten Zeichnung und Haltung so einfacher Verhältnisse sehr schätzenswerth ist. Das Innere des zufriedenen Correctors tritt wenigstens so weit hervor, dass wir an ihn glauben, ob wir es gleich gern sehen würden, wenn uns in ein so seltenes Gemüth der Dichter einen tieferen Blick thun liesse. — Von sehr guter Wirkung ist auf dem Theater: *Blind geladen*, obgleich der Gang des Stücks nach aufgegebenem Thema etwas Aufzählendes hat, und die nach der Schnur versuchten Täuschungen wenig Hoffnung auf Glauben behalten. Die Irreleitung, die dem Vf. gleichwohl zuletzt, auch für die Phantasie des Zuschauers, gelingt, hängt doch nur an einem schwachen Faden. Denn wenn der eine Liebhaber sich von der im Duell vorgegebenen tödtlichen Verwundung des anderen, wie er doch wohl sollte, gehörig zu überzeugen suchte: so wäre auch die letzte List vereitelt, und das Stück bliebe ohne Ende. Hie und da blickt Frivolität durch. Eine Tugend, wie z. B. Menschenrettung aus dem Feuer, kann durch blossen Spott noch nicht ins Komische verwandelt werden. — Weniger gefallen möchte wohl die *Feuerprobe*, weil es die Delicatesse und selbst ein ganz natürliches edles Gefühl beleidigt, wenn ein Frauenzimmer sich dem Liebhaber ihrer Freundin aufdringt, der schon für diese nicht allein verwerflich, sondern überhaupt ziemlich hassenswürdig geschildert ist. — *Der arme Minnesinger* führt den Satz aus, dass ein edler Sänger in seiner Armuth glücklicher und mächtiger seyn könne, als ein Weltbeherrscher; das Interesse ist auf einige kritische Situationen berechnet, welche vom Theater herab wohl nicht ohne Wirkung bleiben werden. — Die beiden übrigen sind wieder ein paar Schnurstücke, die ihre Reihe von Auftritten vorher verkünden. *Die Komödiantin aus Liebe* nimmt immer den Charakter von den Personen an, die sie gewinnen will. Diess ist auf dem Theater schon öfters da gewesen. Das Lustspiel: *Die Glücklichen*, führt mehrere Personen auf, die sich aus Stolz und mancherley Grillen einbilden, glücklich zu seyn, und die sich zu den verlangten Gesellschaftern des jungen Prinzen anbieten. — Obgleich die komische Ader des Hn. *v. K.* allmählich zu versiegen anfängt: so ist doch gar kein Zweifel, dass er auch jetzt noch bey seinem vortrefflichen Talent für theatralische Einkleidung weit bessere Sachen liefern könnte, wenn er es sich ein Ernst seyn liesse, und sein Dichten mit mehr Fleiss und Sorgfalt und Kunststudium betriebe.

T. Z.

• KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Köln*, b. Rommerskirchen: *Über den Rhythmus*, von *N. Müller*, Maler und öffentlichem Lehrer der Zeichnung am k. k. Lyceum zu Maynz. 1810. 79 S. 8. — „Michel," sagt Holbergs Baron Nilus zu seinem Lakayen, „Michel, du bist ein grosser Mann, darum hast du auch so grosse Gedanken;" und nicht weniger dürfen wir unserem Vf. zurufen, der wahrhaft grosse Gedanken zur Schau trägt, z. B. S. 17: „die stärkste Ansprache an unsere Nerven wird von der Natur selbst abgekürzt durch Übergang oder Abseitezeichen; Überladung wirft nieder, Überspannung zerbricht, Überfüllung kältet ab in Eckel. Die tobende Glut der Wollust, die ungewechselt ihr Opfer festhält, verzehrt. Das Tummeln des bezauberten Selbstvergessens durch die empyräischen Geisterzirkel findet ein früheres Halt! in schmählicher Ermattung, in Schwindel und Niedersturz; jedem Sybaritentaumel, jedem Feuerschwung grenzenloser, himmlischer Begeisterung ist Mass und Ziel gesetzt, und an keinen Pocher, auch an den glänzendsten und stärksten nicht, vergiebt die Natur ihr Recht, sie, die ihren Odem in Zügen schöpft, ihr Leben in Pulsschlägen abmisst, und dem Wechsel in Zeit ihr wandelbares Daseyn blosstellt."

Das Ganze ist ein in göttlichem Wahnsinn hervorgesprudelter Panegyricus auf den Rhythmus, und zerfällt in folgende neun Abtheilungen: 1) *Aug und Ohr*, worin der Vf., ein Maler, den Vorzug des Ohres vor dem Auge klar zu machen sucht. 2) *Gehörsinn und Tonkunst.* 3) *Kraft der Musik.* Hier ergiesst sich der Vf. über die Musik der Alten, die er als eine „wohlthätige Entledigung des inneren Dranges" charakterisirt zu einer Zeit, wo man so wenig „die Kunstrecepte des Generalbasses kannte," als „die schweisstreibenden marterreichen Vorschriften, die das Herz unter der Sohle des Geschmacks, und der übermüthigen Kunst geklemmt halten." 4) *Metrum und Rhythmus*, enthält treffliche Wahrheiten, z. B. „Rhythmus ohne Metrum ist Unding, wie Honig ohne Süsse." 5) *Rhythmus, rhetorischer Numerus.* 6) *Meinungen über die Naturen des Rhythmus.* 7) *Die acht Ordnungsgrade des prosodischen Rhythmus* 8) *Umfang des prosodischen Rhythmus und Nachtheil der zu künstlichen Positionen.* 9) *Nähere psychologische Beleuchtung der Natur des Rhythmus*, welche Abtheilung in drey Abschnitte zerfällt, in deren einem der Rhythmus auch in ökonomischer Hinsicht empfohlen wird: „Ich bin überzeugt, sagt der Vf., dass in Fabriken und Manufacturen wenigstens ein Sechstel durch rhythmische Beyhülfe gewonnen wird; sey es nun durch den ermunternden Rhythmus der Volkslieder, oder selbst durch die Regelfolge in den fortrückenden Bewegungen der verschiedenen Manipulationen. Ich behaupte, dass durch kluge und aufmerksame Anwendung rhythmischer Kraft bey den meisten Entreprisen, als Strassenbau, Wasserbau, Civil- und Militär-Bau, in Webereyen aller Art, in Bergwerken, Salz- und Zucker-Siedereyen, in Eisenhämmern, Glashütten, Fayence- und Tabaks-Fabriken etc. ein Viertel gewonnen werden könnte." Für diese Bemerkung wird sich der Vf. den warmen Dank aller Finanzminister verdienen, denen wir, wie den sämmtlichen Finanzräthen, geheimen und nicht geheimen, hiemit die Verbreitung des Rhythmus recht ans Herz legen.

Wie viel hätte der genievolle Vf., der über den Rhythmus und dessen Gewalt so erhaben redet, wie viel hätte er leisten können, wenn er das Wesen des Rhythmus empirisch begriffen hätte! Allein diess ist seine schwache Seite. Vom Rhythmus, wie besonders aus dem 6 und 7 Abschnitte erhellt, von Arsis und Thesis, von Länge und Kürze, von allem Übrigen, was dazu gehört, hat er nicht die leiseste Ahndung. Der Vers:

Unter dem Nordpol lebt einst in der Gottheit Schutz, still
und klein, Manas Sohn.

hat ihm folgende Scansion:

◡ ◡ ◡ – – – ◡ ◡ ◡ – – – ◡ ◡ ◡ – – –

Seine Bekanntschaft mit den Metrikern älterer und neuerer Zeit ist auch nicht gross. Von *Voss* wird allerley berichtet, das man in den Schriften von *If. Vossius* zu suchen hat; aber wo in aller Welt Folgendes? „Kupferschmiede, Schiffszimmerer, Fassbinder u. s. w. geben uns durch ihre Hammerschläge alle Arten von Versfüssen an. — *Voss*, wie wir wissen, hatte hierin ein noch feineres Abmerken, da er seinen Bartscherer in allen bekannten prosodischrhythmischen Positionen rasiren sah." — Dass *Vossius* irgendwo von den rhythmischen Schwüngen des Haarkammes redet, ist uns bekannt; dass er sich aber einem so vielseitig-rhythmischen Barbier sollte anvertraut haben, bezweifeln wir. Denn gewiss hätte sich die Darstellung der anapästischen oder päonischen Sylbenmasse in tiefen Narben verewigt; und vollends beym Paukenwirbel des Galliambus wie würden dem armen *Vossius* Lippen, Ohren und Nase vom Kopf geflogen seyn!

D. A. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 APRIL, 1811.

MATHEMATIK.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Beschreibung eines einfachen Reisebarometers. Nebst einer Anleitung zur leichten Berechnung der Berghöhen* von *J. F. Benzenberg*. Für Freunde von Barometer-Messungen. Mit 1 Kupfer. 1811. 158 S. 8.

Bey dem wesentlichen Interesse, das in mannichfaltiger Hinsicht gute barometrische Höhenbestimmungen gewähren, ist jeder Versuch, die Genauigkeit der Beobachtung und die Leichtigkeit der Berechnung zu vermehren, von Werth. Sehr wenig bleibt jetzt noch für die Theorie zu thun übrig, indem die in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts von *Deluc*, *Shuckburg*, *Roy* und *Trembley* gelieferten Arbeiten in diesem von *Ramond*, *Biot* und *La Place* vollendet wurden. Wie es jetzt beynahe in allen Theilen der angewandten Mathematik der Fall ist, dass durch Ausbildung der Theorie das Mühsame der numerischen Anwendung zunimmt: so war es auch hier, wo erst durch *Deluc* und dann neuerlich durch *La Place* mehrere Correctionen eingeführt wurden, die den vollständigen Ausdruck für eine barometrische Höhenmessung so zusammengesetzt machen, dass dessen Berechnung für minder Geübte allerdings einige Schwierigkeiten haben kann. Die Bearbeitung guter Hülfstafeln zu Abkürzung dieser Rechnungen war daher wahres Bedürfnis der Wissenschaft, das neuerlich *Lindenau* und *Oltmanns* zu erfüllen bemüht gewesen sind. Einen ähnlichen Zweck hat auch die vorliegende Schrift, die noch besonders dazu bestimmt ist, die ganze Theorie barometrischer Höhenmessungen durch eine sehr populäre Darstellung auch für solche verständlich zu machen, die, wie Kaufleute, Fabricanten, Landprediger, vielleicht im Besitz von Barometern sind, und gute Höhenbestimmungen ihrer Umgebungen machen könnten, allein durch ihre Unkenntnis mit den seither mit diesen Berechnungen verbundenen Logarithmen daran verhindert wurden. Hienach tadelt es der Vf., dass in mehreren auch für ein vermischtes Publicum bestimmten Werken diese Methode auf eine unnöthig gelehrte Art dargestellt worden sey, und versucht es dagegen, das ganze Verfahren auf die einfachsten Rechnungs-Operationen zurückzuführen.

In der Einleitung beschäftigt sich der Vf. mit der Einrichtung und Beschreibung der Instrumente zu Höhenmessungen, und giebt hier, nebst einer Anweisung über die zweckmässigste Behandlung und die Art, barometrische Beobachtungen zu machen, auch eine kurze Notiz von der Construction eines vom Mechanicus *Loos* (in Büdingen bey Frankfurt) verfertigten Reisebarometers, das der Vf. für das vollkommenste zu halten geneigt ist. Mehrjährige Erfahrungen, die Hr. Prof. *B.* auf seinen Reisen zu sammeln Gelegenheit hatte, machen diese Bemerkungen, in deren Hinsicht wir jedoch auf die Schrift selbst verweisen müssen, für den praktischen Beobachter interessant. Der übrige Inhalt dieses Buchs zerfällt in zwey Abschnitte. Der erstere: „*Berechnung der Barometer-Messungen mit Hülfe der Luftschichten*", macht uns mit der Art bekannt, wie der Vf. die Theorie barometrischer Höhenmessungen dargestellt wissen will. Das Verfahren, welches nicht neu ist, läuft im Wesentlichen darauf hinaus, dass die ganze Höhe der Atmosphäre in 2800 Luftschichten getheilt wird, von denen jede 0.01 Zoll der Barometerhöhe entspricht. Die Dichtigkeit in jeder solchen Schicht wird für gleich angenommen, und deren Höhen für 28,00 27,99 ..... mit Zuziehung des bekannten mariottschen Gesetzes berechnet. Da diese Tafeln zunächst für Deutschland bestimmt sind: so wurden sie auch nur von 29 — 23 Zoll Barometerhöhe berechnet. Wie deren Werthe, die auf *Biots* neueren Bestimmungen der specifischen Schweren von Luft und Quecksilber beruhen, durch successive Summationen ohne Gebrauch von Logarithmen zu construiren sind, wird S. 36 kurz angedeutet, und dann gezeigt, wie die Differenz der in den Tafeln für zwey beobachtete Barometerstände, befindlichen Zahlen den Höhenunterschied beider Standpuncte in pariser Füssen giebt. Die nun folgende Darstellung von den thermometrischen Correctionen dieses Resultats ist etwas sonderbar. Es heisst hier (S. 47), die Luft dehne sich für 1° Reaumur $\frac{1}{200}$, das Quecksilber im Barometer dagegen um $\frac{1}{4330}$ aus, und es komme bey den, wegen Temperatur anzubringenden Correctionen nur auf den Unterschied dieser Dilatationen an; dieser Unterschied sey $= \frac{1}{200} - \frac{1}{4330} = 0.00477$, und man müsse also (S. 48), wenn die Luft 1° wärmer sey, die gefundene Länge der Luftsäule um 0.00477 vermehren. Nach dieser Annahme ist S. 49 — 51 eine Tafel berechnet, die von 0.°2 — 25.°8 Reaumur den Factor giebt, mit dem die gefundene Höhe multiplicirt werden muss, um die Correction wegen Temperatur zu erhalten. Nach S. 54 soll für den Fall, wenn (wie es

bey genauen Bestimmungen immer geschehen sollte) mit zwey Thermometern beobachtet wird, und die Temperatur der freyen Luft anders als die des Quecksilbers ist, noch eine von dieser Differenz abhängende unmittelbare thermometrische Correction an die beobachteten Barometerstände angebracht werden, wofür auch S. 55 eine Tafel gegeben wird, deren Gebrauch jedoch bey ein paar nachher gegebenen Beyspielen nicht vorkömmt. Im zweyten Abschnitt: „*Berechnung der Barometer-Messungen mit Hülfe der Logarithmen*" zeigt der Vf., wie der Druck der Luft in einer geometrischen Reihe abnimmt, während die Höhen der Luftschichten arithmetisch wachsen, und wie vermöge dieser Verbindung arithmetischer und geometrischer Reihen die Höhendifferenz zweyer Luftschichten durch Logarithmen und einen Constanten-Factor dargestellt werden kann. Die Theorie der Logarithmen wird hier, soll anders die Darstellung dem Leser verständlich seyn, als bekannt vorausgesetzt. Da der Vf. die Einführung der *brigg*schen Logarithmen, statt der zunächst damit verbundenen natürlichen, für einen Umweg ansieht: so empfiehlt er den Gebrauch dieser, und giebt zu diesem Behuf eine Tafel für die natürlichen Logarithmen der Zahlen 1300 — 2900, in welchen alle auf unserer Erde zu beobachtenden Barometerstände einbegriffen sind. Nach einer kurzen Geschichte barometrischer Höhenmessungen, die wir übergehen können, da dieser Gegenstand schon in mehreren Werken vollständiger abgehandelt worden ist, giebt der Vf. S. 93 eine Tafel für die Änderung des Factor 24489 (barometrische Subtangente für 0° Reaum. und 28 Zoll Barom. nach *Biots* Bestimmung) bey anderen Temperaturen von — 15° bis + 32°.8 Reaum. Diese Tafel ist nach der schon oben angegebenen *eigenthümlichen* Methode des Vfs. oder nach der Formel

$$24489\ \left(1 + \left(\tfrac{1}{266} - \tfrac{1}{4338}\right) \cdot \frac{t' + T'}{2}\right)$$

construirt, wo t′, T′ obere und untere Temperatur der freyen Luft bedeutet. Die Anwendung dieser Tafel wird an drey Beobachtungen auf dem Löwenberg, dem Pic de Bigorre und dem Montblanc gezeigt, auch die schon oben erwähnte Berichtigungstafel für Ausdehnung des Quecksilbers hier noch einmal von 27 — 15 Zoll abgedruckt, und dabey S. 101 ausdrücklich bemerkt, dass diese Correction *abgezogen* werde, wenn das Barometer wärmer, und *addirt*, wenn es kälter hing, als die freye Luft. Durch Einführung der natürlichen Logarithmen werde eine grosse Einfachheit der Rechnung erhalten, und sehr tadelnd äussert sich der Vf. über andere Methoden und den ganzen seitherigen Gang der Untersuchungen über diesen Gegenstand. Die Correctionen wegen Modification der Schwere unter verschiedenen Breiten und Höhen, so wie die Berichtigung wegen der Haarröhrchenkraft werden S. 113, 117 und 129 in drey kleinen Täfelchen beygebracht. Nach einigen Bemerkungen über Unzuverlässigkeit der Bestimmungen aus isolirten Beobachtungen und über Vorsichtsmassregeln bey diesen, wirft der Vf. die Frage auf, ob die von ihm gegebene Regel die genaueste für Höhenmessungen mit dem Barometer sey, und glaubt S. 139 behaupten zu können, dass diese von allen bis jetzt bekannten wirklich für die genauste und einfachste gelten könne. Nur deren Elemente, die S. 141 aufgezählt werden, würden vielleicht noch einer neuen bestätigenden Untersuchung zu unterwerfen seyn; allein höchst unzweckmässig sey es, aus einzelnen Beobachtungen auf eine Correction des barometrischen Coefficienten schliessen zu wollen. Eine gelungene Darstellung des Interesse, das Höhenbestimmungen für den Physiker, den Geographen und den Staatsmann gewähren, und eine Erwähnung der neuerlich von *Allent*, *Oltmanns*, *Humboldt* und *Lindenau* vorgeschlagenen und entwickelten Methode, Distanzen mit Hülfe des Barometers zu bestimmen, beschäftigen den Vf. auf den letzten Blättern der vorliegenden Schrift.

Absichtlich haben wir ohne Einmischung von Discussion und ohne Lob und Tadel den wesentlichen Inhalt des Buchs hier dargestellt, um dem Urtheil aller sachkundigen Leser, das nach dem Angeführten nicht mehr zweifelhaft seyn kann, nicht vorzugreifen: allein nun erfodert es der Zweck dieser Blätter, in eine nähere wissenschaftliche Erörterung des Gegenstandes selbst einzugehen, die auch minder Geübte in Stand setzt, über den Werth oder Unwerth der von dem Vf. empfohlenen Darstellung und damit verbundenen Hülfstafeln ein gegründetes Urtheil fällen zu können. Wie schon Hr. *B.* selbst bemerkt, ist die sogenannte Schichten-Methode, deren Richtigkeit bey gehöriger Anwendung wir nicht bezweifeln, keinesweges neu, allein auch bey weitem nicht so lange in Vergessenheit gerathen, als Ersterer glaubt, indem in den von *Rosenthal* im Jahre 1782 herausgegebenen meteorologischen Beyträgen dieselbe Ansicht aufgestellt, und danach Tafeln berechnet sind, die eine vollkommene Ähnlichkeit mit den *benzenberg*ischen haben. Dass sich also diese Rechnungen durch die bekannten vier Species machen lassen, darin sagt auch der Vf. nichts Neues; allein die Bequemlichkeit, die Logarithmen dabey gewähren, liess deren Gebrauch allgemein vorziehen. Auch die Art, wie der Vf. die Verbindung barometrischer Rechnungen mit Logarithmen zeigt, ist auf demselben Wege nur vollständiger und anschaulicher von *Maier* (*pract. Geometr. II B. p.* 362) und von *Biot* (*Astron. phys. Tom. I, p.* 136) schon früher entwickelt worden, so, dass also hier nichts Neues vorkömmt. Da Hr. *B.* die neue *biot*sche Bestimmung der specifischen Schweren des Quecksilbers und der Luft (1 : 10494 für 28 Z. Bar. und 0° R.) und nach *Lavoisier*, *La Place* und *Gay-Lussac* die Ausdehnungen der Luft und des Quecksilbers annimmt: so folgt daraus barome-

trische Subtangente 4081.0 Toisen (Hr. *B.* hat irrig 4081.5) und dann nach der gewöhnlichen Methode der Ausdruck

$$9397 \cdot \left(1 + \frac{t' + T'}{400}\right) \cdot \log. \frac{H.}{h} \left(1 + \frac{T - t}{4330}\right)$$

für die Höhen-Differenzen in französischen Toisen. Wahrscheinlich ist der Coefficient 9397, der sich auf die specifische Schwere des Queckfilbers bey ganz trockener Luft gründet, etwas zu klein, indem es nicht scheint, als werde der Einfluss der Feuchtigkeit durch die von *La Place* mit dem *gay-lussac*schen Expansions-Coefficienten ($\frac{1}{213}$ in $\frac{1}{250}$) vorgenommenen Veränderung völlig compensirt. Allein da jener Ausdruck, der mit dem von Hn. *B.* empfohlenen Verfahren identisch ist, von den Formeln, die neuerlich *Ramond*, *Oltmanns*, *La Place* und *Lindenau* gegeben haben, und wo die Coefficienten 9407 und 9412 vorkommen (wenn in *Ramond's* und *Lindenau's* Ausdruck die Verminderung der Schwere in der Verticale unberücksichtigt bleibt) nur so unbedeutend abweicht, dass nur bey sehr hohen Bergen eine Differenz von höchstens 2 — 3 Toisen Statt finden kann: so muss auch die Schichtenmethode nahe dieselben Resultate, wie jene Ausdrücke, geben. In wiefern daher Hn. *B's.* Darstellungsart und diese Methode wirklich einen Vorzug verdienen, wird sich daraus entscheiden lassen, wenn die vorliegenden Tafeln eben die Genauigkeit, und mehr Bequemlichkeit, als die schon vorhandenen, gewähren. Die Vergleichung der Rechnung und des Resultats, das der Vf. S. 100 für den Pic de Bigorre findet, mit dem aus den *lindenau*'schen oder *oltmann*'schen Tafeln (die wir in Hinsicht von Genauigkeit und Bequemlichkeit für völlig identisch halten) wird hierüber die sicherste Entscheidung an die Hand geben. Mit Weglassung der Beobachtung ist die Rechnung folgende:

I) nach den *lindenau*'schen Tafeln

	für die obere Station	für die untere
aus Taf. I	1.29763	1.43354
prop. Taf. II	26	8
	1.29789	
	1.43362	
$10000 \log. \frac{H'}{h'}$ =	1357.3 Toisen	
Correct. Taf. V =	- 16.5	
— Taf. VI =	- 1.1	
wahre Höhe =	1339.7; trigonom. Höhe	1340.7

Wegen Abnahme der Schwere in der Verticale wird hier keine Correction angebracht, weil diese nach einer von dem Hn. *von Lindenau* früher gemachten Bemerkung im barometrischen Coefficienten schon mit einbegriffen ist.

II) nach *Benzenbergs* Methode.

Ober. Bar.	19.845.	Unter. 27.170
Correct.	— 0.019.	+ 0.003
	19.826 Zoll	27.173 Zoll
log. 27.17 =	907284.	
0.003	+ 108	
	907392	
log. 19.82 =	591862	
0.006 =	+ 306	
	592168	
Untersch. der Logarith.	0.315224	
Mittlere Wärme 9°.2, hienach giebt die Tafel den Factor	25563	
	8058 Fuss	
Correct. wegen Schwere	+ 24	
wahre Höhe	8082 Fuss.	

Das Resultat, welches die Vergleichung vorstehender Zahlenbeyspiele giebt, ist folgendes: Die Berechnung nach den *lindenau*'schen Tafeln erfodert eine Addition und eine Subtraction und das Aufschreiben von 42 Zahlen; Hn. *B's.* Tafeln machen eine Subtraction und eine *Multiplication mit fünf ganzen Zahlen* nothwendig, und erfodern das Aufschreiben von 78 oder richtiger (die Formation des Products mit eingerechnet), von einigen neunzig Zahlen. Das Resultat der *lindenau*'schen Tafeln weicht 6 Fuss, das der *benzenberg*schen 38 Fuss von der trigonometrischen Bestimmung ab. Also sowohl in Hinsicht der Genauigkeit als der Bequemlichkeit, steht das *benzenberg*sche Verfahren und dessen Tafeln denen von *Oltmanns* und *Lindenau* weit nach. Auch nach den S. 61 gegebenen Schichten-Tafeln, die in ihrer jetzigen Ausdehnung nur für Berge von 6 — 800 Toisen brauchbar sind, und eben so wie des Vfs. logarithmische Methode eine Subtraction und eine Multiplication erfodern, würde zur vorstehenden Berechnung, bey *richtiger* Anwendung der thermometrischen Correctionen, das Aufschreiben von wenigstens 70 Zahlen nothwendig werden, und hienach im Verhältnisse der besseren heutigen Methoden den Zeitaufwand wesentlich vermehren.

Jene Abweichung von 38 Fuss fällt jedoch keineswegs der Methode, sondern einzig der falschen Anwendung zur Last, die Hr. *B.* davon macht. Die ganze Darstellung, die hier von thermometrischen Correctionen gegeben wird, ist verworren und irrig. Nennt man h oberen Barometerstand, t Temperatur des Queckfilbers, t' die der freyen Luft, H, T, T', dieselben Grössen für die untere Station: so bringt Hr. *B.* an den oberen Barometerstand die Correction $-\frac{t - t'}{4330} \cdot h$ und an den unteren $-\frac{T - T'}{4330} \cdot H$ an, und nimmt dagegen auf die Correction des Barometers wegen Differenz ihrer Temperatur in der oberen und unteren Station auf eine *richtige* Art gar keine Rücksicht, indem

diess durch die in den barometrischen Coefficienten eingeführte Correction von $(\frac{1}{200} - \frac{1}{4330})$, nicht geschieht. Alle Resultate, die aus Hn. *B's.* Methode und Tafeln folgen, werden mit dem Ausdruck

$$24489 \left(1 + \left(\frac{1}{200} - \frac{1}{4330}\right) \frac{t' + T'}{2}\right) \text{ logarith. nat. } \frac{H - (T - T') \frac{1}{4330} \cdot H}{h - (t - t') \frac{1}{4330} \cdot h}$$

identisch seyn. Allein dieser Ausdruck ist falsch, denn

1) wird die Grösse $\frac{t - t'}{4330} \cdot h$, vorzüglich wenn die Beobachtung auf einem höheren Berg gemacht ist, fast allemal positiv seyn (indem hier immer die Temperatur des Quecksilbers um mehrere Grade höher, als die der freyen Luft, ist) und hienach den oberen Barometerstand vermindern, während sehr oft das Umgekehrte für die untere Station Statt finden wird, wie allen Beobachtern aus Erfahrung bekannt ist, und wie man aus *Shuckburgh*, *Roy*, *Saussure's* und anderen Beobachtungen sieht.

Dass der Vf. diese Correction wirklich auf die angezeigte Art angebracht wissen will, darüber lässt die S. 101 gegebene Regel: „sie wird *abgezogen*, wenn das Barometer wärmer, und *addirt*, wenn es kälter hing als die freye Luft", keinen Zweifel übrig.

2) Wird durch die Vernachlässigung der richtigen thermometrischen Correction des Barometers der Werth von log. $\frac{H}{h}$ allemal um die Grösse $\frac{T - t}{4330} \cdot h$ unrichtig werden, was sehr nahe so viel Toisen beträgt, als $T - t$ reaumursche Grade sind.

Oft kann daher der Fall eintreten, dass nach des Vfs. Verfahren der Werth von logar. $\frac{H}{h}$ um die Summe der drey mit einerley Zeichen genommenen Glieder, $\frac{t - t'}{4330} \cdot h$, $\frac{T - T'}{4330} \cdot H$, $\frac{T - t}{4330} \cdot h$, falsch wird. Wirklich ist diess für die S. 100 gegebene Berechnung des Pic de Bigorre der Fall, denn es wird dort vom oberen Barometer $h \frac{7^\circ.6 - 3^\circ.2}{4330}$ abgezogen, zum unteren $H \left(\frac{15^\circ.3 - 14^\circ.9}{4330}\right)$ addirt, und dagegen die wahre additive Correction $h \left(\frac{14.9 - 7.6}{4330}\right)$ für das obere Barometer unberücksichtigt gelassen. Der Einfluss dieser irrigen und vernachlässigten Correctionen beträgt auf die Höhe des Pic de Bigorre 71 Fuss, wird aber durch die von dem Vf. in dem Factor für Expansion aufgenommene unrichtige Correction wieder auf 52 Fuss vermindert. Dadurch nämlich, dass statt $\left(1 + 0.005 \cdot \frac{t + T'}{2}\right)$ $1 + 0.00477 \cdot \frac{t' + T'}{2}$ gesetzt ist, wird das durch jene fehlerhaften Operationen zu gross erhaltene Resultat wieder etwas verkleinert. Beide Fehler werden fast nie in einerley Sinn wirken, allein auch bey weitem sich nicht compensiren. Denn sey z. B. die Höhe 2000 Toisen, $\frac{t' + T'}{2} = 10^\circ$ $T - t = 15^\circ$: so wird durch vernachlässigte Correction des Barometers wegen Differenz der Temperatur die Höhe um 15 Toisen vermehrt und durch den kleineren Factor um 4 Toisen vermindert werden. Die S. 101 berechnete Höhe des Montblanc ist (nach Verbesserung einiger Rechnungsfehler) nur um 30 Fuss irrig, weil bey Benutzung der schon von *Saussure* verbesserten Barometerstände der Fehler nur $\frac{t' + T'}{2 \cdot 4330} \cdot 24489$ Fuss betragen kann. Allein für den Chimborazo erhält Hr. *B.* nach seiner irrigen Methode ein Resultat (S. 118), das von der Höhe, die das richtige Verfahren giebt, beynahe 100 Fuss abweicht.

Da die in vorliegender Schrift S. 49 und 93 befindlichen Tafeln nach der hier dargestellten falschen Methode berechnet worden sind: so sieht man leicht, dass diese für unbrauchbar angesehen werden müssen, indem ihre Benutzung allemal auf irrige Resultate führen würde. Fassen wir das Resultat der hier gegebenen Darstellung zusammen: so kann wohl darüber kein Zweifel seyn, dass die sogenannte Schichtenmethode, so wie sie vom Vf. vorgetragen wird, untauglich ist, allein auch bey einer richtigen Anwendung nicht die Bequemlichkeit giebt, die schon vorhandene Tafeln gewähren. Durch *Marriott's* irrige Anwendung kam diese Methode fast ein Jahrhundert in Vergessenheit, und wenn deren gleichartige Behandlung in vorliegender Schrift wieder ein ähnliches Resultat zur Folge hat: so glauben wir gerade nicht diess als einen Nachtheil für die Wissenschaft ansehn zu müssen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Görlitz, b. Anton: *Vergnügte Abendstunden*, oder nützliche Belehrungen für Bürger und Landleute beiderley Geschlechts. Eine Zeitschrift. Zweyter Jahrgang. 4tes Quart. 1810. S. 289 — 384. 8. S. d. Rec. 1811. No. 18.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 APRIL, 1811.

MATHEMATIK.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Beschreibung eines einfachen Reisebarometers. Nebst einer Anleitung zur leichten Berechnung der Berghöhen*, von *J. F. Benzenberg* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir könnten hier unsere Beurtheilung schliessen, wenn wir uns nicht durch die Art, wie Hr. *B.* den ganzen Gang der seitherigen Untersuchungen über barometrische Höhenmessungen tadelt, aufgefodert fühlten, auch hierüber ein paar berichtigende Bemerkungen beyzufügen. Der Vf. findet das frühere Verfahren der Physiker, den barometrischen Coefficienten und die Correction wegen Temperatur der Luft aus Beobachtungen herzuleiten, höchst unzweckmässig, indem diese Bestimmungen weit leichter und sicherer durch unmittelbare Versuche zu finden gewesen wären, und er sagt in dieser Hinsicht S. 108: „es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Physik, dass die Naturforscher ein ganzes Jahrhundert zubrachten, ehe sie die Höhe der Berge aus Barometermessungen so genau bestimmen lernten, als durch geometrische Messungen, da sich doch das ganze Problem in vier Wochen auflösen liess, wenn man von dem Satz ausging, dass das Barometer eine Quecksilberwage sey." Ungern möchten wir dem Vf. den Vorwurf machen, dass er entweder mit der Genauigkeit die *Saussure's*, *Deluc's*, *Roy's*, *Ramond's* und Anderer Beobachtungen bey einer richtigen Benutzung gewähren können, und mit den grossen Schwierigkeiten der directen Bestimmung ganz unbekannt sey, oder dass er nie den Einfluss wahrscheinlicher Fehler in den auf beiden Wegen erhaltenen Resultaten, auf barometrische Höhenmessungen, untersucht habe. Wir sprechen hier hauptsächlich von der Art, das Verhältniss der specifischen Schweren von Luft und Quecksilber zu bestimmen, was theils aus den durch Beobachtungen bestimmten barometrischen Coefficienten, theils durch unmittelbare Abwiegungen gefunden werden kann. Benutzt man für die erstere Art der Bestimmung die Barometerformeln von *Shuckburgh*, *Roy*, *Trembley*, *Ramond* und *Lindenau* (nach Correction der Verminderung der Schwere in der Verticale): so folgt für jenes Verhältniss

aus	*Shuckburgh*	1 : 10498.
-	*Roy*	1 : 10485.
-	*Trembley*	1 : 10499.
-	*Ramond*	1 : 10507.
-	*Lindenau*	1 : 10512.

und man findet bey einer Entwickelung des hieher gehörigen Verfahrens, dass jede Toise Änderung im barometrischen Coefficienten dieses Verhältniss um eine Einheit ändert. Werden alle jetzt vorhandenen verbürgten trigonometrisch-barometrischen Beobachtungen benutzt: so wird der barometrische Coefficient höchstens in den Grenzen von 9400 und 9410 schwanken, und hienach jenes Verhältniss bis auf die Genauigkeit von wenigstens zehn Einheiten daraus bestimmt werden können. Wenn nun der Vf. dieses Verfahren ganz unzweckmässig findet, und sich für überzeugt hält, dass die directe Abwiegung weit leichter und sicherer in vier Wochen zum Ziel geführt haben würde: so möchten wir fast glauben, dass Hr. *B.* die Stelle, wo *Biot* (*Mémoires de l'institut* Tom. VII p. 379) von den Erfodernissen, die zu dieser directen Bestimmung nothwendig sind, spricht, nicht gelesen oder nicht gehörig gewürdigt habe. Da diese Memoires in Deutschland doch nur selten in Privatbibliotheken kommen: so setzt Rec. jene Stelle her. Zu Bestimmung dieses Verhältnisses heisst es hier:

„Les données fournies par l'expérience sont

1) *Le poids de l'air contenu, sous une pression et à une température déterminées, dans un ballon d'une capacité constante;*
2) *Le poids du mercure contenu, sous une pression et une température déterminées, dans un ballon d'une capacité pareillement constante, mais moindre que le précédent;*
3) *Les rapports des capacités des deux ballons à une même température.*

Mais comme ces diverses mesures ne peuvent pas être prises rigoureusement dans les mêmes circonstances, il est nécessaire de les y ramener d'après les lois connus des dilatations de l'air, du mercure et du ver. Pour cela nous admettrons comme données secondaires les résultats suivants:

1) *La dilatation de l'air parfaitement sec, depuis la température de la glace fondante jusqu'à celle de l'ébullition, la pression restant la même, est égale à 0,375 de son volume primitif; ce qui donne 0,00375 pour chaque degré du thermomètre centigrade en comptant depuis 0 degré.*
2) *La dilatation du mercure est* $\frac{1}{5412}$ *pour chaque degré du thermomètre centigrade. . . . .*
3) *Enfin la dilatation du verre est égale à 0,0000087572 pour chaque degré du therm. centigr. dans le sens d'une seule dimension. En la triplant on aura celle du volume, qui sera conséquent égale à 0,0000262716. . ."*

Bey der Menge dieser Hülfs-Elemente wird sich jeder Physiker überzeugen, dass nur erst in den neuesten Zeiten der Versuch möglich seyn konnte, das specifische Gewicht des Quecksilbers auf eine genaue Art durch directe Abwiegung zu bestimmen. Wenn der Vf. mit früheren Bestimmungen dieses Verhältnisses sich bekannt machen will: so wird er finden, dass man zu den Zeiten von *Shuckburgh*, *Roy* und

Trembley auf dem directen Wege weit mehr als durch die indirecte Bestimmung gefehlt haben würde. Auch war es keineswegs Unbekanntschaft mit dem Verfahren selbst, was die Physiker im vorigen Jahrhundert abhielt, von der unmittelbaren Abwägung Gebrauch zu machen; *Shuckburgh* kannte nicht allein diese Art, den barometrischen Coefficienten zu bestimmen, vollkommen, sondern er stellte auch Versuche darüber an, wie sich der Vf. aus den im *philosoph. Transact.* (Vol. 67. p. 560) mitgetheilten Resultaten überzeugen kann. Allein eine von Theorie richtig geleitete Erfahrung gab jenen verdienten Männern die sehr gegründete Überzeugung, dass bey ihren damaligen Hülfsmitteln der indirecte Weg allemal mehr Genauigkeit als die directe Bestimmung gewähren müsse. Der Gang der Untersuchung bey Erörterung der brechenden Kraft der Luft ist mit dem vorliegenden Gegenstand so analog, dass dessen Erwähnung nicht unpassend scheint. Eben so wenig wie bey dem vorherigen Gegenstand geschah es aus Unbekanntschaft mit der directen Art, diess Element zu erhalten, dass die Astronomen und Physiker seit *Hawksbee's* Zeiten den indirecten Weg durch astronomische Beobachtungen vorzogen, sondern weil die in den letzten Jahren von *Borda* und *Biot* gewählte directe Methode *erst* mit Beyhülfe aller neuesten physisch-chemischen und mechanischen Hülfsmittel möglicherweise die Genauigkeit geben konnte, die das indirecte Verfahren schon weit früher gewährte. Allein ob auch jetzt das von *Biot* für die specifische Schwere des Queckfilbers unmittelbar gefundene Resultat, das übrigens sehr nahe mit dem barometrischen harmonirt, geradezu für eine Verbesserung des Letzteren anzusehen ist, das möchte wohl noch sehr zweifelhaft seyn. Denn gewiss werden uns mathematische Physiker beystimmen, wenn wir behaupten, dass bey der Menge von Elementen, die auf jene Bestimmung influiren, eine Ungewissheit von wenigstens zehn Einheiten fast unvermeidlich ist. Die Dilatation des Glases in drey Dimensionen, die absolute Gleichheit der Schwere des Quecksilbers, der hygrometrische Einfluss und selbst die thermometrische Expansion der Luft, sind alles Elemente, deren, wenn auch kleine, Ungewissheit doch immer nachtheilig auf jene Bestimmung wirken konnte. Rec. ist mit dem Detail der Untersuchungen, aus denen *Gay-Lussac* die Zunahme eines Volumen Luft von 0—80° R. zu $\frac{80}{213.33}$ gefunden hat, zu wenig bekannt, um mit Bestimmtheit einen Einwand gegen die für jeden Grad Reaum. angenommene *gleiche* Expansion von $\frac{1}{213}$ machen zu können; allein überzeugte sich *Gay-Lussac* nicht durch specielle Versuche und mittlere Temperaturen von der Gleichheit der Expansion, sondern fand sein Resultat nur aus dem Maximo und Minimo der Wärme: so zeigt eine leichte theoretische Betrachtung, dass diese Expansion $= m$, aus der Gleichung

$$\left(1+\frac{80}{213.33}\right)^{-80} - 1 - m = 0;$$

bestimmt werden muss, und dann nicht $\frac{1}{213}$, sondern $\frac{1}{251}$ ist. Bis zu *Gay-Lussac* schwankte die directe Bestimmung der berühmtesten Physiker für diese Correction $\frac{1}{190}$ — $\frac{1}{233}$, während barometrische Bestimmungen nur eine Ungewissheit von $\frac{1}{188}$ — $\frac{1}{217}$ übrig liessen. Also auch hier verdiente der vom Vf. getadelte Weg der empirischen Bestimmung bis zu unserem Jahrhundert den Vorzug. Rec. hat sich umständlich über diesen Gegenstand erklärt, weil ihm der Versuch, durch so voreilige ungegründete Äusserungen, wie die vorliegenden sind, die früheren langjährigen Arbeiten hochverdienter Männer in Misscredit zu bringen, ein sehr unangenehmes Gefühl erregt hat. Hieher gehört mit die S. 106 gemachte Behauptung, wo der Vf. von der Formel $10000 \log. \frac{H.}{h}$ und von dem genäherten Resultat, das diese gewährt, sagt: „Oft wird die Sache aber so vorgetragen, dass ein Anfänger auf den Gedanken kommen kann, als wenn eine besondere Vorsehung dabey Statt finde, dass der Unterschied der Logarithmen die Höhe der Berge in Toisen angebe." Ob eine solche ganz irrige Darstellung in schlechten oder sogenannten populären Büchern vorkömmt, kann Rec. nicht entscheiden; allein dass gerade alle Arbeiten von *Deluc*, *Shuckburgh*, *Roy* und *Trembley* hauptsächlich dahin gerichtet waren, die Temperatur zu bestimmen, bey der *allein* jene Formel ohne Correction richtige Resultate giebt, ist ja allgemein bekannt. Da wir unseren Nachbarn oft Unbekanntschaft mit ausländischer Literatur vorwerfen: so ist es doppelt wünschenswerth, dass nicht durch solche Äusserungen gegründete Veranlassung zu Erwiederung dieses Vorwurfs gegeben werden möge.

Was endlich die Art betrifft, wie die Theorie der Barometermessungen vorzutragen ist: so stimmt Rec. dem Vf. darin bey, dass dazu Rechnung des Unendlichen gerade nicht nothwendig ist, wie diess *Maier*, *Biot* und Mehrere auch schon sehr befriedigend gezeigt haben. Allein da es denn doch wohl von allen mathematischen Physikern anerkannt ist, dass die von *Euler*, *Kramp* und *Laplace* genommene Ansicht, diese ganze Theorie aus der Gleichung $dp = g. D. dz.$ (*Francoeur Traité élém. de Mec.* p. 398) zu entwickeln, die eigentlich scientifisch richtige Methode ist: so sehen wir nicht die Nothwendigkeit ein, warum in Werken, die, wenn auch für ein gemischtes Publicum bestimmt, doch wissenschaftliche seyn sollen, irgend eine andere populärere Darstellung gewählt zu werden brauchte. Ganz unmathematische Leser werden eben so wenig auf diesem Wege einen deutlichen Begriff von der Theorie bekommen, als wenn diese auf die Lehre arithmetischer und geometrischer Reihen gegründet wird, und Anfängern müssen solche schöne Anwendungen höherer Rechnungen auf interessante physisch-mathematische Gegenstände gerade zum Sporn dienen, weiter in ihren Kenntnissen vorwärts zu gehen. Mögen reisende Liebhaber beobachten, und nach Tafeln, die für ihre Bequemlichkeit construirt sind,

mechanisch rechnen; das ist für ihr Vergnügen und den Nutzen der Wissenschaft hinlänglich: allein dass man scientifische Lehren ihren Bedürfnissen gerade anpassen soll, scheint Rec. sehr unnöthig. Mangel an gründlichem Studium ist überall schädlich; allein gewiss besonders in der Mathematik, und mehr wie jede andere kann es wohl diese Wissenschaft verlangen, dass sich ihre Verehrer zu ihrer Höhe erheben, als dass sie sich an ihnen herablassen sollte. Rec. kann es nicht leugnen, dass ihm das überhandnehmende *Popularisiren* in den exacten Scienzen zuwider ist; es werden dadurch nur räsonnirende Halbwisser gebildet, wo von Hunderten kaum Einer der wahren Wissenschaft etwas nützt, und gerade heutzutage, wo Sucht nach Viel- und Halb-Wisserey sehr vorherrschend ist, sollte es sich Jeder, dem das bessere Studium am Herzen liegt, angelegen seyn lassen, dieser Tendenz entgegenzuarbeiten.

Ohne irgend Hn. *B.* eine Bitterkeit sagen zu wollen, glaubt es Rec. doch der Wissenschaft selbst schuldig zu seyn, am Schluss dieser Kritik den Wunsch zu äussern, dass der Vf. doch erst aus *Euler*, *Kramp*, *Laplace* oder irgend einem anderen gründlichen Werk selbst eine richtige Theorie barometrischer Höhenmessungen einstudiren möge, ehe er Andere darüber belehren, und frühere verdiente Arbeiten tadeln will, indem eine Darstellung, wie die jetzt von ihm gegebene, eines Theils kein günstiges Vorurtheil für seine Bekanntschaft mit dieser Theorie erweckt, und dann auch eine solche nur dazu dienen kann, Reisenden, die barometrische Beobachtungen machen, falsche Resultate, und Anfängern irrige Begriffe zu geben.

Y. (S. b.)

Heidelberg u. Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Karl Christian Langsdorfs*, Prof. der Mathematik zu Heidelberg, *arithmetische Abhandlungen über juristische, staats- und forstwirthschaftliche Fragen, Mortalität, Bevölkerung und chronologische Bestimmungen.* 1810. 173 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Werk ist zum Leitfaden des Vfs. bey seinen Vorlesungen über politische Arithmetik bestimmt, und enthält folgende Capitel: I. Buchstabenrechnung. II. Von den Gleichungen überhaupt, und insbesondere von Auflösung der Gleichungen vom ersten und zweyten Grade. III. Von den arithmetischen und geometrischen Reihen. IV. Von den Logarithmen. V. Das Interusurium und damit zusammenhängende Berechnungen; auch das *Pactum antichreticum.* VI. Gesetze der Mortalität und Bevölkerung. VII. Leibrentenberechnung. VIII. Das *Legatum annuum* und die *Quarta Falcidia.* IX. Von den Tontinen. X. Von den Wittwencassen. XI. Von den Waisencassen. XII. Chronologische Bestimmungen.

Wer als künftiger Geschäftsmann die Mathematik als *Hülfswissenschaft* nöthig hat, wie der Cameralist, Jurist, der studirt selten die höhere Geometrie, die Analysis des Unendlichen und die Theorie der höheren Gleichungen. Allein wer sie *gründlich* anwenden will, muss im Besitze der wichtigsten Lehren der niederen Arithmetik und Geometrie, so wie auch der gewöhnlichen Algebra seyn. Der Vf. verdient Dank für seine Arbeit, die aber nur dem *Wohlunterrichteten*, in der *Mathematik sehr Erfahrnen*, nützlich seyn wird. Wer keine Fertigkeit in der Buchstabenrechnung, der Anwendung der Logarithmen und der Auflösung der Gleichungen vom 1 und 2 Grade hat, dem wird der Gebrauch der Formeln des Vfs. immer dunkel und unverständlich bleiben, wenn gleich die Capitel über Buchstabenrechnung, Gleichungen, Reihen und Logarithmen vorausgehen. Sie sind zwar hier an ihrem rechten Orte, nur nicht immer mit dem hohen Grade von Fasslichkeit dargestellt, den man hätte erwarten dürfen. Unter anderen rechnet Rec. hieher: die wichtigsten Sätze von positiven und negativen Grössen; die Regeln zur Auflösung der Gleichungen; die Darstellung der 10 Formeln für die arithmetischen und der 10 für die geometrischen Reihen, deren Ableitung ganz übergangen ist, u. m. dgl. Dagegen ist die Leibrentenrechnung, das *Legatum annuum* und die *Quarta Falcidia*, mit vieler Deutlichkeit und Gründlichkeit entwickelt. Die Capitel von Wittwen- und Waisen-Cassen sind sehr zweckmässig ausgearbeitet; der Lehrer wird indessen bey dem Vortrage noch Manches durch Beyspiele zu erörtern haben. Sehr wohl gerathen ist auch das Capitel von den chronologischen Bestimmungen, worin das Wichtigste der Zeitrechnung fasslich und genügend entwickelt wird. Bey den Gesetzen der Mortalität und der Bevölkerung sagt der Vf.: „So gerne ich die Erfahrung anerkenne, dass in den grossen Städten die Zahl der jährlich Sterbenden grösser, hingegen auf dem Lande kleiner ist, als die der jährlich Gebornen: so wenig kann ich die Gründe einer grösseren Mortalität in Städten gelten lassen. Ein einziger Umstand giebt von jener Erfahrung vollständige Rechenschaft, der Umstand, dass nicht alle, die in grossen Städten sterben, auch darin geboren sind, und also ein Theil der Sterbenden in den Todtenlisten solcher Städte vorkommt, den man nicht im städtischen Verzeichnisse der *Gebornen* findet. Auf dem Lande ist es umgekehrt: ein beträchtlicher Theil derer, die auf dem Lande geboren sind, stirbt nachher in den Städten. Dieser Theil wird also in die Geburtslisten auf dem Lande eingetragen, kommt aber nachher nicht in die dortigen Sterbelisten." Diese, von dem Vf. angeführten Erfahrungssätze sind sehr wahr; sie kommen auf Rechnung der Unrichtigkeit der bisherigen statistischen Tabellen und der Unvollkommenheit ihrer Rubriken. Dessen ungeachtet glaubt Rec., dass die Lebensweise und der Luxus in grossen Städten die grössere Sterblichkeit vermehrt, da im Gegensatze Arbeit und Genügsamkeit der Gesundheit des Landmanns mehr Dauer giebt. — Viele Erfahrungssätze, auf welche sich unsere bisherigen Berechnungen stützten, werden durch künftig richtiger ge-

führte statistische Tabellen eine höhere Zuverlässigkeit erhalten. Jeder Staat sucht hierin durch Vollständigkeit seiner Anstalten den anderen zu übertreffen. Frankreich ist durch die grosse Thätigkeit des M. *Coquebert de Montbret* allen vorgekommen. Jetzt wird auch in allen Staaten Deutschlands über die Grundmacht, Land und Leute, so wie vormals nur über die Einkünfte, Buch und Rechnung geführt. Würde nur überall mit gleicher Vollständigkeit gearbeitet, um eine reine Übersicht des Ganzen darstellen zu können. Ein Fürst, der jedes Jahr eine vollständige tabellarische Ansicht der Grundmacht seines Staats vor sich hat, in welcher keine Rubrik fehlt, oder wenigstens die fehlenden Data aus den vorhandenen berechnet werden können, kann bey allen seinen Entschliessungen, die auf Beförderung des Wohls der Unterthanen Bezug haben, nie irre geführt werden, da er stets das Ganze mit klarem Blicke überschaut. Eine solche weise Einrichtung hat neuerlich der Grosherzog von Frankfurt getroffen, der sich jährlich eine Generalstatistik seiner Lande durch den Generaldirector der Statistik vorlegen läst.

Die XV Tafeln, welche der Vf. dem Werke beygefügt hat, sind zur Verständlichkeit des Textes sehr erläuternd. B. h.

Leipzig, b. Hinrichs: *Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften; theils für den öffentlichen, theils für den Privatunterricht in denselben, besonders auf gelehrten und Bürger-Schulen eingerichtet; dann aber auch zur eigenen Belehrung zu gebrauchen. Dritter Band, welcher die Mechanik, vorzüglich die Statik fester Körper, besonders für den öffentlichen Unterricht auf den benannten Schulen enthält*, von *Johann Gottlieb Schmidt*, d. W. Mag. und Mathematicus an der königl. sächs. Landschule zu Pforta. Mit 9 Kupf. 1808. VIII u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Auch unter dem besonderen Titel: *Lehrbuch der Mechanik, vorzüglich der Statik fester Körper*, besonders für den öffentlichen mathematischen Unterricht auf Gelehrten- und Bürger-Schulen; dann aber auch zum Privatgebrauch überhaupt eingerichtet von *Johann Gottlieb Schmidt* etc.

Der Vf. trägt in diesem Lehrbuch die ersten Anfangsgründe der Statik fester Körper sehr deutlich und faslich vor, weswegen dasselbe dem Anfänger mit Recht empfohlen werden kann, hauptsächlich wenn er, ohne sich des mündlichen Unterrichts eines Lehrers bedienen zu können, zu einer gründlichen Einsicht in dieser Wissenschaft zu kommen wünscht. Von Mechanik kommt jedoch, ausser einigen Erklärungen und Sätzen über Ort, Ruhe und gleichförmige Bewegung, nichts darin vor. Der algebraische Calcul ist durchgehends vermieden, damit das Buch auch für dienigen brauchbar sey, welche hievon nichts verstehen, oder die sich blos auf die Erlernung der ersten Anfangsgründe der Mathematik beschränken müssen.

Hin und wieder hätte der Vortrag, der Deutlichkeit unbeschadet, wohl ein wenig kürzer seyn können; doch hindert diess die Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit des Buchs nicht, und der erste Anfänger wird sich ohnehin hieran nicht stossen. Die Beweise sind vollständig und bündig, die mathematische Methode ist allenthalben gut beobachtet, das Buch entspricht seinem Endzweck, und der Lehrling wird gründlich und genügend unterrichtet. Druck und Papier sind übrigens gut, und der Druckfehler nur sehr wenige.

bX.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Göttingen*, b. Dieterich: *De lineis spiralibus tentamen academicum* auctore *C. Alewyn*, Amstelodamo-Batavo. 1808. 49 S. 4. 1 Kupf. (8 gr.) Die vorliegende Schrift, welche des Vfs. erster schriftstellerischer Versuch ist, verräth viele Einsicht in den mathematischen Calcul, und handelt die Theorie der Spirallinien überhaupt oder im Allgemeinen ab, ohne sich auf einzelne Gattungen derselben einzulassen. Es wird hier zuerst auseinandergesetzt, wie aus einer gegebenen Gleichung für rechtwinklige Coordinaten einer Curve eine andere Gleichung für Ordinaten, die sich alle auf einen Punct beziehen, zu finden, ferner wie an einem gegebenen Punct eine Tangente zu ziehen, die Frage zu erörtern sey, ob bey einer gegebenen Gleichung die Curve gegen die angenommene Axe zu hohl oder erhaben ist, ob sie Wiederkehrpuncte oder Spitzen habe, wie der Krümmungshalbmesser gefunden werden müsse u. s. w. Dann kommt das Allgemeinste über die Quadratur, Rectification und Evolute der Spiralen; endlich wird Alles durch einige Beyspiele erläutert.

Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. nicht so ganz beym Allgemeinen stehen geblieben — und auch etwas in die Eigenschaften einzelner Spiralen eingedrungen wäre; aber nicht einmal findet man hier erwähnt, welches die archimedische oder lineare, die logarithmische u. s. t. seyen, und warum man sie so nennt, geschweige denn, dass von dem Nutzen oder der Anwendung einer jeden auch nur eine Spur vorkommen sollte. Man findet sich also getäuscht, wenn man nach dem in der Einleitung befindlichen Satz: *quod auctores mathematici hanc materiam vel omnino neglexerint, vel modo obiter et indirecte tractaverint*, eine sorgfältigere Behandlung und umständlichere Darstellung, als man in anderen Schriften antrifft, hier erwartet. Im Gegentheil muss Rec. gestehen, dass er fast keine kennt, die sich mit ihrem Gegenstande weniger wie diese beschäftigt, denn die meisten Untersuchungen passen, wie der Vf. selbst anführt, auch auf jede andere Curve. Man sieht, dass es ihm weniger um die Bearbeitung seines Thema zu thun war, als zu zeigen, dass er mit dem analytischen Calcul vertraut sey, und es ist Schade, dass er nicht mehr geleistet hat, da er doch offenbar mehr leisten konnte. Übrigens ist in dieser Dissertation die Bedeutung von manchen im Calcul vorkommenden Buchstaben, z. B. auf der 8ten, 11ten und mehreren anderen Seiten, nicht erklärt, und das Ganze durch verschiedene unangenehme Druckfehler entstellt. bX.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 APRIL, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Leipzig, und Darmstadt, b. Leske: *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen.* In Vorträgen und Entwürfen, von *Friedrich Creuzer*, Hofr. u. Prof. der alten Literatur zu Heidelberg, des philologischen Seminar's daselbst Director. Mit 2 Kupfertafeln. Erster Band. 1810. XVIII und 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Herodot redet von einer Zeit, in welcher die spracharmen Griechen, im ersten Erwachen religiöser Gefühle, Götter anriefen ohne Namen; wenn es damals, oder überhaupt in dem ganzen Zeitraume vor der vollendetern Bildung der Sprache, ein Mittel gab, sich über Gefühle jener Art zu verständigen: so war es, nach Hn. *C's.* Meinung, die Kunst der Symbolik — ein bildsames Organ in der Hand früherleuchteter Priesterschaften. „Wie diese Zwischenperiode beschaffen war, können wir aus manchen Nachrichten desselben Geschichtschreibers schliessen, z. B. aus dem willkommenen Bericht von der Gestalt der alten pelasgischen Hermesbilder (II. 51) und von der daran geknüpften Lehre der Priesterschaft zu Samothrake" (S. 3). Da Herodot weder hier noch sonst über Zweck und Inhalt der heiligen Lehre sich erklärt hat: so sehen wir nicht ab, mit welchem Recht Hr. *C.* eben diese als Beweis jener symbolischen Lehrart anführen könne. Dass irgend ein alter Werkmeister, von Zufall oder Laune geleitet, den rohen Weg- und Grab-Säulen menschliche Bildung, und durch Unterscheidung des Geschlechts den Hermen und Hekateen ihren Ursprung gab; dass man, aus Mangel eines edleren Ausdrucks, zur Bezeichnung der männlichen Schnitzbilder den Phallus wählte; dass endlich spätere Allegoreten dem freyen Spiele einer frivolen Künstlerlaune höhere Bedeutung liehn, und in Lingam und Phallus verlorene Spuren philosophischer Reflexion fanden — Alles diess scheint dem Stufengange der menschlichen Vorstellungsart so angemessen, dass man schwerlich dem Vf. beystimmen wird, „ein schöpferischer Bildner habe jenen Pelasgern die Naturkraft, deren geheime Gewalt sie empfanden, in einer Herme verkörpert (S. 15)". Und konnte jener ἱερὸς λόγος, aus dem man sich späterhin die seltsame Gestaltung der Hermesbilder zu erklären suchte, konnte er nicht das seyn, was der Name anzeigt, eine heilige *Sage*, dieselbe vielleicht, die man sich nachher ohne Bedenken öffentlich erzählte, dass Hermes jene Satyriasis durch eine lüsterne Begier nach Hekate's oder Proserpina's Umarmung auf sich geladen habe (S. Cic. de Nat. Deor. III, 79. Propert. II, 2, 10. Favor. s. Βριμω). Die Verbindung wenigstens, in welche beide Gottheiten, ihrem obenangedeuteten Ursprung zufolge, schon durch die samothrakischen Mysterien gesetzt wurden, ist unbezweifelt, und von der allmähligen Verbreitung der alten Priestergeheimnisse zeugt Herodot's gewissenhafte Zurückhaltung über manche historische Tempelsagen, die nach der Auflösung der ägyptischen Priestercollegien allgemein ruchtbar wurden (Herodot II, c. 86, 170, 171. Vgl. Diod. (I, 22). Mit gleicher Unbefangenheit lässt sich Diodor (I, 3-) über die Veranlassungen des ägyptischen Thierdienstes vernehmen, welche Herodot (II, 65) zu enthüllen Bedenken trug; und es verdient bemerkt zu werden, dass unter dreyerley Gründen, die der Erstere für jenen Gebrauch anführen hörte, zwey auf ein altes Historem sich gründen, und selbst der dritte keiner symbolischen Deutung fähig ist. So lag dem Verbot, dem sich die eleusinischen Mysten in Ansehung der Granatäpfel unterwerfen mussten (διὰ τὸν ἐν Ἐλευσῖνι λόγον Artemid. I, 75), unstreitig nichts als die bekannte Sage von Persephone's Äpfelkost zu Grunde (v. Meurs. Eleusin. p. 71), obgleich es die spätere Mythosophie auch an philosophischen Ausdeutungen, in Hn. *C's.* Geschmack, nicht ermangeln liess.

Da nach desselben Bemerkung (S. 16) die Unsterblichen selbst im Ursprung sich dem religiösen Lehramte unterzogen, bald durch Einsetzung heiliger Gebräuche, bald durch Aufstellung himmlischer Schutzbilder (διοπετῆ): so erwarteten wir zunächst an die römischen Talismane erinnert zu werden, welche Dardanus in Gestalt zweyer irdener Gefässe aus Samothrake nach Ilion, und Äneas von da nach Italien führte (Plutarch. V. Camill. c. XXI. p. 541. Reisk.), unstreitig jene, *im Geheimdienste mehrerer Natur-Gottheiten gebräuchlicher Krüge* (S. 301), über deren nie geahnte Bedeutsamkeit der Dionysos unseres Vfs. uns das Verständniss eröffnet hat. Verbinden wir hiemit die S. 268 durch grössere Schrift hervorgehobene Äusserung: *in den Sagen von Dardanos sind alte Erinnerungen aus der orphischen Periode aufbehalten, und vom Zusammenhange vorderasiatischer, samothrakischer, und hetrurischer Cultur* — und vergessen wir dabey, dass jene Sagen von Dardanos italischer Abkunft sich von romaisirenden Geschichtschreibern herschreiben: so haben

wir den Schlufsstein zu taufend kunftreichen Combinationen gefunden.

Unter den Beweisftellen, mit welchen Hr. C. (S. 17.) das Dafeyn einer finnbildlichen Lehrart aus dem Sprachgebrauche darzuthun fucht, ift die Stelle des Alciphron (Ep. II, 4, 328) fehr am unrechten Orte; die dort genannten δείξεις θεῶν find auf keinen Fall Andeutungen, im Sinne des Vfs., fondern, wie fich aus dem Zufammenhange ergiebt, theurgifche Gaukeleyen einer alten Kupplerin. So auch wahrfcheinlich in der Stelle des Äneas Gazäus, die wir hier nach C. Barths Citat (ad Stat. Theb. T. II p. 1128) anführen müffen: καίτοι κἀκεῖνοι ταῖς τελεταῖς σοφίζονται· οὐ γὰρ τὸν σὸν πατέρα, οὐ γύναιον ἔδειξαν, ἀλλὰ χαλεπόν τινα δαίμονα. Mit eben fo geringem Erfolge würde er die Worte bey Dionyf. Hal. Ant. II. p. 91. οἱ τὰ τῆς φύσεως ἔργα δι' ἀλληγορίας ἐπιδεικνύμενοι (μῦθοι), und jeden ähnlichen Ausdruck angeführt haben. Das urfprünglich jede Belehrung von finnlichen Anfchauungen ausgegangen fey, fchien uns überhaupt kaum einer fo ausführlichen Beweisführung zu bedürfen; auch find bey weitem nicht in allen Stellen ältefter Dichter und Profaiker, in denen von Lehre und Unterricht die Rede ift, die ihn bezeichnenden Ausdrücke von *Zeigen* und *Weifen* hergeleitet. Und noch weniger können Ausdrücke, wie τελετὰς καταδεῖξαι bey Ariftophanes (und anderen Orph. H. XXIII, 10. LXXV, 7, und Plutarch V. Alcib. XXII, p. 43) hier das Mindefte beweifen, da ja die alten Orgien in einem wirklichen Schaugepränge beftanden, wie der griechifche Cultus überhaupt, und das Zeitwort δεικνύναι mit feinen Stammverwandten (φαίνειν, μηνύειν f. Cafaub. Theocr. Lect. C. IX, 94 fg.) neben der allgemeinen Bedeutung des Erfindens, Einführens (Lucill. Epigr. LXXVIII. Ariftoph. Ran. 1079) insbefondere den Begriff der finnlichen Darftellung involvirt (f. Hemfterhuf. zu Lucian Somn. I, p. 11), dem in diefem Sinne der vom geheimen Opferdienfte übliche Ausdruck τὰ δρώμενα entfpricht, wie bey Plutarch ap. Eufeb. Pr. Ev. L. III, p. 83 (τὰ συμβολικῶς δρώμενα), Ariftid. Or. de Eleuf. T. I. p. 256. Jebb. Themift. Or. IV, p. 50. Philoftr. V. Apoll. III, p. 108. Salluft. de diis p. 52 Form. und verbunden δρωμένων καὶ δεικνυμένων τῶν ἱερῶν Plut. de prof. virt. fent. T. VI. 304. Dafs in dem Zeitalter, von welchem hier die Rede ift, aufser gewiffen Ritualgefetzen, irgend eine Geheimlehre den Eingeweihten vorgetragen worden fey, ift eben fo unerwiefen als unwahrfcheinlich. — Überhaupt können wir nicht bergen, dafs uns Hr. *Cr.* auf dem Gebiete der Wortforfchung ungleich weniger Genüge leiftet als fonft; eine Bemerkung, von der wir namentlich gegen die nächftfolgenden grammatifchen Unterfuchungen über die Ausdrücke σύμβολον, μῦθος, ἔπος u. f. w. Gebrauch machen könnten. Er fcheidet, nach Porphyrius Vorgange, das ganze Gebiet finnlicher Darftellung in ein doppeltes Feld, des fymbolifch-mythifchen, und des ikonifchen Vortrags (S. 28). Wenn der genannte Schriftfteller die mythifche Lehrart den Pythagoräern zueignet: fo erinnert Hr. *Cr.*, dafs er ihnen hiemit den Gebrauch der fymbolifchen Bezeichnungen nicht abgefprochen habe. Hier, oder im Verfolg der Unterfuchung (S. 127), wo wieder von den Symbolen der Pythagoräer die Rede ift, hätten wir eine nähere Erörterung diefer eigenthümlichen Bilderfprache erwartet, deren Wichtigkeit dem gelehrten Vf. nicht entgangen feyn kann. Der gröfste Theil jener Paränefen giebt fich beym erften Blick als ein Aggregat populärer Sprichwörter zu erkennen, die unftreitig lange vor den Pythagoräern in dem Munde des Volks umhergingen, durch fie aber eine höhere, allgemeine Beziehung erhielten. Als ein merkwürdiges Beyfpiel diefer ethifchen Hermeneutik, die oft an einzelnen Ausdrücken haftete, führen wir nur die Gloffe des Hefychius an: Τρίοψ, ὁ ὑπὸ τῶν Πυθαγορικῶν (οὕτω λεγόμενος) ἐν Δελφοῖς τρίπους, eine philofophifche Etymologie, welche an das dreyfache Reich der Theomanthie, Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit, erinnern follte. M. f. Schweighäufer's berichtigende Anmerkung zu Athen. XIV, 41. Derfelbe Schriftfteller bemerkt, dafs die Weiber das Salatkraut ἄτυτις, die Pythagoräer εὐνοῦχον nannten (II, p. 69 E), beides, die fchwächende Wirkung feines Genuffes bildlich zu bezeichnen. Diefs erinnert an die fymbolifche Nomenclatur der Pflanzen und Metalle, die den Pythagoräern und den Ägyptern wechfelsweife zugefchrieben wird, wie wenn z. B. nach jenen die Stoechas Typhons-Auge hiefs (Appulej. 42), oder wenn der Eppich bey den letztern Horusblut (Appul. c. 113), das Eifenkraut Thräne der Ifis, Beyfufs Herz der Bubaftis (f. Schmid de Sacerd. Aeg. p. 72) genannt wurde, anderer fymbolifch-theurgifcher Benennungen nicht zu gedenken, die häufig bey Appulejus und den Interpolatoren des Dioskorides (48. 354 a, 108. 355 b, 131, 359 a, u. f. w.) unter dem Namen des Pythagoras vorkommen, dem in diefem Zeitalter alle Adeptenweisheit zugefchrieben wurde. Vergl. Saumaife Exercit. Plin. F. II, p. 1097. Es wäre vielleicht nicht zwecklos gewefen, die Ausbildung diefer Namenfymbolik von ihren erften dunkeln Andeutungen in Pherekydes und Epicharmus Götterfprache, durch das Gebiet der Kunft, wo Choerilus (f. z. B. Tzetzes bey Ruhnken zum Longin p. 236 Weiske), und mehr noch Philo aus Trikka Erwähnung verdienen, (aus deffen Elegieen Galenus de Compof. Medic. p. loc. L. IX. 4 p. 608. B. T. XIII, ed. Chart. ein, in diefer Hinficht höchft wichtiges, jetzt wohl ziemlich unbekanntes Fragment anführt,) bis zu der phantaftifchen Bilderfprache der Manichäer herab, die auch hierin mit den Pythagoräern wetteiferten, mit aufmerkfamem Blicke zu verfolgen.

S. 36 können wir nicht unbemerkt laffen, dafs in der Stelle des Appulejus (Apol. p. 309. Elm.), welche Hr. *Cr.* wahrfcheinlich im Sinne hat, der Ausdruck *Signa et monumenta facrorum* durch den Nachfatz: *Scitis, quid domi conditum celetis, et absque omnibus profanis tacite veneremini,* auf eine Art beftimmt wird, welche nicht erlaubt, an Einlafsmarken zu geheimem Gottesdienft zu denken, wie fie Lucas Holften. auf den Täfelchen bey Tomafin de Teffer. hofpit. c. XV. p. 116 zu erken-

nen meinte, f. Scaliger zu Catull. LXIV, 9. Aber in der hier gefuchten Bedeutung, oder als Parole braucht es Plautus Mil. Glor. IV, 2. 25. *Cedo fignum fi harunc Baccharum es.* Dafs der Gebrauch der kirchlichen Symbole nach S. 46 fg. allein aus den heidnifchen Myfterien entlehnt fey, fcheint nicht entfchieden. Da der Vf. von der fymbolifchen Bedeutung der bacchifchen Nebris fpricht (wofür es wohl gültigere Zeugniffe, als das Etymolog. M., giebt, f. Diod. L. I, p. 7. Vrgl. Euftath. zu Hom. p. 1910, 20. ed. Rom., und das wichtige, gewifs aus der Hieroftoliftik entlehnte Fragment bey Macrob. Sat. I, 18): fo erinnern wir nur an die anagogifchen Deutungen, die der hohepriefterliche Schmuck bey den jüdifchen Lehrern veranlafste. f. Marsham Chron. p. 261—268.

Das dritte Capitel enthält Ideen zu einer Phyfik des Symbol's und des Mythos. Der unausgleichbare Kampf zwifchen Form und Idee erzeugte den nie genügenden, ftets wiederholten Verfuch, das Unendliche durch das Medium des bildlichen Ausdrucks darzuftellen. Schwebend zwifchen jenen beiden Extremen trägt das Symbol in feiner räthfelhaften Unbeftimmtheit die Abzeichen feines Urfprungs an fich. Sein Charakter fey: momentane Totalität, tiefe Bedeutfamkeit bey gehaltvoller Kürze, höchfte Anfchaulichkeit. Aber erft durch finnvolle Befchränkung, und auf höchfte Freyheit des Ausdrucks verzichtend, erhebt fich das Symbol zu dem Range eines Kunftwerks. Von dem fymbolifchen, als der Wurzel alles bildlichen Ausdrucks, geht der Vf. S. 80 zur Vergleichung der übrigen Haupterzeugniffe des Ikonismus über: in der *Allegorie* befteht neben einem tiefer liegenden Sinne noch eine äufsere kyriologifche Deutung, aus dem Symbol hingegen fpricht uns die Idee ohne jene Stellvertretung felbft an. Sprichwort, Denkfpruch, Räthfel, Gnome und Fabel find Nebenfpröfslinge deffelben Stammes. Der Mythos, aus unzählbaren Anläffen erwachfen, hiftorifchen und phyfifchen — zum Theil aus uralten Symbolen und Hieroglyphen — zertheilt fich in zwey Hauptelemente, Sage und Überlieferung, in wiefern er entweder alte Begebenheiten, oder alten Glauben und alte Lehrart enthält. Wenn der Vf. fogar im Hefiod. (Theog. 00) Beftätigung diefer Anficht findet: fo ift diefs allerdings nur unter der Vorausfetzung erklärbar, dafs Homer's und Hefiod's Götterwelt nichts als ein fymbolifches Gaukelfpiel fey, hinter deffen myftifchem Gepränge Speculationen alter Weisheit fich verbargen, ethifche Lehren, Glaubensfätze, mit einem Worte, Philofopheme, oder, wie fie unfer Vf. aus begreiflichen Gründen lieber genannt wiffen will, *Theomythien.* Was hie und dort zur Bekräftigung angeführt wird, ift — das Anfehn der Alten. Man weifs fchon, welcher; es find diefelben, welche Fourmont und Bailly, Banier und Pluches, Warburton und Pleffing, und zwar jeder für *feine* Meinung angeführt haben. Dabey läfst fich Hr. *Cr.* beygehen, die allegorifirenden Erklärer Homer's einer fchnöden Verachtung aller Gefetze gefunder Auslegung anzuklagen (S. 217), ungeachtet er eben von *diefen* Allegoreten feine Beyfpiele homerifcher Symbole, von Here's Züchtigung, von der Himmelskette u. f. w. entlehnt (S. 115 fg.), ohne je zu beftimmen, nach welchen Gefetzen er die Spuren uralter Philofopheme hier erkannt, dort vermifst habe. — Die *meiften* alten Mythen find nichts als ausgefprochene Symbole, und als folche tragen fie den Charakter der Bildlichkeit, der Kürze, der Bedeutfamkeit an fich. Die Poëfie belebte das verfchloffene Symbol, gab ihm Glanz und Wohllaut und Gefchmeidigkeit, und ward, indem fie Anmuth um Würde eintaufchte, Schöpferin des Kunftmythus. „Der Mythos in feinem freyften Fluge, fagt Hr. *Cr.* (S. 123), könnte dem Schmetterlinge verglichen werden, der jetzt leicht beflügelt im Sonnenlicht mit feinen Farben fpielt, das Symbol der Puppe, die das leichte Gefchöpf und feinen Flügel noch unentfaltet unter einer harten Decke verborgen hält." In den Amboffen der Here, im Götterfchmaufe der Äthiopen, endlich in der goldnen Kette, an welcher Zeus Erde und Meer emporzuheben fich vermafs, glaubt er bildliche Philofopheme zu erkennen, Deutungen alter Hieroglyphen und fymbolifcher Bildwerke, und in ihnen zugleich den Übergang vom Symbol zum Mythus, vom Gedachten zum Gefchehenen wahrzunehmen. — Wir haben unferen Vf. faft ununterbrochen angehört: am Schlufs diefes Capitels fey uns eine Frage vergönnt. „Der homeridifche Hymnus auf die Demeter, heifst es hier (S. 122), beweifet zur Gnüge, wie das Myftifche felbft im reinen Epos menfchlich und gemäfsigt wird, und fo zur reinen wohlgefälligen Anfchauung gelangt." Wo fand Hr. *C.* in jenem Hymnus das Myftifche auch nur in der entfernteften Andeutung? und wer bürgt ihm überhaupt dafür, dafs jene Feyer *urfprünglich* Geheimniffe in fich verfchlofs? Alles leitet vielmehr darauf hin, dafs jene Myfterien nichts als der Gottesdienft eingewanderter Fremdlinge waren, die durch Sitten und Religion von ihren neuen Nachbarn gefchieden, defto eifriger ihre väterlichen Götter ehrten, je theurer ihnen das Andenken an ihre Heimath war, und je mehr fie in ihren, oft feindlichen, Umgebungen der Obhut ihrer alten Schutz- und Haus-Götter zu bedürfen glaubten. Diefs der Grund ihrer Abfonderung. Diefe machte die Neugier der Ausgefchloffenen rege, und diefe erzeugte hinwiederum jene geheimnifsvolle Zurückhaltung von Seiten der Wiffenden, und endlich, wie die Einfalt den Betrug magnetifch anzieht, eine Menge erdichteter Offenbarungen. Fragt man, was fpäterhin ihre Tendenz, was der Inhalt ihrer Offenbarungen war? — verfchieden nach dem Bedürfniffe des Zeitalters, und dem Geifte ihrer Vorfteher und Bekenner; dürftige Belehrungen, halb erdichtet, halb den Schulweifen abgeborgt, ftets nach den herrfchenden Begriffen fich umbildend. Priefterzünfte für Pflanzfchulen der Weisheit, lichtfcheue Myftagogen für Depofitär's ihrer Belehrungen ausgeben: heifst das Alterthum herabwürdigen, und der Gefchichte Hohn fprechen.

Viertes Capitel: Von den Arten und Stufen der

Symbole und Allegorieen. Der Vf., welcher scharfe Bezeichnungen liebt, unterscheidet phonetische Symbolik und Allegorie, und aphonische. In diesen letzteren Kreis gehört vorerst die Musik und der Gesang selbst, „weil beide *bekanntlich* im Geheimdienste der Alten vorzüglich in symbolischer und allegorischer Absicht gebraucht wurden (S. 124).“ Wir wünschten den Beweis zu sehen, dass die Tonkunst bey den Mysterien in einer anderen Absicht angewendet worden sey, als bey jedem anderen öffentlichen Gottesdienste. Die Symbole sind entweder einfach oder zusammengesetzt (S. 130). Beyspiele von beiden und ihren Unterarten. Auf der äussersten Grenze bildlicher Darstellung begegnen uns die sogenannten Namenallegorieen, verwerflich wegen Unbestimmtheit und Zufälligkeit; auf einer höheren Stufe steht die Zeichenallegorie (S. 144). Was der Vf. über den Gebrauch bemerkt, den die alten Künstler von Stoff und Farbe machten (S. 150 fg.), scheint uns nicht immer durch die passendsten Beyspiele erläutert. Wenn er z. B. das rothe Gewand, das Dionysos bey Philostrat (Imagg. I, 786) und in einem herculanischen Gemälde trägt, für ein Parasemon des Triumph's erklärt (S. 153): so verdient diese Deutung allerdings Winkelmann's Auslegung vorgezogen zu werden. Doch liegt uns die Sitte der bacchischen Festgewande noch näher. Tertullian (de Pall. p. 22) nennt serische und purpurne Gewande *indumenta bacchica* (man s. Saumais. Anmerk. p. 359, und Spanheim Probatt. Nott. ad Jul. p. 127), serische Stoffe mit dem bacchischen Byssos verwechselnd, wie den Neueren gewöhnlich ist (s. Lips. ad Tacit. Annal. L. II, c. 33, p. 920. Ern.). Purpur und Hochgelb, die festlichsten Farben des Alterthums (s. Mythol. Br. II, 80), gehörten nach alterthümlicher Sitte zum bacchischen Schmucke. Wir erinnern nur an das bacchische Κροκωτον, in welchem Dionysos schon in der Lykurgie des Äschylus (Aristoph. Thesm. 135) erscheint, und das goldgestickte Schleppkleid des Bacchus bey Seneca (Herc. Fur. 1212), barbarisch genannt, weil der farbige Talar und der bunte Kleiderschmuck der alten Völker, einst auch den Griechen eigen, jetzt für unmännlich galt, und nur bey festlichen Aufzügen Tempeldienern, Histrionen und Kitharoeden vergönnt blieb. — Die alte Sitte, die Schnitzbilder jenes Gottes, aber nicht jenes allein, sondern auch anderer, besonders der Naturgottheiten (der ländlichen vielmehr, meinte Voss zu Virgil Ecl. X, 26), die Bilder des Pan, des Priapos, der Satyre, roth anzumalen, führt unseren Vf., der, wie es in dem alten Skolion heisst, unter jedem Steine ein Symbol findet (ὑπὸ παντὶ λίθῳ σκόρπιος) auf die Vermuthung dass man durch diese rohe, grelle Farbengebung das volle Leben der Natur recht kenntlich machen wollte. Ob die Wilden der neuen Welt ihre unsaubern Götzenbilder zufolge einer ähnlichen, oder vielleicht noch tiefer liegenden Speculation beschmieren, bliebe demnach zu erwägen übrig. Unter den Beyspielen architektonischer Symbolik erwarteten wir wenigstens die Burg des Dejoces (Herodot. I, 98 mit der Anmerk.) und die, nach der Ordnung des Planetensystems erbauten Thore von Thebe (Nonn. V, 35, 144) angeführt zu sehn. Ausdrucksvoller, freyer, als alle jene stummen Zeichen, Formen und Farben, ist der Ausdruck lebendiger Handlung, dessen vielseitige Anwendbarkeit für Leben und Lehre der Vf. in den letzten Paragraphen würdigt. Diess ist, nach seinen Worten S. 164, die Stufe, worauf die Menschengestalt als Ausdruck der höchsten Begriffe erscheint. Sehr richtig wird (165) die alterthümliche Sitte der Verhüllung beurtheilt; aber nicht Bekleidung, sondern selbst Kleiderprunk liebte, gleich dem asiatischen Barbaren, der älteste Grieche. Das Urtheil des Thukydides über die bunte Tracht der alten Athener ist bekannt; selbst den Namen der Pelasger leitet ein alter Grammatiker (Phot.) von ihren schimmernden Gewanden ab, und übereilt schloss Gesner (ad Orph. Argon. 1058) von dieser, allen rohen Völkern natürlichen Prachtliebe auf erhöhte Geistesveredelung. Doch eben diese Überladung in Schmuck und Attributen verschloss, nach des Vfs. Bemerkung, der ausländischen Symbolik den Weg urbildlicher Vollendung, den die Artisten Griechenlands an der Hand der Natur so früh und so glücklich zu finden wussten. Doch auch die griechische Kunst hatte ihre Anomalieen, und opferte nicht selten dem Streben nach Fülle und Ausdruck höhere Rücksichten auf; wozu ausser den hier namhaft gemachten Zeugnissen das Bild der Dike ohne Kopf (Eratosth. Cat. o. XXIX), der vierhändige Apoll der Lacedämonier (Zenob. prov. Cent. I. pro. 54) und vor allen der Ζεὺς Βορβοροκοίτης des Pamphus (Phil. Her. II, 19, p. 695), der unstreitig den Alles durchdringenden Naturgeist der Stoiker darstellen sollte, gezählt zu werden verdienten. Über die, durch religiöse Rücksichten beschränkte Wahl der Künstler s. m. Lessings Laocoon IX, S. 102 fg., so wie im Gegentheil über den Einfluss, welchen öffentlich aufgestellte Kunstwerke auf Umbildung religiöser Begriffe hatte, die classische Stelle bey Dio Chrys. Or. II, p. 397. T. I. Reisk. (Unter den symbolischen Handlungen selbst konnten noch mehrere interessante Beyspiele der neueren Zeit, z. B. des Nägelbeschneidens des Gusanastades (Procop. B. P. I, 5 p. 15) angeführt werden.)

Vielleicht dass wir nach Vollendung des Ganzen die Absicht erkennen, die den Vf. vermochte, den folgenden Abschnitt seinem Werke einzuverleiben. Er enthält nur die allgemeinsten Andeutungen über alten Glauben und Cultus, in kurzen abgebrochenen Sätzen, mehr erinnernd als belehrend, und, laut der Vorrede, nur zur Basis des mündlichen Unterrichts bestimmt. Wir bemerken nur, dass S. 202, wo von den griechischen Orakeln die Rede ist, das merkwürdige Beyspiel ihrer frühen politischen Wirksamkeit Hom. Od. XVI, 403 unbeachtet geblieben ist. Mit desto grösserem Interesse fühlen wir uns zu dem Gemälde hingezogen, das der Vf. von der griechischen Mythik entwirft. Ihre plastische Entwickelung durch Homer, in dessen Gesängen Töne alter Tempellieder nachhallen; ihre Läuterung durch die ionischen Weltweisen, die mit Ernst und Würde die alten Offenbarungen gegen die Eingriffe der Kunst vertraten; der Einfluss der Priesterorden in dem Norden des alten Griechenlandes, der Mysterien zu Samothrake und Eleusis — alles diess, in seinen Verkettungen und Wechselwirkungen, tritt hier hell und lebendig vor das Auge.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 APRIL, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Leipzig u. Darmstadt, b. Leske: *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen*, von *Friedrich Creuzer* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Weniger umfassend ist die nachfolgende Schilderung der mit Alexander anhebenden Periode. Das Werk des Porphyrius περὶ τῆς ἐκ λογίων φιλοσοφίας, dessen Verlust Hr. *C.* S. 228 beklagt, möchte wohl schwerlich über die Grundsätze der priesterlichen Institute und über den Gehalt der alten Orakelweisheit so wichtige Aufschlüsse gegeben haben, als der Vf. zu glauben geneigt ist. Diese λόγια, aus denen die Neuplatoniker das Alterthum ihres Systems zu beglaubigen suchten, hatten mit den eigentlich sogenannten Orakelsprüchen keine Ähnlichkeit, und waren insgesammt untergeschoben, wie sich aus den Bruchstücken beym Proculus, Psellus und den Kirchenvätern unwidersprechlich darthun läst. Unter den Schriftstellern über Orakel fehlen hier, um nur diejenigen anzuführen, die sich mit Delphi beschäftigten, bloss aus dem ersten Buchstaben: *Alkmäon*, dessen Ὑπομνήματα über Delphi Plutarch mehrmals anführt; *Alexander* περὶ τοῦ ἐν Δελφοῖς χρηστηρίου s. Hemsterh. zu Poll. p. 1024, Toup in Suid. T. I. p. 7; *Anaxandrides* περὶ τῶν συληθέντων εν Δελφοῖς ἀναθημάτων Prov. Vatic. I, 5; *Alketas* περὶ τῶν ἐν Δελφοῖς ἀναθημάτων Athen. XIII, 591; *Apellas* Δελφικὰ Clem. Protr. p. 31. Unter den Schriften über die Mysterien tragen wir hier nur diejenigen nach, welche Meursius in seinen Eleusinien (ad Lector.) und in den Supplementen Vol. VII. Thes. Gron. p. 7 übersehen hat: Neanthes περὶ τελετῆς Athen. IX. p. 376, mit der Gegenschrift des Periegeten Polemo Ath. XIII, 602. Demon περὶ μυστηρίων Suid. T. III. p. 356. Stesimbrotus περὶ τελετῶν Etym. M. p. 465 a. aus den Scholien zum Apollonius. Die Untersuchungen über die orphischen Mysterien haben bereits Fabricius Bibl. Gr. T. I. p. 141 folg. und Valkenaer Diatr. de Aristob. p. 76 angeführt. Durch die Anmerkung (S. 226) über die Θεολογούμενα des Aristoteles, unter welchem Namen wir bekanntlich noch jetzt ein Apokryphon besitzen, wird die Untersuchung um nichts der Entscheidung näher gebracht. Obgleich Ammonius dem Aristoteles nachrühmt, auch die Theologie erschöpfend behandelt zu haben, und sogar theologische Untersuchungen desselben nahmhaft macht (de Interpr. p. 58 cf. 12): so erlaubt doch die verkehrte Folgerung, die Macrobius dem Aristoteles in den Mund legt, nicht, an den Stagiriten zu denken; ob aber der Rhodier gemeint sey, den Proculus anführt (S. Menage zu Diog. V. c. 35), oder jener, dessen Τελεταὶ (τέχναι) der Scholiast des Apollonius anführt (IV. 280), bleibt einer anderen Untersuchung aufbehalten, s. Casaub. ad Diog. prooem. p. 2. Neben jener Schrift hätten auch die Theologumena des Sosikles (Wower. Polym. c. X. p. 86), des Asklepiades (S. Casaub. ad Suet. V. August. c. 94), Euxemenes und Anderer Erwähnung verdient. Überhaupt möchte dieser flüchtige Abriss, der uns, nach dem Geständniss des Vfs., an den grossen Umfang, den die mythische Hermeneutik unter Griechen und Römern erhielt, erinnern soll, selbst für diesen Zweck kaum hinreichend befunden werden. Wenigstens dürften die Begründer eigenthümlicher Erklärungsarten auf Erwähnung Anspruch machen: Demo, deren astronomische Deutungen so oft zum Muster gedient haben; des Charax alchemische Entdeckungen (S. Eustath. im Perieg. p. 105. Steph.), die in neueren Zeiten Ol. Borrichius, Tollius, Pernetty und Andere bis zum Abenteuerlichen ausgebildet haben, u. A. m. — Noch engere Beschränkung fand der Vf. bey der Übersicht der folgenden christlichen Jahrhunderte nöthig. Über Sinnbilder auf Grabstätten und Siegelringen, Münzen und Wappen, und was sonst hier in Betrachtung kommen kann, S. 238 bis 248, grösstentheils arm an Erfindung, aber charakteristisch für ihr Zeitalter. Die Erzählung der Schicksale, die die Kunst seit der Wiederherstellung der Wissenschaften erfuhr S. 248, schliesst mit einer allgemeinen Kritik der schriftstellerischen Versuche, die für die Begründung und Erweiterung der Kunstsymbolik unternommen wurden. Zuletzt noch eine kurze Übersicht der verschiedenen Behandlungsarten der alten Mythologie, seit eben jener Periode, von dem nüchternen Boccaccio bis auf das calendarisch-mythologische System des *kühnen und originalen Kanne*, von welchem indess unser Vf. keinen Gebrauch zu machen scheint. Dass übrigens, auf dem beschränkten Raum von vier Seiten, hier nur das Allgemeinste berührt werden konnte, ergiebt sich von selbst. Selbst für die Beantwortung der von Heeren aufgeworfenen (Gesch. des Stud. d. class. Lit. Einleit. 195), die Geschichte der Allegorie unmittelbar betreffenden Fragen, hat Hr. *C.* keinen Raum gefunden.

Die ersten Abschnitte des zweyten Buchs enthalten wieder aphoristische Bemerkungen über den Ursprung der griechischen Religionsinstitute,

und ihren Urquell, ägyptische Mythologie. So wenig wir uns befugt glauben, mit dem Vf. über die Wahl seines, auf mündliche Ausführung berechneten Vortrags zu rechten: so sehr müssen wir bedauern, dass es ihm nicht gefallen hat, seine eigenthümlichen Resultate aus der Masse fremder Wiederholungen stärker hervorzuheben. Diese Behandlungsart, wobey oft an das Alte erinnert, und das Einzelne, wenn auch Interessantere, beseitigt werden musste, wobey endlich jede tiefer dringende Untersuchung das Ebenmass des Ganzen gestört haben würde, benimmt uns zugleich die Gelegenheit zu beyläufigen Erörterungen. Ausführlicher, eigenthümlicher sind die Untersuchungen der letzten Capitel, aber auch desto reichhaltiger an kühnen Combinationen und Paralogismen, die ausser unserem Gesichtskreis liegen. Vielleicht dass ein Anderer von der Ächtheit der indischen und persischen Religionsbücher und von dem Alterthume der ägyptischen Astronomie und Theologie, wie sie Plutarch und Spätere kannten, genauer unterrichtet, oder wenigstens geneigter ist, die unsägliche Feyerlichkeit in Anschlag zu bringen, mit welcher Hr. *C.* auch die geringfügigsten Umstände zu behandeln pflegt. Wie leicht er sich aber über die Gültigkeit seiner Zeugen täuschen lasse, mögen zwey auffallende Äusserungen bemerklich machen. Zuerst (S. 184) führt er ein gehaltloses Fragment, das seit Bentley allgemein als unächt anerkannt ist (Fragm. Soph. T. IV. 683), als eine *classische Stelle* des Sophokles an. Und den Verfasser der orphischen Hymnen, diesen geistlosen Liedler, mit seinen unerträglichen Parisosen und Tautologieen, giebt er uns (212) für einen Sänger aus der Blüthenzeit des athenischen Staats, verleitet vielleicht durch Valkenaërs günstiges Vorurtheil (Herodot. IV. p. 296).

Überzeugt, dass ein Werk, wie das vorliegende, seine Empfehlung an der Stirne trage, haben wir uns jeder Anpreisung überheben können; es wird genug seyn, zu bemerken, dass uns der Glanz des Vortrags und die Fruchtbarkeit der Resultate der Wichtigkeit des Gegenstandes im Ganzen zu entsprechen schien.

G. St.

SCHÖNE KÜNSTE.

Chemnitz, b. Mauke: *La vita nuova e le rime di Dante Alighieri.* Riscontrate coi migliori esemplari e rivedute da *G. G. Keil.* 1810. (Auch unter dem Titel: *Biblioteca Italiana.* Vol. V.) IV und 299 S. 8. (16 gr.)

Die mit tadelswerther Auswahl und mit noch verwerflicherer Ausführung im Jahr 1804 in Gotha begonnene italiänische Bibliothek scheint von einem besseren Geist beseelt zu werden, seitdem Hr. *Keil* sich ihrer Fortsetzung unterzogen hat, und öffentlich als Herausgeber aufgetreten ist. Ihm verdanken wir schon einen gefälligen und correcten Abdruck des Dekameron: aber noch grössere Erkenntlichkeit verdient die vor uns liegende Ausgabe von *Dante's vita nuova*, diesem sinnvollen Lieblingskind seiner Jugendliebe, und von allen seinen kleineren Poesieen, mit Einschluss der drey Canzonen aus dem *Convito*, der sieben Busspsalmen und des Credo; woran sich noch eine *Giunta* schliesst, Sonette des *Cino da Pistoja*, *Guido Cavalcanti*, *Dante da Majano* an *Alighieri*, nebst seinen Erwiederungen: Manches freylich, wie der Herausg. selbst fühlt, S. 294, zweifelhaft, wo nicht geradezu unächt. Indess ist die Menge des einzig Schönen und durchaus Vortrefflichen, wie es nur aus *Dante's* Brust hervorgehen konnte, so überwiegend gross, dass man es Hn. *Keil* gern verzeiht, wenn er das Geschäft des sondernden Kritikers ganz versäumt hat: denn ihm bleibt das Verdienst, diese selbst in ihrem Heimathslande seltenen Dichtungen zuerst, und correcter und vollständiger als in allen italiänischen Ausgaben, in Deutschland verbreitet zu haben. Denn nur Wenigen möchte bis jetzt der reiche Schatz von Poesie und Liebe zu Gebot gewesen seyn, der besonders in *Dante's* Sonetten und Canzonen ruht, und den wir unbedenklich neben *Petrarca's* ewige Gesänge zu stellen wagen, wenn man zwey auf so ganz entgegengesetzten Gipfeln der Menschheit ragende Naturen anders vergleichen darf. Die *Vita nuova* muss überdiess zu einer Zeit, wo geistreiche Männer unserer Nation sich edel erkühnen, die in Italien längst vergessenen akademischen Lehrstühle über die *divina Comedia* in Deutschland wiederherzustellen, von doppeltem Interesse seyn, da sie als das anmuthige und bedeutungsreiche Vorspiel erscheint, das gefällig einleitet in jenes hohe Werk, dessen wundervolle Offenbarungen gegen das Ende der *Vita nuova* geheimnissvoll verkündigt werden, weil er sich dem hohen Beginnen, würdig von solcher Himmelsherrlichkeit zu handeln, noch nicht gewachsen fühlte, so dass also beide Werke wieder Epochen seines grossen Lebens bezeichnen, und Eines über das andere die anziehendsten Aufschlüsse giebt. In den für sich bestehenden kleineren Gedichten bewegt sich dieser strenge Geist allerdings mit höchster Leichtigkeit und Anmuth, so wie denn solche Kraft jede Schranke zu brechen wusste, die der Verherrlichung seiner Beatrice entgegenstand. Auch sind manche, wie das vielgepriesene: *Deh pellegrini che pensori andate*, S. 80, von einer rührenden Schönheit, mit der sich nichts vergleichen läfst: doch dünkt uns, sein Geist hat sich nicht ganz einheimisch gefühlt in diesen engeren Formen, die unter seinen Händen ein eigenes, überall an den riesenhaften Stil der mächtigen Terzinen erinnerndes Pathos gewinnen, aber an subjectivem Interesse nichts dadurch verlieren. Da Form und Gegenstand den petrarchischen Liedern so nah verwandt ist, dass die Ähnlichkeit von selbst hervortritt: so wollen wir als Hauptmomente der Unähnlichkeit herausheben die in der italiänischen Sprache kaum begreifliche Kürze und Gedrängtheit des *Dante*, wogegen *Petrarca* wortreich erscheint, und die vollendete Abgeschlossenheit jedes Bildes und Gedankens bey *Dante*, während sich bey *Petrarca* kein einzelnes Gedicht aus dem Canzoniere reissen

läſst, ohne das herrliche Ganze zu vernichten: denn die vielen lateiniſchen Wortformen, die jenem einen ſo würdig alterthümlichen Charakter geben, gehören unſtreitig zum gröſsten Theil der Zeit, nicht dem Dichter an. Um jeden unſerer Leſer anzureizen, ſich ſelbst von der Wahrheit alles deſſen zu überzeugen, was wir Bewunderndes über dieſe Sammlung geſagt haben, folge hier das erſte, das beſte dantiſche Sonett, dem wir eine Überſetzung beyfügen, um nicht bloſs abzuſchreiben, und Andere zu glücklicheren und gröſseren Verſuchen zu veranlaſſen, deren groſse Schwierigkeiten jedes einſichtigen Richters Nachſicht verdienen werden:

Sonetto XXVI. S. 98.

Quando la notte abbraccia con forch' ale
La terra, e 'l dì dà volta e si nasconde,
In cielo, in mare, in boschi e fra le fronde,
Si poſa, e ſotto tetto, ogni animale.

Perchè 'l ſonno il penſier mette in non cale,
Che per le membra ſi diſtende e 'nfonde,
Fin che l' aurora con ſue trecce bionde
Rinova le fatiche diurnale.

Jo miſero mi trovo fuor di ſchiera,
Che 'l ſoſpirar nimico alla quiete
Mi tien aperti gli occhi e deſto il core?

E come uocello avviluppato in rete,
Quanto più cerco di fuggir maniera,
Più mi trovo intricato e pien d'errore.

Wann Nacht das Land mit dunkler Schwing' umſchlinget,
Der Tag gewandt iſt und ſein Licht verſchoſſen,
Dann ruht in Luft, Meer, Wald und Laubesſpröſſen
Und unterm Dach, was Lebensgeiſt durchdringet:

Weil Schlummer dann den Geiſt in Ruhe ſinget,
Der durch die Glieder ſich ringsher ergoſſen,
Bis Eos, hell vom Goldgelock umfloſſen,
Des Tages Sorg' und Mühe zurückebringet.

Ich Armer ſeh mich dieſer Schaar entnommen:
Denn Seufzensqual, die Seelenruh entrücket,
Hält offen mir die Augen, wach die Seele;

Und gleich dem Vögelein, im Netz verſtricket,
Je mehr ich ſuch' ein Mittel zu entkommen,
Seh ich mich mehr umgarnt von Irr' und Fehle.

Aber Hn. *K's.* Verdienſt beſchränkt ſich nicht darauf, uns einen fehlerfreyen Text gegeben zu haben: wir finden noch, was der beſcheidene Titel verſchweigt, von S. 237 an zweckmäſsige literariſche Notizen über die *Vita nuova* und die *Rime*, beſonders aber eine Sammlung der verſchiedenen Lesarten, ſo weit des Herausgebers Hülfsmittel hinreichten, und erklärende Anmerkungen, deren Verdienſtlichkeit um ſo gröſser, da hier wenig zu compiliren vorhanden war. Dieſe ganze Zugabe iſt italiäniſch geſchrieben, und zeugt aufs rühmlichſte von dem Fleiſs und der Einſicht ihres Vfs. Daſs er in der *Vita nuova* die zwar unbeſtritten von *Dante* herrührenden, aber den zuſammenhängenden Genuſs der Darſtellung überall unterbrechenden, den eingewebten Gedichten vorgeſetzten Expoſitionen aus dem Text in die Anmerkungen gerückt hat, verdient unbedingte Billigung. Im Übrigen iſt die venetianiſche Quartausgabe von *Zatta* mit Recht zum Grunde gelegt: doch wäre zu wünſchen, daſs man bey den Varianten die Quelle einer jeden kurz bezeichnet hätte. In der Schreibung vermiſſen wir hie und da die nöthige Conſequenz. So finden wir S. 22, 6 *voi*, das ſich auf *lui* reimen ſoll, und dazu S. 244 die Bemerkung, man müſſe hier *vui* ausſprechen. Da aber das allen Geſetzen der italiäniſchen Pronunciation entgegenläuft, und Hr. *K.* ſonſt dergleichen Archaismen, wie *preco, lignó, lumbi,* nicht ſcheut: ſo wäre unbedenklich (wie Einmal durch eine merkliche Inconſequenz, Ball. 2, 10. S. 100, geſchehen iſt, da in demſelben Gedicht auch das fehlerhafte *voi* zu leſen iſt) überall, wo der Reim es heiſcht, *vui* zu ſchreiben geweſen. Der Commentar empfiehlt ſich durch ſeine Zweckmäſsigkeit, indem er die ſchwerer zu verſtehenden, in den Wörterbüchern nicht zu findenden alterthümlichen Wortformen, und Bedeutungen kurz angiebt, und nur bey Sacherklärungen verweilt, die zum Theil ohne Vorgänger und ſehr gut ausgeführt ſind. Wenn Manches dennoch dunkel bleibt: ſo iſt das unſtreitig mehr Schuld der Sache, als des ſorgſamen Herausg. *Idelers* meiſterhaften Commentar zum Donquixote bey weitem nicht erreichend, ſteht er doch unbezweifelt neben den *fernowſchen.* Denn *Fernow*, eben ſo einſeitig und beſchränkt als Kunſtrichter, denn vortreflich und wahrhaft groſs als Grammatiker, wuſste eigentlich an ſeinen italiäniſchen Dichtern nur die Sprache zu ſchätzen: worauf es aber bey Erklärung des Dante und Petrarca eigentlich ankam, ahndete er nicht. Das können wir Hn. *K.* nicht Schuld geben, und darum wird man ihm den Mangel der treflichen und reichen Sprachbemerkungen, die die gröſste Zierde von *Fernows* Ausgaben ſind, gern nachſehen.

Wir wünſchen, daſs nicht bloſs der Beyfall jedes Freundes der italiäniſchen Poeſie ihn, ſondern auch die thätige Unterſtützung des Publicums den Verleger anfeuern möge, ein ſo rühmliches Beſtreben raſch und ununterbrochen fortzuſetzen, und uns ſo wenigſtens noch die äuſserſt ſeltenen kleinen Gedichte des *Boccaccio*, ſo wie die göttliche *Fiammetta* und *Arioſtos* Elegieen und Satiren zu geben.

P.

Berlin, b. Maurer: *Der Herr Nachbar.* Eine Sammlung Erzählungen, herausgegeben von *Karl Stein.* I Bändch. 1809. 270 S. II Bändch. 1810. 324 S. I Bändch. 2te vermehrte Auflage. 1811. 323 S. 8. (Jedes Bändchen 1 Rthlr. 8 gr.)

Dieſe Sammlung von Erzählungen, welche mit dem Titel in gar keiner Verbindung ſtehen, enthält drey längere, wie es ſcheint, Originalerzählungen (nicht *originelle*), eine ſogenannte komiſchdramatiſche aus dem Franzöſiſchen, dreyzehn kleinere Erzählungen und Anekdoten, und einen Schwank in gereimten Verſen. Sie ſcheinen ſämmtlich für Leſer gewöhnlicher Zeitſchriften, wo wir ſie auch zum Theil ſchon geleſen zu haben glauben, geſchrieben und berechnet zu ſeyn.

Die drey erſteren ſind von ganz gewöhnlicher

Erfindung, ohne Motivirung und interessante Charakterzeichnung, prosaisch, und doch voll romanhafter Unwahrscheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten, gedehnt und in einem empfindsamen Tone geschrieben. Letzterer wird zuweilen durch pretiöse Ausdrücke und Wendungen unterbrochen, wie z. B. in der ersten Erzählung, welche auf eine simple Erkennungsscene hinausläuft. Hier sagt die ihre Leiden erzählende Dame: „*Auch hier stand mir das Schicksal mit einem Palliative bey*," und der Wiedergefundene: „*Im Grabe glaubte ich, Trostloser, dich!*" u. s. w. Die zweyte Erzählung ist durch die Situation pikant, dass ein Mädchen, welche liebt, und sich — freylich unweiblich — erboten hat, den Geliebten, der ein anderes Mädchen in der Ferne anbetet, zu gewinnen, diesem, der des Vaters Befehl nachgiebt und mit ihr vermählt wird, jedoch in vollkommener ehelicher Vertraulichkeit nicht umgeht, durch Geduld und Sanftmuth endlich seine Bewunderung und Liebe abzwingt, so dass er sich der Gattin nicht ohne Beschämung nähert, und in ihrer Liebe völlig glücklich fühlt. Die Einleitung zu dieser Situation aber könnte kürzer seyn. Über das Ende derselben läst sich die Glückliche in folgendem Räsonnement vernehmen: „Er *wähnte* nur zu lieben, ich aber liebte *wirklich*. Die *Wirklichkeit* ist etwas anderes als *Schwärmerey*: so wie ein guter Roman verschieden ist von einem gehaltleeren." Die dritte Erzählung ist aber ohne Zweifel die schlechteste, und fast widrig.

Der *unruhige Morgen* giebt eine Reihe interessanter Situationen, indem ein Schauspieler, der ohne Empfehlung ist, und sich bey einem Schauspieldirector zu engagiren wünscht, diesem an einem Morgen mit solcher Geschicklichkeit mehrere Rollen hinter einander vorspielt, dass er in keiner erkannt, die Täuschung aber für reine Wirklichkeit genommen wird. Aber auch dieses Stück hat einen uninteressanten, oft bis zur Mattigkeit ausgesponnenen Dialog. Der Witz ist zuweilen etwas forçirt, wie z. B. im Eingange: „Das Schauspiel hatte den Reiz verloren, da man andere Spectakel sah, Trauerspiele in der Wirklichkeit, und das grosse Orchester vor den Thoren 24pfündige Harmonieen in die Stadt schleuderte." Der Schwank ist nicht ohne Laune.

Unter den kleineren Erzählungen sind mehrere bekannte; einige aus Besenvals Memoiren, nicht uninteressant, so wie auch die Erzählung, überschrieben *Nationalstolz;* andere, z. B. der edle Wettkampf, scheinen dem Beyworte: „*wahre*" Erzählung, ein Interesse verdanken zu sollen.

Mit grösserem Vergnügen, als den ersten Theil, haben wir den zweyten dieser Sammlung gelesen. Denn ob wir zwar auch hier keine Originalität der Erfindung, Bedeutsamkeit der Charaktere, Witz und Gewandheit in der Verbindung fanden: so bemerkten wir doch keinen so abstossenden Stoff, als in dem ersten Bändchen wir erfreuten uns der leichten Fassung und des anspruchslosen Vortrags so mancher interessanten Scene, ja wir zeichneten sogar einige Stücke als vorzüglich gut aus (nämlich: *Die Frauen von Elbing*, kräftig und effectvoll; *den Geburtstag*, gemüthlich und angenehm geschildert, ferner *den Huth*, eine artige Kleinigkeit, und den *zwiefachen Irrthum*, eine zwar schon oft, aber hier recht scherzhaft erzählte Anekdote), und entdeckten, dass der Vf. eine Anlage zu erzählen besitze, welche angenehm unterhalten könne, wenn er sich theils seines widerlichen Strebens und Jagens nach Laune und nach dem Auffallenden enthalten, theils sich bemühen könnte mehr Fleiss auf die Bildung seines Stils zu verwenden. Das Erstere stört besonders in der sehr gedehnten Anekdote *der Quälgeist*, in der langweiligen *Wette*, welche, so wie der *Glücksjäger*, doch gar zu gewöhnlich ist. Die *Falle*, ein Lustspiel in 2 Acten, enthält einige recht komische Situationen; doch ist die Einleitung überflüssig lang und die Entwickelnng sehr gedehnt, die Auflösung aber, eben so wie in der Erzählung *das unerforschliche Mädchen*, ziemlich undelicat. Die *Günstlinge* und *Liebe und Entsagung* haben nur als Anekdoten Interesse. Was das Letztere anlangt: so störte uns in der sehr natürlichen Erzählung *die Frauen von Elbing* S. 64 ein unnatürlicher Auswuchs. Der Stil pralt gern mit fremden Ausdrücken, wie: *mystificiren*, *Disparition;* auch findet man: „*ich freue mich zu der Veste*, *hassend*, *er reckte*, *die Muthverlornen*," und Ähnliches.

H . . . t . . . e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Salfeld: *Jonathan, Sauls Sohn, ein Freundschaftsgemälde*, nach den heiligen Urkunden entworfen, aus dem Alterthume erläutert von *Johann Christian Friedr. Kühnas*, der WW. Dr. und Lehrer am königl. Friedr. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. 1810. 102 S. gr. 8. (15 gr.) Wir betrachten diese Bearbeitung der Geschichte Jonathans, die der Bibel ziemlich treu nacherzählt ist, als eine löbliche Übung eines für das Schöne und Edle glühenden Gemüths, das einiges Talent mit Geschmack verbindet, dessen Kraft aber der Arbeit nicht ganz gewachsen war. Man liest die Geschichte hier, wie in der Bibel, gern; ihr Inhalt zieht unmittelbar an: aber die Wahl der Hexameter lässt ihrer Natur nach eine grössere Ausführlichkeit erwarten, worin man getäuscht, und daher von diesem kleineren Werke nicht bis zum völligen Genusse befriedigt wird. Die Verse sind sehr mangelhaft und unvollkommen, die Anmerkungen besonders reich an Parallelstellen.

T. Z.

Monatsregister

vom

April 1811.

I. Verzeichniss der im Monat April in der J. A. L. Z recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Abendstunden, vergnügte, 2 Jahrgang 4 Quartal 94, 175.
Αἰωπτείων, s. Μύθων.
Alewyn de lineis spiralibus 96, 183.
Ammon allgemeines Vieharzneybuch 80, 62.
Auswahl neuer Charaden und Räthsel zur angenehmen Unterhaltung bey müssigen Stunden 75, 23.

B.

Bartels Physiologie der menschlichen Lebensthätigkeit 75, 17.
Barthez nouveaux Elémens de la science de l'homme. T. I — III. 75, 17.
Batz theologische Zeitschrift. 2 Bdes. 4 — 6 Heft. 3 Bdes. 1 — 3 Heft 78, 48.
Beatus und 13 Gedichte 86, 111.
Becker die Geheimnisse des weiblichen Geschlechts, seine Krankheiten und Mittel dagegen 80, 60.
— — über Pollutionen und die untrüglichsten Mittel dagegen 80, 60.
Benzenberg Beschreibung eines einfachen Reisebarometers 94, 169.
Bibliotheka Italiana. Vol. V 97, 195.
Bröder Magazin gemeinnütziger Belustigungen und Beschäftigungen für die Jugend. 1. 2 Th. 84, 89.
Burdach die Physiologie 75, 17.

C.

Creuzer, Symbolik der alten Völker, besonders der Griechen. Erster Band 96, 185.
Crome, s. *Darwin*.

D.

Darwins Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände, aus dessen Botanic garden gesammelt von *Crome*. 1. 2 Th. 91, 145.
Dedler Auswahl einiger Predigten zur Beförderung einer reinen Hochachtung gegen das Christenthum 92, 158.
Dietrich vollständiges Lexikon der Gärtnerey u. Botanik. 10 Bd. 91, 151.
Dümas Predigten über das moralische Christenthum. A. d. Franz. 92, 157.

E.

Ezechiel. Latine vertit et annot. perpetua illustravit *Rosenmüller*. Vol. I. II. 73, 1.

F.

Faber preussisches Archiv. 2. 3 Sammlg. 90, 143.
Flek die Gesetzlichkeit in der Moral 82, 75.

G.

Gesenius hebräisch-deutsches Handwörterbuch über die Schriften des A. T. 88, 121.
Göttlings Elementarbuch der chemischen Experimentirkunst. 2 Th. 86, 105.
Grosse, J. C., Archiv für den Kanzel- und Altar-Vortrag. 1 Bd. 92, 153.
Grosse, J. R., Magazin des Criminalrechts. 1 Bd. 1 Heft 74, 11.
Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnthen und Steyermark 89, 132.

H.

Hacker Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeten Ständen. 6 Bdchen. 92, 156.
Hagemanns praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit. 5 Bd. 74, 12.
Hain medicinische prager Ephemeriden von den J. 1803 u. 1804. 80, 59.
Herrnschwand über die Mittel, den öffentlichen Credit in einem Staate herzustellen. Deutsch herausgegeben von *v. Massenbach* 83, 81.

K.

Keil, G. G., La vita nuova e le rime di Dante Alighieri 97, 195.
v. Kotzebue Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. 9 Jahrgang 93, 166.
Kühnau, Jonathan, Sauls Sohn 97, 199.
Kunst-Cabinet, physikalisch-ökonomisches u. chemisches. 3 Bdchen. 80, 63.

L.

Langsdorfs arithmetische Abhandlungen über juristische, staats- und forstwissenschaftliche Fragen u. s. w. 95, 181.

M.

Mémoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres 74, 9.
Müller Gedichte. 1 Bd. 93, 161.
— — über den Rhythmus 93, 167.

Mundt Vater Burgheims Reisen mit seinen Kindern. 1. 2 Samml. 1 Abthl. 84, 90.
Μύθων Αἰσωπείων συναγωγή 87. 113.

N.

Neuenhahn Handbuch für Gartenfreunde über alle bekannten Pflanzen der Welt. 1 Bd. 2 Aufl. 91, 149.

O.

Oberthür biblische Anthropologie. 4 Bd. 1. 2 Abth. 73, 7.

P.

Παρέργων Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης τομος δεύτερος. 87, 113.
Prändel die gemeinnützigsten u. fasslichsten Sätze aus der Naturlehre u. Scheidekunst. 2 Bdchen 86, 110.
Prochaska Lehrsätze aus der Physiologie des Menschen. 1 Bd. 3 Aufl. 75, 17.
Pütter auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit. 4 Bdes. 3 Th. 74, 15.

R.

Rathgeber, der erfahrne 80, 64.
Richerand nouveaux Elémens de Physiologie. 4 éd. T. I. II. 75, 17.
Rosenmüller Scholia in Vetus Testamentum. P. VI. Vol. I. II. 73, 1.
Rumpf der preussische Staatssecretär 83, 87.

S.

Salat die Religionsphilosophie. 81, 65.
— — von den neuern Ursachen eines neueren Kaltsinns gegen die Philosophie auf deutschem Boden 82, 77.
— — von einer schönern Hoffnung, welche der Philosophie aus dem neueren Wechsel u. Sturz der Systeme aufblüht 82, 77.
Sander vermischte Beyträge zur praktischen und gerichtlichen Thierarzneykunde 80, 61.
Schmidt Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften. 3 Th. 95, 183.
— — Lehrbuch der Mechanik, vorzüglich der Statik fester Körper 95, 184.
Schübler Experimenta quaedam influxum electricitatis in sanguinem et respirationem spectantia 80, 61.
Simonde de Sismondi du papier monnoie et des moyens de le supprimer 78, 47.
Sitten und Gebräuche der merkwürdigsten Nationen. 1. 2 Bdchen 84, 95.
Stein der Herr Nachbar. 1. 2 Bdchen. 1 Bändchen 2 Aufl. 97, 198.
Sully's Geist der Staatsverwaltung 83, 87.

T.

Taschenbuch, gemeinnütziges, für Jedermann. 2 Bdchen 80, 63.
Thuiskon. Ueber Deutschlands Einheit 85, 103.
Tissots Heimlichkeiten des weiblichen Geschlechts, von *Becker* 80, 60.
Trautmann Versuch einer wissenschaftlichen Anleitung zum Studium d. Landwirthschaft 1 Bd. 85, 97.

U.

Ueber den Seelenfrieden 92, 159.

W.

Walther Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Thiere. 2 Bd. 75, 17.
Weisse Geschichte der kursächsischen Staaten. 6 Bd. 90, 137.
— — neueste Geschichte des Königreichs Sachsen seit dem prager Frieden bis auf unsere Zeiten. 2 Bd. 90, 137.
Wetz Sammlung verschiedener Predigten bey besonderen Veranlassungen gehalten 92, 158.
Wilmsen auserwählte Lesestücke aus deutschen prosaischen Musterschriften 84, 92.
— — der deutsche Kinderfreund. 2 Th. 84, 92.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh. in Marburg 74.
Anonymer Verleger 82.
Anton in Görlitz 94.
Barth in Leipzig 73.
Beck in Wien 75. 85.
Cnobloch in Leipzig 92.
Crapart, Caille u. Ravier in Paris 75.
Craz u. Gerlach in Freyberg 75.
Dieterich in Göttingen 95.
Eberhart in Paris 87.
Ernst in Quedlinburg 75.
Gädicke, Gebr., in Berlin 91.
Galland in Paris 74.
Gassert in Ansbach 80.
Göbhardt in Bamberg u. Würzburg 78.
Goujon u. Brunot in Paris 75.
Gräff in Leipzig 80 (2).
Haase in Prag 80.
Hahn, Gebr., in Hannover 74. 84. 91.
Hammerich in Altona 85.
Hartknoch in Leipzig 92.
Hartmann in Leipzig 93.
Hayn in Berlin 83.
Heyer in Giessen u. Darmstadt 92.

Hinrichs in Leipzig 90. 95.
Hitzig in Berlin 85.
Keyser in Erfurt 92.
Korn in Laibach 89.
Kräll in Landshut 75.
Kummer in Leipzig 91.
Kunst- u. Industrie-Comptoir in Amsterdam 83.
Kupferberg in Maynz 93.
Landes-Industrie-Comptoir in Weimar 78.
Leske in Leipzig und Darmstadt 69.
Lindauer in München 86. 92.
Mauke in Chemnitz 97.
Maurer in Berlin 97.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 86.
Montag u. Weiss in Regensburg 92.
Nicolovius in Königsberg 90.
Realschulbuchhandlung in Berlin 80. 84.
Reis u. Schmid in Tübingen 80.
Rommerskirchen in Cölln 93.
Salfeld in Leipzig 97.
Schreiner in Düsseldorf 94.
Schwan u. Götz in Heidelberg u. Mannheim 95.
Seeger in Leipzig 84.
Seidler in Jena 86.
Stettin in Ulm 80.
Thomann in Landshut 81. 82 (2).
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 74.
Vogel in Leipzig 88.
Waisenhausbuchhandlung in Halle 84.
Waldeck in Münster u. Leipzig 73.
Weidmannische Buchh. in Leipzig 75.

III. Intelligenzblatt des April.

Ankündigungen.

Albanus in Neustrelitz Verl. 22, 175.
Arnoldsche Buchh. in Dresden Verl. 27, 215.
Audot u. Comp. in Paris, Subscriptionsanzeige 25, 197.
Barth in Leipzig Verl. 27, 211.
Dunker und Humblot in Berlin Verl. 22, 175.
Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 22, 175.
Hartknoch in Leipzig Verl. 28, 223.
Hitzig in Berlin Verl. 24, 189.
Koch in Stettin, die Schule d. Humanität 22, 175.
Krieger in Marburg Verl. 27, 211.
Levrault in Strasburg Verl. 23, 181.
Nerr in Weissenfels Verl. 24, 191.
Reclam in Leipzig Verl. 27, 211.
Schott und *Winzer* in Wittenberg, neue lateinische Uebersetzung des A. T. 27, 213.
v. Ulmenstein Geschichte und Beschreibung der Stadt Wetzlar. 3 Band 27, 214.
Voss in Leipzig Verl. 22, 173. 174.
Wagner in Heidelberg, mathematische Philosophie 24, 190.
Winzer, s. Schott.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Adler in Schleswig 24, 187.
Ahrens in Schloss-Walbeck 27, 209.
v. Alten in Augsburg 27, 209.
v. Baader in Ulm 24, 186.
v. Beeck-Calcoen in Utrecht 24, 186.
Brandis in Kopenhagen 24, 187.
v. Bonin in Mecklenburg-Strelitz 28, 222.
de Châteaubriand in Paris 22, 170.
Damptmartin in Paris 27, 209.
Eichstädt in Jena 27, 209.
Emmerich in Altdorf 24, 187.
Fischer in Kiel 24, 187.
Fontaine zu Paris 27, 209.
Götz in Altdorf 24, 187.
Gruner in Berlin 24, 187.
Heerwagen in Berlin 22, 170.
Heringa in Utrecht 24, 186.
Kapp in Bayreuth 24, 187.
Kruse in Oldenburg 23, 181.
Kunzen in Kopenhagen 24, 187.
Lang in Ansbach 24, 187.
Lindner in Leipzig 24, 186.
Malling in Kopenhagen 24, 187.
Martini in München 24, 187.
v. Massenbach in Polen 27, 209.
Miller in Ulm 24, 187.
Moldenhawer in Kopenhagen 24, 187.
v. Münchow in Jena 28, 221.
v. Mulzer in Wetzlar 23, 181.
Niemann in Kiel 24, 187.
Olshausen in Glücksburg 24, 187.
Platner in Leipzig 24, 186.
v. Ranzau in Kiel 24, 187.
Rosenmüller in Leipzig 24, 186.
Schettler in Wedlitz 22, 170.
Schulz in Neubrandenburg 27, 209.
Schumacher in Kopenhagen 24, 187.
Schweigger in Bayreuth 24, 187.
Senff in Halle 27, 209.
Stolz in Bremen 22, 170.
Warberg in Kopenhagen 24, 187.

Nekrolog.

Backhoff v. Echt in Altenburg 24, 188.
v. Brühl in Seizersdorf 22, 171.
Careno in Wien 22, 171.
v. Einem in Genthin 22, 170.
Grimm in Annaberg 24, 187.
Graber in Wien 22, 171.
Guecco in Turin 22, 171.
v. Hörmann in Insbruck 22, 171.
Langner in Muscau 24, 188.

Lüders in Havelberg 22, 171.
Meister in Bremen 22, 171.
Peron in Carilly 22, 171.
Riedel in Berlin 22, 171.
Stamped in Leipzig 22, 171.
v. Wahrs in Hernhagen 24, 187.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Bordeaux, Preis der Société philomatique 25, 194.
Brüssel, Preisvertheilung in der Kunstakademie 24, 189.
Hanau, jährliche Rente und Zuwachs der wetterauischen Gesellsch. für die gesammte Naturkunde 25, 195.
Königsberg, Krönungsfeyer der königl. deutschen Gesellschaft am 18 Jan. 22, 171.
Kopenhagen, Bestätigung der königl. dänischen Gesellsch. für Vaterlandsgeschichte u. Sprache 24, 188.
— — Fortgang der Gesellsch. zur Beförderung des inländischen Kunstfleises 24, 188.
— — Preisvertheilung d. Land - Haushaltungs - Gesellsch. 22, 172.
— — Versammlung der königl. medic. Gesellsch. 24, 189.
— — Versammlung der scandinavischen Literatur - Gesellsch. 24, 188.
— — Vorlesungen in d. kön. Gesellsch. d. Wissenschaften — Arbeiten derselben, d. Charten über die dänischen Lande und das dänische Wörterbuch betr. 24, 188.
Paris, Preise bey Gelegenheit der Entbindung der Kaiserin von Frankreich 25, 193.
— Versammlung der Société d'encouragement pour l'industrie nationale den 20 Febr. 25, 193.
Stockholm, Preisvertheilung der schwedischen Akademie der Wissenschaften. 22, 171.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Duisburg, Promotionen — die Universität ist nicht aufgehoben 22, 169.
Göttingen, Antrittsrede 22, 169.
Halle, Preisvertheilungen unter die Studirenden 24, 185.
Jena, Disputationen, Lectionskatalog, Promotionen, neue Sternwarte, Erweiterung der naturwissenschaftlichen Anstalten 28, 217.
Liegnitz, neue Verbesserungen der Ritterakademie 24, 185.
Marburg, Verzeichniss der Vorlesungen im Sommerhalbenjahre 23, 177.
Oesterreich, *Hombergs* Lehrbuch für israelitische Schulen 23, 180.
Perouse, Restauration der alten Universität 22, 170.
Strasburg, Installation der Akademie am 20 Jan. 22, 169.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

Auction der *beireisischen* Sammlungen von Kunstwerken u. s. w. 24, 192.
Bordeaux, Entdeckung eines römischen Grabmals 27, 210.
Beygang in Leipzig, allgemeine Besorgungs- und Commissions - Anstalt 22, 183.
Bücherauction in Helmstädt 24, 191.
— — — in Strasburg 27, 216.
Christ in Basel entdeckt neuen weissen Marmor 27, 210.
Directorium der J. A. L. Zeitung, Erklärung 28, 223.
Fiedler in Jena, Bücher zum Verkauf 26, 201.
Hager in Mayland, Anmerkungen über den neuesten chinesischen Streit zwischen *Montucci* u. *Klaproth* 24, 196.
Italien, Generaldirection des Buchhandels 24, 196.
Köpke in Berlin, zur Nachricht 24, 192.
Laffrey, an dem See von, wird eine goldene Medaille gefunden 27, 209.
Leisler in Hanau, naturhistor. Entdeckung 23, 181.
Marburg, die *baldingersche* Bibliothek ist im Ganzen verkauft 24, 195.
Minet in Mannheim Verkauf eines Bücher- und Kunst - Verlags 24, 200. 28, 223.
Musée français par *Peronville* et *Laurent*, 78 Lieferung 22, 173.
Neapel, zollfreye Einfuhr der Bücher in fremden Sprachen 22, 174.
Oberlandesgericht, kön. preuss. in Schlesien, Anzeige für Münzenliebhaber 22, 176. 27, 216.
Ostia, die Nachgrabungen sind suspendirt — seitherige Entdeckungen 22, 172.
Pompeji, Entdeckung eines Gebäudes 22, 172.
Paris, die Zahl der Buchdrucker ist auf 80 gesetzt 22, 174.
— — Vertheilung von Gemälden in mehreren Kirchen Frankreichs 24, 196.
Rom, Arbeiten, die alten Kunstwerke wieder herzustellen 22, 172. 24, 195.
Statue Napoleons 22, 174.
— — Kunstnachrichten 24, 195.
Westphalen, königl. Censur - Decret 27, 212.
Wichelhausen in Mannheim, Erklärung 28, 224.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 MAY 1811.

BIBLISCHE LITERATUR.

Kiel, in der neuen akademischen Buchhandlung: *Erklärung aller dunkeln Stellen des neuen Testaments, in einer treuen Übersetzung, mit eingeschalteten Erklärungen*, von Dr. *J. C. R. Eckermann*, ordentl. Professor der Theol. zu Kiel. Dritter Band. (Auch unter dem Titel: *Erklärung aller dunkeln Stellen in den paulinischen Briefen an die Korinther, Galater, Epheser, Philipper. Kolosser und Thessalonicher, an Timotheus, Titus und Philemon und an die Ebräer, in den katholischen Briefen und in der Offenbarung Johannes.*) 1808. XII und 516 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Mit diesem dritten Theile, auf dessen Erscheinung wir schon bey der Anzeige der beiden ersten Theile (1808. No. 26. 27) die Erwartungen des Publicums rege machten, hat nunmehr dieses Werk, dessen Zweck, Studirenden und gebildeten Laien bey dem Lesen des N. T. zu einem brauchbaren Hülfsbuche zu dienen, im Ganzen für erreicht angesehen werden kann, seine Vollendung erhalten. Obgleich Hr. *E.* bis ans Ende in gleicher Manier fortgearbeitet hat: so scheint er doch in diesem letzten Theile mehr nach Kürze gestrebt zu haben, was wir, einen einzigen Fall ausgenommen, gar nicht missbilligen wollen. Die Einleitungen nämlich, welche vor den einzelnen Schriften stehen, sind offenbar zu dürftig und zu karg ausgestattet; besonders vermisst man bey den paulinischen Briefen eine genaue und umständliche Angabe ihrer Veranlassung und Beziehung, wodurch mehr als durch alles andere das Verständnis derselben eröffnet wird. Auch sind wir in diesen Einleitungen auf Unbestimmtheiten gestossen, die nicht anders als junge und ungelehrte Leser verwirren können. Der sogenannte Brief an die Epheser und der an die Kolosser, sagt Hr. *E.*, ist während Pauli Gefangenschaft in Rom im J. 61 oder 62 geschrieben; bey dem Briefe an die Philipper heisst es nun: Diesen Brief schrieb Paulus während seiner Gefangenschaft in Rom in den J. 62 bis 65; endlich heisst es S. 229: Den zweyten Brief an den Timotheus schrieb Paulus um das J. 66 aus Rom, zu einer Zeit, da seine dortige Gefangenschaft ihn schon voraussehen liess, dass sie sich nicht anders als mit seinem Tode endigen werde. Diesen drey Angaben zufolge, müsste also Paulus von dem J. 61 bis zum J. 66 ununterbrochen in Rom als Gefangener gelebt haben: allein diess ist die Meinung des Vfs. gewiss nicht; er hat sich nur das zweyte Mal allzuschwankend ausgedrückt.

In der Erklärung der Apokalypse geht der Vf. fast ganz seinen eigenen Weg, und in der Vorrede macht er seine Beurtheiler selbst darauf aufmerksam. Da die Bearbeitung dieses Buches das meiste Eigenthümliche darbietet: so wollen wir uns in dieser Anzeige bloss allein darauf einschränken, und es in der Kürze ausheben und würdigen. Der Vf. glaubt sich durch wiederholte Prüfungen überzeugt zu haben, dass Johannes nicht bloss den Sieg des Christenthums über Judenthum und Heidenthum, sondern den ganzen, bis in die Ewigkeit sich erstreckenden Endzweck, welchen Gott durch Jesum Christum erreichen wollte, in Bildern darzustellen, zur Absicht hatte. Man fürchte aber nicht, dass sich Hr. *E.* vielleicht gar in die Labyrinthe der Apokalyptik verirret habe; dieser Ansicht unerachtet findet er doch keine *historischen Offenbarungen*, keine Vorherverkündigungen *einzelner* Begebenheiten der Welt- oder Kirchen-Geschichte, in diesem Buche. Er giebt demselben lediglich seine Tendenz auf Christi *unsichtbares* Reich der Wahrheit, Tugend und Seligkeit, von dem man nicht sagen könne: hier ist es, oder: da ist es. Diesem nach betrachtet also der Vf. die Apokalypse als prophetisch-symbolische Gemälde, die ausser aller speciellen historischen Beziehung stehen, und bloss eine universelle, idealisch-moralische Ansicht erlauben. Es ist daher auch, so lange diese irdische Verbindung der Dinge dauern wird, der Zeitpunct unerreichbar, wo man sagen konnte, die grosse Weissagung dieses Buches sey erfüllt: denn sie steht mit dem Zeitenlaufe in gar keiner Verbindung und geht über das Ende der Zeiten hinaus. „Erst nach Erschaffung eines neuen Himmels und einer neuen Erde als des Aufenthaltsorts der durch Beständigkeit im Glauben und in der Tugend Seligen, erst nach dem Tode und Gerichte erscheint ein neues himmlisches Jerusalem, als das Bild der Gesellschaft aller wahren Christen." Ob nun gleich nach dieser Ansicht nichts in dem Buche auf irgend eine einzelne Begebenheit gedeutet werden darf: so lässt sie doch allgemeine Beziehungen zu, und desswegen kann also doch poetische Versinnlichung des Sieges des Christenthums über das Judenthum und Heidenthum zum Zwecke desselben gemacht werden; nur darf man hierauf nicht den ganzen Zweck des Buches einschränken, und man darf nicht bloss das palästinensische Judenthum, und das römische Heidenthum, wie die übrigen Ausleger thun, im Auge haben, sondern das Judenthum und Heiden-

thum überhaupt ohne alle Verhältnisse der Localität und Zeit. Wir wollen nun sehen, ob und wie dem Vf. die Durchführung dieser Idee gelungen ist.

Im Cap. VI — VII, 17 findet der Vf. die Idee dargelegt, dass der Untergang des jüdischen Staates die Folge haben werde, dass sich unzählige Menschen aus allen Völkern und Staaten in dem Glauben an Jesum vereinigen, und in diesem Glauben Alles finden werden, was ihren Geist ewig beseligen kann, während die unglaubigen Juden dem mannichfaltigsten Drucke und Elende entgegen gehen würden. Hätte sich der Vf. bloss auf Judenchristen beschränkt: so würde gegen seine Interpretation weniger einzuwenden seyn. Er hat sich aber mit anderen Auslegern durch Cap. VII, 9 einen falschen Gesichtspunct aufdringen lassen. Der ὄχλος πολὺς, der in den Himmel einziehet, sind bloss die vorher aufgezählten 144,000, also Judenchristen. Zwar wird diese Schaar bezeichnet als ἐκ παντὸς ἔθνους καὶ φυλῶν καὶ λαῶν καὶ γλωσσῶν, und diess scheint auf Individuen mehrerer Völker, und da im Vorhergehenden der Judenchristen schon gedacht ist, auf *Heidenchristen* hinzudeuten: allein in diesem ganzen Abschnitte liegt nichts, das eine Beziehung auf diese hätte, und Johannes hat jene, ihm aus dem Daniel geläufige, Formel nur in dem eingeschränkten Sinne gebraucht, um wiederholt anzugeben, dass diese 144,000 aus *allen* zwölf Stämmen des jüdischen Volkes, oder mit anderen Worten, dass *alle* Judenchristen zu verstehen seyen; oder er wollte mit dieser Formel nur die Idee der Vielheit ausdrücken, wie unten XI, 9. Cap. VIII — IX, 21 sind nach Hn. *E.* furchtbare Begebenheiten geschildert, welche die *heidnischen* Völker und Staaten treffen, um sie aus ihrer Sicherheit und Lasterhaftigkeit zu wecken: auf die Juden scheint ihm das Alles gar kein Absehen zu haben. Allein der Vf. liess sich abermals durch eine wörtliche Erklärung von IX, 20 irre leiten. Johannes spricht hier wieder mit ihm geläufigen alttestamentlichen Worten uneigentlich und bloss in dem Sinne: ohnerachtet der schrecklichen Calamitäten, welche die Juden treffen, bleiben sie doch mit unbiegsamer Hartnäckigkeit an ihrer, gegen das Christenthum gehaltenen, *höchst unvollkommenen und mangelhaften* Religion hängen. — Cap. X setzt Hr. *E.* abermals bloss in Beziehung auf die *Heiden*, und in den 7 ersten Versen ist ihm das Bild des Gedankens gezeichnet, dass Gott noch andere Strafmittel habe, die *Heiden* zu wecken, die nicht in diesem Buche aufgezeichnet seyen. Allein, der Verbindung dieses Capitels mit dem vorhergehenden, wo bloss von den Juden die Rede ist, nicht zu gedenken: so deutet die Stellung des gigantischen Engels (ἔθηκε τὸν πόδα αὐτοῦ τὸν δεξιὸν ἐπὶ τὴν θάλασσαν, τὸν δὲ εὐώνυμον ἐπὶ τὴν γῆν V. 2) ganz deutlich auf das von dem mittelländischen Meere bespülte jüdische Land, also auf Juden hin. — Bey Cap. XI muss Hr. *E.* freywillig zugeben, dass von *Juden*, nämlich von der Zerstörung Jerusalems und des Tempels und von dem Untergange des jüdischen Staates, die Rede sey. Die symbolische Handlung des Ausmessens des Tempels bedeutet nach dem Vf., dass dieser Tempel zu klein sey für die Menge der neuen Anbeter Gottes, dass ein neuer Tempel für sie erbauet, oder ohne Bild, dass eine neue, nicht an einen Ort und Tempel gebundene Religion, worin sich alle Menschen aller Zeiten und Weltgegenden vereinigen können, für dieselben gestiftet wird. Die *zwey Zeugen* deutet der Vf. ganz richtig auf keine bestimmten Personen; und wir stimmen ihm vollkommen bey, wenn er sagt, dass der Apostel an Warnungen durch christliche Lehrer (welche und wie viel? darf nicht gefragt werden) gedacht habe. — Das *gebärende Weib*, Cap. XII, erklärt der Vf. richtig von der israelitischen Kirche, aus welcher sich, aller Widerstrebungen des Satans (der Macht des Bösen) ungeachtet, die christliche siegreich erhob. Cap. XIII nimmt derselbe das erste θηρίον ἐκ τῆς θαλάσσης ἀναβαῖνον als das Symbol der *Abgötterey*, als welches es ja deutlich genug bezeichnet sey (ἐπὶ τὰς κεφαλὰς αὐτοῦ ὄνομα βλασφημίας. Allein dieser Beweis scheint von der Lesart ὄνομα abhängig zu seyn, gegen welche wohl die, von *Griesbach* auch in den Text aufgenommene, Plurallesart ὀνόματα geltend gemacht werden muss. Die κεφαλαὶ ἑπτὰ καὶ κέρατα δέκα sind ihm bloss das Bild grosser Macht, welche die Abgötterey schon in den ältesten Zeiten erlangt hatte, und welche auch durch die Stiftung der mosaischen Religion nur wenig verringert wurde, ob ihr gleich dadurch eine tödtliche Wunde geschlagen worden zu seyn schien. Denn in diesem Sinne fasst Hr. E. V. 3 — 8. Rec. kann in diese Ansicht nicht eingehen und er hält mit *Eichhorn* und Anderen dieses θηρίον für ein Symbol des *römischen Reiches*; die ἑπτὰ κεφαλαὶ aber für die Symbole der *sieben ersten Imperatoren*: in dem Text selbst liegt der Grund dazu; denn nicht umsonst giebt Johannes den Hörnern, die für sich selbst nichts Verschiedenes bezeichnen, sondern bloss Bild der Macht sind, die Insignien der Herrscherwürde (διαδήματα). Bey V. 2 deutet er aber die μίαν (statt πρώτην vgl. IX, 12. Joh. XX, 19 τῶν κεφαλῶν ὡς ἐσφαγμένην εἰς θάνατον nicht auf *Nero*, sondern auf *Julius Cäsar*, der der Sache nach schon als der erste römische Imperator angesehn werden kann, und durch dessen Tod die von ihm begründete *Alleinherrschaft* wieder vernichtet zu seyn schien. Der Grund, aus welchem sich Rec. diese Deutung rechtfertiget, liegt in Cap. XVII, 10, wo Johannes offenbar den *Julius Cäsar* als den ersten römischen Kaiser (βασιλευς) mitzählt. Das ἄλλο θηρίον ἀναβαῖνον ἐκ τῆς γῆς V. 11 ist Hn. *E.* das Symbol der *römischen Philosophie und Gelehrsamkeit*, welche gemissbraucht worden sey, das Volk durch Wunder zu täuschen V. 14 (z. B. durch die Elektricität! Blitze hervorzubringen V. 13), welche durch Mechanismus Götzenbilder reden gemacht habe V. 15, und ohne welche sich Keiner Ehre und Ansehen und Bürgervortheile erwerben konnte V. 17. Wir wollen hiegegen nur die einzige Bedenklichkeit laut werden lassen, dass es uns sehr zweifelhaft scheint, ob Johannes, dieser ἄνθρωπος ἀγράμματος καὶ ἰδιώτης (Act.

IV, 13), von der römischen Philosophie und Gelehrsamkeit auch nur einige Notiz gehabt habe. — Cap. XIV ist Βαβυλὼν ἡ πόλις ἡ μεγάλη Hn. *E.* nicht das Symbol der Stadt Rom, sondern, was das πρῶτον θηρίον XIII, 1 schon bezeichnet hat, *der Abgötterey*, und er findet in diesem ganzen Capitel weiter nichts als Bilder *der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden*, ohne alle localen Beziehungen. Allein, wenn beide eines und dasselbe symbolisirten, wie konnte denn der dritte Engel, nachdem der zweyte schon den Untergang der Abgötterey (ἔπεσεν, ἔπεσε Βαβυλὼν) ausgerufen hatte V. 8, es noch für nöthig finden, vor der Abgötterey zu warnen (εἴ τις τὸ θηρίον προσκυνεῖ κ. τ. λ. V. 9), und warum kehrte denn Johannes hier wieder zu dem vorhin gebrauchten Symbole zurück, und wie konnte unten XVI, 19, ἡ πόλις ἡ μεγάλη (sc. Βαβυλ.) den πόλεις τῶν ἐθνῶν (den Provincialstädten des römischen Reiches) entgegengesetzt werden? — In dem symbolischen Gemälde Cap. XV und XVI, findet Hr. *E.* den Gedanken entwickelt: „Alle Übel, welche Gott von nun an über die Erde verhängt, haben den Zweck, die Menschen zum wahren Glauben an Gott und Jesum Christum, zu wahrer Religiosität, Frömmigkeit und Tugend zu erwecken. Möge es auch noch so lange währen, endlich müsse und werde dieser Endzweck Gottes erreicht, und das Reich alles Wahns und alles Bösen zerstöret werden. Das vorzüglichste Mittel aber, welches Gott gebrauchen wird, die Menschen aus dem Wahn und Verderben, der Irreligiosität und Lasterhaftigkeit, zu wecken, sind schreckliche, überall Elend verbreitende, Kriege. Diese erregen drey aus der Hölle stammende Geister: *der Geist teuflischer Bosheit* (ὁ δράκων) XVI, 13), *der Geist der Irreligiosität und Abgötterey* (τὸ θηρίον ebend.) und *der Geist einer irreligiösen Philosophie und Gelehrsamkeit* (ὁ ψευδοπροφήτης ebend.). Man darf aber nicht fragen: von *welchen* Kriegen die Rede sey? *Alle ungerechten Kriege* werden auf Antrieb dieser drey teuflischen Geister (πνεύματα δαιμόνων V. 14) angefangen." Die jüdische Christologie, aus welcher Johannes so viele Farben zu seinen Gemälden in diesem Buche entlehnt hat, giebt über diesen Abschnitt mehr Licht, als diese Bemerkungen unseres Verfassers. Hätte man auch sonst keinen Beweis, dass Johannes nicht so ins Breite hinein phantasirt, sondern ein bestimmtes Subject (das römische Reich) vor Augen gehabt habe: so liegt er in Cap. XVI, 10, wo von dem θρόνος τοῦ θηρίου und der βασιλεία αὐτοῦ die Rede ist, und in V. 19, wo Βαβυλὼν ἡ μεγάλη von Gott erhält τὸ ποτήριον τοῦ οἴνου τοῦ θυμοῦ τῆς ὀργῆς αὐτοῦ. In welchem Sinne liesse sich wohl dieses von einer abstracten Idee (der Abgötterey) sagen? Bey dieser Stelle hat auch Hr. *E.* ganz sichtbar die Härten seiner Erklärung selbst gefühlt; denn er musste sich entschliessen, ἡ πόλις ἡ μεγάλη durch: *eine grosse Stadt* zu übersetzen, als ob Johannes ohne den Artikel geschrieben hätte. — Weil es keinen *Berg* Megiddo, sondern nur ein *Thal* dieses Namens gab: so erläutert Hr. *E.* den τόπος ὁ καλούμενος ἑβραϊστὶ Ἁρμαγεδδὼν nicht aus Jud. IV, 16. V, 19. II Reg. XXIII, 29. II Paral. XXXV, 22; sondern er hält den Namen für eine erdichtete symbolische Benennung. Wie es scheint, erklärt er sich also denselben aus מגד مجد *abundanter dedit*; denn er setzt dem angeblichen Nennworte מגדון (*cum term. augment.*) die Bedeutung: *grosse Vergeltung* bey. — In Cap. XVII ist Hn. *E.* ἡ πόρνη ἡ μεγάλη das Symbol *Roms*, aber nicht Roms an sich; sondern Rom selbst ist wieder als Symbol des ganzen Heidenthums gesetzt. Das θηρίον κόκκινον, ἔχον κεφαλὰς ἑπτὰ καὶ κέρατα δέκα ist ihm dann das Symbol der *blutdürstigen Verfolgungssucht* Roms unter Nero, unter welchem Johannes die Apokalypse schrieb. Dieses θηρίον ἦν καὶ οὐκ ἔστι V. 8, diese Verfolgungssucht war unter Nero, und ist nicht, sie hatte aufgehört zu der Zeit, als der Apostel schrieb; καὶ μέλλει ἀναβαίνειν ἐκ τῆς ἀβύσσου, d. h. zwar wird sie wieder aufs Neue wüthen, καὶ εἰς ἀπώλειαν ὑπάγειν aber endlich, wenn das Heidenthum im römischen Reiche aufhört, auch aufhören. Eben so fasst nun der Vf. am Ende des 8 V. das βλέποντες τὸ θηρίον, ὅτι ἦν καὶ οὐκ ἔστι, καίπερ ἐστὶ, καίπερ ἐστίν: verwundernd werden die Heiden sehen, dass die Verfolgungssucht wüthete, aber wieder aufhörte, gleichsam von der Erde verschwand, ob sie gleich in der Hölle, d. h. im bösen Willen aller abgöttischen Menschen, noch immer im Verborgenen ist. In V. 9 nimmt Hr. *E.* βασιλεῖς nach dem Sprachgebrauche im Buche Daniel in der Bedeutung: *Regentenreihen, Dynastieen*, und die ἑπτὰ κεφαλαὶ symbolisiren ihm alle bis auf den Zeitpunct, da Johannes schrieb, existirenden grösseren *abgöttischen und die Anbeter des wahren Gottes drückenden und verfolgenden Monarchieen oder Königreiche*. V. 10. Οἱ πέντε ἔπεσαν, fünf sind schon zu Grunde gegangen (das ägyptische, assyrische, babylonische, persische und griechische), καὶ ὁ εἷς ἔστιν, aber eins ist noch (das parthische, obgleich von den Römern unterjocht), ὁ ἄλλος οὔπω ἦλθε καὶ ὅταν ἔλθῃ, ὀλίγον αὐτὸν δεῖ μένειν, ein anderes abgöttisches und verfolgungssüchtiges Reich mag etwa noch entstehen, aber es wird nicht lange abgöttisch und verfolgungssüchtig bleiben können. V. 11: Καὶ τὸ θηρίον, ὃ ἦν καὶ οὐκ ἔστι, καὶ αὐτὸς ὄγδοός ἐστι, καὶ ἐκ τῶν ἑπτά ἐστι, das Ungeheuer selbst (das römische Reich), welches war und nicht ist, kann man als das achte betrachten, das, wie die sieben vorigen Reiche, abgöttisch ist, und die Verehrer des wahren Gottes verfolgt, καὶ εἰς ἀπώλειαν ὑπάγει, aber es wird nicht mehr lange bestehen. Ganz unvermerkt hat also Hr. *E.* hier das θηρίον κόκκινον, welches ihm vorher die Verfolgungssucht Roms symbolisirte, zum Symbol des römischen Reiches selbst gemacht. Überhaupt können wir nicht bergen, dass seine Erklärung dieses Capitels gar zu sehr in das Spielende falle. Um so weniger ist daher durch sie Rec. in seiner Überzeugung erschüttert worden, dass das θηρίον κόκκινον das römische Kaiserreich, die ἑπτὰ κεφαλαὶ desselben die sieben ersten Imperatoren, und die πόρνη μεγάλη die Stadt Rom

fymbolifire. In der Erklärung des 8ten, 10ten und 11ten Verfes weicht aber Rec. von der gegenwärtig am meiften beliebten Auslegung ab. Man wird das, was Johannes in diefen Verfen fagt, nie richtig auffaffen können, wenn man überfiehet, dafs er die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, in Bezug auf das römifche Kaiferreich, in genauen Grenzlinien von einander abfcheidet, d. h. dafs er die Imperatoren Roms, die damals fchon regiert hatten, den, unter welchen er fchrieb, und die, welche in der Folge noch den Thron befteigen könnten, abgefondert von einander bezeichnet. Von diefem Standpunct aus erklärt fich nun Rec. die genannten Verfe alfo: V. 8. Das Thier war und ift nicht mehr (das ift die *Periode der Vergangenheit;* bis jetzt hat das römifche Reich fünf Kaifer verloren, V. 10, und erfcheint in fo fern als nicht mehr exiftirend. Johannes dachte fich, wie die folgenden Ausdrücke deutlich ausfagen, das römifche Reich mit jedem geftorbenen Kaifer in den Abgrund hinabgefahren, nach Jef. XIV, 9, wo der unbekannte Dichter auch das babylonifche Reich mit feinem letzten Regenten in das Scheol hinabftürzen läfst); aber es wird wieder aus dem Abgrunde herauffteigen, (doch wird auch nach dem Tode diefer fünf Kaifer das Reich fortexiftiren, nämlich unter dem fechften V. 10, diefs ift die *Periode der Gegenwart*), wird aber doch noch zu Grunde gehen (es wird alfo zwar auch noch eine *Periode der Zukunft* für das römifche Reich geben, aber eine fehr kurze; denn (V. 10, 11) fchon unter und mit dem fiebenten Kaifer wird es zu Ende gehen). Darüber werden fich nun die Heiden wundern, wenn fie fehen, dafs das Thier war und nicht mehr ift (dafs das römifche Reich nach dem Tode der fünf erften Kaifer ein Ende genommen zu haben fcheint), ob es gleich noch ift (ob es gleich unter einem fechften Kaifer noch fortexiftirt), oder nach der Lesart: *καὶ πάρεσται* und dafs es doch noch feyn wird (dafs es doch noch unter einem fechften und fiebenten Kaifer fortexiftiren wird). V. 9. Hierin liegt für den Weifen ein geheimer Sinn (nunmehr folgt gleichfam der Commentar über den 8 V.): die fieben Köpfe bedeuten fieben Imperatoren (*βασιλεῖς*); die fünf (erften Imperatoren) find geftorben (Julius Cäfar, Auguftus, Tiberius, Caligula, Cajus), einer regiert gegenwärtig (Nero, unter welchem Johannes nach den ficherften äufseren und inneren Gründen die Apokalypfe gefchrieben hat); der fechfte ift noch nicht vorhanden; wenn er aber zum Vorfchein kommen wird: fo wird er nicht lange regieren. (Johannes dachte fich den Untergang des römifchen Reiches fehr nahe, welches auch aus anderen Äufserungen deffelben in der Apokalypfe erfichtlich ift. Unter dem fechften Kaifer, unter Nero, fchrieb er; und nur noch Einer, der Siebente, glaubte er, würde nach ihm das Reich beherrfchen. Mit und unter diefem werde das Reich zu Grunde gehen. Ein *achter* Kaifer werde alfo gar nicht zum Vorfchein kommen. Diefs fagt Johannes ganz beftimmt in dem folgenden Verfe:) V. 11. Das Thier, das ift der achte felbft (ein achter Imperator wird nicht zum Vorfchein kommen, aber das römifche Reich felbft kann man als diefen zählen), denn es gehört den fieben an (weil diefe fieben über daffelbe geherrfcht haben: fo kann es alfo mit ihnen in gleiche Reihe treten, und gleichfam als der achte gezählt werden) und wird (unter dem fiebenten Imperator, dem Nachfolger Nero's) zu Grunde gehen. Wenn auch nach diefer Erklärung manche kleinliche Spielerey in der johanneifchen Darftellung zurückbleibt: fo vergleiche man nur den Typus des Apoftels, die ähnlichen fpielenden Expofitionen in dem Buche Daniel. — Cap. XVIII fieht Hr. *E.* wieder *Βαβυλὼν* als Symbol der Abgötterey an, die hier vornehmlich in ihrer Eigenfchaft, als der Sinnlichkeit fchmeichelnd und fröhnend, und den finnlichfrohen Lebensgenufs fördernd, gezeichnet fey. In der Erklärung der folgenden Capitel bieten fich keine Eigenthümlichkeiten von fonderlicher Erheblichkeit dar, die fich nicht fchon aus der Anficht des Vfs. von dem Zwecke des ganzen Buches von felbft erkennen liefsen.

Sollen wir zum Schluffe diefer Anzeige noch ein Wort über den Charakter diefer neuen Auslegung der Apokalypfe fagen: fo müffen wir geftehen, dafs fie uns mit den *allegorifchen* Deutungen diefer Schrift in Eine Claffe zu fallen fcheint. Sie hat noch aufserdem das Nichtempfehlende, dafs fie die innere Ökonomie des Buches zerrüttet, und daffelbe zu einem Gemengfel unzufammenhängender prophetifch-fymbolifcher Rhapfodieen macht. Und doch ift Plan und ftrenger Zufammenhang darin fo deutlich und fchön vor die Augen gelegt!

1041.

e. o.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Freyberg*, b. Craz und Gerlach: *Kleine Privatagende oder Auszug (aus) der Kirchenordnung, zum Gebrauch bey Haustaufen, Privatcommunionen und Begräbniffen, nebft einigen neuen Formularen bey der Taufhandlung*, in diefe bequeme Form gebracht von *C. J. Mühle.* 1806. 46 S. kl. 8. (4 Gr.)

Eine ganz unbedeutende Schrift, welche gar keine Anzeige verdiente, wenn nicht Mancher, durch den Titel verführt, etwas Neues zum liturgifchen Gebrauch in derfelben fuchen dürfte, und daher eine Warnungs-Anzeige nöthig wäre. Hr. *M.* (vermuthlich ein Glöckner), fand es unbequem, dafs Prediger bey Privatamtsverrichtungen neben den Hoftien und Weingefäfsen fich mit dem Priefterrock und auch wohl noch mit dem fchweren Kirchenbuch tragen follten, und liefs daher diefe Bogen drucken. Es kommen darin aufser den alten Formularen bey der Taufe, Privatcommunion, und Begräbniffen, noch 2 neue, aber fchon bekannte, Taufformulare vor. Gewifs eine vergebliche Mühe, die Hr. *M.* auf fich nahm, ob er gleich hofft, es werde jeder Paftor, Prediger, Diakonus, Cantor, Glöckner u. f. w. ihm für diefe Arbeit danken. Dem Rec. ift nicht ein einziger Prediger bekannt, der einer folchen Erleichterung bedürfte. Übernimmt denn nicht gewöhnlich jene Gefchäfte der Glöckner, Küfter, Schuldiener, und andere Perfonen, welche dafür ein kleines Accidenz erhalten? Und was haben denn diefe bey dergleichen Amtsverrichtungen viel zu thun, wenn fie auch der Mühe, das Kirchenbuch zu tragen, überhoben feyn wollen?

Ker.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MAY, 1811.

JURISPRUDENZ.

Cassel, in d. königl. Druckerey: *Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie. Tome III.* Contenant les Decrets rendus pendant le deuxième semestre 1809. No. 33—52. XIX. 16 u. 615 S. — *Tome I* de l'an 1810. Contenant les Loix et Decrets rendus pendant le premier trimestre 1810. No. 1—16. XIX, 20 u. 685 S. — *Tome II* de l'an 1810. Contenant les Decrets insérés depuis le 1 Avril — 31 Aout 1810. XXVII, 40 u. 524 S. — *Tome III.* Contenant les Decrets rendus pendant les quatres derniers mois de 1810. XXVII, 23 u. 542 S. 8 — Auch mit gegenüberstehendem deutschem Titel und Texte. (Der Jahrgang Subscription bey den Posten und General-Einnehmern in dem Königreiche Westphalen 12 Franks.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1810. No. 51. 52.)

Rec. fährt fort, durch eine kurze Anzeige der merkwürdigsten, dem westphälischen Gesetzbulletin einverleibten Gesetze und k. Decrete, das auswärtige Publicum von den Fortschritten der Legislation in dem Königreiche Westphalen zu belehren.

(No. 97.) Der Tod *Johannes von Müller*, welcher, seitdem er von dem Posten eines Minister-Staats-Secretärs abgegangen war, das wichtige Amt eines Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts bekleidet hatte, erfüllte mit Trauer jeden denkenden Westphalen, vorzüglich aber die Vorsteher und Mitglieder öffentlicher Unterrichtsanstalten. Nach einem solchen Vorgänger war ein Nachfolger schwer zu finden. Der König fand ihn, unter dem Beyfalle eines jeden gelehrten Staatsbürgers, in der Person des Staatsraths Baron *von Leist*, und ernannte diesen durch ein Decret v. 1 Jul. 1809 an *Müllers* Stelle wiederum zum Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Nicht leicht ist eine Erwartung mehr erfüllt, als die, welche das Publicum sogleich von dieser Ernennung hegte. Anderthalb verflossene Jahre lassen jetzt bereits darüber urtheilen. Der Baron *von Leist*, selbst einst berühmter akademischer Lehrer, und als solcher genau mit unseren höheren gelehrten Bildungsanstalten bekannt, deren Geist und Einrichtung der Mehrzahl der Ausländer noch stets ein Räthsel blieb, nahm sich des öffentlichen Unterrichts, besonders des höheren, mit einer solchen Thätigkeit an, dass Resultate entstanden, von denen, selbst in ruhigen und *in jeder Hinsicht* glücklichen Zeiten, in dem Masse keine, oder wenige Beyspiele vorhanden waren. Neue berühmte Lehrer wurden berufen; den vorzüglichsten der älteren wurden erhöhte Besoldungen und öffentliche Ehrenbezeugungen zu Theil; talentvolle Jünglinge wurden unterstützt und der Militärconscription entzogen; Bibliotheken wurden vermehrt und ihr Local verschönert; der Bau einer neuen Sternwarte zu Göttingen angefangen und die nöthigen Fonds zu ihrer Vollendung zugesichert, und vor allem anderen, die bisherigen *fünf* Universitäten des Königreichs wurden, ohne dass man sich an ihren geheiligten Fonds vergriffen hätte, in *drey* vereinigt. Auch die, den gelehrten Blättern des Inlandes zugesicherte Postfreyheit ist, selbst in solchen Blättern, deren Vertrieb durch das erhöhete Porto leider erschwert worden ist, dennoch dankbar zu erwähnen. — Diese und mehrere Einrichtungen sind gewiss den Vorträgen des Staatsraths *von Leist* besonders zu verdanken, und gern wird sein Name neben dem eines *Münchhausen*, der um die gesammte europäische Cultur so grosse Verdienste sich erwarb, von der Nachwelt genannt werden. Wenn erst eine gleiche Sorgfalt, wie den höheren Bildungsinstituten zu Theil wurde, auch auf die niederen Schulen, besonders der Mittel- und Districts-Städte, deren Lehranstalten hin und wieder in dem schlechtesten Zustande sind, verwendet seyn wird: so wird gewiss das Königreich Westphalen jedem anderen Staate, in Hinsicht der Grösse und Trefflichkeit der Unterrichtsanstalten, gleich und sogar vorgesetzt werden müssen. Möge Hr. v. *Leist* sich bald dieses neue Verdienst um Westphalen zu erwerben!

(No. 105.) Sehr merkwürdige Dispositionen enthält das k. Decret v. 27 Jul. 1809, wodurch *das die Leibeigenschaft aufhebende Decret* v. 23 Januar 1808 erklärt wird. Als eine Folge der constitutionsmässigen Abschaffung der Leibeigenschaft, wurden durch das letztere Decret alle persönlichen Dienste für aufgehoben erklärt, welche nicht in Rücksicht der Überlassung eines Grundstücks geleistet werden mussten; unter den Diensten aber, die zu der Kategorie derjenigen gehörten, die in Rücksicht der Überlassung eines Grundstücks oblagen, wurden diejenigen, *ohne irgend eine Entschädigung*, aufgehoben, welche dadurch, dass sie völlig willkührlich waren, das Schicksal der Dienstpflichtigen, ohne alle Einschränkung, hätten härter machen können. Da nun die Erklärung mehrerer Ausdrücke in dem Decrete v. 23 Jan. 1808 Schwierigkeiten fand: so wurde dasselbe durch das gegenwärtige Decret erklärt, und genau bestimmt, welche Frohndienste als noch bestehend, und welche

hingegen als aufgehoben zu betrachten ſind. Nur jene Hand- und Spann-Dienſte ſind beybehalten, die als eine Folge und der Preis der geſchehenen Überlaſſung eines Grundſtücks oder Einräumung eines dinglichen Rechts betrachtet werden können. — Ausnahme machen Gemeinde-Frohnen, Landes-Frohnen oder Landfolge. — Der Dienſtherr kann indeſs nicht mit dem Beweiſe der geſchehenen Überlaſſung eines Grundſtücks oder dinglichen Rechts belaſtet werden; vielmehr wird dieſelbe aus dem Beſitze, worin ſich der Dienſtpflichtige befindet, vermuthet, ſelbſt wenn der gegenwärtige Dienſtherr das Grundſtück oder dingliche Recht nicht ſollte überlaſſen haben. — Folgende Frohndienſte ſollen in Zukunft nicht mehr gefodert werden können: 1) Diejenigen, welche wegen der Lehnsverbindung oder des verliehenen Schutzes geleiſtet werden muſsten. 2) Die Jagdfrohnen, ohne alle Einſchränkung. 3) Die ungemeſſenen Dienſte. Als ſolche werden *nicht* betrachtet diejenigen, welche durch ihre Quantität oder durch die Anzahl der Tage beſtimmt ſind; diejenigen, welche es dadurch ſind, daſs die Gröſse der Grundſtücke beſtimmt iſt, von welchen die Dienſtfähigen zu dienen verpflichtet ſind. Aufgehoben ſind die Baudienſte, Baufrohnen, Burgfeſte, es ſey denn, daſs bey denſelben die Anzahl der Tage beſtimmt wäre. — Vielleicht wäre es nicht unbillig geweſen, wenn das Geſetz, ſtatt die unbeſtimmten Dienſte, ohne alle Entſchädigung für den Dienſtherrn, aufzuheben, ſolche auf beſtimmte, nach einem billigen Maſsſtabe, reducirt hätte. Rec. ſind Beyſpiele bekannt, wo von zwey benachbarten Gutsbeſitzern der eine wöchentlich *vier* Spanndienſttage, der andere aber unbeſtimmte Spanndienſte von ſeinen Dienſtpflichtigen zu fodern berechtigt war. Der letztere konnte alſo, wenn er hart und unbillig ſeyn wollte, *ſechs* Dienſttage fodern. Nie machte er aber von dieſem Rechte Gebrauch, ſondern er foderte ſelten mehr als zwey Dienſttage. Sollte er jetzt ſich nicht zu beklagen haben, daſs er ſein Recht, *ſechs* Dienſttage zu fodern (denn auf eine mehrere Tage konnte doch kein unbeſtimmter Dienſt ausgedehnt werden), verlor, während ſein Nachbar das Recht, *vier* Dienſttage wöchentlich zu fodern, behielt? Sollte es nicht ganz der wohlthätigen Abſicht des Geſetzgebers entſprochen haben, wenn alle Dienſte, beſtimmte und unbeſtimmte, auf das *Maximum* von *zwey* wöchentlichen Dienſttagen, in ſofern ſie ſolches überſchritten, reducirt wären? Rec. hält dafür, daſs hiedurch mehrere Dienſtpflichtige an der Wohlthat des Geſetzes Theil erhalten hätten, ohne daſs ein Dienſtherr bedeutend in ſeinen Eigenthumsrechten gekränkt wäre. Vielleicht iſt eine Modification dieſer Geſetzgebung von der Weisheit der Regierung noch zu erwarten.

(No. 109.) Nicht leicht iſt eine geſetzliche Verfügung mit gröſserer Sehnſucht von den Staatsbürgern erwartet, und nicht leicht war eine ſolche dringenderes Bedürfniſs, als eine *Sporteltaxe* für die Friedensgerichte und Tribunale erſter Inſtanz in dem Königreiche Weſtphalen. Zahllos und unerhört waren die Miſsbräuche, welche der Mangel ſolcher geſetzlichen Beſtimmungen herbeyführte. Das gegenwärtige Decret v. 21 Jul. 1810 ſetzt die *Sporteltaxe für die Friedensgerichte* feſt, und *anderthalb Jahre nachher* iſt auch eine Taxe für die Tribunale erſter Inſtanz erſchienen. Bey Beſchwerden wegen Überſchreitung der Taxe bewirkt der Präſident des Diſtrictstribunals entweder ſelbſt, oder durch einen von ihm dazu beauftragten Richter, die Feſtſetzung, und verordnet nöthigenfalls die Zurückzahlung des zu viel Bezahlten. Die Sporteln ſelbſt flieſsen in eine Caſſe, deren Betrag ſo vertheilt wird, daſs der Friedensrichter $\frac{2}{3}$, und ſein Greffier $\frac{1}{3}$ davon erhält. — Vielleicht wäre es zweckmäſsig geweſen, dieſes Sporteln-Emolument, wie bey den Diſtrictstribunalen geſchehen iſt, auf ein *Maximum* feſtzuſetzen. Denn nicht allein erhalten die Friedensrichter in den gröſseren Städten durch die Sporteln eine ganz unverhältniſsmäſsig hohe Einnahme, ſondern der eigene Vortheil reiſst auch Manchen, aller Wachſamkeit der königl. Procuratoren ungeachtet, zu einem geſetzwidrigen Sportuliren hin, obgleich dieſes im Wiederholungsfalle mit Suspenſion und Abſetzung beſtraft wird. Die Sportelſätze ſelbſt ſind äuſserſt billig, und werden ſie ſtets gehörig befolgt: ſo kann ſich gewiſs Niemand über koſtſpielige Juſtiz bey den Friedensgerichten beſchweren, eine Klage, die man ſo allgemein hört. So wird z. B. das Protocoll, worin die Klage enthalten iſt, nebſt der Vorladung mit 1 Frank 50 Cent. (1 Fr. = 6 gr. 2 pf. Conv. G.) bezahlt. Eine öffentliche Audienz mit 2 Fr. Ein interlocutoriſches Urtheil mit 2 Fr. Ein Endurtheil, auf den Vortrag beider Theile, mit 4 Fr. In Proceſsſachen von 20 Fr. und darunter wird für die ganze Verhandlung, nebſt dem Erkenntniſs und den Schreibgebuhren, nur 1 Fr. 50 Cent. bezahlt. Die Hälfte der ordinären obgedachten Sätze hat Statt, wenn der ſtreitige Gegenſtand 20 bis 148 Fr. beträgt; das Doppelte, wenn der Gegenſtand 3000 Fr. und darüber, und das Dreyfache, wenn er 10000 Fr. und darüber beträgt.

(No. 110.) Das k. Decret v. 1 Aug. 1809 errichtet eine *Verwaltung der Brücken, Chauſſees und öffentlichen Gebäude*. Es iſt dieſe mit der Generaladminiſtration der Berg- und Hütten-Werke in der Perſon deſſelben Generaldirectors vereinigt.

(No. 114.) Das k. Decret v. 10 Aug. 1809 enthält die Beſtimmungen, daſs alle gelehrten *Zeitungen* und alle *Monats-* und *Zeit-Schriften*, welche ein- oder zweymal des Monats oder in gröſseren Zeiträumen und in Heften von mehr als zwey ganzen Bogen erſcheinen, ſowohl von den Buchhändlern als von der Poſt abgeſetzt werden können.

(No. 117.) Das k. Decret v. 17 Aug. 1809 erkennt die *gerichtlichen* und *Pupillen-Depoſiten*, die in den Jahren 1806 und 1807 aus den öffentlichen Caſſen *an die franzöſiſchen Armeen verabfolgt* ſind, für Staatsſchuld an.

(No. 121.) Das k. Decret v. 18 Aug. 1809 beſtimmt die Art und Weiſe, wie die nicht aufgehobenen *Dienſte* und *Grundabgaben* ſollen abgelöſt werden können. — Nach der in dieſem Decrete enthaltenen, nachher in Hinſicht der *Zehnten* durch ſer-

tere gesetzliche Verfügungen sehr modificirten Legislation, können alle nicht aufgehobenen Dienste, Zinsen, Zehnten und alle übrigen Arten von Grundabgaben von den Pflichtigen unter folgenden Bedingungen abgelöst werden. *Geldzinsen* oder *Geldrenten* werden durch Erlegung des zwanzigfachen Betrages abgekauft, es sey denn, dass die Grösse des Capitals in der ursprünglichen Urkunde bestimmt wäre. Alle *Fruchtzinsen* und *Fruchtpräsiationen* sollen nach den Durchschnittspreisen, welche aus den an den Districts-Hauptorten Statt gefundenen Marktpreisen hervorgehen, abgeschätzt werden, so dass bey Formirung des Durchschnittes die letzten dreyssig Jahre vor demjenigen Zeitpuncte, wo der Abkauf verlangt wurde, zum Grunde gelegt werden. Die aus dieser Rechnung sich ergebende Summe eines Jahres soll durch Erlegung des 25fachen Betrags derselben abgelöset werden können. Die nicht aufgehobenen *Dienste* sollen von drey Sachverständigen, welche von den Dienstherren, Dienstpflichtigen und Tribunalspräsidenten ernannt werden, abgeschätzt werden. Die Sachverständigen müssen bey Bestimmung des Werths derjenigen Dienste, die zur Cultur und Benutzung der Grundstücke geleistet werden, die gerechte und verhältnissmässige Schadloshaltung zum Grunde legen, welche dem Dienstherren gebührt, um denselben wegen der Kosten, die er in Zukunft für die durch Dienste bisher verrichteten Arbeiten aufzuwenden wrd genöthigt seyn, entschädigen. Die durch diese Berechnung herauskommende jährliche Summe soll, gegen Erlegung des 25fachen Betrags derselben, abkäuflich seyn. Doch sind die Dienstpflichtigen nicht verbunden, das Capital selbst zu erlegen, sondern es steht ihnen frey, es mit 5 Procent zu verzinsen. — Die in dem gegenwärtigen k. Decrete vorgeschriebene, äusserst gerechte und billige Methode, wie bey der Ablösung der Fruchtzehnten zu Werke gegangen werden sollte, ist durch ein späteres k. Decret (v. 7 Sept. 1810) grösstentheils wieder aufgehoben, da jene ersteren Dispositionen nur einen geringen Erfolg zeigten. Rec. beschränkt sich daher, zur Ersparung des Raums, nur kürzlich die letzteren, *jetzt geltenden* Verfügungen anzuzeigen. Zum Behuf der Ablösung der Zehnten und anderer Grundabgaben, soll in jedem Departement ein Ausschuss errichtet werden, welcher aus dem Präfecten und dem Präfecturrathe besteht. Diejenigen, welche von der Ablösungsbefugniss Gebrauch machen wollen, haben sich an diesen Ausschuss zu wenden, dessen Pflichten sodann darin bestehen, auf irgend eine Art eine gütliche Vereinbarung unter den Parteyen zu bewirken. Über den Durchschnittspreis des Korns, Strohs, der Thiere etc., wovon der Zehnte zu entrichten ist, soll für jeden District eine Tabelle von dem Unterpräfecten, dem Maire des Districtshauptortes und den Mitgliedern des Districtsrathes, welche sich daselbst aufhalten, verfertigt werden. Diese Tabelle soll nach dem Durchschnittspreise gemacht werden, den in dem Districte die den Zehnten unterworfenen Gegenstände während 30 Jahren gehabt haben. Die beiden theuersten und die beiden wohlfeilsten Jahre werden abgezogen. Können die Parteyen über die Ablösung des Zehntens sich nicht vereinigen: so geschieht dieselbe nach Anleitung der gedachten Tabelle, und zufolge eines von Sachverständigen darüber auszustellenden Gutachtens, auf welche Quantität von Korn, Stroh, Vieh u. s. w. der Zehntherr, ein Jahr in das andere gerechnet, sich Hoffnung machen konnte. Ist der Zehnten, welcher abgelöset werden soll, seit 30 Jahren verpachtet gewesen: so geschieht die Ablösung lediglich nach dem Durchschnittspreise der Pachtcontracte. Der Ablösungspreis besteht in dem 25fachen jährlichen Betrage des Zehntens, so wie solcher entweder durch Sachverständige oder durch die Pachtcontracte bestimmt wurde. *Die Zehntherren können das Ablösungscapital nicht baar fodern.* Es wird in eine Rente verwandelt, welche dadurch entsteht, dass es jährlich mit 5 Procent verzinset wird: diese Rente wird zwischen Martini und Weihnachten, entweder in Geld oder in Korn, nach dem Marktpreise entrichtet. Sie hat den Vorzug vor allen übrigen Schulden, mit alleiniger Ausnahme der Grundsteuer. Jeder Zehntpflichtige kann für seine Person die Ablösung des Zehntens und die Verwandlung desselben in eine Rente verlangen, ohne dass er desshalb mit den übrigen Zehntpflichtigen derselben Feldmarkt sich zu vereinigen hat. — Es steht nun zu erwarten, welche Folgen dieses Decret im Königreich Westphalen haben wird. So viel ist nicht zu leugnen, dass es viel vortheilhafter für den Zehntpflichtigen als den Zehntherren ist, indem nicht nur durch die Zerstückelung eines Zehntens, durch einzelne Ablösungen, demselben ein bedeutender Theil des Werths entzogen, sondern auch selbst der Rente dadurch Vieles von ihrem Werthe genommen wird, dass sie von dem Pflichtigen willkührlich *in Getreide* entrichtet werden kann, welches in der Regel das möglichst schlechteste seyn wird. Doch vielleicht findet der höchste Gesetzgeber Westphalens, dass er den Zehntpflichtigen zu viel einräumte, und modificirt eine Verfügung, wodurch eine grosse Classe von Eigenthümern einen grossen Verlust an ihrem Vermögen leidet.

(No. 125.) Das k. Decret v. 9 Sept. 1809 schafft die bisherige *Rittersteuer* ab.

(No. 128.) Das k. Decret v. 27 Sept. 1809 erhöhet den Preis des *Salzes* um ⅕.

Das k. Decret v. 16 Oct. 1809 verordnet die Prägung von einer Million Franken in *Billan und Kupfermünzen*. Die öffentlichen Cassen können bey ihren Zahlungen ein Procent in Kupfergelde und ein Procent in Billan bezahlen.

(No. 135.) Das k. Decret v. 13 Oct. 1809 enthält Verfügungen über das Schicksal der *Nonnen, welche dem Klosterleben entsagen.* Es steht den Äbtissinnen, Priorinnen und Laienschwestern der aufgehobenen Klöster frey, dem Klosterleben zu entsagen, und sich einen schicklichen Wohnort im Königreiche zu wählen. Finden sie keinen schicklichen Wohnort: so sind sie verbunden, das Klosterleben in einem Kloster ihres Ordens fortzusetzen. (Nachher sind jedoch

sämmtlichen Klöster im Königreiche Westphalen aufgehoben.) Zur Pension erhalten: eine Äbtissin jährlich 1200 Fr., eine Priorin 700 Fr., eine Nonne 600, eine Laienschwester 300 Fr. Ob eine katholische Nonne, welche dem Klosterleben entsagt hat, heirathen könne, ist nicht bestimmt. Rec. sollte glauben, dass eine solche Heirath unbedenklich sey, da das Gesetzbuch Napoleons klösterliche Gelübde nicht unter die Ehehindernisse zählt, und es im Königreiche Westphalen (ausser für das Militär) keine anderen Ehehindernisse giebt, als die sind, welche der C. N. aufzählt.

(No. 138.) Das k. Decret v. 27 Oct. 1809 hebt die *militärischen Specialtribunäle* auf, welche bisher im Königreiche bestanden.

Das k. Decret v. 16 Nov. 1809 enthält einen neuen *Codex der Militärconscription*, in 276 Artikeln, worin die bisher in mehreren königl. Decreten und Gutachten des Staatsraths zerstreut gewesene Legislation in Conscriptionssachen, doch in manchen Puncten modificirt, zur grossen Bequemlichkeit des Publicums vereinigt ist. Im Ganzen sind natürlich wieder dieselben constitutionsmässigen Grundsätze in diesem Codex aufgestellt, welche das k. Decret v. 25 April 1808 (S. Jen. A. L. Z. 1809. No. 6) bereits vorschrieb; jedoch werden die Staatsbürger Westphalens mit Vergnügen bemerkt haben, wie sehr es sich die Regierung angelegen seyn liess, alle diejenigen Rücksichten eintreten zu lassen, welche, ohne dass das Princip selbst angegriffen würde, irgend Statt haben konnten. So z. B. kann eine vorläufige Befreyung von der Conscription ertheilt werden: 1) solchen Individuen, die sich durch ihre Talente und erworbenen Kenntnisse auszeichnen, besonders wenn sie zu der Classe derjenigen gehören, welche sich dem öffentlichen Unterrichte und dem geistlichen Stande widmen; 2) denjenigen, welche sich durch irgend eine Art von Kunstfleiss dergestalt auszeichnen, dass grosser Nutzen für den Staat davon zu erwarten ist. An das Ende der Reserve werden die Arbeiter in den königl. Fabriken, Manufacturen und den Bergwerken gestellt, und an das Ende des Depots einzige Söhne 60jähriger Ältern, welche zu deren Unterhalte nothwendig sind; der älteste Bruder vater- und mutterloser Kinder unter 18 Jahren; jeder, dessen Bruder sich, nur nicht als Officier, in wirklichem Dienste bey der Armee befindet. Übrigens ist in diesem Codex die Procedur bey Verfertigung der Listen, der Untersuchung der Conscribirten durch den Unterpräfecten und den Recrutirungsrath mit der äussersten Deutlichkeit und Bestimmtheit vorgeschrieben, so dass Irrthümer in der Form von den bey der Conscription mitwirkenden Staatsbeamten, bey einiger Aufmerksamkeit, wohl nicht leicht Statt haben können.

(No. 145.) Das k. Decret v. 29 Nov. 1809 erfüllte den feyerlich geäusserten Wunsch der Stände des Königreichs, und bewilligte den Mitgliedern der *Gerichtshöfe* und *Tribunäle*, v. 1 Jan. 1810 an gerechnet, bedeutend *erhöhte Besoldungen*. Es erhalten nach diesem Decrete bey dem Appellationshofe *zu Cassel*: der erste Präsident 12000 Franken, die beiden anderen 9000, die 6 ersten Richter jeder 7000, die 12 folgenden jeder 6000, der Generalprocurator 9000, seine Substituten jeder 6000. Bey den Criminalgerichten der Präsident 6500, die Richter 4000, der Generalprocurator 5000. Bey den Tribunälen erster Instanz, nach der Verschiedenheit der Grösse des Aufenthaltsorts des Tribunals, der Präsident 6500 (zu Cassel), 6000 und 5000, die Richter 4000, 3500, 3000 und 2500. Die Procuratoren des Königs 4500 und 4000. Im Hannöverschen sind nachher die Besoldungen der Justizbeamten auf eine gleiche Art bestimmt worden; doch erhalten die Mitglieder des Appellationshofes zu Celle nicht ganz dieselbe Besoldung als die des Appellationshofes zu Cassel. So erhält z. B. der erste Präsident zu Celle nur 9000 Fr., und der zweyte, wie auch der Generalprocurator, nur 8000 Fr. jährlich. Eine Vergleichung dieser Besoldungen mit den französischen ergiebt das Resultat, dass die oberen Justizbedienten, die Präsidenten und Generalprocuratoren der Appellationshöfe in Frankreich ungleich höher als in Westphalen, dahingegen in Westphalen die unteren Justizbehörden ungleich höher als in Frankreich besoldet werden.

(No. 146.) Das k. Decret v. 29 Nov. 1809 bestimmt die *Eigenschaften, welche erfoderlich sind, um zu einer Stelle in einem Gerichtshofe oder Tribunale ernannt zu werden.* Es kann bey einem Appellationshofe Niemand zum Richter oder Generalprocurator ernannt werden, welcher nicht das 30 Jahr zurückgelegt, und wenigstens drey Jahr als Richter oder Generalprocurator bey einem Criminalgerichte, oder als Richter oder Procurator des Königs bey einem Tribunale erster Instanz, oder als Substitut des Gen. Proc. bey einem Appellationshofe gedient hat. Um Richter oder Generalprocurator bey einem Criminalhofe, oder Richter oder Procurator des Königs bey einem Tribunale erster Instanz zu werden, muss man 25 Jahr alt seyn, und zwey Jahr als Assessor gedient, oder als Friedensrichter oder Advocat sich ausgezeichnet haben. Alle Justizbedienten, selbst die Friedensrichter, müssen *drey* Jahr die Rechte auf Universitäten studirt haben. Es wird Niemand vor einer strengen Prüfung angestellt. Wer Mitglied eines Appellationshofes werden will, wird nochmals von einer Section dieses Gerichts geprüft, obgleich er schon bey einem Criminal- oder Civil-Gerichte, als Präsident, Richter oder Procureur des Königs (wie nothwendig ist), gedient hat. — Dieses k. Decret wird von den wohlthätigsten Folgen seyn; es wird verhindern, dass junge unerfahrene Männer sich nicht in die Gerichte drängen, und wird dazu beytragen, die studirenden Jünglinge, welche sich dem Richterstande widmen wollen, mit einem neuen Eifer zu erfüllen. Fing man doch schon an zu glauben, dass gründliche Kenntniss der römischen Jurisprudenz im Königreiche Westphalen entbehrt werden könne!

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MAY, 1811.

JURISPRUDENZ.

Cassel, in der königl. Druckerey: *Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie* cet.

Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

No. 148.) Das kön. Decret v. 10 Dec. 1809 betrifft ie bekannte *Vereinigung einiger Universitäten* und nderer Lehranstalten. Göttingen, Halle und Marurg sind künftig die einzigen Universitäten des Köigreichs. Halle und Rinteln wurden mit ihnen *vereinigt*. Die beiden Institute zu Klosterbergen und liddagshausen traf ein gleiches Schicksal. Das Colegium Carolinum zu Braunschweig wurde durch eie Militärschule ersetzt. So hart diese Massregeln en Mitgliedern der aufgehobenen Anstalten zum 'heil scheinen mochten: so nothwendig waren sie. Offenbar waren *fünf* Universitäten für den Umfang es Königreichs zu viel, und so war es nothwendig, ass einige das stets harte Schicksal der Aufhebung reffen musste. Unter diesen wird *Helmstädt*, die Viege von so manchen grossen Gelehrten, gewiss am reisten beklagt: so wie durch die Aufhebung des Seninarii zu Riddagshausen am wenigsten verloren ist. Übrigens versteht es sich von selbst, dass sich der Staat ichts von den Gütern der aufgehobenen Institute ugeeignet hat: *Alles* ist von Neuem dem Zwecke eheiligt, dem es von den ersten Stiftern beimmt war.

(No. 149.) Durch das kön. Decret v. 25 Dec. 1809 vird ein Ritter-Orden, unter der Benennung: *Orden er westphälischen Krone*, zur Belohnung der militäischen und Civil-Verdienste gestiftet. Der Orden at zehn Grosscommandeurs, von welchen drey Grossommendarieen haben, dreyssig Commandeurs und reyhundert Ritter. Der König ist Grossmeister des Ordens. Der Gehalt der Grosscommandeurs, welche eine Commendarieen haben, und der Commandeurs esteht jährlich in zweytausend Franken. Die Ritter mpfangen jährlich zweyhundert funfzig Franken. Es nd dem Orden bedeutende Güter ausgesetzt, welche on einem General-Schatzmeister, der den Rang eies Staatsraths hat, verwaltet werden.

Tom. I. 1810. Das kön. Decret v. 21 Jan. 1810 rnennet eine *Commission für die Bittschriften*, von velchen die Supplicanten wünschen, dass sie vor ie Augen des Königs gebracht werden. Diese Commission besteht aus einem Staatsrathe, welcher en Titel General-Requetenmeister führt, und zwey Staatsraths-Auditoren. Diese letzteren verfertigen aus den Bittschriften Auszüge, und statten Vorträge daraus an den ersten ab. Der General-Requetenmeister legt wöchentlich einmal dem Könige die eingegangenen Bittschriften vor, und empfängt darüber dessen Befehle. Schwerlich giebt es im Königreiche ein wichtigeres und ehrenvolleres Amt, als das eines General-Requetenmeisters; welches bis jetzt der Hr. Graf *von Meerveldt* bekleidet.

(No. 15.) Das *Gesetz* v. 7 Febr. 1810 enthält das *Staats-Budjet*. Die Contributionen für das J. 1810 sind folgendermassen festgesetzt: Grundsteuer 10 Mill. Frank. (die ehemaligen drückenden Additionalcentimen sind aufgehoben); Personensteuer 4 Mill. Fr.; Patentsteuer 1 Mill. 400tausend Fr.; Consumtionssteuer 7 Mill. Fr.; Stempelsteuer 1 Mill. vierhunderttausend Fr.; Salzregal neunhunderttausend Franken. Der provisorische Credit für das Jahr 1810 besteht in Folgendem:

Für die öffentliche Schuld	4.500,000	Fr.	
— die Civilliste	5,000,000	—	
— den Staatsrath	320,000	—	
— das Ministerium der Justiz	1,902,466	—	66⅔ Cent.
— das Ministerium des Staatssecretariats und der auswärtigen Angelegenheiten	1,090,000	—	
— das Ministerium der Finanzen, des Handels und des Schatzes	7,450,000	—	
— das Ministerium des Krieges	10,500,000	—	
— das Ministerium des Innern	3,809,419	—	88⅓ —
Summe	34.571,886	Fr.	

(No. 16.) Das kön. Decret v. 31 Jan. 1810 enthält Verfügungen über die *Dotation des Ordens der westphälischen Krone*, über die Verwaltung seiner Güter und Einkünfte, und über das zur Erziehung der Töchter von Mitgliedern des Ordens bestimmte kön. Haus. Dieses letztere soll zu *Kauffungen* eingerichtet werden, und die Einkünfte des bisherigen Capitels daselbst, in sofern sie die jährlichen Ausgaben übersteigen, sind zur Begründung des königl. Hauses angewiesen. Die Zahl der Zöglinge besteht aus 25, und kann bis auf 50 vermehrt werden. Sie erhalten einen Brautschatz von 12,000 Fr. Die Erziehung wird von besonders ernannten Damen besorgt. Das Ganze steht unter der Aufsicht des Grosskanzlers des Ordens.

(No. 18.) Das kön. Decret v. 5 Febr. 1810 enthält die *Statuten des westphälischen Ordens*. Rec. übergeht ihren Inhalt, da sie von mehreren Journalen in Deutschland vollständig bekannt gemacht sind. Das bertuchsche *Modejournal* hat auch (freylich sehr

ſchlecht gerathene) Abbildungen, ſowohl von den alten als neuen Ordenszeichen, mitgetheilt.

(No. 23.) Das Geſetz v. 14 Febr. 1810 enthält die revidirte *correctionelle Proceſsordnung*, welche der Gegenſtand einer beſondern Recenſion ſeyn wird.

(No. 36.) Das kön. Decret v. 15 März beſtimmt die *Perſonalſteuer* für das Jahr 1810. Die durch dieſe Steuer aufkommenden Summen fließen lediglich in die Amortiſationscaſſe, und werden gewiſſenhaft einzig und allein zur Bezahlung der Staatsſchulden und ihrer Intereſſen verwendet. Dieſe Steuer theilt ſich in zwey Abtheilungen. I) Die *eigentliche Perſonalſteuer* ſoll nach Köpfen und monatsweiſe von allen weſtphäliſchen Unterthanen und im Königreiche wohnhaften Fremden, welche das 16 Jahr zurückgelegt haben, bezahlt werden. Sie wird in 10 Claſſen erhoben. In der 1ſten Claſſe bezahlt Jeder für ſich, ſeine Frau und Kinder 1 Fr. 34 Cent. monatlich, in der 2ten 1 Fr. 17 Cent., in der 5ten 66 Cent., in der 9ten 25 Cent., in der letzten 17 Cent. Für die Domeſtiken wird in der 1ten und 2ten Claſſe 34 Cent., und in den übrigen 25 und 17 Cent. bezahlt. Rec. muſs geſtehen, daſs es ihm ſcheint, als wenn der Umſtand, Frau und Kinder zu haben, in den jetzigen Zeiten eher der Maſsſtab zu einer *Verminderung* als zu einer *Erhöhung* der Steuer ſeyn müſſe. Er möchte daher vielmehr vorſchlagen, die ſich jetzt, beſonders in den höheren Ständen ſehr mehrenden *Hageſtolzen* mit beſondern Steuern, anzuſetzen. Gewiſs wäre die Verordnung: *Jeder Hageſtolz der 4 erſten Claſſen ſoll ſo beſteuert werden, als wenn ſeine Familie aus fünf ſteuerpflichtigen Mitgliedern beſtände*, im höchſten Grade gerecht. II) *Die Einkommenſteuer* iſt gänzlich unabhängig von der Perſonenſteuer, und unendlich ſchwieriger aufzubringen. Sie wird von dem reinen Ertrage der Grundſtücke, Renten, Gefälle, Appanagen, Pachtungen, Domänen, Beſoldungen, beſtimmten Remiſſen, Sporteln, Penſionen und überhaupt Einkünften aller Art erhoben, doch nur von denen, welche ein Einkommen von mehr als 1000 Fr. haben.

Die Steuerpflichtigen bezahlen jährlich nach dem Mittelanſatz:

von	1000	Fr.	bis	2000	Fr.	—	30	Fr.
—	2000	—	bis	3000	—	—	50	—
—	3000	—	bis	5000	—	—	80	—
—	5000	—	bis	8000	—	—	130	—
—	8000	—	bis	12000	—	—	200	—
u. ſ. w., bis endlich								
von	200,000		bis	300,000	—	—	5000	Fr.

Die Einzeichnung geſchieht freywillig; doch, wird ein Betrug vermuthet: ſo haben Nachforſchungen Statt. — Dieſe erhöhte Steuer wurde nothwendig, weil die bisher übliche, da Niemand höher als zu 60 Fr. taxirt werden konnte, die nöthigen Reſultate bey weitem nicht hervorbrachte. Auch die gegenwärtige Steuer ſoll in der Ausübung Schwierigkeiten finden; doch hat ſie bewirkt, daſs die Amortiſationscaſſe ihre Verpflichtungen pünctlich zu erfüllen im Stande geweſen iſt.

(No. 37.) Enthält die Fortſetzung der beſondern beurtheilten *bürgerlichen Proceſsordnung*.

T. II. 1810. (No. 50.) Das k. Decret v. 12 April 1810 enthält die Verfügung, daſs Jeder, welcher einen *widerſpenſtigen Conſcribirten oder Deſerteur* in ſeinen Dienſt, oder aus welchem Grunde es ſey, bey ſich *aufnimmt*, wenn er ihn nicht zuvor dem Canton-Maire vorgeſtellt hat, um ſeine Papiere und Päſſe unterſuchen zu laſſen, mit *einjähriger Gefängniſsſtrafe* und einer Geldbuſse von höchſtens 3000 Fr. belegt werden ſoll.

(N. 55.) Das kön. Decret v. 2 May 1810 verordnet, daſs, vom 1ten Jan. 1810 an, die von den ehemals *ſteuerfreyen Grundſtücken* zu entrichtende *Grundſteuer* der von den ſo genannten ſteuerpflichtigen Grundſtücken zu leiſtenden gleich geſetzt ſeyn ſolle.

(No. 57.) Das kön. Decret v. 23 May 1810 ſetzt die *Bedingungen* feſt, *um zum Advocaten oder Procurator ernannt zu werden.* Advocat kann Niemand werden, wer nicht 22 Jahr alt iſt, drey Jahre die Rechte auf einer Univerſität ſtudirt, ein Jahr bey einem Advocaten gearbeitet hat, und ein Examen beſtanden hat. Die Prüfung geſchieht vor dem Gerichte, bey dem ſich der Candidat meldet. Procurator kann Niemand werden, der nicht bereits Advocat geweſen iſt. Hierin weicht alſo die weſtphäliſche Verfaſſung ſehr weſentlich von der franzöſiſchen ab, nach welcher der Stand eines Advocaten unendlich ehrenvoller als der eines Procuratoren (*avoué*) iſt, ſo daſs ſich gewiſs nicht leicht Jemand entſchlieſsen würde, den erſten mit dem letztern zu vertauſchen. Der Advocat iſt in Frankreich der gerichtliche *Redner*, der Procurator nur der einen beſtimmten Mechanismus befolgende Inſtruent.

(No. 74.) Das kön. *Decret* v. 7 Jul. 1810 enthält die Verordnung und den bedeutend erhöhten Tarif über die Erhebung der *Stempelſteuer*. Der gewöhnliche Stempel, welcher zu jedem einzelnen Bogen gerichtlicher Verhandlungen, oder ſolcher, welche den Gerichten präſentirt werden können, anzuwenden iſt, beträgt 25 Centimen. Auch der Erbſchaftsſtempel iſt erhöht.

(No. 89.) Das kön. Decret v. 4 Aug. betrifft die Errichtung einer *Oberrechnungskammer* für das ganze Königreich. Die Rechnungen der höheren Rechnungsbeamten des Königreichs ſind der Reviſion dieſer Kammer unterworfen, welche nach der in Frankreich eingerichteten *chambre des comptes* organiſirt iſt, und eine faſt gerichtliche Einrichtung hat. Doch iſt in Weſtphalen nicht, wie in Frankreich, ein *Miniſtère public* (Procureur des Staats) bey der Rechnungskammer angeſtellt. Sie beſteht aus einem Präſidenten, ſechs Rechnungsräthen und zwölf Referendarien. Die Kammer verſammelt ſich regelmäſsig einmal in der Woche, um auf die Relationen der Rechnungsräthe über die definitiven Abſolutorien der Rechnungsbeamten, oder über die Summen, welche ihnen zur Laſt bleiben, abzuſprechen. Dieſs Collegium hat ſeinen Sitz zu Caſſel. Zum Präſidenten iſt der Staatsrath

von Patje (ehem. Geh. Cabinetsrath zu Hannover) ernannt.

(No. 96.) Das kön. Decret v. 7 Aug. 1810 organisirt die *Gerichtsverfassung*, ganz auf den bekannten westphälischen Fuss, *in den aus den ehemaligen hannöverschen Provinzen gebildeten Departements.* Es werden bey dieser Gelegenheit die allgemeinen Wünsche der ehemaligen Hannoveraner von dem Könige erfüllt, und, statt des bisherigen Ober-Appellationsgerichtes zu Celle, an demselben Orte ein *Appellationshof* errichtet, welcher seine Gerichtsbarkeit über die Departementer des Norden, der Aller, der Ocker, der Elbe und der Nieder-Elbe erstreckte, von welchem Bezirke jetzt ein bedeutender Theil, nämlich die Districte *Haarburg*, *Nienburg*, *Brennervörde*, *Stade* und *Lüneburg* (fast gänzlich), durch die Vereinigung mit Frankreich, verloren gegangen sind. Der Appellationshof zu Celle besteht, ausser den Präsidenten der Criminalhöfe des Ressorts, welche Mitglieder desselben sind, aus zwey Präsidenten, zwölf Richtern, einem Generalprocurator, und einem Substituten desselben. Das Gericht theilt sich in zwey Sectionen. Fast sämmtliche Mitglieder des ehemaligen Oberappellationsgerichts sind wieder Mitglieder des Appellationshofes geworden, mit Ausschluss der Präsidenten, zu welchen der Canzleydirector *Rumann* zu Hannover und der Präsident *von Strombeck* zu Einbeck ernannt wurden. Die Criminalhöfe, Districts-Gerichte und Friedens-Gerichte sind ganz auf die bekannte westphälische Art, welche sich nur in Hinsicht der Criminalhöfe, die in Frankreich durch die *Cours d'assisses* ersetzt sind, von der französischen unterscheidet, eingerichtet.

(No. 111.) Das kön. Decret v. 29 Aug. 1810 verordnet, dass die *öffentliche Schuld der vormals hannöverschen*, durch den pariser Vertrag vom 14 Januar 1810 mit Westphalen vereinigten *Provinzen*, bis durch ein Gesetz anders darüber verfügt seyn wird, von der öffentlichen Schuld der alten Departementer abgesondert verwaltet werden soll. Die Zinsen dieser Schuld sollen für das laufende Jahr mit zwey Procent bezahlt werden, welches auch wirklich, zur grossen Freude der Staatsgläubiger, geschehen ist. — Man muss mit gerechter Ehrfurcht für eine Regierung erfüllt werden, welche, selbst in so schwierigen Zeiten, als die gegenwärtigen sind, statt darauf zu denken, sich ihren Verpflichtungen zu entziehen, nur darauf sinnt, wie sie erfüllet werden können.

(No. 112.) Das kön. Decret v. 29 Aug. 1810 bestätigt das *Landesökonomie-Collegium zu Celle*, welches bereits, durch veranlasste und regulirte Gemeindetheilungen, so viel Gutes stiftete. Es wäre unendlich zu beklagen, und als ein wahrer Landesverlust anzusehen gewesen, wenn ein so nützliches Institut in dem allgemeinen Strudel hätte untergehen sollen. Präsident dieses Collegii ist der durch Kenntnisse und Patriotismus ausgezeichnete ehemalige Landschaftsdirector *von Lenthe*.

T. III. 1810. (No. 115.) Das kön. Decret v. 4 Sept. führt für die Mitglieder der *Oberrechnungskammer* und der sämmtlichen *Gerichte* ein *Costüme* ein, welches genau dasselbe ist, dessen sich diese Behörden seit Jahrhunderten in Frankreich bedienen. Jemand, der jetzt einer westphälischen Gerichtssitzung beywohnt, glaubt sich in die Zeiten Ludwigs XI versetzt. Es lässt sich nicht leugnen, dass das Ganze einen sehr imponirenden Eindruck macht, und also für öffentliche Sitzungen zweckmässig ist.

(No. 138.) Das kön. Decret v. 30 Sept. 1810 enthält eine neue Organisation der Generalverwaltung der *Posten*, und erfüllet einen der gerechtesten Wünsche des Publicums dadurch, dass es das Brief- und Paquet-Porto auf eine sehr bedeutende Art heruntersetzt. Künftig kostet im Königr. Westphalen der einfache Brief (v. 12 Grammen) für die Entfernung von *einer* Meile 10 Cent., — bis 2 M. — 15 Cent., bis 6 M. — 20 Cent., bis 10 M. — 30 Cent., bis 15 M. — 40 Cent., bis 20 M. — 50 Cent. u. s. w. bis 100 M. — 1 Frank. 20 Cent. Gewiss lässt sich gegen das Porto für die *entfernteren* Distanzen nichts Bedeutendes einwenden; sollte es aber wohl ganz zweckmässig seyn, einen Brief, welcher nur 1 Meile zu gehen hat, mit 10 Cent. (8 Pf.) bezahlen zu lassen? Jemand, der z. B. einen dreyfachen Brief abzusenden hat, und Antwort erwartet, handelt weit vortheilhafter, wenn er mit seinem Briefe einen expressen Boten absendet, der ihm, in den meisten Gegenden, nicht mehr als 4 Gr. kosten wird. Nicht zu gedenken, dass die durch das Zusammentreten Mehrerer zur Absendung eines gemeinschaftlichen Boten Statt habende Defraude nicht zu verhindern steht. Rec. glaubt, dass das Porto für kleine, durch Boten leicht zu beschickende Distanzen das möglichst Geringste seyn muss, um solchergestalt den besonderen Boten das Handwerk zu verderben. Ein Brief für 1 Meile sollte billig nicht mehr als drey Pfennige kosten, dann würde sich kein Bote mit Defrauden befassen, und der Staat würde, durch eine 10 und 20fache Menge der Briefe, für die geringen Entfernungen hinlänglich entschädigt werden, und zugleich sich den Dank des Publicums erwerben. — Acten, Manuscripte, Documente, welche über 60 Grammen (4 Loth) wiegen, werden mit der fahrenden Post versendet, und bezahlen, bis zu 8 Loth, 2faches; bis zu 16 Loth, 3faches; bis zu 24 Loth, 4faches; bis zu 1 Pfund, 5faches Briefporto. Noch schwerere Paquete sind *verhältnissmässig* noch wohlfeiler. Eine Inconvenienz, welche aus dieser Einrichtung entsteht, ist, dass ein drey- oder vierfacher Brief, da er noch mit der reitenden Post geht (welches oftmals dem Absender völlig gleichgültig ist), ein höheres Porto als ein Paquet von 4 oder 8 Loth (welches mit der fahrenden Post abgesendet wird) kostet. Hiedurch wird veranlasst, dass die Briefe mit gleichgültigen Effecten beschwert werden, um sie mit der fahrenden Post absenden zu können. Es dünkt Rec., dass diese Inconvenienz dadurch hätte vermieden

werden können, dass man jedem Absender freygestellt hätte, seine doppelten, drey und vierfachen Briefe mit der fahrenden Post gegen einfaches Porto abzuschicken. Dieser, vielleicht scheinbaren Unvollkommenheiten ungeachtet, ist dieses neue Reglement als eine dem Publicum erzeigte grosse Wohlthat zu verehren.

(No. 154.) Auch durch das kön. Decret vom 11 Nov. 1810 wird einer der heissesten Wünsche des Publicums dadurch erfüllt, dass den Gerichtshöfen und Tribunalen eine Sporteltaxe vorgeschrieben wird. Die Taxe ist sehr mässig, und richtet sich grösstentheils nach der Grösse des streitigen Objects. In das Detail hineinzugehen, erlaubt der Raum nicht; doch glaubt Rec. mit Recht behaupten zu können, dass diese Taxe im Ganzen gewiss bedeutend niedriger, als die bisher in den meisten Gerichten des Königreichs üblich gewesenen, sey. Jetzt wird mit gleicher Sehnsucht, als bey der Sporteltaxe der Fall war, eine Taxe für die Procuratoren, Advocaten und Huissiers erwartet, für welche die jetzige Ungewissheit, indem die alten Taxen keinesweges auf den neuen Process anzuwenden sind, eine wahre Fundgrube ist. Es läst sich erwarten, dass ein Gouvernement, welches so Viel in so kurzer Zeit ordnete und schuf, und welches so unendliche Verdienste, besonders um das Justizwesen, hat, diesen Zustand der Ungewissheit bald zur Endschaft bringen wird.

(No. 164.) Das kön. Decret vom 26 Nov. 1810 hebt ein Urtheil des Tribunals zu Heiligenstadt auf, welches, ohne vorhergegangene kön. Autorisation, einen Huissier absetzt. Jenes Urtheil war dem 20 Art. des kön. Decret v. 11 März 1809 gänzlich entgegen, und konnte daher keine andere als die erlittene Folge haben. In Frankreich würde ein solches nichtiges Erkenntniss auf den Antrag des Generalprocurators bey dem Cassationshofe cassirt seyn. In Westphalen versieht der Staatsrath die Functionen des Cassationsgerichts; doch ist kein Generalprocurator dabey angestellt.

(No. 170.) Das kön. Decret v. 1 Dec. 1810 ist eines der merkwürdigsten, welche bis jetzt in Westphalen erlassen sind: es werden nämlich durch dasselbe alle *Capitel, Klöster und geistlichen Stiftungen* im ganzen Umfange des Königreiches *aufgehoben*. Von dieser allgemeinen Aufhebung sind lediglich ausgenommen: die dem öffentlichen Unterrichte ausschliesslich gewidmeten Stiftungen, das Stift Wallenstein, dessen Fortdauer in den Statuten des königl. Ordens der Krone bestimmt ist. Die Capitel der Domstifter, an deren Spitze ein Bischof steht, werden neu gebildet. Alle Güter der aufgehobenen Stiftungen sind mit den Staatsdomainen vereinigt. Sie werden zum Theil zum Besten der Schuldenadministration des Königreichs allmählich verkauft.

(No. 175.) Das kön. Decret verordnet im Wesentlichen, dass v. 1 Febr. 1811 an gerechnet die Instructionen der *Appellationen*, welche in den alten Sachen bey den Appellationshöfen zu Cassel und Celle anhängig sind, nach den Regeln des neuen, mündlichen Verfahrens geschehen sollen, wenn kein anderes Actenstück, als die Deductions- oder Beschwerden-Schrift, gegen das Erkenntniss beygebracht worden. Dieses Verfahren ist ganz der französischen Jurisprudenz angemessen, welche den Process in der Appellationsinstanz für ein ganz neues, mit dem Verfahren, welches in erster Instanz Statt hatte, in keiner Verbindung stehendes Verfahren ansieht. Da jedoch nach der gegenwärtigen Verordnung die Acten der Gerichte erster Instanz bey der Instruction und den Entscheidungen in der Appellationsinstanz, *nach wie vor*, benutzt werden sollen, eine solche Benutzung sich aber nicht anders gedenken läst, als dass ein Referent ernannt wird, der einen Vortrag daraus thut: so läst sich nicht leugnen, dass, da nun zu diesem Vortrage aus den Acten noch die gerichtlichen Reden der Sachwalter hinzukommen, die Arbeiten der Gerichte durch diese neue Verfügung vermehrt werden. Statt, dass sonst in der Appellationsinstanz durch Relationen in einer Sitzung oft zwey oder drey Sachen definitiv entschieden wurden, wird jetzt jeder Sache, in der Regel, wenigstens eine ganze Sitzung gewidmet werden müssen. Vielleicht findet in der Folge eine Veränderung dieser Legislation Statt.

Rec. schliesst hier die Anzeige einer Gesetzsammlung, welche unter die merkwürdigsten Europens gehört, mit dem Bedauern, nur so Weniges, und diess Wenige oft so unvollständig haben sagen zu können, und fügt den heissen Wunsch hinzu, dass das Schicksal ein Königreich in seinen Schutz nehmen möge, dessen Regierung in so wenigen Jahren so Viel zum Wohl seiner Bürger that, und welches, ganz belebt von dem Geiste der schönsten Humanität, eine der erfreulichsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts ist.

F . . . . . k.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Altona*, b. Hammerich: *Ein Hülfsbuch für Ältern und Erzieher, die Jugend in den Erholungsstunden angenehm und nützlich zu beschäftigen.* Erstes Bändchen. 1805. XXVI und 146 S. Zweytes Bändchen. 1807. 269 S. 8. (14 Gr.)

Der Herausgeber dieser Unterhaltungen hat sich unter der Vorrede zum zweyten Bändchen zu erkennen gegeben, und ist Hr. *H. H. W. Arendt*. Sie enthalten Angaben von Spielen, und kleinen, leicht zu bewerkstelligenden physikalischen Experimenten, magischen und anderen Kunststücken, ferner Räthsel und Charaden, unterhaltende Erzählungen von Thieren und Menschen, Gedichte zum Declamiren, Auswendiglernen u. s. w., Kinderschauspiele und Anekdoten. Man findet also hier fast für jede Art der Unterhaltung, mit der man Kindern beykommen kann, Materialien. Die unter dem Vielen, was hier eine Stelle finden konnte, getroffene Auswahl ist gut, besonders auch, weil sie hauptsächlich mit auf die früheren Jahre der Kindheit berechnet ist. Die kleinen Kinderschauspiele erfodern zwar schon ein gereifteres Alter, sind aber doch so beschaffen, dass sie wenigstens durch Lesen der kleineren Jugend eine Unterhaltung gewähren können.

12 x 37.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 MAY, 1811.

MEDICIN.

Erfurt, b. Müller: *Die neuesten Systeme deutscher Geburtshelfer seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts*, kritisch beleuchtet von *A. F. Nolde*, Hofrath und Prof. zu Halle. *Zweyte Ausgabe.* 1811. VI u. 362 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese zweyte Ausgabe des im J. 1808 bey Hennings zu Erfurt erschienenen zweyten Stücks von den *Beyträgen zur Geburtshülfe* hat in dem, was uns das Wesentlichste dünkt, keine Veränderung erlitten. Diess berechtigt zu der Voraussetzung, dass der Vf. noch jetzt seine hier niedergelegten Ansichten, besonders über Methodologie der Geburtshülfe, für die erspriesslichsten, und die Gründe dafür für die sichersten halte. Bey einem Manne, wie Hr. *N.*, der seine eigenen Meinungen mit gleicher Strenge und Unbefangenheit, wie die fremden, prüft, verdient dieser Umstand wohl Berücksichtigung, und macht es uns, bey der grosen Wichtigkeit des hier behandelten Gegenstandes, zur doppelten Pflicht, mit Eifer die früher unterbliebene Beurtheilung nachzuholen. Man erwarte jedoch nicht, die Verdienste des Vfs. hier erhoben zu finden; sie sind allgemein anerkannt. Durch seine Scheidung der Geburtshülfe in einen physiologischen, pathologischen und therapeutischen Theil brach er die Bahn zur besseren systematischen Bearbeitung dieser Doctrin. Seinem Beyspiele folgten mehrere berühmte Männer, die insgesammt ihre Lehrbücher in einer zweckmäsigen Form erscheinen liessen. Ist nun auch das erwünschte Ziel noch nicht erreicht: so haben doch alle diese Bemühungen den Erfolg gehabt, dass jetzt unter allen Zweigen der Heilkunde der Geburtshülfe, in Rücksicht des wissenschaftlichen Gewandes, der erste Rang gebührt. Zur besseren Übersicht unseres Wissens in diesem Fache und zur klareren Erkenntniss des noch Mangelhaften war es Bedürfniss, eine sorgfältige Vergleichung aller neueren systematischen Bearbeitungen vorzunehmen. Der Vf. unterzog sich dieser Arbeit, und erwarb sich ein neues groses Verdienst. Doch das genügte ihm nicht: er entwarf auch nach den bestimmten Grundsätzen, die ihm zu jener Prüfung dienten, eine richtigere Norm, als die bisherige, für die systematische Anordnung aller geburtshülflichen Gegenstände. So entstand vorliegende Schrift, der diesemnach ein zwiefacher Zweck zum Grunde liegt. Da wir aber die Grenzen dieser Recension überschreiten würden, wenn wir das in dieser doppelten Hinsicht vom Vf. Geleistete mit gleicher Ausführlichkeit vorlegen wollten: so schränken wir uns blos auf die letzte ein, wonach sich denn auch jedem Kundigen der Werth der ersten von selbst ergeben wird.

Um Wiederholungen zu vermeiden, senden wir eine allgemeine Bemerkung voraus, die sich auf das vom Vf. im Eingange aufgestellte oberste und allgemein gültige Princip bezieht, nach welchem bey Gründung eines Systems der Geburtshülfe alle vorhandenen Materialien zu einem in sich selbst zusammenhängenden Ganzen verbunden werden müssen. Er folgt hiebey, aber bey weitem nicht so streng, als die Sache foderte, den Ansichten, die ein Rec. des *Sieboldschen* Lehrbuchs in der *Lucina* aufstellte. Es ist allerdings das Heilsamste, das hier geltende regulative Princip nach dem Zweck der Doctrin, der einzig in der Hülfsleistung besteht, zu bestimmen; was aber alles hieher zu rechnen sey, wie weit man diesen, und also die Grenzen ausdehnen müsse, um nicht Lücken in dem System und im Lehrvortrag zu veranlassen, ist eine andere Frage, deren Beantwortung der Vf. schuldig geblieben ist. Denn keineswegs genügend ist es, wenn er sagt, der Zweck müsse sich auf Erhaltung der Gesundheit durch Verhütung unangenehmer Ereignisse und auf Wiederherstellung derselben durch Entfernung abnormer Verhältnisse beziehen. Dieser Mangel an Bestimmtheit ist nicht ohne nachtheiligen Einfluss auf die folgenden Darstellungen gewesen. Wenn einerseits, vermöge dieses Grundsatzes, aus dem System manches ganz Unzweckmäsige verbannt wurde: so verleitete eben derselbe andererseits den Vf. zu einer gewissen ängstlichen Besorgniss, die ihn Vieles ausschliessen liess, was doch nach einer richtigeren Ansicht unumgänglich erfoderlich ist. Wir werden im Verlauf unserer Kritik Gelegenheit finden, diesen Tadel zu rechtfertigen.

Wenn, wie billig, nur diejenigen Geburtshülfe studiren sollten, welche sich mit den einzelnen Zweigen der Heilkunde schon innig vertraut gemacht haben: so fällt von selbst die Bedenklichkeit weg, dass die gewöhnlichen Einleitungen Sachen enthielten, die dem Lernenden unverständlich waren. Wer ein System der Geburtshülfe entwerfen will, ist berechtigt, obiges Erfodernis vorauszusetzen; und Rec. würde demnach des Vfs. wiederholte Bekämpfung der seichten Behauptungen, die *Anna* gegen das Zweckmäsige der Einleitungen erhob, für ganz überflüssig halten, wenn es nicht in Rücksicht der einen Tendenz dieser Schrift, jede Meinung zu prüfen, gewissermasen Pflicht für ihn gewesen wäre, auch

Anna's Äusserungen nicht unbeachtet zu lassen. Zunächst folgt eine Rechtfertigung der Benennung Geburtshülfe, und hoffentlich werden des Vfs. Gründe hinreichen, selbige der Doctrin auf immer wiedergegeben zu haben. Es ist wirklich lächerlich, zu sehen, wie weit die Sucht, das Alte zu verwerfen, gegangen ist. Übrigens ist auch hier der Begriff, Zweck und die Grenzen der Geburtshülfe nicht mit der an dem Vf. sonst gewohnten Umsicht und Klarheit bestimmt worden. Aber mit vollem Recht giebt er auch jetzt noch der Eintheilung des Ganzen in einen physiologischen, pathologischen und therapeutischen Theil den Vorzug vor jeder anderen, und namentlich vor der in einen theoretischen und praktischen; auch müssen wir es rühmen, dass er jeden dieser Theile richtiger anzudeuten versucht hat, und zwar durch jedesmalige Hinweisung auf den Zweck der ganzen Lehre, die Hülfsleistung. Wenn er aber desshalb auch die einmal eingeführte Bezeichnung abändern, und den ersten eine Theorie der Normalverhältnisse, den zweyten eine Theorie der Abweichungen, den dritten eine Theorie der Hülfsleistung in Beziehung auf das Geburtsgeschäft genannt wissen will: so hat, unseres Bedünkens, die Wissenschaft nichts dadurch gewonnen, auch nicht einmal der physiologische Theil, obgleich er, nach dem Vf., gewissermassen mehr, als blosse Physiologie, nämlich eine obstetricische Naturlehre der Schwangerschaft und des Geburtsgeschäfts enthalten soll. Alles diess umfasst sehr natürlich der Begriff Physiologie, und des Vfs. Bezeichnung ist nichts als blosse Umschreibung, wobey sich auch noch Manches gegen das Verhältniss der drey Theorieen erinnern liesse.

Da es um eine gründliche Theorie der Hülfsleistung zu thun ist: so stellt der Vf. am Eingange des ersten Theils es als einen Grundsatz auf, dass diese ohne eine *vollständige Kenntniss aller* auf diesen Zweck sich beziehenden *Normalverhältnisse* des weiblichen Organismus nicht gegeben werden könne. Man hätte daher erwarten sollen, dass diese Darstellung auch recht umfassend seyn würde; Rec. hat diess aber nicht gefunden. Alles Aufgenommene ist zwar in drey Abschnitten musterhaft geordnet; aber von der oben schon gerügten Besorgniss, das System zu weit auszudehnen, und von der Unbestimmtheit der Hauptbegriffe finden sich hier die deutlichsten Spuren. Bey Gründung des Systems nehme man nur weniger auf die Bedürfnisse der Lernenden, wie sie sich leider nur zu häufig finden, als vielmehr auf das Interesse einer ächt wissenschaftlichen Bearbeitung der Doctrin Rücksicht: so wird man unvermerkt den Dürftigen zu sich heraufziehen, ohne dem gehörig Vorbereiteten Langeweile zu verursachen. Der erste Abschnitt handelt von den Verhältnissen der weiblichen Geschlechtstheile im ungeschwängerten Zustande, und die 1 Abth. von den auf Schwangerschaft und Geburt influirenden Normalverhältnissen des weiblichen Beckens, die zweyte von den weichen Geburtstheilen. Diess soll nun die für so höchst nöthig erachtete vollständige Kenntniss aller hieher gehörigen Normalverhältnisse des weiblichen Organismus umfassen! Was der Vf. also kurz vorher so schön über die Nothwendigkeit einer ausführlichen zweckmässigen Darstellung dieser Momente vorbrachte, dürfen wir ganz unberücksichtigt lassen, da es auf die Ausführung gar keinen Einfluss gehabt hat, was doch so sehr zu wünschen gewesen wäre. Wenn er nun aber vollends sagt, die weiblichen Geschlechtstheile sollen hier nur in sofern betrachtet werden, als sie einigen Einfluss auf Schwangerschaft und Geburt haben: so raubt eine solche Behandlung dem System jede Möglichkeit einer dauerhaften Begründung, die nur, ohne anatomische Subtilitäten und physiologische Spitzfindigkeiten mit einzumengen, durch eine ausführliche, doch ganz auf den vorliegenden Zweck berechnete Betrachtung aller weiblichen Verhältnisse und Bildungsstufen gegeben werden kann. Sie müssen, soll das System nicht aller Basis ermangeln, früher und tiefer aufgefasst, und weiter hinausgeführt werden, als der Vf. nach seiner ängstlichen Berechnung auf die Geduld und Aufmerksamkeit der Zuhörer will. Sind diese von wahrem Eifer beseelt: so wird es sie gewiss nicht ermüden, beym Lehrvortrag von den wichtigen Resultaten zu hören, zu welchen *Calza's, Reil's, Meckel's, Jörg's* u. A. Untersuchungen geführt haben. Oder haben diese Männer nichts als Hypothesen geliefert? Im Übrigen berufen wir uns auf die trefflichen Andeutungen, die *Jörg* in dieser Beziehung theils in der Vorrede zu seinem *Handbuche der Krankheiten des m. W.*, theils in dem *neuesten Journal der Erf., Th. und W.* gab. Damit haben wir denn auch zugleich unser Urtheil über die Gründe ausgesprochen, welche den Vf. bestimmten, die Betrachtung der weiblichen Brüste gänzlich auszuschliessen. Weil sie in gar keiner unmittelbaren Relation zur Hülfsleistung beym Geburtsgeschäft stehen, und die Aufmerksamkeit des Geburtshelfers nur in sofern verdienen sollen, als sie ihm einige nicht einmal ganz zuverlässige Kennzeichen für die Gegenwart einer Schwangerschaft oder einer besonderen Abart derselben darbieten: soll ihnen auch keine Stelle hier vergönnt seyn!

Der zweyte Abschnitt betrachtet nun die Normalverhältnisse der Schwangerschaft in 4 Abtheilungen, wovon die erste die Veränderungen, welche die Schwangerschaft in dem Körper der Mutter hervorbringt, die zweyte den während der Schwangerschaft in der Gebärmutter befindlichen Körper, die dritte die Zwillingsschwangerschaft, wie sie sich in Rücksicht ihrer Normalität zu der normalen Schwangerschaft verhält, und die vierte die Diagnosis der Schwangerschaft nebst der Zeitrechnung derselben zum Gegenstande hat. Der dritte Abschnitt, welcher die Theorie der normalen Geburt liefert, giebt zu eben so vielem Tadel als Lobe Veranlassung. Sehr scharfsinnig ist der eigentliche Gehalt dieses Abschnitts angedeutet, und eine Bearbeitung desselben, nach des Vfs. Idee ausgeführt, müssten wir für eine wahre Bereicherung der Doctrin erklären. Was bisher synthetisch angegeben und dargestellt wurde, muss

hier gleichsam in Einem Puncte concentrit, und so zu einer sicheren und gründlichen Theorie der normalen Geburt vereinigt werden, dass man es in umgekehrter Ordnung wieder analytisch aus ihr entwickeln kann. Was aber die Schattenseite dieses Abschnitts betrifft: so läuft Alles auf die schon gerügte Beschränktheit der Grenzen der Geburtshülfe und auf die einseitige Ansicht hinaus, die der Vf. sich von dem Begriffe *normal* gebildet hat. Normal ist ihm das, was in der Regel ist, und als Regel am häufigsten vorkommt; das Seltenere und Ungewöhnliche dagegen gilt für Abweichung, folglich für abnorm. (Wie kann demnach aber schon im ersten Theile von der Zwillingsschwangerschaft die Rede seyn?) Diess auf das Geburtsgeschäft angewandt, sind normale Geburten solche, die zu den häufig vorkommenden gehören, und daher die Regel constituiren; diesen Begriffen zufolge, ist ihm eine normale Geburt eine jede am Ende des zehnten Mondsmonats, mit allein vorliegendem, verhältnissmässig grossem und rechtgestelltem Kopfe eines lebenden und normal gebildeten Kindes, durch die Kräfte der Natur allein, ohne sonderliche Erschöpfung der Mutter bewirkte Geburt. Mit dieser Definition (die der Geburt überhaupt fehlt gänzlich) ist für die Wissenschaft nicht viel gewonnen. Dass der Vf. zwischen Normal und Natürlich unterscheidet, ist lobenswerth; auch, dass er die Fuss-, Knie- u. a. Geburten nicht, wie Einige es gethan haben, zu den normalen rechnet. Dessgleichen fodert er mit Recht, die Normalgeburt als einzig in ihrer Art, und als eine solche zu betrachten, die keine weitere Eintheilung erlaubt. Aber in dem Ausdruck normal liegt ein weit tieferer Sinn, nach welchem denn auch die Bestimmung der Erfodernisse und Bedingungen zur normalen Geburt weit vortheilhafter für das System ausfallen würde. Auch die Erfahrung muss sie uns an die Hand geben, aber nicht bloss, in sofern diese uns lehrt, unter welchen Verhältnissen die Geburten sich am häufigsten ereignen. Eben so unstatthaft ist die Angabe des Verlaufs der normalen Geburt. Der Vf. nimmt nur vier Perioden an, und trennt davon die Ausstossung der Nachgeburt und den Abgang der hunterschen Haut, was er als Erscheinungen nach der Geburt betrachtet. Er sagt, es sey widersprechend, zur Geburt zu rechnen, was man doch, der Bezeichnung zufolge, als etwas charakterisire, was erst nach der Geburt erfolge. Unser Augenmerk müsse auf den Zweck des Gebärens — die Fortpflanzung der Gattung — gerichtet seyn, dieser sey erreicht, sobald das Kind geboren ist u. s. w. Diese Gründe werden schwerlich Jemanden überzeugen. Eine so gewaltsame Trennung dessen, was nach einer mehr physiologischen Ansicht, die in dem ersteren Theile die richtigste ist, unzertrennlich sich folgt, kann weder der besseren systematischen Übersicht, noch der Technik einigen Vortheil gewähren. Das Geburtsgeschäft muss viel weiter ausgedehnt werden, und zwar so weit, als der Uterus noch nicht zum ungeschwängerten Zustande zurückgekehrt ist. Wahr ist es freylich, dass das sogenannte Nachgeburtsgeschäft in den allermeisten Fällen erst nach vollendeter Geburt, und oft sogar lange nachher eintritt, und dass man da, wo die Nachgeburt erst nach fünf, sechs u. m. Tagen abgeht, von einer Frau, die schon ihr Kind geboren hat, eigentlich nicht mehr sagen kann, sie befände sich in der Geburt. Aber was bestimmt denn auch den Vf., einzig die Herausbeförderung des Kindes und den Zweck, den die Natur beabsichtigt, zum nächsten Ziel der Geburtshülfe zu setzen, und die Eintheilung der Geburt danach zu begründen? Eben weil, wie er sehr richtig sagt, eine vollständige und genau detaillirte Exposition des ganzen Verlaufs der Geburt als Fundament für die ganze Doctrin betrachtet werden muss, indem hierauf nicht allein die Theorie der normalen Geburt, sondern auch die Theorie der Hülfsleistung im Wesentlichsten beruht: eben desshalb muss *das Ganze zur besseren Einsicht aufgefasst* werden. Hätte er den hiebey zu beachtenden dynamischen und mechanischen Verhältnissen, die in der neueren Zeit so sehr aufgeklärt worden sind, eine grössere Aufmerksamkeit gewidmet: so würde gewiss das Hauptfundament bey ihm eine andere Gestalt erhalten haben. In dem letzten Capitel dieses Abschnitts soll nun von den Veränderungen, welche nach der eigentlichen Geburt an dem Körper der Mutter und des Kindes sich zu äussern pflegen, und zwar in Rücksicht der ersteren von der Lösung und Ausstossung der Nachgeburt gleichsam nur nebenbey die Rede seyn. Hierauf folgt in der Ordnung zunächst das, was den Lochienfluss und die Excretion der hunterschen Haut betrifft; dann soll aber auch etwas (!) von dem Milchfieber gesagt werden.

Im zweyten Theile, der die Theorie der Abweichungen enthält, und zu weit weniger Erinnerungen Anlass darbietet, sind mit Recht die Verhältnisse der gehinderten Conception weggelassen, und in drey Abschnitten bloss die Abnormitäten der Schwangerschaft, der Geburt und ihrer Folgen aufgenommen worden. Zu ersteren rechnet er die Schwangerschaft ausserhalb der Gebärmutter, die falsche und die scheinbare Schwangerschaft. Dieser Abschnitt würde nichts zu wünschen übrig lassen, wenn nicht der Vf. diejenigen Krankheiten, welche den normalen Verlauf der Schwangerschaft stören können, z. B. abnorme Lagen des Uterus, aus diesem in den folgenden verwiesen hätte, was eine bedeutende Lücke veranlassen muss. Die vorgebrachten Gründe sind durchaus unbefriedigend, und Rec. bedauert, dass die dem Vf. anderwärts schon gemachte treffende Widerlegung seinem unparteyisch-prüfenden Blicke entgangen ist. Sicherlich würde er sich überzeugt haben, dass diese abnormen Fälle der pathologischen Lehre der Schwangerschaft nicht entzogen werden dürfen, wenn es daran liegt, zu einer vollständigen Kenntniss der Hülfsleistung vorzubereiten. Der zweyte Abschnitt wird mit einer Einleitung über den Begriff der regelwidrigen Geburt eröffnet, welcher sodann in zwey Capiteln die Aetiologie und Semiologie und die Classification der regelwidrigen Ge-

burtsfälle folgen. Im dritten Abschnitt wird die Haupteintheilung nach den krankhaften Erscheinungen an dem Körper der Mutter und des Kindes, sofern sie für den Geburtshelfer Interesse haben können, entworfen, und in einer jeden dieser beiden Abtheilungen werden die einzelnen Fälle und Krankheiten nach ihren Ursachen, ihrer Diagnosis und der auf dieselben sich beziehenden Geognosis charakterisirt.

Am vorzüglichsten ist unstreitig der dritte Theil gerathen, dem man unbedingt nachrühmen kann, was der Vf. sich dabey zum Ziele setzte, nämlich dass er in einer möglichst vollendeten Form erscheine, und den Zweck der ganzen Doctrin vollständig entwickelt darlege. Noch nie ist eine auf so festen Gründen beruhende Theorie der Hülfsleistung gegeben und so gründlich und vollständig durchgeführt worden, als hier geschehen ist. Die bescheidene Äusserung des würdigen Vfs., dass diese ganze Darstellung nur als blosser Versuch betrachtet werden dürfe, geben wir unserer Seits mit der Versicherung zurück, dass nur auf diesem Wege die Schwierigkeiten dieses Theils zu beseitigen sind, und mit Berücksichtigung obiger Erinnerungen das System der Geburtshülfe seiner Vollendung näher gebracht werden könne.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, in welchen gewiss alle wahren Verehrer der Wissenschaft einstimmen werden, dass es dem Vf. gefallen möge, die ärztliche Welt recht bald mit dem versprochenen Compendium der Geburtshülfe zu beschenken.

D. E. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Cassel* u. *Marburg*, b. Krieger: *Philipp Jacob Piderits*, der kaiserl. Akademie der Naturforscher, und der lateinischen Gesellschaften zu Jena und Karlsruhe Mitglied, *Versuch einer Darstellung der ausländischen Arzneymittel, in Rücksicht ihrer Ent- oder Unentbehrlichkeit.* 1810. 92 S. 8. (8 gr.) Der Vf. will, laut der Vorrede, nicht alle von ihm in dieser Schrift als entbehrlich angegebenen ausländischen Arzneymittel als völlig verbannt angesehen wissen, sondern nur an die Stelle der theuern, und daher bey ärmeren Kranken nicht anwendbaren unter ihnen, wohlfeilere in Vorschlag bringen; eine Absicht, deren Güte nicht zu verkennen ist. Allein wir zweifeln, ob sie nach Wunsch erreicht werden wird, bey der Verschiedenheit der Meinungen, welche bis jetzt überhaupt noch über die Ent- oder Unentbehrlichkeit irgend eines Mittels aus unserem Arzneyvorrath unter den Ärzten obwaltet. So lange uns nicht eine über die gewöhnlichen Gebrechen erhabene medicinische Theorie auf einen Standpunct führt, von welchem aus wir einem jeden Arzneymittel seine *bestimmte* Stelle einer jeden specifiken Krankheitsform oder Erscheinung gegenüber anweisen können, und so lange daher die Wahl eines Mittels in jedem besonderen Falle von dem subjectiven praktischen Gefühle des Arztes abhängt: so lange wird sich über diese Angelegenheit überhaupt kein entscheidendes Resultat erwarten lassen. Dazu kommt, dass es überhaupt kein Arzneymittel giebt, dessen Stelle durch ein anderes *vollkommen* ersetzt werden könnte, es seyen übrigens seine Heilkräfte in Relation zu einem anderen noch so gering von der heutiges Tages currenten Theorie angeschlagen (so möchten wir z. B. der Graswurzel an ihrer Stelle nicht weniger Heilkräfte zusagen, als der so gepriesenen Chinarinde). Wer wollte nun unter solchen Umständen von einem einzigen Mittel sagen, es verdiene seine bisher eingenommene Stelle als Heilmittel nicht mehr, oder es könne durch andere ersetzt werden, ohne mit dem ganzen *Corpus medicorum* in Widerspruch zu gerathen? So werden sich z. B. gewiss die meisten unter ihnen nicht den Moschus, die *Quassia*, *Serpentaria virginiana*, *Cascarilla*, die *Tamarinden* u. s. w. nehmen lassen, welche Mittel der Vf. unter die *entbehrlichen* stellt, und lieber andere, welche er den *unentbehrlichen* beyzählt, als *Borax veneta*, *Cacao*, *Catechu* u. s. w., missen wollen. So finden das *Asphaltum*, welches *Thilenius*, *Lentin* und *v. Siebold*, Männer, denen man zutrauen kann, dass sie die wahre Lungensucht nicht mit der schleimichten Engbrüstigkeit verwechselt haben, besonders in der ersteren Krankheit empfehlen; ferner, der *Balsamus Copaivae*, der nach Rec. Erfahrungen bey dem Nachtripper durch den Terpentin keineswegs entbehrlich gemacht wird; der *Bals. peruv. nig.* gegen äusserliche Übel: der Caoutchou zur Verfertigung elastischer Katheter und Klystier-Röhre u. s. w. gewiss ihre warmen Vertheidiger. Da der Vf. so viele Mittel unter den entbehrlichen aufgezählt hat, welche schon längst ganz ausser Gebrauch gekommen sind, oder doch nur selten angewandt werden: so ist nicht abzusehen, warum er andere, hie und da noch gebräuchlichere, als *Rad. Zedoariae*, *Thea bohea*, *Faba Pichurim*, *Faba Ignatii*, *Cortex Winteranus*, *Gummi hederae* und *Opopanax* u. s. w., mit Stillschweigen übergangen hat.

Die Schreibart des Vfs. ist nicht die beste. Wir stiessen häufig auf Fehler, wie folgende: die *besondere*(n) Eigenschaften; der ausländischen *Mitteln* st. Mittel; *Blat* st. Blatt; *Känntuiss*; *flüssende* Hämorrhoiden; *diesen Balsame* st. diesem Ballam; *Würme* st. Würmer; *schlagt* st. schlägt u. s. w.

Hhbm.

Berlin, b. Hitzig: *Von der Wassersucht der Gehirnhölen.* Von *Ludwig Formey*, königl. preuss. Geheimem Rath, Leibarzt und Professor. Aus *Horns* Archiv für medicinische Erfahrung besonders abgedruckt. 1810. 32 S. 8. (6 gr.) Ohne Nachtheil der früheren Lehren über die Entstehung der Wassersucht überhaupt in Beziehung auf ihre nächste Ursache, leitet Hr. *F.* die Wassersucht des Gehirns, welche hauptsächlich das kindliche Alter befällt, von der Excentricität der Reproduction in jenen Organen ab, in sofern jene Krankheit in genanntem Alter meistens mit einer förmlichen Hirnentwickelung coexistirt, und richtet darum bey dem Heilverfahren sein Hauptaugenmerk auf die Verminderung jener ausschweifenden Reproduction, sowohl überhaupt, als durch Ableitung nach anderen Regionen des Organismus. Zu welchem Ende er Blut- und Darm-Ausleerungen, magere Diät u. s. w., unter den Arzneyen aber das Quecksilber, als den Reproductionsprocess wahrscheinlich vorwaltend beschränkender Thätigkeit empfiehlt. Übrigens wird von Hn. *F.* so wenig als früheren Schriftstellern und Ärzten in Abrede gestellt, dass die Krankheit alles ärztliche Wirken vereitle, wenn sie erst bey schon vorgerücktem Grade, und nicht in den früheren Perioden ihrer Entstehung bekämpft wird. Was übrigens der Abhandlung des Hn. *F.*, die allerdings einen besonderen Abdruck verdiente, zum Hauptverdienste gereicht, ist das von der Erfahrung entlehnte diagnostische Bild der Krankheit, das jeder praktische Arzt, welcher das Übel zu beobachten seltenere Gelegenheit hatte, als willkommenen Leitstern am Krankenbette zu erkennen wissen wird.

Δς.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 MAY, 1811.

PHILOSOPHIE.

Herborn, in der hohen Schulbuchhandlung: *Lehrbuch der allgemeinen Menschenwissenschaft*, für gebildete Ältern und für Erzieher, für alle Volkslehrer, und für die Lehrer an allen Schulen, so wie für alle denkenden Menschen, von *K. G. D. Manderbach*, Prediger zu Ferndorf, im Siegenischen, Verfasser der Entwürfe zu Reden über die gesammten Pflichten des Menschen, und mehrerer anderer Schriften. 1809. 388 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Nach obigem Titel dürfte man eine *allgemeine Anthropologie* erwarten, wenn nicht der Vf. in der Vorrede erklärte: „Man suche hier nichts, als *was der Mensch, als Mensch, wer er immer seyn mag, für sich, als Vernunftwesen, wahr, wichtig* und *nothwendig* finden muss. Alles, was einzelne Meinungen, besonderen Sectenglauben, oder Systemsurtheile angeht, ist demnach ausgeschlossen.“ Das Buch zerfällt in drey Theile, deren erster die Lehre vom Menschen, der Natur ausser dem Menschen, und vom höchsten Wesen, der zweyte die Sittenlehre, der dritte eine Geschichte der Menschheit, und zwar a) *a priori*, nach Vernunftbegriffen, b) die wirkliche Geschichte der Menschheit enthält.

So vielversprechend der Titel ist: so zweifeln wir doch keinesweges an der Versicherung des Vfs., dass dieser Entwurf seit mehreren Jahren von ihm und seinen Jugendlehrern mit grossem Nutzen bey der Jugend, in intellectueller und moralischer Rücksicht, gebraucht worden ist, und werden kann, wenn ein geschickter Lehrer Alles mit den nöthigeu Beyspielen zu erläutern, das Unrichtige zu berichtigen, das Unbestimmte näher zu bestimmen versteht, auch Manches übergeht, was gewiss nicht für Alle, oder kürzer fasst, was zu weitläuftig gesagt ist. Denn zu Verbesserungen dieser Art giebt es überall Gelegenheit. So ist z. B. die Erklärung des *Verstandes*, im Unterschied von der *Vernunft* §. 45: Er sey die Kraft des Geistes, sich deutliche Vorstellungen von den *einzelnen Dingen* zu machen, welche er durch die Sinne wahrnimmt, und viele Kenntnisse in *sein* (vielleicht: *ein*) Bewusstseyn zu bringen, weder deutlich noch charakteristisch genug. So ist es auch mit der Erklärung des sittlichen *Gefühls* und *Gewissens*. Was S. 17 und 18 über die ins Unendliche gehende Perfectibilität des Menschen, und den darauf gebauten Beweis für die ewige Fortdauer nach dem Tode gesagt wird, ist zu kurz, und hätte dabey auf die einem Jeden so leicht beygehenden Zweifel von der Abnahme aller Geisteskräfte im hohen Alter, und ob jene Perfectibilität aufs Individuum, oder nur auf die Gattung gehe, so dass die folgenden Generationen immer weiter kommen können u. s. w., Rücksicht genommen werden sollen. Auch möchten wir nicht sagen: der Mensch würde das elendeste unter allen Erdenwesen seyn, wenn die Dauer seiner Bestimmung nur bis an das Grab ginge. Wer seine Zeit und Kräfte in seinem Wirkungskreise treu gebraucht hat, ist gewiss im Stande, am Abend seines Lebens seinem Gott ungeheuchelten Dank zu sagen, für das Glück, auch gewesen zu seyn, auch am Wohl seiner Brüder gearbeitet zu haben, wenn ihm auch keine Gewissheit ewiger Fortdauer zur Seite stünde. Sein Daseyn müsste ihm dennoch theuer und werth seyn. Die Hypothese von einem feinen Körper, welcher schon jetzt unter dem gröberen verborgen liege, und von unserer Versetzung auf andere Weltkörper §. 135 und 136, dünkt uns nicht in eine allgemeine Menschenwissenschaft zu gehören. Eben so wenig, was §. 156 vrgl. 250 vermuthet wird. Ist es gewiss, dass alle Thiere einen Geist haben §. 177, oder dass alle Pflanzen aus einem Saamen entstehen? §. 189 soll es wohl statt *Steinen* heissen: *Mineralien*. Gegen das, was §. 203 über die Luft gesagt ist, möchte der Chemiker Vieles einzuwenden finden. Aber was soll man zu §. 111 sagen: Die Erde sey in der freyen Luft, welche sie umgiebt, gleichsam aufgehängt, und *werde von ihr sanft getragen;* oder zu 220: *Das innere Feuer* in der Erde werde von der *inneren Luft* ausgedehnt, und verursache Erdbeben, feuerspeyende Berge u. s. w.

Die Religionslehre im 3ten Hauptstück des ersten Theils handelt vom Daseyn, von den Eigenschaften, Handlungen und dem *Verdienste* dieses Wesens (d. i. was es verdiene). Sie ist *Physikotheologie*, verbunden mit *Kants Moraltheologie*, giebt übrigens wohlgeläuterte, und doch fassliche Begriffe. Von ausserordentlicher Offenbarung, von Wunderwerken, u. drgl. konnte nach der Absicht des Vfs. hier nicht die Rede seyn.

Den grössten Theil des Buchs nimmt die Sittenlehre ein. Aber bey aller, oft unnöthigen und ermüdenden Weitläuftigkeit und Wiederholungen, ist doch noch Vieles undeutlich und unbestimmt gelassen. Was über das Wesen der Sittlichkeit und über den *kategorischen Imperativ* gesagt wird, liesse sich weit kürzer fassen. Die sonderbare Combination S. 91: Wer wohl-

thätig ist, *aus Achtung für die Vernunft*, aber, um wohlthätig seyn zu können, *Andere bestiehlt*, der handelt — nicht sittlich gut, kann sich Rec. in *concreto*, selbst in der Person des heil. Crispin, nicht denken. Ob eine Maxime vernünftig sey, sagt *Kant*, und mit ihm unser Vf., kannst du daran erproben, dass du zusiehst, ob du solche als ein allgemeines Naturgesetz denken kannst, bey welchem eine Natur bestehen kann. Um nun diess wieder zu erproben, giebt der Vf. §. 627 No. 1 das Kennzeichen an: Wenn sie sich so verhält, wie der Satz, dass 2 mal 2 4 sey; welches z. B. der Fall sey bey dem Gesetze: du sollst nicht stehlen; da im Gegentheil ein Gesetz zu stehlen sich verhalte, wie, 2 mal 2 sey fünf. Wie sich der Vf. diess gedenke, ist schwer zu errathen; und eben so wenig, wenn es §. 825, No. 4 unter den Collisionsregeln heisst: Wenn aber der Fall wäre, dass du *gleich ungerecht* gegen dich und Andere seyn müsstest: so dürftest du wenigstens gegen Andere keine Ungerechtigkeit begehen.

Von den Beförderungsmitteln der Sittlichkeit handelt der Vf. gut und praktisch. Wenn er aber von Hülfstugenden redet, und darunter z. B. Sympathie mit anderen Menschen, ja mit allen lebendigen Wesen, rechnet: so muss das Wort Tugend sehr weitläuftig und uneigentlich genommen werden.

In der angewandten Sittenlehre fällt ein gewisser Zuschnitt oder Leisten auf, nach welchem die verschiedenen Classen der Pflichten abgehandelt werden, ein Zuschnitt, welcher nicht nur ewige Wiederholungen und unnöthige Weitläuftigkeiten mit sich führt, sondern auch zuweilen etwas Gezwungenes verursacht. Nur einige Beyspiele: Die *unmittelbare*, aber *bedingte* Verehrung Gottes §. 922 bezieht sich auch auf die Gottheit selbst, und ist in sofern *unmittelbar;* aber sie ist *bedingt*, d. i. sie ist nur unter der Bedingung Pflicht und Verehrung Gottes, dass sie *unbedingte Verehrung* des höchsten Wesens hervorbringen, erhalten und befördern kann, und wirklich hervorbringt, erhält und befördert, dass sie lediglich um dieses Zweckes willen, und also als Mittel zu diesem Zwecke angenommen und beobachtet wird, und dass sie anderen unbedingten Pflichten nicht zuwider ist. Sie ist eine *innere* oder *äussere*. Zu der ersten gehört 1) *öftere — vernünftige Betrachtung der Gottheit*. Nun wird bewiesen: a) sie ist Pflicht; b) aber nur bedingte Pflicht; c) aber doch eine wichtige Pflicht; d) sie muss daher so oft vorgenommen werden, als es geschehen kann, ohne andere Pflichten hintanzusetzen. e) Sie muss stets vernünftig seyn. f) Ihre Absicht muss eine reinvernünftige seyn, d. i. keine andere, als die unmittelbare unbedingte Gottesverehrung immer mehr zu befördern; g) sie muss nur so weit, und nicht weiter angestellt werden, als sie dienen kann, jenen Zweck zu erreichen. Nun wird zur unmittelbaren, aber bedingten Verehrung Gottes weiter gerechnet: *die öftere vernünftige Betrachtung unserer Gesinnungen und Handlungen, der Begebenheiten in der Welt und in unseren Leben, aus dem Gesichtspuncte der Religion.* Und hier werden nun alle jene sieben Stücke wiederholt; da sich doch alles das aus dem Begriffe einer *unmittelbaren*, aber *bedingten* inneren Religionspflicht von selbst versteht.

Über das Gebet, seinen Werth und Absicht sehr gereinigte Begriffe. Nur der Ausdruck: *Gott* etwas darinnen *vortragen*, gefällt Rec. nicht; doch ist durch die übrige Belehrung allen falschen Nebenbegriffen, welche dieser Ausdruck erwecken könnte, vorgebeugt. Auch über das äussere Religionsbekenntniss, und den ächten Religionseifer gut und bestimmt. Ganz gegen die gewöhnliche Bedeutung der Wörter: *Gerechtigkeit* und *Güte*, werden, nach dem Beyspiel Anderer, nicht nur die Pflichten gegen andere Menschen, sondern auch die Selbstpflichten unter diese beiden Rubriken gebracht, woraus zuweilen eine sonderbare Sprache entsteht; statt der eben so deutlichen und allgemein verständlichen Ausdrücke der *Erhaltung* und *Vervollkommnung*, oder *Erhöhung* und *Erweiterung* unserer und fremder Vollkommenheit.

Die Fälle, wo es Pflicht ist, mein Leben gerne und freywillig aufzuopfern, sind nicht bestimmt genug angegeben. Die einzige allgemeine Regel ist nach Rec. Urtheil diese: Wenn ich die Erhaltung meines Lebens nicht anders, als mit Verletzung einer auf mir habenden unerlässlichen Pflicht erkaufen könnte, also nur auf Kosten der Sittlichkeit. *Summum crede nefas, animam praeferre pudori — Et propter vitam vivendi perdere causas.* In Absicht auf die Collision der Selbsterhaltung mit der Erhaltung des Lebens des Anderen, erkennt der Vf. als den einzigen Fall, wo die Erhaltung des Lebens des Anderen hintangesetzt werden darf: *die unverschuldete Nothwehr*. Ohne Zweifel begreift der Vf. auch darunter die Fälle im Kriege. Auf den bekannten Fall, wo entweder Beide zu Grunde gehen, oder Einer nur sein Leben auf Unkosten des Anderen erhalten kann, d. h. wenn im Schiffbruch zwey zu gleicher Zeit sich an Etwas halten, welches Beide nicht tragen kann u. s. w., hat er sich nicht eingelassen. Bey der Pflicht der Wahrhaftigkeit *scheint* es zwar, als ob der Vf. in dem Fall, wo mir Verschwiegenheit unerlässliche Pflicht ist, nur das blosse *Schweigen, Nichtreden*, erlaube. Aber er muss doch bemerkt haben, dass das *blosse Schweigen* oft Alles verrathen würde. Daher setzt er §. 1607 hinzu: Um aber stets auf seinem schönen Wahrheitsweg fortgehen zu können, erwirbt er sich die erfoderliche *Klugheit*, um auch in dem Fall, wenn er die Wahrheit herauszureden nicht verpflichtet ist, oder wohl gar, sie zu verschweigen, die Verbindlichkeit auf sich hat, dessen ungeachtet seiner himmlischen Gebieterin, der Wahrheit, treu zu bleiben. Worin *diese Klugheit* bestehe, hätte bestimmter angegeben werden sollen. *Über den Eid* findet man richtige und geläuterte Begriffe. Nicht so befriedigend ist das, was über die Pflicht der Wiedererstattung S. 302 — 304 gesagt ist. Der Vf. spricht von der Erstattung frey, wenn man den Schaden *ganz ohne Wissen und Willen des Anderen zugefügt hat*. Kann ich denn aber nicht auch selbst in diesem Fall Schuld haben, also zum Schaden-

rsatz verbunden seyn? So spricht er uns auch vom chadenserfatz los, wenn dadurch unsere Selbsterhalung vernichtet würde. Diess könnte abermals zu ganz nrichtigen Anwendungen Anlass geben, und scheint icht mit §§. 825 No. 4 zu harmoniren. Aber noch efährlicher ist §. 1737 die Lehre: So wie die Regieung auch nur *ein Staatsglied* willkührlich behandele, nd in seinen Rechten kränke, oder seine Zwecke eeinträchtige, verliere sie *alles Recht auf Achtung*, nd auf die *Fortsetzung ihres Geschäfts*. So rasch laubt nicht einmal die Klugheit zu Werke zu gehen, eschweige denn die Sittenlehre. Bis zum Überdruss t der am Schluss jedes speciellen Abschnittes der flichten, einige 20mal wiederkehrende Refrain: Vohl dem — Heil dem — wohl Jedem — wohl der Ienschheit u. s. w., wenn diese Pflichten beobachet werden.

Die Geschichte der Menschheit stellt der Vf. erst *a priori* auf, d. i. er untersucht bloss nach Vernunftbegriffen, d. i. nach den reinen Begriffen von der Natur und Bestimmung eines vernünftigen Wesens überhaupt, und des Menschen insbesondere, und dann von der Gottheit, als dem obersten vernünftigen Wesen, wie es wohl mit unserem Geschlecht *gegangen haben* müsse, und ferner gehen werde; und sucht dann die Übereinstimmung der wirklichen Geschichte damit *a posteriori* zu zeigen. Es werden *a priori* 4 Perioden bestimmt: der *Stand der Natur*, der *Kindheit*, der *Stand der Wildheit*, und endlich der *Sittlichkeit*.

Wie sich der Vf. jeden dieser Zustände denkt, und wie er die wirkliche Geschichte damit in Übereinstimmung findet, muss man bey ihm selbst nachlesen. Uns hat dieser Abschnitt am allerwenigsten gefallen, so wie er auch den Vf. selbst nicht befriediget.

Ελθ.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Landshut*, b. Krüll: *Grundriss der Vorlesungen über das Naturrecht*, von Dr. *Friedrich Köppen*, königl. baiersch. wirkl. Hofrath und Prof. zu Landshut. 1809. 56 S. 8. (6 Gr.)

In 43 kurzen Paragraphen sind hier die Grundlehren des Naturrechts, nach seinem ganzen Umfang, mit Inbegriff des allgemeinen Staats- und Völker-Rechts, ja selbst Einiges, was, nach anderer Ansicht, in die Politik, als eine vom Staatsrecht unterschiedene Wissenschaft, gehörte, in einem fortlaufenden Vortrage zusammengedrängt. Die Wissenschaft des Rechts ist eine ursprünglich philosophische. Denn Philosophie ist die Wissenschaft *der Ideen*, und das *vernünftige Wollen*, folglich auch die Regel, das *Rechtsgesetz*, wird durch *Ideen* bestimmt. Dem rechtlichen *Sollen*, als einer Gesetzgebung nach der Idee, entspricht ein äusseres *Müssen*, als *positive*, durch Zwang unterstützte *Gesetzgebung*. Im Gegensatz gegen das *positive Recht* spricht man von einem *Naturrecht*. *Jenes* ist die Darstellung in der Wirklichkeit, *dieses* enthält die Principien, woraus, und wonach die Darstellung hervorging. Die *Moral* hat es mit der Schlichtung des inneren Kampfs der Vernunft mit der Leidenschaft zu thun. Die Rechtslehre bezieht sich auf Schlichtung eines äusseren Streits unter sinnlich vernünftigen Wesen. Die Vorschriften des Rechts sind ursprünglich mehr *negativer* als *positiver* Art. Das Rechtsverhältniss, als *Idee*, welches bey dem Widerstreit der Wirksamkeit vernünftiger Wesen unmittelbar in Anwendung gebracht, und durch Zwang aufrecht erhalten werden soll, muss durch *bürgerliche Verfassung* unter den Menschen wirklich eingeführt werden. Über den Unterschied des *reinen* und *angewandten* Naturrechts, so wie *der Politik*, erklärt sich der Vf. so: das *reine* Naturrecht handle von der Gesetzgebung für die menschliche Gesellschaft, *nach der Idee eines Reiches der Zwecke*; das *angewandte* beschäftige sich mit Anwendung dieser Principien auf wirkliche bestimmte Verhältnisse, und positive Gesetzgebungen — um diese sonach nach den Principien des reinen Naturrechts zu beurtheilen. *Politik* ist ihm die Lehre von der Einführung des idealen Rechtszustandes in der menschlichen Gesellschaft. Sie bezieht sich auf das reine Naturrecht durch die allgemeine Angabe der Mittel, diese Einführung zu bewerkstelligen; aber zugleich auf die positiven Gesetzgebungen, in wieferne sie die Massregeln der Einführung für bestimmte Fälle entscheide. Der Vf. will von keinem *rechtlichen Naturstand* etwas wissen. Denn es wäre diess ein rechtlicher Zustand der Gesellschaft, (warum schon *der Gesellschaft?* denn wenn ich mir bloss mehrere Menschen, welche bey und neben einander sind, und seyn sollen, denke: so ist das noch keine *Gesellschaft im juridischen Sinn*) ausser der bürgerlichen Verfassung. Sein *Bestehen* sey nicht denkbar, weil die *Bürgschaft* fehle. Diess kann doch wohl nicht so viel heissen, dass es vor der bürgerlichen Gesellschaft keine Rechte und kein Rechtsverhältniss unter den Menschen gebe. *Bürgschaft* setzt doch schon ein zu verbürgendes Recht voraus. Also muss es auch schon vor der bürgerlichen Gesellschaft Rechte geben, welche diese verbürgt. Menschen müssen auch schon im Naturstand Etwas *strenge* von einander fodern, erzwingen dürfen. Warum soll ich mir nicht, um in der Wissenschaft von dem Einfachsten anzufangen und mir dadurch das Besondere zu erleichtern (so wie der Physiker von der Betrachtung der *einfachen Bewegung* anfängt, ob es gleich keine einfache Bewegung giebt), erstlich mehrere von einander ganz unabhängige Menschen (damit auch das Verhältniss zwischen Ältern und Kindern ausgeschlossen bleibe), bloss als Menschen, im Verhältniss gegen einander denken (d. i. *im absoluten Naturstand*, ohne noch Vertrag, Beleidigung, oder *eine Gesellschaft im juridischen Sinn* vorauszusetzen, welche etwas Anderes ist, als bloss *Umgang* mit Menschen), und untersuchen, was diese von einander *strenge* fodern dürften; wobey weiter nichts vorausgesetzt wird, als, dass Menschen bey und neben einander sollen bestehen können? Warum soll ich nicht untersuchen können, was schon ausser der Gesellschaft ein Vertrag für rechtliche Wirkungen, was für Einfluss der Irrthum auf seine Gültigkeit habe? Damit wird nicht geleugnet, dass in der bürgerlichen Verfassung eine *grössere Bestimmtheit und Sicherheit* der Rechte Statt finde, und daher die Vernunft mich verbinde, in eine solche Verfassung zu treten. Gäbe es kein rechtliches Verhältniss ausser einer Gesellschaft, und insbesondere der bürgerlichen: so gäbe es auch kein rechtliches Verhältniss unter freyen Staaten und Völkern, so lange sie noch nicht besondere *Verträge* mit einander geschlossen, oder in *Staatenvereine*, *Staatenbund*, oder einen *zusammengesetzten Staat*, sich zusammengesellt hätten. Keine *Besitznehmung* ist, nach unserem Vf., gültig, welche nicht durch *gesetzliche Übereinkunft* begründet sey. Wenn ich nun aber Etwas occupire, was noch Niemand vorher occupirt hat, und meinen Willen, Eigenthümer zu seyn, (es bedarf keiner *Worte*) durch die *That*, durch Bearbeitung, Einschliessung, Umzäunung u. s. w., zu erkennen gebe: sollte diese Besitznehmung nicht gültig, und jeder nun verbunden seyn, sich nicht daran zu vergreifen? Das blose Vorgeben eines Anderen: Er habe auch, und noch vor mir, den Willen gehabt, es zu besitzen, ist nicht hinlänglich; weil gar kein äusseres Zeichen davon vorhanden ist. Ja es würde daraus folgen, dass jeder Entdecker eines unbekannten, schon mit einem Völkchen besetzten Eylandes, wenn er nur Macht hätte,

diesem den Besitz streitig machen dürfte, wenn es nicht schon vor aller Verabredung, ausdrücklicher oder stillschweigender Einwilligung, und gesetzlicher Übereinkunft, einen gültigen Besitz und Eigenthumsrecht gäbe. Freylich giebt ein Völkerverein, Völkerbund, oder Völkerstaat, auch mehr Bestimmtheit und Sicherheit der Rechte, und ein solcher allgemeiner Völkerverein, wenn er einmal gehörig organisirt wäre, würde der Weg zum ewigen Frieden seyn.

Mit Recht schränkt der Vf. den Begriff des *Verbrechens* auf solche Übertretungen eines Gesetzes ein, wodurch unmittelbar der ganze Rechtszustand gefährdet wird, oder, welches dasselbe ist, wo *absichtlich* und *wissentlich* Anderen geschadet wird, oder werden sollte, *absichtlich* und *vorsetzlich* das Recht Anderer verletzt wird; wodurch der Criminalcodex sich um ein Ansehnliches vermindert.

Über die Gründe des *Strafrechts*, und den Zweck *der Strafen* sind die Gedanken des Vfs. diese: Der reine Begriff der Strafe sey kein politischer, wie ein Verbrechen *zu verhüten* sey; die *Strafe* solle nur ein Beweis seyn, dass *eine Bürgschaft des Rechts*, wie sie von einer bürgerlichen Verfassung gefodert wird, Statt finde. Sie *folge* dem Verbrechen, *gehe* nicht vor demselben vorher. (Aber doch die Androhung. Oder ist die angedrohte *Strafe* keine Strafe?) Von *der Strafe* im juridischen Sinn unterscheidet er die *Züchtigung*, welche zu irgend einem *politischen* oder *moralischen* Zweck geschehe. Beide sind Anwendung physischer Gewalt auf Übertretung des Gesetzes durch bösen Willen, *jene zur Aufrechthaltung des Rechtszustandes*, diese zur *Besserung* des Übertretenden, oder anderen ihm ähnlich gesinnter Individuen. *Erstere* sey Sache des Staats, *diese* Werk des Erziehers. In wiefern sich der Staat als Erzieher ansehe, können bey Criminalfällen Zwecke der Züchtigung eintreten. Weder die *Präventionstheorie*, noch die *Theorie der Abschreckung*, auch nicht der *Retaliation*, wie er sich S. 33 §. 37 ausgedrückt, hat des Vfs. Beyfall. Doch giebt er zu, dass die *positive* Criminalgesetzgebung eine doppelte Tendenz habe — eine *rechtliche* und eine *politische*. Beide müssen mit einander verbunden werden. Der Staat thue ein Übriges, wenn er mit Strafe zugleich die Züchtigung des Verbrechers, und seine moralische Besserung ins Auge fasse. Rec. erlaubt sich hiebey die Frage: Was heisst es: durch die *Strafe* verbürge der Staat den Rechtszustand? und wie geschieht das durch die *Strafe* (nicht durch den gefoderten Schadenersatz)? Rec. denkt, auf keine andere Weise, als dadurch, dass die Vorstellung erhalten wird: Wer den Rechtszustand verletzt, dem folgen Übel auf dem Fusse nach — Übel, welche der Art und dem Grade der Übel, welchen der Verbrecher durchs Verbrechen zu entgehen sucht, oder der Art und dem Grade der Vortheile, welche er sich dadurch zu verschaffen gedachte, angemessen sind, um den Reizen zum Verbrechen ein gehöriges Gegengewicht zu geben. Und was ist das anders, als *gehörige Abschreckung. Androhung und Vollziehung der Strafe* sucht also den Rechtszustand zu sichern *durch Abschreckung:* denn ohne Vollziehung der Drohung würde diese nicht abschrecken. Was hat man also gegen diese Theorie vom Zweck der Strafen? Aus dem *Zwecke der Abschreckung*, in Verbindung mit Betrachtung über die Quellen und Reize zum Verbrechen, über die Denkungsart derer, auf welche die Strafe wirken soll u. s. w., lässt sich auch sehr wohl die Art und der Grad der auf die besonderen Arten der Verbrechen anzudrohenden Strafen bestimmen.

Verbindung der physischen Gewalt mit der Idee des Rechtszustandes ist eine *bürgerliche Verfassung*, und eine Gesellschaft, in welcher der Rechtszustand durch eine bürgerliche Verfassung gesichert ist, ist ein *Staat*, *respublica*. Andere Zwecke, heisst es S. 17, ausser jener Erhaltung des Rechtszustandes, z. B. *Sicherung des Eigenthums gegen äussere Gewalt*, Beförderung der Cultur u. s. w., liegen nicht im *reinen Begriff* des Staats. Doch heisst es S. 34, §. 22: der Staat habe nicht nur für die Zutheilung des Eigenthums, sondern auch für die Sicherung desselben sowohl innerhalb seiner Grenzen, *als gegen einen äusseren Angriff*, zu sorgen. Auch schliesst der Vf. die Sorgfalt für die Bildung und den Wohlstand der einzelnen Staatsbürger nicht von dem Augenmerk der Regierung aus. Nur könne das nach dem bloss *rechtlichen* Begriff derselben nicht gefodert werden. (Sollte aber wohl der höchste Staatszweck selbst, *Sicherung des Rechtszustandes*, ohne Sorge für die Cultur, und den Wohlstand der Bürger (Blindheit, und Aberglauben, Noth und Armuth sind furchtbare Quellen der Verbrechen) durch blosse Strafen, physische Gewalt, gesichert werden können?) Was für Bildung und Wohlstand in *physischer* Hinsicht geschehe, gehöre zur *Polizey* (im engeren Sinne des Worts, denn sonst würde dieser Begriff nicht erschöpfend seyn); was in geistiger Hinsicht geschehe, zur *Culturanstalt*. Wir übergehen, was über die Ehe, S. 41, über das Verhältniss der Kinder zu den Ältern, §. 35. S. 49, a, §. 27, über die Gültigkeit der Testamente, S. 43, §. 28, zum Theil etwas unbestimmt gesagt wird, und zeichnen nur noch die paradoxe Behauptung des Vfs. §. 51, S. 54 aus. Vom Rechte im Krieg und *zum Krieg* könne philosophisch nicht die Rede seyn. Denn eben der Krieg beweise die Aufhebung des Rechtszustandes.

'Ελϑ.

Giessen, b. Müller: *Die Ewigkeit der Seele.* Ein Versuch von *Georg Horn*. 1811. 50 S. 8.

Die immer wiederholten Versuche, die *Unsterblichkeit* auf eine die Vernunft befriedigende, und das Herz beruhigende Weise darzuthun, beweisen das hohe Interesse, welches mit dem Gedanken an unsere Fortdauer verknüpft ist. Der Vf. dieser Schrift äussert sich über seinen neuen Versuch mit vieler Bescheidenheit, indem er sich wegen der Mängel desselben mit seinen ungünstigen Verhältnissen entschuldigt, die ihm bey vielen Berufsarbeiten nur wenig Nebenstunden übrig lassen, um sie denjenigen Studien zu widmen, die er lieber zum ausschliessenden Gegenstande seiner lebenslänglichen Beschäftigung hätte machen mögen. Unter solchen Umständen darf es die Kritik freylich nicht allzugenau nehmen. Der Beweis selbst, welchen der Vf. für die *Ewigkeit der Seele* zu führen sucht, ist eigentlich der alte, vom Begriffe der *Substantialität* hergenommene, bloss mit einigen aus dem *Systeme der absoluten Identität*, zu welchem sich der Vf. bekennt, entlehnten Modificationen, wiewohl der Vf. S. 19 sich das Ansehen giebt, als wenn sein Beweis von jenem alten ganz verschieden wäre. Kurz zusammengedrängt läuft der Beweis des Vfs. auf folgende Hauptsätze hinaus: Die Sinnenwelt ist die Welt des Endlichen und Veränderlichen, und hat nur ein scheinbares Seyn. Die ideale Welt aber, als die Welt des Absoluten, ist keinem Wechsel unterworfen; sie ist über alle Zeit erhaben und *ewig*. Alle Dinge sind ihrem Wesen nach im Absoluten gegründet; sie haben also in dieser Hinsicht einerley Seyn mit demselben, sie sind gleich dem Absoluten *ewig*. Kein Ding kann daher seinem *Wesen* nach verändert werden oder gar aufhören; nur die Accidenzen wechseln, die *Substanz bleibt*. Das *Wesen der Menschen* ist die *Seele*, wiefern sie das Princip des idealen oder geistigen Lebens des Menschen ist; der *Leib* aber ist nur die *Form* oder die *äussere Erscheinung* desselben. Folglich ist auch nur dieser der Veränderung und Zerstörung unterworfen; die *Seele* hingegen muss als erhaben über alle Veränderung und Zerstörung, mithin als *ewig* gedacht werden. — Auf diese Art beweist also der Vf. die Unsterblichkeit der Seele in der That aus ihrer vorausgesetzten *Substantialität*; an die wichtigen Einwendungen aber, die gegen diesen Beweis gemacht werden können, und schon so oft gemacht worden sind, denkt er wenig oder gar nicht. Er schlägt sie gleichsam alle mit der Behauptung (S. 35) nieder, die Seele gelange nur dadurch zum Bewusstseyn ihrer Ewigkeit, dass sie sich zur Erkenntniss des Absoluten erhebe, also nur, wiefern sie einsehe, dass Alles dem Wesen nach aus dem Ewigen, als dem Centrum alles wahren Seyns und Lebens, *hervortrete* und in dasselbe *zurückkehre*. Rec. will daher auch mit dem Vf. über seine Demonstration nicht weiter rechten, sondern ihm die Beruhigung, die er dabey zu finden scheint, von Herzen gönnen. Übrigens finden sich in dem Buche mehrere bedeutende Druckfehler. Ob dazu auch *Periphelium* statt *Perihelium* (S. 44) gehöre, wollen wir unentschieden lassen. Doch hat der Vf., der in dem vor uns liegenden Exemplare die Druckfehler handschriftlich verbessert hat, jenen Fehler nicht mit bemerkt.

Ue.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MAY, 1811.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Vogel: *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.* Von *Friedrich von Schiller. Vierter Theil.* (Auch unter dem Titel: *Der niederländische Revolutionskrieg im 16 und 17 Jahrhundert. Als Fortsetzung der schillerschen Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.* Von *Karl Curths. Dritter Theil.*) 1810. 568 S. gr. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Dieser Theil geht (wie die Annalen des *Grotius*) is auf den zwölfjährigen *Waffenstillstand*, und chliesst die Darstellung. Wir haben daraus noch einige Belege für unser über die ersten Bände J. A. L. Z. 810. No. 66 bereits gefälltes Urtheil zu geben.

Dass die Absonderung der *Kriegs*ereignisse von len *politischen*, im strengen Sinne, besonders bey lieser Geschichte, nicht wohl Statt finde, zeigt schon ler erste Abschnitt, indem einige Blätter über die staatsverfassung der jugendlichen Republik, und beonders über das Verhältniss ihrer ersten Autoritäten orausgeschickt werden, welches der Vf. selbst eine ange, aber nicht unnöthige Abschweifung nennt. Nach seinem eigentlichen Plane sollten Stücke, wie No. 11 von den Navigations- und Handels-Ereignissen, No. 15 von Entstehung der ostindischen Compagnie, mit einer Einleitung über die Geschichte des ostind. Handels von den ältesten Zeiten an, ferner die Veränderungen auf dem spanischen und englischen Thron, No. 9. 16, und ähnliche politische Gegenstände, wenigstens nicht in eigenen, ausführlichen Abschnitten abgehandelt seyn, sondern nur, in wie weit e auf den Krieg Einfluss hatten, oder dieser auf sie. Diese unwillkührliche Überschreitung beweist aber hinreichend unsere Bemerkung. Auch wenn der Vf. m Schlusse sagt: „Diess war das Entstehen und die Gründung der Republik etc.": so sieht man, dass er n Ganzen mehr *Schillers*, als seinen eigenen Plan or Augen hatte, wie er denn auch die Manier der Überschriften von ihm beybehalten hat, nur dass er nehr vereinzelte Scenen giebt, die, weil dann die Hauptverbindung fehlt, nur nach Jahrgängen und eldzügen, also mehr chronikmäsig, zu beschreiben varen. Dabey blieb es noch eine besondere Schwiegkeit, bey Verfolgung der Hauptbegebenheiten zugleich die Nebenereignisse im Auge zu behalten, ohne u wiederholen, oder zu anticipiren.

Für *militärische* Leser sind, nach der Absicht des Vfs., vorzüglich unterrichtend folgende Stellen, zugleich als Belege zu *Hoyer*. S. 111 die Disposition zum Sturm auf Cambrai. S. 202 die Verbesserung der Militärverfassung unter Erzherzog *Albrecht*, und neue Bewaffnungsart. (Gegenüber von diesem Fürsten wäre zu zeigen gewesen, wie *Moriz* von Oranien hauptsächlich durch die Römer sich gebildet hatte.) S. 29 der erste Gebrauch der Aussenwerke; S. 318 der Contraapproschen; S. 335 der Beutelkartätschen; S. 344 Feuerpfeile mit Widerhacken, aus der älteren Kriegskunst wieder aufgenommen; auch mörderische Leuchtkugeln mit Granaten. S. 359 der Gebrauch der flüchtigen Sappe. Ob „*Vorzug*" für Avantgarde ein guter Ausdruck sey, S. 274, zweifelt Rec.

Hin und wieder sind, ob es gleich nicht zum Zweck gehört, *kritische* Erörterungen mit namentlicher Anführung der Geschichtschreiber gegeben, S. 348 nach *Meteeren*, als Augenzeugen; S. 410 *Hume*; S. 421 f. *van der Vinkt*.

Allgemeines Interesse wird es finden, dass der Vf. durchaus darauf bedacht gewesen ist, das *Charakteristische* der Zeit und der Menschen recht herauszuheben: die damals selbst von den Regierungen häufig begünstigten Meuchelmorde S. 82 ff. Des spanischen Hofes treulose Politik, die auch bey den augenscheinlichsten Gegenversicherungen kein Zutrauen mehr fand, S. 182 und sonst. Der beständige Hang zur Rebellion unter den Soldaten, die sich oft zu selbstständigen Corps losrissen; eines davon sich die italiänische Republik nannte, S. 85. Das Aufhängen der gefangenen Seesoldaten, Annageln und Versenken der Fischer, S. 242; überhaupt die Gewohnheit, die meisten Gefangenen niederzumetzeln. Zweykämpfe zwischen ganzen Trupps, mit Bewilligung der Hauptleute, S. 249. Mordbrenner, mit Strohwischen auf den Hüten, selbst angrenzende deutsche Staaten durchziehend, S. 457. Überall, neben herrlichen Zügen von Edelmuth und Heroismus (der lieber alles Elend und alle Greuel über sich ergehen liess, als dem Feinde sich zu ergeben), schreckliche Barbarey und Brutalität; soldatische Grausamkeiten, fast ohne Beyspiel in der Geschichte, S. 211. (Die häufigen Ausbrüche der Pest veranlassten die Aufstellung eigener Pestmeister; aber sonderbar, dass zu Rheinbergen nach der Explosion eines Pulvermagazins die Pest auf einmal nachliess.)

Unter die vorzüglich lesenswerthen Stücke zählen wir des Herzogs von Parma und *Philipps II* Tod, No. 2 und 9. Verschiedene Stellen, wie die deutsche Nation von den kriegführenden Mächten sich miss-

handeln liefs S. 213, und wie fchlecht die Reichsmafsregeln waren S. 225. Ferner, die Seefchlacht vor Gibraltar S. 469 f. Die dreyjährige Belagerung von Oftende, wobey gegen 150,000 M. von Freund und Feind umkamen, vor einer Stadt, die 1706 und 1745 in etlichen Tagen erobert wurde; „lehrreich, fagt der Vf., für eine kraftlofere Nachkommenfchaft." No. 14 vergl. S. 461. So auch die Schlacht bey Nieuwpoort, No. 12, wenn nur des Vfs. Erzählung nicht fo häufig zwifchen dem Imperfectum und Präfens, oft mehrmals auf Einer Seite, wechfelte! vgl. S. 208. 220. 223. 257 u. f. f. Aufserdem finden wir die Gefchichte der Friedensunterhandlungen im letzten Stück befonders klar und fliefsend. (Eine *Fluth* von *Flug*blättern S. 543 ift wohl nur überfehen worden.)

Dafs der zwölfjährige Waffenftillftand ein fogar fonderbares hiftorifches Phänomen wäre, S. 366, möchten wir nicht fagen. Schlofs nicht, um eines der nächften Beyfpiele zu geben, das Haus Öfterreich ganz ähnliche Stillftandsverträge mit der Schweiz? und war es überhaupt nicht redlich, einen Stillftand auf felbftbeftimmte Zeit einzugehen, als einen immerwährenden, ewigen Frieden, der fchon im nächften Jahr wieder gebrochen werden konnte? — Nach *Spittler*, Staatengefchichte I. S. 391, war es Plan des fchlauen *Jeannin*, dafs *nur* ein Waffenftillftand eingeleitet werden follte; nach unferem Vf. noch das einzige Mittel, die Parteyen überhaupt einander wieder zu nähern. — Endlich könnten wir noch fragen, warum Hr. *C.* die Gefchichte diefer Kriege nicht bis zum weftphälifchen Frieden fortgeführt hat?

— C. —

Halle u. Leipzig, in der ruffifchen Verlagshandl.: *Gefchichte des achtzehnten Jahrhunderts*, von *Ludwig von Baczko*, Prof. der Gefchichte bey der Artillerie-Akademie zu Königsberg und verfchiedener gel. Gefellfchaften Mitgliede. *Vierter und letzter Band.* 1810. IV u. 404 S. 8. (Auch als Fortfetzung des *mangelsdorffifchen Hausbedarfs aus der allgemeinen Gefchichte der alten und neuen Welt. XIV Theil*, oder *der allgemeinen Gefchichte neuerer Zeit. IX Band.*) (1 Rthlr. 12 gr)

Der achtungswerthe Vf. vollendet mit diefem Bande feine Darftellung der Gefchichte des 18 Jahrhunderts. Er endigt nicht gerade mit dem Schluffe desfelben, fondern, was Niemand tadeln wird, mit dem Frieden von Amiens, als der Epoche allgemeiner Hoffnungen. Seinem Plane, — bey befchränktem Umfang die möglichft vollftändige Zufammenftellung der Begebenheiten, mit treffender Auszeichnung des Wefentlichften, zu geben, — ift er durchaus getreu geblieben. Wenn wir aber die Schwierigkeiten betrachten, welche der Stoff des hier dargeftellten letzten Decennium nicht blofs durch feine Reichhaltigkeit darbot: fo haben wir um fo mehr zu beftätigen, was wir bereits in diefen Blättern (J. 1810. No. 195) zu Gunften der drey erfteren Bände gefagt haben.

Der Vf. ift des Stoffs Meifter. Seine Anfichten zeigen, dafs er fich immer höher zu ftimmen gefucht hat. Ein vorzügliches Verdienft ift es, dafs er, je näher er der Gegenwart kommt, die *möglichfte* Unparteylichkeit mit befcheidener Freymüthigkeit klüglich zu verbinden gewufst hat. Von feiner Anordnung geben wir, gemäfs der früheren Anzeige, eine um fo weniger überflüffige Skizze, als dem Buche felbft nichts der Art beygedruckt ift.

Von S. 1—169 ift die Gefchichte der franz. Revolution und des Kriegs, von *Erklärung der Republik* bis zum *basler Frieden*, zufammengedrängt. Die erften glücklichen Kriegsunternehmungen und die inneren Parteyungen; *Ludwigs XVI* Tod S. 27. Fortfetzung des Kriegs. *Dumouriez* und *Custine*. Deutfchlands allgemeine Bewaffnung. Prinz *Coburg*. Eindruck von *Ludwigs XVI* Tod, bey den Mächten, wie im Inneren Frankreichs. Mafsregeln in den eroberten Ländern S. 40. — Kriegserklärung gegen Holland, England, Spanien S. 46. Ruffifche Kriegserklärung S. 48. Der Krieg in den Niederlanden und in Deutfchland, bis zum Wechfel des Glücks S. 59. Innere Gährungen bis zur Schreckensregierung S. 76. *Coburgs* Aufkündigung des Waffenftillftandes. Krieg gegen Spanien, England, die Chouans. *Robespierre*. Fortwährende Hinrichtungen und Greuelfcenen. Das Unglück von Lyon S. 91. — Neue gegenfeitige Anftrengungen im Felde. Bey den glücklichen Fortfchritten der Franzofen innere Zerrüttung, und daraus entfpringende neue Hoffnung für die Alliirten, wenn fie diefs wahrhaft gewefen wären S. 106 f. Kriegsglück der Engländer. Steigende Schreckensregierung und erneuerte Anftrengungen in Frankreich. Die Rückkehr des Kriegsglücks macht jedoch zugleich den Enthufiasmus verfchwinden, der bisher alle Greuel des Terrorismus über dem Zwecke der Erhaltung des Vaterlandes überfehen hatte. Der 9 Thermidor. Nach Stillung des inneren Aufftandes nur noch Kampf der Parteyen S. 139. *Sieyes*. Standhaftigkeit des Convents unter allen Stürmen, und die darunter zu Stande gekommenen Einrichtungen, bis S. 146. — *Napoleon Bonaparte*. Seine frühere Gefchichte, in einer kurzen, nicht blofs das Bekanntefte wiederholenden Epifode S. 153—157. Die dritte Conftitution S. 155. Fortgang der franz. Siege S. 159—169. — Nach dem basler Frieden leitet *Preuffen* den Blick auf die *polnifchen* Angelegenheiten. Diefe folgen nun von *Kosciusko's* Erhebung bis zum Tode des Königs, S. 178, wo auch des Schickfals des Herzogs von Kurland gedacht ift. Rufslands Allianz mit Öfterreich und England (kurz vor dem Tode der *Katharina II*) führt wieder auf den erften Hauptgegenftand zurück. Friede mit Holland und Spanien S. 180 f. (hätte auch bey den erftgedachten Friedenshandlungen ftehen dürfen). Der Seekrieg S. 183 f. Weftindien, die Neger S. 189. Oftindien, holländifche Befitzungen S. 193. Wiener Vertrag S. 196. Trotz der franzöfifchen Finanzen und der noch übrig gebliebenen Unzufriedenheit die lebhaftefte Wiedererweckung des Continentalkriegs, deffen abwechfelnde Scenen in Deutfchland und Italien mit ausgebreiteter Belefenheit nach

den Hauptresultaten fortерzählt werden, bis zur Ankunft *Malmesbury's* S. 254. Rückblick der franz. Armeen auf das Innere. Der 18 Fructidor S. 259. Friede von Campo Formio S. 262. Frankreichs Macht und die neuen Verhältnisse in Helvetien, Rom, Holland S. 270. Expedition nach Ägypten; ihr Zweck und die ersten Erfolge bis zu *Bonaparte's* Wiedereinschiffung S. 281. Die indess veränderte Lage Frankreichs, im Inneren, zu den Mächten; Ausgang der rastadter Friedensunterhandlungen, und der Verlauf des neuen Kriegs bis zum 9 Oct. 1799, da *Massena* die Befreyung der Schweiz vollendet und *Bonaparte* nach Frankreich zurückkommt S. 331. Der 18 Brumaire. Constitution vom 22 Frimaire S. 333 bis 337. Innere Beruhigung. — Nach vereitelten Friedenshoffnungen energische Fortsetzung des Kriegs S. 337 f. Die Waffenstillstandsverhandlungen S. 352, und der weitere Erfolg bis zum lüneviller Frieden S. 359. Frankreichs Verbündete S. 368. Innere Sicherheitsvorkehrungen und Fortsetzung des englischen Kriegs S. 369. Rückblick auf Ägypten S. 371 f. Verhältnisse mit den nordischen Mächten S. 383, mit Spanien S. 385. Blick auf Ost- und West-Indien. Friede zu Amiens.

Aus dieser kurzen Übersicht werden die Leser leicht abnehmen, wie der Vf. die *chronologische* mit der *Sach*-Ordnung zu vereinigen bemüht gewesen ist. Vorzüglich hat er auf das *Ineinandergreifen* der Begebenheiten gesehen: so dass, was wir schon bey den ersteren Bänden in Rücksicht des durch das Ganze ununterbrochen fortlaufenden Drucks bemerkten, gewissermassen auch vom Inhalt selbst gilt. In Ansehung der Zusammendrängung des Stoffs hat der Vf., wie uns dünkt, das rechte Mittelmass beobachtet: er hat nicht bloss das Allgemeine herausgesucht, sondern dieses zugleich mit den individuellsten und anziehendsten Zügen ausgestattet. Das Eigenthümliche seines Stils und die zuweilen ans Unverständliche gehende Fülle seiner Perioden haben wir ebenfalls bereits bemerkt, ohne jedoch die Lebhaftigkeit und das Blühende seines Vortrags zu verkennen.

Dass der Vf. die verschiedenartigsten, und oft ganz specielle, Quellen genau verglichen hat, sieht das geübte Auge auf der Stelle, wenn gleich keine genannt, und meist nur die Resultate angegeben sind. Manchmal stellt er aber auch vor den Augen des Lesers die Abwägung der Wahrscheinlichkeiten an; hie und da lässt er bloss die Umstände entscheiden (wie beym Gesandtenmord), höchstens hat er durch ein Beywort oder einen sonstigen kleinen Zusatz die nöthigen Winke gegeben. Bey den wichtigsten Phänomenen findet man hinreichende Aufschlüsse und Erklärung der Art und Weise, wie es kam; aber nie soll man bloss *sein* Urtheil hören. Damit hat er sich auch als *Preusse* glücklich durchgewunden. Wir könnten, wenn es nöthig wäre, mehrere treffliche Stellen auszeichnen, welche der Darstellung, wie dem Gefühl des Vfs., zur Ehre gereichen. Wir verweisen kurzlich auf die Revolutionsscenen; *Ludwigs XVI* Ende S. 26; *Charlotte Corday* S. 85; *Danton* S. 111; *Robespierre's* Ende S. 128; *Toussaint Louverture* S. 194. An verschiedenen Stellen Hinweisungen auf eine unleugbare Nemesis.

Immer wird diess Werkchen ein bequemes, sehr unterrichtendes und anziehendes Handbuch bleiben, auch bey seinem ungefälligen Äusseren. Von allem Übrigen, was sonst noch an einer Geschichte des 18 Jahrhunderts zu wünschen übrig bleibt, kann nach dem Zwecke des Vfs. und der Verlagshandlung hier nicht die Rede seyn. — Mit Bewunderung, aber auch zugleich mit Wehmuth erfüllt es uns, wenn der Vf. in der Vorrede bemerkt, dass er jederzeit den redlichsten Eifer angewendet habe, dass der Leser nie missfällig an seine Blindheit erinnert werde, und dass er schon bey der Ausarbeitung dieses vierten Theils nicht mehr ganz in der günstigen Lage gewesen sey, den ganzen Tag hindurch ein fremdes Auge einigermassen belohnen zu können. Ungern würden wir dieses als das letzte Werk des Vfs. betrachten, und wir wünschen aufrichtigst, dass er auf eine reelle Art aufgemuntert werden möchte, seine bereit liegenden Materialien wirklich mittheilen zu können, bey der noch in ihm wohnenden Geisteskraft, verbunden mit tiefgefühltem Interesse an den Begebenheiten der Zeit. — C. —

GÖTTINGEN, gedr. b. Röwer (Selbstverlag): *Commentatio II de Archidiaconatu Nortunensi, qua continuatur dioecesis Moguntina in archidiaconatus distincta, XI commentationibus illustrata a Steph. Alex. Würdtwein etc. Joannis Wolf,* Nortenae ad S. Petrum canonici. 1810. 72 u. 124 S. 4. (1 Rthlr. 1 gr.)

Schneller, als wir bey der Anzeige der ersten Abhandlung (J. A. L. Z. 1809. No. 252) erwarteten, ist diese Fortsetzung durch die achtungswerthe Regsamkeit des Vfs. und seine höchst rühmliche Aufopferung (nur 57 Subscribenten haben sich laut des Verzeichnisses gefunden), die immer seltener bey den Gelehrten wird, gefolgt. Sie begreift den mit der Probstey des Petersstifts in Nörten verbundenen Archidiakonat. Alles Lob, das wir der ersten Abhandlung zutheilen mussten, gehört auch dieser. Ein unermüdlicher, umsichtiger Fleiss im Zusammentragen schon vorhandener Nachrichten, ein Reichthum ungedruckter Urkunden (79 Stück werden hier wieder mitgetheilt; welcher Schatz liegt doch in Deutschland noch verborgen, und wie Vieles wird noch verloren gehen, das man retten könnte!) und eine besonnene Zusammensetzung sind auch diessmal die Ausstattung.

Was nun die Grenzen und die innere Abtheilung des Archidiakonats nach den *sedes* betrifft: so wurde der Vf. zwar auch diessmal durch keine alten Verzeichnisse, welche das Ganze umfassten, unterstützt und geleitet; nur allein eine alte Angabe der *ecclesiae synodales* in einem Copialbuche, das zwar erst um 1607 geschrieben, aber doch keine späteren Urkunden als von 1521 enthält (S. 7 f.), fand er, und in ihnen die Hauptorte der *sedes*, worüber wohl kein Zweifel seyn kann, da zu den S. 8 als anderwärts her in sol-

cher Eigenschaft erwähnten noch Geismar (No. 27 der Urk.) und Hohnstadt (bey *Leukf. ant. Nordh.* 147) kommen. Die Zahl der *sedes* stände also fest, nur sind in dieser Angabe zugleich die eimbeckschen *sedes* beygemischt, wahrscheinlich aus dem vom Vf. S. 8 angeführten Grunde, weil beide Bezirke oft, und vielleicht gerade zu der Zeit, als die Notiz niedergeschrieben wurde, den nämlichen Archidiakon hatten. Doch für den letzteren kleinen Archidiakonat können nur die drey Capitel abgegeben werden, die der Vf. abscheidet, da sich von den meisten angrenzenden *sedes* die Angehörung an Nörten nachweisen lässt. Schwieriger war es nun auszumitteln, welche Ortschaften zu jeder *sedes* gehörten. Nur ein in den Geschichten des Landes so bekannter, in historischer Kritik geübter Mann konnte, mit einiger Hoffnung auf Erfolg, das Wagstück beginnen und mit Verstand glücklich ausführen, wo nur so wenige Hülfsmittel, als etwa das Verzeichniss aus der *sedes* Seeburg (No. 38 der Urk.), von Hohnstadt (*Leukfeld* a. a. O. und No. 55 der Urk.), zu Statten kamen. (Beyläufig, der Vf. löset das Räthsel nicht, wie der Pleban von Moringen (eine eigene *sedes*) in der Urkunde No. 70 von 1474 unter den Priestern des Kalands Hohnstadt genannt werden kann. Entweder die Kalande waren nicht bloss auf eine *sedes* beschränkt, aber warum dann die bestimmte Bezeichnung: Kaland des oder des *sedes?* oder es gab in der *sedes* Hohnstadt noch ein Moringen, das eingegangen ist.) Und doch wird diese Eintheilung, lässt sich gleich zu weiteren Folgerungen nicht überall fest darauf fussen, gewiss den Beyfall aller Kenner erhalten. Von den einzelnen Theilen konnte also nicht mit Genauigkeit auf den Umfang des Ganzen zurückgeschlossen werden. Indess auf der östlichen und südlichen Seite waren durch die früheren Aufklärungen die Grenzen gezogen; westlich, wo der Archidiakonat Eimbeck anstösst, mussten sie freylich in Ungewissheit bleiben, und auch wo der hildesheimische Sprengel Nachbar wird, liegt viel Dunkelheit, da für Hildesheim noch nichts geschehen ist, *Ludwigs* und *Heinrichs* alte Grensbestimmungen an sich so verwittert, und durch die Abschreiber corrumpirt, nur die Qual der Ausleger sind und wenig lichte Puncte zeigen, daher auch mit Recht vom Vf. einstweilen unbenutzt gelassen sind. Doch gerade nördlich gaben die hildesheimischen Grenzen ein paar unstreitige Puncte, und dann die deutlichere halberstädtsche Sprengelgrenze Mittel zur sicheren und genaueren Bestimmung des Umfangs des nörtenschen Archidiakonats und seiner Begrenzung in den Gebirgen des Harzes. Wir wundern uns, dass der Vf. die halberstädtsche Scheidungslinie gar nicht verglichen hat, was doch nöthig war, und die Aufzählung vollständig gemacht hätte. Denn ohne Zweifel gehört St. Andreasberg und mehrere kleine Orte (mögen sie immerhin ihre Kirchen und Pfarren, ja selbst ihre Existenz, erst nach der Reformation durch den grösseren Betrieb des Bergbaues und der Hütten erhalten haben) in das nörtensche Gebiet und nicht zu Jechaburg. (Die Lage verlangt es so, und das *alte* und daher glaubwürdige jechaburgsche Register endet viel früher östlich.) Die Bergstadt Grund war bis 1505 zu der Kirche in Gittelde gehörig. (*Schreiber* von Aufkunft der Bergwerke an und auf dem Harz S. 5. Die Fundation der eigenen Pfarre steht in *Arend* Antrittspredigt zu Grund S. 43. 48.) Münchhof (Kemnade) gehörte zum Theil, nach der *ludwigschen* Grenzbestimmung, zu Hildesheim. Da nun die Grenzen der *sedes* durch keine Urkunde genau bestimmt sind: so hätten wir gewünscht, es wären überhaupt, besonders an der Grenze der Sprengel und Archidiakonate, die Beweise hervorgehoben, wodurch sich die Angehörung eines Ortes an das Archidiakonat, oder den maynzer Sprengel ergiebt. Die blosse Anzeige der Urkunde, woraus das hervorgehen mag, genügt nicht immer, es kann nicht Jeder alle diese Werke nachschlagen, und doch liegt bey Untersuchungen, die ins Einzelne gehen, oft viel an der vollständigen Gewissheit und klaren Übersicht, wenigstens erleichtert es die Arbeit sehr. Diess für diejenigen, welche sich künftig mit ähnlichen Erörterungen beschäftigen möchten; es soll kein Vorwurf für den Vf. seyn, der so viel gethan hat.

In der Vorrede lässt sich der Vf. noch auf die Angehörung der *sedes* Duderstadt und Beuren zum Archidiakonat Heiligenstadt, worüber wir in unserer vorigen Anzeige mehr Licht wünschten, ein. Nach mehreren Urkunden, welche er aus seiner Geschichte des Eichsfeldes beybringt, wird die Sache ausser Zweifel gesetzt; auch wir würden nicht schwankend gewesen seyn, wenn der Vf. gerade hier, wo es galt, sich darauf eingelassen, und die dort schon geführte Widerlegung des *wenkschen* Zweifels erwähnt hätte. Je mehr man von einem Factum erfüllt ist: desto leichter setzt man oft die gleiche Kenntniss, dieselbe Überzeugung, bey Anderen voraus! Merkwürdig ist die Sache immer, und wenn mit Duderstadt keine spätere Veränderung vorgegangen ist (der Vf. kann den Beweis nur bis 1305 führen): so ergiebt sich daraus, dass man bey Austheilung der kirchlichen Kreise auf die politischen Verhältnisse nicht durchaus Rücksicht nahm.

H. St. F.

BESONDERE ABDRÜCKE UND FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Hitzig: *Der Arsenik als Fiebermittel.* Erfahrungen über den Nutzen und Anweisung zu einer zweckmässigen Anwendungsart desselben. Von D. *E. L. Heim.* 1811. 30 S. 8. (6 gr.) (Aus *Horns* Archiv für medicinische Erfahrung besonders abgedruckt.)

Bamberg u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Theologische Zeitschrift, in Verbindung mit einer Gesellschaft Gelehrter,* herausgegeben von D. *Joh. Joseph Batz.* Dritten Bandes 4—6 Heft. 1810. S. 283—552. Vierten Bandes 1 u. 2 Heft. 1811. 188 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 202.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 MAY 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Dresden, in der waltherschen Hofbuchhandlung: *System einer vollständigen Criminal-, Polizey- und Civil-Gesetzgebung* von *H. E. v. G.* Erster Theil. Criminal-Codex. LXX und 192 S. Zweyter Theil. Polizey-Codex. XVI u. 166 S. Dritter Theil. Civil-Codex. XXII u. 520 S. 1809. gr. 8. (4 Rthlr.)

Der verdienstvolle Vf., welcher in keinem Verhältnisse seines Lebens die Wissenschaft aus dem Auge verliert, die er einmal mit Liebe umfasst hat, hat durch dieses reichhaltige Werk, welches so viele Spuren des eigenen Forschens, einer reichen Erfahrung und eines edlen Eifers für Gerechtigkeit und Menschenglück an sich trägt, den Gesetzgebern und Redactoren von Gesetzbüchern gleichsam vorarbeiten, das Fachwerk des grossen Gebäudes einer neuen Gesetzgebung aufstellen, und in demselben die Materialien niederlegen wollen, aus denen mit verständiger Rücksicht auf Zeit, Ort und Umstände das Gebäude selbst zu Stande gebracht werden kann. Der nicht zu verkennende Nutzen eines solchen idealischen Gesetzbuchs würde für die jetzigen Zeiten, wo man sich so viel mit neuen Gesetzgebungen beschäftigt, noch grösser seyn, wenn den Bestrebungen der Fürsten Deutschlands bey diesem Geschäfte ein ganz freyer Spielraum zustände, und ihnen nicht ein wirkliches, für einen anderen Staat mit vieler Weisheit gegebenes Gesetzbuch als Leitstern diente, welchem man hier mehr, dort weniger sklavisch zu folgen bemüht ist. Für den Zweck des Vfs. ist es denn auch ganz angemessen, dass er seine Ideen ohne die wirkliche vollendete Einkleidung mitgetheilt hat. Doch kann Rec. ihm nicht beystimmen, wenn er glaubt, dass es vielleicht rathsam wäre, ein wirkliches Gesetzbuch in dieser concentrirten Manier zu publiciren. Da der wahre Sinn und der Umfang einer vollständig ausgesprochenen Satzung, wobey doch jedes Wort erwogen und erst nach genauer Prüfung gewählt worden ist, so oft verkannt, und von Mehreren, die solches anzuwenden haben, verschiedentlich gedeutet wird: so würde dieses gewiss noch öfter der Fall seyn, wenn bloss der Gedanke gegeben, und wenn zur Auffindung der ganzen Quantität desselben noch eine Vergleichung und Zusammenstellung mit den vorhergehenden und nachfolgenden Sätzen erfoderlich wäre. Wie wenige Richter dürften z. B. den Abschnitt 2 und 3 der ersten Abtheilung des Criminal-Codex, in welchem — vielleicht zu viele — Regeln und Grundsätze über die Gradation der moralisch-gesetzlichen und physisch-gesetzlichen Zurechnung aufgestellt sind, begreifen, sich bis zu einer fruchtbaren Einsicht zu eigen machen und richtig anwenden, wenn ihnen nichts als das Skelet gegeben würde, und wenn es ihnen überlassen bliebe, durch eigenes Nachforschen das Ganze zu bilden und zu beleben! Gewiss nicht gross ist die Zahl solcher Geschäftsmänner, welche die Mühe anwenden wollen und können, über den Buchstaben einer Gesetzgebung hinauszugehen und in den Geist derselben einzudringen, welche aus der Wissenschaft — die übrigens durch keine Gesetzgebung überflüssig gemacht werden darf — zu schöpfen im Stande sind, um die Idee des Gesetzes zu beleben und zu ergänzen.

Zu den Vorzügen dieses Werkes gehört es hauptsächlich, dass der Vf., fern von allen excentrischen idealischen Vorstellungen, und von dem, was er jasonische Träume nennt, was man aber eigentlich *somnia aegri* nennen sollte, den Menschen und die Gesellschaft nimmt, wie sie ist, und wie sie, aller der gewaltsamen Operationen ungeachtet, denen sie sich unterwerfen muss, ewig bleiben wird. Er erwartet daher weder von einzelnen Menschen, noch von der ganzen Gesellschaft, am wenigsten aber von einzelnen Instituten, oder spitzfindigen einseitigen Theorieen die Wunder, welche die Schöpfer und Anbeter derselben der Welt verheissen, und lange genug ohne Erfolg verheissen haben. Er hat, wie es sich für einen Gesetzgeber ziemt, gleich fern von der empfindsam weinerlichen, und von der ausservernünftigen Partey, das Gute, wo er es gefunden, und ohne Vorurtheil für das Neue oder das Alte, aufgesucht und benutzt. Er verkennt es dabey durchaus nicht, dass es die Weisheit, ja, wenn man dem Menschen nicht Gewalt anthun will, die Nothwendigkeit erfodere, bey der Gesetzgebung auf Zeit, Ort, und auf den ganzen physischen, moralischen, und um so zu sagen, ökonomischen Zustand der Gesellschaft Rücksicht zu nehmen, und dass eine allgemeine Gesetzgebung, welche keine Gewohnheit, keine statutarische Satzung zulassen will, mit einer Gerechtigkeit, die in dem Menschen noch etwas Anderes als den Unterthanen sieht und respectirt, nicht zu vereinigen stehe; dass es überhaupt etwas ganz Anderes sey, einer Gesellschaft, welche schon lange bestanden, und bereits eine Verfassung, Gesetze und Rechte gehabt hat, eine neue Gesetzgebung zu ertheilen, als eine sich erst

aus einer rohen Masse bildende Gesellschaft mit der ersten Gesetzgebung auszustatten.

Da es bey einem Werke, wie das vorliegende, unnöthig ist, den Inhalt desselben anzugeben, die Heraushebung und Beurtheilung desjenigen, worüber sich Etwas sagen liesse, aber ein weit grösseres Buch erfoderte, als das Werk selbst: so wollen wir uns auf einzelne Bemerkungen, welche, wie billig, und wie das Werk selbst, eine legislatorische Tendenz haben, und die eine weitere Prüfung veranlassen können, einschränken.

Der erste Theil enthält den Criminal-Codex. Es ist unverkennbar, dass der Vf. mit diesem Theile der Gesetzgebung am innigsten vertraut ist, wie es denn auch bekannt ist, dass er mit demselben sich mehr als ein Menschenalter ununterbrochen beschäftigt, und in den neuesten Zeiten die wichtigen Materien von der Wahrscheinlichkeit, dem Beweise, und von der gesetzlichen Zurechnung mit einer fast mathematischen Genauigkeit, und mit Erwägung und Zusammensummirung so mannichfaltiger, dabey in Betrachtung kommender Rücksichten und Collisionen abgehandelt hat, dass, wenn sich durch Schriften der Art die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen liessen, welche in der Sache und in der menschlichen Natur — deren Stärke und Unergründlichkeit sich eben so oft bey dem Verbrecher zeigt, als ihre Schwäche und Beschränktheit bey dem Richter sichtbar wird — selbst liegen und ewig liegen werden, man sich einigermassen für berechtigt halten könnte, zu glauben, dass sich die Sache, ohne der richterlichen Willkühr einigen Spielraum zu gestatten, abthun liesse. Da inzwischen die Verkettungen der Dinge unendlich, die Kenntniss der Thatsachen, die Einsicht in den Zusammenhang des Willens und der Neigungen mit den äusseren Handlungen, und dieser hinwiederum mit den Wirkungen, nicht auf festen unabänderlich nothwendigen Gründen beruhet; da das Urtheil darüber von Menschen, deren Geist und Gefühl so höchst verschiedenartig ist, abhängt: so lässt sich von solchen Bestimmungen und Kriterien, welche auf allgemeine Wahrnehmungen gegründet und als Folgerungen anzusehen sind, selbst dann nichts Vollkommenes erwarten, wenn jene Wahrnehmungen und diese Schlüsse auch noch so richtig und logisch bündig sind. So schätzbar daher auch die Bemühungen der Gelehrten bleiben, welche durch ihre Forschungen hier ein grösseres Licht zu verbreiten sich bemühen: so wird doch der Staat, wenn er nicht die Wahrheit und Strafbarkeit von gewissen äusserlich bemerkbaren Bedingungen und von gewissen genau vorgezeichneten Formen abhängig machen, oder den gerade entgegengesetzten Weg einschlagen, und dem Gefühl und der Einsicht verständiger und redlicher Männer allein das Richteramt übergeben, sondern auf der bisher in Deutschland üblich gewesenen Mittelstrasse — welches im Ganzen wohl das Beste seyn dürfte — fortwandeln will, eine gute Criminal-Justiz mehr durch weise Wahl von Criminalrichtern, als durch eine zu subtile und zu tief in das Innere der Handlungen eindringende Legislation zu begründen bemüht seyn müssen.

Bey der Festsetzung der Strafe sowohl im Allgemeinen als in besonderen Fällen auf den Grundsatz einer analogischen Erwiederung Rücksicht zu nehmen, hat zwar auf den ersten Anblick etwas Empfehlendes. Doch wird man im Ganzen nicht weit damit kommen. Es ist nicht nur, wie auch der Vf. nicht unbemerkt lässt, oftmals unter der Würde des Staats, mit denselben Waffen zu fechten, deren sich ein brutaler, ruchloser Mensch bedient hat; es ist nicht nur bey manchen Verbrechen, z. B. beym Diebstahl, dem häufigsten von allen Verbrechen, höchst selten möglich, den Thäter am Eigenthume zu strafen, sondern die Übel, welche die Gesellschaft, ohne höhere Zwecke zu verletzen, als Strafen anzuwenden im Stande ist, sind sowohl ihrer Natur als ihrer Mannichfaltigkeit nach mit den Handlungen, welche als Verbrechen notirt zu werden pflegen, zu wenig gleichartig, als dass der Grundsatz einer analogischen Erwiederung in sehr vielen Fällen sich als fruchtbar bewähren dürfte. Überdiess würde die Grösse der Strafe sehr häufig von Zufällen und von der Willkühr dritter Personen abhängig werden, wie z. B. in dem Falle, wenn nach S. 68 und 71 eine Verwundung mit Arrest auf die doppelte Zeit der Heilung bestraft werden soll. Es dürfte doch ohne Zweifel besser seyn, bey solchen Verbrechen, die von einer so höchst verschiedenartigen Qualität und Quantität sind, die Bestimmung der Strafe und deren Dauer von dem vernünftigen Ermessen einsichtsvoller und redlicher Richter, als von den Operationen eines vielleicht ungeschickten, ungewissenhaften Wundarztes und dem Verhalten des Verwundeten abhängig zu machen. Nach Rec. Dafürhalten muss der Gesetzgeber bey Bestimmung der Strafen zwar zuvörderst auf die Gefährlichkeit der Gattung von Handlungen für die Rechte der Gesellschaft und ihrer Mitglieder Rücksicht nehmen; aber er muss auch ausserdem noch Manches in Betrachtung ziehen. Besonders sollte er, da die Criminaljustiz doch nur zu oft das traurige Geschäft hat, *afflictis addere afflictionem*, die Denkungsart und Lage des hülflosesten, niedrigsten und rohesten Theils der Nation kennen zu lernen bemüht seyn, um die Strafen den Motiven und Ansichten, welche der grosse Haufe von gewissen Verbrechen hat, desto besser anpassen und entgegensetzen zu können. Denn Verminderung der Verbrechen durch Zähmung des Bösen im Menschen ist und bleibt doch einziger vernünftiger Zweck aller Strafen. Es zeugt daher von einer nicht tiefen Einsicht in das Criminalwesen, wenn man voll von idealischen Vorstellungen über die Würde und den Adel der Menschheit, mit einer schonenden Rücksicht auf Gefühle, welche nur Folgen einer glücklichen Lage und einer feineren Erziehung und Bildung sind, oder gar mit der mehr als schwärmerischen Idee, durch die Criminalgesetzgebung auf die Gesellschaft positiv wirken, und sie dadurch veredlen und verbessern zu wollen, an die Composition eines Criminal-Gesetzbuchs geht, und dadurch, wie in einem der neuesten

Entwürfe wirklich geschehen ist, sich verleiten lässt, das Gebiet der Strafen, welches ohnehin viel zu enge und zu arm ist, noch weit mehr zu verengen, dass man körperliche Züchtigungen, öffentliche Ausstellungen, Geldstrafen, als Strafen, die auf den Charakter des Volks nachtheilig wirken, verwirft, und geringe Gefängnisstrafen, Verweise u. s. w. als zu gering für den Ernst des Criminalwesens gänzlich ausschliesst. Dass unser Vf. von dieser schiefen Ansicht ganz frey ist, braucht wohl nicht bemerkt zu werden. Er hat es zu gut gefühlt, dass eine höchst complicirte Sache, ohne in eine schädliche Einseitigkeit zu verfallen, nicht einfach behandelt werden kann. Rec. würde aber noch weiter gehen, und z. B. das Brandmarken nicht gänzlich verwerfen, und er ist in seinen Ideen über diesen Gegenstand durch die äusserst lehrreiche Schrift des Präsidenten *Rebmann* — *Damian Hessel und seine Raubgenossen*, zweyte Ausgabe — noch mehr bestärkt worden. Damit, dass man gewisse Arten von Strafen und Massregeln sanctionirt, ist ja nicht gesagt, dass man solche alle Tage anwenden soll. Dieses scheinen aber alle die unberufenen Eiferer, welche sich über das Criminalwesen so oft vernehmen lassen, in der Einfalt ihres Sinnes gleich zu fürchten. Möchten nur nicht die Gouvernements durch andere Verfügungen das Verderben des Charakters des Volks und eine allgemeine Immoralität befördern; was durch die Wahl der Criminalstrafen verdorben wird, würde sich leicht verantworten lassen.

Bey dem grossen Umfang, welchen das Polizeywesen in unseren, vielleicht zu künstlich ausgebildeten Staaten erhalten hat, bey der Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die in dasselbe gezogen sind, scheint es Rec. unmöglich, einen einzigen allgemeinen Charakter, wodurch sich Alles, was dazu gehört, bezeichnen lässt, anzugeben. Es sind daher bis jetzt die Grenzen zwischen Criminal-, Polizey- und Civil-Sachen und Vergehungen äusserst unbestimmt und verschiedenartig. In Deutschland war dieses bis hieher desshalb ziemlich unschädlich, weil in sehr vielen Staaten alle diese Sachen von einer und derselben Behörde geleitet wurden. Wenn es daher von der einen Seite nachtheilig werden mochte, dass Männer, welche sich vom Schlendrian führen liessen, die eine Gattung zu sehr wie die andere behandelten: so war es von der anderen Seite wiederum nützlich, weil eine gewisse Willkühr, die bey der Lage unserer Criminalgesetzgebung unvermeidlich war, einen Anschein von Legalität erhielt, und weil die Art, wie Civilsachen angesehen und behandelt werden, hie und da der Willkühr in Polizeysachen auf eine sehr wohlthätige Weise Einhalt that. Bey einer neuen Legislation und Vertheilung der Geschäfte, würde es nach Rec. Dafürhalten rathsam seyn, das Gebiet der, zwischen der Criminalität und dem Civile in der Mitte liegenden Polizey eher auf Kosten der ersteren als des letzteren zu erweitern. Dieses wird dann besonders weniger bedenklich seyn, wenn man den falschen Weg verlässt, die Polizeysachen als geringfügige Nebensachen zu betrachten, und solche höchst gemeinen, oft sehr unreinen Händen anzuvertrauen, und dagegen die richtigere Bahn betritt, eigene Polizeygerichte zu etabliren, und diesen in Fällen, wo ganz besondere aggravirende Umstände hinzukommen, zur Pflicht macht, gewisse Sachen an die Criminalbehörde abzugeben. Eine solche Grenzbestimmung würde auf dieser Seite am besten dadurch bewirkt werden, wenn man genau festsetzte, was zur Criminalität gehören soll, und der Polizey, diesem ohnehin unbestimmten Wesen, Alles überliesse, was nicht namentlich zur Peinlichkeit gezogen wäre. Die Anzahl der eigentlichen Verbrechen würde sehr vermindert werden, wenn man alle diejenigen strafbaren Gesetzesübertretungen der Polizey überliesse, welche die allgemeine Ordnung nicht gerade in ihren wesentlichen Stücken verletzen, aus denen sich fast nie auf eine Gefährlichkeit der Gesinnung bey denjenigen, die solche begehen, schliessen lässt, und welche, der Erfahrung und der Natur der Sache nach, nie mit gleicher Strenge und gleichem Ernst untersucht und bestraft werden können, sondern bey welchen gewisse Rücksichten auf Personen, auf Verhältnisse genommen, und bey denen oft ein Auge zugedrückt werden darf und muss: wie dieses z. B. bey allen sogenannten Verbrechen gegen die Sittlichkeit, bey manchen Gattungen von Entwendungen, z. B. des Holzes aus Waldungen zum eigenen Bedarf, des Wildes aus Jagdliebhaberey, bey der Verhehlung gefundener Sachen, vielleicht selbst bey dem Zweykampf, sobald solcher keine wichtigen Folgen gehabt hat, bey verschiedenen Gattungen von Fälschungen, Injurien u. s. w., der Fall seyn kann. Wie ist es nur möglich, wie ist es wünschenswerth, dass ein jedes Verbrechen dieser Art mit dem scharfen eindringenden Blick ausgeforscht, mit der Blindheit beurtheilt werde, welche dem Criminalrichter eigen seyn muss! Mit der Polizey ist es eine ganz andere Sache. Das Auge derselben ist weit mehr, oder wenigstens eben so sehr mit dem Auge eines Vaters und Erziehers, als mit dem eines Richters zu vergleichen; es darf daher oft zugleich sehen und nicht sehen, hier schweigen und dort sprechen. Die Polizey kann, ohne ihre Würde zu verletzen, umherschleichen, beobachten, den Ausgang abwarten, darf Winke geben, warnen und rathen, sie darf bald klug, bald dumm seyn, ohne den Makel und die Blame auf sich zu laden, welche den Criminalrichter, der allein der Wahrheit zu huldigen, den Grundsatz *fiat justitia et pereat mundus* zu befolgen, und ein jedes Factum mehr isolirt zu betrachten und zu beurtheilen hat, unausbleiblich treffen würde, wenn er auf diesem Wege einherginge. Unser Vf. hat im Ganzen auch die Idee, das Gebiet der Polizey zu erweitern: doch hat er es nicht überall gewagt, sie geltend zu machen. Über den Gedanken, die Grenzen zwischen Polizey- und Criminal-Verbrechen nach der Quantität der Strafe festfetzen zu wollen, urtheilt er S. LV der Einleitung sehr richtig. Es liegt diesem Gedanken durchaus nichts Haltbares zum Grunde, sondern er ist ein blosser Einfall, und eine Classification der strafbaren Handlungen nach demselben, ist um nicht Vieles bes-

ser, als eine Classification der Menschen in einem Staate nach dem Alter, das sie erreichen werden. Auch scheint es Rec. sehr ausgemacht, dass gewisse Gattuntungen von Verbrechen, wenn gleich einzelne Fälle, die dazu gehören, nur sehr geringe Strafen nach sich ziehen mögen, doch niemals, ohne einen wesentlichen Nachtheil, und ohne die Ansicht, welche das Volk von denselben hat, auf eine höchst schädliche Weise zu verrücken, der Criminalität entzogen werden dürfen. Hieher gehört namentlich und hauptsächlich der eigentliche Diebstahl, dieses gemeinste, gefährlichste, und in den Augen des besseren Theils des Volks entehrendste Verbrechen mit dem, was ihm anhängt, der Diebshehlerey. Freylich darf man nicht jeden gemeinen Diebstahl, wie Hr. *von Eggers* in dem Entwurfe eines Gesetzbuchs für Schleswig und Holstein will, mit einer Zuchthausstrafe von 2—6 Monaten belegen. Aber dieses wird ohnehin keinem Gesetzgeber in den Sinn kommen, der es richtig zu schätzen weiss, was es mit dem Zuchthause auf sich hat, und der es lebendig fühlt, dass jede Bestrafung ein Übel für den Staat ist, zu welchem er nur aus Noth greift.

Wenn der Vf. darauf, ob durch ein Verbrechen angeborne oder erworbene Rechte verletzt werden, keinen grossen Werth legt: so mag solches alsdann richtig seyn, wenn bloss von Rechten der Privatpersonen die Rede ist. In sofern jedoch manche Verbrechen Verletzungen solcher Güter und Rechte enthalten, die dem Unterthanen selbst zustehen, oder die doch auf seine Existenz und seine Sicherheit einen sehr grossen Einfluss haben, andere hingegen nur in Verletzungen gewisser positiver Landeseinrichtungen und Anstalten bestehen, welche den Unterthanen directe nur wenig nützen, die vielmehr nicht selten die Freyheit derselben, oder doch einzelner Classen, einschränken und von ihnen Opfer fodern: so dürfte doch in mancher Hinsicht ein Unterschied nicht unangemessen seyn. Denn eines Theils scheint es zweckmässig, dass der Staat mehr durch Aufsichtsanstalten als durch Strafgesetze den Verletzungen dieser Art vorzubeugen suchen müsse, anderen Theils dürfte es hart seyn, wenn er besonders diejenigen, welche um Verbrechen dieser Art Mitwissenschaft haben, eben so behandelt, als diejenigen, die um ein gemeines Verbrechen wissen. Denn die Ansicht, welche die Nation von Übertretung der Finanz- und Handels-Gesetze, der Conscriptionsverordnungen u. s. w. hat und vielleicht ewig haben wird, ist nicht nur sehr wesentlich von der Ansicht verschieden, die sie von den Verbrechen gegen das Eigenthum, gegen das Leben der Mitbürger, und gegen die Sicherheit der Gesellschaft sich bildet, sondern das Denunciiren wird in dem einen oder dem anderen Falle ganz verschieden angesehen und beurtheilt. Überhaupt dürfte die ganze Lehre von der Theilnahme, von der Mitwissenschaft und von der Verpflichtung der Unterthanen zum Denunciiren und Zeugnissablegen eine genaue Revision nöthig haben. Bey dieser Revision dürfte man sich nicht allein von dem Eifer, Verbrechen zu vermindern, zu entdecken und zu bestrafen, leiten lassen, sondern man müsste den ganzen Menschen und die ganze menschliche Natur mit der ihr gebührenden grossen Achtung ins Auge fassen, man müsste dem häuslichen Leben, den Familienverhältnissen, nicht nur die ihnen gebührenden Rechte zugestehen, sondern man müsste selbst gegen manche Schwächen, die sich hier zeigen, eine verständige und menschenfreundliche Schonung beweisen. Unser Vf. hat an mehreren Stellen gezeigt, dass ihm dieser Gesichtspunct nicht ganz fremd sey, z. B. S. 30; aber er glaubt, man könne ohne wesentlichen Nachtheil noch weiter gehen, Unterschiede unter verschiedenartigen Verbrechen machen, und besonders den Familienverhältnissen eine weit grössere Heiligkeit beylegen, als bisher geschehen ist. Auch fürchtet er den Einwand nicht, dass hier ein irriger Schluss von dem, was unter gebildeteren Classen Statt findet, auf die niedrigeren Stände obwalte. Denn es gehet aus Criminalacten nicht selten hervor, dass grobe Verbrecher und wirklich ruchlose Menschen gegen die Ihrigen eine wahrhaft rührende und musterhafte Liebe, Vorsorge und Zärtlichkeit hegen. Und was helfen denn am Ende viele solche Strafgesetze? Glaubt man dadurch den älterlichen Sinn zu verändern, dass man hier einen Vater, dort eine Mutter bestraft, weil sie *den* einem harten Gesetze zu entziehen suchte, den sie mit Schmerzen gebar, und unter tausend Sorgen und Anstrengungen auferzog, und der sich gegen die Unterwerfung unter das Gesetz sträubt? Kann man selbst eine solche schauderhafte Legalität wünschen? Kann man Liebe und Zutrauen gegen den Staat erwarten, der dieses fodert? Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, dass die verdienstvollen Männer, denen Sachsens edler König, ein tugendhafter und glücklicher Familienvater, die Entwerfung eines neuen Criminalgesetzbuchs anvertrauet hat, diese Gedanken prüfen, dass sie überhaupt sich hüten mögen, den Criminalanstalten nicht einen grösseren Werth beyzulegen, als sie wirklich haben. Sie sind nur ein Zweig der grossen Staatsverwaltung, sie sind nur ein Mittel, nie Zweck, und nur ein Mittel, zu welchem sich der Staat aus Noth zu greifen gezwungen sieht. Dieses wird von Legislatoren, welche ganz von dem Gegenstande, mit dem sie sich beschäftigen, für den sie sinnen und sorgen, ergriffen sind, so leicht verkannt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

Riga, b. Deubner und Treny: *Ist das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn?* Sendschreiben an Hn. Professor Dr. *Heeren* von Dr. *G. Merkel*. 2te Auflage. 1811. 98 S. 8. (10 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MAY, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Dresden, in der waltherschen Hofbuchhandlung: *System einer vollständigen Criminal-, Polizey- und Civil-Gesetzgebung*, von *H. E. v. G.* u. s. w.

Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Diesen Betrachtungen, zu welchen uns die spe-ielle Einleitung zum Criminalcodex Veranlassung ;egeben hat, mögen noch einige Bemerkungen über :inzelne Materien folgen. In der ersten Abtheilung inden sich die allgemeinen Bestimmungen und Grund-ätze. Besonders ausführlich sind der zweyte und lritte Abschnitt, welche von der Imputation und von ler Theilnahme handeln. So sehr Rec. den Fleifs ind Scharfsinn schätzt, der hier sichtbar ist, und so ıützlich es für jeden Criminalisten seyn wird, diese Materien zu durchdenken: so bleiben ihm doch er-ıebliche Zweifel darüber, ob es rathsam sey, ein sol-hes Detail in ein Gesetzbuch aufzunehmen, und ob s überhaupt zweckmäfsig sey, logischen Wahrheiten ınd Regeln, welche von dem, was gewöhnlich zu eschehen pflegt, abstrahirt sind, ein gesetzliches An-ehen zu ertheilen. Erschöpfend kann eine solche ammlung doch nie seyn, und für den Richter kann s oft äufserst nachtheilig werden, wenn er sich in einen Nachforschungen und in den Operationen sei-es Geistes durch Vorschriften gehemmt fühlt, wel-he im Allgemeinen auf guten Gründen beruhen mö-en, aber in einzelnen Fällen höchst trügerisch seyn önnen; endlich kann es selbst den Verbrecher zu ei-em planmäfsigen Betragen verleiten, wodurch er ıehr noch, als bis jetzt geschehen konnte, den Rich-er irre zu leiten bemüht ist. Diese Gefahr wird da-urch nicht gehoben, dafs der Criminalcodex kein 'olksbuch seyn soll: denn dieses verhindert doch ur, dafs er nicht unter öffentlicher Autorität in die Iände derjenigen gebracht wird, denen die Benen-ung *armer Sünder* so ganz eigentlich zukommt, und ie für die Gesellschaft nicht gerade die gefährlich-en sind. — Wenn im vierten Abschnitt, S. 32, esagt wird: alle willkührlichen Strafen sind aufgeho-en: so ist dagegen in sofern nichts einzuwenden, afs dem Richter nicht zustehen soll, Strafgattungen, ie nicht gesetzlich sind, anzunehmen; allein die ichterliche Willkühr auch bey der Quantität gänz-ich zu verbannen, hält Rec. je länger je mehr für ımöglich und für schädlich. Dafs Züchtigung als elbstständige Strafe S. 34 nur gegen Menschen von er niedrigsten Classe gebraucht werden soll, ist sehr gerecht; Rec. würde noch hinzusetzen, dafs sie gegen Personen weiblichen Geschlechts, wie gegen Männer, die als Väter noch Kinder zu erziehen haben, wenigstens nicht ohne grofse Noth und nicht öffentlich vollzogen werden dürfe. Höhere Rücksichten scheinen ihm dieses zu verlangen. Im Übrigen ist Rec. nicht gegen alle öffentliche Vollziehung der Strafe und nicht gegen das öffentliche Arbeiten der Züchtlinge, wofür sich auch unser Vf. S. 35 und 46 erklärt. Doch müfste Öffentlichkeit immer eine Erhöhung der Strafe seyn. Die Satzung S. 40, dafs dem Bauer und Bürger nicht erlaubt seyn solle, zu Aufbringung von Geldstrafen seine Grundstücke zu veräufsern, dürfte doch wohl zu allgemein seyn. Wie, wenn er deren mehr besitzt als gut ist? Dafs die Grausamkeit, mit welcher ein Verbrechen ausgeübt ist, nach S. 49 die Strafbarkeit nicht erhöhen solle, kann Rec. nicht einleuchten. Grausamkeiten dürfen nicht durch Grausamkeiten erwiedert werden; aber es dürfte doch eben so gerecht und billig seyn, die Unterthanen gegen grausame Behandlungen durch Strafandrohungen und erhöhete Strafen zu schützen, als gegen andere Mishandlungen. Wenn S. 53 *absolut unersetzliche* Beschädigungen für *unverjährbar* erklärt werden: so kann Rec. zwar dem Vf. nicht ganz beystimmen, doch würde er nie einem solchen Verbrecher den Aufenthalt in dem Kreise gestatten, in welchem er sein Verbrechen begangen hat, von welchem er vielleicht die Früchte noch geniefst.

In der zweyten Abtheilung kommen zuerst die Privatverbrechen. S. 64 heifst es: Die Tödtung eines lebendigen Kindes bald nach der Geburt — in sofern solche die traurige Folge des unehelichen Beyschlafs, der Furcht vor Strafe und Schande desselben ist — kann nicht als Mordthat, sondern nur als Todtschlag, d. h. als eine Tödtung aus leidenschaftlicher Hitze betrachtet werden. Wie aber, wenn es ausgemacht ist, dafs die Thäterin mehrere Monate die Absicht gehabt hat, ihr Kind zu tödten, dieser Absicht gemäfs gehandelt, jede, auch noch so liebreiche Zuredung von sich gewiesen, und ihre Schwangerschaft verheimlicht und hartnäckig geleugnet hat? Soll man hier, wo eine prämeditirte That erwiesen ist, dennoch eine aus Leidenschaft begangene That annehmen? Wenn die Schule, oder die Praxis sich manchmal genöthigt gesehen hat, durch dergleichen Interpretationen und Suppositionen eine unzweckmäfsig scheinende Gesetzgebung zu verbessern: so läfst sich solches begreifen und entschuldigen. Für einen Gesetzgeber hingegen, dem es freysteht, die

Verbrechen nach ihrem wahren Gehalt zu schätzen und zu bestrafen, ziemt es sich nicht wohl, zu dergleichen Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Ihm kommt es zu, gerade heraus zu sprechen. — Bey der Brandstiftung, S. 114, würde es Rec. nicht zum Erfodernifs machen, dafs gerade für *mehrere* Personen Gefahr des Lebens und des Güterverlustes entstehen müsse. Dieses Verbrechen hat, so dünkt uns, jederzeit und schon dann, wenn es nur einer einzigen Person gefährlich werden kann und Verlust droht, den ganzen Charakter seiner Gefährlichkeit. Es ist ein leicht ins Werk zu setzendes, schwer zu entdeckendes Mittel, den Wohlstand eines Menschen schnell zu vernichten, und zeugt immer von einer gewissen Ruchlosigkeit. Überdiefs ist bey einsam und abgesondert gelegenen Wohnungen, z. B. Mühlen, die Verübung dieses Verbrechens noch viel leichter, und die Androhung und Befürchtung dieser Art von Beschädigung ist nicht selten das Mittel, etwas Widerrechtliches zu erhalten und zu bewilligen. Eine härtere Bestrafung dürfte daher sehr Vieles für sich haben. — Billig wird S. 129 der blofse Gehorsam gegen die Befehle des Feindes, welcher das Land schon im Besitz hat, nicht als Landesverrätherey angesehen; doch ist auch der Zusatz, dafs in moralischer Hinsicht der Grad des Gehorsams mehr oder weniger Lob und Tadel verdienen kann, sehr wahr; und es wäre zu wünschen, dafs der Feind nie diese Wahrheit verkännte. Aber gehört dieses in den Criminalcodex? Über den Zweykampf, welcher S. 137 mit Recht als eine Art der unerlaubten Selbsthülfe angesehen wird, sind sehr billige Grundsätze. Der Zweck der Strafe beym Zweykampfe kann, so lange die tief eingewurzelte Meinung nicht geändert ist, nicht ganz den Zweck haben, den die auf andere Handlungen gesetzte Strafe hat. Denn der Zweykampf hat in den allermeisten Fällen für diejenigen, die sich dazu verstehen, etwas Unangenehmes, und er wird nie seiner selbst wegen unternommen. Eigentliche Bekämpfung dieses Übels, welches ohnehin so grofs nicht ist, als man manchmal vorzustellen gesucht hat, kann und darf auf diesem Wege nicht gesucht werden. Der Wilddiebstahl, welchem vielleicht ohne genugsamen Grund unter den Staatsverbrechen ein Platz angewiesen ist, wird gleichfalls billig behandelt. Vielleicht wäre hier eine Rücksicht auf den Stand nicht unzweckmäfsig. Jeder Mensch, dessen Gewerbe ununterbrochenen regelmäfsigen Fleifs erfodert, sollte durch alle möglichen Mittel von der Jagd, und also auch vom Wilddiebstahl abgehalten werden. Die auf den Ehebruch S. 176 gesetzte Strafe, — zehnjähriger Strafarrest auf den doppelten, die Hälfte auf den einfachen, und ein Viertel für den ledigen — scheint Rec. doch zu hart. Man wird von Zeit zu Zeit einem armen Tropf die ganze Last des Gesetzes fühlen lassen, und gegen viele Andere bis zum Empörenden blind seyn. Denn die schlimmste Folge zu harter Strafen ist nicht sowohl darin zu suchen, dafs ein Schuldiger mehr leidet, als er nach einem richtigen Gerechtigkeitsgefühl leiden sollte, sondern darin, dafs das Gesetz nun ganz unerfüllt bleibt. Jenes läfst sich allenfalls noch rechtfertigen, denn der Schuldige hat es doch sich selbst zuzuschreiben, wenn ein strenges Gericht über ihn verhängt wird; dieses hingegen setzt das ganze Justizwesen herab, und veranlafst nothwendigerweise eine Ungleichheit, die zur wahren Ungerechtigkeit wird. Es gehört daher unstreitig mit zu den Reflexionen, welche der Gesetzgeber bey seinen Arbeiten zu machen hat, ob das Richteramt auch stark genug seyn werde, um seine Satzungen überall unparteyisch ins Werk zu setzen.

Der zweyte Theil enthält den Polizeycodex. Der Vf. hat hier nicht nur sehr Vieles aufgenommen, was man bisher gewöhnlich der Staatswirthschaft zuzueignen pflegte, sondern auch sehr Vieles, was man bisher zu den Civilsachen zählte. Beides, besonders das Letzte, dürfte doch manche Bedenklichkeiten haben. So würde z. B. nach Rec. Dafürhalten das Vormundschaftswesen in seinem ganzen Umfange sich in den Händen der Civilbehörden besser befinden, als in den Händen einer Polizeybehörde, wenn es gleich richtig ist, dafs das ganze Vormundschaftswesen eine Regierungsmafsregel ist. Aber man darf doch nicht Alles, was dieses Ursprungs ist, zur Polizey verweisen; sonst würde Alles, was einige Civilisten, z. B. *Thibaut*, mit wenigem Grunde Regierungsrecht nennen, dahin gezogen werden können. Wobey Bedächtlichkeit, Vorsicht angewandt werden mufs, wobey sehr leicht *jura quaesita* in Frage kommen, dieses mufs alles der Civilbehörde bleiben. Auch dürfte die Sorge für die Verbesserung des Nahrungsstandes der verschiedenen Volksclassen und die dahin einschlagenden Verfügungen von den gewöhnlichen Polizeyobrigkeiten schwerlich mit Nutzen geführt werden; es kommt hiebey auf gar zu viele besondere Umstände an. Die Ansicht, welche sich der Vf. S. V der Einleit. von einem Handelsgesetzbuch macht, dürfte auch wohl dem Wesen und Zwecke eines solchen Codex nicht entsprechen: denn die eigentliche Polizey des Handels macht doch dessen Gegenstand nicht aus; vielmehr hat derselbe mit denjenigen bürgerlichen Geschäften zu thun, er setzt die Rechte und Verbindlichkeiten fest, welche aus den Geschäften entspringen, die entweder nur allein unter Kaufleuten, oder doch am meisten bey ihnen vorkommen, und die bey ihnen eine besondere Gestalt haben. Es ist ein wahres Civilgesetzbuch für Kaufleute und kaufmännische Geschäfte.

Dafs die Polizey — diese Staatserzieherin — in demselben Grade, als ihr Umfang erweitert wird, sich es angelegen seyn lassen müsse, die physische und moralische Lage der Gesellschaft zu berücksichtigen, leuchtet Jedem ein. Gleichwohl wird dieses nicht immer erwogen. Am wenigsten wird dieses von den Privatpersonen erwogen, welche sich über dieses Fach eine Stimme anmafsen, und deren Zahl Legion heifst. Sie kennen allenfalls das Übel seiner äufsern Gestalt nach: aber sie erwägen nicht, dafs die Mittel dagegen oft noch weit ärgere Übel seyn würden; sie erwägen nicht, dafs das Publicum in demselben

Grade, als es in seinen Foderungen an die Polizey streng und gebieterisch ist, sich gegen die sich nöthig machenden Maſsregeln widerspenstig zeigt. Jeder will, daſs der Staat und die Anderen sich nach ihm fügen; aber keiner will sich selbst fügen. Es ist daher sehr richtig, daſs die Polizey, wie der Vf. S. 6 sagt, nicht Alles, was gemiſsbraucht und unter gewissen Umständen schädlich werden kann, gleich dem Verbot unterwerfen müsse, es wäre denn, daſs ein Miſsbrauch in einem überwiegenden Grade wahrscheinlich, und ein wahrer Nutzen gar nicht erfindlich sey.

Die erste Abtheilung des Werks enthält allgemeine Bestimmungen über den Begriff und die Grenzen der Polizeygewalt, über das Zwangsrecht in Polizeysachen und über Ermunterungsanstalten. Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese Gegenstände, über welche so viel geschrieben ist, und über welche noch viel geschrieben werden kann, ohne daſs man darüber ins Reine kommen wird. Nur den Vorschlag empfehlen wir, daſs aus den einkommenden Geldstrafen ein Fonds zu Geldbelohnungen gemacht werde. Alles das, was durch die Abgaben eingeht, welche auf Gegenstände des Luxus gelegt sind, hiezu zu verwenden, würde in jetzigen Zeiten schwerlich auszuführen seyn.

Hienächst folgen die Verordnungen zur Beförderung der Sicherheit. Mit Recht wird eine genaue Aufsicht über geheime Gesellschaften hieher gerechnet. Billig sollte der Staat, auch abgesehen von der Gefahr, die der Sicherheit dadurch zuwachsen kann, in der Duldung der geheimen Gesellschaften äuſserst vorsichtig seyn. In der Regel bringen dergleichen Cirkel, in welchen sich verschmitzte, herrschsüchtige Menschen an die Spitze der Schwachen und Eiteln zu stellen wissen, keinen Nutzen; sie begründen im Gegentheil meist immer verkehrte Verhältnisse zwischen Obern und Untergebenen, zwischen Freunden und Feinden; sie sind der Grund von Collisionen, in welchen nur zu oft der Staat, die allgemeine Gerechtigkeit, die gute Sache, der geheimen Verbindung nachstehen und dienen muſs. Mit gleichem Recht wird S. 28 dem Staat eine Aufsicht über alle auswärtige Correspondenz in Kriegszeiten zugestanden. Es ist wohl nicht zu leugnen, daſs die Maximen, nach welchen man häufig bey der Beobachtung des Briefwechsels zur Zeit des Krieges und des Friedens verfährt, sehr willkührlich sind; aber es zeigt auch im Gegentheil von groſser Beschränktheit, wenn man dem Briefwechsel und den Posten eine Heiligkeit beylegen, und dem Staate nicht gestatten will, sich von dem Gange und Inhalt verdächtig scheinender Correspondenz zu unterrichten, und auf den Briefwechsel solcher Personen, welche bereits irgend einen Verdacht auf sich geladen haben, ein wachsames Auge zu führen. Weder für Personen noch für Sachen darf im Staate irgend ein Asyl seyn, und es ist doch etwas zu viel verlangt, daſs der Staat den guten *Urias* machen soll. Die Rechte, welche einer unehelich Geschwächten, hauptsächlich zur Verhütung des Kindermordes, S. 33 gegeben werden, contrastiren sehr mit der Satzung des Code Napoléon: *La recherche de paternité est interdite*, welche den Sinn nicht hat, den ihr Hr. *Erhard* durch Einschiebung des Worts *Amtshalber* giebt. Gewiſs ist es wohl, daſs man in Deutschland die Sorge für die unehelich Geschwängerten zu weit getrieben hat; aber bey der Aufnahme der französischen Legislation müſste man doch wohl untersuchen, ob nicht die Seltenheit des Kindermords in Frankreich, und dann die öffentlichen Findelanstalten, eine Satzung rechtfertigen, die doch im Ganzen etwas durchgreifend ist. — Unsere Aufgeklärten und die unberufenen National-Aufklärer werden es dem Vf. übel nehmen, daſs er S. 36 beym Begräbniſs der Selbstmörder alle Feyerlichkeiten untersagt; aber verständige Männer pflichten ihm ohne Zweifel bey, wenn er demjenigen, dessen letzter Act eine gewaltsame Unterbrechung der höheren Gesetze war, und der in seinen letzten Augenblicken der Gesellschaft wenigstens ein böses Beyspiel gab, eine öffentliche Ehrenbezeugung nicht zugesteht.

Im zweyten Abschnitt werden die Anordnungen zur Beförderung und Erhaltung der Sittlichkeit aufgestellt. Das Meiste, was hier vorkommt, soll durch die weltliche Obrigkeit geschehen. Es wäre zu wünschen, daſs man den Geistlichen wieder mehr Antheil an der Mitwirkung gestattete, oder daſs vielmehr diese sich diese Sache wieder mehr angelegen seyn lieſsen, und die weltlichen Obrigkeiten eine dem Ganzen nachtheilig werdende Eifersucht aufgäben. — Ob irgend eine Rücksicht einer weisen Gesetzgebung gestatten kann, die Ehe zur linken Hand gesetzlich zu machen, bezweifelt Rec. sehr. Die Ehe gehört, nach seiner Ansicht, zu denjenigen Anstalten, die um keiner Convenienz willen an ihrer Heiligkeit und Würde gekränkt werden dürfen, und es ist vielleicht besser, in einzelnen Fällen ein unerlaubtes Verhältniſs, den Concubinat — der ohnehin nie ganz verbannt werden wird — zu dulden, als eine solche Unregelmäſsigkeit gesetzlich werden zu lassen. Und soll denn das Gesetz so gefällig seyn, jedem Vorurtheile der Groſsen huldigen, jede Unbequemlichkeit, welche ihre vorzügliche Lage in der Gesellschaft mit sich bringt, gutwillig vertilgen? — Die *cura sexus* S. 61 ist nicht nur eine unnütze, sondern in vieler Hinsicht schädliche Formalität, welche nicht ferner beybehalten werden sollte. — Daſs der Vf. den Ehemännern kein Recht giebt, ihre Frauen zu züchtigen, versteht sich von selbst, und folgt aus einer richtigen Ansicht dieses Verhältnisses. Aber auch den Dienstherren, S. 67, würde Rec. es nie gesetzlich gestatten, ihr Gesinde zu züchtigen. Der Staat thut nicht wohl daran, wenn er das, was immer nur aus und mit Leidenschaft geschieht, zu einer gesetzlichen Befugniſs macht, und wenn er zwischen den Beglückteren und minder Beglückten einen solchen Unterschied statuirt. Auch vermag keine Einschränkung das innere Unrecht einer solchen Satzung ganz zu vertilgen. Entschuldigen, selbst freysprechen mag der Richter den Herrn, der sich hinreiſsen läſst, sein widerspenstiges tückisches Gesinde zu züchtigen; aber

das Gesetz darf nicht sagen: Sey dein eigener Richter und züchtige ihn! Ohnehin wird das Gesinde, welches von seiner Herrschaft, so solche übrigens gesinnt ist, wie es der Apostel will, einmal verdienterweise gezüchtigt wird, sich nicht beschweren; und soll man denn um der rohen brutalen Menschen willen, welche oft nur prügeln, weil sie geprügelt wurden, eine Satzung machen, die so leicht missbraucht werden kann, und den Menschen dem Thiere gleich setzt? — Bey der Büchercensur ist wohl unter ernsthaften wissenschaftlichen Schriften und Blättern, und zwischen solchen, die für den grösseren Haufen bestimmt sind, ein wesentlicher Unterschied. Denn wenn die Censur bey jenen nicht liberal genug, und vielleicht ganz unthätig seyn kann: so ist hier eine strenge Aufsicht nothwendig. Unter dem Deckmantel von Eifer für Wahrheit und Recht werden hier nicht selten Sachen vor das grosse Publicum gebracht, die vor dasselbe gar nicht gehören, Menschen, Stände, Verfassungen, Einrichtungen an den Pranger gestellt, welche diese Begegnung gar nicht verdienen. In Deutschland war man ehedem in diesem Punct auf einem ganz falschen Wege, und liess diesen Blättern ein Wesen treiben, das nicht wenig zum Verderben der Nation gewirkt und nichts reelles Gutes gestiftet hat.

In der dritten Classe folgen die Ernährungsanstalten. S. 105 in der Note glaubt der Vf., die Verbindlichkeit eines jeden Orts, seine Armen zu ernähren, könne erst dann eintreten, wenn die Staatseinkünfte nicht hinreichten. So ist es aber in den meisten Staaten nicht. Aber besser wäre es freylich, wenn es so wäre. Denn da in den nahrungslosesten Orten natürlich die meisten Armen zu seyn pflegen: so ist die Last der Armenversorgung nach Grundsätzen vertheilt, welche dem, was die Vernunft gebietet, geradezu entgegenstehen. Dass übrigens strenge Gesetze gegen das Betteln Grausamkeiten sind, wenn man nicht Jedem Arbeit verschafft, ist sehr richtig; eigentlich sind sie Befehle zum Stehlen. Gehören die Armen dem Staat, nicht den Communen an: so wird sich viel mehr Arbeit finden lassen. — Die Legislation über das Zunft- und Innungs-Wesen ist nicht nach dem Niederreissungssystem unserer Weisen, deren Werk jedoch noch zur Zeit von keinem Theile gesegnet werden will. — Höcken und Trödler verdienen besondere Aufsicht; sie sind von der einen Seite unentbehrlich, von der anderen Seite eine Geissel für den armen Bedürftigen. Sollte es nicht gut seyn, wenn der Staat oder die Commune dazwischen träte, und den Detailhandel mit den nothwendigsten Bedürfnissen übernähme? Die Gründe für eine solche Anstalt hätten wenigstens eben so viel für sich, als die Leihhäuser. Mit diesen könnte ein solcher Handel füglich verbunden, und diese könnten vielleicht angewiesen werden, auf gar zu geringe Unterpfänder kein baares Geld, sondern nur unentbehrliche Bedürfnisse vorzustrecken. Dass man bey dieser Anstalt nicht im Geist eines Monopolisten zu Werke gehen müsse, versteht sich von selbst; aber hart ist es doch, wenn der Arme, der nicht im Stande ist, sich im Grossen mit Holz, Hülsenfrüchten, Butter u. s. w. zu versehen, das Doppelte und Dreyfache bezahlen muss, und wenn auf einer anderen Seite der Staat gegen ein paar Hemden oder Betten das Geld hergiebt, für welches ins Schauspiel gegangen wird.

Die Gesundheitsanstalten kommen in der vierten Classe. Wie genau der Vf. ist, kann man daraus sehen, dass er die Wäsche nicht auf Kirchhöfen trocknen lassen will, damit nicht durch die Ausdünstung der Gräber ein Krankheitsstoff mitgetheilt werde.

Im fünften Abschnitt wird von den Bevölkerungsanstalten gehandelt. Der Satz, dass die Stärke eines Staats in der Volksmenge bestehe, wird natürlich bestritten und gehörig gewürdigt. Auswanderungsverbote, um die Verbreitung von Manufacturgeheimnissen zu verhindern, möchten wohl noch seltener, als der Vf. glaubt, Grund haben. Was der Mensch erfunden und hervorgebracht hat, pflegt nicht lange ein Geheimniss zu bleiben, auch wenn es Niemand verräth, und Fabriken können ihr Aufblühen und ihre Dauer nicht leicht auf einen schlechteren Grund bauen, als auf Geheimnisse, die gewöhnlich nur das Streben nach Verbesserungen unterdrücken. Das Recht, auszuwandern, wird, wie billig, wenig beschränkt; aber es ist nicht weniger billig, dass der Auswandernde eine Abgabe an die Gesellschaft gebe, die er verläst. In unserem Zeitalter findet man in dieser Foderung unserer Vorfahren etwas Unweises und Hartes, und läst sie leicht fallen; gleichwohl liegt darin, dass man den Unterthanen nicht gestattet hinzugehen, und zu leben wo sie wollen, ungleich mehr Hartes. Dieses sollte man Jedem gestatten, dagegen aber Jeden, der von dieser Freyheit Gebrauch macht, anhalten, gewisse Procente an die Gemeinde abzugeben, aus welcher er sein Vermögen zieht.

Der sechste Abschnitt hat es mit den Anstalten zur öffentlichen Zierde, Bequemlichkeit und Belustigung zu thun. Der einsichtsvolle Vf. fängt mit Recht diesen Abschnitt mit der Bemerkung an, dass diese Anstalten dem Nahrungsbedarf untergeordnet seyn müssen, dass mithin die Versorgung der Kranken und Armen allen öffentlichen Zierrathen und Belustigungen, und allen aus öffentlichen Mitteln zu diesem Zweck getroffenen Anstalten vorgehen müsse, und er läst sich hier, wie überall, von der grössten Rechtlichkeit leiten. Aber freylich geht die Schmeicheley, die Eitelkeit, die unter mannichfaltigen Vorwänden sich gern zeigen und *sich* gern ein Denkmal setzen will, von ganz anderen Grundsätzen und Gesichtspuncten aus, und nicht selten gleichen unsere grösseren und kleineren Gesellschaften gewissen Geschöpfen, denen es um ein Hemd und um ein Bette nicht zu thun ist, wenn sie nur einen Shawl und einen Platz im Schauspiel haben können.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 MAY, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Dresden, in der waltherschen Hofbuchhandlung: *System einer vollständigen Criminal-, Polizey- und Civil-Gesetzgebung* von *H. E. v. G.* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Civil-Gesetzgebung, welche sich im dritten Theile findet, ist von der Criminal- und Polizey-Gesetzgebung sehr wesentlich verschieden. Wenn der Staat hier es sich mit einer bald grösseren, bald geringeren Willkühr angelegen seyn lässt, gewisse Äusserungen und Ausbrüche des menschlichen Willens, menschlicher Neigungen und Leidenschaften einzuschränken, zu verhindern, oder den Bürger zu gewissen Handlungen zu leiten, kurz, wenn er hier ganz eigentlich als Gebieter und Verbieter auftritt: so erscheint er bey der reinen Civil-Gesetzgebung ganz anders. Das gesellige und bürgerliche Leben mit seinen Geschäften führt von selbst das Meiste von dem herbey, womit sie es zu thun hat. Die menschliche Vernunft, die ganze Absicht, welche bey dem Verkehr unter den Menschen sowohl im Ganzen als in besonderen Fällen zum Grunde liegt, die Zwecke, zu welchen alles dieses geschieht, geben bey weitem in den meisten Fällen das an die Hand, was hier mittelst der Kraft des Gesetzes zur Regel erhoben werden soll. Da nun der Staat auch nur in sehr wenigen Fällen ein Interesse dabey haben kann, hievon abzugehen, und etwas Anderes festzusetzen: so ist es natürlich, dass es hier weit mehr auf eine richtige Kenntniss des Wesens und Zweckes der Dinge und Geschäfte, als auf tiefe politische Einsichten ankomme. Dagegen ist aber die grösste Bestimmtheit und entschiedene Gewissheit hier weit nothwendiger. Denn eine administrationsmässige Behandlung darf hier, wo bloss von Rechten der Unterthanen, die auf gänzlich gleichen Schutz Anspruch zu machen haben, die Rede ist, durchaus nicht Statt finden. Aus diesen Gründen zusammengenommen folgt, dass diejenige Civil-Gesetzgebung, welche einmal einen gewissen Grad von Vollkommenheit erhalten hat, auf eine immerwährende Dauer Anspruch machen kann, und dass alle späteren, sie mögen aus derselben geschöpft haben oder nicht, doch in sehr wesentlichen Puncten mit derselben übereinstimmen müssen. Was den gegenwärtigen Entwurf anbetrifft: so muss Rec. bezweifeln, ob er das leistet, was man jetzt erwarten kann, und der sachkundige Leser wird diesem einigen Glauben beymessen, wenn er erfährt, dass der Vf. es selbst sagt, dieser Entwurf stimme in vielen Stücken mit dem preussischen Landrechte überein. Überhaupt wird es sehr sichtbar, dass der Vf. mit dem ganzen Gebiet des Privatrechts, mit dem wahren Geiste desselben, bey weitem nicht so vertraut ist, als mit dem peinlichen Rechte, und dass er sich hauptsächlich die Fortschritte, welche sowohl die Wissenschaft als die Gesetzgebung gemacht haben, nicht genugsam zu eigen gemacht habe. Dieses zeigt sich sowohl in der Anordnung des Ganzen als in der Behandlung und Stellung einzelner Materien und in der Fassung einzelner Sätze. So ist z. B. der allgemeine Theil für ein Gesetzbuch viel zu weitläuftig, und noch viel weitläuftiger als in manchen Compendien des römischen Rechtes, die doch eines Theils eine bloss wissenschaftliche Bestimmung haben, anderen Theils aus einem Gesetzbuche gebildet sind, welches zu wenig allgemeine Grundsätze und gar keine Ordnung hat, sondern sich bloss durch seine materielle Güte empfiehlt. Bey Materien, wie die von der *culpa*, von den Bedingungen, von Entschädigungen, geht der Vf. viel zu sehr ins Detail, giebt zu viele Vorschriften, mehr wie sie in ein Promtuarium oder in eine Casuistik passen, als in ein Gesetzbuch, welches mehr fruchtbare Grundsätze als einzelne Bestimmungen enthalten muss.

Übrigens enthält dieses Gesetzbuch ausser dem eigentlichen Civilrechte auch das Lehnrecht, und Alles, was man zum deutschen Rechte zählet; nur Einiges, was im Kirchenrecht vorkommt, gleichwohl eigentlich ins Privatrecht gehört, ist, wie Rec. glaubt, ohne hinlänglichen Grund weggelassen, z. B. die verbotenen Grade bey der Ehe, und was bey diesem Institut sonst auf religiösen Gründen beruhet. Der Raum erlaubt uns nicht, ins Detail einzugehen; doch wollen wir, um zu zeigen, dass wir das Buch aufmerksam gelesen, noch ein paar Bemerkungen machen. Die Ordnung bey der Intestat-Erbfolge regulirt der Vf. nach der muthmasslichen Liebe. Der Staat dürfte jedoch wohl noch andere Rücksichten dabey haben, z. B. das Vermögen, so viel als möglich, zu vertheilen, es in die Hände derer zu bringen, die es hauptsächlich bedürfen. Ist dieses: so wird die Gleichsetzung der Kinder verstorbener Geschwister mit noch lebenden Geschwistern, und überhaupt der Vorzug, den sie nach röm. Rechte, und noch mehr nach preussischem Rechte haben, sich sehr empfehlen. Die Erfahrung lehrt ja fast in jeder grösseren nicht sehr reichen Familie, dass diejenigen, die uns

respectum parentalem schuldig sind, — die Kinder unserer Geschwister — unsere älterliche Hülfe nöthig haben, wohingegen unsere alten Onkel und Tanten unserer Hülfe in der Regel nicht bedürfen. Auch die Gründe, aus welchen der Vf. die römischen Verordnungen wegen der intercedirenden Weibspersonen verwirft, wollen Rec. nicht einleuchten. Es kostet Männern von Einsicht und Festigkeit oft viel, eine Bürgschaft, um welche er gebeten wird, und welche als eine Namensunterschrift, als eine Formalität dargestellet wird, und es oft auch nur ist, von sich abzulehnen. Es ist daher sehr weise, dem abhängigeren, unerfahrnen und gutmüthigeren Weibe hier einen Schutz zu geben. Endlich kann es Rec. nicht mit Stillschweigen übergehen, was der Vf. vom Adelstande, und von den ihm gebührenden Rechten sagt. Er sieht solchen nicht nur als ein gänzlich geschlossenes Corps an, sondern er sagt geradezu — S. 501 — es sey die höchste Volksclasse, welche zu den obersten Staatswürden, und zum Besitz gewisser Güter *ausschliesslich* bestimmt sey. Das erste von diesem wenigstens war noch nirgends Gesetz, und das so viel verschrieene preussische Gesetzbuch geht lange so weit nicht. Also soll es erst Gesetz werden! Und das will man jetzt, da so viele Erfahrungen noch ganz neu vor uns liegen! Doch es wäre in jeder Hinsicht unnütz, ein Wort weiter zu sagen.

Noch muss Rec., um sich einer Pflicht zu entledigen, eines älteren Buches in diesem Fach erwähnen:

Leipzig, b. Hartknoch: *Grundsätze der Gesetzgebung* von *J. S. Beck*, Professor der Philosophie in Rostock. 1806. 853 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. dieses Werkes fängt *ab ovo* an, und durchläuft dann das ganze Gebiet des Rechts und der Gesetzgebung. Nach einer Einleitung, in welcher mehrere, die moralische Natur des Menschen betreffende, und in das Recht eingreifende metaphysische Begriffe metaphysisch, mit vielem Wortschwall entwickelt, und je nachdem es kommt, dem gesunden Menschenverstande deutlich gemacht oder vor ihm verdunkelt werden, folgt im ersten Hauptstück das Recht im Naturzustande. Dann kommt das öffentliche Recht im zweyten Hauptstück. Das dritte Hauptstück begreift in drey Abschnitten das Privatrecht. Der erste Abschnitt handelt von der Unterthänigkeit der Staatsgenossen, der zweyte enthält das Civilrecht, der dritte das Criminalrecht. Man sieht hieraus, dass der Vf. zum Privatrecht mehr rechnet, als man gewöhnlich dazu zu rechnen pflegt, und als hinein gehört. Das vierte Hauptstück, welches das Völkerrecht in sich fasst, macht den Beschluss. Das Ganze ist in der Manier und Sprache vorgetragen, welche vor der neuesten Periode in der Philosophie an der Tagesordnung war, und es ist daher eine herkulische Arbeit, dem Vf. zu folgen, besonders da die Ausbeute die Mühe gar nicht lohnt. Eine nähere Anzeige würde ganz überflüssig seyn. Die Wenigen, welche den Muth, die Zeit und die Lust haben, ein solches Buch zu studiren, werden es längst gethan haben, und Anderen es bekannt zu machen, würde wenig Nutzen haben.

PN.

Hildburghausen, b. Hanisch's E.: *Ideen über öffentliche Arbeitshäuser und ihre zweckmässige Organisation*, von *Johann Friedrich Eusebius Lotz*, herzogl. sachsen-hildburghausischem Kanzley-Rathe und Centbeamten zu Heldburg. 1810. 291 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. zeigt in einer lesenswerthen Vorrede, dass der Grund des Nichtgelingens so mancher öffentlicher Anstalten in der Willkührlichkeit ihrer Gesetze liege. Es sey nothwendig, bey allen Anstalten den allgemeinen Willen für das Gesetz zu gewinnen, welches auf einem *negativen* und *positiven* Wege geschehen könne. Beynahe durchgängig sey der erstere Weg eingeschlagen worden, der in der Abschreckungsmethode bestehe, und woraus denn, nach der Natur des Menschen, jene Unwirksamkeit der Gesetze zu erklären sey. Der Vf. zeigt nun, dass die Ideen seiner Schrift auf jenen Grundsätzen positiver Mittel beruhen. Die Schrift zerfällt in 8 Abschnitte. Der Gang der Ideen ist folgender. 1. *Über den Charakter öffentlicher Arbeitsanstalten.* Die Regierungen müssen sich bey diesen Anstalten nicht bloss als rechtliche, sondern als sittliche Wesen zeigen. Gewöhnlich betrachtet man erstere allein als öffentliche Straf- oder Sicherheits-Anstalten. Beide Ansichten sind falsch. Sie gehören vielmehr so gut wie Industrieschulen und Werkhäuser zu den öffentlichen Erziehungsanstalten. Aus diesem Begriff entwickelt sich die Beschaffenheit der anzuwendenden Mittel: in der Darbietung nützlicher Arbeitszweige, und in zwangloser Gewöhnung zur Arbeit selbst; um bürgerlich, nicht moralisch zu bessern. Es ist unwürdig und verderblich, mit solchen Anstalten Straf- und Sicherheits-Anstalten zu verbinden. 2. *Allgemeine Grundsätze für die Behandlung der verwahrten Subjecte.* Die Verbindung der beiden oben angezeigten Zwecke erschwert die Organisation jener Anstalten. Dabey ist zuvor die Frage über das Recht zu erörtern. Es liegt in dem bürgerlichen Vereine durchaus kein Grund, aus dem sich ein Zwangsrecht des Staats auf nützliche Thätigkeit überhaupt ableiten liesse. Nur auf Massregeln wider den leichten Übergang von Unthätigkeit zur Widerrechtlichkeit wird man sich beschränken dürfen. Daraus entwickelt sich das Grundgesetz, dass das Correctionshaus über das, was die öffentliche Sicherheit fodere, nicht hinausgehen, mithin einen Zwang zur Arbeit selbst nicht zulassen dürfe. Das Motiv zur Hervorbringung einer freyen Thätigkeit sey das *Bedürfniss* und der *Nutzen.* Jeder Correctionär muss sich selbst unterhalten, und nur Gelegenheit finden, seine Kräfte für den Zweck in nützliche Thätigkeit zu setzen. 3. *Personen, welche zur Aufnahme sich eignen.* Die Ansichten darüber von *Wagnitz, Gruner* und *von Arnim* werden geprüft. Nachdrücklich wird der Meinung

widersprochen, Verbrecher nach ausgestandener Strafe zur Sicherheit in solche Anstalten aufzunehmen. Bloss Bettler, Spieler von Profession, herumziehende Betrüger, liederliche Dirnen, Kuppler, Verbrecher, bey denen ein verständiger Wille unerwiesen ist, entlassene Verbrecher, die kein ehrliches Fortkommen suchen, Schleichhändler von Profession! — Gemeine Diebe und Betrüger aus Leichtsinn, Müssiggang, Armuth, Hang zum Wohlleben: jedoch nur im ersten Betretungsfall. Überhaupt nur Leute, deren Gefährlichkeit durch Gewöhnung zur Arbeit beseitigt werden kann, die aber auch einer in den Gesetzen verpönten Widerrechtlichkeit sich schon wirklich schuldig gemacht haben. Die Gründe für die Verwahrung jeder dieser Classen werden dargelegt. 4. *Art und Weise der Verwahrung und Behandlung der Individuen.* Die Verwahrung muss so gelinde als möglich seyn, und mehr durch Aufsicht als Gefangenhaltung bewirkt werden. Jeder Correctionär muss seinen eigenen Verwahrsam zur Nachtzeit, sonst aber völlige Freyheit des Aufenthalts haben. Jedoch sind alle möglichst zu isoliren. Eine Classificirung ist dabey nicht nöthig. Die Geschlechter werden den Etagen der Verwahrsame nach, nicht aber in den Arbeitssälen getrennt. Die Arbeiten der Correct. sind mit solchen Hinsichten zu wählen, dass sie nach ihrer Entlassung sie fortsetzen können. Auf die zuvor erlernten können sie nicht allein sich beschränken. Einzelne Arten der Arbeiten werden aufgeführt. Jeder Correct. wählt sich seine Arbeit. Dabey giebt es keine Arbeitspensa. Die Materialien und Werkzeuge werden von der Anstalt angeschafft, und den Arbeitern für einen bestimmten Preis eigenthümlich überlassen. Die Administration macht sich nach und nach von dem Arbeitsverdienste bezahlt, der den Correct. baar in die Hände gegeben wird. Gegen etwanige Verschwendung aus dem Hause hinaus sind etwa Münzen einzuführen, die nur einen Nennwerth haben, und bloss im Hause gelten. — Nachtheile der Überlassung das Gewerbbetriebs an Privatpersonen, oder gar an die Hausofficianten selbst. Zulässiger ist die Arbeit auf fremde Rechnung. — Die Beköstigung ist den Correctionärs selbst überlassen, und es wird nur dafür gesorgt, dass das Nöthige im Hause zubereitet zu empfangen sey. Eben so mit der Bekleidung. Zweck der Wirthschaftlichkeit. Für Wohnung, Licht und Feurung wird ein Theil von dem Arbeitsverdienste zurückgehalten. 5. *Disciplin.* Jeder verdächtige Verkehr mit Fremden ist untersagt. Es muss Ruhe und Ordnung im Hause herrschen. Von 5 — 12 und von 1 — 7 wird im Sommer, und von 6 — 12 und von 1 — 8 im Winter gearbeitet; doch steht es Jedem frey, nach Willkühr auch im Hofe, oder auf seinem Verwahrsam verschlossen, die Zeit zuzubringen. Das Tabacksrauchen ist untersagt. Pünctlichkeit beym Aufstehen und Schlafengehen. Morgenandachten. Branntwein darf nur beym Frühstück und in einem sehr geringen Masse von den Mannspersonen getrunken werden. Kaffee ist ganz verbannt. Ausser den bestimmten Zeiten darf nicht Speise und Trank verabreicht werden. Jeder Correctionär muss wenigstens mit zwey Hemden versehen seyn, die er sonntäglich wechselt. Die Wäsche wird von dem Hause, nach einer billigen Taxe, besorgt. Ein Tauschverkehr ist den Correctionärs nicht zu gestatten. Über den Verkehr zwischen dem Institute und jedem einzelnen Correct. wird genau ein Buch geführt. Am Sonntage wird eine katechetische Andacht mit den Correctionärs gehalten. Geldspiele sind nicht gestattet. Für äusserste Reinlichkeit wird gesorgt. Strafmittel. Bey blossen Vergehen Entfernung von der Arbeit und Einsperrung, jedoch nicht über drey Tage. Auch Geldstrafen. Zuletzt körperliche Züchtigung. Gröbere Verbrechen entfernen den Correct., und führen ihn zu einer Strafanstalt über, besonders wenn es dieselben sind, die ihn in die Anstalt gebracht haben. Leichtere werden wie oben bestraft. 6. *Von der Entlassung der Correctionäre.* Ein schwieriger Punct. Das moralische Verhalten kann nur negativ berücksichtigt werden. Es kommt hauptsächlich auf die Überzeugung an, ob der Correct. sich redlich ernähren könne. Wer daher entlassen seyn will, muss nachweisen, dass er durch seinen ersparten Verdienst im Stande sey, sich ausser dem Hause zu etabliren. Daher ist es unmöglich, zum Voraus bestimmte Fristen festzusetzen. Auch nach der Entlassung wird eine entfernte Aufsicht von dem Hause noch fortgesetzt. 7. *Von der architektonischen Einrichtung eines Arbeitshauses, und der Auswahl des Orts zur Anlegung.* Ein länglicht viereckiges, massives, drey Etagen hohes Gebäude, das auf allen Seiten frey steht. Ein grosser Hof mit einer 10 — 12 Fuss hohen Mauer, etwa nur von Lehmpatzen. Zwey Nebenanlagen für den Oberaufseher und das Magazin der Waaren und Materialien. Ausserdem ein Wohnhaus und eine Feuerungsremise. Jedes Behältniss der Correctionäre ist wenigstens 15 Schuhe tief und 10 Schuhe breit. Nur einzelne für gefährlichere Correct. sind mit einer stärkern Befestigung versehen. In jedem Gewahrsam befindet sich ein Tisch, ein Stuhl, ein Schrank und eine Bettstelle mit einer Matratze und einem Kopfkissen, mit Moos oder Heu gefüllt, und eine wollene Decke. Für Kranke und Schwächliche giebt es einige Zimmer mit Öfen. Keine Krankenstuben. Das Haus ist in der Nähe einer beträchtlichen Stadt anzulegen. Nie sollte eine Anstalt solcher Art auf weniger als 50 und auf mehr als 200 berechnet seyn. 8. *Verwaltung des Hauses.* Von den Officianten. Festigkeit des Charakters, Achtung für die Würde der Menschheit, Sinn für Recht und Sittlichkeit, Anstand im Äusseren, Uneigennützigkeit, Ordnung, Nüchternheit und Mässigkeit: diess sind die Eigenschaften, welche keinem Officianten fehlen dürfen. Sie müssen durch ihr Beyspiel wirken. Personale derselben. Ein Aufseher des Hauses, ein Speisewirth, vier Werkmeister, die zugleich Conciergen mit seyn können; das Wachpersonale, etwa aus zwey Personen bestehend. Die Obliegenheiten eines Jeden werden genau aus einander gesetzt. Behandlung der subalternen Officianten. Die Werk-

meister und Conciergen sollten aus der Classe vom Dienstgesinde des Instituts in die Classe eigentlicher Staatsdiener hinaufgehoben werden. Oberaufsichtsbehörde, die sich am angemessensten in dem Polizeydirectorio vereinigen wird. —

Es ist der Geist ächter Humanität, in welchem diese Schrift verfasst ist, man mag nun die allgemeine Idee betrachten, welche zum Grunde liegt, oder die Ausführung selbst. Wer wird dem Vf. in dem Grundsatz nicht beystimmen, dass die Arbeitsanstalt als solche für sich bestehen, und kein fremdartiger Zweck dabey sich einmischen dürfe? Sehr wahr ist es gesagt, „dass durch die Verbindung einer Strafanstalt mit der Arbeitsanstalt der Verbrecher geehrt, der Nichtverbrecher aber geschändet werde." Wer aber wird nicht auch die grosse Treue ehren, womit durchgängig in der Bearbeitung jener Gesichtspunct im Auge behalten, und danach bis ins kleinste Detail Alles gezeichnet ist? In der Anlage herrscht Ordnung, und in dem Vortrage Deutlichkeit; vielleicht hin und wieder etwas auf Kosten gedrungener Kürze. Bey einem so wichtigen Zwecke, und bey so regem Eifer in der Verfolgung desselben, muss es denn allerdings so genau nicht genommen werden, wenn der ruhige Blick in die Praxis nicht alles das finden kann, was die Theorie gewöhnlich mit einer gewissen Zuversichtlichkeit wahrzunehmen meint. Der Vf. will hauptsächlich durch Glimpf einwirken, und die freye Thätigkeit der Correctionäre durch die eigene Fürsorge für ihren Unterhalt zuwege bringen. Es ist nicht zu zweifeln, dass dadurch viel Gründlichgutes werde gestiftet werden. Indess wenn man in die Menschenclassen schaut, aus denen, nach S. 98 u. s. w., das Haus seine Zöglinge nehmen soll: so dringt sich doch die Besorgniss auf, dass das Gewicht dieses edleren Mittels für diesen Fall etwas zu hoch angeschlagen sey. Und wenn dazu in Betracht gezogen wird, dass ein Zögling von seinem Verdienst gar Mancherley, dem Plane nach, abzugeben hat: so mag wenigstens die Frage entstehen, ob die Kräfte Vieler zu dem Grade von Erwerbsfleisse hinan zu führen seyn dürften, wie es durch alle diese Bedürfnisse nöthig wird. So gehaltvoll dabey der Grundsatz in Hinsicht der Entlassung der Zöglinge auch ist: so dürfte doch bey einer strengen Befolgung desselben das Haus bald überfüllt werden u. s. w. Das Resultat scheint immer das zu bleiben, dass ein rein sich darstellendes Institut überall nicht in Praxi vorhanden ist; dass aber allerdings es nothwendig und rühmlich sey, das Ideal des Instituts so rein als möglich zur Anschauung zu bringen. Was der Vf. S. 100 über den Spielunfug, insonderheit unter den *Staatsbeamten*, was er S. 103 über öffentliche Dirnen und Kuppler, was er S. 112 über jugendliche Criminalverbrecher, was er S. 266 über den Geist der Kargheit bey öffentlichen Anstalten sagt, ist mit vielem Anderen vortrefflich, und Rec. aus der Seele geschrieben.

Sollte aber nicht auch ein eigener Garten der Anstalt vielfachen Nutzen gewähren? Sollte eine weibliche Aufsicht in vielen Fällen nicht an ihrer Stelle seyn? Sollte die öffentliche *Katechisation* an den Sonntagen *überwiegende* Vortheile haben? Sollte das Tabacksrauchen, wenigstens im Hofe, nicht gestattet werden mögen? Sollte die Freyheit, auf dem eigenen Verwahrsam nach Gefallen zuzubringen, nicht einer Einschränkung bedürfen? Sollte die Zahl von vier Werkmeistern für den Umfang des Hauses hinreichend seyn? — — Diese und manche ähnliche, das Speciellere betreffende Fragen möchten vielleicht noch aufgeworfen werden.

Hst.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Erfurt*, in d. müllerschen Buchdr.: *Von dem wichtigen Einfluss eines Gymnasiums auf das Wohl des Staats.* Bey Gelegenheit der den zweyten und dritten May 1808 im evangel. Gymnasio anzustellenden Prüfung. Von *Johann Friedrich Müller*, Director des evangel. Gymnasiums. 1808. 48 S. 8.

Diejenigen Stände, die in einer besonders genauen Verbindung mit dem Wohl des Staats stehen, und auf den Zustand desselben den wichtigsten Einfluss haben, nennt Hr. *M.* die *bildenden* und *wirksamen* Stände der bürgerlichen Gesellschaft. Da aber die Geschäfte dieser Stände einen Grad von Ausbildung des Geistes voraussetzen, der nur durch eine sorgfältige und zweckmässige Cultur der verschiedenen Seelenkräfte erworben werden kann und muss: so ergiebt sich hieraus von selbst die Wichtigkeit der Anstalten, wo die Individuen die hiezu nöthige Bildung des Kopfs und Herzens erhalten, und mit den erfoderlichen Kenntnissen versehen werden sollen. Dergleichen Anstalten sind nun Schulen (im engeren Sinne, so viel als Trivialschulen), Gymnasien und Universitäten. Von diesen dreyen haben aber wiederum die Gymnasien das meiste Gewicht, weil sie die zu bildenden jungen Menschen in dem Alter aufnehmen, wo sich das Meiste für ihre Bildung thun lässt, und wo es sich offenbar entscheidet, ob das hier aufgenommene Subject dereinst zu einem Taugenichts, oder zu einem brauchbaren Manne sich gestalten werde. Auch sind es diese Anstalten, wo die Strahlen des Genies zuerst hervorbrechen u. s. w. Von diesen und ähnlichen Gedanken, welche zweckmässig und gut ausgeführt sind, geht der Vf. aus, um die Wichtigkeit der Gymnasien darzuthun. Auf die Darstellung hätte bisweilen mehr Sorgfalt verwendet werden sollen. S. 3. „In diesen Ständen circulirt, so wie in den zarten Canälen des menschlichen Körpers, die man Nerven nennt, und welche, nach der Meinung mancher Ärzte und Philosophen im Kopfe ihren Vereinigungspunct haben, der feinste und edelste Lebenssaft, der zur Belebung und dem Wohlbefinden des ganzen Staatskörpers, besonders zur Verrichtung aller der Geschäfte, an denen der Geist vorzüglichen Antheil hat, höchst heilsam und unentbehrlich ist". S. 11 ist in der Periode, die sich mit „lässt sichs nun von einem solchen jungen Menschen" anfängt, nach den Worten „einen Vorschmack zu geben wusste" etwas ausgelassen.

Cf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MAY, 1811.

PÄDAGOGIK.

Kiel: *Zufällige Ergiessung über Schulmethode und Schulgeist.* Amtsbericht vom verflossenen Schuljahre, (*von*) Ostern 1810 bis Ostern 1811. Geziemende Einladung zum Frühlingsexamen der kieler Stadtschule (,) von *H. J. Stubbe*, Prof. und Rector. 1811. 7 Bogen. 4.

Diese, ohne Zweifel in ihrer Art einzige, Schulschrift würde eigentlich gar keinen Anspruch auf eine Anzeige in unseren, der Literatur gewidmeten, Blättern zu machen haben. Denn sie hat in der That, Papier und Druckerschwärze abgerechnet, mit der Literatur nichts gemein. Da aber das Interesse der literarischen Bildung in so enger Verbindung steht mit der Literatur selbst; da eine jede Lit. Zeit. sich durch Mittheilung von Thatsachen und Materialien zu einer mehr als oberflächlichen Kenntniss des deutschen Schulwesens den Dank ihrer Leser verdienen kann: so ist der folgende Bericht über eine der ungewöhnlichsten Thatsachen gewiss auch hier nicht an unrechter Stelle.

Nachdem Hr. *St.* in einer, mit Sprachfehlern reichlich versehenen, Vorerinnerung (man liest hier zweymal in Einer Zeile: *hatt ich das; hatt es mir gesagt;* ferner: Beziehung *mit* jenen beiden; *die Beykommenden im Publicum;* und Vieles dgl.) Allerley vor- und nachgeredet, und erklärt hat, dass er den Fuchs- und Hyänen-Blick nicht habe (den Andere haben?), dass er *Jeden* (*m*, mit dem er zu sprechen habe, gerade ins Gesicht schaue, und wie Bruder Waldrechter, Luther, gerade durch den Wald hinhaue; nachdem er ferner von Nagel, Kalb, Kalbsauge, von *seinem Genius*, vom Parallelogramme u. s. w. gesprochen: beginnt das Werk selbst, und zwar (S. 5) folgendermassen: „Es geht (sagt der Hr. Rector) mit der Methode, wie mit dem Geiste: Jedermann spricht davon; *Keiner hat sie gesehn.* Methoden genug, *aber keine Methode!* Geister genug — versteht sich Geistererscheinungen — *aber kein Geist!* Selbst der Besessene wähnt, den wahren Geist zu besitzen, nicht besessen zu seyn vom unsauberen Dämon. (Ja wohl!) Die bekannten Thoren, die 1800 Jahre Zeit gehabt haben, ihren Thorheitsrausch im Grabe abzukühlen und zu verschlafen, sie, die bald hier, bald dort (,) einem falschen Messias entgegenharrten oder nachliefen — sind — — todt, freylich! Aber hört denn das Messiasrufen damit auf? O Messiasse in solcher Menge, dass man den einzigen längst nicht mehr heraus findet . . . Die Thorheit geht einmal nicht zu Grabe, es sey denn mit unserem Geschlechte. So schwatzten (schwatzten) und — — irten (man denke sich beliebigst von dem irten hinzu, z. E. *idealist*, *spintist*, *radot*, *delir*, *reform* etc.) Afterweise im aufgeklärten Jahrhundert — wo die Affen den Wald in Brand steckten, ums hell zu machen; so schwatzten sie fort im Zeitalter der Lügen und Bajonette. Wie vom Veitstanze ergriffen (,) springen sie heute besonders, jauchzend und posaunend, endlich, endlich den so lange gesuchten Pädagogenstein gefunden zu haben. Bis dahin lag er vor dem heiligen Grabe, und das Menschen-Ideal drinnen. Kund seys aller Welt: Nun ists erstanden! Frohlocke, Menschheit; dein Heiland ist da!" — Von hier aus wirft sich der Vf. zuvörderst mit der ganzen Stärke seines Ingrimms auf die „*Philologia*," den „*Humanism*" und *Niethammer*. S. 6: „Ja, ohne die Griechen und Römer kein Heil!!! (*sic*). So schreyen selbst Solche, die mit der Humanität herumwerfen, *wie der Teufel mit dem Evangelium*. Classische Bildung! — donnerts einem (Wem? Ihm selbst?) entgegen aus Menschen, die lebendige *Pasquille* auf classische Bildung sind; mythologische Beschreiber der Grazien, und leibhaftige *Schmutzklumpen*, mit welken Blüthenblättern bedeckt; *Säue* im Heiligthum; *Pferdeäpfel*, die unter den Baumäpfeln sich spreizen. Wie? ist denn ein *Kothhaufen* ein Blüthenbaum? haltet ihr denn welke, mark- und herzlose Unheilige; deren *Bestialität* mit dem schimmernden Namen der Humanität sich bekleistert, haltet ihr solche Menschen für Classischgebildete? *Und diese führen so oft auf Schulen und Universitäten die Jugend!*" — Der Hr. Rector ist, nach dieser Ergiessung, im Begriff, sich über die Gelehrsamkeit zu ärgern. S. 7: „Die Gelehrsamkeit allein versteht schlecht, trotz allem Verstehen ihrer Verständigkeit. Steht doch schon die gesunde Vernunft *hoch vor* (*sic*) aller Gelehrsamkeit." Glücklicherweise behält er noch so viel Besinnung, um daran zu denken, dass er einer *gelehrten Schule* vorstehen soll: „Hoffentlich schreyt man nicht Zeter, dass ich die Gelehrsamkeit verschreye; ich, der ich sie, als Mensch und Christ, erstrebe, und der ich sie, schon als Beamter, angestrengt befördere." (Wirklich?)

Der Vf. lässt sofort den „Humanism" und *Niethammer* fahren, und ergiesst sich mit dem Strom seiner Rede über „den Retter der Menschheit, den Heiland der Jugend, *Pestalozzi*." Hier giebt es den vorigen völlig gleiche Ergiessungen. S. 8: „*Pestalozzische* Schulen! Sie (,) sie sind es!! So schwankt das

pädagogische Schaukel- und Gaukel-Spiel unablässig hin und her. O ständ es doch einmal in der Mitte still. (!). Fort in den Hungerthurm mit den gefräsigen, Zeit und Kraft und Geld — und Kinder — wegfressenden *pädagogischen Fingerfixen*. Hat man doch längst seinen eigenen freyen Gang nicht mehr vor dem *zutäppischen pädagogischen Trödlergeschmeiss*, das aus seinem *Windsack* Schneeflocken herbeytreibt, die — auf schlammigem Boden zerrinnen. *Handelt*, ihr *Wichte*, und lasst das vermaledeyte Schreiben und Schreyen!" Und dieses Alles folgt unmittelbar auf den Namen *Pestalozzi*, und wird gedruckt zu einer Zeit, wo man in Kiel, auf höhere Veranlassung, damit umgeht, das Gute der *pestalozzischen* Lehre auf ein vom Staate gepflegtes, wichtiges Institut anzuwenden!

Auf derselben Seite (8) erstreckt sich der Guss des Vfs. über alle *Philosophieen*, vor denen man nicht zur Weisheit gelangen könne (an wem liegt es, wenn Er nicht dazu gelangt?), über alle die alten und neuen *Religionen* (*sic*), Religionstheorieen und Systeme und Lehrbücher, vor denen es („Gott seys geklagt!") nachgerade keine Religion, keinen Religionsunterricht mehr giebt. (Auch in Kiel nicht?) „Aber wahrlich, es giebt eine *Methode* (von Methoden war bisher noch mit keiner Sylbe die Rede), die so weit über alle Methoden erhaben ist, als der Himmel über die Erde. In jenem *göttlichen Jüngling*, in *Jesu*, wohnte das heilige Dreyeins: Methode, Philosophie, Religion; Weg, Wahrheit, Leben; Weisheit, Heiligkeit. Das heisst: in Ihm wohnte der göttliche Geist... Das ist der *Schulgeist*, den ich meine. Wo er ist, da ist die Schulmethode, die ich meine. *Beide sind eins; sie sind der Gottesgeist*." Es folgt ein Dialog (S. 9) zwischen dem Vf., der als *Lucifer* spricht, und seinen Lesern (worunter wir uns leider! befinden). Er legt darin die Maske des Lichtbringers bald bey Seite: denn alles Folgende, von S. 10 an bis (man denke!) S. 33, hat mit dem Lichte durchaus nichts gemein; es sey denn, dass man annehmen will, *Lucifer* habe sich mittlerweile in einen *Nucifer* verwandelt, wobey man aber freylich blos an taube Nüsse zu denken hätte. Viel Taubes giebt es sogleich S. 10, wo der Vf. gesteht: „Ich suche mich selbst." Er hatte sich da in eine Abschweifung verirrt, die er aber auf der Stelle rechtfertigt. „Nun zurück zu unserem Wege. Doch — *die Abschweifung war unser Weg selbst*." Man irrt nicht, wenn man glaubt, hierin einen Vorschmack von des Vfs. Schulmethode zu erhalten. „Keine neue Methode bring ich; blos das einfältige Glaubensbekenntniss: *Es darf bey der Jugendbildung durchaus nicht von einer Methode die Rede seyn. Die* Methode ist es, *der* Geist ist es. Es ist die alleinige Methode, die Weise, die Weisheit, das Menschheits-Eldorado selbst." Wo liegt aber dieses Eldorado, und auf welchem Wege kommt man hinein? Nach dem Vf. bedarf es gar keines Weges. „Die Schule ist im Kleinen, *was das Christenthum im Grossen ist*. Die Schulmethode, der Schulgeist lässt sich von Keinem, und nach Keinem nennen. Seyn und Wesen und Wirkung des Schulgeistes ist allein Gottes. Und ihr sucht ihn in den Büchersammlungen, in *Schulen* und Instituten? (Der Schulgeist also nicht in Schulen zu suchen!) Und dieser Schulgeist sollte durch Methodologieen und *Schulordnungen* sich weisen und lehren?" Bey dem Gedanken an die *Schulordnungen* (Holstein, und also auch Kiel, hat eben jetzt die Publication einer neuen Schulordnung von seiner landesväterlichen Regierung zu erwarten), vergeht dem Hn. Rector gleichsam Hören und Sehen, und er scheint wirklich ganz ausser sich zu gerathen. „Hat *Treviranus* Biologie irgend ein Leben gemacht? Scholastikos! (Wer? Doch nicht der Verfasser einer neuen Schulordnung?) eher gilts, dass deine pädagogische, deine gesammte erstaunliche Bibliothek — deine Weisheit; deine Krücke — dein Bein; dein Augenglas — deine Sehkraft ist. Dann ist auch der (*sic*) Gängelband — Gang. Dann der *Esel*, weil er bey der Laute steht, ein Lautenist, kein Esel mehr. Dann ist die *Sau im Judentempel* — eine *Gottesanbeterin*, eine *Mantis religiosa*. Wunder über Wunder, beynah verwundr ich mich selbst!" — Leser, die nicht gern ihren Unwillen vergeuden, mögen allenfalls es auch ihrer Seits bey der blossen Verwunderung bewenden lassen. Die Behörde jedoch, welche über Wohl und Ehre der kieler Stadtschule zu wachen hat, dürfte sich allerdings bewogen finden, noch einige Schritte weiter zu gehen.

Der Vf. hat bereits einen grossen Theil des gesammten Thierreichs, von der Hyäne bis zur Sau, citirt, er hat einen guten Theil seiner vermeintlich originellen, im Grunde aber blos ungeschlachten Redensarten ergossen, und wir befinden uns nichts desto weniger erst auf der 11 S. dieser *geziemenden* Einladung. Von hier an, wo man denkt, der Vf. wird nun einmal auf die Sache kommen, beginnt, statt dessen, eine Art Wörter-Scharmützel, ein zweckloses Spiel mit zusammengewürfelten Formeln und Ausdrücken, welche die Sprache besitzt, das Heiligste und Höchste, das Wichtigste und Ehrwürdigste zu bezeichnen, deren Gemenge aber, ohne Spur von Ordnung und Klarheit, wie es von dem Verächter der Methode (nach Obigem) zu erwarten ist, hier nur dazu dient, das Heilige zu entweihen, das Ehrwürdige herabzuwürdigen, und überhaupt *fumum ex fulgore* zu machen. Und wenn denn einmal durch den Schwall ungemessener Phrasen ein Gedanke durchzubrechen, oder eine gute Meinung sich erklären zu wollen scheint: so lässt doch die unordentliche Gemüthsverfassung des Mannes (er gesteht selbst S. 26, dass er noch nicht reif sey, er, in mehr als reifen Jahren!), und das unaufhörlich lodernde Strohfeuer seiner verstörten Einbildungskraft niemals zu, dass ein Gedanke wirklich bey ihm zum Durchbruch komme, oder eine Meinung, auf die Art, wie sie etwas fruchten kann, sich wirklich erkläre. Und was dann das Sprechen aus dem Herzen betrifft, wovon der Vf. hier so viel Redens macht: so ist es damit so gewiss, wie mit allem Übrigen, eine Täuschung. Der Vf. träumt und *spricht*, er spreche aus dem Her-

zen: aber Alles, was ihn treibt, ist nichts als eine Gluth im Gehirn, ein Brand im Oberstübchen. Trauriger Gemüthszustand eines Jugendlehrers, eines Schulvorstehers, eines *gelehrten* Schulmannes, wir wollen sagen, eines Mannes an der gelehrten Schule; ein Zustand, zunächst (aber auch *nur* zunächst) für die Aufmerksamkeit seines Arztes! Und bey einem solchen Zustande muss denn nothwendig auch folgen, dass da, wo der Vf. einen *sammelnden Rückblick* zu Stande bringen will, er nichts zu Stande bringt; dass in den gleich darauf folgenden sogenannten *Grundideen* (S. 21) weder Grund noch Ideen zu finden; dass das nachherige *Resultat aller obigen Betrachtungen* (S. 22), in Ermangelung der obigen Betrachtungen selbst, völlig leer bleibt, so wie das von S. 27 auslaufende *Resultat aus Obigem noch ferner* (wie es heisst): ein Resultat, woraus abermals nichts resultirt, das aber, von anderer Seite betrachtet, nur um so reichhaltiger erscheint, nämlich in charakteristischer oder psychologischer, und selbst in juristischer Hinsicht. Kurz zuvor (S. 26) sprach er noch vom *Geschmack*, wie er von allen Dingen *spricht:* „Kaum brauch ich endlich, nach dem Gesagten, noch eigends zu erörtern: dass die *Läuterung* und *Verfeinerung* des *Geschmacks* unablässig fortgeht. (Begreiflich, unter einem Führer, wie der Hr. Rector ist!) Der Geschmack! (welcher?) dass der jüngere Mensch früh schmecke und sehe das Schöne: *Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!* der Geschmack! in welchem alles Schöne verschönert sich spiegelt — diess holdselige Himmelskind, das *klarbesonnen* schwelgt im Hoch- und Voll-Genusse" u. s. w.

Das hierauf (den Worten nach) folgende *Resultat noch ferner* führt, wider alles Vermuthen, einen neuen Paroxysmus, die eigentliche Krisis, herbey, einen Zustand heftiger und gefährlicher, wo möglich, als alle vorigen. Der Vf., der sich bisher mit Schmähungen und Ausfällen jeder Art noch ziemlich vorsichtig hielt, wird nun über die Massen *persönlich*, nennt Namen, oder bezeichnet handgreiflich, und scheint es recht eigentlich darauf anzulegen, Injurienprocesse in Menge zu bekommen. Heilige Namen auf die unbesonnenste, unheiligste Art gemissbraucht (*Jesus* S. 27, wie 26, und noch unzähligemale, allenthalben mitten unter den widerlichsten Ausbrüchen eines oft ganz exorbitanten Muthwillens), Thiere, zwey- und vierbeinige, ohne Zahl (Krähen, Schmeissfliegen, Meerkatzen, Affen) neben dem Erzvater Abraham, S. 28; edle Ausdrücke durch Zusammenstellung mit den niedrigsten verhunzt, abenteuerliche Phrasenschöpfungen, Unfläthereyen, Gedankenstriche, Ausrufszeichen, Sprachschnitzer, alles das, und dergleichen, wimmelt vor den Augen des mehr als erstaunten Lesers. Die gehäuften Persönlichkeiten gegen Genannte und Ungenannte machen eine besondere Rubrik. S. 27 „einfältige pädagogische Scribler — *gekrönt;* was sah man nicht unterm Monde schon *gekrönt?*" — S. 28: die mimische Äffin, die Mariens Verklärung, der pantomimische Affe, der den Erzvater Abraham — „*pasquillirt.*" (Die Frau Professorin *Schütz*, Hr. *Patrik Peale*, mit ihren Darstellungen.) — Die beiden Gelehrten, Dr. *Dissen* und Prof. *Passow*, auf die ehrenrührigste Weise namentlich beschimpft, durch unfläthige Gassenreimereyen den Buben auf der Strasse preisgegeben, S. 30. — Ein Hr. *Prömmel*, der wahrscheinlich in der Nähe des Vfs. ein Privatinstitut einzurichten willens war, förmlich injuriirt; Ältern verspottet, die, aus Furcht vor Verderbniss, hoffnungsvolle Söhne (mit grossen Kosten in einer verarmenden Zeit!) auswärtigen Lehranstalten anvertrauen, S. 34. — Das Verdienst des verstorbenen Amtsvorfahren im Rectorat zu Kiel mit schnöder Lieblosigkeit angetastet, S. 33. — Ehemalige Lehrlinge, längst immatriculirte Studirende, jetzt erst (und nach welcher Moral überhaupt?) an den Pranger gestellt. Von dem Einen: „der aus der lateinischen Classe weggelaufene Mensch . . . studirt jetzt in *Kopenhagen*, wo ein *Manuductor* hoffentlich ihn dermaleinst zum und durchs Examen geleitet. Man sieht, was nicht zum *Tertianer* taugt, taugt dennoch zum *Studenten*" (in Kopenhagen), S. 33. — S. 40, Note, beschreibt der Vf. die Menge der grösseren und kleineren *Styl*übungen, die er wöchentlich corrigiren muss. „Wahrhaftig, der knauserig besoldete Schulmann liegt nicht auf der Bärenhaut, wie *so mancher Tagedieb* auf *mancher Universität*, der sogar dafür von *manchem Staate* geehrt und bezahlt wird, dass er eins ums andre schläft (als Faulpelz im Faulpelze) und sich mästet als Bauchdiener — bisweilen fast ein Menschenalter hindurch. So les ich vor einiger Zeit von einem *nichtswürdigen Akademiker* in Samarkand, ehemaligen Mundschenken des Dalai-Lama, der schon Jahre lang das Doppelte des Gehalts fleissiger und gründlicher Gelehrter verzehrt. — Wie würd es solchen Unholden ergehen, *wenn die Bucharey Dänemark wäre?*" — Weiterhin S. 46 Beschwerde über den schlechten Zustand der Elementarschulen „in so vielen Städten, *besonders* unseres Herzogthums." Er war eben im Begriff, die vielen Städte, wo der Unterricht so gar kläglich bestellt ist, mit Namen zu nennen; schont aber noch, wenigstens „für diess Mal." Das „*besonders*", vorausgesetzt, dass der Mann weiss, was er will, zwingt, an eine Allgemeinheit zu denken. Es müsste also, seiner Meinung nach, wenigstens im anderen dänischen Herzogthum, Schleswig, mit dem Schulunterrichte nicht viel besser bestellt seyn; worüber der Vf. wahrscheinlich nur *für diess Mal* nichts weiter sagt. Dieser so reichen, leicht noch ansehnlich zu vermehrenden, Rubrik ungeachtet, will er es (Vorerinnerung, S. 4) durchaus nicht Wort haben, dass er Seitenblicke und Ausfälle thut, und schwört, dass seine *harmlosen* Blätter keine kriegerische Tendenz haben. „Dank seys *meinem Genius* und meinem Berufe; beide vertragen sich schlecht mit Gezänke." — Der Vf. will ferner erlauben, dass man die Alten *immerhin* ehre; „wohlverstanden, da, *wo* und *in sofern* sie ehrwürdig sind." Er (als Meister!) braucht sie „als Gehülfen, wenn ich einfahre,

sagt er, in den innersten *Grubenschacht* des wunderreichen Bergwerks, das Schätze birgt für Erd und Himmel: in *mein* und meiner Zöglinge Innerstes. Und wer so *mit mir* an der Hand der *leuchtenden* Alten Gold und *Schlacken* erspäht in den Tiefen der Menschennatur — *in dessen Schule giebts reiche Ausbeute, classische Bildung.*" Da *mit* dem Vf. schwerlich noch ein Anderer in den besagten Grubenschacht einfährt: so wird auch das Gold sammt den Schlacken (letztere wohl am häufigsten!) ganz allein in der Stadtschule zu Kiel heraufgeholt. Was die *ausländischen Gymnasien - Professoren und Directoren* treiben, ist ohnehin, nach S. 31 — *Narrentheidung!* — Vorher sahen wir, *dass* (freylich nicht *wie?*) die *Läuterung* und *Verfeinerung des Geschmacks* auf der Schule des Vfs. *unablässig fortgeht.* S. 30 erfahren wir, dass er (ohne alle Anweisung dazu: denn diese erklärt er für *Geckerey*) *untadelige griechische Verse* erhält von Zöglingen, die sie „aus ihres Genius Selbstkraft" hervorbringen. (O, möchten sie bekannt werden, diese *untadeligen* griechischen Verse! Sie sind heutiges Tages überall eine Seltenheit.) — Die alten Sprachen lehrt der Hr. Rector und Professor, wie man sich leicht, nach allem Obigen, einen Begriff macht, mit ausserordentlicher Gründlichkeit. Für das Hebräische kennt er nur bis jetzt kein lexikalisches Hülfsmittel: denn „*Gesenius* tappt, wie sein heidelberger Recensent, im Finstern," S. 40. Ihm selbst aber hat das *Wurzelgraben* in den drey alten Sprachen von jeher (d. i. von der Zeit an, wo er, aus Ursachen, von ferneren Gesuchen um eine Predigerstelle abstand) Freude gemacht; „es fodert eine scharfe Spitze", und — „man späht oft da, *wo die Wurzel nicht liegt*", S. 41. Er ist sich „ohne Selbsttäuschung" bewusst, „dass *philosophischer Geist* in seinem Unterricht herrscht, dieser Geist also auch geweckt wird." Die logischen Begriffe in einigem Zusammenhange trägt er zwar nicht vor. Allein, der in seinem ganzen Unterricht herrschende *philosophische Geist* „hält dem Unterrichte in der *scholastischen Propädeutik der philosophischen Theorie völlig die Wage*", S. 43. Mit dem historischen Unterrichte steht es, wo irgend möglich, noch herrlicher: denn hier „stehen, seit geraumer Zeit, die beiden colossalischen Hauptfiguren im Gemälde der europäischen Völkerwelt, England und Frankreich, *wie einst Griechenland und Rom, stark* hervorgehoben und beleuchtet im Vordergrunde." Der Hr. Rector verdankt es „einem — *Spittler, Schlözer* und *Heeren*, dass es ihm gelingt, die Ausbeute eines 20jährigen *Quellenstudiums* lichtvoll und gediegen seinen Schülern so darzulegen, dass sie von *hellen* Höhen die *geordnete* Masse *stationenweis* überschauen, und *unterwegs* ins *Innerste* der Charaktere und Ereignisse *einschauen.*" Glückliches Kiel, aus dessen Stadtschule, nicht etwa ein Professor der Geschichte (wie würde der an solche Wunderthaten auch nur denken können?), sondern ein Rector, ein Professor aller Sprachen und Wissenschaften, durch seinen „psychologisch - plutarchischen Geschichtsvortrag" (seine Worte) lauter junge *Polybe* und *Gibbons* hervorgehen lässt! Freylich, noch nicht ganz glücklich, wenn dort keine geistliche oder weltliche Schulaufsicht den Missbrauch von Geschichtbüchern, wie die genannten, in den Schulclassen verhindert! Unvergleichlich, wie mit allem Übrigen, geht es mit den *deutschen* Aufsätzen; sie bewirken „harmonische Allseitigkeit." Es wird, in Ansehung dieser, auf alles Mögliche hingearbeitet, *besonders* „auf Sprachrichtigkeit, Präcision, Klarheit, Ordnung, Verhältniss, Anmuth, Kraft, *Vollständigkeit*, Einheit und — *Haltung des Mannichfaltigen*"; — und Alles dieses *ohne Methode*, bloss durch den *Geist!* (M. s. oben.) Der „Schulencyklopädie" allein fiel ein trauriges Loos; der Hr. Rector hatte „3 Bogen im grössten Atlasformat eng gefüllt mit *allen bisherigen encyklopädischen Systemen* der Deutschen, Engländer und Franzosen"; die 3 Bogen hat ihm ein Dieb entwandt; *also* fällt die Schulencyklopädie weg! (Das Bisherige auf S. 42 und 43.)

Die Anzeige dieser (wir hoffen es zur Ehre des Zeitalters) beyspiellosen Erscheinung hat nothwendig, nicht ohne Aufopferung von Seiten des Rec, ausführlicher werden müssen, weil sie von der Art ist, dass man, bey einer bloss allgemeinen Beschreibung, oder bey nur sparsam ertheilten Proben, von ihrer wahren Beschaffenheit sich gar keine Vorstellung würde machen können. Der Mann, der gegenwärtig in Kiel solchen Unfug treibt, in derselbigen Stadt, die er selbst hier, S. 47, das Muster der schleswig - holsteinischen Städte nennt (er also auch wohl das Muster für die schleswig - holsteinischen Schulmänner?), war uns seit längerer Zeit durch ähnliche Schulschriften bekannt, welche er, in gleichem Geiste, alljährlich von Husum ausgehen liess. Manche haben damals Mitleid mit seiner Thorheit gehabt, und sie den Neckereyen des bösen Dämon zugeschrieben, der alljährlich wenigstens einmal, um Ostern, über ihn käme. Durch die vorliegende, aus nicht weniger als 56 Quartseiten bestehende, Druckschrift ist aber nunmehr ein Etwas, das jeder bedachtsame Leser für sich benennen mag, so augenscheinlich für den gesunden Blick, und so vollständig beurkundet, dass ferneres Mitleid nicht anders als in den Verdacht vorsätzlicher Begünstigung bringen kann. Das *Muster* wäre schrecklich, das aus der *Musterstadt* fernerhin so ausginge! Wir haben pflichtmäsig angezeigt, und nur Weniges mit Wenigem gerügt. Die wirksamere Rüge komme daher, woher sie am ersten verdient war; die Abwendung grösseres Unheils von daher, woher sie am meisten erwartet werden muss!

M. E. G.

NEUE AUFLAGEN.

Rotweil, in d. Schulbuchhandlung: *Nähere Ausarbeitung des Schulplans der Elementarschulen zu Rotweil.* Erste Abtheilung, enthält die Anleitung zum Kopfrechnen. Zweyte vermehrte Auflage. Ohne Jahrzahl. 96 S. 8. (6 gr.) — Auch unter dem besonderen Titel: *Anleitung zum Kopfrechnen für die Schulen des Kreises Rotweil.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 MAY, 1811.

PÄDAGOGIK.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Kurze Anleitung für Erzieher die Odyssee mit Knaben zu lesen* von *Ludolf Georg Dissen*. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von *Johann Friedrich Herbart*, nebst zwey Beylagen. Erste Beylage. Bemerkungen über die Lectüre des Herodot nach der des Homer von *Friedrich Thiersch*. Zweyte Beylage. Über den Gebrauch des alten Testaments für den Jugendunterricht und Probe einer neuen Bearbeitung desselben zu diesem Gebrauch von *F. Kohlrausch*. 1809. 160 S. 8. (12 Gr.)

Die pädagogischen Zeitalter so wie einzelne Schulen und Pädagogen hat von jeher der bey ihnen als Zweck vorherrschende Realismus, Formalismus oder Idealismus charakterisirt. Man drang entweder auf sogenannte Realkenntnisse, und benutzte selbst die Werke des classischen Alterthums blofs zu diesem Behuf, oder man bezog Alles auf Übung der Geisteskräfte, und betrachtete auch das Studium der alten Sprachen für weiter nichts, als für ein formelles Bildungsmittel, oder man hob endlich aus allen Unterrichtsgegenständen nur ihre idealische Tendenz hervor, und setzte die Jugend über die Schwierigkeiten der Sprache hinweg, und, wie man meinte, geradezu in den Geist der Classiker hinein, um sie darin, so früh wie möglich, idealisch leben zu lassen. So lange die Schule sich noch nicht bis auf *den* Standpunct erhoben hat, der diese drey Zwecke des Unterrichts in sich harmonisch verbindet, so lange wird der Schulunterricht überhaupt, und der philologische insbesondere, mangelhaft bleiben, und sein höchstes Ziel, harmonische Entwickelung und Ausbildung der Menschen zu einem wissenschaftlichen und thätigen Vernunftleben, verfehlen. Wir wollen sehen, in wiefern die Anleitung des Hn. *D.* uns diesem Standpuncte näher führt.

Dafs die Odyssee mit der Jugend zweckmäfsig gelesen werden könne, ist keinem Zweifel unterworfen; aber es fragt sich, mit welcher Jugend, und auf welche Art es geschehen müsse. Hr. *D.* läfst diese Lectüre mit Kindern anfangen, die noch keine fremde Sprache gelernt haben, ja die noch nicht einmal die Redetheile und die ersten grammatischen Begriffe kennen. Er stellt daher zuvor grammatische Vorübungen über die Redetheile der Muttersprache an, und geht von diesen zum griechischen Paradigma über, zu dessen Übung er mit Recht die vortrefflichen Tabellen des Hn. Prof. *Thiersch* empfiehlt. Nachdem nun die Paradigmen der Declination und der Conjugation des τυπτω und des Verbum in μι, nebst den Pronominen, auswendig gelernt sind: so erklärt er, was ein Satz sey, läfst den einfachen Satz erweitern, und endlich mehrere Sätze in mannichfaltigen Verhältnissen gegen einander zu einer Periode verbinden. Mit diesen grammatischen Übungen verknüpft er zu gleicher Zeit geographisch-historische. Er verzeichnet einen rohen Umrifs von den drey Theilen der alten Welt, und vom ägeischen Meer, und giebt blofs die Lage von Troja, Ithaka und Sparta gegen einander und gegen Deutschland an, um sich über Griechenlands Anbau, Bevölkerung und Hauptstämme, über die Geschichte des Volks und seiner allmählichen Cultur desto ausführlicher auszulassen; wobey er zugleich die Art kennen lehrt, wie sich das Alterthum einfach, wahr, ohne Umschweif und gesuchte Höflichkeit ausdrückt.

Nach diesen Vorbereitungen, für welche er, um nicht zu rasch zu seyn, höchstens drey bis vier Wochen aussetzt, geht er zur Lectüre der Odyssee selbst über, zu deren Behandlung er folgende Anleitung giebt. Der Lehrer übersetzt vor nach der Construction, erklärt Alles, was den Sinn verdunkelt, und läfst am Ende eines Stücks die Kinder wiederholen, bis sie, welches nach Beendigung des ersten Buchs der Fall seyn soll, gleich selbst übersetzen können. Wo die durch den Inhalt erzeugte Gemüthsstimmung abgebrochen werden kann, müssen die Wortformen analysirt, und abwechselnd auch synthetisch construirt werden. Für das Vocabellernen empfiehlt er des Hn. Prof. *Herbart's* Vorschlag, die Stammwörter eines Buchs vorher aufsuchen und auswendig lernen zu lassen. Übrigens wird immer ohne Vorbereitung und mit beständiger Nachhülfe des Lehrers übersetzt, und erst späterhin wird denjenigen Knaben, die es verstehen, das Selbstsuchen und Vorbereiten als etwas Nützliches verstattet. Diefs ist die Anleitung für die philologische Behandlung der Odyssee, in welcher Rec. gar nichts Neues, und die Behandlung der Odyssee speciell Charakterisirendes findet, welche aber auch der Vf. als die minder wichtige Seite des zu behandelnden Gegenstandes kürzer abfertigt, um sich über dasjenige, was ihm die Hauptsache ist, über die Bildung der Knaben durch classische Menschheit, über die Bildung der Theilnahme an den einzelnen homerischen Personen und an der Gesellschaft durch Schilderung der äusseren

homerischen Welt, durch Charakteristik der Hauptpersonen und der homerischen Staatsverfassung weitläuftiger zu erklären.

Wir befinden uns jetzt auf dem Standpuncte, von welchem wir Hn. *D's*. Anleitung übersehen und beurtheilen können. Wenn die Bildung der Knaben durch classische Menschheit die Hauptsache und der einzige Grund ist, warum schon die zarte Jugend in die homerische Welt der Odyssee geführt werden soll: so hat der Vf. für diesen einzelnen Zweck, und von der philologischen Behandlung der Urschrift abgesehen, durch seine scharfsinnige Auffassung und Darstellung der wichtigsten dahin gehörigen Momente eine sehr lehrreiche Anleitung gegeben. Aber ist diese Bildung durch classische Menschheit möglich ohne eine vollkommene Kenntniss der Sprache dieser Menschheit? Können wir eine wahre, innige Theilnahme haben an den Gemüthszuständen jener Menschen, wenn wir nicht ihre Gefühle und Gedanken unmittelbar durch ihre Sprache in unser Gemüth aufnehmen, und mit ihnen in ihrer Sprache empfinden und denken können? Rec. hält dieses für unmöglich, und findet eben darin den Grund, warum er der, von Hn. *D.* angegebenen Methode, mit Knaben, die von der griechischen Sprache noch nichts als die Paradigmen kennen, die Odyssee zu dem von ihm aufgestellten Hauptzweck zu lesen, nicht seinen Beyfall geben kann. Denn angenommen, es bedürfte zu jenem Bildungszweck nicht einer vollkommenen Sprachkenntniss: so wäre eine unvollkommene Kenntniss derselben ja noch weniger nöthig; und muss der Lehrer erst durch seine Übersetzung und Erklärung den beabsichtigten Eindruck auf die Seele des Knaben bewirken: so ist nicht abzusehen, warum die griechische Urschrift ganz und gar zur Hand genommen werden soll. Wenn solche Knaben doch einmal schon durch deutsche Worte zur Theilnahme an griechischen Gemüthszuständen gestimmt werden sollen: so würde sich ja dieses durch das Vorlesen einer guten deutschen Übersetzung weit besser und wirksamer erreichen lassen, als durch die nach der Construction geordnete, und auf jeden Fall doch nicht so gefeilte freye Übersetzung des Lehrers. Anstatt dass also dieser Bildungszweck bey solchen unkundigen Kindern durch die Urschrift gefördert werden sollte, würde er im Gegentheil in mehrerer Rücksicht gehindert werden. Gehört dagegen zur Bildung durch die classische Menschheit eine vollkommene Kenntniss ihrer Sprache: so folgt schon aus diesem Zwecke, dass man die griechische Lectüre nicht mit demjenigen Buche anfangen kann, durch welches jener Zweck erreicht werden soll, sondern dass der Knabe schon mit hinlänglicher Sprachkenntniss ausgerüstet zur Lectüre eines solchen Werkes schreiten muss. Rec. will einräumen, wogegen er doch sehr triftige Gründe hat, dass der erste Unterricht im Griechischen auch mit der Odyssee anheben könnte; aber wenn aus der Odyssee erst die Sprache erlernt werden soll, dann wird dieselbe, wenigstens so lange, als bis eine hinlängliche Sprachkenntniss erworben ist, auch nichts mehr, als ein anderes zweckmässiges Lesebuch wirken, und der vom Vf. beabsichtigte Hauptzweck der Bildung zur Theilnahme an der classischen Menschheit bis dahin unerreicht bleiben.

Uns scheint die Anleitung des Hn. *D.*, die doch offenbar eine Erleichterung und Verbesserung des philologischen Unterrichts bezweckt, aus einer Verkennung des wahren Wesens der Alterthumswissenschaft und namentlich des Sprachstudiums als eines humanistischen Bildungsmittels hervorgegangen zu seyn. So lange noch nicht das Studium der griechischen und römischen Sprache an und für sich selbst als Bildungsmittel für die Jugend gehörig erkannt und zweckmässig benutzt wird: so lange wird man noch immer alle Bildung durch die Classiker von der in ihnen dargestellten classischen Welt herleiten, dadurch aber auch nicht dem Vorwurf entgehen, dass alsdann die Erlernung dieser Sprachen für die Jugend überflüssig sey. Wir halten diese classischen Sprachen für eben so zur classischen Welt gehörig, als die classischen Menschen selbst, weil die Sprache der lebendige Abdruck des inneren Menschen ist, und eben desshalb halten wir auch schon an und für sich die zweckmässige Erlernung der lateinischen, und noch mehr der griechischen Sprache für ein treffliches Bildungsmittel des jugendlichen Geistes, ohne alle Hinsicht auf die in jenen Sprachen sich ausdrückende Menschheit. Aus diesem Grunde sehen wir aber auch nicht ein, warum zur griechischen Odyssee der darin lebenden Welt wegen geeilt werden soll; ja wir halten dieses der trefflichen Bildung durch die Sprachübung selbst sogar für nachtheilig, weil der Knabe, anstatt auf die Formen und den Bau der Sprache zu reflectiren, und seinen Geist an dem schönen und vollkommenen Ausdruck reiner Empfindungen und wahrer Gedanken zu weiden, welches gleichfalls schon ein wahrhaft geistiges Leben ist, durch halb verstandene Worte auf die darin geschilderte Welt abgezogen, und in seinen geistigen Reflexionen durch die Phantasie gestört wird. Rec., der seit 18 Jahren gelehrten Schulen vorsteht, und sich im öffentlichen und Privat-Unterrichte vielfältig versucht hat, fängt das Sprachstudium in seiner Schule gleichfalls mit der griechischen Sprache neben der Muttersprache an; aber eben weil er die Sprachübung selbst schon als ein wirksames Bildungsmittel für den jugendlichen Geist bewährt gefunden hat: so übt er auf der untersten Classe die griechischen Paradigmen, und macht davon eine Anwendung auf *Jakobs* ersten Cursus, setzt diese grammatischen Übungen in der nächstfolgenden Classe fort, und wendet sie auf *Jakobs* zweyten Cursus an; wodurch seine Schüler sowohl durch die Sprache, als auch durch den Inhalt dieses mit wahrhaft philologischem Geiste verfertigten Lesebuchs auf die griechische Welt vorbereitet werden. Erst in der folgenden dritten Classe verbindet er mit *Jakobs* Attica Homers Odyssee, wo dann seine Schüler, mit der Sprache vertraut und durch selbige schon gebildet, nun auch in dem Sinn unseres Vfs. durch die classische Menschheit gebildet werden. — Wir halten es für nützlich, dem Gange des Vfs. den unsrigen ge-

genüber zu stellen, um dadurch bey Schulmännern und Erziehern eine Prüfung und Vergleichung zu veranlassen, weil uns der philologische Schulunterricht von besonderer Wichtigkeit, und die Methode, welche dabey angewendet wird, keinesweges gleichgültig scheint. Gegen die kurze Zeit von vier Wochen, welche Hr. *D.* nur für die sehr bedeutenden Vorübungen einräumt, gegen das anfängliche Vorübersetzen des Lehrers ohne eigene Vorbereitung und Selbstversuche der Schüler, so wie gegen die Behauptung, dass die Knaben immer unvorbereitet übersetzen müssen, und dass sie dieses schon nach Beendigung des ersten Buchs werden leisten können, möchte der gröfste Theil der Jugendlehrer wohl viele gegründete Zweifel hegen. Wir übergeben diese Nebensachen mit Stillschweigen, um über die gedankenreiche und schön geschriebene Beylage des Hn. *Thiersch* noch einige Worte zu sagen.

Hr. *Thiersch* setzt die Anleitung des Hn. *D.* fort, und theilt uns seine Gedanken darüber mit, wie der Weg, der durch die homerischen Gesänge geöffnet ist, nun weiter geebnet werden müsse, um die Knaben, welche mit dem Homer bereits vertraut sind, durch jene Welt ursprünglicher Bildung und Schönheit zu leiten. Wir sind mit dem Vf. vollkommen einverstanden, dass durch die unverständige Zusammenstellung von Lesebüchern und Autoren, und durch die geschmacklose Behandlung derselben bisher nur sehr Wenige durch das Alterthum Bildung gefunden haben. Ob aber der Weg, den er nun die Jugend, nach dem Homer, vom Herodot bis zur Republik führen will, der richtige sey, müssen wir bezweifeln. Wir würden diesen Gang einem jungen Gelehrten empfehlen, der mit der griechischen Literatur schon bekannt ist, und der nun noch ein Mal die Entwickelung, Umgestaltung und Cultur der Sprache und der Nation in ihren allmählichen Fortschritten an den schriftlichen Denkmälern genetisch und historisch verfolgen wollte; aber nicht solchen jungen, unwissenden Kindern, mit denen der Vf. noch Übungen, wie πόλεμος. ὁ πολεμος. μεγας πόλεμος μέγας τις πόλεμος. πολεμος τις μέγας κ. τ. λ. anstellen muss. Diese Knaben sind doch ganz gewiss nicht empfänglich für den Entwickelungs- und Bildungs-Gang der Sprache, und für die grofsen, erhebenden Ansichten, die der Vf. uns über die im Herodot sich erweiternde Welt eröffnet; abgerechnet, dass der Weg von der ionischen zur attischen Sprache bey weitem schwerer ist, als der entgegengesetzte. Hr. *Thiersch* weiss es selbst nur gar zu gut, dass Schüler, für welche jene Welt voll hoher Weisheit und Kunst bildend werden soll, nicht mehr müssen mit der Sprache zu kämpfen haben. Er scheint daher das durch Hn. *D's.* Anleitung Versäumte nachholen zu wollen, wenn er S. 62 sagt: „die Einleitung (in den Herodot) werde eröffnet durch erneuerten Sprachunterricht" u. s. w. Wir wissen wohl, dass die herodotische Sprache eine andere ist, als die homerische, und finden es natürlich, die Schüler mit dieser Umgestaltung der Sprache bekannt zu machen; aber die von dem Vf. zur Probe angegebenen Übungen durch Aufstellung des Subjects, durch Verknüpfung des Subjects mit dem Prädicat zu einem Satze, durch Erweiterung des Satzes, und endlich durch freye Verbindung mehrerer Sätze enthalten doch in der That wieder die ersten Anfangsgründe, und müsten bey Schülern, die den Homer lesen wollen, und noch mehr bey solchen, welche die Odyssee schon beendigt haben, und den Herodot anfangen wollen, doch wohl vorausgesetzt werden. Indessen scheint Hr. *T.* dieses bey den Schülern, die ihm Hr. *D.* liefert, nicht zu können, und bestätigt dadurch selbst, dass eine solche Lectüre der Odyssee und mit solchen Schülern durchaus nicht zweckmässig sey. Man höre ferner, was der Vf. noch von seinen Schülern verlangt und urtheilt. Er sagt S. 66: „Übrigens mag der Knabe sich üben, kleine Sätze aus dem Deutschen ins Griechische zu übertragen — (diess läst Rec. schon auf der untersten Classe neben den Paradigmen thun) natürlich nicht um griechisch schreiben zu lernen, sondern um vor dem Griechischen die Scheu zu verlieren, und wie in Kleinigkeiten, als Accente, Flexionen, so in den Fügungen selbst Sicherheit zu gewinnen" u. s. w. Also Knaben, die schon 23 Gesänge der Odyssee unvorbereitet haben übersetzen können, sollen noch in Kleinigkeiten unsicher seyn, sollen noch Scheu vor dem Griechischen haben, und diese durch Übertragung kleiner Sätze ins Griechische erst überwinden lernen? Nun wahrlich, wenn es mit diesen Schülern noch so beschaffen ist, dann hat die Lectüre der Odyssee doch sicherlich wenig gefruchtet, und dann müssen wir durchaus behaupten, dass solche Schüler sich noch gar nicht für die Lectüre des Herodot eignen; und wenigstens nicht durch den griechischen Herodot für alles das Grofse und Erhabene, das Marathon, Thermopylä und Salamis verkündigt, werden begeistert werden. Es liegt also auch hier, so wie bey Hn. *D's* Anleitung, blofs an der mangelhaften Sprachkenntniss und Vorbereitung der Schüler, mit denen diese Lectüre begonnen werden soll, dass wir nicht mit dem Vf. übereinstimmen können, obgleich wir übrigens seine Idee über die Behandlung des Herodot ganz vortrefflich finden.

Die zweyte Beylage des Hn. *Kohlrausch* über den Gebrauch des A. T. für den Jugendunterricht übergehen wir, weil Hr. *K.* seitdem sein vollständiges Werk über diesen Gegenstand der gelehrten Welt vorgelegt hat; wir glauben aber dem berühmten Namen des Herausgebers eine Beurtheilung seiner Vorrede schuldig zu seyn. Hr. *Herbart* übernimmt es noch ein Mal zu entwickeln, was eigentlich mit der Behauptung gemeint sey, man müsse, beym erziehenden Unterricht, das Studium der Alten von den Griechen, das Studium der Griechen aber von der Odyssee anfangen. Zu dem Ende unterscheidet er den erziehenden Unterricht, der in seiner ganzen Vollkommenheit nur von Hauslehrern im Schoosse der Familien soll geleistet werden können, von dem Schulunterricht, die Erziehungsanstalten von den Schulen,

den Zögling von dem Lehrling, und behauptet, dass der erziehende Unterricht eine Sprache oder Wissenschaft nach seinen eigenen Gesetzen, der Schulunterricht dagegen nach der Natur der Sprache oder Wissenschaft selbst behandeln müsse. Wenn der Vf. darunter versteht, dass jede Disciplin zu einem doppelten Zweck, entweder zur Bildung und Erziehung des Lernenden, folglich nach pädagogischen Principien, oder zur Vervollkommnung der Disciplin selbst, folglich nach der objectiven Natur derselben, betrieben werden könne: so sind wir mit ihm einverstanden; wir finden aber die Anwendung dieser entgegengestellten Behandlungsarten einer Disciplin auf den Erziehungs- und Schul-Unterricht, auf die Erziehungs- und Schul-Anstalt, auf den Zögling u. Lehrling ganz unrichtig, weil die Begriffe von Erziehungsunterricht, Erziehungsanstalt und Zögling mit den Begriffen von Schulunterricht, Schule und Lehrling, d. i. Schüler, in keinem Gegensatz stehen, sondern in einander enthalten sind. Jeder wissenschaftliche Unterricht, welcher der Jugend ertheilt wird, kann und muss erziehend seyn, also auch der Schulunterricht; jede Schule ist während der Schulzeit eine Erziehungsanstalt und jeder Lehrling ein Zögling. Kann der Erzieher in einer Familie, oder in einer Erziehungsanstalt durch sein immerwährendes Zusammenleben mit seinen Zöglingen mehr für eigentliche Erziehung leisten: so liegt ja dieses ganz ausser dem Unterricht, und verändert also auch gar nicht die Natur desselben. Uns scheinen den Äusserungen des Vfs. unrichtige Begriffe von der wahren Natur und Bestimmung einer Schule zum Grunde zu liegen, woraus auch die unrichtigen Begriffe und die ungegründeten Entgegenstellungen von Erziehungs- und von Schul-Unterricht fliessen. Rec. hat oben das höchste Ziel des Schulunterrichts aufgestellt, aus welchem von selbst der Begriff einer Schule fliesst. Nach seiner Ansicht muss jede Schule es darauf anlegen, die Geisteskraft der Schüler durch den Unterricht aufzuregen, zu entfalten, zu stärken, und bis zu einem idealischen Vernunftleben auszubilden, d. h. jede Schule muss eine Bildungsanstalt der Menschheit seyn, wenn sie den ehrwürdigen Namen einer Schule verdienen soll. Ihr Zweck ist also, durch den Unterricht in ihren Schülern ein subjectiv wissenschaftliches Vernunftleben, ein Leben in den Vernunftideen zu bewirken, nicht aber die Wissenschaften objectiv anzubauen und zu vervollkommnen, welches sie der Universität und Akademie überlässt. Demnach ist der Unterricht einer wahren Schule im eigentlichen Sinn ein Erziehungsunterricht und für alle Schüler gleich, weil Alle als Menschen erzogen werden müssen; sie mögen nachmals einen Stand ergreifen, welchen sie wollen. Es bey dem Privatunterricht sowohl, als bey dem Schulunterricht auf einen besonderen Stand anlegen zu wollen, bevor die allgemeine humanistische Bildung vollendet ist, wäre eine wahre Versündigung an der Menschheit, und es wäre eben so unzweckmäsig von einer Schule, als von einem Hauslehrer, gehandelt, wenn sie bey ihren Schülern auf einen *Rector* oder *Professor eloquentiae* hinarbeiten wollte. Dazu muss der junge Mann sich auf der Universität, oder vielmehr nach beendigtem Universitätsstudium bilden; und wenn er nicht in seiner Schulzeit zum Menschen gebildet ist: so wird er vielleicht ein gelehrter Rector und Professor werden, aber nicht ein Mann, der sich als Mensch selbst genügt, und an dem die Menschheit einen Gewinn macht. Hieraus folgt auch, dass Lehranstalten nach dem Vorschlage des Vfs., welche Conservatorien gewisser bestimmter Studien, z. B. der Philologie oder Mathematik, seyn sollen, die dort in grösster Vollkommenheit getrieben werden, ganz aus dem Begriff einer Schule in das Gebiet der Universität oder eigentlich der Akademie herübertreten, ganz unzweckmäsig seyn, und die allgemeine humanistische Ausbildung ihrer Schüler gänzlich verfehlen würden. Rec. sieht nach seinen Grundsätzen von Erziehung und Unterricht durchaus nicht ein, mit welchem Grunde der Vf. das Erziehen und Lehren für heterogene Elemente halten, vor der Mischung beider auf Schulen warnen, und die Nothwendigkeit verschiedener Unterrichtsweisen auf einer und derselben Schule behaupten kann. Namen und Örter verändern nicht das Wesen einer Sache. Die ganze Jugendbildung durch Unterricht und Erziehung hat einen und denselben allgemeingültigen Zweck. Überall, wo die Schuljugend unterrichtet wird, muss es dem Culturgrade der Schüler angemessen, gleich gründlich und gleich vollkommen geschehen. Dasselbe gilt auch von der Odyssee. Diese werde bey dem Privatunterricht oder in einer Schule gelesen: so muss sie in beiden Fällen mit Schülern von gleicher Vorbereitung, zu einem gleichen Zweck und auf eine gleiche Art gelesen werden, wenn sie die beabsichtigte Bildung bewirken soll.

Rec. hat die feste Überzeugung, dass der gelehrte Vf. sowohl durch die Herausgabe dieser Abhandlungen, als auch durch seine Vorrede, zur Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung beytragen wollte, und dass ihm also der Gewinn, den Schulmänner und Erzieher aus einer Vergleichung verschiedener Ansichten ziehen können, nicht anders als erwünscht seyn wird.

XV.

NEUE AUFLAGEN.

Giessen, b. Heyer: *Erstes Lesebuch für Anfänger in der lateinischen Sprache*, von *C. H. Hänle*, Prof. und Director des Pädagogiums zu Lahr im Grossherzogthum Baden. Zweyte verbesserte Auflage. 1810. 139 S. 8. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 MAY, 1811.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. und in Commission b. Hitzig: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1813, nebst einer Sammlung der neuesten, in die astronom. Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten.* Von *J. E. Bode*, Astronomen und Mitglied der Akademie. 1810. Mit 2 Kupfern. 268 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieses Jahrbuch liefert den Astronomen zwey in unseren Gegenden sichtbare Finsternisse: eine Sonnenfinsterniss den 1 Februar, und eine Mondfinsterniss den 12 August. Ausserdem sind 23 in Berlin sichtbare Sternbedeckungen, worunter eine des Aldebaran, angezeigt; auch einige nahe Zusammenkünfte des Mondes mit Regulus und Aldebaran, welche sich in anderen Gegenden in wirkliche Bedeckungen verwandeln werden, und desshalb die Aufmerksamkeit des Astronomen verdienen.

So wie unsere Anzeigen der beiden letzten Jahrgänge (J. A. L. Z. 1809. No. 218 und 1810. No. 259): so eröffnen wir auch die des gegenwärtigen mit einer Anführung dessen, was er über den grossen Kometen von 1807 enthält; die Acten scheinen hiemit geschlossen zu seyn, und sehr Weniges möchte noch nachgeliefert werden. Wir finden eine, von Hn. *Oltmanns* aus Paris mitgetheilte Reihe von Beobachtungen, die der, den Astronomen durch seine Ortsbestimmungen bekannte, *Don Josi de Ferrer*, in Havanna anstellte und selbst berechnete; — er benutzte zu den Observationen einen schönen 11zolligen Spiegelkreis, der ihm aber, wie die hier beygebrachte Vergleichung mit den Elementen zeigt, nicht so gute Resultate gab, als man durch das Kreismikrometer zu erhalten pflegt, wenn man es mit *Sachkenntniss und Sorgfalt* anwendet. Rec. ist überall der Meinung, dass die Distanzmessungen eines Kometen, von grösseren Fixsternen, nie sehr befriedigende Resultate geben werden: er wünscht im Gegentheil die Kreismikrometerbeobachtungen noch mehr eingeführt, und durch die darauf zu verwendende Vorsicht vervollkommnet zu sehen. So wie *einige* Astronomen sie ausführten, namentlich bey dem Kometen von 1807, lassen sie alle anderen Arten ähnlicher Observationen weit hinter sich zurück, und haben noch überdiess den Vortheil, die Örter der Kometen selbst dann zu geben, wenn man diese mit den Spiegelinstrumenten nicht mehr sehen kann. *Ferrer's* Beobachtungen geben vom 10 Oct. bis zum 1 Dec. — In den vorigen Bänden des Jahrbuchs führten wir die *besselschen* Untersuchungen der Theorie dieses Kometen an: noch einmal ist davon hier die Rede, indem der Herausgeber einen Auszug eines Briefes von *Bessel* eingerückt hat, worin dieser Astronom seine Enduntersuchungen mittheilt. Er berechnete den Kometen mit der genauesten Rücksicht auf seine *Perturbationen*, und wurde dadurch zu merkwürdigen Resultaten geführt, wovon Rec. nur die wahrscheinliche Wiederkehrszeit, in etwas über 1500 Jahren, hier angiebt; er geht nicht in ein näheres Detail ein, da er hofft, in diesen Blättern bald eine Recension einer, von *Bessel* über diesen Kometen ausgearbeiteten Schrift zu lesen.

Wie gewöhnlich, enthält auch der vorliegende Band des astronomischen Jahrbuchs mehrere Register astronomischer Beobachtungen, aus welchen Rec. die verschiedenen Angaben der Planetenoppositionen zusammenstellen wird, indem sie zu einigen, vielleicht zu beherzigenden, Bemerkungen Anlass geben.

	M. Z. in Paris.	Hel. Länge.	Hel. Breite.	Geoc. Breite.	
	Gegenschein des Uranus.				
1809. Apr. 27.	21^{u} 52′ 7″	7^{s} 7° 38′ 56″, 4	— — —	0° 28′ 23″, 7	*Bode.*
—	21^{u} 35′ 45	— — 38 54, 1	0° 26′ 52″, 5	— — — —	*Bürg.*
—	21^{u} 57′ 38	— — 39 12, 7	— — —	0° 28 30, 4	*Bugge.*
—	21 37′ 21	— — 38 39, 0	— — —	0° 28′ 40, 0	*Sniadecki.*
—	21 35 17	— — 38 45, 0	0 26′ 47, 0	0° 28 19, 0	*Derflinger.*
—	21 33 27	— — 38 51, 5	— — —	— — — —	*Littrow.*
	Gegenschein des Saturns.				
May 21.	14^{u} 55′ 27″	8^{s} 0° 32′ 44″, 5	— — — —	2° 10′ 22″, 8	*Bode.*
—	— 52′ 56″	— 0 32 47, 8	1° 57′ 9″, 6	2° 10′ 21, 9	*David.*
—	— 55′ 52″	— 0 32 49, 0	1° 57′ 13, 2	2° 10′ 27, 2	*Trisnecker.*
—	15 10 53″	— 0 33 9, 2	— — — —	2° 10′ 26, 3	*Bugge.*
—	14 59 53	— 0 32 42, 5	— — — —	2° 10′ 32, 0	*Sniadecki.*
—	— 54 33	— 0 32 40, 0	1° 57′ 16″ —	2° 10′ 32, 0	*Derflinger.*
—	— 49 12	— 0 32 47, 8	— — — —	— — — —	*Littrow.*

Gegenschein des Mars.

M. Z. in Paris.	Hel. Länge.	Hel. Breite.	Geoc. Breite.	
Apr. 8. 13ᵘ 6′ 18″	— — — — —	— — — —	— — — —	*Bode.*
— — 7 56″	6z 18° 45′ 56″, 0	0° 54′ 15″, 5	2 23′ 10″,	*David.*
— — 11 39″	— 18 45 55 , 5	0 54 24 , 9	2° 23′ 28 , 1	*Triesnecker.*
— — 18 14″	— 18 46 . 1 , 0	— — — —	2° 23′ 32 , 1	*Bugge.*
— — 10 15″	— 18 45 42 , 6	— — — —	2° 23′ 6 , 0	*Sniadecki.*
— — 10 49″	— 18 45 55 , 0	0° 54′ 23″, 0	2° 23′ 25 , 0	*Derflinger.*
— — 9 55″	— 18 46 16 , 4	— — — —	— — — —	*Littrow.*

Hr. *B.* giebt nur die Zeit, nicht den Ort des Gegenscheins; Rec. hat diesen für Uranus und Saturn zu suppliren gesucht. — Hn. *Bugges* Beobachtungen sind aus der Mon. Cor. Febr. 1810 genommen, die sie mit mehr Detail, als das Jahrbuch, enthält. — Bey allen diesen Oppositionen finden sich Unterschiede von einer halben Minute, die bey dem heutigen verfeinerten Zustande der Astronomie eine auffallende Erscheinung sind. Diese Unsicherheit hat ihren Ursprung in zwey Ursachen, der Beobachtung selbst und der Berechnung; sie wird so lange Statt finden, so lange es Astronomen giebt, die ihre Zeit auf diese Beobachtungen verschwenden, ohne für den jetzigen Zustand der Wissenschaft passende Instrumente zu besitzen, oder Umsicht genug, die Fehler der ihrigen zu erkennen und zu vermeiden. Die Astronomie, so wie sie ist, gebraucht nur *vortreffliche* Beobachtungen; und ungenutzt läfst der, der die Theorie der Planeten untersuchen will, Alles, was sich nicht als solches auszeichnet. *Wie* soll man nun unter den angeführten Oppositionen wählen? — Die besten Instrumente sind ohne Zweifel die *wilnaer*, mit welchen *Sniadecki* beobachtete, und doch weichen seine Resultate bedeutend von anderen ab, die von Astronomen herrühren, welche wegen ihrer Sorgfalt und Genauigkeitsliebe rühmlich bekannt sind, wie z. B. die *wiener*. Rec. möchte mehr Gewicht auf einen genauen, einsichtsvollen Beobachter, als auf ein genaues Instrument legen; obgleich er allerdings der Meinung ist, dafs der gute Erfolg nur durch das *Zusammentreffen beider verbürgt* werden kann. Alle neueren Bestimmungen der Astronomie sind auf in Greenwich, Palermo, Seeberg und Paris angestellte Beobachtungen gegründet; das Heer der Anderen, einzelne ausgenommen, ist der Vergessenheit übergeben, und nur der Wissenschaft zum Nachtheil würde es wieder hervorgezogen werden. Es ist allerdings eine traurige Erscheinung, auf einigen schlechten Sternwarten Astronomen zu sehen, die besserer würdig wären; allein es ist zu hoffen, dafs bald die Klagen der Wissenschaft *allgemeiner* gehört werden, und dafs die von einigen Regierungen jetzt gegebenen Beyspiele eine rühmliche Nacheiferung erwecken. — Rec. möchte indefs nicht *allein* auf die Beobachtungen die Schuld der angezeigten Unterschiede schieben; ein Theil davon ist eine Folge der sorglosen Rechnung oder eines Mangels an Einsicht. Um dieses mit einem Beyspiele zu belegen, führt Rec. die Art an, wie die kopenhagener Beobachtungen (Mon. Cor. Febr. 1810) benutzt wurden: Nachdem die Zeit und der Ort des Gegenscheins, mit der vorausgesetzten *v. Zachschen* Sonnenlänge, bestimmt worden ist: geht der Beobachter zurück, berechnet für die gefundene Zeit wieder die Sonnenlänge, und hält ihre nahe Übereinstimmung mit dem gefundenen Orte des Planeten + 180°, *für einen Beweis der Richtigkeit der Sonnentafeln*. Rec. würde diesen schönen Schlufs nicht erwähnen, wenn der Rechner nur *genau* die vorausgesetzten Sonnenörter wieder herausgebracht hätte; da aber dieses nicht der Fall ist: so wird dadurch ein Rechnungsfehler erwiesen, der die Stelle zu der jetzigen Erwähnung qualificirt. — Was soll man aber von einem Astronomen erwarten, der solche Schlüsse zu machen im Stande ist? —

Bey Gelegenheit der Beobachtungen im Jahr 1809, auf der berliner Sternwarte, giebt uns Hr. *B.* die Nachricht von der Wiederherstellung der zerbrochenen Wasserwage des 2fufsigen *troughtonschen* Kreises; allein noch einmal wurden die nun regelmäfsig angefangenen Beobachtungen zur Bestimmung der berliner Polhöhe durch das Zerreifsen eines Spinnenfadens im Fernrohre unterbrochen, dessen neue Aufspannung die vorher angestellten unbrauchbar machte. Rec. benutzt diese Gelegenheit, etwas über die Construction eines *troughtonschen* Kreises, so wie die berliner Sternwarte einen besitzt, zu sagen, da dieses zum Verständnisse der Beobachtungen des Hn. *B.* nothwendig ist. Ein solcher Kreis ist an einer horizontalen Axe unwandelbar befestigt, so dafs seine Axe der Ebene parallel ist; die Axe ruht, so wie die des Mittagsfernrohrs, in Pfannen, und wird eben so nivellirt. Die Construction des Instruments erlaubt nun, den Kreis auf beiden Seiten der Axe in eine Verticalebene zu bringen: einmal rechts von der Axe, dann durch eine Drehung um die Axe, links von derselben. Man beobachtet die Höhe eines Gestirns mit dem um den Mittelpunct des Kreises beweglichen Fernrohre in der *einen* Lage, wendet dann das Instrument um, und wiederholt die Messung, wodurch sie vom Collimationsfehler frey wird. Indefs ist das so erhaltene Resultat nur richtig, wenn die Cylinder der Axe, auf welchen das Instrument ruht, genau gleich dick sind; ist dieses nicht der Fall: so wird man nicht die Höhe über dem wahren Horizonte erhalten, sondern über einer falschen Horizontallinie, die durch den Mittelpunct der beiden Cylinder geht, deren *Oberfläche* man nivellirt hat. Um sich von der gleichen Dicke der Cylinder zu überzeugen, oder den aus der ungleichen entstehenden Fehler zu vermeiden, mufs man die Axe in den Pfannen umlegen, sie wieder nivelliren, und die Beobachtungen wiederholen; wodurch man den gleichen Fehler im entgegengesetzten Sinne wirken läfst, und

ihn bey dem Mittel aus allen 4 Beobachtungen aufhebt. — Da die Umwendung eines solchen Instruments einige Schwierigkeit macht: so wird man schwerlich bey Einer Culmination eines Gestirns die beiden ersten Beobachtungen machen können; werden sie aber durch ein längeres Zeitintervall von einander getrennt: so verlieren sie an Sicherheit, indem dann der Beobachter den Collimationsfehler länger unveränderlich voraussetzen muss. Auf jeden Fall ist der Gebrauch eines solchen Kreises nicht so bequem, als der eines *ramsdenschen*, dessen Ebene der Axe senkrecht ist; denn dieser erfodert zur vollständigen Bestimmung der Höhe des Gestirns und des Fehlers des Instruments nur zwey Beobachtungen, die, wenigstens beym Polarstern, während Einer Culmination gemacht werden können; jener setzt dazu 4 voraus. Man *könnte* indess, wenn man die Fehler des Instruments nur ausgleichen, nicht bestimmen wollte, mit zwey Beobachtungen ausreichen, deren zweyte denn bey umgewandter Lage des Kreises *und* umgelegter Axe gemacht werden müsste. Selbst die am neuen Niveau angebrachte Stellschraube könnte man entbehren, wenn man auf die Bestimmung der Fehler des Instruments Verzicht leisten, und sich mit den Höhen allein begnügen wollte. — Rec. hofft, im nächsten Bande des Jahrbuchs Hn. *B's.* Kreisbeobachtungen in Extenso zu finden. — S. 104 — 114. Formeln zur Rechnung der geocentr. Örter der Planeten, vom Prof. *Littrow* in Krakau. Einige Betrachtungen über die von *Gauss* vorgeschlagene Art, die geocentrischen Örter gleich in Beziehung auf den Aequator zu finden. Der Vf. kannte bey ihrer Ausarbeitung noch nicht die *Theoria motus etc.*, wo diese Methode so weit ausgebildet ist, dass sich nichts Wesentliches mehr darüber sagen lassen wird. Hn. *Littrows* Bemühungen verdienen Lob, da sie zeigen, dass er der Sache selbst nachgedacht hat. Die Formeln für d. h. (S. 108) sind nur dann richtig, wenn der Fehler des Radius Vectors = o ist; der Natur der Sache nach, kann man den Fehler des heliocentrischen Orts (specielle Fälle ausgenommen) aus dem des geocentrischen nicht bestimmen, da man nicht den Fehler des Radius Vector kennt. Was die angehängten Tafeln betrifft: so können sie allerdings die Einführung dieser Vergleichungsart der Beobachtungen mit den Tafeln begünstigen; allein der grösseren Allgemeinheit wegen, wäre die Beyfügung der Correctionen von A. B. C, Sin. a, Sin. b, Sin. c, für kleine Veränderungen in der Länge des Knotens und der Neigung der Bahn wünschenswerth. Rec. hofft, dass Hr. *L.* diese Correctionen nachliefert, und bey der Gelegenheit die Tafeln für den wahren, durch die Nutation veränderten Aequator umarbeitet. S. 115 bis 129. Beobachtete Scheitelabstände der Sonne und Sterne, Jupiterstrab. Finsternisse u. s. w. im Jahr 1809 vom Canonicus *David* und Adj. *Bittner* in Prag. Schon in der Anzeige des vorigen Bandes des Jahrbuchs hat Rec etwas von den *davidschen* Refractionsbeobachtungen, und dem Geiste, der auf ihnen ruht, gesagt; die hier vorkommenden sind *in jeder Rücksicht* eine Fortsetzung der vorigen. Wir müssen es immer mehr bedauern, dass *David* seine Beobachtungen mit so wenig Umsicht anstellt, und das schöne Instrument so missbraucht: er kennt es noch gar nicht, und ist himmelweit entfernt, den wahren Nutzen eines Repetitionskreises auch nur zu ahnden. Die ganze Stelle vom Krystallwürfel ist — unbegreiflich, und giebt uns eine Idee von *Davids* Gründlichkeit; — wer sollte aus dieser Beschreibung wohl das *prismatische Ocular* erkennen, oder ihr, so wie der Angabe der Berichtigungen des sogenannten Krystallwürfels, einen Sinn unterzulegen vermögen? — wer endlich findet einen Zusammenhang in der in Rechnung gebrachten Correction von 2''? — Es ist schwer zu begreifen, wie ein Astronom, der doch in der Schule der Mathematik gewesen seyn sollte, so ganz ohne Grund von einer Sache sprechen, und sich selbst nicht strengere Rechenschaft abfodern kann. Die Beobachtungen der Nachtgleichen und Sonnenwenden zeigen auch, dass die prager Astronomen den jetzigen Zustand der Astronomie nicht kennen. — S. 130 bis 140. Verbesserung des *piazzischen* Sternverzeichnisses; astronom. Beobachtungen in Wien im Jahre 1809, und über die Bahn der Ceres, von *Trisnecker*. Sehr willkommen werden den Astronomen die im Titel erwähnten Verbesserungen gewesen seyn; sie rühren von *Piazzi* selbst her, der ununterbrochen an seinem grossen Kataloge feilt, und dieses vortreffliche Werk noch ganz von seinen wenigen Fehlern zu reinigen hofft. Ausser den oben gegebenen Oppositionen erhalten wir hier noch Finsternisse und Sonnenbeobachtungen, die den Fehler der *trisneckerschen* Tafeln im Juny 1809 = + 2'',0 und im September = 0'',0 geben. Die Berechnung der Ceresbahn ist ein Versuch, die 6 Oppositionen von 1802 bis 1808, mit Hülfe der von *Gauss* entwickelten Störungen, durch Eine Bahn genauer darzustellen — S. 141 — 147. Astronom. Nachrichten und Bemerkungen von Dr. *Benzenberg* in Düsseldorf. Die Beschreibung einer kleinen, von Hn. *B.* eingerichteten astronomischen Kuppel seines Hauses zeigt, wie wenig Aufwand und Mühe es kostet, eine Sternwarte zu errichten, die nicht zur Beobachtung der absoluten Örter der Himmelskörper bestimmt ist; die *benzenbergische* enthält Alles, was man zur Erfindung der geographischen Lage und zur Ortsbestimmung eines Kometen gebraucht. Der Vf. begleitet diese Beschreibung mit einigen sehr zu beherzigenden Worten an *die* Astronomen, die einen so argen Missbrauch mit ihren Beobachtungen treiben. — S. 147 — 158. Beschreibung und Abbildung des *mayerschen* Wiederholungskreises, von demselben Vf. Das beschriebene Instrument ist von *Baumann*; ganz dem ähnlich, welches Dr. *Pottgiesser* im vorigen Bande des Jahrbuchs beschrieb: jedoch gehen beide Aufsätze von verschiedenen Gesichtspuncten aus, und stehen desshalb als Ergänzungen neben einander. — S. 161 — 163. Berechnung der Sonnenfinsterniss den 16 Juny 1806 von *van Beek-Calkoen* in Utrecht. Das Resultat ist, Meridianunterschied zwischen Utrecht und Paris = 11' 6'',4, voll-

kommen übereinstimmend mit der Bestimmung durch Pulversignale. — S. 169—176. Reihen zur Berechnung der Elemente einer Planetenbahn, vom Prof. *Pfaff* in Nürnberg. Dieser Aufsatz giebt uns *P's*: Ansicht und Behandlung eines von *Gauss* in der *Theoria motus* etc. aufgelöseten Problems. Der Eifer des Vfs., der ihn veranlasste, auf noch eine andere als die *gaussche* Entwickelung zu denken, ist lobenswerth; allein für das Publicum gehörte diese Arbeit wohl eigentlich nicht. — S. 189—194. Astronomische Beobachtungen, und eine Formel für die Mittelpunctsgleichung einer Planetenbahn, vom Prof. *Littrow* in Krakau. Die Oppositionen hat Rec. schon oben angeführt. Der Vf. machte ein paar Beobachtungen des Uranus, um daraus die Neigung seiner Bahn zu bestimmen; er wählte dazu die Zeit des Eintritts der Sonne in den Knoten der Planetenbahn, wovon der Grund nicht einzusehen ist. Da die Breite des ♅ jetzt viel geringer ist, als die Neigung seiner Bahn: so sind diese Bestimmungen jetzt gefährlich. Die Polhöhe von Krakau setzt *Littrow* jetzt 50° 3′ 40″, 3. Die Formel für die Mittelpunctsgleichung ist sehr von Druckfehlern entstellt; Vorzüge vor anderen bekannten Ausdrücken hat sie nicht. — S. 185—186. Beobachtung der Bedeckung des Jupiters den 8 Febr. 1810, vom Bergrathe *Seyffert* in Dresden. Wir führen eine nicht unwichtige Bemerkung, die der Beobachter bey dieser Erscheinung machte, an: *Kurz* vor dem Eintritte wurden die Trabanten plötzlich weit heller und glänzender, und verschwanden denn momentan. — S. 199—209. Astronomische Nachrichten und Bemerkungen, ein neuer Sternkatalog u. s. w., vom Prof. *Oltmanns*, aus Paris eingesandt. Der Vf. macht hier aufmerksam auf die Nothwendigkeit, bey der Berechnung von Mondsbeobachtungen, die auf sehr hoch gelegenen Orten angestellt werden, die Elevation der Örter über dem Niveau des Meers mit zu berücksichtigen; bey Observationen an den hohen Puncten von Südamerika kann der Einfluss auf ein paar Secunden in der Parallaxe gehen, und darf allerdings bey sehr delicaten Beobachtungen, z. E. Sternbedeckungen, nicht vernachlässigt werden. — Die grosse Verschiedenheit zwischen den Angaben der Declinationen der Fundamentalsterne von *Maskelyne* und *Piazzi* veranlasste den Vf., diesen Punct aus einigen Jahrgängen der greenwicher Beobachtungen selbst zu untersuchen, und diese auf eine etwas verschiedene Weise zu benutzen. Er bestimmte die Declinationen der Sonne aus ihren Ascensionen, und nun die Declinationen der Sterne aus ihren Unterschieden mit der Sonne; seine Arbeit wurde durch die nahe Übereinstimmung mit *Piazzi* belohnt. Es ist klar, dass diese Art, die Beobachtungen zu benutzen, legitim ist, wenn die Sterne, deren Ort man bestimmen will, in der Nähe des Aequators stehen; indess ist damit noch nicht Alles geschehen. Man hat zwar andere Resultate erhalten; allein wie soll man sie rechtfertigen, wenn die Abweichungen grösser sind, als die möglichen Unsicherheiten der Polhöhe, des Collimationsfehlers und der Refraction? Rec. darf sich hier über diese wichtige Materie nicht weiter äussern, obgleich er es darthun könnte, dass *nur* die Bestimmungen der Declinationen der Sterne in der Nähe des Aequators auf Sicherheit Anspruch machen können. — S. 209—217. Über die von *Bouvard* angegebene Verbesserung seiner Jupiters- und Saturns-Tafeln und über Formeln desselben, im astron. Jahrb. 1812. S. 226 vom Major *Rohde* in Potsdam. Bekanntlich entdeckte *Laplace*, nach der Vollendung der *bouvardschen* ♃ und ♄ Tafeln, dass ein Glied der grossen Ungleichheit dabey mit verkehrtem Zeichen angebracht war: der Vf. sucht hier den Einfluss dieses Fehlers zu zeigen, und weicht darin von *Bouvards* eigener Vorschrift merklich ab. Es ist leicht einzusehen, dass Hn. *Bouvards* Verbesserung nicht in *aller Strenge* richtig ist, denn die fehlerhafte Gleichung wird auch auf andere Elemente der Bahn (nicht allein auf die mittlere Bewegung und die grosse Ungleichheit) Einfluss gehabt haben; allein die Fehler, die nach ihrer Anbringung übrig bleiben, werden aus Gründen, die man nicht leicht entwickeln kann, sehr unbedeutend seyn. Hr. *Rohde* würde ganz Recht haben, wenn *Laplace* und *Bouvard* die grosse Ungleichheit nach der analytischen Bestimmung in die Tafeln gebracht hätten; allein das ist nicht der Fall, und sie gebrauchten den analytisch gefundenen Werth nur, um mit seiner Hülfe die Massen der Planeten zu bestimmen. Obgleich nun die grosse Ungleichheit wirklich geändert werden muss: so kann doch dadurch in den Massen des Jupiters und Saturns eine Verbesserung erzeugt werden, die eine entgegengesetzte Correction hervorbringt. Um ganz sicher über diese Sache urtheilen zu können, müsste man *Bouvards* Rechnungen ganz kennen; Rec. hofft und glaubt aber, dass *Bouvard* selbst das seinem Calcul angemessene Verbesserungsverfahren vorgeschlagen hat, und würde daher auch *dieses* vorziehen. Sollte es nicht legitim seyn: so werden *Rohde's* Bemerkungen ihn vielleicht zur Zurücknahme veranlassen. Man sieht übrigens aus diesem Beyspiele, wie nothwendig das strengste Examen bey astronomischen Rechnungen von grösserem Umfange ist. Hn. *Rhode* scheint übrigens bey seiner Verbesserung die nothwendige Correction der *Epochen* entgangen zu seyn. Über das, was Hr. *R.* von den, im Jahrb. 1812 erwähnten *bouvardschen* Formeln sagt, kann Rec. nicht urtheilen, da er *Bouvards* Tafeln nicht bey der Hand hat; indess bemerkt er, dass die Formel bey *Bouvard*

$$\frac{r}{D} = \frac{r}{\text{Cos.}\,(\odot - G) + \sqrt{r^2 - \text{Sin.}\,(\odot - G)^2}}$$

mit der *rohdeschen* identisch ist, wenn das r bey *Bouvard* dem $\frac{r}{R}$ Cos. λ' bey *Rohde* gleich ist, oder wenn, wie es wahrscheinlich ist, beide unter r nicht dieselbe Quantität verstehen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 MAY, 1811.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Verf., und in Commission b. Hitzig: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1813, nebst einer Sammlung der neuesten, in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten.* Von *J. E. Bode* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 217 — 223. Astronomische Nachrichten und Beobachtungen aus *London und Paris*. Auszüge aus den *Philosophical Transactions* 1808 u. 1809, u. der *Conn. des Tems* 1810 und 1811. *Herschel* fand den Durchmesser des Kerns des Kometen von 1807 = 2½″, oder 538 engl. Meilen (nicht 2⅓, wie im *Jahrbuch* steht); den des Nebels 445″. Es ist also bey diesem Kometen eine ähnliche Verschiedenheit zwischen den Messungen der Astronomen, wie bey den neuen Planeten, die *Schroeter*, eben so wie den Kometen, ungleich grösser mass, als *Herschel*. Eine neue Bemerkung über eine Unregelmässigkeit der Gestalt des Saturns, der Hn. *Herschel* nun am Südpole etwas hervorstehend zu seyn scheint, lässt sich vielleicht eben so leicht auf Rechnung einer optischen Täuschung schreiben, als auf eine Strahlenbrechung in der Atmosphäre des Ringes, die *Herschel* als die Ursache davon angiebt. Die Titel der übrigen astronomischen Aufsätze in den *Philosophical Transactions* machen auf den Inhalt dieser Schriften begierig, und Rec. bedauert, hier nicht etwas mehr davon zu finden. Die Auszüge aus den beiden Bänden der *Conn. des Tems* übergehen wir hier, da wir den früheren Band schon in unserer Zeitung vom 13 July 1810 anzeigen, und auch den neu hinzugekommenen bald anzeigen werden. — S. 226 — 227. Auszug aus einem Schreiben des Dr. *Pottgiesser* in Elberfeld. Es enthält das Versprechen eines Anhangs zu der im Jahrbuch 1812 gelieferten schönen Beschreibung des *Naumann*'schen Kreises. — S. 228 — 234. Neue Vorschläge zu einem natürlichen Massystem von *Hauff*, Director des physisch-technischen Instituts zu Augsburg. Man schlug zur Bestimmung der Grundeinheit eines Massystems bekanntlich die Länge des einfachen Secundenpendels, und die des 10,000000ten Theils des Quadranten des Erdmeridians vor, aus Gründen, die zu bekannt sind, als dass wir sie hier wiederholen dürften; in Frankreich nahm man das *mètre* nach der letzten Bestimmung, und zwar, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, erklärte man, dass es der 10,000000te Theil des, aus den in Frankreich gemessenen Graden bestimmten, Erdquadranten seyn solle. Hr. *Hauff* sieht hierin grosse Unbequemlichkeiten, Unsicherheiten und Gefahren; allein er reisst nicht bloss ein, sondern er baut auch wieder auf! — und welch ein Gebäude! — er verlangt, dass man die Länge des Secundenpendels unterm Aequator beobachten, davon ein Drittheil nehmen, dieses mit dem Sinus des aus der Sonne gesehenen Durchmessers der Erde (17″,4) multipliciren, und das Product (= 0,01235 paris. Linien) als die Länge der Basis des Massystems ansehen soll, welche, 12000 mal genommen, er einen Fuss genannt wissen will. Von diesem Massystem meint der Vf., dass es aus der Natur selbst hergenommen sey, und dass es dem schlichten, gesunden Menschenverstande entspreche. Wir sehen hier eine neue Erklärung des Worts Menschenverstand, an einem Beyspiel deutlich gemacht; sie wird höchstens auf Hn. *Hauff* selbst passen. *Montucla* macht in seiner berühmten *Histoire des Mathématiques* die Bemerkung, dass die meisten Erfinder der Kreisquadratur im Frühjahr aufgetreten sind; da das Datum der Einsendung *dieses* Vorschlages nicht angegeben ist: so kann man nicht beurtheilen, wieviel davon auf Rechnung der Jahrszeit kommt. — S. 234 — 235. Beobachtungen der Venus im J. 1810, und über den veränderlichen Stern im *Sobiesky*schen Schilde, von Dr. *Koch* in Danzig. *Pigot* gab des erwähnten Sterns Periode = 63 Tage an; allein *Koch* findet fast das Doppelte davon, 132 Tage. — S. 241 — 245. Tafeln zur Berechnung der wahren Culmination und Höhe des Polarsterns von *Bode*; — sie sind aus *von Zachs* Aberrations- und Nutations-Tafeln genommen.

Unter den kürzeren astronomischen Nachrichten zeichnen wir Folgendes aus: *Seyffer* in München fand den Meridianunterschied zwischen München und Paris aus einer Sternbedeckung 37′5″,56. — Dem Dr. *Pansner* in Petersburg ist die trigonometrische Vermessung des petersburger Gouvernements aufgetragen. — Prof. *Jungnitz* bestimmte die geographische Lage einiger Örter in Schlesien

Wilkau	L = 34°23′19″,5	B = 51°4′23″
Altjauer	. . 33°50′12″,0	. . 51°4′53″.

Ein Hauptmann *Knitlmayr* hat sich noch einmal die Mühe gegeben, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen machende vermeintliche Progression in den Planetenabständen zu retten; — auf dem Wege, den er betritt, ist indess kein Heil zu finden. — Es wird hier eine neue Arbeit von *Herschel* über die bekann-

ten, von *Newton* bemerkten gefärbten Ringe, die sich zeigen, wenn man zwey convexe Glaslinsen u. s. w. zusammendrückt, angezeigt; Rec. hofft von Hn. *Bode* im nächsten Bande des Jahrbuchs etwas Näheres darüber zu lesen. — Ein Vorschlag von *Burkardt*, die Compensationspendel aus Kupfer und Zink zu construiren, um dadurch dem Einflusse des Magnetismus auszuweichen, scheint eine *zu grosse* Vorsicht zu verrathen. — Prof. *Harding* entdeckte einen sein Licht verändernden Stern 6ter Gr. in der Jungfrau; wahrscheinlich No. 243 *Bode*.

J. W.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Sammlung von Aufgaben aus der Theorie der algebraischen Gleichungen*, von *Meier Hirsch*, Privatlehrer der Mathematik. Erster Theil. 1809. XII und 360 S. 8. Mit 4 gedruckten Tabellen. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk ist die Fortsetzung der im J. 1804 erschienenen *Sammlung von Beyspielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra*. Der Vf. setzt aber hier nicht, so wie dort, blosse Anfänger voraus. Wer ihm in seinem Ideengange folgen, oder sich auch wohl neue Ansichten öffnen will, muss sich das Wichtigste der combinatorischen Analysis eigen gemacht haben; auch darf er in den Elementen der Differentialrechnung kein Fremdling mehr seyn. Es ist also diese Schrift nicht den Unmündigen, sondern den Eingeweihten in die Wissenschaft gewidmet, die in dem grossen und häufig noch ungebauten Felde der Algebra ihre Kenntnisse erweitern wollen. Der Vf. zeigt sich auch hier, wie in seinen früheren Schriften, die wir in diesen Blättern (1808. No. 67) angezeigt haben, als einen helldenkenden Kopf, der mit den wichtigsten Methoden der älteren und neueren Analysten vertraut ist, und seine eigenen Ideen mit vieler Präcision und Klarheit darzulegen versteht. Um unseren Lesern eine Übersicht dessen zu geben, was sie in diesem gehaltreichen Buche zu erwarten haben, bemerken wir, dass der Vf. seine ganze Darstellung auf die Lehre von den symmetrischen Functionen stützt, worunter er diejenigen versteht, in welchen die unbestimmten Grössen auf solche Art mit einander verbunden sind, dass, unabhängig von den besonderen Werthen dieser Grössen, keine Änderung in dem Werthe der Functionen vorgeht, man mag diese Grössen mit einander vertauschen wie man will. Zuerst wird daher von den Wurzeln der Gleichungen, den Summen ihrer Potenzen und der Producte dieser Potenzen, und von den symmetrischen Functionen überhaupt gehandelt, worauf die vollständige Entwickelung der symmetrischen Functionen von den Wurzeln einer Gleichung folget. Wir können der Darstellung dieser Lehren unseren Beyfall nicht versagen, und der Vf. hat durchgehends seine Sätze in voller Allgemeinheit erwiesen. Dann schreitet er zu den Werthen der nicht symmetrischen Functionen der Wurzeln einer Gleichung, und bestimmt die Art, diese Werthe von Gleichungen abhängig zu machen. Diese Gleichungen, welche sich für alle Functionen der Art finden lassen, nennt der Vf. schicklich, in Bezug auf die gegebenen, die *umgeformten* oder *transformirten* Gleichungen. Für viele Functionen werden diese transformirten Gleichungen von höheren oder von gleichen Graden mit den gegebenen. Allein es giebt auch Functionen, für welche sie von einem niedrigeren Grade erscheinen, und in diesem Falle bahnen sie bisweilen den Weg zur Auflösung der gegebenen Gleichungen. Hierauf geht der Vf. zu den Eliminationen über, wobey einige Anwendungen auf die Reduction der Gleichungen gemacht werden. Was hierüber bemerkt ist, fanden wir zweckmässig. Nur ist die Darstellung dieses so wichtigen Gegenstandes allzu kurz ausgefallen, und wir wünschten zum Besten der Leser eine etwas erweiterte Abhandlung darüber. Nach diesem betrachtet der Vf. die Eigenschaften der Wurzeln von der Gleichung $x^n - 1 = 0$, und handelt sehr sinnreich von ihrem Gebrauche bey dem Wegschaffen der Wurzelgrössen aus den Gleichungen, so wie von der Methode, durch sie auflösbare Gleichungen zu erfinden. *Waring* und *Euler* sind dabey als Führer benutzt worden. Sodann wird zu allgemeinen Untersuchungen über die Umformung der Gleichungen geschritten. Sie sind nach *Lagrange* (aus den *Mem. der berl. Akad.*) bearbeitet und mit vieler Ausführlichkeit dargelegt. An diese schliesst sich eine allgemeine Methode, aus dem bekannten Werthe einer gegebenen Function der Wurzeln einer Gleichung den Werth einer jeden anderen Function dieser Wurzeln zu finden. Wir haben dieses Capitel mit besonderer Aufmerksamkeit durchgelesen, und müssen dem Vf. das Lob einer originellen und strengen Darstellung ertheilen. Die fernere Anwendung dieser Methode soll im folgenden Theile, bey Zerlegung der Gleichungen, gezeigt werden. In der letzten Abtheilung spricht der Vf. von seinem Lieblingsthema, *der allgemeinen Auflösung der Gleichungen von jedem Grade*. Dieses schwierige analytische Problem wird auf zwey Bedingungen gestützt: 1) auf die Erfindung solcher Functionen der Wurzeln, wodurch die Gleichung, in welche man die gegebene umgeformt hat, zur Auflösung geschickt wird; 2) auf die Bestimmung der Wurzeln aus dem bekannten Werthe der angenommenen Functionen. Von diesem Erfoderniss wurde im vorletzten Capitel, von jenem wird im letzten gehandelt. Das Sinnreiche der neuen Theorie des Vfs. erkennend, enthalten wir uns für jetzt eines entscheidenden Urtheils über ihren theoretischen und praktischen Werth um so mehr, als in der letzten Abhandlung diese Methode nur *skizzirt* ist, und der Vf. desshalb selbst auf den *nachfolgenden* Theil seiner Schrift (der uns noch nicht zu Gesicht gekommen) verweiset. Wir werden zu anderer Zeit in diesen Blättern, oder anderswo, Gelegenheit finden, uns ausführlicher darüber zu erklären. Soviel scheint uns jedoch auf jeden Fall ausgemacht, dass selbst die wirkliche Lösung dieses gordischen Knotens ein bedeutenderer Gewinn für das reine System der Wis-

senschaft, als für das Bedürfniss der Praxis seyn werde. Δ.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Integraltafeln, oder Sammlung von Integralformuln* von *Meier Hirsch.* 1810. 302 S. kl. 4. (3 Rthlr.)

In diesen, auf sehr sauberes Papier, mit vieler Correctheit gedruckten Tafeln wird zuvor die Zerlegung der gebrochenen Functionen in einfache gezeigt. Hierauf kommen die Reductionsformeln für das Integral $\int x^{m-1} dx (a + bx^n + cx^{2n} + dx^{3n} \ldots)^p$, dann Tafeln für die Integrirung der rationalen Differentiale, der gebräuchlichsten Binomien und Trinomien, auch Producten aus binomischen, trinomischen und polynomischen Factoren in specieller und genereller Form. Nun folgen die Integrale der am häufigsten vorkommenden irrationalen Differentiale, wobey der Vf. sich grösstentheils auf solche beschränkt, worin quadratische Wurzelgrössen vorkommen, weil die vollständige Integration bey den anderen Wurzelgrössen nur in wenigen Fällen ausführbar ist. Die allgemeineren Methoden und Formuln sind jedoch am Ende angeführt. Hierauf folgen die Bedingungen, unter welchen ein Differential von irrationaler Form sich rational machen lässt, dann Integraltafeln für transcendente Differentiale. Alles sehr ausführlich und vollständig. Zuletzt ist ein Druckfehlerverzeichniss angehängt, in welchem jedoch ein Auslassungsfehler auf der letzten Seite nicht angemerkt steht. Es fehlen nämlich nach: *erfodert wird*, die Worte: *klein ist.* Der Druckfehler sind übrigens überhaupt nur wenige.

Der Vf. verdient für die Mühe, welche er sich bey Berechnung dieser Tafeln gegeben hat, allen Dank. Jeder Mathematiker wird sich ihrer mit Nutzen bedienen, sie werden ihn in den meisten vorkommenden Fällen die gesuchte Auskunft geben, und ihm hiedurch oft mühsames und weitläuftiges Rechnen ersparen. Rec. zweifelt daher nicht, dass sie bald in Jedermanns Händen seyn werden. Übrigens hätte er gewünscht, dass es dem Vf. gefallen hätte, auch die aus mehreren veränderlichen Grössen bestehenden, und solche Differentialien, wo Logarithmen vorkommen, mit in sein nützliches Buch aufzunehmen, und ihre Integration, wo sie angeht, zu zeigen. bχ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Hamburg*, b. Gundermann: *Peter Riesfelsen's Beschreibung und Abbildung der von ihm erfundenen grossen Kraft- und Hebe-Maschine, mittelst welcher in wenig Zeit Bäume von ansehnlicher Grösse sammt ihren Wurzeln aus der Erde gehoben, und ungeheure Lasten von der Stelle geschafft werden können, wie solches im Jahr 1806 in Gegenwart Sr. Maj. Friedrichs VI Königs von Dännemark u. s. w. und vieler angesehener Zuschauer nahe bey Kiel öffentlich bewiesen und ausgeführt worden ist.* Mit 3 Kupf. 1810. 5 S. Text. gr. 4. (4 Mrk. cour.)

Dem Titel nach sollte man *Rieffelsen* selber für den Autor seiner Beschreibung halten; allein der Context giebt, dass dem nicht also ist. Die Hauptsache der Idee beruht auf einem längst nach der Mitte verzahnten Laufbaum, welcher durch ein Getrieb aus seiner ihn umgebenden Umschliessung herausgetrieben und mittelst eingreifender Sperrkegel bey jedem Ruck festgestellt werden kann, damit, wenn man zu drehen aufhört, der Laufbaum nicht wieder zurückweichen könne. Die Maschine wird unter einem schiefen Winkel an einen Baum gestellt, unten mit Ketten befestigt, dass sie beym Gebrauch nicht weiter vom Baum abwärts rutschen kann, und oben hält sie ein Gestell mit Haken fest, das den Baum umschliesst. Wird nun das Räderwerk in Bewegung gesetzt: so drückt der Laufbaum mit seinem Kopf den umzustürzenden Baum in schiefer Richtung vorwärts, und hebt ihn zugleich. Der Erfinder schätzt die Kraft, welche der Maschine durch 4 Menschen gegeben werden kann, auf 300000 Pf., welches nach ihrer Structur wohl immer möglich seyn mag. Sie scheint übrigens dem Rec. etwas zusammengesetzt, und eben darum in ihrer Ausführung kostbar; indessen dürfte sie sich leicht simplificiren lassen, ohne ihrer Wirkung zu schaden. Wenn man bedenkt, wie viel Holz in den Waldungen durch das Baumfällen auf die gewöhnliche Art unbenutzt zu Grunde geht: so wäre die Einführung einer solchen Baumfällungsmaschine wohl immer wünschenswerth.

bχ.

Frankfurt a. M., b. Dietz: *Neue sehr einfache Theorie, krummlinige Flächen zu quadriren, auf Summation unendlicher Reihen gegründet.* Mit 1 Kupf. 1806. 14 S. 8. (4 Gr.)

Ebendas.: *Fortsetzung der neuen Theorie durch Summation unendlicher Reihen krummlinigte Flächen zu quadriren.* Mit 1 Kupf. 1808. von S. 15 bis 36. Zweyte Fortsetzung u. s. w. 1809. von S. 37 — 57. 8.

Der Vf., welcher sich in der Zueignungsschrift *Joh. Franz Theodor Fresenius* nennt, wollte statt der Differential- und Integral-Rechnung die Anwendbarkeit der Summen unendlicher Reihen an einigen Beyspielen zeigen, und hiedurch eine neue Ansicht der Sache geben (§. 4), weil die Differentialtheorie, wie Jedermann wisse, ganz auf die Voraussetzung gegründet sey, dass unendlich kleine Theile verschwinden. „*Lässt man es hiebey*, sagt er in der Vorrede: *so ist es leicht, die ganze Lehre lichtvoll und vollkommen befriedigend zu beweisen. Geht man aber weiter, will sich Differentiale, an denen gar nichts weggelassen sey, denken, und glaubt, auch dann noch überzeugende Beweise liefern zu können: so weiss ich nicht, woran es liegt, dass es mir so schwer fällt, diesen Beweisen völligen Beyfall zu geben*". Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er in der *fresenius*schen Theorie gar viel Ähnliches mit der alten *cavalleri*schen Methode erblickt, auf welche *Wallis* seine *arithmeticam infinitorum* gebaut hat, die aber *Pasquich*, s. *dessen Unterricht in der mathematischen Analysis und Maschinenlehre 2ter B.* §. 259, als sehr schwankend und unmathematisch verwirft. Die *fresenius*sche Theorie trifft dieser Vorwurf ebenfalls, auch alsdann, wenn sie das Beywort *neu* in vollem Masse verdienen sollte: denn die Annahme der unendlich vielen Abschnitte der Figur gewährt für das Zutreffen des Ganzen, wegen der allenthalben übrigbleibenden und ausser Acht gelassenen Ecken oder Stücke — deren Gehalt im Ganzen vorerst noch darzuthun, und zu zeigen bliebe, warum man ihn ausser Acht lassen dürfe — nicht die geringste Befriedigung, wenn man Letzteres zu thun nicht im Stand ist — worüber aber der Vf. mit Stillschweigen hinausgeht. — Wäre man es aber im Stande: so gewährt sie nicht mehr Befriedigung, als auch die schlechteste Darstellung der Grundsätze, worauf die Differentialrechnung etwa beruhen könnte, ebenfalls gewähren würde. — *Leicht* ist des Vfs. Verfahrungsweise auch nicht; denn die Summirung der Reihen hat bekannt-

lich manchmal ihre Schwierigkeiten, und bey den wenigen Summenformuln, die der Vf. für seine paar Beyspiele zu brauchen hat, bleibt er schon den Beweis der sechsten Summenformul schuldig. — Man sieht übrigens, dass er sich von den Gründen der Differentialrechnung eine falsche Vorstellung machte, weil er glaubt, sie sey auf die Voraussetzung gebaut, dass unendlich kleine Theile verschwinden. Diess ging ihm zwar mit Mehreren also; aber darin ist er originell, wenn er sagt: Lässt man es dabey: so ist es leicht, die ganze Lehre lichtvoll und vollkommen befriedigend zu beweisen. Denn gerade dieser Umstand machte Anderen die meiste Schwierigkeit, und Rec. möchte doch wohl sehen, wie dann Hr. *Fr.* die Übereinstimmung, z. B. der rein geometrischen und durch die Integralrechnung aufgelösten Aufgabe, den Inhalt eines Dreyecks zu finden, nach *seiner* Ansicht der Differentialrechnung lichtvoll und vollkommen überzeugend darthun würde. — Rec. kann sich indessen hier über die Sache nicht weiter verbreiten, er verweiset aber den Vf. auf *Klügels* vortreffliches und nie genug zu rühmendes *mathematisches Wörterbuch* von Artikel: *Differenzen* bis *Differentialgleichung* einschliesslich. Hier wird er vollkommene Befriedigung über die Grundsätze der Differentialrechnung finden, welche zu geben von anderen bedeutenden Männern so oft fruchtlos unternommen wurde. Hier wird er also auch sehen, was es für eine Bewandniss mit dem aus dem vermeintlich vollständigen Differential weggelassenen Theil hat.

Die in der 2ten Fortsetzung gelieferte Logarithmentheorie hat nichts besonders Empfehlendes, und Rec. kann nicht finden, dass sie lichtvoller, fasslicher, oder besser wäre, als die Darstellungen eines *Lagrange*, *Pasquich*, *Schulz*, *Vega* u. s. w., welche die Theorie ebenfalls aus dem binomischen Lehrsatz, ohne die Differentialrechnung zu Hülfe zu nehmen, entwickeln. Dass letztere, wenn man sie aus unrichtigen Principien herleitet, in den Resultaten, die sie liefert, ob diese gleich wahr sind, nicht befriedigt, ist ihre Schuld nicht. Man denke sich aber unter Differentialverhältniss ein Verhältniss, welches die Relation oder Beziehung der Grössen gegen einander in den absoluten Veränderungen, die man diesen Grössen geben kann, ohne Rücksicht auf die Quantität dieser Veränderungen bezeichnet: so wird alles klar und deutlich, und kein Zweifel mehr darüber seyn, dass z. B. $d(ay) = xdy + ydx$ seyn *müsse*, und dass es darum nicht $xdy + ydx + dxdy$ seyn *könne*, weil der letztere Theil nicht mehr auf die absolute Veränderung der Grössen selbst, sondern bloss auf die Quantität dieser Veränderung geht, wie an diesem Beyspiel selbst der Augenschein lehrt, wenn man sich das dazu gehörige Parallelogramm entwerfen will.

b χ.

Leipzig, b. Salfeld: *Diophantus von Alexandrien über die Polygonalzahlen.* Übersetzt mit Zusätzen von *Friedrich Theodor Poselger.* 1810. IV und 60 S. 8. (12 Gr.)

Der Übersetzung ist, wie die Vorrede sagt, die zu *Toulouse* 1670 erschienene mit *Bachet's* Commentar begleitete Ausgabe von Diophantus Werken zum Grund gelegt. Ob sie gleich mit dem hinzugefügten Auszug aus *Theon's* von *Smyrna* mathematischen Schriften nur 32 Seiten ausmacht: so reicht sie doch hin, um sich ungefähr von dem Gang einen Begriff zu machen, welchen die Alten einschlugen, um allgemeine arithmetische Aufgaben mit geometrischer Anschaulichkeit aufzulösen: in welcher Hinsicht dann dieses übersetzte Bruchstück recht interessant ist. Von Seite 32 an folgt nun des Vfs. eigene Arbeit, welche von den Polygonalzahlen, als arithmetischen Reihen, bloss der zweyten Ordnung, zu den figurirten Zahlen, als Gliedern arithmetischer Reihen aller Ordnungen überhaupt übergeht, und ihren Nutzen in der Analysis, besonders da, wo die Glieder eines allgemeinen Ausdrucks mit Zahlencoefficienten versehen sind, um diese ebenfalls unter allgemeine Formeln zu bringen, an verschiedenen Beyspielen sehr schön und lehrreich zeigt.

Die Darstellung ist keines Auszuges fähig, daher Rec., dem sie bey ihrer Durchgehung, so wie des Vfs. Ansicht über den binomischen Lehrsatz in seiner höchsten Allgemeinheit, und den taylorschen Lehrsatz, viel Vergnügen gewährte, auf diese wenigen gehaltreichen Blätter selbst verweiset. Sie enthalten, wie man sieht, mehr, als der Titel verspricht, welchen Rec. daher passender eingerichtet wünschte.

b χ.

Meissen, b. Erbstein: *Anleitung zur Berechnung eines arithmetischen Artillerie-Massstabes von grösserer Genauigkeit und Bequemlichkeit als der gemeine geometrische, als dessen Grundlage und Berichtigungsmittel, nebst den Regeln, den letztern zu zeichnen und zu gebrauchen*, von *Gottfr. Wilh. Leonhardi*, Souslieut. b. d. kurf. sächsischem Feldartilleriecorps 1805. XII und 91 S. 8. (10 Gr.)

Dass es dem Vf. auf bestimmten Ausdruck eben so genau nicht ankomme, zeigt schon die Benennung *arithmetischer Artilleriemassstab*, als worunter weiter nichts gemeint ist, wie die Berechnung eines Kugeldurchmessers bey gegebener specifischer Schwere der Materie, woraus sie besteht. Diese Berechnung, nebst Auflösung der umgekehrten Aufgabe: aus dem gegebenen Durchmesser der Kugel von bekannter specifischer Schwere ihrer Materie das Gewicht derselben zu finden, auch wie schwer oder gross eine Kugel von einer gewissen Materie seyn müsse, wenn die Schwere oder Grösse einer anderen verschiedenartigen gegeben ist, findet man hier in ziemlich umständlicher und breiter Schreibart auseinandergesetzt; zugleich ist eine Zeichnung für ein Instrument beygefügt, welches zur Absicht hat, den Durchmesser einer Kugel genau zu messen, das aus einer in zwo Nuthen, durch Hülfe einer Schraube verschiebbaren Stange, gegen eine auf dem unter liegenden Blech fest genietheten besteht, und wo neben der einen Nuth ein Massstab angebracht ist; auch wird §. 14 noch angegeben, wie man den Inhalt und Durchmesser einer Kugel durch derselben Einsenken im Wasser erfahren könne. Diess ist kürzlich der Inhalt der angezeigten Schrift, in welcher übrigens Rec. nichts Neues gefunden hat, obgleich der Vf. in der Vorrede von eröffneten neuen Ansichten spricht, und dabey versichert, über seinen Gegenstand Jahre lang nachgedacht zu haben. Auch ist derselbe sehr im Irrthum, wenn er glaubt, die Kugeldurchmesser dadurch am genauesten zu erhalten, indem er aus der verschiedenen Schwere von bleyernen und steinernen Kugeln für den Caliber eines und desselben Geschützes nun den Durchmesser der eisernen Kugel sucht, ihn mit der Grösse, die sie nach der specifischen Schwere des Eisens haben soll, vergleicht, und einen mittleren Durchschnitt hieraus nimmt. Besser würde er verfahren, wenn er die specifische Schwere des Metalls, woraus die Kugeln gegossen werden sollen, mit möglichster Genauigkeit ausmachte, dafür sorgte, dass die Kugeln durchaus recht rund und gleichförmig gegossen würden, und endlich sie nach der noch statt findenden Verschiedenheit sortirte. Es ist ja nichts weniger als Einerley, ob eine Kugel schwerer oder leichter sey, wie wohl der Vf. §. 16 es für Einerley hält. — Wenn diess auch wäre: so würde seine ganze Anleitung, die Kugeldurchmesser genauer, wie gewöhnlich geschieht, angeben zu können, in der Ausübung von gar keinem Nutzen seyn. — Rec. übergeht das Übrige, es bliebe dabey noch gar Manches zu rügen und zu berichtigen, wenn die ganze Abhandlung nicht zu unbedeutend wäre, welche dem ersten Anfänger unverständlich, dem geübten Mathematiker aber durchaus unbefriedigend vorkommen muss.

b χ.

NEUE AUFLAGEN.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Religionsvorträge meistens über Episteltexte, nebst einer Untersuchung über das Wesen der Beredsamkeit*, von *Joh. Ernst Blühdorn.* 2te vermehrt. Ausgabe. 1810. VIII u. 380 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) S. die Rec. Jahrg. 1803. No. 83.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MAY 1811.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Schrag: *Anatomie und Naturgeschichte des Drachens* von Dr. *Friedrich Tiedemann*, Prof. der Anatomie und Zoologie zu Landshut. Mit drey Kupfertafeln. 1811. 54 S. 4. (1 Rthlr.)

Eine erfreuliche Erscheinung für einen so lange vernachlässigten Theil der Zoologie! Von einem Manne, der sein Talent der Beobachtung bereits so vollgültig durch die zwey Bände der anatomischen Zoologie bewiesen hat, läſst uns diese Probe viele und unerwartete Aufklärungen über den äusseren und inneren Bau der Amphibien erwarten; wenn auch gleich der gelehrte Vf. bey den allermeisten derselben sich in demselben Falle, wie hier, befinden sollte, daſs ihm zur Zergliederung nur Thiere in Weingeist aufbewahrt zu Gebote stehn, welche freylich keine so genaue Untersuchung der weicheren und feineren Theile, als frische Thiere, gestatten. Unterdessen werden wir uns lange an solchen Zergliederungen begnügen lassen müssen; und es wird immer ein seltener Glücksfall seyn, wenn sich gelehrte, und der Zergliederung kundige Naturforscher finden, welche die fremden Thiere in ihrem Vaterlande zu beobachten und zu zergliedern Lust und Gelegenheit haben.

Es ist hier die Rede von der fliegenden Eidechse, welcher *Linné* den unschicklichen Namen *Draco volans* gegeben hat, und wovon man bisher nur eine Art. aber auch diese nicht einmal genau, kannte. Voraus geht die Beschreibung des äusseren Körperbaues sammt dem Vaterlande und der Lebensart des Thierchens. Dann folgen die inneren Theile. Die drey Kupferplatten stellen F. I das ganze männliche Thier, Fig. II doppelt den geöffneten Leib mit den inneren Theilen, Fig. III die Flügelribben mit ihren Muskeln, die Hoden u. s. w. Fig. IV das Gehirn, Fig. V die Zunge, Fig. VI die Lungen, Fig. VII den ganzen Speise- und Darm-Canal, Fig. VIII die Eyerstöcke sammt den Eyergängen, Fig. IX das ganze Gerippe vor.

Zuerst werden die Kennzeichen der Gattung angegeben, wovon das erste ist die zwey häutigen Flügel, durch die verlängerten Ribben unterstützt; das zweyte 4 Füſse mit fünf langen nicht verbundenen Zehen und scharfen Nägeln daran; das dritte der herabhängende Kehlsack; das vierte der sehr lange Schwanz. Dann heiſst es: Es ist bis jetzt mit Gewiſsheit nur eine Art bekannt: drey andere Arten sind noch zweifelhaft; von diesen werde ich späterhin reden. Die bekannte Art, welche ich beschreiben will, ist der grüne Drache, *Draco viridis*, F. 1, das Männchen. Dieser specielle Name ist von *Daudin* angenommen, welcher aber das Thier schlecht beschrieben und abgebildet hat, so daſs man ausser der Farbe keine Ähnlichkeit in den beiderley Beschreibungen und Abbildungen finden kann.

Die speciellen Kennzeichen giebt Hr. *Tiedemann* also an. 1. Die Flügel setzen sich hinten an den Oberschenkeln fort, oder sind damit verbunden. 2. Der Kehlsack ist lang, und läuft spitzig zu. 3. Die Oberschenkel und Unterschenkel sind nach hinten durch eine gezackte Haut verbunden. 4. Hinter dem Scheitel läuft auf dem Halse eine feine gezackte Hautfalte oder ein Kamm herab. 5. Die schuppige Haut des Körpers ist grünlich, die Flügel sind bräunlich und haben vier braune Querbänder.

Die Beschreibung bemerkt noch den rundlichen Kopf mit sehr groſsen Augen an den Seiten, die kleinen Ohröffnungen durch das Trommelfell verschlossen, am vorderen Rande des spitzig zulaufenden Kehlsacks kleine häutige Spitzchen; auf dem Scheitel hinter den Augen 2 kleine harte Vorsprünge oder Erhabenheiten. Die Flügel werden auf jeder Seite durch sechs falsche Ribben, nach hinten zu allmählich kürzer, unterstützt. Der sehr lange Schwanz ist am Anfange dick und durch Reihen von vorspringenden Schuppen eckig. Zwischen dem Oberschenkel und Unterschenkel befindet sich nach hinten im Gelenk eine kleine längliche und vorspringende Hautfalte, die fein gezackt oder gezahnt ist. Die hackenförmigen Nägel sind von den Seiten zusammengedrückt.

Die Schuppen werden hier ganz anders beschrieben, und stimmen nicht mit *Daudins* Angabe, nach welcher sie oben glatt, unten aber am Leibe so wie auf den Gliedern und am Schwanze gekielt seyn sollen. Die Farben waren an den von Hn. *T.* untersuchten Exemplaren im Weingeist fast ganz verloschen; daher Rec. fast zweifeln möchte, ob die beschriebene Art zu *Daudins* grüner Art gehöre.

Denn folgt S. 5 die Ausmessung der einzelnen Theile und Glieder. Daſs in Amerika sich Thiere dieser Gattung aufhalten, wird mit Recht nach den vorhandenen Zeugnissen bezweifelt. Eben so S. 7, daſs diese Thiere schwimmen können; wobey bemerkt wird, daſs die Flügel, in horizontaler Richtung stehend, nicht nach Art der Flossen bewegt werden können, sondern nur nach oben und unten, nicht aber in perpendiculärer Richtung nach vorn und hinten, wie

die Flossen. S. 8 u. w. folgt die Zergliederung des Männchens, und Weibchens, welches um einen Zoll grösser war, bis S. 31, wo eine Abhandlung: *Von den Drachen der Alten*, folgt, bis S. 52. Den Beschluss macht die Erklärung der 3 Kupfertafeln.

Nach geendigter Zergliederung spricht Hr. *T.* S. 28 u. fg. von den anderen Arten von Drachen, welche man hin und wieder angegeben findet. Die amerikanische, von *Seba* beschriebene und daher von *Linné* aufgenommene Art, *Draco praepes*, soll die Flügel mit den Vorderfüssen verbunden haben. Diese leugnet Hr. *T.* geradezu, vorzüglich aus dem Grunde, weil dadurch die freye Bewegung der Vorderfüsse nach vorn beym Klettern gehindert werden würde; auch könnte das Thier die Flügel nicht nach hinten bewegen.

Zwey andere von *Daudin* beschriebene Arten hat Hr. *T.* hier wiederholt. Die gestreifte hat einen grossen rundlichen Kopf mit kleinen Augen. Die Flügel sind von den vorderen und hinteren Füssen ganz getrennt. Die Schuppen am Bauche und an den Gliedern sind rautenförmig und gekielt; die am Schwanze sechseckig und gekielt. Hr. *T.* nennt *vorspringend*, was *Daudin carenées*, und Rec. gekielt nennt. Die braune Art unterscheidet *Daudin* von der sonst sehr ähnlichen grünen, ausser der Farbe, durch den dickeren Leib, breiteren Flügel, viel kürzeren Schwanz, und durch die fast ganz glatte Haut; die kleinen rautenförmigen Schuppen sind nämlich blos auf dem Rücken uud dem Schwanze gekielt.

In der Zergliederung werden zuerst die Organe der Empfindung, das Gehirn mit seinen Theilen und den Sinneswerkzeugen beschrieben, S. 8 fg. Von den Organen der Bewegung S. 10, und zuerst vom Skelet. Beyläufig wird die grosse Mannichfaltigkeit der Bildung des Skelets in der ganzen Classe von Amphibien bemerkbar gemacht. Da, wo von den Ribben die besondere Richtung beym Drachen erwähnt wird, wovon die ersten sich mit dem Brustbein gekrümmt verbinden, setzt der Vf. hinzu: Eine ähnliche Bildung der Ribben kommt bey keinem anderen Thiere vor! Rec. meint doch den Bau der vordersten Ribben bey der Brillenschlange damit vergleichen zu können. Denn diese fügen sich nicht, wie die folgenden, in die Bauchschilder, welche gewissermassen das Brustbein zu vertreten scheinen, sondern liegen lose, sind länger, weniger gekrümmt, und spannen die lose Haut des Halses aus, wenn das Thier in Leidenschaft geräth und den Hals aufbläht. Die dicke, vorn abgerundete Zunge wird hinten breiter und gabelförmig. Zwischen der Gabel liegt die Mündung des Kehlkopfs, und hinter dieser geht der Kehlsack herab. Dieser hängt an dem Unterkiefer und an dem Halse herab, ist oben weit, und läuft unten auf eine Spitze aus. Er besteht aus der äusseren Haut, aus einer Muskelhaut und aus der Schleimhaut des Rachens. Überdiess wird er durch die 2 hinteren Hörner des Zungenbeins, welche sich hineinziehen, unterstützt. An den Lungen finden sich vorn 2 eyförmige, zwey Linien lange Anhänge, ebenfalls aus kleinen Bläschen bestehend, wie die beiden Lungenflügel selbst, deren Endzweck und Gebrauch unbekannt ist. (S. 27) Die männlichen Zeugeglieder bestehen in 2 Warzen in der Kloake liegend, auf welche sich die zwey Saamengänge endigen. (S. 28.) Vorher S. 22 hiess es in der Beschreibung der Kloake: An der oberen Wand derselben erblickt man bey dem Weibchen zwey runde, stark gefaltete Mündungen, die zu den Eyerleitern führen. Bey dem Männchen sah ich an dieser Stelle zwey Erhabenheiten, jede mit einer Öffnung versehen, welches die männlichen Ruthen sind. Der linke Eyerleiter enthielt 3, der rechte kürzere nur 2 Eyer im trächtigen Weibchen.

Der beträchtliche Anhang *von den Drachen der Alten* geht die verschiedenen Bedeutungen der Worte δράκων und *draco* durch, und sucht zu zeigen, wie nach und nach in der Folge der Zeit der dadurch bezeichnete Begriff abgeändert, erweitert, und die verschiedenen, mit diesem Namen angedeuteten Thiere zum Theil ganz von der Phantasie, dem Aberglauben und der poetischen Fabel ausgebildet worden sind, zum Theil aber der Gattung der Riesenschlangen angehören. Vorzüglich aber scheint der linneische Name (*Draco volans*) die Veranlassung zu diesem Anhange gegeben zu haben. Es zeigt sich bey näherer Prüfung der alten Nachrichten von den geflügelten Schlangen in Arabien, welche giftig seyn sollten, dass damit schwerlich die fliegenden Eidechsen gemeint seyn konnten, wenn nicht sammt dem Geburtsorte alle Data der Beschreibung durch die Phantasie der alten Reisebeschreiber, von welchen Herodotus die Nachricht empfing, gar grosse Veränderungen erlitten haben. Es läst sich überhaupt kein Augenzeuge für die gegebene Nachricht nachweisen.

Da Hr. *T.* gleich zu Anfange der Abhandlung sagt: *Es ist bis jetzt mit Gewissheit nur eine Art bekannt; drey andere Arten sind noch zweifelhaft: von diesen werde ich späterhin reden;* und da aus dem, was er über diese 3 Arten beygebracht hat, nicht erhellet, wiefern Hr. *T.* diese für *zweifelhaft* hält, ob überhaupt, oder nur als verschiedene Arten: so wird es Rec. erlaubt seyn, diese Frage hier etwas genauer zu erörtern. An der Existenz der drey anderen fliegenden Eidechsen, wenigstens der 2 letzten, läst sich wohl nicht mit Grunde zweifeln. Denn *van Ernst* und *Daudin* hatten die Thiere vor sich, welche sie beschrieben. Jedoch dasselbe war der Fall bey *Seba* oder dessen Arbeiter, welcher die Art beschrieb und abbildete, welche die Flügel mit den Vorderfüssen vereinigt haben soll. Daneben sah, beschrieb und bildete er die 2te Art ab, welche die Flügel mit den Hinterfüssen vereiniget haben soll. Dagegen führt Hr. *T.* an, dass durch die Verbindung der Flügel mit den Vorderfüssen das Klettern auf den Bäumen verhindert würde. *Daudin* meinte, dass die Verbindung der Flügel mit den Vorderfüssen den Flug des Thiers verhindern würde. S. 294. Dieser Einwand scheint Rec. eben so wenig triftig zu seyn, als alle anderen Gründe und Gegengründe, welche in der Naturgeschichte aus teleologischen Prin-

cipien abgeleitet werden. Er würde vielleicht mehr Bedenken machen, wenn von einer Art die Rede wäre, welche die Flügel mit allen 4 Füssen verbunden haben sollte, so wie wir nun durch *Daudin* wissen, dass ein Thier alle 4 Füsse ganz getrennt von den Flügeln hat. Daher scheint Rec. jetzt nur die Frage davon zu seyn, ob es *mehrere* Arten von fliegenden Eidechsen gebe, und ob sich Kennzeichen von verschiedenen Arten auffinden lassen, oder ob die in den verschiedenen Beschreibungen sich vorfindenden von der Art sind, dass man dadurch berechtigt wird, verschiedene Arten anzunehmen. In dieser Absicht will Rec. hier kurz die ersten methodischen Beschreibungen, ausser denen von *Seba*, durchgehn, und darauf einige ältere Nachrichten folgen lassen.

Linné's erste Beschreibung in den *Amoenit.* lautet so: Der Kopf uneben; gegen die Backen steht ein Kamm aus 4 zusammengedrückten erhabnen Stücken (*segmentis*) mit einem schwarzen Flecke, dem zur Seite 2 Schuppen auf beiden Seiten hervorstehn; die Nasenlöcher rund, convex; die Ohrlöcher rund, concav, in der Mitte höckrig (*gibba*). An der Kehle stehn 3 Kämme, wovon die beiden an den Seiten mit einem nach hinten gekehrten Winkel herabhängen; der mittelste grössere ist gefaltet, und in der Mitte mit einem rückwärts gekehrten Lappen (*lobo*) versehn. Den Hals machen vorstehende Winkel rauh; der Leib ist von beiden Seiten mit stumpfen Schuppen, wie mit Ziegeln, bedeckt, ohne deutliche Abschnitte (*segmentis*), bläulich, mit schwarzen Flecken. Den After bildet eine Querfalte. Der Schwanz, anderthalb mal so lang als der Leib, ist mit gekielten Schuppen wie mit Ziegeln bedeckt, welche gegen den Leib zu mehrere Ecken bilden als gegen die Spitze. Von den vorderen ganz gespaltenen Zehen sind die 3te und 4te länger. Hinten ist die 4te die längste, und die 5te tiefer gespalten und angesetzt: alle Krallen sind spitzig. Die Flügel an den Seiten des Leibes sind von den Armen getrennt und entfernt, hängen aber mit den Hüften zusammen, und bestehn aus Strahlen. Im System that *Linné* nichts hinzu, als die Merkmale der eigenen Gattung, welche er für die Eidechse bestimmte, und wozu er die aus *Seba*, mit den Flügeln an die Arme gesetzt, gesellte. *Gronov* sah an seinem Exemplar die Gegend oder Stelle der Ohröffnung mit einer dünnen runden Schuppe bedeckt, und die Flügel mit den Hüften bis auf eine gewisse Strecke zusammenhängend. Eben so fand es Rec. an 4 Exemplaren der vormals *bloch*'schen Sammlung. Auch *Huttuyn* hat den Mangel der Ohröffnung bemerkt; aber Stat. *Müller* hat diese Stelle in seiner Übersetzung ausgelassen. Sie lautet also S. 70: *De plaatsen van 't Gehoor vertoonen zig neet duidelyk van oven is is de kop wel knobbelagtig doch niet gehoornd. — vorn in de Onderkaak hat het Diertje eenige Tanden - de Bovenkaak - is geheel ongetand. De tong dik en vleezig aan 't end rond.* Dem Rec. ist aber noch kein Exemplar vorgekommen, wo die obere Kinnlade ganz ohne Zähne gewesen wäre.

Laurenti hat durchaus nichts zu den *linné*'schen Bestimmungen hinzugethan, und fast sollte man zweifeln, ob er ein Exemplar in der Natur gesehen habe. *Lacépède* hat in seiner Beschreibung wenig Detail und einzelne Angaben, ausser dass über den Rücken der Länge nach 3 Reihen mehr oder weniger hervorstehender Warzen stehn sollen, wovon die beiden äussersten Reihen sich etwas nach Aussen krümmen sollen. Gerade dieses Merkmal, welches auch die Abbildung deutlich ausgedrückt hat, hat Rec. noch an keinem Exemplar gefunden. *Johann Hermann* (*Comment. ad Tab. Affinit.* S. 249) führt das Werk von *Robinet*, *Vues philosophiques c.* 46, an, wo der Vf. versichern soll, dass er 3 verschiedene Arten von fliegenden Eidechsen kenne, alle mit freyen Flügeln, und eine 4te amerikanische aus *Seba* anführt. Rec. kennt diese Schrift nicht, kann also nicht sagen, ob wirklich die 3 Arten durch deutliche Merkmale unterschieden sind. *Daudin* versichert, 13 Exemplare von fliegenden Eidechsen untersucht und darunter 3 verschiedene Arten ausgefunden zu haben; aber das von *Lacépède* angegebene Kennzeichen hat er nirgends in seinen Beschreibungen angegeben. Rec. fand es an den vorher erwähnten Exemplaren auch nicht. Eins davon hatte die Ohröffnung, oder vielmehr die Trommelhaut ganz mit kleinen Schuppen bedeckt, den Kopf selbst weniger rauh, und fast gar keinen Kropf. Die übrigen drey hatten die Trommelhaut frey und deutlich, den Kopf und Hals stachlich, einen grossen Kropf in drey Lappen gefaltet, aber durch keinen knöchernen Strahl unterstützt. Das eine Exemplar mit dem grossen Kehlsacke hatte auch am hinteren Rande der Hüften einen langen, gezähnelten Kamm, welcher bey den übrigen viel kleiner war.

Daudin hat diesen Kamm oder gezähnelten Rand der Hüften nirgends erwähnt, so wenig als die anderen, dem Rec. bekannten Naturforscher, ausser Hr. *Tiedemann*. Ja *Daudin* (S. 305) verwirft *Shaws* Abbildung (*Naturalist's Miscellany* No. 3. Pl. 8) bloss deswegen, weil sie die Eidechse mit stachlichem Kopfe und Halse darstellt, dergleichen er noch nie gesehen habe. *Valentyn* in seiner Beschreibung von Ostindien nennt einen fliegenden Chamaeleon (S. 284), dessen Flügel an den Vorderfüssen und an den Seiten des Leibes befestigt seyen, mit 4 Ribben. Er halte im Sitzen die Flügel zusammengelegt an den Leib, wie ein Vogel. Davon unterscheidet er die fliegende Eidechse (*Stagedies*), die er aber nur kurz berührt (S. 284). *Marsden* von Sumatra (S. 137) giebt der fliegenden Eidechse herabhängende Ohren (vermuthlich durch einen Fehler des Übersetzers), sagt aber, dass die Flügel nicht mit den Füssen verbunden seyen. *Turpin* (*Histoire civile et naturelle de Siam I p.* 311) giebt 3 Blasen an, eine längliche unter dem Kinne, und 2 runde nahe bey den Vorderfüssen, welche das Thier aufblasen soll, sobald es von einem Baume auf den anderen springen oder fliegen will. Ausserdem soll es wenig zu sehen seyn. Die Kinder sollen mit dem Thiere spielen, weil es häufig sich in den Gärten von Siam aufhalte. — Nach *Billardiere* (*Relation du voyage à la recherche de la Pérouse* 1799)

bedient die fliegende Eidechse sich der Flügel nicht zum wirklichen Flattern, wie die Fledermäuse, sondern nur statt eines Fallschirms, um einen weiten Sprung von der Höhe herab wagen zu können.

Wenn man diese Nachrichten mit den in den Sammlungen vorhandenen Exemplaren sorgfältig vergleicht: so muss man durchaus auf die Vermuthung gerathen, dass es mehrere Arten von fliegen Eidechsen gebe, welche man bisher mit einander verwechselt hat. Immer sah man nur auf das Hauptkennzeichen der Flügel; höchstens merkte man noch die Verschiedenheit der Farben an. Nur sehr wenige haben andere Verschiedenheiten im Baue der übrigen Theile angegeben, auf welche die folgenden Naturbeschreiber zu wenig geachtet haben. Rec. gesteht gern, dass ihn Hn. *T's.* Zergliederung zuerst auf die Spuren und Merkmale der verschiedenen Arten geleitet hat, da er vorher sich die so widersprechenden Beschreibungen nicht vollkommen zu erklären wusste. Auch hatte er die beiden ersten Exemplare, welche er skeletirte (weil sie im Weingeist eingetrocknet waren), für eine einzige Art genommen, ohne sie mit anderen besser erhaltenen vergleichen zu können. Daher ist er jetzt nicht im Stande, die Art nach den äusseren Kennzeichen zu bestimmen, welcher die beiden Skelette gehören, die er sich davon bereitet und jetzt vor sich hat. Nur so viel fand er bey Vergleichung derselben mit Hn. *T's.* Angaben und Zeichnung, dass sie einer und derselben Art beide zugehören müssen. Um die durch die Vergleichung mit des Hn. *T's.* Zergliederung und Beschreibung entdeckten Spuren so weit zu verfolgen, als es die Umstände erlaubten, nahm Rec. 4 Exemplare aus einer anderen Sammlung zur Hand, und versuchte die Kennzeichen der verschiedenen Arten daran auszufinden. Mit der einen, von *Daudin* als neu beschriebenen, meint er auch, dass es ihm über Erwartung geglückt sey: Daher erlaubt er sich hier diese Entdeckung dem naturhistorischen Publico mitzutheilen. Es ist die von *Daudin* S. 296—300 unvollständig genug beschriebene, und *Dragon rayé* genannte Art. Seine Kennzeichen sind: *colore coeruleo et griseo supra pulchre variegatus, alis fuscis, albo longitudinaliter multifasciatis.* Dass die Flügel von allen 4 Füssen völlig getrennt sind, macht bey ihm kein Merkmal aus. Nur allein die Beschreibung der Hinterzehen passt nicht auf das Exemplar des Rec., wo nämlich der Daumen von den übrigen Zehen entfernt stehen, und diese hingegen an ihrer Basis untereinander verbunden seyn sollen. Hingegen fand Rec. die zwey äussersten Zehen abgesondert, und die äusserste noch tiefer angesetzt als den Daumen, welcher an den vorderen Füssen in gleicher Tiefe mit der äusseren Zehe angesetzt steht. Dieselbe Einrichtung fand er bey den 3 anderen Exemplaren; aber diese haben alle viel kürzere Füsse und Zehen.

Rec. würde die beiden folgenden Merkmale für hinlänglich halten, diese Art von den anderen zu unterscheiden. Erstlich endigen die Flügel hinten gerade an der Stelle, wo die Hüften eingelenkt sind, statt dass bey allen übrigen von ihm untersuchten Exemplaren die Verbindung der Flügelhäute mit den Hüften bis auf die Hälfte derselben auf der vorderen oder inneren Seite geht. Die Grundfarbe der Flügel ist oben braun, mit weissen Längsstreifen nach hinten gekehrt, welche am hinteren Ende sich in 2 und 3 kleinere Streifen theilen, so wie auch *Daudin* sagt. Das zweyte Merkmal ist die mit kleinen Schuppen, wie die Umgebungen, bedeckte Trommelhaut: so dass man die Gegend derselben nur aus der Vergleichung mit den anderen Arten errathen kann.

Ausserdem aber fand Rec. noch folgende Verschiedenheiten. An den Seiten des Kopfs, der Kehle, auf dem Halse (den Kehlbeutel ausgenommen, welcher ganz weiss ist), Rücken und den 4 Füssen oben, stehen weisse Flecke auf braunem Grunde, die an den Seiten des Kopfs, der Kehle, auf dem Halse und Rücken rundlicht sind, auf den Füssen aber mehr eckig; zum Theil bilden sie da auch Queerbänder. Unten ist die Farbe durchaus schmutzig weiss.

Die Bedeckung des Kopfs besteht nicht aus Schuppen, die einander decken, sondern aus vieleckigen harten Stücken, womit die Oberfläche gleichsam gepolstert ist, und daher rauh, nicht eben, aussieht. Einige von diesen Stücken sind grösser; aber vorzüglich zeichnen sich darunter 3 aus. Erst vorn auf der Schnautze gleich über den Nasenlöchern in der Mitte liegt ein grosses convexes langes Stück, welches mit 3 allmählich kleineren zusammen gesetzt scheint. Dann liegt an beiden Seiten auf der vorderen Seite des oberen Randes der Augenhöhle ein langes und breites Stück, wie eine Rinne in der Mitte der Länge nach ausgehöhlt; die Vertiefung senkt sich unten nach aussen. Über unter diesem grossen Stücke liegen andere etwas kleinere Längsstücken, mehr platt. Der Rand der Augenlieder ist ringsum mit doppelter Reihe von grösseren vieleckigen Stücken eingefasst. Im Nacken zeigt sich ein kleiner niedriger Kamm, der gleich hinter dem Ansatze der Schultern aufhört. An den Seiten des Halses zeigen sich links und rechts an drey verschiedenen Stellen drey grössere weisse, eckig hervorstehende Stücke unter den kleinen, und zwar an der hintersten Stelle stehn drey grössere Stücke in der Länge nach hinten neben einander. Die Bedeckung des Halses, Rückens und der Flügel besteht aus flachliegenden, glatten Stücken, mehr den Schuppen ähnlich. Die auf dem Rücken in der Mitte liegenden sind am grössten; nach den Flügeln zu nehmen sie allmählich an Grösse ab. Alle sind fast sechseckig. Auf den Flügeln sieht man nur langgezogene Stücke längs den weissen Linien; in den dazwischenliegenden Falten ist die Haut ganz glatt.

Die sechseckigen Schuppen der vorderen Seite von den vier Füssen sind, bis auf die Oberfläche der Zehen herab, gekielt; die auf der hinteren viel kleiner und glatt. Die rautenförmigen Schuppen am Unterleibe sind alle scharf gekielt.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 MAY, 1811.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Schrag: *Anatomie und Naturgeschichte des Drachens*, von Dr. *Friedrich Tiedemann* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der von Hn. *Tiedemann* bemerkte zackige Saum n dem hinteren Rande der Hüften oder der Oberchenkel war allein da, nicht aber der am Unterschenel. Dagegen sind die grösseren rautenförmigen ichuppen dieses Unterschenkels auf der unteren Fläche alle stark gekielt, da sie am Oberschenkel kleiner md glatt sind. Am Unterarme sind die Schuppen oben und unten gleich gross und gekielt.

Der Schwanz hat mehr als zweymal die Länge les übrigen ganzen Körpers, ist vorn bis auf ⅙ seiner änge am Anfange dicker, oben convex, unten mehr latt; dann aber nimmt er eine breite, von beiden eiten zusammengedrückte Gestalt an, und behält sie is an das Ende. Die oberen sechseckigen Schuppen les ersten Sechstheils haben einen flachen Kiel, die interen rautenförmigen einen stärkeren. Ausserdem eigt sich bald hinter dem Anfange des Schwanzes an eiden Seiten am Rande des ersten Sechstheils ein ackiger Saum, welcher von dem höheren und schäreren Kiele der Randschuppen gebildet wird.

Das schon vorher erwähnte vierte Exemplar würe Rec. für *Daudins* braunen Drachen halten, wenn D. genau alle Kennzeichen angegeben hätte, welche iese Art wirklich von der vorigen, und den zwey brigen Exemplaren, welche zur grünen Art gehöen, deutlich unterscheiden. Das Exemplar ist am Ialse sehr beschädiget: daher die Charakterisirung icht ganz vollständig seyn kann. Im Allgemeinen nd die Merkmale folgende. Die Bedeckung des opfs ist oben mehr gleichförmig, eben und glatt, hne die bey voriger Art angegebenen grösseren Stüke. Die Farbe durchaus braunbläulich, mit zwey anden schwarzen Flecken, einem vorn zwischen en Augen, dem anderen am Hinterkopfe. Der chwanz ist etwas länger als der übrige Körper, an estalt und Bedeckung der vorigen Art gleich. Die interen Füsse haben nicht allein den zackigen Rand n hinteren oder äusseren Rande der Hüften und chenkel, sondern ausserdem noch am vorderen Rane der Schenkel einen zackigen Saum, wie vorn an en Seiten des Schwanzes, welcher von dem hohen iele der Schuppen entsteht. Die Schuppen auf der nderen Seite der Hüften und Schenkel sind grösser und gekielt; auf den Schenkeln sind aber auch alle übrigen Schuppen der Oberfläche grösser, als auf den Hüften. Die Schuppen auf dem weissen Bauche sind die kleinsten, rautenförmig und gekielt. Die grössten stehn auf dem Rücken, meist rautenförmig; doch einige sind vorn an der Spitze mehr abgestutzt. Nicht alle haben einen Kiel, sondern nur einige, ohne eine bestimmte Ordnung oder Reihen. Der Kiel selbst ist sehr flach. Alle Schuppen decken einander wie Dachziegel, da bey den drey übrigen Arten sie wie Pflastersteine eingesetzt stehn, und ungleich kleiner sind. Die braungewölkten Flügel haben nur an ihrem vorderen und oberen Anfange längliche Schuppen: auf dem grössten Theile derselben konnte Rec. durchaus keine Spur davon entdecken. Dadurch, so wie durch die grossen, fast ganz glatten, einander deckenden Schuppen des Rückens, unterscheidet sich diese Art sehr merklich von den übrigen.

Die zwey übrigen Exemplare stimmen mit dem vorigen am Schwanze und an den Hinterfüssen ganz überein. An den vorderen Füssen sind die Schuppen auf der vorderen und oberen Fläche des Ober- und Unter-Arms gekielt, doch auf dem Oberarme durchaus; die hinteren auf dem Unterarme nicht. Nur das eine Exemplar hatte einen deutlichen, aber niedrigen Kamm auf der Mitte des Halses. Die Bedeckung des Kopfs ist mehr gleichförmig und eben; im Nacken stehn einzelne Stücke spitzig empor, wie Zacken. Die Schuppen um den Hals herum sind die kleinsten, die am Bauche klein, rautenförmig und gekielt. Die auf dem Rücken sechseckig und glatt, decken einander nicht, sondern bilden ein Täfelwerk. Die Flügel haben bey beiden am meisten Schuppen unter allen vier Exemplaren. Ausserdem haben beide auf dem Rücken auf jeder Seite der Flügel eine auswärts gebogene Reihe von grösseren, sanft gekielten Schuppenstücken zwischen den kleineren stehen. *Lacépède* hat drey Reihen hervorstehender Warzen auf dem Rücken angegeben, und die Zeichnung drückt dieselben deutlich aus. Es mag also wohl in der Zahl der Reihen eine Abänderung Statt finden. Diese Reihen scheinen also der sogenannten grünen Art eigen zu seyn, und könnten daher mit unter die specifischen Kennzeichen aufgenommen werden.

Wahrscheinlich ist es Rec., dass die drey hier bezeichneten Arten auch im Baue des Inneren von einander abweichen, sogar bis auf das Skelet. Wenigstens fand er bey Vergleichung seiner beiden Skelette mit der Beschreibung des Hn. *Tiedemann* merkliche Abweichungen, welche er hier noch an-

führen muss, mit dem Wunsche begleitet, dass andere Naturforscher nun durch die Zergliederung und Vergleichung der anderen Arten die von Rec. angegebenen Merkmale derselben bestätigen oder berichtigen mögen.

Erstlich fand Rec. in der oberen Kinnlade vorn nur 3 Schneidezähne, und auf jeder Seite 14 Backenzähne. Hr. *T.* giebt vorn 4, und hinten 13 an. In der unteren fand Rec. nur 2 Schneidezähne, und 14 Backenzähne; Hr. *T.* giebt deren 4 und 13 an. Die Backenzähne beschreibt Hr. *T.* so, dass die vorderen klein und spitzig, die 6 hinteren stärker und aus kleinen zusammenfliessenden Kronen oder Zacken bestehn sollen, von denen die mittlere die längste und schärfste sey. Rec. hat beide Exemplare mit der schärfsten Loupe untersucht und an keinem Backzahne eine Spur von Zacken gefunden. Er fand sie alle dreyeckig, von den Seiten zusammengedrückt, und dabey, wie alle übrigen, hohl. Überhaupt sind die Zähne nur Verlängerungen der Kinnladen; wovon die obere das Eigene hat, dass ihr Rand hinter den Eckzähnen sehr stark einwärts gebogen ist. In der Beschreibung des Schädels mögen wohl einige Irrungen von Seiten Hn. *T's.* vorgefallen seyn. Denn wo es S. 13 heisst: *Hinter dem Kronenfortsatze des Unterkiefers befindet sich eine längliche ausgehöhlte Gelenkfläche, die an einem Vorsprunge des Schläfenbeins beweglich eingelenkt ist,* will der Vf. vermuthlich von dem viereckigen Knöchelchen sprechen, welches hier, wie bey den Vögeln, die Bewegung zwischen dem Hinterkopfe und dem Unterkiefer vermittelt. Auch findet Rec. nirgends der auf den Gaumenbeinfortsätzen aufstehenden Säulchen gedacht, welche alle Eidechsen haben, den Krokodill ausgenommen.

In Ansehung der Wirbelsäule und der Ribben findet ebenfalls eine Verschiedenheit Statt. Die 5 Halswirbel treffen zu; eben so die für die 6 ächten Ribben bestimmten Wirbel: aber darauf zählt Hr. *T.* 12 Wirbel bis an das Becken, wovon die letzten 4 nicht abgerundete Querfortsätze mit Ribben, sondern spitzige ohne Ribben haben sollen. Hingegen fand Rec. an allen 4 Lendenwirbeln runde Querfortsätze mit kleinen Ribben. Die Querfortsätze der Flügelribben sind ungleich länger als die der vorderen ächten. Von den vorderen oder ächten 6 Ribben verbinden sich nur die 4 hintersten mit dem Brustbeine, so dass sie einen Bogen bilden, und mit dem weicheren knorplichen Theile sich an das Brustbein fügen. Der Bogen der 6ten ächten Ribbe ist der grösste, und reicht bis an die 4te Flügelribbe, und dann steigt er aufwärts und zurück, um sich an die untere oder hintere Spitze des Brustbeins zu fügen. Der knorpliche Theil fängt in dem scharfen Winkel an, welchen der Bug der ächten 4 gebogenen Ribben macht. Das eine Exemplar hatte hinter den Wirbeln der ächten 6 Ribben 13, das zweyte nur 12 Wirbelbeine.

Noch will Rec. die Vermuthung beyfügen, dass, wo neben dem Kehlsacke an beiden Seiten sich noch eine kleine häutige Vorragung findet, diese von den hintersten herabgezogenen Hörnern des Zungenbeins gebildet, oder wenigstens unterstützt werde, so wie der mittelste Sack von den vorderen unterstützt wird. — —

PHYSIK.

Quedlinburg, b. Basse: *Neue physikalische Ansichten.* Von *L. P. G. Happach*, Prediger und Inspector zu Mehringen bey Aschersleben. Erster Band. 1809. VIII u. 207 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser Band enthält zwey Aufsätze: I. Über die Beschaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode, aus Ansichten der Natur. II. Einzige Ursache des Winterschlafs mancher Thiere. Wir wollen daher jenen zuerst, und nachher diesen beurtheilen.

Wer aus richtigen Ansichten der Natur wirklich mit logischer Bündigkeit darthun könnte, dass der Tod nichts weiter, als der Übergang zu einem neuen Leben ist, in welches wir die hier in diesem Fleische erlangten Kenntnisse und Geistesfähigkeiten mit hinübernehmen, der würde sich unstreitig um die gesammte Menschengattung, insbesondere aber um alle Selbstdenker und Zweifler überaus verdient machen. Denn man sage, was man wolle: der kategorische Imperativ an sich ist nicht hinlänglich, reine Moralität bey denen zu begründen, welche überzeugt zu seyn glauben, dass nach diesem Erdenleben für sie nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten sey. Sie wären ja verlachenswerthe Thoren, wenn sie nicht ihr ganzes Thun und Lassen nur allein auf ihre zeitliche Wohlfahrt abzwecken liessen, wenn sie nicht alle Fähigkeiten ihres Verstandes blofs dazu cultivirten und gebrauchten, um ungestraft, oder wohl gar vor der Welt geachtet und geehrt, sich *per fas et nefas* alle diejenigen Güter zu verschaffen, die ihnen den frohen Genuss des Lebens bis ans Ende gewähren. Nur für diejenigen ist also jener Imperativ ein unverbrüchliches Gesetz, welche von ihrer Unsterblichkeit nicht nur überzeugt sind, sondern auch wohl wissen, dass der mehr und minder selige Zustand nach dem Tode aus dem von hier mitgenommenen beglückenden Bewusstseyn der strengen Erfüllung des gedachten Gesetzes hervorgehen muss. Woher eine solche Überzeugung und ein solches Wissen entstehe, ob aus Autorität heiliger Schriften oder aus richtigen Ansichten der Natur, das dürfte in Hinsicht auf das zeitliche und ewige Wohl der Menschen freylich eben keinen wesentlichen Einfluss haben. Allein da der selbstdenkende Mensch nun einmal mit blossen Autoritäten sich nicht begnügen kann, sondern Überzeugung sucht: so wird ein solcher allerdings die Beweise, die aus richtigen Ansichten der Natur fliessen, den blossen Autoritäten vorziehen. Rec. freuete sich daher schon auf einige wichtige Aufschlüsse dieser Art, als er das Buch zur Hand nahm, fand aber leider gar keine, sondern an deren Statt bloss Meinungen und Phrasen, die wohl auf der Kanzel zur Überredung ganz gute Wirkung thun mögen, den denkenden Mann aber nicht befriedigen. Die Art und Weise, wie Hr. *H.* jene grosse Wahrheit auf seine Ansichten der Natur gründen will, besteht kürzlich in Folgendem.

Da die Natur nichts untergehen lasse, was einmal ihrer Pflege anvertraut sey: so könne sie am allerwenigsten den Menschen, nicht etwa bloss als Gattung, sondern als Individuum (*sic?*) untergehen lassen, da dieser als das heiligste Depot in ihrem Schosse ruhe, und über welchen sie die grösste Verantwortung habe, wenn sie ihn vernachlässigen wollte. Daher sey der Tod nur eine veränderte Scene, eine neue Modification, durch welche die Natur dem Menschen einen neuen Wirkungskreis eröffne, wohin er mit seinen constitutionalen Eigenschaften beym Sterben übergehe, und wo er hernach immer noch als Mensch geistig und sinnlich fortwirke. Dieses zu glauben, nöthige uns die in der Natur liegende Erziehungsanstalt, nach welcher unsere hier auf Erden schon entwickelten Geisteskräfte nicht vernichtet werden können. Dort, in der jetzt uns unsichtbaren Welt, hat aber die Natur, da sie keinen Sprung thut, auch ihre Kinderclassen, wo wir nach dem Tode in ihrer Schule zur höheren Seligkeit erst so zubereitet werden müssen, dass wir endlich Abraham auch unseren Vater nennen können. Beym Sterben nehme uns die Natur bloss das Kleid wieder ab, welches wir auf dem gegenwärtigen Theater nöthig haben, lasse uns aber desshalb doch nicht nackend dahin fahren, sondern habe schon in ihrer Werkstätte ein neues ganz feines luftartiges Organ für uns zubereitet, welches als Brautkleid unter dem groben irdischen Körper verborgen liege, wie Hr. *H.* schon in dem ersten Stücke seiner Materialien für die Erfahrungsseelenkunde ausführlicher lehre. Gleich nach dem Tode halten wir uns als luftartige geistigsinnliche Wesen in der Atmosphäre nahe an der Erde auf, und wirken oft noch auf die Lebenden zurück, wodurch Geistererscheinungen entstehen. Nach und nach werden wir uns aber vielleicht bis zur Sonne und zu anderen Himmelskörpern erheben, und solchergestalt allmählich von Stufe zu Stufe zur höheren Seligkeit gelangen. Das Gesetz der Vernunft begleite uns in das künftige Leben hinüber; wir nehmen unseren Verstand, unser Herz, unseren Charakter, ja selbst unsere politische Lage, in sofern sie zu der vernünftigen Idee von der Ausbildung des politischen Systems auf Erden passt, ebenfalls mit. Dort giebt es also auch Gute und Böse, Vorgesetzte und Untergeordnete, Regierer und Regierte, Lehrer und Lernende. Der höchste Regent aber sey Gott selbst, oder die höchste Intelligenz (und folglich ist dort die Regierungsform theokratisch, wie man leicht erachten kann). Sogar Häuser von feiner luftartiger Materie werden wir dort haben, und zwar werde ihre Bauart in der Luft sich eben so nach dem verschiedenen Klima richten, wie solches unten auf Erden geschieht. Auch müsse es dort einen Areopagus geben, wo bloss die reine Vernunft präsidire, und ein Sibirien, wo die Erzbösewichter ihren Lohn finden: denn was hier in der Idee geschehen solle, das müsse dort in der wirklichen Erscheinung immer heller hervortreten. Die Beweise dieser Sätze gründet Hr. *H.* hauptsächlich auf Sagen von den Geistererscheinungen, wovon er einige anführt, welche gar keiner vernünftigen Widerlegung fähig seyn sollen, und wohin er auch sogar die *nicolaischen* Phantasmen zählt. Analogisch sucht er dergleichen Erscheinungen aus der Natur des elektrischen Funkens und aus dem Magnetismus zu erklären, welcher letztere die Grundkraft der menschlichen Constitution seyn soll, dessen Pole aber sich umkehren, sobald unser grober, durch irgend einen Umstand geschwächter, Organismus sein Wirken verliere. Vermöge ihrer abstossenden Kraft wandere daher auch sogar bey annoch lebenden Menschen die Seele zuweilen mit ihrer feinen Hülle aus dem groben Körper heraus, bis auf einen Punct, wo sie sich fixire: vermöge ihrer anziehenden Kraft hingegen gehe sie auf eben dem Wege wieder zu ihrem gröberen Körper zurück, weil sie da noch mit ihm in Verbindung stehe. Als eine Art elektrischen Funkens könne sie daher während ihrer Abgeschiedenheit von den gröberen Organen plötzlich viele Meilen weit fortgehen, und in der Ferne eben so gut Resonanzböden zersprengen, oder andere Wirkungen dieser Art hervorbringen, als die Veränderungen der Atmosphäre manche Tischplatten zersprengen.

So innig nun auch Rec. von der Unsterblichkeit vernünftiger Wesen selbst aus physischen Gründen überzeugt ist: so gewissenhaft muss er doch bekennen, dass er durch den Geist der Naturphilosophie des Hn. *H.* noch nicht wiedergeboren genug ist, um aus dessen Ansichten der Natur einen stringenten Beweis dieser Darstellung unseres Zustandes nach dem Tode finden zu können. Auch ist er überhaupt der Meinung, dass man diese Sache aus Ansichten der Natur nicht eher zu einer gewissheitähnlichen Wahrscheinlichkeit bringen werde, bis das System der Dynamisten vollkommen demonstrirt, das System der Materialisten hingegen durchaus widerlegt ist, oder dass wir den Vorhang, welcher das verbirgt, was hinter der Auflösung unserer Sinnesorgane liegt, nicht werden lüften können, so lange wir noch Leib und Seele, Körper und Geist, Materie und Kraft, als wesentlich verschiedene Dinge zu betrachten gewohnt bleiben. Da sich Hr. *H.* selbst nur einen Dilettanten der Naturlehre nennt: so sind ihm seine oft ziemlich crassen Begriffe von manchen dahin gehörigen Sachen freylich wohl zu verzeihen. Allein sein Vortrag sollte doch, auch als auf der Kanzel gehalten betrachtet, weit mehr stringent und viel minder weitschweifig, auch der Würde des Gegenstandes angemessener und grammatikalisch richtiger seyn. Dass wir nach dem Tode als geistigsinnliche, mit sehr feinen Organen ausgerüstete, Wesen noch fortwirken werden, wie jetzt, sagt er wohl hundertmal, wiewohl mit veränderten Wendungen der Worte, da es doch an zwey Malen genug wäre. Auf die Frage, S. 58, wie der Mensch an einen anderen Ort des Universums kommen könne, wenn er dahin versetzt werden soll, antwortet er komisch: „ob er hinschiffen, hinkutschen oder hingehen muss, weiss ich nicht." Erwiedern könnte man hier: die Katzen gehören doch auch zur Natur, und fressen dennoch ihre eigenen

Kinder oft! An eben dieser Stelle heifst es ferner: „Am wenigsten wird sie (die Natur) sich an die (denen) vergreifen, welche ihr endlich die gröfste Ehre machen sollen." An mehreren anderen Orten steht „ohne dem" statt ohnediefs oder ohne welches u. s. w.

Aus dem zweyten Auffatze, welcher von S. 153 bis 207 reicht, kann man freylich sogleich selbst abnehmen, dafs Hr. *H.* ein bloser Dilettant in der Naturlehre ist, ohne dafs er es vorher erst zu sagen nöthig gehabt hätte. Die physisch-mathematische Classe des ehemaligen Nationalinstituts zu Paris hatte vor etlichen Jahren einen Preis auf die Auflösung folgender Aufgabe gesetzt: „Durch anatomische und chemische Versuche und Erfahrungen die Ursachen der Erstarrung zu bestimmen, welche gewisse Thiere, z. B. das Murmelthier, im Winter in Hinsicht auf den Blutumlauf, das Athmen und die Irritabilität erleiden, und zu untersuchen, warum dieser Winterschlaf nur gewissen Thieren eigen sey." Da nun Hr. *H.* diesen seinen Auffatz damals dem Institut zwar zugesandt, aber den Preis nicht, und überhaupt nicht einmal Antwort erhalten habe: so theile er ihn hier der gelehrten Welt selbst mit. Hierin behauptet er nun aufs Neue, dafs der Magnetismus das allgemeine Agens der Natur, folglich das Lebensprincip, folglich das Agens des Winterschlafs beym Murmelthiere sey, gesteht aber dabey doch, dafs die Temperatur der Atmosphäre ihn bewirke, woran die Herren Mitglieder des Instituts auch wohl noch nie gezweifelt haben werden. Was indessen Hr. *H.* unter der Temperatur der Atmosphäre verstehe, das ist gar nicht leicht zu dechiffriren. S. 172 u. f. sagt er: Die Ursachen der Abspannung des Organismus wären die Veränderungen der Atmosphäre, die in der Nacht und im Winter vor sich gehen, blofs defswegen, *weil da der Lichtstoff in der Luft gebunden werde;* wie er sich aber hier binde, so binde er sich auch in jedem Individuum, welches er durchströme, und *wovon er schon ein reflectirter Bestandtheil sey.* Verdüstere und verdunkele sich nun der Lichtstoff in der Atmosphäre: so verdüstere und verdunkele er auch seine reizende Kraft im Murmelthiere, und mache es daher zum Schlafe geneigt. Allein diese Temperatur, oder dieses Verdüstern des Lichtstoffs im Winter komme, S. 178, lediglich von dem Näherrücken der Erde an die Sonne her (*sic*). Denn dadurch werde der Luftraum der Erde im Winter verengt, folglich die Luft um die Erde herum verdichtet. (Welch ein Chaos von Verständnissen und Missverständnissen!) Dadurch werde der Lichtstoff in dieser verdichteten Atmosphäre noch mehr gebunden, und könne folglich beym Durchströmen der Luft durch die lebendigen Geschöpfe im Winter nicht so thätig seyn, wie im Sommer, oder müsse sie in dieser seiner gebundenen Gestalt wohl gar schwächen. (Ob wohl Hr. *H.* nicht wissen mag, dafs auf der südlichen Hemisphäre Sommer ist, wann wir hier Winter haben, und dafs also dort im Sommer wegen der von der Sonnennähe zusammengeprefsten Luft, wie er meint, seine Murmelthierarten auch, wie bey uns im Winter, schlafen?) Wenn die Temperatur der Atmosphäre, S. 197, *kalt* (niedrig) sey, und man kalte Hände bekomme, wenn man draufsen gehe: so rühre dieses letztere nicht von der Kälte der Atmosphäre her, sondern die erste Ursache der Kälte liege in der *allgemeinen* Atmosphäre, welche auf die inneren Theile der Hände wirke, und sie zur Kälte disponire. Wenn man nun S. 182 bedenke, dafs beym Entstehen und Entwickeln jedes Thieres verschiedene specifisch dazu gehörige Stoffe, z. B. a + b + c + d, zusammentreten; so könne man finden, warum nicht alle Thiere dem Winterschlafe unterworfen wären. Dafs aber diejenigen, die im Winter schlafen, sich in einen Knaul zusammenballen, das komme von dem Magnetismus her, welcher an sich zwar geradlinig wirke, hernach aber, wann er ein bestimmtes *Volumen* an sich gezogen habe, divergirend werde und sich kreuzweis um sein Object schliefse, folglich das Thier nothwendig in einen Knaul zusammenziehe.

V ∾ H.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Breslau*, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Für die Frauen.* Eine Sylvester-Abendrede an die Männer. Von Dr. *G.* *Dritte* unveränderte Auflage. 1811. 89 S. 8. — Gallenbitter mufs den Getroffenen der böse Scherz dieser Abendrede schmecken. Es sind darunter die aus der französischen Gefangenschaft heimkehrenden Preussen, in engerem Begriffe, die Schlesier gemeint, die, nach einer ziemlich langen Abwesenheit, von ihren Nachbaren erfuhren, dafs ihre Rolle bey ihren Weibern derweilen von den siegreichen Franzosen fortgespielt worden sey. Sie scheinen sich darüber ungeberdig gestellt, und die Faust dabey rasch und derb gebraucht zu haben. Hier wird ihnen dieses als Unrecht vorgeworfen, und sie mit anscheinendem Ernst unterrichtet, dafs die Weiber als rechtmäfsige Beute den Eroberern zufallen mufsten. Es werden folgende Sätze behauptet: die Gesellschaft hat kein Recht, eine Frau auch wegen einer wirklichen Untreue zu kränken; das Weib hat nur ein Geschlecht, aber weder Nationalität noch Patriotismus, also kann es sich so gut einem Franzosen, als einem Preussen, ergeben; das Höchste des Weibes ist ihre Neigung, nur von dieser einzigen Seite besitzt sie Freyheit, und die mufs man ihr lassen; der Franzose sucht im Weibe nur das Weib, darum wird er billig dem idealisirenden Deutschen vorgezogen. Der Vf. versteht sich nicht schlecht auf die Sophistik; er verbrämt seine Beweise mit historischen Beyspielen und schönen Versen aus *Goethe* und *Schiller*. Sein Spott ist allzu verwundend, weil ihm kleine Wahrheiten im Hinterhalte die Pfeile spitzen. Wir wundern uns nicht darüber, dafs ein so schelmisches Werkchen die dritte Auflage, vermuthlich in kurzer Frist, erlebt hat, und halten diese nicht für die letzte. Die Symbolik des Vfs. ist gröber, als sein Stil. Auf dem Umschlage sieht man ein Medaillon mit einem grofsen Hirschgeweihe, mit der Umschrift: Wir bringen frank und frey den Männern das Geweih. Auf der anderen Seite erblickt man auf einem Tischchen einen umlorberten Pantoffel, und unten hingeworfen liegen Waffen, mit einem Trauerflor umwunden. Aus dem Motto, das dem Juvenal abgeborgt ist, passen die Worte: *Victum ulciscitur orbem,* nicht gut nach Schlesien.

Chr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 MAY, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. d. Gebr. Gädike: *Für Reisende nach Paris.* Aus den Papieren des Herrn Grafen S. Herausgegeben vom Kriegsrath *Reichard.* Mit einer Reise-Charte. 1810. 130 S. gr. 8. (20 Gr.)

Alles drängt sich jetzt nach der Hauptstadt des europäischen Continents, die eine wahre Goldgrube für unsere reise- und schreiblustigen Federmänner geworden ist, wie das fast zahllose Heer der Reisebeschreibungen nach Paris beweist — aus welchen aber leider hervorgeht, dass ihre Vff. das Schreiben für eine bey weitem leichtere Kunst halten, als das Sehen und Beobachten. Überdiess leuchtet aus den vielen Reisen, wie aus ihren Beschreibungen, der grosse Vortheil unserer hochcultivirten Zeit hervor, dass Mancher, der in der Heimath nichts zu wagen hat, dennoch grosse Wanderungen zu machen im Stande ist, und zwar nicht etwa, wie vormals die Barden, auf Hospitalität vertrauend, sondern mit mehr Gewissheit auf die gutmüthige Lesesucht der Zeitgenossen, und auf die speculirende Gewinnsucht irgend eines Verlegers rechnend. Wie billig, muss dann auch, wenn nicht die Qualität, doch die Quantität der Mittheilungen von dem Reisevorschuss abhängig werden.

Rec., der auf eigene Kosten eine Reise nach Paris machte, wollte sich vorläufige Erfahrungen sammeln, über die neue Welt, der er entgegen ging; er las daher fast alle damals schon in nicht geringer Anzahl vorhandenen Reiserelationen seiner Vorgänger, und zwar mit den beschränktesten Anfoderungen, und Verzicht thuend auf den grössten Theil der Leistungen, welche die Kritik mit Recht von dem Reisebeschreiber verlangt; aber auch in den besseren fand er gerade dasjenige nicht, was er suchte. Überzeugt, dass Beschreibungen der Herrlichkeiten einer Stadt oder eines Landes durch den todten Buchstaben die lebendige Vorstellung eigener Anschauung, deren er sich bald zu erfreuen hoffen durfte, nicht erreichen können, sah er sich bloss nach Aufschlüssen, nach Notizen, zweckmässigen Fingerzeigen und Anleitung um, bald und ohne nutzloses Zeit- und Geld-Zersplittern, in diesem Wirbel des Neuen, in diesem Wirrwarr der sich Drängenden und Bedrängten, der Lustigen und der Trauernden, der Hochgebildeten und Verbildeten, der Herrschenden und Gehorchenden, mit einem Worte, in dem rauschenden Strome der wild durch einander treibenden Elemente des Trefflichen und des Schlechten, sich orientriren zu können: allein die Ausbeute war höchst unbedeutend; auf allgemeine Nützlichkeit fand er keine einzige dieser Reisebeschreibungen berechnet.

Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke von dem Herausgeber der Schrift, welche uns zu diesen Bemerkungen veranlasst, die nützlichen Reiseresultate eines sehr erfahrnen und hochgebildeten Mannes zur öffentlichen Kunde zu bringen, und dadurch jedem Reisenden nach Paris ein treffliches Noth- und Hülfs-Buch in die Hand zu geben, das Wenig zu wünschen übrig lässt. Jeder, der von Deutschland aus seinen Weg über Mainz, Coblenz, oder Strassburg nimmt, muss die sorgfältige Genauigkeit, mit welcher auf alles Wesentliche, was dem Reisenden erspriesslich ist, aufmerksam gemacht wird, und besonders die Anweisungen und Nachweisungen über das Leben und Weben in Paris und seinen Umgebungen, dem würdigen Vf. recht herzlich danken.

Für eine neue Auflage, die dieses Buch wohl recht bald erhalten dürfte, will Rec. nur noch einige vervollständigende und berichtigende Bemerkungen hinzufügen. — Der Vf. sagt mit Recht: „die Stadt *Metz* ladet zu einem Ruhetage ein;" allein unter dem Interessanten der Umgebungen hat er das Merkwürdigste, wie es scheint, nicht kennen gelernt; — nämlich die eine Stunde von der Stadt belegene grosse römische Wasserleitung, deren wohlerhaltene Ruinen sich auf beiden Moselufern befinden. Ausser in Italien und in Spanien giebt es schwerlich noch ein Überbleibsel der gigantischen Kraft der weltbeherrschenden Roma, das diesem architektonischen Monumente gleichgesetzt werden könnte. Von dem Volke wird es *le pont du Diable* genannt. — Auch verdienen die öffentlichen Anstalten, welche durch die edlen Gesinnungen des jetzigen Präfecten des Moseldepartements (Hn. *von Vaublanc*, Vf. des schätzbaren historischen Werks: *Rivalité de la France et de l'Angleterre, depuis Guillaume duc de Normandie jusqu'à nos jours, Paris* 1803) so sehr gewonnen haben, und ganz besonders das von Ludwig XIV mit wahrhaft königlicher Pracht erbaute, und durch seine treffliche Lage und innere Einrichtung sich so sehr auszeichnende, grosse Militärhospital, die Aufmerksamkeit des Reisenden. — Dem Abschnitt über Hazardspiele zu Paris sollte ein anderer noch hinzugefügt werden, über die Gauner und Gaunerstreiche, deren Schlingen der unbefangene Reisende so schwer entgehen kann, und durch die schon so mancher redliche Fremdling ins Unglück gestürzt ward. Rec. könnte merkwürdige Beyträge zu

diesem Capitel liefern, wenn es ihm der Raum und der Zweck dieser Blätter erlaubten. — Die Anweisung, wo man auf der Reise Nachtlager halten soll, wird auch nicht immer der Erwartung entsprechend befunden werden. Der Vf. nennt gröfstentheils nur die Nachtquartiere, wo die Deligencen Halt machen. In solchen Häusern werden aber die Gäste gewöhnlich als nicht weilende Zugvögel betrachtet; denen man wenig Aufmerksamkeit beweist. Am besten ist es da, wenn man die Wirthe über die Dauer des Aufenthalts in Ungewifsheit läfst; wenigstens erhält man dann bessere Zimmer und Betten. — Für Verbesserung der Druckfehler, besonders in französischen Benennungen, fodern wir die Verlagshandlung auf, bey künftigen Auflagen zu sorgen; S 78 stehet *bonsommé* statt *consommé*. S. 79 *pecles* statt *pêches* u. m. dgl. — Die Reisecharte der beiden Hauptstrasen über Metz und Strafsburg ist sehr zweckmäfsig entworfen; in Rücksicht des Stichs und des Abdrucks hätte aber mehr Sorgfalt angewandt werden sollen.

Rec. erlaubt sich nicht, seine Muthmasung über den Namen des Vfs. dieser Schrift auszusprechen. Wer aber in Paris war, wird mit ihm bald auf den hochgeachteten und würdigen Mann von altdeutschem Schrot und Korn rathen, — der seit langen Jahren in der Hauptstadt Frankreichs den Wissenschaften, der Kunst, dem geräuschlosen Wohlthun lebt, und dessen Papiere hoffentlich Schätze anderer Art enthalten, deren Mittheilung ein heiliges Geschenk den Zeitgenossen und der Nachkommenschaft seyn würde,

A*** S** F***.

Breslau, b. Korn d. Ält.: *Reise von St. Petersburg nach den Gesundbrunnen zu Lipezk am Don.* Nebst einem Beytrag zur Charakteristik der Russen von D. *R.* 1809. 334 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

In einem ruhigen, anständigen und gebildeten Tone erzählt D. *Raupach* zu Liegnitz, ein Zögling des jetzigen k. r. Hofraths und Professors der Staatswirthschaft auf der Universität Charkow, Hn. *L. H. Jakob*, dem auch das Werk als Denkmal der Dankbarkeit gewidmet ist, das, was er auf der Reise von Petersburg nach Lipezk, was er zu Lipezk sah, und über die Russen überhaupt beobachtete. Im neuen Journal der Reisen sind Auszüge aus demselben mit Beyfall aufgenommen, und überall hat der Vf. ihn auch so weit zu verdienen gesucht, dafs er nur das hinschrieb, was ihm wahr, und mit dem dieser, wo nicht zweyten, aber doch in Beziehung auf ihr Aufstreben sehr bedeutenden europäischen Nation schuldigen Anstand vereinbar schien. So muss man auch sein Motto erklären: *Quid verum atque decens curo et rogo.* Entfernt von der frechen Beobachtungs- und Erklärungs-Sucht eines Masson, und unversucht von Schmeicheley, die manche Schriftsteller so breit und lang macht, verbreitet er sich über alle Seiten, die den Menschen und Staatsbürger an den Russen interessiren können; und das Werkchen könnte daher eben so gut *Beytrag zur Charakteristik der Russen nebst Skizze einer Reise nach den Gesundbrunnen zu Lipezk* heifsen. Denn diese gab zu jenem Gelegenheit.

Rec. theilt sie in drey Abschnitte: 1) *Reise nach Lipezk;* 2) *Aufenthalt zu Lipezk;* 3) *Bemerkungen als Beytrag zur Charakteristik der Russen.* Diese Eintheilung wird blofs durch den Inhalt gerechtfertigt, der, in Briefform gekleidet, dem Verlangen des Hn. Hofr. *Jakob*, einige Nachrichten von dem Verf. über Rufsland zu erhalten, entsprechen sollte, und zum Drucke nicht bestimmt war, hernach aber fünf Jahre später von dem Vf. herausgegeben wurde, um seinem Lehrer öffentlich zu sagen, wie sehr er ihn liebe und verehre. Aber warum macht der Vf., der sich am Ende der Dedication *Fr. Raupach* schreibt, dieses durch die Zeichnung der Briefe, die die Buchstaben L. S. W. haben, zweifelhaft? Sollen die drey Buchstaben die Vornamen seyn, warum gab er sie sich nicht am Schlusse der Dedication?

Die Reise geht von Petersburg aus über Sophia, Sarskoje Selo, Ischora, Nowogorod, Broniz Krestzy, Walday, Wischnoi Wolotschock, Dorschock, Tschornaje gräs, Moskau, und dann nicht den kürzesten, aber den interessanteren Weg durch die Statthalterschaften Tula und Orell über Podolk, Serpuchov, Tula, Orell nach Lipezk. Die Bemerkungen über Gegenstände auf und an dem Wege sind zwar nur flüchtig, wie sie aus dem Wagen ohne langen Aufenthalt gemacht werden können, und nur vom Jahre 1804, aber auch jetzt nicht ganz ohne Interesse. Sarskoje Selo nennt er mit Recht den Sammelplatz durch unglaubliche Mühe und Kunst errungener Schönheiten; aus Ischora theilt er Nachrichten über die Art zu reisen, über die Bewohner des Landstrichs mit; und wenn ihn hier die Lebendigkeit der Landstrasen anzieht, so fesselt ihn in Nowogorod die Erinnerung an die Vorzeit, und der Hinblick auf die übrig gebliebenen Reste alter Pracht und Herrlichkeit, wie zu Wischnoi Wolotschock die Vereinigung der Twerza und Msta, die das baltische und kaspische Meer paart. Eine russische Göttin der Schönheit ist ihm ein derbes, kugelrundes carmosinwangiges Weibchen, und er sieht das Letztere als das Charakteristische an, da die russische Sprache für Roth und Schön nur *Einen* Ausdruck hat. Interessant und unbekannt ist die Anekdote von Peter dem Grofsen, als er sich zu Wischnoi Wolotschock aufhielt. Während er sich nach seiner Gewohnheit mit einer Menge dortiger Bauern unterhielt, bemerkte er ein artiges weibliches Wesen, das neugierig und schüchtern hinter einem Hause bald hervorsah, bald verschwand. Auf seine Frage, wer dieses Mädchen sey, schlugen die Bauern ein lautes Gelächter, und einer derselben sagte ihm: wir lachen, weil du ihr den unrechten Namen giebst; sie ist weder Weib noch Mädchen. Das Mädchen ward vorgeführt, und gestand Petern mit Thränen, dafs sie der Spott dieser Menschen wäre, weil sie von einem seiner Officiere verführt, und Mutter sey. Peter tröstete und küfste sie, schenkte ihr Geld, ihrem Kleinen ein Officierspatent, versprach ihr, für sie weiter zu sorgen, und zu den Bauern sagte er: ihr Schufte, wenn ihr noch einmal über sie lacht,

so breche ich euch allen die Hälse! Moskau wird nach seiner Ansicht, vom Ein- und Austritt, und nach den Hauptmerkwürdigkeiten beschrieben; unter letzteren kommt dann auch die ½ Million Pfund schwere Glocke und die grosse Kanone von 12 Fuss Umfang vor. Der Vf. weiss auf die Frage: Warum eine *solche grosse* Glocke? nur mit der (angeblichen) Äusserung eines Erfurters zu antworten: Gustav Adolf habe gesagt, grosse Narren wollen grosse Schellen haben. Wir bezweifeln die Wahrheit dieser Angabe, da Gustav Adolf wohl wusste, dass grosse Glocken zu der grossen Harmonie gehörten, die die Kirchen mit ihren grossen Orgeln, den colossalischen Chören, und dem gregorianischen Gesang erregten, und die den Geist in dem durch gemalte Fenster verdüsterten Aufenthalt zur schauerlich erhabenen Andacht stimmte. Tula ist die wahre Mustercharte des architektonischen Geschmacks vieler Jahrhunderte, und die Gegend um Orell eine der köstlichsten; aber die Menschen sind noch zurück.

Lipezk hätte schon längst zu einer trefflichen Anlage gedeihen können, denn Peter der Grosse entdeckte schon die starke eisenhaltige Quelle mit fixer Luft. Er gab sogar einen eigenen Ukas heraus, der in seiner Art merkwürdig ist. „*Wir Peter Alexeitsch*, heisst es, von *Gottes Gnaden Zaar*, *und Selbstherrscher aller Reussen*, befehlen hiermit einem Jeden, der das lipezker Wasser braucht, 1) einen Tag vor dem Gebrauche desselben sich den Magen und Unterleib durch die gehörige Arzneymittel zu reinigen, und zur Kur vorzubereiten; 2) mit Zuversicht und Andacht sich dem Heilquell zu nahen, bey frühem Morgen einige Gläser langsam auszutrinken, und sich dabey Bewegung zu machen". Allein da ein Kind in dem Brunnen ertrank: so blieb er bis 1802 fast unbesucht. Die Herstellung des Staatschirurgus Philoppowitsch brachte ihn 1802 wieder in Ruf. Die Stadt liegt auf einem himmelhohen Berge, und man muss eine Art Höllenfahrt machen, um zum Brunnen zu gelangen. Sie hat nur hölzerne Häuser, kaum ein erträgliches Zimmer. Die russische Schauspielergesellschaft hatte in aller Geschwindigkeit ein Theater von Holz, Stroh, Lehm zusammengeklebt; aber ehe Thaliens Tempel ganz unter Dach war, hatte schon eine Kuh durch starkes Reiben an einer seiner Ecksäulen seinen Schwerpunct beträchtlich erschüttert. Das hölzerne Haus, worin Peter wohnte, ist noch ziemlich unversehrt, es enthält einige wenige Zimmer, und diese einige plumpe Sessel. Der Vf. geräth (S 117) in eine Art Ekstase: „Hier möchte ich hinknieen und anbeten. Peter bleibt mir einzig und unerreicht, sagt er. Eine Kraft kann ich nur nach der Stärke der überwältigten Hindernisse schätzen (allein es giebt eine Kraft, die wenigstens nach der Stärke *sichtbar* überwältigter Hindernisse nicht geschätzt werden kann, wie grosse Regenten, die dadurch gross sind, dass sie nichts sichtbar thun), und die Grösse des menschlichen Geistes berechne ich nicht nach dem, was er gethan, sondern durch welche Mittel und in welchen Umständen er es gethan; und so ragt Peter über alle Kraftmänner der Vorzeit, wie ein Riese" (seiner Art, möchte Rec. hinzusetzen, denn nirgends ist sich die Grösse der Kraft überall gleich, und alle Vergleichungen, wenn sie völlig decken sollen, sind schielend).

Der langweilige Aufenthalt in Lipezk giebt ihm Gelegenheit, sich über den Nationalcharakter der Russen in seinen wohl- und unwohlthätigen Seiten, über einige Adiaphora, über den wahren Charakter der Leibeigenschaft, das Erziehungswesen, russische Sprache, Literatur, Priesterthum und religiöse Ideen, und über die in Russland sich befindenden Ausländer von S. 125 bis zum Schlusse zu verbreiten: gut gesagt, und meistens richtig beurtheilt, obgleich nichts Neues. Um den Charakter der Russen zu zeichnen, zählt er die guten und schlimmen Eigenschaften auf, wodurch der Russe sich ausspricht. Unter jene rechnet er den Patriotismus, die Duldsamkeit in Glaubenssachen, Gastfreyheit, Wohlthätigkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit, Unerschrockenheit, und zum Theil Reinlichkeitsliebe; zu diesen Mangel an feinem Gefühle für Ehre und Pflicht, Hang zum übermässigen Genusse geistiger Getränke, und einen hohen Grad von Leichtsinn. Mit dem Patriotismus sticht freylich die Geringschätzung sehr ab, womit der Russe den Russen behandelt; der Vf. erklärt diese Erscheinung aus dem Hange zum Ausländischen, Rec. findet sie in der verschiedenartigen Composition der den russischen Staat bildenden Völker. Die schroffen Seiten hat der Vf. zu schonend benannt. Denn List und Betrügerey aller Art, und die Gewissenlosigkeit im Worthalten, die der Vf. S. 185 selbst zugesteht, hätten eine andere Benennung verdient. Unter den Adiaphoren ist die Lust zu Wetten, der Geschmack an Zwergen und Narren, die Lebendigkeit bey dem Sprechen und die Kunst der In- und Exspiration, die den Sprecher bey den längsten Perioden nicht aus dem Oden kommen läſst, bemerkt. Der Vf. dringt nicht tief genug in den Charakter derLeibeigenschaft und ihrer Arten ein (wo *Storchs* Russland unter Alexander Manches hätte berichtigen und ergänzen können), so wahr er auch das Grelle derselben bis zum ertödtenden Gefühl aller Persönlichkeit, ja selbst sogar Mutterliebe, und dem Gefühle für Bildung darstellt. „Ich erinnere mich, sagt er S. 220, dass ein Bauerweib ihrem Vogt (Prikaschtschock) auf seine Drohung, ihr den Buckel einzuschlagen, ganz gelassen antwortete: was geht das mich an, mein Buckel ist herrschaftlich". Er unterscheidet richtig die Frage: Was ist Rechtens? von der Frage: Wie ist der Zustand des Leibeigenen? und da er in diesem Zustande die abhärtende Gewohnheit und Gefühllosigkeit mit in Anschlag bringt: so kann er auch das Auffallende darin mildern. In Ansehung des Erziehungswesens gilt die Maxime: scheinbar zu Viel zu thun, um nicht zu Wenig gethan zu haben. Die Universitäten können, sagt er S. 251, vor der Hand ihren Zweck noch nicht erfüllen, aber es ist auch nicht nöthig. Sie müssen von Innen Selbstständigkeit erhalten, und nicht gleich jede Sache muss nach dem

Marktpreis beurtheilt werden. In der Skizze der russischen Literatur fehlen die russischen Bildner (Architekten, Bildhauer, Steinschneider, Maler); in der Darstellung des kirchlichen Ritus hätte *Bellermann* zur Berichtigung dienen sollen; zu gering ist die Anzahl der Mönche und Nonnen, jene auf 3000, diese auf die Hälfte angeschlagen; und das, was er über russische Sprache sagt, so interessant es sonst gesagt ist, so geht es doch nicht über den Gesichtskreis von *Rodde* und *Heym*. Mit Dank wird Jeder die Schilderung der um Wissenschaften verdienten beiden Fürsten Kurakin, des Ministers Nowosilzof, des Fürsten Prosorowsky, des in der Moldau gestorbenen Generalissimus Michelson, des Grafen Kamensky, und der Fürstin Daschkow annehmen, und eben so dankbar wird jeder Deutsche die Stelle erkennen, die er ihm anweist. Die Deutschen, sagt er S. 313, machen die zahlreichste Classe aus; sie geniessen das Vertrauen der Nation, wenn von festem Willen, Ausdauer, Gradheit die Rede ist. — Von der Art des Vfs., seine Empfindungen auszusprechen, geben wir folgende Probe. S. 36 drückt er sich über die Ruinen Nowogorods so aus: „Es ist in der That ein groses Gefühl, das Gefühl des Erhabenen, selbst sich unter den Resten der alten Welt auf dem Schauplatze vergangener Herrlichkeiten zu befinden. Wenn ich bedenke, wie viel Freude und Glück, wie viel Kummer und unsägliche Mühe hier begraben liegen mag, wie viel Weisheit und Thorheit hier in Staub zerstob, seit dem die verschwenderische Natur ihr Spiel des Schaffens und Zerstörens erneuerte: so denk ich, hasche den Genuss, eh' er vergeht; ich begreife alsdann das Glück der epikuräischen Götter, die eine ungestörte Ruhe in ihrem ewigen Anschauen genossen. Blicke ich aber in meine moralische Natur: so fliegt der Gedanke von dem menschlichen Nichts, das sie demüthigen will, zu dem Unendlichen hinüber, und der Moder, die Verwesung selbst, auf der ich stehe, wird mir der Quell eines neuen Lebens." Das am Schlusse angehängte Gedicht, die Erinnerung an meine Lieben, ist diesem Gefühle analog.

H. P. E.

Altona, b. Hammerich: *Geographisches Handbuch für Jugendlehrer, oder Beschreibung der wichtigsten Städte und Örter fremder Welt- (Erd-) theile.* Aus den neuesten Reisebeschreibungen gezogen und nach *Gasparis* zweytem Cursus geordnet von *J. C. Möller*. Erster Band, welcher Asia und Afrika enthält, 1806. XVI und 366 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Titel bestimmt den Inhalt hinlänglich. Der Grund, vermöge dessen sich der Vf. zu dieser Sammlung entschloss, ist gerade nicht zu verwerfen. Er will den Lehrern der Erdbeschreibung über die Städte fremder Erdtheile vollständigere Auskunft geben, als sie in ihren Compendien — *Gaspari's* zweyter Cursus ist hiebey zum Leitfaden angenommen — finden, um sie in den Stand zu setzen, ihren Schülern mehr zu seyn, als das Compendium selbst. Den Lehrern wird die Schrift willkommen seyn; nur mögen sie sich das *medium tenuere etc.* empfohlen seyn lassen, und des Materials nicht zu viel geben. Denn nach der Meinung des Rec. ist es bey keiner Schulwissenschaft leichter der Fall, dass man durch Anhäufung des Materials den Fundamentalzweck des Unterrichts untergräbt oder gar vernichtet, als bey der Geographie.

Rec. lässt übrigens dem Fleisse des Vfs. Gerechtigkeit widerfahren. Er leistet selbst mehr, als er im Titel verspricht; er nimmt häufig Rücksicht auf die Geschichte und Regierungsveränderung des Landes oder Staates, dessen Städte er anzuführen hat; z. B. vergleiche man den Staat von *Mysore*. Aber sehr Schade ist es, dass der Vf. seine Quellen nicht angiebt. Er berührt diesen Umstand S. V, er äussert, dass er Willens gewesen sey, die Quellen anzugeben; „allein — fügt er hinzu, — da die wenigsten Lehrer sich diese kostbaren Werke anschaffen können oder mögen, und ihnen also die Titel dieser Reisebeschreibungen nichts nützen würden: so habe ich solches unterlassen." Rec. erinnert dagegen, dass dieser Grund gar nicht zur Sache gehört, und daher ganz ohne Gewicht ist. Nicht um des Ankaufs willen sind ja die Quellen bey einem solchen Sammelwerke zu nennen, und darum würde sie ja auch Niemand genannt haben; sondern um theils zu wissen, welche Quellen der Vf. benutzte, und welche nicht; ob er überall die wichtigeren vorzog; ob unter seinen *neuesten Reisebeschreibungen* dennoch nicht auch solche vorkommen, welche durch spätere Veränderungen in einzelnen Stellen unwahr geworden, und durch noch neuere zu berichtigen seyn möchten. — Auf jeden Fall hätte das Buch dadurch am Werthe gewonnen. Und wie leicht war es nicht, die Titel der benutzten Reisebeschreibungen numerirt voranzustellen, und im Texte durch Ziffern darauf hinzuweisen! — Wir wünschen übrigens dem nützlichen Buche eine zweyte Auflage unter Benutzung der neuesten Reisenachrichten und Berücksichtigung unserer Winke.

yn.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Oldenburg*, in d. schulzeschen Buchhandlung: *Skizzen zu einem Gemälde edler Seelen* Von *L. A. Freyherrn von S.* 1809. 211 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf. wünscht, durch diese Briefe — denn in dieser Form sind die Skizzen gegeben — einen nicht ganz unwillkommenen Beytrag zur Skizzirung des Edlen, Schönen und Grossen zu geben, und das verwandte Gemüth zu rühren, zu ergreifen und zu begeistern. Das letztere wird ihm schon desswegen nicht vollkommen gelingen können, weil es nur Skizzen sind, was er giebt; aber die Fähigkeit zu rühren, gestehen wir diesen Briefen gern zu. Es ist ein edles Gemüth, das sich in denselben ausspricht: nur dem Ausdruck wäre bisweilen etwas mehr Bildung zu wünschen.

— m —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MAY, 1811.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Paris, b. Treuttel u. Würtz: 要簡文漢 *Hhán-wen-kièn-yáo*, ou Essai sur la langue et la littérature Chinoise, suivi de notes et d'une table alphabétique des mots Chinois. Par *J. P. Abel-Rémusat.* 1811. X u. 160 S. 5 Pl. 8.

Dieser Versuch über die chinesische Literatur muss für alle Kenner derselben eine sehr erfreuliche Erscheinung seyn, weil der Vf. durch die That das allgemein angenommene Vorurtheil widerlegt, dass es in Europa fast unmöglich sey, die chinesische Sprache und Schrift zu erlernen. Hr. *Abel-Rémusat* hat sich nämlich erst seit fünf Jahren damit beschäftigt, und das hier vorliegende Werk ist ein Beweis, dass er in dieser Zeit eben so weit darin gekommen ist, als es ein Anderer in eben dieser Periode im Arabischen oder Persischen hätte bringen können. Und dennoch hatte Hr. *R.* nur sehr geringe Hülfsmittel; denn Umstände verhinderten ihn, die Wörterbücher in der kaiserlichen Bibliothek zu benutzen, und in der Vorrede gesteht er, dass er nie ein von den Missionarien verfasstes gesehen habe: was fast unglaublich scheint, denn aus der blossen Ansicht rein chinesischer Wörterbücher, ohne europäische Erklärung, dürfte es doch wohl nicht möglich seyn, die Bedeutung der Charaktere kennen zu lernen. Es sey denn, dass Hr. *R.* sich selbst durch die Vergleichung übersetzter Werke mit dem Texte ein Lexikon angefertigt habe, das aber doch immer sehr unvollkommen seyn muss. — Nur Leute, die arbeitscheu sind, können glauben, dass es unmöglich sey, die vier oder fünftausend chinesischen Buchstaben im Kopfe zu behalten, die zum Verständniss eines gewöhnlichen Buches nöthig sind. Ist es denn nicht eben so schwer, sich eine gleiche Anzahl fremder Wörter zu eigen zu machen, und muss nicht ein Botaniker weit mehr Pflanzennamen auswendig wissen? Die Menge von Ideen in einem historischen Werke übersteigt selten die Anzahl von fünftausend, und jede Idee hat im Chinesischen ihren *Buchstaben*, wie sie in anderen Sprachen ihr *Wort* hat; denn chinesische Bücher kann man übersetzen, ohne die Sprache zu verstehen, und das ist doch der einzige Zweck, den Europäer bey diesem Studium haben können. Stösst man nun bey der Letüre auf Charaktere, deren Bedeutung man nicht weiss: so kann man sie in den rein chinesischen Wörterbüchern nachschlagen, und ihre Bedeutung aus der dabey befindlichen Erklärung kennen lernen. Um also die chinesische Literatur in Aufnahme zu bringen, wäre es nur nöthig, dass eine Regierung oder irgend ein reicher Privatmann ein Wörterbuch von achttausend bis zehntausend Buchstaben mit lateinischer Erklärung drucken liesse, in welchem die Phrasen, nicht so wie in den jesuitischen Lexicis mit lateinischen, sondern mit chinesischen Lettern geschrieben wären. Hr. *R.* ist hierin anderer Meinung, denn er will (S. 58), dass ein Wörterbuch für Europäer 35,000 Charaktere enthalten soll; worauf Rec. aber antwortet, dass man nur einige hundert Exemplare des sehr wohlfeilen Wörterbuchs 彙字 *Çú-goéy*, aus Canton kommen zu lassen brauchte, um sie mit dem Chinesisch-Lateinischen zugleich auszugeben, von dem wahrscheinlich nicht mehr Exemplare abgesetzt werden dürften. Die Buchstaben also, die man in diesem nicht fände, würde man im *Çú-goéy* nachschlagen, und ihre chinesische Erklärung übersetzen. Ferner sind fast alle historischen und wissenschaftlichen Werke mit Commentaren versehen, in welchen die ungewöhnlichen und selten vorkommenden Buchstaben erklärt werden, was schon eine sehr grosse Erleichterung für den Leser ist.

Der Vf. giebt in diesem Werke kurze Stellen aus verschiedenen älteren und neueren Büchern, unter welchen No. IV, aus dem *Kiàng-xuĕ*, und No. VIII, aus dem *Li-ki*, die beträchtlichsten sind. Die Übersetzung ist wörtlich lateinisch, und an anderen Orten französisch paraphrasirt und gewöhnlich gelungen; doch würde Rec. in No. IV zu Anfang die drey Buchstaben 位圖觀 *Kuón-thû-guéy* lieber *mirabilis tabulae dispositio* statt *respice tabulae situm* übersetzen, denn *kuon* mit dem dritten Accent bedeutet *digna quae videantur*, und der Imperativ *vide* oder *respice* wird gewöhnlich durch 見 *kièn* ausgedrückt. Eben so hat auch Hr. *R.* in No. VIII die Worte 也器之禮帛玉豆籩 *Pien-tĕu-yŭi-pĕ-li-chi-ki-yè*, nicht ganz richtig durch *Vasa arundinacea, vasa, gemmae, serica, rituum utensilia* gegeben; denn *pien* bedeutet zwar *cista arundinea, qua in sacrificiis utuntur*, aber *tĕu* sind nicht bloss *Gefässe* im Allgemeinen, sondern *vasa lignea*,

quibus in sacrificiis carnes coctas offerunt, und *pe* ist nicht allein *serica*, sondern der allgemeine Name von seidenem und leinenem Zeuge.

Der Vf nimmt mit den *chinesischen Grammatikern* und Hn. Dr. *Montucci* (*Remarq. philol.* p. 142), wie billig, nur *vier* Töne oder Accente an, denn die bisherigen *fünf* sind aus einem Irrthum der Missionäre entstanden, welche die beiden Abtheilungen des ersten Tons *Phing-xing* für zwey verschiedene Accente hielten. Bey dieser Gelegenheit giebt der Vf. Nachricht von einer, in den gewöhnlichen Ausgaben der classischen Werke gebräuchlichen Accentuation, die *Bayer* und *Fourmont* nicht gekannt zu haben scheinen. Diese Ausgaben werden 畫點韻正 *Ching-yün-tièn-hoe* (*cum veris tonis et interpunctatione*) genannt. Sie besteht in kleinen Halbcirkeln, die den Buchstaben angehängt werden, und deren verschiedene Stellung den verschiedenen Ton bezeichnet. Steht der Halbcirkel unten an der linken Ecke: so bezeichnet er den ersten Accent *phing*, oben an derselben Seite den zweyten *xàng*, oben an der rechten Ecke den dritten *khiü*, und unten an dieser Seite den vierten Accent *shi*. Hr. *R.* bemerkt indessen doch die alten fünf Accente auf den chinesischen Wörtern, welches billig nicht hätte geschehen sollen, weil es den Anfänger irre leiten kann. Auch in seiner Orthographie kann ihm Rec. nicht beystimmen. 1) Weil er niemals die aspirirten Consonanten unterscheidet, welches durch die Einschiebung eines *h* sehr leicht gewesen wäre, wenn etwa in den französischen Druckereyen die doppelten Accente nicht vorhanden seyn sollten. Dass diese Aspirationen wirklich existiren, daran ist kein Zweifel, und die Mandshu haben sie ebenfalls, z. B. [Mandschu] ist *pa* oder *ba* und [Mandschu] ist *pha* oder *p'ha*; [Mandschu] ist *ta* und [Mandschu] ist *tha* oder *da*, [Mandschu] ist *ke* und [Mandschu] ist *khe* oder *ge* u. s. w. Diesem bedeutenden Mangel wird der Vf. gewiss in künftigen Schriften abhelfen. 2) Ist er über die Aussprache der Wörter, die sich auf *ü* endigen, sehr im Irrthume, indem er diess durch *éu* ausdrückt, da dieser Schall doch dem französischen *u* (*ü*) am nächsten kommt. So wird 字 in China *dsü* und 四 — *szü* ausgesprochen, aber etwas zischender, weshalb auch die Mandshu [Mandschu] und [Mandschu] schreiben. Es ist das russische *Jerrü*, und lässt sich nur hören, nicht beschreiben.

Bey vielen Gelegenheiten hat der Vf. interessante literarische und andere Notizen geliefert, die seine Kenntnisse in der chinesischen und mandshuischen Literatur bewähren; doch kann Rec. nicht mit ihm über den Ursprung des tatarischen Kaisertitels *Châckân* einerley Meinung seyn; denn es scheint, als ob das neuere *Chân* nur eine Zusammenziehung der beiden Sylben *Cha* und *ckan* sey. Einen Beweis dafür geben die Mongolen, die noch jetzt [Mongolisch] *Chakan* schreiben und *Chân* aussprechen. Zuerst kommt dieser Titel in der Geschichte der Chinesen, die ihn 汗可 schreiben, und *Khò-hhan* aussprechen (weil sie kein Zeichen für *kha* haben), im Jahre 402 n. Chr. vor, als ihn der Beherrscher, der 然柔 *Sheu-shen* annahm, nachdem er sich im Norden der Wüste *Gobi* ausgebreitet hatte. (*Thung-kièn-kang-mu. Kiu XXIII meae edit. p.* 16 *verso*). In den chinesischen Geschichtsbüchern wird ferner *Dshingis-chân* bald *Khò-khan* bald *Hhan* genannt, wie bey den übrigen Asiaten; und *Châckân* ist bey den Türken und Persern mit *Châân* gleichbedeutend, wie diess die Münzen von *Mangu* und *Hulagu-chân* beweisen. Der Unterschied zwischen *Châckân* und *Chân* scheint bey den Mohammedanern späteren Ursprungs zu seyn; denn bey den Persern ist *Chân* Fürst im Allgemeinen, und bey den Türken *hâkân* noch ein Titel des Kaisers, den man fast auf allen ihren Münzen liest. Z. B. *Essulthân ülberein ve Châckân ülbahhrein essulthân ibn üssulthân*. Der Beherrscher der Länder und *Châckân* der Meere, der Herrscher Sohn eines Herrschers.

Da der Vf. sich auch mit dem Mongolischen zu beschäftigen scheint: so muss Rec. erinnern, dass diese Sprache nicht, wie die mandshuische, eben so gelesen als geschrieben wird; z. B. das angeführte Wort [Mongolisch] wird zwar *Chakan kubächun* geschrieben, aber *Chan köböhn* ausgesprochen. Über diese Zusammenziehungen haben die Mongolen besondere Regeln.

Was Hr. *R.* S. 25 aus der Encyklopädie *San-çdi-thu-hoei*, über die sechs Grundstriche und ihre sechs und funfzig Abänderungen beybringt, scheint eben so eine chinesische Spitzfindigkeit zu seyn, als die *Yùng-çü-pa-fa* (S. 21), von der man in anderen grammatischen Werken nichts findet; und es wäre wohl der Mühe werth gewesen, diese 56 Striche zur weiteren Beurtheilung abstechen zu lassen. Auch hätte der Vf. besser gethan, statt *ein und zwanzig verschiedener kurzer Texte*, einen längeren zusammenhängenden zu liefern; denn so kurze Sätze können doch keinen richtigen Begriff von der Construction und dem Ideengang einer Sprache geben. Auf vier Kupferplatten hätte beynahe das ganze zweyte Buch des Confucius mit kleiner Schrift Platz gehabt. Zu bewundern ist es übrigens, dass man Hn. *Abel-Rémusat* nicht bey der Herausgabe des zu Paris erscheinenden chinesischen Lexikons angestellt

hat, da er doch bey weitem gründlichere Kenntnisse besitzt, als *de Guignes der Jüngere*, der bloss als Kaufmann in China war, und sich dort wenig oder gar nicht mit der Literatur beschäftigt hat, wie diess seine Reisen und der Verfasser der *Remarques philologiques* bewiesen haben. J. v. K.

WIEN, b. Beck: *Grammatica linguae hebraicae.* Autore *Johanne Jahn*, Philos. et Theol. Doct. Eccles. Metropol. ad S. Stephanum Viennae Canon. cap. Archiepisc. Consistorii Consil. olim LL. OO. Archaeol. bibl. Introd. in V. T. et Dogmat. Prof. Caes. Reg. P. et O. Editio tertia, retractata, aucta, et in latinum sermonem conversa. Cum tabula aenea. 1809. LXXVI u. 504 S. 8. (3 Rthlr.)

Der um die orientalische Literatur überhaupt und um die hebräische Literatur insbesondere so verdiente Vf. gab im J. 1792 eine kurzgefasste *hebräische Sprachlehre für Anfänger* heraus, welche im J. 1799 zu einem *Elementarbuche der hebr. Sprache* in zwey Theilen (der zweyte Theil enthielt ein Wörterbuch) umgearbeitet wurde. Nachdem auch dieses Werk vergriffen war, wurde vom Vf. eine hebräische Grammatik in *lateinischer Sprache* verlangt. Er beschloss daher, da er sich zu einer blossen Übersetzung einer früheren Grammatik nicht entschliessen konnte, ein ganz neues Werk auszuarbeiten, und dieses erhält das Publicum unter gegenwärtigem Titel. Offenbar hat durch diese Umarbeitung das grammatische Werk des Vfs. gewonnen, und wir tragen kein Bedenken, dasselbe als ein vorzüglich brauchbares Hülfsmittel zur Erlernung der hebr. Sprache zu empfehlen. Auch der Kenner wird überall den gelehrten, selbstdenkenden Sprachforscher finden, und vielen eigenthümlichen Bemerkungen, wodurch Hr. *J.* das hebr. Sprachstudium zu erleichtern sucht, seinen Beyfall nicht versagen können. In Ansehung der Ordnung, worin die einzelnen Redetheile abgehandelt werden, behauptet der Vf. seine frühere Selbstständigkeit, und handelt früher vom Pronomen und Nomen als vom Verbum. Was er hierüber S. VI u. VII sagt, verdient alle Aufmerksamkeit. Das der zweyten Ausgabe beygefügte Wörterbuch ist weggelassen; doch verspricht der Vf. die Ausarbeitung eines neuen: „*Quodsi desiderari audiero, scribam hebraico-germanicum, et quidem methodo prorsus nova, qua tironibus multo melius consultum iri puto.*" Die Erfüllung dieses Versprechens wird gewiss erwünscht seyn. Sehr schätzbar ist der Anhang S. 443 ff., worin eine Menge von Beyspielen von der Art, wie die Griechen und Lateiner das Hebräische aussprachen, mitgetheilt wird. Rec. erinnert sich nicht, etwas so Vollständiges hierüber in irgend einer Grammatik gefunden zu haben. Die S. XI—LXXVI abgedruckte *Disputatio de necessitate studii linguarum biblicarum, et dialectorum hebraicae cognatarum, atque de difficultate vel facilitate, et methodo hujus studii* — enthält zwar bekannte, aber wichtige Wahrheiten, an welche zu erinnern zu keiner Zeit, am wenigsten aber in der gegenwärtigen und in dem Verhältnisse des achtungswürdigen Vfs., überflüssig seyn kann. N.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

DRESDEN, b. Arnold, auch PARIS u. CASSEL, b. Tourneisen dem Sohne: *Gespräche für das gesellschaftliche Leben. Zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feineren Wendungen der französischen und deutschen Sprache*, von *Franz Beauval. Zweytes* Bändchen. Tagesgespräche. 1809. 216 S. *Drittes* Bändchen. Abendgespräche. 204 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Oder: *Dialogues pour la vie sociale, propres à se former au ton de la conversation en Français et en Allemand*, par *F. Beauval.* Tome second. Dialogues de journées. Tome troisième. Dialogues de soirées.

Zweyte verb. und wohlfeilere Aufl. 1811. I Bdch. Morgengespräche. 192 S. II Bdch. Tagesgespräche. 196 S. III Bdch. Abendgespräche. 188 S. 8.

Was in No. 25 unserer A. L. Z. v. J. 1809 zur Anpreisung des ersten Bandes dieser Gespräche gesagt worden, gilt auch von den beiden folgenden, die ohne Zweifel die letzten sind. Es herrscht darin eben die reine, blühende, natürliche Sprache. Doch ist bey weitem nicht so sehr für Mannichfaltigkeit gesorgt, und manche Ereignisse sind zu individuell aufgefasst worden. Damit wollen wir nicht behaupten, dass für erwachsene Leser nicht eben so viel daraus zu lernen wäre; viele Materien sind umständlich genug behandelt, und Wiederholungen möglichst vermieden. Es scheint uns auch mehr für die Gedrungenheit des deutschen Textes gesorgt. Allemal aber liegt er auch in diesen beiden Bändchen dem französischen Original nicht knapp genug an, wie folgende Anmerkungen über einige Stellen aus dem zweyten Bändchen zeigen werden. S. 16, wo von einem verlornen Rubber die Rede ist, sagt der Gewinnende zu dem Gegenspieler: *J'en avois perdu un tout aussi piquant dans la même séance.* Hier zu deutsch: Ich hatte in der nämlichen *Partie* einen eben so wichtigen verloren. *Séance* ist nicht *Partie;* es ist die Spielzeit, worin, nach ihrer längeren oder kürzeren Dauer, mehrere Partieen gespielt werden können. Wir haben im Deutschen keinen bequemen Ausdruck dafür; man würde etwa sagen: Dasselbe Mal. *Talon*, S. 20, für das franz. *Talon* ist nicht deutsch; wir pflegen es *Stock*, auch wohl *Stamm*, zu nennen. S. 34. Diess Huhn macht sehr gute Miene. Welch ein roher Gallicismus für: Es sieht sehr gut aus. S. 56. Fragen Sie sie darum, franz. *Demandez le lui*, hätte heissen müssen: Fodern Sie sie von ihr. Wenn ein deutsch sprechender Nationalfranzose die Begriffe des Verbums *demander* verwechselt: so ist es ihm zu verzeihen; einem Deutschen macht es Schande, seine in diesem Stücke präcisere Muttersprache zu radebrechen. Rec. hörte neulich in einem Kaffeehause einen gebornen Deutschen, der einigen Umgang mit Franzosen hatte, zu dem Wirthe sagen: Ich habe Kaffee *gefragt*, st. verlangt. S. 72. Lassen Sie dergleichen Moden, f. Gewöhnen Sie sich das ab. *Défaites vous de ces usage.* Es ist von einer Unart die Rede. S. 94 wird vom

Tanzen gehandelt, und gesagt, dass es in vorigen Zeiten Körper, Fuss und Schultern gebildet, Anstand und gute Stellung gelehrt habe. Jetzt aber, fährt der Deutsche fort, *tödtet* es nur. Freylich ist übermässiges Tanzen der Gesundheit und oft dem Leben verderblich; der Zusammenhang aber zeigt, dass hier davon nicht gesprochen werden soll. Der Franzose sagt: *Autrefois la danse formoit le corps, la jambe, plaçoit les épaules — aujourd' hui elle tue. Tuer*, in diesem Begriffe, wird in den erklärenden Wörterbüchern lateinisch durch *conficere*, und französisch durch *accabler*, *fatiguer*, gegeben. *Abmatten* war der Ausdruck. Die deutsche Prose leidet das Übertreibende nicht. Dasselbe gilt S. 95 von *mourir en carême*. Es ist die Rede von dem unbändigen Walzen der jungen Leute während der Ballzeit, nach welcher ihre körperlichen Kräfte schwinden. *Ils finissent par mourir en carême;* hier übersetzt: Sie legen sich nach Fastnachten hin und sterben. Ist das Scherz oder Ernst? Der besonnene Deutsche sagt bloss: Sie können nicht mehr; höchstens: Sie sind hin. S. 164. *Si nos ancêtres avoient voulu être aussi égoïstes*, wenn unsere Voraltern Egoisten hätten seyn wollen. Wo bleibt denn das *Aussi? Egoïstes* ist hier ein Adjectiv. So selbstsüchtig. Etwas undeutsch ist auch S. 182: mein Bruder, dieser grosse und freygebige Charakter, f. *mon frère, ce caractère grand et généreux.* Man hat sich hier bey dem Bruder eine angemasste Freygebigkeit, diese Tugend nur als Rolle, zu denken. Er tritt als gross und freygebig auf. S. 193 in Neustadt, *à la ville neuve*, muss heissen: in der Neustadt, nämlich von Dresden. S. 210 ist *office* durch *Offiz* gegeben. In allen Wörterbüchern findet man *Speisekammer* dafür. Js.

Wien, b. Rötzl u. Kaulfuss: *Taschenbuch zum Studium der französischen Sprache* (,) enthaltend eine vollständige Übersicht aller Sprachregeln, im Sinne der französischen Akademie, und der Herren *de Wailly*, *de Levizac*, *Caminade*, *Debonale* etc. grammatikalisch nach *Mozin* bearbeitet, und mit zahlreichen, dem Geiste der Sprache eigenen Redensarten bereichert von *Johann von Vogtberg*, Lehrer der franz. Sprache. 1810. 270 S. kl. 8. (16 gr.)

Was der Zweck des Vfs. bey diesem Buche sey, zeigt er selbst in folgenden Worten an. „Der Zweck dieses Werks ist nicht nur allein dieser, dem Sprachkundigen, dem Lehrer und dem schon mehr gebildeten Schüler ein Buch zu liefern, welches wegen seiner Vollkommenheit und der geordneten Eintheilung der darin enthaltenen, und bis auf die kleinsten Subtilitäten erschöpften Regeln ihm bey jedem Zweifel und Anstosse zur Vermeidung grammatikalischer Fehler sowohl, als auch in Ansehung der reinsten und besten Rechtschreibung das gehörige Licht zu verschaffen im Stande ist, sondern auch hauptsächlich jener, um den Lehrern, die sich bey ihren Schülern irgend unvollkommener Sprachlehren bedienen, den Leitfaden an die Hand zu geben, die in denselben vorkommenden unvollkommenen Regeln vervollkommnen, Fehler und Barbarismen verbessern, die unrichtige Schreibart richtig abändern, und auf diese Art das darin für Schüler enthaltene Gift unschädlich machen zu können, der Schüler aber selbst wird, wenn er bey den Fehlern seiner Sprachlehre zugleich auf ihre Verbesserung aufmerksam gemacht wird, bey vorkommenden ähnlichen Fällen sich der ihm beygebrachten Regeln erinnern, und um so leichter Barbarismen zu vermeiden im Stande seyn." Wie schleppend ausgedrückt! und wie viel versprochen! Ob geleistet? Höchst unvollkommen, da sich der Vf. durchaus nur an die französischen Grammatiker gehalten hat, die von den Bedürfnissen des deutschen Schülers nichts ahnden, und deren Definitionen der Redetheile ihm unverständlich sind. Am auffallendsten ist diess im eilften Capitel, wo von den grammatikalischen Figuren und den Fehlern gegen die Sprachlehre gehandelt wird. Was wäre da nicht einem Deutschen Alles zu sagen gewesen! Durchgehen kann Rec. das ganze Buch nicht; er will nur Einiges ausheben, um zu zeigen, wie weit der Vf. von jener gerühmten Vollkommenheit entfernt ist. S. 17: „*J* wird fälschlich von einigen *i consonne* genannt." Nicht fälschlich, da es aus dem Vocal entstanden ist. S. 21: „Steht *i* vor *l*, *ll*: so lauten *l*, *ll* weich oder *mouillés*, und verliert das *i* seinen Laut." Völlig unwahr. Rec. wüsste Wörter, wie *civil*, *facile*, *Lille*, *tranquille*, *illustre*, gar nicht auszusprechen, wenn in denselben das *i* den Laut verlieren sollte. Auch will der flüchtig abschreibende Vf. das *l* in *poumon* verschwiegen haben. Es ist ja kein *l* in *poumon*. Freylich ist diess Wort das lateinische *pulmo* mit einem *l;* dessen aber erwähnt Hr. *v. V.* nicht. S. 22: „*T* vor *ie* lautet wie *ss* in vielen Wörtern." Auch in *tiens*, *entretien*? In einer vollständigen Übersicht aller Sprachregeln hätte die Ausnahme erwähnt werden müssen. S. 23: „*Ai* lautet wie *a* in den Sylben *ail*, *aill*." Damit ist dem Rechte des *ai* noch keine Genüge geschehen. *Ailleurs* wird nicht *allöhr*, sondern *aljöhr* ausgesprochen. „*Ai* lautet nicht in *satisfaisant*." Als wenn es ganz verschwiegen würde! Wieder eine Regel, wie die S. 21. Wir wissen wohl, was der Vf. meint, er hat es aber nicht gesagt. S. 24: „*Ie* hat den Laut eines langen *i*." Auch in *rien*, *maintien*, *grossier*? So lahm sind viele Vorschriften des Vfs. in Ansehung der Aussprache. S. 31: „*Le* wird in *la* vor den Nenn- und Für-Wörtern weiblichen Geschlechts in der Einzahl verwandelt." Wie so, verwandelt? Der Artikel *la* kommt den Fömininen ohne Verwandlung so rechtmässig zu, wie *le* den Masculinen. „Das Nennwort des lateinischen Vocativs ist auch als *Sujet* zu gebrauchen." Leider verstehen wir den Vf. nicht, und hoffen, genug angeführt zu haben, um seine Ohnmacht in einer Unternehmung zu zeigen, die gar viel mehr Logik und Kritik verlangt, als wir ihm, nach Durchsicht seines Buchs, zuzuschreiben befugt sind. Hätte er sich begnügt, eine blosse Grammatik, nach dem Muster so vieler Anderen, zu schreiben: so hätte er vielleicht eine unnöthige Arbeit gethan, wäre aber nicht so weit hinter seinem Ideal geblieben. Übrigens ist das Format bequem und der Druck artig. Js.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 MAY 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

VENEDIG, *τύποις Μιχαὴλ Γλυκὺ τοῦ ἐξ Ἰωαννίνων*· Ἀνθίμου Γαζῆ Λεξικὸν Ἑλληνικὸν *πρὸς χρῆσιν τῶν περὶ τοὺς παλαιοὺς συγγραφεῖς ἐνασχολουμένων. Ἔκδοσις πρώτη. Ἐπιστασίᾳ καὶ διορθώσει* Σπυρίδωνος Βλαντῆ. *Τόμος πρῶτος* Α — Θ. 1809. XX und 1994 S. gr. 4.

Diefs ist der Anfang einer grofsen und für die Ausbildung und Wiederherstellung des alten Nationalgeistes der unter fremder Herrschaft so tief gesunkenen griechischen Nation höchst wichtigen und nöthigen Unternehmung, von dem ehrwürdigen und gelehrten Archimandriten *Anthimus Gazes* unternommen und ausgeführt, in Verbindung mit mehreren gelehrten und patriotischen Mitgliedern der Nation, welche, vielleicht auch durch politische Aussichten und Hoffnungen belebt, den grofsen Plan der geistigen Regeneration ihrer Nation durch Herbeyschaffung und Erleichterung der Mittel des Unterrichts durch die Buchdruckerey betreiben. Welche andere Einrichtungen damit verbunden worden sind, oder in Zukunft bey eintretenden günstigeren Zeitumständen zugleich getroffen werden sollen, um den grofsen Plan auf dem Wege der Erziehung und des Unterrichts zu erreichen, ist dem Rec. unbekannt, und gehört nicht zur Absicht dieser Anzeige. In der Vorrede, datirt von Wien am 1 Januar 1809, gesteht der Vf. ganz offen, dafs er die 2te Ausgabe des *Schneider*'schen Wörterbuchs zur Grundlage des seinigen gemacht habe, mit dem Zusatze: *ἐπηύξησα καὶ ἀνεπλήρωσα αὐτὸ μεταχειρισθεὶς ὁδηγοὺς τοὺς πίνακας τῶν ἀρίστων Ἐκδόσεων τῶν Ἑλλήνων Συγγραφέων, ὥστε προκύπτει τὸ ἡμέτερον πλέον ἐπηυξημένον, ἐπιδιωρθωμένον καὶ ἐντελέστερον.* In dieser Versicherung liegt der Grund unserer Anzeige; und Rec. will sich bemühen, durch Beyspiele aus dem Buchstaben Z zu zeigen, in wiefern sie gegründet, und also dieses Wörterbuch nicht allein Zuwachs, sondern auch wahrer Gewinn für die griechische Literatur sey. Von einer Seite insonderheit versprach sich Rec. viel von dieser neuen Bearbeitung des griechischen Sprachschatzes von einem gelehrten Neugriechen, weil er wufste, dafs sich in der heutigen Sprache der griechischen Nation viele Stammworte, Formen und Bedeutungen erhalten haben, welche zur Aufklärung der alten Sprache, die wir in vielen Theilen so mangelhaft aus Schriften kennen, höchst erwünschten Aufschlufs geben können, wie vormals *Hemsterhuis* und neuerlich *Coray* bewiesen haben. Freylich, was nur aus einheimischen Sitten und Gebräuchen seine Erläuterung erhalten kann, darf man in dem heutigen Griechenland nicht mehr wiederzufinden hoffen: denn nur ein geringer Theil der alten Sitten und Gebräuche hat sich an einzelnen Örtern durch besondere Ursachen und Mittel erhalten; das Ganze ist mit der politischen Verfassung und mit der Erziehung verschwunden. Aber in der Localität ist so Vieles und so tief, was Ausdruck und Colorit der Sprache betrifft, gegründet, dafs man es gewifs noch jetzt in denselben Gegenden und in denselben Ständen und Beschäftigungen der Menschen wieder finden und erkennen mufs.

Gleich zu Anfange des Buchstaben Z fand Rec. das Versprechen des Vfs. erfüllt, indem über das Wesen und die Aussprache dieses Buchstabens der sehr mangelhafte Artikel des *Schneider*schen Wörterbuchs ganz umgearbeitet ist. Unterdessen ist die Untersuchung über die Aussprache doch noch nicht aufs Reine gebracht. Der Vf. legte hier *Hermanns* Bemerkungen *de emendanda ratione graecae Grammaticae* S. 55 fg. zum Grunde. Nach der Stelle des Dionysius Halic., dafs von allen Doppelconsonanten das Zeta allein einen dem Ohre angenehmen zischenden Laut in der Aussprache gebe, schaltet er folgende Worte ein: *ὁ ὁποῖος καὶ τὴν σήμερον παρατηρεῖται ἀναμεταξὺ εἰς τοὺς Γραικοὺς, παρομοιάζων μὲ ἐκεῖνον ὅστις ἀκούεται ἐν τῇ προφορᾷ τοῦ* S *μεταξὺ δύο φωνηέντων εἰς τοὺς Γάλλους καὶ Γερμανοὺς καὶ ἐντεῦθεν γίνεται δῆλον ὅτι ἡ τοῦ* Δ *προφορὰ εἶναι ὀλίγον τι τραχυτέρα τοῦ* Θ, *καὶ οὐχ ὡς ἐκείνη τοῦ* D *τῶν Λατίνων, ὡς τινὲς αὐτῶν θέλουσι, ὥστε ἡ τοῦ* Δ *μετὰ τοῦ* Σ, *ἢ καὶ ἀπαπαλιν, προφορὰ, ἀποτελεῖ τὸν τοῦ* Z *φθόγγον καὶ γλυκὺν διὰ τῶν ὀδόντων συριγμὸν, καὶ ὅτι οἱ παλαιοὶ τὸ* Δ *ὡς τραχύτερον* Θ *ἢ* Σ *δασύτερον ἐπρόφερον.* Wenn die Dorer und Äoler σδ für ζ brauchten: so sey dieser Gebrauch so zu erklären, dafs man annehme, sie gebrauchten im Schreiben die Buchstaben σδ immer fort, nachdem der Doppelconsonant ζ als Zeichen dieser eigenthümlichen Aussprache längst erfunden und von anderen Stämmen angenommen worden war, oder *ἠκούετο δασύτης τις τοῦ* Δ *ἐν τῇ προφορᾷ αὐτῶν, καθὼς π. χ. καὶ τὴν σήμερον μεταξὺ τῶν Ἠπειρωτῶν καὶ τῶν λοιπῶν Γραικῶν ἀκούεται καὶ τις διαφορὰ τῆς προφορᾶς τοῦ* Σ. Hier sagte *Hermann: si quid etiam in pronunciatione mutarunt, id in eo constitisse credibile est, quod paulo magis, quam aliae Graecorum gentes, utramque litteram,*

σ et δ, voce exprimerent. Es bleibt alſo immer die vorige Ungewiſsheit wegen der alten Ausſprache! und aus ſchriftlichen Denkmälern und Zeugniſſen wird ſie ſich nun noch ſchwerlich ausfinden laſſen. Dieſs bringt die Natur der Sprache mit ſich. Die letzte Bemerkung in dieſem Artikel ſoll beweiſen, ὅτι ἡ προφορὰ τοῦ Ζ συνίσταται ἐκ τοῦ Σ καὶ Δ. Dazu werden mehrere abgeleitete Wörter, wie παίζω, παιδὸς, angeführt, und dann die aus den verſchiedenen Mundarten ὀσμή, ὀδμή und ἴσμεν, ἴδμεν Das letzte Beyſpiel ſcheint dem Rec. nicht zu paſſen, ſondern nur allein ὀσμή, ὀδμή, von ὄζω, ὄσδω abgeleitet. Dem Rec. iſt die von *Hermann* geäuſserte zweyte Muthmaſsung in Anſehung des doriſchen und äoliſchen Stammes die wahrſcheinlichſte. Wenigſtens läſst ſich daraus am leichteſten die Erſcheinung erklären, daſs ſelbſt einige Zweige des doriſchen Stammes, wie z. B. die Lacedämonier, den in σδ hörbaren Laut des δ mehr ausdrückten, und μουσίδδω für μουσίσδω d. i. μουσίζω ſchrieben; daſs der ioniſche Stamm die weiche Ausſprache ὀδμή vorzog, und andere wiederum den Laut des σ mehr hören lieſsen, und allein mit Buchſtaben ausdrückten. Der letzte Fall muſs ſchon in der älteſten Sprache der Griechen bey einigen Stämmen geweſen ſeyn, wie die beiden homeriſchen Stellen *οἱ δὲ Ζάκυνθον ἔχον* und *ἱερῆς εἰς ἄστυ Ζελείης* zeigen: denn in den übrigen Stellen muſs man die verſchiedene Ausſprache annehmen, welche beide Buchſtaben σδ mehr hören lieſs; wodurch es denn auch geſchah, daſs der vorhergehende kurze Vocal mit ſeiner Sylbe lang ward, wie in ἐπιζαφελῶς und mehreren Worten. So bedenklich übrigens im Homer dieſer abweichende doppelte Gebrauch iſt: ſo zeigt er uns doch deutlich den Grund des ſpäteren Gebrauchs, welcher erſt unter der Herrſchaft der Römer in die Sprache, wenigſtens in die geſchriebene, der Griechen eingeführt worden iſt, und ſich bis auf unſere Zeiten in der Nation erhalten hat, wo man ζμύρνα, ζμάραγδος, ζμίλιον, ζμινύη, ζμῆγμα, ζμῶσαι und ζβέσαι u. drgl. für σμύρνα, σμάραγδος u. ſ. w. ſchrieb. Das älteſte Zeugniſs über dieſen Gebrauch findet ſich bey Sextus Empiricus *adv. Grammaticos* S. 169. Dann in Lucians *Judicium vocalium I*, S. 67 Zw., wobey *Hemſterhuis* einen ſehr gegründeten Zweifel über die Stelle im Commentar des Euſtathius über Ilias β, S. 217 geäuſsert hat, welche dem Buchſtaben ζ in der Schreibart ζμικρὸς, ζμύρνα u. ſ. w. ein Vorrecht des älteren Beſitzes einräumen will, als dem Sigma, wodurch die Natur des Doppelconſonanten und die Urſache ſeiner Erfindung ganz aufgehoben wird. Dieſe ſuchte Herodianus in der Unterſuchung dieſer Streitfrage geltend zu machen, ob er gleich nur den Namen σμύρνα anführt. (*Fragmentum Herodiani* von *Hermann* herausgegeben *de emendanda ratione p.* 305.) Dem Beyſpiele des griechiſchen Grammatikers folgte, wie überall, ſo auch hier, Priſcianus I p. 564, deſſen Stelle ſchon *Hemſterhuis* benutzt hat. Dieſen hiſtoriſchen Umſtand hat Hr. *Gazes* ſowohl als *Schneider* ganz übergangen, *Hermann* aber nur kurz berührt. Dagegen hat Hr. *G.* den Fehler in *Schneiders* Angabe, daſs ζ aus δσ entſtanden ſey, richtig verbeſſert. Denn alle Zeugniſſe der Grammatiker ſtimmen für die Ausſprache und Schreibart σδ, nicht δσ, welche jedoch in der Lehrart bey den Deutſchen überhand genommen hat. *Buttmann* ſcheint dem Rec. auch zu nachſichtig für den neueren Gebrauch zu ſprechen, S. 13, wenn man nicht etwa hier eine Auskunft in der Vergleichung der anderen Doppelconſonanten finden kann. Denn es findet ſich, daſs die Äoler die Laute in den Buchſtaben ξ u. ψ ebenſo wie in ζ verſetzten, und σκίφος σπάλιον, ἀσπίνθιον, ſchrieben und ſprachen, wo andere Stämme ξίφος, ψάλιον, ἀψίνθιον, ſchrieben, und κσίφος, πσάλιον ἀπσίνθιον, lat. *absinthium*, ſprachen. So findet man die Spuren der äoliſchen Ausſprache noch in κυπος, κυπελλον, verglichen mit σκύφος wie in ξερὸς, ξηρὸς, verglichen mit σκηρὸς, σχερὸς, in ξάω, verglichen mit dem lateiniſchen *ſcabo*. Ja es kommen Fälle vor, wo die Äoler den Doppelbuchſtaben brauchten, die anderen Stämme aber einen von den beiden einfachen. Z. B. ξίμβη, wo andere σίφη, σίβδη, σίμβη ſprachen. Eben ſo ſcheint aus ψόλος gemacht zu ſeyn ἄσβολος. Ja in Worten, wo ſonſt nur ein Sigma gehört ward, ſetzte manche Mundart ein ψ. So κόψιχος ſtatt κόσσυφος, und ψιττακὸς für σιττακὸς. Vielleicht alſo könnte man daher mit mehrerem Rechte ſagen, daſs die jetzt gewöhnliche deutſche Ausſprache des ζ die härtere, einer gewiſſen Mundart, vielleicht der attiſchen, welche die härtere Ausſprache überall angenommen hatte, eigene ſey, welche nach der ähnlichen Verſchiedenheit der neueren europäiſchen Sprachen mit vollem Rechte abwechſeln könne.

Noch aber ſollte bemerkt werden, was *Schneider* doch gethan hat, daſs die Arkader ζ für β brauchten, und ζέλλω, ζέρεθρον für βάλλω, βέρεθρον ſagten. Von dieſem Gebrauche hat ſich ἐπιζαρέω im Euripides erhalten.

Die Verwechſelung des ζ mit σ und δ in der neueren Sprache, wie ζαρόνω für σαίρω, σαρόω, ζύγος für σύγχος, ferner μαζί für ὁμ δὲ, μαζεύω für ὁμδεύω, endlich auch mit σθ, wie in ζητούνιον für στηθούνιον würde gewiſs den Landesleuten des Vfs. ſehr nützlich geweſen ſeyn.

Es folgt in der Reihe der verſtärkende Vorſatz ζα, welcher hier mit ἐρι und ἀρι verglichen wird; richtiger aber würden die Laute α, in ἄξυλος, ἄσπετος und ähnlichen Worten, λα und δα in ζάθεος, ζάκοτος, und in δάσκιος, δαφοινὸς verglichen worden ſeyn. Zwar ſind die beiden letzten Zuſammenſetzungen, (deren es überhaupt nur wenige von der Art giebt), verſchiedentlich bezweifelt, und anders abgeleitet worden; doch aber ſcheint die vorher angedeutete Verwandſchaft des ζ u. δ für den Laut δα in der Zuſammenſetzung zu ſprechen; und im Etymol. M. S. 248 L. 18 findet ſich eine ähnliche Bemerkung, welche δα von ζα nach äoliſcher Ausſprache ableitet. Für die Behauptung, daſs ζα bisweilen für δια geſetzt worden ſey, wird hier das Verbum ζαβάλλειν als äoliſch angeführt, und hinzugefügt, daſs wahrſcheinlich

aus diesem Gebrauche das neugriechische Ζαβάλλης s. v. a. διαβεβλημένος, ἐξηπατημένος, τλήμων, entstanden sey. Die neugriechischen Wörterbücher geben nur die letzte Bedeutung an. Man könnte noch hieher rechnen das im Etym. M. als äolisch angeführte κάρζαι für καρδίαν; aber das κορζία der Paphier bey Hesychius kann doch einige Bedenklichkeit erregen. Sonst liesse sich der spätere Gebrauch der Lateiner vergleichen, welche *apophlegmatidiare* sagten für *apophlegmatizare*, und so mehrere Verba endigten.

Unter ζάγκλη findet sich der Zusatz, dass in der neueren Sprache ζάγκλος und ζεγκλα s. v. a. σκολιὸς, ἀγκυλωτὸς, κυρτὸς bedeute. Das Wort ζάθεος wird eben so unvollständig u. unrichtig, wie bey *Schneider*, durch ἄγαν θεῖος, θαυμαστὸς abgefertiget. Dabey noch die einzige Citation *Hesiodi Theog.* 2 welche auf den falschen Gedanken leiten muss, als habe Hesiodus das Wort zuerst gebraucht. *Schneider* hat gar nur die Erklärung *göttlich* gesetzt, welche durchaus nicht auf die Stellen im Homer passt, wo dieses Beywort Städten, Gegenden, Bergen und Flüssen gegeben wird, wie im Hesiodus. Nur in den Fröschen des Aristophanes V. 382 ζαθέαις μολπαῖς κελαδεῖτε findet sich die Spur oder der Schein von einem moralischen Begriffe mit dem Worte verbunden.

Ζακελτίδες, αἱ, σφαλμ. ἀντὶ Ζακυνθίδες ist *Schneidern* nachgeschrieben: aber bey Athenaeus 9 p. 369 steht so geschrieben ohne Variante, und wird von Rüben oder Kürbissen erklärt; dagegen hat Hesychius Ζακυνθίδες, κολοκύνται. So gerade zu lässt sich doch gewiss nicht behaupten, dass die erstere Leseart aus der zweyten durch einen Fehler entstanden sey, bloss weil wir die Ableitung derselben nicht wissen.

Unter ζαμενέω findet sich die richtigere Erklärung von der Stelle des Hesiodus Theog. 928 als ein Zusatz. Unter Ζαφελής (welches jedoch nirgends vorkommt, sondern nur ἐπιζάφελος und ἐπιζαφελῶς), findet sich daneben sogleich ζάφαλος, welches aber vermuthlich ein Druckfehler ist. Woher mag in Suidas die Glosse ζαφελής, ὁ ἀφελής, καὶ ζαφελῶς, πάνυ ἀφελῶς stammen, die einzige in dieser Art?

Unter ζάψ wird hinzugesetzt, dass daher das neugriechische ζάψω stamme, in der Bedeutung von σφοδρῶς κτυπῶ, δέρω τινα, und auch für ῥουφῶ, πίνω gebraucht. Den Zusatz unter Ζάω als No. 2) καὶ ἀντὶ τοῦ πολιτεύομαι. πέρνω τὴν ζωήν μου. Ἰσοκρατ. versteht Rec. gar nicht. Unter Ζεὺς steht als Zusatz die Bemerkung: κυρίως κατ' Ἀριστοτέλη ὁ θεὸς. Dann folgt die Stelle aus dem unächten Buche *de Mundo* cap. 7, 1, welche auf eine falsche Etymologie, oder auch auf einen falschen Begriff von der ältesten griechischen Religion leiten kann. Unter Ζέφυρος wird mit demselben Buche eine Stelle als Zusatz eingerückt. Ζήλεια, ἡ, ταὐτὸν τῷ Ζήλωσις steht in der Reihe aufgeführt, ist aber bloss der neueren Sprache eigen. Unter ζῆλος ist die stoische Definition der Leidenschaft hinzugefügt. Unter ζορκάς, ζόρξ ist nichts als das neugriechische ζορκάδι hinzugefügt, welches Andere ζαρκάδι schreiben. Über die Bedeutung wird weiter nichts gesagt. Gleichwohl findet sich in Plutarchs Romulus Cap. 27 die Stelle: περὶ τὸ καλούμενον αἰγὸς ἢ ζορκὸς ἕλος· aber Cap. 29 εἰς τὸ τῆς αἰγὸς ἕλος zweymal, womit die Gegend zu Rom *Caprilia, appellatur ager, qui vulgo ad Caprae paludes dici solet*, nach Festus bezeichnet wird. Wonach man annehmen muss, entweder dass Plutarch selbst über die Bedeutung von ζόρξ zweifelhaft war, oder dass in der ersten Stelle die Worte ἢ ζορκὸς ein fremder und falscher Zusatz sind.

Unter Ζυγκλέω wird am Ende als Zugabe beygefügt Ἄραγε, δεῖ ἔχει συγγένειαν τινὰ μὲ τὸ Ζάγκλη; aber diese Vermuthung verdiente durch Gründe gerechtfertiget zu werden. Rec. scheint sie unwahrscheinlich. Das Wort Ζυγνὶς, ἡ, der Name einer Eidechsenart bey Aristotel. H. A. 8, 23, wofür Hesychius ζίγνις, Andere δυγνὶς haben, ist auch hier, wie von *Schneider*, ausgelassen. Die Form ζωαγράφω aus Herodot. 4, 68 ist aus einer falschen Lesart entstanden, wie *Schäfer* über Dionys. Hal. S. 289 gezeigt hat. Ζωοστασία hat *Stephanus* ohne Beyspiel, Eustathius aber braucht ζωοστάσιον. Ferner ζωοπώλης wird aus Hesychius als Thierhändler aufgeführt, da Hesychius doch ausdrücklich sagt, der ζ. handle mit Opferthieren; derselbe setzt hinzu, der Marktplatz, wo die Thiere feil standen, heisse ζωοπῶλις, verstanden ἀγορὰ. Dieses letztere Wort hat *Schneider* wie *Gazes* ausgelassen; dieser aber hat dafür ζωοπωλεῖον ohne Autorität hinzugefügt.

Diess ist das Bemerkungswürdigste, was sich dem Rec. beym Durchsehen des Buchstaben Z dargeboten hat. Im dem folgenden Buchstaben H findet Rec. gleich zu Anfange eine Bemerkung über die Aussprache dieses Buchstabens bey den Neugriechen als ein langes I, welche der Vf. aus der lateinischen Orthographie und Aussprache zu vertheidigen sucht. Ein grosses Missverständniss fand Rec. unter ἡδυώπεια aus Hesiod. Theog. 965, wo neben die fehlerhafte Erklärung γλυκεῖα ὁμιλία, γλυκὺς ὕμνος aus den Verbesserungen des zweyten Theils die einzig wahre Erklärung der Stelle eingerückt ist. Unter ἠϊών findet man als Zusatz: No. 2. Καὶ ὀφθαλμῶν τὰ ὑποκάτω, διὰ τὸ κατ' αὐτῶν φέρεσθαι τὰ δάκρυα, ὡς καὶ κατὰ τῶν τῆς θαλάσσης αἰγιαλῶν τὰ δάκρυα. Ἡσύχ. So steht hier durch einen Druckfehler, denn es soll zuletzt τὰ κύματα heissen, wie im Hesychius steht. Dieselbe Glosse hat auch das Etymol. M.; aber so wie sie hier wiederholt ist, wird sie nicht leicht Jemand verstehn, oder den Zusammenhang der Bedeutungen einsehn. Wenigstens müsste noch aus Hesychius die Glosse ἠΐον — παρειὰν, γνάθον hinzugesetzt werden. Damit vergleiche man παρήϊον s. v. a. d. prosaische παρειά, so sieht man, dass ἠΐον und ἠϊὼν den Thränenweg unter den Augen, zwischen Wange und Nase, bezeichnet; daher παρήϊον die Wange. Dieses leitet auf die Bedeutung ἠϊὼν als Bette des Flusses, auf welche die Erklärung im Hesychius allein passt ὡς κατὰ τῶν τῆς θ. αἰγιαλῶν τὰ κύματα. Später oder abgeleitet ist die Bedeutung der Weg neben dem Meeresbette oder das Ufer. Für die erstere Bedeutung hat Rec.

bis jetzt die einzige Stelle im Aristoteles Meteorol. 1, 14 gefunden, wo es vom Bosporus heisst: ὅτε γὰρ ἀπὸ τῆς Ἀσίας ἠϊόνα ποιήσειεν ὁ ῥοῦς, τὸ ὄπισθεν λίμνη ἐγίνετο, σμικρὰ τὸ πρῶτον, εἶτ' ἐξηράνθη· μετὰ δὲ τοῦτο ἄλλη ἀπὸ ταύτης ἠϊὼν καὶ λίμνη ἀπ' αὐτῆς, wo Gaza falsch übersetzte: *quando interceptionem faciebat fluxus.* Von ἄϊον, ἠϊον als Bette des Flusses läſst sich die Bedeutung des Verbum αἰονάω, benetzen, befeuchten, begieſsen, bequemer ableiten.

Eine neue merkwürdige Form ἡλικιάζω führt der Vf. an, und dazu aus Stobäus die Worte τὰ σώματα ἡλικιάζεται. Schade, daſs die Stelle nicht genauer angezeigt ist, um sich von der Richtigkeit zu überzeugen. Ἡλόκεντρον, τὸ, welches *Schneider* für Sporn erklärt, und weil er keine Autorität dafür fand, mit *zw.* bezeichnete, steht hier ohne dieses Zeichen durch κεντρὶ ἀπὸ καρφὶ erklärt. Ἡμέρωμα — τὸ ὁμοῖον ἡμερώθη, παρὰ Θεοφρ. δὲ καὶ ἀντὶ τοῦ Ἡμέρωσις. Wörtlich aus *Schneider* übertragen. Es muſs aber dafür heiſsen: Bey Theophr. c. pl. 5, 7, ἡμερώματα cultivirte Pflanzen. Unter Ἡμιονίτης steht: Παρ' Ἀριστοτελ. καὶ Θεοφρ. Ἡμιονῖτις Συρία, εἶδος ἵππου, *Equus Hemionus Pallas.* Etwas Anderes, als bey *Schneider*, wo dieser Artikel durch einen häſslichen Irrthum des Setzers von Ἡμίονος weggenommen, und an eine unrechte Stelle versetzt seyn muſs.

Θαυμασιότης, ἡ, wird erklärt θαυμαστὴ ἰδιότης, τὸ ἀξιοθαύμαστον. Das letzte ist verschieden von *Schneiders* Bewundernswürdigkeit. Folgende Stelle Aristot. Topic. 4, 5 ἡ ἔκπληξις ὑπερβολή ἐστι θαυμασιότητος zeigt, daſs Beide, wo nicht Unrecht, doch eine Bedeutung ausgelassen haben. Θύρωμα, wird durch τόπος, οἰκοδομή, δωμάτιον ἢ ἄλλο τι τὸ ὁποῖον ἔχει θύραν, εἴσοδον aus Herodot. 2, 169 erklärt, wie von *Schneider*, aber in der angeführten Stelle sind θυρώματα διξὰ Doppelthüren, wie aus 3, 16 erhellt. Die angegebene Bedeutung läſst sich durchaus nicht erweisen.

In Θυρωρεῖον, τὸ, sagte *Schneider* Aufenthaltsort eines θυρωρὸς, Thürhüterzelle, s. v. a. μέσαυλος Vitruvii 6, 9. Daraus ist hier geworden: Θ. τόπος ἢ οἴκημα, ἐν ᾧ κατοικεῖ καὶ διατρίβει ὁ θυρωρὸς. 2) Ταυτὸν τῷ Μέσαυλος. Vitruv. 6, 9. Vorerst ist die Vergleichung von μέσαυλος bey *Schneider* ganz falsch, und zweytens die Citation; denn es sollte 6, 10, oder nach der neuen Ausgabe 6, 7, 1 heiſsen. Hier ist der Irrthum noch vergröſsert worden! Unter Θύσθλα ist folgende Stelle eingeschoben: Ἀπολλ. Λεξ. Χειρόγρ. Θύσθλα, τοὺς θύρσους ἢ κλάδους, οὓς αἱ Βάκχαι κρατοῦσιν. Ἔνιοι δὲ τὰ ἐπὶ τὴν οὐσίαν ἐκφερόμενα· οἱ δὲ τὰ φύλλα τῆς ἀμπέλου. Allerdings kann die Stelle die Verschiedenheit der Auslegung des homerischen Worts lehren: aber das homerische Wörterbuch von Apollonius ist nicht mehr Χειρόγραφον, wie es noch in *Alberti's* Anmerkung zu Hesychii Θύσθλα hieſs, sondern ist jetzt zweymal gedruckt; und die angeführte Stelle steht dort richtiger: denn es muſs θυσίαν für οὐσίαν heiſsen. Θύσσα, ἡ, ταυτὸν τῷ Θυσιὰς, findet Rec. aufgeführt, und wirklich steht bey *Schneider* Θυσιὰς, ἡ, d. i. θύσσα. Aber θύσσα ist gar kein griechisches Wort, und θυσιὰς selbst nur aus einer zweifelhaften Glosse des Hesychius genommen. Vermuthlich sollte es bey *Schneidern* θυὰς oder θύουσα heiſsen. Unter Θοὴ ist eine Stelle aus Eustathius eingeschaltet, die gerade nichts weiter lehrt, als schon gesagt war, und dabey eine (richtig bemerkte) Unrichtigkeit enthält. Θαυτὸς für θαυμαστὸς wird als ionisch ohne Autorität, wie von *Schneider*, aufgestellt; aber in der einzigen Stelle Hesiodi Scutum v. 165 haben die besseren Handschriften θαυματὰ ἔργα. Aber auch dieses Wort, welches in den homerischen Hymnen vorkommt, hat der Vf., wie *Schneider*, ausgelassen. Unter Θὼς ist ganz schicklich die letzte Citation und Verweisung bey *Schneider* weggelassen worden, auch die homerische Stelle Il. N, 103 hinzugefügt, da *Schneider* den Homer gar nicht angeführt hatte; aber die Hauptstelle Il. 11, 474 muſste vor allen bemerkt werden. Die Stellung unseres Vfs. ist so zweydeutig, daſs der unkundige Leser auch glauben könnte, das Thier θὼς heiſse auch bey Homer Τίγρις. Eine ähnliche Zweydeutigkeit findet sich in Θωρήσσω, wo No. 2 lautet: Ταυτὸν τῷ μεθύω καὶ μεθύσκομαι, Ἰωνικῶς, πίνω ἄκρατον οἶνον. Dieses gilt nur vom *medio* θωρήσσομαι, nicht vom *activo*, obgleich in Ruhſ Fragm. p. 208 steht: ἐδηδοκότα καὶ τεθωρηκότα. Aus diesem Buchstaben will Rec. noch ein paar Bemerkungen hinzufügen, welche er in dem vorliegenden Buche unter θρυλίσσω und θρύπτω ungern vermiſst hat. Des Vfs. Landsmann und Freund *Coray* über Heliodorus S. 63 und 95 hat das Stammwort θρύω von θρύπτω in dem Neugriechischen nachgewiesen, wovon θρύμμα kommt. Davon machten die Neugriechen θρούβαλον, θρουβαλίζω; und für θρυλλίσσω sagen sie jetzt θρουλλίζω. Dieser Gegenstand führt den Rec. auf den Buchstaben Γ zurück, wo gleich zu Anfange Hr. *G.* das Wort Γαβαθὸν, τὸ. Τρυβλίον. γαβάθα aus Hesychius eingeschaltet hat. *Schneider* hat das Wort nicht aufgenommen, weil er es nicht mit Autoritäten belegen konnte, und weil sich sonst kein verwandtes in der griechischen Sprache findet. Hr. *Gazes* hingegen, der für die Neugriechen schrieb, muſste allerdings alle diese Worte aus den alten Glossarien aufnehmen, welche sich in der neugriechischen Sprache, obgleich in etwas veränderter Bedeutung, erhalten haben. Hier aber bey diesem Worte vermiſst Rec. die Bemerkung, welche *Coray* über Plutarchs Timoleon S. 394 gemacht hat, daſs bey den Bewohnern der Insel Chius Γαβάθιον den Trunk, Γαβαθίζειν zusammen trinken, und Γαβαθάριον den ἀκροκώθων bezeichnet, wie κώθων und κωθωνίζεσθαι den beiden ersten Worten entsprechen.

(Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 MAY, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

VENEDIG, τύποις Μιχαὴλ Γλυκὺ τοῦ ἐξ Ἰωαννίνων· Ἀνθίμου Γαζῆ Λεξικὸν Ἑλληνικὸν — Ἐπιστασίᾳ καὶ διορθώσει Σπυρίδωνος Βλαντῆ. Τόμος πρῶτος etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unter Γαγγάμη hat Hr. *G.* die Stelle aus Pollux 10, 132 eingerückt, woraus erhellet, dass γάγγαμον auch die Stelle am Leibe um den Nabel herum hiess, weil sie dem Geschlechte des runden Netzes γάγγαμον gleicht. Aber die angeführte Stelle steht nicht im 10, sondern im 2 Buche. Dazu fügt Hr. *G.* noch die gute Bemerkung, dass noch jetzt in einigen Gegenden von Griechenland denselben Namen ein Werkzeug führt, womit man die Austern fischt. Es besteht aus einem langen Stück Holz, mit einem scharfen Eisen an der Spitze, von welchem ein kleines sackförmiges Netz herabhängt. Auch Hesychius unter Γωγγάμη führt diesen Gebrauch an. Aber noch verdiente bemerkt zu werden, dass die Form γαγγαμὼν zweifelhaft sey, wenigstens in der ersten Stelle bey Pollux 2, 169 aus einer falschen Lesart der Stelle Aeschyli Agam. 369 γάγγαμον ἄτης παναλώτου entstanden sey.

Der Artikel Γάγγλιον ist durch Wegnahme und Zusatz sehr verändert worden, jedoch, wie es dem Rec. scheint, nicht zum Besseren. Wenigstens kann das Ganglium nicht ἀπόστημα genannt werden. Dass auch Missdeutungen des deutschen abgekürzten Ausdrucks mit unterlaufen, kann man in Δα sehen, wo *Schneider* sagte: *soll als unzertrennliches Vorwort verstärken*, z. B. δάσκιος, *sehr schattig, wiewohl diess andere aus δασύσκιος, dickschattig, zusammenziehen; vergl.* δαφοινός, dafür steht hier: Μόριον ἐπιτατικὸν τὸ πολὺ σημαῖνον, οἷον δάσκιος, ὁ πολύσκιος, μᾶλλον ὅτι ἐν τῷ Δασύσκιος, τὸ πυκνὸν σημαίνει, ὅπερ συνώνυμ. τῷ Δαφοινός. Rec. übergeht die Abkürzungen und Auslassungen von Citationen, Nachweisungen von Autoritäten und kritischen Behandlungen, welche nicht in den Plan des Vfs. zu gehören scheinen. Er wollte kein kritisches Wörterbuch liefern, schrieb für Neugriechen, denen zum Nachschlagen schwerlich alle die angeführten kritischen Commentare zu Gebote stehen, und deren Bedürfnisse für jetzt wenigstens von ganz anderer Art seyn müssen, als dass sie durch eine blosse Übertragung des *schneiderschen* Wörterbuchs ganz befriedigt werden können. Vorzüglich möchten wohl mehrere Phrases, Beyspiele und genauere Bestimmung der Wortfügung ein wesentliches Stück seyn, wodurch Hr. *G.* seinem Wörterbuche den Vorzug einer grösseren Brauchbarkeit in den noch zu erwartenden 2 Theilen geben könnte. Den Preis des vollständigen Werks bestimmt die auf dem beygelegten Blatte gedruckte Anrede an die Landsleute des Vfs. zu 55 γρόσια τῆς Κωνσταντινουπόλεως auf Pränumeration. Rec. kennt diese Geldsorte nicht, weiss also auch nicht genau den angegebenen Preis zu bestimmen. S. P. F.

HIRSCHBERG, b. Thomas: *Dialekte und Prosodie der griechischen Sprache.* Zur gründlichen etymologisch-grammatischen Auslegung der griechischen Schriftsteller. Für Lehrer und Schüler der obersten Classe unserer Gelehrtenschulen. 1809. VI u. 174 S. 8. (12 gr.)

Der ungenannte Vf. dieses Büchleins scheint zu den dienstbaren Geistern zu gehören, welche, sobald irgend ein wichtiges grösseres Werk erscheint, sogleich zum Gebrauch der Jugend einen Auszug daraus machen, ohne selbst recht zu wissen, wie sie es anzufangen haben. Kaum war die vortreffliche Überarbeitung des *maittaire'schen* Werks von *Sturz* erschienen (vgl. J. A. L. Z. 1810. No. 24), als unser Vf. daraus sein Lehrbüchlein entwarf, ohne, wie es scheint, eine besondere Kenntniss des behandelten Gegenstandes zu besitzen. Der Zweck des Vfs., durch Benutzung jenes Werks eine genauere Kenntniss der Dialekte bey der Schuljugend zu befördern, ist keineswegs zu tadeln; es kömmt nur auf die Art an, wie er zur Erreichung seines Zieles hinarbeitete. Das *sturzische* Werk ist als eine Art Wörterbuch zu betrachten, welches in einer kurzgefassten Anweisung für die Schuljugend mehr die Gestalt einer Sprachlehre gewinnen muss. Diese gab auch der Vf. seinem Entwurfe; ob und in wiefern er aber den rechten Weg einschlug, wird das Folgende lehren.

Unserem Bedünken nach muss 1) ein populärer Schriftsteller, welcher mehr auf gründliche Deutlichkeit und fassliche Darstellung, als auf vielumfassende Vollständigkeit seines Vortrags zu sehen hat, zuvor die Sphäre des Begriffs seines vorzutragenden Gegenstandes genau bestimmen, ehe er es sich anmassen darf, als Lehrer darüber aufzutreten. Dem Vf. schwebt auch diese Nothwendigkeit vor, wie ein aus Cicero angeführtes Motto beweist; er begann daher seine *Einleitung*, welche er, die schlecht befolgten Motto's aus Cicero und Seneca ausgenommen, ihrem ganzen Inhalte nach aus einem Zusatze zu *Maittaire's*

Werke von *Sturz* entlehnte, mit einer etymologischen Entwickelung des Worts διάλεκτος, welcher die geschichtliche Entwickelung der griechischen Hauptmundarten folgt. So wenig aber die letztere irgend Einen befriedigen kann, welcher das, was *Buttmann* zu Anfange seiner Grammatik erinnert, mit den philosophischen Resultaten der allgemeinen Sprachenkunde zusammenhält: so wenig durfte der Vf. mit *Sturz* bloss dabey stehen bleiben, dass er aus der Grundbedeutung des Wortes διάλεκτος die bestimmteren Bedeutungen dieses Wortes bis auf diejenige herunterführt, in welcher er das Wort nahm. Es bedurfte noch einer genaueren historisch-philosophischen Bestimmung dessen, was der Vf. unter griechischen Dialekten versteht, nebst der Scheidung aller verwandten Begriffe, damit man nicht, wie der Vf. zu thun pflegt, Archaismen mit späteren Dialekten, und eine Mundart mit der anderen vermenge, oder besondere Provincialismen und Idiotismen einzelner Schriftsteller als Eigenthümlichkeiten ganzer Dialekte behandle, oder gar Barbarismen und allerley Sprach- und Sprech-Fehler in den Kreis hellenischer Mundarten ziehe. Der Vf. betrachtet, den Äusserungen des Hn. *Sturz* und den Bemerkungen griechischer Kritiker und Grammatiker blindlings folgend, als Stammsprache der Hellenen die, deren sich die Thessalier und Macedonier bedienten, und leitet daraus zwey Hauptdialekte, den dorischen und attischen, ab, von deren erstem späterhin der aeolische, so wie von dem zweyten der ionische Dialekt, ausgegangen seyn soll. Er zählt daher im Allgemeinen sowohl, als in allen einzelnen Puncten der griechischen Grammatik und Prosodie die Abweichungen der vier genannten Dialekte vor der gemeinsamen Mundart auf, und verbindet damit noch die dichterischen Freyheiten als eines besonderen Dichterdialekts. Man sieht hieraus leicht, wie der Vf. die altgriechische Ursprache mit der später hervorgegangenen, allgemein gewordenen, Büchersprache verwechselt, und die Eigenthümlichkeiten eines Homers, Hesiods und anderer Dichter, welche als Folge des verschiedenen metrischen Bedürfnisses, des Locals und der Zeiten, eine eigene Behandlung erfodern, ohne alles gesunde Urtheil als gemeinsamen Dichterdialekt unter einander wirft. Ihm ist die homerische Sprache, einer Stelle aus Plutarch zufolge, noch eine Mischung aus allen Dialekten, die sich damals schon entwickelt und bestimmt geschieden hatten, und Homer erlaubt sich nur gewisse Freyheiten, die mit ihm fast alle späteren Dichter theilen. Im *ersten*, kaum einen halben Bogen umfassenden, *Haupttheile*, von den Dialekten im Allgemeinen, welcher aus *Maittaire's* und *Gedike's* Bemerkungen, und aus unbedeutenden, meist unzweckmässigen Zusätzen des Vfs. erwachsen ist, werden zwar die Charaktere der Hauptdialekte nach *Gedicke's* Schilderung kurz angegeben; allein wir vermissen die historische Entwickelung derselben, und die Durchführung der angegebenen Charaktere in den Einzelnheiten, welche uns der *zweyte*, fast durch das ganze Buch hinlaufende, *Haupttheil* namhaft macht. Uns scheint der Grund zu den verschiedenen Hauptdialekten der Griechen schon durch die verschiedenartige Einwanderung derselben in das eigentliche Griechenland, und durch die darauf sich gründende Lebensweise gelegt zu seyn. Abgesehen von der Unterscheidung zwischen Pelasgern und Hellenen, die sich, sofern Griechen beide Namen führen, nicht auf eine Sprachverschiedenheit, sondern auf politische Verbindung gründet, findet man bey näherer Untersuchung bald, dass diejenigen Völkerstämme, welche den nordwestlichen Theil von Griechenland besetzten, nicht nur über den Hellespont zu Lande durch Thrakien kamen, sondern auch aus den früher gebildeten Ländern an der Nordostgrenze ihre Cultur empfingen; diejenigen hingegen, welche sich im südöstlichen Theile von Griechenland ansiedelten, über das ägäische Meer von Insel zu Insel schifften, und durch Kreta vorzüglich ihre höhere Ausbildung erhielten, bis Attika zuletzt beide Culturzweige in sich vereinigte, und durch seine Vielseitigkeit sich über alle anderen Griechen emporschwang. Die Mundarten der Völkerstämme im nordwestlichen Theile von Griechenland, unter denen der äolische und dorische classisch geworden sind, tragen offenbar die Spuren einer Gebirgssprache in rauhen Kehl- und Hauch-Lauten, und in breit und voll austönenden Vocalen, während der ionisch-attische Dialekt, mit welchem nach den Angaben der Alten das Achäische des Peloponneses verbrüdert war, in seinen Lippenlauten, in dem freyeren Gebrauche der Zunge, und in sanft und zart austönenden Vocalen die Eigenthümlichkeiten der Sprachen von Küstenvölkern und von Bewohnern freyer Ebenen verräth. Wenn sich hiedurch der allgemeine Sprachcharakter der beiden Hauptdialekte erklärt: so muss hernach wieder das Eigenthümliche in den Sprachen jeder einzelnen Landschaft aus dem besonderen Local, und aus der besonderen Ausbildung ihrer Bewohner, wie sie theils eigene Genialität, theils der Verkehr mit Auswärtigen schuf, nach den verschiedenen Lagen und Zeiten erläutert werden.

Es kann daher 2) vom Verfasser eines Lehrbuches über griechische Dialekte gefodert werden, dass er Zeiten und Völkerschaften wohl unterscheide, und nicht, wie unser Vf., Alles, was griechische Kritiker und Grammatiker in verschiedener Hinsicht mit mehr oder weniger umfassender Gründlichkeit bemerken, unter wenige Hauptrubriken zusammenwerfe, welche mehr zur Verwirrung des Ganzen als zur gründlichen Belehrung über das Einzelne beytragen. Es kann dem zufolge nicht die rechte Methode seyn, wenn man, wie unser Vf., aus dem *maittaire'schen* Werke eine Menge von Beweisstellen sammelt, die sich zu einer beliebigen Zusammenstellung eignen, und die willkührlich und ohne Wahl zusammengerafften und planlos zusammengeschmolzenen Äusserungen griechischer Sprachschriftsteller für eine gelehrte Beyspielsammlung ausgiebt, aus welcher sich alle Regeln über die griechischen Dialekte praktisch herleiten lassen. Wie wenig man von der Methode unseres Vfs. eine gründliche Belehrung erwarten dürfe, er-

hellet schon daraus, dass der Vf. selbst keine deutlichen Vorstellungen von dem Gebrauche dialektischer Formen durch die Abfassung seines Werkchens erzielt. Welche Vertrautheit mit den dialektischen Formen verräth es z. B., wenn er beym Beschlusse seiner Anweisung hinzusetzt: „Den trefflichen Gedanken ἁ πενια μονα τας τεχνας εγειρει würde ein ionischer Dichter etwa also ausgedrückt haben: ἡ πενιη μουνηφι τας τεχνας εγειρησι." Ein gründlich belehrendes Lehrbuch über griechische Mundarten, Provincialismen und Idiotismen darf sich nicht bloss auf Citate aus Sprachschriftstellern gründen, welche oft nur für besondere Fälle gelten, die man nicht zur allgemeinen Regel erheben darf, oft aber auch von dem Mangel eines gesunden Urtheils zeugen; sondern muss auch seine Beweise aus den classischen Schriftstellern, um derentwillen wir vorzüglich die Dialekte studiren, selbst hernehmen, welche durch die Bemerkungen der Sprachschriftsteller wohl bekräftigt, aber nicht ersetzt werden können. Es muss daher eine besondere Grammatik über alle Classiker einzeln verfasst seyn, ehe man ein vollkommenes Werk über griechische Dialekte erwarten kann. In dieser Hinsicht haben die zerstreuten Anmerkungen über die Dialekte in *Buttmann's* griechischer Grammatik einen grösseren Werth, als jedes noch so vollständige Lehrbuch über die Dialekte, dem es an gehöriger Unterscheidung der Schriftsteller nach Gattungen und Zeiten mangelt. Unser Vf. hätte besser gethan, wenn er den vierten und fünften Theil der bekannten hallischen Grammatik, die wir auch in einer Anmerkung zu den Vorbegriffen des zweyten Hauptheils benutzt finden, mit den nöthigen Abänderungen nach den besseren Kenntnissen unserer Zeit, und mit den belehrendsten und wichtigsten Beyspielen aus *Maittaire's* Werke, besonders hätte abdrucken lassen, als dass er sein Geschreibsel, dem er doch, den prosodischen Theil ausgenommen, bey aller scheinbaren Verschiedenheit, im Ganzen dieselbe, wenn gleich minder zweckmässige und zu allerley Unrichtigkeiten führende, Einrichtung gab, in den Druck beförderte.

Ein Lehrbuch über die griechischen Dialekte zum Gebrauche der Schuljugend sollte sich 3) bloss auf die Abweichungen beschränken, welche zum Verstehen der Classiker dienen, und die Hauptdialekte, in welchen wir noch ganze Werke oder Bruchstücke von Classikern besitzen, im Ganzen oder im Einzelnen charakterisiren. Statt dieser Beschränkung auf classisches Griechisch finden wir bey unserem Vf. Alles nach blinder Willkühr unter einander gemischt, was ihm zum Ausschreiben geeignet schien. Er nahm dabey weder Rücksicht auf den Bedarf der Schüler, für welche er schrieb, noch auf eine zweckmässige Methode, die das Auffassen und Behalten des Einzelnen durch allgemeine Winke erleichtert; sondern er begnügte sich, das Einzelne, welches er aushob, als Beyspielsammlung über besondere Theile der Grammatik an einander zu reihen, und hinterher die Jugend oder die Lehrer derselben immer aufzufodern, bey eigener Lectüre der Schriftsteller mehrere Beyspiele zu sammeln, und daraus für jeden Dialekt allgemeine Regeln zu abstrahiren. Er überlässt also denen, die sein Buch gebrauchen, zu notiren, was er selbst hätte geben sollen, und zieht aus seinen mehr oder weniger verdrehten Beyspielen nur einige allgemeine Regeln ab, welche theils in fruchtloser Aufzählung aller Arten von Veränderungen bestehen, wonach *Maittaire* seine Bemerkungen geordnet hat, theils allgemeine Bemerkungen über jeden Dialekt enthalten, wie sie jede noch so schlechte Grammatik liefert. Das Beste im ganzen Buche ist die dialektische Flektion (so schreibt der Vf.) oder Formenlehre, weil hier die Abweichungen aller vom Vf. aufgenommenen Dialekte in besonderen Schematen des Artikels, der Declinationen, und gewissermassen auch der Conjugationen und Contractionen, tabellarisch dargestellt, und dann durch einzelne Beyspiele aus den Classikern oder Grammatikern erläutert sind, um Regel und Übung mit einander zu verbinden. Bey der dialektischen Conjugation und in mehreren anderen Theilen seines Buchs beruft sich der Vf. auf eine praktische griechische Sprachlehre, dergleichen wir noch gar nicht haben, welche aber der Vf. schon im Manuscript gefertigt zu haben scheint. Wir verkennen den Nutzen einer solchen Sprachlehre so wenig, dass wir den Vf. zu ihrer Herausgabe ermuntern würden, wenn uns nur die Beschaffenheit des vorliegenden Buchs, aus dessen Brauchbarkeit wir auf jenes Buchs Nutzen schliessen sollen, zu der Erwartung berechtigte, dass er die Zweckmässigkeit und Fasslichkeit eines *Bröder* bey besseren grammatikalischen Begriffen erreichen würde. In der aus der praktischen Sprachlehre eingeschalteten Formation der Verben vermissen wir, bey aller Klarheit der tabellarischen Darstellung, zur Zeit noch die geläuterten Begriffe eines *Buttmann*; so auch in mehreren Anmerkungen, wenn es gleich in einer derselben zu der aus Hom. Il. V, 5 f. genommenen Stelle „Λαμπρον παμφαινησι (für φαινει) αςηρ οπωρινος" heisst: „Möchte doch diese Anweisung zur dial. Conjugation ebenfalls so hell leuchten, wie der herbstliche Stern (Sirius) λελουμενος Ωκεανοιο!" Vergl. *Maitt.* S. 464 und *Buttm.* S. 249. Das Allersonderbarste in diesem Buche ist die Prosodie des dritten Hauptheils, welche dazu dienen soll, die dialektischen Abweichungen von der Regel desto eher zu verstehen und zu behalten. Nach einer weitläuftigen, deutschen und lateinischen, aber nichts desto weniger mangelhaften und unrichtigen, ja zum Theil grundfalschen, Aufzählung der Regeln über Quantität, Versglieder und Versarten, nebst einer nach *Gotthold* ausgeführten Hauptregel über das mechanisch-prosodische Lesen des Griechischen, der die Zusätze des Vfs. schnurgerade widersprechen, liefert uns das zweyte Capitel, welches die Abweichungen von jenen prosodischen Regeln verspricht, nichts als einige Beyspiele dichterischer Elisionen und Dialysen, welche mit den gegebenen prosodischen Regeln in ganz und gar keiner Verbindung stehen.

Sollte nach allem diesem der Unwerth dieses Büch-

leins noch zweifelhaft bleiben: ſo machen wir 4) noch auf die beſondere Einrichtung deſſelben aufmerkſam, die ihm der Vf. mehr zum Scheine einer Abweichung von *Maittaire*, als aus beſſerer Überzeugung, gab. *Maittaire* ordnete ſein Werk nach den Hauptdialekten, deren Eigenheiten er durch alle einzelnen Rubriken der Grammatik durchführte; unſer Vf. ordnete das Seinige, gleich der halliſchen Grammatik, nach einzelnen Sprachtheilen, deren verſchiedenen Ausdruck er dann in allen Dialekten verfolgte. *Maittaire* belegt jeden einzelnen Satz mit Beweiſen in den Noten, die *Sturz* mit ängſtlicher Genauigkeit und ſtätem Streben nach Vollſtändigkeit anführt; aus dieſen ſtoppelt der Vf. auf eine ſinnloſe Weiſe eine Beyſpielſammlung zuſammen, woraus er am Ende ein allgemeines Reſultat zieht oder ziehen läſst. Daſs der Vf. faſt durchaus den Gang umkehrte, welchen *Maittaire* nahm, mag zum Theil ſeinen Grund in der Idee einer praktiſchen Sprachlehre haben; daſs aber einzelne Abänderungen nur die Entſtehungsart des Buchs verdecken ſollten, erhellt daraus, daſs ſie nur zu Anfange befolgt worden. So ſind bloſs zu Anfange die Veränderungen in den Vocalen den Veränderungen in den Conſonanten vorgeordnet, und ſo ſind bloſs zu Anfange der doriſche und äoliſche Dialekt von einander geſchieden. Wie wenig aber auch der Vf. den äoliſchen Dialekt vom doriſchen zu ſcheiden verſtand, lehren die dialektiſchen Declinationstabellen, wo ihm *Maittaire*, zumal beym Artikel, keine genauen Beſtimmungen lieferte. Daher hat er denn auch bey der anfänglichen Scheidung Doriſches mit Äoliſchem und Äoliſches mit Doriſchem verwechſelt, und die Syrakuſer, Eretrier, Lakonier, Böotier, Theſſalier u. a. bald zum äoliſchen, bald zum doriſchen Dialekte gezogen. Bey dem doriſchen Dialekte finden wir unter anderem auch Arkadiſches, Pamphyliſches, Archaismen, Barbarismen, Traulismen, ja Formen, die nur im Kopfe eines Etymologen oder im Munde eines Falſchredenden exiſtirten, kurz Alles aufgeführt, was *Maittaire* unter die Dorismen ordnete, weil er es nirgends beſſer anzubringen wuſste. Hätte der Vf. nur immer angedeutet, aus welcher beſonderen Mundart ſeine Beyſpiele genommen ſeyen: ſo würde ihre falſche Anordnung wenigſtens nicht ſchaden; allein er verſtümmelt gewöhnlich, ohne jemals ſeine Quelle anzugeben, der Kürze halber die Beweisſtellen ſo, daſs die ganz beſonderen Fälle dadurch zur allgemeinen Regel erhoben werden. Meiſtens ſchmelzt er verſchiedene Citate von *Maittaire* und *Sturz*, die er nach Belieben abkürzt, oder auch nach *Maittaires* lateiniſchen Vorerinnerungen griechiſch erweitert, in einen Satz zuſammen, wodurch er nicht nur bey dem doriſchen, ſondern ſelbſt bey dem ioniſchen Dialekte gar vieles verfälſcht hat. Den macedoniſchen Dialekt zählt er ſo unbedingt den Doriern zu, daſs er mehrere Stellen, worin von Macedoniern die Rede war, mit anderen Stellen in Eins zuſammenwirft, welche ganz verſchiedene Theile des doriſchen Stammes betreffen. Bey ſolcher Vermiſchung der Dialekte konnte ſich denn freylich der Vf. der Mühe überhoben glauben, auch das Capitel von vermiſchten Dialekten zu ſeinem Zwecke zu benutzen. Daſs der Vf. bey ſeinem planloſen Abſchreiben auch ſolche Citate aufnahm, die er weglaſſen muſste, z. B. aus Athen. XI, 14. Σκυφος, οιον σκυθος. δια το τους Σκυθας περαιτερω του δεοντος μεθυσκεσθαι, ſogar mit Hinweiſung auf das horaziſche: *Natis in uſum laetitiae pugnare ſcyphis, Thracum eſt*; dagegen andere nicht aufnahm, welche aufgenommen zu werden verdienten, brauchen wir wohl nicht weitläuftig zu erweiſen. Wir bemerken nur noch das Unzweckmäſsige in einem Lehrbuche für die Jugend, beſonders wo bloſse Dialektverſchiedenheiten in einzelnen Wörtern angeführt werden, deren Sinn ſich nicht aus dem Zuſammenhange ergiebt, das Griechiſche ohne Accente und *Spiritus* (*lenes* wenigſtens) zu ſchreiben, wiewohl ſich auch hierin der Vf. zuweilen vergaſs, und manchen Accent aus *Maittaire* (man glaube ja nicht, aus Abſicht) durchſchlüpfen lieſs. Den Gebrauch der deutſchen Interpunction in griechiſchen Sätzen halten wir einer eigenen Theorie zu Gute; aber die Weglaſſung der Accente ſchreiben wir unbedenklich der Verlegenheit zu, in welcher ſich der Vf. oft befinden mochte, wenn er ſelbſtgemachtes Griechiſch ſchrieb.

Dazu kömmt die Fahrläſſigkeit, daſs der Vf. nicht erſt in ſeinem Exemplare des *maittaire*'ſchen Werkes die angezeigten Druckfehler verbeſſerte, ehe er ſie, wie οδιη für ὅτιη ſtatt ὅτι in ſein Büchlein übertrug; ja gar ſolche Druckfehler, worauf *Sturz* in einer unmittelbar beygefügten Note aufmerkſam macht, als Eigenthümlichkeiten eines Dialektes aufnahm, wie das herodotiſche (παρ)έδωσαν, die der Vf. dann noch mit eigenen Schreib- und Druck-Fehlern vermehrte. Von Verdrehungen der letzten Art führen wir nur die Stelle an, welche das Etymologikon aus Kallimachos anführt, τοῖς μίκκοις μίκκα διδοῦσι θεοί, welche der Vf. alſo abgeändert hat: τοις μικκοις μικκα Σικελοι διδουσι θεον (σμικροις σμικρα). Das Wort Σικελοι floſs vermuthlich aus einer bald darauf angeführten Stelle, wo der Vf. folgende zwey Citate: Σικελοὶ τὴν χύτραν κύτραν λέγουσι. καὶ τὸν χιτῶνα κιτῶνα, und Θετταλοὶ τὰς ἀπήνας καπάνας ἔλεγον, alſo zuſammenſetzte: Τον χιτωνα κιτωνα λεγουσι, και Θετταλοι τας απηνας καπανας ελεγον.

VI — VII.

NEUE AUFLAGEN.

Paris b. Kloſtermann d. Sohn: *Eſsai de Géométrie analytique appliqué aux courbes et aux ſurfaces du ſecond ordre. Par J. B. Biot*, Membre de l' Inſtitut de France, etc. Quatrième édition. 1810. VIII und 330 S. 8. mit 9 Kupfertafeln. (Siehe die Recenſ. der 3ten Auflage Jahrgang 1811. No. 25.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MAY, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, auf Kosten des Vfs., u. **Leipzig**, b. Gleditsch in Commission: *Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend.* Herausgegeben von *Wilh. Gottlieb Becker.* 1808. Zweyter Band, oder 4—8 Heft, mit 108 S. Text nebst Vorrede und Kupfertafeln, von No. XXXV bis XCIV. Fol.

Schon ist in diesen Blättern 1804. No. 18 des ersten, und 1806. No. 240 des zweyten und dritten Hefts vom *Augusteum*, welche zusammen den ersten Band ausmachen, umständliche Erwähnung geschehen; die richtigen Abbildungen der antiken Denkmale, der saubere Stich, der elegante Druck, erhielten ihr verdientes Lob, und mit gleichen Eigenschaften ausgestattet sind auch die fünf nachgefolgten, zum zweyten Bande gehörigen Hefte, deren Anzeige wir gegenwärtig beabsichtigen.

Wenn man auf die Zahl der Kupfertafeln und der abgebildeten Monumente merken will: so ist dieser zweyte Band viel reichhaltiger als der erste ausgefallen. Er enthält nämlich nicht nur eine beträchtliche Anzahl Kupfertafeln mehr als jener, sondern hat auch, fast möchten wir sagen, an Gehalt Vorzüge; nur eine einzige Statue erscheint noch auf zwey Platten, in verschiedenen Ansichten dargestellt, womit also beseitigt ist, was Manchem am ersten Bande überflüssig geschienen.

Hr. *B.* giebt in der Vorrede zu verstehen, das Publicum habe seinem Unternehmen nicht die lebhafte Theilnahme bewiesen, die wohl erwartet werden durfte, läfst aber dessenungeachtet weitere Fortsetzung und Beendigung des Werks hoffen; welche Nachricht alle diejenigen, die sich für die Alterthümer interessiren, gewifs mit Vergnügen vernehmen werden. Eine so zahlreiche, mit vielen höchstmerkwürdigen Stücken versehene Sammlung, wie die dresdner ist, verdiente wahrlich durch gute Abbildungen und angemessene Erklärung sowohl der Bedeutung als des Kunstverdiensts der Monumente bekannter zu werden, als sie es bisher gewesen: denn Niemand wird leugnen wollen, dafs die *Marbres de Dresde* in jedem Betracht unzulänglich sind.

Sollten wir alle in dem nun anzuzeigenden zweyten Bande des *Augusteum* gestochenen Antiken besonders nennen: so würde solches weitläuftig, und darum nicht unterrichtender seyn; wir beschränken uns deswegen lieber nur auf diejenigen Stücke, welche sich entweder als Kunstwerke von hoher Vortrefflichkeit auszeichnen, oder in Betracht der Gegenstände, die sie darstellen, besonders merkwürdig sind.

Zur ersten Art möchten folgende gehören: Kupfertafel XXXV. Bruchstück, oder eigentlich das obere Theil bis unter die Brust von einer Statue, die man für eine Wiederholung des vortrefflichen Achilles in der Villa Borghese zu halten befugt ist. Die Kpft. XXXVII u. XXXVIII stellen den bewundernswürdigen Sturz eines Ringers dar, welchen Hr. *B.* mit Recht für das Hauptstück der dresdner Sammlung will angesehen wissen; der Kopf und der rechte Arm fehlen, das rechte Bein, wie auch der linke Vorderfuss sind ergänzt. Die Kunst an den antiken Theilen giebt selbst berühmten Meisterstücken nichts nach; zarter als der borghesische Fechter und edler in den Formen als der Gladiator Moribundus; von gröfserem Stil als der ruhig stehende Discobolus, behauptet dieser herrliche Sturz einen ehrenvollen Platz zwischen ihnen. Zwey schöne antike Nachahmungen in gleicher Gröfse findet man im Pallast Petto zu Florenz, eine dritte ist aus Rom nach England gegangen, und die Gemme von Cnejus, welche *Bracci* in seiner *Memorie degli Incisori* Tab. LI bekannt gemacht, kann ebenfalls für eine Nachahmung angesehen werden, wobey aber ja nicht an Copieen im heutigen Sinne gedacht werden darf: denn Hr. *B.* erinnert S. 9 selbst ganz richtig, dafs weder jene Gemme noch die angeführten Statuen mit dem dresdner Sturz in allen Theilen genau übereinstimmen. Die Alten erlaubten sich in der Nachahmung von Kunstwerken mehr Freyheit, als wir pflegen, wie durch die Venusbilder, die jungen Faune und andere oft wiederholte Figuren erweislich zu machen ist. — Kpft. XLI enthält die Abbildung einer leicht einherschreitenden hübsch drappirten Minerva, deren Kopf vornehmlich viel Lob verdient; er gehört indessen nach Hn. *B's.* Meinung der Figur nicht an. — Kpft. XLIII. Venus, eigentlich nur der Körper einer solchen, aber von aufserordentlich schöner Arbeit; der Kopf gehört nicht zur Figur, Arme und Füfse sind sogar modern, und das Gewand von dunkelgrauem Marmor, welches, von der Schulter herabfliessend, Schenkel und Beine bedeckt, wird für eine antike Restauration gehalten. — Kpft. XLV. Diana, im langen Gewand; diese Statue soll schön gearbeitet und ungemein wohl erhalten seyn. — Kpft. L. Sturz einer jugendlichen männlichen Figur, woraus der Ergänzer unbefugter Weise einen Alexander gemacht hat; antik ist blofs der Körper und der linke Schenkel, diese aber von unschätzbarer Kunst, und nach unserem Ermessen eines der allerschönsten

Stücke der Sammlung. — Reizender noch, wie auch nicht geringer an Kunstverdienst, erscheint Kpft. LIII die vom Ergänzer zur *bacchischen* Nymphe umgeschaffene Figur unter Lebensgröfse, welche nach Hn. *B.* eine junge Diana seyn wird; sie trägt ein junges Reh im Fell. Die Wendung dieser kleinen Figur, deren Kopf, beide Vorderarme, die Füfse mit dem gröfsten Theil der Beine verloren ging; die Brust, die Kniee, das Gewand, ist Alles von bezaubernder Schönheit und Anmuth. — Kpft. LIV. Eine, dem jetzt in Paris befindlichen sogenannten Antinous von Belvedere ähnliche Figur, woran der Torso nur alt, aber wirklich schön ist. — Kpft. LV. Die sogenannte Tuccia; gut bewegt und gut drappirt, auch hat sie einen reizend schönen Kopf. — Kpft. LVII enthält zwey einzelne Köpfe: nämlich einen schönen männlichen Kopf, welcher Juba genannt wird, und einen weiblichen über Lebensgröfse, welcher unter der etwas misslichen Benennung Cleopatra bekannt, aber in Hinsicht auf die Kunst ein grofses Meisterstück ist. — Kpft. LXI zeigt den Kopf einer Venus, beynahe unbeschädigt erhalten, und einer der allerschönsten, die uns von dieser Göttin übrig geblieben sind. Er gehört nicht zu der mittelmäfsigen Statue, die ihn trägt, welche daher mit guter Überlegung im Kupfer weggelassen worden. Leider muss man es beklagen, dafs der Kopf des Amor, den man auf eben dieser Kupfertafel erblickt, so sehr beschädigt, ja ein blofses Fragment ist: denn die noch wohlerhaltenen Theile an demselben sind von ganz aufserordentlicher Schönheit. Hr. *B.* sagt von ihm sehr treffend: „Er verwundet mit den Augen, wie der Amor des Praxiteles." — Kpft. LXIV. Amor und Psyche; Gruppe von der bekannten Art. Diese hier würde übrigens eine der allerschätzbarsten seyn, wenn nicht die antiken Köpfe, wie auch die Arme und die Beine zum Theil verloren, und durch schlechte moderne Arbeit ersetzt wären. Kpft. LXXI. Silen; ein vortreffliches Werk, voll Ausdruck und Charakter, nur die Beine sind restaurirt, wie auch der linke Vorderarm. Kpft. LXXVII. Kopf mit oben über den Scheitel gelegter Hand und Arm. Hr. *B.* ist geneigt, in diesem Denkmal die Ariadne zu erkennen; Andere hingegen halten solches für das Bruchstück einer Statue des Bacchus: alle Stimmen aber vereinigen sich dahin, dafs die Arbeit ganz vortrefflich sey. — Kpft. LXXIX enthält die Abbildung von einem tanzenden Satyr, welcher so schön gearbeitet seyn soll, dafs ihm der Vf. noch den Vorzug vor der berühmten florentinischen Statue dieser Art, deren Stellung jedoch etwas verschieden ist, einräumt. — Kpft. LXXXVII. Statue eines jungen Athleten, welche durch Ergänzung zu einem Meleager gemacht worden. Die antiken Theile haben sehr viel Verdienst; unterdessen ist nach unserem Dafürhalten der andere, Kpft. LXXXVIII dargestellte junge Athlete noch vortrefflicher, und eines der edelsten Denkmale, deren sich die dresdner Sammlung zu rühmen hat; auch kann er zu den am besten erhaltenen gezählt werden, weil blofs die Nase und beide Vorderarme restaurirt sind.

Sehen wir uns nun nach solchen Monumenten um, welche neben der Kunst sich auch noch als antiquarische Merkwürdigkeiten auszeichnen: so wären in dieser Eigenschaft etwa die folgenden zu empfehlen.

Kpft. XL. Statue des Neptun, kaum halb lebensgrofs, aber trefflich gearbeitet und überdiefs wohlerhalten. Bilder dieser Gottheit gehören bekanntlich unter die Seltenheiten, und in solchem Betracht ist auch eine andere, etwas gröfsere Statue derselben, von welcher Kpft. XLVII die Abbildung mitgetheilt wird, ein schätzbares Stück. Unbedenklich zählen wir zu den merkwürdigen Stücken ebenfalls das erhoben aus dunkelgrünem Jaspis gearbeitete, und auf Marmor aufgelegte weibliche Profilgesicht, Artemisia genannt. Von der Haarbedeckung, aus weifslich grünem Kalksinter, und dem Schleyer, aus gelb und bräunlich geflecktem Marmor bestehend, vermuthet Hr. *B.* mit Grund, sie seyen moderner Zusatz. — Venus mit Amor und Psyche; Gruppe, von welcher Kpft. LXII die Abbildung liefert, ist eine in ihrer Art einzige Darstellung und zugleich gut gearbeitet. — Denselben doppelten Werth wird man auch der weiblichen Figur, Kpft. LXVI, zugestehen müssen, welche sich an einen Priapus anlehnt. — Auch des Kopfs der, Kpft. LXXX abgebildeten, aus verschiedenen Bruchstücken bestehenden Figur ist hier zugedenken. Derselbe stellt nämlich eine Satyra dar mit spitzen Ohren, geistreich ausgeführt. Kpft. LXXXIV enthält die Abbildung eines erhobenen Werks mit drey Masken; auf der Rückseite der Tafel werden flach gearbeitete Bilder wahrgenommen. Wir führen dieses Werk an, theils weil solche auf beiden Seiten bearbeitete Basreliefe wirkliche Seltenheiten sind, theils weil hier am schicklichen Ort des verewigten *Zoega's* wahrscheinliche Meinung von der ursprünglichen Bestimmung dieser sonderbaren Denkmale kann in Erinnerung gebracht werden. Dieser gelehrte Forscher vermuthete nämlich *Bassirilievi Ant. di Roma* Tom. I. p. 69, sie seyen Überbleibsel (Seitenwände) von Kasten, welche zum Aufbewahren *bacchischer* Geräthschaften dienten. Rec. hat noch vor Kurzem in Privathänden eine gut in Hautrelief gearbeitete Maske gesehen, welche das Bruchstück von einem ungefähr ähnlichen Werk seyn mufs: auf der flachen Rückseite bemerkt man einen nur schwach angedeuteten Pferdekopf; die Maske selbst ist ehemals bemalt gewesen. Da auch die Denkmale von rothem Marmor (*rosso antico*) nur selten vorkommen: so verdient der unter dem Namen Ptolemäus Philadelphus gehende schöne Kopf, Kpft. LXXXV, dafs man seiner hier gedenke. Der Vf. hat sich nicht bestimmt geäufsert, ob er die bisherige Benennung wahrscheinlich finde; wir indessen wären nicht abgeneigt, das Werk für ein Bild des jungen Herkules zu halten, welches auch allenfalls mit *Visconti's* wahrscheinlicher Vermuthung (*Mus. Pio-Clement.* Tom. I. p. 85), dafs die Denkmale von solchem rothen Marmor nicht früher als zu Hadrians Zeit gearbeitet seyen, besser übereinstimmt, als wenn dasselbe gedachtermafsen für ein Bildnifs des Ptolemäus Philadelphus gelten soll.

Die Kpft. XCII, XCIII u. XCIV mit Abbildungen von vier antiken Gemälden, welche von Mauern der alten Stadt Antium abgenommen worden, und sich nun in der dresdner Antiken-Sammlung befinden, beschliessen den Band. Das erste von diesen Gemälden stellt den Herkules dar, die Alceste aus der Unterwelt wieder heraufführend. Das zweyte eine Figur, welche sich auf die Verehrung der Cybele zu beziehen scheint. Das dritte und vierte besteht jedes aus einer einzelnen verzierten Maske.

In Beziehung auf den Text sey uns eine vielleicht unbedeutende Berichtigung erlaubt, die wir aber dessenungeachtet nicht zurückhalten wollen. Kpft. LXXVIII nämlich stellt einen stark ergänzten, jugendlichen, auf der Flöte spielenden Satyr dar, und Hr. *B.* urtheilt ganz richtig, dass dergleichen Flötenspieler in ziemlicher Anzahl vorhanden seyen. Die schönsten darunter wären der capitolinische und der borghesische etc.: welches zwar wahr seyn mag, allein es befinden sich im capitolinischen Museo zwey dergleichen Figuren von beynahe gleichem Verdienst, und im Pallast der Villa Borghese stunden sonst auch zwey sehr gute, von denen besonders Eine hochgeschätzt wird. Hr. *B.* sagt ferner: „Sie scheinen alle einem berühmten und beliebten Originale nachgebildet zu seyn, in welchem man den schönen Satyr des Praxiteles wiederzufinden geglaubt hat." Dass sie einem vor Alters berühmten Originale nachgebildet sind, ist wohl gewiss; doch nicht von diesen jungen Satyrn, oder, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, Faunen, die auf der Flöte spielen, vermuthen die Alterthumsforscher, sie seyen dem schönen Satyr des Praxiteles, zubenamt Periboetos, nachgebildet: diese vermuthlichen Nachbildungen sind Figuren, die noch bey weitem häufiger wiederholt vorkommen, als die besagten Flötenspieler; sie stehen angelehnt an einen Baumstamm, die eine Hand in die Seite stützend, in der anderen die Flöte haltend, ihre Bildung ist auch entwickelter, mehr Jüngling als knabenhaft.

W. K. F.

Berlin, b. Hitzig: *Omasis*, oder: *Joseph in Ägypten.* Ein historisches Drama in fünf Aufzügen. Aus dem Französischen des Hn. *Baour-Lormian*, im Versmasse des Originals übersetzt von *Robert.* 1808. 103 S. 8. (12 gr.)

Diese Übersetzung hat das Merkwürdige, dass sie ein neuer Versuch ist, ein französisches Drama in dem Versmasse seines Originals, in Alexandrinern, zu geben, wobey die allgemeine Übersetzungsregel befolgt ist, dass man bey der Übertragung eines ausländischen Products dieselbe Form beybehalten müsse, worin es hervorgebracht worden. Wenn man indess diesen Grundsatz näher prüft: so findet man, dass er nicht ganz richtig, oder, dass das Richtige darin nicht bis zur völligen Klarheit durchgedrungen und ausgesprochen ist. Man meint damit eigentlich, dass eine Übersetzung auch der Form nach so erscheinen müsse, dass sie auf uns denselben Eindruck, wie das Original, mache. Dabey nimmt man nun schon als erwiesen an, dass diess vornehmlich durch Beybehaltung desselben Versmasses bewirkt werde, welches aber zum Theil ein Irrthum ist, weil jedes Versmass nicht in jeder Sprache dieselbe Wirkung hervorbringt. Es ist also die Regel dahin genauer zu berichtigen, dass man in einer Sprache von den vorhandenen und möglichen Formen und Versarten gerade die ausforschen und heraushorchen müsse, welche sich dem Stoffe am besten anschmiegt, und auf uns, wo möglich, eben so vortheilhaft wirkt, als die Versart des Originals bey dem anderen Volke. Häufig thut diess nun dieselbe Form, dieselbe Versart, aber nicht immer, und in den meisten Fällen doch nur mit minderer oder grösserer Annäherung. Zuweilen erreicht sogar ein ganz anderes Mittel denselben Zweck. Der Grund davon liegt, wie bekannt, in der grossen Verschiedenheit der Sprachen, die mehr oder weniger einen herrschenden Ton, eine gewisse Melodie und einen bestimmten Umfang haben, und den Ausdruck im Voraus bedingen, wie die verschiedenen Instrumente, auf denen nicht dieselben Stücke ohne alle Veränderung hinüber und herübergespielt werden können. — Bey den französischen Trauerspielen nun bleibt die Rücksicht auf den Vers allerdings sehr wichtig, und für den poetisirenden Rednergang, der darin herrscht, der äussere Schmuck des Verses und des Reimes eben so nöthig, als dem Staatsmann sein Staatskleid. Sind sie einmal in ein strahlendes Schimmergewand eingehüllt, und ihre Wirkung mit darauf berechnet: so müssen sie auch bey uns eben so erscheinen, wenn sie uns in dieselbe Täuschung versetzen sollen. Es fragt sich aber, ob diess bey uns der gereimte Alexandriner, worin obiges Drama wiedergegeben ist, wirklich thun wird, und wir müssen diess sowohl aus Gründen als nach dem Erfolge bezweifeln. Der deutsche Alexandriner ist nicht allein mit seiner bestimmteren Sylbenquantität und festeren Betonung steifer und schleppender als der französische, worin viel Freyheit und Bewegung herrscht, sondern sein pathetischer Gang macht an die deutsche Poesie weit grössere Foderungen, als jener, und verlangt die vollste Würde und Erhabenheit, wenn er anders uns nicht entweder *lästig* oder *lächerlich* werden soll. Eben dieser Ansprüche wegen ist er so leicht zum Komischen zu gebrauchen, wo seine gemächliche Feyerlichkeit oft persiflirend wirkt, und dasjenige durch eine vornehme Verhüllung bewerkstelligt, was in anderen Verhältnissen der gesprächsähnliche Knittelvers durch Naivetät hervorbringt. Wie klingen z. B. solche Verse S. 7:

> Nach sieben Jahren nun der Füll' und Fruchtbarkeit
> Ist eingetreten jetzt die dürre, theure Zeit.

Werden wir dabey nicht statt des Ernstes an den Scherz erinnert? Und so geschieht es bey dieser Übersetzung oft. Daran ist aber nicht bloss der Übersetzer, dessen guten Willen in solchen Versuchen man wenigstens loben muss, sondern vorzüglich auch das Stück selbst Schuld, das weit erhabener und pomphafter seyn müsste, wenn es den deutschen Alexandriner in Ernst sollte vertragen können. In

dem Vorbericht wird zwar die edle Einfalt des Originals und die beſcheidene Prunkloſigkeit ſeiner gefälligen Sprache gerühmt; aber dieſs hätte gerade den Überſetzer eher abhalten als bewegen ſollen, damit einen Verſuch in deutſchen Alexandrinern zu machen. Wenn der deutſche Dichter einmal den Mund ſo voll nimmt: dann erwarten wir auch etwas recht Würdiges und Erhabenes, und ſind nicht, wie der Franzoſe, der ſchon das Kleinſte pathetiſch zu ſagen geneigt iſt, mit leeren Ausrufungen und Fragezeichen zufrieden. Hat nun die Rede vollends ſelbſt im Franzöſiſchen Einfachheit: dann bekommen wir in unſeren deutſchen Alexandrinern gewiſs die Mattheit. Und ſo iſt es denn hiemit auch ergangen. Dabey — wie proſaiſch ſind manche Stellen nicht ausgedrückt! Z. B. S. 5:

Nicht rührte ſie mein Schmerz, nicht meine Zärtlickeit,
Wie ich mich auch benahm, es wuchs ihr blinder Neid.

S. 8: Gott ſelbſt befahl es mir, *mich ſtrenge zu betragen*,
Und wie er mir gebot, muſst' ich ſie nun befragen!

Beſonders häufig bedient ſich der Überſetzer in den Wendungen der Nachlieferung dss Reimwortes, worin der Alexandriner noch fühlbarer ſeine Feſſel nachſchleppt.

S. 13. Pharao ſelber hat beſchloſſen *meine Schande*.

S. 17. Der ſtolze Sklave wähnt, mit eitelen Entwürfen,
Zu unſerm Königsſtamm erheben *ſich zu dürfen*.

S. 18. Im Kerker leb' ich hier; nur eure Menſchlichkeit
Hat mir erleichtert oft *mein drückend - ſchweres Leid*.

Auch braucht er nachpolternde Reime, wie *vertheid'gen*, *beleid'gen*, *Verübtes*, *giebt es*.

Vom Werth des Stückes iſt ebenfalls nicht viel zu rühmen. Einige Scenen zwiſchen Joſeph und Benjamin ſind innig und zart, wie auch der Überſetzer im Vorbericht beſonders anführt. Etwas Groſses und Rührendes hat auch die Scene, wo nach Jacobs Ankunft in Ägypten die Kinder umher ihn zu tröſten ſuchen, ſo wie zum Theil die Erkennungsſcene. Aber wenn Jacob bey dem Lobe, das man dem fremden Statthalter beylegt, gleich ausruft:

Das iſt dein Bild, mein Sohn, den ich ſo früh verloren!

ſo verräth dieſs ſchon deutlich die Ungeſchicklichkeit, womit der Vf. ſeinen Gegenſtand poetiſch zu machen ſucht. Das Meiſte iſt nur rhetoriſch oben weggeſchöpft.

T. Z.

HIRSCHBERG, b. Thomas: *Alfred.* Ein hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen, von *Chriſtian J. Salice Conteſſa.* 1809. 126 S. 8. (18 gr.)

Was man im Allgemeinen von einem Drama, das ganz beſonders für die Bühne beſtimmt iſt, zu fodern pflegt, wird man bey dieſem Schauſpiele, wenn man vornehmlich den ſogenannten Effect berückſichtigt, nicht vermiſſen. Es fehlt ihm nicht an einer intereſſanten Handlung, die ſich erſt am Schluſſe, wenn gleich nicht ganz unvermerkt, völlig entwickelt, auch nicht an frappanten Gegenſätzen und theatraliſchen Scenen im engeren Sinne; die Sprache iſt gewählt, zuweilen anmuthig, und bewegt ſich in angenehmen Verſen; auch der Stoff iſt von der Art, daſs er für die Gegenwart ein beſonderes Intereſſe hat. Bey dem Allem hat dieſs hiſtoriſche Schauſpiel wenig oder keinen wahren Kunſtwerth, denn es fehlt ihm das Weſentlichſte, ein poetiſches inneres Leben; es iſt durchgängig in der Manier gearbeitet, die man die kosmopolitiſche oder philanthropiſche nennen könnte. Nach dieſer iſt die Menſchheit das ewige Stichwort, aber Menſchen treten nicht auf; alles verſchwimmt ins Allgemeine, und ſtatt eine Idee, eine ſich ruhende und aus ſich ſelbſt hervorgehende Welt darzuſtellen, wird bloſs ein abſtracter Gedanke ohne alle weſentliche Eigenthümlichkeit, lediglich in ſolche Modificationen gehüllt, wie gewiſſe hiſtoriſche Thatſachen ſie gerade an die Hand geben, in dramatiſcher Form abgehandelt. Da können denn, um dieſe Lebloſigkeit zu verdecken, ſchön klingende Reflexionen, erhabene Betrachtungen, weiſe Lehren, empfindſame Ergüſſe und dergleichen nicht genug angebracht werden, und es gelingt auch, mit ihnen den, der an der Oberfläche haftet, aufs Beſte zu täuſchen. Es kann nicht fehlen, daſs dieſe blendenden Redekünſte öfters auch da angewandt werden, wo ſie kaum den Schein für ſich haben, und hier muſs ihre Nichtigkeit ſelbſt der entdecken, der nicht geradezu alles auf Treu und Glauben ſich gefallen läſst, und bey den vielen Gedanken, die ihm vorgedacht werden, noch etwas eigene Kraſt und Luſt zum Denken übrig behält. Dieſem muſs es z. B. an dem Helden dieſes Stücks ſehr auffallend ſeyn, wenn dieſer, nachdem er ein Langes und Breites über die Kleinmüthigkeit ſeines Volks geſprochen, und als er faſt alle Hoffnung aufgegeben hat, daſs es ſich aus ſeiner Erniedrigung wieder zu einem männlichen Kampf um die Freyheit erheben werde, endlich das Volk neuen Muth faſſen ſieht, wenn dieſer unter ſolchen Umſtänden in einem ziemlich langen Selbſtgeſpräche die Frage unterſucht, ob ihm die Menſchlichkeit geſtatte, eine Schlacht zu liefern oder nicht, eine Schlacht überdieſs, wozu er vom Feinde ſogar genöthigt wird. Davon konnte allenfalls die Rede ſeyn, ob die Klugheit nicht riethe, die Schlacht noch zu vermeiden; aber die Menſchlichkeit iſt hier offenbar nur herbeygezogen, um einige ſchöne Sentenzen über Menſchenwerth und Menſchenglück anzubringen, und gegen den blutdürſtigen Ehrgeiz eines Eroberers zu declamiren. — Wir bemerken nur noch, daſs der erſte Aufzug in Hinſicht der geſchickten Anknüpfung und befriedigenden Andeutung des Ganzen vor den übrigen als der beſte ſich auszeichnet.

Ha. Ha.

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Theoretiſch - praktiſche Anweiſung Landſchaften nach Kupferſtichen, Gemälden, und nach der Natur zu zeichnen und zu coloriren*, von *C. Eberlin.* Mit 19 Kupfertafeln. Zweyte verbeſſerte Auflage. 1806. VI u. 54 S. gr. 4. (2 Rthlr.) Nach der Vorrede zu ſchlieſsen, die von 1804 datirt iſt, iſt dieſs nur ein altes Buch mit einem neuen Titelblatte, wovon in unſeren Blättern Jahrg. 1806 No. 301 die Recenſion nachgeſehen werden kann.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 MAY, 1811.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

HALLE, b. Schimmelpfennig und Comp.: *Einzig mögliche Ursachen des unmöglich geglaubten Falls der preussischen Festungen im Jahre 1806, und sichere Mittel (,) keine Festung ohne Vertheidigung dem Feinde zu übergeben.* 1810. 174 S. 8. (16 Gr.)

Alles, was in diesem Buche steht, ist sehr wahr und richtig, aber das ist auch Alles, was sich davon sagen läßt: denn es sind lauter so allgemein bekannte Wahrheiten, dass sie des grossen Aufwandes von Worten, um sie aufzufinden und zu begründen, gar nicht nöthig haben, und sehr bequem auf 3 Seiten vorgetragen werden könnten.

Der Vf. versteht die Kunst, es sich und seinen Lesern sauer zu machen. Er geht weit über das Gebiet der positiven Geschichte hinaus, um in dem ersten geselligen Zustande des Menschengeschlechts auch die Entstehung roh befestigter Schutzorte als wahrscheinlich darzustellen, und aus ihrem Zweck durch eine lange Kettenreihe von Beobachtungen die Pflichten eines preussischen Festungs-Commandanten abzuleiten. Er weiss mit gleicher Weitschweifigkeit, ohne jedoch jemals seinen Gegenstand zu erschöpfen, alle Bedürfnisse einer Festung, alle einem Commandanten nothwendigen Eigenschaften aufzuzählen. Alles wird mit Gründen und gewichtigen Raisonnements unterstützt, das Für und Wider mit ängstlicher Genauigkeit abgewogen: aber nirgends kömmt ein Resultat zum Vorschein.

Die auf dem Titel angegebenen Probleme müssen bey dieser Art der Untersuchung am Ende gelöset werden, wie der gordische Knoten, und so erfahren wir denn (S. 31), dass „die wahren Ursachen des Falls der preussischen Festungen nur allein und gewiss denen bekannt sind, durch die sie fielen". Das *sichere Mittel, keine Festung ohne Vertheidigung dem Feinde zu übergeben*, kann nach dem Sinn der angeführten Worte des Titels nur darin bestehen, dass man sie nicht übergiebt; der Vf. meint es aber redlich, er will Mittel angeben, wodurch eine solche Übergabe verhütet werden soll, und diese bestehen mit kurzen Worten darin, dass man die Festungen stets im besten Zustande erhalte, sie mit allem Nöthigen hinlänglich versehe, ihre Werke nicht als Domainen benutzen lasse, ihnen tüchtige Commandanten gebe, diesen geschickte Gehülfen zuordne, und sie sämmtlich so bezahle, dass sie mit Anstand leben können. — Wer hat das nicht längst gewusst! Kf.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Fragmens militaires extraits des Campagnes du Maréchal Prince C. de Ligne.* 1810. 286 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Herausg. dieser Fragmente sagt in der Vorrede, dass der Prinz de Ligne ein Journal von 5 Bänden über seine Begebenheiten in den Kriegen Österreichs mit Preussen geschrieben, woraus er diesen Band zusammengetragen hätte. Die Reflexionen des verstorbenen Marschalls, so trocken sie auch an und für sich wären, würden doch gewiss für die Zeitgenossen des Prinzen Interesse haben, da sie darin eine Menge von Thatsachen fänden, welche in ihnen angenehme Rückerinnerungen an ihre eigenen Begebenheiten erregen müssten. Es käme hinzu, dass der Prinz der Freund von Laszy, und ein Bekannter von Laudon gewesen, deren er oft erwähne, und die nur zu sehr Epoche in der österreichischen Kriegsgeschichte gemacht hätten. —

Der Herausgeber hat ganz Recht. Diese gut erzählten Fragmente, Reflexionen und Anekdoten von einem österreichischen Veteran, der in den Jahren 1756 bis 1790 hinreichend gebildet war, um einen scharfsinnigen Beobachter zu machen, werden seine Zeitgenossen in Preussen, Österreich und Sachsen gewiss unterhalten, und auch spätere Generationen interessiren, die an den Begebenheiten ihres Zeitalters einen Ekel empfunden haben.

Für den Vf., den Prinzen selbst, interessirt man sich, wenn man in seiner Vorrede liest: *Voici ce que je disois, lorsque je comptois mettre ce petit Ouvrage dans mes Oeuvres posthumes. On verra un pauvre diable de petit Capitaine d'Infanterie qui n'est intéressant que par sa bonne volonté.* Ferner: *C'est une terrible chose, que les Contemporains. Ce n'est pas assez qu'on n'en dise pas de mal, il faut encore qu'on en dise du bien. Ah! comme l'on mentiroit souvent!* Jetzt sollte der Prinz erst Denkwürdigkeiten schreiben, da würde es ihm erst einleuchten, wie selten ächte Materialien für den künftigen Geschichtschreiber gesammelt werden.

Über den siebenjährigen Krieg sind folgende Beobachtungen wichtig. Über Winterfelds Tod sagt der Prinz Folgendes: Wir hatten es mit Manteufel und Treskow zu thun, als wir den Holzberg erstiegen. Ich habe nie mehr Kühnheit bemerkt. Winterfeld wurde an der Spitze seiner Truppen getödtet, da er wie ein Rasender auf uns eindrang. Er erstieg mit seinen Leuten die eine Seite des Berges, unterdes-

wir die andere hinapkletterten. Als wir in demselben Augenblick, wo der Feind ankam, die Spitze des Berges erstiegen hatten, entstand ein momentanes Hin- und Herschwanken, wie unter einer Versammlung im Parterre der Oper. Die erste Linie der Preussen und der unsrigen war sich so nahe, dass ihre Gewehre sich kreuzten. Jetzt wurde das Gefecht schrecklich, das Lager stand in vollen Flammen. Der Rauch hinderte Jeden, seinen Feind zu erkennen, und jeder Schuss traf, ohne einen zu fehlen. Ich sah meine Leute wanken, als ich mit voller Stimme rief: *Es lebe Maria Theresia, die Wallonen und die Bajonette!* Diess entschied u. s. w." Wegen des Überfalls bey Hochkirch S. 56 ist es bemerkenswerth, wie sehr oft selbst die grössten Feldherrn betrogen und irre geleitet werden. „Laudons Stellung machte ihm Lust, die Armee des Königs in den Rücken zu nehmen, und solche im Lager zu überfallen. Er beredete daher einen Wallonen, Namens Alexander, zu desertiren, und da er ihm nicht völlig vertraute, machte er ihn glauben, unser linker Flügel sey so situirt, dass es den Truppen schwer würde, ihr Lager zu verlassen, wenn sie auch dazu Lust hätten. Er sagte ihm, da man angegriffen zu werden fürchte: so sey es sehr wünschenswerth, den König zu überreden, es sey ihm vortheilhaft, auf dieser Seite nicht anzugreifen, besonders da man alle Tage sich mehr verschanze. Alexander berichtete an Friedrich diese falsche Nachricht, und bestimmte ihn, sich sicher zu glauben. Laszy war es, der bey Hochkirch entschied. Er hat die meisterhafte Disposition zu diesem denkwürdigen Überfall gemacht, er hat ihn projectirt, er hat die Schlacht gewonnen, und den Sieg entschieden. Er setzte sich an die Spitze von 6 Compagnien Grenadiere zu Pferde, durchstreifte mit ihnen die Strassen von Hochkirch, überwand fast unübersteigliche Hindernisse, nahm eine Menge Fahnen, und warf Alles über den Haufen, was ihm in den Weg kam." Der Prinz fragt bey dieser Gelegenheit: Diese für die Österreicher so wichtige Schlacht: Warum that unsere Cavallerie auf dem rechten Flügel so wenig? Warum suchte sie auf der Landstrasse nach Budissin den geschlagenen Feind nicht abzuschneiden? Warum avancirte unser Centrum nicht? Man möchte hierauf antworten: Weil die Österreicher sich zu schlagen, aber nicht zu siegen verstanden. Vom König sagt der Prinz: Friedrich, an keinen Überfall denkend, sey beym ersten Schuss an dem Regiment Itzenblitz vorbeygeritten, ohne den Angriff für etwas mehr als eine Neckerey der Panduren zu halten; da aber das Gefecht ernsthafter geworden, habe er selbst die Truppen, welche links dem Dorfe gestanden, befehligt, mit Zügen rechts zu schwenken, um diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Der Prinz schliesst seine Reflexionen über diese Schlacht mit den Worten: „Man würde die feindliche Armee vernichtet haben; man war aber zu sehr davon überrascht, dass man die Feinde überrascht hatte. Hätte diese Armee versucht, ihr schlecht gewähltes Lager zu vertheidigen: so war sie verloren; aber sie formirte sich in einer beträchtlichen Entfernung von demselben, und zog sich in so guter Ordnung rechts, dass ich nicht weiss, was aus uns geworden wäre, wenn Laszy's rascher Angriff nicht den Sieg für uns entschieden hätte. Sieben oder acht abgebrannte Dörfer waren die einzigen Folgen dieser Schlacht, und unterdess die Kroaten von Vehla zur Unzeit auf dem rechten Flügel plünderten, schlugen sich die übrigen an meiner Seite sehr brav." Zuletzt erzählt der Vf. noch eine interessante Anekdote. „Montazet (ein französischer General in des Marschalls Daun Gefolge), sehr diensteifrig und neugierig, näherte sich unseren Cürassieren, und wollte sie anfeuren, als sie ihm die Nase herunterhauten, und jemehr er ihnen zurief, er sey französischer General, jemehr hauten sie auf ihn ein. Seine Lebhaftigkeit erhitzte die Phantasie des Marschalls Daun sehr zu seinem Vortheil, und er war es, der ihm den vom p. Laszy entworfenen Überfall sehr vortheilhaft darstellte." — Über den Streifzug nach Berlin heisst es S. 136: „Tottleben, der Alles angewendet hatte, um Berlin zu nehmen, indem er viele Bomben hineingeworfen, trachtete nicht nach dem Ruhm der Einnahme, sondern nur nach dem baaren Gewinn. Mein Regiment besetzte das hallische Thor, und war begierig die Fahnen wegzunehmen, welche die Preussen in ihren gewonnenen Schlachten erobert hatten. Sie nahmen sie nebst 15 Kanonen, und überliessen Tottleben sehr gern die Plünderung. Alle seine Soldaten waren betrunken, sie verkauften die gestohlenen Sachen drey oder viermal, aber die getreuen Unterthanen des Königs kauften alles wieder. Die eroberten Gewehre wurden in die Spree geworfen, von Patrioten aber wieder aufgefischt." Möchte man hier nicht billig ausrufen: *Tempora mutantur etc.* — S. 138: „Potsdam hatte Tottleben vergessen. Esterhazy nahm es, schützte des Königs Eigenthum, rettete Sans Souci, und nahm nur ein Gemälde, ein Schreibzeug für den Feldzeugmeister, eine Flöte für Odonell, und eine Hutfeder für mich. Die Kosaken hatten endlich erspähet, dass ein Potsdam in der Welt wäre, und verfügten sich etwas zu spät dahin. Sie verlangten, wir sollten es ihnen übergeben, wir lachten sie aus. Charlottenburg war nicht so glücklich wie Potsdam, die Kosaken hieben hier Alles in Stücken. Man schritt bis an's Knie in zerschlagenem Porcellan und Krystall." Von Torgau heisst es S. 141: „Alles stand auf dem Spiel, es herrschte kein Zusammenhang mehr. Der Marsch. Daun erschien. Korinsky, vom Regiment Daun, machte in seiner Gegenwart und mit ihm den schönsten Angriff. Daun avancirte ihn auf der Stelle zum Obristen. Er machte den zweyten Angriff und fiel. Alles war wider uns gewesen, bis auf die kühnen Schritte des Marschalls. Er schalt auf die Generale, welche auf dem rechten Flügel Terrain verloren hatten. Er bemühte sich, in die Verwirrung wieder Ordnung zu bringen, und befand sich 6 Minuten zwischen zwey Feuern, ohne es zu bemerken, als die bedeutende Blessur, welche er erhalten hatte, indem er sich an die Spitze des Regiments Kinsky setzte, ihn zwang, sich zurückzuziehen. Es entfernten sich mit ihm viele Leute. Man machte ihm Complimente über die gewonnene Schlacht, und

während dem verlor man sie. Sie sind blessirt, sagte ihm Montazet, da er sah, dass ihm das Blut aus dem Stiefel quoll. Schon seit 2 Stunden weiss ich diess, antwortete Daun, aber sprechen Sie nicht davon. Viele Artillerie und Cavallerie ging schon über die Elbe, ohne dass man wusste warum? Schlechte Mannövers auf dem linken Flügel hatten die Infanterie von einem Ort zum anderen gezerrt. Auf diese Weise entblössten sie die Siptitzer Höhe. Diess war der Schlüssel unserer Position u. s. w." Hieraus sieht man, dass Daun alles Tadels ungeachtet, der ihn so vielfach getroffen, doch ein sehr tapferer Feldherr war.

Die Reflexionen über den Marsch nach den Niederlanden 1786, den Türkenkrieg u. s. w., wird der Leser, der sich jener Zeiten erinnert, ebenfalls mit Vergnügen lesen, sollte es auch bloss desshalb seyn, um sie mit der jetzigen zu vergleichen.

Kn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Hayn: *Das Orakel.* Ein tägliches Hülfsbuch zur Erinnerung merkwürdiger Nachrichten aus der Welt-, Erd-, Staaten- und Natur-Kunde für Gesellschaftsleben und Umgang. Von *Justus Abel.* 1810. 244 S. 8. (18 Gr.)

Das Wort *Orakel* soll, nach der Bestimmung des Vfs., hier nur ein Buch bedeuten, aus dem man sich bey mancherley Sachen des Gedächtnisses sogleich Auskunft verschaffen und Raths erholen kann. Es enthält daher eine grosse Menge von *Memorabilien*, die nur sehr selten dem seltneren Gedächtniss-Genie gegenwärtig bleiben. Rec., der den Lesern Auskunft über den *Inhalt* geben muss, da er sich nicht von selbst versteht, kann ihn um des Raumes willen hier nur abgekürzt aufstellen. Die Leser finden von S. 1 bis 27 vielerley über das Münzwesen nebst Münztabellen; von S. 27 bis 34 folgen die verschiedenen Arten des Gewichts; von S. 34 bis 45 das Längenmass; S. 45 ff. das Getreide- und Wein-Mass, die Quantitätsbestimmungen bey Papier, Holz, Garn, Fischen, Pelzwerk, Leder u. s. w.; S. 48 ff. die Zeitrechnung; S. 50 ff. Berechnung über Geld- und Zeit-Verlust; Rabat- und Interesse-Tabellen; sogar ein Verzeichniss von Messen und Jahrmärkten in Deutschlaud; S. 63 Überblick der Grösse und Bevölkerung der Erde, Bevölkerung, Sterblichkeit; S. 67 beginnt der Vf. eine sogenannte kleine Weltstatistik (Grösse, Volksmenge, Zahl der Städte und Dörfer, Einkünfte, Schulden, Militär der Staaten), von den *hassel*schen Tabellen sehr abweichend und theils in den Angaben gewiss falsch; warum mag sich der Vf. nicht an *Hassel* gehalten haben? S. 89 Vergleich der Bevölkerung mancher Länder in Europa. Jetzt folgen Angaben über die Höhe merkwürdiger Berge, und der Atmosphäre, über die Tiefe des Meers und die Länge der grössten Ströme, über die Zahl der Häuser und Einwohner von 220 Städten, unter denen unbedeutende stehen und grössere nicht selten fehlen. Ferner giebt der Vf. zum Besten eine Liste über die Entfernung europäischer Hauptstädte von Berlin und von einander selbst, und beschliesst seine geographisch-statistischen Notizen mit einer sehr gedehnten und ins Einzelne gehenden Reihe von Gesichtspuncten und Fragen für Reisende in Ansehung der Landes- und Staaten-Kunde. Rec. begreift nicht, welchem Reisenden sie nützlich seyn soll: denn das Ding setzt Reisende voraus, die in dem Wahne stehen, Alles umfassen zu können. Offenbar ist es aber weit vernünftiger, sich auf Reisen nur auf die Auffassung dieser oder jener Gegenstände einzulassen, denen man mit seinem individuellen Kopfe gewachsen ist. — Wäre nicht schon so Manches durch einander geworfen: so würde Rec. sagen, von hier gehe der Vf. zu naturhistorischen Merkwürdigkeiten über; er giebt nämlich die Zahl der Geschöpfe unserer Erde an, geht dann zum Ertrage der Gold- und Silber-Bergwerke über, giebt Notizen über Wachsthum, Alter und Tragzeit mancher Thiere, über Wachsthum und Alter der Bäume, und über die Geschwindigkeit des Windes, Schalles u. s. w. Seine historischen Merkwürdigkeiten fassen 20 Hauptmomente der Weltgeschichte; Universitäten, Akademieen und gelehrte Gesellschaften, flüchtig zusammengelesen, springen dazwischen; historische Data über Vulcan-Ausbrüche und Erdbeben folgen; jetzt treten allerley Notizen über die Erfindungen der Deutschen, Franzosen, Engländer, Italiäner in die Reihe. An diese schliessen sich Entdeckungen, Erdumseglungen, eine chronologische Kaiser- und Königs-Tabelle, eine dergleichen über die brandenburgischen Regenten. Endlich machen Kalender-Erläuterungen und ein hundertjähriger Kalender den Beschluss.

Die Leser sehen aus diesen Angaben von selbst, dass der Stoff dieses Buchs schon tausendmal gedruckt ist, und in unzähligen Kalendern und Taschenbüchern steht. Und was hat nun der Vf. bey dieser Compilation gethan? Hat er ohne Prüfung aufgenommen, was er fand, oder sorgfältig geprüft, und die Data berichtiget, welche sich in der Zeit ändern? Hat er Ordnung in den Stoff gebracht? Rec. muss diese Fragen zum Nachtheil des Buchs beantworten. Es kann die Sache keines Rec. seyn, ein solches Buch durchzucorrigiren; es ist genug, nur Einiges zum Beleg aufzustellen. S. 36 ist die Seemeile mit der geographischen Meile von gleicher Grösse; S. 74 werden dem Rheinbunde 5000 Q. M. mit 12 Mill. Einwohnern gegeben, diess war schon falsch für das Jahr 1809: geschweige für 1810. S. 101 werden die Universitäten in Deutschland (Deutschlands) angegeben, und unter ihnen erscheinen Cöln, Löwen, Bonn, Trier, Mainz, Basel, Königsberg, ferner auch Dillingen, Altdorf, Helmstädt zwar als aufgehoben, aber Rinteln noch als bestehend, so auch Bamberg, Fulda, Duisburg. Bey Frankreich werden die ehemaligen Universitäten als ehemalige aufgeführt, aber der einzigen, wenn man will, Universal-Universität wird nicht gedacht; Turin wird dagegen als Universität, statt kaiserl. Akademie, genannt. Bey Spanien werden 15 Universitäten genannt; erinnern wir uns recht: so waren deren 22, die aber im Jahr 1807 auf 11 reducirt worden sind. Überhaupt ist in diesem Capitel der wissenschaftlichen Anstalten auf die neuere Zeit so gut als

gar nicht Rücksicht genommen, und der Vf. darf nur die Intelligenzblätter dieser A. Lit. Zeitung benutzen, so wird er sehr viel zu berichtigen und nachzutragen finden. Wenn aber gerade in diesem Capitel, welches allgemein bekannte Gegenstände umfasst, so grobe Fehler vorkommen: welche Begriffe soll man sich von des Vfs. Sachkenntniss und prüfendem Fleisse machen?

Rec. kann daher die Schrift nicht einmal als sicheren Führer beym Nachschlagen empfehlen, geschweige gar zu dem ernstlichern Zwecke, den der Vf. in der Vorrede angiebt, nämlich *an seinen Angaben das Gedächtniss zu üben, um sich die merkwürdigsten und wichtigsten Gedächtnisssachen seines Buchs einzuprägen.* Nicht einmal Alles das, was wahr ist, verdient, ins Gedächtniss aufgenommen zu werden; aber das Falsche kann gar keine Ansprüche darauf machen. yn.

1) Hamburg, b. Nestler: *Archiv für Theater und Literatur.* Herausgegeben von *Carl Reinhold.* Erster Jahrgang. 1809. Juli bis Dec. 4. (4 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: im Verlage des Herausgebers und in Commission bey Bohn: *Archiv für Literatur und Kunst.* Herausgegeben von *Carl Reinhold.* Erster Jahrgang. 1810. Januar bis Dec. 4. (4 Rthlr.)

Wie ein ächter Schauspieler nicht zur Befriedigung seiner Eitelkeit, sondern aus Liebe zur Kunst spielen muss: so muss auch ein rechter Dramaturg nicht sowohl zur Belehrung der Schauspieler (womit es ihm schwerlich gelingen möchte) als zum Besten der Kunst und des Geschmacks überhaupt schreiben. Aber wie schwierig ist ein solches Unternehmen, da es von Seiten des Publicums leicht an Lesern, und von Seiten des Unternehmers auch wohl an der gehörigen Kenntniss fehlen kann! Denn keine Wissenschaft hat einen so grossen Umfang, als die Dramaturgie. Alle anderen Künste stehen mit ihr in Berührung, ja es ist fast nichts im Menschen und in der Welt, das nicht ein Gegenstand ihrer Betrachtung werden könnte. Desshalb muss man aber auch mit den Schauspielern Geduld haben, deren Verschlossenheit aus der grossen Menge von Dingen, die sie eigentlich wissen sollten, von selbst folgt. Denn woher sollten sie den Muth nehmen, aufzutreten, wenn sie von allen den Kenntnissen eine Ahnung hätten, die die Ausübung ihrer Kunst zu verschönern und zu vervollkommnen im Stande wären! Und eben desshalb darf man auch wohl mit dem Dramaturgen einige Nachsicht haben. Hr. *R.*, der sich mehr die Belehrung der Schauspieler, als die Kunst selbst in ihrer höchsten Reinheit zum Ziel gesetzt hat, verdient wegen seines Muthes, ein solches Unternehmen aufs Neue zu wagen, wohl einige Aufmerksamkeit, auch hat er hie und da Manches beygebracht, das den Geschmack der Schauspieler, wenn auch nicht ganz berichtigen, doch einigermassen befördern kann. *Klingemann, Rasmann* und *Sievers* unterstützen ihn dabey nach Massgabe ihrer Kräfte. Aber zu leugnen ist auch nicht, dass er sich noch lange nicht genug mit Kenntnissen und mit tüchtigen Mitarbeitern versehen hat, um einem solchen Geschäfte gewachsen zu seyn. Wenn auch mancher Aufsatz lesenswerth ist: so bleibt doch noch eine grosse Summe von dem zurück, was Aufklärung über das Theaterwesen verbreiten könnte. Indess — so lange ein *Lessing* fehlt, oder die Aufopferung scheut, so lange ein *Iffland* sich nur wenige Stunden zur allgemeinen Betrachtung abmüssigen kann — muss man zum Troste denken: besser Etwas, als gar Nichts! L. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. 1) *Dresden,* b. Arnold: *Ideen zur Begründung einer grossen stehenden Armee, und deren zweckmässigste Benutzungsart in Friedenszeit.* 1810. 23 S. 8. (4 Gr.)

2) *Mannheim,* b. Kaufmann: *Plan zur Errichtung öffentlicher Lehrstühle für Kriegswissenschaft auf Universitäten,* von *K. Freyherrn von Esleben,* grossherzogl. badenschem Premierlieutenant. 1810. 14 S. 8. (4 Gr.)

3) Ebendaselbst: *Kritik der Kriegsgelehrsamkeit, in Absicht auf wissenschaftliche Cultur,* von *K. Freyh. v. Esleben.* Erste Abtheilung. 1810. 31 S. 8. (8 Gr.)

Da nach den jetzigen politischen Verhältnissen ein Staat von 20 Millionen Menschen wenigstens 500,000 Soldaten besolden müsse, und ein kleiner Staat nach Verhältniss eben so viel zu stellen habe, welche Armee aber unerschwingliche Kosten verursache, und dem bürgerlichen Leben zu viele Arbeiter entzöge: so will der Vf. von No. 1 das Recrutirungs- und Conscriptions-System zugleich benutzen, um eine Armee auf die Beine zu bringen. Das erstere, um dem bürgerlichen Leben keine nothwendigen Mitglieder zu entziehen; das andere, um die gebildeten Stände unter die Waffen zu bringen, und das Heer dadurch zu veredeln. Zu diesem Zwecke schlägt er vor: 1) Parade-Soldaten, 2) Dienst-Soldaten, 3) Feld-Soldaten. Die der ersten und zweyten Classe sollen recrutirt, die der dritten conscribirt werden. Jene sollen eigentlich das stehende Heer, diese die Landwehr bilden. Das nach der Idee des Vfs. eingerichtete Heer (Parade- und Dienst-Soldaten) soll in Friedenszeiten ins bürgerliche Leben dadurch übergehen, dass solches gebraucht wird 1) zu Jägern und Forstbedienten, 2) zum Postfuhrwesen, 3) zu den reitenden Posten, 4) zum Bauwesen. — Wer von den Prämissen des Vfs. ausgeht, wird seine Vorschläge vortrefflich und leicht ausführbar finden, wenn sie nur von unseren Staats-Administratoren beachtet, und den stehenden Heeren der Grundsatz eingeprägt würde, dass sie in Friedenszeiten nur dadurch aufhören, drückend für die Moralität und für die National-Industrie schädlich zu seyn, wenn sie ins praktische bürgerliche Leben verwebt werden, mit Hand anlegen und nicht müssig gehen. Schon hat *Bülow* in seiner Taktik der Neueren die Nothwendigkeit dieser Massregel bewiesen, wurde aber von militärischen Laien und Literatoren desshalb mit Unrecht bespöttelt, die nicht Lust hatten, von dem hohen Pferde herunter zu steigen, welches sie leider nur zu lange geritten haben. Wir sind aber nicht mit dem Vf. in dem Hauptgrundsatz einig, von dem er ausgeht, indem wir, wenn das Föderativsystem, wie es scheint, durchgeführt werden wird, gar nicht einsehen, wozu stehende Heere dienen sollen, die das politische Gleichgewicht in die Welt setzte, welches zerstört ist. Hat man das Ziel erreicht, wirft man den Wanderstab bey Seite.

Der Vf. von No. 2 und 3 bemüht sich in der ersten, der Kriegswissenschaft ihren Platz unter den übrigen Doctrinen anzuweisen, welche auf den Universitäten gelehrt werden, und zeigt dann sehr gründlich, dass sie ein Theil der Staatslehre sey, insofern sich diese auf Gegenstände ausserhalb des Staats erstrecke. Er löst diese Wissenschaft in ihre Grundtheile auf, weiset jedem einen Platz in der Wissenschaft an, und giebt dem Lehrer den Rath, gefühllos zu seyn für das, was geschieht, und zu lehren, was geschehen solle. Die Kritik der Kriegsgelehrsamkeit fängt damit an, die Grundzüge der reinen Strategie von *August Wagner* zu erwägen — Wir müssen bey Gelegenheit dieser Schriften bemerken, dass es doch höchst sonderbar sey, jetzt Lehrstühle für die Kriegsgelahrtheit in Deutschland vorzuschlagen, da wir ehemals keine gehabt haben. Denn nach den jetzigen politischen Conjuncturen dürfte doch wohl nichts überflüssiger seyn, als gelehrte Kriegsschüler, es wären denn militärische Geschichtschreiber, welche der Nachwelt unseren Verlust kunstgerecht erzählten. Kn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MAY, 1811.

GESCHICHTE.

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers: *Darstellung des Feldzugs vom Jahr* 1809. Von einem Augenzeugen. 1811. 182 S. 8. (18 Gr.)

So viele Beschreibungen dieses merkwürdigen Feldzugs auch schon im Publicum umlaufen: so dürfte diese doch wohl deshalb eine der interessantesten seyn, weil sie ein halb officielles Gepräge hat, und die Vertheidigung des Generalissimus, des Erzherzogs Karl, wegen des Rückzugs von Regensburg, wegen des unterlassenen Übergangs über die Donau nach der Schlacht von Aspern, wegen der schlecht ausgeführten Disposition zur Schlacht bey Wagram, und wegen des geschlossenen Waffenstillstandes im Augenblick des Siegs bey Znaim, übernimmt. Sonst ist diess Buch unwichtig, da es die längst bekannten officiellen Berichte über die Schlachten, von neuem, und zwar ohne Schlachtpläne, wiedergiebt, und von den geheimen Ursachen zu diesem Kriege so viel wie gar nichts sagt. Dass aber diese Vertheidigungsschrift des Generalissimus halb officiell ist, sieht man auf jeder Seite; doch hat sein Vertheidiger, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, in verschiedenen Stellen ihm grössere Vorwürfe gemacht, als sonst geschehen ist. Wir werden daher nur aus dem Gesichtspuncte einer Vertheidigung des Generalissimus diese Schrift beurtheilen, und die Gründe erwägen, welche zu diesem Zweck angeführt sind.

I. Bey den Schlachten von Regensburg und am Tagliamento. Es kann dem Erzherzog Karl zur Last gelegt werden, dass, während der Kaiser Napoleon seine grösste Stärke auf das Armeecorps des Erzherzogs Ludewig bey Regensburg warf, solches schlug und dadurch die Linie der Österreicher trennte, jener nicht mit seiner Hauptstärke die zwey Divisionen des Herzogs von Auerstädt angegriffen, und sie erdrückt hat, welches bey ihrer Schwäche geschehen musste: wodurch denn Napoleon in eine verzweifelte Lage gekommen wäre. Was hierauf zur Vertheidigung des Generalissimus gesagt wird, dürfen wir nur wörtlich anführen, um unseren Lesern die Überzeugung von der Unbedeutenheit der Vertheidigungsgründe zu verschaffen. Es heisst S. 29: „Gewöhnlich sieht man nach einer vollbrachten Handlung ein, wie man sie hätte besser machen können, und wir wollen daher obigem Urtheil nicht widersprechen. Allein so sehr man es gewohnt, und auf ein überraschendes Manövre des Kaisers Napoleon selbst gefasst war: so konnte der Erzherzog im Augenblick des Treffens von Abensberg unmöglich annehmen, dass Napoleon es wagen würde, seine grösste Stärke auf den einen Flügel seines Gegners zu concentriren, während die Hauptmacht des letzteren in seiner Flanke operirte." Darin (könnte man repliciren) liegt das Charakteristische Napoleons, dass er seinen Operationsgegenstand unverrückt verfolgt, ohne auf seine Flanken zu achten. Im *Wagen* liegt Alles, wenn man einen Gegner vor sich hat, der Alles, selbst jeden Brodwagen, decken will, und der schon in der blossen Voraussetzung, er könne in der Flanke genommen seyn, retrograde Schritte macht. Diess letztere pflegt bey allen Feldherrn zu geschehen, die unter dem Einfluss ihres theoretischen Generalstabs stehen; das *Wagen* ist aber nur bey solchen Feldherrn zu finden, die ihren Generalstab als ein untergeordnetes Organ commandiren. — Ein zweyter, fast der wichtigste Fehler, der während des ganzen Kriegs gemacht worden, war die Zurückberufung des Erzherzogs Johann aus Italien, wo er siegreich gewesen, da Tyrol in österreichischen Händen war. Darüber heisst es S. 88: „In Italien war der Erzherzog Johann, nach dem Treffen bey Fontana fredda, weiter über die Brenta vorgedrungen, hatte Vizenza, Treviso, Padua u. s. w. besetzt, und eine Abtheilung seiner Truppen gegen Venedig detachirt, als die Nachricht von den Unfällen in Baiern anlangte, und derselbe sich dadurch genöthigt sah, alle offensiven Operationen einzustellen, und seine Armee zurückzuziehen, und zur gemeinschaftlichen Vertheidigung der Erbstaaten mit der Hauptarmee des Erzherzogs Karl in nähere Verbindung zu treten". Hätte der Erzherzog Johann keinen Feind vor sich gehabt: so liesse sich dieser Grund hören; da aber das Gegentheil Statt fand: so war es doch offenbar gegen alle Kriegskunst gehandelt, sich ohne Noth aus der Offensive in die Defensive zu werfen, weil man dadurch seinem Feinde alle Vortheile selbst in die Hände gab. Dadurch, dass Johann retirirte, verlor er die Hälfte seiner Armee, und zog den verfolgenden Feind in die Erbstaaten hinein. Der Vf. gesteht diess am Ende selbst (S. 115): „Ein anderer Fall, welcher eine solche Unternehmung begünstigt haben würde, war der, wenn die Armee des E. H. Johann in Italien festen Fuss behalten, sich des Passes Pontaffel gegen Tyrol versichern, und mit der Insurrection daselbst in Verbindung hätte bleiben können. Dadurch würde nicht nur der Vicekönig und der Marschall Marmont zurückgehalten, und folglich die Armee des Kaisers Napoleon um beynahe 50,000 Mann schwächer geblieben seyn, man konnte auch Tyrol

beſſer unterſtützen, und dem General Chaſteller Gelegenheit verſchaffen, durch einen Einfall in Baiern auf die Operationslinie der franzöſiſchen Armee zu wirken. Da dieſs aber, wie es ſcheint, nicht möglich war, und der E. H. Johann ſich auſser Stand geſehen hat, dem Vicekönig von Italien Widerſtand zu leiſten: ſo muſsten die Sachen bleiben, wie das launiſche Schickſal ſie gefügt hatte, und vergebens ſtemmte der E. H. Karl ſich ihm entgegen." — Hierauf könnte man ausrufen: War der E. H. Johann denn geſchlagen, daſs er ſich zurückziehen muſste? Der Vf. ſagt ſelbſt (S. 18), er habe geſiegt. Was war es denn, was den E. H. Johann in die Unmöglichkeit ſetzte, in der Offenſive zu bleiben? Nichts anderes, als der Befehl ſeines Bruders Karl, die errungenen Vortheile aufzugeben, und in die Erbſtaaten zurückzueilen. Wir glauben, daſs man den Staat, dem man dient, beſſer vertheidigt, wenn man vorwärts, als wenn man zurück geht, wenn man es vermag, wie dieſs in Italien der Fall war.

II. Bey der Schlacht von Aſpern. — Der Vf. wirft ſich ſelbſt die Frage auf (S. 105): „Warum der Erzherzog Karl ſeinen Sieg von Aſpern nicht verfolgt, und durch eine Diverſion auf das rechte Donauufer den Kaiſer Napoleon genöthiget habe, Wien und Öſterreich zu räumen?" — Dieſe Diverſion wird anfänglich als unthunlich verworfen, am Ende aber doch als möglich anerkannt. Denn 1) habe die Verfolgung des Feindes in die Lobau nicht Statt finden können, weil die Franzoſen Eſslingen behauptet, und dadurch den Rückzug gedeckt hätten. 2) Sey zwiſchen Krims und Haimburg (wo nur ein Übergang über die Donau nützlich geweſen), auſser Wien und Nuſsdorf oder der ſchwarzen Lake, kein einziger Ort vorhanden, an welchem der Übergang vom linken auf das rechte Donauufer, mit einer Armee, im Angeſicht des Feindes, möglich wäre, denn das rechte Donauufer ſey auſser jenen beiden Puncten dominirend, der Hauptſtrom flieſse daſelbſt, und alle Inſeln näheren ſich dem linken Ufer. 3) Wären die Streitkräfte zu verſchieden, und auf der franzöſiſchen Seite überwiegend geweſen. Napoleon habe auſser den 60,000 Mann, welche detachirt worden, noch 120,000 Mann ins Treffen führen können, der Erzherzog habe aber nur 90,000 Mann zu ſeiner Dispoſition gehabt. 4) Habe es an Munition gefehlt. 5) Hätte der Übergang entweder mit der Hauptſtärke der Armee, oder mit einem anſehnlichen detachirten Corps geſchehen müſſen. Im erſten Fall hätte man Gefahr laufen müſſen, daſs Napoleon mit 40,000 Mann Mähren überſchwemmt hätte. Im letzteren Fall hätte es leicht geſchehen können, dieſes Corps zwiſchen zwey Feuer zu bringen. — Alle dieſe Gründe halten keine Prüfung aus. Denn *ad* 1) kann man fragen, warum ging denn E. H. Karl nicht bey der ſchwarzen Lake über? Ad 2) kennen wir zwar das Terrain nicht genug, um über die Behauptung des Vfs. abſprechen zu können; aber man kann hier wie *ad* 1) fragen: warum gingen die Öſterreicher nicht an den Puncten über, wo es der Vf. ſelbſt für möglich hielt? *Ad* 3) iſt es kaum glaublich, daſs die Franzoſen nach einer Detachirung von 60,000 Mann, und einem (S. 87) angegebenen Verluſt von 44,000 Mann in der Schlacht von Aſpern, noch 120,000 Mann ſtark geweſen ſeyn ſollen, da ſie ſchon in den Affairen bey Regensburg (nach S. 36) ein Drittheil ihrer Armee verloren hatten, und (S. 15) nur von Hauſe aus 200,000 Mann ſtark waren. Rechnet man dazu 50,000 Mann aus Italien, 10,000 aus Dalmatien: ſo giebt dieſs 260,000; dieſe wären nach öſterreichiſcher Angabe bey Regensburg um ⅓, alſo auf 173⅓,000 Mann, durch Detachirung von 60,000 und durch den Verluſt bey Aſpern von 44,000 auf 69,000 Mann geſchmolzen. *Ad* 4) konnte der Erzherzog ſehr leicht bis zum 22 May von Königgrätz, 40 Meilen weit vom Schlachtfelde, und 36 Meilen auf der fahrbaren Kaiſerſtraſse die Armee mit Munition verſehen. *Ad* 5) könnte man einwerfen: Wenn man denn nichts wagen wollte: ſo wär' es beſſer geweſen, den Krieg gar nicht anzufangen. Hätten die Öſterreicher nach der Schlacht von Aſpern den Donauübergang bey der ſchwarzen Lake erzwungen, Wien genommen, und die Franzoſen auf der Lobau umzingelt: ſo würde ſich Napoleon wohl durchgeſchlagen und nach Italien zu kommen verſucht, aber ſchwerlich an eine Überſchwemmung Mährens gedacht haben. Endlich muſs aber der Vf. ſelbſt geſtehen (S. 14), daſs ein Übergang möglich geweſen. Er ſagt: „Indeſſen war ein mit guten Folgen begleiteter Übergang dennoch einen Augenblick möglich, wenn es der Zuſammenfluſs der Umſtände erlaubt hätte, dieſen aufzufaſſen. Dieſes war der 22 May, in der Schlacht bey Aſpern ſelbſt, als Napoleon alle disponiblen Truppen aus Wien gezogen hatte. Das 5te Corps d'Armee, welches der Schlacht nicht beywohnte, hätte bey der ſchwarzen Lake überſetzen, ſich der Stadt Wien verſichern, und die Paſſagen über die Donau von hier aus öffnen müſſen. Allein im Gewühle der Schlacht konnte der Erzherzog dieſen Zeitpunct nicht nur leicht überſehen, ſondern es müſste auch das Corps d'Armee ſelbſt dazu concentrirt geweſen ſeyn, und das war es nicht. Am 24 war zwar ein Angriff auf die Lobau angeordnet, welchen der Fürſt Roſenberg mit dem 4 Armeecorps in der Nacht auf den 25 ausführen ſollte; allein der jähe Anlauf des Waſſers, wodurch alle Inſeln und Auen angeſchwemmt wurden, machte die Unternehmung ganz unmöglich, und die bereits bis zum Ufer des Stroms anmarſchirten Truppen muſsten unverrichteter Sache wieder zurückgezogen werden." Die hier zur Rechtfertigung des Erzherzogs angeführten Gründe können ihn wohl entſchuldigen, aber nicht rechtfertigen. Denn warum war das 5te Corps nicht concentrirt? Erwartete Karl einen 2ten Schlachttag, wie früher behauptet worden: ſo muſste er ſich doch auf den Fall des Siegs vorbereiten, und auf deſſen Benutzung; dann muſste ihm doch wohl jener Übergang und die deſsfalls nöthige, in der Nacht vor der Schlacht

mögliche Concentrirung des 5ten Armeecorps einfallen.

III. Wegen der Schlacht von Wagram. Hier sind die zwey Hauptpuncte, von denen die Schlacht von Wagram lediglich abhing, fast ganz übergangen: 1) Von der zu späten und schlecht ausgerichteten Concentrirung des rechten Flügels, und dessen Aufmarsch in die Linie. Darüber steht 137: „Da obige Disposition des E. H. Karl in der finstern Nacht etwas spät an die Generale des rechten Flügels überbracht worden war: so konnten solche nicht in der vorgeschriebenen Stunde aufbrechen u. s. w." 2) Dass der E. H. Johann zu spät an der March erschienen. Darüber heisst es S. 150: „Das bisher so sehnlich erwartete Corps von Pressburg, welches aus seiner in den Auen und Inseln zerstreuten Aufstellung erst um Mitternacht aufbrechen und auf einem Wege von 10 Stunden nicht früher anlangen konnte, war während des Zurückzugs des 4 Armeecorps Nachmittags um 4 Uhr bey Siebenbrunn erschienen, kehrte aber, nachdem die Schlacht bereits zum Vortheil der Franzosen entschieden war, unbemerkt wieder über die March zurück." Hieraus geht wohl so viel hervor, dass der Vf. weder dem E. H. Karl noch dem E. H. Johann hat zu nahe treten wollen: denn unter diesen beiden liegt die nicht zur rechten Zeit ausgeführte Diversion des E. H. Johann, die auf alle Fälle die Schlacht von Wagram für Österreich entscheiden musste.

IV. Wegen der Schlacht von Znaim. Wenn man die gegebene Beschreibung der Schlacht von Znaim durchgeht, die noch nirgends vollständiger erschienen: so begreift man österreichischer Seits den Waffenstillstand nicht. Der Vf. sagt über das Ende der Schlacht Folgendes: „In dem Augenblick des gewaltigen Platzregens, wo das Feuer schwieg, und die Gegenstände selbst auf kurze Entfernung nicht mehr sichtbar waren, führte Graf Leiningen seine Grenadiers anfänglich im Doppelschritt, dann im vollen Rennen gegen die in gedrängter Colonne auf der Chaussee gestandenen gegenseitigen Truppen, und riss sie wie ein Sturmwind mit sich fort. Zwey Generale und mehrere Officiers wurden an der Tete gefangen, und Graf Leiningen drang bis zur zweyten Brücke. Eine grosse Anzahl französischer Tirailleurs ward in den Weingärten abgeschnitten, warf die Gewehre weg und bat um Gnade. Das Beyspiel dieses Grenadier-Bataillons, und der gelungene schnelle Angriff begeisterte jetzt alle Truppen, und es war nicht möglich, die Reserven länger zurückzuhalten. Alles lief vorwärts, und alles wollte Theil nehmen an dem blutig erkauften Siege, als plötzlich einige Hundert französische Cürassiers aus einer Seitengasse hervorsprengten, der in übermässiger Hitze vorgedrungenen österreichischen Colonne in die linke Flanke fielen, und sie in der Mitte abschnitten. Dieser Zufall hatte die Folgen, dass ein Theil der Grenadiere niedergemacht oder gefangen, zwey Kanonen, die diesen gleichfalls aus freyem Antriebe gefolgt waren, eine Beute der Franzosen, und die vom Graf Leiningen desarmirten Generale und Officiere wieder befreyt wurden. Derjenige Theil der Colonne, welcher sich nun in möglichster Eile auf Znaim zu repliiren suchte, ward bis an das Stadtthor verfolgt, wo man kaum so viel Zeit gewann, den Schlagbaum herabzulassen und den Anlauf der Franzosen dadurch zu hemmen. Major Salis rückte jetzt mit dem fünften Bataillon der wiener Freywilligen aus der Stadt, und warf die Stürmer auf der nämlichen Strasse, auf welcher sie gekommen waren, zurück. Bald nachher, als das Feuer wieder auf der ganzen Linie verbreitet war, überbrachten französische und österreichische Officiere die Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstandes. Beide hatten die Fatalität, von den gegenseitigen Truppen, denen sie die zur Einstellung der Feindseligkeiten bereits gegebene Ordre communiciren sollten, mit einer Decharge empfangen und desarmirt zu werden. Die Begleitung des letztern, die nach der empfangenen Decharge schnell gegen Znaim zurückeilte, ward von einer ganzen franz. Colonne verfolgt, und diese würde mit jener in die Stadt gedrungen seyn, wenn nicht die Grenadiere des Regiments Kerpen sich ihr augenblicklich entgegen geworfen hätten. Die erbitterten Truppen konnten beiderseits nur sehr langsam aus dem Feuer gezogen werden."

Über den Waffenstillstand heisst es: „Dieser unvermuthete Waffenstillstand in dem Augenblick eines Treffens, in welchem die österreichische Armee mit einer Anstrengung focht, von welcher sie sich die günstigsten Erfolge versprach, indem sie alle bis dahin unternommenen noch so heftigen Angriffe der Franzosen durch zwey Tage blutig zurückgewiesen hatte, noch mehr aber die Puncte der Übereinkunft selbst, erregten das lauteste Missvergnügen, wovon man bis jetzt in dieser Armee nicht leicht ein Beyspiel hatte. Diess gab Anlass zu einem Generalbefehl, in welchem der Erzherzog den Truppen Bescheidenheit empfahl, und erklärte, dass der Waffenstillstand durch die vom Kaiser Napoleon selbst zuerst gemachten Anträge zur Existenz gekommen sey. Aber gerade diess war um so weniger geeignet, die Unzufriedenheit vieler Individuen zu verscheuchen, indem es schien, als wäre man auf französischer Seite genöthigt gewesen, der Armee einen Triumph zuzugestehen, den man ihr durch die Vergleichspuncte selbst wieder zu entreissen sich bemüht hätte, und wobey man durch zu leichte Bewilligung dieser Puncte selbst entgegen gekommen wäre. Dem Einzelnen war es in manchen Fällen gefährlich, hierüber seine Meinung laut werden zu lassen. Man durfte sagen und beweisen, dass nach den Vorfällen vom 2 bis zum 11 July, in welchen die Armee einen Verlust von mehr als 30,000 Mann erlitten hatte, — dass besonders in Hinsicht auf die feindlichen Bewegungeu der Russen wenigstens eine temporäre Waffenruhe äusserst wünschenswerth gewesen sey, um die Regimenter wieder zu ergänzen, und sie in den Zustand zu versetzen, wodurch sie dem Andringen zweyer feindlichen Armeen, im Süden und im Norden, mit Wahrscheinlichkeit einigen Erfolgs Einhalt zu thun vermöchten, — dass die abgetretenen zween Kreise von Mähren, bey dem beabsichtig-

ten Rückzuge von Böhmen, ohnehin von den Franzosen bald würden besetzt worden seyn, — dass die Übergabe der Bergschlösser Grätz, Sachsenburg und Spielberg in keinen Betracht kommen könne, nachdem solche nicht nur an und für sich selbst von geringer Haltbarkeit, sondern auch theils wegen ihrer Lage, theils wegen der Schwäche ihrer Garnisonen, gar nicht geeignet seyen, dem Feinde einige Unruhe zu verursachen — dass die Reorganisirung und Verstärkung der Armee das vorzüglichste Augenmerk des Generalissimus und der Regierung in den gegenwärtigen Umständen seyn müsse, da in ihr das einzige Mittel liege, durch welches man dem Feinde furchtbar bleiben und einen respectablen Frieden erzwingen könne. — — Alles diess half nichts, und reizte beynahe nur noch mehr. Wer demnach nicht Lust hatte, in den allgemeinen Ton einzustimmen, oder bey Gelegenheit seine Privatmeinung mit dem Degen zu vertheidigen, der war schlechterdings genöthigt, sich aller Discussionen über den Waffenstillstand zu enthalten. Diese allgemeine Stimmung der österreichischen Armee, so entgegengesetzt sie dem zweckmässigen Gang der Sache immer gedacht werden kann, beweist, welcher Geist in ihr herrschte, und wie wenig sie gesonnen war, die, in manchen öffentlichen Blättern als gewiss angenommene Zerstückelung der Monarchie unbedingt zuzugeben. Und wenn das Genie des französischen Helden vermögend war, diese Armee zu besiegen: so hat sie doch auch bewiesen, dass sie zu fechten, und den Sieg theuer genug erkaufen zu lassen verstand. Sie erwarb sich die Achtung des Kaisers Napoleon und seines Heeres — den Dank ihres Monarchen und Vaterlandes — setzte ihrer Tapferkeit eine unvergängliche Ehrensäule, und trat in einer Haltung vom Kampfplatze, die ihren bisherigen Gegnern den Wunsch einflösste, nie mehr gegen sie, wohl aber vereint mit ihr gegen Europa's Feinde kämpfen zu dürfen." —

Die Nachwelt wird es so wenig begreifen, wie es die Mitwelt begriffen hat, dass der E. H. Karl in dem Augenblick eines Siegs einen Waffenstillstand schloss, den ihm (wie er in der Proclamation an die Truppen selbst sagt S. 178) Napoleon angetragen hatte.

Kn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Weimar*, im Landes-Industriecomptoir: *Sammlung der Pläne und Nachrichten von den beiden Hauptschlachten von Gross-Aspern und Deutsch-Wagram auf dem Marchfelde bey Wien, zwischen der französischen und österreichischen Armee im Jahr 1809, bis zur Beendigung dieses Kriegs, durch den Frieden von Wien, am 14ten Octob. 1809.* Deutsch und Französisch. 1809. XXIV u. 74 S. 4.

Das weimarische Landes-Industriecomptoir hatte sich schon im Kriege vom J. 1806 das Verdienst erworben, durch Pläne und Beschreibungen der vorgefallenen Hauptschlachten, geschöpft aus den ersten officiellen Nachrichten, die zu erhalten waren, die Neugierde des Publicums zu befriedigen, und seine Ansichten der Zeitbegebenheiten zu berichtigen. Diess ist auch wieder in der vor uns liegenden Sammlung vom Jahr 1809 geschehen.

Es ist sehr natürlich, dass diese auf frischer That gesammelten Nachrichten manche Unrichtigkeiten enthalten müssen, welche die Zeit berichtigt; besonders ist diess bey dem Raisonnement der Fall. Aber die Hauptfacta bleiben immer die nämlichen, und in sofern behält auch diese Sammlung ihren Werth. Die uns vorliegende enthält die Pläne der Schlachten von Aspern und Wagram, deren Beschreibung, die Waffenstillstands-Urkunde, einen Extract aus dem wiener Frieden, und eine Generalcharte der österreichischen Monarchie.

Im Eingange dieser Sammlung heisst es: „Das Resultat des Feldzugs in Baiern war nach den entscheidenden Siegen, welche die Franzosen vom 19 bis zum 23 April zwischen der Donau und der Isar erfochten, weit unter den Erwartungen, die der Vortheil grosser Anstrengungen und eines übermächtigen Angriffs für Österreich zu erregen schien. Die gesammte Heeresmacht Napoleons war vereinigt: der gröste Theil der österreichischen Armee, in der linken Flanke umgangen, ward über die Donau nach Böhmen geworfen, und ihr alle Verbindung mit der rasch vordringenden italiänischen Armee abgeschnitten, deren Rückzug dadurch nothwendig wurde. Das schwache Corps des F. M. L. Hiller, welches von der Hauptmacht getrennt, auf dem rechten Donauufer zurückblieb, vermochte nicht, den voraneilenden Sieger aufzuhalten, der den nächsten Weg nach der Hauptstadt des Reichs zu wählte." —

Wir müssen darüber bemerken, dass die Siege der Franzosen bey Abensberg und Eckmühl nicht durch die Nothwendigkeit, sondern durch die ihnen folgenden verkehrten Operationen der Österreicher entscheidend waren. Eine Armee, welche, wie die des Erzherzogs Karl nach ihrem von Regensburg bis auf den Bisamberg und Gegend vollzogenen Rückzug, den Feind schlagen kann, wie es bey Gross-Aspern der Fall war, konnte noch ihr Schlachtfeld wählen, und durfte es nicht im Angesicht der Residenz erkiesen. Da die Österreicher nach den Schlachten von Abensberg und Eckmühl Herrn des linken Donauufers waren, Regensburg inne hatten, und ihre Armee auf dieser Seite bis Hemmau vorgedrungen war, da Tyrol erobert, Johann in Italien siegreich war, und die Erbstaaten nicht durch Ein, sondern durch drey Armeecorps auf dem rechten Donauufer vertheidigt wurden: so konnte Karl auf dem Schlachtfelde von Höchstet, wo sein grosser Vorfahr Eugenius siegte, sich aufstellen und erwarten, ob dann sein Gegner noch nach Wien marschiren würde. Statt dessen war der projectirte Marsch auf das rechte Donauufer, um sich, mit Hiller vereinigt, dem Feinde *en fronte* entgegen zu stellen, und Johann zurückzurufen, wodurch man in die Defensive geworfen wurde, die traurigste aller Operationen.

Bey der Darstellung der Schlacht von Aspern, bezieht sich der Vf. mit Recht auf die Kritik derselben in der *Pallas*, welche man als classisch ansehen kann.

Eben so wahr schliesst er diese Darstellung mit der Bemerkung: „Allerdings mag man sich bey der Vergleichung der Lage beider Heere kaum einer Befremdung erwehren, wenn man auf allen Puncten der österreichischen Linie nichts als Vertheidigungsmaasregeln und leidendes Verhalten gewahr wird; wenn man keine Spur von kraftvoller Verfolgung und Benutzung der gewonnenen Vortheile, keine ernstlichen Maasregeln zur Erschwerung des Rückzugs sieht, welchen die Franzosen durch ihre concentrirte Bewegung vorbereitet hatten, und durch die standhafte Vertheidigung von Esling deckten. Die Nacht ward unthätig zugebracht von Seiten der Oesterreicher, und doch konnten sie kaum sichere Bürgschaft haben, dass es dem Gegner unmöglich seyn werde, die bedeutenden Hülfsmittel, welche auf dem rechten Stromufer bereit waren, während dieser Nacht herüber zu holen, um den Kampf mit entscheidender Übermacht zu erneuern. Sie nahmen Abends die Stellung wieder ein, welche sie beym Angriff verlassen hatten, während die Franzosen die ihrige auf dem Schlachtfelde bis zum Anbruch des folgenden Tages behaupteten, wo sie mit ihren Verwundeten und dem demontirten Geschütz über den schmalen Donauarm gingen, und mit Behauptung der Brückenköpfe, sich in der Lobau aufstellten, die seitdem zu einem verschanzten Lager gebildet ward."

Über die Schlacht von Wagram sind beide Berichte, der Franzosen und Oesterreicher, abgedruckt, und man kann nur mit Bedauern daraus das Resultat ziehen, dass die physische Kraft der Deutschen an diesem Tage von keiner geistigen geleitet, durch isolirt kämpfende Armeecorps vereinzelt, und ohne Zusammenhang war, besonders aber, dass das um 4 Uhr angekommene Corps des Erzherzogs Johann, statt dem Feinde in den Rücken zu fallen, unverrichteter Sache wieder abzog. Der Waffenstillstand und der Friede kritisiren sich selbst.

Kn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 MAY, 1811.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Joh. Matth. Schröckhs*, ehemal. ord. Lehrers der Geschichte auf der Univers. Wittenb., *christliche Kirchengeschichte seit der Reformation*, fortgesetzt von D. *Heinr. Gottlieb Tzschirner*, ord. Lehrer der Kirchen- und Dogmen-Geschichte auf der Universität Leipzig. 1810. IX Theil. 670 S. 8. (2 Rthlr.)

Der verewigte *Schröckh* wollte sein Werk, dessen einzelne Theile wir insgesammt bald nach ihrer Erscheinung angezeigt und beurtheilt haben, mit dem neunten Bande schliessen. Die Geschichte der *griechischen* Kirche, der Taufgesinnten, der *Socinianer* und der *Quäcker* im Zeitraume von 1649 bis 1806, welche noch zu erzählen übrig war, sollte nur einen kleinen Raum dieses Bandes füllen; Zeittafeln aber und ein allgemeines Register sollten einen desto grösseren einnehmen. Im Jahre 1809 hoffte der Vf. Alles zu beendigen. Allein der Tod überraschte ihn, als er erst mit den Vorbereitungen zu diesem letzten Bande beschäftigt war. Hr. *T.* versichert, dass sich in dem Nachlasse des Verstorbenen nichts Ausgearbeitetes und auch nicht einmal Materialien zu diesem Bande gefunden haben. Man weiss auch sonst, dass *Schröckh* seine Geschichtbücher nicht schriftlich vorzubereiten pflegte. Einer seiner Freunde, welcher ihm ein würdiges Denkmal gestiftet hat, sagt von ihm: „Sobald er gelesen und geprüft hatte, arbeitete er dem Drucker in die Hand, ohne vorläufig auch nur zu excerpiren, oder etwas zum Versuch auf Nebenpapieren aufzusetzen. Höchstens waren es kleine Skizzen, blosse Winke und einzelne Worte, was er auf ein Nebenblatt hinwarf. Wenn er sich für sein kirchenhistorisches Werk vorläufig Schriften oder Schriftstellen anmerkte: so geschah diess auf seinen Collegienheften, die er jedesmal, so weit das Werk über sie hinausgerückt war, zu verbrennen, und, zum Behuf seiner Vorlesungen, durch Randbemerkungen im Lehrbuche zu ersetzen pflegte." *Nitzsch* über *Schröckhs* Studienweise und Maximen S. 17. Um sich zu erklären, wie er bey dieser Methode doch noch so gut, so lehrreich, so interessant schreiben konnte, muss man sich erinnern, dass er ein äusserst glückliches Gedächtniss hatte, und schon vorher mit der Geschichte, welche er nun schriftlich ausarbeitete, durch langes Studium und oft wiederholte Vorträge innig vertraut war. Übrigens sollte man nach diesem Berichte denken, dass doch seine Collegienhefte bey der Ausarbeitung dieses Bandes hätten benutzt werden können. Der Fortsetzer sagt darüber nichts, und hat daher wohl ganz frey aus eigener Hand gearbeitet. Jedoch hat er den Plan des ersten Urhebers strenge befolgt, und sich auch seiner Methode, seiner Manier und seinen Principien, so viel möglich, angeschmiegt. Wenn übrigens in dem *schröckhischen* Werke der protestantische Schrifttheolog überall hervortrat: so tritt in dieser Fortsetzung mehr der protestantische Rationaltheolog hervor. Wenn man dort mehr den historischen Nestor erzählen hörte, der auf eine lange, von ihm durchwanderte Laufbahn zurückschaut, und sich dem Ende seiner Tage nähert: so sieht man hier mehr den lebhaften jungen Mann, welcher seine Laufbahn mit Muth, Entschlossenheit und Anstrengung angetreten hat. Wenn jener über manche neue Erscheinungen einer ganz veränderten Welt staunt und erschrickt, und sich nicht darein zu finden weiss: so lässt sie dieser mit unerschrockenerem Blicke vor sich vorübergehen, und weiss sich derselben mehr zu bemächtigen. Wenn jener diese letzten Stücke der Kirchengeschichte nur in einer kurzen Übersicht gegeben hätte, weil er fühlte, dass sein Tag sich zum Ende neige, und doch sein Tagewerk noch selbst vollenden wollte: so liefert uns dieser nicht nur, was *Schröckh* selbst noch geben wollte, in weit grösserer Ausführlichkeit, sondern er schenkt uns noch ausserdem die neueste Geschichte der christlichen Kirche von 1806 bis 1810, freylich nur in einer kurzen Darstellung. Die Folge davon ist, dass nun ein zehnter Band hinzukommen wird, welcher die Zeittafeln und ein Hauptregister über das Ganze, sammt einer Lebensbeschreibung *Schröckhs* enthalten soll.

Dass Hr. *T.* vorher mit Fleiss und Mühe gesammelt, und alle ihm zu Gebote stehenden Quellen und Hülfsmittel zu Rathe gezogen habe, ist nicht zu verkennen. In der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit folgt er seinem Vorgänger nach. Diess thut er auch darin, dass er die Geschichte nicht mit Urtheilen und philosophischen Räsonnements überladet oder gar darein verwandelt. Wir billigen diess sehr, und können in gewissen neuen Geschichtbüchern, deren Verfasser uns mehr mit ihren eigenen Urtheilen, mit ihrer Schulphilosophie und mit ihrer eigenen Person, als mit der Geschichte, unterhalten, und welche, gleich als Allwissende, die Ursachen, Triebfedern, Umstände, Folgen, Wirkungen, ja die Nothwendigkeit der Begebenheiten und Handlungen und ihren Zusammenhang mit dem Weltganzen aufs genaueste bestim-

men wollen, nichts weniger als den wahren Pragmatismus finden. So schrieben die *Griechen* und *Römer*, welche noch immer Muster der Geschichtschreibung sind, nicht. Schöne historische Kunst konnte freylich der Vf. um so weniger zeigen, da er durchaus, selbst in der beygefügten Übersicht, nach einem fremden Plane fortarbeitete, und das *schröckhische* Werk sie nach seiner ganzen Anlage, Entstehung und Einrichtung nicht wohl vertrug.

In der Geschichte der *griechischen* Kirche ist besonders viel mühsamer Fleiss und pünctliche Sorgfalt gezeigt. Es ist Vieles aus neueren Reisebeschreibungen gezogen, und im Ganzen sind öfterer Werke gebraucht, welche sich zunächst nicht mit der *griechischen* Kirche und ihrer Geschichte beschäftigen, als solche, welche ihr ausschliesend gewidmet sind. Übrigens sieht der Vf. selbst ein, dass er keine eigentliche Geschichte derselben geliefert hat, dass nach allen seinen Bemühungen Vieles unbestimmt geblieben ist, und dass nicht eher ein künftiger Geschichtschreiber diesen Gegenstand genügend werde bearbeiten können, bis sich mehrere *einheimische* Quellen werden eröffnet haben. Am ehesten ist diess noch von *Russland* und für die dortige Kirche zu erwarten. Die neuere Geschichte der *Taufgesinnten* zu erzählen, ist keine leichte Aufgabe, weil sie sich in so viele Secten getheilt haben, deren Ursprung und Unterschied schwer zu bestimmen ist, weil die speciellere Geschichte in einer Menge kleiner Schriften, besonders aus dem Schosse der Secten selbst, unter anderen in ihren sehr zahlreichen Glaubensbekenntnissen zu suchen ist, und weil es grosse Schwierigkeiten hat, ihre Geschichte zweckmässig anzuordnen und interessant darzustellen. Hr. *T.* ist wirklich hier unter unserer Erwartung geblieben. Mehr hat er in der Geschichte der *Quäker* geleistet, wiewohl wir gewünscht hätten, dass er hier minder freygebig mit der Anschuldigung der Schwärmerey, der Verirrung, der Sonderbarkeit gewesen wäre; und den Ursprung, so wie die grossen originellen Ideen, welche diese in ihrer Art einzige, ehrwürdige Gesellschaft, mitten unter dem Kampfe mit lauter entgegengesetzten Meinungen und Gewohnheiten, aufgestellt und durchgesetzt hat, tiefer ergründet und gerechter gewürdigt hätte. In der Geschichte der *Antitrinitarier* sind die Nachrichten von ihren theologischen Schriftstellern vorzüglich schätzbar. In der *Übersicht der neuesten Kirchengeschichte* hat der Vf. nicht nur den Zweck, die Geschichte von 1806 bis 1810 fortzusetzen, und ein Bild vom gegenwärtigen Zustande der Kirche zu entwerfen, sondern auch die *schröckhische* Erzählung von den Ereignissen der späteren Zeiten selbst, worin manches Wichtige entweder gar nicht berührt oder nur kurz angedeutet wurde, zu *ergänzen*. Er gesteht jedoch selbst, dass er diesen letzten Zweck nur sehr unvollständig habe erreichen können, weil er bald eingesehen habe, dass er, um alles Wichtige ergänzend nachzutragen, die ihm gesetzten Grenzen würde überschreiten müssen. Übrigens haben wir in dieser Übersicht verschiedenes Geringfügige bemerkt, namentlich in der Anführung und Belobung mehrerer unbedeutender theologischer Schriftsteller, wofür Bedeutenderes hätte aufgenommen werden können. Wir wollen aus dieser Übersicht Einiges theils auszeichnen, theils mit Bemerkungen begleiten, um dieses Werk noch mehr im Einzelnen zu charakterisiren. S. 585 führt der Vf. an, dass auch der *Jansenismus* zugleich mit dem Parteygeiste, welchen er erzeugte, und mit dem Parteyhasse, der ihn verfolgte, in dem neuen *Frankreich* fortdauere. Er beruft sich auf des edlen *Gregoire Ruines de Port-royal*, die Ausgabe von 1809, welche Schrift er jedoch nur aus der Anzeige einer deutschen Zeitschrift, nicht aber aus eigener Ansicht kenne. Da diese Schrift, welche, besonders in der zweyten Ausgabe, von hoher Wichtigkeit ist, und in *Frankreich* wegen gewisser Stellen grosses Aufsehen gemacht hat, in *Deutschland* wenig bekannt geworden ist: so wollen wir diese Gelegenheit ergreifen, etwas aus derselben über den *gegenwärtigen Zustand des Jansenismus überhaupt*, wovon in dem vorliegenden Bande, ausser dem Angeführten, nichts vorkommt, auszuzeichnen. Von dem besonderen Zustande desselben in *Frankreich* findet sich darin keine ausdrückliche Nachricht; man kann aber allerdings aus dieser Schrift schliessen, dass *Gregoire* selbst ein ächter *Jansenist*, nach der Weise der *Portroyalisten*, ist, dass es auch an anderen Anhängern nicht fehlt, und dass sie eine sehr starke Partey wider sich haben. Sonst findet man folgende Nachrichten. In Holland zählt man, bey einer Bevölkerung von ungefähr 1,800,000 Seelen, wenigstens 300,000 Katholiken, theils *Jansenisten*, theils *Molinisten*; die letzten sind weit zahlreicher, sie befinden sich gewissermassen ausserhalb der Grenzen der katholischen Hierarchie, und werden theils durch Mönche, theils durch Weltgeistliche, unter der Oberaufsicht eines Nuntius, geleitet. Seit langer Zeit sind die Weltgeistlichen und viele Laien dieser Anarchie müde. Sie haben zu verschiedenen Malen dringende Vorstellungen zu *Rom* gemacht, um Bischöfe zu erhalten; aber diese Bemühungen waren vergeblich, welches man dem Einflusse der Mönche zuschreibt, die das Episkopat so viel möglich hintertreiben. Wenn man in *Holland* in eine katholische Kirche kommt: so sieht man sogleich, welcher Partey sie gehört. Wenn nur Ein Altar, gemäss dem Gebrauche der ersten Kirche, welcher sich auch unter den *Griechen* erhalten hat, da ist; wenn bey der Absingung des Officiums durch einen abwechselnden Chor von beiden Geschlechtern sich eine tiefe Andacht, eine rührende Frömmigkeit offenbart: so ist man bey den *Jansenisten*; freylich kommt ihnen dieser Charakter nicht ausschliesend zu, aber doch auf eine ausgezeichnete Art. Die Mehrheit der Capellen, die Musik, die übereilte Feyer der Messe, kleinlichte und durch die Kirche nicht bestätigte Gebräuche kündigen eine *molinistische* Kirche an. Von den *molinistischen* Priestern erhalten auch weit leichter unwissende Kinder die Communion, und unsittliche Menschen die Absolution. In der Diöcese von *Utrecht* wird die Ent-

haltsamkeit, selbst von Eyern, während der Fastenzeit bey den *Jansenisten* strenge beobachtet, indem die andere Partey zuweilen den Genuss des Fleisches erlaubt. Die Schlaffheit von der einen und die evangelische Strenge von der anderen Seite hat die Zahl der *Molinisten* vermehrt und die der *Jansenisten* vermindert. Die *französischen* Emigranten, welche sich zur Zeit der Revolution nach *Holland* begaben, theilten sich unter beiden Parteyen. Die Katholiken auf der *dänischen* Insel *Nordstrand* stammen gleichfalls aus *Holland*, wie denn auch daselbst ein verdorbenes *Holländisch* geredet und in dieser Sprache gepredigt wird. Auch sie theilen sich in *Molinisten* und *Jansenisten*. Im J. 1794 liess die Propaganda durch den Nuntius zu *Wien* dem *dänischen* Gesandten daselbst ein Memoire überreichen, um die *Jansenisten* auf *Nordstrand* anzuschwärzen und sie um ihre dortige Kirche zu bringen. Der Versuch misslang. Die Regierung erhielt von dem *lutherischen* Amtmann auf der Insel die vortheilhaftesten Zeugnisse von der angeklagten Partey, und der *jansenistische* Priester auf der Insel veranlasste den Erzbischof von *Utrecht*, die Documente vorzulegen, auf welchen seine geistliche Jurisdiction beruht. *Gregoire* führt noch die mancherley Bedeutungen an, welche man dem Worte: *Jansenist* beygelegt hat, und immer noch beylegt; er wünscht, dass der Namen verschwinde, dass über den *Jansenismus* nicht mehr dogmatisch, sondern nur historisch geredet, geschrieben und gestritten werden, und dass die alte, ächte katholische Wahrheit siegen möge. Wir kehren zu dem vorliegenden Werke zurück. S. 600 f. hält Hr. *T.* dem Territorialsysteme, welches sich durchgängig in der Praxis behauptet habe, indem das Collegial- und Einheits-System eine auf die Schule eingeschränkte Theorie geblieben seyen, eine grosse Lobrede; doch mässiget er es, und legt dabey dem Staate solche Verbindlichkeiten auf, dass man sagen möchte, das Territorialsystem werde dadurch collegialisch. S. 622 redet er von den neueren Werken, in welchen einzelne Theile der Kirchengeschichte von *lutherischen* Theologen sehr glücklich behandelt worden seyen. Da hätte er aber wirklich mehr anführen können, z. B. nicht nur, wie er wirklich thut, die von ihm oft und fleissig gebrauchte *kirchliche Geographie und Statistik* von *Stäudlin*, sondern auch desselben Verfassers *Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften.* S. 633 f. wird die Verschiedenheit des theologischen Rationalismus von dem Naturalismus so beschrieben: „Der Naturalismus verwirft die Idee einer übernatürlichen Offenbarung als Wahn und Trug, der Rationalismus hält sie fest oder kann sie doch wenigstens mit seinem Systeme vereinigen; jener leugnet die Wahrheit der heiligen Geschichte, dieser nimmt die Thatsachen des Christenthums an; jener findet in der Bibel ein bloss menschliches Buch, dieser erklärt sie für Offenbarungsurkunden, und leugnet nur, dass man ihnen unbedingt folgen dürfe; jener betrachtet die christliche Kirche als eine durch den Zufall entstandene Verbindung, diesem aber ist sie ein von der Vorsehung veranstaltetes, auf die Beförderung der Sittlichkeit abzweckendes Institut; jener hebt das Christenthum auf, dieser versucht den Primat der Vernunft mit dem Glauben an den göttlichen Ursprung desselben zu vereinigen.“ Solche Naturalisten und Rationalisten hat es allerdings gegeben und giebt es noch, und es ist sehr richtig, dass der Rationalismus der neueren Theologen sehr von dem Naturalismus verschieden ist: aber es kann keineswegs als wesentlicher Theil des Rationalismus betrachtet werden, dass man die übernatürliche Offenbarung und die Thatsache des Christenthums annehme. — Wir wollen noch anführen, wie der Vf. das *Schröckhische*, von ihm vollendete Werk schliesst, und damit zugleich eine Probe seines sich hier freylich mehr als sonst hebenden Stils geben: „Das ist dann die neueste Geschichte, das ist der gegenwärtige Zustand der christlichen Kirche, welche sich mitten unter fallenden Reichen und untergehenden Systemen länger als achtzehn Jahrhunderte behauptet, und, obgleich oft bald der Wahn, bald die Leidenschaft ihre Lehren entstellte und ihre Institute missbrauchte, doch zu allen Zeiten und unter allen Formen wohlthätig auf die Völker gewirkt hat. Sie sah *Jerusalem* untergehen, *Rom*, die Weltgebieterin, fallen, die meisten Reiche, welche die *germanischen* Völker auf *Roms* Trümmern baueten, zusammenstürzen; aber sie alterte nicht, wie die Staaten altern und vergehen, und dauerte fort in ewig neuer Jugend und Kraft. Zwar im Oriente, als sich hier erst das Chaliphat erhob, danach die *Mogolen* und zuletzt die *Türken* christliche Völker bezwangen, ward sie hart bedrängt; doch ging sie nicht unter, und was sie im Osten verlor, gewann sie im Westen, denn auch in der neuen Welt ward der christliche Glaube gepflanzt und gegründet. Sie hat die *jüdische*, wie die *griechischrömische* Weisheit überlebt, die Schulen zahlloser Weltweisen alter und neuer Zeiten sind geöffnet und wieder geschlossen worden; sie aber besteht bis auf diesen Tag, und ihre Lehre wird in allen Theilen der Welt verkündigt. Das wird begreiflich, wenn man erwägt, dass sie keinem Zeitalter, und doch allen Zeiten angehörte und auf alle Völker, die sie in ihren Schooss aufnahm, wohlthätig wirkte. Die Juden führte sie von dem Ceremoniendienste zu der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit und zu edleren Erwartungen vom Retter, auf welchen die Väter gehofft hatten; zu den *Griechen* und *Römern* rief sie den Glauben, der aus der cultivirten Welt geflohen war, zurück; die rohen Völker, welche sich im Mittelalter über *Europa* ausgebreitet hatten, leitete sie zur Bildung und Menschlichkeit, und ihr verdanken die gebildeten Nationen der neueren Zeiten das Daseyn heilsamer Institute, welche die Erhaltung des Glaubens und die Beförderung der Sittlichkeit bezwecken. Die Kirche ist auf das Unvergängliche im Menschen, auf das Bedürfniss des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe gegründet, und darum wird sie fortdauern und bestehen bis an das Ende der Tage.“

Warum schreibt der Vf. immer *Moenge* und den berühmten Theologen *Buddeus* S. 296 *Buddäus?*

S. C. R. F.

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: Dr. *H. P. K. Henke's Grundriss der Kirchengeschichte zu Vorlesungen.* Beendigt von Dr. *Joh. Sev. Vater*, ord. Prof. der Gottesgelahrtheit und Bibliothekar in Königsberg. 1810. 216 S. 8. (14 gr.)

Wir haben uns in unserer Erwartung von diesem Buche sehr getäuscht gefunden. Wir erwarteten ein ordentliches, zusammenhängend abgefasstes, für den akademischen Unterricht zweckmässig eingerichtetes, mit Literatur versehenes Lehrbuch. Statt dessen fanden wir eine Art von *Inhaltsverzeichniss* über das grössere Werk des Vfs., wovon gleich der Anfang der Einleitung und der Geschichte selbst zur Probe hier stehen mag. 1) *Religionsgeschichte überhaupt.* Begriff, Umfang und Gehalt dieser Wissenschaft. Schwierigkeiten, Methode und Hülfsmittel ihres Studiums. 2) *Geschichte der christlichen Religion und Kirche.* Ihr Zweck, vielfacher Werth und Nutzen u. s. w., und S. 5. 1) *Zustand des römischen Reichs:* a) politischer; Grösse und Zusammenhang desselben, Alleinherrschaft, friedliche Zeit; b) sittlicher, in der Ausartung; Volksreligionen, Duldsamkeit, Freydenkerey unter den Gelehrten u. s. w. So geht es durch das ganze Buch fort. Die Zeitfolge, ist, wie in dem grösseren Werke, beobachtet — eine Methode, welche anerkanntermassen, besonders für den akademischen Unterricht, nicht passend ist. Von der Literatur ist nur das Allgemeine zu Anfang jeder Periode flüchtig beygefügt. Wahrscheinlich hat *Henke* diesen Grundriss in der Schnelle zu entwerfen angefangen, als er endlich einsah, dass er die Kirchengeschichte nicht länger nach seinem grösseren Werke vortragen und durch mehrere Jahre hindurch fortschleppen könne, besonders als sich die Zeit näherte, dass er auf eine andere Universität versetzt werden sollte. Mit S. 185, d. i. gegen das Ende des siebenten und letzten Zeitraums ist Hr. D. *Vater* eingetreten. Er versichert, dass sich in dem Nachlasse des Verstorbenen nur einzelne unvollendete Paragraphen zu der Fortsetzung gefunden haben. Ihm, dem Verfasser *kirchenhistorischer Tabellen*, konnte die Fortsetzung um so weniger schwer werden. Wir erfahren hier zugleich, dass er auch das grössere Werk fortsetzen wird. Wir wünschen, dass ihm dazu eine eben so gute kirchenhistorische Bibliothek, als dem ersten Urheber, zu Gebote stehen möge. Aus der Vorrede theilen wir noch einige Nachrichten über den Zustand der *Jansenisten* in *Holland* mit, welche Hr. *V.* von einem der ersten dortigen Gottesgelehrten erhalten hat, und fügen sie zu demjenigen hinzu, was wir oben in der Recension von dem letzten Bande der *schröckhischen* Kirchengeschichte angeführt haben. Bey der jüngst erfolgten Erledigung des Erzbisthums Utrecht hat der König von *Holland* die Wahl eines neuen Erzbischofs untersagt, und diese, von dem Papste getrennte Kirche hat bloss die beiden Bischöfe von *Harlem* und *Deventer*, von welchen letzterer nur diesen Titel führt, indem dort gar kein diesen Grundsätzen ergebener Katholik sich befindet, und zu *Rotterdam* die Geschäfte eines gewöhnlichen Predigers versieht, ersterer aber seinen Sitz zu *Amsterdam* hat. Die Geschäfte des Erzbischofs von *Utrecht* werden von zwey General-Vicaren verwaltet, denen das Metropolitancapitel zur Seite steht, welches sie auch wählt: es besteht aus Stadt- und Land-Priestern, und hat einen Decan an seiner Spitze. 30 Kirchen mit ungefähr 5000 Seelen gehören dahin. Das Bisthum *Harlem* ist davon fast unabhängig: überhaupt scheint der Erzbischof nur als *primus inter pares* betrachtet worden zu seyn, und nur in ausserordentlichen Fällen einen über seinen Sprengel reichenden Einfluss gehabt zu haben. Zu *Harlem* scheint kein Capitel zu seyn, noch weniger ist eins zu *Deventer*. Unter den Bischöfen stehen Erzpriester, unter diesen gewöhnliche Priester.

S. C. R. F.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Altona*, b. Hammerich: *Weltgeschichte in Tabellen, nebst einer tabellarischen Übersicht der Literargeschichte*, von *G. G. Bredow*. Dritte verbesserte und zum Theil umgearbeitete Ausgabe. 16 Bog. in Landchartenformat. (1 Rthlr. 16 gr.) Unstreitig die vorzüglichsten historischen Tabellen; äusserst reichhaltig, und doch eine leichte Übersicht darbietend! Die erste Tabelle giebt einen schönen Überblick der Weltgeschichte in zehn Zeiträumen, die 1) die älteste Sagengeschichte; 2—4) die assyrisch-babylonische, die persische, die macedonische Monarchie; 5) den römischen Weltstaat; 6) die fränkische Monarchie; 7) die Macht der Päpste und die Kreuzzüge; 8) das Wiederaufleben der Wissenschaften, die französische Obergewalt in Europa, und 10) das Gleichgewicht der fünf mächtigsten Staaten Europa's, und die Revolution in Frankreich (bis 1806) zum Gegenstande haben. Jeder dieser Zeiträume wird auf einer Tabelle besonders dargestellt. Die eilfte Tabelle, eine Folioseite, enthält die Folgen der französischen Revolution (System der Präpotenz) von 1806—1809, und auf eben diesem Bogen findet man, auf der zwölften Tabelle, die Geschichte der vornehmsten aussereuropäischen Völker, und zwar Persiens, Indiens, China's, Japans. Die vier folgenden Tabellen sind der Literargeschichte gewidmet. Auf einer Folioseite befindet sich noch ein allgemeiner Überblick der Literargeschichte. Schon diese Anordnung der Tabellen beweiset ihre Zweckmässigkeit. In Ansehung der einzelnen Angaben möchte wohl wenig Bedeutendes zu erinnern seyn. Vielleicht findet jedoch Hr. *B.* folgende Bemerkungen seiner Aufmerksamkeit nicht unwerth. Cekrops wird von ihm zum Jahre 1656 gesetzt; aber nach der parischen Marmorchronik fällt seine Erscheinung auf das Jahr 1582, oder, nach *Euseb. praepar. Evang.* p. 490, 289 Jahre nach der ogygischen Fluth, das heisst auf das Jahr 1570. *Ninus*, der Gemahl der *Semiramis*, lebte nach den Untersuchungen *Gatterers* und *Schlözers*, die der Chronologie des *Herodot* folgen, wohl erst um 1400; 520 Jahre vor dem Sardanapal. Sollte nicht Pelops bey dem Jahre 1356 angesetzt seyn? Bey Solon könnten eben so, wie bey Servius Tullius, die Bürgerclassen angemerkt werden.

Jg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 MAY 1811.

CHEMIE.

Leipzig, b. Mittler: *Von den Mitteln und Wegen, die mannichfaltigen Verfälschungen sämmtlicher Lebensmittel ausserhalb der gesetzlichen Untersuchung zu erkennen, zu verhüten, und wo möglich wieder aufzuheben.* Eine durch die königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag genehmigte Preisschrift. Von *Franz Wilh. Knoblauch*, Philos. Mag. Medicin. Baccalaur. in Leipzig. Auf Kosten der Gesellschaft mit einer Vorrede gedruckt, und dem Vf. als Belohnung überlassen. *Ersten Theils erste Abtheilung.* Einleitung, Dunstkreis, Werkzeuge und thierische Nahrungsmittel. XXIV u. 574 S. *Ersten Theils zweyte Abtheilung.* Vegetabilien, Salze, Farben, Getränke. 462 S. *Zweyter Theil.* 1014 S. 1810. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften machte im Jahre 1804 die Preisfrage bekannt: Durch welche Mittel und Wege können die mannichfaltigen Verfälschungen sämmtlicher Lebensmittel ausserhalb der gesetzlichen Untersuchung aufgehoben, oder vermindert werden? Um diese Frage näher zu erklären, wurde noch beygesetzt, die Gesellschaft sey der Meinung, dass zwar durch eine vollständige Sammlung der in verschiedenen chemischen Schriften bereits vorhandenen Entdeckungsmittel schon ein groser Schritt zu diesem Zwecke geschehen würde; jedoch sollten die einfacheren, leichteren und wohlfeileren ausgewählt, deutlich und fasslich vorgetragen, und überhaupt so beschrieben werden, dass diese Schrift jedem Stadt- und Land-Bewohner unbedenklich in die Hände gegeben werden könne; übrigens ward es den Vfn. überlassen, auch noch andere Mittel zu diesem Zweck in Vorschlag bringen.

Ausführlicher erklärt sich die königl. böhm. Gesellschaft hierüber in der Vorrede, und ertheilt zugleich auch Nachrichten von den eingegangenen Preisschriften.

Sowohl der Umstand, dass die gesetzliche Untersuchung ausgeschlossen worden, als auch die beygefügte Erklärung, dass die Schrift jedem Stadt- und Land-Bewohner unbedenklich in die Hände gegeben werden könne, zeigen deutlich, „dass die Gesellschaft nur solche Vorschläge und Mittel bezweckte, welche durch eine höhere und allgemeinere Ansicht diesen Gegenstand mehr befördern könnten, als die gesetzliche Untersuchung, die erst auf die That erfolgt. Es scheint an und für sich nicht unmöglich zu seyn, dass der Zweck: *Verhütung, Verminderung* und *Aufhebung* der Verfälschungen grösstentheils schon dadurch erreichbar sey, wenn der natürliche und unverfälschte Zustand sämmtlicher Lebensmittel bestimmt und genau angegeben, die Ursachen und Umstände, wodurch sie verderben, und der Gesundheit nachtheilig werden, durch eine populäre Schrift zur Kenntniss des gemeinen Mannes gebracht würden; da gewiss in den meisten Fällen die Quellen der Verfälschungen nicht in Unmoralität oder Gewinnsucht zu finden sind, sondern weit öfter in dem Mangel an Kenntniss der zweckmässigen und unschädlichen Bereitungs- und Behandlungs-Arten gesucht werden müssen. — Der Producent bedarf eines Unterrichts über die Rücksichten, welche bey der Herstellung und Zubereitung einzelner Nahrungsmittel nöthig sind, damit keine schädlichen Stoffe weder entstehen noch eingemischt werden. Der damit Handeltreibende muss wissen, wie jedes Nahrungsmittel aufzubewahren und zu behandeln sey, um unschädlich zu bleiben, insbesondere aber, was für Nachtheile durch fehlerhafte Aufbewahrung, Behandlung oder Einmischung fremder Dinge entstehen, wodurch sowohl der eigene Vortheil leidet, als auch das allgemeine Menschenwohl gefährdet wird.

Den meisten Unterricht braucht die verzehrende Classe, erstlich über die Beschaffenheit, welche jede zur Befriedigung unserer Lebensbedürfnisse dienlichen Substanzen haben müssen, wenn sie der Gesundheit unschädlich und brauchbar seyn sollen; dann wie sie behandelt und mit welchen Stoffen sie vermischt werden können, um gesunde Nahrungsmittel zu bleiben. Einer solchen Belehrung ist der grösste Theil des Publicums nicht nur bedürftig, sondern auch empfänglich.

Unter den eingegangenen Preisschriften, deren 10 waren, fand die Gesellschaft nur zwey ihrer Aufmerksamkeit würdig. Die eine enthielt eine vollständige und reichhaltige Sammlung der Verfälschungen sämmtlicher Lebensmittel aus dem Pflanzen- und Thier-Reiche, und aller natürlichen oder durch Kunst bereiteten Getränke; sie gab die Kennzeichen ihres guten und unverfälschten Zustandes an, zeigte, wie sie durch Unvorsichtigkeit oder durch Nachlässigkeit verderben, und der Gesundheit schädlich werden können u. s. w. Die Gesellschaft bedauerte aber, dass ihr wissenschaftlicher Vortrag sie mehr für gelehrte Leser, als zur Belehrung der Stadt- und Land-Bewohner und des gemeinen Mannes, brauchbar machte,

Die zweyte Preisschrift zeichnete sich vor den übrigen durch einen leicht verständlichen Vortrag aus; sie enthielt Entdeckungsmittel der Verfälschungen, die wenig Vorkenntnisse, nicht viel Zeit, Mühe und Aufwand foderten; dagegen vermisste man in derselben die nöthige Vollständigkeit und Bestimmtheit; in beiden Schriften fand man auch Manches zu berichtigen. Die Gesellschaft machte den Antrag, diese beiden Vf. einzuladen, dass sie ihre Abhandlungen umarbeiten, und besonders dasjenige abändern möchten, was durch die neueren Fortschritte der Chemie eine andere Gestalt gewonnen hatte; sie machte sich dagegen verbindlich, ihre Arbeiten auf Kosten der Gesellschaft drucken zu lassen, und jedem der Verfasser die Auflage seines Werkes als Geschenk zu überreichen.

Der Vf. der zweyten Preisschrift foderte sie aus dem Grunde zurück, weil er bey seinen Amtsgeschäften und anderweitigen literarischen Arbeiten sich mit dieser Umarbeitung, und dem Verschleisse der angebotenen Exemplarien nicht befassen könne. Der Vf. der ersten hingegen, dessen Schrift hiemit das Publicum erhält, nahm diesen Antrag an, und in dieser umgearbeiteten Gestalt erscheint nun dieses Werk. — Rec. hat dasselbe mit Aufmerksamkeit gelesen, und manchen glücklichen Gedanken darin gefunden, muss aber aufrichtig gestehen, dass er leider! befürchtet, der Vf. möchte den Zweck der Gesellschaft doch nicht erreicht haben. Mit der unerträglichsten Weitläuftigkeit, die auch wohl den geduldigsten Leser ermüden dürfte, behandelt der Vf. seinen Gegenstand; überall mangelt es an Präcision und an Deutlichkeit, und oft, wo der Vf. sich recht populär zu machen glaubt, verfällt er in ein seichtes Gewäsch. Dazu kömmt noch ein unnatürlicher, geschraubter, äusserst widriger Stil, der jedem gebildeten Leser diese Lectüre verleiden wird. Das Ganze erscheint in zwey Theilen, wovon der erste in zwey Bände getrennt wird. Um den Gang des Vfs. zu bezeichnen, wollen wir hier die Übersicht des Inhalts von dem ersten Abschnitt liefern. Zuerst handelt der Vf. in der 96 Seiten langen Einleitung von dem Begriff und der Allgemeinheit der Lebensmittel, deren Eintheilung, von dem wechselseitigen Einfluss aller Naturkörper auf einander, von dem Einflusse der Atmosphäre, der übrigen Nahrungsmittel und der Verdauungswerkzeuge auf die Thiere, von dem Einflusse des Klima's und der Cultur des Bodens. Von der Weingährung, der Essiggährung, der Fäulniss, der Dammerde. Von den Giften u. s. w. Durchaus ohne alle logische Anordnung. Dann folgt im ersten Abschnitt die Lehre vom Dunstkreise, Atmosphäre, allgemeinste Eigenschaften derselben, nähere Bestimmung. Von den nachtheiligen Einflüssen der Atmosphäre auf das animalische Leben durch ein Missverhältniss der in derselben verbreiteten unwägbaren Potenzen, Lichtmaterie, Regeln über das Licht als Nachtrag, Wärme, Elektricität und Magnetismus. Ungeachtet der gesuchten Popularität dürften die hier abgehandelten Gegenstände einem grossen Theile der Leser unverständlich bleiben. — Von den nachtheiligen Einflüssen auf das animalische Leben, welche aus Missverhältnissen der in der Atmosphäre befindlichen wägbaren, nothwendigen oder zufälligen Materien entstehen. Atmosphärische Luft. Sauerstoffgas. Stickstoffgas. Atmosphärische Feuchtigkeit. Kohlenstoffsäure. Resultat über die luftförmigen Verbindungen der Kohlenstoffsäure. Kohle als Reinigungsmittel verdorbener Flüssigkeiten. — Von den nachtheiligen Einflüssen der Atmosphäre auf das animalische Leben, durch Aufnahme schädlicher, fremdartiger Lüfte und Dünste. Wassererzeugende Luft nebst ihren Verbindungen, Regeln und Hülfsmittel. Von der Verbreitung schädlicher gemischter Luftarten und Dünste durch Fäulniss und Verwesung u. s. w. Räucherungen mit Säuren. Schwere und Elasticität.

Ein Register, welches bey dieser voluminösen Schrift äusserst nothwendig war, fehlt leider! und dadurch verliert sie noch mehr von ihrer Brauchbarkeit.

CE.

FRANKFURT a. M., in der herrmannschen Buchhandlung: *Grundriss der chemischen Analyse mineralischer Körper.* Von Dr. *Joh. Heinrich Kopp*, Landphysikus im Oberfürstenthum Hanau u. s. w. 1805. II u. 100 S. 8. (12 Gr.)

Der als Arzt und Chemiker rühmlichst bekannte Vf. entwickelt hier, auf die Erfahrungen eines *Bergmann*, *Klaproth*, *Vauquelin*, *Fourcroy*, *Kirwan*, *Westrumb*, *Lampadius*, *Rose* u. A. sich stützend, die Grundzüge der chemischen Zerlegungskunst anorganischer Körper auf eine für den Anfänger sehr instructive Weise. Was bis zur Zeit der Herausgabe dieser Anleitung die Erfahrungen der genannten Analytiker darboten findet sich hier mit Fleiss und Einsicht zusammengestellt, und es bleibt nur noch zu wünschen übrig, dass der Vf. bey einer etwanigen zweyten Auflage die Beschreibungen ausführlicher geben, und die neueren Entdeckungen (wie sich dieses nicht anders erwarten lässt) sorgfältig *prüfend* benutzen möge. In der Einleitung charakterisirt Hr. *K.* die chemische Analyse der Mineralkörper, führt die dazu nöthigen Hülfsmittel und Hülfsstudien auf, und entwirft dann ein Verzeichniss (in welchem wir die frisch bereitete Lösung des mineralischen Chamäleons vermissen) der Reagentien, nebst kurzer Anleitung ihres Gebrauchs. Der *erste Abschnitt* ist überschrieben: *Eintheilung* der chemischen Analyse und Regeln bey ihrer Anwendung; er zeugt von des Vfs. selbsteigenen ausgezeichnet-praktischen Kenntnissen. Ausser *Lampadius* Handbuch zur chemischen Analyse der Mineralkörper würden wir hier unter anderen vorzüglich auf *Göttlings* praktische Anleitung zur prüfenden und zerlegenden Chemie, *Klaproth's* Beyträge, *Black's* Vorles. über die Chemie, herausg. von *Robinson*, a. d. Engl. von *v. Crell*, *Thomson's* System d. Chemie, a. d. Engl. von *Wolff*, und jetzt auch noch auf *John's* Laboratorium gleich anfänglich verweisen. Der *zweyte Abschnitt* handelt von der Charakteristik und Scheidung der Bestandtheile mineralischer Körper. — Das ge-

kohlte Wasserstoffgas (S. 35) in einigen mineral. Wassern Italiens dürfte wohl eher ein mit Bergöl geschwängertes, vielleicht etwas Stickgas enthaltendes Wasserstoffgas seyn. Das Curcumäpigment ist unter allen ähnlichen Reagentien für Alkalien das unsicherste; vorzüglicher sind in dieser Hinsicht das Pigment der Rhabarber, die geröthete Lakmus-, Blaukohls- und Hyacinthblüthen-Tinctur. Die Thonerde und Beryllerde schliessen sich der metallartigen Zirkon- und Yttererde an, indem sie schwache Anziehung zum Tannin, und gleich mehreren Metalloxyden starke Anziehungen zu den Pigmenten besitzen. Die Beschreibungen der Metalle sind durch die neueren Entdeckungen ziemlich unvollständig geworden, und bedürfen bey einer neuen Auflage vor allem sorgfältige Berichtigungen. Die Charakteristik der Alkalien, wie die der Säuren, ist unvollständig, ohnerachtet Hr. *K.* bey der letzteren noch hinzufügt: Säuren machen den Eyweisstoff gerinnen (conc. Säuren lösen ihn mehr oder weniger zerstörend auf, und Weingeist bringt ihn ebenfalls zum Gerinnen), scheiden den Schwefel aus den Schwefelalkalien, und das Öl aus der (alkalischen) Seife. — S. 98 vermissen wir die Erwähnung von dem dazumal schon bekannten *Westrumb*'schen Schwefelharze der Schwefelquellen, worüber neuerlichst *Creve* (*dessen* Beschreibung der Gesundbrunnen zu Weilbach im Nassauschen) sehr interessante Beobachtungen angestellt hat. — Zum Beschlusse folgen *drey Tabellen:* 1) über die einfachen Wahlverwandtschaften der vorzüglichsten Bestandtheile und Reagentien mineralischer Körper auf dem nassen Wege; 2) über die Menge der wahren Säure in 100 Theilen der Schwefel-, Salpeter- und Salz-Säure nach ihren verschiedenen Dichtigkeiten; und 3) über das Verhältniss der Bestandtheile in den bekanntesten Mittelsalzen. Das Mineralien-, Tausch- und Handlungs-Comptoir in Hanau legt vorliegenden *Grundriss* seinen käuflich abzulassenden tragbaren Laboratorien bey. H K.

P H Y S I K.

Hannover, b. Hahn: *System der atomistischen Physik*, nach den neuesten Versuchen und Erfahrungen dargestellt von *Georg Wilhelm Munke*, Inspector am Georgianum. 1809. X und 278 S. 8. (18 Gr.)

Hr. *M.* sagt S. 5 der Vorerinnerung: „Billig sollte aus dem nämlichen Grunde, welcher den Solon zu dem Gesetze führte, dass bey öffentlichen Unruhen Niemand neutral bleiben solle, in der Republik der Gelehrten der Grundsatz herrschen, dass nie ein System allein und ausschliesslich die Herrschaft erhalten dürfe. Beynahe hat das System der dynamischen Physik sich bald nach seiner Gründung durch den unsterblichen *Kant* ein solches Ansehen [der Alleinherrschaft] erworben; denn wo wagt es noch jemand, das atomistische System zu vertheidigen? Und doch schien es mir eines Versuches werth, die Ansprüche, welche eine so alte und so lange gangbare Theorie [wie die der Atomisten] für sich hat, aufs neue zu prüfen." Hiebey hätte Hr. *M.* nur auch den in der Republik der Gelehrten längst herrschenden Grundsatz, dass Niemand eine Lehre prüfen oder gar ein Buch darüber schreiben darf, die er selbst nicht verstehet, beherzigen sollen. Nach dem Titel dieser Schrift und nach ihrer Vorerinnerung, wovon jener sie ein System, diese aber nur einen Versuch nennt, sollte man doch wohl neue Stützen zur Aufrechthaltung des atomistischen Systems, und neue Fingerzeige auf die Mängel und Lücken des dynamischen erwarten. Gleichwohl findet man in ihr weder das Eine, nach das Andere. Hr. *M.* nimmt bloss die Atomen geradehin als existirend an, und fragt nicht erst, warum oder woher sie sind, sondern ist zufrieden, zu wissen, dass Gott sie geschaffen hat. Auch nimmt er am Ende der Vorerinnerung sein Versprechen, das eine oder das andere System zu prüfen, selbst wieder zurück. Denn da sagt er: „Meine Absicht im Ganzen ist weder zu polemisiren, noch viel weniger die tiefdenkenden Vertheidiger des dynamischen Systems zu widerlegen, indem mein Versuch bloss dahin gehet, zu zeigen, dass sich die atomistische Ansicht gleichfalls auf die Erklärung mancher bedeutender Naturbegebenheiten, z. B. des Verdampfungsprocesses, des Regens, der Meteorsteine, des Höhenrauchs, der Sternschnuppen u. s. w. anwenden lässt." Das wäre nun freylich gut und löblich, wenn Hr. *M.* diese Begebenheiten wirklich nach dem atomistischen System, oder auch nach irgend einem anderen, verständlich erklärt, und nicht fast Alles, was die Physiker schon längst klar aus einander gesetzt haben, wieder ins Dunkle gestellt hätte. Daher wird sein Buch weder einen Atomisten in seiner Ansicht der Dinge bestärken, noch einen Dynamisten von seinem Glauben abwendig machen. Denn es ist im Ganzen nur ein aus den neuesten Journalen der Physiker beider Confessionen zusammengesetzter Galimathias, dem es allenthalben an einem verständigen Sinne und richtigem Ausdrucke sowohl, als an einsichtsvoller Beurtheilung vieler längst allgemein als richtig anerkannter physikalischer Lehren, und an erfoderlicher Bestimmtheit gebricht. Natürlich müssen wir diese unsere Behauptung aus dem Buche selbst mit Anführung einiger Stellen desselben erhärten. Der Vf. hat es in 7 Capitel abgetheilt: von der Attraction, von dem Lichte, der Wärme, der Elektricität, den Meteoren, dem Schalle und dem Magnet. S. 6 lieset man: „Wenn man den Flüssigkeiten die Cohärenz absolut absprechen wollte, wiewohl bey dem Ausdrucke, dass die kleinsten Theile sich ohne Mühe trennen lassen, verstanden werden könnte [was denn?], indem daraus hervorzugehen scheint, dass eine Trennung derselben wirklich ohne alle Mühe, ohne alle Kraftäusserung geschieht [geschehe]: so würde man sehr in Irrthume seyn, und schwerlich die bekannte Wirkung erklären können, dass die Flüssigkeiten Mühlsteine zu sprengen vermögen." Das würde man ja aus der Attraction der Wasser- und Stein-Atomen erklären, auch wenn man thöricht genug wäre, jenen die Cohärenz absolut absprechen zu wollen? S. 14. Es lässt sich allerdings eine Einwirkung der Himmelskörper auf einander nicht leugnen; allein sobald man dieselbe auf bestimmte vergleichende Grössen zurückbringt: so ist sie äusserst unbedeutend, und muss es bey der weiten Ent-

fernung derselben der Theorie nach eben so seyn, als die Erfahrung dieses bestätigt. Gesetzt, der Mond zöge den ganzen Erdball mit irgend einer messbaren Kraft an: was würde denselben hindern, dieser Anziehung zu folgen? Nichts als die Trägheit, und da diese, sobald man nicht eine grössere Geschwindigkeit verlangt, durch eine unendlich kleine Kraft überwunden werden kann: so müsste durchaus die Erde aus ihrer Bahn gezogen werden, welches um so weniger möglich ist, da sie alsdann vielmehr den Mond an sich ziehen würde, und der Fall dann wirklich einträte, den *Lichtenberg* sehr naiv durch sein *vielleicht auch nicht* abfertigt." Auf welche bestimmte vergleichende Grössen mag wohl Hr. *M.* die Einwirkung der Himmelskörper auf einander gebracht haben? und was möchte *Lichtenberg*, wenn er lebte, zu diesem unerhörten Räsonnement sagen? Der Vf. hat also weiter von keiner Attraction etwas gelesen oder gehört, als nur von der chemischen, die den specielleren Namen der Affinität führt, und weiss nicht einmal aus *Lichtenberg* oder *Erxleben*, dass mit längst genau abgemessener Attraction, die hier Centripetalkraft heisst, alle Satelliten gegen ihre Hauptplaneten, diese aber mit jenen zugleich stets gegen die Sonne fallen, so, wie die Sonne stets gegen sie alle und jeder Hauptplanet gegen seine Satelliten fällt, oder dass auf diesem steten Fallen aller Himmelskörper gegen einander und auf der Trägheit derselben der ganze Mechanismus des Himmels beruhet? S. 15: „Um sich sinnlich eine möglichst anschauliche Vorstellung von der Ebbe und Fluth durch den Wechsel der gegenseitigen Anziehung der Theile des Erdballs zu machen, darf man nur die Versuche mit einem isolirten Elektrophor anstellen, und die abwechselnd eintretende Bindung und Freywerdung der elektrischen Anziehung aufmerksam beobachten. Eben das Nämliche, was hier geschieht, finden wir bey der Attraction der einzelnen Theile des Erdballs wieder, denn genau wie das E. der Form durch die auf den Kuchen gelegte Trommel aufhört in der vorigen Stärke an den Kuchen gebunden zu seyn, verliert auch die Attraction des Erdballs gegen das Meer der abgewandten Seite, sobald der Mond durch seinen Einfluss die Fluth auf der ihm zugewandten bewirkt." Hr. *M.* kann nämlich nur auf diese Weise begreifen, dass die Fluth auf der von dem Monde abgewandten Erdhemisphäre so hoch, wie auf der ihm zugekehrten steigt, und weiss freylich auch nicht, wie sich die Höhe derselben unter jeder geographischen Breite und Länge am Ocean aus den gegebenen Ständen des Mondes und der Sonne zwar nicht nach den Gesetzen des Elektrophors, wohl aber nach den Gesetzen der Massen und Centripetalkräfte dieser Himmelskörper auf alle Tage und Stunden voraus genau berechnen lässt, ausgenommen was heftige Winde und andere zufällige locale Ursachen zuweilen über und unter der Meeresfläche bewirken. S. 41: „Das Licht als ein materielles (?) höchst feines und ins Unendliche theilbares [die Atomen des Hn. *M.* sind also ins Unendliche theilbar] Wesen erscheint uns in mehrfacher Gestallt!!! Zuerst bemerken wir das Licht der Fixsterne, dann das Licht der Sonne, wovon die mannichfachen Arten des erborgten Lichtes kommen, welches von anderen Körpern zurückgestrahlet wird, und endlich das Licht der Feuerflamme, welches wieder als ein eigenthümliches angesehen werden muss. [Auch wohl nicht von anderen Körpern reflectirt wird?] Das Licht der Fixsterne ist wegen seiner Stärke und des weiten Raums, den es bis zu unseren Augen zurücklegt, höchst fein, sehr rein, und von nicht gemessener Geschwindigkeit, aber eben desswegen nicht von dem Einflusse des Sonnenlichts. Dieses zeigt der blosse Anblick, und die Beobachtung, dass ein Zerlegen desselben im Prisma nicht Statt findet." Hr. *M.* hat also den Sirius noch durch kein schlechtes Fernrohr in farbigem Lichtglanze gesehen? S. 43. Wir haben demnach schwache und starke Lichtquellen [kleine und grosse Fixsterne], die wir ohne bemerkbaren Durchmesser sehr gut unterscheiden können. Beide haben in der Entfernung, in welcher wir sie beobachten, verhältnissmässig und also verschieden abgenommen. Wo aber eine solche Abnahme Statt findet, sind wir berechtigt zu schliessen, dass das Licht des einen [der einen Gattung] früher als des anderen [der anderen], beide aber endlich ganz verlöschen werden." Woher doch Hr. *M.* die Nachricht haben mag, dass die Fixsterne im Allgemeinen jetzt nicht mehr so hell glänzen, wie ehemals, und S. 44: „das Licht hält sich, nach dem Attractionsgesetz, um den dunkeln Körper der Sonne, genau wie die Atmosphäre der Erde um diesen ihren Körper, und ist an denselben gebunden." Welch einen Begriff mag Hr. *M.* wohl von der Erdatmosphäre haben? S. 47: „Jeder leuchtende Körper ist die Basis eines Lichtkegels, dessen Spitze in unserem Auge liegt." So verdreht Hr. *M.* den Satz: Jeder leuchtende Punct ist für das Auge die eine Spitze eines doppelten Lichtkegels, dessen gemeinschaftliche Basis die Pupille ist, und dessen andere Spitze auf die Retina fällt. S. 48: „Alle seitwärts gehenden Lichtstrahlen sind für uns Null, können aber sogleich durch einen spiegelnden Körper zum Theil in unser Auge gebracht werden, woraus man zugleich die Existenz eines gleichen Lichtkegels nach allen Seiten hin, als derjenige ist, welcher unser Auge trifft, abnehmen kann. Wenn daher nicht so viele, ja alle Gegenstände, und die Luft selbst, das Licht zurückschickten: so würden wir allerdings das Bild [die Bilder] der leuchtenden Körper sehen, aber zugleich von vollkommener Dunkelheit umgeben seyn. Daher ist die Dunkelheit der Nacht möglich, obgleich der ganze Sonnenraum mit Licht erfüllt ist." *Ohe, jam satis!* Bald werden uns die neuesten Physiker alle Naturbegebenheiten sammt und sonders nicht etwa bloss aus dem Galvanismus und Magnetismus, sondern gar aus *Jakob Böhmens* sieben Quellgeistern vordemonstriren!

V ∾ H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 MAY, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halberstadt, im Bureau für Literatur u. Kunst: *Klopstock und seine Freunde.* Briefwechsel der Familie *Klopstock* unter sich, und zwischen dieser Familie, *Gleim*, *Schmidt*, *Fanny*, *Meta* und anderen Freunden. Aus *Gleims* brieflichem Nachlasse herausgegeben von *Klamer Schmidt.* 1810. Erster Band. LXIV u. 414 S. Zweyter Band. 396 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Nur weit getriebene Parteysucht, nur höchste Kälte gegen den literarischen Ruhm unseres Vaterlandes, kann die sehr grossen Verdienste des 1803 aus unserer Mitte getretenen, einst fast allgemein gefeyerten Dichters verkennen oder gar beflecken wollen. Von seinen Werken werden viele noch lange geschätzt und bewundert bleiben, wann schon Sprache und Geschmack manche zufällige Veränderung erlitten haben. Der erste glühende Enthusiasmus, welchen sie bey ihrer Erscheinung erregten, ist indessen abgekühlt, und so auch das einst lebhafte Interesse für ihren Vf., der von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an über dreyssig Jahre von unzähligen Menschen, nicht Deutschen allein, wie ein Heiliger, wie ein Wundermann, betrachtet und verehrt wurde. Mit dem Verfall des sogenannten orthodoxen Systems der lutherischen Dogmatik sank auch allmählich die unbegrenzte Ehrfurcht für *Klopstocks* grösstes, wir sagen nicht, bestes Werk, den Messias; und er wird seitdem nur von den wenigen Edeln, den Gerechten (nach seiner eigenen Benennung), in der Stille gelesen. Weniger, als seine Schriften, hat er persönlich das Schicksal grosser Männer erfahren. Die Freunde seiner Jugend waren durch Entfernung des Orts oder durch den Tod von ihm getrennt; aber sein Ruhm und seine Verbindungen erweckten jüngere Freunde, die sein Alter versüssten, und ihm den Verlust jener fast unfühlbar machten. So verging sein ganzes Leben in Genüssen des Herzens, unter erhabenen und zärtlichen Empfindungen, in dem ungestörten Bewusstseyn seines eigenen Werths für die Welt, sein Vaterland und für Würdige. Glücklicher, im Loose der äusseren Mittelmässigkeit, ist vielleicht nie ein Dichter gewesen. Früh gestattete ihm sein Schicksal die seltene Gunst, sich in seiner Kunst nach Wunsch ausbilden zu können; früh und spät bewarben sich die ersten Köpfe der Nation um seine Bekanntschaft; und solche Freunde, die mit einander wetteiferten, seinem Verlangen immer zuvorzukommen, erhielten seine Menschenliebe in ihrer ursprünglichen Wärme, so dass die Bitterkeiten des Lebens ihn weniger trafen, dass ungestüme, rohe Leidenschaften sich seiner nicht bemeisterten. Darum konnte er vieles von seinem jugendlichen Feuer, von seiner ersten Menschheit bis in sein hohes Alter bewahren. Darum wagte er sich auch nicht gerne über den Kreis seiner lieben Getreuen heraus, wohl mehr ahndend, als deutlich wissend, dass er draussen auf Dinge und Meinungen stossen würde, die den inneren Gang seiner Ideen zerrütten oder doch entkräften mussten. Hieher haben wir nicht einmal gerechnet, was billig obenan stehen sollte, seinen Glauben an eine ganz besondere Vorsehung, die eigens über ihm walte, weil er den Menschen den Rath Gottes von ihrer Seligkeit sang, und den Versöhnungstod gewissermassen mitlitt, der das Ziel seiner Gesänge war. Was sich ein solcher Mann in Stunden der Weihe vorgesagt haben mag! wie erhaben er sich selbst vorgekommen seyn muss! Hätte ein solcher Mann Selbstgeständnisse schreiben können: diese würden der Mühe zu lesen werth gewesen seyn. Statt deren erhalten wir Briefe von ihm und seinen Freunden, die vielleicht die Stelle der Selbstgeständnisse vertreten sollen. Ach! aber wie flach, unbedeutend und sogar hohl sind ihrer viele! Daran ist *Klopstock* nicht Schuld, sondern seine Freunde, die den Staub seiner Füsse mit seiner Asche vermischen. Der arglose Mann konnte, bey jedem luftigen Briefchen, das er ausfliegen liess, nicht vermuthen, dass es aufgehoben, und ihm einmal ans Monument geklebt werden sollte. So auch seine übrigen Freunde.

Auf die Frage, ob Hr. *K. S.* vollkommen befugt gewesen sey, diese Briefe drucken zu lassen oder nicht, kann sich Rec. nicht einlassen. Hatte er von einigen der Betheiligten keinen Auftrag dazu: so kann ihn doch seine Versicherung, S. XII der Vorrede, in einigem Grade entschuldigen. „Ich bin mir keiner Zeile in dieser Sammlung bewusst, woraus sich Galle oder Gift saugen liesse." Gewiss nicht; höchstens sind Molken darin. Rec. muss mehr als lächeln über die Einbildung des Herausgebers, der, nach S. VI, „den Abend seines Lebens durch den Gedanken, nun erst habe er seinem Vaterlande ein nicht unwillkommenes Opfer (?) gebracht, verschönert zu haben" meint. Sagte ihm sein Genius nichts, als er folgende Stelle aus *Gleims* Briefe an *Kl.* Th. II. S. 282 abdrucken liess? „*Lessings* Briefe liest man hier (in Halberstadt) nicht; sie scheinen jedem unerheblich; nicht einmal als gut geschriebene Briefe, sagt man,

hätten ſie müſſen gedruckt werden. Zu Hamburg kennt man die Perſonen; da mögen ſie gefallen.“ Wenn nun das Publicum, unſer aller Richter, Recht hat, nicht die ſparſam geſtreuten Einwohner weniger Städte: ſo muſsten auch dieſe Briefe nicht gedruckt werden. An die *leſſingiſchen* kommen ſie noch lange nicht. Doch ſcheint auch Hr. *K. S.* ſie nicht für das groſse Publicum beſtimmt zu haben. Er beglückt nur damit „*Klopſtocks* Verehrer, und vor Allen die wenigen Edeln, denen er ſeinen Meſſias zugeeignet hat.“ Dieſen wenigen Edeln, die im Meſſias ihren Hochgenuſs finden, dürfte doch dieſer Nachlaſs ein kaltes, unſchmackhaftes Gericht dünken. Der groſse Dichter iſt nur allzu oft ein ganz gewöhnlicher Menſch darin. Mehr Vergnügen möchten noch die gelaſſenen Geiſter daraus ſchöpfen, die nicht immer den Liebling der Muſen auf dem Parnaſs herumſtrotzen, ſondern ihn auch zuweilen in der Nachtmütze ſehen wollen. Aber dieſen iſt der Vorrath knapp zugeſchnitten, zumal da der Herausgeber gefliſſentlich Manches weggelaſſen hat, was den inneren Menſchen charakteriſirt. So iſt z. B. der Streit mit *Bodmer*, der *Kl.* in die Schweiz gerufen hatte, durchaus nicht erwähnt. Er würde intereſſanter zu leſen geweſen ſeyn, als manche andere Vorfälle, die wir der Breite nach gemeldet finden. Hr. *K. S.* hatte den Vorſatz, „ja nichts ſtehen zu laſſen, was dem verewigten Manne bey ſeinem Leben hätte empfindlich ſeyn können.“ Was einem Manne empfindlich iſt, deutet genauer auf ſeine Schwächen. Von *Klopſtocks* Schwächen ſollte alſo nichts vorkommen, weil es den wenigen Edeln anſtöſsig geworden wäre. Dabey haben die ruhigen Forſcher wieder nicht gewonnen. Aber wir müſſen unſere Leſer mit dem Inhalt des Ganzen näher bekannt machen.

Nach einer Vorrede, die mehrere Beweggründe für die Herausgabe der Sammlung anzeigt, liefert Hr. *K. S.* ein Etwas über die Freunde und Freundinnen, von denen hier Briefe vorkommen. Er klagt, daſs er aus Mangel an Nachrichten nicht alles Wünſchenswürdige geben könne. Manches Datum, ſogar Geburts- und Sterbe-Jahre, ſelbſt einige Vornamen, hat er nicht mit Sicherheit erfahren können. Die hier geſchilderten Freunde ſind: *Klopſtocks* Vater, der Dichter ſelbſt, *Fanny Schmidt*, *Meta Klopſtock*, *Windeme*, *Klopſtocks* Bruder, *Rahn*, *Schmidt* aus Langenſalza, *Fanny's* Bruder, *Gleim*, *Cramer*, *Sulzer* und *Schultheiſs*. Von den meiſten werden nur kurze Notizen ausgegeben, verſchiedene ſind ganz übergangen. Darauf folgen die Briefe ſelbſt. Ihrer ſind 176. Der erſte iſt vom 9 May 1750, der letzte vom 5 Febr. 1803. Der Herausgeber hat ſie in *drey* Abſchnitte getheilt. Der *erſte* enthält: *Klopſtocks* und ſeiner Freunde Briefe, bis zu ſeinem Berufe nach Dänemark, 1750 bis 1751. In dieſem Abſchnitte befinden ſich 34 Briefe. Die vorzüglichſten, wenigſtens die, worin ein ordentlicher Zuſammenhang ſichtbar iſt, ſind die zwiſchen *Schmidt* und *Gleim* gewechſelten. *Klopſtock*, der ſchon ein berühmter Mann iſt, giebt ſich hier oft als Jüngling, trinkt gern Rheinwein aus Römern, und dahlt mit Mädchen, wo er ſie finden kann. Er reiſet nach der Schweiz, und hält unterwegs mit ſeinen Begleitern, *Sulzer* und *Schultheiſs*, eine Art Journal in Briefen, die an mehr als zwanzig namhaft gemachte Bekannte gerichtet ſind. Sie haben wenig Inhalt, ſelbſt ihr ſcherzhafter Ton beluſtigt nicht ſehr. Die Herren beſpötteln einander, machen es aber gleich durch Complimente wieder gut. So neckt *Sulzer* ſeinen Freund mit ſeiner Müdigkeit, und behauptet, daſs er von vier und zwanzig Stunden wenigſtens ſiebzehn und eine halbe verſchlafe. Aber gleich ſetzt er hinzu: „Er ſtellt ſich nur ſchlafend, damit ihn Niemand in ſeinen Gedanken ſtöre. *Klopſtockſche* Gedanken! o, könnte ich euch hören!“ Wir bemerken in dieſer Stelle einen ſichtbaren Fingerzeig, daſs das Geſpräch unter ihnen eben nicht lebhaft, und ihre wechſelſeitige Zufriedenheit nicht ſo groſs könne geweſen ſeyn, als ſie uns überreden möchten. Überhaupt findet man in der Mehrzahl der Briefe dieſes und des folgenden Abſchnitts eine Süſslichkeit ohne eigentliche Vertraulichkeit, eine Empfindſamkeit des Ausdrucks ohne innige Mittheilung. Im Grunde hat keiner dem anderen viel zu ſagen; daher ihre unabläſſigen Betheurungen von Liebe, ihre Klagen, daſs ihre Liebe nicht erwiedert werde. Sie halten einander die leeren Herzen hin, und bitten, ſie mit Freundſchaft zu füllen. Dieſer Ton iſt allen ſo eigen geworden, daſs ihn einer dem anderen abgelernt zu haben ſcheint. Der beſte Weltmann unter ihnen, *Schmidt* in Langenſalza, macht ihn nicht nur, beſonders gegen *Gleimen*, mit, ſondern übertreibt ihn nicht ſelten. *Sulzer*, der Schulheld, wird beynahe lächerlich, wenn er zwiſchen Nürnberg und Gunzenhauſen mit dem Monde liebäugelt, und von ſich erzählt: „Ich küſste die Strahlen des Mondes, damit ſie im Zurückprallen meine Freunde und Freundinnen von mir wiederküſſen möchten.“ Daſs *Klopſtock* die Schweiz genoſſen, weiſs man, erfährt aber keine von den Urſachen, die ihm ſeinen Gönner *Bodmer* verhaſst machten. Nur eine myſtiſche Stelle findet ſich über ihn in einem Briefe an *Gleim*, Th. I. S. 176: „Und *Bodmer* — — ich will noch gegen Sie, mein *Gleim!* ſchweigen: ich habe mir in Betrachtung ſeiner ein Syſtem von Groſsmuth gemacht, von dem ich, wenn ich nicht aufs Äuſserſte getrieben werde, nicht abgehen will.“ In die Periode des erſten Abſchnitts fallen *Kl's.* Eröffnungen ſeines Herzens gegen ſeine Geliebte, *Fanny Schmidt*, dem Publicum durch ſeine bekannte rührende Ode an *Fanny* im Andenken. *Fanny* unterzeichnet ſich als ſeine ergebene Dienerin. *Kl's* traurigſter Zuſtand über die verſchmähte Liebe gehört in den folgenden Abſchnitt; in dem vorliegenden wird die Wunde noch nicht reif. Sonſt könnte *Schmidt* von ihm nicht S. 196 ſchreiben: „*Kl.* ſcheint in ſeinem letzten Briefe ſehr vergnügt, und prahlt gewaltig mit dem Anſehen, in dem er bey allen Mädchen der ſchweizeriſchen Cantons ſtehen will. Mich däucht aber, als wenn er mit ſeiner Unſterblichkeit ſich begnügen, und die Mädchen, die eben ſein Be-

ruf nicht zu seyn scheinen, uns lassen könnte." *Kl.* wird mit einem Gehalt von 400 Thalern (S. 127 steht nur hundert Thl.) von dem Könige von Dänemark nach Kopenhagen gerufen, um den Messias zu vollenden. *Schmidt* hält dieses für eine Kleinigkeit, S. 137. Ganz natürlich. Er sah mit seiner Schwester höher hinaus. Obgleich selbst Dichter, und von *Klopstock* „*Schmidt*, der mir gleich ist," gepriesen, obgleich mit lauter Brüdern in Apoll im Verkehr, wusste er viel zu gut zu rechnen, als dass er seine Schwester einem Manne hätte geben sollen, dessen Tisch zwar im Olymp gedeckt stand, hienieden aber mit spärlichen Brocken besetzt war.

Im *zweyten* Abschnitte stehen *Kl's.* und seiner Freunde Briefe während seines Aufenthalts in Dänemark, von 1751 bis 1770. Ihrer sind 90. Es geht ihm in Kopenhagen recht wohl; er geniesst Ehre und Zutrauen. Aber solche Mädchen, wie die in der Schweiz, muss er nicht haben antreffen können, oder er ist über die Spieljahre hinaus, oder er meint, in der Nähe des Königs und seiner ihm wohlwollenden Minister, *Bernstorff* und *Moltke*, eine geradere Position halten zu müssen. Doch sein Herz will beschäftigt seyn, und der Stoff seines heiligen Gedichts heischt unaufhörliche Rührung. Ein Mädchen, das er in Hamburg kennen gelernt hatte, *Margarete Moller*, hat seine Empfindung ergriffen, besonders, weil sie so herzlich über sein betrübtes Verhältniss zu *Fanny*, womit er (der offenherzige Schwätzer!) sie unterhielt, mit ihm geweint hat. „Was muss sie für ein Herz haben!" ruft er aus. Er glaubt indessen, seiner *Fanny* noch nicht ungetreu zu seyn. *Gleim*, der nach Langensalza reiset, soll seine Geliebte prüfen; er will wissen (der Kurzsichtige!), ob sie ihn liebe oder nicht. Seine beständigen Klagen, seine immer fliessenden Thränen, über deren Vergeblichkeit ihm einer seiner Freunde reinen Wein einschenkt, machen am Ende seinen alten Vater böse. Diess ist ein Mann nach altem Schlage, hartsinnig, starkgläubig, die Welt für ein Jammerthal, auf Erscheinungen, auf Anfechtungen haltend. „Warum, schreibt er an *Gleim*, will mein Sohn sich selbst herniedersetzen wider das unbewegliche Naturrecht, selbst verachten, die Reinigkeit eines Triebes verschwenden, wo sie angesehen, unbemerkt ist? Die irdische Glückseligkeit ist ohnedem ein Widerspruch. Sie gehört mit Früchten in das rauhe Klima dieses Lebens." *Schmidt* hat ihm nach der Schweiz, nach Kopenhagen hin noch keinen Brief geschrieben; *Gleim* schreibt ihm, dass er ihm nicht schreiben könne. *Kl.* fasst sich nicht, er verzehrt sich in Thränen und Wehklagen. Unterdessen correspondiren *Sch.* und *Gl.* weidlich, in ihren Briefen ist von *Kl's.* Angelegenheit die Rede nicht. Sogar ein neckischer gevierter Brief kommt zum Vorschein, woran *Ramler* Antheil nimmt. Die Verbundenen mögen leicht viel dabey gelacht haben, der Leser thut es ihnen nicht nach. Hin und wieder schen berliner Klätschereyen durch. Alle Welt will Epopöen machen, wie *Klopstock*; daher *Ramler* sagte: „Es wird noch dahin kommen, dass es eine Schande seyn wird, ein Heldengedicht gemacht zu haben, und keins gemacht zu haben." *Kl.* wimmert noch eine Weile, und ist auf einmal in Hamburg bey seiner *Meta* (*Margareta*). Was *Fanny*! Die ist so gut als nicht da gewesen. *Meta* ist jetzt die geliebteste unter allen geliebten Mädchen, S. 377. Jene *Fanny*, ihrem klugen Bruder gehorsam, heurathete einen Kaufmann zu Eisenach, den *Schmidt* so charakterisirt, und die, wahrscheinlich von ihm geleitete, Wahl seiner Schwester rechtfertigt: „Es ist ein gutgearteter und verständiger Mann, und von einem sehr artigen Ansehen. Mehr, deucht mich, gehört nicht dazu, um ein Frauenzimmer, das *Reflexions* macht, zu bewegen, dass sie einem solchen Manne ihr Herz nicht versagt." Wie ganz das Gegentheil *Meta* war, sagt ein sehr warmer Brief von ihr, Th. II. S. 8. Jetzt correspondirt *Schmidt* wieder frisch mit *Gleim*, auch einmal in rechtem Ernst mit Madam *Gleim*, die nie existirt hat. Der deutsche Anakreon schäkerte mit allen Nymphen, war aber in der Wahl seiner Einzigen so wählerisch, dass er am Ende allein blieb. Für diesen Ekel sieht man ihn späterhin bestraft, wann er, der in der Freundschaft edler Männer Ersatz genug für ein mangelndes Eheband erwartet hatte, vergebens nach seinen Freunden, ihrer Gegenwart, ihrer Theilnahme seufzt, und selten den gewünschten Gleichton zurückerhält. *Kl.* betritt die Dornenbahn der Autorschaft; er spricht in seinen Briefen von Subscription auf seinen Messias, von 10 Procent für die Sammler. Man sollte ihn schon für verheurathet halten, aber er ist erst im Begriffe dazu. Zwischen ihm und *Schmidt* hat alle Correspondenz ein Ende. *Gl.* schickt der Braut *Kl's.* Portrait zu. Die Ehe wird vollzogen, und das Paar reiset nach Quedlinburg, *Kl's.* Geburtsorte. Die hier mit *Gl.* gewechselten Briefe sind bloss Billette ohne Inhalt. Der alte *Klopstock* ist sehr ergrimmt auf die Gegner der Messiade, S. 74. „Diese Spötter, sagt er, sind nicht Christen; Sauigel ohne Religion sind sie, die vom Ungeziefer im Finstern leben." Er fodert *Gl.* auf, mit ihm die „Trampelmännerchen" zu entlarven. Das liess *Gl.* wohl bleiben. *Kl.* sieht in einem Briefe an seine Ältern das Erdbeben zu Lissabon, welches er das grosse europäische Erdbeben nennt, als ein überaus merkwürdiges Gericht des allmächtigen Regierers der Welt an. Das im neunten Gesange der Messiade befindliche Gleichniss von einem Erdbeben ist ein paar Monate vor jenem Ereignisse geschrieben, also nicht nach dem lissabonschen copirt. Er ist seitdem bald in Hamburg, bald in Kopenhagen; er und seine Frau beschreiben wechselsweise ihre Reisen und deren Gefahren. Der Briefwechsel mit *Gl.* reisst ab. *Kl's.* Vater kränkelt und stirbt; Klagen und Beyleid an die Wittwe. Der Sohn wünscht, zur Erziehung seiner Geschwister etwas beytragen zu können, ist aber selbst in eingeschränkten Umständen. Zwischen 1756 und 1759 fehlen die Briefe. *Meta* war ihm 1758 gestorben; ihres Todes, ihrer Tugenden wird mit keinem Worte erwähnt. *Kl's.* Briefe in den Jahren 1759,

1762 und 1763 sind aus Braunschweig, Quedlinburg und Blankenburg datirt. An dem letzteren Orte hat sich zwischen ihm und einem dortigen Mädchen, das er poetisch Done nennt, eine neue Liebschaft entsponnen; er kann es aber, nach langen vergeblichen Versuchen, nicht zur Heurath bringen, weil ihm ihr Vater zuwider ist. Er glaubt zwar, dass ihm sein frisch erhaltener Titel eines Legationsraths beförderlich seyn werde; allein die Wirkung bleibt aus. Umsonst singt er seiner *Done* vor: „Du zweifelst, dass ich Dich wie *Meta* liebe; wie *Meta* lieb' ich, *Done*, Dich. Diess saget Dir mein Herz voll Liebe, Mein ganzes Herz!" Wieder nur Billette. *Kl.* will den Crebillon und von Corneille den Theil lesen, worin Nicomede steht. Er verlangt eine Schnepfe von *Gl.* für den dritten Act seines David; für jeden der beiden ersten hat er von ihm ein Rebhuhn erhalten. Etwas literarisch fängt der Briefwechsel zwischen *Kl.* und *Gl.* 1764 zu werden an. Da ist doch die Rede von *Winkelmann*, von den griechischen Sylbenmassen, aber ganz kurz. *Gl.* setzt seinen Freund *Kl.* weit über *Milton*, und lässt keine Gelegenheit, ihn als Dichter zu loben, vorbey. Aber er wird grämlich, und beschwert sich über das Stillschweigen aller seiner Freunde. *Kl.* räth ihm das Schrittschuhlaufen an. Einige Nachrichten über *Mengs* aus Madrid von einem der Brüder *Klopstocks*. *Gl.* hat seines Freundes *Adam* versificirt; *Kl.* hat diess ungern gesehen, aber nicht gewagt, ihm die Erlaubniss dazu rundweg zu versagen, wegen *Gleims Kricklichkeit*. Dieser Unart zeiht er ihn ohne Hehl in einem Briefe, worin er ihm zugleich Nachricht von *Gerstenbergs* Ugolino, seiner eigenen Hermanns Schlacht, und der umgearbeiteten Ode Wingolf Nachricht giebt. Weich und schonend ist *Gl's.* Antwort; man sieht es ihr ganz an, wie sehr Ernst es ihm mit seinem Freunde ist. In einer Reihe von Briefen i. J. 1768 ff. an seine Mutter und an *Gleim* wiegt sich *Kl.* mit der ihm nicht zweifelhaften Hoffnung, dass der Kaiser *Joseph* in Wien etwas ganz Besonderes für die Wissenschaften thun wolle. Er preiset Gott dafür, und schreibt dem Vornehmen einen wichtigen Erfolg zu. Er schickt dem Kaiser seine Hermanns Schlacht, mit einem Briefe, aus welchem hier ein Fragment eingerückt steht. Was mag *Joseph* mit diesem ihm leicht ganz unverständlichen Briefe gethan haben! Was bildete sich der, trotz seinem Aufenthalte in Kopenhagen, in der politischen Rechenkunst durchaus unbewanderte Mann doch ein! Man stösst hier auf Äusserungen, wie folgende. „Der Erzbischof von Wien ist unter anderen mein sehr guter Freund. — Ich kann meinen Dank gegen die Vorsehung, die gewisse Sachen so weit geleitet hat, nicht oft genug wiederholen. — Dass mich der Kaiser liebt, schmeichle ich mir ein wenig; besonders weil man mir erzählt, dass ich noch viel besser bey ihm stünde, als ich dachte. — Zwischen dem Kaiser und dem Könige von Preussen scheint es wirklich bis zur Freundschaft kommen zu wollen." Er glaubt es als ein Zeichen der allerhöchsten Huld ansehen zu müssen, dass er eine ihm zugeschickte goldene Medaille mit dem Bildnisse des Kaisers tragen darf, welches nur dem Lieblinge der Kaiserin, dem Leibmedicus *van der Swieten*, vergönnt sey. Aus dem ganzen Project ward nichts, und dem guten *Kl.* mussten wohl die Augen aufgehen, als bald nachher zwey holsteinische Pferdelieferanten, darunter einer ein Jude war, eine gleiche Medaille erhielten. *Kl.* giebt *Gl.* Nachricht von seinen weidmannischen Lustwandlungen in den germanischen Sprachen, und seiner Correspondenz mit *Macpherson*, der ihm einige Melodieen von Ossians Gesängen schicken soll. Auch mit *Angelica Kaufmann*, die ihm grossmüthig eine Scene aus dem Messias, und sich selbst als Thusnelda gemalt zuzuschicken verspricht. Die Deutschen sollen aus keiner Sprache, als zur Noth aus der griechischen, übersetzen. *J. G. Jacobi* hat zu viel fremde Bildung. Er bemüht sich um *Gl's.* Gesundheit, und will ihm China schicken. Dass ihm seines Freundes Verse eben nicht gefallen, ist augenscheinlich, ob er sie gleich aus Gefälligkeit ein wenig loben muss.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Schöne: *Liebe und Ehe, oder Vergnügungen ohne Ehe, welches ist das Beste?* geschildert und abgewogen von einem Wahrheitsfreunde. 1810. Zwey Bände. 453 u. 208 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Das Resultat dieser ungebührlich in die Länge gezogenen Untersuchung ist: es ist weit vorzüglicher in der Ehe zu leben, als ausser der Ehe sein Vergnügen und seinen Lebensgenuss mit Maitressen zu suchen. Der Vf. hat allerdings wohl daran gethan, dass er die Sinnlichkeit fleissig mit in Anspruch genommen; aber die Art und Weise, wie es geschehen, hat nicht unseren Beyfall. Die Schilderung einer keuschen Hochzeitsnacht, welche die ersten 54 S. einnimmt, hat für ein feiner fühlendes Gemüth etwas Abstossendes, und könnte leicht das ganze Buch zuwider machen. Es ist ja auch die grösste Entweihung der Sache, sie profanen Leseraugen und einer lüsternen Phantasie Preis zu geben. Die folgenden Capitel enthalten Plaisanterieen mit einer Maitresse, Dama Wingali, welche zwar wohl ganz richtig copirt seyn mögen, aber eigentlich ganz vergebens da stehen. Der bessere Mensch ist über diese Maitressenwelt erhaben, den schlechteren wird eine solche Darstellung derselben, wie sie hier gegeben, nicht antreiben, derselben zu entkommen. Dass der Vf. tief in das Gewirre des menschlichen Lebens gesehen habe, geht aus dem ganzen Buche hervor, und es ist deswegen um so mehr zu verwundern, dass er die Wirkungen dessen, was er schrieb, nicht richtiger berechnet hat. Die zweyte Abtheilung des Buchs, welche sich mit der Abwägung der zärtlichen Liebe in der Ehe und der Vergnügungen ohne Ehe beschäftigt, giebt manche neue und interessante Bemerkung und Ansicht. Besonders sind es das vierte und fünfte Capitel, über die Reize zum Maitressenhalten, und über die Verunstaltungen an Geist und Körper, welche durch buhlerische Umarmungen entstehen, denen aufmerksame Leser zu wünschen sind. Der Stil des Vf. ist etwas nachlässig, und seine Orthographie nicht immer die richtige. So schreibt er Kapittel, heugeln u. f. Die angestreuten Verse sind ohne allen Werth.

mmi.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 MAY, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halberstadt, im Bureau für Literatur und Kunst: *Klopstock und seine Freunde.* Herausgegeben von *Klamer Schmidt.* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *dritte* Abschnitt, welcher 52 Briefe in sich begreift, enthält die während *Klopstocks* Aufenthalt in Hamburg, bis zu seiner Vollendung, von 1770 bis 1803 geschriebenen. Die Gegend wird schon wüst, es weht schon Wind über die Stoppeln. Einige Freunde sind todt, die meisten durch häuslichen oder literarischen Zwiespalt entfremdet. Was nicht der unglückselige Batteux allein für Schuld tragen muss! Die Correspondenz schmachtet und schleicht zwischen *Gl.* und *Kl.* allein fort, wenige Briefe von *Kl's.* Bruder und *Windemen, Kl's.* letzter Gattin, abgerechnet. Wunderbar und unerklärt ist es, wie er, der sich immer *Gl's.* Vorsatze, seine Gedichte herauszugeben, widersetzt hat, plötzlich dazu rathen kann. Von Kopenhagen ergehen an ihn folgende Fragen: 1) Wie alt er sey; 2) nach welchen Verdiensten, und aus was für Ursachen er eine Pension habe; 3) wie sein Vermögen beschaffen sey. Er hätte den Muth, auf ein ungefragtes No. 4 hinzuzusetzen, dass er keine fernere dänische Pension begehre, wenn seine Freunde ihm nicht abriethen. Ja, das leidige: *Il faut que je vive! Bernstorff* stirbt. Kleiner Zwist mit *Jacobi.* Der Messias wird vollendet. *Kl.* hat seine Freude über *Gl's.* rothes Buch (den Halladat, jetzt in Kinderschriften übergegangen). Zwischen 1774 und 1782 nur ein Brief von *Gl.*, der über *Kl's.* Nichtkommen nach Braunschweig einige Jahre mit ihm maulet; zuletzt besucht er ihn in Hamburg. Hermanns Tod. „Wie ist es möglich, ruft der naive *Gl.*, dass der Kaiser, wie es scheint, Friedrichs Herzensfreund nicht ist?" *Matthias Claudius* wird ein Unhold genannt, und geargwöhnt, er zwinge sich zu seinem launigen Charakter. *Kls.* Vater unser. Grosse Lücken. Die Freunde erfahren nichts von einander. *Gl.* erbietet sich, *Kl's.* neue Oden zu verlegen, wenn Nicolovius sie nicht nach Würden bezahlen wolle. *Kl.* aber giebt 1000 Thaler dafür. *Gl.* soll reiten; er ist nicht zu alt dazu: Juba ist noch in seinem 95sten Jahre zu Pferde gewesen. *Kls.* zwey Worte über die *Kant*'sche Philosophie. Seine grammatischen Gespräche. Viele Briefe, mit Lobsprüchen auf *Kls.* Oden gefüllt. „*Klopstock!* Du bist nicht Horaz, nicht Pindar, bist Eloa!" Zu Aspenstädt wird ein Denkmal errichtet, mit der Aufschrift: *Klopstock* hat aus dieser Quelle getrunken. Zum Andenken von *Gleim.* *Kl.* schickt ihm eine Feder, womit er eine Strophe seiner Oden abgeschrieben hat; *Gl.* verwahrt sie in einem goldnen Kästchen. Auch einen Hut schickt er ihm, den *Gl.* neben dem Hute seines Einzigen verwahrt. *Gl.* lässt sich am linken Auge operiren; er will seine Gedichte in 24 Bändchen herausgeben, kann keinen Vorleser finden, da er so gut als blind ist, und ihn die Langeweile plagt. In schlaflosen Nächten macht er noch immer Verse. *Kl's.* Freude über das Monument, wovon ihm *Gl.* eine Zeichnung geschickt hat. Vom 24sten Jan. 1803 ist *Gl's.* letzter Brief. „Ich sterbe, lieber *Klopstock!* Als ein Sterbender sag ich: In diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir's nachholen. Die Muse hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet, und steht noch bey mir. — Ich lasse mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum stehen in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde." Er starb den 18ten Februar, 24 Tage vor seinem *Klopstock.* Beide waren sich über ein halbes Jahrhundert treu geblieben.

Der Herausgeber hat beiden Bänden hinten Anmerkungen beygefügt, worin er einige, gelegentlich vorkommende, Dinge erläutert, und Stellen ausländischer Dichter, womit besonders *Schmidts* Briefe gespickt sind, übersetzt liefert. Dessenungeachtet sind manche Dunkelheiten geblieben, auch einige Irrthümer aufgestellt. Z. B. *J. G. Alberti* ist nicht in Hannover, sondern in Hamburg gestorben. Die Druckfehler müssen wir wohl Hn. *K. S.* zur Last schreiben, da er dem Druckorte so nahe war, und selbst hätte corrigiren können. Besonders auffallend und widrig sind sie in den Namen und fremden Wörtern. Da findet man *Kuyhsler* f. *Keissler*, *cunique* f. *runique*, *Kowe* f. *Rowe*, *Stollingen* f. *Stellingen*, *Hommerde* f. *Hemmerde*, *Geid* f. *Gnid* (os), *Leyhnig* f. *Leisching*, *dreidisch* f. *druidisch*, *Wielrad* f. *Wieland*. Anderer, die Rec. nicht zu enträthseln weiss, nicht einmal zu erwähnen.

Wst.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Die Leidensgeschichte Jesu, eine belebende Darstellung des Triumphes religiöser Tugend.* In einer Reihe von Passionspredigten ausgeführt von M. *Samuel Gott-*

lob Frisch, Prediger an der Domkirche zu Freyberg. 1810. XVI u. 256 S. 8. (20 Gr.)

In den fogenannten *Faften* über die Leidensgefchichte Jefu zu predigen, ift eine in der evangelifchen Kirche allgemein eingeführte Gewohnheit, die man aber in der neueren Zeit immer mehr zu verdrängen gefucht hat. Möchten doch die Prediger der evangelifchen Kirche fich nicht von dem Geifte der Zeit hinreifsen laffen, und ein Mittel verfchmähen, das auf die religiöfe Bildung des Chriften einen fo wohlthätigen Einflufs hat! Aus Furcht vor dem Volke, das ungern von der einmal eingeführten Ordnung abweicht, fügt man fich zwar noch hie und da in diefe Gewohnheit: allein die fogenannten Paffionspredigten (die man auch wohl mit dem unfchicklichen Namen Faftenpredigten belegt, da diefe doch eine ganz andere Tendenz haben, und mehr an eigentliche Bufs - als an Paffions-Predigten erinnern) tragen oft weiter nichts als den leeren Namen an fich. Der eigentliche Gegenftand der Gefchichte wird ganz aus der Acht gelaffen, und man befchäftigt fich mit allgemeinen moralifchen Wahrheiten, die eben fo gut zu jeder anderen Zeit vorgetragen werden können. Höchftens werden die moralifchen Charaktere, die in der Gefchichte liegen, entwickelt. Rec. kann daher dem Vf. fowohl in Rückficht des Zwecks als der fo fchön gelungenen Ausführung diefer Predigten feinen Beyfall nicht verfagen. Seine Abficht war, die Verehrung Jefu bey feinen Zuhörern zu beleben, und durch Darftellung der religiöfen Tugend Jefu, welche ihn zum Gegenftand der tiefften Verehrung macht, die religiöfe Erhebung des Gemüths, und die Gewöhnung nach fittlichen Grundfätzen zu befördern. Zu dem Ende liefert er in 13 Predigten ein treues und anziehendes Gemälde der religiöfen Tugend Jefu, die das chriftliche Gemüth zum freudigen Auffehn auf Gott und zur Nachfolge erweckt. Diefe Predigten verdienen nicht nur überhaupt als ein chriftliches Erbauungsbuch für Gebildete in allen Ständen, welchen die Chriftusreligion noch theuer ift, und die in Jefu den von Gott beglaubigten Mann fehen, der ihnen zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlöfung gemacht ift, empfohlen zu werden, fondern auch angehende Prediger und Candidaten können daraus lernen, wie die heilige Gefchichte des Evangeliums für feinen grofsen Zweck, die Menfchen aus ihren engen Grenzen zum Unfichtbaren und Ewigbleibenden zu erheben, fie zufrieden mit ihrem Schickfale zu machen und an Gefinnungen zu veredeln, benutzt werden foll. Das Thema felbft ift durch alle Predigten hindurch trefflich ausgeführt worden, obgleich jede für fich ein Ganzes ausmacht. Die Sprache ift correct, einen einzigen Fehler (Vorr. S. 7) ausgenommen, wo der Vf. fagt, dafs er fchon vorher den Gedanken gehabt habe, in feinen Vorträgen über die Leidensgefchichte Jefum nach feiner Gröfse *als Menfch* darzuftellen, wo es doch unftreitig *als Menfchen* heifsen mufs, da *Menfch* fich auf den Vf. und nicht auf Jefum beziehen würde. Die Diction ift fchön und edel, und die ganze Darftellung nach dem Verfprechen des Titels für das fromme Gemüth wirklich belebend.

Der Inhalt diefer lehr- und erbauungsreichen Predigten ift folgender. 1 Pred. Entwickelung der Begriffe des Hauptfatzes (Tugend — religiöfe Tugend). 2 Pred. Jefus wird durch den Gedanken an den gewaltfamen Tod heftig bewegt. Religiöfe Tugend ftärkt ihn in dem Entfchluffe zu fterben. 3 und 4 Pred. Jefus hat eine folche Verfaffung des Gemüths erlangt, dafs er für die Art des Todes und die befte Benutzung der letzten Lebensftunden forgen kann. 5 Pred. Heftiger Kampf Jefu mit fich felbft kurz vor feiner Verhaftung. Sieg durch religiöfe Tugend. 6 Pred. Triumph der religiöfen Tugend Jefu bey feiner Gefangennehmung. 7 Pred. Die religiöfe Tugend Jefu verwirft ftandhaft die dargebotenen zweydeutigen Mittel der Rettung. 8 Pred. Ein lebhafter Sinn für die Religion und Wärme des Herzens reichen nicht hin, um über die Verfuchung zur Sünde zu triumphiren. (Eine Parallele zwifchen Petro und Jefu). 9 Pred. Triumph der religiöfen Tugend Jefu bey dem erfahrenen (*erlittenen*) gröfsten Unrechte vor Gericht. 10 Pr. Erkenntnifs und Gefühl von Recht und Pflicht reichen nicht aus zum fiegreichen Kampfe gegen Verfuchungen. (Parallele zwifchen Pilato und Jefu). 11 Pred. Triumph der relig. Tugend Jefu über körperlichen Schmerz. 12 Pred. Triumph der relig. T. J. bey der ihm zugefügten Schmach und dem Übermuthe des Volks. 13 Pred. Triumph der relig. T. J. in der Todesftunde. Der Text dazu ift die harmonifche Leidensgefchichte von *Bugenhagen*, die freylich mit keiner ftrengen Ordnung ausgeführt ift, und auch den Vf. nöthigte, in feinen Vorträgen davon abzuweichen, um in den Gang der Begebenheit mehr Licht und Ordnung zu bringen. Es wäre zu wünfchen, dafs ein Mann von anerkannten Verdienften und Zutrauen der Prediger, die nun einmal an gewiffe liturgifche Formen gebunden find, fo viel als möglich mit den Worten der fonft trefflichen lutherfchen Bibelüberfetzung eine beffere lieferte, welche freylich von den Repräfentanten der Kirche, wenigftens ftillfchweigend, genehmigt werden müfste. Rec. hat eine, 1810 in Marburg und Caffel herausgekommene vor fich, die nach feiner Überzeugung diefer Foderung ein Genüge thut.

Wir bitten den Vf., feinen fo wohl gelungenen Predigten bey einer 2ten Auflage auch im Einzelnen noch mehrere Vollkommenheit zu geben, um den denkenden Lefer ganz zu befriedigen. So hat er in den Begriff der relig. Tugend unftreitig zu viel hineingetragen. S. 10 und 11 heifst es: „in ihm — [nämlich dem, *welcher*, nach dem Worten des Vfs., bey feinem pflichtmäfsigen Verhalten *eine beftändige Rückficht auf Gott nimmt* — thut das nicht der *Fromme* auch? und wie unterfcheidet er fich von dem *Religiöfen?*] find niemals die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe gegen Gott, der Ehrfurcht und des Gehorfams, der Demuth, des Vertrauens und der Ergebung ganz gefchwächt und unterdrückt, wohl aber find fie oftmals fehr lebendig, und werden bald durch

den Anblick der Natur, bald durch Betrachtungen der menschlichen Vorzüge, bald durch besondere Wohlthaten und väterliche Leitungen Gottes, bald durch das Nachdenken *über die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist*, angeregt und unterhalten u. s. w." Aber giebt es nicht auch religiöse Juden und Heiden? So war der römische Hauptmann Cornelius (Ap. Gesch. 10) gewiss ein religiöser Mann. In der Folge hat auch der Vf. dieses Kennzeichen weggelassen. Doch tadeln ist leichter als besser machen. Wir danken ihm für die Unterhaltung, die er uns durch sein Buch gewährt hat. Papier und Druck sind gut. Z. s. E.

Erfurt, b. Keyser: *Neue Festpredigten.* Herausgegeben von *Johann Wirsing*, Pfarrer zu Pusselsheim im Grosherzogthum Würzburg. Erster Jahrgang. 1810. 220 S. 8. (14 Gr.)

Der Festprediger, besonders der katholische, hat, wie Hr. *W.* sehr richtig erinnert, zwey Fehler zu vermeiden, wenn er die sich darbietende Gelegenheit zur Beförderung wahrer Erbauung benutzen will: 1) übertriebenen Lobeserhebungen der Heiligen, und Erzählungen der Legenden-Wunder; 2) blosses Moralisiren, ohne Hinsicht auf den Festtag, und ohne Benutzung seines lehrreichen und erbauenden Gegenstandes. Zwischen diesen beiden Klippen hat sich Hr. *W.* glücklich hindurch gefunden. Denn obgleich einige Themata besonders auf den Heiligen des Festes hinzuweisen, andere blos moralischen Inhalts zu seyn scheinen: so hat er doch dort immer manche moralische Ansichten hervorzuheben, hier die Geschichte des Festes als Beleg zu moralischen Wahrheiten zu benutzen gewusst. Z. B. am Feste des Kirchenpatrons Aquilin: *Der h Aquilin lehrt uns die Güter der Erde gehörig schätzen und gebrauchen.* Am Feste Petri und Pauli: *In welchen Stücken sollen wir den heiligen Aposteln Petrus und Paulus vorzüglich nachfolgen?* Am Feste Johannes des Täufers: *Unsere erste häusliche Erziehung ist oft Schuld, dass Kinder das nicht werden, was sie werden sollen, verständige und gute Menschen.* Am Feste des heiligen Kilian: *Man muss der Tugend getreu bleiben, sie mag uns zeitlich glücklich oder unglücklich machen.* Da die Predigten sehr kurz sind: so hat zwar keine Materie gehörig ausgeführt werden können, indess ist darüber immer manches Gute und Beherzigenswerthe gesagt. Eben deswegen zeichnen sich diese Predigten weder durch eine künstliche Disposition, noch durch Beredsamkeit aus. Hingegen ist der Stil grösstentheils rein, der Vortrag populär und herzlich, auch der biblische der Predigt als Motto vorgesetzte Spruch, womit die katholischen Prediger ihre Vorträge zu eröffnen pflegen, jedesmal glücklich gewählt. Protestanten werden also in diesen Predigten wenig Neues, und überhaupt nichts finden, das nicht von ihren Kanzelrednern weit besser gesagt worden wäre; dagegen werden sich Katholiken auf eine vernünftige und zweckmäsige Art dadurch erbauen.

— rf —

Bern, b. Haller: *Religiöse Vorträge und Lieder.* Von *Jakob Schweizer*, Provisor in Murten. Für die Privat-Erbauung herausgegeben. 1807. VI und 283 S. gr. 8. (20 Gr.)

Blätter, die der speciellen Beurtheilung homiletischer Schriften gewidmet sind, möchten durch diese Predigten Veranlassung zu mannichfaltigen kritischen Bemerkungen erhalten. Es ist schwer, über sie ein kurzes, treffendes Urtheil für die allgemeine Lesewelt zu fällen. Sie sind mehr als andere gerade nur für das Publicum ihres Vfs. bestimmt, und so vielen Segen sie bey der Wärme, mit der sie abgefasst, und den örtlichen Beziehungen, nach welchen sie bearbeitet sind, unter den Zuhörern auf der Stufe ihrer religiösen Ansicht bewirkt haben mögen: so können wir doch eine ähnliche Wirkung auf ein anderes gebildetes Publicum uns nicht von allen versprechen. Sie sind in der Art der Bearbeitung sehr verschieden von einander, und haben manche Eigenheiten. Einige, wie z. B. gleich die erste, welche in der Form eines homilienartigen praktischen Commentars über einen Abschnitt aus der Auferstehungsgeschichte bearbeitet ist, sind in lauter kurzen, obgleich zusammengehörenden Sätzen abgedruckt; andere ganz mit poetischen Stellen durchwebt, andere trocknen dogmatischen Inhalts. Zu diesen gehören zwey Predigten über die Gottheit Christi, eine über die Auferstehung der Todten, und eine über das künftige Gericht und das Ende der Welt. In den beiden ersten sind unter No. I, II und III, und den dazu gehörigen Unterabtheilungen A, B, C, D, die gewöhnlichen Beweise für die Gottheit Christi im Compendientone so gutmüthig und unbefangen vorgetragen, dass man meinen sollte, es wären gegen sie nie Schwierigkeiten irgend einer Art erhoben worden. In der zweyten Predigt sollen zwar die Einwürfe der Vernunft gegen diese Lehre beseitigt werden, und der Vf. folgt hierin *Döderlein*, aus dessen deutscher Bearbeitung der Dogmatik er, jedoch mit Anzeige dieser Quelle in der Vorrede, einige kräftige Stellen eingewebt hat: allein auch diese Beweisführung befriedigt den tiefer forschenden Leser nicht, wenn gleich tausend Andere aus diesen Predigten Befriedigung und Erbauung schöpfen mögen. Wie glücklich der Vf. Zeitereignisse zu benutzen versteht, beweist die wirklich tief ergreifende Predigt am Bettage über den Text: Wachet, ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommen wird; aus Anlass des Unglücks bey Goldau.

V. Pf.

Landshut, b. Thomann: *Das Ganze der christlichen Sitten und Glaubens-Lehre anbequemt dem christlichen Kirchenjahre*, in drey vollständigen Jahrgängen von *Sonntags-* und *Fest-Predigten* bearbeitet und vorgetragen durch *P. F. A. Furthner*, Stadtpfarrprediger an der St. Martinskirche in Landshut, *Zweyter Jahrgang.* 1809. 536 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. darf sich auf seine Anzeige des *ersten* Jahr-

gangs in dieser A. L. Zeitung (J. 1809. No. 92) beziehn, da er die Bearbeitung des vorliegenden jenem gleich gefunden hat. Der Plan ist fortgeführt. Vom ersten Advent bis zum ersten Fasten - Sonntag handeln die Vorträge von dem Reiche Gottes überhaupt, von seinem Zweck, seiner Veranstaltung und seinem Geiste. Die folgenden bis zum Pfingstfeste betrachten die göttliche Gesetzgebung in der Religion, und dabey zunächst die Selbstpflichten; in den Sonntagen nach Pfingsten die Pflichten gegen den Nächsten. Dieses Erbauungsbuch empfiehlt sich vornehmlich durch das Wohlmeinende, Andringende und Herzliche seiner Sprache. Die historischen Vorträge, welche sich auf merkwürdige Geschichtsbegebenheiten aus der kirchlichen und politischen Welt beziehen, haben unseren vorzüglichen Beyfall. Die Legende der Heiligen wird grösstentheils mit Vorsicht und einem richtigen praktischen Sinn behandelt. Wohl thun würde der Vf., wenn er hie und da seinen Wortreichthum einschränkte, und sich weniger Wiederholungen erlaubte. Auch verführt ihn seine Beredsamkeit nicht selten zu Tiraden, die ein gereinigter Geschmack sich nicht erlauben würde. Dergleichen finden sich sogleich in den ersten Vorträgen. S. 7, 14 u. a. — Durch die fremden leicht zu vermeidenden Ausdrücke, als: *Fanatismus — fanatisch — Tabernakel — Zisiernen* der menschlichen Vielwisserey u. s. w. wurden wir noch immer gestört, so wie wir die veralteten und provinciellen Formen: *Geschwisterte*, *sonderheitliches* Gesetz u. a. ebenfalls hinwegwünschten. NA.

St. Gallen, b. Huber und Compagnie: *Geschenk für junge Christen, welche das Liebesmahl Jesu zum erstenmal begehen wollen.* Allen zärtlichen Ältern, denen das wahre Wohl geliebter Kinder innig am Herzen liegt, geweihet. 1810. 176 S. 8. (8 Gr.)

Dieses Büchelchen ist so ganz aus der Seele des Rec. geschrieben, dass er dem Vf. dafür von Herzen dankt. Es sind Worte voll Geist und Kraft. Es enthält Unterhaltungen in den Stunden des Nachdenkens während der Nachtmahlsunterweisung; Beschäftigungen eines religiösen Nachdenkens am Tage der Communionandacht kurz vor und nach derselben; Auswahl einiger passender Lieder für Confirmanden, Denksprüche aus der Religions- und Tugend Lehre, als Stoff zu Betrachtungen während der Nachtmahlsunterweisung. Alles ist so kraftvoll gesagt, Alles zeigt von so geläuterten Begriffen und von so gutem Geschmacke, dass Recens. jedem guten christlichen Vater, und jedem jungen Christen, auch wenn er schon confirmirt ist, zuruft: Komm, und lies! Lange hat Rec. kein so reines Seelenvergnügen genossen, als bey der Lectüre dieses Büchelchens.

Ganz das Gegentheil davon ist folgende Schrift:

Lemgo, in der meyerschen Buchh.: *Wollet ihr auch weggehen?* Eine Confirmationsfeyer für Confirmanden von *J. F. C. Dreves*, Prediger in Detmold. 1809. 64 S. 8. (3 Gr.)

Eine gewöhnliche Confirmationsfeyer, für eine gewöhnliche Dorfgemeinde gut und erbaulich genug; aber für Zuhörer von Geist und Geschmack ist sie nicht geeignet. Das Gebet am Altare ist an Jesus Christus gerichtet. Wo mag wohl der Spruch stehen, dass wir unsere Gebete an Jesus richten sollen? Oder welcher Apostel hat seine Gebete an ihn gerichtet? Der bescheidene Mann, wenn er noch auf Erden lebte, würde gewiss diess selbst verbitten. Ist denn Gott nicht Vater genug, um zu ihm beten zu können? Das Ganze verräth ungeläuterte Religionsbegriffe, und der Vortrag bey aller seiner Herzlichkeit, ist doch geschmacklos, und auf die zu confirmirenden Kinder fast gar nicht berechnet: denn was nützen diesen die Spielereyen mit Worten, und die zwecklosen biblischen Anspielungen? Das Einsegnen nimmt kein Ende, und ist immer dasselbe. Und dass die Kinder nach der Reihe gewisse Sprüche oder Liederverse hersagen, mag ganz erbaulich seyn, wenn sie gut hergesagt werden, und die verschiedenen Stimmen keinen unangenehmen Effect machen. Aber überall ist diess nicht zu empfehlen, Rec. scheint es eine andächtige Tändeley zu seyn. Man rede kurz und kraftvoll, und nicht gar zu weinerlich zu Ältern und Kindern, in einer männlichen, herzlichen Sprache: diess wird mehr Wirkung thun, als lange Reden und Gebete in einer saft - und kraftlosen Sprache.

Φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Frankfurt* an der Oder, in der akadem. Buchh.: *Zwey öffentliche Religionsvorträge* am Geburtstage Sr. Maj. des Kön. Friedrich Wilhelms III und bey der Todtenfeyer Ihro Maj. der hochsel. Königin Louise von Preussen gehalten, und zum Besten des Waisenhauses und der Armencasse dem Druck übergeben, von *C. W. Spieker*, Prof. der Theologie und Pred. an der Oberkirche. 1810. 40 S. 8.

Der Vf. hat Recht, wenn er in der Vorrede behauptet, dass der lebendige Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, die Gewalt der Rede, gehoben durch Sprache, Ton, Blick und Geberden, der richtige Gebrauch der Stimme und des Zeitmasses, sich in der gedruckten Rede nicht wieder geben lasse; indessen müssen wir ihm doch für die Herausgabe dieser zwey, dem Andenken einer allgemein verehrten Königin gewidmeten Reden, deren Ertrag noch ausserdem für einen wohlthätigen Zweck bestimmt ist, recht herzlich danken. Es spricht darin nicht nur ein gefühlvolles Herz, sondern auch ein lichter Verstand in einer edlen populären Sprache, wie sie ein Religionsvortrag gebietet. Die Rede am Geburtstage des Königs ist unter freyem Himmel vor 2 Bataillons Krieger gehalten, kräftig und männiglich. Die 2te ist eine eigentliche Predigt über Pred. Sal 7, 2 — 4. Der Eingang macht mit frommem Gemüthe auf die Absicht der Versammlung aufmerksam, und der Text, der trefflich, auch die Predigt hindurch, benutzt ist, den Übergang zu dem Thema: *Der Gewinn den wir aus der Trauer über den Tod unserer Königin für unser Herz ziehen können.* Die einfache Ausführung ist schön gerathen. Wir glauben es dem Vf. gern, dass er um den Druck dieser wohlgelungenen Reden gebeten worden ist. Sie verdienen es, und nicht nur der Preusse kann sich daran erbauen, sondern auch Jeder, dem gute Menschen das Herz erheben und den Glauben an Gott und Menschen befestigen. Auch sind sie schön gedruckt.

Z. f. E.

Monatsregister

vom

May 1811.

I. Verzeichniſs der im Monat May in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Abel das Orakel 118. 365.
Anleitung zum Kopfrechnen für die Schulen des Kreiſes Rotweil 107. 280.
Ausarbeitung, nähere, des Schulplans der Elementarſchulen zu Rotweil. 1 Abth. 2 Aufl. 107. 279.

B.

v. Baczko Geſchichte des 18 Jahrh. 4 Bd. 103. 243.
Baour-Lormian Omaſis oder Joſeph in Aegypten. A. d. Franz. von *Robert* 117. 357.
Batz theologiſche Zeitſchrift. 3 Bd. 4 — 6 H. 4 Bd. 1 — 2 H. 103. 248.
Beauval Dialogues pour la vie sociale. Geſpräche für das geſellſchaftliche Leben. 2. 3. Th. 2 Aufl. 1 — 3 Th. 114. 334.
Beck Grundſätze der Geſetzgebung 106. 267.
Becker Auguſteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. 2 Bd. 117. 358.
Biot Eſsai de Géométrie analytique appliqué aux courbes et aux ſurfaces du ſecond ordre. 4 éd. 116. 351.
Blühdorn Religionsvorträge meiſtens über Epiſteltexte. 2 Ausg. 110. 305.
Bode aſtronomiſches Jahrbuch für d. J. 1813 109. 289.
Bredow Weltgeſchichte in Tabellen. 3 Ausg. 120. 383.
Bulletin des Loix du Royaume de Weſtphalie. 1809. Tome III. 1810. Tome I — III 99. 209.

C.

Conteſſa, ſ. *Salice Conteſſa.*
Curths der niederländiſche Revolutionskrieg im 16 u. 17 Jahrh. Als Fortſetzung der *ſchillerſchen* Geſchichte. 5 Th. 103. 241.

D.

Darſtellung des Feldzugs vom J. 1809. Von einem Augenzeugen 119. 369.
Dialekte u. Proſodie der griechiſchen Sprache 116. 346.
Diophantus von Alexandrien über die Polygonalzahlen. Ueberſetzt von *Poſelger* 110. 303.
Diſſen kurze Anleitung für Erzieher, die Odyſſee mit Knaben zu leſen. Herausg. v. *Herbart*, nebſt zwey Beylagen von *Thierſch* u. *Kohlrauſch* 108. 281.
Dreves Wollet ihr auch weggehen? 123. 408.

E.

Eberlin theoretiſch-praktiſche Anweiſung, Landſchaften nach Kupferſtichen, Gemälden u. nach der Natur zu zeichnen u. zu coloriren. 2 Aufl. 117. 359.
Eckermann Erklärung aller dunkeln Stellen d. N. T. 3 Bd. 98. 201.
Eckermann Erklärung aller dunkeln Stellen in den pauliniſchen Briefen an die Korinther, Galater, Epheſer u. ſ. w. 98. 201.
v. Esleben Kritik der Kriegsgelehrſamkeit, in Abſicht auf wiſſenſchaftliche Cultur. 1 Abth. 118. 367.
— — Plan zur Errichtung öffentl. Lehrſtühle für Kriegswiſſenſchaft auf Univerſitäten 118. 367.

F.

Formey v. d. Waſſerſucht der Gehirnhölen 101. 232.
Fragmens militaires extraits des Campagnes du Maréchal Prince C. de Ligne 118. 362.
Freſenius, ſ. Theorie.
Friſch die Leidensgeſchichte Jeſu, eine belebende Darſtellung des Triumphs religiöſ. Tugend 123. 402.
Für die Frauen von *G.* 3 Aufl. 112. 319.
Für Reiſende nach Paris. Aus den Papieren des Hn. Grafen S. Herausg. v. *Reichard* 113. 321.
Furthner das Ganze der chriſtl. Sitten- u. Glaubens-Lehre, anbequemt dem chriſtl. Kirchenjahr. 2 Jahrg. 123. 406.

G.

Γαζῆ, Ανθίμου, Λεξικὸν Ἑλληνικὸν. Επιστασίᾳ καὶ διορθώσει Σπυρίδωνος Βλαντῆ. Τόμος πρῶτος 115. 337.
Geſchenk für junge Chriſten, welche das Liebesmahl Jeſu zum erſten Mal begehen wollen 123. 407.

H.

Hänle erſtes Leſebuch für Anfänger in der lateiniſchen Sprache. 2 Aufl. 108. 287.
Happach neue phyſikaliſche Anſichten. 1 Bd. 112. 316.
Heim der Arſenik als Fiebermittel 103. 247.
Henke Grundriſs der Kirchengeſchichte zu Vorleſungen, Beendiget von *Vater* 120. 383.
Herbart ſ. *Diſſen.*
Hirſch Integraltafeln, oder Sammlung von Integralformeln 110. 301.
— — Sammlung von Aufgaben aus der Theorie der algebraiſchen Gleichungen. 1 Th. 110. 299.
Horn die Ewigkeit der Seele 102. 240.
Hülfsbuch, ein, für Aeltern und Erzieher, die Jugend in den Erholungsſtunden angenehm u. nützlich zu beſchäftigen. 1. 2 Bändchen 100. 223.

I.

Jahn Grammatica linguae hebraicae. Ed. 3 114. 333.
Ideen zur Begründung einer groſsen ſtehenden Armee, und deren zweckmäſsige Benutzungsart in Friedenszeit 118. 367.

K.

Klopſtock und ſeine Freunde. Herausgege-

Pudor zu Jenkau bey Danzig 29. 227.
Radloff in St. Petersburg 29. 227.
v. Raineri in St. Petersburg 33 u. 34. 261.
Reinbeck in Stuttgardt 33 u. 34. 261.
Reissig in St. Petersburg 29. 225.
Scheffner in Königsberg 31. 243.
Schilling in Maulbronn 29. 226.
Schubert in St. Petersburg 33 u. 34. 261.
Spitzner in Wittenberg 33 u. 34. 260.
Stephani in Augsburg 29. 226.
v. Völderndorf in Bayreuth 29. 226.
Weichert in Wittenberg 33 u. 34. 260.
Wilhelmine, Princessin von Nassau-Oranien 33 u. 34. 263.
Zeller in Königsberg 31. 245.

Nekrolog.

Behrends in Frankfurt a. M. 29. 228.
Brückner in Leipzig 29. 227.
Dorange in Paris 33 u. 34. 262.
Heeren in Bremen 29. 228.
v. Kielmannsegge in Güstrow 29. 227.
de Lamerville in La Perisse 33 u. 34. 262.
Meyer aus Stettin 29. 228.
v. Murr in Nürnberg 35. 273.
Roger in Prag 29. 228.
Runge in Hamburg 29. 228.
v. Schittlersberg in Wien 29. 228.
Seidelin in Kopenhagen 33 u. 34. 262.
Semler zu Kloster Heilsbronn 29. 227.
Treut in Heilbronn 33 u. 34. 262.
Wohlers zu Stotel 29. 227.
Wüsiney in Malchin 29. 227.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, neue Mitglieder der königl. Akademie der Künste 33 u. 34. 263.
Harlem, Preisfragen der teylerschen Gesellschaft 31. 241.
Holland, das königl. Institut erhält den Namen holländisches Institut 29. 232.
Kopenhagen, Sitzung am 4 Jan. und Preisfragen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften 29. 229.
— — Sitzungen der scandinavischen Literaturgesellschaft 29. 239.
Landshut, Preisfrage der dasigen Universität 29. 228.
Paris, öffentliche Sitzung, Preisvertheilung und Preisaufgaben d. Classe der französ. Sprache u. Literatur des Instituts am 11 April 33 u. 34. 262.
Petersburg, Errichtung einer Gesellschaft für russische Sprache und Literatur 33 u. 34. 264.
Stockholm, Preisfragen der königl. Akademie der Inscriptionen, schönen Wissenschaften u. Alterthümer 35. 273.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bauzen, Gedächtnissfeyer und Schulprüfung am 18 — 20 März 35. 273.
Erlangen, Universitätschronik 33 u. 34. 259.
Giessen, neue Fonds zu Gehaltserhöhungen u. s. w. Promotionen 33 u. 34. 259.
— — Examen im Pädagog. am 30 Jan. 33 u. 34. 259.
Göttingen, Verordnung, die Preisvertheilungen unter die Studirenden betr. 35. 273.
Jena, Verzeichniss der Vorlesungen für das Sommerhalbejahr 30. 233.
Spanien, königl. Commission zur Entwerfung eines allgemeinen Schulplans 29. 225.
Wittenberg, Universitätschronik 33 u. 34. 257.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

Anfrage das Archidiakonatsregister des Stifts Merseburg betr. 35. 280.
— — die von *Meusel* versprochene Literatur der deutschen Geschichte betr. 35. 280.
— — die Fortsetzung von *Webers* Literatur der deutschen Staatengeschichte betr. 35. 280.
— — *Mannerts* geographisches Lexikon betreffend 29. 232.
Bücherauction in Heidelberg 32. 255.
Bücher-Landcharten- und Kupferstich-Auction in Jena 35. 280.
Hahnemann Antikritik nebst der Antwort des Recensenten 33 u. 34. 264.
Holland, das Institut der Wissenschaften und Künste wird beybehalten und die königl. Bibliothek nach dem Haag verlegt 29. 232.
v. Klaproth in Petersburg an Hn. D. *Hager* 31. 247.
Mauckesche Buchh. in Chemnitz, wohlfeiler Bücherverkauf 32. 252.
Mineralien-Handlungs-Comptoir zu Hanau Mineralienhandel 30. 240.
Minet in Mannheim Verkauf des Bücher- und Kunst-Verlags des allgemeinen Pränumerations- und Subscriptions-Comptoirs 32. 253.
München, Beendigung des neuen botanischen Gartens 33 u. 34. 264.
Paris, kais. Decret, den Verbrauch des Zuckers u. des Indigo entbehrlich zu machen 33 u. 34. 264.
Pfizer in Tübingen Antikritik 32. 251.
Preussen, historische Uebersicht der Verbreitung der *zellerschen* Unterrichtsmethode im Königreiche 31. 242.
Reinbeck in Stuttgardt Anzeige 33 u. 34. 263.
Zeller, s. Preussen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JUNIUS, 1811.

THEOLOGIE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Christliche Symbolik oder historischkritische und dogmatischcomparative Darstellung des katholischen, lutherischen, reformirten und socinianischen Lehrbegriffs, nebst einem Abriss der Lehre und Verfassung der übrigen occidentalischen Religionsparteyen, wie auch der griechischen Kirche.* Von *Phil. Marheinecke*, der Theol. öffentl. ordentl. Professor zu Heidelberg (nunmehr zu Berlin). 1 Theils 1 Band. 1810. 475 S. 8.
(Auch unter dem Titel: *Das System des Katholicismus in seiner symbolischen Entwickelung.* Erster Band.) (2 Rthlr. 8 gr.)

„Was vormals unter dem Namen *Polemik* die Form und Farbe einer eigenen theologischen Wissenschaft trug, und sich nach und nach zu Tode gestritten hat — diess ist es, was *dem Wesen nach* und mit Abtrennung aller bisherigen Form als *Symbolik* wieder erweckt und hier als *eigene theologische Wissenschaft* aufgestellt werden soll." Das Wort *Symbolik* nimmt der Vf. in einem bisher ganz ungewöhnlichen Sinne. Wir wollen nicht darüber streiten, ob die Benennung richtig und passend sey, sondern ohne weiters und zunächst anzeigen, was er damit meine, und wiefern er durch sie die alte Polemik in erneuerter und verbesserter Beschaffenheit und Gestalt wiederherstellen wolle. Die Symbolik ist ihm eine historischdogmatische Entwickelung des einer jeden der getrennten Kirchenparteyen eigenthümlichen Lehrbegriffs, wie er in ihren Symbolen ausgesprochen ist. Sie muss 1) *kritisch* verfahren, um die Lehrbegriffe rein und wahr darstellen zu können; 2) *historisch* im höchsten Sinne, d. i. sie muss Alles aufsuchen, was auf den wahren Glauben einer Partey führen und ihn beleuchten kann, sie muss ihre Lehren in ihrem Zusammenhange mit sich selbst und mit dem Allgemeinen und Ewigen darstellen, sie muss die ganze Reihe hier vorkommender religiöser Erscheinungen als eine Offenbarung Gottes auffassen, sie muss unpolemisch, wie die Historie seyn, sie muss zu dem Ursprunge und der früheren Geschichte der in den Lehrbegriffen vorkommenden Dogmen zurückgehen; sie muss 3) *dogmatisch vergleichend* seyn, d. h. die Ähnlichkeit, Verwandtschaft und Identität, so wie die Divergenz und Abweichung der Dogmen verschiedener sich unmittelbar entgegengesetzter Confessionen genau bezeichnen; 4) *geographisch* und *statistisch* seyn, indem alle Geographie und Statistik der christlichen Kirche, im Zusammenhang theologischer Disciplinen, nur ein Theil der Symbolik, und nichts für sich, ohne diese, ist. Nach vollendeter Exposition des Lehrbegriffs der verschiedenen Glaubensarten muss sie daher auch die Ausbreitung ihrer Anhänger in den verschiedenen Ländern der Erde, ihre kirchliche Einrichtung, Verfassung und Polizey, ihre religiösen Sitten und Gebräuche, sofern sie aus ihrem Lehrbegriff fliessen, auch das Verhältniss derselben zum Staat, den vormaligen und gegenwärtigen Standpunct ihrer Cultur genau bezeichnen. Sie muss endlich 5) auch *theologisch* seyn, d. h. sie darf niemals den Zusammenhang aufgeben, durch welchen sie mit dem inneren Wesen der Theologie selbst verknüpft ist, und zwar theils durch die Form der Historie, die ihr wesentlich ist, theils durch die Materie der Dogmen, deren Geschichte und symbolische Constitution ihre Aufgabe ist. Was der Vf. unter dem Namen der *Symbolik* aufstellt, war bisher theils in der Kirchen- und Dogmen-Geschichte, theils in der Dogmatik, theils in der symbolischen Theologie, theils in der Polemik vorgekommen, aber, wie er sagt, in jeder einseitig, unvollkommen, ja meistentheils sehr zerrüttet. Was insbesondere die *Polemik* betrifft, so heisst es S. 37: „Obgleich *dem Schein*, aber *nicht der Wahrheit nach*, war der Gegenstand unserer Symbolik bisher fast allein bey der Polemik. Denn, wenn jene in treuer Darstellung der verschiedenen Systeme besteht, ohne Rücksicht darauf, ob es ein eigenes oder fremdes, ob es für wahr zu halten oder für falsch: so bestand hingegen jene Polemik allein in der Kunst, den fremden Lehrbegriff mit Voraussetzung seiner absoluten Verwerflichkeit durch den eigenen zu überwinden. Dabey musste sie dann zwar nothgedrungen die fremden Systeme so gut, wie das eigene, zur Sprache bringen: aber es geschah diess von ihr nie aus reinhistorischem Interesse, und ihr *eigentlich Wesen* bestand weder in treuer Exposition der verschiedenen Systeme, noch in der Relation derselben, oder der genauen Vergleichung, sondern in etwas ganz anderem, eigentlich reindogmatischem, nämlich in der Kunst, mit dem eigenen Lehrbegriff den fremden zu bestreiten, zu welchem Zwecke ihr selbst jene Exposition und diese Vergleichung nur dienendes Mittel war. Diess ist der Geist nicht nur aller jener einzelnen Controversschriften, sondern auch jener polemischen Arbeiten, die einen künstlich dialektischen und wissenschaftlichen Anstrich haben, und deren man aus der katholischen, lutherischen und reformirten

Kirche so viele hat." Wenn dem wirklich so ist, wenn die Polemik der Wahrheit und dem Wesen nach so sehr von der Symbolik verschieden war: so sehen wir nicht ein, wie der Vf. gleich Anfangs verheissen konnte, er wolle dem Wesen nach, und nur mit Abtrennung der Form, die alte Polemik als Symbolik wieder auferwecken, und so scheint diess nur eine Tirade zu seyn, welche mit dem Bestreben zusammenhängt, im Gegensatze gegen die neuere Theologie die alte *scheinbar* wiederherzustellen. Doch wenn der Vf. die Geschichte der Polemik und jene polemischen Arbeiten, von welchen er redet, genauer und vollständiger gekannt hätte: so würde er allerdings auch Werke angetroffen haben, welche nicht alle jene Vorwürfe in dieser Masse verdienen und seiner Idee von Symbolik näher kommen. Was aber diese Idee selbst betrifft: so können wir nicht anders urtheilen, als dass sie eines Theils zu weit und umfassend, anderen Theils aber nicht bestimmt genug ist. Die Geographie und Statistik der christlichen Kirche steht freylich in Verbindung mit der Symbolik, sie kann, mit gewissen Einschränkungen, als ein Theil derselben betrachtet werden. Sie zeigt, wie die Symbole sich national beweisen, wie der Charakter des Lehrbegriffs mit dem Nationalcharakter zusammenhängt, wie er sich äusserlich ausdrückt, was er für Wirkungen bey ganzen Gesellschaften und Völkern hervorgebracht hat. Aber desswegen sie ganz in die Symbolik zu versetzen, zu sagen, dass sie für sich, ohne diese, nichts im Zusammenhange theologischer Disciplinen sey, und dass es sich einzig um der Symbolik willen der Mühe verlohne, nach ihr zu forschen, das ist zu stark. Die kirchliche Geographie und Statistik hat von vielen Erscheinungen zu reden, welche nicht von den kirchlichen Symbolen abhängen, der kirchliche und religiöse Zustand der Völker ist nicht blofs eine Wirkung der Symbole, sondern einer Menge anderer Ursachen und Umstände. Und wenn man auch in jener Geographie nicht vom Symbol oder Lehrbegriff ausgeht: so kann man doch diese ehren und über das Äusserliche hinaussetzen, und auch so ein religiöses Gemüth offenbaren. Das Interesse dieser Wissenschaft nur vom Symbole abzuleiten, ist beschränkt und einseitig, sie hat ein höheres Interesse, und diess ist das allgemeine religiöse; sie hat ausserdem, wie die Geographie und Statistik überhaupt, noch ein mannichfaltiges anderweitiges Interesse, welches nicht verachtet zu werden verdient. In der Ausführung der Idee der Symbolik haben wir aber auch umsonst eine Bestimmung darüber gesucht, nach welchen Principien der Vf. die Symbole beurtheilen und würdigen will. Er will sie doch mit einander vergleichen, er will die Symbolik theologisch behandeln, er will sie im Zusammenhange mit dem inneren Lebenspuncte der Theologie auffassen, er will auf alle näher oder entfernter liegenden Puncte ihres Gebiets von jenem Mittelpuncte wahrhaft theologische Erkenntniss ausströmen lassen S. 33. Kann diess ohne Principien geschehen? Und konnten wir Leser nicht fodern, dass diese uns angezeigt würden? Wir lesen zwar S. 4: „Zwar nicht mit sinnlichem Auge zu fassen oder mit Händen zu greifen, aber dem Geiste doch klarer und dunkler offenbar *ziehet der ewige Geist der Religion* durch alle Systeme, und wohnt oft still und verborgen in jenen Lehrgebäuden, die einer blofs äusserlichen Ansicht nicht viel versprechen: hier kommt es, wie in allen Dingen, vornehmlich darauf an, den Geist zu erfassen und zu beschwören, dass er nicht von dir weiche"; und S. 5: „Es ist ein *besonderer Trieb des Geistes der Religion*, eigenthümlich zu seyn und sich immer neu zu gestalten, jede Art, Form und Wendung zu versuchen, ob er so oder so vielleicht wahrer und sicherer sich an die Menschen bringen möchte. Und *es ist ganz derselbige Trieb*, der ihn oft mit hartnäckiger Beharrlichkeit heftet an eine bestimmte Form, entschlossen, sie nicht eher wegzuwerfen und zu verlassen, als bis er sich und sie von allen Theilnehmern daran verlassen sieht, so dass sodann nichts als die entseelte Form noch übrig bleibt. *Diess ist der erhabene Standpunct wahrer und heiliger Historie, in allen Formen dem ewigen Geiste nachzugehen*, und seine Spuren selbst da noch aufzusuchen und anzuerkennen, wo er schon gänzlich scheint erloschen zu seyn." Diess ist allerdings etwas, aber nicht genug. Was ist dann Religion? Was ist ihr Geist? Wiefern ist er ewig? Wie beschwört man ihn? Darüber wäre um so eher eine Erklärung nöthig gewesen, da gerade jetzt diese Fragen so verschieden beantwortet werden, und die Bekenner der Philosophie, welcher der Vf. zu huldigen scheint, selbst hierin uneins mit einander sind.

Wenn schon die Anlage des Werks zu weit gemacht ist, und der wirklichen Vollendung desselben grosse Schwierigkeiten in den Weg legen wird: so geht auch die Ausführung, so weit sie in diesem Bande enthalten ist, selbst noch über jene Anlage hinaus. Wir erhalten, ausser der Einleitung in die Symbolik überhaupt, nur eine *Geschichte der Sanction des katholischen Lehrbegriffs*, und in derselben eine *Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung*, welche den grössten Theil des Bandes einnimmt, und von S. 132—475 fortgeht. Hier kommt sehr Vieles vor, was nicht zur Geschichte der Ausbildung und Sanction des katholischen Lehrbegriffs gehört oder damit nur in entfernter Verbindung steht. Diese Geschichte ist nicht nur, wie der Vf. meint, in Vergleichung mit der früheren Geschichte des Lehrbegriffs, sondern auch an sich zu ausführlich, und wenn bey den anderen Lehrbegriffen nach demselbigen Massstabe verfahren und sonst alles Verheissene erfüllt wird: so haben wir nicht nur ein sehr voluminöses, sondern auch überladenes und unförmliches Werk zu erwarten. Der Vf. entschuldigt sich zwar mit der Wichtigkeit der dogmatischen Resultate; aber diese konnten auch ohne eine solche Weitläuftigkeit aus der Geschichte jener Synode abgeleitet werden. Er entschuldigt sich ferner damit, dass er eine, mit Benutzung der Actenstücke von *le Plat* und *Planck*, noch nicht versuchte kritische Vergleichung des *Pallavicini* und *Sarpi* angestellt habe. Allein diese Ver-

gleichung wenigstens ist schon von Mehreren vorher angestellt, und fast Keiner, der seitdem über die Geschichte jener Synoden geschrieben hat, hat sie vernachlässigt. Übrigens verkennen wir das Verdienst dieser Geschichte an sich eben so wenig als des Werks überhaupt. Wir haben uns über den Muth und Enthusiasmus, womit ein junger Mann sich an eine so schwere Aufgabe macht, über seinen braven Fleiss, über die Eigenthümlichkeit seiner Darstellung, welche freylich oft an Declamation und Poesie grenzt, über manche neue Ansichten, über das warme religiöse Gefühl, welches sich in vielen Stellen ausspricht, gefreut, und ihm in seinem Eifer gerne zu gut gehalten, dass er oft auf die, die vor ihm waren, und auf uns andere, bald mitleidig bald erzürnt herabblickt.

L. β. V.

Mannheim (ohne Angabe der Verlagshandlung): *Die Geschichte und Lehre von den Erscheinungen Jesu nach seinem Tode.* Nebst einem Anhange für Verehrer der allgemeinen Religion. Von *Johann Friedrich Descôtes.* 1809. VIII u. 278 S. 8. (16 gr.)

Wenn der Vf. versichert, diese schon im Jahre 1794 fertig gewordene Schrift nicht länger zurückhalten zu können, sondern sie nun bey freyeren Verhältnissen als sein Glaubensbekenntniss dem Publicum übergeben zu müssen: so kann ihm das Recht allerdings nicht abgesprochen werden, das Resultat seiner funfzigjährigen Forschungen und Untersuchungen öffentlich mitzutheilen. Die Absicht der ganzen Schrift geht nämlich auf nichts Geringeres, als zu beweisen, Jesus habe nach seinem Tode nicht wirklich mehr auf der Erde gelebt, sondern die sogenannte Auferstehung und Auferweckung desselben sey bloss von einer Versetzung desselben in einen neuen ewigen Lebenszustand nach dem Tode zu verstehen. „Das ist es, heisst es S. 2, worüber ich zur Rettung Jesu und seiner Schüler (?) etwas niederschreiben werde. In meinen Jahren kann ichs wohl mit aller Freymüthigkeit thun, da Niemand vermuthen wird, dass irdische Betrachtungen noch irgend einen Einfluss bey mir haben werden. Ich gebe bloss das, worin ich endlich Beruhigung wider alle alte Zweifel und Ungewissheit — nicht an der Sache, sondern an der Erzählung der Sache — gefunden habe, in der lauteren Absicht hin, eine gleiche, mir wenigstens ganz unschätzbare Beruhigung auch bey anderen zu befördern. Und das ist, denke ich, eine Schuld, die ich noch abtragen muss." Erstes Capitel. Auferstehung Jesu. Der Vf. findet in 1 Cor. 15, 3—11 den gewünschten Aufschluss über die ganze Sache. Nach Paulus Erzählung hätten nämlich Petrus, die übrigen Apostel, und mehr als fünfhundert Christen den auferstandenen Jesus in seinem neuen Lebenszustande nach dem Tode auf eben die Art gesehen, wie ihn Paulus selbst gesehen habe. Denn ὤφθη sey das Wort, welches er durchgehends brauche. Nun wäre aber Jesus in dem neuen Lebenszustande nach dem Tode zuverlässig für den Paulus kein Gegenstand der leiblichen Sinne mehr gewesen. Das *Sehen* desselben in diesem neuen Zustande könne also nichts anderes bedeuten, als eine von Gott in den Seelen der Apostel und anderer Christen bey ihrer moralischen Beschäftigung mit den Schicksalen Jesu gewirkte, lebendige und über alle Zweifel siegende Überzeugung von dem Übergange desselben durch den Tod in diesen neuen Zustand des Lebens und der Wirksamkeit. Man sieht leicht, was diesem Schlusse des Vfs., auf den er alles Nachfolgende bauet, entgegengesetzt werden kann: Zugegeben, werden die Gegner sagen, dass Paulus Jesum nicht körperlich gesehen hat: folgt daraus, weil dasselbe Wort ὤφθη gebraucht wird, dass ihn nicht Andere gesehen haben, die mit ihm gegessen und getrunken haben? Konnte Paulus nicht auch von sich selbst sagen: ὤφθη ἐμοὶ, indem er in dem Donner Jesu Gegenwart vermuthete? Wird, kann man weiter fragen, der Aoristus ὤφθη im ganzen neuen Testamente jemals von moralischem Sehen, von bewirkter Überzeugung gebraucht? Liegt nicht allemal eine äussere Erscheinung in dem Begriffe desselben? Brauchen ihn die Alexandriner nicht da, wo sogar im Hebr. בוא *kommen* steht, z. B. 1 Kön. 3, 16 τότε ὤφθησαν δύο γυναῖκες πόρναι τῷ βασιλεῖ, d. h. sie kamen zum König, so wie Act. 7, 26? — Um nun die Erscheinungen Jesu nach seinem Tode zu erklären, stellt der Vf. folgende Regeln auf: 1) Eigene Entschliessungen und Handlungen der Menschen, besonders wenn sie gut und zweckmässig sind (also auch, wenn sie nicht gut sind?), werden in der Bibel so vorgestellt, als wären desshalb von Gott ausdrückliche Befehle ergangen. 2) Das, was der Erfolg die Menschen gelehrt, wird so gelehrt, als hätte Gott es ihnen voraus bekannt gemacht. 3) Erkenntnisse, wozu die Menschen durch Nachdenken gelangen, werden als Offenbarungen Gottes beschrieben (fliesst ziemlich mit No. 2 zusammen, denn ohne Nachdenken belehrt der Erfolg auch nicht). 4) Jemand(en) sehen, heisst eine deutliche richtige Erkenntniss von ihm haben, und innerliche Vorstellungen, wobey die Einbildungskraft zur sinnlichen Ausmalung derselben geschäftig ist, heissen Erscheinungen. Wir zweifeln, ob Jedermann diese aufgestellten Regeln so ohne alle Bedingung und Modification gelten lassen wird. Freylich mit ihnen lässt sich Alles wegexegesiren, was man will. Genug, dem Vf. wird nun damit alles Unerklärbare sehr leicht. Das Erdbeben Matth. 28, 2 hat nicht nur den Stein vom Grabe weggewälzt, sondern auch den Leib Jesu so verschüttet, dass weder seine Freunde ihn fanden, noch seine Feinde ihn vorzeigen konnten. Hier hätte aber doch der Vf. ausser jenen vier Regeln noch eine neue aufstellen sollen; denn mit den genannten ist in Matth. 28, 2 doch noch nicht der Umstand zu finden, dass der Leichnam verschüttet war. Vielmehr konnte man ja noch den Platz sehen, wo er gelegen hatte. V. 6 heisst es ja: δεῦτε, ἴδετε τὸν τόπον, ὅπου ἔκειτο ὁ Κύριος. Alle darauf folgenden Erzählungen, nach welchen Jesus mit seinen Jüngern gegangen, gesprochen, gegessen hat, erklärt er für Täuschungen der

Phantasie, durch welche Gott in ihnen die Überzeugung von seinem Fortleben bewirken wollte. „Denn, heisst es S. 24, bey physischen Erscheinungen wäre der Eindruck auf die Sinne, und durch diese auf die Seele nothwendig, und also keinem Zweifel unterworfen gewesen.“ Aber zweifelte denn, wird man einwenden, späterhin einer von den Aposteln? Und mussten sie nicht Anfangs zweifeln, Einen, den sie für todt hielten, unter den Lebendigen zu sehen? Eben dass sie zweifelten, war ja ein Beweis, dass sie sich gegen Täuschungen verwahren wollten. „Woher, fragt der Vf., dass die Jünger ihn nicht an seiner Bildung, sondern nur an dem Brodbrechen, an seiner Anrede, an den Nägelmalen erkannten?“ Eben daher, weil sie sich ihn gar nicht lebendig vorstellen konnten und von aller Täuschung frey waren. — Doch auch dieser Erklärungsversuch beweiset zur Genüge, dass man besser thut, lieber alles Positive und Factische ganz abzuleugnen oder dahingestellt seyn zu lassen, als sich in solche Widersprüche zu verwickeln. Ist es denn weniger wunderbar, dass Gott auf einmal in so vielen und mehr als 500 Seelen, die daran gar nicht dachten und denken wollten, eine moralische Überzeugung von Jesu Fortleben gewirkt habe, als dass er Jesu Fortleben wirklich bewirkt habe? Besser, man sage: alles Factische gehört nicht zum Wesentlichen der Religion, ist bloss sinnliche Einkleidung religiöser Wahrheiten, als dass man den Erzählungen solche Gewalt anthut. „Aber so machst du ja, wendet sich der Vf. selbst ein S. 28, die Evangelisten zu Lügnern? Das nicht! Sie haben ja selbst nach dem ersten Pfingstfeste keine physische Erscheinungen geglaubt noch erzählt (aber doch so viele vor dem Pfingstfeste geschehene auch nach dem Pfingstfeste erzählt!), sonst würden sie in ihren Erzählungen die auffallenden Dunkelheiten und Widersprüche gewiss vermieden haben, die bisher noch Niemand aufklären konnte.“ — Man sieht, wie schwer es dem Vf. wird, die Evangelisten zu entschuldigen, sonst würde er gewiss die Dunkelheit dieses Satzes vermieden haben. Denn wie das: sie haben u. s. w. mit dem: sonst würden sie u. s. w. zusammenhängt, das mag uns Jemand enträthseln. Die ganze Erscheinungsgeschichte in den Evangelisten ist und sollte nach dem Vf. nichts anderes seyn, als ehrliche, gerade und offenherzige Erzählung der letzten allmählich (allmählig) abnehmenden und erlöschenden pharisäischen Traumbilder in den Aposteln von Jesu und seinem Reiche. — Und doch berufen sie sich späterhin darauf und behalten sie bey. Am auffallendsten heisst es S. 32: „Aber mitten unter diesen Traumerscheinungen in der Einbildungskraft der Schüler Jesu bekamen sie auch wichtige Winke von der Wahrheit, die in ihrem Innersten verborgen war, z. B. von der rechten Art, zur religiösen Überzeugung zu kommen Joh 20, 29: Weil du mich gesehen hast, Thomas, weil mich dir deine Einbildungskraft leibhaftig und mit allen Zeichen meiner Kreuzigung dargestellt hat, so glaubest du. (Man verstehe wohl, die Einbildungskraft spricht hier mit der Einbildungskraft! Erst hat Gott die Täuschungen in ihrer Seele veranstaltet, und nun macht er ihnen wieder Vorwürfe über dieselben!) Aber das ist nicht die rechte Art des Glaubens; selig sind, die nicht also sehen und doch glauben!“ — Aber es war ja nach des Vfs. Erklärung moralisches Sehen. Ist das auch verwerflicher Art?? Zweytes Capitel. Himmelfahrt Jesu. Genau genommen, gehört diess Capitel und die folgenden nicht zum Titel des Buchs: denn die Himmelfahrt war ja keine Erscheinung Jesu, sondern eine Entfernung. Indessen werden hier die gewöhnlichen Gründe angeführt, dass alles die Phantasie der Apostel gewirkt habe. „Endlich, heisst es S. 33, bekamen seine Jünger Erscheinungen, die allen ihren vorhergehenden Erscheinungen ein Ende zu machen beytragen mussten.“ Also Erscheinungen machen Erscheinungen ein Ende!! Drittes Capitel. Sitzen Christi zur Rechten Gottes. Viertes Capitel. Sendung des heiligen Geistes. Warum der Vf. über das Reden in anderen Sprachen hinwegeilt, ohne es zu erklären, wissen wir nicht. S. 46 heisst es: „Der mit dem Blitz verbundene Donnerschlag hatte einen grossen Zusammenlauf nach dem Versammlungsorte der Jünger Jesu veranlasst. Verborgen konnten sie nicht mehr bleiben, da man sie in anderen Sprachen, als der hebräischen, Lobgesänge anstimmen hörte. Das war nach jüdischen Begriffen Entheiligung Gottes. Hier wäre Schweigen gefährlicher gewesen, als Reden. (Aber sie hatten ja schon, und noch dazu in anderen Sprachen, gesprochen.) Petrus trat also öffentlich vor u. s. w.“ Der zweyte Theil soll zur Erläuterung des ersten dienen, und des Vfs. Ideen noch weiter begründen. Wir können uns dabey um so weniger aufhalten, je länger schon diese Anzeige geworden ist.

Angehängt ist: *Mein Jubiläum, ein Beytrag zu meinen Verhältnissen*, worin man den Vf. als einen ehrwürdigen, aber mit etwas zu viel Redseligkeit erzählenden Greis kennen lernt. Traurig ist es, wenn er S. 221 klagt: „ich musste funfzig Jahre wider die Angriffe des lutherischen Kirchenthums kämpfen, das kein Mittel unversucht liess, meine Gemeinde und ihre Gottesverehrung zu zernichten.“ — R —

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Predigt und Introductionsrede* bey der Investitur des Herrn Pastoris M. *Martius* gehalten zu Pouch von *Jo. Friedr. Poyda*, Superintend. zu Bitterfeld etc. 1810. 40 S. 8. (4 gr.) Diese Vorträge, denen die Lebensgeschichte des Hn. M. *Martius* angehängt ist, können wohl nur in dem Kreise, in welchem sie gehalten sind, einiges Interesse haben. Denn sie zeichnen sich durch nichts aus, lehren aber übrigens den Vf. als einen redlichen Prediger und Superintendenten kennen, dem seine Geschäfte Herzenssache sind. Dfr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JUNIUS, 1811.

JURISPRUDENZ.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Das Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten und das rheinische Bundesrecht*, erläutert in einer Reihe von Abhandlungen, von Dr. *Karl Salomo Zachariä*, öffentl. ordentl. Rechtslehrer auf der Universität zu Heidelberg. 1810. XII u. 289 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wohl mit Recht nennt es der Vf. in der Vorrede ein gewagtes Unternehmen, in einer Periode, wie die gegenwärtige, mit Abhandlungen über die rechtlichen Verhältnisse der rheinischen Bundesstaaten hervorzutreten. Jeder Tag erzeugt neue, die Berechnungen des Staatrechtslehrers und Politikers vernichtende Erscheinungen. Wenn sonst Staatsgebäude, für eine lange Reihe von Generationen aufgeführt, im Wechsel der Jahrhunderte erschüttert, oft erst nach einem Jahrtausend im Strom der Weltgeschichte untergingen: so ist jetzt die Geburt, die Ausbildung und der Untergang einer Verfassung und eines Reichs das Werk weniger Jahre. Charakterlos, wie die Menschen und der Zeitgeist, sind die von ihm erzeugten Constitutionen. Im gehaltlosen öffentlichen Dichten und Trachten gebietet nur ein kraftvoller Mann, unerschöpflich und abwechselnd in den Mitteln, unerschütterlich und unenträthselt im Zwecke, als Repräsentant des geheimnissvollen Fatum über das unter den Wehen seiner Wiedergeburt kreisende Europa. Wer will und kann es in diesem Augenblick wagen, den Rheinbund, die Rechte seiner Fürsten, der Standesherren, das zarte und unbestimmte Verhältniss zwischen dem Protector und den Protegirten, zwischen dem nämlichen Protector und dem Kaiser der Franzosen, zwischen dem Rheinbund und den auswärtigen Mächten zu bestimmen, und die Theorie eines öffentlichen Rechts darzustellen, welches noch nicht da ist, und auch wohl in der flüchtig hingeworfenen Skizze der Bundesacte nie zu finden war? Wer vermag es, ein positives Völkerrecht zu beschreiben, für welches neue Verhältnisse jeden Augenblick neue Gesetze zu Tage fördern? Scheint nicht dieses Wagstück ein Eingriff in Napoleons politische Schöpferrechte? Hr. Z. hat es indessen bestanden, und die Kritik wird nicht leugnen, dass er seinen undankbaren und schlüpfrigen Stoff mit Geist aufgefasst, fixirt und benutzt habe. Überall findet man Selbstständigkeit des Urtheils in einer gediegenen Darstellung; ob aber auch überall eine strenge Gerechtigkeitsliebe, welche unbekümmert um das Factischwirkliche sich nur an das Moralischmögliche hält? ob überall jene strenge Trennung politischer von rechtlichen Rücksichten, ohne welche die Jurisprudenz sich nicht zur Würde einer Wissenschaft erheben kann? — ob der Vf. überall die von ihm aufgestellten Grundansichten durchgreifend benutzte? — diess ist eine andere Frage. — Die Anzeige des Inhalts der Abhandlungen wird ein Urtheil darüber vorbereiten.

I. *Von dem rechtlichen Gesichtspuncte, aus welchem die den Standesherren durch die rheinische Bundesacte zugesicherten Rechte zu betrachten sind.* — Hr. Z. räumt den Standesherren nach dem Geiste der Bundesacte weiter nichts vor anderen Unterthanen ein, als widerrufliche Privilegien. Sein Räsonnement ist folgendes: Verträge verbinden und berechtigen nur die Paciscenten. Diess waren die Standesherren nicht. Man kann auch nicht sagen, dass der Protector oder die Bundesfürsten sich selbst die Aufrechthaltung der standesherrlichen Rechte hätten zusagen lassen. Die Hoheit der Standesherren ist ausserdem mit der Machtfülle der durch die Bundesacte geschaffenen Souverainetät nicht vereinbar. Jene untergräbt diese, und stiftet, wenn die Souverainetät nichts abändern dürfte, einen Staat im Staate. Soll die Bundesacte mit sich selbst und mit ihrem Princip übereinstimmen: so muss man den darin enthaltenen Vorbehalt zum Besten der Standesherren, als ein blosses *Privilegium* betrachten. Er wurde von den Contrahenten aus Humanität nicht eigentlich wechselseitig *stipulirt*; es wurde nur *erklärt*, dass man die in *Art.* 27—31 der Bundesacte ausgedrückten Rechte den Standesherren *einstweilen* einräumen wolle. Durch diese Erklärung wollte man den Contrast des Übergangs mildern. Man wollte diejenigen, welche man noch den Augenblik vorher als Landesregenten und Standesgenossen neben sich geachtet hatte, über das Gefühl ihres Untergangs beruhigen. Sie sollten wenigstens nicht auf einmal den Kelch der Bitterkeit leeren. Aber dauernde Verbindlichkeiten konnten und wollten Fürsten, welche sich zum Besitz der Souverainetät emporgeschwungen hatten, sich nicht auflegen. Diess lässt sich ohne Verletzung des Zweckbegriffes einer monarchischen Verfassung, ohne Störung des ihr zum Grunde liegenden Einheitsprincips nicht denken. Alle Privilegien sind ihrer Natur nach Gesetze, und als solche widerruflich — mit Ersatz, wenn der Privilegirte dafür in Geld oder Diensten einen Preis entrichtet hat, ohne Ersatz im entgegenge-

ſetzten Falle. Nun läſst ſich aber nicht behaupten, daſs die Standesherren ihre Privilegien *titulo oneroſo* erhalten hätten. Sie ſind daher keine Entſchädigung von demjenigen Souverain zu verlangen berechtigt, welcher ſie wieder aufzuheben für gut findet; doch räumt Hr. *Z.* ein, daſs dasjenige, was die Standesherren als Privateigenthum beſaſsen, eben ſo heilig ſey, als das Privateigenthum anderer Unterthanen. Er theilt daher die Rechte, welche die Bundesacte den Standesherren zuſichert, in zwey Claſſen, in ſolche Rechte, welche ſie mit anderen Unterthanen gemein haben, und in ſolche, welche ſie vor anderen Unterthanen auszeichnen. Er zählt zu jenen als *Beyſpiel* das Eigenthumsrecht an Grundſtücken, zu dieſen als *Beyſpiel* die Gerichtsbarkeit. – Der Vf. hatte wohl gute Gründe, ſich auf dieſe beiden Beyſpiele zu beſchränken; es iſt nur zu bedauern, daſs er ſämmtliche ſtandesherrliche Rechte, wie ſie die Bundesacte namhaft macht, nicht nach dieſem Eintheilungsgrunde claſſificirt. Aber der Eintheilungsgrund ſelbſt ſcheint Rec. falſch, und die ganze Theorie in rechtswiſſenſchaftlicher Hinſicht nicht haltbar. *Grundherrlichkeit* war der Elementarſtoff der Urverfaſſung Deutſchlands. Aus dem *Privatrecht* der Freyen hatte ſich das *öffentliche Recht* der Nation gebildet. Aus der Grundherrlichkeit war die *Reichshoheit* emanirt. Aus beiden ſtieg ſeit dem 13ten Jahrhundert allmählich die *Landeshoheit* als eine zu einem ſtaatsrechtlichen Zweck potenzirte Grundherrlichkeit empor. Nun gab es a) eine *Grundherrlichkeit*, b) eine *Landeshoheit*, c) eine *Reichshoheit;* der deutſche Boden hatte ſeinen *Grundherrn*, ſeinen *Landesherrn*, ſeinen *Kaiſer*. Auf dem dreyfach getheilten Eigenthum beruhte die Verfaſſung, wenn ſchon der Kaiſer zugleich Landesherr, und der Landesherr ſehr häufig zugleich Grundherr ſeyn konnte. So ſtand der deutſche Staatenſtaat bis zum 12ten Jul. 1806. Die Landesherren beſaſsen *Landeshoheit* als *Regenten*, *Grundherrlichkeit* als *Privatberechtigte;* Kaiſer und Reich übten über *beide* die *Oberaufſicht* aus. Der Staatenſtaat wurde zertrümmert, die Reichshoheit verſchwand; die Landeshoheit fand in der Bundesacte, und der neu erſchaffenen Souverainetät ihr Grab. Aber die *Grundherrlichkeit* blieb den *ſouverainen* und *nicht ſouverainen* Fürſten, dem *hohen* und *niedern*, *mittelbaren* und *unmittelbaren* Güteradel. Das Eigenthum ihrer Ahnen, das uralte Staatsfideicommiſs ihrer Familien, aus welchem ſie mit und ſogar ohne die Hülfe der Steuern die Laſten der Halbſouverainetät beſtritten hatten, wollten ſich die Fürſten nicht entziehen. Sie ſicherten dieſe nämliche der Souverainetät unterworfene Grundherrlichkeit ihren vormaligen Standesgenoſſen im 27 und in den folgenden Artikeln der Bundesacte *comme propriété patrimoniale et privée ausdrücklich* zu. Wie konnte Hr. *Z.* dieſe bedeutungsvollen Worte überſehen? Sie brechen der ganzen willkührlichen Diſtinction zwiſchen dem, was die Standesherren als Eigenthum, und dem, was ſie als Privilegium beſitzen ſollen, den Stab. Sie ſtellen ihre Gerichtsbarkeit, ihre Zehnten, ihr Patronatrecht u. ſ. w. als *Privatrechte* oder als *Eigenthumsrechte* dar, welche die Heiligkeit eines Staatsvertrags garantirt. Man hebe dieſen Staatsvertrag auf; man vernichte ihn nach eben den Anſichten, getrieben durch eben die Naturnothwendigkeit, aus welcher die Bundesacte ſelbſt und die Auflöſung der Reichsverfaſſung hervorgegangen iſt, und die Standesherren müſſen ſchweigen. An der Felſenkraft des Fatum ſcheitern Staatsverfaſſungen und die durch ſie begründeten Rechte. Aber ſo lange die Bundesacte ſteht; ſo lange ſie betrachtet wird als das Palladium der deutſchen Souverainetät: ziemt es keinem ihrer Beſitzer, die ſtandesherrlichen Rechte nach den Grundſätzen des Vfs. zu behandeln. Beide ruhen auf der nämlichen rechtlichen Grundlage, und der Souverain, welcher die Rechte der Standesherren als widerrufliche Privilegien aufhebt, heiligt das Princip ſeiner eigenen Vernichtung. Welcher Privatmann, fragt Hr. *Z.* (S. 15), vermag in die Geheimniſſe *der* Politik einzudringen, die zur Aufnahme des oft erwähnten Artikels in die rheiniſche Bundesacte Veranlaſſung gab? — Aber der müſste den Foderungen des Rechts und der Humanität keine Stimme einräumen, oder den Fürſten, welche die Bundesacte unterzeichneten, keinen Sinn für dieſe Foderungen zutrauen, der hier *bloſs* ein Geheimniſs ſehen wollte. Die Standesherrn wurden widerrechtlich ihres *ſtaatsrechtlichen* Daſeyns beraubt, ſie wurden Opfer eines Zuſtandes, den ſie nicht verſchuldet hatten. Das ihnen zugefügte Unrecht konnte nur jener *Nothſtand* rechtfertigen, der unter Staaten, wie unter Einzelnen, die Möglichkeiten eines *Rechtszuſtandes* aufhebt. Weiter als der *Nothſtand* geht auch das *Nothrecht* nicht. Die deutſche Staatsverfaſſung muſste fallen, und mit ihr das ganze öffentliche Recht. Aber das Privatrecht, und was als Privatrecht gerettet werden *konnte* — *muſste* bleiben. Hier gab es keinen Nothſtand, keine Pflicht der Selbſterhaltung: das Recht *muſste* aufrecht erhalten werden, weil es aufrecht erhalten werden *konnte;* von Politik war dabey nicht die Rede. Doch was fragen wir nach der Politik des 27ten und der folgenden Artikel? der Buchſtabe ſteht da und ſpricht deutlich. Er nennt die ſtandesherrlichen Rechte *propriété privée et patrimoniale*. Welcher Publiciſt iſt berechtigt, ſie in ein *Standesprivilegium* zu verwandeln? Wer kann die Geſetze von dem, was *titulo oneroſo* oder *lucrativo* gegeben wurde, da anwenden, wo nicht *gegeben*, ſondern *gelaſſen*, wo nicht *bewilligt*, ſondern von der durch Noth abgedrungenen und verfaſſungswidrigen Occupation *ausgeſchloſſen* wurde? Wäre Hr. *Z.* bey der ganzen Deduction einen Schritt weiter gegangen; hätte er die Rechte der Standesherren im Verhältniſſe zum *C. N.* geprüft: ſo hätte es ihm unmöglich entgehen können, daſs der *C. N.*, welcher alle Grundherrlichkeit verwirft, neben dem 27ten Artikel der Bundesacte unmöglich beſtehen kann. Dieſs hätte dann aber auch ihn auf die Nothwendigkeit aufmerkſam machen müſſen, den *C. N.* auf eben dem Wege einzuführen, auf welchem die

Bundesacte errichtet wurde, durch einen Zusammentritt des Protectors und der Souveraine. Es gehört zu den traurigen Zeichen des charakterlosen Zeitalters, dass deutsche Gelehrte diese *wissenschaftliche* Wahrheit nicht sehen, oder wenn sie sie sehen, dass sie sie nicht sagen, oder endlich, wenn ein Dritter sie gesagt hat, dass sie sich nicht darüber erklären wollen.

II. Die Einführung des Code Napoléon in den Staaten des rheinischen Bundes, betrachtet aus dem Gesichtspunct des Staatsrechtes. — Diese Abhandlung ist sehr wichtig, sehr reichhaltig und eben dieser Reichhaltigkeit wegen kaum eines Auszugs fähig. Sie verbreitet sich über die Beziehungen des *C. N.* zum Staats- und Völker-Recht. Hr. *Z.*, der in seinem Handbuche des französischen Civilrechts (Th. 1. XLV) die Unabhängigkeit des Civilrechtes von dem öffentlichen (dem Verfassungs- und Regierungs-Rechte) für das *Grundprincip* einer jeden wahren Civilgesetzgebung und für dasjenige erklärt hatte, von welchem der *C. N. ausgehe*, Hr. *Z.*, welcher die Einführung des *C. N.* in einem auswärtigen Staate für möglich erklärte, ohne unmittelbare Umgestaltung der Gerichtsverfassung nach dem Muster der französischen — eben dieser Schriftsteller sagt in der vorliegenden Schrift S. 93 und 94: „Das französische Civilrecht stehe mit dem einheimischen deutschen Civilrechte in dem *auffallendsten* Widerspruche, und dieser Widerspruch gründe sich auf die Verschiedenheit der *politischen* Principien, von welchen das eine und das andere Recht ausgehe; die unbedingte Einführung des *C. N.* in den Staaten des rheinischen Bundes und die strenge Beybehaltung der bisherigen deutschen Territorialverfassung wären daher zwey *schlechterdings* unvereinbare Aufgaben"; er sagt S. 45: „es könne Niemand an der Unmöglichkeit, den *C. N.* ohne Weiteres und ohne Umänderung der Gerichtsverfassung in den deutschen Staaten einzuführen, *zweifeln*". — Der Vf. findet sich hienach offenbar auf einem anderen als auf demjenigen Wege, auf welchem er bey Abfassung seines Handbuchs wandelte. Eben so offenbar ist seine jetzige Ansicht die richtige. Warum erklärt er diess nicht unbefangen? Ist denn ein Irrthum entehrend für einen denkenden Geist? Ist nicht der freye, offene aus besserer Überzeugung entspringende Widerruf die schönste Huldigung, welche der Schriftsteller der Wissenschaft und der Würde seines Geistes darbringen kann? Entspringt er nicht aus einer edleren Quelle, als die kleinliche Sorge für den Ruf schriftstellerischer Unfehlbarkeit? — Der Vf. zählt nun die wichtigsten Berührungspuncte des *C. N.* mit dem öffentlichen Rechte auf. Er rechnet dahin *erstens* den Art. 11. Er wird nach Rec. Einsicht richtig als eine gesetzliche Verfügung erklärt, welche zwischen Franzosen und Fremden eine rechtliche *Ungleichheit* stiftet, die man in deutschen Staaten nie kannte. Es wird richtig aus der Geschichte der Redaction gezeigt, dass er die Regel und dass Art. 726 und 912 die Ausnahmen begründen. Es wird richtig gefolgert, dass die Einführung jenes Artikels in den Bundesstaaten die Trennung unter den deutschen Völkern nicht aufheben, sondern bedeutend erweitern würde. — Rec. muss noch weiter gehen als der Vf. Der auch von Hn. *Z.* zum Grunde gelegte Unterschied zwischen Civilrechten im engeren und weiteren Sinne, die Behauptung, dass Art. 11 die Fremden nur von jenen, nicht von diesen ausschliesse, ist gesetzlich nicht begründet, und läst sich aus dem *C. N.* selbst mit nichts beweisen. Es läst sich von der Distinction weiter nichts sagen, als: nach der *Praxis* und der *Doctrin* schwebt darüber ein Helldunkel von Wahrheit und Trug. Aber das läst sich bestimmt behaupten: der Art. 11 spricht das glänzende *Indigenat* des französischen Volkes und der französischen Bürger aus. Er zieht die Scheidelinie zwischen Frankreich und Allem, was nicht Theil nimmt an dem grossen Kaiserreich. Es wäre Thorheit, ihn in den einzelnen Bundesstaaten gegen einzelne Bundesstaaten einzuführen. Es wäre noch grössere, ihn gegen Frankreich geltend zu machen. Aber der Würde der Sache wäre es entsprechend, ihn im Einverständniss mit Frankreich bey der Totalaufnahme des *C. N.* in der Totalität der Bundesstaaten als ein Unterpfand der Vereinigung mit allen Bewohnern des Föderativstaates, als politische Grenzscheide gegen Alles, was nicht zum Föderativsysteme gehört, zu sanctioniren. — Ein neuer Beweis für die Räthlichkeit, und selbst für die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens der deutschen Regierungen bey der Einführung des *C. N.* — Zu den Artikeln des *C. N.*, welche ins öffentliche Recht eingreifen, rechnet der Vf. *zweytens*, dass die Urtheile auswärtiger Gerichte in Frankreich keine rechtliche Wirkung haben. Den Grundsatz selbst spricht der *C. N.* nicht aus. Aber Folgerungen daraus sind Art. 2123. §. 4. und Art. 14. Nach jenem müssen die im Auslande gefällten Urtheile erst von französischen Tribunälen durch ein neues Urtheil für executorisch erklärt werden, um eine Hypothek zu erzeugen. Nach diesem wird der Ausländer, auch wenn er in Frankreich sich nicht aufhält, von Franzosen bey französischen Tribunälen belangt. Hr. *Z.* glaubt S. 76, der Grundsatz streite mit dem *Völkerrechte*, und wünscht, dass er dem deutschen *Staatsrechte* immer fremd bleibe. Rec. theilt weder jenen Glauben, noch diesen Wunsch. Freylich leisteten deutsche Gerichtshöfe unter einander sich Rechtshülfe, und erkannten die Rechtskraft der Entscheidungen auswärtiger deutscher Gerichtshöfe an. Sie glaubten dabey nach einer *völkerrechtlichen* Maxime zu handeln, und fanden sich doch mitten im Gebiete der ehemaligen deutschen *Reichsverfassung*. Die Gerichtsverfassung war im ganzen deutschen Reich ein *organisches Ganzes*, jede Territorialinstanz der kaiserlichen Jurisdiction unterworfen, und die Oberappellationsgerichte nichts anders als ein Ausfluss der letzteren. Die Achtung, welche ein deutsches Gericht dem Ausspruch eines anderen auswärtigen deutschen Gerichtes widerfahren liess, war Achtung gegen den Staatsorganismus, der ihm selbst Daseyn und Haltung gab, und gegen die gemeinschaftliche Oberaufsicht, welche beide Ge-

richte nach der Theorie der Grundverfassung gemeinschaftlich verband. So stellte der Grundsatz: *Actor sequitur forum rei* eine *staatsrechtliche*, und durchaus keine *völkerrechtliche* Maxime dar. Er war zwar aus dem römischen und kanonischen Rechte entlehnt; aber bekanntlich existirte der römische Process nur für das römische Reich, so wie das kanonische Recht nur für die päpstliche Monarchie. Wollte man dagegen die nämliche Ansicht aus dem Gebiete des Staatsrechts in das Gebiet des Völkerrechts verpflanzen: so würde jener Grundsatz offenbar die Grundsätze des *allgemeinen Staatsrechts* verletzen, ohne das Völkerrecht zu ehren. Jeder Staat ist seinen eigenen Bürgern Schutz, nicht bloss gegen fremde Staaten, sondern auch gegen die einzelnen Mitglieder derselben schuldig. Er kann diesen Schutz nicht abhängig machen von dem, was die Organe der auswärtigen Macht unterlassen oder thun. Er kann seinen Unterthanen nicht zumuthen, den Schutz, den er selbst zu geben vermag, erst im Auslande zu suchen. Statt sie, wenn sie Rechtshülfe gegen Fremde bedürfen, an auswärtige Gerichte zu verweisen, ist er verpflichtet, sie ihnen, so weit es in seiner *physischen* Macht steht, selbst widerfahren zu lassen; es versteht sich daher von selbst, dass die Wirksamkeit der Richtersprüche gegen Fremde bedingt sey durch die Möglichkeit, sie innerhalb des eigenen Gebietes zu vollziehen. Damit sie aber *gerecht* sind, muss der Fremde natürlich erst *gehört* werden, und damit er gehört werden könne, muss er *geladen* werden. Nach dieser Ansicht ist der Art. 14 des *C. N.* durchaus völkerrechtlich, und das Gegentheil desselben wäre Verletzung des allgemeinen Staatsrechts. Mit dem Grundsatz, dass auswärtige Urtheile und Notariatsurkunden in Frankreich nicht vollziehbar sind, verhält es sich eben so. Die Handlungen der Staatsbehörden sind mit einem Charakter von Heiligkeit und Rechtlichkeit nur für die Staatsbürger selbst bekleidet. In einem auswärtigen Staat erscheinen sie als Handlungen einer physischen Person, deren Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit erst untersucht werden muss. Der Staat würde ungerecht an seinen Bürgern handeln, wenn er in ihnen ein auswärtiges Urtheil seiner Rechtskraft wegen vollziehen wollte. Er würde dadurch den Handlungen auswärtiger öffentlicher Behörden einen Charakter von Heiligkeit beylegen, welcher nach einem Postulat des allgemeinen Staatsrechts nur seinen eigenen Handlungen, im Inneren des Staatsgebietes, zukommt. Diese Theorie wird darum auffallen, weil man in Deutschland nicht gewohnt war, sie zur Anwendung zu bringen. Man würde aber selbst darauf gekommen seyn, wenn man von einem deutschen Gerichte die Vollziehung eines chinesischen oder marokanischen Urtheils an einem deutschen Unterthanen verlangt hätte. Die gesunde Vernunft würde vor allen Dingen nach den geschriebenen oder nicht geschriebenen Acten, oder nach dem Factum gefragt, und was in *Peking* oder *Alequinez* abgeurtheilt war, noch einmal abgeurtheilt haben. „Aber", sagt Hr. *Z.* — „einem auswärtigen Urtheile kann doch wenigstens nicht die Gültigkeit eines schiedsrichterlichen Ausspruchs versagt werden." — Auch diess ist falsch. Die rechtliche Gültigkeit und Vollziehbarkeit des schiedsrichterlichen Ausspruchs liegt in der Verbindlichkeit des ihm vorausgehenden Vertrags. Der Richter dagegen, bey welchem der Kläger, wenn er anders Recht erlangen wollte, auftreten, und der Beklagte sich vertheidigen *musste*, ist kein Schiedsrichter. — So völkerrechtlich aber auch nach dieser Ansicht Art. 14 und 2123. §. 4 des *Cod. Nap.* erscheinen: so ist doch nicht zu leugnen, dass die Einführung derselben abermals zwischen Frankreich und Deutschland und zwischen den einzelnen Staaten des letzteren unter einander den Bruch und die Trennung *erweitern* würde, welche doch durch die nämliche Massregel *aufgehoben* und *ausgefüllt* werden sollte. Es ist nicht zu leugnen, dass das alte Princip der deutschen Gerichtsverfassung nicht in jene Artikel hinein modificirt werden kann, wenn nicht, wie im vormaligen deutschen Reiche, Frankreichs und Deutschlands Gerichtsverfassung *ein organisches Ganzes* bilden, wenn nicht der *C. N.* als *organische* und *organisirende*, *objective* und *subjective* Totalität durch den Zusammentritt aller Interessenten eingeführt wird, und wenn nicht die nämlichen Artikel unter den beiden Nationen wechselseitig aufgehoben, nur gegen das Ausland ihre Wirkungen äussern. Irrig hatte Hr. *Z.* die Art. 11, 14, 726, 912 und 2123, §. 4 als Berührungspuncte zwischen dem französischen Civil- und Staats-Rechte dargestellt, da sie doch dem Völkerrechte angehören. Auch ist die Stellung, wie Rec. oben durch die Analyse der Artikel 14 und 2123 §. 4 gezeigt hat, nicht gleichgültig, und die Verwechselung des Staats- und Völker-Rechts für die Wissenschaft sehr schädlich.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Glogau*, in der neuen güntherschen Buchhandlung: *Über die Sagacität als herrschendes Princip der Zeit.* Eine Vorlesung (,) gehalten am 2ten December 1807 von *Karl Grattenauer*, Doctor der Rechte, u. s. w. 1808. 70 S. kl. 8. (8 Gr.)

In jeder Rücksicht ein unbedeutendes Product. Lob der Franzosen, als derjenigen Nation, welche die vom Vf. gerühmte Sagacität im höchsten Grade besitze. Mit einer schulgerechten Definition will der Redner seine Zuhörer und Leser nicht belangen, daher erfahren wir denn auch nirgends, was eigentlich der Vf. unter Sagacität versteht, sondern nur einzelne Merkmale, woran man den, welchem Sagacität zu Theil geworden ist, erkennen soll. Leider sind diese hier angegebenen charakteristischen Züge wohl kaum von der Art, der Sagacität viele wahre Bewunderer zu verschaffen! Für Alles ist hier das bewunderte Volk der Franzosen als Muster aufgestellt. Das Lob des Kaisers füllt einen grossen Theil der Rede aus, welche mit vollem Rechte den Namen einer Declamation verdient. Die Juden erhalten wie billig einige Seitenhiebe. Wer sehen will, wie weit es Deutsche in der Kunst bringen können, alles Fremde anzupreisen und vortrefflich zu finden, der mag das Machwerk selbst lesen! P. d. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JUNIUS, 1811.

JURISPRUDENZ.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Das Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten und das rheinische Bundesrecht* u. s. w., von Dr. *Karl Salomo Zachariä* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hierauf kommt der Vf. *drittens* S. 79 auf eine höchst folgenreiche, vom C. N. stillschweigend vorausgesetzte Lehre, welche wirklich dem Staats- und Civil-Recht *zugleich* angehört, und gleichsam das Verbindungsglied zwischen beiden Disciplinen ist. Die ganze deutsche Territorialverfassung ist nämlich auf das *getheilte* Eigenthum gebaut, und diese nämliche Grundlage bringt im deutschen Privatrecht das ganze ihm eigenthümliche *dinglich persönliche* Recht hervor. Die Einführung des C. N. stürzt dagegen unausweichlich das deutsche Territorialsystem, sie erschüttert die Basis aller Privatinstitute, welche das getheilte Eigenthum voraussetzen oder welche aus ihm ausfliessen. Sie giebt dem Grund und Boden im Verhältniss zum Grundeigenthume und zur obersten Staatsgewalt in allen deutschen Staaten eine durchaus neue Gestalt. Hr. *Z.* hat den herrlichen Stoff trefflich benutzt. Die Ansichten drängen sich hier so sehr, dass die kritische Anzeige dem Buche durch einen Auszug nicht folgen kann. Aber dennoch hat er nicht alles gesehen, was hier zu sehen war. Der *Hauptgesichtspunct* ist seinem Blicke *ganz* entgangen. Die deutsche Territorialverfassung stellte im Staat eine grosse Privathaushaltung, im Fürsten einen grossen Güterbesitzer, in den Unterthanen seine Hausgesinde und Arbeiter dar. Alles lebte von seinem Gut. Aus dem Gütertrag wurden die Kosten der Hofhaltung und des Hausregiments bestritten, und dieser Ertrag wurde aus unveräusserlichen Kammergütern und Nachtgefällen und den Früchten des Obereigenthums bezogen. Die Staatssteuern waren erst in neueren Zeiten als *Anomalie* hinzugekommen, und die Reichsverfassung war zur Aufrechthaltung dieses Zustandes da. Mit anderen Worten: der Staat war durch Privatrevenüen dotirt. Diesen Zustand hat die Bundesacte nicht aufgehoben. Aber sie hat ihn untergraben, das Staatsfideicommiss stillschweigend für erloschen erklärt, die Fesseln des Besteuerungsrechts zerbrochen, und den Souverainen *freygestellt*, die Kammergüter und Patrimonialrevenüen als *Privateigenthum* zu behandeln. Weiter ist sie nicht gegangen. Die *Droits féodeaux et seigneuriaux* selbst hat sie nicht vernichtet. Indem der 27 Artikel sie den Standesherren zusichert, sind sie auch für die Souveraine beybehalten. Nur ihre *Eigenschaft* hat sich verändert. Unter der Reichsverfassung hatten die *Droits féodeaux* eine *staatsrechtliche* Natur: durch die Bundesacte nehmen sie die Natur eines blossen *Privateigenthums* an; dort waren sie *unveräusserlich*, wie der Staat selbst: durch die Bundesacte werden sie in einen Gegenstand der Privatwillkühr und des Güterverkehrs verwandelt. Der C. N. geht noch weiter. Er duldet gar keine *droits seigneuriaux et féodeaux;* er lässt sie durch die Einwirkung des 530 und 1911 Artikels nach einem nothwendigen Mechanismus untergehn. Nach der Bundesacte *konnte* der Souverain die Staatshaushaltung auf *Steuern* gründen. Der 26 Artikel gab ihm dazu die *volle* Befugniss. Nach dem C. N. *muss* er das Steuersystem zur unbedingten und unumschränkten Herrschaft erheben. Er *kann* die Patrimonialhoheit und das Territorialsystem, auch wenn er es wollte, *nicht* beybehalten. So scheint der C. N. die Besteuerungswillkühr, diese Volksplage unseres Zeitalters, diese Geisel der öffentlichen Zufriedenheit, in das innere Leben des Staats zu verpflanzen. Ein trauriger Zustand! Wenn auch der persönliche Edelsinn des Souverains geneigt seyn möchte, die Steuererhöhung auf die nothwendigsten Staatsbedürfnisse zu beschränken, wer bürgt für die Zukunft? Was ist schrecklicher als der Alleinherrscher, der, was seine Launen, seine Privatleidenschaften fodern, für Staatsbedürfniss erklären, und was er für Staatsbedürfniss erklärt hat, sofort durch Steuern erheben kann? Aber ein innigeres geistvolleres Aneignen des C. N. hebt auch diese Gefahr auf. Der C. N. setzt stillschweigend die Regierung der Gesetzgebung, z. B. in Art. 145. 164. 169, entgegen. Wenn jene dem Monarchen ausschliessend zukömmt: so nimmt an dieser das durch Stände repräsentirte Volk Antheil. Er erklärt ebenfalls stillschweigend die Besteuerung für einen Act der Gesetzgebung. So erscheint *im* C. N. und *durch* ihn der steuerfodernde Monarch controllirt und umgeben von einer Steuern bewilligenden Volksrepräsentation. In dieser unsichtbaren, aber unausweichlichen Verkettung erhebt sich der C. N. zu seiner höchsten Würde. Jetzt erst zeigt sich die Aufhebung der Grundherrlichkeit und die Entfesselung des Eigenthums von seiner wohlthätigen Seite. Beruhigt tritt nun der Staatsbürger in den seiner Patrimonialeinkünfte und seiner uralten Dotation beraubten Staat. Er besteuert sich selbst durch seine Repräsentanten, und wägt durch sie das öffent-

liche Bedürfniſs gegen ſeine Privatkräfte ab. Dieſs alles hat Hr. Z. nicht geſehen. Aber, wenn Rec. nicht alles täuſcht: ſo war es *unter allem*, was hier zu ſehen war, *gerade* das Wichtigſte. — Am Schluſs der Abhandlung zeigt Hr. Z., auf welchem Wege der Widerſpruch zwiſchen der deutſchen Territorialverfaſſung und dem franzöſiſchen Civilrecht aufgehoben werden kann. Es läſst ſich über ſeine Vorſchläge wenig ſagen. Jedem ſieht man die Verlegenheit an, in welcher ſich ihr Urheber befindet. Den C. N. dem Territorialſyſtem aufzuopfern und nach den Foderungen deſſelben zu modificiren, ſcheint durchaus gegen den Geiſt der Sache. Die Umbildung der ganzen Staatsverfaſſung nach dem Muſter der franzöſiſchen, welche die conſequente Einführung des C. N. unausweichlich fodern würde, iſt den meiſten ſouverainen deutſchen Staaten ſchlechterdings unmöglich. Eben ſo unglücklich iſt der dritte Ausweg, der das Territorialſyſtem und den C. N., das öffentliche deutſche und franzöſiſche Civilrecht zugleich ſchonen und beide vereinigen will, um es am Ende mit beiden zu verderben. — Das Einzige, was hier geſchehen kann, das Einzige, was — wenn wiſſenſchaftliche Anſichten mehr als politiſche, mitunter ſehr kleinliche Bedenklichkeiten gelten — geſchehen *muſs*, hat der Vf. gar nicht berührt. Der C. N. enthält ein organiſches Ganzes, und kann nur im Geiſt und in der Wahrheit, in ſeiner organiſchen Totalität auf die rheiniſchen Bundesſtaaten übertragen werden. Modificationen, wie ſie der Geiſt der Sitten und der deutſche Nationalſinn fodern, werden dadurch keinesweges ausgeſchloſſen. Aber die dem C. N. höchſt weſentliche Grundverfaſſung, Gerichtsverfaſſung, Steuerverfaſſung darf man nicht umſtoſsen. Vermag kein ſouverainer Staat, deſſen Gebiet 10, 100 oder 200 Quadratmeilen umfaſst, jene Verfaſſung in ſeinem Schooſs aufzunehmen: ſo müſſen mehrere, vielleicht *alle* zuſammentreten. Soll der C. N. Deutſchlands getrennte Völkerſtämme wieder verbinden: ſo muſs er ſie *organiſch* vereinigen. Die mit dem C. N. unauflöslich verbundene Gerichtsverfaſſung, deren treffliche Maſchinerie nicht einmal in einem Groſsherzogthum Raum findet, muſs, wenn nicht der Samen zu ärgeren Übeln ausgeſtreut werden ſoll, *alle* Staaten des Rheinbundes umſchlingen. Das Repräſentativſyſtem, welches auch im kleinſten Staate eingeführt, aber nur in einem groſsen geſichert werden kann, muſs in jener Gerichtsverfaſſung die Bürgſchaft ſeiner Fortdauer finden. Die Bundesacte, welche in ihren weſentlichſten Beſtimmungen neben dem C. N. unmöglich beſtehen kann, muſs durch den Zuſammentritt der Mächte, die ſie conſtituirt und ſanctionirt haben, abgeändert und definitiv beſtimmt werden. Rec. ſieht keinen anderen ſelbſtſtändigen und ehrenvollen Weg zum Ziel, als dieſen einzigen. Er will nicht vermeſſen den Schleyer der Zukunft und die Geheimniſſe der Politik enthüllen. Er ſchöpft ſeine Reſultate aus der reinwiſſenſchaftlichen Totalauffaſſung des C. N. und ſeiner organiſchen Umgebungen. Er ſtellt ſie dem durch die Bundesacte modificirten Territorialſyſtem gegenüber, und ſpricht, getrieben durch *inneren* Beruf, als Prieſter der Wahrheit, nicht als Diener der Politik.

III. Über die Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in den Gerichten der rheiniſchen Bundesſtaaten. Die Gründe für und wider das öffentliche Verfahren werden abgewogen mit ſichtbarem Übergewicht für die Vorzüge des letzteren. Rec. will ſich über dieſen wichtigen Gegenſtand nicht verbreiten. Eingedenk der Beziehung der vorliegenden Abhandlungen auf das *Staatsrecht* der rheiniſchen Bundesſtaaten, beſchränkt er ſich auf die Unterſuchung einer nicht begründeten und nicht zu begründenden Behauptung des Vfs. Er ſagt S. 101, daſs, „wenn man ſchon den unveränderten C. N. nicht ohne den franzöſiſchen Proceſs einführen könne, dennoch die Einführung des mündlichen Verfahrens in den deutſchen Gerichten nicht nöthig ſey.“ — Zu den Fundamentalprincipien der franzöſiſchen Gerichtsverfaſſung gehört 1) abſolute Trennung der Juſtiz von der Adminiſtration, 2) collegialiſche Verwaltung derſelben gleich in der erſten Inſtanz. In dieſer doppelten Hinſicht weicht ſie von der deutſchen Gerichtsverfaſſung ab, welche in der erſten Inſtanz einen mit Polizey-, Finanz- und Regierungs-Geſchäften überladenen Juſtizbeamten darſtellt, der ohne collegialiſche Discuſſion inſtruirt und entſcheidet. Nach den Foderungen der franzöſiſchen Gerichtsverfaſſung muſs die Rechtsſache *gleich* in der erſten Inſtanz *viele* Richter finden, und dieſe Richter müſſen ſich ihrem erhabenen Beruf, frey von *allen* adminiſtrativen, mehr oder weniger in den Rechtsgang und in die Rechtsentſcheidung einwirkenden Beſchäftigungen, *ausſchlieſsend* widmen. Will man dieſe Foderung mit der deutſchen Gerichtsverfaſſung und mit dem ſchriftlichen Verfahren verbinden: ſo muſs der deutſche Amtmann von allen Juſtizgeſchäften befreyt, es muſs in jedem Amte ein *Richtercollegium* angeſtellt werden. Dieſs werden die Finanzbehörden ſchlechterdings, und wohl nicht mit Unrecht, für unmöglich erklären. Es bleibt alſo nichts als die Errichtung der erſten Inſtanzgerichte im Sinne der franzöſiſchen Gerichtsverfaſſung, und die Verpflanzung der erſten Inſtanz in den Schooſs der jetzigen Hofgerichte übrig. Dieſe müſsten gleich von der Klage an den Proceſs ſchriftlich inſtruiren, ſchriftlich darüber handeln und vom Referenten ſchriftlich vortragen laſſen. Eine ſolche Einrichtung zeigt ſich beym erſten Blicke eben ſo unausführbar. Von zehn Sachen kömmt kaum eine im Wege der Appellation von den Ämtern an die Obergerichte. Und dennoch ſind dieſe mit Arbeiten überladen. Sollen ſie alle Sachen in erſter Inſtanz an ſich ziehen: ſo wird man das Richterperſonale entweder um das Fünffache vermehren, oder auf die Hoffnung, mehr als ein Fünftheil der anhängigen Klagen entſchieden zu ſehen, verzichten müſſen. Über beide Alternativen läſst ſich nichts weiter ſagen. Das franzöſiſche erſte Inſtanztribunal verſammelt ſich faſt täglich. Es wird alles erledigt, weil der Richter bloſs hört, denkt, ſpricht und ſelten ſchreibt. So hängt der Grundſatz des franzöſiſchen Staatsorganismus: *beaucoup de juges et peu d'administrateurs*, mit der *Plai-*

doirie innig zusammen. Er hat nicht bloss *den* Sinn, dass man viele Richter bedürfe, sondern den, dass *eine* Rechtssache durch *viele* beurtheilt, und dass viele administrative Angelegenheiten durch *einen* erledigt werden. Er fodert kein so zahlreiches Richterpersonale, als man es in einem nach deutschen Grundsätzen administrirten Staate findet; allein er vereinigt *viele* Richter zu *einer* Behörde, und setzt diese durch die *Plaidoirie* in den Stand, in wenigen Stunden so viele Rechtssachen zu erledigen, als der deutsche Richter dazu Wochen bedarf. So findet sich die *Plaidoirie* im C. N. wesentlich *a posteriori*. Sie ist aber auch darin gegründet *a priori*. Rec. will nicht vom Ehescheidungsprocess und davon reden, dass Art. 256 der *Audience publique* ausdrücklich erwähnt; er hat eine lange Reihe von Artikeln im Sinne, welche stillschweigend die Thätigkeit des *Huissier* und die aussergerichtliche Instruction und Execution voraussetzen, z. B. A. 1242, 1244. §. 2. 1257, 1258, 1259, 1264, 1298, 1690, 1944, 1961, 1962, 1963, 1978, 2244, 2246, nebst dem ganzen Titel *de l'expropriation forcée*. So wesentlich ein den Richter auf blosses Rechtsprechen beschränkender Processmechanismus in den C. N. verflochten ist: eben so wesentlich ist die *Plaidoirie* wieder in einen solchen Processmechanismus verflochten. Wenn der Richter bloss in der *Audience* sichtbar wird, wo weder instruirt noch exequirt werden kann, wenn ausser der *Audience* gar keine Richterbehörde existirt, wenn alles das, so wie sich das Richteramt in jedem einzelnen Acte constituirt, schon geschehen ist, was der deutsche Process vom decretirenden Richter fodert, wenn alles *Factische* in den zur Kunde des Richters kommenden *Exploits* schon enthalten seyn muss, wenn alles *Rechtliche* in die zur Urtheilsformation wesentlich erfoderlichen *Considérans* gehört: so bedarf es weiter nichts, als dass dem Richter durch mündliche Darstellung die Structur der Sache lebhaft dargestellt und vergegenwärtigt werde. Schriftliche Ausführung wäre durchaus überflüssig, und würde den Zweck der aussergerichtlichen Instruction vereiteln.

IV. Über die auswärtigen rechtlichen Verhältnisse des rheinischen Bundes. Diese lange Abhandlung ist zu keinem Auszuge geeignet. Was in der Bundesacte entweder gar nicht oder höchst unbestimmt begründet ist, sucht der Vf. aus einer Reihe von Thatsachen und aus dem Inhalt des tilsiter und wiener Friedens zu erklären. Ein ganz vergebliches Unternehmen! Der Rheinbund ist der *Anfang* einer Schöpfung; *vollendet* ist sie nicht. Wenn einst der genialische Künstler von seinem Werke die bildende Hand abzieht, wenn es für beendigt erklärt worden ist: dann mag der Rechtslehrer einen Stoff wie den gegenwärtigen bearbeiten. Bis dahin kann nur der Geschichtschreiber erzählen, was geschehen ist. —

V. Über die französischen Majorate in Deutschland zur Erläuterung des k. k. Decrets vom 28 October 1808. Beynahe ein gleiches Urtheil muss Rec. über diese Abhandlung fällen. Sie ist gehaltreich und der Gegenstand höchst wichtig. Die im Herzen deutscher Staaten gestifteten französischen Majorate bilden ein durchaus eigenthümliches Verhältniss; sie beschränken die Souverainetät noch weit bedeutender als der 27 Artikel der Bundesacte. Die Entwickelung dieser Beschränkung, die Opfer, welche sie herbeyführen wird, gehören der Zukunft, nicht der Rechtslehre an. Wenn der Vf. S. 193 sagt, dass in dem Majorate alle wesentlichen Merkmale eines Lehens enthalten seyen, dass mithin die französische Majoratsverfassung eine Lehnsverfassung, und das französische Majoratsrecht eine Art von Lehnrecht sey: so scheint er den *Grund*, den *Zweck* und die *Wirkung* des Instituts zu misskennen. Noch weniger kann man ihm beypflichten, wenn er das Majorat als ein „Lehn beschreibt, welches bloss zur Benutzung unter der Verbindlichkeit, Kriegsdienste zu leisten, und mit Vorbehalt des *Obereigenthums* verliehen werde." — Auf das Lehnsystem war das Kriegssystem des Mittelalters gebaut. So wie der Lehnsfreye beym Heerbanne mit seinem eigenen Gute diente: so diente beym Aufgebot des Lehnsherrn der Vasall mit dem ihm zum Lehn hingebenen Gute; dort wie hier stellte er die Reisigen und Kriegsleute auf *eigene* Kosten ins Feld, und sorgte *selbst* für ihre Pflege. In diesem System hängt der Lehnsherr mehr vom Vasallen, als der Vasall vom Lehnsherrn ab. In diesem System borgt jener mehr von diesem als dieser von jenem seinen Glanz. In diesem System ist kein stehendes Heer, und eben darum die dauernde Unterjochung einer Nation durch die andere nicht möglich. Dieses nämliche System wurde seit der Erfindung des Schiesspulvers durch die eingeführte Lohnmiliz unwiederbringlich gestürzt. Der Staat oder das Oberhaupt desselben besoldete und verpflegte die Krieger aus seinen eigenen Einkünften. Hiedurch wurde der Vasallendienst überflüssig und unbrauchbar, und das Lehnrecht verwandelte sich in eine zwecklose Form. Auch diese Form ging im Zeitgeist und im revolutionären Strudel unter. Wer wird glauben, dass *Napoleon*, der Begründer einer neuen, dem Zeitgeiste auch in den Formen huldigenden Ordnung, ein längst von ihm verurtheiltes, und mit der Idee der Begründung eines weltherrschenden Reichs durchaus unvereinbares Institut werde ins Leben zurückrufen wollen? — Nur derjenige, der Worte mit Sachen vermischt und in den Formen den Geist aufzufassen nicht im Stande ist. — Die Bewaffnung und Vertheidigung des Kaiserreichs ist nicht auf Majorate, wie im Lehnsystem auf Vasallendienst, basirt. Das stehende und von oben herab, nicht von unten herauf besoldete Heer schützt noch jetzt und *nach* der Einführung der Majorate den Kaiserthron. Die *Militairconscription* schafft die *Personen* der Krieger, und die *Besteurung* schafft ihre *Bedürfnisse* herbey. Der Inhaber des Majorats ist zu Kriegsdiensten verbunden, aber nicht zum Vasallendienst, und trägt nicht die Kosten der Bewaffnung; er ist geborner und ehrenvoll berufener Soldat; aber diess sind auch *alle* seine mit Majoraten nicht versehenen Mitbürger und Waffenbrüder. An ein lehnsherrliches *Obereigenthum* ist vollends gar nicht zu denken. Erinnerte sich denn Hr. *Z.*, als er dieses Wort niederschrieb, nicht, dass die im Herzen von Deutschland gestifteten Majorate durchaus

den in Frankreich errichteten gleich sind, dass *feyerlich* bey Errichtung der Majorate erklärt wurde, es sollte in den Majoraten das Lehnsystem nicht wieder auferstehen, dass der Erhaltungssenat durch die *Grundverfassung* verpflichtet ist, gegen die Rückkehr desselben zu wachen? Und wo findet sich denn auch nur eine Spur von *Obereigenthum* bey dem ganzen Institut? Bey denjenigen Majoraten gewiss nicht, welche der Kaiser aus den ausserordentlichen Krondomainen bildet. Hier wird bloss ein *erblicher* Usufruct ohne alles Eigenthum übertragen. Das Eigenthum behält der Kaiser bis zur Erlöschung der Stiftung, wo der Usufruct von neuem wieder damit vereinigt wird, selbst. Noch viel weniger findet sich Obereigenthum bey den von unten herauf auf das Gesuch der Eigenthümer gestifteten Majoraten, und welche der Vf. — sonderbar genug — *feuda oblata* nennt. Hier wird nichts als eine *eigenthümliche Successionsart* begründet; es ist eine vom Staat garantirte *Familienstiftung*. Nach Erlöschung der erbfähigen Descendenz tritt gemeinrechtliche Erbfolge ein; dagegen giebt es hier nicht, wie beym *feudum oblatum*, einen Rückfall an einen nicht vorhandenen Obereigenthümer. Das Majoratsinstitut hat einen ganz anderen Zweck als die Begründung eines dem Lehnwesen nachgebildeten Militairsystems. Es schafft eine neue und zahlreiche Classe *grosser Güterbesitzer*. Es fesselt sie durch erblichen Rang und Glanz an die herrschende Dynastie; es identificirt ihr politisches und rechtliches Daseyn mit dem Fortbestand der neuen Ordnung, lauter Zwecke, welche das Lehnsystem nicht zu erreichen wusste und auf welche es nicht berechnet war.

VI. Über die heutige Anwendbarkeit des deutschen Privatfürstenrechts. — Durch eine Reihe mühsamer Distinctionen, Abtheilungen und Unterabtheilungen, gegen deren wissenschaftliche Begründung sich sehr Vieles würde einwenden lassen, will der Vf. die Frage, ob und in wiefern das ehemalige deutsche Privatfürstenrecht seinem Inhalt nach mit der dermaligen Verfassung der deutschen Staaten vereinbar sey (S. 265), beantworten. — Nach Rec. Einsicht wird die Frage durch ihre Stellung gehaltlos und müssig, auch steht sie mit der Überschrift und dem Zweck der Abhandlung im Widerspruch. Die Bundesfürsten sind Souveraine. Sie sind als solche nur durch die Bundesacte und ihr Verhältniss zum Protector beschränkt. Was sie mit Rücksicht auf diese Beschränkungen aus dem vormaligen Privatfürstenrechte für die Bestimmung der Personalrechte ihrer Familienmitglieder schöpfen, ist *vereinbar* mit der neuen Verfassung. Aber die Vereinbarkeit fliesst aus der Bundesacte, und aus der Natur der durch sie geschaffenen Souverainetät, *nicht aus dem vormaligen Privatfürstenrechte selbst*. Von den aus eigener Willkühr geschöpften oder den Familienstatuten anderer Herrscherstämme nachgebildeten Bestimmungen würde das Nämliche gelten. Dadurch, dass sich der Vf. im Eingange seiner Abhandlung ein Ziel vorsetzt, welches er im Fortgange der Untersuchung wieder aus den Augen zu verlieren scheint, nimmt letztere einen so schwerfälligen unbestimmten Charakter an; dass eine referirende Darstellung des Ideenganges fast ganz unmöglich ist. Die eigentliche Frage ist folgende: *Ist das vormalige Privatfürstenrecht in Fällen, welche der Souverain durch neue Familienstatute nicht bestimmt hat, noch anwendbar, und in wiefern?* Nach Rec. Einsicht ist diese Frage schlechthin und ohne alle weitere Distinction *verneinend* zu beantworten. Diese Behauptung ist sehr leicht zu beweisen, wenn man nur den Begriff und Umfang des vormaligen Privatfürstenrechts *scharf* bestimmt. Es umfasste nichts mehr und nichts weniger, als die *eigenthümlichen Privatrechte* des hohen Adels. Es gehörten nicht dazu seine *Herrscherrechte*, z. B. seine *gesetzgebende* Gewalt, es gehörten nicht dazu die *Privatrechte*, welche er mit jedem anderen Unterthanen *gemein* hatte, z. B. sein Recht, über Gegenstände der Privatwillkühr Privatverträge abzuschliessen. Die Basis seiner eigenthümlichen Privatrechte war einzig und allein das deutsche *Staatsrecht*. Die Landeshoheit gehörte, wie Hr. *v. Leist* sehr richtig behauptet, als Privateigenthum der regierenden Familie; auf der anderen Seite war das Privateigenthum der letzten, wie Hr. *Posse* es bewiesen hat, *Staatsgut*. Die Successionsordnung und Successionsfähigkeit, die Tutel und der Volljährigkeitstermin war durch Gesetze *der öffentlichen Ordnung* bestimmt. Was die Autonomie der Fürsten darüber festsetzen konnte, floss aus der *Reichsstaatsverfassung* und wirkte auf die *Landesverfassung* zurück. Oder mit anderen Worten: die Autonomie der regierenden Familie war in dem öffentlichen Rechte selbst begründet. Ist diese *Grundlage* des Privatfürstenrechts in der Bundesacte untergegangen: wie kann denn von der Anwendbarkeit einzelner Sätze desselben noch ferner die Rede seyn? Vergeblich sagt der Vf. S. 268: Diess sey in sofern der Fall, als es nach *allgemeinen* Rechtsgrundsätzen angenommen werden könne. Was sind das für Grundsätze? Noch vergeblicher sagt er S. 246 in der Note: das Privatfürstenrecht beruhe auf einem *einzigen* Princip, nämlich darauf, dass die Privatverhältnisse der regierenden Familie auf eine dem *Interesse* ihrer Staaten angemessene Weise bestimmt würden. Damit kömmt man wieder nicht weiter. Die Anwendung eines solchen Princips hängt so gut von der Weisheit, als von der Willkühr und Laune eines deutschen Souverains ab. Im positiven Staatsrecht — denn auf das allgemeine Staatsrecht *allein* kann ewig keine Verfassung gebaut werden — ist ein solches Princip dem Mangel aller Principien vollkommen gleich. Der Vf. scheint vom Gefühl dieser Wahrheit selbst ergriffen zu werden, wenn er am Schlusse der Abhandlung S. 287 den Souverainen anräth, ihre Hausverträge schleunigst einer Revision zu unterwerfen und sie zu *Staatsgrundgesetzen* zu erheben. Was heisst das, und was wäre damit gewonnen? Die Bundesacte legt alle Souverainetät (subjective und objective) bloss und ausschliessend in die Hände des deutschen Herrschers nieder. Diess ist unter der Ägide des Protectors und unter den in der Bundesacte enthaltenen Beschränkungen bis jetzt das *einzige* Staatsgrundgesetz. Der physische Wille des Herrschers ist der rechtliche des Staats. Was könnte daher den Souverain oder seinen Nachfolger hindern, ein heute als sogenanntes *Staatsgrundgesetz* erlassenes Hausgesetz morgen wieder aufzuheben? Und was könnte ein Mitglied der herrschenden Familie in staatsrechtlicher Hinsicht dagegen einwenden? Überhaupt kann ja unmöglich der einseitige, und eben darum immer widerrufliche Wille des Oberhaupts des Staats den Charakter eines *Staatsgrundgesetzes*, von welchem weder er noch seine Nachfolger wieder abgehen können, annehmen. Wohl aber könnte diess die dem Hausgesetz ertheilte Sanction und Genehmigung des Protectors. Aber diesen einzigen Ausweg hat Hr. Z. nicht angezeigt.

B. G. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JUNIUS, 1811.

MEDICIN.

Berlin, b. Schmidt: *Über die Natur, Erkenntniss und Cur der Krankheiten des reproductiven Systems*, im Geiste der geläuterten neuen Heilkunde und nach eigenen Grundsätzen, von *Friedrich Wilhelm Wolf* junior, praktischem Arzte und Privatdocent(en) zu Berlin. 1811. 256 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. einer Schrift kann bey Abfassung derselben nur einen zwiefachen Zweck haben. Entweder soll durch dasselbe der abgehandelte Gegenstand selbst vervollkommnet, näher bestimmt, weiter gebracht werden, oder der Vf. will das bereits Vorhandene durch einen wohlgeordneten, lichtvollen Vortrag auf eine fassliche Weise denen mittheilen, die sich mit ihm bekannt zu machen gedrungen fühlen. Im ersten Falle ist man berechtigt, etwas Neues zu fodern, wodurch die Erkenntniss des Gegenstandes wahrhaft gewinnt; im anderen kommt Alles auf eine verständige Auswahl, richtige Beurtheilung und zweckmässige Zusammenstellung der vorhandenen Materialien an. Weder die eine noch die andere Foderung hat der Vf. berücksichtigt. Er bewegt sich in einem äusserst engen Kreise, ohne Freyheit und Umsicht, beurtheilt die höheren Ansichten des Lebens und die scharfsinnigen Ideen unserer ersten Köpfe ganz schief, spricht von eigenen Erfahrungen, ohne davon auch nur den geringsten Beweis zu geben, und ist mit einem grossen Theile von Materialien, die nothwendig zu seinem Gegenstande gehören, völlig unbekannt. Wir würden die Gesetze des Instituts und die Achtung verletzen, welche wir besseren Werken schuldig sind, wenn wir einen bedeutenden Raum dieser Blätter mit einer speciellen Kritik dieses Buchs anfüllen wollten. Um jedoch dem Vf. zu beweisen, dass wir unsere Behauptungen zu vertreten wissen, wollen wir Einiges, was uns gerade bey dem Aufschlagen des Buchs in die Augen fällt, anführen: denn sonst liefert fast jede Seite des Buches zu obigem Urtheile den Beweis. — Welche beschränkte irrige Ansicht der Vf. von Leben, Organisation, Kraft und Materie habe, wie wenig bekannt er mit den neueren Ideen sey, und wie wenig er sie verstehe, erhellt zur Genüge aus folgender Stelle (S. 9): „Sonderbar ist es, dass, da die Medicin durch die Chemie mehr Aufklärung erhielt, auch die Ärzte zu neuen Irrthümern verleitet wurden; denn nun wirkten alle äusseren Einflüsse desoxydirend auf den belebten thierischen Körper, und da nach *Schelling* und *Röschlaub* Sauerstoff und Wasserstoff die Repräsentanten der Attractiv- und Repulsiv-Kraft seyn, und die Gesundheit durch einen Oxydations- und Desoxydations-Process wirklich werden, und wirklich fortdauern solle (sollten nicht *Schelling* und *Röschlaub* meinen, das ganze Leben, und jeder Zustand desselben, der gesunde wie der kranke, werde wirklich durch einen Wechsel von Oxydation und Desoxydation?): so war nun bald Überfluss, bald Mangel an Sauerstoff, nach Anderen bald wiederum verletzte Mischung der thierischen Materie die nächste Ursache der Krankheit." (Welcher Unsinn! Ist Disproportion zwischen Oxydation und Desoxydation denkbar ohne verletzte Mischung der thierischen Materie?) „Statt dem einfachen Naturgesetze, nach welchem der thierische lebendige Körper sich richtet, nachzugehen (wie der Vf.?), statt die verschiedenen Verhältnisse aufzusuchen, in welche derselbe durch eine und die nämliche Ursache könnte versetzt werden, bauet man Hypothesen auf Hypothesen, wo eine irriger als die andere ist." (Ein solches Gebäude ist allerdings grundlos. Sollte aber eins, aus verwitterten Materialien des Brownianismus und der mageren Erregungstheorie aufgeführt, haltbarer seyn?) „Hr. *Reil* hat sich Mühe gegeben, das Leben und den Grund desselben in einer besonderen Mischung der thierischen Materie zu suchen, und alles nach chemischen Gesetzen zu erklären." (Der Vf. scheint jetzt erst die Schriften zu studiren, die Hr. *Reil* vor 15 Jahren herausgegeben hat.) „Jeder thierische lebende Körper (man höre!) besteht zwar auch aus Materie (hat schon Jemand daran gezweifelt?), nicht bloss aus Lebenskraft; allein da mit dem Aufhören der Lebensfähigkeit die Organisation sich nicht verliert, (welchen Begriff der Vf. wohl von Organisation haben mag!) letztere aber von der eigenthümlichen Mischung der thierischen Materie unzertrennlich ist: so scheint die Lebenskraft die Rectrix (!) der Materie zu seyn; sie ist daher nicht mehr eine solche Materie, wie wir sie ohne diese Kraft uns denken können; sie ist lebendig geworden, und folgt nun den Gesetzen des Lebendigseyns." Rec. glaubt, der Leser werde aus dieser einen Stelle zur Genüge schliessen können, was er von einem Buche zu erwarten habe, dem solche schiefe physiologische Begriffe zum Grunde liegen.

Der Classification, welche der Vf. von den Krankheiten des reproductiven Systems macht, liegt gar kein Eintheilungsprincip zum Grunde. Er nimmt zwey Classen an: 1) allgemeine Krankheiten des re-

productiven Systems, 2) örtliche der einzelnen Theilorgane desselben. Zur ersten Classe gehören Auszehrung, Harnruhr, Bleichsucht, Lungensucht, englische Krankheit, Skropheln, Scharbock, Gicht, Wassersucht, Hautwassersucht, Bauchwassersucht, Brustwassersucht, Hirnwassersucht, Gelbsucht, Wechselfieber, flechtenartige Ausschläge, Krätze. Nun folgen auf einmal die Krankheiten der Schleimdrüsen, zu welchen er die Schleimlungensucht, die Blenorrhöe des Darmkanals, Blenorrhöe der Mutterscheide, Blenorrhöe der Harnblase und Harnröhre, und die Blasensteinbeschwerden rechnet; endlich die Krankheiten der vielkörnigen Drüsen, als da sind: scirrhöse Verhärtung, Krebs, Scirrhus und Krebs der weiblichen Brüste, Scirrhus und Krebs der Gebärmutter. Die örtlichen Krankheiten begreifen folgende verschiedene Zustände unter sich: asthenische Gebrechen des Magens, hektisches Erbrechen, Krankheiten der Därme, habituelle Diarrhöe, Lienterie, Leberbauchfluss, Milchsaftdiarrhöe, Gallenruhr und Ruhr. — Nicht minder offenbart sich die Einseitigkeit des Vfs. in seinen physiologischen und pathologischen Ansichten bey der Behandlung der einzelnen Krankheitszustände. Die nächste Ursache der Harnruhr ist gestörte Assimilation, so dass der Desassimilationsprocess prädominirend wird, wovon der Grund zunächst in einer gemischten Asthenie der verschiedenen Gebilde des reproductiven Systems zu suchen ist. Demnach beruht die Heilung auf dem normalen Vonstattengehen des Assimilations - und Reproductions-Processes. Man muss daher den zur normalen Function des Assimilationssystems erfoderlichen Grad von Erregung in demselben, und die normale Thätigkeit des Hautorgans wieder herzustellen suchen. — Alles dreht sich bey dem Vf. um Reizen, Stärken und Nähren. Was *Curie, Frank, Rollo, Knebel* und Andere über die Heilung dieser Krankheit uns mitgetheilt haben, davon hat der Vf. keine Notiz genommen, ob es gleich bey dieser Krankheit, die uns in Rücksicht ihrer Eigenthümlichkeit noch so unbekannt ist, hauptsächlich auf Erfahrungen ankommt: denn schwerlich möchte einem Arzt die Heilung dieses Übels gelingen, wenn er es auf die vom Vf. vorgeschlagene Weise behandeln sollte. — Auch bey der Behandlung der Chlorosis dreht sich beym Vf. Alles um Stärken und Nähren. „Die *Cur* der Chlorosis", sagt er, „beruht auf dem normalen Vonstattengehen (darauf beruht nicht die Cur, sondern die Gesundheit) des höheren Assimilations - und Reproductions - Processes und demjenigen Grade der Erregung, der durch die proportionale Wechselwirkung der Erregbarkeit und der habituellen erregenden Potenzen bestimmt wird. *Nutrientia* und *Roborantia* sind daher auch in dieser Cachexie die Hauptsache." Alles, was nun folgt, bezieht sich auf einige ganz gemeine Cautelen bey der Anwendung dieser Mittel, die auf jede andere asthenische Krankheit eben so gut passen, als auf die Chlorosis. Die pathologischen Ideen des Vfs. beweisen auch nicht die geringste Einsicht in das innere Wesen dieser Krankheitsform. Von dem pathologischen Verhältnisse, das hier zwischen der individuellen Sphäre des Organismus und der Geschlechtssphäre Statt findet, und worin eigentlich das Wesen dieser Krankheit gegründet sey, davon scheint der Vf. auch nicht die geringste Ahndung zu haben. Allgemeine Schwäche und gestörter Reproductionsprocess sind die Formeln, mit welchen Alles erklärt wird, die wäsrigen Quellen, aus welchen des Vfs. therapeutische Ideen sich ergiessen. — Wir empfehlen dem Vf., *Mende's* und *Siebold's* Werke über Frauenzimmerkrankheiten zu studiren, wenn er sich einen tiefern Blick in das Wesen dieser Krankheitsform verschaffen will. Nach der Weise des Vfs. ist es nicht schwer, eine Therapie zu schreiben. Welche Schwierigkeiten hat nicht den gelehrtesten Ärzten und Schriftstellern die Erkenntniss der eigentlichen Natur der Gicht und ihre Behandlung gemacht, und wie weit sind sie damit trotz aller Bemühungen gekommen! Der Vf. kommt damit bald aufs Reine. Ihm steht Asthenie der Erregung, Innormalität des Assimilations - und Reproductions - Processes zu Gebot. Was braucht man mehr, um Alles erklären zu können? „Die nächste Ursache der Gicht (S. 95) liegt nicht bloss in Asthenie der Erregung überhaupt, sondern in Schwäche des reproductiven Systems. Dieses ist in der Gicht mehr angegriffen, als in der Rheumatalgie, daher auch in jener der Chemismus mehr hervorsticht, und bey einem höheren Schwächegrade vorzüglich die kleinen Gelenke, die wegen der weiten Entfernung vom Herzen schon von Natur ein schwaches Leben haben, angegriffen werden." Nun wird der Leser bald errathen, worauf es bey der Heilung der Gicht ankomme. „Sie beruht (S. 97) auf der Wiederherstellung der Normalität des Assimilations - und Reproductions-Processes. Man strebe daher die Energie der Erregung des reproductiven Systems und der dazu gehörigen Theilorgane wieder herbeyzuführen." — Den Leberbauchfluss fertigt er mit folgenden Zeilen ab (S. 202): „Der Leberbauchfluss ist eine Art Durchfall, mit welchem zugleich eine blutige wässrige Feuchtigkeit abgeht, und entsteht von Erosionen der Schleimhäute des Darmkanals, von Geschwüren der Eingeweide, des Gekröses varicöser Ausdehnung der Gefäse, Fehlern der Leber und Milz, und ist nicht leicht zu heben." — Heisst das nicht gründlich über die Natur, Erkenntniss und Cur des Leberbauchflusses, „*im Geiste der geläuterten neuen Heilkunde, und nach eigenen Grundsätzen*" sprechen? Um die neuen Verhandlungen über diese Krankheitsform, über ihre Existenz, ihren Charakter und ihre Behandlung hat der Vf. vermuthlich unnöthig gefunden, sich zu bekümmern. — Wir finden noch Ideen über die Wirkungsart und die Anwendung der vorzüglichsten Heilmittel dem Buche angehängt. Etwas Armseligeres und Trivialeres kann man in unseren Zeiten nicht leicht lesen. S. 225 heisst es: „So wie es nur Krankheiten aus zu vieler (!) Thätigkeit, und nur solche aus verminderter Thätigkeit giebt, so kann es auch nicht Arzneymittel gegen Schwäche oder Übermass an Kräften geben, oder vielmehr, es giebt nur Mittel, welche die Ursachen der Schwäche und aller ihrer Symptome,

und nur solche, die die Ursache des Übermasses und aller ihrer Symptome heben." — Glaubt man sich nicht in die Zeiten des crassesten Brownianismus versetzt, wenn man so etwas liest? — Der Vf. erklärt sich nun auf eine ganz gemeine Weise, was er unter stärkenden, nährenden, reizenden Mitteln versteht, und verwahrt sich sorgfältig gegen den etwanigen Vorwurf, dass er die Existenz specifischer Mittel gestatte. „Ein specifisches Mittel, sagt er, wäre ein solches, das nur in einer Krankheit, oder nur auf einen besonderen kranken Theil wirke, ohne im letzteren Fall zugleich einen allgemeinen Einfluss zu haben, sondern lediglich allein auf diese individuelle Wirkung eingeschränkt wäre, welches aber nicht Statt haben kann, da jeder Theil nicht anders, als in Verbindung des Ganzen gedacht werden kann, also auch alles Wirken auf einen Theil nothwendig aufs Ganze Einfluss haben müsse." Der Vf. verbindet einen so eigenthümlichen und irrigen Begriff mit dem specifischen Mittel, dass es solche Mittel allerdings nicht geben kann. Wir können aber den Vf. versichern, dass alle Mittel specifisch wirken, und dass es eben ein Beweis von den grossen Mängeln unserer Kunst ist, mit der Erkenntniss ihrer specifischen Wirkungen noch so weit zurück zu seyn. Wenn der Vf. sagt: Die Natur der sogenannten auflösenden und ausleerenden Mittel ist von der Natur der reizenden Mittel nicht verschieden, und dass ihr Reiz vorzüglich auf die Capillargefässe wirkt, und die Se- und Excretionen vermehrt: so räumt er eben damit die Existenz specifischer Mittel ein. Vom Opium behauptet er, dass es keine narkotische Eigenschaft besitze, sondern dass es das stärkste flüchtige Reizmittel sey. Man braucht nur die Behauptungen des Vfs. über die Wirkungen der einzelnen im Anhange angeführten Mittel lesen, um sich zu überzeugen, dass derselbe noch 10 Jahre zurück ist, und überhaupt seine ganze wissenschaftliche Existenz sich auf einen Zeitraum von etwa 5 Jahren (von 1796 — 1800) beschränkt. Wir rathen dem Vf., der mitunter eine Anlage zu etwas Besserem blicken lässt, künftig erst Versuche im Kleinen zu machen, ehe er sich mit einem so grossen und schwierigen Thema befasset, zu dem die Kräfte grösserer Ärzte wohl kaum hinreichen möchten. Wir rathen ihm, sich den Fesseln des gemeinen Brownianismus und der flachen Erregungstheorie zu entwinden, die Natur mit Sorgfalt zu beobachten, und durch Erforschung ihrer höheren und höchsten Gesetze sie verstehen zu lernen.

I. M. PF.

LEIPZIG, b. Barth: *Pharmacopoea extemporanea* oder *Handbuch für selbstdispensirende Ärzte am Krankenbette* von Dr. *Johann Balthasar Wollkopf*, praktischem Arzte zu Sorau in der Niederlausitz. Ein Requisit der Reise-Apotheke. 1811. XVI u. 323 S. 8. (20 Gr.)

Der Zweck des Vfs. bey Ausarbeitung dieses Buches war nach seiner eigenen Angabe: „dem praktischen Arzte eine kleine Schrift in die Hände zu liefern, in welcher er die hauptsächlichsten Grundsätze und Regeln des ärztlichen Selbstdispensirens am Krankenbette aufgestellt findet, um beym Verordnen und Zubereiten der nöthigen Arzneyformeln Fehler, sowohl in therapeutischer als chemischer und pharmaceutischer Hinsicht, möglichst zu vermeiden." In dieser Absicht handelt er zuerst von der zweckmässigen inneren und äusseren Einrichtung und dem praktischen Gebrauch der Reise-Apotheke des Arztes, indem er zuvörderst einige allgemeine Grundsätze entwickelt, die dem Arzte bey der Auswahl der nöthigen Arzneystoffe der Reise-Apotheke in Hinsicht der Anzahl, der einzelnen Quantitäten, der Güte u. s. w. leiten sollen, dann zur äusseren und inneren Construction der Reise-Apotheke selbst übergeht, und endlich die allgemeinen Grundsätze des ärztlichen Selbstdispensirens aufstellt. Zweytens giebt er eine tabellarische Übersicht der gebräuchlichsten Heilstoffe in Hinsicht ihrer Anwendung, Wirkung, chemischen Eigenschaften, Gabe, Mischung, Form u. s. w., wobey die alphabetische Ordnung befolgt ist.

Entfernt von einer guten Apotheke ist der Arzt allerdings in die Nothwendigkeit versetzt, selbst zu dispensiren. Aber die Selbstdispensur muss, nach unserer Meinung, sich auch lediglich nur auf diesen Fall einschränken. Weiter ausgedehnt ist sie illegal und dem Kranken nachtheilig; denn es dürfte doch der den selbstdispensirenden Ärzten gemachte Einwurf, als nähmen sie es mit der Auswahl der Arzneystoffe nicht immer so genau, wohl nicht so ganz grundlos und hämisch seyn, als der Vf. behauptet. Schwerlich möchte ein selbstdispensirender Arzt alle die Arzneystoffe immer vorräthig haben, zu deren Anwendung er bey einer starken Praxis Veranlassung findet. Wo ihm also das Mittel, welches ein ihm vorkommender Fall vorzugsweise fodert, fehlt, wird er ganz natürlich ein weniger indicirtes anwenden, das er zur Hand hat; was er sich nicht leicht erlauben wird, wenn er gewohnt ist, alle Arzneyen für seine Kranken aus einer wohl eingerichteten Apotheke zu verschreiben, und dieser das Dispensiren zu überlassen. Wie darf man aber hoffen und fodern, dass eine Apotheke wohl eingerichtet seyn solle, wenn die Ärzte höchstens nur *die* Arzneyen aus derselben verschreiben wollen, welche seltner gebraucht werden? Was der Vf. S. 5 über die Quacksalbereyen mancher Apotheker sagt, ist wohl nicht ganz unwahr; aber es bestätiget nur die traurige Wahrheit, dass so viele den Apotheken vorgesetzte Physici nicht ihre Schuldigkeit thun, und nicht thun können, sobald sie selbst dispensiren und dem Apotheker den Verdienst entziehen, der ihm von Rechtswegen zusteht. Das zu weit ausgedehnte Selbstdispensiren der Ärzte aber kann darin keine rechtliche Entschuldigung finden.

Übrigens ist die Anlage dieses Werkchens gut, auch die Ausführung im Ganzen gelungen. Einiges will Rec. noch erinnern. Der Umfang der Reiseapotheke, deren Länge zu 26 Zoll und die Höhe zu 12 Zoll angegeben wird, ist zu gross und unbequem; der Arzneyen, die darin aufgenommen werden sollen, sind zu viel. Warum z. B. neben dem *Ammonio carboni-*

co und dem *aceto concentrato* auch den *Liquorem ammonii acetici?* Wozu den *Crocus* in eine Reiſe-Apotheke? wozu das *Ferrum pulveratum* in einem Apparate, der vorzüglich nur ſchnell wirkende Mittel enthalten muſs? Wozu das ganz entbehrliche *Ferrum oxydulatum nigrum* neben dem *Ferro pulverato?* Warum nicht ſtatt des Ölzuckers lieber die Öle und den Zucker jedes beſonders, da letzterer ein vielfaches Bedürfniſs iſt? Warum das *Acidum ſulphuricum conc.* in einem der gröſsern Fächer? Warum neben demſelben noch das *Acid. ſulph. dilutum*, das allenthalben gleich bereitet werden kann? Warum den *Aether ſulph.* in dem gröſseren Fachwerk und in einem 2 bis 3 Unzen haltenden Glaſe? Er wird zweckmäſsiger in einigen ganz kleinen wohl verſchloſſenen Gläſern aufbewahrt. Warum nicht ſtatt des *Ol. amygd.* bloſs das *Oleum lini?* Warum nur das *Oxym. ſcillit.* und nicht das *Oxym. ſimpl.? Gumi Guaj.* kann aus der Reiſeapotheke füglich wegbleiben. Warum *Serpentaria* und *Valeriana* neben einander? Über die S. 31 aufgenommene *tinctura antiſpasmodica compoſita* findet man nirgends weitere Auskunft. In dem oberen Fachwerke des Kaſtens müſſen nothwendig die nöthigſten Stücke des Rettungsapparates einlogirt werden, deren der Vf. nicht gedacht hat. Der Abſchnitt, in welchem einige allgemeine Grundſätze, die Zubereitung und die Selbſtdispenſation der Arzneyen am Krankenbette betreffend, aufgeſtellt werden, enthält manches für junge ungeübte Ärzte recht Brauchbare, was auch wohl ältere Ärzte nicht ſelten überſehen. Und durch die tabellariſche Überſicht der gebräuchlichſten Arzneyſtoffe, in Hinſicht ihrer Wirkung, Anwendung, Form, Gabe, Miſchung u. ſ. w., in welcher die Arzneyen ganz zweckmäſsig ausgewählt und deren weit mehr zuſammengeſtellt ſind, als in der Reiſeapotheke aufgenommen werden, wird die *Pharmacopoea extemporanea* zu einem guten Handbuche beym Recipiren überhaupt. Kleinigkeiten, die ſich, wie z. B. der nicht zweckmäſsige Zuſatz des *oxymel* zu dem *Liquor. Mind.*, bemerken lieſsen, übergeht Rec. Sie können dem Vf. ſelbſt bey einer genauen Reviſion ſeiner Schrift nicht entſchlüpfen.

D. Fl.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Halle*, in der rengeriſchen Buchhandlung: *Bitte an deutſche Ärzte, ihre Kranken nicht arm zu machen*, nebſt einer Beygabe von praktiſchen Notizen. 1810. 79 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. dieſer gehaltreichen Schrift ſucht die Aufmerkſamkeit der Ärzte hauptſächlich auf die Miſsbräuche und den Unfug im Verordnen der Arzneyen zu erregen, der dem Vielen ungeachtet, was hierüber bereits geſchrieben wurde, leider noch immer zum Verderben der häuslichen Verhältniſſe des Kranken zu allgemein herrſcht, und den Apotheken Summen zuwendet, für welche der Leidende nicht nur durchaus keine Linderung, ſondern vielfältig ſogar noch offenbaren Nachtheil ärndtet. Er rechnet hieher die bunten Miſchungen der Arzneyen, wo eine Zuthat die Wirkung der anderen hebt oder ſtört und entkräftet, dann den aus früheren Zeiten herkömmlichen Schlendrian der Arzneyvehikeln der Corrigentien, Adjuvantien u. ſ. w., welche den Kranken meiſtens theurer zu ſtehen kommen, als das eigentliche Heilmittel ſelbſt. Ferner die übelberechneten Quantitäten der verordneten Arzneyen, unnöthige Theilung durch den Apotheker u. ſ. w., welche Miſsgriffe nur zu oft den Vortheil wieder heben, den das Aufſuchen einheimiſcher Surrogate für theure ausländiſche Arzneyen gewährt. Wenn der unbekannte Vf., in ſeinem übrigens gerechten Eifer, die Schuld unnützer Verſchwendung im Verordnen der Arzneyen, die für das verarmte Deutſchland allein jährlich mehrere Millionen Gulden verſchlinge, lediglich den Verordnenden zur Laſt legt: ſo mag er inſofern Recht haben, als der Arzt Kranke vor ſich hat, die ſich ſeinen Verordnungen entweder aus Vernunftgründen unbedingt unterwerfen, oder auch ſolche, die für den Genuſs freyer Pflege ſich alles gefallen laſſen müſſen, keinesweges aber da, wo ihm Vorurtheil, kindiſcher Sinn, Rohheit, Idioſynkraſie u. ſ. w. im Wege ſtehen, und in den ärztlichen Verordnungen bald das ſorgfältigſte Verſtecken des Arzneygeſchmackes, bald obendrein noch die Aufgabe der Köche und Zuckerwaaren - Bereiter verlangen, eben ſo wenig in den Fällen, wo der Kranke zur Nahrung ſeines Vertrauens auf den Arzt nur Recepte ſehen, nur Gaben der Apotheke koſten will, ſollten letztere auch nur in Quellwaſſer oder in Brodkrumen, die ſein Haus ihm eben ſo leicht gewähren könnte, beſtehen. Bey dem vielen längſt Bekannten, was wir von dem Vf. überhaupt nur wiederholt hören, und was im Ganzen weniger dem einſichtsvollen Arzte, als dem blinden Diener des herkömmlichen Schlendrians zur Laſt fallen kann, enthält das Werkchen manche treffliche, bisher noch zu wenig oder gar nicht gewürdigte Lehre, vorzüglich für jene Ärzte, welchen die Armen- und Hoſpital-Praxis obliegt. Aus welchem Grunde das Ganze allein ſchon geleſen und beherzigt zu werden verdient. Wenigſtens verſpricht Rec. ſich hievon unendlich mehr Vortheil, als von dem bisherigen einſeitigen, und in den meiſten Fällen fruchtloſen Jagen nach wohlfeilen Surrogaten für theure Arzneyen. Bey dem anſpruchloſen, mitunter lakoniſchen Stile, der dem Werkchen zur Empfehlung gereicht, würde Rec. von ihm noch mehr befriedigt worden ſeyn, wenn der Vortrag hin und wieder unterbrochen, und jedem Gegenſtande ein beſonderes Capitel geweiht worden wäre.

Δφ.

Hamburg, b. Gundermann: *Der Hausarzt. Ein Freund und Rathgeber bey Nothfällen, wo die Hülfe des Arztes fehlt, oder in ſolchen Krankheiten, welche ohne deſſen Beyhülfe geheilt werden können.* Für Hausväter und Landwirthe, von einem praktiſchen Arzte (Dr. *P. Boye* in Mölln). 1810. 72 S. 8. (4 Gr.)

Schriften, wie die vorliegende, deren Vf. und Verleger es gewöhnlich darauf anlegen, durch die angehängten Recepte Käufer anzulocken, und damit auch ſelten ihren Zweck verfehlen, ſollten in Staaten, in welchen der mediciniſchen Polizey hinreichende Wirkſamkeit geſtattet iſt, unter die verbotenen verwieſen werden. Denn ſo erſprieſslich auch in Nothfällen, wo die Hülfe des Arztes fehlt, ein guter Rath den Leidenden oft iſt, er komme auch woher wolle: ſo oft kann er auch am unrechten Orte und zur unrechten Zeit von den ſchlimmſten Folgen begleitet ſeyn. Kein Mittel iſt da zu klein und zu gering, daſs es nicht groſsen Schaden bringen könnte. Der Leidende iſt daher in den meiſten Fällen beſſer berathen, wenn er die Natur ſeinen Hausarzt ſeyn läſst, als wenn er den ſchriftlichen nachſchlägt; um ſo mehr, wenn dieſer ſelbſt ſeiner Kunſt nicht gewachſen iſt, wie es an mehreren Stellen dieſer Schrift ſichtbar wird. So befällt nach S. 4 der Scharlach den Menſchen nur *einmal;* die Krätze (S. 11) iſt eine äuſserliche und örtliche Hautkrankheit und muſs alſo auch bloſs durch äuſserliche Mittel geheilt werden; vom Blitz getroffene Perſonen (S. 45) ſind wie Erhängte und Erwürgte zu behandeln; S. 59 befindet ſich eine Verordnung von 3 Granen Brechweinſtein in 3 Unzen deſtillirten Waſſers, wovon Kinder alle Viertelſtunden einen halben Eſslöffel bekommen ſollen, ohne daſs das *Alter* der Kinder dabey bemerkt wäre!! u. ſ. w.

Mbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JUNIUS 1811.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Göbbels und Unzer: *Wilhelm Traugott Krug's*, Prof. der Philos. in Königsberg (jetzt in Leipzig), *System der theoretischen Philosophie. Zweyter Theil.* 1808 VIII u. 463 S. *Dritter Theil.* 1810. XII und 624 S. 8.
(Auch unter den Titeln: *Erkenntnisslehre oder Metaphysik* und *Geschmackslehre oder Ästhetik* von *W. T. K.*) (5 Rthlr. 16 gr.)

Der erste Theil dieses Systems, der die Logik enthält, erschien im J. 1806, und ist in dieser A. L. Z. 1809. No. 56 recensirt worden.

Der Vf. bestimmt die Metaphysik durch folgenden Begriff: „Sie ist eine Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes, in Ansehung derjenigen Thätigkeit, welche das *Erkennen* genannt wird, und heisst darum auch *Erkenntnisslehre;* sie beschäftigt sich nicht mit dem blos *Physischen*, d. h. dem Empirischen, oder demjenigen, was *a posteriori* zur Erkenntniss gegeben ist, sondern mit dem *Transcendentalen*, d. h. dem Ursprünglichen oder demjenigen, was in Ansehung unserer Erkenntnisse *a priori* bestimmt ist, und daher jenen zum Grunde liegt." Dieser Begriff ist nicht derjenige, den die früheren Bearbeiter der Wissenschaft im Auge hatten. Nicht auf die Möglichkeit der Erkenntnisse *a priori*, d. i. Transcendentalphilosophie, sondern auf die Erkenntnisse *a priori* selbst, und zwar so weit sie aus blosen Begriffen geschöpft werden können, und auf Gegenstände gehen, die von dem menschlichen Verstande verschieden sind, war ihr Bestreben gerichtet. *Kant* zählte die ersten Grundsätze der Sittenlehre auch zur Metaphysik, und hat damit diesen Begriff nicht im Geringsten gestört. Der Tadel des Vfs., dem die Einführung dieser praktischen Philosophie in die Metaphysik missfällt, ist ungegründet. Die in diesem Werke abgehandelte Metaphysik besteht aus einer Ontologie, welche hier auch reine Metaphysik heisst, und aus einer angewandten Metaphysik, welche in niedere und höhere zerfällt. Die Transcendentalphilosophie in der Kritik der r. V. ist der Inhalt der Ontologie. Die transcendentale Dialektik dieses Werkes ist des Vfs. höhere Metaphysik, und seine niedere Metaphysik giebt zum Theil in verkürzter, zum Theil in ausgedehnter Form die Anfangsgründe der Metaphysik der Natur, und aus der Kritik der Urtheilskraft, was von der teleologischen Beurtheilung der Natur darin enthalten ist. Das Eigenthum des Vfs. in diesen Abhandlungen wird die Recension bemerklich machen.

Die Ontologie geht von dem Satze aus: „*Ich erkenne*," welcher als Thatsache des Bewusstseyns unmittelbar gewiss ist. Dieser Satz ist gleichgeltend mit dem Satze: Es giebt ein Reales, dem gewisse Vorstellungen in uns entsprechen, und welches eben durch diese Vorstellungen von uns erkannt wird. — In einer systematischen Theorie muss die Kategorie der Realität allen übrigen vorausgeschickt, und als erste, oder Urkategorie an die Spitze derselben gestellt werden. In der *kant*'schen Kritik des Erkenntnissvermögens spielt bekanntlich diese Kategorie eine sehr untergeordnete Rolle. Dieser einzige Missgriff hat in der Kritik eine Menge von Inconsequenzen veranlasst." Das Bewusstseyn unser selbst und anderer Dinge würde sich zum Postulat, das der Transcendentalphilosophie an die Spitze zu stellen, und das Datum für die philosophische Analyse ist, wohl besser eignen, als das: ich erkenne, des Vfs. Mag indessen die eine oder die andere Formel beliebt werden: ich erkenne ein Ding; oder, ich bin mir eines Gegenstandes bewusst: so ist doch dieser Gegenstand das transcendentale Object unserer Erkenntniss, also keinesweges das Reale der Erscheinung, das die *kant*'sche Kategorie der Realität bezeichnet. Wie anders kann der Faden der Untersuchung und des Vortrags angefangen und fortgeführt werden, als indem man auf das Bewusstseyn der Objecte, auf dieses Datum der vernünftigen Natur leitet, den Gedanken an die Bedingungen dieses Bewusstseyns herbeyführt, und auf diese Weise den Begriff von Erscheinung, als von dem Gegenstande unseres Bewusstseyns, unter Bedingungen des Erkenntnissvermögens, entstehen läst? Des Vfs. Verbesserung ist, oder Rec. müste sich sehr irren, ein Missgriff, der leicht Verwirrung veranlassen kann. Das Bewusstseyn eines Gegenstandes, wie das Postulat es ausdrückt, und das Bewusstseyn eines Realen in der Erscheinung, sind nicht zu verwechseln. — Der Begriff von einem Dinge an sich ist nach dem Vf. kein realer Begriff. Dieser Ausspruch ist übereilt, und widersprechend dem Postulate des Vfs.: ich erkenne. (Beyläufig merkt Rec., dass er, und nicht der Vf., diesen Spruch ein Postulat nennt. Postulate heischen nämlich das blosse Bewusstseyn der Objecte, von welchen sie nichts aussagen. So sind in der Geometrie: der Körper, die Fläche, die Linie, selbst die Kreislinie, in der Arithmetik die Zahl, Postulate).

Die Ontologie läst der Vf. in Analytiken der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft beste-

hen. „Die *Wahrnehmung* eines Gegenstandes ist nichts anderes als eine unmittelbare Vorstellung desselben gemäss einer vorhergegangenen Affection des Gemüths. Je nachdem wir nun dabey mehr auf das Objective, oder auf das Subjective in der Wahrnehmung reflectiren, je nachdem heisst dieselbe *Anschauung* oder *Empfindung*." Der Vf. ordnet also die Anschauung und die Empfindung dem Begriffe der Wahrnehmung unter, und über die Wahrnehmung geht ihm die *Vorstellung*. Ist es aber nicht besser, das Bewusstseyn auf das Bewusstseyn selbst zu leiten, das freylich unauflösbar im Begriffe ist, aber doch das Charakteristische der Menschheit sogleich vorhält, welches die Bezeichnung: Vorstellung, gewiss nicht so gut leistet? Rec. würde jene Begriffe lieber so exponiren: Das Bewusstseyn des Subjectiven (der Empfindung) in unseren Anschauungen ist die Wahrnehmung (Empfindung und Bewusstseyn der Empfindung sind nämlich nicht einerley); aber das Bewusstseyn eines Gegenstandes heisst Anschauung, sofern an die Bedingungen des Erkenntnissvermögens gedacht wird, unter welchen es möglich ist. Dieser Gegenstand heisst sofern Erscheinung, Ding an sich, sofern von diesen Bedingungen in dem Bewusstseyn des Gegenstandes abstrahirt wird. Sollte wohl mit Grund der Ausspruch: Wir sind uns zwar der Dinge an sich (einer intelligibeln Welt) bewusst, aber wir schauen sie nicht an, zu missbilligen seyn? — Raum und Zeit werden nun als die Formen der Sinnlichkeit vorgestellt, unter welchen dieselbe die Dinge ausser uns und in uns anschaut. Da wir, lehrt der Vf., in den Vorstellungen des Raums und der Zeit die blosse Einheit eines unendlichen Mannichfaltigen neben und nach einander uns vorstellen: so können R. und Z. nicht seyn wirkliche, ausser uns vorhandene selbstständige Dinge, auch nicht Eigenschaften solcher Dinge, noch Verhältnissbegriffe, noch Erdichtungen, sondern sie müssen Vorstellungen seyn, die sich auf etwas Ursprüngliches im Gemüthe selbst in Ansehung des sinnlichen Vorstellens überhaupt beziehen. Dass wir von der Erfüllung eines *bestimmten* Raums, und einer *bestimmten* Zeit absehen können, und uns nun doch noch dieses bestimmten Raums und dieser bestimmten Zeit bewusst bleiben, hätte wohl gesagt werden müssen. Denn dieses ist es doch, wesshalb Raum und Zeit Anschauungen, und zwar *reine* Anschauungen sind. *Kant* nennt Raum und Zeit Anschauungsformen, und der Vf. tadelt diese Benennung. *Formale* Anschauung würde andeuten, dass der angeschaute Gegenstand sich in die Anschauung selbst auflöst, und Rec. würde diese Benennung vorziehen. Aber der Vf. bedient sich bald darauf selbst dieses Wortes: „Wenn, sagt er, die Vorstellungen von Raum und Zeit die ursprünglichen *Anschauungsformen* des Gemüths ausdrücken: so sind sie 1) reine Vorstellungen, 2) sinnliche Vorstellungen oder Anschauungen, 3) allgemeine und nothwendige Vorstellungen." Das Letzte darzuthun, sagt er mit der Kritik: Wenn Raum und Zeit nicht von uns rein, d. h. ursprünglich angeschaut würden: so könnte der Mathematiker nicht im Stande seyn, apodiktische Urtheile über die Grössen aufzustellen. Diese Behauptung bedarf wohl einer Erörterung. Die Anschauungsart *a priori* macht es der Vernunft allerdings möglich, das Allgemeine zu übersehen, und allgemeine Erkenntnisse müssen vorhanden seyn, wenn das, was wir nach ihnen erkennen, apodiktisch heissen soll. Der Vf. abstrahirt aus diesen reinen Anschauungen die Begriffe: Räumlichkeit, Zeitlichkeit, und räumliche Zeitlichkeit, welche er als Kategorieen der Sinnlichkeit vorstellt. Zu der Methode *Kant's*, der die transcendentale Ästhetik von der transcendentalen Logik zu scheiden für nöthig hielt, welcher doch der Vf. folgt, und zu dem ganzen Geiste dieser Transcendentalphilosophie, scheinen uns diese neuen Kategorieen, und ihre Beygesellung zu der Verstandeskategorieen nicht zu harmoniren. *Kant* auch spricht vom *Begriff* Raum; er giebt eine metaphysische Erörterung der *Begriffe* Raum und Zeit. Dass er gleichwohl diese Begriffe nicht als Kategorieen aufzählt, war wohl kein Fehler, wie der Vf. meint, sondern hatte den Grund, dass in der transc. Ästhetik Raum und Zeit als reine Anschauungen, als ein Bewusstseyn bestimmter Objecte vorgestellt werden mussten. Die Thätigkeit des Verstandes aber, der dieses Bewusstseyn hervorbringt, und welche keine andere ist, als die Synthesis des Gleichartigen, dasjenige also, was der Begriff *Grösse* denkt, darzustellen, das gehörte in die transc. Logik. Gründlich und befriedigend erklärt sich der Vf. über den Unterschied analytischer und synthetischer Urtheile. Ob sich etwas aus dem blossen Begriff eines Dinges, oder nicht aus diesem blossen Begriff, vielleicht aber doch auf anderem Wege erkennen lasse, das geht die Erkenntniss und nicht das blosse Urtheil an; diesen wahren Gesichtspunct scheint der Vf. im Auge zu haben. Von den Urtheilsformen der Logik werden auch in dieser Ontologie die Verstandeskategorieen abgeleitet. Aber die Qualitätskategorieen heissen hier: Position, Negation und Limitation. Diese Ableitungen sind von folgender Art: „Wiefern ein individuelles Urtheil als objectiv gültig gedacht wird, wird das Subject des Urtheils als ein einzelnes Object gedacht, dem Einheit zukomme. Wiefern das particuläre Urtheil als objectiv gültig gedacht wird, wird das Subject des Urtheils als ein Object gedacht, dem Vielheit zukomme. — Wiefern ein positives Urtheil als objectiv gültig gedacht wird, wird im Subjecte des Urtheils als einem Objecte der Erkenntniss etwas (eine Qualität) als ein Gesetztes oder Positives gedacht u. s. w." Bey den Qualitätskategorieen macht der Vf. die Anmerkung, dass *Kant* unrichtig die erste dieser Kategorieen Realität genannt habe, da der Begriff der Realität eine viel höhere Dignität hat, indem er die Grundlage, und gleichsam der Centralpunct aller übrigen Kategorieen ist, und z. B. von Einheit, Vielheit, Allheit der Objecte, überall nicht die Rede seyn könnte, wenn nicht ursprüglich ein Reales, das ich nach diesen Begriffen denken könnte, vorausgesetzt, mithin von jedem Erkenntnissobject zuerst Realität prädicirt würde, ehe sonst etwas von demsel-

prädicirt wird. Das Realein der Urkategorie Realität des Vfs. ist die Dingheit, oder Gegenständlichkeit. Allerdings wenn wir uns der Verstandesformen des Bewusstseyns der Gegenstände bewusst werden wollen: so setzt dieses voraus, dass wir uns der Gegenstände bewusst sind, welches der Satz der Kritik ist, dass Erscheinungen nicht ohne Etwas sind, was erscheint. Aber diese blosse Objectivität konnte *Kant* nicht eine Kategorie heissen, weil dieser Begriff noch gar nichts am Gegenstande denken lässt. Mit ganz gleichem Grunde hätte der Vf. seine Urkategorie auch Substantialität heissen können. Da aber die Kategorieen bloss an Erscheinungen, Bestimmungen denken lassen: so wird doch, nach dem Sinne der *kant*schen Deduction der Kategorieen, auf das transcendentale Object der Erscheinung sich weder die eine, noch die andere Kategorie beziehen lassen. In der Lehre von dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe ist der Hauptgedanke der Kritik nicht genug hervorgehoben, dass das Schema eines Begriffs nicht das Bild desselben selbst, sondern bloss die *Methode* ist, einem Begriffe ein Bild zu verschaffen. Zwar sagt auch *Kant*: das Schema der Grössen ist die Zahl. Aber seine Meinung war nicht, dass wir einer Grösse anders nicht, als wenn wir sie zählen, bewusst seyn können, sondern bloss, dass dieses Bewusstseyn eine Synthesis, die in der Zeit fortschreitet, eben so wie jede Zahl, enthält. Fast aber sollte man glauben, der Vf. meine, dass eine Zahl nothwendig sey, um etwas als eine Grösse zu finden, auch wohl, dass aus seiner Vorstellung dieses Grössenschema's: „Quantität als etwas in der Form des Mannichfaltigen, nach einander Bestimmbaren gedacht, giebt den Begriff des *Ganzen in der Zeit* (Zeitgrösse) oder der *Zahl*", der Begriff der Zahl hervorgehen soll. Mit Fleiss und Genauigkeit entwickelt, und gut bestimmt, sind die den Kategorieen untergeordneten Begriffe, von extensiver und intensiver Grösse, von stetiger Grösse, — freyer und unfreyer Ursache, von Zweckbegriffen, der Handlung, der subjectiven und objectiven Zweckmässigkeit eines Dinges, innerer und äusserer Zweckmässigkeit, der Kraft, todter und lebendiger Kraft, vom Einfluss, der logischen und realen Gemeinschaft, u. s. w. Von den Kategorieen selbst sagt der Vf., dass sie nicht definirt werden können, weil sie, als ursprüngliche Begriffe, allen übrigen Realerklärungen zum Grunde liegen, und dass es schwer zu begreifen ist, wie *Kant* sagen konnte: „Der Definitionen der Kategorieen überhebe ich mich in dieser Abhandlung geflissentlich, ob ich gleich im Besitz derselben seyn möchte." Der Vf. definirt indessen wirklich diese Begriffe, und das ist auch nicht gut zu begreifen. So sagt er: Wenn zwey Dinge in einem solchen Verhältnisse stehen, dass das zweyte in seiner Folge auf das erste, als durch diese bestimmt gedacht werden muss: so heisst das Bestimmende die Ursache, und das Bestimmte die Wirkung. Raum und Zeit sind allerdings einfache Begriffe, weil sie aus reinen Anschauungen unmittelbar hervorgehen. Aber die Kategorieen sind, nach der *kant*'schen Deduction, Methoden des Verstandes, die synthetisch objective Einheit hervorzubringen. Wie also die Synthesis in der einen Kategorie von der in der anderen sich unterscheidet, wird doch nicht allein angegeben werden können, sondern auch angegeben werden müssen. Die Grundsätze der transcendentalen Urtheilskraft, wie sie *Kant* nennt, trägt auch der Vf. vor, gründlich und in dem Geist der Kritik der reinen Vernunft. In der Analytik der Vernunft werden aus dem Begriffe dieses Vermögens, welches Principien, um danach zu erkennen, und die Bedingungen sucht zu demjenigen, was der Verstand als bedingt erkennt, die transcendentalen Ideen von der Seele, von der Welt und von Gott entwickelt. Sie entstehen, indem das Unbedingte entweder bloss auf das Subjective, oder bloss auf das Objective, oder auf beides zugleich bezogen wird. Der Ursprung der dritten Idee erklärt sich auf diesem Wege nicht befriedigend genug. Denn welchem Bedingten steht die Idee dieses Unbedingten gegenüber?

Seine niedere Metaphysik theilt der Vf. ein in metaphysische Hylologie, metaphysische Organologie, und metaphysische Teleologie. In der Hylologie folgt der Vf. den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft. Dass der Urzustand der Materie nicht Gestaltlosigkeit gewesen seyn könne, weil keine Materie anders als mit einer Gestalt existiren könne, wird nur allzu weitschweifig gesagt. Die Bewegung als Ortsveränderung vertheidigt der Vf. gegen die *kant*'sche Erklärung: Bewegung eines Dinges ist die Veränderung der äusseren Verhältnisse desselben zu einem gegebenen Raum. Aber in phoronomischer Hinsicht, in welcher allerdings das bewegte Ding, nicht, wie der Vf. will, als ein unendlich kleiner Raum, sondern bloss als mathematischer Punct genommen werden muss, ist die letzte Definition nicht beliebig, sondern nothwendig, indem die Construction einer zusammengesetzten Bewegung (phoronomisch) nur unter diesem Begriff möglich ist. Das Bleiben eines Dinges an demselben Orte ist nach dem Vf. *Ruhe*. Der Körper muss länger als einen Augenblick sich an einem Orte befinden. Mit *Kant* verwirft er die sonst gewöhnliche Erklärung: Ruhe ist Mangel der Bewegung, weil, setzt er hinzu, man sonst auch von nicht räumlichen Dingen, als von einer Vorstellung, Begierde u. s. w., sagen müsste, dass sie ruhen. Dagegen lässt sich erinnern, dass, wenn von nichts Anderem die Rede ist, als von Materie, diese doch ruhen müsse, wenn sie sich nicht bewegt. *Kant* tadelt eigentlich diese Erklärung, weil sie kein positives Merkmal ihres Begriffs angiebt, und dieses setzt er sehr richtig, in die *beharrliche Gegenwart* eines Dinges an einem Orte. Aber beharren, und beharrlich gegenwärtig seyn an einem Orte, ist zweyerley. Das Letzte findet Statt, wenn die Geschwindigkeit = o ist. Ein Körper kann demnach an einem Orte ruhen, obgleich kein endlicher Zeittheil angegeben werden kann, während dessen er ihm gegenwärtig gewesen wäre. Der Construction der zusammengesetzten Bewegung hätten sich, nach der Meinung des Vfs., die

metaphysischen Anfangsgründe *Kants* enthalten sollen, weil für den Metaphysiker sie ihm eine Ausschweifung in fremdes Gebiet zu seyn scheint. Aber aus Begriffen thut diese Lehre die Möglichkeit der Construction der zusammengesetzten Bewegung dar, und diese Entwickelung ist rein philosophisch. Mit Einsicht und Deutlichkeit sind die Lehrsätze der Dynamik, Mechanik und Phänomenologie vorgetragen. Mangelhaft aber scheint dem Vf. eine metaphysische Naturlehre, die, wie die *kant*'sche, blos von der Materie als solcher handelt, und auf die organische Natur gar keine Rücksicht nimmt, da der Natur der Organism so wesentlich ist, dass selbst die ganze Natur als organisch betrachtet werden kann, und es eine blosse zum Behuf der wissenschaftlichen Darstellung gemachte Abstraction ist, wenn wir zuvörderst die Materie isolirt, d. h. als etwas ganz Unorganisches in Erwägung ziehen. Rec. befremdet es nicht, in des Vfs. Metaphysik auch diese Lehre zu finden, da es ihm einmal gefallen hat, unter dem Namen der reinen Metaphysik, *Kants* Transcendentalphilosophie abzuhandeln. (Weniger würde sich erinnern lassen, würde diese Lehre der transcendentalen Bedingungen unserer Erkenntnisse in die allgemeine Logik verwebt. Denn eine Lehre der Gesetze des Verstandes, die vom Bewusstseyn der Gegenstände absieht, wie dieses die bisher sogenannte allgemeine Logik thut, da sie das Transcendentale unserer Erkenntniss nicht in sich aufnimmt, ist wirklich mangelhaft.) Die Zufälligkeit der Organisation an gewissen Körpern (dieser Begriff bestimmt, als eine, Zweckbegriffen durchgängig entsprechende Wirksamkeit ihrer Natur) wird der Vf. vergeblich wegzudemonstriren sich bemühen. Dieser Zufälligkeit wegen, durfte die Wissenschaft von den, der Materie wesentlichen Bestimmungen nicht mit einer Untersuchung vermengt werden, die gänzlich wieder transcendental wird, weil sie die Frage aufzulösen sucht, wie Wesen, welchen wir Naturnothwendigkeit beylegen, zugleich teleologisch von uns beurtheilt werden können. Der Vf. trennt die Organologie von der Teleologie. Von der Bildungskraft der Natur in ihren Krystallisationen und Organisationen wird in der ersten geredet. Was den Vf. zu dieser Scheidung bewogen hat, wird aus folgendem Begriff, den er von der Organisation giebt, erhellen sollen: „Sie ist die Hervorbringung solcher Körper, deren Theile als zu einander gehörige, und sich wechselseitig auf einander beziehende Glieder eines *in sich selbst vollendeten Ganzen* erscheinen, und welche sich durch innige Aneignung und Verähnlichung gewisser Stoffe in ihrer einmal bestimmten Form erhalten." Rec. ist nicht im Stande, an dem, in dem Begriff eines organisirten Wesens liegenden Ganzen ein anderes als das einer Zweckeinheit zu finden, und diese Dinge von bloss regelmässigen Naturproducten, wie dieses Krystalle sind, anders zu unterscheiden, als durch die, diesen Naturwesen eigene, Zweckbegriffen stets entsprechende Wirksamkeit. Dann aber ist, zum mindesten in philosophischer Hinsicht, Organologie und Teleologie ganz und gar nicht verschieden. Die der Natur, von dem Vf. anfänglich zugeeignete *wesentliche* Organisation scheint ihr nachher zum Theil wieder genommen zu werden. Denn, sagt der Vf. „Alles verläfst uns, was wir bis jetzt von dieser Wirksamkeit kennen, und was wir davon unserer eigenen Wirksamkeit unterworfen haben, wenn es darauf ankommt, den Ursprung des Organischen zu erklären, oder etwas Organisches selbstthätig hervorzubringen, sondern der Charakter der *Zufälligkeit*, der in der eigenthümlichen Gestalt jedes organischen Wesens liegt, nöthigt uns, ein eigenthümliches höheres Princip für sie anzunehmen."

Die höhere Methaphysik theilt der Vf. ein in metaphysische Psychologie, metaphysische Kosmologie und metaphysische Theologie. Einige Stellen abgerechnet, welche den Rec. nicht befriedigen, muss er sie als eine fassliche Darstellung der *kant*'schen Kritik dieser Ideen, und als eine gründliche Prüfung nach eben diesen Grundsätzen auch noch einiger anderer Behauptungen rühmen. Den kosmologischen Satz, dass die Welt grenzenlos ist, will der Vf. damit widerlegen, weil eine solche Welt nicht anders gedacht werden könnte, als durch successive Synthesis ihrer Theile, indem wir die coexistirenden Dinge in Gedanken durchzählen, es aber widersprechend ist, zu denken, dass in der Durchzählung aller coexistirenden Dinge eine unendliche Zeit nach und nach verflossen wäre. Dieser Widerspruch ist gewiss nicht vorhanden. Die Welt ist dem Raume nach unendlich gross, und nur durch Apprehension ihrer Theile, die ohne Ende fortgeht, können wir uns dieser Welt bewusst werden, — das ist kein Widerspruch. Der Vf. scheint zu übersehen, dass die Widerlegung dieses Satzes und der übrigen kosmologischen Antithesen, durch die Aufweisung eines Widerspruchs, nur unter der Voraussetzung möglich ist, dass die Welt ein Ganzes *von Dingen an sich* ist. Denn ist sie das: so muss sie in Ansehung ihrer Bestandtheile uns zählbar seyn.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Sigmaringen*, in d. Hofbuchhandlung: *Gemeinnüzige Säze* (Gemeinnützige Sätze) *zu Vorschriften für Stadt- und Land-Schulen in Würtemberg, Baden und in der Schweiz. Nach Bacher und Andern.* Ohne Jahrzahl. VIII und 85 S. 8. (3 Gr.)

Eine genaue Stufenfolge, nach den verschiedenen Graden der Bildung, ist in diesen gemeinnützigen Sätzen nicht zu finden; sie sind vielmehr alle für die niedrigeren Stufen der Volksbildung berechnet. Indess ist unter dem Mancherley, was hieher gehört, eine gute Auswahl getroffen, aus der Sitten- und Pflichten-Lehre, aus der Gesundheits- und Klugheits-Lehre, aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Erdbeschreibung, Sternkunde und Zeitrechnung. Wo es noch gänzlich an Materialien für kalligraphische Vorschriften fehlt, werden diese Sätze für den ersten Anfang ausreichend seyn.

A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JUNIUS, 1811.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Wilhelm Traugott Krug's* u. s. w., *System der theoretischen Philosophie* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

„Die Ästhetik oder Geschmackslehre, sagt der Vf., ist eine Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes in Ansehung derjenigen Thätigkeit, vermöge welcher ein Gegenstand in seiner Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust erkannt, und dem zufolge als Geschmacksobject beurtheilt wird." Er vertheidigt den Ausdruck *Geschmackslehre* gegen diejenigen, welche die Ästhetik lieber eine Geschmackskritik genannt wissen wollen. Denn, sagt er, jede wissenschaftliche Darlegung gewisser Grund- und Folge-Sätze heisst eine Lehre, und wie die Ethik eine Tugendlehre, die Religionsphilosophie eine Religionslehre ist, eben so unbedenklich ist die Ästhetik eine Geschmackslehre, ob sich gleich so wenig der Geschmack, als Tugend und Religion, im eigentlichen Sinne lehren lassen. Geschmacksurtheile sind aber nicht nach Grundsätzen erkennbar, wie es die Erkenntnisse der Pflichten sind. Und ob die Dogmen einer Religion dem moralischen Bedürfniss des Menschen zusagen, auch das ist eine Erkenntniss von gleicher Art. In diesem Verhältniss steht die Ästhetik zu einzelnen Geschmacksurtheilen nicht. In *reine* und *angewandte* Geschmackslehre wird die Ästhetik eingetheilt, die erste als die Wissenschaft der transcendentalen Bedingungen des ästhetischen Wohlgefallens und der davon abhängigen Geschmacksurtheile, und die letzte als Wissenschaft von den empirischen Arten und Gegenständen dieses Wohlgefallens, und wie dieselben zu produciren sind, d. i. als Wissenschaft der schönen Künste, beschrieben. Die reine Geschmackslehre läst der Vf. in einer ästhetischen Ideologie und in einer ästhetischen Krimatologie bestehen. Die Ideologie zerfällt in die Lehre vom Schönen, vom Erhabenen und von den Eigenschaften der Dinge, welche theils mit Schönheit, theils mit Erhabenheit verwandt sind, welche drey Lehren hier genannt werden: Kalleologie, Hypseologie und ästhetische Syngeneiologie. Um das Wohlgefallen am Schönen von anderen Arten der Lust zu unterscheiden, werden die Begriffe des Angenehmen, Nützlichen, Wahren und Guten angegeben. „*Angenehm* ist, was unseren Trieben und Neigungen Befriedigung gewährt, *nützlich*, was als Mittel des Angenehmen betrachtet wird. Das Wohlgefallen am Angenehmen und Nützlichen ist folglich durch sinnliche Begierden bedingt, von welchen das Wohlgefallen am Schönen unabhängig ist. *Wahr* ist, was in Ansehung unserer Vorstellungen und der davon abhängigen Erkenntnisse, und *gut*, nämlich *schlechthin gut*, was in Ansehung unserer Bestr bungen und der davon abhängigen Handlungen allgemein gültig, oder durchaus harmonisch ist. Das Wohlgefallen am Wahren und Guten ist also durch die Überzeugung von der theoretischen oder speculativen und moralischen Gültigkeit dessen, was man für wahr und gut hält, bedingt, da hingegen das Wohlgefallen am Schönen auch unabhängig von jener Überzeugung Statt finden kann." Wird die Lust, die aus Äusserungen des Erkenntnissvermögens entspringt, von derjenigen, welche andere Objecte, die uns afficiren, hervorbringen, unterschieden: so lassen sich, wie Rec. glaubt, die Arten der Gefühle leichter übersehen, und diese Classification wird die Begriffe des Schönen und Erhabenen leichter finden lassen. Man ist der Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, ohne alle Äusserung des Erkenntnissvermögens, und auch das vernunftlose Thier ist derselben theilhaftig. Das Wohlgefallen am Nützlichen oder Guten heisst *Billigung*, und diese Freude fühlt derjenige, der sich bewusst ist, dass ihm sein Zweck gelungen ist. Die *moralische* Billigung steht unter demselben Begriff, und nur das vernünftige Wesen ist derselben, so wie des Wohlgefallens an Vollkommenheit (dessen der Vf. gar nicht erwähnt) fähig, zu welchem die reine Lust an Erkenntnissen gehört (am meisten sofern die Überzeugung durch Gründe, die wie die geometrischen dem Bewusstseyn der Wahrheit genau zusagen), hervorgebracht wird. Die Erklärungen des Vfs. vom Angenehmen und Nützlichen sind nicht richtig. Denn *Alles*, was uns eine Lust gewährt, das begehren wir. Die Kritik der Urtheilskraft lehrt: das Schöne gefällt ohne alles Interesse. Der Vf. widerlegt diesen Satz, aus seiner Definition des Interesse: „Interesse ist die Beziehung eines Gegenstandes auf uns selbst, wiefern er dadurch eine gewisse Theilnahme unseres Gemüths erregt." In sinnlicher und intellectueller Hinsicht, lehrt der Vf., ist das Wohlgefallen am Schönen uninteressirt, aber in ästhetischer Hinsicht ist es interessirt. Der gedehnte Vortrag des Vfs. läst seine Meinung doch nicht klar erblicken. Vermuthlich will er sagen, dass unser Begehrungsvermögen rege machen, und uns ein Interesse einflösen, einerley sey, und dass, da das Wohlgefallen am Schönen, nicht aus dem Ge-

nuſs eines ſolchen Objects, ſondern aus der Betrachtung deſſelben entſpringt, wir auch nur an dieſer Contemplation ein Intereſſe haben können. Die Kritik d. U. widerſpricht dieſer Auslegung keinesweges, und ihre Behauptung bedurfte ſchwerlich der ausführlichen Berichtigung des Vfs., um ſo weniger, da ſie ihre Meinung auf die treffendſte Art erläutert, indem ſie ein *empiriſches*, aus den geſellſchaftlichen Verhältniſſen entſpringendes Intereſſe, ſchöne Gegenſtände zu beſitzen, und ein gewiſſes *intellectuelles* Intereſſe an Naturſchönheiten einräumt, von welchem letzten ſie ſagt, daſs Naturſchönheiten ein moraliſch geſtimmtes Gemüth, auf den überſinnlichen Grund der Natur zu reflectiren, veranlaſſen, und dieſem daher das Daſeyn ſolcher Objecte über alles werth iſt. Eben ſo wenig getroffen ſcheint dem Rec. die Berichtigung der *kantiſchen* Expoſition der freyen und anhangenden Schönheit. Der Vf. glaubt, die Kritik der U. habe davon nicht ganz richtige Vorſtellungen, weil ſie ſonſt nicht Blumen, bloſs *viele* Vögel, das Laubwerk zu Einfaſſungen und auf Tapeten, und muſikaliſche Phantaſieen zu den freyen Schönheiten, die Schönheit eines Menſchen, eines Pferdes und eines Gebäudes aber zu den anhangenden gezählt haben würde. Vielleicht nimmt der Vf. dieſen Tadel zurück, wenn er ſeine eigene, der Kritik nachgeſprochene Erklärung des Schönen, daſs daſſelbe als bloſse Form der Zweckmäſsigkeit erſcheint, und dadurch gefällt, ſich mehr verſtändlicht. *Kant* nennt dieſelbe die Zuſammenſtimmung einer Anſchauung zu einem *Begriff überhaupt.* Die Zuſammenſtimmung eines Gegenſtandes zu einem *beſtimmten* Begriff iſt die objective oder materiale Zweckmäſsigkeit. Das aber, daſs eine Anſchauung faſslich für den Verſtand gefunden wird, der zu gegebenen Anſchauungen Begriffe ſucht, darin beſteht jene ſubjective oder formale Zweckmäſsigkeit. Jene genannten Gegenſtände können bloſs freye Schönheiten ſeyn, weil ſie entweder durch gar keinen *beſtimmten* Begriff gedacht werden, oder der Begriff doch ſehr unbeſtimmt iſt, der noch auf ſie bezogen wird. Dagegen bewirken die ſteten Anſchauungen von Menſchen und Pferden einen ſehr beſtimmten Begriff, und da können dieſe Gegenſtände keinem Menſchen, deſſen Verſtand die Beſtimmtheit ihrer Begriffe erreicht hat, anders als bloſs adhärirende Schönheiten erſcheinen. Das Schöne theilt der Vf. in das *äuſserlich Schöne* und *innerlich Schöne:* das erſte iſt Gegenſtand des äuſseren, das zweyte Object des inneren Sinnes. Bloſs hörbare und ſichtbare Gegenſtände können äuſserlich ſchön ſeyn. Was das hieher gerechnete hörbare Schöne betrifft: ſo iſt es doch nicht die im Raum vorhandene Urſache der Gehörsempfindungen, ſondern dieſe Empfindungen ſelbſt, ſind das Mannichfaltige, von welchem Schönheit prädicirt wird. Was aber bloſs in der Zeit iſt, iſt ein Object des inneren Sinnes. Vom Ideale der Schönheit giebt der Vf. den Begriff: „Ein Maximum der Schönheit von der Vernunft gedacht, das bloſs dadurch anſchaulich werden kann, daſs die Einbildungskraft ein Bild von einem einzelnen Dinge, das jener Idee angemeſſen iſt, entwirft, und die Darſtellungskraft dieſes Bild an irgend einem äuſseren Stoffe realiſirt. — Unter allen Formen der Erfahrungsgegenſtände bietet die *Geſtalt des Menſchen*, als des vollkommenſten Naturproducts, ſich auch dem menſchlichen Geiſte als die zur Bildung und Darſtellung eines Ideals der Schönheit tauglichſte an." Da andere organiſirte Weſen nicht weniger als der Menſch eine durchgängige Naturzweckmäſsigkeit darlegen, folglich in ihrer Art nicht weniger vollkommen ſind: ſo kann dieſe Erklärung ſchwerlich genügen. Die Kritik der U. bemerkt: „Die Schönheit, zu welcher ein Ideal geſucht werden ſoll, kann keine *vage*, ſondern ſie muſs eine durch einen Begriff von objectiver Zweckmäſsigkeit *fixirte* Schönheit ſeyn, und ſie kann keinem Object eines ganz reinen, ſondern zum Theil intellectuirten Geſchmacksurtheils angehören, d. i. in welcher Art von Dingen ein Ideal Statt finden ſoll, da muſs irgend eine Idee der Vernunft nach beſtimmten Begriffen zum Grunde liegen, die *a priori* den Zweck beſtimmt, worauf die innere Möglichkeit des Gegenſtandes beruhet. Ein Ideal ſchöner Blumen, eines ſchönen Amöblements, einer ſchönen Ausſicht läſst ſich nicht denken. Aber auch von einer beſtimmten Zwecken anhängenden Schönheit, z. B. einem ſchönen Wohnhauſe, einem ſchönen Baume, ſchönen Garten u. ſ. w. läſst ſich kein Ideal vorſtellen; vermuthlich weil die Zwecke durch ihren Begriff nicht genug beſtimmt und fixirt ſind, folglich die Zweckmäſsigkeit beynahe ſo frey iſt, als bey der vagen Schönheit." Unſer Vf. nennt dieſe Vorausſetzung grundlos, und behauptet dagegen, daſs die Schönheit des Ideals vielmehr durchaus frey oder ſelbſtſtändig ſey, und daſs es zur Beurtheilung derſelben keinesweges der Beurtheilung eines beſtimmten Zwecks bedürfe, auf welchen die menſchliche Geſtalt erſt zu beziehen wäre, um an ihr ein Wohlgefallen zu finden. In der Lehre des mathematiſch Erhabenen ſagt der Vf. richtig, daſs es die durch die Anſchauung eines groſsen Naturobjects in uns aufgeregte Idee der abſoluten Totalität iſt, die das Gemüth erhebt, und das Gefühl des Erhabenen erweckt. Zu der Reflexion auf den überſinnlichen Grund der Natur veranlaſſen uns dieſe Anſchauungen, und ſo wird dieſe unbedingte Totalität auszulegen ſeyn. In der äſthetiſchen Syngeneiologie entwickelt der Vf. die Begriffe des Hübſchen, Reizenden, Anmuthigen, Niedlichen, Zierlichen, Groſsen, Koloſſalen Edlen, Feyerlichen, Prächtigen, Pathetiſchen, Rührenden, Wunderbaren, Furchtbaren, Gräſslichen, Tragiſchen, Häſslichen, Niedrigen, Lächerlichen, Naiven, Burlesken und der Karrikatur. Die äſthetiſche Krimatologie handelt von den äſthetiſchen Urtheilen, und entwickelt den Grund der ſubjectiven Allgemeingültigkeit dieſer Urtheile, nämlich der Anſinnung des Urtheilenden an Jedermann, das auch für ſchön zu halten, was er dafür hält, und zeigt, daſs der Geſchmack der Cultur fähig iſt. Sie handelt von den Muſtern des Geſchmacks. Die angewandte Äſthetik

velche der Vf. Kalleotechnik nennt, zerfällt in eine llgemeine und eine besondere Kalleotechnik. In er ersten wird vom Unterschiede der freyen und gebundenen Künste geredet, vom Kunstgenie, von der Einheit und Mannichfaltigkeit, der Vollständigkeit nd Präcision, der Proportion und Schicklichkeit, er Deutlichkeit und Correctheit, als wesentlichen Eigenschaften eines schönen Kunstwerks, von der Natürlichkeit, Wahrheit und Sittlichkeit, als von Eigenschaften, die nur unter gewissen Einschränkungen und Bedingungen schönen Kunstwerken nothwendig sind. „Die schöne Kunst ist schon durch die ursprüngliche Handlungsweise des Gemüths, von welcher die Erfahrung selbst nach ihrer Gesetzmäfsigkeit abhängt, *a priori* auf gewisse Darstellungsarten angewiesen und beschränkt. Es müssen sich daher auch diese Darstellungsarten vollständig ausmitteln, und so classificiren lassen, dass daraus ein *abgeschlossener Kunstkreis* oder ein *System der schönen Künste* hervorgeht", und dieses System darzulegen, das beabsichtigt die besondere Kalleotechnik. Die schönen Künste werden hier in tonische, plastische und mimische Künste eingetheilt, und diese Classen Kunstreiche genannt. Diese Eintheilung zu begründen, wird gesagt, dass die schöne Kunst Inneres durch Äusseres darstellen soll, aber die Darstellungsmittel sich auf hörbare und sichtbare Dinge beschränken, welche nun entweder bedeutsame Töne oder bildsame Gestalten, oder ausdrucksvolle Bewegungen sind. Jedes dieser Kunstreiche schliesst zwey Ordnungen in sich: an und für sich schöne Künste, und beziehungsweise schöne Künste. Dichtkunst, Tonkunst, Malerkunst sind an und für sich schöne Künste; die schöne Baukunst, schöne Münzkunst, Schönschreibekunst sind bloss relativ schöne Künste. Jede dieser Ordnungen classificirt sich in die beiden Gattungen der *einfachen* und der *zusammengesetzten* schönen Künste. Ein Gedicht, ein Gemälde sind Producte einfacher schöner Künste; aber ein Gesang, ein Schauspiel sind Producte einer zusammengesetzten schönen Kunst. Die einfache schöne Kunst bedient sich entweder solcher Darstellungsmittel, welche die Natur selbst unmittelbar an die Hand giebt, oder solcher, die von der menschlichen Willkühr auf gewisse Weise abhangen. Diess giebt zwey Arten, in welche die einfachen schönen Künste zerfallen. Bildhauerkunst gehört zur ersten, Maler- und Zeichen-Kunst zur zweyten Art. Die schöne Kunst, die sich unarticulirter Töne der menschlichen Stimme zur Darstellung des ästhetisch Wohlgefälligen bedient, gehört zur ersten Art; die, welche sich der articulirten Töne bedient, zur zweyten Art. Dieser letzte Eintheilungsgrund scheint dem Rec. nicht ganz klar. In drey Hauptstücken handelt die besondere Kalleotechnik die tonische, plastische und mimische Kalleotechnik ab, und sie beschreibt die schönen Künste, die unter diesen Begriffen stehen.

Zum Selbstunterricht in theoretischer Philosophie glaubt Rec. dieses Werk empfehlen zu können. Die vielen ziemlich kräftigen Zurechtweisungen anderer Philosophen, und den entscheidenden Ton gegen sie, hätte sich der Vf. nicht erlauben sollen, weil sie dem Denker, der nur die Wissenschaft im Auge hat, nicht geziemen. Ein System der praktischen Philosophie vom Vf. ist vermuthlich zu erwarten. Unstreitig wird ein körnigterer Vortrag, als der in dieser angezeigten theoretischen Philosophie, den Werth der Arbeit des verdienten Vfs. erhöhen. Za.

PÄDAGOGIK.

Mainz, b. Zabern: *Publication meiner Privatschule, worin die französische Sprache nach sokratesischer (sokratischer) Met(h)ode in einem neuen Lehrsi(y)steme der Vereinfachung gelehrt wird*, nebst Belegen über dessen Erfolg von *Andreas Wasserburg*. 1806. 146 S. 8.

Es war dem Vf. vermuthlich darum zu thun, seine zu Ober-Ingelheim, unfern Mainz, angelegte französische Schule durch diese Schrift in der umliegenden Gegend bekannter zu machen und in Gang zu bringen; dieser Zweck wird auch dadurch erreicht werden. Nach allem, was er vom Schulwesen, dem Zwecke des Unterrichts und den Pflichten des Lehrers vorträgt, zu urtheilen, muss es ein verständiger, wohlwollender, gewissenhafter Mann seyn, der weniger zu glänzen, als zu nützen sucht. Zum Schriftsteller aber fehlt es ihm an Gewandtheit und manchen nöthigen Kenntnissen. Er schreibt wunderlich, und mag wohl nicht viel Belesenheit besitzen; daher sein oft überraschender, neugeprägter, fremdartiger Ausdruck für ganz bekannte Gegenstände und richtige Gedanken. Wir wollen nur hören, was er über Privatschulen im Allgemeinen sagt. S. 12 heisst es: „Nebst der Schul- und Haus-Erziehung giebt es noch *drittere* Anlagen, ich meine Privatschulen. Ihr Zweck ist kein *Mittelding*, wie ihr Name. Sie *ergänzen* die Väter, denen sie ihre Existenz danken. *Würden* sie den Staat ergänzen, würden sie nicht gedeihen. Eine *Exercierschule* könnte einer *freyen Reichsstadt*, eine Kaufmannsschule den *Ältern* einer Handelsstadt willkommen seyn. *Leipzig* ist eine *freye Reichs*- und Handels-Stadt. Man versuche eine Privat-Exercierschule und eine Privat-Kaufmannsschule anzulegen, und die Erfahrung wird die *Sage begründen.* Ich habe eine französische Schule zu Ober-Ingelheim angelegt. Das *Intressen* der Ältern, und nicht das des Staats gab ihr Gedeihen. Eine Privatschule darf nicht gegen das *Intressen* des Staats seyn; aber sie muss für das *Intressen* der Ältern seyn." Eine ganz eigene Verfahrungsart hat dieser ehrliche Mann in der Bestrafung seiner Schüler; für die meisten Vergehungen weiset er sie auf eine Zeitlang aus der Schule. In seinem Schulgesetzbuche, aus welchem er hier einen Theil hat abdrucken lassen, befinden sich Aussprüche, wie folgende: Wer mich belügt, wird von der Schule freygesprochen. Die Kinder sind sich einander Liebe und Dienstfertigkeit schuldig. Wer dieses Gebot übertritt, muss alle Tage eine Woche lang geschrieben bringen: Was du willst dass dir die Leute thun

sollen, das thu ihnen auch. Wer sich halsstärrig zeigt, muss einen halben Tag aus der Schule gehen. Gegen die Grobheit der Kinder weiss Hr. *W.* kein besseres Mittel, als, selbst höflich zu seyn, und — „das Spielen von *Komedien*, in denen man ihnen Sprache, *Thon*, Muth und Sitte geben kann." Auch vertreibt er die Unachtsamkeit durch folgende, leider unverständliche, Vorschrift: „Der, welcher unachtsam ist, *stelt sich;* ist er zum zweytenmal unachtsam, so *stelt* er *sich frey;* und beym drittenmale geht er nach Haus." Allen Kindern ist geboten, rein deutsch zu *reden.* (Nämlich solch Deutsch, wie sie von Hn. *W.* gelernt haben.) „Der Lehrer, und jeder Schüler wird den Fehlenden auf der Stelle *bereden.*" Nach Despotismus schmeckt folgendes Gesetz: „Es ist den Schülern der Umgang mit *jenen* (solchen) Kindern verboten, welche nicht rein deutsch reden, so wie ihnen, sobald sie französisch reden, der Umgang mit *Jenen* verboten ist, welche nicht französisch reden." Etwas unbegreiflich ist ein anderes: „Die Schüler müssen in allem reinlich seyn. Wer etwas Unreines hat, soll so lange in der Schule bleiben, bis es rein ist." Andere Lehrer würden gerade einen solchen Schüler aus der Schule weisen. Die Methode des Vfs. besteht vorzüglich darin, dass er die einfachen Regeln erst lange vorher vorträgt und einschärft, ehe er seine Schüler mit den Ausnahmen bekannt macht; dass er das Gedächtniss, wie das Nachdenken, jede Seelenkraft besonders, erweckt und übt. Er stellt die sokratische Lehrart der pestalozzischen entgegen, und fällt den Ausspruch: „Der sokratessische Schüler giebt *ein* Vieldenker, der pestalozzische Schüler *ein* Vielwisser." — Bey allen diesen und vielen anderen Verkehrtheiten in der Sprache äussert Hr. *W.* doch so viele gesunde Begriffe, probehaltige Grundsätze, und ein so reines Herz, dass es Schade um ihn wäre, wenn er aus Eigensinn und Mangel an Selbstkenntniss sich nicht einige Zeit dem Studium seiner Muttersprache ganz widmen, und so zu schreiben versuchen wollte, wie andere Schulmänner diesseits des Rheins. Da er, laut den zum Lobe seiner Schule beygefügten Zeugnissen seiner Gönner und Freunde, noch jung ist, und ein aufstrebender Geist zu seyn scheint: so könnte sein Beyspiel nicht nur für seine Zöglinge, sondern auch für andere Anfänger im Schreiben leicht gefährlich werden; wir würden dann von unseren, dem französischen Reiche einverleibten, Mitdeutschen Schriften erhalten, die von den in Deutschland geschriebenen ungefähr so abstächen, wie das Hellenistische vom Griechischen.

Dvl.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Lübeck,* b. Niemann u. Comp.: *Über Wissen, Glauben, Mysticismus und Skepticismus.* Eine Vorlesung in der literarischen Gesellschaft zu Ratzeburg, am ersten Jahrstage ihrer Stiftung, gehalten von *Johann Christian Friedrich Dietz.* 1808. 32 S. 8. — In einer Anmerkung giebt der Vf. von dem Entstehen der auf dem Titel genannten literarischen Gesellschaft einige Nachricht. In dem sie zunächst umgebenden Publicum hat diese Gesellschaft eine Opposition gefunden, die sich seltsame Mittel erlaubt haben soll, ihren Zwecken entgegen zu arbeiten. Die Gesellschaft, sagt der Vf., ist in Berührung gerathen mit schwachen Menschen, die Anstoss fanden, wo man ihn nicht zu geben glaubte. „Welch ein interessantes Gemälde, ruft er aus, würde eine geübte Hand daraus entwerfen können! Und welche lehrreiche Resultate für die Menschenkunde liessen sich nicht daraus ziehen!"

Eine zureichende Erörterung der Begriffe, von welchen die Vorlesung handelt, läfst ihre Kürze nicht erwarten. Ihre Hauptgedanken sind folgende. „Wir *wissen,* im eigentlichen und höheren Sinne, wenn wir uns vollständige Rechenschaft geben können, warum wir etwas gewiss annehmen. Das Bemühen, etwas zu wissen, treibt uns unumgänglich in uns selbst zurück und zur Betrachtung der Organisation unseres Geistes. Allein nicht Alles kann Gegenstand des Wissens werden; auch der *Glaube* hat sein Gebiet. Gerade das Wesen der Vernunft, jedes Urtheil nur in sofern gelten zu lassen, als es auf zureichenden Gründen beruhet, und gerade dieses Urtheil, dass Alles auf Gründen beruhen soll, läfst sich durch nichts Anderes begründen, als dadurch, dass die Vernunft einmal diese Foderung thut. Jeder Versuch, hier Gründe anzugeben, setzt schon die Gültigkeit der Foderung voraus. Ist nun ein jedes Gewissseyn, welches kein Wissen ist, ein Glaube: so ist auch die Annahme, dass die Vernunft verdiene, uns zu leiten, als Quelle und Prüfstein aller Wahrheit verehrt zu werden, ein Glaube, und all unser Wissen beruht zuletzt auf Glauben. Es giebt eine wahre philosophische *Mystik,* denn wir kommen bey unserem philosophischen Forschen dahin, einzusehen, dass ohne Glaube an ein Übersinnliches auch Sinnenwelt und Vernunft, das Gewisseste, was wir haben, für uns aufgehoben wären. Aber wir sind genöthigt, das Unbegreifliche mit Gedanken zu denken, die von dem Begreiflichen hergenommen wurden. Die Mystik wird *Mysticismus,* sobald uns das Bewusstseyn verläfst, dass die Bilder die Sache nicht erreichen, und in unserer Vorstellung Bild und Sache in einander schmelzen. Des Skepticismus wahrer Charakter ist nicht *Leugnen,* selbst nicht *Zweifeln,* sondern *Forschen.* So ehrwürdig und göttlich aber auch die Wissenschaft ist: so ist sie doch nicht als das Göttlichste und Höchste zu preisen. *Handeln* ist die wahre Bestimmung des Menschen; aber der edlere Mensch zeichnet sich dadurch aus, dass er strebt, von seinem Handeln zu wissen, und nach seinem Wissen zu handeln."

Za.

PÄDAGOGIK. *Stuttgardt,* b. Metzler: *Die königlich-wirtembergischen Verordnungen in Schulsachen,* für evangelisch-lutherische Kirchen- und Schul-Lehrer zur Erleichterung ihrer Amtsführung, in einem alphabetischen Auszuge dargestellt von M. *Phil. Heinrich Schuler,* Superintendenten und Stadtpfarrer in Freudenstadt. 1810. 57 S. 8. (6 gr.) Diese kleine Schrift ist zunächst für das Königreich Wirtemberg, um den treuen und gewissenhaften Lehrern in Kirchen und Schulen ihre obliegenden Berufspflichten durch Bekanntmachung mit den allmählich gegebenen Provinzialgesetzen zu erleichtern. Aber auch ausser dem Wirtembergischen wird dieselbe von Nutzen seyn können, wenn man sie dazu gebraucht, was fehlt, und wie dem abzuhelfen sey, daraus kennen zu lernen, denn nicht leicht wird ein Staat so gute Schulgesetze aufzuweisen haben, als der wirtembergische. Der Vf. ist Willens, auf eine ähnliche Weise auch die Kirchengesetze herauszugeben. Wir wünschen ihm dazu von Herzen die nöthige Unterstützung.

P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JUNIUS, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Sander: *Über König Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie.* Öffentliche Vorlesungen, gehalten zu Berlin im Winter 1810, von *Adam Müller.* 1810. 349 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Vorlesungen, welche wir hier als ein Ganzes erhalten, sind in der Hauptstadt Preussens zu einer Zeit gehalten worden, als Jedermann voll von Erwartungen über die Dinge war, welche da kommen sollten, und Jeder damit umging, Plane zu entwerfen, wie einer dringenden Noth abzuhelfen, und wie ein dauerhafter besserer Zustand zu begründen sey. Natürlich äusserten Furcht und Hoffnung, Hass und Liebe, und was sonst das menschliche Gemüth bewegt, und den Verstand und das Urtheil der schwachen Sterblichen besticht, hier ihren Einfluss um so mehr, weil in den preussischen Staaten eine gewisse Unruhe sehr allgemein verbreitet war, und die unglückselige leidenschaftliche Schreibseligkeit so manches wahre und vermeintliche Gebrechen an das Licht gezogen hatte, von dem es besser gewesen, wenn es mehr verborgen geblieben und aus dem Dunkel geheilet worden wäre. Unter solchen Umständen vor einem Publicum aufzutreten, welches bloss dadurch, dass es sich zu einer solchen Unterhaltung vereinigt, auf eine sehr thätige Weise zu erkennen giebt, dass es sich zu dem gebildeten Theile der Nation rechne, und eine warme Theilnahme an den Angelegenheiten der Gesellschaft in seinem Busen trage, ist in der That eine sehr schwierige Sache. Reine ungeschminkte Wahrheit, offene Darstellung des Guten und Bösen, unumwundene Geständnisse und Äusserungen über die eigenen Überzeugungen sind, sobald solche Vorträge Angelegenheiten zum Gegenstande haben, welche das Gemüth lebhaft afficiren, und der Redner nicht etwa, wie der geistliche Redner, einen heiligen Beruf, einen höheren Gewährsmann für sich anführen, und seinen Reden eine göttliche Weihe geben kann, nicht zu erwarten. Dagegen ist die Anwendung und Benutzung kleinerer Künste, damit das Gemüth gewonnen, der Verstand überrascht, frappirt, oder umnebelt werde, gar nicht zu vermeiden. Hieraus ergiebt sich denn von selbst, dass die Schriften dieser Gattung an und für sich zur Begründung und Verbreitung von Wahrheiten sehr wenig geeignet sind. Sie sind es aber um so weniger, wenn die Vff. noch mehr, als es die Gattung mit sich bringt, einen Gefallen daran finden, den Weg des einfachen gesunden Verstandes und Geschmacks zu verlassen, dagegen darauf ausgehen, bald durch hohe und excentrische Schwünge, bald durch tiefsinnige mystische und poetische Darstellungen ihre Werke zu schmücken, und durch ungewöhnliche Worte, durch paradoxe Aussprüche und Zusammenstellungen oder durch grelle Antithesen, durch Taschenspielereyen jeglicher Art, ihren Producten den Schein von Neuheit und das Ansehen einer ausserordentlichen Tiefe und ächter Originalität zu geben. Auch das Vergnügen und die Unterhaltung, welches sonst geistreiche Declamationen gewähren können, wird dadurch gar sehr unterbrochen und vermindert. Ohne im Mindesten das schöne ausgezeichnete Talent unseres Vfs. zu verkennen, ohne gegen den besseren richtigeren Sinn, der vielfältig hervorleuchtet, ungerecht zu seyn, glaubt Rec. doch behaupten zu können, dass das vorliegende Buch durch die eben bemerkten falschen Strebungen gar sehr an dem Werthe, den es hätte haben können, verloren hat, dass insbesondere der Genuss, den es hätte gewähren können, sehr vermindert worden ist. Es ist daher sehr zu wünschen, dass der Vf., welcher zu den von der Schriftstellerey Gewerbe machenden *hommes des lettres* gehört, und mit so manchen trefflichen Eigenschaften für einen Schriftsteller von Profession begabt ist, nicht ohne grosse Besonnenheit und Vorsicht eine Manier weiter verfolge, welche an sich zu den schlechteren gehört, und welche nicht lange ohne nachtheiligen Einfluss auf den Geist und auf das Gemüth verfolgt werden kann. Nur zu oft wird aus dem, der den Charlatan spielt, ein wirklicher recht widriger Charlatan, und die Sophisterey, welche heute ihr Spiel mit dem Unheiligen treibt, fällt, wenn sich eine reizende Einladung darbietet, leicht in Gefahr, morgen sich an das Heilige und Ehrwürdige zu machen. Schon sind hie und da die Zeichen davon in diesem Buche vorhanden, und noch öfter dringt sich der niederschlagende Verdacht auf, dass der Vf. nur als Sophist für oder gegen eine Angelegenheit auftrete, für oder gegen welche nur aus dem edleren Gemüthe und dem reineren Verstande gesprochen werden sollte. Auch als Stifter oder Sprecher einer eigenen Partey, welche sich unserer Vorfahren annimmt, welche für das Bestehende die Gerechtigkeit in Anspruch nehmen will, die ein, durch die Wohlthaten desselben übermüthig gewordenes Zeitalter ihm versagt, die dem Geiste und dem Gemüthe des Menschen eine höhere Kraft als den todten Institutionen und dem leblosen Mechanismus bey-

legt, die endlich dem ganzen Menschen eine Stelle anweiset, auf welcher der Einzelne noch etwas mehr gilt, als ein die Zahl vermehrendes Stück der grofsen Heerde, hat sich der Vf. wohl zu hüten, dafs er in seinem an sich sehr lobenswerthen Streben nicht zu weit gehe, dafs er die Grenzen nicht ausser Acht lasse, welche hier wie überall vorhanden sind, dafs er es nicht vergesse, dafs, so gröblich auch der Irrthum seyn mag, der dem entgegengesetzten Systeme zum Grunde liegt, und so fürchterlich die Folgen sind, die solches nach sich gezogen hat, dennoch manches Einzelne desselben auf gutem Grunde beruhet oder doch wenigstens zu den nothwendigen Übeln gehört, denen der Verständige, im Gefühl der menschlichen Schwäche, sich nicht mehr entgegenzusetzen, sondern die er zu mindern und zum Besten zu kehren bemüht seyn muss. Die Gefahr, welche der deutschen Literatur droht, wenn der übrigens geistreichen Schriften, in einer Manier, die sich von dem geraden einfachen Wege zu sehr entfernt, zu viele werden, ist so bedeutend, ist besonders für den Ruf, den wir Deutschen bey den Ausländern bekommen, so nachtheilig, dafs es Pflicht eines jeden deutschen Mannes ist, dagegen zu reden, und durch die Gefahr, für einen gemeinen höchst prosaischen Kopf gehalten zu werden, sich nicht abhalten zu lassen, vor Abwegen zu warnen, vor welchen sich die grofsen Ausländer, — die unser Vf. mehr durch Lobpreisungen in Worten, als durch Benutzung ehrt, und die er, wie es oftmals scheint, mehr rühmt, als er sie durch eigenes Studium kennt, — bey aller Lebhaftigkeit und bey allem Glanze des Vortrags, sehr sorgfältig zu hüten bemüht waren.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Manier, wollen wir, ohne des Anstöfsigen in der Darstellung weiter viel zu erwähnen, mit einigen der Hauptgedanken des Vfs. uns beschäftigen, ohne uns in das kaum mögliche Geschäft, der Gedankenreihe, oder vielmehr den Gedankensprüngen des Vfs. zu folgen, einzulassen. Das Lehrreiche, welches die zwölf Vorlesungen, die dieses Buch in sich fasst, enthalten, ist es übrigens nicht nur für Preussen, sondern für jeden Staat und für jedes Volk. Es ist aber mehr brauchbar für ein in seinem Inneren veraltendes und morsch werdendes, und defshalb dem Verderben oder einer grofsen Revolution entgegenreifendes Volk, als für ein Volk, das wirklich bereits in das Verderben gerathen ist. Wäre es möglich gewesen, es dahin zu bringen, dafs die preussischen Behörden und die preussischen Völker vor der letzten Katastrophe den Wahrheiten ihr Ohr geliehen hätten, die hier niedergelegt sind, und die es jetzt willig anhört und anerkennt; wäre es möglich gewesen, sie dadurch aus einem gewissen Wahne, der sich ihrer bemächtigt hatte, herauszureissen, und die Ideen in ihnen zu wecken, welche hier empfohlen werden: so würde wahrscheinlich ein solcher Sturz nicht erfolgt seyn. Jetzt hingegen, wo es darauf ankommt, sich aus recht dringenden höchst irdischen Verlegenheiten schnell herauszureissen, und in einem höchst krampfhaften unnatürlichen Zustande ganz ausserordentliche Anstrengungen zu machen, kann von höheren Mitteln, welche langsam wirken, welche, weil sie auf Freyheit gegründet sind, Freyheit erfodern, nicht so viel erwartet werden, obwohl es gut ist, wenn man über der Sorge für das, was zunächst liegt, den Blick in das Höhere, Entferntere nicht ganz und gar aufgiebt.

In der 1 Vorlesung wird gegen die Idee gesprochen, dafs den Übeln, unter welchen Preussen seufzt, nur durch einen grofsen Mann abgeholfen werden könne, und dafs ein solcher Wunder zu thun vermöge. Bis zum Erstaunen geht jedoch, wie die Geschichte lehrt, das, was ein wirklich grofser Mann zu Stande zu bringen vermag; und wenn sie freylich auch lehrt, dafs die Curarten grofser Männer eine Constitution voraussetzen, welche grofser Anstrengungen fähig ist: so sollte doch nie ein Mann, der mit der Menschheit bekannt ist und es gut mit ihr meint, herabwürdigend von der Wirksamkeit *grofser* und *guter* Männer sprechen. Hierauf wird ein anderer Gedanke, dafs nämlich die Abirrung von nationalen Ideen und Gefühlen, und von der Nationalität überhaupt, und ein zu grofses Hinneigen zum Privatleben auf der einen, und zum Kosmopolitismus auf der anderen Seite, zu den Übeln unserer Zeit gehöre, gut dargestellt und durchgeführt. Falsche Begriffe von der Humanität, von den Kräften und von der Bestimmung des Menschen, besonders unter einer Zunft, die sich durch Wort, Schrift und That zu Erziehern der Nation aufwarf, führten zu dem unseligen Kosmopolitismus, der alle lebendigen thätigen Gefühle für das Einzelne tödtet. Der Egoismus, ein Luxus, der stets neue Bedürfnisse und Vergnügungen mit sich führt, leitete zu der ersten Abirrung. Noch mehr aber verschuldete der Staat selbst und dessen Bildner dabey. So wie die monarchischen Staaten mehr zu einer Maschine gebildet wurden, die ganz ihren eigenen Gang ging, und welche jedes Eingreifen und Mitwirken derjenigen abwehrte, die nicht als Theile der Maschine anzusehen und bey ihr angestellt waren, die hinwiederum dafür sorgte, dafs jeder seinen Weg gehen, seinen Zweck ungestört verfolgen konnte: so nahm die Zurückziehung auf das Privatleben, die Gleichgültigkeit gegen das Ganze zu, die endlich sogar in eine Art von Opposition ausartete, als der Staat — das Abstractum — immer mehr eine Stelle einnahm, vermöge welcher sein Wohl von dem Wohl der Einzelnen ganz verschieden war, und zu dessen Beförderung Mittel und Wege einschlug, die nicht selten den Ruin einzelner und ganzer Classen von Unterthanen gerade zu mit sich führten.

In der 2 Vorlesung werden jene Ideen weiter verfolgt; es wird dabey die Armseligkeit gewisser Vorstellungen vom Staate, von den Vorstehern desselben und ihren Verhältnissen sehr lebendig geschildert; dann wird zu zeigen gesucht, wie *Friedrich* das öffentliche und Privat-Leben mit einander zu verflechten gewufst habe, und wie weit ihm dieses für seine Zeit gelungen sey. Doch nimmt der Vf. weit mehr

eine Phantasie als die Wirklichkeit zur Führerin, und läſst den groſsen König fühlen, denken und handeln, wie er es für gut findet, und wie es zu den neuen Ansichten und exaltirten Darstellungen, wodurch er bezaubern will, paſst. — Gegen den Einwurf, daſs es jetzt, da der Sturm noch immer tobe, noch nicht Zeit sey, Hand an das groſse Werk der Rettung und Verbesserung zu legen, eifert der Vf. deſshalb noch mit mehrerem Rechte, weil das Mittel, das er zur Hebung vorschlägt, nicht gewöhnlicher irdischer Art und nicht von bestimmter Form und gemessenem Umfang ist, sondern in einer Idee, in einem Princip höherer Art besteht, welches in mannichfaltiger Gestalt sichtbar zu werden, jegliche Form zu beleben und zu ersetzen im Stande ist, welches kurz, und in einer allgemein verständlichen Sprache ausgesprochen, darin besteht: Regierungen und Völker müssen in die innigste gegenseitige Verbindung treten, das Privatleben und Privatinteresse muſs mit dem öffentlichen Leben und öffentlichen Interesse zusammenschmelzen. Freylich ein wirksames Mittel: denn da, wo eine so schöne Harmonie vorhanden ist, wo Völker und Regierungen einander mit aufrichtigem, mit bereitwilligem Herzen entgegengehen, wird auf die Art und Weise, auf die Form wenig ankommen, so wie, im Gegentheil da, wo von einer solchen Harmonie nichts zu finden ist, wo vielmehr Miſstrauen und eine gewisse Verdrossenheit, die allenthalben nur durch Zwang gebändigt und bewegt werden kann, vorherrscht, die schönste Form wenig zu wirken vermag. Allein dessenungeachtet ist doch mit der Erweckung eines solchen Sinnes noch nicht Alles gethan; es wird vielmehr, um diesen schönen Sinn zu leiten und zweckmäſsig zu benutzen, immer noch hohe Weisheit nöthig seyn; es wird auf die Auflösung der gegebenen Formel sehr Vieles ankommen, da es bey der Lage der Dinge nicht hinreichend ist, die stillen Wirkungen einer solchen edlen Stimmung abzuwarten, sondern da sofort und vor allen Dingen das Problem zu lösen ist, wie ein Staat, der bereits sehr geschwächt ist, der bereits so ziemlich von allen den Kräften, welche, ohne das Leben zu vernichten, benutzt werden können, Gebrauch gemacht hat, und dessen beste Adern noch dazu in ihren Operationen gehemmt sind, wie ein solcher Staat in den Stand gesetzt werde, ein recht gemeines irdisches Bedürfniſs zu befriedigen. Es möchte deſshalb sehr Vieles von dem, was der Vf. als seiner Curmethode unwürdig bald verschreyet, bald jedoch als nicht so ganz verwerflich wieder annimmt, nicht zu entbehren seyn. Denn wenn auch das Beginnen und Treiben der gemeinen Politiker und Statistiker, die durch Zahlen und durch den gemeinen Calcul Alles abthun und abmessen, und durch das Körperliche, das gemessen und gezählt werden kann, das Geistige und die wahre Kraft aufs Haar bestimmen wollen, über allen Ausdruck erbärmlich und lächerlich ist: so giebt es doch einzelne Lagen, wo es auf Zahlen und Quantitäten und auf Herbeyschaffung der körperlichen Masse vor allen Dingen ankommt. Aber freylich konnte sich jene Harmonie nicht schöner und ehrwürdiger zeigen, als gerade hier: denn jene Scheidung des öffentlichen Lebens vom Privatleben ist ja nirgends sichtbarer, als gerade bey der Herbeyschaffung der öffentlichen Bedürfnisse, da, wie der Vf. richtig bemerkt, jeder der vielen Finanzpläne das Eigene hat, daſs die Urheber sich, ihre Genossen und ihre Gewerbe zu eximiren suchen. — In der 3 Vorlesung stellt der Vf. unter anderen, zwar nach seiner Phantasie, aber doch sehr schön und nicht ohne Wahrheit dar, wie *Friedrich* am Ende seines Lebens zu einer gewissen Schwermuth und Menschenverachtung kam und kommen muſste, wohin die Doctrin vom Fortschreiten des Menschen, welche in und durch ihn entstanden, ihn gebracht. Dann zeigt er in ziemlich mystischer, höchst paradoxer Manier, wie die Perfectibilität so manche Hemmung habe und haben müsse, wie namentlich die Menschheit und das gröſste Talent ewig abhängig seyn und bleiben werde von dem Grundeigenthum, von den Frauen, von den Ideen des Rechts, der Wahrheit, der Treue und der Dauer, die als dunkle Gegenkräfte den Weltlauf der sichtbaren Kräfte aufhielten und hemmten. Diese ewigen, von der Natur hervorgebrachten Gegenkräfte müſsten daher der allzu begünstigten Kraft des Talents wieder entgegengestellt werden, wenn von Herstellung und Erhebung der Monarchie die Rede seyn sollte. — Vieles von dem, was hier ziemlich hieroglyphisch gesagt worden ist, erhält in der Folge zwar seine Deutung; inzwischen würde manche zum Grunde liegende, an sich richtige Idee durch eine natürlichere Darstellung unendlich gewonnen haben. Wie manche richtige Behauptung würde aber dem Schicksal einer Seifenblase nicht entgehen, wenn ihr nichts Reelleres zu Grunde läge und zur Empfehlung diente, als das, womit sie der Vf. verbrämt! — Als Hauptsymptome der Krankheit des Staats werden angegeben: Zerrüttung des Grundeigenthums, Corruption des gesellschaftlichen Lebens und der Erziehung, des eigentlichen Gebiets der weiblichen Wirksamkeit, und der Verfall der Ideen von Staat, Gemeinwesen, Recht, Ehre und Religion. Zuerst soll vom Grundeigenthum, das heiſst vom Adel, das heiſst von der Ständeverfassung — so findet sichs S. 76 wörtlich — gehandelt werden, und hieraus kann man sehen, was dem Vf. die hergebrachten Worte sind. Denn wenn man auch die Beziehung, in welcher jene Dinge zu einander stehen, wohl einsieht: so können sie doch nicht für identisch gehalten werden. Rettung des wahren Adels ist dem Vf. die erste Bedingung der Monarchie, wahrscheinlich weil er an sein Auditorium dachte. Aber was es eigentlich ist, was damit gerettet werden soll, davon mögen wohl manche der Zuhörer wenig begriffen haben, und kein Theil mag wohl ganz damit zufrieden gewesen seyn. Wahr mag es seyn, daſs dadurch, daſs jeder Einzelne vom Adel die Rechte des ganzen Standes geltend machen wollte, hauptsächlich der Druck und der Reiz entstand; allein eine andere Frage ist es, ob jenes eine Folge da-

von war, dafs der Staat in der perfönlichen Auszeichnung diefes Standes nachgelaffen habe, oder nicht vielmehr Folge davon, dafs jene Rechte und diefe Auszeichnung zu der Form, die der Staat erhalten, und zu der Bildung, welche die Gefellfchaft bekommen hatte, nicht mehr pafste. Was in Zeiten, wo der Adel allein das hatte, was man als Bildung foderte und gelten liefs, wo er allein im Befitz des Rechts, der Mittel und des Vermögens war, fo zu fühlen und fo zu handeln, wie ein freyer liberaler Menfch fühlen und handeln mufs, Regel feyn konnte, und, ohne dafs man etwas dabey künftelte, Regel wurde, das konnte es nicht bleiben, und hätte es nicht bleiben follen, als fich alles diefes änderte, als fich Bildung, Reichthum ausbreitete, und auch nicht-ritterbürtige Menfchen in eine gleiche Haltung mit den ritterbürtigen traten. War es doch felbft im Mittelalter, aus welchem die heutigen Rechte des Adels herftammen, ganz anders. Was Ritterbürtigkeit gab, konnte ja durch den Doctorhut erworben werden. — Der Verkehr mit dem Grundeigenthum, wie mit gemeinem beweglichen und fungiblen Eigenthum wird, nicht ohne Grund, aber doch auch nicht ohne Übertreibung, getadelt. Es müffe fo behandelt werden, dafs auch der Enkel noch ärndten könne, daher im Ganzen nicht einzelnen Perfonen, fondern Familien übertragen werden, die Bewirthfchaftung müffe nicht fabrikmäfsig, fondern mit höheren Rückfichten gefchehen, und die Befitzer müffen möglichft enge an den Staat geknüpft werden. Auf fie falle ja zur Zeit der allgemeinen Gefahr das Meifte. Alles richtig; aber warum defshalb gewiffe Syfteme der Landwirthfchaft, die Bemühungen, den Ertrag zu erhöhen oder zu berechnen, getadelt und lächerlich gemacht werden, kann Rec. nicht einfehen. Denn alles diefes kann doch gefchehen, ohne dafs jener höheren Anficht Abbruch gefchieht. Innige Verbindung mit dem Grundeigenthum, eine Ehe der Familie mit dem Gute, fey Grundlage des Adels. Sein Streben und feine Beftimmung fey Zufammenhaltung des Staats, fo wie die Beftimmung des lebendigeren, regfameren, dem männlichen Gefchlechte zu vergleichenden Bürgerftandes dahin ziele, zu bewirken, dafs der Staat nicht in Verfteinerung übergehe, fondern ewig neues Leben und neue Jugend behalte. Beide Stände hätten durch diefe Wechfelwirkung das Verdienft, den Staat zu erhalten und zu ftützen, gemein, alfo gleiche Ehre; aber zarter werde die des Adels feyn, fo wie die des weiblichen Gefchlechts, deffen Stelle in diefer feltfamen Ehe dem Adel angewiefen wird, zarter fey als die des männlichen. Was würde herauskommen, wenn man diefe Vergleichung weiter verfolgte und ernftlich anwendete! Dem Muthe, und allem, was mit ihm zufammenhängt, den fchwachen Reften des alten ritterlichen Sinnes, die immer noch die fchönften Parthieen in unferer Nationalbildung ausmachen, würde man alsdann beym Adel Hohn fprechen dürfen. Denn wer macht dem weiblichen Gefchlechte einen Vorwurf, wenn es Furcht zeigt? — Durch innige Verbindung des Grundeigenthums — fo etwa geht es in der 4 Vorlefung fort — mit Familien werde erft die Thätigkeit des einzelnen Arbeiters recht nützlich. — Vieles müffe beym Ackerbau mit Rückficht auf ferne Gefchlechter gefchehen, aber er fodere auch viele gegenfeitige Hülfsleiftungen der neben einander ftehenden Feldbauer. Es fey daher gegen deffen Geift, wenn die mancherley perfönlichen Leiftungen alle auf Geldpräftationen gefetzt würden, weil das Metall bey vielen landwirthfchaftlichen Arbeiten feine Kraft verliere, und nicht leiften könne, was liebreicher Beyftand und perfönliche Unterftützung der Nachbaren zu leiften vermöge. — Alfo, möchte man fragen, foll der minder begünftigte Nachbar, der mit feinem mehr begünftigten Nachbar ein gleiches Gewerbe treibt, das Seinige den Ereigniffen, welchen die landwirthfchaftlichen Arbeiten ausgefetzt find, Preis geben, um dem mehr begüterten Nachbar liebreichen Beyftand zu leiften? Denn dafs der Grundherr den Frohnpflichtigen hinwiederum helfe, davon ift doch bey den jetzigen Verhältniffen die Rede nicht! O der Sophiften, wie fie mit Allem ihr buhlerifches Spiel treiben! Keck klagen fie felbft die gute fchuldlofe Natur an, welche doch mit bewundernswürdiger Weisheit die Arbeiten, die der Menfch anwenden mufs, um ihrer mannichfaltigen Gaben und Segnungen theilhaftig zu werden, fo vertheilt hat, dafs diefelbe Hand fäen, gäten, ärndten und drefchen kann. Wäre das wahr, was der Vf. von der Nothwendigkeit grofser perfönlicher Hülfsleiftungen fagt: fo wäre die Landwirthfchaft längft zu Grunde gegangen; denn leider gehört Gleichgültigkeit bey den Begegniffen der Nachbaren zu den charakteriftifchen Zügen des Bauern. Und kann man fich die Arbeit des Fröhners, dem das Seinige hinter feinem Rücken verdirbt, unter dem fchmeichlerifchen Bilde einer liebreichen Hülfleiftung denken? — Ungeachtet der Unveräufserlichkeit des Grundeigenthums müfsten, das giebt der Vf. zu, jetzt freylich wohl manche Veräufserungen geftattet werden, der Staat könne auch dergleichen Dispenfationen um fo eher ertheilen, weil vieles Grundeigenthum folche Befitzer habe, die in keiner wahren Verbindung mit demfelben ftänden. Übrigens fey die Veräufserlichkeit nur bey beweglichen Sachen ein Kennzeichen des Eigenthums. Das einzige fichere Kennzeichen alles Eigenthums überhaupt fey: „die lebhafte Wechfelwirkung zwifchen dem Eigenthümer und feinem Befitz, zwifchen der Frau und dem Manne, zwifchen dem Bauer und dem Grundherrn, zwifchen dem Adel und dem Bürgerftande." So heifst es S. 115 wörtlich, und Rec. kann verfichern, dafs dergleichen fublime Stellen in dem Buche fich fehr viele finden, wovon fich aber freylich in einer Recenfion, wenn fie nicht zu einem noch dickeren Buche werden foll, als das Buch felbft, kein Gebrauch machen läfst.

(Die Fortfetzung folgt im nächften Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JUNIUS, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Sander: *Über König Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie.* Öffentliche Vorlesungen, von *Adam Müller* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In der 5 Vorlesung wird die Materie vom Adel weiter verfolgt. Nicht alle die Gründe, mit denen die Gegner des Adels, welche freylich auch nicht bloss der Wahrheit und Gerechtigkeit huldigen, dieses Institut angreifen, werden berührt, nur einige der schwächern, und hier, wie bey den Gründen dafür, ist so viel Willkührliches, so viel Phantastisches, dass sich ein Auszug nicht geben lässt, eine Prüfung der Ideen aber viel zu weit führen würde. Mit dem Adel es nicht zu verderben, und doch zugleich in die ächt adelichen Ideen nicht einzugehen, das ist sehr sichtbar das Hauptstreben. Es soll Adel bleiben, er soll da stehen, wo er steht; aber es soll nicht derselbe Adel bleiben, er soll nicht so da stehen, wie er da steht, das ist die Hauptsumme. Viel Richtiges ist in dem Räsonnement über die Folgen, welche die Vertauschung eines vornehmen Lebens mit dem nicht adelichen Leben, und die Ausbildung der sogenannten Societé nach sich gezogen hat; doch muss dieses dem Publicum des Vfs. nicht gefallen haben, denn in der folgenden Vorlesung folgen Erläuterungen und Capitulationen. — Zur Einleitung in die Betrachtungen über die ständischen Verhältnisse wird mit grosser Wärme gegen die Weisheit gesprochen, welche in der Theilung der Gewalten so selbstgefällig als thöricht die wahre Quelle alles Heils gefunden zu haben glaubt, und die, weil Grossbritannien bey diesem Staatsmechanismus glücklich und gross ist, sich in ihrer Beschränktheit einbildet, dass durch ihn Völker gross, glücklich und frey werden müssten. Den Geist, welcher dort lebt und wirkt, und die Maschine dort bewegt und lenkt, kann und will man nicht sehen; darauf, dass, wie der Vf. sagt, es nicht bloss Luft, sondern die öffentliche Meinung ist, welche die Minister Englands einathmen, achtet man nicht. —

Die 6 Vorlesung hat es mit der künftigen preussischen Ständeverfassung ganz eigentlich zu thun. Sie soll nicht nach dem Leisten, sondern im Geist der englischen seyn. Repräsentation sey nothwendig, denn nicht alle Individuen können erscheinen. Über die Repräsentation durch Wahlen, nach den Ideen des Tages die einzige, von welcher soll Heil gehofft werden können, wird verständig gesprochen. Wenn man erwägt, wie es mit den Wahlen aussieht, wie alles so artig, so lenksam, so geschmeidig ist: so kann man nicht einmal sagen, dass die Laune des Augenblicks durch sie repräsentirt werde, wie der Vf. will, wenigstens nicht die Laune der Wählenden. Soll diese gelten: so sind gewisse Zügellosigkeiten und Unarten, wie solche sich bey den Wahlen in England zeigen, nicht gut zu vermeiden, und es zeugt von einer grossen Einseitigkeit der politischen Urtheiler, wenn sie in dergleichen Auftritten nichts als das Ärgerliche, das darin liegt, sehen, und solche als ganz unverträglich mit ihrem wohlgeordneten Staat betrachten. Es ist daher gewiss nicht zweckwidrig, neben der Repräsentation durch Wahl, auch die durch Geburt bestehen zu lassen, da es unmöglich ist zu leugnen, dass, wer sein Recht nicht bloss der schwankenden *aurae populari* oder *aulicae* zu verdanken, sondern solches von seinen Vorfahren überkommen und seinen Nachkommen wieder zu überlassen hat, ein ganz anderes Gefühl, *von* und *für* seine Bestimmung, und eine ganz andere Ansicht von sehr vielen Dingen haben müsse, und namentlich, wie der Vf. bemerkt, dem Bleibenden und Festen das Wort reden werde. Eine solche gemischte Repräsentation wird daher dem preussischen Staate als höchst nöthig empfohlen, weil ohne sie die Verwaltung, welche von Tausenden auf die verschiedenartigste Weise angegangen, und mit den widersprechendsten Petitionen überladen, nach den entgegenstehendsten Grundsätzen beurtheilt werde, nicht vermögend sey, etwas Reelles zu Stande zu bringen, und die göttliche Lust zu behalten, mit welcher alles Grosse auf Erden gethan werden müsse. Nur eine Weile könne der Wille des allgewaltigen Befehlshabers da schalten, wo eigentlich das Gemüth des Staates walten solle, und eine Zeitlang könnten zwar dessen höchst endliche Zwecke mit den ewigen seiner Nation verwechselt werden, aber ungestraft könne es nicht geschehen. Auf ächten Feudalismus müsse die Repräsentation gegründet werden: denn ein neugeschaffener und neugebildeter Stand vermöge nicht eine feste Grundlage abzugeben zu einem soliden Gebäude. Die Wahlen seyen sehr leicht, und allmählich würden auch die Repräsentanten durch Wahl zu dem Gefühl gelangen, dass sie nicht bloss den Moment und dessen Launen zu repräsentiren hätten. — An den bestehenden ständischen Verfassungen setzt der Vf. mit Recht aus, sie seyen provincial, nicht national, sie seyen zu sehr zu ständi-

schen Verwaltungsbehörden herausgesunken, hätten überhaupt nicht die gehörige Stellung gegen die Administration, welcher sie diametral entgegenstehen müssten, wenn sie etwas wirken sollten. Ob dieses die rechte Stellung sey, daran liesse sich doch auch wohl zweifeln, wenn es gleich richtig ist, dass die Stände-Versammlung das Recht haben muss, sich der Administration in sofern entgegenzustellen, dass sie, ohne dass dem Individuum und dem Ganzen daraus ein Vorwurf gemacht werden kann, jeden Schritt der Administration beurtheilen, und nach dem Interesse des Ganzen beleuchten darf. Dieses scheint auch die Idee des Vfs. zu seyn, der auch natürlich nicht will, dass sich die Stände in die eigentliche Administration mischen, sie sollen nur *indirecte* auf solche wirken.

Die 7 Vorlesung stellt die Verhältnisse der Frauen zum politischen Leben dar. — *Friedrichs* Leben ausser aller Familie sey der Bildung des Staats für die Ewigkeit nicht günstig gewesen. Die Gedanken über den Einfluss, den die Frauen auch dann, wenn sie nicht intriguiren, auf die Äusserungen der Herrschaft haben können, sind allerdings, bey mancher Paradoxie, die nicht ausbleibt, genialisch und nicht ohne Interesse. Denn wenn sich auch, was der Vf. gleichfalls zugiebt, nicht zeigen läst, wo dieser Einfluss Statt finde, was und wie weit er jederzeit wirke: so ist es doch gewiss, dass das durch die Frauen begründete Familienleben eine grosse Veränderung in der ganzen Stimmung des Menschen und in der Ansicht der Dinge hervorbringen könne. Durch dasselbe werden die Götter der Erde recht eigentlich wieder in die Menschheit zurückgeführt. Hier wird ihnen so manche Veranlassung, die Hinfälligkeit und die Abhängigkeit einer jeglichen menschlichen Kraft schmerzlich und rührend zu fühlen, hier wird ein eiserner Wille oft durch eine namenlose Kleinigkeit gelähmt und gebrochen. Wie muss, um die Sache etwas näher zu betrachten, derjenige, der mit theilnehmendem, mit fühlendem Herzen den unendlichen Sorgen zugesehen hat, welche die Erhaltung und Auferziehung eines Menschen von der ersten Stunde seiner Geburt an nöthig macht, den Menschen und dessen Werth überhaupt betrachten, wie muss er die älterlichen Verhältnisse, besonders die der Mutter zu ihren Kindern, ganz anders schätzen, als ein Anderer, der alle jene Gefühle und Sorgen höchstens nur von Hörensagen kennt! Was es wirken musste, dass nach einer langen gänzlichen Entfernung alles weiblichen Einflusses auf einmal dieses Einflusses in dem preussischen Staate so viel wurde, wird trefflich angedeutet. Auch ists schön, was zur Entschuldigung der Abneigung *Friedrichs* gegen das Deutsche, über die Lage und Stimmung des Gemüths gesagt wird, in welche er durch diese Abneigung, wie durch die Entfernung von den Frauen, in der er sein Leben hinbrachte, versetzt ward.

Die 8 Vorlesung enthält zuerst Betrachtungen über die Ehre und die Liebe, welche dem Anschein nach einander gegenüber stehen, indem die eine darauf hinzielt, seine Eigenheit zu behaupten, die andere hingegen, sie hinzugeben. Die den Glauben an Menschen und das Vertrauen auf Menschen so sehr schwächende Erscheinung unserer Tage, dass dieselben Menschen, sich immer auf die Ehre berufend, Alles gewagt haben für eine Angelegenheit, gegen welche bis dahin ihr ganzes Leben gerichtet gewesen, oder gegen eine Sache, für die sie bisher gelebt, lasse fast glauben, als ob das, was man im gemeinen Leben Ehre nenne, eigentlich gar kein Object habe, und mit öffentlichen Dingen in gar keiner Beziehung stehe, und also nur durch reine Persönlichkeiten verletzt werden könne. Ganz anders sey es in den Ritterzeiten gewesen. Für die Frauen, für den Lehnherrn, für die Religion, für Ideale sey der Ritter Alles zu opfern stets und stündlich bereit gewesen. Auch mahne uns alle eine höhere Idee von Ehre, die man eine *geistige*, eine *öffentliche* Ehre nennen könne, und bey uns die *deutsche* Ehre heissen müsse, die eine Galanterie gegen alles Heilige, Unsichtbare, anscheinend Schwache, gegen Ideen, gegen Vaterland und Religion haben, und dadurch männlich werden müsse. Der Sinn für eine solche Ehre gehe erst durch die Frauen in uns auf, und wo sie nicht sey, fehle es dem Staate besonders dann an aller Stütze, wenn ihm das Glück den Rücken wende. Den Adel müsse vor allen Anderen ein solcher Sinn auszeichnen. — Eben so sey es mit der Liebe — worunter der Vf. nicht die gemeine Geschlechtsliebe versteht. — Es gebe eine Privatliebe, die man eben, wie die Privatehre, daran erkennen könne, dass sie ihren Gegenstand nach Art und Weise schlechter Dienstboten wechsele, und gleichwohl in den Augen des grossen Haufens Liebe bleibe. Aber es gebe auch eine höhere Liebe, die Liebe, welche jegliches Werk veredle, verkläre und Wunder thue. Wer fühlt es nicht, dass hier sehr schöne Ideen zum Grunde liegen, Ideen, welche, wenn sie gemein würden, ein jedes Volk zu erretten und gross zu machen vermöchten, und es ist kein Compliment für unser Zeitalter, dass der Vf. sich darein ergiebt, für einen Schwärmer gehalten und für völlig unpraktisch erklärt zu werden. Aber er hat darin leider vollkommen Recht. Jede Zeit grosser Krisen hat uns grosse Beyspiele von ausserordentlichen Anstrengungen und Aufopferungen gegeben, hat Märtyrer hervorgebracht, die lieber Alles über sich ergehen liessen, als dass sie der Sache untreu wurden, der sie sich ergeben hatten, welche Gott mehr fürchteten denn den Menschen. Hat man aber in unseren Tagen dergleichen unter uns aufzuweisen? Hat man nicht im Gegentheil allenthalben gesehen, wie dem gemeinsten, unbedeutendsten Eigenthum die Ehre preis gegeben, hat man nicht nur zu oft ein Drängen und Laufen wahrgenommen, um gleichsam das wieder gut zu machen, was man durch eine entgegengesetzte Gesinnung verschuldet zu haben glaubte? — Auch das ist schön, was über die Erziehung gesagt wird, durch welche man, sich und seine Generation aufgebend, eine bessere Zukunft — ein schlechter Trost — begründen will. In dem Wah-

le, genug gethan zu haben, wenn man für die Verbesserung der Erziehung durch die Schulmeister sorge, denke man an die Schule des gesellschaftlichen Lebens und deren Verbesserung gar nicht, da doch eine Veredlung der Frucht ohne die Veredlung des Stammes gar nicht Statt finden könne. Eben so wird der Wahn, in den Wissenschaften, ohne alle Beziehung auf etwas Heiligeres und Näheres, Ersatz zu finden, gehörig geschätzt.

Die 9 Vorlesung handelt von der Staatsgewalt und ihren Beziehungen auf die Nationalität. — Wenn auch einzelne ausserordentliche Menschen, sagt der Vf., fähig wären, ohne irgend Etwas weiter nöthig zu haben, eine Nation zu regieren, wie sie regiert werden solle: so wäre doch eine eigentliche Verfassung, und die öffentliche Meinung nothwendig, weil man eines Theils auf solche ausserordentliche Menschen nicht rechnen dürfe, anderen Theils auch selbst dann, wenn solche erfunden wären, doch die Sache noch ihren vielfachen Nutzen habe. Administration und Ständeverfassung müssten durchaus getrennt seyn: denn diese solle äusserlich und sichtbar dienen, und nur innerlich und unsichtbar herrschen, ganz anders die Administration. Eben so falsch sey eine Administration, die bloss von oben herab, als die so bloss von unten herauf wirke, wie die französischen Constitutions-Fabricanten sie hätten construiren wollen. Wenn *Friedrich* als Administrator desshalb gelobt wird, weil er königlich das Schicksal der Nation im Ganzen gelenkt, nie sich aber zum Vormund, Versorger und Wächter der Einzelnen herabgelassen habe: so möchte dieses wohl weder wahr noch gerecht seyn. Denn er ging oft genug von einer einzelnen Wahrnehmung, von einem einzelnen ihm bekannt gewordenen frappanten, oder ihm als frappant vorgetragenen Fall aus, und verlor selbst darüber das Ganze zuweilen zu sehr aus dem Auge, wie dieses beynahe bey einem Herrscher, der, wie *Friedrich*, selbst herrschen will, der Fall seyn muss. Das Glück und Unglück des Ganzen ist nie so in die Augen fallend, spricht nicht so schreyend an, als das eines Einzelnen, der es geltend zu machen sucht, und es geltend zu machen weiss. Und was ist denn das Ganze, und wohin führt es, wenn man immer nur für das Ganze sorgt, und den Einzelnen niedertritt? Sonst ist in der Schilderung der Lage *Friedrichs* als Administrators viel Wahres. Wenn der Vf. es tadelt, dass *Friedrich* die Functionen wie gemeine Fabrikarbeit, nach dem Princip der Theilung der Arbeit, austheilte, dem einzelnen Functionär keine Rücksichten aufs Ganze zu nehmen gestattete, wenigstens dem Sinne für solche Rücksichten keine Nahrung gab, welcher doch durch eine Religion der Dienstpflicht besonders da nicht ersetzt werden kann, wo die Religion überhaupt nichts gilt, dass er vom Gehorsam das erwartete, was nur die Liebe gewähren kann: so stimmt Rec. ihm völlig bey; und hätte nicht eine gewisse Begeisterung für den König und für den Namen Preussen eine Zeitlang wohlthätig gewirkt, hätte nicht Preussen im Auslande einen gewissen Respect genossen: dieser Fehlgriff würde sich noch weit eher gezeigt haben. Die erste Foderung, welche vom Vf. an eine wahre Administration gemacht wird, ist, dass sie lebendig sey; doch fodert er Lebendigkeit auch oft da, wo nach dem Wesen der Dinge und nach der ganzen Art, wie die menschliche Kunst zu wirken vermag, solche gar nicht möglich ist: denn der Mensch muss, sowohl im Denken als Handeln, wenn er etwas Festes hervorbringen will, einen festen Punct haben, und nur die Phantasie kann die Dinge im Fluge ergreifen und behandeln.

Die 10 Vorlesung — vom National-Credit — hebt mit einem Ausfall gegen die zarte Manier an, mit welcher hie und da der Staat von seinen Unterthanen Opfer zu fodern pflegt, welcher dem Rec., gelinde gesprochen, nicht gerecht zu seyn scheint. Es ist allerdings ganz schief, wenn man, sobald einmal gegeben werden muss, und allgemeine Opfer gefodert sind, mit einem jeden Einzelnen Complimente macht, jede Entschuldigung, die der Eigennutz zu erfinden weiss, um sich von dem Geben frey zu machen, oder wenigstens einige Erleichterung zu erhalten, für vollgültig hält: aber unmöglich verdient es getadelt zu werden, wenn man es sagt und fühlen lässt, dass man keine Freude daran habe, Opfer fodern und nehmen zu müssen; und wenn es auch wahr ist, was *Macchiavell* sagt, dass wir nicht nur die lieben, die uns Wohlthaten erweisen, sondern auch diejenigen, welchen wir dergleichen erweisen und die uns etwas kosten: so kommt es dabey nicht nur gar sehr auf das Mass an, sondern Wohlthaten und Opfer sind zwey ganz verschiedene Dinge, wie sich beides aus dem nicht einmal passenden Beyspiele der Liebe der Ältern gegen ihre Kinder zeigen lässt. Denn auch die Liebe der Ältern, welche übrigens ihre ganz eigenen Gründe hat, hat ihre Grenzen, und ermüdet, wenn das Kind der Opfer zu viele *fodert*, oder schlecht anwendet. Die Sätze des Vfs. sind daher wenigstens sehr leicht einer Missdeutung oder eines Missbrauchs fähig. Auch wird der Sinn, dass ein Jeder von seiner Ausgabe und Einnahme *gern* und *willig* dem Staate gebe, was ihm gebührt, dass er sogar *gutwillig* eine *communio bonorum* zwischen seinem Seckel und dem Staats-Seckel Statt finden lasse, schwerlich jemals allgemein werden, und man wird zufrieden seyn können, wenn ein Jeder nur *ehrlich* giebt, was zu geben ist. Die Urtheile eines *Novalis* können auch nicht wohl in einer so ernsthaften Sache als Axiome gelten. Was über das Papiergeld gesagt wird, ist sehr grundlos. Es ist hier weder der Ort, noch die Sache des Rec., dieses auszuführen; aber so viel ist doch gewiss, dass nichts delicater ist als der Credit, und dass weder Demonstrationen noch Declamationen, weder Bitten und Versprechungen noch Drohungen und Zwang eigentlichen Credit hervorzubringen, oder demselben und dem Papiergelde eine reelle und daurende Basis zu verschaffen im Stande seyn werden. Hier muss etwas Unsichtbares vorhanden und wirksam seyn, was den Verstand und die Gemüther Aller auf ei-

ne gleichmäfsige Weise anspricht. Auch möchte nach den Erfahrungen des letzten Jahrhunderts jede Operation, die nicht einen höchst soliden, sichtbaren Grund hat, sehr schwierig, und es möchte selbst das, was *Law* zu bewirken im Stande war, nicht mehr möglich seyn. Die Erscheinung, dafs ein einzelnes Handelshaus mehr Credit hat, als der Staat, ist auch nicht so toll. Denn nicht gerechnet, dafs es Zeiten giebt, wo das Privateigenthum weit mehr Garantie findet, als das des Staats: so ist gegen ein Handelshaus die Justiz mit dem Exequirer da, und man kann glauben, dafs ein verständiger Privatmann, der dieses weifs, und die Folgen davon kennt, keine Engagements eingehen werde, die er nicht zu erfüllen im Stande ist. Überhaupt ist es mit dem Schuldenwesen und dem Banquerott eines Staats etwas ganz anderes, als mit dem eines Particuliers. Der Banquerott des Staats schadet im Wesentlichen den Gläubigern allein, nicht dem Staate, vielmehr bekommt der Staat, der Banquerot macht, d. h. seine Schulden los wird, ohne sie zu bezahlen, seine Einnahmen aber behält, neue Kraft, so dafs er im Anfange des Credits, den er auf eine Zeitlang verliert, nicht bedarf, da hingegen ein Particulier durch ein Fallissement in eine höchst unglückliche, oft völlig hülflose Lage versetzt wird. — Wenn *Friedrichs* Finanzadmistration so lange eine vollständige und innerlich consequente genannt werden kann, bis die höhere Kunst nicht existirt, sich von der Sclaverey des Metallgeldes dadurch loszumachen, dafs man ihm ein wahrhaftes National-Creditgeld gegenüberstellt, und eines durch das andere garantirt und bändigt — S. 282: so möchte sie wohl ewig diesen Ruhm behalten. Denn nach der einmal Statt findenden Beschaffenheit und Lage der Dinge, und nach dem, was Metallgeld und Credit ist, — was es wenigstens denen ist, welche bis jetzt über dessen Wesen ernstliche Untersuchungen angestellt haben, — ist das Metallgeld die Basis alles Credits und aller zur Erleichterung und Erweiterung desselben erfundenen Mittel, dergestalt, dafs alle Hülfs- und Erleichterungs-Anstalten keine Realität und Dauer haben, wenn nicht die Sicherheit vorhanden ist, mit dem Surrogate auf jegliche Weise das ins Werk setzen zu können, was sich mit dem baaren Gelde thun läfst, und am Ende wirkliches Geld dafür zu erhalten. Eine Wechselwirkung der Art, dafs das Metallgeld durch ein Papiergeld an Solidität sollte gewinnen, oder an seinem wirklichen inneren Ansehen sollte verlieren können, ist gegen das Wesen und die Natur beider Gattungen von Geld. Denn wie sollte das Fundament an dem eine Stütze finden, dem es zum Fundament dient? Es ist daher auch das Streben, so viel edles Metall als möglich in ein Land hereinzuziehen, allerdings ein verständiges Streben, aber man mufs nur nicht glauben, dafs damit Alles geschehen sey. Unverständiger hingegen ist es, durch gewaltsame unnatürliche Operationen das edle Metall im Lande behalten zu wollen, und alles Geld, das man fremden Nationen bezahlt, für weggeworfen zu halten. Spanien und Holland — auf welche sich der Vf. S. 289 beruft, — können übrigens zum Beyspiel dienen, dafs mit dem Einbringen des edlen Metalls in ein Land nicht Alles geschehen ist, und dafs die Ausführung allein nicht nachtheilig wirke. Dafs aber des Holländers Papier und dessen Wort so gut als Metallgeld war, rührte doch lediglich daher, weil man die Überzeugung hatte, dafs man damit eben so weit als mit dem Metallgelde kommen, und dafür leicht Metallgeld erhalten konnte. — Die folgende Lehre des Vfs., der Staat müsse, um seine Versprechungen zu realisiren, so zu dem in seinem Umfange befindlichen Eigenthum greifen, wie ein Kaufmann zu dem seinigen, er müsse sich mit den gemeinen Hypotheken, Domainen, Regalien und Revenüen nicht begnügen, hebt alle Garantie des Privateigenthums auf. Was dieses wirkt, und wohin ein solches System führt, haben uns die terroristischen Zeiten in Frankreich gelehrt, und lehren uns die orientalischen Despotieen lange schon. Die Liebe zum Privateigenthum mag zu weit getrieben seyn, die Sorge für dasselbe mag Einzelne, die Schonung gegen dasselbe mag den Staat je zuweilen irre geleitet haben; aber dessen ungeachtet bleibt Heilighaltung des Privateigenthums eine der ersten und nothwendigsten Stützen des Staats, und eine Gleichgültigkeit gegen dasselbe, die so weit geht, dafs auch nur einige Wenige sich in ein solches System willig fügen sollten, läfst sich in der That nicht erwarten, auch verständigerweise nicht wünschen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Dresden*, in der arnoldischen Buchhandlung: *Das neue Dresden.* — Ideen zur Verschönerung dieser Stadt. — Nebst einem wahren und einem eingebildeten Grundrisse von Dresden. 1809. 24 S. 8. (16 Gr.)

Ein Erzeugnifs der Zeit, welches bald nach dem Beschlusse, dafs die Festungswerke von Dresden abgetragen werden sollten, im Druck erschien. Unstreitig enthält diese kleine Schrift, bey manchen nicht genug erwogenen Äusserungen und nicht probehaltigen Projecten, überaus nützliche Winke und Vorschläge, und zeigt in dem Vf. einen unterrichteten, hellsehenden, von seinem Gegenstande tief durchdrungenen Mann. Die beygefügten zwey Kupferblätter haben beide ihren Werth, das erste als ein sehr guter Grundrifs von Dresden; das zweyte dient dazu: des Vfs. Vorschläge mehr ins Licht zu setzen, und ist ebenfalls seinem Zwecke ganz angemessen.

Zu bedauern ist es, dafs ein harter und absprechender Ton der Wirkung des vielen Guten dieser Schrift, vielleicht hie und da den Weg vertritt, wo es ausserdem wohl Eingang hätte finden können.

X.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JUNIUS, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Sander: *Über König Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie* u. s. w., von *Adam Müller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die 11 Vorlesung, überschrieben vom nationalen Heere und von der kriegerischen Erziehung der Nation, hat es zuerst mit einer Schilderung der verschiedenen Arten von Staatsmännern zu thun. Da nur ein Staatsmann nach Ideen ein tüchtiger, für die Zeiten passender Staatsmann wäre, ein solcher aber selten sey: so müsse eine Staatskunst nach Ideen ihn ersetzen, eine Staatskunst natürlich, wie die des Vfs. Bey den Betrachtungen über das Militärwesen geht der Vf. von dem in den *Elementen* weiter ausgeführten Satze aus, man müsse nicht bloss den Friedenszustand für den natürlichen Zustand des Staats betrachten, sondern auch den Kriegszustand mit hineinziehen. Für Preussen hätte man diesen Satz nicht so vergessen dürfen, wie er dort, ungeachtet des drückenden Übergewichts des Militärs, vergessen war. Ob es übrigens so ganz wahr sey, dass Preussen jetzt weniger als je einen Krieg vorauszusehen habe, ob durch die Conscription, die jetzt allgemein werde, der Jugend eine unbestimmte Kriegslust beygebracht werde, mag Rec. nicht entscheiden, so wie er die Art von militärischer Erziehung, wie sie der Vf. will, und den Geist der Selbstvertheidigung, der allenthalben um sich greifen müsse, nicht zu fassen vermag. Aber richtig ists, dass damit, dass man den Menschen die Waffen in die Hand giebt, nicht Alles, nur das Wenigste gethan sey. Der Geist, der in dem Waffenführer lebt, macht Alles aus, dieser muss geweckt werden, dieser muss die ganze Nation zu einem Heere machen, welches wohl aus dem Felde getrieben, aber nicht besiegt werden kann. So lange freylich ein Jeder, der Grosse wie der Kleine, hauptsächlich nur darauf denkt, sich mit dem kleinen Seinigen so gut als möglich aus der Affaire zu ziehen, wird nichts Grosses hervorgebracht werden; wenn aber ein Jeder fühlt, dass das ganze Leben eines freyen Menschen nichts anders seyn müsse, als ein beständiges Hingeben des Geringeren, um das Grössere zu erlangen, und dieses Grössere dann gehörig begriffen ist: so können freylich Wunder geschehen.

Die 12 Vorlesung hat es mit der Nationaljustiz zu thun. Die Justizpflege sey als das eigentliche Heiligthum, als der Kern angesehen, alles Übrige hingegen als Hülfe. Sie habe man von der Gewalt des Souverains eximiren wollen, und nur bey der Execution habe man seinen Arm nicht verschmäht. Aus dieser Ansicht folge, die Macht sey welche sie wolle, wechsele so oft sie wolle: so sey doch, sobald sie nur jener Justiz ihren Arm blind leihe, das Wesentliche des Staats schon vorhanden. Die Beschützung des gemeinen Krams sey ja da, und dieses sey genug. Gegen diese Ansicht declamirt der Vf. mit grossem Eifer, und sucht den Rang und die Heiligkeit der Justiz durch herabsetzende Worte und Vergleichungen zu schwächen. Es braucht jedoch kaum bemerkt zu werden, dass daraus, dass man die Justiz den Händen des Souverains entwinden will, und ihr eine ganz eigene Stellung einräumt, keineswegs das folge, was der Vf. daraus herleitet. Überdiess erhält ja auch nicht nur das gemeine Eigenthum, sondern die ganze Existenz, das Leben, die Freyheit und die Ehre, durch die Justiz Garantie und Schutz. Und ist denn nicht selbst das gemeine Eigenthum, so hochherzig eine geringschätzende Behandlung desselben auch klingen mag, die erste Bedingung unserer Existenz? Wenn der Vf. sagt, dass man in den grossen Stürmen der Revolution gelernt habe, dass der einzelne Mensch ausser dem gemeinen Kram des Mein und Dein noch ein höheres Eigenthum, also ein höheres Verlangen brauche, ohne welches aller gemeine Besitz keinen Werth habe: so scheint dieses zwar auf den ersten Anblick wahr; aber wenn man der Sache weiter nachdenkt, und die Formel auflöset: so wird man finden, dass darin, dass die Justiz ihre Kraft, ihren eigenen heiligen Wirkungskreis verlor, dass Schwärmer und Schurken über die Gerechtsame, das Eigenthum, die Persönlichkeit Anderer, welche unter dem Schutze einer heilig gehaltenen Justiz unverletzbar gewesen seyn würden, nach ihren gut oder böse gemeinten Ansichten decretirten und disponirten, der letzte Grund von allen Übeln, von allen schauderhaften Erscheinungen lag. Höhere edlere Gefühle können und müssen den einzelnen Menschen freylich bestimmen, sein Eigenthum und seine Persönlichkeit aufzuopfern; aber dieses muss freywillig geschehen. Ein Staat kann nicht bestehen, diese höheren und edleren Gefühle für einen Staat, für eine Verfassung, für einen Regenten und dessen Stamm werden schwerlich je hervorgebracht werden, wenn die Maxime, dieses alles sey ein Plunder, der es nicht verdiene, dass man so für ihn sorge, ihn so schone und so schätze, zur Anwendung kommt, und wenn man in Justizsachen je den Werth des Princips nach dem pecuniären Werth des Objects, bey welchem es angewandt wird, schätzen will. Dass andere Zweige

auch ihren Werth haben, wer hat das je geleugnet? Wo ist es ferner allgemein gebilligt, dass es ein Gesetzbuch gebe, welches für alle Völker und Länder passe? Selbst das römische Recht, wie hat es sich nicht fügen müssen in die deutschen Gewohnheiten! Und wie kann, was gegen ein allgemeines Gesetzbuch gilt, gegen ein allgemeines Mass, Gewicht und Münze vorgebracht werden, wobey alles auf Übereinkunft und Willkühr beruhet, wobey man von mathematischen Grundsätzen und Berechnungen ausgeht, welche allenthalben gleich sind und gleiche Resultate geben? — Die Vergleichung der Justiz mit dem Magen, wodurch sie herabgesetzt werden soll, spricht gegen den Vf. Denn ist nicht der Magen in der menschlichen Organisation und zu deren Erhaltung wichtiger, als jeder andere einzelne Theil der menschlichen Maschine? Was darüber gesagt wird, Alles zum geschriebenen Recht machen, dem Herkommen sein Daseyn und seine Kraft ganz nehmen zu wollen, ist wohl richtig; aber es ist auch unmöglich, der Gesetzgebung selbst eine Bewegung zu geben, wie der Vf. will. Dieses geht über die menschliche Kraft und ist auch nicht nöthig. Der einzelne Mensch kann und muss sich und seine Bewegung nach dem geschriebenen fest stehenden Buchstaben richten und bilden. Das Gesetzbuch ist — um das Bild des Vfs. beyzubehalten — der Stern, und der Mensch das Instrument in der Hand des Beobachters. Wie dieser seine Bewegung nach der Stellung des Sterns einzurichten hat: so muss der einzelne Bürger seine Bewegung nach dem Stande des Gesetzbuchs einrichten, nicht, wie der Vf. will, umgekehrt.

PN.

Leipzig, b. Gräff: *Handbuch für deutsche Gendarmen, und Lesebuch für Landesbewohner, um Erstere die schweren Pflichten ihres Amtes, und Letztere die Würde und Autorität dieser polizeylichen Staatsbeamten kennen zu lehren.* Von *C. v. Perrin-Parnajon*, kais. französ. Capitain en réforme. Nebst einem illum. Kupfer. 1810. XVI u. 240 S. kl. 8. (18 gr.)

Die Errichtung der königl. sächs. Gendarmerie im leipziger Kreis hat die nächste Veranlassung zu dieser Schrift gegeben. Der Vf. hatte die löbliche Absicht, eine Einrichtung, ihren Zweck und Nutzen näher bekannt zu machen, die uns in Deutschland vor den französischen Kriegen fremd gewesen; und da das Institut der Gendarmerie in Frankreich auf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit gebracht worden ist: so konnte ein damit bekannter Mann, wie der Vf., allerdings viel Nützliches über diesen Gegenstand sagen.

Er hat seiner Schrift die Einkleidung von Gesprächen zwischen einem erfahrnen französischen Gendarmen und einem k. sächsischen neu angehenden gegeben, die auch das illuminirte Kupfer vorstellt. Diese Einkleidung hat den an sich weitläuftigen Vortrag des Vfs. noch umständlicher gemacht. Er setzt Subjecte voraus, die man nicht zu Gendarmen nehmen sollte, wenn man mehrere Seiten braucht, um ihnen zu beweisen, dass sie das nicht selbst thun dürften, was sie Anderen verbieten sollen, wie z. B. S. 17 ff. das Tabacksrauchen an Orten, wo es schädlich ist, der vielen Recapitulationen u. dgl. nicht zu gedenken. Sein Vorschlag zu Führung eines Tagebuchs und überhaupt der zu vielen Schreiberey wird nicht leicht ausführbar seyn. Im Ganzen dürfte der Vf. das Ideal eines Gendarmen für die mögliche Nachahmung zu hoch gestellt haben. Er macht sie zu einer Art militärischer Mönche mit den strengsten Ordensregeln, die nach S. 28 *nie* einen Gang zu ihrem Vergnügen gehen, fast ganz isolirt leben, nie an ihres Wirths Tische essen, keinen Kindtaufschmauss geben sollen u. s. w. Dessen ungeachtet enthält das Buch viele nützliche Bemerkungen, zum Theil durch Beyspiele eindringlicher gemacht, und von S. 80 an eine Erläuterung der 49 §§. der Instruction für die k. sächs. Gendarmerie, so dass es wenigstens in die Hände der Obergendarmen zu kommen verdiente, um die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit des Instituts zu beleben. Eben diese Wichtigkeit und die Rücksicht auf die jetzt in mehreren Ländern des Rheinbundes zum Vorschein kommende Gendarmerie wird hoffentlich dem Rec. zur Entschuldigung dienen, wenn er noch einige Bemerkungen über diesen Gegenstand als Zugabe mittheilt. Die k. sächs. Gendarmerie weicht in ihrer Bestimmung von der französischen auch darin ab, dass ihr ein noch weiterer Wirkungskreis, fast das ganze Gebiet der Landespolizey, mit zugetheilt ist. Der sächs. Gendarme hat einen umfassenden, und gegen Diebe und Landstreicher gefährlichen Posten. Diess setzt die Wahl von Subjecten von Kopf, Muth und Waffenübung sowohl als Amtsgewalt voraus. In wiefern die ersteren Bedingnisse bey der Organisation berücksichtigt worden, kann Rec. nicht sagen; aber die letztere scheint in dem 18 Art. der sächs. Instruction S. 181 zum Nachtheil der Sicherheit des Publicums gelähmt zu seyn. Die empfohlene Schonung im Gebrauch der Gewehre gegen widerspenstige Diebe u. dgl. Personen; die zu ängstliche Vorschrift, nach den Beinen zu schiessen, und wo möglich, nicht nach dem Kopfe zu hauen, die angefügte Warnung wegen dieserhalb zu befürchtender Untersuchung und Verlust von Freyheit und Leben; die Vorschrift, nur in *dringendster Lebensgefahr* die Gegner zu verletzen, — so sehr sie dem Menschlichkeitsgefühl Ehre macht — ist gerade geeignet, den Dienst des Gendarmen in dem wichtigsten Theile nutzlos zu machen. Weit consequenter scheint das französische System, nach welchem man mit Maleficanten nicht so viele Umstände macht. Dort ist, wie der Vf. S. 180 bemerkt, der Gendarme eine geheiligte Person; wer ihn angreift, dessen Leben ist unbedingt in seinen Händen. Wie ist in der Hitze des Handgemenges auch möglich, bey Schuss und Hieb lange zu zielen, zumal wenn man den Gendarmen weder Schiessen noch Fechten lehrt; und warum soll der ehrliche Staatsbediente Complimente mit Verbrechern machen, während sie keine mit ihm machen, und oft die Stärkeren an Zahl sind? Aber es ist nicht der einzige Fall, wo das deutsche Criminalwesen aus übel verstandener Philosophie dem Schurken zu viel

Gunst, und dem Publicum zu wenig beweiset. Immer kommt man darauf zurück, für Stellen, die dem Staate mit ihrer Klugheit und ihrem Leben nützen sollen, *rechte brave Leute* — allenfalls auf bürgschaftliche Zeugnisse rechtlicher Mitbürger auszulesen, und diesen in gefährlichen Fällen nicht im voraus durch die Perspective peinlicher Verantwortlichkeit Lust und Muth zu nehmen, für uns das Äusserste zu wagen. Setzt man nicht den ganzen Credit der Justiz und Polizey aufs Spiel, wenn der pfiffige Gauner merkt oder gedruckt liest, dass ihn der Gendarme nur, so zu sagen, mit Sammtpfötchen angreifen soll?

Eben so wichtig ist, dass man mit der Errichtung, mit dem Anlassen der Maschine nicht Alles für gethan halte. Nur stete Aufsicht, Beobachtung des Ganges, fortgehende Verbesserung kann aus der Maschine nach und nach etwas Lebendiges machen, und einen Geist hineinbringen, ohne welchen sie zu einer Alltäglichkeit herabsinken muss, ehe noch die erste Montur abgenutzt ist. — *Esprit de Corps*, Ehrgefühl in den Gendarmen zu wecken, sie selbst ehrenwerth halten, müsste ein Hauptaugenmerk seyn. Aber dann wähle man erst auch Ehrenwerthe!

Dass der Vf. — ein Elsasser von Geburt — seiner Schrift ein kleines Wörterbuch über mehrere gebrauchte fremde, und meist französische Wörter angehängt hat, wollen wir noch bemerken.

F. J.

Berlin, b. Schmidt: *Der Bauernstand politisch betrachtet.* Nach Anleitung des königl. preuss. Edicts vom 9 Oct. 1807. Mit einer Beylage. 1810. 147 S. 8. (16 gr.)

Auf eine sonderbare Weise widmet der Vf. den Fürsten, Grafen, Freyherren, Burgherren, Rittern und Knappen der preussischen Monarchie diese Blätter, die nach seinem Vorgeben aus einem vaterländischen Gefühle „geboren wären", um jene zu vermögen, dem Dienste des Landes die Sorgen, Arbeiten und Opfer zu bringen, die die Zeit von ihnen fodert, und ein Land nicht zu verlassen, das mit dem „besten Blute" der Väter und Grossväter getränkt, einstens das „genannteste" in Europa war, und in dessen Bewohnern noch heute die alte Kraft, Treue, Redlichkeit, Biederkeit und Bravheit lebt. Wenn der Vf. keine anderen Gründe hat, als das *infandum, regina, jubes*, um für das Edict der k. p. Regierung, welches zunächst zu dieser Flugschrift Veranlassung gab, eine Geneigtheit zu bewirken: so wird das (S. 10) „eigene aufgegangene Licht deutscher Gerechtigkeit und Mässigkeit, was das Edict aufsteckt", bald verlöschen. Allein bey diesem bleibt der Vf. nicht stehen. Aus einer Höhe, worin uns schwindelt, leitet er die neue Gesetzgebung her, die die „Menschen nicht wie Strümpfe und Tücher (S. 14) machen", sondern „zugleich nach Oben und nach Unten, nach Innen und nach Aussen" bilden soll (S. 32), weil ein „vollkommener harmonischer Mensch nur derjenige ist, bey welchem Leib und Seele im glücklichen Gleichgewichte sind; und da das Geschlecht, je mehr es durch Geist und Kunst nach oben gerissen und verflüchtigt wird, desto mehr durch Leib und Natur unten befestigt und geschwert werden muss": so entspringe hieraus für das Leben und den Staat, für die Einrichtung und Verwaltung beider das klare Gesetz: „Je unendlicher (S. 33) du oben zu seyn begehrest, desto mehr beschränke dich unten; je geistiger du nach dem Himmel empor strebst, desto irdischer binde dich unten an die Erde"; und hieraus gehe für den Staat die Nothwendigkeit hervor, „eine Masse von Bürgern in der Naturkraft und Natureinfalt zu erhalten, dass sie den Vergeistigten und Verflüchtigten gegenwiegen, die durch das Feuerelement des Geistes Geschwächten und Verzehrten erneuen und ersetzen können." Nachdem auf diese Art der Vf. das Hochland an die Niederlande des Menschen und des Staats in das gehörige Gleichgewicht gesetzt hat: so redet er den Bauern das Wort, und er geht fast so weit, Alles verbauern zu wollen, weil die „Donnerstimme des Zeitgeistes (S. 55) die eiserne Nothwendigkeit erklärt, dass erbliche Privilegien und Vorrechte der Personen aufhören müssen." Unter anderen Gründen, die er für seinen Satz anführt (S. 27 u. f.), sind auch folgende: „Der Bauer steht als die feste unvergängliche Regel da, woran der gebildete Mensch sich messen und richten kann, was und wie er seyn soll; das Leben des Bauern mit der Natur, die freye Luft und das freye Licht, der unaufhörliche Kampf mit den Elementen, die tüchtige Arbeit und der tüchtige Genuss erhalte das innere und äussere Urbild des ächten alten Menschenstammes, die ewigen Gefühle und Ahndungen, die unvergänglichen Triebe und Kräfte, welche den Urnaturen inwohnten, als sie aus ihrem Garten Eden über die Länder zerstreuet wurden." Er will daher auch die „Ackergesetze" (S. 21) eingeführt wissen, weil sie die „Sicherung der Freyheit und des Gleichgewichts des Staats wären", und dann soll die Hälfte „fast aller Grundstücke (S. 43) von freyen Bauern bewohnt werden." Dieses Opfer sey ein Opfer dem neuen Zeitraum (S. 12) gebracht, der durch uns, durch „das Volk der Idee" beginne. — Der Vf. muss durch die neue Philosophie sich auf eine Art verflüchtigt haben, dass er der Erde, und zwar einer tüchtigen Portion derselben, bedarf, um ihn wieder zur Sphäre der Menschen herabzuziehen. Darin spricht sich selbst sein Satz lebendig aus: als Bauer würde er sich nicht so entbauert haben. Denn er bleibt nicht bloss bey der Welt der Erscheinungen stehen; er kennt nicht bloss das Allgemeine und Nothwendige, sondern auch die „Polarität, die Träger des Lichts", und (S. 118) den Menschen, als die „lebendige Poësie und in ewiger Poesie leben sollend." In der Beylage, die er eine Nachrede nennt, und die er (S. 109) „gehelmt und gepanzert wünscht", weil sie Streit und Hader meint, hat er es vorzüglich mit *Adam Müllers* „Elementen der Staatskunst" (nicht Staatskunde, wie er sagt) zu thun. Nachdem er sich durch die „zwey Weltsonnen", das Alte und das Neue, durchgearbeitet hat, kommt er auf diese Elemente. *Müller* hatte behauptet: „In der Bewegung will der Staat betrachtet seyn." Das Wort Bewegung ergreift den Vf. fieberartig, und wenn gleich mit dieser

Hauptidee einverstanden: so folgert er auf eine ihm und den Göttern allein verständliche Art doch Sätze, die den *müllerischen* entgegen sind. Eine Paraphrase ist wirklich merkwürdig: „Auch soll der Mensch (S. 113) als Bürger, und der Staat als eine Masse von Bürgern rastlos der Sonne zurollen, die vorwärts lockt; denn der Staat ist ein Leib, und der Mensch als Bürger ist leiblich, und soll leiblich gewogen werden. Leiber aber schlafen oder sind todt, wenn sie nicht bewegt werden. Eine Bewegung rückwärts bey einem lebendigen Dinge ist keine — die des Krebses wird ja nicht gerühmt — also muss es vorwärts gehen." Wenn nun Einer, nach dem gewöhnlichen Sprichwort, seinen Verstand zu Hause gelassen hat, und er holt ihn wieder: so wäre das nach dem Vf. auch keine Bewegung! — In dem Hochflug seiner Ideen ist er nicht nur unbefangen genug, „das Christenthum zu belasten (S. 12), weil es dadurch, dass es den Geist zum Himmel hintrieb, die Erde vergessen lässt, sondern er schafft sich auch eine neue Sprache, z. B. S. 111 „es sind Nebler und Schwabler"; S. 118 „grieflachende Schelmenmemmen, die aus der Gegenwart immer wild herauslaufen wollen." Rec. kann dem Vf. nichts als einen *bon rétour* wünschen, da er sich so weit aus der Gegenwart entfernt hat.

H. P. E.

KURZE ANZEIGEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Siegen*, b. Jordan: *Über öffentliche Armenanstalten auf dem Lande.* Ein Versuch von *Friedrich Wilhelm Emmermann*, fuldaischem Finanz-Rathe. 1809. XIV u. 171 S. 8. — Folgendes sind die Gegenstände, die der Vf. in seine Schrift gezogen hat: I. Allgemeine Grundsätze bey Organisation der Land-Armenanstalten. II. Von Amts-Armencommissionen und deren Verwaltungspersonale, wie auch von der äusseren und inneren Form dieser Behörde und deren General- und Special-Aufsicht. III. Gegenstand und Zweck dieser Anstalten. IV. Obsorge zur Verhütung der Armuth. V. Besondere Obsorge zur Verhütung der Armuth zur Zeit des Kriegs und in anderen Nothfällen. VI. Aufsicht auf fremde Arme und herumschweifendes Gesindel. Anstalten zur Verhütung der Betteley. VII. Von der Obsorge zu Verhütung und Einschränkung des Supplicirens um Unterstützung und um Erlass schuldiger Abgaben und anderer Gelder. VIII. Classification der inländischen Armen und Unterhaltung derselben. IX. Quellen der Amts- und Orts-Armencassen, desgleichen von der Rechnungsführung. X. Erhebung der Armenbeyträge und deren Verwendung an Dürftige. XI. Grundsätze bey Bestimmung der Unterstützungen. XII. Von der Krankenpflege. XIII. Conscription der contribuablen Geber der Armenbeyträge. XIV. Von der Verbindlichkeit der Armencommission gegen das Publicum.

Des Vfs. Absicht war, diesen Gegenstand nach den eigenen Erfahrungen seines Geschäftskreises zu bearbeiten. Er hat auch die neueren Schriften sorgfältig verglichen, um Vorschläge aufzustellen, welche unter gehöriger Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse überall Anwendung finden könnten; besonders wollte er Selbstständigkeit und Dauer solcher Anstalten, auch ohne reelle Unterstützung der Volksclassen, begründen helfen. — Als Leitfaden für angehende Polizeybeamte betrachtet, enthält diese Schrift eine nützliche Zusammenstellung der jetzt meist allgemein angenommenen Grundsätze und Ansichten dieses wichtigen Gegenstandes; auch ist in den Noten auf manche neuere gute Schrift verwiesen, und das Ganze in einer guten Schreibart vorgetragen. Würde der Vf., der einen löblichen Eifer für seinen Gegenstand verräth, bey einer zweyten Bearbeitung die Eigenthümlichkeiten der Dörfer und ihrer Bewohner schärfer ins Auge fassen: so ist kein Zweifel, dass ihn dieses auf die Modification mancher Vorschläge, so wie auf die Auffindung neuer Standpuncte führen müsste. — S. 15 ist richtig gesagt, dass der Geist und Eifer der Verwaltung Alles thue: aber diesen Geist giebt keine Schrift, ihn wirkt keine Organisation. Daher steht es bey allem Schreiben, ja bey allem Handeln noch nicht besser mit unseren Verbesserungen. Talente, Verstand, Berühmtheit suchen wir bey den Dienstcandidaten; aber wir fragen nicht nach Amtstugenden, womit unsere biederen Vorfahren so Manches leisteten. — Die Vorschläge im 2 Cap. zur Zusammensetzung einer Amts- und einer Special-Dorfarmencommission und Aufsicht gehen auf ein fast zu mühsames Detail. Rec. ist der Meinung des Hn. *v. Nostiz* (Armenversorgung in Dörfern S. 148), dass Dorfarmenanstalten nicht genug vereinfacht, nicht genug von allerdem Landmann lästigen Schreiberey u. dgl. können befreyt werden. S. 17. 18. Rec. ist ganz mit dem obersten Grundsatz einverstanden, dass nicht bloss die Armen versorgt, sondern, was noch nöthiger, die Ursachen (so viel es Menschen möglich) weggeräumt werden müssen, aus welchen Elend, Betteley und Verbrechen entstehen; aber die Folgerung, dass Arbeitsanstalten dieses erschöpfen, kann er nicht zugeben. Arbeitsanstalten umfassen und fördern schwerlich alle dazu nöthige Arbeit; anderer Rücksichten zu geschweigen. S. 25. Die Regel, dass jeder Ort seine Armen ernähren müsse, leidet Ausnahmen, die man *in praxi* zu wenig berücksichtigt, um geschwinder fertig zu seyn. S. 27 kann es wohl des Vfs. Meinung nicht gewesen seyn, eine bürgerliche Freyheit und eine schöne Tugend durch Verbieten aller Privatwohlthaten zu unterdrücken. Zu S. 58. Das Zuvorkommen der Armuth (Verarmung) ist, wie der Vf. selbst sagt, eine schwere Aufgabe, und eine stete Aufsicht auf den Mittelstand ohne Despotie fast unmöglich. Man bedenke nur, dass die Beamten, bey allem Verstand, auf den man bey ihrer Annahme sieht, Menschen mit Leidenschaften sind, die diesen weitgreifenden, und in die Heimlichkeiten des häuslichen Lebens einschneidenden Wirkungskreis gar zu leicht missbrauchen können. In grossen Ländern, wo die entfernten Klagetöne selten bis zum Throne schallen, gerade am leichtesten. Conduitenlisten, Klätscherey und kleinliche Chikane sind hier kaum zu vermeiden. S. 94. Mit Recht rügt der Vf. den fortdauernden Leichtsinn bey Ausstellung der Pässe für die niederen Classen, und der Kundschaften. Rec. sind dergleichen falsche, öfters in den grössten Städten visirte, genug vorgekommen. S. 98. Richtig, dass bis jetzt mehr fürs Aufgreifen als das Unschädlichmachen der Landstreicher gesorgt werde. Der Vorschlag ist nicht übel, sie als Matrosen und Seesoldaten aufs Meer zu schaffen, von wannen sie nicht gleich wiederkommen können. Es ziehen aber auch noch viele liederliche Dirnen umher, die man nach Port Jakson wünschen möchte. S. 113 wird mit Recht auf die mit Zunder, kleinem hölzernen Geräthe u. dgl. als Plage der Landleute herumziehende Krämer aufmerksam gemacht, und vorgeschlagen, nur Einheimische zu privilegiren. Der Landmann kann diese kleinen Bedürfnisse nicht entbehren, muss aber bey der Gelegenheit die oft gefährlichen Verkäufer halb ernähren. — Nun noch so viel im Allgemeinen. Dass bey der Armuth im Staate, die h. z. T. leicht in Armuth des Staats übergehen könnte, dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierungen verdient, ist wohl keine Frage. Aber nach Rec. Meinung ist man mit den Grundsätzen der Behandlung schwerlich so aufs Reine, als man hie und da, nach den Anstalten zu urtheilen, zu glauben scheint. Im Durchschnitt wird ein Land, wo die Natur den stillen Fleiss belohnt, und der Reize zum Verderben weniger sind, immer das kleinere Armencontingent liefern. Eure Städte behaltet im Auge, ihr Oberpolizeyen! — Der Gegenstand des Übels zieht uns noch zu viel von seiner Quelle ab, wo edlere und einfachere Mittel mehr wirken könnten, als die vielen Künsteleyen, durch die wir jedes Individuum zu einer Garnmaschine machen möchten u. s. w. Man muss nicht bloss den Fleiss der Hände wecken, und dabey Faulheit der Seele, Mangel der Selbstthätigkeit und Umsicht, in den Armen einreissen lassen. Wollte man, bey einer Revision unserer Grundsätze über Armenversorgung, sie mit der Natur des Menschen, mit dem Standpunct unserer jetzigen Civilisation genau vergleichen: so würden wir eine moralische Lücke zu verstopfen finden: eine Arbeit, die vielen Ursachen der Verarmung am leichtesten begegnen könnte, aber leider! unserer Verwöhnung zu schwer vorkommt.

F. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JUNIUS 1811.

ASIATISCHE LITERATUR.

St. Petersburg, im akademischen Verlage: *Archiv für asiatische Literatur, Geschichte und Sprachkunde.* Verfasst von *Julius von Klaproth. Erster Band.* Herausgegeben auf Befehl der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1811. VIII u. 224 S. in 4. Mit 5 Kupfertaf.

Die Erscheinung dieses Archivs berechtigt zu der Hoffnung, dass für das in Russland bisher so sehr vernachlässigte Studium der asiatischen Literatur in diesem Reiche endlich einmal eine günstigere Periode eintreten dürfte. Von dem Eifer und den ausgebreiteten Sprachkenntnissen des Hn. *von Klaproth* lässt sich Viel erwarten; und dass die jetzige liberale Regierung es ihm an Aufmunterung und Unterstützung nicht werde fehlen lassen, darf man um so weniger bezweifeln, je wichtiger es für sie selbst seyn muss, den Welttheil, in welchem die grössere Hälfte des Reichs liegt, genauer kennen zu lernen. Untersuchungen über die Literatur und die Geschichte der zahlreichen, und grossen Theils noch wenig bekannten Völker Asiens sind unstreitig das sicherste Mittel, durch welches eine gründliche und genaue Kenntniss von diesem Welttheile und seinen Bewohnern erlangt wird. Indem dadurch unsere Kenntnisse erweitert, und die Wissenschaften bereichert werden, darf auch die Politik auf Resultate rechnen, deren Benutzung für Russland von bedeutendem Vortheil seyn könnte.

Eine *Parallele der vorzüglichsten Schriftarten Asiens mit dem deutschen Alphabet* eröffnet die Reihe der in diesem Bande befindlichen Aufsätze, welche sämmtlich von Hn. *von Klaproth* herrühren. Die asiatischen Alphabete weichen der Form, Ordnung, dem Gehalte und der Anzahl ihrer Buchstaben nach bekanntlich von den europäischen sehr weit ab. Es ist, wie der Vf. sehr wahr bemerkt, und wie auch schon öfter gerügt worden, einer der unangenehmsten Übelstände in den Büchern, die Asien und seine Literatur betreffen, dass die Verfasser derselben, ohne die nöthige Einförmigkeit zu beobachten, die fremden Wörter bald auf diese, bald auf jene Art, immer aber mit verschiedenen Buchstaben schreiben. Mit Recht hielt es daher der Vf. für erfoderlich, beym Anfange dieses Archivs eine unveränderliche Parallele zwischen den vorzüglichsten asiatischen Alphabeten und dem deutschen festzusetzen. Es ist ein Kanon für das arabisch-persisch-türkische, dann für das mandschuische, für das chinesische, und für das doppelte (gemeine und kirchliche) georgische Alphabet aufgestellt. Bey dem chinesischen bemerkt der Vf., dass die Sylben, welche sich nach seiner Schreibart auf *nn* endigen, in anderen Werken gewöhnlich mit *ng* ausgedrückt werden; dieses sey aber durchaus unrichtig, indem man am Ende weder ein *g*, noch ein *n nasal* höre, sondern ein wirkliches *n*, stark, und fast doppelt ausgesprochen. Wichtig nicht allein für die Sprachkunde, sondern auch für die Geschichte und Völkerkunde ist die zweyte Abhandlung *über die kaukasischen Sprachen. Güldenstädt*, dessen Verdiensten um die Kenntniss des Kaukasus der Vf. volle Gerechtigkeit widerfahren lässt, hat zwar die zahlreichen Völkerschaften, welche dieses Gebirg bewohnen, nach ihren Sprachen geordnet; allein da Sprachkunde nicht eigentlich sein Fach war: so konnte er sich auf keine weiteren Untersuchungen über ihre Ähnlichkeit mit anderen asiatischen Sprachen einlassen, die auf Resultate über den Ursprung und die Verwandtschaft jener Völker geführt haben würden. Den Hn. *von Klaproth* setzte eine in den Jahren 1807 und 1808 in das kaukasische Gebirg unternommene Reise, und eine Sammlung hinreichender Hülfsmittel in den Stand, das, was *Güldenstädt* angefangen, zu vollenden; und seine Untersuchungen dürften, wenn sie vollständig vor uns liegen werden, auf eine ganz neue Ansicht des Kaukasus und seiner Bewohner führen. Jetzt erhalten wir nur den ersten Abschnitt, welcher sich sehr ausführlich mit den *lesgischen* Völkerschaften beschäftigt. Diese bewohnen den östlichen Theil des Kaukasus, von den türkisch-tatarischen und anderen asiatischen Nationen *Daghestan* oder *Lesgjistan* genannt. Da die in Lesgjistan wohnenden Völker sehr verschiedenen Ursprungs sind, und gewöhnlich abgesondert von einander leben: so benennen sie sich selbst auch nicht mit einem gemeinschaftlichen Namen. Das Wort *Lesgji* ist ihnen zwar bekannt; allein sie bedienen sich desselben bloss aus Accommodation gegen Fremde, und können keine Bedeutung davon angeben. Dem Vf. ist wahrscheinlich, dass es vom kaszickumukischen Worte *Les*, Mann, abstamme. Diejenigen, welche Dialekte der awarischen Sprache reden, nennen sich gewöhnlich *Marulal*, Bergbewohner, vom Singular *Marul*, der wieder von *Mehr*, Berg, abgeleitet ist. Man muss also ganz von der Meinung zurückkommen, dass die *Lesgji* Eine Nation ausmachen, und diess Wort nur so nehmen, wie man sich ehemals der Namen Scythen und Tataren bediente, um alle Nordasiaten zu be-

zeichnen. Dafs Daghestan schon vor Alters von mehreren verschiedenen Völkern bewohnt worden sey, erhellt aus *Strabo*, der in Albanien sechs und zwanzig Sprachen zählt, weil die diesen Landstrich bewohnenden Stämme wenig Umgang mit einander hatten. Bey *Abulfeda* heifst der östliche Kaukasus *Dschebal-ellissâni*, d. i. Berg der Sprachen, weil die denselben bewohnenden Völker dreyhundert Sprachen reden sollen. *Güldenstädt* nahm in Lesgjistan *acht* Hauptdialekte an; Hr. *v. Klapr.* fand aber bey genauerer Untersuchung, dafs der Hauptsprachen dieses Landes nur *vier* sind. Die erste derselben nennt der Vf. die *awarische*, welche in den Districten zwischen den Flüssen Aksai und Koissu, und den Bergen *Endery* und *Schad*, oder *Schadagh*, in sehr abweichenden Dialekten herrscht. Der mächtigste unter allen lesgjischen Fürsten ist der Chan der Avár, der in der Landessprache *Chunsag-Nuzahl*, d. i. Beherrscher von Chunsag, von den Tataren und Persern *Lesgji-chan* genannt wird. Seine Unterthanen heifsen bey ihnen nach dem Hauptstamme Awáren, persisch *Avár* (*injustitia, iniquitas, tyrannus*), und kommen schon im *Send* unter dem Namen *Awyr* vor. Sie zeichnen sich vor allen Bewohnern Lesgjistans durch bequemere und bessere Lebensart und Gastfreundschaft aus. Der Vf. vermuthet, sie seyen Überbleibsel der Οὐαρ und Χουννι, Uarchoniten, oder Pseudo-Awaren der Byzantiner, die nach Theophilus Simocatta Stämme der *Ogor* waren, und nördlich vom Kaukasus am kaspischen Meere wohnten. Dafs diese aber auch von den wirklichen östlichen Awaren, die von Chagan 597 n. Chr. überwunden wurden, abstammen, ist sehr wahrscheinlich. Da diese sowohl in der Sprache als in der Kleidung den Hunnen ähnlich gewesen seyn sollen: so ist es nicht befremdend, dafs der Vf. mehrere hunnische Namen, z. B. Uldin, Attila, Budach, Eska, bey den jetzigen Awaren im Kaukasus wiederfand. Eben so merkwürdig ist die bedeutende Ähnlichkeit der awarischen Wurzelwörter mit denen der samojedischen, ostiakischen und anderen sibirischen Sprachen, wodurch viel Licht über den Ursprung dieses Volks verbreitet wird. Der Vf. zeigt jene Ähnlichkeit ausführlich an fünf und sechzig Wörtern. Er bemerkt indessen selbst, dafs es jetzt noch zu früh sey, auf diese Data Hypothesen zu bauen, und er macht Hoffnung, dafs eine bald zu unternehmende zweyte Reise in den Kaukasus und nach Sibirien noch interessantere Resultate liefern werde. Die awarische Sprache ist übrigens, wie alle im Kaukasus gesprochenen, ausserordentlich rauh, und zeichnet sich besonders durch ungewöhnliche Consonanten-Verbindungen, Buchstaben-Zusammenziehungen, und dumpfe, breit und im Halse ausgesprochene Vocale und Diphthongen aus. Man findet hier die widerstrebendsten Consonanten, und oft dreyfach verbunden, wie *ktl'*, *htl'*, *ttl'*, *thl'* u. drgl. Die Buchstaben *k*, *ch*, *h*, *n*, *t*, *m*, *z* und *tsch* werden häufig tief in der Gurgel ausgesprochen, und zwar so dunkel, dafs ein ungeübtes Ohr sie kaum auffassen kann. Die mehresten Wurzeln sind einsylbig, z. B. *tschi*, Mensch, *hor* oder *or*, Flufs, *uas*, Knabe, *zza*, Feuer, *tschuu*, Fisch, *zad*, Regen, *za*, Salz, *tschel*, Brod, *hö*, Wachs, *rjach*, Milch, *bâck*, Sonne. Die Nomina haben kein Geschlecht, und die ihnen beygefügten Adjectiva und Pronomina bleiben unverändert: so sagt man z. B. *herau tschi*, der alte Mann, *herau tschushu*, die alte Frau, *dür ots*, mein Ochse, *dür aka*, meine Kuh. Hr. *v. Kl.* giebt zwey vollständige Paradigmen der Declination, in welchen es befremdet, dafs in den Pluralen ganz andere Stammwörter als im Singular gebraucht werden. So ist im Singular *Tschi*, der Mensch, Genitiv und Dativ *Tschiat*, im Plural *adamal*, die Menschen (offenbar aus dem arabischen ادم), Genit. und Dat. *adamaltul*. Von *Tscheshu*, Genit. und Dativ. *Tscheshul*, die Frau, ist der Plural *rutschabe*, Genit. und Dat. *rutschabatul*, die Frauen. Die Adjectiva werden den Substantiven bald vor- bald nachgesetzt. Sie endigen sich häufig in *ab* oder *aw*, z. B. *dahab*, wenig, *madshab*, gelb. Über die Conjugation der awarischen Verba, die sehr verwickelt ist, konnte der Vf. in der kurzen Zeit, die ihm zu diesen Untersuchungen vergönnt war, wenig Ausführliches erfahren. Sie ist sehr irregulär, und man braucht selten das Futurum, sondern setzt statt desselben das Präsens. Viele Verba werden aus Substantiven, Adjectiven und Adverbien mit dem Hülfszeitwort *seyn* gebildet, dessen gewöhnliche Formen, so wie das Präsens und Präteritum des Verbum *sprechen* (*avila*, ich spreche, *du avila*, du sprichst, *dos avila*, er spricht), letzteres aus dem Munde eines chungasischen Fürsten, sich S. 35 befinden. Ausserdem hat der Vf., um den Bau dieser Sprache zu zeigen, die Übersetzung des Vaterunser im chungasischen Dialekt mit einer grammatischen Zergliederung beygefügt, und dann noch mehrere längere und kürzere Redesätze in der Sprache der südlichen Awaren und der Andi, um die Abweichung beider von einander zu bestimmen, und ihre wesentliche Verschiedenheit deutlich zu machen. Weniger ausführlich sind die Nachrichten von den drey übrigen Hauptsprachen in Lesgjistan, dem *Ckadhi* (oder Ckaszi) — *Ckumukischen*, *Akuschnischen* und *Kurälischen*; doch werden auch von den beiden ersteren mehrere Sprachproben neben einander gestellt und analysirt. Im folgenden Bande verspricht der Vf. ein grosses lesgisches vergleichendes Vocabular, so wie die Fortsetzung der kaukasischen Sprachen zu liefern.

Die *dritte* Abhandlung *über den Ursprung der Agvanen*, oder *Afghanen*, eines Volks, welches jetzt das östliche Persien beherrscht, und besonders die gebirgigen Gegenden der Provinzen *Kabul* und *Candahar* bewohnt, giebt zuerst eine Übersicht der von demselben bekannten historischen Nachrichten, so wie der Sagen und Vermuthungen über die Abstammung derselben; hierauf beweiset der Vf. aus mehreren von ihm mitgetheilten Proben der Sprache dieses Volks, dafs es zum medischen Stamme gehöre, welches sich aus der grofsen Ähnlichkeit der Sprache mit dem Neu-Persischen dem Send, Pehlwi, Kurdischen, Oscetischen, den slavischen und

germanischen Dialekten ergiebt. „Ob man indessen", sagt der Vf., „darum dieses Volk aus Medien und der Gegend des kaspischen Meeres herleiten kann, ist noch sehr die Frage, weil uns bey einer solchen Hypothese kein einziges historisches Datum zu Hülfe kommt. Im Gegentheil dürfte es wohl immer in den Gebirgen zwischen Persien, Hindostan und Bactrien gewohnt haben; und wäre so in der grossen *indisch-medisch-slavisch-germanischen* Völker-Kette, die vom Ganges bis zu den britannischen Inseln reicht, als ein Glied anzusehen, das an seinem rechten Platze in derselben steht. 4) *Babar Nameh* (Baburs-Buch) oder *Buch des Raths*, ein interessantes Werk, in türkisch-tatarischer Sprache aus dem sechzehnten Jahrhundert, worin Sultan Babur, Stifter des mongolischen Reichs in Hindostan, seine eigenen Feldzüge und Thaten beschreibt. Es wird hier eine Übersetzung des ersten Abschnitts geliefert, welcher eine Beschreibung der Landschaft *Ferghânah* enthält, deren Beherrscher Babur selbst einige Jahre lang war, bis er von Schaibek, dem Chan der Urbeck, vertrieben, und nach Indien zu fliehen genöthigt wurde. In dem folgenden Bande des Archivs soll aus demselben Werke die Beschreibung der Stadt und des Gebiets von *Samarkand* folgen, die, mit der hier mitgetheilten Beschreibung von Ferghânah verbunden, sehr zur Erweiterung der geographischen Kenntniss jener Gegend dienen wird. 5) *Sir George Stauntons chinesische Abhandlung über die Kuhpocken-Impfung*, von dem englischen Verfasser zu Canton im Jahr 1805 herausgegeben. Sie besteht aus sieben Blättern in gross Octav, und führt den Titel: *Inn — gii — li — guò — sin — tschü — dshùnn — deù — ki — schü*, d. i. *Buch von den Wundern der neuen im englischen Reiche erfundenen Pockeninoculation.* Hr. *v. Kl.* giebt einen kurzen Auszug aus dieser Abhandlung, deren Zweck ist, diese nützliche Erfindung in China bekannt zu machen und zu empfehlen. Der Stil des Buchs ist sehr einfach, verräth aber doch den ausländischen Verfasser, dem man das Bemühen ansieht, nach chinesischer Manier vorzutragen. 6) *Excerpta ex libro Stephani, Synensis Archiepiscopi, scripto sub finem seculi XIII, cui titulus est: Badmuthiun Orbeleanzz, Historia Satraparum Orbelensium, in majore Armenia, a M. V. La-Crozio Bayero transmissa.* Diese Excerpte sind, welches Hn. *v. Kl.* unbekannt gewesen zu seyn scheint, bereits in dem *Thesauro Epistolico La-Croziano* T. III. p. 5, und 11 — 14 abgedruckt. 7) *Historische Fragmente über Awa und Pegu, nebst einem Wörterverzeichnisse der bomanischen Sprache.* Die verbreitetste Sprache in Hinterindien ist die *awaische*, die auch die *bomanische* oder *birmanische* genannt wird, und in den Reichen *Awa* und *Pegu* zu Hause ist. Sie wird von den Ufern des Meeres an, tief in das Land hinein, bis an die Grenzen der chinesischen Provinz *Yün-nân* gesprochen, und ist als eine eigene Stammsprache anzusehen, obgleich mehrere, dem Chinesischen ähnliche Wurzeln auf eine gemeinschaftliche Quelle beider schliessen lassen. Das Volk, welches diese uns bisher nur sehr wenig bekannte Mundart spricht, nennt sich selbst *Mran — Mâ*, oder *Myan — mâ*, woraus *Mièn* gemacht worden, unter welchem Namen es *Marco Polo* kennt. Die ziemlich ausführlichen Nachrichten, welche dieser Reisende im II B. C. 42, 43, 44, von dem Reiche der Mien, und den zu seiner Zeit daselbst vorgefallenen Begebenheiten ertheilt, hat Hr. *v. Kl.* aus *Ramusio's* Ausgabe vollständig abdrucken lassen, um seinen Lesern die Vergleichung derselben mit den hier von ihm zuerst bekannt gemachten, jenes Reich betreffenden Auszügen aus den chinesischen Annalen zu erleichtern. Die Übereinstimmung der letzteren mit den Berichten des italiänischen Reisenden ist merkwürdig, und bewährt auf das Neue die Glaubwürdigkeit jener so lange verkannten Reisebeschreibung. Die aus den chinesischen Annalen gezogenen Nachrichten über die Nation der Mien gehen bis zum J. C. 1396, in welchem sich dieselbe den Chinesen freywillig unterwarf. Doch führten in der Folge beide Völker häufig Kriege mit einander. Von einem im J. 1767 von den Chinesen gegen die Mien unternommenen Feldzug, der aber für die ersteren höchst unglücklich ausfiel, gab der Engländer *Symes* in seiner Gesandtschaftsreise nach Ava Nachrichten, welche Hr. *v. Kl.* aus der französischen Übersetzung von *Castéra* mittheilt. Die Mien- oder bomanische Sprache ist einsylbig; allein ihr Stil ist sehr schwülstig und weitschweifig. So darf man z. B. nicht sagen *ein Mensch, ein Krug*, u. dgl.; sondern *Mensch eine Person, Krug eine Rundung*. Nur bey Mass und Gewicht wird ordentlich gezählt. Eine Declination ist in dieser Sprache nicht zu finden, so wenig als in anderen Sprachen desselben Stammes. Der Plural, wenn er ausgedrückt wird, pflegt durch die Sylbe *do* oder *to* bezeichnet zu werden. Das Verbum hat nur eine Conjugation in vier Modis, *Interrogativus, Imperativus, Gerundium* und *modus communis.* Zeiten giebt es drey: Präsens, Präteritum und Futurum. Den Mangel an Wörtern ersetzt diese Sprache theils durch Umschreibungen, die dann wie Zusammensetzungen aussehen, theils durch Tropen. *Sii* heisst *Licht*, und figürlich die *Schönheit*, und *pak* der *Mund*; daher *Sii-pak* die *Lippen*, weil sie die Schönheit des Mundes ausmachen. *Der Ruhm des Holzes* bedeutet die *Blüthe.* Wie das chinesische *dsü*, so ist auch hier das Wort, welches *Kind* bedeutet, ein gewöhnlicher Anhang anderer Substantive, und bildet Diminutiva; ein *kleines Gewicht* heisst daher *Gewicht-Kind.* Hr. *v. Kl.* theilt S. 143 sqq. dem Publicum ein chinesisch-bomanisches Wörterbuch übersetzt mit, welches vor ungefähr siebenzig Jahren von einem Dollmetscher, der die Gesandtschaft von Mièn-diän nach Peking begleitete, verfasst worden ist. 8) *Sprachenproben von Lieu-Kieu*, ein zwischen Japan und Formosa gelegenen Inselgruppe. Dieser aus 36 Inseln bestehende Staat wird von einem Könige beherrscht, der unter chinesischer Oberherrschaft steht, und zum Zeichen derselben ein aus Peking erhaltenes Siegel mit chinesischen und mandschuischen Charakteren führt. Das von Hn. *Kl.*

hier übersetzt gelieferte Wörterbuch der Sprache dieser Inseln ist gleichfalls von einem Dollmetscher, der Gesandte von da nach Peking begleitete, aufgesetzt. Es beweiset, dass diese Sprache ein Dialekt der japanischen ist, der viel Chinesisches aufgenommen hat. 9) *Bemerkungen über die chinesisch-russische Grenze*, gesammelt auf einer Reise an derselben im Jahr 1806. Dieser Aufsatz enthält zuerst Nachrichten von dem Verkehr zwischen Russland und China im siebzehnten Jahrhundert, und von den Ereignissen, durch welche die Abschliessung des Tractats von 1727 herbeygeführt wurde, in welchem die Grenze zwischen beiden Reichen zuerst genauer bestimmt wurde. Dann folgt der eigentliche Friedens-Tractat, hier zum erstenmale aus dem Original, welches in mandschuischer Sprache abgefasst ist, übersetzt, weil die vorhandene lateinische und russische Übersetzung, nach Hn. *v. Kl's.* Versicherung, fehlerhaft ist, und in mehreren Stücken, besonders in der Rechtschreibung der Namen, sehr von dem Original abweicht. Da nach Abschluss dieses Tractats dennoch hin und wieder Zwistigkeiten entstanden, die vorzüglich durch das Übertreten der Grenze, und die nicht immer erfolgte Bestrafung der Entflohenen verursacht wurden, und hierüber wirklich im Tractat Manches unbestimmt gelassen worden war: so wurde im Jahre 1767 durch Revidirung und Verbesserung jenes Tractats den Beschwerden völlig abgeholfen. Das Resultat dieser Unterhandlungen liefert der Vf. gleichfalls aus dem Mandschuischen übersetzt. Längs dem ganzen Strich vom Flusse *Buchtorma* bis an das ochotzkische Meer geht nun eine ausgezeichnete Grenzlinie in einem Zwischenraum, der nach Beschaffenheit der Gegend fünf, zehen, und dreyssig Klafter breit, und von allem beiderseitigen Anspruch befreyt ist. Diese soll, ausser den besonders bestimmten Durchgängen niemals betreten, sondern nur beschützt werden, und macht die eigentliche *Grenze* beider Reiche Sie wurde, je nachdem die Lage des Landes, oder seine grössere und kleinere Einwohnerzahl, es erfoderte, mit mehr oder weniger entfernten Grenzposten besetzt, die sich alle auf Gesichtsweite einander gegenüber stehen, und auf fünf, zehen bis zwanzig Werste längs der Grenze von einander entlegen sind. Täglich müssen diese die obgedachte Linie genau untersuchen, und alle unerlaubte Gemeinschaft der beiderseitigen Völker, so wie die Übertretung der Grenze verhindern. In dem Friedenstractat von 1727 war festgesetzt worden, dass an dem Bache *Kjachta*, 91 Werste von der Stadt Selenginsk, der erste Handlungsort, und am Flusse *Gan*, der sich mit dem *Argua* vereinigt, in der *Zuruchaitu* genannten Gegend, der zweyte angelegt werden solle, damit die russischen und chinesischen Kaufleute eine beständige Niederlage ihrer Waaren zum Austauschen haben könnten. Im Jahr 1728 wurde auch der erste Grund zu den beiderseitigen Handlungsplätzen von Kjachta gelegt, welche Hr. *v. Kl.* sehr ausführlich beschreibt. Der Handelsverkehr zwischen Russen und Chinesen ist hier sehr lebhaft, welches bey dem anderen Handelsplatze, *Zuruchaitu* am Flusse Argua, der Fall nicht ist. Die Lage dieses Orts ist nicht so vortheilhaft für die Kaufleute als die von Kjachta, wohin die Waaren aus Russland zu Wasser geführt werden können. Der Weg nach Zuruchaitu hingegen geht über rauhe Gebirge, und ist sehr beschwerlich, daher die chinesischen Kaufleute nie eine starke Zufuhr von Waaren dahin brachten. Obgleich im Grenzvertrage der Abgang einer Karawana nach Peking auf alle drey Jahre festgesetzt ist: so ist diess doch nie ganz genau beobachtet worden. Nur von den Jahren 1727 bis 1755 sind Karawanen, and zwar nicht mehr als sechs dahin abgangen. Da aber auch bey diesen für Russland-Handel wenig Gewinn war: so untersagte die Kaiserin Catharina im J. 1762 alle Krons-Karawanen nach China, und überliess den Privatkaufleuten den ganzen Handel in Kjachta, der dadurch in bedeutende Aufnahme kam, so dass jetzt gar keine Karawanen nach Peking mehr gehen.

Von den fünf bey diesem Bande befindlichen Kupfertafeln enthalten drey chinesische und andere Schriftproben. Auf der vierten befindet sich das Bildniss des *Gessür-chan*, eines unter die Halbgötter versetzten mongolischen Feldherren, den die jetzt in China herrschende mandschuische Familie für ihren Schutzgeist erkennt. Ihm ist in dem chinesischen Handlungsorte bey Kjachta ein prächtiger Tempel gewidmet. Wenn man in diesen hineintritt: so erblickt man gleich vor dem Haupteingange einen mit Früchten, Speisen und Zuckergebackenem besetzten Altar, der mit gelbem Seidenzeuge behängt ist, und auf demselben eine Tafel mit der chinesischen Inschrift: *Dem erhabenen Kaiser der Tai-zinn* (der Name der mandschuischen Dynastie in China), *zehntausend zehntausend Jahre!* Die chinesischen Charaktere dieser Inschrift sind nebst den aus Drachen bestehenden Verzierungen auf der fünften (Tab. II bezeichneten) Kupfertafel abgebildet.

A. P. L.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Neuer Volkskalender auf das Jahr* 1811. Oder *Beyträge zu einer nützlichen und angenehmen Unterhaltung, besonders für den Bürger und Landmann;* herausgegeben von *F. J. Kuscher*, Prediger zu Haien und Grohnde. 196 S. 8. (9 Gr.)

Ein vieljähriger Freund in seiner gewöhnlichen Umgebung. Mit Sorgfalt und Überlegung hat Hr. *K.* auch für dieses Jahr den Stoff seiner Unterhaltungen und Belehrungen gewählt. Unter den gemeinnützigen Bemerkungen und Vorschlägen für Haushaltungen in der Stadt und auf dem Lande verdienen die Bemerkungen eines erfahrnen Bienenvaters über die Nachtheile, die durch das Füttern der Bienen entstehen, besondere Berücksichtigung. Die Faulbrut entsteht nach diesen Bemerkungen aus der Herbstfütterung, die Entvölkerung aber durch das Füttern im Frühjahr. Die vorgeschlagene Fütterungsart, wobey beide Nachtheile vermieden werden, ist mit wenig Umständen verbunden, und kann auch in der strengsten Kälte angewendet werden. Der Empfang des Landesherrn, S. 195. ist wohl für das J. 1811 eine etwas zu alte Anekdote.

e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JUNIUS, 1811.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Dritter Band.* 1806. Ausgearbeitet von Dr. *Karl Venturini*, herausgegeben von *G. G. Bredow.* 1809. VI u. 616 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) *Vierter Band.* 1807. Von *Ebendenselben.* 1810. 640 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die verhängnissvollen Jahre 1806 und 1807. — Die gänzliche Auflösung des alten Reichs. Das Unglück des Norden. Das neue französische Kaiserreich über den Trümmern von Westeuropa. Continental- und See-Herrschaft im höchsten Gegensatz. Anfang der spanischen Revolution und des russisch-türkischen Kriegs. Welch eine Reihe von Thatsachen in zwey Jahren, und welche Aufgabe auch nur für eine Chronik! Wir können uns bey dieser Anzeige um so weniger auf die der ersteren Theile der *bredowschen* Chronik berufen, da es nicht mehr der erste Vf. allein ist. Wenn die Leser ohnehin schon auf die Fortsetzung begierig waren: so möchten sie es nun noch mehr in Ansehung der Frage seyn, was die Chronik durch den Beytritt des Hn. Dr. *Venturini* gewonnen habe.

Nach des Herausgebers eigenem Zeugniss konnte sie nur gewinnen. Da die Umstände Hn. *B.* weder Zeit noch Neigung genug liessen, eine so mühsame, nicht immer dankbare Arbeit selbst fortzuführen: so war es nach seiner Versicherung um so erfreulicher, dass ein Mann von geistvollem Fleiss, Offenheit und Freymüthigkeit die eigentliche Ausarbeitung übernahm. Wir finden dieses Zeugniss ganz gegründet. Der neue Vf. brachte neuen Muth zu einer an Materialien, wie an Schwierigkeiten aller Art zunehmenden Arbeit mit. Wir sehen ihn, um der Umsicht seines Vorgängers nicht nachzustehen, mit grösster Sorgfalt sammeln und zusammenstellen, was öffentliche und Privat-Berichte und Schriften bis jetzt nur immer gewähren konnten; eben so sorgfältig finden wir die Resultate geprüft, und zugleich durch neue Übersichten, wie durch besondere Nachweisungen, Alles auf gründliche Belehrung des Lesers angelegt. Wo der Herausgeber eine Lücke, oder bey der Vielseitigkeit der Gegenstände eine Unbestimmtheit zu bemerken glaubte, da hat er seinerseits theils Anmerkungen beygefügt, theils mit Erlaubniss des Vfs. den Text selbst geändert. Da beide in den Ansichten der politischen Begebenheiten nicht einerley Massstab haben (man sehe das Urtheil über den König von Schweden, 1806. S. 371, und über *Haugwiz* S. 395): so ist auch der Vorwurf der Einseitigkeit entfernt, so weit dieser je von einem unter den gegenwärtigen Zeitumständen verfassten geschichtlichen Werk entfernt werden kann. Hier wäre der Gewinn unbezweifelt. Dabey hat die Chronik auch an freymüthiger Darstellung, welche die Leser bisher vorzüglich gefreut hat, nichts verloren. In der Einleitung bemerkt der neue Vf., da bey einem Entwurf der Geschichte unserer Zeit Ausmittelung der Wahrheit unter lauter Parteyen, unter dem Schleyer des Geheimnisses und bey der niedrigen Furcht oder Schmeicheley der Darsteller selbst, bey weitem das Schwierigste sey, besonders für den Deutschen: so müsse der Annalist sich darauf beschränken, den Referenten (nicht den eigentlichen Beurtheiler) zu machen; die Wahrheit zu geben, wie die Zeit sie gab, oder wie sie in den Köpfen der Zeitgenossen sich spiegelte, und nach dem eigenthümlichen Tone des Zeitalters. Pflicht des Referenten sey aber möglichst genaue und vollständige (Erforschung und) Darstellung der Thatsachen. Nach diesen Grundsätzen hat er seine Arbeit grösstentheils eingerichtet, und nach derselben wünscht er wohl auch vom künftigen Geschichtschreiber beurtheilt zu werden. Wir bitten, damit unsere Einleitung zu der Recension der ersten Bände zu vergleichen, 1808. No. 289. Hier bemerken wir noch, dass, um freymüthig zu heissen, es eben nicht gerade eines auffallenden Tones bedarf, sondern nur des Resultats gesunder, über alle Parteysucht erhabener Kritik, in den Thatsachen, wie in den Meinungen. Den Vortheil gewähren wenigstens die in so mancher Hinsicht ungünstigen Zeitverhältnisse, dass Gegenstand öffentlicher Untersuchung und Darstellung seyn darf, was nur nicht mehr in das wirklich Bestehende unmittelbar eingreift, und das ist dem raschen, oft betäubenden Gange der Begebenheiten unserer Tage besonders eigen, dass sie, durch andere verdrängt, in kurzer Zeit nicht mehr neu sind, und also bereits zur Sprache kommen dürfen, während noch die näheren Aufschlüsse darüber interessiren. Bey solchen Verhältnissen und der angezeigten Methode kann der Referent ganz offen verfahren, ohne dass er nöthig hat, die wahre Ansicht der Dinge in halblauten Urtheilen und geschraubten Wendungen zu verstecken. Er würde besser schweigen, als auf diese Weise die Würde der Geschichte entweihen.

Was die Schreibart betrifft: so hat der bereits durch seine braunschweig. Geschichte rühmlichst bekannte Vf. auch hierin so viel geleistet, dass wir in Betreff der Leichtigkeit und Gewandtheit, oft auch

der Stärke und Gedrängtheit des Ausdrucks wenig Unterschied von der Darstellungsart seines Vorgängers bemerken. Noch eine besondere Schwierigkeit, mit der die Chronik zu kämpfen hat, hat der Vf. nicht ausdrücklich genannt. Diese besteht in der geschickten Anordnung so vieler sich drängender und durchkreuzender Begebenheiten. Da auch bey diesen zwey neuen Bänden ein besonderes Inhaltsverzeichniss vermisst wird, wonach der befolgte Plan leichter übersehen werden könnte: so wollen wir hier die Hauptmomente auszeichnen, um die Leser einerseits mit den Schwierigkeiten der Anordnung, andererseits aber auch zugleich mit der Reichhaltigkeit und dem Anziehenden dieser Fortsetzung näher bekannt zu machen. Im Allgemeinen ist die Anlage der ersteren Theile beybehalten. Es wird abwechselnd die *ethnographische* und die *chronologische* Methode befolgt, letztere bey grösseren, mehrere Staaten zugleich betreffenden Begebenheiten oder Hauptkriegen. Die Chronik des Jahrs 1806 zerfällt nach dieser Rücksicht nur in 2 Haupttheile. Von S. 6—447 geht die Übersicht der einzelnen Staaten nach ihren inneren und äusseren Verhältnissen zu Anfange des genannten Jahrs, nebst den vorgekommenen Veränderungen und Anordnungen im Verlauf desselben; bey den Landmächten meistens bis zum Ausbruch des preussischen Kriegs, auf den auch gleich in der Einleitung Rücksicht genommen ist. Zuerst steht *Grossbritannien*, als der Hauptfeind Frankreichs, bis daher unbesiegt. Urtheile über brittische Politik und Nationalgrösse. Volksstimmung. *Nelsons* Todtenfeyer. Neue Minister. Parlementsverhandlungen des Jahrs 1806. Angehängt eine aus guter Quelle herrührende Schilderung der Parteyen und ihrer geheimen Triebfedern. Zustand der *auswärtigen* englischen Besitzungen, worunter zuerst Irland ist, dann Ost- und West-Indien. Übergang auf den Seekrieg mit den Franzosen. Auswärtige Verhältnisse Grossbritanniens mit den europäischen Mächten, worunter besonders die gegen Preussen, wegen Hannover, ausführlich; und mit Nordamerika. Friedensunterhandlungen mit Frankreich. Zuletzt *Fox*, sein Tod und Verdienst, und Lage Grossbritanniens am Schluss 1806. (Hier mussten die unten folgenden Resultate des Landtags allerdings anticipirt werden.) S. 14—121. *Frankreich*. S. 122—205. *Napoleons* Geist und System. Ein alter Nationalzug der Franken. Innere Lage und Verwaltung, nach der ministeriellen Darstellung, mit Anmerkungen. Neue Organisation des Staatsraths. Finanzenbudget. (*Nos besoins sont nos ressources.*) Handel. Judenversammlung. — *Napoleons* Dynastie. Föderativsystem. Kaiserl. französisches Familiengesetz. Frankreichs auswärtige Verhältnisse. Entstehung der Rheinconföderation. Preussens Zurücksetzung. Unterhandlungen mit Russland und England. *Italien*, als Bestandtheil des grossen Reichs, S. 205—276. Königreich Italien. Organisation der neuerworbenen Provinzen, Venedig, Krieg in Dalmatien; Etrurien; Rom. Neapel, vor dem Krieg; Franzosen in Neapel. Neue Organisation. Geschichte des neap. Kriegs; am Schluss auch die Naturphänomene. Blicke auf Sicilien, Sardinien, Corsika. *Holland*, S. 276—303. Stimmung und Zustand mit Anf. 1806. Monarchie. Neue Verfügungen in den Finanzen und im Militär. Lage am Schluss des Jahrs. Kolonieen. Verlust des Caps. *Schweiz*, S. 303—311. Vortheile durch den pressburger Frieden in Betreff der Lage. Innere Einrichtungen und Verbesserungen. Der Bergsturz. — *Spaniens* Verhältnisse zu Frankreich und schwache innere Lage. Auswärtige Besitzungen. Buenos Ayres. S. 311—323. *Portugal*, noch weniger selbstständig als Spanien. — S. 327. *Deutschland*, in zwey Hauptmassen zerfallend: *Süd-West-Deutschland und Österreich*. Gestalt des ersteren durch den pressburger Frieden. Der Rheinbund; weiter ausgeführt, was schon oben unter Frankreich vorkam, mit einer Schlussbemerkung *Bredow's*. (Auch Wiederholungen sind bey der ethnographischen Übersicht unvermeidlich, wie die Ernennung des Cardinal *Fesch* zum Coadjutor des Kurerzkanzlers, S. 194 und S. 343; die gegenseitigen Verhältnisse der Staaten müssen häufig zweymal berührt werden.) Von Österreich wird theils die Erholung überhaupt nach dem Krieg, theils das Neue der Anordnungen im Militär und in den Finanzen ausgehoben, S. 356—366. Dann *Norddeutschland* mit *Schweden*, *Dännemark*, *Preussen*, S. 367—447, in folgender Ordnung. Kurhessen, Hannover, Schwedens Verhältnisse zu Deutschland. Dännemark und Holstein. Sachsen. Braunschweig. Preussen vor dem Krieg. Der König und seine Umgebungen. Innere Cultur. Militär. Wiener Vergleich und Verhalten des berl. Cabinets nach demselben. Finanzen. Spannung mit Frankreich und Rüstungen; Geist derselben. *Russland*, S. 409. Polit. System. *Alexander*. Inneres. Recrutirung und Geist des Militärs. Vorrücken gegen den Westen, gegen Persien und die Türkey. *Türkey*, S. 425—436. Innere Zerrüttung. Servischer Krieg. Ägypten. Arabien. Aufruhr wegen *Nizami Gedid*. Von den Raubstaaten geht der Vf. über auf die *nordamerikanischen* Freystaaten. Innerer Zustand. Kritische Verhältnisse mit England, Frankreich, Spanien. *Burr's* Plan. St. Domingo. Schluss: Krieg und Noth in der neuen, wie in der alten Welt. Der zweyte Haupttheil dieses Bandes erzählt den Krieg im J. 1806 bis zum Schlusse des Jahrs. *Preussen und Russland gegen Frankreich und den Rheinbund*. Zuerst der preussische Krieg bis zu den Waffenstillstandsunterhandlungen, S. 447—525, nach folgenden Hauptmomenten. Verhandlungen. Ausbruch. Preussische Strategie und Diplomatik. Operationsplan; Verwirrung schon beym Anfang der Feindseligkeiten. Die Schlachten und Gefechte, nach ihrer Ordnung (Zeitpunct, in welchem *Napoleons* Schreiben an den König abgeht und eingehändigt wird.) Rückzug der Preussen. Besetzung Kurhessens. Anordnungen für die eroberten preuss. Länder. *Blücher*. Magdeburg. Hameln. Übersicht der Eroberungen. Waffenstillstandsunterhandlungen und Ursachen der Nichtratification nebst den dazu gehörigen Actenstücken. Hierauf der Krieg in *Polen*, *Schlesien*, *Preussen*, S. 525 bis zu Ende.

Französische Rüstungen in Berlin und mit preussischen Hülfsmitteln. Polnische Insurrection. Anmarsch der *Russen*. Polnische reguläre Truppencorps. Allgemeine russische Landmiliz. Kriegsvorfälle in Schlesien. Organisation eines neuen preuss. Heeres jenseits der Weichsel. Friede mit Kursachsen und den sächs. Herzogen. Aufruhr in Hessen. Allgemeine Nationalgarde in Frankreich. Der Franzosen Betragen gegen Schweden. Machinationen in Konstantinopel. Russisch-türkischer Krieg (steht zwar nicht in der Aufschrift, gehört aber des Zusammenhangs wegen auch hieher). Fortsetzung des Kriegs in Polen bis zum Treffen bey Pultusk und Golymin. Resultate. Fürstenwanderungen. Die Klarheit in der Aufzählung der Kriegsereignisse wird von dem Herausgeber besonders ausgezeichnet. Als Nachträge enthält dieser Band noch einen Auszug aus dem preuss. Kriegsmanifest im J. 1806 mit verschiedenen Anmerkungen; ein Gedicht aus Veranlassung der tödtlichen Verwundung des Herzogs von Braunschweig; ein Schreiben *Conring's* (2 May 1762), die von Frankreich bezogene Pension und *Ludwigs XIV* Plane auf die deutsche Kaiserkrone betreffend

Die Chronik des Jahrs 1807 wechselt öfters in der chronologischen und ethnographischen Darstellung ab. Zuerst Fortsetzung der abgebrochenen Kriegsgeschichte. *Bennigsen. Malachowsky*. Belagerung von Breslau. Hessische Insurrection. *Schills* Corps. Treffen bey Mohrungen. *Mortier*. Vorspiele der Schlacht bey preussisch Eylau, und die Schlacht selbst mit ihren Resultaten. Nebenacte. Anstrengungen des Prinzen von *Anhalt-Pless*. *Lefevre*. Die Pause in den Hauptbegebenheiten nach der Schlacht von Eylau giebt dem Vf. Anlass, eine Übersicht der polit. Angelegenheiten von Europa in den ersten Monaten des Jahrs, nach der verschiedenen Lage der Staaten, einzuschalten. S. 46—185. Besser wäre mit dieser Übersicht der neue Jahrgang angefangen worden, um die Kriegsgeschichte weniger zu unterbrechen. Allein es ist auch hier unsere frühere Bemerkung bestätigt, dass sich nicht immer bequem mit dem Schlusse eines Jahrs abbrechen lasse. Diese Darstellung fängt an mit *Englands* Finanzplan, Landmacht, Unterhandlungen mit Nordamerika. *Pophams* Anklage. Montevideo. Repressalien gegen Frankreich in Betreff der Schiffahrt. Sclavenhandel abgeschafft. Neues Ministerium. *Paoli's* Tod zu London. Der Gleichzeitigkeit wegen wird auch der Tod von *Elfi Bey*, und *Paswan Oglu* hier angemerkt. Hierauf *Frankreichs* innere Verhältnisse, S. 66—95. Conscription von 1807 und 1808. Stillstand in den Administrationsgeschäften während *Napoleons* Abwesenheit. Einzelne Verordnungen desselben. Religionsanstalten. Grosses Sanhedrin. Sehr zweckmässig sind von S. 83 an Bemerkungen des Herausgebers zur Charakteristik des französischen Volks, auf einer Reise im J. 1807 entworfen, beygefügt worden. Etwas mehr, als gewöhnliche Reisebeschreibungen geben. Sodann Frankreichs *Föderativstaaten*. *Holland*. Nationalreichthum. Staatsschuld. Unglück zu Leyden. Seeorcan. Abtheilung des Reichs in Departements. Nationalgarden. Künste und Wissenschaften. Finanzplane. *Italien*. Anordnungen in *Neapel*, Rede des Königs vom 31 März. Verschwörung. Treffen bey Mileto. Königreich *Italien*. Conscription. Finanzen. Handel. Gefährliche Stimmung des Volks. Unruhen in Dalmatien. *Rom*. *Etrurien*. *Schweiz*, schleunige Stellung der schweiz. Regimenter. Innere Administration. Tagsatzung. *Süddeutschland*. Geist des rhein. Bundes; einzelne Staaten desselben; ihre gegenseitigen Verhältnisse und neuen Anordnungen. *Norddeutschland*. Lasten desselben, besonders in Sachsen. Coburg zum Rheinbunde. Kriegscontributionen der eroberten Länder. Hansestädte. Elend in den besetzten preuss. Provinzen. (Hier könnte schon der Übergang zu Fortsetzung des Kriegs gemacht werden; es ist aber noch zuvor ein Blick auf Österreich und Russland zu werfen, S. 156—185.) *Österreichs* Politik zu Anfang 1807. Staatsmacht, nach Freyhn. *v. Lichtenstein*. Innere Einrichtungen. Ungarischer Landtag. Neutralität. Vergeblich angebotene Friedensvermittelung. Tod der Kaiserin. *Russlands* Macht, Politik und innere Administration, um die Resultate eines mit seltener Anstrengung fortgeführten Kriegs aus dem wahren Gesichtspunct zu beurtheilen; auch Charakteristik der russischen Heerführer. Verhältnisse mit Schweden und England; zuletzt, als Übergang, traurige Lage des preussischen Monarchen. Nun folgt der *Fortgang* des *Kriegs* in *Polen*, *Schlesien*, *Pommern*, bis zum tilsiter Frieden, S. 185—255. Rückzug nach der Passarge. Besondere Gefechte bey Marienwerder und Ostrolenka. Insurrection in Polen, Fortgang derselben. Gefechte bey Braunsberg. Stellung der Armeen im März und gegenseitige Stärke. Danzig. *Kamenzkoy's* Landung. Gefecht bey Sierock. Krieg in Schlesien. Kosel, Neisse, Glatz capituliren, Graudenz nicht. Krieg in Pommern. Colberg, der glänzendste Punct in der neuesten preuss. Kriegsgeschichte. Kriegsscenen in schwedisch Pommern bis zum Waffenstillstand bey Schlattow. Um den Faden der Hauptbegebenheiten in Polen und Preussen nicht noch einmal abzubrechen, wird auch der russisch-türkische Krieg in Servien, der Moldau und Wallachey hier eingeschaltet. Endlich die letzten Kriegsscenen in Preussen. Einnahme von Königsberg. Einen besonderen Abschnitt macht mit Recht der *tilsiter Friede* mit seinen nächsten Folgen aus, S. 255—281. Nach dem gedrängten Auszug der Friedensurkunden bemerkt der Herausg., dass über die Geschichte der Unterhandlungen nur so viel bekannt geworden sey, dass alles persönlich durch *Napoleon* ging. Es wird noch der Friedenstractat zwischen England und Preussen (28 Jan.) damit in Parallele gestellt, und eine Tabelle des preuss. Länderverlustes und des Bestandes der Monarchie nach dem Frieden gegeben. *Englands fortgesetzter Kampf* (eigentlich vom Anfang des Jahrs an) wird nun ebenfalls in einem eigenen Abschnitt aufgezählt. Eroberung von Montevideo, 3 Febr. (kam schon oben, in der Übersicht der politischen Angelegenheiten,

S. 54 vor; hier etwas ausführlicher und mit bestimmteren Angaben). *Duckworth* vor Konstantinopel. Alexandrien capitulirt, 20 März. Englische Niederlage bey Rosetta. Aufkündigung des *schwedischen* Waffenstillstands. Stralsund von den Franzosen besetzt. Rügen von den Schweden geräumt. *Gustav Adolphs* und *Brüne's* Charakter. Englands Besorgnisse wegen *Dännemark*. Desselben innere Verfassung und Flotte. Erscheinung der engl. Flotte. Landung auf Seeland. Das Bombardement von Kopenhagen sammt allen seinen Folgen, auch auf die Politik Dännemarks. Verlust der Engländer bey Buenos Ayres und Räumung von Ägypten. Stimmung in England. Seemacht. Unruhen in Irland. Spannung mit Nordamerika. Zustand im Inneren des Landes. Ankunft der Herzogin von Braunschweig. Hier ist bereits der Übergang zu der Übersicht der einzelnen Staaten gegen Ende des Jahrs 1807. *Frankreich nach dem tilsiter Frieden*. Ausdehnung. Disponible Eroberungen. Vorgerückte Grenzen. Die Armeen. Belohnungen der Befehlshaber. Gründung eines neuen Adels. Aussicht zu neuen Kriegen in Portugal und Spanien. Stand der Armeen am Schlusse 1807. Darstellung der Lage des Inneren; schliesst mit dem Handel und den letzten Schlägen für denselben. *Napoleon* in *Italien*. Die Lage der verschiedenen Staaten dieses Landes. Dann folgt *Holland* und die *Schweiz*. Die einzige noch übrige Republik Europens vielleicht zur Probe ihrem eigenen Genius überlassen, S. 409. Von Neufchatel wird bemerkt (S. 407): während der Fürst desselben mit *Napoleon* das Schicksal Europens leitet, und blutige Siege erringt, geniesst diess Ländchen einer paradisischen Ruhe (S. 407). Königreich *Westphalen*. Schöpfung und Bestandtheile desselben. (Des Kurf. von Hessen letzte Hoffnungen, S. 410.) Vorige Lage und Stimmung der verschiedenen Provinzen Westphälische Regierungscommission. Erste Aufruhrscenen. Constitution. *Hannovers* ungewisses Schicksal. Mecklenburg-Schwerin. Erschöpfungen. Schwedisch Pommern. *Sachsen* und *Warschau*. Neue Verfassung des Letzteren. Danzig. Der Hansestädte traurige Lage. *Süddeutschland*. Die Charakteristik der rhein. Bundesstaaten etwas ausführlicher, als oben in der ersten Übersicht, bis S. 478. *Österreichisches Kaiserthum* (S. 478—494). System und Massregeln nach dem tilsiter Frieden. Militär und Finanzen. Organisation von Salzburg. Stimmung in Ungarn. Ob schon jetzt der Krieg von 1809 vorbereitet worden, wird, wie oben S. 164 wiederholt angedeutet (S. 478), mit Verweisung auf das wichtige Memoire in *Voss* Zeiten, J. 1807, VIII Stück. Preussische Monarchie, S. 494—515. Lage nach dem Frieden. (Bey der summarischen Wiederholung des erlittenen Verlusts wird auch der anderwärts widerlegten Behauptungen von *Archenholz* gedacht, mit der Bemerkung, dass derselbe seit 1806 seinen bekannten Titel: vormals preuss. Hauptmann, hinweggelassen.) Unglückliche preussische Beamte in den abgetretenen Provinzen. Reorganisation des Heers und des Inneren. Minister *Stein*. Pfand- und Tresor-Scheine. Massregeln gegen den englischen Handel. *Russland*, S. 515—526. *Alexanders* Versprechen, Preussen auch nicht um ein Dorf verringern zu lassen. Verbindung mit *Napoleon*. Deckung der Ostseeküste. Türkenkrieg. (Hieher hätte die obenbemerkte Episode eher gehört, oder auch nach dem gleich Folgenden.) *Alexanders* Erklärung gegen England. *Türkey*, S. 526—551. *Selims* Charakter und Sturz. Acht türkische Erklärung darüber an die Höfe. Folgen der Thronrevolution. Seeschlacht bey Lemnos gegen die Russen. Innere Zerrüttung. Servische Insurgenten. Die Raubstaaten; ihr Krieg unter einander. Marocco's Bündniss mit Frankreich. *Persien*, S. 551—559. Zur Erklärung der neuesten Ereignisse eine kurze Beschreibung der letzten Thronrevolutionen, so weit sie bekannt sind. *Fath Aly*, *Napoleons* Freund. Was von einer Landunternehmung auf Ostindien zu halten? Mehreres darüber wird für den folgenden Jahrgang der Chronik aus einer noch unbekannten orient. Quelle versprochen. *Nordamerika*, S. 559—579. Handel, Ausfuhr. Vorfall mit der Fregatte Chesapeak, und Stimmung darüber. In der Anmerkung eine sehr interessante Skizze von *Jeffersons* Leben, aus dem polit. Journal. Congress. *Burr's* Entwürfe und Process. *Westindien*. Englische Eroberungen. Wohlthätig contrastirend mit den Greueln unter *Petion* und *Christophe* folgt die Beschreibung der durch Don *Juan Monteverde* entdeckten friedlichen Inseln in der Südsee.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. Berlin, b. Schöne: *Allgemeine Weltgeschichte und kleine Erdbeschreibung für Lehrer und Lernende*, von *K. A. G. Becker*. 1810. 210 S. 8. (16 gr.) Eins von den vielen historisch-geographischen Lehrbüchern, die füglich ungedruckt bleiben konnten! Nach der Absicht des Vfs. soll es bey dem Privatunterrichte zum Leitfaden dienen. Die Weltgeschichte ist, nach dem eigenen Geständnisse, ganz nach der Ordnung von *Schröckhs* allgemeiner Weltgeschichte für Kinder abgefasst, das heisst, ein Auszug aus derselben. In einem kleinen Buche, das so häufige Beweise von des Vfs Unbekanntschaft mit der Geschichtkunde liefert, Fehler zu berichtigen, würde eine undankbare Arbeit seyn. Was sollen wir aber von der S. 115 anfangenden Erdbeschreibung sagen? Sie hat, im Jahre 1810, noch völlig den Zuschnitt, als wenn sie vor fünf Jahren gedruckt worden wäre. Es kömmt noch eine batavische Republik vor; Deutschland ist noch in zehn Kreise getheilt; bey Italien werden noch sardinische Staaten angeführt. Dagegen findet man keine Spur von einem Königreiche Italien, von einem rheinischen Bunde, von einem französischen Kaiserstaate. Ist das Büchelchen etwa nur ein alter, liegen gebliebener Abdruck mit einem neuen Titel?

Jg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JUNIUS, 1811.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts* u. s. w. Ausgearbeitet von Dr. *Karl Venturini*, herausgegeben von *G. G. Bredow* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Beschluss und Übergang zum folgenden Theil macht *Portugal* und *Spanien* in der letzten Hälfte von 1807. Parteyen am portugiesischen Hofe. *Junots* Vorrücken. Die gegenseitigen Täuschungen (genau auseinandergesetzt) bis zur wirklichen Flucht des Hofs. Einrücken der Franzosen. Besetzung von Madera durch die Engländer. Stimmung in Spanien. *Karl IV*, seine Familie und der Günstling, alles sehr interessant. (In seiner Jugend hiess *Karl* der stärkste Mann im Königreich: unter seine Lieblingsbelustigungen gehörte, einen andalusischen unbändigen Hengst fürchterlich zu spornen, und dabey so mächtig im Zaume zu halten, dass das Thier vor Wuth und Angst zusammenstürzte, oder in einem verschlossenen Lustgarten grosse Säue allein niederzuwerfen und abzustechen. Beym Spiel fiel er oft seinen Gegner an; eine heisse Tasse Chocolade warf er seiner Gemahlin ins Gesicht. Doch wurde alles dieses durch seine Gemahlin endlich besiegt.) Der geheime Tractat wegen Portugal; er steht allein ausführlich in dem berüchtigten, confiscirten Buche des Don *Pedro Cevallos: Authentische Darstellung der Begebenheiten in Spanien etc.* — Vorbereitung der Revolution. Wie weit die franz. Politik sich nicht verrechnete? — Zum Schluss einige Fürstenentsetzungen während des J. 1807.

Ausser den gelegentlich angebrachten Bemerkungen verbietet uns der Raum in das Einzelne des Inhalts weiter prüfend einzugehen. Dass nicht Jeder jedes Urtheil unterschreiben werde, versteht sich von selbst; es ist ja der Zweck, die verschiedenen Ansichten der Zeitgenossen zu geben. Der Herausgeber bemerkt, *Venturini* sehe bey den Staatshandlungen die sogenannte *Politik* als die einzige Richtschnur der Beurtheilung an, namentlich beym preuss. Cabinet. Allein hier gilt wohl besonders der Ausspruch, dass Jedem nur mit seinem Masse zu messen sey. Einige Stellen, an denen etwas auszusetzen wäre, können wir doch nicht ganz unberührt lassen. Z. B. Jahr 1806. S. 193 und 198 die Wiederholung der schon Einmal hinlänglichen Bemerkung *Mirabeaus*, „dass die kleine Moral die grosse tödte." — Ebendaselbst S. 385. heisst es: „nie habe ein ehrlicherer Mann die Krone getragen, als *Friedrich Wilhelm III.*" Dagegen wurde S. 304 vom deutschen Kaiser gesagt: „es seyen nur schöne Worte gewesen, mit welchen derselbe versichert habe, dass Er, wenn Frankreich die Neutralität der Schweiz anerkennen und beobachten werde, das Gleiche mit gewohnter Treue zu erfüllen bereit sey." — Beym Eingang zur Geschichte der Türkey im J. 1806. S. 425 ist der Ausdruck gebraucht: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler"! — Nachdem von *Gustav Adolph* J. 1807. S. 299 gesagt worden, „kein dargebotener eigener Vortheil hätte ihn bewegen können, einen Verbündeten im Stich zu lassen", schliesst die Schilderung S. 300: „sein Ich war Ihm mehr, als seines ganzen Reiches Wohlfahrt." (Über das Adjectiv von Baden scheint man noch nicht einig zu seyn. Der Vf. sagt S. 298 die Baiern und *Badener;* Andere schreiben Badenser, Baden'sche, Badische.) — *J. v. Müller* ist von dem Herausgeber gegen bekannte niedrige Angriffe in Schutz genommen (J. 1807. S. 472), doch nicht mit ganz statthaften Gründen. Actenstücke, die nun in Händen des Bruders sind, werden Alles einst besser darthun. — Rec. will aber auch mit diesen Bemerkungen nur seine Achtung gegen Vf. und Herausg. an den Tag legen. Besonders haben wir noch des Ersteren glückliche Bemühungen in Vergleichung der Kriegsberichte und der vielen Schriften über Preussens Schicksal, so wie von dem Letzteren manche auch dem Gemüth des Beobachters zusagende Andeutungen, die aber selbst gelesen werden müssen, anzurühmen. Wollte man am Ganzen noch etwas aussetzen: so wäre es eher zu viele als zu wenige Pragmatie. Indessen ist bey der genauen Vorlegung der Quellen Jedem die eigene Prüfung nicht nur vorbehalten, sondern auch sehr erleichtert.

In der Schlussnachricht verspricht der Vf., das Jahr 1808 bald nachzuliefern, jedoch ohne Übereilung. Wir wünschen dieses selbst: denn dadurch zeichnet sich die Chronik aus, dass sie eine etwas reifere Vorarbeit für den künftigen Geschichtschreiber aus den Tag- und Flug-Blättern zu geben bemüht ist. Leiste Jeder nur treu, was er kann! Die Nachwelt wird gewiss richten: — sie wird auch nicht undankbar seyn.

— C. —

Ulm, in der stettinischen Buchh.: *Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.* Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung

dargestellt von *Samuel Baur*, Prediger in Göttingen und Alpeck bey Ulm. I B. 1810. 440 S. II B. 1811. 392 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter diesem Titel kann Hr. *B.* sich fast die ganze Geschichte aneignen. Denn die *Revolutionen* greifen in die ganze Vergangenheit ein, worin sie heranreiften; den *Empörungen* und *Verschwörungen* gehört der Moment der Gegenwart, der sie zu Tage förderte, und wenn die *wichtigen Staatsveränderungen* mit ihren Wurzeln und Verästungen so weit reichen sollten, als die Revolutionen, wenn die *Kriegsscenen* oft nur so weit, als die *Empörungen*, sich erstrecken: so fällt den *interessanten Auftritten* alles Übrige zu, was von jenem ausgeschlossen den Kreis des Lebens der Geschichte berührt. Der Titel beweist, dass Hr. *B.* seines Stoffs in philosophischer Hinsicht nicht mächtig war, und der Inhalt widerlegt dieses Urtheil nicht. Von dem geschichtlichen Werthe werden wir im Einzelnen und im Ganzen, dort bey Aufzählung der verschiedenen Numern, hier am Schlusse, sprechen. Zunächst gab *Duports du Fertre histoire générale des conjurations, conspirations et révolutions celebres tant anciennes que modernes*, (Paris 1754—1761, in 10 Bänden), zu der Bearbeitung dieses Werks Veranlassung; aber der Vf., der schon durch mehrere historische Schriften bewiesen hatte, dass ihn mehr das Geschichtliche, als das Romanenhafte, wodurch man dem Leben der Geschichte nachhelfen will, interessirte, musste sich bald veranlasst sehen, der Leitung eines solchen Führers zu entsagen, dem es nur darum zu thun war, die Darstellung auf Kosten der Forschung zu verschönern. Er hat daher nur einen Theil des Titels von ihm beybehalten, und die Lücken, die auch dieser lässt, durch die angegebenen Beysätze zu ergänzen gesucht. Ausser diesem Titel hat Hr. *B.* sich wenig zugeeignet, und nur da, wo die Materialien ihn zur Verwandtschaft mit ihm führten, kann eine Vergleichung zwischen beiden angestellt werden. Rec. leugnet nicht, dass sowohl die Darstellung, als Auswahl und Forschung, dem deutschen Bearbeiter den unbestrittenen Vorzug geben; allein da Hr. *B.* fast ohne Plan, und bloss zum Nutzen und Frommen des Geschichtliebhabers, diejenigen Begebenheiten aufnehmen wollte, die sich als ausserordentlich und folgenreich charakterisiren, und da er dabey auf jede Ordnung, sowohl in Ansehung der Zeit als der Sache, und auf Studium der Quellen verzichtete: so hat sein Werk als solches für die Geschichte wenig Werth. Indessen ist der Vf. bescheiden genug, es zu gestehen. Der Inhalt ist dieser. In der *Einleitung* giebt er eine Ansicht der mancherley Veränderungen, die sich auf dem Erdball und unter Menschen ereignen. Mehreren Stellen dieses Aufsatzes, wobey der Vf. die Weltgeschichte von *Schlözer* und *Bredow*, von *Zimmermanns* Taschenbuch etc. hätte benutzen können, wünschen wir eine bessere Rundung: z. B. *den Menschen hebt er über das Thier hinaus wegen des tief in seine vernünftige Seele von dem Schöpfer gelegten Triebes zur Geselligkeit, welcher Ungleichheit und die Vervollkommnung des Menschen hervorbrachte.* Der Trieb zur Geselligkeit, der auch vielen Thieren eigen und nicht in die vernünftige Seele gelegt ist, kann nur durch den Antagonismus, worin er mit dem Triebe zur Vereinzelung steht, die gerühmten Vollkommenheiten gewähren. *Empörungen, Revolutionen, Verschwörungen und Kriege sind freylich keine Bilder der Freude, wobey der Menschenfreund mit Wohlgefallen verweilt. Es sind meistens traurige Gemälde menschlicher Verwilderung und Ausartung, welche wehmüthige Empfindungen, Schmerz und Unwillen erregen.* Gesetzt, dass alle diese Erschütterungen zu einer Kategorie gehörten: so hätte der Vf. dabey wenigstens bey dieser Ansicht nicht vergessen sollen, was er gleich nachher sagt: *es ist der Wille und die Einrichtung der Natur, dass die erhaltenden und die verderbenden Kräfte einander das Gleichgewicht halten sollen. Heeren*, von dessen vermischten Schriften er S. 13, ohne ihn zu nennen, den Begriff der Revolutionen in ihren Folgen entlehnt, verwechselt diese nicht mit Verschwörungen und Empörungen, und wie passt zu der obigen Stelle die Auffoderung: *Stellen wir uns auf diesen Standpunct, und betrachten wir die grossen Revolutionen, welche die Menschheit in allen Ländern der Erde erfuhr, mit unbefangenem Blicke, und dann kann es uns auch nicht entgehen, dass auch durch sie das Beste der Welt befördert wurde.* Nach der Einleitung folgen 1) *Empörung des Spartakus gegen Rom 73 vor Christi Geburt.* Von ihrer Entstehung bis zum Tode ihres Urhebers. — Die neuere Seite, die manche Orden dieser Geschichte abgewonnen haben, ist nicht berührt, daher kann man sich auch zum Theil erklären, warum der Vf. sie Empörung nannte. 2) *Catilinas Verschwörung gegen Rom im Jahre 64 vor Chr. Geb.*, meistens nach *Sallust*, *Meiners* und *Montesquieu* erzählt. Cicero's erste Rede, die Rede Catilinas, Cäsars, Cicero's und Cato's Vorschlag über die Bestrafung der Verschworenen sind mit aufgenommen. 3) *Verschwörung gegen das Leben des Cajus Jul. Cäsar im Jahre 44 vor Chr. Geb.* Cäsars Jugendgeschichte und sein öffentliches Leben, seine äusseren und inneren Kriege gehen als Einleitung vorher. Der Missbrauch, den Cäsar von seiner Gewalt machte, ist mit Ausbeugung der historischen Untersuchung vorgetragen. 4) *Empörung der Deutschen gegen die Römer unter Arminius im Jahre 9 nach Chr. Geb.* Nicht nur zu weit ausgeholt (von Deutschlands ältesten Bewohnern an) und doch zu wenig (von Ariovist und Marbod fast gar nichts), sondern auch vieles unhistorisch: z. B. allgemeine Raubsucht reizte die Cimbern, ihre Wohnungen zu verlassen; ihre Nachbaren die Teutonen; der Teutonen König Teutobrochus (Teutobochus) ward mit 150,000 Mann geschlagen; Drusus Feldzug bis an die Elbe; die Misshandlung der römischen Advocaten endigte sich nicht spöttisch: zische nun Natter, sondern mit dem Ausdrucke der befriedigten Rache: höre nun auf zu zischen, Natter. 5) *Empörung zu Konstantinopel im Jahre 1204.* Die Einleitung ist viel zu grell und schreyend, da der Vf. seit der Gründung des

Kaiserthums zu Konstantinopel kein ausgezeichnetes Geistesproduct im Laufe der 10 Jahrhunderte seiner Dauer anerkennen will, und die Kraft des Geistes so ertödtet ansieht, dass selbst die Religionsstreitigkeiten (die doch selten der Anzeiger von Geisteskraft sind) aufgehört hatten. — Es lag, wie der Vf. behauptet, in Gregors VII Plane, durch die Kreuzzüge sich zum Herrscher des Orients aufzuschwingen; einem Manne, wie ihm, und solchen Zeiten musste der Occident willkommener seyn. — Die Auflösung des Reichs war mit der Eroberung von Konstantinopel noch nicht vollendet. 6) *Die sicilianische Vesper* 1282. Die Geschichte des Besitzes von Sicilien hätte hier vorangehen, und der Vf. das, was in dem *Journal encyclopédique* von dieser Begebenheit gesagt wird, vergleichen sollen. 7) *Unruhen, Empörungen und innerliche Kriege in Böhmen in den Jahren* 1378 — 1436. Hier ist der Gesichtspunct ganz verfehlt. Der Vf. hätte von dem Verhältnisse Böhmens zu dem deutschen Reiche, von der Verfassung Böhmens, und besonders von Karls IV Regierung ausgehen sollen, um auf die Regierung Wenzel's zu kommen; er würde dann auch gerechter gegen Wenzel und gegen Sigismund gewesen seyn. *Royko* und *Lenfant* hätten bey der Geschichte des Conciliums zu Constanz benutzt werden sollen. — Der Hussitenkrieg kann in seinem Entstehen nicht als von Religionsmeinung veranlasst, sondern er muss mehr als ein politischer Rachekrieg betrachtet werden, wozu sich Religionsfanatismus gesellte. Die Secten der Hussiten, worauf so viel ankommt, sind nicht genau unterschieden; Taboriten, Calixtiner, Utraquisten und Hussiten im eigentlichen Sinne. — 8) *Bauern-Empörung in Schweden* 1542. Meistens nach *Tegel* erzählt, weniger nach *Ola Celsius*; aber in der Geschichtdarstellung hätte der Vf. mehr die Hauptkrise der neuen Königsregierung beachten sollen. 9) *Meutereyen, Gewaltthaten und Strafe Wilhelms von Grumbach in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.* Der Archivar *Stumpf* hat aus dem würzburgischen Archive dieser Geschichte eine ganz neue Ansicht abgewonnen, die der Vf. gar nicht gekannt hat. 10) *Heroismus der Bürger von S. Jean de Saone. — Eine Kriegsscene vom Jahre* 1636. — Die Geschichte dieser Vertheidigung läst sich in ihrer Entstehung nicht begreifen. Denn der Krieg, den Frankreich gegen Österreich (sollte mehr heissen Spanien) führte (seit 1635), erklärt die Ursache dieser Vertheidigung nicht. 11) *Empörungen in Russland und Verschwörungen gegen das Leben des Czars Peters des Ersten gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts.* Meistens nach *Stöver*, mitunter nach *Stählins* Originalanekdoten. 12) *Bürgerliche Unruhen zu Florenz* betreffen die Jahre 1207 — 1248, und sind von so weniger Bedeutung, dass der Communitätskrieg aller italischen Städte hienach einen Platz in diesem Werke haben sollte.

Der *zweyte Band:* 1) *Die Belagerung von Tyrus durch Alexander den Grossen im Jahre* 333 *vor Chr. Geburt.* Das Gemälde von Phönicien und der Industrie seiner Bewohner, das als Einleitung vorhergeht, ist weder umfassend noch treu, und dann sind folgende Behauptungen: *die Unfruchtbarkeit ihres Bodens machte sie zu Seeräubern; Sidon ist die älteste Stadt der Welt*, unhistorisch. 2) *Die Belagerung von Sagunt durch Hannibal im Jahre* 218 *vor Chr. Geb.* Auch in dieser Einleitung, die sich über Karthagos blühenden Handel und die Rivalität der Römer verbreitet, ist der Gesichtspunct nicht gehörig aufgefasst. Statt dass der Vf. eine allgemeine Ansicht über die Grösse Karthagos, besonders über die Beziehung zu allen den Staaten, worin es mit den Römern in Berührung kam, hätte geben sollen, findet man hier nur einzelne Bruchstücke, und die Rivalität beider Staaten wird nur aus dem Neide abgeleitet. Die Belagerung von Sagunt — ein Gegenstück zu der Belagerung von Saragossa — ist sehr gut dargestellt. 3) *Bürgerkriege und Empörungen in Rom unter Marius und Sulla im letzten Jahrhundert vor Chr. Geburt.* Sie gehen von Marius Erhebung bis zu Sulla's Tode; und Marius Siege über die Cimbern und Teutonen, der Bundesgenossen Krieg, der Krieg gegen den Mithridates von Pontus sind mit eingeschaltet. — Mit gleichem Rechte kann der Vf. die ganze Geschichte der Triumvirate, ja der ganzen französischen Revolution aufnehmen. 4) *Empörung der Juden gegen die Römer im Jahre* 70 *nach Chr. Geb.* Die Darstellung ist recht gut gelungen. 5) *Empörungen und Unruhen unter der Regierung Kaiser Ludwigs des Frommen in den Jahren* 814 — 840 *nach Chr. Geb.* Ludwig dem Frommen kann man nicht mit Recht kurzsichtige Ergebenheit gegen Pfaffen und Pfafferey vorwerfen; die Pfaffen waren, ausser seinen Söhnen, seine ärgsten Feinde, weil er von ihnen strengen moralischen Lebenswandel foderte. Sein Hauptfehler war Argwohn, woher auch meistens die schwankenden Maximen entsprangen. 6) *Kriege der italiänischen Freystaaten im zwölften Jahrhundert.* Die Einleitung schildert die Kriegsverfassung der italiänischen Republiken, statt dass sie den die Communitätsrechte so sehr begünstigenden Zeitgeist darstellen sollte. Mayland und Como sind hier besonders abgehandelt; allein warum verallgemeinert sich hier der Vf., da er im ersten Bande No. 12 nur das Specielle von Florenz vortrug? 7) *Patriotismus der Bürger von Calais in Frankreich. Eine Belagerungsscene vom Jahre* 1346. Wie viele ähnliche hat die neuere und alte Zeit nicht hervorgebracht! 8) *Schwedische Kronrevolutionen im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts.* König Christiern und der Erzbischof Trolle, Gustav Erichsons Thronbesteigung und Christierns letzte Schicksale werden treu dargestellt. — Warum hat der Vf. wohl diese Geschichte dem zweyten, und die spätere dem ersten Bande (No. 8) zugeeignet, da die des ersten Bandes erst nach der des zweyten Bandes folgen sollte? Diese nämliche Frage kann man in Rücksicht No. 2 des ersten und No. 3 des zweyten Bandes thun. Der Vf. scheint durchaus jede Verbindung der Theile unter einander vermeiden zu wollen. 9) *Rettung des Vaterlandes durch den Ritter Bayard im Jahre* 1521. Solche Züge der Be-

sonnenheit sind zahllos; aber warum diese aufnehmen, und das weit interessantere Ritterleben mit Stillschweigen übergehen? 10) *Unruhen und Empörungen in Deutschland zur Zeit der Reformation in den Jahren* 1517—1525. Die Zeit der Reformation wird von so vielen Schriftstellern, und auch von Hn. *B.* die Zeit der Unruhen genannt — eine Bezeichnung, die wir der Würde der Reformation um so weniger angemessen finden, da man die Zeit der erwachenden Regsamkeit nicht für Unruhe, und die Zeit der Stagnation nicht für Ruhe nehmen darf. In der Stagnation ist ebenfalls physische Unruhe — dem chemischen Process beym Verfaulen ähnlich. — Sehr wäre zu wünschen, dass der Vf. in dem, was er über Luthers Charakter (er nennt ihn meistens fromm, ein Ausdruck, der nicht ganz anwendbar ist) und über die Reformation sagt, sich durch *Plank* hätte leiten lassen. Warum hat er die wiedertäuferischen Unruhen nur bis zur Entfernung Münsters aus Wittenberg fortgeführt, hier abgebrochen, Münsters Ende mit dem Bauernkrieg verwebt, die Geschichte dieser Unruhen im Münsterischen ganz übergangen, und bey dem Bauernkrieg nicht meistens sich an *Sartorius* gehalten? 11) *Der Überfall von Cremona durch den Prinzen Eugen, während des spanischen Successionskrieges im Jahre* 1702, verdiente hier eben so wenig als die Einleitung, welche die Ursachen des spanischen Successionskriegs enthält, eine Stelle. Wie viele solche Überfälle, die misglücken, und die, wenn sie gelingen, mehr Interesse als dieser fehlgeschlagene haben, bietet nicht die Geschichte fast jedes Kriegs dar, und wer will, um den fehlgeschlagenen Überfall von Cremona zu verstehen, die Ursachen des spanischen Successionskriegs beygeben.

Der Vf. hat durch einen fliessenden Vortrag, den wir schon in seinen früheren Schriften nach Verdienst würdigten, das Interesse der Thatsachen sehr erhöht, allein durch Vernachlässigung der Quellen eben so sehr geschwächt. Zwar will er das Werk für keine Historiographen geschrieben haben; allein auch selbst Geschichtsliebhaber fodern unverstellte Reinheit der vorgetragenen Thatsachen, und der Vf. einer solchen, diesem Zwecke gewidmeten Schrift kann sich bloss desswegen, weil er nur für Liebhaber schrieb, nicht von der Vergleichung der Quellen, wohl aber von der Wahl der Thatsachen und der Wahl in dem Inhalte dieser Thatsachen lossagen. Sein Werk würde durch Nachweisung der benutzten Hülfsmittel gewonnen haben. — Die Frage: wo soll dieses Werk endigen? besonders da Scenen aufgenommen sind, die wir hier nicht erwarteten, wird nur dann aufgelöst werden können, wenn dieses historische Wundermagazin wegen seiner anschwellenden Bänderzahl keine Liebhaber mehr findet.

H. P. E.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Schumann: *Historisches Gemälde der Lage und des Zustandes des weiblichen Geschlechts unter allen Völkern der Erde von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten*, entworfen nach *Meiners* von *Johann Joseph Abel.* Ein Lesebuch für Töchter der höheren und mittleren Stände. 1803. XII u. 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Da die Erscheinung dieses Buchs vor den Anfang dieser A. L. Z. fällt: so begnügen wir uns um so mehr mit einer kurzen Anzeige, da eine weitläuftige Recension in keinem Fall nöthig seyn würde. — Hr. *A.* verlebte in dem Kreise einer edeln Familie auf dem Land einige glückliche Tage. Die Frau des Hauses wünschte auf die langen Winterabende für sich und ihre erwachsenen Töchter ein Buch, unterhaltend und lehrreich. Hr. *A.* übersandte ihr nach seiner Zurückkunft *Meiners* verdienstliches Werk, in welchem die Geschichte der Weiber erzählt ist. Die Frau sandte ihm dasselbe indess bald wieder: „angenehm und lehrreich sey es schon; aber den Augen der jüngeren Welt müsse es mancher Stellen wegen entzogen werden. Überdiess scheine es ihr mehr für den eigentlichen Gelehrten und Geschichtsforscher, als für den Dilettanten, und am wenigsten möchte es für das Geschlecht seyn, dessen Geschichte es darstelle. Wenn ein Mann, von Geist und Geschick, sich einer Umarbeitung unterzöge, der könne zuverlässig auf den stillen Dank manches Vaters und mancher Mutter rechnen, die ihren Töchtern gern ein Buch in die Hand geben möchten, anziehend und nützlich zugleich, und unschädlich für Verstand und Herz." Da flüsterte Hn. *A's.* Genius ihm zu: „verdiene Du dir diesen Dank!" Gedacht, gethan! und so entstand dieses Buch. Die Arbeit war nicht schwer; und wie sie auch ausgefallen seyn mag: Rec. würde Bedenken tragen, selbst dieses Buch seinen Töchtern in die Hände zu geben. Auch muss er gestehen, dass er nicht recht begreift, wozu den Töchtern und Frauen gerade die schmutzige Parthie der Geschichte besonders mitgetheilt werden soll. Über den Zustand ihres Geschlechts bey anderen Völkern und in anderen Zeiten etwas zu erfahren, mag heilsam seyn: aber das weibliche Geschlecht ist doch nicht an den Höfen allein, wo es so oft nur die schändlichste Rolle gespielt hat. Warum sollen Töchter und Frauen eingeweiht oder auch nur bekannt gemacht werden mit den Bacchanalien, die der Herzog von Oleans feyerte, und mit der grenzenlosen Entartung des weiblichen Geschlechts?

Φ. Δ. s.

Magdeburg, in Commission b. Heinrichshofen: *Geographische Tabelle zum ersten Unterricht.* 1810 (in zwey Blättern). Auf dem ersten Blatte findet man Europa, auf dem zweyten die übrigen Welttheile. Auf der Columne der Einwohner wird auch der Charakter derselben geschildert. Von dem französischen heisst es: lebhaft, ungestüm, heiter, leichtsinnig, sehr gebildet. Auffallende Unrichtigkeiten sind uns nicht häufig aufgestossen. Bey Helvetien sind 700, bey Holland 500 Quadratmeilen eine zu geringe Angabe des Flächeninhalts. Manche Angabe, z. B. bey dem Herzogthume Warschau, ist nun veraltet.

Zwey andere Blätter bilden eine *historische Tabelle.* Die erste stellt die Staatengeschichte vor der christlichen Zeitrechnung dar; die zweyte setzt sie bis auf unsere Zeiten fort. Sowohl diese, als die vorige Tabelle, ist zu einer schnellen Übersicht bey dem Schulunterrichte brauchbar. Unstreitig aber gewähren, nach der vieljährigen Erfahrung des Rec. solche Tabellen, die die Schüler selbst verfertigen, einen grösseren Nutzen.

Jg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 JUNIUS, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

Königsberg, b. Nicolovius: *Gemälde von Griechenland*, entworfen von *F. A. Ukert.* Mit 6 Kupf. 1810. XVI u. 378 S. in Almanachsformat. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jeder, dem griechische Literatur und Geschichte einigermaßen am Herzen liegt, wird sich von dem jetzigen Zustande Griechenlands Kenntniß zu verschaffen wünschen, das zugleich, abgesehn von dem Interesse des Alterthumsfreundes, unter die Länder gehört, die dem Beobachter der Natur, der Menschen und Sitten vorzüglich viel Stoff darbieten. Aber nicht Jeder hat Zeit, die vielen und vielartigen Berichte der Reisenden, von älterer Zeit her bis jetzt, sich alle bekannt zu machen und zu vergleichen. Der Vf. des vorstehenden Gemäldes hat ihnen diese Mühe erspart, indem er das Wichtigste aus der großen Menge der Reisebeschreibungen mit großem Fleiß und richtigem Blick zusammengelesen, und in gedrängter, doch leichter und angenehmer Darstellung in Eins verarbeitet hat. Wir haben oft gewünscht, daß sich jemand dieser verdienstlichen Mühe unterziehen möchte, nicht allein um der Griechenfreunde, besonders junger Studirender wegen, sondern auch weil es uns dünkte, durch eine sorgfältige Vergleichung würde sich das Wahre in den Schilderungen unverkennbar hervorheben, das Widersprechende sich auflösen, und das Einseitige erkannt werden; wir freuen uns daher sehr, daß jenem Bedürfniß nunmehr abgeholfen, und dieser Zweck, nach unserer Einsicht, glücklich erreicht ist. Wer nur einige der Reisebeschreibungen auf Gerathewohl liest, kann leicht ein verworrenes und unvollständiges Bild erhalten; wer sich aber an den neuen Auszug aus allen hält, wird eine anschauliche, zusammenhängende und inhaltsreiche Kenntniß des Landes und seiner Bewohner davon mit zurückbringen. Wir dachten uns freylich, daß bey der Bearbeitung der hieher gehörigen Quellen der Leser, ohne daß man die Prüfung und Vergleichung (die hauptsächlich nur in Hinsicht des Eindrucks, den Klima und Natur in verschiedenen Gegenden und Zeiten machen, und der Charakterschilderung der Einwohner Statt finden müssen) vor seinen Augen anstellte, durch kurze Nachweisungen in Stand gesetzt werden könnte, das Urtheil des Abfassers leicht zu prüfen. Hr. *Ukert* hat sich damit begnügt, nur wenn er einzelne charakterisirende Vorfälle und Züge anführt, den Reisenden zu nennen, dem sie aufstießen, und hat auf diese Weise einen guten Theil derselben, besonders der neueren, erwähnt. Erst in einem größeren, mit gelehrtem Apparat versehenen Werk über Geschichte und Geographie von Griechenland verspricht er eine Beurtheilung aller mitzutheilen. Rec. bekennt, daß er für seine Person im Voraus keinen Zweifel hegt, daß diese Würdigung gründlich und treffend ausfallen werde. Dafür bürgt ihm die Auffassung des Individuellen und Lebendigen in dem Gemälde, worin ein schönes Talent zu charakterisiren sichtbar ist, und diejenigen Puncte, die am meisten Umsicht erfodern, und am häufigsten zweydeutig oder falsch genommen oder übersehen werden, im gehörigen Licht stehen. Daß sich einzelne Angaben finden, die wir bezweifeln würden, wie die Scene S. 321 aus Stephanopoli, den eine gewisse kurzsichtige Begeisterung oft treibt, die Wirklichkeit nach seinen wohlgemeinten Idealen zu verkehren, oder manche Züge einer allzu frechen und bestialischen Grausamkeit türkischer Unterbeamten gegen die Griechen u. dgl., beschränkt, als Ausnahme, unser Lob der kritischen Treue des Vfs. im Wesentlichen keinesweges. Zu wünschen wäre allerdings, daß er vor dieser Arbeit, oder vielmehr zwischen ihr und ihrer öffentlichen Erscheinung Griechenland selbst bereist hätte. Es fehlt namentlich noch sehr an guten Beschreibungen der verschiedenen griechischen Gegenden. Geschriebene Landschaften hat man leicht genug und zuviel. Dergleichen meinen wir nicht; sondern daß die Hauptcharaktere der Natur, oder wenn man will, die Ideen und Poesieen, die sie für einen gefühlvollen denkenden Menschen enthält, bey längerem und vertrauterem Verweilen gleichsam ausgeforscht würden. Dieß wäre auch für die Geschichte interessant; denn im Allgemeinen entgehen diese Ideen einem lebendig gebildeten Volke nicht, sie gehen vielmehr unvermerkt und unbewußt in dasselbe über. Man müßte suchen (seine Einsamkeit oder andere Verhältnisse in Anschlag und Abzug gebracht), diese Einwirkung an sich selbst zu erproben, und indem man sich der Natur mit freyer Hingebung überließe, versuchen, welche unauslöschliche Bilder, von welchem Grundton und von welchen Anklängen sie uns mittheilte, was man zuweilen erst ganz zu bestimmen vermag, nachdem man von einer geliebten Gegend lange Zeit wieder getrennt war. Auch in der Menschenwelt bietet sich, obgleich die Hauptzüge sicher getroffen sind, ohne Zweifel noch sehr viel zu bemerken, zu individualisiren und zu nüançiren dar; ja eben, weil

man die Hauptzüge weiſs, laſſen ſich nun ſchneller viele feine und Neben-Züge kennen lernen, an denen ein Volkscharakter unerſchöpflich iſt. Die Auffaſſung, wie wir ſie hier meinen, iſt ſelbſt bey den erſten Reiſenden in Griechenland nur als Nebenſache behandelt worden; denn ſie reiſten entweder zu ſchnell, um irgend etwas zur Hauptſache zu machen, oder hatten ſpeciellere gelehrte Abſichten zu verfolgen. Dieſe Bemerkungen können inzwiſchen kein Vorwurf für den Vf. ſeyn, der, wenn er gleich nicht in Griechenland war, doch verſchiedene Nationen aus unmittelbarer Beobachtung kennt, und dadurch in den Stand geſetzt iſt, das Fremde treuer zu zeichnen, als Manche, die in Griechenland und Italien ſelbſt immer Alles eher ſehen, als Griechen und Italiäner.

Der Beſchreibung ſchickt der Vf., um ſie einzuleiten und verſtändlicher zu machen, einen Abriſs von der Geſchichte des Verfalls von Griechenland voraus, von der Zeit nach dem peloponneſiſchen Krieg bis auf die unſrige, den Auszug einer Geſchichte, die freylich gröſstentheils noch fehlt. Es iſt natürlich, daſs man die Völker lieber in ihrem Aufſteigen zur Cultur, als im Herabſinken beobachtet, und daſs der Anblick von dem Elend und der Verwirrung, die das lange Altern und den Tod der Reiche begleiten, eben ſo ſehr als ein gewiſſer oft ſchwächlicher moraliſcher Ekel die Meiſten abhält, auf ſie das gröſste Studium zu richten. Auch ſind dieſe Zuſtände weit ſchwieriger zu entwickeln, als die Jugend eines Volks, die weniger zuſammenwirkende Einflüſſe kennt, und gleichſam rein aus und für ſich ſelbſt emportreibt, eine allgemein erfreuende Erſcheinung, die auch als Lehr' und Muſter für die Welt dankbarer für den Geſchichtſchreiber iſt. Je mehr die Menſchen und die Völker in vielfaches Verkehr mit der Welt treten, ſtreiten und wirken, verſuchen und aufgeben, erkranken und geneſen: deſto ſchwieriger die Beobachtung für den Hiſtoriker, wie für den Phyſiologen und Ethiker die der ungewöhnlichen und krankhaften Zuſtände. Auf die zweckmäſsige hiſtoriſche Vorbereitung läſst dann der Vf. eine äuſserſt gewöhnliche geographiſche Überſicht folgen, worin natürlich die einzelnen Orte nicht vollſtändig beſchrieben ſind. Doch würde man von manchen, wie von Athen, deſſen Ruinenpracht man aus S. 78-79 nicht leicht errathen kann, von Mykenä, wo das alte Thor mit Stadtmauer nicht genannt iſt u. ſ. w., gern etwas mehr leſen, und überhaupt die Überreſte aus dem Alterthum in der Kürze vollſtändiger angegeben wünſchen. Endlich von S. 107 an kommt die Beſchreibung der Menſchen und ihres Thuns und Treibens (ſtatt aller Abtheilungen und Abſätze mit einem alphabetiſchen Regiſter verſehen), in folgendem Zuſammenhang: Über die jetzigen Griechen im Allgemeinen und in den verſchiedenen Provinzen, Albanier und Türken, moraliſch und phyſiſch (dieſer wichtige Abſchnitt iſt beſonders befriedigend), Lebensweiſe der Frauen, Wöchnerinnen, Kinderpflege, Taufe, Erziehung, Gymnaſtik, Heirathen, Hochzeiten, allerley Aberglauben, Tanz, Tanzlieder, Mimik, Derwiſche, Muſikanten, herumziehende Dichter, Sprache, Volkspoeſie, mit Proben aus Bartholdy und Anderen, Spiele, Luxus, Trachten, Gewerbe und Arbeiten der Männer, Einrichtung der Städte, der Häuſer, Getränke, Speiſen, Sitten der Mahlzeit, Bauart, Bildhauerey und Malerey, Leben der Frauen, Handel, Literatur, Klöſter, Geiſtliche, Religion, Kirchenverfaſſung und Cultus, Feſte und Faſten, Begräbniſs, Trauer, Geſpenſter, Luft, Krankheiten und Mittel dagegen, Straſsen, Art zu reiſen, türkiſche Verwaltung und Tyranney, Producte, Landbau, Wein, Botanik, Viehzucht, Wild, Vögel und Fiſche, Fabricate, Handel, Münzen, Einfuhr. In Anſehung der Sitten und Vorſtellungen iſt, wie billig, häufig auf die Vorzeit hingewieſen; oft iſts auch unterlaſſen. Das Ausſtrecken der Arme beym Gebet z. B. (S. 138), Manches in den Brautgebräuchen, wie daſs immer die Väter für die Söhne freyen, daſs in Arkadien die Braut auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen nach dem Hauſe des Bräutigams geführt wird (S. 144), daſs die Trauung gegen Abend iſt, daſs die Verlobten eine Proceſſion begleitet, und daſs manches Symboliſche bey der Gelegenheit vorkommt, iſt ohne Zweifel aus dem Alterthum geblieben. (Vrgl. *Böttigers* aldobrandiniſche Hochzeit Not. 17—23 im Anhang.) So auch die Sitte der Arkadier, auſserhalb der Städte und Dörfer an freundlichen Stellen zu begraben (S. 280). Im Carnaval klingt noch Io Io, und Masken ziehen mit Thyrſusſtäben (S. 232). Keine Mahlzeit ohne Lieder, wie vormals (S. 230); noch füllen ſie, wie antike Köche (Ariſtoph. Fröſche 134) in Weinblätter (S. 225), noch gilt bey ihnen ſaure Wochen, frohe Feſte (S. 224, 268), ſauer ehemals zwar nicht durch Arbeit ſo ſehr als durch Kaſteyung. Ein Grieche wird da noch ſatt, wo ein Eſel Hungers ſtirbt, ſagt das Sprichwort; und wie ſchwärmen und toben ſie nach der Faſtenzeit, nachdem Genuſs und Jubel gleichſam ausgeſpart iſt, und die luſtige Natur wie erneut hervorbricht. (Wohl ihnen, daſs eine uralte Sitte ihnen zum Vorurtheil gemacht hat, ein Volk müſſe ſich einmal oder einigemal im Jahr von der Luſtigkeit ſchütteln laſſen; von ſelbſt würden ſie vielleicht in ihrem Druck und Leiden nicht immer darauf geführt werden.) Auch in dieſer Hinſicht dürfte eine groſse Nachleſe von Bemerkungen in Griechenland ſelbſt zu machen ſeyn. Man müſste mit dem Theophraſt und einem Potter *in nuce* eben ſo gut wie mit dem Pauſanias in der Hand in Griechenland reiſen. Übrigens wünſchten wir, es hätte dem Vf. gefallen, die Küſte von Kleinaſien, Kreta, Kypern und die ſieben Inſeln mit in ſeinen Plan aufzunehmen. Dadurch würde zwar der gedrängte geographiſche Abſchnitt beträchtlich, das Ganze aber nicht auſserordentlich vergröſsert worden ſeyn, das ſo eigentlich erſt ein Ganzes geworden wäre. Denn die gegenwärtige Länderabtheilung kann hier nur ein untergeordneter Geſichtspunct ſeyn. Das Gegentheil wäre ſo, als ob man unter Italien jetzo nur das Königreich Italien verſtehen wollte. Ionien gehörte den Griechen, und gehört denen an, die Griechenland kennen lernen oder bereiſen wollen. In Anſehung der

jetzigen Zeit für Griechenland hat der Vf. die Ansichten und Hoffnungen, welche die Meisten mit ihm theilen werden: „Die Zeit scheint nicht fern, sagt er, da Griechenland in eine andere Lage wird versetzt werden; möge sie glücklicher seyn für das herrliche Land als die jetzige, und für die Bewohner, denen die Kraft, sich selbst zu heben, fast geraubt ist, durch das langsame Aussaugen, das wie ein schleichendes Fieber verzehrt, gefährlicher, als plötzlich einbrechende Verwüstung und Zerstörung. — Die Menschenmenge hat zugenommen, der Unternehmungsgeist ist bey den Griechen erwacht, besonders bey den handeltreibenden Inselbewohnern u. s. w. Die Erinnerung an die grossen Vorfahren, an die schöne Vergangenheit ist noch lebendig unter dem gesunkenen Geschlechte, und wie die Steine und Ruinen, als stumme Zeugen, von dem Glanze der Vorwelt und der Herrlichkeit des Hingeschwundenen reden, so findet der aufmerksame Beobachter auch in den jetzigen Griechen Vieles, was seine Abstammung von dem cultivirtesten Volke der Vorwelt beurkundet, und für die Folge zu frohen Erwartungen berechtigt. Noch ist sie nicht da die erwartete und von Einigen schon verkündete Zeit der Erneuerung; aber vorbereitet ist sie, und hie und da erwachen Einige aus dem langen Traume und ahnen Verbesserung. — Der Druck, unter welchem die Griechen leben, ist fürchterlich. In den meisten Gegenden, wo er geringer ist, finden wir sie auch besser, und ihren Vorfahren ähnlicher. — Ein neuer Geist ist durch den Handel seit einiger Zeit in ihnen erregt, sie interessiren sich für Alles, was im Auslande geschieht, haben einsehen gelernt, dass ihre Unterdrücker nicht unüberwindlich sind, und gewinnen Vertrauen zu sich.“ (S. XIV, 52, 108, 110, 149.) Schon *Okellos* (bey Stob. Ecl. I, 21, 5) sagt: Oftmals schon ist Hellas barbarisch geworden und wird es werden, nicht durch Menschen allein verwüstet, sondern auch durch die Natur selbst, ohne grösser oder kleiner zu werden, aber immer erneuten Anfang nehmend. — Die Kupferchen enthalten den Thurm der Winde, und die Ruinen von dem durch Hadrian erbauten Tempel in Athen, den altdorischen Tempel zu Korinth, das Theater zu Sparta, ein paar alte Steine auf Samos und ein Grab auf Siphanto.

W.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Bildergeographie. Eine Darstellung aller Länder und Völker.* I Band. Asien, mit 21 Kupf. und 1 Charte. 1810. 354 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zu welchem Zwecke der Vf. diese Bildergeographie bestimmt habe, läfst sich nur errathen, da er sich nirgends darüber erklärt hat. Als Bildergeographie, die mit Asien anfängt, die in illuminirten (nicht ganz mittelmäfsigen) Kupfern *Kirgisen*, *Armenier*, *Türken*, *Beduinen*, *Peguaner*, eine *Molukin*, *Japaner*, *Turkestaner*, einen *Schamanen*, *Jakuten*, und in theils illuminirten theils schwarzen Kupfern die *Kirche zum heiligen Grabe*, die *Hachery in Ostindien* und einen *Götzenwagen*, *eine Oper und das Götzenopfer in Kochinchina*, den *Porcellanthurm in Nanking*, den *Aufzug des chinesischen Kaisers*, ein *chinesisches Dorf* auf einem Flusse, *ein Kalmückenlager*, *Tschuktschis Wohnungen*, *kamtschatkadalische Hundsschlitten*, eine *Winterwohnung auf Unalaschka* darstellt, eine kleine illuminirte Charte damit verbindet, nur die Oberfläche der Länderkunde berührt, desto länger bey der Darstellung der Sitten, Gewohnheiten und des gesellschaftlichen Lebens der Völker verweilt, und weit entfernt, sich hier in mühsame Vergleichungen von Nachrichten einzulassen, nur das aushebt, was zunächst zu Tage ausgeht — ein solches Werk kann nur zur Unterhaltung bestimmt seyn, und insofern hat es wenigstens in der Beziehung einer nützlichen Unterhaltung Einen Zweck mit so vielen anderen gemein, die der Lectüre frivoler Schriften eine gesundere Kost substituiren wollen. Als solche erfüllt sie denselben zwar nicht auf eine ausgezeichnete, aber auch nicht auf eine ganz mittelmäfsige Weise. Dafs aber der Vf. und sein Werk nach dieser Ansicht beurtheilt werden müssen, davon mag Folgendes als Beweis dienen. Die ganze Einleitung von Asien überhaupt nimmt kaum 8, die von der Türkey kaum 4, die von Persien kaum 2, die von Rufsland kaum 5 Seiten, die Darstellung des religiösen, sittlichen, geselligen Charakters der Türken 24 S., der Araber 10, der Perser 10, der Hindus 17, von Rufsland 90 Seiten ein. Die Angabe des Länderbestandes ist die gewöhnliche der gewöhnlichsten Handbücher; und dann, wenn man sich die Bearbeitung eines geographischen Werks zum Gegenstand gewählt hat: so sollten doch wohl der Nationalbestand jedes einzelnen Landes, die gehörige Eintheilung, die geographische Lage, die charakteristischen Theile, die Manufacturen und Fabriken mit aufgenommen, und in den statistischen Daten die gehörige Genauigkeit und Bestimmtheit, zugleich aber auch die Angemessenheit berücksichtigt werden. Wenn nun der Vf. die Verschiedenheit asiatischer Völkerschaften nach Gestalt und Farbe gar nicht kennt, und den Nationalbestand kaum in den einzelnen Theilen, woraus Asien besteht, berührte; wenn er die Eintheilung z. B. von Natolien in Paschaliks gar nicht angiebt, und bey Syrien sagt: *es wird wieder in 4 Paschaliks eingetheilt*, ohne nach der Eintheilung selbst zu verfahren; wenn er die charakteristischen Theile, z. B. von Kleinasien, nur in die Städte und Schlösser Bursa, Ismid, Skutari, den Dardanellen, Smyrna, Tokat, Tarabosan setzt, und die beträchtlichste Stadt Kutajeh vergifst, Angora, Bergamot, Sart, Tschesme, Guselhissar, Scala nuova, Sinope mit fast gar keiner Sylbe berührt, als dafs er von letzterer sagt: *man treibt zu Ismid starken Schiffbau, welches auch in dem mit 60,000 Einwohnern bewohnten Sinope der Fall ist, wo die Küsten sehr holzreich sind*; wenn er die geographische Länge und Breite fast überall verschweigt; wenn er unter den Gebirgen Asiens den Ural, unter den Seen den Balchas, den Sassan, Kosogol, Terkiri, Kukoreor, Tontingu, Poyan-Hu, unter den Flüssen den Hoang-ho, Gantse, Kambadscha, Pegu, Aloa, nicht erwähnt; wenn

er von der Vorzeit Asiens nichts weiss, als dass die ältesten Reiche hier begründet, die drey Hauptreligionen hier entstanden, mancherley Erfindungen, wie die Verfertigung des Glases, die Schreibkunst, und mancherley Erzeugnisse (namentlich Äpfel, Birnen, Aprikosen, Kirschen, wälsche Nüsse) zu uns gekommen, manche Völker aus diesen Gegenden zu uns hervorgebrochen, und von der Pracht und Herrlichkeit, seiner ehemaligen Zeiten noch hie und da kostbare Trümmer übrig geblieben sind; wenn er die Bedeutenheit eines Landes und einer Stadt nicht nach Manufacturen, Fabriken und Handel, noch der Regierung und Lebensweise würdigt; wenn er von *Griffiths* Reisen, von *Kinsbergen*, von *Gardan*, von *Deschamps* Reisen bey Südasien fast gar keinen Gebrauch gemacht hat, und das Übrige meistens diesem entspricht: so läſst sich wohl an keinen höheren Plan als den angezeigten denken; und doch scheint der Vf. hierauf Anspruch zu machen, da er in der Vorrede verspricht: *dass eine allgemeine Einleitung, z. B. mathematische Geographie u. s. w., zu seiner Zeit erfolgen soll, dass auch zu seiner Zeit ein paar Worte über die Art (Methode), Geographie zu lehren, und worauf es dabey hauptsächlich ankomme, folgen müssen.* Ehe dieses erfolgt, und ehe der Vf. nicht anders wird, werden wir in der Beurtheilung nicht anders werden können.

H. P. E.

Breslau, b. Korn d. Ält.: *Breslau.* Ein Wegweiser für Fremde und Einheimische. Von *Karl Christ. Nenke*, königl. preuss. Kammerdirector. Mit einem neu aufgenommenen Plan der Stadt und der Festungswerke vor der Belagerung 1806. 1808. 338 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

In einer Übersicht der Landesgeschichte, womit dieses Buch, das weiter keine Vorrede hat, anfängt, werden 6 Epochen derselben angenommen; von den Sueven und Slaven im sechsten Jahrhundert bis auf Friedrich II i. J. 1740, bis zu welcher Zeit vom 12ten Jahrhundert an Schlesien an 200 einzelne Regenten zählte. In der Geschichte der Stadt findet der Vf. es wahrscheinlich, dass sie schon im 7ten Jahrhundert von Fischern bewohnt gewesen sey. Zu Breslau leben jetzt 60,531 Menschen in 3096 Häusern in und ausser der Stadt. In der Topographie derselben macht sich der Vf. nur mit der Nomenclatur der Gassen, Plätze, Thore u. s. w. und mit einer genauen Grenzbestimmung derselben zu thun. Bey der Beschreibung der Kirchen, Klöster und Schulen wird er, wie billig, ausführlicher, erwähnt die zum Theil merkwürdigen Kunstsachen in denselben, und trägt manches Historische nach, unter anderen vom breslauer Bisthum. Es ward vom Herzog Minezislav in Polen gestiftet. Der erste Sitz desselben war zu Smogra, und Gottfried, ein Römer, der erste Bischof i. J. 699. Es ward 1052 nach Breslau verlegt, und der jetzige Fürstbischof ist der 52ste. Feyerlich hat Friedrich II dem Recht entsagt, die Einkünfte des Bisthums während einer Vacanz einzuziehen, wie vordem der österreichische Hof öfters gethan hatte. Mehrere Kirchen und Klöster schreiben sich von dem Grafen Peter dem Dänen her. In einem Nonnenkloster heisst die jetzige Priorin Nepomucena *Teufel*, in einem anderen Innocenza *Engel*. Der den Katholiken gehörigen Kirchen sind 26, die Lutheraner haben 7, die Reformirten nur eine Kirche. Erst i. J. 1790 ward durch den Rector *Scheibel* der erste Blitzableiter in Breslau gesetzt. Die Universität hat den 18 Aug. 1803 ihr erstes Jubiläum gefeyert. Die Katholiken haben 13, die Lutheraner 5, die Reformirten 2, die Juden auch 2 grosse und kleine Schulen in Besitz. Bey Gelegenheit des Gymnasiums zu St. Elisabeth streut der Vf. seinem Lehrer, dem gelehrten Rector *Arletius*, einen wohlverdienten Weihrauch. „Das von *Lieberkühn* eingeführte Lectionssystem wird wenig mehr befolgt". Hienächst werden die königlichen und städtischen Gebäude ganz kurz angeführt, und nur bey einigen, z. B. dem Rathhause, den Stadtwagen, kleine Notizen beygefügt. Belehrender ist der Abschnitt über die Landescollegien, so wie, was über die Münzen, Mass und Gewicht angeführt wird. Karg abgemessen sind die Nachrichten über den Handel der Breslauer. Schon 1214 hatte die Stadt einen Jahrmarkt, und wenige Jahre später errichteten ihre Kaufleute eine Niederlage zu Novogrod, dem nordischen Tyrus. Ohne Zweifel muss, wie der Vf. meint, einst, bey freyem Verkehr, die Güte der schlesischen Leinewande über ihre Mitwerber, besonders die Irländer, obsiegen. Der Handel mit der Schweiz ist nicht zu Schlesiens Vortheil. Man berechnet das ganze jährliche Handelsgeschäft von Breslau überhaupt auf 30 Millionen Thaler. Die vorzüglichsten Banquiers werden genannt, und die Rechte der Waarenhändler angeführt. Die Reichkrämer machen eine besondere Innung aus; ihrer sind 49. Die handeltreibenden Juden werden zu 27 general-privilegirten, und zu 160 Incolats-Familien gezählt. Unter den Manufacturen zeichnen sich 19 Zitz- und Cattun-Druckereyen, welche 1200 Personen beschäftigen, aus. Ferner giebt es Fabriken in Breslau von feinerem und gröberem Tuche, von Leder, türkischem Garn, Gold und Silber, Haarsieben, Scheidewasser, Nähnadeln; eine Zuckersiederey, eine Glasschleiferey und eine Spiegelmanufactur. Diesem Abschnitt folgt eine Aufzählung der Künstler, Professionisten und Niederlagen. Breslau bedarf jährl. 500,000 Thlr. Brennmaterial. Wir übergehen, was der Vf. weiterhin über allerley wohlthätige Einrichtungen, Legate, Stipendien, Bibliotheken, gelehrte Gesellschaften, Bildergallerieen, Privat-Erziehungsanstalten, öffentliche Lustbarkeiten, Gärten, Kaffeehäuser u. drgl. vorbringt, und fügen zur allgemeinen Empfehlung des Buchs unser Urtheil hinzu, dass es seinen Zweck auf eine zwar nicht erschöpfende, doch immer genügende Art erfüllt. Die Schreibart ist rein, und der Vortrag seinem Gegenstande angemessen. Der Stich des beyliegenden Plans ist sauber, man erkennt darauf die Stadt mit ihren Abtheilungen, und die nächsten Gegenden derselben an beiden Seiten der Oder.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JUNIUS, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Paris, b. Nicolle: *P. Lambinet Origine de l'Imprimerie, d'après les titres authentiques, l'opinion de Mr. Daunou, et celle de Mr. Van Praet*, suivie des établissemens de cet art dans la Belgique, et de l'histoire de la Stéréotypie; ornée de calques, de portraits et d' écussons. 1810. Tome I. XXX u. 434 S. Tome II. XV u. 424 S. 8.

2) Strasburg u. Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Initia typographica*, illustravit *Jo. Fried. Lichtenberger*, Gymn. Argent. Professor. 1811. VIII und 259 S. 4.

Es ist sehr erfreulich, dass seit kurzer Zeit so viele eue Werke über den Ursprung der Buchdruckerkunst rscheinen. Dieses giebt uns Hoffnung, viele Zweiel über diesen wichtigen Theil der Literaturgechichte allmählich verschwinden zu sehen, und urch den Fleiss unverdrossener Forscher in den Betz neuer merkwürdiger Nachrichten zu kommen. Vo *diese* fehlen, müssen uns schon neue *Ansichten* rillkommen seyn.

No. 1 liefert uns in beiderley Hinsicht schätzbae Notizen. Aber schon im Allgemeinen kann man em Vf. den Vorwurf machen, dass sein Buch im erhältniss zu dem Neuen, das es enthält, viel zu reitläufig ist, und dass mehr als 99 Hunderttheile esselben aus blossen Wiederholungen bestehen. Rec. rill den eigentlichen Gewinn, den die Geschichte as diesem Werke erbeutet, getreu ausheben, und en übrigen Theil desselben kurz anzeigen.

In der Einleitung geht der Vf. verschiedene Nachchten durch, die von 1459 an bis jetzt über die Entchung der Buchdruckerkunst gegeben worden sind. r fängt mit der Nachricht des Paulus Pragensis an, is welcher man die Meinung begründen wollen, iss Albrecht Pfister die 36 zeilige (sogenannte pfistesche) Bibel *innerhalb 4 Wochen* gedruckt habe. Mit echt bestreitet er diese Meinung, und geht dann auf ndere Schriftsteller über, wobey er viele der merkürdigsten, unter anderen Trithem, und den Verfasrn der cöllner Chronik, ganz mit Stillschweigen umht. So kömmt er endlich bis auf „die wichtige, n J. 1803 zu Paris von dem berühmten *Van Praet* emachte, und seit dieser Zeit so gut als ganz unbemnt gebliebene Entdeckung eines Donatfragments, it der Unterschrift *Peter Schöffers*, und mit den Typen der 42zeiligen, bisher dem *Guttenberg* zugeschriebenen Bibel gedruckt." Diese äusserst wichtige Entdeckung gab dem Vf. Veranlassung, das gegenwärtige Werk auszuarbeiten, wovon der erste Theil allgemein, der zweyte aber grösstentheils speciell und auf Belgien eingeschränkt ist.

Das 1 Cap. handelt von den druckähnlichen Manipulationen der Alten. Im 2ten werden die verschiedenartigsten Materialien zur Geschichte der Schrift zusammengetragen. Im 3ten sucht der Vf. zu zeigen, wie die Holzschneidekunst aus China nach Europa gekommen; er berührt bey dieser Gelegenheit sogar die *Nautae Parisienses*. Im 4ten rückt er seinem Zwecke näher, und giebt Nachricht von den xylographischen Werken, z. B. der *ars moriendi*, *ars memorandi* u. s. w. Bisher überall nichts Neues, wohl aber Wiederholung vieler alter Irrthümer. Das 5te Cap enthält die Beschreibung und Abbildung des höchst merkwürdigen *Donatfragments von Schoiffer*, welches folgende Unterschrift hat: *Explicit donatus. Arte nova imprimendi seu caracterizandi. per Petrum de gernssheym. in urbe Moguntina cū suis capitalibus absq; calami exaratione effigiatus.* Aber hier hat der Vf. ein unverantwortliches Versehen begangen, indem er das gelehrte Publicum durch die Behauptung täuscht, die Typen dieses Fragments seyen die nämlichen, mit welchen der von Prof. *Fischer* herausgegebene Kalender vom J. 1457 gedruckt ist. Diese Behauptung wird durch das mitgetheilte *Fac-Simile* geradezu widerlegt. Denn hieraus zeigt sich, dass das Fragment nicht mit obigen Kalender-Typen (die auch mit dem von *Aretin* herausgegebenen Kalender von 1456, und mit den sogenannten pfisterischen Lettern vollkommen übereinstimmen), sondern mit den Lettern der 42 zeiligen Bibel (wie der Vf. auch zur Vermehrung der Irrung selbst eingesteht) gedruckt ist. Wir werden nun die Corollarien sehen, die der Vf. aus dieser Entdeckung zieht, und unsere Bemerkungen beyfügen.

Das 6te Cap. nämlich entwickelt das neue System des Vfs., wodurch *Peter Schoiffer* als der wahre Erfinder der Buchdruckerkunst angegeben wird. Um dieses zu beweisen, stellt der Vf. folgende Sätze auf: 1) Schoiffer hat die Patrizen und Matrizen, und die Gussform u. s. w., also die wesentlichsten Erfodernisse zur Buchdruckerey, erfunden. 2) Guttenberg und Fust haben nie eine Bibel miteinander gedruckt. 3) Die bisher für ein guttenbergisches Product gehaltene 42 zeilige Bibel ist von P. Schoiffer mit den Typen seines Donats, *und des Kalenders von* 1457 ge-

druckt. 4) Die 36 zeilige fogenannte fchelhornifche Bibel ift ein Product Albert Pfifters von Bamberg.

Hier ift Wahres und Falfches bunt durch einander geworfen. Schoiffer hat nach dem Zeugnifs Trithems, der noch immer hier die Hauptquelle für uns bleibt, nicht die Patrizen und Matrizen u. f. w., fondern nur eine leichtere Art, die Lettern zu giefsen, erfunden. Ungeachtet des aufgefundenen fchoifferfchen Donatfragments ift doch noch nicht erwiefen, dafs Guttenberg mit Fuft keine Bibel gedruckt habe. Das Zeugnifs Trithems ift zu klar, und das Donatfragment von Schoiffer nennt in der übrigens merkwürdigen Unterfchrift den Schoiffer nicht Erfinder der Druckerkunft, in welcher Eigenfchaft doch Guttenberg in mehreren Unterfchriften vorkömmt, felbft in folchen, die von Schoiffer herrühren. Wir müffen alfo vermuthen, dafs Schoiffer diefen Donat, welcher unleugbar mit den Typen der 42 zeiligen Bibel gedruckt ift, erft nach der Trennung von Guttenberg, der feine Typen dem Fuft und Schoiffer überlaffen mufste, gedruckt hat, indem der Name des Druckers noch keinen fichern Schlufs auf das frühere Datum machen läfst; und von diefem Gefichtspunct betrachtet, wird die Entdeckung diefes Fragments keine fo grofse Umwälzung in der Gefchichte der Buchdruckerkunft veranlaffen, als Hr. *Lambinet* vorauszufetzen fcheint. Es ift auch zu glauben, dafs andere mehr erfahrene Gelehrte, z. B. Hr. *Van Praet*, dem Fragment diefe aufserordentliche Wichtigkeit nicht beylegten; fonft würden fie fchwerlich fo viele Jahre hindurch gänzlich davon ftille gefchwiegen haben. Wäre das Donatfragment wirklich mit der Typen des Kalenders von 1457 gedruckt, wie der Vf. irrig angiebt: dann freylich wäre die dabey befindliche Unterfchrift Schoiffers von der äufserften Wichtigkeit, indem fie die bisherigen Behauptungen der gelehrteften Forfchern durchaus vernichten würde. — Hierauf folgen die übrigen Producte der erften mainzifchen Drucker. Ob Rewich von Utrecht, deffen Namen die bekannte breitenbachifche Reifebefchreibung von 1486 trägt, wirklich ein Buchdrucker war, ift noch nicht hinlänglich erwiefen. Im 7 Cap. widerlegt der Vf. aus bekannten Gründen die Anfprüche anderer Städte (Strafsburg, Harlem) auf die Erfindung der Buchdruckerkunft, und im 8 Cap. wird die weitere Verbreitung diefer Kunft erzählt. Den Schlufs machen einige Nachrichten über den Zuftand der Literatur im 15 Jahrhunderte. Als Anhang ift die vortreffliche Abhandlung von *Daunou* (die man auch in *Arctins Beyträgen* in einer deutfchen Überfetzung findet) beygedruckt.

Der II Band enthält eine zweyte Auflage der bekannten *Recherches* cet., welche der Vf. vor 10 Jahren zu Brüffel über die Gefchichte der *Buchdruckerkunft in Belgien* herausgegeben hat. Sie erftreckt fich bis S. 312, und ift jedem Bibliographen unentbehrlich. Hier ift der Vf. in feinem Element, und feine Nachrichten find um fo fchätzbarer, als er kein einziges Product anführt, das er nicht entweder durch eigene Anficht oder durch die gültigften Zeugniffe verbürgen kann. Auf diefe Nachrichten folgt eine *Conclusion générale*, von welcher wir fogleich fprechen werden. — Den Befchlufs des ganzen Werkes macht ein gedrängter Auszug aus der Abhandlung von *Camus* über die Gefchichte der Stereotypie.

In der erwähnten *Conclusion générale* ftellt der Vf. folgende Hauptrefultate feiner Unterfuchungen auf: 1) Das Wefen der Buchdruckerkunft befteht nicht in der Beweglichkeit der Lettern, fondern in der Leichtigkeit der Vervielfältigung, *folglich allein* in den Patrizen und Matrizen. 2) Der Pfalter von 1457 hat zweyerley Typen. Über die Typen der Pfalmen felbft läfst fich nicht mit Beftimmtheit angeben, ob fie von Holz gefchnitzt find, oder ob ihre Ungleichheit von der unvollkommenen Gufsart herkömmt, da beides möglich ift, wie die Gefchichte der Stereotypie am deutlichften zeigt. Aber die Hymnen und Refponforien find von Schoiffer, und die nämlichen, mit welchen fein Donat gedruckt ift.

Nach dem, was wir oben erinnert haben, ift es nicht fchwer, in diefem weitläuftigen Werke das Wahre von dem Falfchen abzufondern. Kleinere Irrthümer, z. B. dafs der Vf. *gegoffene Matrizen* annimmt, welche an fich unmöglich find, dafs er dem Ifrael von Mecheln viele *Holzfchnitte* zufchreibt, dafs er Burgmaiers Triumphwagen zu den xylographifchen Werken zählt, und über den Theuerdank höchft unvollkommene Nachrichten giebt, wird der erfahrene Lefer leicht felbft verbeffern, fo wie er auch einige auffallende Auslaffungsfünden des Vfs., z. B. fein Stillfchweigen über die merkwürdigen Worte Trithems: *Quos prius manibus fculpebant*, feine Nichterwähnung des erften datirten Products von *Ulrich Zell*, feine Nichtkenntnifs des wichtigen Auffchluffes über die erften Gufslettern im *Magazin encyclopédique* Tom. II, p. 314 u. f. w., von felbft ergänzen wird.

No. 2 mufs von Neuem den Wunfch rege machen, dafs doch endlich ftatt der vielen Compilationen und Wiederholungen längft bekannter Dinge vielmehr *kritifche Bearbeitungen* der verfchiedenen Nachrichten, die wir über die Gefchichte der Erfindung der Buchdruckerkunft haben, bekannt gemacht werden möchten. Hn. *Lichtenberger's* Werk führt uns dem Zwecke nicht viel näher. Wir finden hier diefelben Hypothefen, diefelbe Ungewifsheit, wie in anderen Schriften über diefen Gegenftand. Es ift uns leid, fagen zu müffen, dafs unerachtet des grofsen Fleifses, welchen Hr. *L.* fichtbar angewendet hat, fein ganzes Buch durchaus überflüffig ift. Da er nichts Befferes geben konnte, und auch wirklich nicht gab, als wir in der vortrefflichen Darftellung von *Daunou* befitzen: fo hätte er fich durchaus befchränken follen, diefes Werk, welches keinem Literator fehlen darf, zu ergänzen, und die neueften Schriften nachzutragen, welche *Daunou* noch nicht benutzen konnte. Aber eben die neue Literatur ift der fchwächfte Theil in Hn. *L's.* Werke.

Auch die Ordnung, die er gewählt hat, ift nicht

obenswerth. Er fängt zwar sehr richtig mit den Vorbildern der Buchdruckerkunst, nämlich den xylographischen Werken an, und geht sodann über auf die ersten Versuche *Guttenbergs*, *Fausts* und *Schoiffers*. Aber nun beschreibt er die Werke der bamberger, strassburger, und hagenauer Officinen, und erst im 14 Abschnitt behandelt er die Frage, welche gleich im zweyten hätte vorkommen sollen, ob die ersten Versuche mit gegossenen, oder mit geschnitzten Buchstaben gedruckt waren. Sodann beschäftiget er sich mit dem *Speculum Salvationis*, und mit der vorgeblichen Druckerey *Lorenz Kosters* zu Harlem, und nach diesem erst mit den sogenannten *Prenters* (Druckern) in Holland, worauf er fortfährt, von den übrigen holländischen, und von den italiänischen, deutschen, französischen und englischen Officinen Nachricht zu geben. Man sieht überhaupt nicht ein, wozu hier die Nachrichten von den verschiedenen Officinen nützen sollen. Der Vf. durfte nur Weniges hierüber beybringen, um sein Buch nicht zu einem bändereichen Werk auszudehnen. Er wollte und konnte also nicht den Plan fassen, die grösseren Werke über diesen Gegenstand entbehrlich zu machen. Der grösste Fehler aber, der diesem Werke, wie allen bisher über die Buchdruckerkunst erschienenen, anhängt, besteht darin, dass nicht eine deutliche Beschreibung der Manipulation des Buchdruckens und Schriftgiessens vorangesetzt ist. Man findet sogar Spuren, dass der Vf. sich hievon nicht einmal die nöthige Kenntniss zu verschaffen gesucht hat. So lange wir nicht eine solche Vorarbeit (so wie auch die Beschreibung des beym Karten- u. Bilder-Drucken beobachteten Mechanismus) von einem Mann erhalten, dem alle Meinungen über die allmähliche Ausbildung der Buchdruckerkunst bekannt sind, werden wir immer in Ungewissheit schweben. Eine richtige und genaue Beschreibung von jenen Mechanismen aber wird uns in den Stand setzen, mehrere Behauptungen und Hypothesen sogleich zu verwerfen; und es ist schon sehr viel gewonnen, wenn wir auch nur ein halbes Duzend unrichtiger Meinungen auf ewige Zeiten aus der Geschichte der Buchdruckerkunst verweisen können. Allein dieser kritische und negative Untersuchungsgang ist bisher zu wenig eingeschlagen worden; und wenn man ihn noch ferner vernachlässiget, so wird man mit jedem Jahrhundert in diesem Theil der Geschichte dunkler sehen, ohne dass uns Preisaufgaben und mühsame Compilationen nur im Mindesten weiter bringen werden.

Wir wollen nun den Inhalt des Werkes im Einzelnen beleuchten. In der Vorrede sucht der Vf. zu beweisen, dass Guttenberg noch in Strasburg die Kunst so weit gebracht habe, um mit beweglichen Typen drucken zu können. Die Gründe dafür bestehen in blossen Vermuthungen, und machen dem Patriotismus oder Localsinne des Vfs. mehr Ehre, als seiner Unparteylichkeit. Das 1 Cap. handelt von den Vorspielen der Buchdruckerkunst. Der Vf. zeigt richtig, wie der Erfindung dieser Kunst der Druck der Heiligen-Bilder und der Spielkarten vorausgegangen. Von jenen sagt er jedoch zu Wenig. Auch wäre bey dieser Gelegenheit eine Beschreibung des beym Kartendruck üblichen mechanischen Verfahrens sehr zweckdienlich gewesen, weil die ältesten Tafeldrucke oder xylographischen Producte alle auf diese Weise gedruckt wurden. Bey der Abtheilung der xylographischen Werke in solche, wo der Text gleich bey den Figuren, und in solche, wo derselbe auf einem eigenen Blatte steht, ist der Entkrist mit Unrecht unter die letzteren gesetzt worden, wie aus der Nachricht erhellt, die der Vf. selbst 3 Seiten weiter unten von diesem Werke giebt. Man sieht überhaupt, dass der Vf. diese xylographischen Werke, in deren Aufzählungen er sehr unvollständig ist, nur aus Beschreibungen kennt. Die Figuren bey der *ars memorandi* verrathen nicht, wie der Vf. glaubt, die fromme Einfalt jenes Zeitalters, sondern gründen sich auf die in allen Jahrhunderten beobachteten Vorschriften der Mnemonik. Übrigens beruft sich der Vf. mit Anderen auf die Menge und Verschiedenheit der xylographischen Werke, um die längst entkräftete Behauptung *Meermanns* zu widerlegen, dass alle diese Producte aus Kosters Officinen zu Harlem hervorgegangen seyen. — Im 2 Cap. giebt der Vf. Nachricht von Guttenbergs Druckversuchen zu Strasburg. Er will durch das bekannte Zeugenverhör vom J. 1439 beweisen, dass Guttenberg schon damals bewegliche Typen von Bley gehabt habe. Allein die Ausdrücke in diesem Zeugenverhör sind so schwankend, dass Einige sogar schon die Frage aufgeworfen haben, ob hier überhaupt von der Buchdruckerey die Rede gewesen sey, und ob sich das Verhör nicht auf eine der anderen Künste, welche Guttenberg und Dreyzehn mit einander trieben, deuten lasse. Viele aber, welche das Erstere auch zugestehen, behaupten, dass sich die Ausdrücke nur auf den Tafeldruck und nicht auf bewegliche Lettern beziehen lassen. *Fournier*, selbst ein Schriftgiesser, hat diese Meinung weitläuftig zu beweisen gesucht. Gegen dieselbe haben sich erklärt *Heinecker*, *Lambinet* und *la Serna Santander*. — Das 3 Cap. erzählt, wie die Kunst zu Mainz vollendet worden. Hier hat der Vf. mit grossem Fleisse die vorhandenen Nachrichten mit einander verglichen. Die Hauptstelle von Trithemius hätte aber vollständig und nicht verstümmelt angeführt werden sollen, um so mehr, da sich der Vf. im Verfolge auf Ausdrücke beruft, die in seinem Auszuge aus Trithemius nicht vorkommen. (Hier erhalten wir auch nebenher in 6 Zeilen eine Beschreibung des Schriftgiessens.) Trithems Stelle hat die Schwierigkeit, dass er von gegossenen Matrizen spricht, da doch die Matrizen durch die Stempel (Punzen, Patrizen) geschlagen werden, und nicht gegossen werden können. Diese Schwierigkeit sucht der Vf. dadurch zu heben, dass er annimmt, Trithem habe die Matrizen mit den sie umfangenden Modeln verwechselt, welche allerdings gegossen werden, und zur Eingiessung des geschmolzenen Metalls dienen müssen. Es ist aber möglich, dass hier ein Schreibfehler einschlich, oder dass Trithemius gleich allen älteren Schriftstellern die Worte *fundere* und *sculpere* mit einander ver-

wechselte. Noch ist übrig, die Stelle „*Aeneos characteres ad omnem pressuram sufficientes, quos prius manibus sculpebant*" zu erklären. Der Vf. nimmt mit *Fournier* und *Schöpflin* an, dass Guttenberg vom Tafeldruck gerade zu auf die Schriftgiesserey übergegangen sey, und dass daher die obigen Worte: „*quos prius manibus sculpebant*", die Bedeutung hätten, dass die gegossenen Typen, bevor sie zum Druck tauglich waren, noch ausgeschnitzt werden mussten. Es ist hier der Raum nicht, diese Erklärung weitläuftig zu prüfen. Rec. hat diess bereits an einem anderen Orte gethan. Er will hier nur die Fragen aufstellen, welche beantwortet werden müssen, um in dieser schwierigen Sache ins Reine zu kommen. 1) Kann man Drucke mit beweglichen Lettern vorzeigen, welche vor dem Daseyn der Schriftgiesserey ihre Entstehung erhalten haben? Und ist es erweislich, dass irgend ein Druck mit nicht gegossenen beweglichen Lettern vollbracht worden ist? Waren diese nicht gegossenen Lettern von Holz, oder von Metall, oder gab es von beiderley Art? 2) Konnten nicht selbst nach Erfindung der Schriftgiesserey Anfangs noch viele Unvollkommenheiten Statt haben, welche es nöthig machten, die Typen zuzuschneiden? Ist dieses hinlänglich, die Ungleichheiten zu erklären, die wir in den ältesten Drucken wahrnehmen? 3) Da die Matrizen die Form sind, in welche das flüssige Metall gegossen wird, und die Punzen der Stempel, welcher den Matrizen ihre hohle Gestalt einprägt: so fragt sich: ist es denkbar, dass die Matrizen erfunden werden konnten, ohne zugleich die Punzen oder Stempel mit zu erfinden? — Wenn diese Fragen einmal bestimmt beantwortet werden können: dann bleibt über den Gang der Erfindung nicht der mindeste Zweifel mehr übrig, und dann wird ein ganzes Gefolge von Hypothesen und Fabeln aus der Geschichte verbannt werden.

Das 4 Cap. beschäftigt sich ausschliessend mit der Bibel, welche man bisher für das älteste aller gedruckten Bücher hält. Der Vf. hat die weitläuftige und genaue Abhandlung des Custos *Bernhard* in München, welche in *v. Aretins Beyträgen zur Gesch. u. Lit.* zu finden ist, erst im Supplement seines Werks angeführt, und wie es scheint, sie nur dem Titel nach gekannt. Seine Untersuchungen und Nachrichten halten mit denen des Custos *Bernhard* den Vergleich nicht aus. Er äussert dabey die Meinung, dass wohl die sogenannte pfisterische Bibel die eigentlich guttenbergische älteste seyn könne. Hätte er die Schrift des Secretärs *Bernhard* (eines Bruders des obigen) unter dem Titel: *Meine Ansicht von der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst* (München 1805. 8) gekannt: so hätte er dort zur Unterstützung dieser Behauptung Gründe gefunden, die um so mehr Aufmerksamkeit verdienen, als Bernhard selbst die Buchdruckerey erlernt und getrieben hatte. — Im 5 u. 6 Cap. kommt der Vf. auf die Psalterien von 1457 und 1459, den Durandus von 1459, und das Catholicons von 1460. Er führt die Nachrichten an über Guttenbergs Trennung von Faust, und über die von jenem hierauf besonders errichtete Druckerey. Den faustischen Officinen schreibt er die ersten drey der oben angeführten Werke zu der guttenbergischen das letzte, wie dieses schon vor ihm von Anderen aus guten Gründen geschehen ist. — Im 7 Cap. werden Fausts Drucke von 1460 — 1466, und im 8 Cap. Schöffers Drucke angeführt, welchen auch die von *Fischer* und *Aretin* bekannt gemachten zwey Kalender von 1455 und 1456 unrichtig beygezählt werden. — Das 9 Cap. handelt von Albrecht Pfister, und der ihm zugeschriebenen Bibel. Hier macht der Vf. in Bezug auf das 3 Cap. aus mehreren Gründen wahrscheinlich, dass Pfister diese Bibel nicht gedruckt habe. — Im 10 — 13 Cap. zeigt der Vf. die ersten Drucke von Mentel und Eggestein, dann von den übrigen strassburger und hagenauer Druckern an, wobey er verschiedene Irrthümer in Rücksicht Mentels und Eggesteins berichtigt. Erst im 14 Cap. untersucht er die verschiedenen Nachrichten und Angaben über die geschnitzten Lettern. Hier beruft er sich auf mehrere Beyspiele, um zu beweisen, dass man sich durch die in den alten Druckdenkmälern vorkommenden Ausdrücke *Literae sculptae* nicht irre machen lassen soll, da man damals unter *sculpere* durchaus *fundere* verstanden. Dass man es mit diesen Worten so genau nicht genommen, erhellt auch daraus, dass, wie wir oben gesehen, Trithem sich des Ausdruckes bediente: *fundendi formas quas matrices nominabant*, anstatt *sculpendi*, wenn anders diess nicht ein Schreib- oder Druck-Fehler war. Die Ursache dieser Vermischung der Ausdrücke liegt nach des Vfs. Meinung darin, dass man das Schneiden der Patrizen oder Punzen als die Hauptsache betrachtete, und in den ersten Zeiten die Buchdrucker ausserdem noch zugleich Schriftgiesser und Punzenschneider waren. — Dann untersucht der Vf. weiter, wie denn die Ungleichheit der Buchstaben zu erklären sey, wenn sie durchaus nicht von geschnitzten Lettern herkommen soll. Er behauptet, diese Ungleichheit finde sich in allen Drucken, selbst in solchen, die allgemein als mit gegossenen Typen gedruckt anerkannt seyn (wie schon *Heinecker* bemerkt hat). Eine eigentliche Ursache dieser Ungleichheit weiss er aber nicht anzugeben, und somit sind wir nicht weiter, als zuvor.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Neues Sprachbuch oder Sammlung auserlesener Bibelstellen über die gewöhnlichen Sonntags- und Fest-Evangelien*, mit kurzen Erklärungen für Volksschulen. 4te Aufl. 1811. 120 S. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JUNIUS, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

STRASBURG u. PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Initia typographica*, illustravit *Jo. Frid. Lichtenberger* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die hölzernen und metallenen beweglichen Lettern verwirft der Vf. gänzlich nach weitläuftiger Aufzählung der hieher gehörigen verschiedenen Behauptungen. Die Hypothese *Schellhorns*, dass im J. 1455 nach Aufhebung der Gemeinschaft zwischen *Guttenberg* und *Faust* die Buchdruckergesellen sich zerstreut, und zuerst die Kunst, mit geschnitzten Lettern zu drucken, verbreitet hätten, und dass hierauf die eigentliche Buchdruckerkunst nach den mainzer Unruhen im J. 1462 in andere Länder übergeführt worden, widerlegt der Vf. durch den Ablassbrief von 1454, wodurch auch *Schellhorn* selbst zum Widerruf seiner Meinung bewogen ward. — Sodann kommt er auf die von *Meermann* angenommenen *typos sculptofusos*, welche er ebenfalls unter die *non entia* setzt. Am Ende dieses merkwürdigen Capitels: *de Literis sculptis ex mente veterum*, theilt der Vf., der hier, wie im ganzen Buch, Alles bunt durch einander wirft, eine merkwürdige Stelle aus dem *Magazin encyclopédique* mit (1806. I, 74), worin die Ursachen der Ungleichheit der ersten Gusslettern von einem Sachkundigen sehr befriedigend angegeben werden. Rec. glaubt den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erzeigen, wenn er ihnen diese ganze sehr wichtige Stelle mittheilt:

Les irrégularités que nous avons remarquées dans l'impression de la Bible de Saint-Wast, avoient fait conjecturer à quelques bibliographes que cette bible étoit imprimée avec des caractères mobiles en bois. Mais outre que je crois avoir démontré l'impossibilité d'une semblable impression, je vais prouver encore que toutes ces irrégularités peuvent exister dans un caractère fondu. 1) Il n'est guère vraisemblable que les matrices employées dans le principe fussent en cuivre, et que l'on eût trouvé du premier abord l'art de tremper un poinçon de manière à ce que la couche d'oxyde qui se forme necessairement au feu sur l'oeil de la lettre, n'en emportât pas une partie: sans doute il est plus naturel d'imaginer, qu'on ne trempoit jamais les poinçons, et que les matrices se frappoient dans une matière moins dure que le cuivre. Fischer pense qu'on se servoit de la terre glaise; la fonte des cloches devoit en fournir l'idée. Mais on renonça bien vite à une manière de fondre qui ne pouvoit être employée que pour de très-gros caractères, dont elle ne conservoit même pas les déliés, et on dut faire servir au même usage l'étain ou le plomb. Je sais par expérience, qu'en se servant du melange ordinaire, on peut couler dans une matrice de plomb jusqu'à 120, 150 Lettres, sans que la matrice soit fondue; seulement après les 50 ou 60 premiers jets elle paroit un peu altérée, et les traits les plus fins des caractères disparoissent pour faire place à d'autres traits plus durs. On peut donc fournir cette première raison des differences que présentent les mêmes lettres dans une même page. 2) Pour que les caractères passés à la fonte portent à plomb dans l'impression, il est nécessaire avant tout que la matrice ait été justifiée, sans quoi, comme disent les imprimeurs, la lettre n'est plus en ligne; et il n'y a aucun moyen d'empêcher qu'elle ne soit tantôt plus haute et tantôt plus basse que celles qui la touchent. 3) Les moules qui servent à fondre ont pu, dans l'origine, n'être point assez parfaites pour donner constamment un écartement tel, que l'épaisseur des caractères ne varie jamais. Ces Observations suffisent pour expliquer les défauts que j'ai fait remarquer dans la Bible de Saint-Wast."

Das 15 Cap. handelt von den ersten belgischen Officinen, grösstentheils nach *Lambinet* und *la Serna*. Im 16 Cap. beschäftigt sich der Vf. ausschliessend mit dem *Speculo humanae salvationis*, und im 17 Cap. sammelt er mit grosser Belesenheit die Beweise, welche uns berechtigen, die Officinen *Lorenz Kosters* als nicht existirend anzusehen. Offenbar sollte dieses, so wie das 14 Cap., nicht hier, sondern gleich am Anfange des Werks stehen. — Das 18 Cap., welches von den Prenters oder Briefmalern handelt, die vor Erfindung der Druckerkunst Karten und Heiligenbilder druckten, hätte ebenfalls zu Anfang des Werks gesetzt werden sollen. Hier wird die Hypothese von *Des Roches*, dass die Buchdruckerey schon im J. 1312 von einem Brabanter, Namens *Vaelbek*, erfunden worden sey, aus hinlänglich bekannten Gründen widerlegt, und zugleich von einigen früheren Manieren, Bücher mit Stempeln zu schreiben, gehandelt. — Nun folgen im 19—32 Cap. die Buchdruckereyen von Brüssel, Subiaco, Rom, Venedig, Cölln, Augsburg, Nürnberg, Paris, Basel, Mayland, Florenz, Bologna, Neapel, Leipzig und Frankfurt. Den Beschluss machen die englischen und spanischen Officinen. Bey den englischen, welche der Vf. im Capitelverzeichniss aufzuführen vergessen hat, wird die bekannte Behauptung von *Atkyns* der Prüfung unterworfen. Dieses hätte, da es hauptsächlich auf *Lorenz Koster* Bezug hat, schon früher angeführt werden sollen. — Die Zusätze S. 254—256 betreffen vornehmlich das Zeugniss *Schoiffers* für *Guttenberg* im deutschen Livius von 1505, 1514 und 1523, sodann einige Berichtigungen, die der Vf. aus *Aretins neuem literarischen Anzeiger* und eben desselben *Beyträgen* geschöpft hat. — Der Anhang enthält: 1) die bekannte Nachricht über *Conrad Henlif*, *Peter Schoiffer* und *Johann Faust* aus dem Necrologio der Abtey St. Victor zu Paris. 2) Einen Auszug aus dem strasburger Protocoll vom J. 1439 die früheren Versuche *Guttenbergs* betreffend.

Der eigentlichen Geschichte der Erfindung sind nur ungefähr 90 Seiten dieses weitläuftigen Buchs geweiht. Mehr als zwey Drittel sind mit Nachrichten über einzelne Officinen angefüllt, über deren Unzweckmäfsigkeit schon oben gesprochen worden, und welche der Vf. noch hie und da durch ganz fremdartige Auszüge aus einigen der ersten gedruckten Bücher auf unnöthige Weise weitläuftiger gemacht hat. Hätte sich Hr. *L.* darauf beschränkt, seine mit vielem Fleifse gesammelten Notizen über die Erfindung der Buchdruckerkunst lediglich in Bezug auf die vortreffliche Abhandlung von *Daunou* zu bearbeiten: so würden wir ein sehr brauchbares Werk erhalten haben. In seiner gegenwärtigen Gestalt aber gewährt es nur geringen Nutzen, den der Leser nicht anders als mit vieler Anstrengung und nach mühsamer Durchlesung fremdartiger Nachrichten, die das Buch unnöthig vertheuren, sich aneignen kann. Ou.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Borckhausens Ringen nach dem schönsten Ziele des Mannes.* Ein Denkmal der Freundschaft von *Röhling.* Mit einem Kupfer. 1808. XIV u. 162 S. 8. (18 gr.)

Die Freunde des verst. *Borkhausen* nicht nur, sondern auch das ganze naturhistorische Publicum werden es Hn. *R.* Dank wissen, dafs er das Geschäft übernommen hat, sie in vorliegender Schrift mit den Lebensumständen des vortrefflichen Mannes, und mit seinen sämmtlichen Schriften, von denen nur die wenigsten nach Verdienst verbreitet worden sind, näher bekannt zu machen. Nicht minder verdient die Wärme der Freundschaft, die der Vf. darin zu Tage legt, Achtung. Wenn wir aber nach dem Werthe dieser Biographie, als Product historischer Kunst, fragen: so müssen wir leider bekennen, dafs das Andenken *Borkhausens* in dieser Hinsicht nicht leicht unfähigeren Händen hätte anvertrauet werden können. Man kann nämlich diese Schrift sehr füglich in zwey ganz entgegengesetzte Theile zerlegen, von denen der eine, anmafsungslos und einfach, von S. 15—42 die äufseren Lebensumstände *Borkhausens* erzählt, und von S. 93—113 ein Verzeichnifs seiner sämmtlichen Schriften aufstellt; — der andere hingegen, zu welchem auch noch der Titel mitgerechnet werden mufs (unter der Aufschrift: „*Charakter*", von S. 43 bis 92, und: „*Denkmal*", von S. 114—124), ein geschmackloses Gemisch von steifem Leichenpredigerton, moderner Romanensentimentalität und hohlem Bombast über das einfache Wesen des der Natur geweihten Mannes sündig ausgiefst. Rec. kannte *Borkhausen* genau, und hing, früh als Schüler, später aus immer mehr sich entwickelnder Erkenntnifs seines Werths als Naturforscher, mit inniger Liebe an ihm. Es hat ihn daher geschmerzt, zu sehen, wie *B.* hier unter den Händen des wohlwollenden, aber unbehülflichen Panegyrikers sich bald wie ein seichter Schwärmer und Phantast geberden, bald ein, seiner ganzen Natur widersprechendes Wortgepränge führen, bald selbst zu Plattheiten herabsinken mufs. Und darum sollen hier noch einige Worte über *B.*, als Naturforscher, stehen, um daraus abzunehmen, ob er als Mensch so von sich selber habe differiren können. Der Natur ursprünglich, und wie durch einen inneren Instinct, mit dem *Gemüthe* zugekehrt, möchten wir ihn einen *kindlichen* Naturforscher nennen. Einst gab es mehrere dieser Art; aber so wie die Systematik sich immer weiter unter uns entwickelt und ausbildet, scheinen sie seltener zu werden, und drohen auszusterben. Und doch ist nur in diesen die lebendige Berührung der freyen Natur im Besonderen und der Genufs der Betrachtung. Sammler bis ins Kleinste, doch nie kleinlich, ist ihnen jedes neue Naturproduct ein freundlicher, vielversprechender Blick der Mutter, nach dem sie in der Luft geheimer Ahndung haschen, und von jedem zu neuer Sehnsucht fortgezogen werden. Aber nicht der Reiz des Neuen allein, noch die unendliche Mannichfaltigkeit der Objecte, sondern das Leben der Natur selbst, in seiner Unmittelbarkeit, ist ihr Element; — das Jahr nach den Entwicklungs- und Erscheinungs-Perioden der Thier- und Pflanzen-Welt zu messen, die bekannten Standörter seltener Pflanzen, die Lagerstätte eines wichtigen Gesteins, jährlich und immer mit gleicher Lust zu besuchen, ist ihnen zum vorzugsweisen Genufs der Naturbetrachtung gegeben. Was dieser Sinn, früh oder spät, für das Höhere leisten werde, kommt hier nicht in Anschlag; seine nächste Anordnung des Besonderen geht aus ihm selbst hervor und strebt nach der Besonderheit. (Man vergleiche *B's. Tentamen dispositionis plantarum* und dessen Versuch einer obercattischen Flora im ersten Bande des rheinischen Magazins.) Wer möchte aber einem Geist, der so von dem Leben des Besonderen mit Liebe durchdrungen ist, das Vermögen absprechen, sich zu den allgemeinsten Ansichten der Natur selbstthätig zu erheben? Aber freylich *voll* und *real* müssten diese Ansichten seyn, und leere Formeln und übermüthige Anmafsung der Afterphilosophie sind ihm ein Gräuel. An seinem Geiste aber entzündet sich die Jugend zur Nachfolge im wahren Naturdienste, und die Wärme, die von solchen ausgeht, möge das gänzliche Erstarren der Wissenschaft in Nomenclatur und Systematik verhüten! Wir kannten nur noch Einen, den wir als Geistesverwandten *B's.* hier nennen möchten, zugleich als Beyspiel, was günstigere, den Blick erweiternde Verhältnisse von diesem Natursinne erwarten lassen. Auch er ist der Wissenschaft zu früh entrissen worden; aber wer den sel. *Batsch* kannte, und den rechten Geist seiner Schriften zu verstehen weifs (man sehe besonders die botanischen Unterhaltungen und die Excursions-Taschenbücher), wird uns gewifs hierin beystimmen; auch war dieser unter den damals lebenden Naturforschern derjenige, gegen welchen *B.* die meiste Bewunderung an den Tag legte.

Es war unsere Absicht nicht, die Schrift des Hn. *R.* ausführlich zu kritisiren, und wir begnügen uns daher mit der gegebenen kurzen Charakteristik, wozu jeder die Belege in dem Buche selbst aufsuchen mag. — Unter der Aufschrift: *Denkmal*, erhalten wir, zwischen einer Eingangs- und Schlufs-Tirade, die weit-

äuftige Beschreibung der *Borkhausenia lucida Roth*, *Capraria lucida Wild.* Dieses Denkmal scheint jedoch noch nicht hinlänglich begründet, da *Rudolphi* dieselbe Gattung etwas früher unter dem Namen *Tiedia* aufgestellt — und *Persoon* sie so in seine Synopsis aufgenommen hat. *B.* hat also in der That noch keine bestimmte, ihm geweihte Gattung (denn die *Borkhausenia* der wetterauer Flora, aus *Fumaria cava* und *solida* gebildet, so wie die, aus mehreren Arten der Gattung *Crepis* von *Mönch* errichtete Gattung *Borkhausia*, scheinen nicht den Beyfall der Botaniker gefunden zu haben), und diess dürfte fast Wunder nehmen, wenn man die Namenliste derer durchsieht, die durch die neueste Sitte der Botaniker im System verewigt worden sind. — Das beygegebene Kupfer enthält eine gelungene Abbildung der *Borkhausenia lucida*, von *Sturm*. — Seltsam genug schliesst sich an diese Schrift *ein systematisches Verzeichniss der auf dem braubacher Gebiete* (von Hn. *R.*) *gesammelten Laubmoose*, welches 37 S. füllt. — Druck und Papier sind gut.

Da wir oben Veranlassung fanden, der Schriften B's. zu erwähnen: so glauben wir uns bey dieser Gelegenheit noch eine kleine Berichtigung erlauben zu dürfen. *B.* gab nämlich im J. 1792 ein: *Tentamen dispositionis plantarum Germaniae seminiferarum etc.*, genau unter demselben Titel, und desselben Inhalts, wie dasjenige, welches im Jahr 1809 als *Opus posthumum* verbreitet worden ist, heraus. Wahrscheinlich ist diess letztere von jenem gar nicht verschieden, sondern nur mit einem neuen Titel versehen, da Inneres und Äusseres so genau übereinstimmt. Hiedurch, so wie durch die Bemerkung, dass *B.* bey diesem Werk eigentlich den Plan seiner obercattischen Flora, nach welchem nicht bloss die in der Obergraffschaft Katzenellenbogen wildwachsenden, sondern auch alle, in Gärten und Lustgebüschen hospitirenden Pflanzen aufgenommen werden sollten, vor Augen hatte (wie er ihn auch nachher in einzelnen Bruchstücken, und zwar I. in seinem *rheinischen Magazin*, 1 Bd. 1793, mit einem Theile der ersten Classe, ersten Ordnung und ersten Cohorte, nämlich dem ersten *Geschlechte*, die Pflanzen mit einfacher Blüthe enthaltend; II. in der *compendiösen Bibliothek der gemeinnützigen Kenntnisse für alle Stände*, Abtheilung: der Botaniker, Heft 13 — 15 und 16 — 18, mit Ausdehnung über die Umbellaten, Gräser und grasartigen Gewächse; III. in *Römers Archiv für die Botanik*, Band I. Heft 3. S. 1 — 36 mit den Farrenkräutern, realisirte), lassen sich mehrere Zweifel und Einwendungen des Recensenten dieser Schrift in unseren Blättern, 1809, No. 241. S. 110 theils heben, theils verbessern.

* * s.

PHYSIK.

Jena, b. Etzdorf: *Fassliche Naturkunde für Schulen, und diejenigen, welche sich selbst von der Natur unterrichten wollen.* In zwey Theilen, nebst Abbildungen. 1806. VIII u. 286 S. 8. (20 gr.)

Der ungenannte Vf. hatte bey dieser Schrift die sehr lobenswerthe Absicht, allen denen des Volks, die in ihrer Jugend im Unterrichte vernachlässigt wurden, die über die *Natur* der Dinge, ihre *Eigenschaften* und *Wirkungen* keine Belehrung erhielten, und später das Bedürfniss fühlen, diesen geistigen Mangel zu ersetzen, einen leichtfasslichen Unterricht zu ertheilen, und dadurch Vorurtheilen, irrigen Vorstellungen und abergläubischen Meinungen zu begegnen.

Rec. hat seine Arbeit prüfend gelesen, und, ungeachtet einiger Fehler und Irrthümer, durchaus gefunden, dass der Vf. seine Absicht mit ernstlichem Fleisse verfolgte, und dass er Fähigkeiten besass, sie zu erreichen. Sein Vortrag ist durchaus ernst, sehr einfach, ungeschmückt und leicht verständlich. Nur selten stösst man auf Stellen, wo den Gedanken Zusammenhang fehlt, z. B. S. 5, wo ein *also* ohne Bindung vorkommt, und S. 43, wo einige Verworrenheit in denselben merklich auffällt. Es versteht sich von selbst, dass bey einer Volksschrift der Art alle mathematischen Ansichten fehlen dürfen; dagegen ist im Ganzen alles so folgerecht gestellt, wie man es von einem populären Vortrage fodern darf. Hie und da sind gleich im Texte erläuternde Holzschnitte eingeschaltet; überall, wo es möglich und nöthig war, den Lehrsätzen versinnlichende Beyspiele, gleichsam als erklärende Experimente, beygefügt, und warnende Winke gegen abergläubische Vorstellungen mild und schonend eingemischt, so wie nicht selten Hinweisungen auf den Urheber der Natur. Ein Buch von solchem Gepräge darf auf Billigkeit der Kritik rechnen. Rec. nimmt daher keinen Anstand, es als ein recht nützliches Werkchen zu empfehlen. Vorzüglich möchte er Prediger und Schullehrer aufmerksam darauf machen, damit sie es in ihrem Kreise allen Wissbegierigen empföhlen, die nach deutlichen Ansichten der Natur Verlangen tragen. Schullehrer werden es nicht ohne Belehrung gebrauchen, wenn sie es als Vorbereitungsbuch zu ihrem Unterrichte benutzen wollen.

Die Schrift ist in zwey Theile und 12 Capitel getheilt. Die 10 Capitel des ersten Theils handeln 1) von der Naturlehre und dem Nutzen überhaupt; 2) von der Beschaffenheit und Eintheilung der Körper; 3) von ihrer Bewegung, 4) und deren Gesetzen; 5) von der Schwere; 6) vom Wasser; 7) von der Luft; 8) von dem Winde, dem Schalle etc.; 9) vom Feuer; 10) von der Elektricität. Erfahrungen, die selbst der gemeine Mann kennt, werden als Erläuterungen beygebracht, und die bekanntesten Maschinen und Instrumente, z. B. der Heber, die Pumpe, die Feuerspritze, das Thermometer und Barometer, die Luftpumpe u. s. w. nebst ihren Wirkungen beschrieben und erklärt. Der zweyte Theil handelt im 1 Cap. von den Lufterscheinungen aller Art; im 2ten von den Weltkörpern. Es kann nach Obigem die Meinung des Rec. nicht seyn, die Schrift herabsetzen zu wollen, wenn er einige von den Fehlern hier aufstellt, die er beym Durchlesen bemerkt hat.

Bey der Figur S. 25 fehlt der Buchstabe L, und die Linie L A ist gar nicht da. Anschaulicher würde dem gemeinen Verstande die senkrechte Linie geworden

ſeyn, wenn ſie ihm durch den Gegenſatz, die *ſchiefe* Linie, ins Licht gebracht worden wäre. S. 27 machen jene fehlenden Buchſtaben noch ſtärkere Irrung und Schwierigkeit. Ebendaſelbſt möchten die Ausdrücke *oben* und *unten* wohl ſchicklicher geweſen ſeyn, als *hoch* und *niedrig*. — S. 42 iſt es falſch, wenn von dem Meere geſagt wird, es nehme faſt die Hälfte der Erdoberfläche ein; es hätte vielmehr heiſsen müſſen: faſt *drey Viertel;* denn das feſte Land mit Neuholland zuſammen iſt nur zu rechnen auf 2,304,000 Q. M., hiezu noch die kleinen Inſeln ſogar mit 200,000 Q. M. geſetzt, kommen für die ganze Land-Oberfläche 2,504,000 Q. M., und es bleiben dem Meere 6,778,600 Q. M. als Fläche übrig. S. 43 ſollte ganz umgearbeitet werden, weil die da mitgetheilten Gedanken dem Vf. ſelbſt nicht klar geweſen ſeyn mögen, folglich auch verwirrt erſcheinen. Es ſoll das Meer ſo viel Waſſer ausdünſten, als ſich durch die Flüſſe hinein ergieſst. Es ergiebt ſich von ſelbſt, daſs dieſs falſch ſey. „Es fällt zwar auch", wird hinzugeſetzt, „ein groſser Theil des ausgedünſteten Waſſers durch Regen und Thau in das Meer wieder zurück." Statt nun zu folgern: folglich geht das ausgedünſtete Waſſer nicht ſämmtlich durch die Flüſſe zurück zur See; wird vielmehr geſagt: „aber man weiſs auch, daſs die Winde eine ungeheure Menge Dünſte von der See wegführen und über das feſte Land bringen." Kurz, hier erſcheinen die Gedanken wie im Traume. — S. 98 glaubt der Vf., daſs die aus Sümpfen in Blaſen aufſteigende Luft allemal brennbar ſey. Dieſs iſt keineswegs immer der Fall. Ebendaſelbſt ſcheint der Vf. zu glauben, dieſes Gas entzünde ſich unvermiſcht durch den elektriſchen Funken auf einmal mit einem Knalle, auf andere Weiſe angezündet, brenne es dagegen ſtill ohne Detonation ab; bekanntlich macht aber die Art des Anzündens hier keinen Unterſchied, ſondern nur die Vermiſchung, z. B. mit atmoſphäriſcher Luft. — S. 119 führt der Vf. die Erfahrung an, daſs man einen Keſſel mit ſiedendem Waſſer vom Feuer herab auf die bloſse Hand ſetzen kann, ohne ſich zu verbrennen. Er ſucht dieſs dadurch zu erklären, daſs das Feuer ſich ſtets nach dem kälteren Orte bewege, folglich im gegebenen Falle nach oben hinausſtreben müſſe, da das obere Waſſer ſtets von der zutretenden Luft abgekühlt werde. Er verſuche es einmal, und gieſse das kochende Waſſer in einen noch nicht vom Ruſs überzogenen glatten Keſſel, und wage es, dieſen auf die Hand zu ſetzen; die Folge wird ihn lehren, daſs der Grund anderswo liege, als wo er ihn ſucht. — S. 133 gedenkt er wohl des Spiritus-, aber nicht des Queckſilber-Thermometers, und nennt dieſes Inſtrument — vielleicht iſt es bloſs ein Druckfehler — *Wetter*- ſtatt Wärme-Meſſer. — Im 2ten Theile iſt die Zahl der Planeten und der Trabanten überall unrichtig.

yn.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Peſt*, b. Eggenberger: *Fragmenta veteris typographiae Magno-Varadinenſis*, collecta a *Jacob. Ferdin. de Miller*, complurium inclytorum Comitatuum ad Tabulam Judiciariam aſſeſſore, et Bibliothecae Hungarico-Széchényianae Regnicolari a cuſtodia. 1803. 4 Bog. gr. 8. (6 gr.) Ofen war unter den Städten Ungarns im 15 Jahrhunderte die erſte, wo die Typographie geübt wurde, und wo *Andr. Heſs* das *Chronicon Hungarorum*, wovon bis jetzt nur 4 Exemplare bekannt ſind, 1473. fol. (und vielleicht ſchon vorher *Baſilium de legendis poetis cum praefatione Leonardi Aretini ſ. a. fol.*) gedruckt hat. Ihr folgten, aber erſt im 16 und 17 Jahrh. die Orte: Nemeth-Ujvár (Gieſing), Uj-Szigeth (Neaneſi in der eiſenburger Geſpannſchaft), Nedeliſcha, Carlsburg, Debreczin, und endlich Groſswardein, deſſen Druckdenkmale von 1557 bis 1660 Hr. *v. M.*, von dem man noch eine allgemeine Beſchreibung der Typographie Ungarns zu erwarten hat, in dieſer Schrift mit Einſicht und mit dem gröſsten Fleiſse geſammelt und chronologiſch beſchrieben, ja auch den Ort genannt hat, wo ſie jetzt vorgefunden werden. Die meiſten dieſer Bücher ſind theologiſche oder Lehrbücher für Schulen, und einige wenige hiſtoriſche in ungar. und lat. Sprache, welche nie eine ſolche Celebrität erhalten haben, daſs ſie im Auslande anderen Literatoren bekannt, und von ihnen aufgezeichnet worden wären, und daher auch, weil ſie die Zeit und die Fortſchritte der Wiſſenſchaften unbrauchbar gemacht, und andere beſſere verdrängt haben, ſo ſelten, daſs nur noch einige wenige Exemplare von denſelben ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben. Es verdienen aber, wenn auch nicht alle, doch viele in eine allgemeine, vorzüglich in eine ſpecielle Literaturgeſchichte Ungarns aufgenommen, und in derſelben ſorgfältig aufbewahrt zu werden. Beſcheiden nennt der Vf. ſeine Schrift *Fragmente*, weil er ſelbſt zweifelt, ob er alle groſswardeiniſchen Druckdenkmale aufgefunden habe, und fodert jeden Freund der ungar. Literaturgeſchichte auf, Nachträge zu liefern, und die noch dunkle Typographiegeſchichte anderer Städte ſeines Vaterlandes aufzuklären, und dadurch den Weg zu einer allgemeinen Geſchichte zu bahnen und vorzubereiten. In der Mitte des 14 Jahrh., wo die Einwohner der Stadt Waradein zur reformirten Religion übertraten, wurde auch eine neue Schule nebſt einer Typographie angelegt, aus welcher die erſten Bücher abgedruckt hervorgingen. Es ſind aber in dieſem Jahrhunderte daſelbſt nur 7 bis jetzt bekannte Bücher, 4 in ungar. und 3 in lat. Sprache von den beiden Buchdruckern, *Rudolph* und *Raphael Hoffhalter*, gedruckt worden, welche meiſtentheils unter die gröſsten Seltenheiten, beſonders das *Kalendarium Julianum* vom Jahre 1585, gerechnet werden. Das 16 (17) Jahrh. lieferte von 1604 bis 1660 48 Bücher, 20 in latein., die übrigen in ungar. Sprache, von *Abraham Szenczi* gedruckt, alle, obſchon nicht ihres Inhalts, aber doch der wenig vorhandenen Exemplare wegen, ſehr ſelten, und faſt keinem Bibliographen auſser Ungarn bekannt. *Jöcher* führt zwar bey *Georg Becker* den *orator extemporaneus* auf, aber ohne den Druckort Groſswardein, und das Format deſſelben zu nennen; irrt auch in der Jahrzahl 1655, da er erſt 1656, 12, erſchienen iſt. Von *L. Petr. Piſcator*, *Tetſi*, *Paul Medgyeſſi*, *Franciſ. Borſatus*, *Georg. Comarinus* (*Komaroni*) und *Biſterfeld* mit ſeiner *Logica in uſum ſcholae Albenſis* 1649. 8 weiſs er nichts; welche Gelehrte alſo mit ihren Schriften aus dieſen Fragmenten in einer neuen Auflage nachgetragen werden können.

H. i. k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JUNIUS 1811.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Gleditsch: *Miscellen der deutschen Landwirthschaft.* Herausgegeben vom Ökonomie-Inspector *Friedrich Pohl. Erstes* und *zweytes Heft,* mit Kupfern. 1810. 198 S. 8. Broschirt (1 Rthlr.)

Eigentlich eine Fortsetzung der, seit 1793 bis 1808 unter dem Titel: *Ökonomische Hefte für Stadt- und Landwirthe* u. s. w. — und seit 1809: *Archiv der deutschen Landwirthschaft* — erschienenen Zeitschrift, deren Redaction nunmehr Hr. *P.* übernommen hat. Von seinen Kenntnissen und vieljährigen Erfahrungen in diesem Fache hat das ökonomische Publicum viel Gutes zu erwarten, und der Inhalt der vor uns liegenden zwey Hefte bürget uns dafür, dass der Herausgeber, seinem Versprechen zufolge, sich bestreben werde, dieser bejahrten Zeitschrift eine Tendenz und Energie zu geben, wie sie dem höheren Grade und dem edleren Geiste der neueren Landwirthschaft, und der besseren Ausbildung ihrer Hülfswissenschaften entsprechen. An der Spitze des I Hefts befindet sich der Plan dieses Archivs, worin Hr. *P.* besonders die Frage berührt: *Was haben wir als Landwirthe jetzt zu thun, um die Missverhältnisse zu heben, die sich durch die niedrigen Preise der erzeugten Producte und den fast gänzlichen Mangel an Nachfrage so drückend gemacht haben?* Die Auflösung dieser Frage ist, besonders unter den gegenwärtigen Umständen, von grosser Wichtigkeit. Denn was hilft alles mühsame Fortschreiten in der Ökonomie, wenn wir nicht die Kraft haben, die Rente von unserer Gewerbs-Sphäre zu bestimmen? No. II enthält eine Zuschrift an den Herausgeber von Hn. *von Steindel, über die gegenwärtigen Verhältnisse der Landwirthschaft,* nebst einem Beytrage (No. III) vom Herausgeber. Beide liefern nur allgemeine Bemerkungen über die bisherige Cultur der ökonomischen Wissenschaft, und über die Mittel, geschickte Landwirthe zu bilden. IV. *Beytrag zur Kenntniss und Benutzung des Kalks für Ökonomen.* Diese chemische Abhandlung verbreitet sich mit vieler Kenntniss über die Natur und Bestandtheile des Kalks, und giebt die Mittel an, durch welche die Güte des gebrannten Kalks geprüft werden kann. V. *Die Seile oder Getreidebänder, in Rücksicht ihres verschiedenen Materials und ihrer Brauchbarkeit* [von *Pohl*]. Mit Recht eifert der Vf. gegen die noch an vielen Orten übliche Gewohnheit, zum Binden des Wintergetreides das Getreide selbst zu gebrauchen, wodurch viele Körner verloren gehen. Der in manchen Gegenden gewöhnliche Gebrauch der Ruthen von Birken, Weiden, Fichten u. s. w. zu Getreidebändern ist den Holzungen überaus schädlich, und daher eben so wenig zu empfehlen. Die Bänder von Hanf, Flachs und Werg sind zwar die dauerhaftesten, aber zu kostbar. Daher bringt der Vf. die Hopfenranken, die ohnehin zu nichts gebraucht werden, in Vorschlag: diese könnte man nach der Hopfenärndte in Stücken schneiden, den Winter über rösten, und zu einem Gespinste zu Stricken zubereiten, die ungemein haltbar seyn würden. Die gewöhnlichsten, und auch die wohlfeilsten sind wohl die Strohbänder, die jeder Hauswirth im Winter verfertigen lassen und bis zur Ärndte aufbewahren kann. Auch glaubt der Vf. in dem Baste der Linden ein sehr schickliches Material zu Bändern entdeckt zu haben, und giebt über deren mühsame Zubereitung ausführlichen Unterricht. Sie übertreffen zwar eine jede andere Art an Haltbarkeit; aber die wenigsten Landwirthe werden davon Gebrauch machen, weil die Linden nicht überall in so grosser Menge wachsen. VI. *Beschreibung einer Handdrill- oder Säe-Maschine und ihr* (es) *äusserst zweckmässiger* (n) *Gebrauch* (s). Von dieser Maschine, deren Erfindung wir den Engländern verdanken, liefert der Vf. (Hr. *Pohl*), nebst der ausführlichen Beschreibung, zugleich auch auf der beygefügten Kupfertafel eine getreue Abbildung nach allen ihren Theilen, wofür ihm jeder Landwirth Dank wissen wird. Über den Gebrauch und über den Nutzen der Maschine verbreitet er sich mit vieler Gründlichkeit; es lässt sich aber davon nicht wohl ein Auszug machen, weil Vieles, ohne die beygefügte Kupfertafel, nicht verständlich genug seyn würde.

II Heft. I. *Die Schafraude. Ihre gefundene wahre Ursache und darauf gegründete sichere Curart.* Von Hn. Landthierarzt *G. H. Walz.* Ein Auszug aus der in unserer A. L. Z. 1810. No. 74. S. 589 bereits angezeigten Abhandlung: *Natur und Behandlung der Schafraude* (Stuttgardt b. Steinkopf 1809), die ihrer Gemeinnützigkeit wegen allerdings in gegenwärtiger Zeitschrift auszugsweise aufgenommen und in grösseren Umlauf gebracht zu werden verdiente. II. *Der Kalmus in mehreren landwirthschaftlichen Rücksichten betrachtet* (von Hn. *P.*). Neben dem medicinischen Nutzen des Kalmus werden hier besonders dessen Blätter zu Getreidebändern empfohlen. Dieser Gebrauch schränkt sich freylich nur auf ei-

nen kleinen Landſtrich an der ſchwarzen Elſter, ein, wo das Seilmachen aus den Kalmusblättern gewerbsmäſsig betrieben wird. III. *Praktiſche Bemerkungen beym Zwiebelbau.* Enthält ſehr richtige, aber auch in der Gärtnerey allgemein bekannte, Anweiſungen über das Säen und die Verpflanzung der Zwiebel. IV. *Wie läſst ſich die Ackerkrume vortheilhaft tiefer legen? Nebſt Angabe eines dazu zweckmäſsigen Ackergeräths.* Von *Fr. P.* Der Vf. geht bey Erörterung dieſer Frage von dem ſehr richtigen Grundſatze aus, daſs die Einwirkung der atmoſphäriſchen Luft auf die Fruchtbarkeit des Erdreichs den gröſsten Einfluſs habe. Es iſt daher unbedingt nöthig, den Eindrang dieſer Luft durch Bearbeitung des Erdreichs ſo weit wie möglich zu befördern, weil ein Acker, der viele Erdkrume hat, oder, was daſſelbe ſagen will, der tief bearbeitet worden, für das Einwirken der atmoſphäriſchen Luft empfänglicher iſt, als die unter einer ſeichten Erdkrume liegende feſte Roherde, die der Landmann mit dem Namen des todten Bodens bezeichnet. Es iſt aber dennoch immer gefährlich, eine ſeichte Erdkrume durch Tieferpflügen *auf einmal* mächtiger zu machen, weil das Hervorackern der unfruchtbaren Roherde einen gänzlichen Ausfall oder eine Verringerung der Ärndte zur Folge haben würde. Man muſs alſo den Acker nur *allmählich* tiefer legen, und dieſs darf nicht in der Brache, ſondern in dem künftigen Haferfelde geſchehen, wo die Winterſtoppeln gleich nach der Ärndte ſo tief, als die Erdkrume bereits iſt, aufgebrochen und die Roherde, den Winter über, der Einwirkung der atmoſphäriſchen Luft ausgeſetzt wird. Auſserdem empfiehlt der Vf. ein noch weit ſichereres Mittel zum Tieferlegen der Erdkrume. Es beſtehet in einem Hakenpfluge, wodurch der untere Boden bloſs durchwühlet und die Roherde nicht ſo weit herauf gebracht wird, daſs ſie in Vermiſchung mit der Erdkrume dem Pflanzenwuchſe nachtheilig werden könnte. Die dadurch aufgelockerte Roherde wird für die Einwirkung der atmoſphäriſchen Luft vorbereitet und allmählich zur Fruchtbarkeit belebet. Dieſe Verfahrungsart iſt unſtreitig die zweckmäſsigſte, und wir können ſie dem Landwirthe um ſo zuverläſſiger empfehlen, da es eine ausgemachte Wahrheit iſt, daſs von einem tief gepflügten Boden ungleich mehr Vegetation zu erwarten iſt, als von einer ſeichten Erdkrume. Von dem hiezu in Vorſchlag gebrachten Hakenpfluge hat der Vf. eine deutliche Beſchreibung beygefügt, und durch eine Zeichnung verſinnlicht. — Am Schluſſe eines jeden Heftes findet man, unter der Aufſchrift: *Ökonomiſche Zeitung*, manche gute und brauchbare Nachrichten, die für jeden Landwirth nicht ohne Intereſſe bleiben werden. A. S.

RIGA, b. Hartmann: *Abhandlungen der lieſländiſchen gemeinnützigen ökonomiſchen Societät.* Hauptſächlich die Landwirthſchaft in Liefland betreffend. *Erſter Theil.* Mit 5 Kupfern. 1802. 399 S. *Abhandlungen der lieſländiſchen, gemeinnützigen und ökonomiſchen Societät.* Hauptſächlich u. ſ. w. *Zweyter Band.* Erſtes Stück. 1802. 202 S. Zweytes Stück. 1803. 195 S. *Dritter Band.* 1805. 214 S. 8.

Wir dürfen wohl als bekannt vorausſetzen, daſs der Titularrath und riga'ſche Kaufmann, *P. H. Blankenhagen*, vor ſeinem Abſterben ein beträchtliches Capital zu gemeinnützigen Zwecken verordnet hat, deſſen Zinſen die obige Societät, welche groſsen Theils aus liefländiſchen Landedelleuten beſteht, zur Beförderung der Induſtrie, vornehmlich des Ackerbaues, anwendet. Dieſelbe beſtrebt ſich unter anderen, durch Preisaufgaben und Belohnungen, durch unentgeltliche Vertheilung nützlicher Schriften an das Landvolk, durch Verſuche mit Ländereyen und Maſchinen u. drgl. m. ſowohl den Güterbeſitzern nützliche Anleitung zu geben, als auch den Wohlſtand der Bauern zu befördern. Ihre Zuſammenkünfte hält ſie in Riga. Das gegenwärtige Werk, von welchem vermuthlich mehrere Bände allmählich an das Licht treten werden, enthält theils Nachrichten von ihren Arbeiten, theils Abhandlungen und Aufſätze, deren etliche von ihren Mitgliedern herrühren, andere überſchickt und der öffentlichen Bekanntmachung von ihr würdig befunden worden ſind. Sie betreffen, wie ſchon aus dem Titel erhellt, hauptſächlich Liefland, doch auch Ehſtland; inzwiſchen kann in Kurland und Ingermanland gleichfalls davon Gebrauch gemacht werden, als wo die wirthſchaftlichen Einrichtungen viele Ähnlichkeit mit den liefländiſchen zeigen. In allen jenen Provinzen iſt bisher noch kein Überfluſs an einheimiſchen, dem Klima und der Verfaſſung angemeſſenen, ökonomiſchen Schriften geweſen.

Zur näheren Würdigung des Inhalts wird es genug ſeyn, die in den erſten beiden Bänden gelieferten Abhandlungen und Aufſätze bloſs namhaft zu machen. Solche ſind im erſten Theile: 1) Über die Reinigung des Waſſers durch Filtration, wobey der Vf. zunächſt eine Rückſicht auf das oft ſehr unreine Düna-Waſſer genommen hat. Eine dazu gehörende Kupfertafel ſtellt die Filtrirmaſchine dar. 2) Des Kunſtgärtners *Schmidt's* Vorſchlag, 2 Kornarten in Liefland anzubauen, nämlich den türkiſchen Hafer (*Avena orientalis*), und die Himmelsgerſte (*Hordeum coeleſte*). 3) Der Piſé-Bau für Landgebäude. Die Societät empfiehlt denſelben. 4) Über die Feuerſpritzen. Die Abſicht geht auf die möglichſt beſte Benutzung des Waſſers, wozu eine beſondere, durch einen Kupferſtich abgebildete Spritze empfohlen wird. 5) Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren, zum Gebrauche des Landvolks. 6) Über verſchiedene Gegenſtände der Landwirthſchaft. 7) Unterricht und Aufmunterung in wirthſchaftlichen Sprüchen, für den Landmann. 8) Beſchreibung eines neuen Strohſchneiders. Zwey Kupfer machen dieſe Hächſelmaſchine anſchaulich. 9) Beſchreibung eines Knaulwicklers; gleichfalls nebſt einem Kupfer. 10) Nachricht über Verſuche mit einem Stubenofen. 11) Verſuche über das Verhalten der glaſurten und

unglasurten Kacheln, bey dem Heitzen. 12) Über Essigausdünstung in Krankenhäusern, in Rücksicht auf (die) Luftreinigung. 13) Erfahrungen über die Wirksamkeit der Dünggattungen auf verschiedenartigem Boden; vom kurländischen Pastor Hn. *Klappmeyer.* 14) Etliche Versuche über die Verbesserung der Wiesen; vom Hrn. Landrathe *von Sievers.* Von diesen Abhandlungen sind No. 1, 4, 8, 9, 10, 11 und 12 aus der Feder des damaligen beständigen Secretärs der Societät, und jetzigen Professors in Dorpat, Hn. *Parrot's*, welcher auch die angeführten Maschinen erfunden zu haben versichert.

Im ersten Stücke des zweyten Bandes findet man nur zwey Abhandlungen: die erste und weitläuftigste rührt von Hn. *Friebe* her, welcher durch viele gekrönte Preisschriften, auch als liefländischer Geschichtschreiber, bekannt ist, und nach *Parrat* die Stelle des beständigen Secretärs der gemeinnützigen Societät übernahm. Sie enthält sehr brauchbare Grundsätze und Anweisungen zu einer theoretischen und praktischen Verbesserung der liefländischen Landwirthschaft. In der zweyten handelt der rigaische Apotheker, Hr. *Grindel*, von den Mitteln, die atmosphärische Luft zu reinigen. Dieser Aufsatz ist, wenn Rec. sich recht erinnert, nachher in einer vermehrten Gestalt an das Licht getreten. — Im zweyten Stücke findet man unter anderen die Nachricht, dass die Societät ein Landgut gepachtet hat, um daselbst allerley Versuche anzustellen. Darauf folgt eine gekrönte Preisschrift über die Verbesserung der Viehzucht in Liefland; und dann der Anfang zu einer landwirthschaftlichen Chronik des 19ten Jahrhunderts für Liefland: sämmtlich aus der Feder des namhaft gemachten Hn. *Friebe.* Sehr weislich hat er S. 35 die Stallfütterung im Sommer nicht unbedingt angepriesen; sondern den Gebrauch der Weideplätze in Hinsicht auf das Locale gebilligt.

Etwas auffallend ist es, dass die Titelblätter des ersten, zweyten und dritten Bandes nicht völlig mit einander übereinstimmen; überhaupt aber scheinen sie auch dem Inhalte nicht ganz zu entsprechen. H.OP.

GMÜND, b. Ritter: *Über die Verfälschung der Victualien und technischen Producte, und über die Mittel sie zu entdecken . . .* von *A. von R.* Drey Bändchen. 1807. 112, 110 und 72 S. 8. (48 Kr. rhein.)

Unter den vielen Sammlungen ähnlicher Art, welche das Publicum seit zehn Jahren erhalten hat, zeichnet sich diese zu ihrem Vortheil aus. Der Vortrag ist gut, und die Auswahl ist grösstentheils aus neueren Werken gezogen. Der Pharmaceut und der Ökonom können Manches daraus lernen, und zumal kann letzterer dadurch gewöhnt werden, seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände des Gebrauchs zu richten, über welche sonst meistens sorglos hinweggesehen wird. Über Verfälschungen der Weine hat der Vf. die besseren Prüfungsvorschriften mit sichtbarem Fleiss gesammelt. — Die Bemerkungen über Öle verschiedener Gattungen nehmen nur eilf Seiten ein; die über gewöhnliche Fleischspeisen des Tisches ungefähr eben so viele. Darüber sollten mehr ausgeführte Belehrungen beygebracht werden. Systematische Ordnung findet sich kaum in irgend einer Sammlung dieser Art. Es sollte daher durch Real- und Alphabet-Register nachgeholfen werden. Die Inhaltsanzeige auf 8 Seiten ist nicht zulänglich, ob sie gleich mit Fleiss gemacht ist, und leistet, was sie leisten kann. — In dem Anhang (im dritten Bändchen) werden allerley Mittel, gewisse Victualien lange zu erhalten, und gegen Verderben zu schützen, auch gefrorne Gemüse wiederherzustellen, u. drgl. m. gelehrt.

Sollte dieses Buch fortgesetzt werden, oder eine zweyte Auflage erleben: so würde der Vf. ein verdienstliches Werk thun, wenn er literarische Notizen beyfügte, welche den Leser in den Stand setzten, über die Gegenstände der Prüfung weiter nachzuschlagen, und die Quellen einzusehen, aus welchen geschöpft worden. Sollten hie und da eigene Erfahrungen und Wahrnehmungen, welche nicht in Büchern vorkommen, von dem Vf. hier vorgetragen worden seyn: so würde Bezeichnung der Stellen, wo sie vorkommen, von eigenem Interesse seyn. Auch wäre wohl der Rath zu verbessern, nach welchem gestattet wird, das durch Schwenken und Sieben abgesonderte Mutterkorn, vor dessen Gefährlichkeit (S. 31 im 1 B.) gewarnt wird, unbedingt zum Brantweinbrennen zu benützen. Denn es ist noch lange nicht erwiesen, dass von den der Gesundheit des Menschen nachtheiligen Grundstoffen des Mutterkorns beym Überziehen und bey der geistigen Gährung nichts in den Weingeist übergehe, das einen widrigen Einfluss haben könne. Ar.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Bamberg*, b. Vf.: *Kurzer Unterricht in der Obstbaumzucht* verfasst von *Ägidius Baumann*, ehemaligem Conventuale zu Langenheim, für Schullehrer auf dem Lande. 1809. IV und 96 S. 8. (6 Gr.)

Die Obstcultur hat in unseren Tagen mehr Liebhaber gewonnen, und es ist augenehm zu sehen, wie dieser wichtige Zweig der Landwirthschaft durch Schriften befördert und durch zweckmässige Einrichtungen der Baumschulen von erfahrenen und sachkundigen Männern auf eine höhere Stufe der Ausbildung erhoben wird. In dieser Hinsicht hat sich der Vf. vorliegender Schrift rühmlich ausgezeichnet, und deswegen wurde ihm, nach der Aufhebung seines Klosters, von der königlichen Regierung die Oberaufsicht über die Schul- oder sogenannten Industrie-Gärten des Landgerichtes Lichtenfels anvertraut. Dadurch fühlte er sich bewogen, seine, in diesem Fache gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen schriftlich darzulegen, theils um das ihm geschenkte Zutrauen zu rechtfertigen, theils den wenig bemittelten Schullehrern ein Lehrbuch zu überreichen, in welchem sie die vorzüglichsten Culturmethoden der Obstbäume kurz und gut abgehandelt finden. Der Vortrag ist deutlich, die Anordnung der abgehandelten Gegenstände gefällig, und die Beschreibung der verschiedenen Veredelungsmethoden hat der Vf. durch beygefügte Zeichnungen anschaulicher zu machen gesucht.

Die Einleitung enthält eine kurze Übersicht der Veredelungsarten der Obstbäume, welche schon die alten Griechen und Römer gekannt und angewandt haben, und eine allgemeine Betrachtung über das Vaterland, die Entstehung und

Fortpflanzung der Obstsorten, wobey Hr. *B.* bemerkt, dass die ostheimer Weichsel nicht ursprünglich aus Italien abstamme, wie der deutsche Obstgärtner irrig angiebt, sondern dass Sierra Morena in Spanien ihr Vaterland sey, woher sie durch den Dr. *Klinghammer*, der bey den kaiserlichen Truppen im spanischen Successionskriege diente, zuerst nach Ostheim gebracht wurde. — Nach der vorausgeschickten Geschichte der Obstbäume lehrt der Vf. die Obstcultur in vier Hauptstücken. Das I Hauptstück handelt in vier Abschnitten von der Aussaat des Saamens, von der Veredlung der jungen Obstbäume und von der Erziehung und Fortpflanzung durch Wurzeln, Stecklinge und Ableger. Das Versetzen der aus dem Saamen entstandenen Obstpflänzchen unternimmt der Vf., sobald sich einige Blätter an den Stämmchen gebildet haben, und beschattet sie mit Fichtenzweigen, welche er zwischen die gepflanzten Reihen steckt. Allein Fichtenzweige trocknen bald, und die Nadeln derselben, welche Schatten verbreiten sollen, fallen ab; weit besser eignen sich hiezu trichterförmige, von Weiden geflochtene Schattenkörbe, welche in heissen Tagen über die Pflanzen gestellt werden und die man mehrere Jahre bey neuen Pflanzungen zu diesem Zwecke benutzen kann. Die mannichfaltigen Veredlungsmethoden und verschiedenen Formen zu oculiren sind vortrefflich abgehandelt und zeugen von guten Kenntnissen des Vfs. Er redet von zweyerley Art zu oculiren, vom Oculiren auf das treibende und auf das schlafende Auge. Oculiren auf das treibende Auge nennt man es deswegen, weil dieses Geschäft im Frühlinge verrichtet wird, und das eingesetzte Auge noch in diesem Sommer sich entwickelt und in seiner Ausbildung fortschreitet; das schlafende Auge hingegen, welches vom Julius bis September auf den Wildling gesetzt wird, entwickelt sich im künftigen Frühjahr. Richtig wird bemerkt, dass der wilde Stamm, sobald das eingesetzte Auge zu treiben anfängt, dicht über demselben abgeschnitten werden muss: der Nutzen davon besteht hauptsächlich darin, dass der Rindenwulst sich früher schliesst, das Holz bedeckt und auf diese Weise die durch den Schnitt entstandene Wunde oft schon im ersten Sommer heilet. Eben so zweckmässig und belehrend sind in diesem Buche die übrigen Veredelungsarten, nämlich das Pfropfen und Copuliren der Obstbäume angegeben. Nur darin kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, dass er §. 34 beym Copuliren die zwey auf einander gefügten Reiser mit einem Streifen Bast zu binden empfiehlt: der Bastfaden trocknet, wird alsdann locker und die Reiser verrücken sich aus ihrer Lage; daher benutzt Rec. statt des Bastes ein Band von Leinwand, dass bekanntlich auf einer Seite mit Baum- oder Pfropf-Wachs bestrichen wird und die Reiser besser zusammenhält. S. 44, wo von dem Pfropfen in Spalt die Rede ist, hätte bemerkt werden sollen, ob der wilde Stamm horizontal oder schräg durchgeschnitten werden muss; die meisten Baumgärtner schneiden aus guten Gründen den Wildling schräg, oder, wie sie sich auszudrücken pflegen, rehfussartig zu, und bedecken die Wunde, nachdem das Pfropfreis eingesetzt ist, mit Baumwachs. Das Pfropfen auf Wurzeln, wovon der Vf. im zweyten Abschnitte handelt, und S. 55 bemerkt, dass dieses Geschäft auch im Zimmer verrichtet werden kann, wird keinen grossen Beyfall finden. Das II Hauptstück verbreitet sich über die Behandlung der Obstbäume nach dem Veredeln. Der Vf. giebt die Hauptregeln beym Versetzen und Beschneiden der Bäume an und lehrt dann die zweckmässige Erziehung und Behandlung der Spalierbäume. Im III und IV Hauptstück handelt der Vf. kürzlich von den verschiedenen Krankheiten der Bäume, von den monatlichen Verrichtungen in Baumgärten und endlich von der Zubereitung der Baumkitte und Salben.

Viel Neues enthält zwar diese Schrift nicht, aber der Vf. hat dasjenige, was in seinen Plan passt und andere Schriftsteller weitläuftig abgehandelt haben, selbst erprobt und verbessert. Rec. kann daher versichern, dass der Vf. aus Erfahrung spricht und dass sein Buch nicht allein den Schullehrern in Franken, für die er es zunächst bestimmt zu haben scheint, einen unverkennbaren Nutzen gewährt, sondern auch den angehenden Pomologen, Schullehrern und Landleuten in anderen Gegenden von Deutschland sehr angenehme Belehrungen darbietet.

D D — h.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Gundermann: *Berechnung bey der Abgabe und Annahme des Prediger-Dienstes auf dem Lande*, von *C. A. Valentiner*, Probsten zu Einhorn. Aufs neue herausgegeben und mit Zusätzen vermehrt von *V. A. Valentiner*, Pastor zu Pernstorf, in der segeberger Probstey. 1810. 70 S. 8. (8 Gr.)

Die Geistlichkeit des Herzogthums Holstein wird es Hn. *V.* Dank wissen, dass er ihr eine so gründliche, und fast in alle Zweige der Abrechnung eingehende Anleitung zu Vergleichen bey Amtsveränderungen geliefert hat. Rec., der Amtswegen schon viele Vergleiche zu Stande gebracht, weiss aus Erfahrung, wie viele Differenzen, Misshelligkeiten zwischen Vorfahren und Nachfolgern die Unbekanntschaft mit den Gesetzen zur Folge hat, und wie besonders der angehende Prediger, der nicht sogleich die volle Einnahme beziehen kann, oder gar noch herauszahlen muss, sich fast allemal beeinträchtigt glaubt. Um allen Streitigkeiten vorzubeugen und allen Vorwürfen zu entgehen, setzte sich Rec. bey Abschliessung der Pfarrvergleiche folgende zwey Hauptregeln fest: 1) sich genau an das Gesetz und die vorhandenen älteren Vergleiche (so viel es bey letzteren die Verschiedenheit des Abrechnungstermins gestattete) zu halten; 2) stets darauf zu sehen, dass durch die Abrechnung das Pfarrgut, als das Hauptbesoldungsstück, nicht deteriorirt würde. Hr. *V.* hat diese beiden Puncte nicht allzeit gehörig berücksichtigt. In Absicht des ersteren gesteht er selbst, dass er vorzüglich auf die Wittwe des Vorfahrers sehe. So human auch dieser Grundsatz ist: so wird er doch dabey schwerlich mit dem Nachfolger aufs Reine kommen, dieser wird sich vielmehr auch in anderen, ganz nach dem Gesetz entschiedenen Puncten beeinträchtigt glauben. So scheint es z. B. Rec. unbillig, wenn §. 59 die Einnahme von Holzcapitalien nicht *praenumerando*, sondern *postnumerando* gezahlt werden soll, da die Regel: *ligna dantur in futurum*, hier eben so anwendbar bleibt, als bey dem Holzdeputat, das *in natura* geliefert wird. Eben so unbillig scheint es, wenn da, wo das Land verpachtet gewesen, nach §. 34 ff. die Abrechnung nach dem Pachte, und nicht nach dem Ertrage des Landes geschehen soll. Verpachtung ist eine Privatangelegenheit des Vorfahrers, an die der Nachfolger nicht gebunden ist, selbst nicht durch eine Confirmation der höheren Behörden gebunden werden sollte: dieser büsst bey der Abrechnung nach dem Pachtgelde, wie jeder Wirthschaftsverständige weiss, allezeit ein. Muss aber der Anziehende nach §. 39 dem Pachter noch überdiess den Dünger bezahlen: so behält er auf seinen Antheil oft gar nichts. Überhaupt wird mit der Düngerberechnung §. 41 dem Nachfolger sein Antritt nicht bloss erschwert, sondern ihm auch oft Unrecht gethan. Denn womit will Hr. *V.* beweisen, dass der Dünger jedesmal im ersten Jahre die Hälfte, im zweyten ein Viertel, und im dritten noch ein Viertel Nutzen bringen müsse? Kommt es nicht schon auf die Beschaffenheit des Düngers an? Ist nicht ein grosser Unterschied zwischen Stroh- und Laub-Dünger, welcher letztere kaum das zweyte Mal Nutzen bringt? Kann die Kraft des Düngers nicht schon im ersten Jahre erschöpft seyn, wenn z. B. Rübsen gesäet, oder vor der Roggenaussaat in dem dazu gedüngten Lande gesommert worden ist? Und warum sollte man sich nicht (was §. 42 untersagt wird) nach dem im vorigen Contracte festgesetzten billigen Preise des Düngers richten können? Der Vorfahrer hat ihn ja auch für diesen Preis benutzt; und hat er mehr Dünger erzeugt: so hat er auch von dem Pfarrlande mehr Vortheil gehabt. Was die Berücksichtigung des Pfarrguts bey Vergleichen betrifft: so sollte nicht nach §. 22 irgend einem Theile freygestellt bleiben, seinen Antheil an Stroh und Futter in andere Hände zu verkaufen. Vielmehr sollte der Vorfahrer gehalten seyn, es dem Nachfolger für einen billigen Preis zu überlassen, dieser aber, es dafür anzunehmen und in das Pfarrgut zu verwenden. Das angeführte Gesetz entscheidet hier wörtlicher, als Hn. *V's.* etwas dunkel gestellte Auslegung. Wo eiserne Kühe sind, sollten diese dem Nachfolger nicht bloss nach §. 85 und wie sich von selbst versteht, gratis, sondern auch in gutem Zustande zu überlassen seyn. Am sichersten würde dieser Endzweck erreicht werden, wenn mit eisernen Kühen auch jedesmal ein eisernes Kalb verbunden, und so immer junges und kräftiges Vieh herangezogen würde. Noch hätte Rec. Manches z. B. wegen der Obstbaumberechnung §. 65, zu erinnern: doch schon das bisher Gesagte wird seine Aufmerksamkeit auf diese im Ganzen recht brauchbare Schrift documentiren.

— rf —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JUNIUS, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Dieterich: *Demosthenis Oratio pro Corona, Aeschinis in Ctesiphontem.* In usum praelectionum recensuit *Ern. Car. Frid. Wunderlich*, Prof. Philos. in Academia Gottingensi. 1810. 8. — Auch unter den besonderen Titeln: 1) *Demosthenis Oratio pro Corona.* In usum praelectionum rec. *E. C. F. Wunderlich.* 1810. L u. 206 S. 8. (16 gr.) 2) *Aeschinis Oratio in Ctesiphontem.* In usum praelectionum rec. *E. C. F. Wunderlich.* 1810. VIII u. 232 S. 8. (16 gr.)

Der Herausgeber hat, da, wie er sagt, *in his orationibus edendis temporibus nostris serviendum esse videretur*, die Einrichtung getroffen, dass die eine dieser Reden auch ohne die andere gekauft werden kann, wodurch allerdings einige Wiederholungen in den Prolegomenen oder historischen und rhetorischen Einleitungen zu beiden Reden entschuldigt werden. Auf die *Prolegomena ad orationem pro corona*, die sich an die *Praefatio editoris* anschliessen, folgen des Libanios ὑπόθεσις τοῦ περὶ στεφάνου λόγου, und ἑτέρα ὑπόθεσις τοῦ περὶ στεφάνου λόγου, vor der Rede des Aeschines aber geht erstlich ein *summarium*, dann *argumentum ex libro M. T. Ciceronis de optimo genere oratorum* (nämlich aus dem 7 Cap.) weiter ὑπόθεσις τοῦ κατὰ Κτησιφῶντος λόγου, endlich περὶ στάσεως τοῦ κατα Κτησ. λόγου und περὶ Αἰσχίνου vorher. Unter dem Texte des Demosthenes stehen kritische Anmerkungen, grösstentheils ganz kurz, die entweder die Abweichungen des Herausgebers von dem *reiskischen* Texte anzeigen, oder Verbesserungsvorschläge enthalten. Damit muss man die *praefatio editoris*, worin er mehrere Stellen beider Redner kritisch behandelt, und den *Appendix* nebst den *Addendis* und *Corrigendis*, worin Mehreres zur Berichtigung des Textes nachgeholt wird, verbinden. Unter dem Texte des Äschines sind die Anmerkungen ausführlicher; aber auch hier fehlt es nicht ad *Addendis*, welchen noch *Accessio variarum lectionum*, die sich in der aldinischen und stephanischen Ausgabe des Äschines finden, und in den Variantensammlungen übergangen worden sind, angehängt ist. Der Herausgeber, welchen uns diese seine Arbeit als einen achtungswürdigen Philologen kennen lehrt, gesteht selbst Praef. p. XII, dass er für den Aeschines mehr als für den Demosthenes gethan habe, weil er zu der Herausgabe des ersteren theils mehr Zeit gehabt, theils eine vertrautere Bekanntschaft mit dem Sprachgebrauche der Redner mitgebracht habe; in dem Demosthenes habe er aus Furchtsamkeit mehrere Fehler stehen gelassen. Vorzüglich bedauert er, dem *reiskischen* Texte in Ansehung der Elision und der Wortstellung zu sehr gefolgt zu seyn. Doch hat er ein Verzeichniss der von *Reiske* eingeführten Elisionen angehängt, mit dem angenehmen Versprechen, die bey prosaischen Schriftstellern zu befolgenden Gesetze der Elision genauer zu untersuchen, und seine Bemerkungen darüber bey einer anderen Gelegenheit mitzutheilen. Die Veranlassung zu dieser Ausgabe des Demosthenes ist folgende: Hr. *W.* wollte, da die neue westphälische Staatsverfassung zum Studium der Beredsamkeit auffodert, diese Rede des D. in akademischen Vorlesungen erklären, aber *inter initium praelectionum ipsum*, wie er sagt, *exemplaria, quibus uterentur audituri, deesse nunciatum est:* er entschloss sich daher, eine Handausgabe von dieser Rede zu bearbeiten, wurde aber genöthigt, sie, *cum fieri non posset, ut praelectionum initium Academicarum indictum differretur, profligare, non parare.* Also ist diese Ausgabe des Demosth. mehr die Frucht des Zufalles als eines lang vorhergefassten Entschlusses. Die Rede des Äschines aber fügte er, nach der Äusserung praef. p. XI, desswegen bey, *quod hac legenda illam multum illustrari intelligebam, et ut, Demosthenes quantum ceteros virtutibus oratoriis praeemineret, exemplo uno, ab oratore petito, cui proximum fere a Demosthene locum Antiquitatis cultores assignare solent, audituris planum reddere possem.* Schon Cicero hatte diese *ex Atticis duorum eloquentissimorum nobilissimas orationes inter se contrarias* in einer lateinischen Übersetzung mit einander vereinigt.

Der Zweck des Herausgebers bey beiden Reden ging dahin, einen nach den bereits bekannt gemachten Hülfsmitteln so viel möglich kritisch berichtigten Text zu liefern; daher auf dem Titel: *recensuit;* aber man darf dabey das hinzugefügte *in usum praelectionum* nicht übersehen, und keine vollständig kritische Ausgabe erwarten. Hr. *W.* giebt zwar bisweilen genauer an, in welchen Handschriften sich eine Lesart finde, bisweilen aber erinnert er bloss, dass Codices so lesen, oder sagt gar nicht, ob er eine Lesart aus Handschriften aufgenommen, oder die Vulgata zurückgerufen habe. Z. B. bey Dem. §. 28 *ἀνάγκη, κἀμὲ πρὸς ἕκαστα τῶν κατηγορημένων μικρὰ ἀποκρίνασθαι* stehen die Anmerkungen: *κἀμὲ dedi pro κἀμοὶ*, und: *ἀποκρίνασθαι, Reiske ἀποκρίνεσθαι.*

Dass Hr. *W.* beides aus Handschriften entlehnt habe, und *Reiske* mit *Taylor* übereinstimme, erfährt man nicht. Bey §. 39, wo Hr. *W.* die Vulgata wieder hergestellt hat, sagt die Note nur: ἀποιομένων. *Reisk. ed.* ἀποδεδομένων. Bey §. 60 bemerkt er: ἐξαπιστάλη. *Male vulgo* ἐξαπεστάλη μὲν, allein nur *Reiske* hatte aus Missverstand μὲν eingeschoben. Dagegen liest man §. 12 nicht bloss bey *Reiske*, sondern auch bey *Taylor* ἐμέ πως. Hr. *W.* hat πως weggelassen. In der Rede des Äsch. ist dieses gewöhnlich sorgfältiger angegeben. Um seinen Zweck zu erreichen, bemüht sich der Herausg., den Text von *Reiskes* falschen oder unnützen Conjecturen zu reinigen, durch bessere Lesarten aus der *reiskischen* Variantensammlung zu berichtigen, und durch correctere Interpunction zu verbessern. Und diese seine Bemühungen sind keineswegs fruchtlos gewesen. Wir heben nur Einiges aus dem Demosthenes aus. §. 2 ist mit Recht die gemeine Lesart ἕτερον δ', ὃ φύσει πᾶσιν ἀνθρώποις ὑπάρχει der *reiskischen* Veränderung des ὃ in ἃ vorgezogen worden, da es einleuchtet, dass hier ὃ die Stelle des vorhergehenden ὅτι vertritt. Von dieser Stelle handelt Hr. *W.* auch Praef. p. XXIV. — §. 9 ist erstlich stillschweigend, wie sehr oft, die Interpunction verbessert, so dass das Komma, das in anderen Ausgaben nach μὲ steht, nach ἀφέντα gesetzt worden ist, dann aus Handschriften τρέψασθαι statt τρέψεσθαι geschrieben worden. Hr. *W.* spricht Praef. p. XV f. über die im Aoristos anzuerkennende Bedeutung des Futurum, wo er jedoch, wie aus dem Zusammenhange zu ersehen ist, nur den Infinitivus des Aoristos meint (vgl. *Matthiäs* ausf. gr. Gramm. §. 506), und glaubt folgenden Unterschied zwischen dem Aoristos und Futurum bemerkt zu haben: *Observasse mihi videor, ubi de re agitur, futura quidem, sed quae continuo aut incipit aut eventum habet, aoristi vel praesentis infinitivum significatione futuri poni.* (Eine ähnliche Bemerkung führt *Fischer* in den *Anim. ad Weller.* Vol. III. P. II. p. 19 an.) Hr. *W.* zieht hieher auch die Worte aus §. 4: Οἶμαι δ', ὑμᾶς πάντας ἂν ὁμολογῆσαι, κοινὸν εἶναι τουτονὶ τὸν ἀγῶνα ἐμοί τε καὶ Κτησιφῶντι, und macht darüber S. XVIII folgende Anmerkung: *Demosthenes, de assensu judicum, ut de re praesente, cogitans, modestiori forma loquendi utitur* ἂν ὁμολογῆσαι *pro* ὁμολογῆσαι. Uns scheint hier nicht etwas Zukünftiges, sondern etwas bereits zu Stande Gebrachtes und Fortdaurendes angedeutet zu werden, und der Sinn zu seyn: dass ihr alle wohl bereits darüber einig geworden seyd, d. i. einig oder einverstanden seyd. Seitdem Aeschines den Ktesiphon angeklagt hatte, mussten sie wohl darüber einig seyn. — Ebend. hat Hr. *W.* πομπείας ταύτης τῆς ἀνέδην οὑτωσὶ γεγενημένης geschrieben, statt ἀναίδην, welches schon der Scholiast *Wolf*, *Taylor* und *Schneider* im griech. Lex. dem ἀνέδην nachgesetzt hatten. — In der schweren Stelle §. 10 hat Hr. *W.* nichts verändert, ausser dass er statt der zwey *reiskischen* Emendationen ἐμοῦ nach προπηλακισμὸν und ὃ οὔτε vor μὰ τοὺς θεοὺς die Vulgata wieder eingesetzt, und ἐστιν nach οὔτε δίκαιον als verwerflich eingeklammert hat. In der Vorrede erklärt er sich weitläuftig über diese von *Taylor* so sehr angefochtene Stelle, und bemerkt erstlich, dass Demosthenes in den Worten: Τὰ μὲν οὖν κατηγορημένα — τὰ τοιαῦτα, einen Unterschied mache zwischen den grossen vom Aeschines gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen, auf welche die Gesetze die härteste Strafe gesetzt hätten, und zwischen der bösen Absicht der Anklage selbst. Dann vertheidigt er den Satz: Τῶν μέντοι — οὐδ' ἐγγύς, welchen *Taylor* als eine blosse Wiederholung des vorhergehenden Τὰ μὲν οὖν — τιμωρίας herausgeworfen wissen wollte, als einen angehängten Satz, wo μέντοι gleiche Bedeutung mit *quanquam* (wiewohl, καίτοι?) habe. Da ferner D. in der folgenden Periode Οὐ γὰρ ἀφαιρεῖσθαι — γραφόμενον anfange darzuthun, wie feindselig die Absicht der Anklage sey: so weise die Partikel γὰρ im Eingange dieser Periode auf das vorhergegangene τοῦ δὲ παρόντος — τοιαῦτα zurück; denn der eingeschobene Anhängesatz τῶν μέντοι — ἐγγύς könne diese Verbindung nicht stören. In dieser Periode selbst aber sieht Hr. *W.* die Glieder Οὐ γὰρ — τυχεῖν, und οὐδ' ἐν — ποιεῖν, wo er τοῦτο auf προσελθεῖν — τυχεῖν bezieht, als entgegengesetzte an, denn οὐδὲ bezeichne den Gegensatz von dem hier ausgelassenen μὲν. Diesem οὐδὲ entspreche dann wieder das folgende Adversativum ἀλλὰ, so dass der Sinn sey: *sed accusatio intentanda non est, ut alteri contumeliosa insectatione noceas et invidiam confles, sed Aeschinis erat* ἀλλ' ἐφ' οἷς κ. τ. λ. Weiter supplirt er in ἀλλ' ἐφ' οἷς — χρῆσθαι das Imperfectum ἔδει (αὐτὸν) aus dem obigen δεῖ. Endlich dürften auch die Worte Οὐ γὰρ δήπου — ἐγράψατο nicht aus ihrer Stelle gerückt werden, denn D. deute hier zwar kurz, aber passend, den Übergang zu dem anderen ungerechten Verfahren des Aeschines an, dass dieser, ob er sich gleich eigentlich an ihm selbst habe rächen wollen, den Ktesiphon angeklagt habe. Hr. *W.* würde sich um die Erklärung dieser Stelle noch mehr verdient gemacht haben, wenn er eine vollständige Übersetzung davon mitgetheilt hätte. So aber scheint er den Satz τῶν μέντοι — ἐγγύς von dem Vorwurfe der müssigen Wiederholung nicht ganz befreyt zu haben. Mehr würde dieser gehoben, wenn man übersetzen dürfte: „Wiewohl die vorgetragenen Beschuldigungen *schon an und für sich selbst*, wenn sie wahr wären, der Staat nicht hinlänglich bestrafen kann." Doch erlaubt dieses nicht die gegenwärtige Beschaffenheit des Textes. Dann wünschten wir den Gebrauch des οὐδὲ, das, an die Spitze des Gegensatzes gestellt, *allein — nicht* (*sed — non*) bedeuten soll, durch mehrere Beyspiele bewiesen zu sehen. Zwar könnte man schon aus Homer. Iliad. 1, 318. 536 und 5, 674 anführen; allein in unserer Stelle scheint doch die Schärfe des Gegensatzes mehr ἀλλ' οὐκ ἐν als οὐδ' ἐν zu fodern; weswegen auch schon *Taylor* und *Reiske* dieses οὐδ' für verdorben hielten. Ausserdem scheint uns das Verfahren, ἐστιν nach οὔτε δίκαιον geradezu ohne die Autorität einer einzigen Handschrift wegzuwerfen, etwas zu rasch zu seyn, wiewohl nicht zu leugnen

ſt, daſs man es, nach der jetzigen Beſchaffenheit des Textes, wegwünſchen muſs, wenn man nicht mit *Lambinus* und *Reiske* ὁ οὔτε μὰ τοὺς θεοὺς zu ſchreiben geneigt iſt. — §. 17 ſind nach ψευδόμενος und Κηφισοφῶν bloſs Kommata geſetzt worden. — §. 18 hat Hr. *W.* die gemeine Lesart ὥστε τολμᾶ beybehalten, und rechtfertigt ſie in der Vorrede; ſchon *Taylor* hatte ſie vertheidigt. — §. 32 iſt Λέγε δ' αὖ τὴν ἐπιστολὴν geſchrieben; aber Hr. *W.* wünſcht in der Vorrede die von *Markland* mit Recht empfohlene Lesart einer Handſchrift Λέγε δ' αὐτὴν τὴν ἐπιστ. aufgenommen zu haben. Schon *Taylor* ſchrieb αὐτήν. Eben ſo bedauert Hr. *W.*, daſs er §. 42 nach *Reiske* λέγε τὴν γραφὴν ταύτηι ſtatt des gemeinen αὐτὴν drucken lieſs. — §. 41 ſteht Παρηνώχλησθε δὲ καὶ ὑμεῖς ἴσως ἴ, καὶ πρὶν ἐμὲ εἰπεῖν ὁτιοῦν, εἰδότες τὴν τούτου τότε μισθαρνίαν. Aber in der Vorrede p. XXXIX wird bemerkt, daſs καὶ zwiſchen δὲ und ὑμεῖς hätte weggelaſſen, und ὁτιοῦν εἰπεῖν hätte beybehalten werden ſollen, denn *Reiske* ſchrieb bloſs nach einer Handſchrift εἰπεῖν ὁτιοῦν. Hr. *W.* erinnert: *praeponunt fere ſcriptores verbis ſuis vocabula* ὁτιοῦν *et* οὐδοτιοῦν. Indeſſen finden ſich doch Beyſpiele vom Gegentheil, wie Xenoph. Memor. 1, 1, 14. Cyropaed. 8, 3, 16. Demoſth. in Philipp. II. p. 65. C. παθεῖν ὁτιοῦν ὑπομείναντας, und auch in unſerer Rede §. 187, freylich nur in *Reiske's* nach einer Handſchrift verändertem Texte, welchem Hr. *W.* auch hier gefolgt iſt. καὶ aber in unſerer Stelle auszuſtreichen, halten wir nicht für nothwendig, weil uns der Satz παρηνώχλησθε — μισθαρνίαν in Verbindung zu ſtehen ſcheint mit dem vorhergehenden καὶ περὶ — εἰρῆσθαι „Ich glaube genug davon geſprochen zu haben. — Läſtig aber iſt auch euch vielleicht mein Vortrag geworden.“ Überhaupt iſt dieſes Bindewörtchen von *Reiske* und von Hn. *W.* oft und nicht immer mit vollem Rechte in Anſpruch genommen worden. In den Worten des Decretes der Cherroneſier §. 72: χάριτος βωμὸν ἱδρύονται καὶ δήμου Ἀθηναίων, hat Hr. *W.* καὶ vor δήμου, ohne ſich auf Handſchriften berufen zu können, eingeklammert; wir glauben mit Unrecht, da der Sinn zu ſeyn ſcheint: „errichten einen Altar der Dankbarkeit und dem Demos der Athenäer“, weſswegen auch mit *Taylor* Χάριτος und Δήμου zu ſchreiben iſt. Daſſelbe Schickſal hat in Hn. *W's.* Texte §. 122 das zweyte καὶ erfahren, in den Worten εἶτα μέντοι καὶ, ὅσον καθ' ἕνα ἕδρα, καὶ δι' ἐμέ. Daſs er ihm aber hier Unrecht gethan habe, erkennt Hr. *W.* ſelbſt in den *Corrigendis* an. Dagegen hat er ebendaſelbſt kurz vorher in den Worten ἐῤῥῶσθαι Φράσας πολλὰ καὶ Κιῤῥαίοις καὶ Λοκροῖς das erſtere καὶ von den *reiskiſchen* Klammern mit Recht befreyet; denn nur ein augsburger Codex läſst es weg: wiewohl *Reiskes* Verfahren einigermaſsen entſchuldigt werden könnte durch Aeſchin. c. Cteſiph. §. 93: πολεμεῖν Κιῤῥαίοις καὶ Ἀκραγαλλίδαις, und durch §. 146 in unſerer Rede τὰς πεζὰς καὶ τὰς ἱππικὰς δυνάμεις, wo Hr. *W.* nach einigen Handſchriften καὶ vor τὰς πεζὰς ſetzen möchte. §. 124 hat Hr. *W.* richtig bemerkt, daſs καὶ vor τὸν στρατηγὸν τὸν ᾑρημένον getilgt werden müſſe; denn daſs Kottyphos ſelbſt unter den Verwundeten geweſen

ſey, läſst Aeſchin. c. Cteſiph. §. 107 nicht vermuthen. Schon *Wolf* fand hier καὶ überflüſſig, und *Reiske* wünſchte es weg. §. 36 hatte *Reiske* nach zwey augsb. Handſchr. καὶ vor οὐδὲ φωνὴ ἤκουον weggelaſſen, Hr. *W.* hat es wiederhergeſtellt; wir würden das Aſyndeton vorziehen. §. 107 will er in ὡς προείλεσθε κἀκείνην καὶ κυρίαν τοῦ πράγματος ἐποιήσατε ſtatt κἀκείνην ſetzen ἐκείνην. *Wolf*, der ebenfalls an κἀκείνην anſtieſs, ſuchte der Stelle dadurch zu helfen, daſs er προείλεσθε in προσείλεσθε verwandelte. Inzwiſchen ſcheint keine Änderung nöthig zu ſeyn, wenn man nur annimmt, daſs προαιρεῖσθαι hier die Stelle des Simplex vertrete, wie §. 218. §. 40 hat Hr. *W.* καὶ vor τοὺς ἀνθισταμένους ausgeſtrichen, und Aeſch. §. 12 glaubt er, daſs es vor ἕτερόν τινα λόγον ausgeſtrichen werden müſſe. — §. 71 init. ἔν τε τοῖς προγεγενημένοις καιροῖς εὔνοιαν διατελεῖ Βυζαντίοις. Hr. *W.* äuſsert p. XLI f. die wahrſcheinliche Vermuthung, daſs διετέλει ſt. διατελεῖ zu leſen ſey, was auch *Reiske* vermuthet hatte. — §. 91: οὐ μόνον ἐν τοῖς νόμοις, ἀλλὰ καὶ ἐν τοῖς ἡμετέροις ἤθεσιν ὥρισται. Hier hat Hr. *W.* ἐν vor τοῖς ἡμετ. ἠθ. in Klammern eingeſchloſſen, und ἤθεσιν beybehalten, obgleich *Reiske* ἔθεσιν ſetzen wollte. Ähnlich iſt §. 207 Φανήσεται τοίνυν ταῦτα πάντα οὕτως οὐ μόνον ἐν τοῖς νόμοις, ἀλλὰ καὶ ἡ φύσις αὐτὴ τοῖς ἀγράφοις νόμοις καὶ τοῖς ἀνθρωπίνοις ἤθεσι διώρικεν, wo *R.* wieder ohne Grund ἔθεσι wünſchte. Eben ſo iſt §. 43 in den Worten ἐν πυκνὶ ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ das zweyte ἐν als unächt bezeichnet worden. Damit iſt zu vergleichen Aeſchin. §. 32, wo richtig Πυκνὶ ſteht, und ſo hätte auch im Dem. gedruckt werden ſollen. — §. 101 iſt nach einer Handſchr. Θῇ ſt. Φῇ geſetzt worden, was wir wegen Aeſchin. §. 142 nicht miſsbilligen. — §. 114 ſind an den Beyſatz τῶν Λοκρῶν nach τῶν Ἀμφισσέων ſchon die Haken gelegt worden, um ihn herauszureiſsen. Doch proteſtiren gegen ein ſolches Verfahren οἱ Λοκροὶ οἱ Ἀμφισσεῖς zweymal bey dem Aeſchines §. 97 und 106. — §. 124 iſt die gemeine, von Hn. *W.* nicht angegebene, Lesart βοσκήματα νέμουσι, wofür *Reiske* aus §. 123 βοσκήμασι κατανέμουσι ſetzen wollte. Hr. *W.* hat βοσκήμασι aufgenommen, aber νέμουσι, weil es alle Handſchriften haben, beybehalten. Rec. weiſs nicht, ob βοσκήμασι durch Codd. empfohlen wird; ſollte dieſes nicht ſeyn: ſo war es auch nicht nöthig, die Vulgata zu verlaſſen, da man ἐν αὐτῇ ſuppliren könnte. — §. 155 hat Hr. *W.* δὲ in den Worten ἡγεμὼν δὲ καὶ κύριος ᾑρέθη Φίλιππος ἁπάντων mit Klammern umgeben, und zwar, wie er ſagt, *Codd. plur. auctoritate;* da es inzwiſchen in einigen Handſchriften und in der *edit. Hervag.* ſteht, und zur Verbindung nöthig zu ſeyn ſcheint: ſo glauben wir es mit *Lambinus*, *Taylor* und *Reiske* beybehalten zu müſſen. — Im zweyten Diſtichon des Epigrammes §. 218:

Μαρνάμενοι δ' ἀρετῆς καὶ λήματος, οὐκ ἐσάωσαν
Ψυχάς, ἀλλ' Ἀΐδην κοινὸν ἔθεντο βράβην,

möchte Hr. *W.* ἀρετῇ καὶ λήματι leſen, weil Niemand geſagt habe und habe ſagen können μάρνασθαι ἀρετῆς. *Wolf* hatte dieſelbe Conjectur vorgetragen: allein dieſer Genitivus ſcheint gar nicht mit μαρνάμενοι,

sondern mit οὐκ ἐσάωσαν ψυχὰς (suchten nicht ihr Leben zu erhalten) verbunden werden zu müssen, so dass man ἀπὸ oder ἕνεκα dabey zu suppliren hat. — Da vor dem Genitivus, welcher von einem vorhergehenden Substantivum abhängt, oft der Artikel in dem mit diesem Substantivum übereinstimmenden Casus und Genus gesetzt oder wiederholt wird: so hat Hr. *W.* stillschweigend mehrere Stellen danach geschrieben. Z. B. §. 146. S. 119 τοῦ δήμου τοῦ Ἀθηναίων, ebendas. S. 121 und §. 95 τῷ δήμῳ τῷ Ἀθηναίων, §. 95 τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων, und öfter, obgleich die Handschriften und Ausgaben τῶν Ἀθηναίων haben. Allein in den *Addend.* und *Corrig.* lässt er der gemeinen Lesart Gerechtigkeit widerfahren. In anderen Stellen schlägt er diese Veränderung nur vor; z. B. §. 127 möchte er τὸ ἱερὸν τὸ τοῦ Ἀπόλλωνος, und §. 65 τῆς δὲ ἀγορεύσεως τῆς τοῦ στεφάνου lesen, nimmt aber die letztere Emendation in den *Addend.* und *Corrig.* zurück. §. 59 hat er wirklich τὴν ἐπιστολὴν τὴν τοῦ Φιλίππου, jedoch aus Handschriften, in den Text aufgenommen, so auch §. 170.

Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Erläuterungen, welche manche Stelle in der *Praefatio* erhalten hat. Z. B. Dem. §. 33 und 60. S. XXI f. und über δὲ nach πρόφασιν S. XXIII. §. 106. S. XXXIII, über διδόναι in der Bedeutung *offerre* S. XXXIV f. (welche Bedeutung durch mehrere Beyspiele bewiesen werden kann), über ἂν S. XXXIV ff., ψήφισμα S. XLIV; auch in der Rede des Aeschines, z. B. S. VI, VII, VIII, IX, XVII, XIX, XL derselben Vorrede. Ausser den angezeigten Druckfehlern haben wir noch bemerkt im D. §. 6 ἀγῶνα. §. 18 εἰπῶν. §. 27 ὑμῖν. S. 29 gehört die Anmerkung zu S. 31. §. 35 fehlt nach τὰ ἐκείνων das Kolon. §. 129 ἐναντιούμενοις §. 230 μενῆσθαι. Im Aesch. S. 5. §. 36 st. 37. §. 159 δίκαιοις. §. 166 Ὀλυμπιάσι, dagegen §. 194 Ὀλυμπιᾶσι, wofür wohl beidemale Ὀλυμπίασι zu setzen, nach Phavorinus S. 1353. Σ.

Frankfurt u. Leipzig: *Homers Iliade.* 1 Theil: 1—12 Gesang. 256 S. 2 Theil: 13—24 Gesang. 268 S. — *Odyssee.* 3 Theil: 1—12 Gesang. 220 S. 4 Theil: 13—24 Gesang. 206 S. gr. 8. mit deutschen Lettern.

Da man noch immer fortfährt, nachgedruckte Bücherausgaben zu kaufen: so kann man auch nicht vermeiden, sie öffentlich zu beurtheilen. Doch erregt es Verwunderung, dass nicht längst unter dem ehrlichen Theile des Publicums eine stillschweigende Übereinkunft Statt findet, solche Ausgaben als nicht-daseyend zu betrachten. Diess wäre wohl der sicherste Weg, den Nachdruckern das Handwerk zu legen, an deren Bekehrung schon Mancher vergeblich gearbeitet hat. Rec. will die Zahl dieser Bekehrer nicht vermehren; denn wer bezweifeln kann, ob der Schriftsteller ein Eigenthumsrecht an dem Erzeugnisse seines mühsamen Fleisses habe, und folglich dasselbe auf den Verleger übertragen könne, der möchte leicht auch die einfachsten Grundsätze der Billigkeit und Rechtlichkeit bezweifeln. Es ist klar, dass ein Vertheidiger des Büchernachdrucks das Recht des Eigenthums nicht aus dem natürlichen Verhältnisse des Menschen zum Menschen herleitet; sondern aus dem geschriebenen Gesetze. Er lässt nur das als seine Schuldigkeit gelten, was im Gesetzbuche als solche ausgesprochen ist, und kennt keine *Pflicht: du musst* nicht stehlen! sondern bloss ein *Gebot: du darfst* nicht stehlen. Ein solcher Mensch wird so wenig durch Gründe dahin gebracht werden, den literarischen Verkehr mit unrechtmässigen Eingriffen zu verschonen, als er irgend ein anderes Verhältniss für unverletzlich halten wird, so lange es der Staat nicht dafür erklärt hat. Er wird dem Bräutigam die Braut abtrünnig machen, Freunde entzweyen, Gestorbene lästern, anvertraute Geheimnisse ausbreiten, erkannte Wahrheit verleugnen, kurz alles Heilige verrathen, und alle Rechte kränken, sobald es ohne Übertretung eines Gesetzes geschehen kann. Und selbst das Gesetz ist ein schwacher Zaum für denjenigen, der, um ehrlich zu seyn, eines Gesetzes bedarf; denn wer keine andere Autorität anerkennt, als die sich auf Galgen und Zuchthaus gründet, der wird auch diese nur so lange und in soweit anerkennen, als Furcht vor Strafe ihn dazu nöthiget. „Wofern mir Jemand", sagt *Lichtenberg*, „den Beweis, dass der Schleichdrucker ein Dieb sey, mündlich abfodert: so werde ich ihm denselben zwar nicht versagen; aber eins werde ich thun: eh ich mich ins Gespräch mit ihm einlasse, werde ich meine Uhrkette wegstecken, und mich wohl in Acht nehmen, mit dem, der so fragen konnte, nicht Nachts allein durch den Spessart zu reisen."

Der Druck ist, wie in allen Machwerken der unehrsamen Bande, fehlerhaft. Die Kupfer sind — ein einziges von *Karcher* ausgenommen — dieselben, welche schon dem alten wiener Nachdruck von *Stolbergs* Ilias und *Vossens* (erster) Odyssee zum lockenden Kranze dienen sollten. Sie sind im Ganzen äusserst mittelmässig, in Erfindung, Zeichnung und Stich, und erscheinen hier, des neuen Nachdruckers würdig, in matten Abdrücken. Wunderbar geht aus der Mittheilung dieser Kupferstiche die wechselseitige, brüderliche Unterstützung hervor, welche sich der Orden der Nachdrucker angedeihen lässt. — Da Hr. Cotta, der rechtmässige Verleger der Originalausgabe, öffentlich erklärt hat, dass sämmtliche Schullehrer, die den deutschen Homer für Preisaustheilungen verlangen, ihn noch um einen Gulden wohlfeiler haben sollen, als den Nachdruck: so darf vom Ankaufe dieses elenden Machwerks nicht weiter die Rede seyn.

Beygegeben ist dem Homer ein Buch unter dem Titel:

Cöln, in der neuen Verlagshandlung und Buchdruckerey: *Sacherklärende Anmerkungen zur vossischen Übersetzung des Homers.* Erster Theil. *Ilias.* 1808. 240 S. 8.

Ein absolut werthloses Product einer müssigen Feder in der Hand eines Stümpers, der aus dem *heynischen* Commentar, aus *Köppens* Anmerkungen und einer Parthie Handbücher dieses Zeug zusammengestoppelt hat, seinem Geldbeutel — nicht aber den Gelehrten und Ungelehrten — zu Nutz und Frommen. Was ein Schüler schreibt, sollte am wenigsten von Schülern gelesen werden. D. A. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JUNIUS, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

Wien, b. Doll: *M. A. Plautus sämmtliche Lustspiele.* Aus dem Lateinischen metrisch übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Chr. Kuffner.* 1807. Erster Band 376 S. Zweyter Band 480 S. Dritter Band 456 S. Vierter Band 446 S. Fünfter Band 376 S. 8. (8 Rthlr.)

Je lieber wir es rühmend anerkennen, dass Hr. *Kuffner* der erste deutsche Gelehrte war, welcher uns eine vollständige Übersetzung der sämmtlichen Lustspiele des *Plautus* lieferte: desto mehr müssen wir bedauern, dass Flüchtigkeit und Mangel an Kritik und Versbau das Verdienst derselben schmälerten. So sehr der Vf. es vermieden hat, bey seiner Arbeit in so manche Fehler seiner Vorgänger zu verfallen, so sehr er sich gegen Plattheit und Gemeinheit verwahrte, und mit einer gewissen Züchtigkeit sich gegen den Kitzel schützte, welchem sonst Übersetzer des Plautus so leicht unterliegen können, und oft unterlegen sind, Späfse und witzige Einfälle ihres Originals durch stärker aufgetragene Farben noch überbieten zu wollen und so von dem Komischen des alten Dichters in das Burleske, von dem Burlesken des Originals in das Niedrige und Gemeine zu versinken: so ist es bey Hn. *K.* auch gar zu oft der Fall, dass er den Sinn des Urbilles viel zu geschwächt wiedergab, und in schwierigeren Stellen, wo nur Kritik oder doch wenigstens nur die Vergleichung der besten Ausgaben des alten Dichters aushelfen konnten, schuldig blieb. Am wenigsten wollen die Anmerkungen befriedigen. Plautus bedarf der Erläuterungen wegen der Menge seiner Anspielungen aus der griechischen und römischen Welt, aus deren innerster Mitte seine Stücke genommen waren, wegen der vielen Alterthümer, für die er von den Antiquaren immer noch viel zu wenig benutzt worden ist, und endlich wegen der vielen verderbten Stellen, für welche kritische Vorschläge, welche von einer tieferen Kenntniss der Metrik und des alten plautinischen Sprachgebrauchs begünstigt werden, mit Dank aufzunehmen sind. Für keine dieser Rücksichten thun die Anmerkungen des Hn. *K.* Genüge. Wobey unlateinische Leser anstossen mussten, was dem Ungelehrten durchaus dunkel bleiben musste, nur das scheint Hr. *K.* erläutern zu wollen, um wenigstens seine Übersetzung zu erklären; bis zu dem Plautus selbst ist er selten gedrungen.

Hr. *K.* schickte dem ersten Theil seiner Übersetzung eine Einleitung voran, in welcher er auf 84 Seiten in XVII Paragraphen theils das Wesen des alten römischen plautinischen Lustspiels, theils das Leben des Dichters, die beliebtesten Charaktere seiner Stücke, das Wesen seiner Verse u. s. w. erläutern wollte. In dieser Einleitung ist Wahres und Falsches, Feststehendes und Unhaltbares unter einander geworfen worden. Am meisten aber vermisst man hier einen gewissen philologisch-historischen Sinn, welcher das Entstandene und Bestehende aus dem Früheren bündig entwickelte, und den Fortgang der Dinge aus ihren Ursachen und Veranlassungen darthäte. Besonders zeugt gleich der erste Abschnitt von der grössten Verwirrung der Begriffe. Er handelt von der Einführung des Lustspiels bey den Römern, und nachdem er von den ersten hetrurischen Gauklern in Rom (nach Livius VII, c. 2, welchen er aber nicht citirt, wiewohl diess die Hauptstelle ist) und von den alten Saturis gesprochen, spricht er, ohne irgend einen historischen Zusammenhang nachzuweisen, von der „fruchtbaren Muse des Livius Andronicus." Bedachte Hr. *K* gar nicht, dass zwischen den alten hetrurischen Histrionen und den späteren Schauspielern in Rom weiter gar keine Ähnlichkeit als der Name obwaltet, da selbst Livius von den hetrurischen Gauklern ausdrücklich sagt, dass sie gar nichts bey ihren Geberden gesprochen, und dass auch ihrem Geberdenspiel gar kein Stoff untergelegen hätte (*sine carmine ullo, sine imitandorum carminum actu*), und dass also gar kein Zusammenhang zwischen ihnen und dem erst 120 Jahre nach ihnen durch Livius Andronicus eingeführten Drama Statt finden könne? Ein zweyter Hauptirrthum liegt aber darin, dass der Vf. ahnen läst, Livius Andronicus sey ein römischer Originaldichter, da dieser doch gewiss durchaus nichts anderes als ein Übersetzer oder Überarbeiter *griechischer* Dramen war. Von dem griechischen Lustspiel musste daher Hr. *K.* das römische ableiten, diess war die historische Anfoderung, welche man an ihn thun durfte; die philologische aber war, dass er uns das römische Lustspiel nicht für die *alte* Komödie verkaufte, da es vielmehr aus der *neuen* griechischen Komödie hervorging. Dass das griechische Lustspiel nach der Tendenz, welche dasselbe verfolgt, in die *alte*, *mittlere* und *neue* Komödie zerfällt, dass die Römer theils wegen der Zeit, in welcher sie zuerst das Lustspiel bearbeiteten, theils ihrem Nationalcharakter gemäss, nur aus den Musterdichtern der neuen Komödie übersetzten, diess scheint Hr. *K.* sich durchaus nicht klar gemacht zu haben: es würden sonst so wunderliche Verwechselungen und Ansich-

ten der Dinge nicht bey ihm entstanden seyn; er würde sich sonst vielleicht die weit anziehendere Frage zu beantworten vorgelegt haben, wie es komme, dass in Rom nur die neue griechische Komödie übersetzt und nachgebildet würde; er würde auf einem anderen Wege, als S. 19 geschieht, erklärt haben, wie die alte (aristophanische) Komödie, welche persönlichen Angriff berühmter und im Staat oder im Felde ausgezeichneter Männer zum Gegenstande wählt, in Rom und von Römern nie gedeihen konnte, welche, an Hochachtung und schweigende Verehrung ihrer Optimaten gewöhnt, höchstens nur gegen die triumphirenden Feldherrn, um den Gott auf die Erde zurückzuziehen, sich Spottreden erlaubten. In Rom konnte daher die alte griechische Komödie durchaus kein Glück machen, da der demokratische Muthwille des Atheners gegen die strenge Subordination der Römer, deren versammelten Tausenden ein einziger Cato mitten im Sturme ihrer Lust durch seine blosse Nähe Zwang und Zurückhaltung auferlegen kann, den vollkommensten Contrast bildet. Dazu kommt, dass die alte griechische Komödie, wenn sie in Rom hätte gedeihen sollen, nicht etwa in übersetzten Stücken, selbst nicht eines Aristophanes, gefallen konnte, sondern dass sie frey und schöpferisch ausgebildet werden musste, indem weder ein verspotteter Sokrates, noch die verlachten Staatsmänner und Feldherrn des peloponnesischen Krieges in Rom anziehend unterhalten konnten, da Zeit und Volkssitten jener athenischen Welt den Römern so fern lagen. Gleichwohl musste das Beyspiel des C. Nävius, welchen, nach griechischem Masse abgewogen, nur sehr leise und unbedeutende Berührungen des älteren Afrikaners und der Familie der Meteller ins Gefängniss brachten, wohl vor allen ähnlichen Attentaten abschrecken. Dahingegen hatten die unpolitischen Charakterstücke der neueren griechischen Komödie, die Werke eines Menander, Philemon, Diphilus, Apollodor und Anderer, die athenische Processsucht, und das griechische Hetärenwesen abgerechnet, gewiss sehr Weniges, was der Römer nicht in seinem Privatleben wiedergefunden hätte, und was ihn daher bey einer freyeren Bearbeitung des griechischen Stoffes, wie sie Plautus leistete, gewiss ansprechen musste.

Wie falsch sind Behauptungen, als folgende (S. 19): „In Griechenland hatte sich zuerst das Trauerspiel gebildet, und viel später erst das Lustspiel (?). In Rom aber wurde das Lustspiel viel früher eingeführt, und zu einem viel höheren Grade der Vollkommenheit gebracht, als die Tragödie." Was berechtigt den Vf. zu dieser Behauptung? Haben nicht Andronicus und Ennius, nach den Titeln ihrer Stücke zu schliessen, fast nur Trauerspiele übersetzt? Und wer hat die Trauerspiele von Pacuvius und Accius gelesen, und diese mit den Lustspielen eines Cäcilius Statius, Licinius, Afranius, welche nach der Angabe mehrerer Schriftsteller nebst Plautus den Rang im römischen Lustspiel haben sollen, verglichen? Und hätte diess Jemand sogar, wenn es möglich wäre: *dürfte* wohl aus blossen Übersetzungen und Bearbeitungen, *müsste* nicht aus römischen Originalen eine solche Behauptung gerechtfertiget werden? — Kaum halbwahr ist der Satz S. 20: „Daraus lässt sich erklären, dass ihre zwey vorzüglichsten dramatischen Dichter — Plautus und Terenz — Sklaven waren." S. 33 sollte es gerade umgekehrt lauten. „Selbst Roscius und Aesopus, die grössten Künstler ihrer Zeit — — der erste spielte nur tragische, der andere nur komische Rollen." Cicero's Schriften können den Vf. widerlegen, cf. *Ernesti's* Clavis.

Im Abschnitt X handelt Hr. *K.* von Plautus Leben, und giebt hier einen schwachen Auszug aus Lessing. Oft springt er witzelnd über manche Andeutungen bey jenem hin; z. B. nehme man, was jener über den Namen *Plautus* sagt. Warum schien es denn Hn. *K.* so durchaus absurd, dass das Wort Plautus einen Umbrier im Allgemeinen, und folglich das Vaterland des Dichters bezeichnen konnte? Im XI und XII. Abschn. spricht Hr. *K.* über die Charaktere des plautinischen Lustspiels, worüber er manche treffende Bemerkung mittheilt: vielleicht der beste Theil der Einleitung. Aber desto verfehlter ist alles, was er über die Verse des Plautus und deren Nachbildung in seiner Übersetzung sagt. S. 74 heisst es bey ihm: „Es ist jetzt (seit *Voss* und *A. W. Schlegel*) ein unbestreitbares Axiom: eine Versart muss durch die nämliche wiedergegeben werden, aber nicht bloss durch eine, welche eben so heisst, sondern dieselbe ist, also nicht bloss der jambische Trimeter durch jambische Verse." Wer sollte nun nicht seine Erwartung auf das Höchste spannen? Und was finden wir? Eine Übersetzung in *lauter Jamben*, in 5, 6, 7 und 8 Füssen, mit männlichen und weiblichen Ausgängen; — an Trochäen, Kretiken, Baccheen u. s. w. ist gar nicht zu denken; von denen musste Hr. *K.* also im Plautus nichts ahnen. Nicht mit einer Sylbe redet er davon; sondern S. 75 setzt er noch folgende Bemerkungen hinzu: „Was den metrischen Theil meiner Übersetzung betrifft: so muss ich erinnern, dass ich keinesweges in *Alexandrinern*, sondern in *Trimetern* übersetzen wollte. — — Mein Streben ging vorzüglich dahin, die unerträgliche Monotonie dieser Alexandriner zu vermeiden. Ich musste daher Anapästen und Pyrrhichien einflechten, um das Colorit des Metrums zu erhöhen." Hier lobt er in einer langen Anmerkung *Wielands* Bemerkungen über diese Belebung des jambischen Sylbenmasses. Dann sagt er bald darauf, dass auch die Rücksicht auf Plautus ihn zur Einstreuung dieser Sylbenfüsse bewogen habe: „denn, heisst es S. 77, das Metrum der römischen Komödie ist überhaupt schwankend und unbestimmt. Daher hatten auch die ältesten Ausgaben des Plautus und Terenz den Text ohne die metrische Form. Erst späterhin wurde der *irreguläre jambische Trimeter* bemerkt, in welchen sich Spondäen (l. Spondeen) und Trochäen willkührlich eindrängten, in welchen die Licenz Anapäst, Tribrachis (l. *Tribrachys*) und Daktilus (l. *Daktylus*) einschob. Es fanden sich sogar oft jambische und trochäische Tetrameter darunter ein." Wirklich?

Wo soll man anfangen, dieses unerhörte Geschwätz über die plautinischen Sylbenmaſse zu widerlegen? Vielleicht bedarf indessen Hr. *K.* unserer Widerlegung nicht mehr, und zählt diese Stellen seines Buchs zu denen, welche er am liebsten zurücknähme, da sie seine gänzliche Unbekanntschaft mit der Metrik, und leider auch seinen Nichtberuf für die Übersetzung des alten Komikers beurkunden. Denn diese Ansicht der Sache, und die daraus abgeleiteten Grundsätze musſten natürlich auf die Übersetzung selbst verderblich einwirken, und alles feynsollende metrische Verdienst, woran der Vf. glaubt, gänzlich zerstören.

Um theils dieses Urtheil zu beweisen, theils manche andere Unrichtigkeiten zu rügen, werden wir, um den Raum zu schonen, nur zwey Stücke, den *Rudens* und *Trinummus*, ein wenig genauer durchgehen. Wir werden nach der ernestischen Ausgabe die Scenen und Verse zählen, da der Vf. leider weder im Allgemeinen, noch nach der gewöhnlichen Art scenenweise die Verse numerirt, wodurch das Nachschlagen bey ihm eben so sehr erschwert wird, als dadurch, dafs er weder über die Seite den Titel des Stücks setzt, noch selbst voran auf dem Titel oder dessen Rückseite die Stücke angiebt, welche in jedem Bande vorkommen. Bey dem *Rudens* und *Trinummus* fällt noch die fast unbegreifliche Erscheinung auf, dafs dem Übersetzer von *Reiz* und *Hermanns* Ausgaben dieser beiden Stücke nichts zu Ohren kam, und dafs er daher auch von den Textverbesserungen jener beiden Gelehrten nichts benutzte, so wenig als ihm dadurch über das Wesen der plautinischen Verse die Augen geöffnet wurden.

Es folgen zunächst aus dem *Rudens* (bey dem Vf. Band II. S. 325 *das Seil*) Beyspiele von gänzlich misſrathenenen Versen. Gleich der Prolog giebt folgende Verse.

V. 23 ist siebenfüſsig:

Sie könnten Zeus durch Opfer und Geschenk besänftigen.

Wie sollen folgende Verse scandirt werden? V. 35:

Ein guter Alter, der verbannt *von Athen, hieher kam.*

V. 43:

Zufällig aus der *Musikschul'* nach Hause gehn.

Einige andere Beyspiele von siebenfüſsigen Sechsfüſslern geben folgende: Act. I. Sc. 2. V. 9:

Ich weiſs nicht, wer so nah bey mir da spricht! Sceparnio.

Ebendas. V. 20 und 21:

Wie du auch bist, dir wünsch' ich alles Unheil auf den Hals,
Wir haben zu thun und du machst uns mit Reden zu thun.

Der letztere V. ist zwar sechsfüſsig, allein er hat im 6ten Fuſse einen Anapäst, wo dieser Versfuſs natürlich den ganzen Senar zerstört. Dergleichen Beyspiele kommen bey Hn. *K.* öfters vor. Z. B. Act. II. Sc. 5. V. 23:

Durch deine Schmeicheleyen hast du mich *ruinirt.*

Und A. IV. Sc. 3. V. 68 sogar mit überschlagender Sylbe:

Doch sind sie selten; es kommt kein Fisch so *wenig ans Ufer,*

und A. IV. Sc. 4. V. 101:

Hier hab' ich Hoffnung und Mittel, euch zu *kennen, verwahrt.*

Dergleichen Beyspiele könnten noch viele gehäuft werden, aber wir dürfen nur noch folgende zwey Proben geben, um die gänzliche Sorglosigkeit und Unbehülflichkeit des Vfs. im Versbau darzuthun. Act. II. Sc. 6. V. 13 heifst es:

Ich wollt', ich wäre an dem Tage, als du mich
in dein Haus führtest, lieber tief im *Kerker gelegen.*
Die Götter geben, dafs du künftighin (fünffüſsiger)
Dein Lebelang nur Gäste, die dir gleichen, kriegst.

Und V. 59 und 60:

Und du, verdammte Bestie, wolltest schon die ganze Insel (7½ Fuſs)
Sicilien mit Haut und Haar verschlingen. (5½ F.)

Doch alle jene Unregelmäſsigkeit und Verletzung alles Wortaccents wird noch überboten in den ersten Versen der folgenden Sene. Act. II. Sc. 9. V. 1 — 4:

Was hat das zu bedeuten, dafs im Venustempel
Zwey Weibsen das Bild der Göttin weinend umfahn? Sie fürchten,
Jemanden, ich weiſs nicht wen. Sie sagen, es hätte sie
Ein Sturm verwichne Nacht ans Land geworfen.

Die Nichtbeobachtung des richtigen Accents zeigt sich besonders auch in der Scansion der Namen. So macht Hr. *K.* aus dem Ditrochäus *Ampeliska* einen Dijambus. Man sehe Act. I. Sc. 3. V. 17:

Ampeliska, wer ist es? — Ich Paläſtra bins.

Und eben so Sc. 6. V. 28:

Paläſtra und Ampeliska, wo seyd ihr nun?

Eben so sind im Trinummus die Namen *Megaronides* und *Lesbonicus* (Act. II. Sc. 2. v. ult., und A. II. Sc. 4. V. 35, 84 und auch Act. I. S. 2) und in anderen Stücken, andere Namen nach einer falschen Prosodie gebraucht. Sogar in *Dämones* macht er die vorletzte Sylbe lang, A. IV. Sc. 7. V. 19, und eben so in *Charmides* Act. IV. Sc. 2. V. 128, 131 und anderwärts. An misſverstandenen Wörtern und ganzen Stellen fehlt es auch nicht — wir wollen jetzt auch davon einige Beyspiele geben. Prolog. V. 12 heifst es: Jupiter läſst auf Erden sehen, *ut quemque adjuvet opulentia.* Hr. *K.* übersetzt: „und wie sie den Reichthum nützen." Verfehlt; *Gronov* hat schon die Stelle richtig erklärt. Es bedurfte daher hier der Anmerkung des Hn. *K.* nicht. V. 13 hat er *falsas lites* falsch übersetzt:

Wer *ungerechten Streit* durch falsches Zeugniſs sucht

Lis ist ja schon in den Zwölftafelgesetzen und auch sonst meist überall, nicht der Streit, sondern die Sache, um die vor Gericht gestritten wird. Es heiſst daher:

Die sich durch falsches Zeugniſs falsches Eigenthum u. s. w.

V. 82:

Valete, ut hostes vostri diffidant sibi.

Hr. K.:

Lebt wohl, damit sich eure Feinde nur recht kränken.

Falsch; er hätte daran denken sollen, dass dieses und andere der plautinischen Stücke während des zweyten punischen Krieges geschrieben und die Feinde also die Karthager sind. Der Gedanke ist daher: „Seyd wacker, damit euere Feinde an sich selbst verzweifeln mögen, und den Widerstand gegen euch aufgeben.“ Act. I. Sc. 2. V. 66. Dämones ruft aus, in das Meer auf die Schiffbrüchigen blickend: *Homunculi, quanti estis, ejecti ut natant.* Hr. *K.*: „Hu, o was seyd ihr doch, ihr Menschlein! Wie sie schwimmen.“ Der Sinn ist: Wie klein erscheint ihr Leutchen, mir dort in der Ferne! Wie sie schwimmen da! Act. II. Sc. 4. V. 15. Das Wort *ornatus* bedeutet beym Plautus oft den Anzug, das Costum, aber auch oft das ganze Äussere, die *Geberde*. So in der a. St. Der Sklave will nicht mit Hn. *K.*: „So sagt *mein Anzug* euch Vernünftgen, was ich will.“ Sondern beide Verse haben den Sinn: Ampeliska, welche mit einem leeren Wasserkruge kommt, antwortet auf die Frage des Sceparnio:

Aus dem Äussern sieht ein Kluger was ich will.
Sceparnio. Aber auch aus meinem Äussern sieht ein Kluger was ich will.“ (Nämlich Kuss und Liebkosung.)

Kleine Züge lässt Hr. *K.* ganz fallen, besonders in den langen Tetrametern, deren ganzen Inhalt er nicht in seine Alexandriner (denn dergleichen Verse sind bey ihm die Mehrzahl) hineinbringen kann. So heisst es Act. II. Sc. 2. V. 19. (*troch. tetr. cat.*)

Nostro illum puteo periclo et ferramentis fodimus

— — ich hab unsern Brunn gegraben.

Anstatt:

Denn mit unserm Schweiss und Spaten gruben wir den Brunnen aus.

Act. III. Sc. 2. V. 34 und 35 nahm Hr. *K.* nicht die Ausfüllung des Verses, welche *Reiz* ihm bot; zum sicheren Zeichen, dass er von diesem verbesserten Text gar keine Notiz nahm.

Act. III. Sc. 4. V. 26 übersetzt Hr. *K.* die Drohung des Alten:

Quasi myrtita junceis, ego vos virgis circumvinciam

etwas zu nachlässig:

Und euch, wofern ihr ihm auf meinen Wink die Augen nicht aus dem Kopf *schlägt (sic!), bind ich wie die Myrtenbüsche*

anstatt (*troch. tetr. cat.*):

so umwind' ich euch mit Ruthen, wie die Binse die Myrt' umfasst.

V. 39. gedenkt der Alte bey dem Anblick des einen Mädchens an seine Tochter, welche er als dreyjähriges Kind verloren hat (*trima quae periit*). Hr. *K.* übersetzt: „*Vor drey Jahren* verlor ich sie.“

Act. IV. Sc. 6. In dieser Scene, in welcher der Sklave alle Aufträge des Dämones mit einem *Licet* (bey Hn. *K. Gut!*) beantwortet, lässt Hr. *K.* auch die letzten Worte: „Hol' ihn der Henker mit der Gutheit (*Licentia*)“, den Sklaven sagen, wiewohl dieser schon fortgegangen ist, und Dämones sie vielmehr hinter ihm her brummt. Dämones ist ja der Bleibende, und der Sklave hat ja mit dem *Licet* angefangen. Schon *Reiz* hat die Sprechenden richtig unterschieden.

Die Eintheilung des 4ten und 5ten Actes ist falsch. Mit dem 7 Auftritt des 4ten Acts gehen alle Sprechenden ab, und lauter neue treten auf. Ausserdem ist Pleusidipp mit dem Kuppler unterdessen nach der Stadt Cyrene gegangen, um ihn vor Gericht zu ziehen. Er kommt wieder, und es muss doch wohl eine Pause dazwischen liegen. Dazu kommt, dass der fünfte Act zu unverhältnissmässig kurz seyn würde. Schon *Reiz* hat ihn richtig abgetheilt.

Act. V. Sc. 2 (nach *Reiz* richtiger Sc. 3). V. 24 übersetzt Hr. *K.* noch die alte Leseart „*tamen si non hoc (aliud), fabulemur*“, und zwar fälschlich: „So wollen wir denn *anders* sprechen“. Eben so lässt er in demselben Verse das absichtlich wiederholte „*qui periit*“ fallen. Man höre die ganze Stelle bey Hn. *K.* (V. 23):

Gripus.

Erinnerst du dich, was in dieser Kiste war?

Labrax.

Was nützts? Verloren ist es doch.

Gripus.

So wollen wir denn anders sprechen:
Wie wärs, wenn ich den Finder wüsste? *Sag Kennzeichen!*

Genauer und nach dem Sylbenmasse (es sind *jamb. tetr. cat.*) heisst die Stelle so:

Gripus.

Weisst du, was in dem Ränzel, der verloren ging, gewesen?

Labrax.

Was nützet, der verloren ging?

Gripus.

Und doch, wenn wir nicht schwatzten.
Wie? wenn ich wüsste, wer ihn fand? Lass mich die Zeichen hören.

V. 32 ist zu ungenau so übersetzt: „dann lagen noch verschiedne Trinkgeschirre drin.“ Im Text stehen *fünf* Arten von Gefässen: *sinus, epichysis, cantharus, gaulus, cyathusque.* Ebendas. V. 39 sagt Gripus, als Labrax immer noch zu wenig bietet für die Nachweisung seines Mantelsacks: *os calet tibi, nunc id frigefactas.* Was meint Hr. *K.* mit der seltsamen Übersetzung? — „*Der* Hauch kühlt nicht einen Bissen.“ Der Sinn ist: du machst wohl desswegen so viel überflüssige Worte, um bey der Gelegenheit den Mund zu öffnen und kühlere Luft einzuathmen: „der Mund glüht dir vielleicht; du willst ihn kühlen.“

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Quedlinburg, b. Ernst: *Neues A, B, C Buch für Kinder, welche auf eine sehr leichte und angenehme Art buchstabiren und lesen lernen wollen.* Vierte sehr veränderte und verbesserte Auflage. 1811. 96 S. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JUNIUS, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

Wien, b. Doll: *M. A. Plautus sämmtliche Lustspiele* u. s. w., von *Chr. Kuffner* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wie wir schon beym Rudens tadeln mussten, dass Hr. *K.* von der reizischen Recension dieses Stücks keine Notiz nahm: so ist diess leider auch beym Trinummus der Fall, dass er von dem hermannischen Text dieses Stücks keine Notiz nahm. Selbst die Verbesserungen des Acidalius beachtete er nicht, welche doch schon Taubmann mittheilt, und die zum Theil so unbestritten sind, dass sie Hermann unbedenklich in den Text aufnahm. Beym Trinummus muss schon der Titel auffallen, welchen Hr. *K.* dem Lustspiele giebt. Er nennt dasselbe „*der Groschensykophant.*" Welche wunderliche Mengerey des Antiken und Modernen! Warum sagte er nicht geradezu *der Schatz*, welches uns Deutschen, wie einst den Griechen, welche das Stück nach Plautus Vorbericht im Prolog eben so benannten, das Geläufigste seyn wird? Oder wenn nun einmal eine Nebenperson des Stücks Hn. *K.* wichtig genug dazu schien, geradezu *der Sykophant*?

Megaronides beginnt das Stück bey Hn. *K.* so Act. I. Sc. 1. V. 1):

> Den Freund für ein Vergehn bestrafen (ein zu kurzer Vers)
> ist *wirklich hart*, doch nützlich und ersprieslich oft.

Hart? Giebt das hier Sinn, und heisst das *immune*? Es sollte so heissen: „Es ist ein undankbar unlohnendes Geschäft" u. s. w. Ebendas. V. 62 *Nae Tu hercle, faxo, tunc scias, quam rem egeris.* Bey Hn. *K.*: „O ja, und so, *dass du nicht auskennen sollst*". Was heisst das? V. 65 *Proinde ut diu vivitur, bene vivitur.* So lieset schon Acidalius. Taubmann lobt die Leseart, und Hermann setzte sie in den Text. Hr. *K.* versetzte mit den alten Ausgaben die beiden Adverbien, und übersetzte so:

> Beym Herkles, lebt man gut und brav, so lebt man lang.

Der Sinn ist vielmehr dieser: Der Mensch gefällt sich immer am besten bey dem, woran er einmal gewöhnt ist;

> Fürwahr, so wie man lange lebt, so lebt man gut.

In Act. I. Sc. 2, wo Hr. *K.* einige Mal das Wort *verreisen* reciprok gebraucht, und *sich verreisen* sagt, verkennt er besonders V. 102: *Crede huic tute; hic jam tuam rem melius gesserit;* und übersetzt, ihn auf den Jüngling beziehend, so:

> Gieb alles nur dem Jüngling, er machts sicher besser.

Die Worte sind gegen den Kallikles selbst gerichtet, und ironisch so gemeint: „Dem trau' nur einer; er wird seine Sachen schon in Ordnung bringen." — V. 148 heisst es bey Hn. *K.*:

> Das that *ich*, *ich* bekenn' es, Megaronides.

Das zweymalige *ich*, dicht hinter einander, einmal kurz und einmal lang gebraucht, ist sehr unangenehm für das Ohr. Warum vertauschte Hr. *K.* nicht das zweyte *ich* mit einem *und*? — V. 158 „*posticulum hoc recepit*:

> Er hat sich den *hintern Trakt des Hauses* vorbehalten.

Warum nicht:

> Das Hinterhaus behielt er bey dem Hausverkauf.

In der ersten Scene des 2ten Acts, welche durch ihre Verderbungen und Sylbenmasse so schwierig ist, und die Hr. *K.* ganz nach dem alten Text übersetzt hat, ist besonders zu bedauern, dass ihm der hermannische Text abging. Wir geben die Beurtheilung seiner Übersetzung dieser Scene auf, weil wir uns hier tiefer in die Kritik des Textes versteigen, und mithin die Grenzen dieser Recension überschreiten müssten.

Act. II. Sc. 2. V. 1 sagt Philto, seinen Sohn suchend: *Quo illic homo se foras penetrat ex aedibus?* Hr. *K.* übersetzt schief: „Wie kam er aus dem Haus' heraus? richtiger (*cret. tetr.*):

> Wo hinaus wohl der Mensch vor die Thür laufen mag?

Ebendas. V. 56 sagt der Vater, den Freund des Sohnes tadelnd: *Nil moror eum tibi esse amicum cum ejusmodi virtutibus.* Hr. *K.* übersetzt undeutlich und unprosodisch;

> Mit solchen Tugenden musst du wohl Freundschaft schliessen.

Genauer heisst der Vers so (*troch. tetr. cat.*):

> Dass ein Mensch von solchen Sitten Freund dir ist, gefällt mir nicht.

Act. II. Sc. 4. V. 5 las Hr. *K.* *exutum*, ausgezogen; es heisst *exunctum*, versalbt. Ebendas. V. 14 Als der Herr und der Knecht das verthane Geld zusammen rechnen, und die Rechnung nicht stimmen will, sagt der Knecht bey Seite, und offenbar zu den Zuschauern gewendet:

> *Sero atque stulte, prius quod cautum oportuit,*
> *postquam comedit rem, post rationem putat.*

Hr. *K.* nahm sie fälschlich für Worte, welche an den Herrn selbst gerichtet waren, und übersetzt:

> Wer vorher schlecht wirthschaftet, macht zu spät und albern die Rechnung, wenn er sein Vermögen schon verzehrt hat.

Statt etwa so (bey Seite):

Zu spät und albern, was er früher muſste thun,
macht er die Rechnung, da er alles durchgebracht.

Schief ist auch in derselben Scene V. 38 übersetzt:

Nequam illud verbum est, bene volt, nisi qui bene facit.

Die Red' ist wahrlich dumm, wohl will uns, wer uns wohl thut.

Der Sinn ist dieser: „Es ist ein schlechtes Wort, er *will* dir wohl, wenn er es nicht durch die That beweiset."

Ebendas. V. 90 u. folg. übersetzt Hr. *K.*:

Wir Menschlein aber werden in dem Augenblick,
in dem wir diess *Salzfäſschen* unsrer *Seele* (*salillum animai*)
verlieren, Bettler, wie der reichste Mann am Styx
in Hinsicht des Vermögens alle gleich geschätzt.

Dem Sinn der Worte gemäſser heiſst die Stelle:

Allein wir armes Menschenvölklein haben nur
ein Meſschen Athem; haben wir den zugesetzt:
so wird der Bettler, wie der Reichste, nach dem Tod
mit gleicher Wage gewogen in der Unterwelt.

Act. III. Sc. 3. V. 56 sagt Kallikles zu einem listigen Einfall seines Freundes: *satis scite et probe.* Hr. *K.* übersetzt: „recht listig und *doch ehrlich.*" Wo hieſse *probe* diess beym Plautus? — Es heiſst bey ihm: gescheidt, pfiffig, klug, wacker. — Act. IV. Sc. I. V. 1 *Salsipotenti et multipotenti etc.* „Dem Salz- und Vielvermögenden" — eine ungrammatische und unpoëtische Verbindungsart. — Act. IV. Sc. 2. V. 13 bis 14 — — *si quid ego addidero amplius, eo conductor melius de me nugas conciliaverit.* Hr. *K.* übersetzt:

— — wenn ich das nun *raffinire*,
so fällt die Schelmerey für ihn noch besser aus.

Was soll das heiſsen?

Ebendas. V. 94. Der Sykophant giebt sich den Namen *Pax*, offenbar mit Rücksicht auf die Bedeutung jenes Worts als Interjection, wo wir etwa sagen würden: „Und damit Basta! Fort ist es!" — Die Übersetzung *Friede* ist daher unpassend. Lessing in seiner Nachbildung des Trinummus im *Schatz* wählt das Wort *Raps*, und diess ist offenbar für den Zusammenhang das Passendste.

Act IV. Sc. 4. Diese Scene hat manche kleine Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten in der Übersetzung. Die beiden ersten Verse derselben haben bey dem alten Dichter einen so leichten hüpfenden Gang, welcher dem Rausche des Sprechenden angemessen ist. Stasimus sagt (*troch. tetr. cat.*):

Stasime, face te propere celerem, recipe te ad dominum domum,
ne subito metus exoriatur scapulis stultitia tua.

Was sollen hier wohl die schwerfälligen Alexandriner des Hn. *K.*:

Nun Freund, nun zeig' dich schnell, eil' heim zu deinem Herrn,
daſs nicht dein Rücken bald durch deine Thorheit zittert.

Treuer und dem Original anschmiegender würden die Verse mit Einmischung von Kürzen so lauten:

Stasimus, mache dich eilig von dannen, lauf in das Haus des Herrn zurück,
daſs nicht stracks durch deine Tollheit deinen Schultern Furcht erwächst.

Ebendas. V. 15 las Hr. *K.* noch *subripuit* statt *subripuerit*, und brachte daher einen schielenden Sinn heraus. Stasimus nennt seine Mitzecher so gewandte Spitzbuben:

quorum unus subripuerit currenti cursori solum. (*edit. Herm.*)

Hr. *K.* übersetzt diesen einen Vers so:

— — — von denen Einer
einst einem Laufenden im stärksten Lauf
die Sohlen von den Füſsen *stahl.* (?)

Richtiger so:

deren jeder einem Läufer, wenn er läuft, die Sohlen stiehlt.

Ebendas. V. 80 bis 84: Wer hörte wohl in folgender Periode, wenn man sie ihrer Abtheilung entkleidet, Verse heraus?

Ich armer Mann fuhr durch die gröſsten Meere mit | Gefahr des Lebens, mitten durch Seeräuber | glücklich und wohlbehalten, und geh nun zu Grunde | durch die, für die ich das in meinem Alter that. | Der Schmerz raubt mir Besinnung.

Treuer, und nach dem Sylbenmaſse übersetzt, lauten diese Verse (*troch. tetr. cat.*):

Auf die gröſsten Meere wagt' ich mit den *kleinsten Nachen* mich
mit Gefahr selbst meines Lebens; durch Korsaren ohne Zahl
barg ich mich und kehrte wieder; nun soll ich hier untergehn,
und um die, für die ich eben mich im Alter abgemüht.
Ach, der Gram stöſst mir das Herz ab. —

(*Mit den kleinsten Nachen. minimis vehiculis*, statt der Vulg. *meis periculis*, nach einer sehr gelungenen Verbesserung von *F. H. Bothe.* S. dessen Ausg. des Plautus Tom. III. p. 458.)

Zum Schluſs dieser Recension lassen wir nur noch die ersten 40 Verse des Prologs des Poenulus folgen, welcher zu den feinsten und witzigsten des alten Komikers gehört, wenn auch Justus Lipsius (*de Amphith.* cap. 15) ihn, ohne sich ausführlicher darüber zu erklären, zwar für plautinisch, aber nicht von Plautus selbst herrührend, bezeichnet. Die Leser werden bemerken, in wiefern Hr. *K.* dem Original nachgefolgt ist, werden es aber mit uns bedauern, daſs er diesen Prolog zu wenig als Parodie eines tragischen aufgefaſst hat, welcher den Aristarch, einen Zeitgenossen des Euripides, in seinem Trauerspiel Achilles zum Verfasser hatte, und der vielleicht kurz vor dem Poenulus auf die römische Bühne gebracht war. Daſs der Dichter eine Parodie gebe, deutet er selbst durch das Wort *commentari* im ersten Vers an, für welches Hr. *K.* die nicht sehr empfehlenswerthe Conjectur von Muretus „*imitari*" sich gefallen lieſs. Auf die Unregelmäſsigkeit der *kussierschen* Verse glauben wir schon dadurch hinlänglich aufmerksam zu machen, wenn wir die Leser bitten, dieselben auch nur mit den Fingern zu messen; und was wir sonst gegen einige Stellen zu sagen hätten, möge der veränderte Druck und die eigene Übersetzung, welche

wir angeschlossen haben, dem vergleichenden Leser sagen.

Prolog.

Ich will *nun* Aristarchs Achill *nachahmen*, (5½ F.)
und aus dem Trauerspiel *auch meinen* Anfang nehmen.
Seyd still und schweigt und merkt gut auf! (4 F.)
Der Schauspiel*könig* wünschet, dass ihr fein *zuhöret*,
und alle ruhig auf den Bänken sitzen bleibt,
sowohl die Satten, als die Hungrigen. (5 F.)
Wer schon *gegessen hat*, *hat* wahrlich klug gethan;
wer noch nicht ass, kann sich an der Komödie weiden.
Denn wer daheim zu essen hat, und unsertwegen
sich nüchtern *daher* setzt, ist nicht gescheidt. (5 F.)
Nun, Herold, hebe dich und heiss das Volk *aufpassen!*
Ich warte lang schon, ob du deine Pflichten kennst.
Erhebe deine Stimm', von der du leibst und lebst!
Wenn du nicht schweigst, so fasset dich der Hunger schweigend.
Nun *setz' dich* (*reside*), dass du dir zweyfachen Lohn verdienst.
Schon gut! Jetzt haltet meinen *Zircularbefehl!*
Es komme keine *Dirne ins* Theater her,
kein Lictor mache Lärm mit Worten oder Stäben,
kein Platzanweiser streiche vor der Nas' herum,
und führe Niemand zu dem Sitz, so lang gespielt wird.
Die lang zu Hause müssig schnarchten, sollen
jetzt ruhig stehn, und sich *des Schlafs erwehren.* (5½ F.)
Die Sklaven sollen nicht den Frey'n die Plätze nehmen,
oder für sich *bezahl'n*, und wenn sie das nicht können,
heim gehen und zweyfaches Unheil meiden, (5½ F.)
dass sie nicht hier die *Ruthe, und zu Haus der Riem färbt,*
wenn sie sich nicht um den Befehl bekümmern.
Die Ammen sollen ihre kleinen *Bankerte*
zu Haus behalten und nicht ins Theater tragen,
dass sie nicht dürsten und die Kinder Hungers sterben,
und dann voll Hunger, wie die Böcke, *meckern* (*obvagiant*)
Die Frauen sollen stille zuschaun, stille lachen,
und ihre hellen Stimmen *moderiren.* (5½ F.)
Zu Hause sollen sie *gnug plaudern*, *aber*
hier und daheim den Männern nicht beschwerlich fallen.
Was nun die Schauspielherrn betrifft, so sollen sie
unwürdigen Schauspielern nicht den Preis ertheilen,
auch keinem aus Parteylichkeit zur Thür 'nauswerfen,
damit der Schlechtre Bessern vorgezogen wird.
Und ihr Lakey'n, das hätt' ich bald vergessen,
Ihr brecht, so lange die Komödie dauert,
in eine Schenke ein, *vorzüglich jetzt*, *da die*
Gelegenheit euch günstig ist, und Kuchen dampfen!
Es wird nun alles herrlich gehn, wenn Jeder hält,
was die Gesetze der Theaterwelt *vorschreiben.*

Übersetzung des Recensenten.

Des Aristarch Achilles wähl' ich mir zum Text.
Aus jenem Trauerspiele nehm' ich den Beginn.
„Verstummt und schweigt und gebet meinem Wort Gehör!"
Zuhören heisst euch der Theatergeneral.
5. Gefassten Muthes sollen sitzen auf der Bank,
sowohl die hungrig, als die satt gekommen sind.
Ihr, die ihr asset, thatet gar viel weislicher,
die ihr nicht asset, werdet satt durch unser Spiel.
Denn wer daheim zu essen hat, der ist ein Narr,
10. um unsertwegen ohne Frühstück herzugehn.
„Steh auf, o Herold, heisse schweigen jetzt das Volk."
Schon lange wart' ich, ob du wohl dein Amt verstehst.
Lass jetzt die Stimm' ertönen, die dich hüllt und füllt.
Denn schreyst du nicht, befällt der Hunger schweigend dich.
15. Auf, heiss sie sitzen, dass du doppelt Lohn empfängst.
Recht wohl gethan, dass ihr beachtet mein Geheiss!
Kein feiles Mädchen sitze hier im Vordergrund!
Der Lictor schweige, rausche mit den Ruthen nicht,
noch geh' ein Platzanweiser vor der Nase mir,
20. noch führ' er sitzen, wenn wir auf der Bühne stehn.
Die müssig lange zu Hause schliefen, müssen jetzt
ganz ruhig stehen, oder sich dem Schlaf entziehn.
Kein Knecht soll sitzen, dass dem Freyen bleibe Platz,
oder soll den Platz bezahlen; kann ers aber nicht,
25. so geh er nach Haus' und meide doppelt Ungemach,
dass hier nicht Ruthen ihn zerbläun, die Peitsche dort,
hat er versäumt was, wenn der Herr nach Hause kommt.
Die Ammen sollen ihre kleinen Kindelein
zu Haus' abwarten, nicht zum Schauspiel bringen her,
30. dass sie nicht selbst vor Durst, vor Hunger die vergehn,
noch hier, wie junge Böcke, hungerleidend schreyn.
Die Frauen sollen stille lachen, stille schaun,
nicht hören lassen ihrer Stimmen Glockenspiel.
Zu Haus' abmachen sollen sie ihr Wortgezänk,
35. dass sie nicht hier, wie dort, den Männern lästig sind.
Und was darauf die Spielbesorger anbetrifft:
so werde keinem Künstler unverdient der Preis,
noch werd' er ausgestossen aus Parteylichkeit,
dass Schlechte nicht den Bessern vorgezogen sind.
40. Und nun noch eins, was mir beynah entfallen ist:
so lang das Lustspiel dauert, stürzet, ihr Lakeyn,
in die Garküch' ein; jetzt, da es euch verstattet ist,
jetzt, da die Eisenkuchen dampfen, lauft hinzu!
Diess, was ich als Theaterhochbefehl entliess,
ist wohlgethan, wenn jeder dessen eingedenkt.

(.π.)

KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Wittenberg*, b. Seibt: *lingua russica ex eadem cum samscrdumica matre orienti prognata.* Adjectae sunt observationes de ejusdem linguae cum aliis cognatione et de primis Russorum sedibus. Scripsit *Conradus Gottlob Anton*, LL. Orientt. Prof. publ. Ord. in acad. Witemberg. oct. 1809. 46 S. 8. — Die Ähnlichkeit, welche die slavischen Sprachen auf der einen, und die medisch-indischen Sprachen auf der anderen Seite, sowohl in ihren Wurzeln als in ihren Flexionen mit den gebildeten Sprachen des Occidents zeigen, kann leicht auf eine ursprüngliche Verwandtschaft der slavischen Sprachen mit den medisch-indischen führen, und auf die Vermuthung einer allgemeinen Quelle leiten, aus welcher auf der einen Seite die slavischen und übrigen gebildeten Sprachen des Occidents, auf der anderen Seite die Sprachen des mittleren und südlichen Asiens flossen. Der Vf., schon längst als gelehrter Sprachforscher bekannt, sucht nun in dieser, durch seine Aufnahme zum Ehrenmitgliede der Gelehrten-Societät auf der Universität zu Moskau veranlassten Schrift besonders den Ursprung des russischen Volks und der russischen Sprache aus dem medischen Iran, durch eine Vergleichung der slavischen Sprachen mit dem Sanskrit nach dem Sidharubam des Fra Paolino, zu erweisen, oder wenigstens die Grundlinien zu ziehen, deren vollendete Ausführung er einem grösseren Sprach- und Geschichts-Kundigen dieses Fachs überlässt. Folgendes sind die Resultate seiner Disputation: 1) Die grösste Ähnlichkeit der russischen Sprache mit dem Sanskrit, und die mannichfaltigen Spuren des orientalischen Sprachcharakters, welche der Vf. nach den Kriterien seiner früheren Schrift: *Versuch, das zuverlässigste Unterscheidungszeichen der orientalischen und occidentalischen Sprachen zu entdecken* (Leipz. 1792), in der russischen Sprache findet, weisen auf eine gemeinschaftliche Mutter beider Sprachen hin. 2) Diese gemeinschaftliche Mutter ist die alte persische oder medische Sprache, weil die meisten Endungen des Substantiv-Verbums aus Pronominen altpersischer Sprachen, nicht des Sanskrits, geflossen zu seyn scheinen, und überdiess die beiden Sprachen gemeinschaftlichen Wörter sowohl als andere in den altpersi-

schen Sprachen sich wieder finden. Dass diese aber mit der noch unbekannten nord-chaldäischen Sprache, wo nicht völlig gleich, doch in einem hohen Grade verwandt gewesen sey, erhellet aus der bedeutenden Anzahl chaldäischer Wörter, welche man in den Sanskritbüchern sowohl als in den slavischen Sprachen findet. 3) Weil die russische Sprache mehr Spuren des orientalischen Charakters an sich trägt, als die polnische und wendische, und die meisten ihrer Wörter eine grössere Ähnlichkeit mit den gleichbedeutenden Wörtern der persischen und samscrdamischen Sprache haben: so hat sie *Durich* mit Recht zu den antischen oder orientalischen, und die polnische zu den slavischen oder occidentalischen gezählt; die böhmische Sprache aber liegt zwischen beiden in der Mitte, und die russische kömmt der medischen und samscrdamischen Sprache näher als ihre übrigen Schwestern. 4) Da die russische Sprache von mehreren Sanskritwörtern das d oder t beybehalten, die polnische und wendische hingegen diese Buchstaben mit den Zischlautern *ds*, *sch*, *tsch* vertauscht hat: so wird dadurch *Dobrowskys* Meinung bestätigt, dass die eine Classe slavischer Sprachen mit der niederdeutschen, die andere mit der oberdeutschen Mundart zu vergleichen sey. Diess weiset aber wieder auf eine nahe Verwandtschaft der russischen Sprache mit der medischen hin, weil sich ein ähnlicher Unterschied zwischen der mit der medischen verwandten chaldäischen und hebräischen Sprache findet. 5) Zugegeben, dass die polnische und wendische Sprache viele Wörter aus der deutschen aufgenommen habe: so flossen doch die Wörter der russischen Sprache, welche sie mit anderen slavischen gemein hat, gleich dem Lateinischen und Griechischen, aus Einer Quelle mit dem reinen Sanskrit. Die russische Sprache hat eben so, wie die persische und samscrdamische, viele Wörter mit der deutschen, griechischen und lateinischen Sprache gemein; allein die meisten dieser Wörter flossen, wie sich leicht zeigen lässt, nicht aus der deutschen, griechischen und lateinischen Sprache, sondern aus der medischen, als der gemeinschaftlichen Mutter aller. 6) Weil die russische Sprache nicht nur mit dem Sanskrit verwandt, sondern auch wegen der beybehaltenen Spuren des Charakters orientalischer Sprachen deren ältere Schwester ist: so gehört sie zu den ältesten Sprachen, die wir kennen. 7) Da das Sanskrit die Mutter vieler indischer Sprachen ist: so folgt, dass alle deren Töchter jünger als die russische seyen, welche weniger als das Sanskrit in den Charakter der occidentalischen Sprache ausgeartet ist. 8) Der Charakter der russischen Sprache führt uns in die Gegend des alten Medischen oder Iran, als den Ursitz der Russen und Slaven, welchen die Russen schon vor dem 13 Jahrh. vor C. G. verliessen. 9) Wäre es erwiesen, dass der Dual, den selbst die alte slavonische Sprache kennt, in der russischen Sprache niemals üblich war: so liesse sich daraus schliessen, dass die Russen schon zu der eben angegebenen Zeit aus ihrem Ursitze ausgewandert seyen, die Slaven aber erst dann auszogen, als das Sanskrit den Dual angenommen und den Charakter der orientalischen Sprachen abgelegt hatte, was jedoch vor der Abfassung der ältesten Bücher geschehen seyn muss.

So viel, sagt der Vf., lässt sich aus dem Charakter der russischen und verwandten Sprachen schliessen; fragt man aber, in wiefern sich aus der Geschichte die Zeit errathen lasse, in welche die erste Auswanderung der Russen fällt: so könnte es leicht seyn, dass die Eroberungen des Ninus im ganzen Orient, im 20 Jahrh. vor C. G., die damals nomadischen Russen bewogen, mit ihren Heerden in nördlichere Gegenden zu ziehen, wie Herodot IV, 11 von den Skythen erzählt, die mit den Russen einerley Weg einschlugen. Wir übergehen das übrige Geschichtliche des Vfs., weil er selbst weniger Anspruch darauf macht, seine Meinung von dem Ursitze der Russen durch geschichtliche Data zu begründen, als durch eine Sprachenvergleichung, wesshalb er am Ende noch einige Mittel an die Hand giebt, wie man selbst von einem jeden, der Grammatik unkundigen, Fremden den inneren Bau seiner Sprache erforschen könne, um die Verwandtschaften der Sprachen gründlicher als bisher kennen zu lernen. Was aber die Sprachenvergleichung des Vfs. betrifft: so ist Rec. zu wenig Kenner der verglichenen Sprachen, um sich ein absprechendes Urtheil über des Vfs. grammatische Deductionen anzumassen. Doch werden die schwachen Seiten im Räsonnement des Vfs., worauf er die angeführten Resultate gründet, Jedem von selbst einleuchten. Rec. erinnert nur Folgendes: 1) Indem der Vf. das Sanskrit zu den orientalischen Sprachen zählt: scheint er durch seine Kenntniss der bisher sogenannten orientalischen Sprachen, oder der aramäischen, zu der unstatthaften Voraussetzung verleitet zu seyn, dass alle Sprachen des Orients ursprünglich den Charakter der aramäischen Sprachen gehabt, und nur durch Ausartung Manches vom Charakter der occidentalischen Sprachen angenommen haben. Wegen dieser Voraussetzung mischt der Vf. zu viel Unstatthaftes und Fremdartiges in seine grammatischen Untersuchungen ein, und anstatt aus dem völlig heterogenen Charakter der aramäischen und medisch-indischen Sprachen auf eine ursprüngliche Verschiedenheit derselben zu schliessen, findet er in den letzteren nur Ausartungen, ohne sich auch nur auf einen Fingerzeig einzulassen, wie diese Ausartung habe geschehen oder veranlasst werden können. 2) Wenn schon durch die eben angeführte Bemerkung Vieles fällt, was der Vf. auf falschen Stützen so mühsam aufgebaut hat: so sinkt manches andere um der Schwäche der Stützen willen, worauf es ruht. Der Vf. ist gar zu geneigt, blosses Scheinen für objective Gründe zu nehmen, und aus dem bloss subjectiv Begründeten Folgerungen herzuleiten, welche eben so unstatthaft sind, als die, welche sich auf falsche Prämissen gründen; der Folgerungen nicht zu gedenken, welche nicht nothwendig aus ihren Prämissen fliessen. 3) Zugegeben, dass die grosse Familie der so weit verbreiteten slavischen Sprachen eine solche Verwandtschaft mit den Müttern der persischen und indischen Sprachen zeigt, dass sie sich nicht nur in vielen Wurzeln offenbart, welche in keiner anderen der verwandten Sprachen angetroffen werden, sondern auch in einigen grammatischen Formen und Flexionen, kurz in solchen Bestandtheilen, die nicht in die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, sondern zur inneren Structur derselben gehören: so müsste man wohl vor allen Dingen erst tactisch-logisch und geschichtlich ausmachen, welche derselben man für die älteste und reinste halten darf, um sie bey der Beurtheilung ihrer Verwandtschaft mit den medisch-indischen Sprachen zum Grunde zu legen. Es muss daher wenigstens sehr befremden, dass der Vf. gerade die russische Sprache für die älteste und am wenigsten ausgeartet hält, welche unter allen slavischen Mundarten am meisten mit fremden, theils finnischen und schwedischen, theils servischen und griechischen, theils tatarischen und mogolischen Wörtern und Formen vermischt ist, und welche man nach ihrer Ausbildung und Verfeinerung für die jüngste ihrer Schwestern halten möchte. Indessen bleibt es immer auffallend, dass in mehreren verglichenen Wörtern und Formen die russische Sprache eine nähere Verwandtschaft mit dem Sanskrit verräth, als andere slavische Sprachen, wiewohl fast alle derselben auch in anderen verwandten Sprachen mehr oder weniger ähnlich lauten. Mit Übergehung der Nennwörter und Zahlwörter, unter welchen z. B. das russische *dwa*, 2, *tri*, 3, *schetuire*, 4 mit dem sanskritischen *dwaja*, *tri* und *tschatwar* auffallend zusammenstimmen, führen wir nur folgende Flexionen des Hülfswortes an:

Griechisch.	Sanskritisch.	Russisch.	Polnisch.	Wendisch.	Böhmisch.	Slavonisch.
εἰμὶ	*asmi*	*esmj*	*jestem*	*ja ssom s. ssym.*	*gsem.*	*jesam*
εἶς, ἐσσὶ	*asi*	*esi*	*jestes*	*tü ssü*	*gsy*	*jesi*
ἐστὶ	*asti*	*estj*	*jest*	*won js s. je*	*gest*	*jest*
ἐσμὲν	*asmu*	*esmi*	*jestesmy*	*mü ssmü*	*gsme*	*jesme*
ἐστὲ	*asthu*	*este*	*jestsschi*	*wü stscho s. stsche*	*gste*	*jeste*
εἰσὶ	*assti*	*sutj*	*san*	*wonji ssu*	*gsau*	*jesu.*

VI — VII.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JUNIUS, 1811.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahrs* von M. *Johann Friedrich Krause*, Domprediger und Schulinspector in Naumburg. Zweyter Jahrgang. Erster Band. 1808. 270 S. Zweyter Band. 1809. 247 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Wunsch der Gemeine des Vfs. dieser Predigten, uch Lesung seiner gehaltenen Vorträge sich wiererholt e bauen zu können, veranlasste ihn zur Hersgabe des ersten Jahrgangs derselben. Es fand dier ein grösseres Publicum, als der Vf. erwartete, und) folgt nun jenem ersten Jahrgange ein zweyter. ie hier anzuzeigenden Vorträge sind jener Auffodeing zum Drucke und dieser freundlichen Aufnahie in einen grösseren Kreis von Lesern vollkommen vürdig. Die Wahl der abgehandelten Gegenstände t sehr anziehend; sie hält die geistigen Bedürfnisse er Zuhörer in unserer bedeutungsvollen Zeit, und ie religiöse Beurtheilung der grossen Ereignisse erselben fest im Auge, und umfasst Gegenstände, ie in gedruckten Predigten selten aus dem Standuncte der Religion betrachtet werden. Die Ausfühing ist leicht, natürlich, würdevoll und erwäriend; nur die Eingänge, deren beynahe jede Preigt zwey hat, sind meist zu lang und zu weit aushond. Die Angabe einiger Hauptsätze möge den Vunsch nach der Belehrung, welche diese Predigten ewähren, erhöhen. Über die Vereinigung der Küne und Wissenschaften zum Dienst der Religion; am 5sten Sonntag n. Trinit. — Die Religion stiftet en schönsten Bund zwischen Anmuth und Würde; n Feste Mariä Heimsuchung. — Vier Worte des iristl chen Glaubens, die nicht vergehen werden; n Tage Petri und Pauli. Diese Predigt ist nach dem hillerschen Gedichte: „Vier Worte des Glaubens", ellen Verse auch eingerückt sind, abgefasst. — Über e neueste Anklage gegen den Protestantismus, dass von dem überhandnehmenden Erkalten des Gehls für die Religion eine vorzügliche Ursache sey; n Reformationsfeste. — Die verschiedenen Stände er bürgerlichen Gesellschaft in ihrer Beziehung auf ie höchsten Zwecke der Menschheit; am 3ten Sonng n. Epiphan — Der Staat, das Haus und die irche, als drey unzertrennliche Bildungsanstalten ir den Menschen; am 23sten Sonnt. n. Trinitat. — brigens bemerken wir, dass die hier mitgetheilten Predigten nicht in der Reihe der Sonntage fortlaufen, eine allgemeine Inhaltsanzeige aber am Schlusse des letzten Bandes die Leser in den Stand setzen soll, die für jeden Sonntag bestimmte leicht aufzufinden: so wie schon jetzt dem zweyten Bande eine vorläufige Inhaltsanzeige der beiden ersten Bände vorgesetzt ist.

V. Pf.

RAVENSBURG, b. Gradmann: *Andachtsbuch für Schwangere, Gebärende und Mütter aller christlichen Confessionen.* Von *Johann Jakob Mayer*, evangel. Prediger in Biberbach. 1810. 234 S. gr. 8.

Dieses Andachtsbuch, das sich auf Lagen im menschlichen Leben bezieht, die von hoher Wichtigkeit sind, und vor Allem aus dem Standpuncte der Religion betrachtet werden sollten, verdient schon um der Neuheit der Idee willen Aufmerksamkeit. So wenig wir es für Bedürfniss halten können, dass für die einzelnen Stände in der bürgerlichen Gesellschaft eigene Andachtsbücher abgefasst werden: so zweckmässig erscheint es uns, die ganz eigene Lage und Gemüthsstimmung der Mutter in der Annäherung zur Entbindung und nach derselben ins Auge zu fassen, und ihren Ansichten und Gefühlen eine religiöse Richtung zu geben. Der Vf. hat für den grösseren Kreis derer, die sich in dieser Lage nach religiöser Beruhigung, Stärkung und Hoffnung sehnen, ein brauchbares Andachtsbuch geliefert. Es enthält ausser einer Einleitung, der so wie allen Aufsätzen des Buchs eine biblische Stelle zum Grunde liegt, Morgen- und Abend-Andachten, Betrachtungen nach den verschiedenen Fällen, in denen sich Schwangere und Entbundene befinden können, und einen Anhang. Dieser begreift diätetische Vorschriften für das Verhalten der Schwangern und die Pflege der Kinder, religiöse Tröstungen in ausserordentlichen Fällen, wichtige Worte an Hebammen, und einige religiöse Lieder. Das viele Gute, das in diesen Abschnitten gesagt ist, ist mit einer gewissen anziehenden Herzlichkeit und in einer warmen blühenden Sprache vorgetragen. Nur ist zu bedauern, dass sämmtliche Betrachtungen durch Einkleidung derselben in das Gewand des Selbstgesprächs eine unangenehme Einförmigkeit erhielten. Wir wünschten, dass dieses nützliche Andachtsbuch irgend eine geistvolle religiöse Schriftstellerin, die schon öfters Mutter wurde, veranlassen möge, ein ähnliches für den Kreis höher gebildeter Mütter zu entwerfen.

V. Pf.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien des ganzen Jahres*, von *Valentin Karl Veillodter*, Stadtpfarrer an der Kirche zu St. Aegidii in Nürnberg. IV und 308 S. 8. 1810. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. *V.* hat schon ein paar Jahrgänge Predigten, einen über die Episteln, den anderen über freye Texte, herausgegeben, die, wie er selbst in der Vorrede sagt, von dem Publicum mit Beyfall aufgenommen worden sind. Rec. verspricht auch dieser Sammlung einen gleichen Beyfall, aber er kann (um mit den Tadelswerthen gleich anzufangen) dabey nicht verhehlen, dass diesen an sich gehaltvollen Predigten mehr Vollkommenheit in Rücksicht des Ausdrucks zu wünschen wäre. Vielfältig ist der Stil zu schwerfällig und geschraubt. Zwar sind sie vor einem städtischen Publicum gehalten, und man dürfte also voraussetzen, dass der gröfste Theil dem Vf. habe folgen können: aber kann man das auch von der ganzen Versammlung, die er vor sich hatte, annehmen? Der christliche Prediger will und soll, so viel als möglich, *allen* seinen Zuhörern ein Genüge thun, und oft ist gerade der unbeachtete Theil am empfänglichsten für die Lehren des Evangeliums. Mag es nun wohl von Allen aufgefafst worden seyn, wenn er S. 6 sagt: „In jenen gräfslichen *Scenen*, wo das Laster sich in den höheren *Regionen* der Angesehensten und in dem Kreise der Volkswuth so empörend zeigt, steht den Verworfenen der grofse Verurtheilte im herrlichen Glanze des reinen, heiligen Herzens erhebend gegenüber;" oder der Anfang der 4ten Predigt: „Das tiefere Forschen nach den Quellen menschlicher Verschlimmerung und vielfacher *Selbstbetrübungen* entdeckt unter ihnen eine Neigung, die den meisten Menschen gemein und von den wenigsten bekämpft wird, das unselige Verlangen, mehr zu scheinen, als man ist." Diese Stelle ist nicht nur schwerfällig, sondern auch uncorrect. Gleichwohl hat der Vf. bey weitem durch alle Predigten hindurch die Sprache so sehr in seiner Gewalt, dass er nicht nur verständlich, sondern auch mit voller Kraft an das Herz sprechen kann. Auch möchte es wohl ein Fehler seyn, wenn die Participien zu häufig gebraucht werden. Z. B. gleich S. 1: „Das Leben eines Menschen gehört der *dankenden* Erinnerung der Nachwelt von dem Augenblicke an, in dem er ein Wirken beginnt, das in dem Zustande der Völker vieles *segnend* ändert." Warum nicht: Das Leben eines Menschen gehört der dankbaren Erinnerung der Nachwelt von — das Vieles mit Segen in dem Zustande der Völker ändert? Oder S. 110: „Wollt ihr ihn (den Blick) aber noch mehr auf die inneren geistigen, weit schmerzlicheren und doch oft übersehenen Leiden richten, wollt ihr den nagenden Gram, den verbitternden Mifsmuth, den zerrüttenden Widerstreit der Empfindungen, den Kleinmuth, welcher die Empfänglichkeit für Freude tödet (tödtet), die Verdunkelung des Lebens durch Laune, den Ärger des Neids, die ewigen Kränkungen des Stolzes zu den tiefer schmerzenden Plagen des Lebens rechnen u. s. w." Ob neu geschaffene Wörter, wie *Erkräftigung*, *erkräftigte edle Gefühle*, ihr Glück machen werden, das muss man erwarten. Das Wort *betrübend* ist ein Liebling des Vfs. Auch sagt man nicht *tretten*, *entgegen-tretten*. Doch das sind nur kleine Flecken an den sonst trefflichen und genufsreichen Predigten. Rec. wollte nur damit den würdigen Vf. derselben veranlassen, seinen sittlichen Gemälden noch mehr Vollkommenheit zu geben. Die Predigten sind, wenn man will, und wie es auch seyn soll, Casual - Predigten: denn sie nehmen auf Alles, was sich nur in einer christlichen Gemeinde zutragen kann, Rücksicht. Er hat den Geist der Zeit richtig dargestellt, und bald den unmuthigen, bald den leichtsinnigen oder vielmehr verwilderten Sinn der gegenwärtigen Welt mit Kraft und Nachdruck gerügt und beschämt. Man braucht nur eine kleine Kenntnifs von der Stadt zu haben, in welcher diese Vorträge gehalten worden sind, und man muss dem Vf. das Lob zugestehen, dass er Worte zur rechten Zeit auszusprechen weiss. Aber auch aufser seinen Umgebungen werden die Leser dieser Predigten reichlich erbauet werden. Selbst Prediger werden einen reichen Stoff zur weitern Verarbeitung darin finden. Kraft, Wahrheit und Liebe herrscht in allen. Meisterhaft hat z. B. der Vf. die Themata am 2ten und 3ten Adv. S., die in Beziehung zu einander stehen, bearbeitet: das eine *über die verwerfliche Gemüthsstimmung Vieler zur Zeit allgemeiner Leiden;* und das andere: *über die Unzufriedenheit mit dem langsamen Gedeihen des Wahren und Guten.* Die Texte selbst dienen nicht etwa, wie das vielfältig geschieht, zum Motto, sondern sind mit Verstand benutzt, wenn man die Predigt am S. Oc. ausnehmen will, wo das Ev. blofs zur Einleitung dient, und eigentlich über Matth. 5, 3 u. f. gesprochen wird. Die Predigten gehen bis zum Charfreytag; es wären also noch 2 Bände zu erwarten. Verleger und Drucker haben das Ihrige gethan.

Z. f. E.

Göttingen, b. Brose: *Predigten über die vorzüglichsten und für die Menschheit wichtigsten Wahrheiten und Angelegenheiten* von *Justus Wilhelm Ziehen.* 1810. 175 S. 8. (6 Gr.)

Aus der Zueignungsschrift an den Minister von Arnswaldt vom Jahre 1803 zu schliessen, scheinen diese Predigten einen neuen Titel erhalten zu haben, um Abgang zu finden, ob sie gleich nicht zu den schlechteren, sondern zu den gewöhnlichen gehören, wie sie das Publicum jetzt häufig empfängt. An den Titel darf man sich nicht kehren, denn alle herausgekommenen Predigten beschäftigen sich ja mit den wichtigsten Wahrheiten und Angelegenheiten der Menschheit. Wenn daher der Vf. unter der Bedingung des Beyfalls eine Fortsetzung über die Eigenschaften Gottes, „von denen er hier nur eine minder *wichtige*, die Allgegenwart Gottes, gewählt habe," laut Vorrede verheifst: so möchten wir ihm wohl rathen, erst seinen Stil mehr zu runden und dem wah-

ren Kanzelstile näher zu bringen; ehe er seinen Vorsatz ausführt, so gut sich auch manche Stellen lesen lassen. Ein poetischer Stil, wie ihn der Vf. hat, ist gewiss nicht für die Kanzel schicklich: sie verlangt vielmehr eine edle Popularität, eben weil sie der Art ist, welche das Volk um sich versammelt; daher dürfen auch keine Wörter gebraucht werden, als *Harmonie*, *Scene*, *theoretisch*, *Theorie*, *Labyrinth* und andere von dem Vf. gebrauchte. Das Wort *Thal* hat er ausserordentlich lieb, denn er braucht es oft zu zusammengesetzten Wörtern, als *Erdenthal*, *Dornenthal*, *Lebensthal*, *Nachtthal des Todes* u. s. w. Dass sein Stil nicht correct ist, kann ihm auf mehreren Seiten nachgewiesen werden. Nur ein paar Beweise. In der Vorrede heisst es: „*Über einige in diesen Predigten abgehandelten Gegenstände finden sich auch einige Gedichte* — die füglich hätten wegbleiben können, weil sie sich vor anderen Liedern nicht auszeichnen, ja ihnen lange nicht beykommen, so wie sein Vorschlag, vor der Predigt ein Gedicht, das mit derselben im Zusammenhange steht, zu sprechen oder herzubeten, dafür singt ja die Gemeinde ein Lied, in welchem sie sich zur Anhörung zubereitet, ganz zweckwidrig ist, so zweckwidrig als wenn in dem Gebete dem lieben Gott der Inhalt der Predigt vorgebetet wird — *in meiner Sammlung derselben, die* 1801 *zu Göttingen herauskam, aber die verschiedenen Zwecke und Regeln der Rede- und Dichtkunst erfodern auch eine verschiedene Bearbeitung.*" Der Nachsatz steht mit dem Vorhergehenden in gar keinem Zusammenhange. Wie verworren, wenn es S. 21 heisst: ‚Was hülfe uns die beste Religion und ihre erhabensten Wahrheiten, wenn wir sie nicht durch ihren Einfluss u. s. w. als solche kennen lernten? *Umsonst oder vielmehr wie wenig würden wir das Licht leuchten sehen, das von ihr ausströmt, die Ruhe winken, die sie umschwebt, und die Glückseligkeit einladen, zu der sie führt* u. s. w." Eines grossen Fehlers macht sich auch der Vf. damit schuldig, dass er die Texte als blosse Motto braucht. Ihrer ist gar nicht gedacht, ob sie gleich einen schönen Übergang zu dem Hauptsatze gemacht hätten, wie der Text Luc. 23, 34 zu dem Thema: Von der Unsterblichkeit der Seele. Sollen sie nicht zur Parade dienen: so müssen sie entwickelt und aus ihnen die Wahrheit, über welche gesprochen werden soll, hergeleitet werden. Auch hat er die Bibel nicht gewürdiget, seine Beweise für die Wahrheiten, die er vortrug, durch sie zu unterstützen, und doch sind ihre Beweise oft von mehr Kraft als alle unsere Vernunftbeweise. Es kann seyn, dass mehrere unverständliche Perioden auf die Schuld des Correctors, der seine Sache schlecht gemacht hat, kommen, allein offenbare Fehler gegen die Rechtschreibung sind doch auch vorhanden, z. B. der *Todt*, *schuff* u. s. w. Auch empfehlen sich lange Perioden, wie dergleichen in diesen Predigten vorkommen, nicht; so hat Rec. eine von zwey gedruckten Seiten gefunden. Mag der Vf. schon im Amte stehen, oder noch am Teiche Bethesda liegen: er kann ein guter Prediger werden, wenn er mehr Aufmerksamkeit und Studium unserer ausgezeichneten Kanzelredner auf seine Arbeiten verwenden will. Der hier gelieferten Predigten sind fünf. Die 1ste: Von der Tugend, als dem Grund und Wesen der Religion. Die 2te: Von der Allgegenwart Gottes. Die 3te: Von der Feindesliebe. Diese ist so disponirt: Die Tugend der Feindesliebe; 1) was sie nicht ist; 2) was sie ist; 3) Die Beweisgründe dafür. Recht gut hätte die negative Beschreibung derselben unter der positiven dargestellt werden können. Die 4te: Von der Unsterblichkeit der Seele. Die 5te: Von dem Zustande der Seligen in jenem Leben.

Z. s. E.

Salzburg, b. Mayr: *Erbauungsreden*, bey verschiedenen Veranlassungen gehalten und mit homiletischen Anmerkungen begleitet von *Ludwig Krug*, Doct. d. Philos. und Subregenten des salzburgischen Priesterhauses. 1810. XVI u. 382 S. 8. (20 Gr.)

Es ist ein wohl noch nie ausgeführter Gedanke, eigene Predigten mit homiletischen Anmerkungen drucken zu lassen. Die Absicht und der Nutzen dieses Unternehmens leuchtet in die Augen. Die Vorträge bleiben, was sie sind, Erbauungsreden, und durch die hinzugefügten Anmerkungen können sie angehenden Predigern und Candidaten des Predigtamtes zu Belegen für die Regeln der Homiletik dienen, die Art ihrer Befolgung zeigen, und dieselbe erleichtern helfen. Freylich hat die Ausführung dieses Vorhabens viele Bedenklichkeit. Soll man seine Arbeiten für Muster ausgeben, oder soll man sie tadeln? Werden sie das Erstere seyn? Wird man das Andere können? An fremden Aufsätzen lässt sich eher zeigen, ob und wie den Regeln der Kunst Genüge geschehen ist. Nur wenn ein *Reinhard* in früheren Jahren Ausarbeitungen gemacht hat, an welchen er in späteren selbst etwas zu ändern findet, würde es zu wünschen seyn, dass er dergleichen mit homiletischen Anmerkungen herausgäbe, und die Gründe bemerkte, warum er das Eine verbesserte, und das Andere stehen liesse. Doch auch das, was der Vf. gethan hat, kann zu demselben Zwecke nützlich seyn. Er hat jeder Predigt nicht nur die Disposition vorangeschickt, sondern auch bemerkt, wodurch er bey einer bestimmten Veranlassung, oder ohne dieselbe, auf das Thema geleitet worden, und wie er auf die gewählte Disposition und Ausführungsart gekommen ist, ja er hat zuweilen auch im Einzelnen Gründe angegeben, warum er diesen oder jenen unnöthig scheinenden Zusatz gemacht, diesen oder jenen Ausdruck gewählt hat, auch bey manchen Stellen sich gegen mögliche Vorwürfe zu rechtfertigen gesucht, welches alles ungemein viel dazu beytragen kann, die Regeln der Homiletik recht kennen und anwenden zu lernen. Nur Schade ists, dass diese Kanzelreden nicht als Muster angesehen werden können. Der Vf. gehört gewiss zu den sehr erleuchteten, gebildeten und redlichsten Geistlichen des katholischen Deutschlands, und zu den besten Theoretikern der

Homiletik: aber die Themata der meisten von diesen vierzehn Reden sind viel zu allgemein, als dass sie in so kurzen Vorträgen zweckmässig ausgeführt werden könnten. Denn wer darf sich getrauen, in einer halben oder auch in einer ganzen Stunde alles Nöthige zu sagen, wenn von den Mitteln zur Belebung eines gottseligen Sinnes und Wandels (III Rede) gepredigt, oder wenn (IV Rede) die Leiden dieses Erdenlebens von ihrer vortheilhaften Seite betrachtet, und dadurch die rechten Wirkungen auf das Herz erregt werden sollen? Solche allgemeine Themata sind Schuld, dass die Ausführung so selten zweckmässig ausfällt. Selbst diejenigen Materien, die speciell zu seyn scheinen, z. B. die der IX Rede von der dem heiligen Landesapostel (Rupertus) schuldigen Dankbarkeit, werden doch bald zu allgemein, z. B. von der Dankbarkeit für das durch Ausbreitung des Christenthums unter uns gestiftete Gute. Auch übt der Vf. viel zu wenig die Kunst zu individualisiren. Denn selbst wo er den wahren Weisen (II Rede), den Menschenfreund (XI Rede) schildert, ja, wo er aus der Lebensgeschichte des Heiligen, an dessen Feste er zu sprechen hat, Etwas anführt, bleibt er zu sehr bey allgemeinen Zügen stehen; nur in den beiden Introductionsreden, die hier Primizreden heissen, hat Rec. schickliche, und dabey feine Anspielungen auf einzelne Umstände bemerkt.

Die Themata selbst sind übrigens, wenn sie weniger allgemein aufgefasst, oder specieller ausgeführt wären, zweckmässig gewählt. Die Entwickelung, wie er darauf und auf die Ausführung derselben gekommen, ist sehr lehrreich, und die Disposition mehrentheils logisch richtig. Die Sprache ist edel; nur ist Rec. bey vielen Provincialismen, und auch bey einigen Solöcismen angestossen, z. B. Horizon statt Horizont, ferners statt ferner, Versammlung des Geistes st. Sammlung, ohne der statt ohne die u. s. w. Sehr zweckmässig ist es auch, dass die den Predigten vorangeschickten Entwürfe bald kurz, bald weitläuftig, bald nach der analytischen, bald nach der synthetischen Methode verfertigt sind, ferner dass der Vf. eine oder zwey Homilieen (nach einer, wie er sagt, *analysis totalis* und *partialis* des Textes) hinzugefügt hat. Die erstere aber über Luc. 24, 13 ff. hat uns unter allen Reden des Vfs. am wenigsten gefallen, und uns dünket, als sey derselbe in solchen homiletischen Arbeiten noch zu wenig geübt, um sich nur etwas über das Mittelmässige zu erheben. — Den Beschluss machen fünf Beylagen, wovon zwey zu Beyspielen der Meditation des Predigers sowohl nach der synthetischen als analytischen Methode dienen sollen; der Vf. hat aber nicht strenge genug nach den Regeln der Logik meditirt, und Anfänger werden diese Kunst aus *C. F. Bahrdts* Rhetorik für geistliche Redner Halle 1792, und aus desselben Theorie der geistlichen Amtsberedsamkeit, Stendal 1783, weit besser lernen. Die dritte Beylage liefert Pläne zu mehreren, auf einander sich beziehenden und eine Materie vollständig abhandelnden Reden; damit ist nichts mehr ausgerichtet, als wenn kurz gesagt wäre, was sich von selbst versteht, dass ein einzelner Theil einer Predigt auch leicht zu einer ganzen Rede erweitert werden kann. Der vierte ist ein Theil der sechsten Rede, der bey dem Vortrage selbst weggelassen ward und auch hier hätte wegbleiben können. Die fünfte soll Beyspiele geben, wie biblische Sprüche analytisch behandelt werden können, wenn man sie zu Texten oder zu den in mehreren katholischen Kirchen gewöhnlichen Vorsprüchen wählt; allein der Vf. hat lauter solche Sprüche gewählt, wo diese Entwickelung gar zu leicht ist, oder hat die Art derselben ergriffen, die Jedem am ersten ins Auge springt. Wenn er am Neujahrstage nach Anleitung von Eph. 5, 15: lasst uns vorsichtig wandeln, 1) nicht als unweise, sondern 2) als weise, den Rath giebt, im ersten Theil einen Rückblick auf die Vergangenheit zu thun, und im 2ten Vorsätze für die Zukunft zu fassen: so kann das wohl keine Analyse, sondern nur eine sehr willkührliche Anwendung des Textes heissen. Noch willkührlicher wendet der Vf. mehrere Bibelstellen an, die er analytisch zu behandeln verspricht, und er scheint unter dieser Analyse nur eine Theilung des vorkommenden Gedankens zu verstehn, der dem Prediger Gelegenheit giebt, auch *seine* Gedanken zu theilen. Überhaupt denkt der Vf. zu wenig daran, dass die Behandlungsarten der Materien in Predigten unendlich mannichfaltig sind, und wenn er veranlasst, dass die seinige, die man doch lange noch nicht musterhaft nennen kann, gar als die einzig richtige oder beste angesehen wird: so wird dadurch der Nutzen, den diese Reden mit den hinzugefügten Anmerkungen sonst stiften können, sehr verringert werden.

Dfr.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Glogau*, in d. neuen günterschen Buchh.: *Unterhaltungen über Gott und seine Eigenschaften zur Weckung und Belebung eines religiösen Sinnes* von *J. S. Bail.* 1809. 144 S. gr. 8. (12 Gr.)

Das Jahr 1809 bestimmt zwar der auf einem besonderen Octavblatte gedruckte Titel, aber wahrscheinlich soll nur durch diesen neuen Titel das Buch selbst wieder in Anregung kommen. Übrigens ist dasselbe allerdings als ein gutes Erbauungsbuch zu empfehlen und wird auch fromme Gemüther befriedigen. Die Schreibart ist (die falsche Interpunction und viele Druckfehler abgerechnet) correct und fliessend, fasslich und belehrend. Es sind 12 Betrachtungen über die Natur Gottes und seine Eigenschaften mit frommen und reinchristlichen Reflexionen, die zu einem heiligen Wandel ermuntern; darauf folgen Bibelstellen als Beweise; die Betrachtung schliesst sich mit einem Gebete und gewöhnlich mit einem Liede. Schade nur, dass unsere geistlichen Lieder sich so viele Veränderungen gefallen lassen müssen: denn selten findet man sie in den Erbauungs und neuen Gesang-Büchern in ihrer ersten reinen und gewöhnlich schönen Gestalt. Verändert sind sie meistens, aber nicht *verbessert*, ob man sich gleich die Miene der Verbesserung gegeben hat. Das ist auch der Fall mit den hier gebrauchten Liedern. Wenn man es doch nur unterliess, Dichter, wie einen *Klopstock*, *Kramer*, *Gellert* u. s. w. meistern zu wollen!

Z. f. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JUNIUS, 1811.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

ZERBST, b. Füchsel: *Die Kriegskunst, durch Beyspiele erläutert*, von dem königl. preuss. Artilleriegeneral *von Tempelhof*. Herausgegeben vom Capitain *von Gaugreben*, Prof. der Mathematik, Zeichen- und Befestigungs-Kunst bey der neuen Militär-Akademie zu Cassel. Mit IV Planen. 1808. 268 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es war keine üble Idee, die Arbeiten eines Mannes ɔekannt zu machen, dessen schon vorher erschienene Werke ihm mit Recht einen Namen erworben haben, ınd der besonders durch seine Geschichte des siebenährigen Krieges sich als einen Meister der Kriegskunst ɔewährt hat. Nach einer kurzen Einleitung des Heriusgebers, welche allgemeine Bemerkungen über die Kriegskunst und über die Nothwendigkeit der Terainkenntniss enthält, findet man hier die Lager- und Marsch-Kunst in vier- und zwanzig Abschnitten ıbgehandelt; worauf einige aus den *Beyträgen zur Kriegskunst* von neuem abgedruckte Auffätze über lie Stellungen, über die Front- und Tirailleur-Angriffe, und über das Retiriren in Treffen folgen.

Der 1 *Abschnitt* handelt von den Haupteigenschaften der Lager: „ununterbrochene Verbindung der Theile des Heeres; Anlehnung der Flanken an Terraingegenstände, welche den Angriff derselben verhinlern, oder wenigstens sehr erschweren; hinreichenler Raum sowohl zu dem Lagern, als auch zu den ıöthigen Bewegungen der Truppen; die nöthigsten Bedürfnisse, Holz, Wasser und Lagerstroh; leichte Herbeyschaffung der Fourage, wo S. 23 eine ungeähre Berechnung derselben für eine Armee von 40 Bataillons, 90 Escadrons und 10 Batterieen gegeben wird; dass das Lager nicht ohne Nachtheil des Feinles von demselben tournirt werden kann." Alle diese Eigenschaften werden mit Beyspielen aus der Geschichte des, in jeder Hinsicht so lehrreichen siebenährigen Kriegs belegt. — Der 2 *Abschnitt* beschäfigt sich mit den Defensivstellungen. Hier werden lie vornehmsten Bedingungen der dazu tauglichen Lager angegeben, und ein Lager bey Frauenstein und in anderes bey Neustadt in Schlesien als Beyspiele ufgestellt. — 3 *Abschnitt.* Von den Offensivlagern, mit den Details der Stellungen und Bewegunen Friedrichs des Grossen im Jahr 1762, um den Feldmarschall Daun von Schweidnitz wegzudrängen und diese Festung belagern zu können. — 4 *Abschnitt.* Das Lagerabstecken, mit Angabe des dazu erfoderlichen Raumes, wobey auf Ein Bataillon von 255 Rotten 170 Schritt, und auf Eine Escadron 60 Schritt gerechnet werden. Möchten doch die jetzt so häufigen theoretischen Strategen beherzigen, was S. 46 gesagt wird: „Die Charten, die man von den Ländern hat, sind in so weit recht gut, um bey Entwerfung eines Operationsplans im voraus die Lager zu entwerfen, die man während des Fortganges einer Campagne zu nehmen gedenkt; indessen muss man sich nicht schlechterdings so auf sie allein verlassen, weil auch in den besten Charten öfters Unrichtigkeiten sind, die der Sache eine ganz andere Gestalt geben können." Und, müssen wir hinzu fügen, weil auch richtige Charten nur bey einem bis zur Unbequemlichkeit grossen Massstabe das Terrain so darstellen, wie es wirklich ist. Es giebt aber theils nur sehr wenig so genaue Charten, theils kann man sie ihrer Grösse wegen nicht im Felde bey sich führen, wenn sie einen Massstab von 16 und mehr Zoll auf die deutsche Meile haben. Die Abtheilung des Geschützes in Batterieen von 10 Stücken ist bey den Franzosen und Rheinbundstruppen in die bequemere von 6 Stücken für die reitende, und von 8 Stücken für die Positions-Artillerie abgeändert. — 5 *Abschnitt.* Wie die Flanken anzulehnen, und entweder durch Terraingegenstände, anwendbare Flüsse, Seen, Moräste etc., oder auch durch angelegte Verschanzungen zu decken sind? Dörfer, die S. 54 auch zu demselben Behuf empfohlen werden, geben jedoch nur ein sehr schlechtes Deckungsmittel ab, wie die Erfahrung aller Feldzüge zur Genüge gelehrt hat. Eben so wenig würde Rec. Wälder zu diesem Behuf empfehlen, die den feindlichen leichten Truppen Gelegenheit geben, sich heranzuschleichen und die Armee zu beunruhigen. — Der 6 *Abschnitt* beschäftigt sich mit den Deckungsmitteln der Fronte eines Lagers, wobey verschiedene in Sachsen bey Dresden, Meissen, Frauenstein, und in Böhmen bey Nimes und Lowositz zu nehmende Stellungen beurtheilt werden. — Der 7 *Abschnitt* giebt zuerst die Ursachen an, die Truppen cantonniren zu lassen; sodann werden die nöthigen Eigenschaften der Cantonnirungsquartiere aufgeführt. — Im 8 *Abschnitt* wird die Vertheilung der Truppen in die Quartiere gezeigt, und die Gegend von Berlin zum Beyspiel angenommen, auch zugleich die Versammlungsplätze im Fall eines feindlichen Angriffs bestimmt. — Der 9—13 *Abschnitt* beschäftigt sich hierauf mit der Sicherstellung der einzelnen Quartiere insbesondere, und der dazu dienenden Verschanzungen, mit dem Beyspiele der unweit

Berlin liegenden Dörfer Kaulsdorf und Malchow erläutert. — Der 14 *Abſchnitt* handelt von den Cantonnirungen in Gebirgsgegenden. Rec. ſetzt den Anfang dieſes Abſchnitts her, der zugleich als ein Beyſpiel des Stils dienen kann: „In gebirgigten Ländern iſt es öfters ſchwerer, ſich gegen einen Überfall in Sicherheit zu ſetzen, als in einem ebenen Lande. Die Dörfer liegen gemeiniglich im Grunde, und ſind zwiſchen Bergen eingeſchloſſen, oder ſie liegen am Abhange des Berges, ſelten findet man ſie ganz auf der Höhe. Man kann überhaupt nicht ſehr weit um ſich ſehen, und der Feind findet eine Menge Wege, auf *die* (den) er ſich heranſchleichen kann, wenn er des Landes kundig iſt. Man kann ſich nur ſelten im Inneren des Dorfs wehren, theils weil es meiſtens von der Anhöhe dominiret wird, theils auch, weil die Gebäude von einander getrennt und entfernt ſind, und es ſelten haltbare Poſten im Dorfe giebt. Man muſs daher ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf die umliegende Gegend richten, und in der Nachbarſchaft des Dorfs einen guten Poſten ausſuchen, der zum allgemeinen Sammelplatze des Bataillons oder Regiments dient, beſonders muſs man ſuchen, ſolche Anſtalten zu treffen, daſs man bey Zeiten von allen Bewegungen des Feindes Nachricht erhalten kann. Dieſes geſchieht, wenn man ſo weit als möglich kleine Detaſchements oder Patrouillen vorwärts ſchickt, und alle Örter beſetzt, die nur den Feind einigermaſsen aufhalten können. Vor allen Dingen aber muſs man in den Quartieren allart ſeyn, und allemal ein ſtarkes Piquet commandiren, zuweilen erfodern auch die Umſtände, daſs allemal die Hälfte der Leute des Nachts angezogen bleiben. In Anſehung der Bagage, die man nicht gern verliert, kann man einen Platz ausſuchen, wo die Brod- und übrigen Regiments-Wagen allemal auffahren, und dieſen ſo viel, wie möglich, in der Gegend, die am weiteſten rückwärts liegt, und von da aus ſie gleich nach den weiter rückwärts liegenden Quartieren fahren kann. Die meiſten Verwirrungen machen gemeiniglich bey der Nacht die Packpferde. Wenn es daher angeht, daſs die Pferde, welche die Compagnie-Zelter und Keſſel tragen, in einer Gegend des Dorfs ihre Stellung bekommen können, in die der Feind nicht ſo leicht bey kommen kann: ſo wird es nicht unrecht ſeyn, ſolches zu thun." S. 82 wird der unrichtige Grundſatz aufgeſtellt: „zu den Verſchanzungen müſſe man in gebirgigten Ländern die gröſsten Höhen wählen, damit man den Feind ſchon von weitem abhalten kann." Es nimmt uns Wunder, wie der Vf., ſelbſt Artilleriſt, eine Regel geben kann, die bekanntlich dem richtigen Gebrauch und der Wirkung des Geſchützes ſo ſehr widerſpricht. Hr. *v. T.* fügt auch hinzu: „Dieſe Regel iſt aber nicht ſo allgemein, daſs man nicht *bey* (in) einigen Fällen (?) davon abgehen könnte; *beſonders muſs man die Schlüfte, durch die der Feind heraufkommen muſs, zu decken ſuchen, und daſelbſt Werke anlegen, aus denen die Gründe mit Artillerie beſtrichen werden können.*" S. 95 wird ein Dorf bey Freyberg unrichtig *Tittendorf* für *Tuttendorf* genannt. — Im 15 *Abſchnitt* ſind ſehr richtig die Gegenſtände angegeben, nach welchen ſich ein Commandeur zu erkundigen hat, wenn er des Nachts mit ſeinem Bataillon oder Regimente in ein Dorf einrückt. Nur vermiſst Rec. die näheren Beſtimmungen, was man den eingezogenen Nachrichten zufolge thun muſs, um ſich für den übrigen Theil der Nacht ſicher zu ſtellen. — Der 16 und die folgenden Abſchnitte beſchäftigen ſich mit den Märſchen einer Armee, und ihrer Anordnung nach Verſchiedenheit des Terrains, und der Abſicht, welche man durch die Bewegung der Armee zu erreichen gedenkt. Der 19 *Abſchnitt* handelt von dem Übergange über Flüſſe; der 20 und 21 von den Rückzügen, der 22 endlich von Anordnung der Fouragirungen. — Im 23 *Abſchnitt* wird von den Märſchen der Convoyen geredet, und die Eintheilung der Bedeckung nach der gewöhnlichen Weiſe voran, in der Mitte und hinten angegeben. Zweckmäſsiger iſt es unſtreitig, die ganze Bedeckung zuſammenzuhalten, und mit ihr auf der, nach dem Feinde zugekehrten Seite eine haltbare Stellung einzunehmen, wo man ſo lange verweilt, bis der Transport in dem neuen Nachtlager angekommen iſt. Geht der Marſch gerade auf den Feind zu: ſo wird ein vorwärts des Wegs liegender Terrainabſchnitt beſetzt, und in demſelben die Ankunft der Wagen erwartet. — Der 24 *Abſchnitt* enthält einen der wichtigſten Gegenſtände der Kriegskunſt: *das Tourniren;* das man entweder, vermittelſt der ſchrägen Stellung, oder aber vermittelſt eines, dem Feinde in die Flanke und den Rücken geſchickten beſonderen Corps ausführen kann. Beides hat ſeine eigene Gefahr und ſeine eigenen Schwierigkeiten, und ein guter Feldherr wird gewiſs der ihm drohenden Gefahr auszuweichen, wird den ihm drohenden Schlag auf des Feindes Haupt zu leiten wiſſen, wie mehrere Beyſpiele aus der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges beweiſen. Rec. kann daher auch unmöglich dem Herausgeber beyſtimmen, wenn er S. 181 f. in einer Bemerkung über die Feldzüge von 1805 und 1806 das Tourniren durch abgeſonderte Corps unbedingt empfiehlt, das Napoleon immer mit Glück anwandte, weil ſeine Gegner unthätig den combinirten Angriff abwarteten, anſtatt raſch auf das nächſte Corps loszugehen und ihren Feind theilweiſe zu ſchlagen.

Der Inhalt des Anhangs von S. 204 an iſt ſchon vorher im Allgemeinen angezeigt worden. In der erſten Abhandlung wird der Unterſchied des *Detaſchements-* und des *Cordons-Kriegs* auseinandergeſetzt, und der letztere mit Recht für nutzlos und nachtheilig erklärt, während der *Detaſchementskrieg* in manchen Fällen die gröſsten Vortheile darbietet.

Unrichtig iſt, wenn im zweyten Aufſatz S. 214 geſagt wird: „das Geſchütz werde zuweilen in Schluchten in mehreren Linien hinter einander geſtellt." Bloſs in höchſt ſeltenen Fällen kann dieſs mit den Mörſerbatterieen bey Belagerungen Statt finden, weil es allezeit für die voſtehenden Artilleriſten mehr oder weniger gefährlich iſt. Man muſs daher auch

bey Schlachtordnungen nie das Geschütz so setzen, dass es über die vor ihm stehenden Truppen hinwegschiesst, weil die letzteren durch die herumfliegenden Spiegel und die brennenden Überreste der Patronen sehr belästigt werden würden. Nicht allein die unrichtige Anwendung der Kartätschen, sondern überhaupt der Mangel an Munition und der daher entstehende voreilige Rückzug der österreichischen Artillerie erleichterte den Franzosen bey Lodi den Übergang über die Brücke. — Dass nach S. 123 der Tiraillеurangriff der Artillerie nachtheilig sey, ist wahr; er kann jedoch zum Theil dadurch unnütz gemacht werden, dass man jeder Batterie 20 Reuter zugiebt, die nach dem Schuss vorprallen und die zerstreueten Tirailleurs niederhauen. Diesen hilft übrigens das Niederfallen wohl gegen den Kugelschuss, nicht aber gegen die Kartätschen, von den bekanntlich ein grosser Theil lange vor erreichter Schussweite auf die Erde schlägt.

Zum Schluss dieser Anzeige muss Rec. noch bemerken, dass die *tempelhoffsche* Taktik ein blosser Auszug des grösseren Werks von demselben Vf. ist, welches sich jedoch nur im Manuscript befindet, und auch wahrscheinlich nie gedruckt werden wird.

N. M. M.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Anleitung zur Abfassung aller Arten militärischer Aufsätze und Briefe.* Auch in Beziehung auf andere Verhältnisse des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens. Nebst einer Übersicht der deutschen Sprachlehre. Von *F. W. v. Bernewitz*, k. sächs. Premierlieutenant. Ohne Druckjahr. VIII u. 350 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die vorliegende Sprachlehre ist zunächst für Soldaten, und dann auch für andere junge Leute bestimmt, welche sich diesem Stande widmen und sich darauf vorbereiten wollen. Sie beschäftigt sich S. 1—113 mit allgemeinen Bemerkungen über den Stil, mit grammatikalischen Regeln und mit dem Syntax der deutschen Sprache, wo die mancherley Fehler der Schreibart angegeben und mit einigen Beyspielen belegt werden. Obgleich alle diese Vorschriften richtig und aus bekannten guten Sprachlehren gezogen sind: so würde ihnen doch Rec. ein grammatikalisches Wörterbuch vorgezogen und sie dagegen kürzer eingerichtet haben. Nicht durch Vorschriften, sondern durch Übung, durch fleissiges Lesen und durch Nachschlagen zweifelhafter Wörter lässt sich Orthographie und Stil zu eigen machen.

Die als Beyspiele angeführten Aufsätze und Briefe sind, wie fast in allen ähnlichen Büchern, von sehr verschiedenem Gehalt, und theils gut, theils unbrauchbar, oder dem Hauptzweck, der militärischen Correspondenz, ganz fremd. Die Meldung S. 127 lässt sich wohl nicht als musterhaft empfehlen:

„In dem Dorfe G**, wo von dem mir untergebenen Commando der Dragoner, der Dragoner Gottfried Petzold, von der B*schen Compagnie, steht, hat sich am 21 d. M. folgender Excess begeben. Gedachter Dragoner Petzold ist nämlich mit dem Wirthe des ehemaligen Werbehauses an genanntem Orte, Namens Franke, in Streit gerathen, während dessen er diesen beschuldigt hat, dass derselbe vor einigen Jahren seinen, nämlich Petzolds Bruder, den preussischen Werbern in die Hände gespielt habe. Hierüber ist zu Thätlichkeiten gekommen, wobey der Bruder des Wirths, welcher Livreejäger bey dem Grafen F. in C* ist, nach dem Dragoner Petzold geschlagen, von diesem aber hierauf mit dem Pallasch zwey gefährliche Wunden am Kopfe bekommen hat. Letzterer hat sich sodann, um nicht von den Dorfgerichten arretirt zu werden, gleich bey mir gemeldet, wo ich ihn einstweilen in Arrest behalten habe, und seinetwegen weitere Befehle gewärtig bin."

Ungleich besser sind die nachfolgenden Rapports von verschiedenen kriegerischen Vorfällen; jedoch erregt der so verschiedenartige Ton derselben die Vermuthung, dass sie sich auf wirkliche Begebenheiten beziehen, und daher auch verschiedene Verfasser haben. Billig hätte Hr. *v. B.* sie durchaus umarbeiten sollen, um ihnen eine gleichförmige Haltung zu geben. Es würden dann auch manche Flecken verwischt worden seyn, welche jetzt das Ganze entstellen, wie: *ein Terrain, das sich zum Schlachtfeld anbietet; jemanden mit einem Brief heimsuchen; Dankverbindlichkeit etc.*

Um dem jungen Officier in allen Nöthen und Vorfällen des Lebens zur Seite zu stehen, findet man S. 214 f. Bittschreiben um Geldvorschüsse; um die Einwilligung eines Vaters und einer Mutter zur Heirath mit der Tochter; Danksagungsschreiben für erhaltene Geschenke; S. 243 aber wieder Beyspiele von Ordren und Befehlen, so wie von einigen Dispositionen, die Rec. mehr ausgedehnt, und dagegen die nicht eigentlich militärischen Briefe mehr beschränkt wünschen möchte.

N. M. M.

JUGENDSCHRIFTEN.

Gotha, b. Perthes: *Moralische Bilderbibel*, mit Kupfern nach *schubert'schen* Zeichnungen und mit Erklärungen von *Caspar Friedrich Lossius*, Diakon. an der Predigerkirche zu Erfurt, und Mitglied der das. Akad. nützlicher Wissenschaften. II B. 1—3 Lieferung, mit 15 Kupfern. 1807. XVI u. 468 S. III B. 1—3 Lief., mit 15 Kupf. 1809. XII u. 476 S. IV B. 1—2 Lief., mit 10 Kupf. 1810. 400 S. gr. 8. (Jeder Band der ordin. Ausg. 3 Rthlr. 12 gr.)

Seit unserer letzten Anzeige (Jen. A. L. Z. 1807. No. 283. vgl. 1807. No. 100 und 1805. No. 260) ist diese nützliche Schrift rasch fortgesetzt worden, und das ansehnliche Pränumerantenverzeichniss beweiset die bedeutende Unterstützung, deren sich dieses Unternehmen von Seiten des Publicums zu erfreuen hat. Dass der Vf. sich nicht streng an den gewöhnlichen Begriff *Bilderbibel* gehalten, sondern die Beyspiele tugendhafter und groser Menschen auch aus der *griechischen* und *römischen* Geschichte entlehnt habe, wurde schon in unserer früheren Anzeige mit dem beygefügten Wunsche bemerkt, dass Hr. *L.* über diese Digression die eigentlich biblische Geschichte nicht vergessen möchte. Es freuet uns, dass er in der Vorr. zum II B. auf unseren Wunsch Rücksicht genommen, und ihn im *fünften* Bande, womit das ganze Werk beschlossen, und worin die Geschichte des neuen Te-

ftaments abgehandelt werden soll, zu befriedigen versprochen hat. Nach dieser Erklärung haben wir gegen die Metabase des Vfs. um so weniger zu erinnern, da er fich selbst so befriedigend über die Absicht und den Nutzen derselben erklärt hat. „Durch dieses Aneinanderreihen oder vielmehr Zusammenstellen der edelsten Menschen, die zwar zu einer Zeit, aber nicht in demselben Lande wohnten, hoffen wir, das Einseitige der Ansicht besser zu umgehen, und so das leuchtende Siebengestirn der Tugend, das den Scheitel der Menschheit umstrahlt, in desto lieblicherem Lichte darzustellen.“ Auch in der Vorr. zum III B. findet man S. VIII f. einige beherzigungswerthe Worte zur Rechtfertigung dieses Verfahrens, die gewifs auch diejenigen, die anderer Meinung waren, mit dem bescheidenen Vf. aussöhnen werden.

Die im II B. beginnende *Geschichte der Griechen* wird in der zweyten Abtheilung des III B. beendigt. Die Perioden, woraus die merkwürdigsten Begebenheiten und Menschen pragmatisch dargestellt werden, sind folgende: I. Vom trojanischen Kriege bis auf die Zeiten des Pisistratus (II B. 1 L.). II. Von dem Einfall der Perser, oder von Miltiades bis Cimon (II B. 2 L.). III. Vom peloponnesischen und sicilianischen Kriege, oder von Perikles bis Timoleon (II B. 3 L.). IV. Von der Oberherrschaft der Lacedämonier und der Thebaner bis auf die Unterwürfigkeit Griechenlands unter das macedonische Reich, oder von Agesilaus bis Phocion (III B. 1 L.). V. Von Alexander d. Gr. bis zur Auflösung des macedonischen Reichs (III B. 2 L.). Aus der *Geschichte der Römer* sind bis jetzt folgende Perioden bearbeitet: I. Von der Stiftung des römischen Reichs bis zur Einführung der republicanischen Verfassung, oder von Romulus bis Lucius Brutus (III B. 3 L.). II. Von Errichtung der römischen Republik unter den ersten Consuln bis zur Befreyung Roms von den Galliern (IV B. 1 L.). III. Von der Zeit der Oberherrschaft der Römer in Italien bis zum zweyten punischen Kriege (IV B. 2 L.).

Überall hat Hr. *L.* die besten Hülfsmittel fleifsig benutzt, und die für ihn passenden Hauptmomente gut gewählt, und nach den Bedürfnissen seines Publicums zweckmäfsig, leicht und fafslich dargestellt. Dafs am Ende eines jeden Hauptabschnitts chronologische Tafeln und ausführliche Register hinzugefügt worden sind, vermehrt die Brauchbarkeit des Werks. Besonders werden die chronolog. Tafeln beym Unterricht der Jugend mit Nutzen gebraucht werden können. Übrigens darf man bey Beurtheilung dieses Werks nie vergessen, dafs, nach der wiederholten Erklärung des Vfs., nicht wissenschaftliche Belehrung, sondern Bildung eines tugendhaften Charakters durch Aufstellung nachahmungswürdiger Beyspiele aus der Geschichte hauptsächlich bey jungen Lesern der Hauptzweck desselben war. Der Vf. will daher auch nur „als Erklärer der dieser Bilderbibel zum Grunde liegenden Kupfer, als schöner Erinnerungs-Tafeln an einige der merkwürdigsten Ereignisse der Geschichte“, betrachtet seyn; und gewifs wird ihm Niemand das Zeugnifs versagen, dafs er diese Absicht sehr gut erreicht habe.

Das günstige Urtheil, welches wir schon früher über die beygefügten Kupfer ausgesprochen haben, müssen wir auch bey dieser Fortsetzung wiederholen. Wir dürfen uns zwar kein artistisches Urtheil darüber anmafsen; indefs wird doch Jeder, der gesunde Augen und Sinn für gefällige Formen hat, gern eingestehen, dafs in Erfindung, Zeichnung und Stich viel geleistet worden, und dafs wir in Deutschland bis jetzt noch kein ähnliches Werk aufzuweisen haben.

N.

Leipzig, b. Kummer: *Der kleine Naturfreund;* ein Weihnachtsgeschenk für wifsbegierige Kinder. Mit 6 illum. Kupf. 1806. 223 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat den eigenen Einfall, die Scene dieser Jugendunterhaltungen nach Leipzig zu verlegen, und den Stoff derselben vorzüglich in den neuen Anlagen um Leipzig zu finden. Dadurch erhält die Schrift viel Anziehendes für die leipziger Jugend; aber was sollen sich Kinder, die nicht in Leipzig leben, bey *Reichels Garten*, bey *Lindenau* am Kuhthurme, beym *Rosenfleck*, bey *Connewitz*, *Oetsch*, dem *Salzgäfschen*, bey *Quants* Windmühle, dem *grofs-bosischen* Garten etc. denken? Alles das ist nur der leipziger Jugend bekannt. Sollte dieser allein das Buch bestimmt seyn: so hätte diefs der Titel sagen müssen. Übrigens ist sehr zu wünschen, dafs nicht etwa das Locale die allezeit fertigen Schriftsteller für die Jugend reize, ihren Wohnort als Veranlassung zu neuen Schriften der Art dienen zu lassen.

Der Vf. des obigen Buchs schreibt nicht ohne Gewandtheit für die Jugend. Er macht sie mit mancherley Gegenständen der Natur, mit diesen und jenen Pflanzen näher bekannt, und weifs dem sehr abgeärndteten Felde der Naturbeschreibung noch manches für die Jugend Angenehme abzugewinnen. Folgende Mängel findet Rec. zu rügen: S. 86 ist das Copuliren der Bäume, dessen Beschreibung die Jugend wohl nicht sonderlich reizen kann, fehlerhaft beschrieben; z. B. des Vfs. Copulirreis ist nur einen halben, bis einen ganzen Zoll lang, und hat doch drey bis vier Augen; er copulirt nur Zweige, nicht Stämme; er hält das Copuliren im Herbste für misslicher als im Frühling; das Oculiren aufs treibende Auge zieht er entschieden vor. Unsere Pomologen sprechen dagegen anders. Auch die angegebene Manipulation ist theils fehlerhaft, theils unverständlich.

Die Sprache ist im Ganzen rein und der Vortrag ziemlich unterhaltend. Von der Richtigkeit des Kni-[illegible] S. 11, von *kneipen*, welches *Adelung* allerdings auch neben dem *kneifen* aufstellt, kann sich Rec. nicht überzeugen; er möchte nur kneifen und kniff, nicht aber kneipen und knipp, für die ächte hochdeutsche Form halten. Provinciell ist S. 26 *das* Bast statt *der* Bast. Auch nicht immer ist der Vf. Herr seiner Rede. Z. B. in dem Satze S. 197: „*Wenn sie* (die Blindschleiche) *todt wird, wird ihr Körper ganz steif. Dann schlägt man sie mit der Haselnufs* (Hasel)-*Gerte, da zerspringt ihr der Leib wie Glas.*“ Wie undeutsch, falsch und übertrieben zugleich! Kann man sich überdiefs wohl etwas Alberneres denken, als das *Dann*?

yn.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JUNIUS, 1811.

CHEMIE.

Posen, b. Decker u. Comp. und **Berlin**, b. Rottmann: *Beyträge zur chemischen Kenntniss der Mineralkörper* von *Martin Heinrich Klaproth*, Dr. der Philosophie, königl. preuss. Ober-Medicinalrathe und Professor. IV Band. 1807. XII u. 396 S. V Band. 1810. VIII u. 264 S. Nebst 15 S. Register. 8.

Durch diese neuen, und wie es nicht anders zu erwarten war, sehr gründlichen chemischen Untersuchungen erwirbt sich der berühmte Vf. wiederum den verdienten Dank der Chemiker und Mineralogen. Eine kurze Anzeige der erhaltenen Resultate möge die Leser in den Stand setzen, den Werth dieser Analysen und die Vortheile, welche vorzüglich die Mineralogie daraus ziehen kann, zu beurtheilen.

IV Band. 1) Hundert Theile des *Electrums* — eine Benennung, welche ältere Schriftsteller auch einer Mischung von Gold und Silber beylegten — vom Schlangenberge in Sibirien, welches dort von blasser Golfarbe gediegen theils auf derbem schwefelsaurem Baryt, theils auf splittrigem Hornsteine vorkömmt, bestehen aus 64 Gold und 36 Silber. 2) Hundert Th. der *ocherfarbenen Pacos* (rothe Silbererze) aus Peru, die aus einem Eisenocher bestehen, worin gediegen Silber in mikroskopisch kleinen Parthieen eingewachsen ist, enthielten ausser einer Spur von Manganesoxyd: Silber 14, braun Eisenoxyd 71, Kieselerde 5,50, Sand 1, Wasser 8,50. 3) Hundert Theile des *muschlichen Hornerzes* von Guantahajo in Peru, von halbdurchsichtigem eisartigem Ansehen: Silber 76, Sauerstoff 7,6, Salzsäure 16,4. Zugleich äussert Hr. K. die gegründete Vermuthung, dass unter dem Glaserze der älteren Metallurgen nicht das geschwefelte Silbererz, oder das Silberglanzerz, sondern das heutige Hornerz begriffen worden sey, und berichtigt nebenbey die im 1 Bande der Beyträge mitgetheilte Analyse des *derben sächsischen Hornerzes* folgendermassen: Silber 67,75, Sauerstoff 6,75, Salzsäure 14,75, Eisenoxyd 6, Thonerde 1,75, Schwefelsäure 0,25. 4) Hundert Th. des *Bergzinnobers* aus Japan: Quecksilber 84,50, Schwefel 14,75. Eben so viel desjenigen von Neumärktel in Krain: Quecksilber 85, Schwefel 14,25. 5) Das *dichte Quecksilber-Lebererz* von Idria: Quecksilber 813, Schwefel 137,50, Kohle 23, Kieselerde 6,50, Alaunerde 5,50, Eisenoxyd 2, Kupfer 0,20, Wasser 7,30. Das Lebererz enthält kein freyes Quecksilberoxyd, wie *Sage* und *Kirwan* annehmen, sondern lauter geschwefeltes, und nur dem Kohlengehalt ist es zuzuschreiben, dass bey der Destillation dieses Erzes neben dem Zinnober metallisches Quecksilber aufsteigt. 6) Das *blättrige Roth-Kupfererz* aus den turjinschen Kupfergruben in Sibirien: Kupfer 91, Sauerstoff 9. 7) Die *strahlige Kupferlasur* eben daher: Kupfer 56, Sauerstoff 14, Kohlensäure 24, Wasser 6. Die Kupferlasur unterscheidet sich hienach vom Malachit bloss darin, dass sie mehr Kohlensäure und weniger Wasser enthält. 8) Das *sibirische Kupfergrün* ebendaher: Kupfer 40, Sauerstoff 10, Kohlensäure 7, Kieselerde 26, Wasser 17. Die Kieselerde macht einen wirklichen Mischungstheil aus. 9) Das *gemeine Kupferglanzerz* von Rothenburg: Kupfer 76,50, Eisen 0,50, Schwefel 22, Verlust 1. 10) Das *Fahlerz* von der jungen hohen Birke zu Freyberg: Kupfer 41, Silber 0,40, Arsenik 24,10, Eisen 22,50, Schwefel 10, Verlust 2. *Fahlerz* vom Kröner bey Freyberg: Kupfer 48, Silber 0,50, Eisen 25,50, Arsenik 14, Schwefel 10, Verlust 2. Vom Jonas bey Freyberg: Kupfer 42,50, Silber 0,90, Eisen 27,50, Spiessglanz 1,50, Arsenik 15,60, Schwefel 10, Verlust 2. Dieser Untersuchung zufolge enthält das Fahlerz keine Spur von Bley. 11) Das *krystallisirte Graugültigerz* von Kapnik: Kupfer 37,75, Spiessglanz 22, *Zink* 5, Eisen 3,25, Schwefel 28, Silber und Manganesoxyd 0,25, Verlust 3,75. Das *derbe* von Poratsch in Ober-Ungarn (licht-stahlgrau, wenig glänzend, im Bruche uneben, aber dennoch milde): Kupfer 39, Spiessglanz 19,50, Eisen 7,50, *Quecksilber* 6,25, Schwefel 26, Verlust 1,75; — *derbes* von Annaberg: Kupfer 40,25, Silber 0,30, Spiessglanz 23, Eisen 13,50, Schwefel 18,50, Arsenik 0,75, Verlust 3,70; *krystallisirtes* von der Zilla zu Clausthal: Kupfer 37,50, Silber 3, Spiessglanz 29, Eisen 6,50, Schwefel 21,50, Verlust 2,50; *krystallisirtes* von St. Wenzel bey Wolfach: Kupfer 25,50, Silber 13,25, Spiessglanz 27, Eisen 7, Schwefel 25,50, Verlust 1,75; *derbes* aus der Grube el Purgatorio im Cerro de Gualgayoc in Peru: Silber 10,25, Kupfer 27, Spiessglanz 23,50, Eisen 7, Bley 1,75, Schwefel 27,75, Verlust 2,75. — 12) Das *Spiessglanz-Bleyerz* vom Alten Segen zu Clausthal: Bley 42,50, Spiessglanz 19,75, Kupfer 11,75, Eisen 5, Schwefel 18, Verlust 3; vom Andreaskreuz zu St. Andreasberg: Bley 34,50, Silber 2,25, Kupfer 16,25, Spiessglanz 16, Eisen 13,75, Schwefel 13,50, Kieselerde 2,50, Verlust 1,25; von Nanslo in Cornwall: Bley 39, Spiessglanz 28,50, Kupfer 13,50, Schwefel 16, Eisen 1, Verlust 2. 13) Das *Kupfer-Wismutherz* von Wit-

tichen: Wismuth 47,24, Kupfer 34,66, Schwefel 12,58. Zu den fehlenden 5,52 gehört wahrſcheinlich etwas entgangener Sauerſtoff. 14) Das *Meteor Eiſen* von Hraſchina ohnweit Agram in Croatien (gefallen im J. 1751 den 26 Mai): gediegen Eiſen 96,50, Nickelmetall 3,50; aus der Provinz Durango in Mexico: gediegen Eiſen 96,75, Nickel 3,25. Das *foſſile Gediegen-Eiſen* aus der Grube eiſerner Johannes zu Groſskamsdorf: Eiſen 92,50, Bley 6, Kupfer 1,50. So tritt alſo im foſſilen gediegenen Eiſen ſtatt des Nickels Bley und Eiſen auf, und das Daſeyn oder die Abweſenheit des Nickels kann als chemiſches Kriterium dienen, um über die meteoriſche Abkunft zu entſcheiden. 15) Der *Spath-Eiſenſtein* von Dankerode im Halberſtädtiſchen: ſchwarzes oxydulirtes Eiſen 57,50, Manganesoxyd 3,50, Kalkerde 1,25, Kohlenſäure 36, Verluſt 1,75; aus dem Baireuthiſchen: ſchwarzes oxydulirtes Eiſen 58, Manganesoxyd 4,25, Talkerde 0,75, Kalkerde 0,50, Kohlenſäure 35. 16) Die *Blau-Eiſenerde* vom Eckartsberg ohnweit Weiſsenfels in Sachſen: oxydulirtes Eiſen 47,50, Phosphorſäure 32, Waſſer 20. Mahnt irgend eine chemiſche Verbindung, die Blauſäure und Phosphorſäure nochmals einer vergleichenden ſcharfen Unterſuchung zu unterwerfen, und wo möglich auf die Beſtandtheile des Phosphors und auf das Verhältniſs des Eiſens zur Blauſäure-Baſis zu dringen: ſo iſt es das weiſse und blaue phosphorſaure Eiſen. 17) Das *Wieſenerz* von Klemprow in preuſſiſch Vorpommern: ſchwarzes Eiſenoxyd 66, Manganesoxyd 1,50, Phosphorſäure 8, Waſſer 23, Verluſt 1,50. Durch Schmelzung werden aus dieſem Erze im Hochofen zu Torgelow nur ⅓ als Roheiſen gewonnen; das Übrige geht unzerlegt in die Schlacken über. 18) Das *Eiſen-Bohnenerz* aus dem weit verbreiteten Bohnenerz-Lager am Schwarzwalde: Eiſenoxyd 53, Kieſelerde 23, Alaunerde 6,50, Manganesoxyd 1, Waſſer 14,50. Dieſes Erz wird in der kriegerthaler Schmelzhütte im Högau verſchmelzt; es zeigt keine Spur von Phosphorſäure. 19) Das *körnige Eiſen-Chromerz* aus dem Gaulengebirge ohnweit Krieglach an der Mürz in Steyermark: Chromoxyd 55,50, Eiſenoxyd 33, Alaunerde 6, Kieſelerde 2, Verl. durchs Glühen 2. 20) Im *Schwarz-Braunſteinerz* von Klapperud in Dalekarlien: Manganesoxyd 60, Kieſelerde 25, Waſſer 13, Verluſt 2. 21) Der *Cererit* aus der Baſtnäsgrube bey Riddarhytta in Weſtmannland (ſo nennt Hr. *K.* das neue Metallerz, welches *Hiſinger* und *Berzelius* nach dem neuentdeckten Planeten Ceres minder richtig Cerit benannten): Cereroxyd 54,50, Kieſelerde 34,50, Eiſenoxyd 3,50, Kalkerde 1,25, Waſſer 5, Verluſt 1,25. Seither wurde dieſes Foſſil unter dem Namen *röthlicher Tungſtein* und von *Kirwan* als *fleiſchrother Kalkſtein* unter dem Ferricalcit aufgeführt. Bekanntlich hielt Hr. *K.* das Cereroxyd anfänglich für eine metallartige Erde (Ochroit); ſeinen fortgeſetzten Unterſuchungen, ſo wie den Unterſuchungen der gen. ſchwediſchen Chemiker zufolge, iſt es das Oxyd eines wirklichen ſchwer reducirbaren Metalls, des Ceriums oder Cereriums. Wird die ſalpeterſaure Auflöſung dieſes Oxyds durch Ätzammonium gefällt: ſo erſcheint ein ſchleimiger röthlichgrauer Niederſchlag, der eingetrocknet und zerrieben ein bräunlich iſabellgelbes, ſtark ausgeglüht aber ein zimmtbraunes Pulver darſtellt. Kohlenſaure Alkalien ſchlagen das Metall kohlenſauer nieder, und nach Hn. *K.* enthalten 100 Theile deſſelben: Cereroxyd 65, Kohlenſäure 23, Waſſer 12. Säuren löſen das kohlenſaure Oxyd leicht auf; die neutralen Auflöſungen beſitzen einen ſüſs-ſchrumpfenden Geſchmack, concentrirt erſcheinen ſie blaſs amethyſtroth, mit Waſſer verdünnt farbenlos. Das ſchwefelſaure Oxyd kryſtalliſirt in etwas veränderten Octaedern, von blaſſer Amethyſtfarbe, und merklicher Schwere, die ſich mit Hülfe etwas zugeſetzter Schwefelſäure im Waſſer (ſchwer) löſen. Die ſchweflichte Säure giebt damit blaſs amethyſtfarbene nadelförmige Kryſtalle. Das ſalpeterſaure Cer. kryſtalliſirt ſchwer, die Kryſtalle zerflieſsen leicht an der Luft. Das ſalzſaure ſchieſst in Prismen an; die Eſſigſäure giebt damit eine leicht lösliche weiſse Salzmaſſe; die Phosphorſäure, Bernſtein- und Weinſtein-Säure liefern damit weiſse, in überflüſſiger Säure auflösliche Niederſchläge. Auch die Sauerkleeſäure und ihre Neutralſalze liefern mit der Cer.-Auflöſung weiſse Niederſchläge, die ſich aber nicht, weder in Salpeterſäure noch in Salzſäure, auflöſen. Das geglühte Oxyd wird von den Säuren im Kalten nur langſam angegriffen; die Alkalien, weder die ätzenden noch die kohlenſauren, löſen das friſch gefällte oder geglühte Oxyd auf. Wird dieſes mit gewöhnlichen Schmelzflüſſen verſetzt auf Porcellan getragen und eingebrannt: ſo kommen die damit bemalten Stellen mit hellbrauner Farbe aus dem Feuer zurück. Auf der Kohle vor dem Löthrohre glühet das Oxyd mit einem hellen Lichtſchein, ohne zu ſchmelzen. Schmelzendes Phosphorſalz, oder ſtatt deſſen Borax, löſt etwas auf; warm erſcheint die klare Glasperle weingelb, erkaltet waſſerhell. Ein gröſserer Zuſatz ertheilt der Glasperle ein trübes, gelb marmorirtes Anſehen. Im Kohlentiegel dem Porcellanofen-Feuer übergeben, bleibt das Oxyd unverändert. Blauſaure Alkalien ſchlagen die neutralen Auflöſungen des Cer. milchweiſs nieder; der Niederſchlag löſt ſich wieder in Säuren auf. Galläpfeltinctur bewirkt keine Veränderung; eben ſo wenig wird die *eiſenfreye* Auflöſung durch ſchwefelwaſſerſtoffhaltiges Waſſer getrübt. Schwefelammonium bewirkt einen gelblichweiſsen Niederſchlag. Um endlich ein reines, eiſenfreyes Cereroxyd zu erhalten, miſcht man nach Hn. *K.* eine geſättigte Löſung des ſchwefelſauren Natrons mit einer conc. Auflöſung des Cer. in Salpeterſäure; der entſtandene weiſse Niederſchlag (Cereroxyd mit weniger Schwefelſäure als zur Löslichkeit nöthig iſt) wird durch Kochen mit ſeinem doppelten Gewichte kohlenſauren Natrons in Waſſer zerſetzt, und kohlenſaures, völlig eiſenfreyes Cereroxyd abgeſchieden. 22) Das *derbe Titanerz* (*Rutil*) von Areudal iſt, Hn. *K.*'s Verſuchen zufolge, *reines* Titanoxyd, mit zufällig beygemiſchten Spuren von Eiſen. 23) Im *Feueropal* von

Zimapan in Mexico: Kieselerde 92, Wasser 7,75, Eisenoxyd 0,25. 24) Der *sächsische Topas* vom Schneckenstein bey Auerbach im Voigtlande: Kieselerde 35, Alaunerde 59, *Flussäure* 5, Eisenoxyd eine Spur, Verlust 1; der *brasilianische*: Kieselerde 44,50, Alaunerde 47,50, Eisenoxyd 0,50, Flussäure 7, Verlust 0,50. 25) Im *Zoïsit* (dem Baron *von Zoïs* in Laybach zu Ehren von *Karsten* benannt, sonst unter dem Namen Saualpit bekannt) von der Saualpe in Kärnthen: Kieselerde 45, Alaunerde 29, Kalkerde 21, Eisenoxyd 3, Verlust 2; eine (etwas verwitterte) Varietät dieses Fossils lieferte: Kieselerde 47,50, Alaunerde 29,50, Kalkerde 17,50, Eisenoxyd etwas manganeshaltig 4,50, Glühverlust 0,75. 26) Im *blättrigen Augit* ebendaher: Kieselerde 52,50, Talkerde 12,50, Kalkerde 9, Alaunerde 7,25, Eisenoxyd 16,25, Kali 0,50, Verlust 2. 27) Im *schlackigen Augit* aus Guiliana in Sicilien: Kieselerde 55, Alaunerde 16,50, Eisenoxyd 13,75, Kalkerde 10, Talkerde 1,75, Wasser 1,50, Manganesoxyd eine Spur, Verlust 1,50. 28) Im *muschlichen Apatit* aus dem Zillerthale (sonst *Spargelstein* genannt): Kalkerde 53,75, Phosphorsäure 46,25. 29) Im *länglichen Braunspath* aus dem Bergwerke la Valenziana zu Guanaxuato in Mexico: kohlensaure Kalkerde 51,50, kohlensaure Talkerde 32, kohlensaures Eisen 7,50, kohlensaures Manganes 2, Wasser 5, Verlust 2. 30) Im *Dolomit* vom St. Gotthard: kohlensaure Kalkerde 52, kohlensaure Talkerde 46,50, Eisenoxyd 0,50, Manganesoxyd 0,25, Verlust 0,75; im *Dolomit* aus den Apenninen, und zwar im *zerfallenen*: kohlensaure Kalkerde 59, kohlensaure Talkerde 40,50, Verlust 0,50; im *derben*: kohlensaure Kalkerde 65, kohlensaure Talkerde 35. Im *Dolomit* der kärnthischen Alpen: kohlensaure Kalkerde 52, kohlensaure Talkerde 48, Eisenoxyd 0,20; im *antiken Dolomit*: kohlensaure Kalkerde 51,50, kohlensaure Talkerde 48, Verlust 0,50. 31) Im *blauen Anhydrit* (sonst Muriacit genannt) von Sulz am Neckar: Kalkerde 42, Schwefelsäure 57, Eisenoxyd 0,10, Kieselerde (wahrscheinlich bloss zufällig) 0,25, Verlust 0,65; im *späthigen* vom Dürrenberge bey Hallein (auch Würfelspath genannt): schwefelsaure Kalkerde mit etwas Steinsalz und mit Ausschluss alles Wassers; im *dichten* (s. Gekrösstein gen.) aus den Salzgruben zu Bochnia: Kalkerde 42, Schwefelsäure 56,50, salzsaures Natron 0,25, Verlust 1,25; im *Anhydrit* von Hall in Tyrol: Kalkerde 41,75, Schwefelsäure 55, salzsaures Natron 1, Verlust 2,25. 32) Im *Bitterspath* ebendaher: kohlensaure Kalkerde 68, kohlensaure Talkerde 25,50, kohlensaures Eisen 1, Wasser 2, beygemischter Thon 2, Verlust 1,50. 33) Die *Grünerde* vom Monte Baldo im Veronesischen: Kieselerde 53, Eisenoxyd 28; Talkerde 2, Kali 10, Wasser 6, Verlust 1; diejenige aus Cypern: Kieselerde 51,50, Eisenoxyd 20,50, Talkerde 1,50, Kali 18, Wasser 8, Verlust 0,50; die aus Neu-Ostpreussen: Kieselerde 51, Alaunerde 12, Talkerde 3,50, Kalkerde 2,50, Eisenoxyd 17, Natron nebst einer Spur Kali 4,50, Wasser 9, Verlust 0,50. Diese letztere Art Grünerde nähert sich, den Bestandtheilen zufolge, dem Chlorit. 34) Im *Alaunstein* von Tolfa: Kieselerde 56,50, Alaunerde 19, Schwefelsäure 16,50, Kali 4, Wasser 3, Verlust 1; in demjenigen aus Ungarn: Kieselerde 62,25, Alaunerde 17,50, Schwefelsäure 12,50, Kali 1, Wasser 5, Verlust 1,75. 35) Im *erdigen Alaunschiefer* von Frienwalde in 1000 Th.: Schwefel 28,50, Kohle 196,50, Alaunerde 160, Kieselerde 400, schwarzer Eisenoxyd mit einer Spur von Manganes 64, Eisenvitriol 18, Gyps 15, Talkerde 2,50, schwefelsaures Kali 15, salzsaures Kali 5, Wasser 107,50. 36) Im *schweizerschen Jade* (s. magrer Nephrit genannt): Kieselerde 49, Alaunerde 24, Kalkerde 10,50, Talkerde 3,75, Eisenoxyd 6,50, Natron 5,50, Verlust 0,75. 37) Im *Lazulith* von Krieglach (s. dichter *blauer Feldspath* oder auch *Siderit* genannt): Alaunerde 71, Kieselerde 14, Talkerde 5, Kalkerde 3, Eisenoxydul 0,75, Kali 0,25, Wasser 5, Verlust 1. 38) Die *Moya* aus Quito (ein merkwürdiges vulkanisches Product) lieferte von 100 Granen, theils als Product theils als Educt: kohlensaures Gas $2\frac{1}{2}$ K. Z., Hydrogengas $14\frac{1}{2}$ K. Z., Wasser mit Ammonium und etwas brandigem Öl 11 Gran, Kohle $5\frac{1}{4}$, Kieselerde $46\frac{1}{2}$, Alaunerde $11\frac{1}{2}$, Kalkerde $6\frac{1}{4}$, Eisenoxyd $6\frac{1}{2}$, Natron $2\frac{1}{2}$. 39) Der *Guano* aus den Inseln der peruanischen Küste, dessen sich die Peruaner seit Jahrhunderten als eines trefflichen Düngungsmittels bedienen, und der vielleicht ein durch Naturrevolutionen zusammengeführter Vogelmist oder ähnlicher thierischer Abgang ist: ammonische Harnsäure 16, phosphorsaurer Kalk 10, kleesaur. Kalk 12,75, Kieselerde 4, salzsaures Natron 0,50, sandige Beymischung 28, Wasser, verbrennliche thierische Überreste und Verlust 28,75. 40) Der *Klebschiefer* (als Muttergestein des Menilits bey Menil - Montant, ohnweit Paris, ein mächtiges Flötzlager bildend): Kieselerde 62, 50, Talkerde 8, Eisenoxyd 4, Kohle 0,75, Alaunerde 0,50, Kalkerde 0,25, Wasser mit Einschluss von etwas gasartig (Kohlensäure?) Entwichenem, und einer höchst geringen Spur von Natron — 22, Verlust 2. 41) Der *olivengrüne Granat* aus der Nähe des Wilniflusses in Sibirien: Kieselerde 44, Kalkerde 33,50, Alaunerde 8, 50, Eisenoxyd 12, Braunsteinoxyd eine Spur, Verlust 2. 42) Der *grüne Chalcedon* vom Olymp: Kieselerde 96, 75. Eisenoxyd 0,50, Alaunerde 0,25, Wasser 2,50. 43) Die *ächte lemnische* Erde: Kieselerde 66, Alaunerede 14,50, Eisenoxyd 6, Kalkerde 0,25, Talkerde 0,25, Natron 3,50, Wasser 8,50, Verlust 1. 44) Die *englische Walkerde* von Ryegate in der Grafschaft Surrey: Kieselerde 53, Alaunerde 10, Eisenoxyd 9,75, Talkerde 1,25, Kalkerde 0,50, Kochsalz 0,20, Wasser 24, Kali eine Spur, Verlust 1,40. Es wäre zu wünschen, dass Hr. *K.* Gelegenheit erhielt, auch die *sächsische Bergseife*, die in der Nähe von Königstein vorkömmt, zu analysiren; der durch seine Mineraliencabinette bekannte M. *Götzinger* in Neustadt bey Stolpen über Dresden besitzt, so viel Rec. weiss, davon nicht unbedeutende Quantitäten, und hat auch vor mehreren Jahren damit Versuche zum Walken anstellen lassen, die günstig ausfielen.

45) Die *rothe Walkerde* v. Pangelberg b. Nimptsch in Schlesien: Kieselerde 48,50, Alaunerde 15,50, Talkerde 1,50, Eisenoxyd 6,50, Manganesoxyd 0,50, Wasser 25,50, eine Spur Kochsalz, Verlust 2. 46) Die *sinopische Erde* (*Sinopis Pontica Plinii*) — gesammelt in Natolien —: Kieselerde 32, Alaunerde 26,50, Eisenoxyd 21, Kochsalz 1,50, Wasser u. s. w. 17, Verlust 2. 47) Der *Tinkal:* Boraxsäure 37, Natron 14,50, Krystallwasser 47, Verlust 1,50. 48) Im *Datolith* (zunächst dem Boracit verwandt) von Arendal in Norwegen, eine eigenthümliche Gebirgsart darstellend: Kieselerde 36,50, Kalkerde 35,50, Boraxsäure 24, Wasser 4, nebst einer geringen Spur von Eisen und Manganesoxyd. 49) Der Flussspath von Gersdorf in Sachsen: Kalkerde 67,75, Flussäure 32,25, Eisenoxyd eine Spur. 50) Die *phosphorescirende Erde* (erdiger Fluss) aus der Marmarosch: Phosphorsäure 32,25, Flussäure 2,50 (gehört mithin zu den Apatiten), Kalkerde 47, Kieselerde 0,50, Eisenoxyd 0,75, Wasser 1, beygemengter Quarz und lettige Bergart 11,50, Verlust 4,50. 51) In einem *neuen brennlichen* (elastisch hornartigen) *Fossile* aus Ostpreussen: als Destillationsproduct kohlensaures Gas 130 K. Z., Kohlenwasserstoffgas 320 K. Z., empyreum. Öl 90 Gran, kohlensaures Ammonium 2½ Gran, Wasser 385½ Gran; als Bestandtheile des Rückstandes: Kohle 228 Gran, Kieselerde 45½, Eisenoxyd 14½, Alaunerde 6, phosphorsaurer Kalk 14, schwefelsaurer Kalk 3 — in tausend Theilen des Fossils. Die Elasticität desselben schreibt Hr. *K.* wohl mit Recht der aufgelösten gequollenen Kieselerde zu. 52) Das *riepoldsauer Mineralwasser:* in 128 Unzen trockenes schwefelsaures Natron 93 Gran, trockenes salzsaures Natron 5 Gran, trockenes kohlensaures Natron 2 Gran, kohlensaurer Kalk 81 Gran, kohlensaurer Talk 2 Gran, Eisenoxyd 2 Gran, Kieselerde 3 Gran, Kohlensäure 332 K. Z. (Gegenwärtig wird aus diesem Mineralwasser durch Versieden, nachdem es zuvor durch zwey Gradirhäuser concentrirt, *Glaubersalz* im Grossen gewonnen.)

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Breslau* u. *Leipzig*, b. Korn: *Die Runkelrübenzuckerfabrication.* In ökonomisch - staatswirthschaftlicher Hinsicht praktisch dargestellt von Freyherrn *von Koppy*. 1810. 94 S. gr. 8. (8 Gr.)

Die in dieser Schrift angeführten, sehr im Grossen betriebenen praktischen Erfahrungen und Überzeugungen von dem hohen Werthe und der nicht zu berechnenden Nutzbarkeit der inländischen Zuckerfabrication für das Allgemeine sowohl als für die einzelnen Individuen des Staats, berechtigen in der That, sie dem Publicum vorzulegen. Dadurch, dass Hr. *v. K.* sich gemeinschaftlich mit Herrn *von Achard*, dessen treffliche Unternehmungen bekanntermassen durch eine Feuersbrunst unterbrochen sind, und mit dessen Factor Hn. Busse besprochen hat, ist es Hn. *v. K.* gelungen, die zweckmässigsten Mittel u. s. w. aufzufinden, von deren Anwendung und Berücksichtigung die Verarbeitung und Benutzung der Rüben allein im Grossen vortheilhaft möglich sey, und dadurch ist dem Ökonomen und Fabricanten gewiss ein sehr grosser Dienst erwiesen worden. Die Schrift enthält 1) eine kurzgefasste Geschichte der krayner Zuckerfabrik in Betreff ihrer Entstehung und ihrer Schicksale. 2) Die wesentlichsten Vortheile bey Ausübung der Fabricationsgeschäfte. 3) Die Fabricationskosten inclusive des Einkaufs der Rüben, so wie den Ertrag an Fabricaten, welche bey gehöriger Behandlung in mehrjährigem Durchschnitt, wofern nicht ausserordentliche Unglücksfälle eintreten, mit Gewissheit zu erwarten sind. 4) Die sehr bedeutenden Ersparnisse in Betreff des Kostenaufwandes bey künftiger Errichtung eines solchen Etablissements in Beziehung auf die Kosten, welche die genannte Fabrik durch ihren Erbau verursacht hat. 5) Über den Anbau der Runkelrüben und dessen vortheilhafteste Behandlung, desgleichen über die so wichtigen Vortheile eines jeden Ackerbesitzers bey dem Anbau dieser Rüben, sowohl in wirthschaftlicher Rücksicht, als auch besonders dadurch, wenn er, bey ausgebreiteter Zuckerfabrication, auf den sicheren Absatz an die Fabriken mit Gewissheit rechnen kann. 6) Von den bedeutenden Vortheilen, welche sich ein Fabrikinhaber sowohl von den Blättern der Runkelrüben, als auch von den Trebern aus der Brennerey, bey gehöriger Anwendung, mit Gewissheit verschaffen kann. 7) Grundsätze zum vortheilhaften Betriebe dieser Fabrication mit Hinsicht auf das gemeine Wohl. 8) Über den mässigen Feuerungsbedarf zum Betriebe eines solchen Etablissements in Rücksicht der etwanigen Bedenklichkeit, dass eine allgemeine Fabrication dieser Art sehr leicht einen Mangel an Feurungsmaterial, oder wenigstens erhöhte Preise derselben bewirken könne. 9) Von dem vortheilhaften Einflusse, welchen diese Fabrication in so mannichfaltiger Rücksicht für diejenigen Güter hat, wo eine Fabrik etablirt ist. 10) Über den wohlthätigen Einfluss, den diese Fabrication, allgemein verbreitet, in Betreff vermehrter Industrie, zur Folge haben würde. 11) Über den Einfluss dieser Fabrication sowohl in Bezug auf das allgemeine Wohl, als selbst in Betreff der Staatswirthschaft. 12) Über die heilsamen Wirkungen dieser Fabrication in Misswachsjahren, wo sie allgemein verbreitet, einer allzudrückenden Theurung vorbeugen könnte. 13) Nachträgliche Bemerkungen, verbunden mit gutgemeinten Äusserungen und Vorschlägen zur baldigen Verbreitung dieser Fabrication.

A. J.

Vermischte Schriften. *Basel* b. Flick: *Geister und Gespenster in einer Reihe von Erzählungen dargestellt.* Ein nothwendiger Beytrag zu des Hofraths *Jung*, genannt *Stilling*, Theorie der Geisterkunde. Zweyte wohlfeilere Ausgabe. 1810. Zwey Bände von 265 und 250 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. glaubt von diesen Erzählungen, dass sie das beste Mittel wären, dem Gespensteraberglauben entgegen zu wirken. Die Wirksamkeit solcher Erzählungen hängt aber nicht bloss von ihrem Inhalte, sondern auch zugleich mit von der Form des Vortrags, und der Art der Einkleidung ab. Je räthselhafter man die Thatsachen zu stellen versteht, ohne dabey der Wahrheit zu nahe zu treten: desto begieriger wird man auf die Auflösung, und in dem Überraschenden derselben liegt ein besonderer Antrieb zum allgemeinen Zweifeln an der Wahrheit der Gespenstergeschichten. Und weiter, als bis zur Begründung eines solchen Skepticismus, kann die Wirkung von Gespenstergeschichten nicht wohl gehen. Die meisten der hier dargestellten Erzählungen sind aus Hn. *Wägeners* bekannter sechstheiliger Sammlung von Gespenstergeschichten entnommen; das Übrige sind Gespenstergeschichten aus des Vfs. eigener Erfahrung, und bekannt gewordene Aufklärungen einiger vom Geh. Hofr. *Jung* erzählten Gespenster- oder Geister-Erscheinungen, welche er als Beweise seines Glaubens aufgestellt hat. Dass einige der mitgetheilten Erzählungen ohne weitere Autorität dastehen, thut ihrer Glaubwürdigkeit Abbruch; wenigstens bey denen, die sich ungern von der Nichtigkeit ihres Glaubens überzeugen. Die Veranlassungen zu Gespenstererscheinungen, die der Vf. in der Vorrede aufstellt, sind die gewöhnlichen: er findet sie entweder in den Wirkungen der Furcht und einer aufgeregten und erhitzten Einbildungskraft, oder in einer besonderen Lebhaftigkeit der Träume und einem von Krankheit stark gereizten Körper, oder auch in dem Betruge Anderer, um gewisse Absichten zu erreichen, gewisse Handlungen zu verbergen u. s. w. Über die Erblichkeit des Gespensteraberglaubens im Grossen wie im Kleinen, über die grössere und geringere Geneigtheit zu demselben in gewissen Ständen, Lebensaltern u. s. w., was so sehr an seinem Orte gewesen wäre, ist nichts gesagt. Der wohlfeile Preis des Buchs wird nicht wenig beytragen, die Leser desselben zu vermehren, zumal da es gelesen zu werden verdient. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JUNIUS, 1811.

CHEMIE.

POSEN, b. Decker u. Comp. — BERLIN, b. Rottmann: *Beyträge zur chemischen Kenntniss der Mineralkörper*, von *Mart. Heinr. Klaproth* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

V *Band.* 1) *Tantalit* (*Tantale oxydé ferro-manganésifère* nach *Hauy*). Bekanntlich entdeckte *Ekeberg* (vgl. Scherers allg. Journ. d. Chem. B. IX. S. 597 f., übers. aus den *kongl. Vetenskaps Academiens nyo Handlingar*, Tom. XXIII. för 1802. Quart. I. S. 68 f.) in diesem, früher bald für Wolfram, bald für Zinnstein gehaltenen Fossile das *Tantalum*, welches er frey von Eisen und Mangan, als ein auch in der Glühhitze weissbleibendes, in keiner Säure, wohl aber in fixen Alkalien auflösliches Pulver darstellte. Hn. *K's.* Untersuchung gemäss, ist diese Substanz eine (metallartige) Erde, und 100 Theile enthalten 88 Tantalerde, 10 oxydulirtes Eisen und 2 Mangan. Rec. wird es nach *Davys* Entdeckungen immer wahrscheinlicher, dass sämmtliche metallartige Erden (wohin, ausser der Ytter- und Zirkon-Erde, auch noch die Beryll- und Thon-Erde gezählt werden müssen) höchst innige Verbindungen, von ehemals metallisirter Kieselerde und Metallen, z. B. Mangan, Titan u. s. w. sind. Ja vielleicht unterscheiden sich verschiedene der in neueren Zeiten entdeckten Metalle, z. B. das Scheel, von jenen Erden nur durch eine geringe Abänderung des Gehalts an Kieselerde, die etwa durch Wasserstoff im metallisirten Zustande inniger mit dem Grundmetalle vereinigt ist, als in wasserstoffleeren Erden. 2) *Kyanith* (*Disthène* n. *H.*). Hundert Theile des blauen, perihexaëdrisch-krystallisirten Kyaniths von Airolo am St. Gotthard (mit Staurolith in einem silberweissen Glimmer brechend) gaben: Alaunerde 55,50, Kieselerde 43, Eisenoxyd 0,50, Kali eine Spur. Diesem Resultate nähert sich am meisten das der *laugierschen* Analyse. 3) *Glasiger Feldspath* (*Sanidin* nach *Nose*) vom Drachenfels (des am diesseitigen Ufer des Niederrheins gelegenen Siebengebirges). Hundert Theile des graulichweissen krystallisirten Sanidins gaben: Kieselerde 68, Alaunerde 15, Eisenoxyd 0,50, Kali 14,50 und Verlust 2. 4) *Agalmatolith* von Nagyag (in Siebenbürgen). Im Hundert dieses apfelgrünen, mit dem chinesischen Bildsteine übereinkommenden Fossils sind enthalten: Kieselerde 55, Alaunerde 33, Eisenoxyd 0,50, Kali 7, Wasser 3 (Verlust 1,50). Keine Spur von Chrom? Zur näheren Bestätigung der Übereinstimmung dieses nagyager Fossils mit dem chinesischen Agalmatolith, unterwarf der Vf. 100 Theile des letztgedachten Fossils (vgl. Beytr. II B. 184) einer nochmaligen Analyse, und erhielt Kieselerde 54,50, Alaunerde 34, Eisenoxyd 0,75, Kali 6,25, Wasser 4 (Verlust 0,50). 5) *Cornwallischer Seifenstein* (vergl. die frühere Analyse des Seifensteins vom Cap Lizard in Cornwall, Beytr. II, 180): Kieselerde 45, Bittererde 24,75, Alaunerde 9,25, Eisenoxyd 1, Kali 0,75, Wasser 18 (Verlust 1,25). 6) *Axinit* (*Thumerstein* nach *Werner*) aus Dauphiné. Diese Untersuchung berichtigt die früheren Analysen des Vfs. (vgl. Magazin für die Naturkunde Helvetiens, herausgeg. von *Höpfner*. 1787. I, 180 und diese Beytr. II, 118) und *Vauquelins* (*Journ. des Mines* No. XXIII. p. 6). 100 Theile gaben: Kieselerde 50,50, Kalkerde 17, Alaunerde 16, Eisenoxyd 9,50, Manganoxyd 5,25, Kali 0,25 (Verlust 1,50). 7) *Grauer Halbopal* aus (Neu-Wieslitz in) Mähren. Diese Varietät des Halbopals ist: graulichschwarz, an der Oberfläche licht leberbraun, inwendig hingegen mausegrau (bandartig) gestreift; glänzend, ins wenig Glänzende, von einigem Fettglanz; von flachmuschlichem Bruche; scharfkantigen Bruchstücken; höchst wenig an den Kanten durchscheinend; nicht sonderlich schwer, in geringem Grade, nämlich = 2,020, und enthält in 100 theils als Educt, theils als Product: Kieselerde 85, Alaunerde 3, Eisenoxyd 1,75, Kohle 1, Wasser, etwas ammonisch, 8, bituminöses Öl 0,33 (Verlust 0,92). 8) (*Derber*) *Bronzit* aus (dem Serpentinlager bey Kraubat in) Obersteyermark. Dieses erst neuerlich bekannt gewordene Fossil wird von *Hauy*, wiewohl mit Unrecht, der Gattung *Diallage* untergeordnet; der verewigte *Karsten* erhob es unter dem einstweiligen Namen *Bronzit* zur eigenen Gattung (vgl. Journ. f. Phys., Chem. und Mineralog. IV, 151), und Hn. *K's.* Analyse beweist, dass es sich wesentlich von dem *Schillersteine* unterscheidet, wohin man es zu zählen sich berechtigt halten dürfte. 100 Theile gaben: Kieselerde 60, Bittererde 27,50, Eisenoxyd 10,50, Wasser 0,50, mit einer höchst geringen Spur von Kali (Verlust 1,50). 9) *Hypersten* nach *H.* (labradorische Hornblende). Voran geht folgende, von dem verewigten *Karsten* entworfene, genaue Charakteristik: Farbe: Kastanienbraun, bis ins bräunlich Schwarze. Inwendig mit prächtigem Schiller, der durch Schleifung sehr gehoben wird, und zwischen Kupferroth, Tombakbraun, auch Goldgelb, inne steht. Äussere Gestalt: Zur Zeit unbekannt, da das Fossil nur in Bruchstücken vorkommt. Glanz: Glänzend, und zwar halbmetallisch. Bruch: Deutlich blättrig, von zwiefa-

chem Durchgange, unter Winkeln von 80 und 100 Graden. Bruchstücke: Etwas geschoben, rautenförmig. Die abgesonderten Stücke sind schaalig; es ist undurchsichtig, der Strich grünlich weiss, im geringen Grade hart, nicht sonderlich schwer; nach Hn. *K.* beträgt sein eigenth. Gew. = 3,390. Vor dem Löthrohr ist es nicht schmelzbar, der Halbmetallglanz geht aber ins Schwärzliche über. 100 Theile enthalten: Kieselerde 54,25, Bittererde 14, Alaunerde 2,25, Kalkerde 1,50, Eisenoxyd 24,50, Wasser 1, Manganoxyd eine Spur (Verlust ungefähr 2,50). Vielleicht entschliesst sich der berühmte Vf., jenes der labrad. Hornblende verwandte Fossil, welches in Graubündten im Gemenge mit dichtem Feldspathe vorkommt, und im Anhange zu *Leonhards* Tabellen S. V. No. 47 beschrieben ist, einer ähnlichen Analyse zu unterwerfen. 10) *Mürber Zoisit* vom Radelgraben in Kärthen (vgl. Mag. d. berl. Gesellsch. nat. Fr. 2 Jahrg. 3 Quart. 1808. S. 187). Nach *Karstens* vorangehender Beschreibung folgt die Analyse, der zufolge in 100 Theilen enthalten sind: Kieselerde 44, Alaunerde 32, Kalkerde 20, Eisenoxyd 2,50, Manganoxyd eine Spur (Verlust ungefähr 1,50). 11) *Natrolith* aus Högau in Oberschwaben (vgl. a. a. O. IV B. 1803. S. 243—248). Dieses von *Selb* (ebendas. S. 395) unter der Benennung *Höganit* beschriebene Fossil enthält im Hundert: Kieselerde 48, Alaunerde 24,25, Eisenoxyd 1,75, Natrum 16,50, Wasser 9 (Verlust 0,50). Obige, von Hn. *K.* vorgeschlagene Benennung *Natrolith* dürfte demnach wohl allgemein beyfällig aufgenommen werden. 12) *Pycnit* von Altenberg (weisser Stangenschörl, schörlartiger Beryll, richtiger schörlartiger Topas — nach *Bernhardi* — *Topaze septi-hexagonale* und *T. cylindroide*, nach *Hauy*). Hr. *K.* bemerkte bereits im I B. dieser Beytr. S. 10. No. 14, dass dieses Fossil im Porzellanofen 0,25 verliere, während der Beryll nur 0,01 Verlust erleidet. *Bucholz* spätere Untersuchung zeigte, dass dieser bedeutende Verlust von der verflüchtigten Flussäure herrühre (N. allg. Journ. d. Chem. II, 15), die er bey der Zerlegung als Mitbestandtheil entdeckte. Nach Hn. *K's.* Untersuchung ist indess das von *B.* angenommene Verhältniss der Flussäure und des Wassers zu gross, hingegen stimmt *Vauquelins* Angabe (*Journ. de Phys.* T. 62. p. 274) mit dem von Hn. *K.* erhaltenen Resultate fast überein. Hr. *K.* fand nämlich in 100 Theilen: Kieselerde 43, Alaunerde 49,50, Eisenoxyd 1, Flussäure 4, Wasser 1, Verlust 1,50; wodurch die nahe Verwandtschaft des Pycnits mit Topas bestätigt ist. 13) *Silberweisser blättriger Talk* (vom St. Gotthard), *gemeiner Glimmer* (von Zinnwalde), *grossblättriger Glimmer* (aus Sibirien), und *schwarzer Glimmer* (aus Sibirien). Der *erstere* gab: Kieselerde 62, Bittererde 30,50, Eisenoxyd 2,50, Kali 2,75, durchs Glühen entstandener Gewichtsverlust 0,50 (Verlust 1,75). Der *zweyte:* Kieselerde 47, Alaunerde 20, Eisenoxyd 15,50, Manganoxyd 1,75, Kali 14,50 (Verlust 1,25). Das *dritte:* Kieselerde 48, Alaunerde 34,25, Eisenoxyd 4,50, Bittererde, etwas manganhaltig, 0,50, Kali 8,75, Verlust durchs Glühen 1,25 (Verlust 2,75). Das *letzte:* Kieselerde 42,50, Alaunerde 11,50, Bittererde 9, Eisenoxyd 22, Manganoxyd 2, Kali 10, Verlust durchs Glühen 1 (Verlust 2). Reiner Talk ist also frey von Alaunerde; wahrer gemeiner Glimmer frey von Bittererde; schwarzer Glimmer enthält hingegen gleiche Theile Alaunerde und Bittererde, nebst vielem Eisen; und sämmtliche Glimmerarten charakterisiren sich endlich noch durch ihren grossen Gehalt an Kali. 14) *Staurolith* vom St. Gotthard. Der, vorher von *Karsten* beschriebene, *schwarze* Staurolith enthält im Hundert: Kieselerde 37,50, Alaunerde 41, Eisenoxyd 18,25, Bittererde 0,50, Manganoxyd 0,50 (Verlust 2,25). Der *rothe*, ebenfalls vorher von *Karsten* beschriebene: Kieselerde 27, Alaunerde 52,25, Eisenoxyd 18,50, Manganoxyd 0,25 (Verlust 2). 15) *Rubellit* vom Berge Hradisco bey Roschna in Mähren; vgl. *Esiners* Mineralog. II B. 1 Abth. 216. 217, und *Karstens* Mineral. Tab. 1808. 46. 92 (57,6). 100 Theile dieses dem *Siberit* von *Hauy* unterzuordnenden Fossils enthalten: Kieselerde 43,50, Alaunerde 42,25, Manganoxyd 1,50, Kalkerde 0,10, Natrum 9, Wasser 1,25 (Verlust 2,40). 16) *Blauer Kalkstein* vom Vesuv (vgl. Magazin der Gesellsch. naturf. Fr. I Jahrg. 1807. 251). Voran geht *Karstens* musterhafte Charakteristik. 100 Theile gaben: Kalkerde 58, Kohlensäure 28,50, (etwas ammonisches) Wasser 11, Bittererde 0,50, Eisenoxyd 0,25, Kohle 0,25, Kieselerde 1,25 (Verlust 0,25). Merkwürdig ist der geringe Gehalt an Kohlensäure. Sollte hier das Wasser zum Theil nicht als wesentlicher Mitbestandtheil eines kohlehaltigen (eigentlichen) Wassereisens existiren? und sollte überhaupt nicht in den *blauen* Eisenoxyden ein ähnliches Verhältniss zum Wasser gegeben seyn, wie in *Prousts* Wasserkupfer? 17) *Magnesit* aus (dem Serpentin der Gulsen, bey Kraubat in) Obersteyermark: Bittererde 48, Kohlensäure 49, Wasser 3. Mit diesem Magnesite scheint die *reine Talkerde* von Boudissero in Piemont, die dem Vf. zur Zeit obiger Analyse noch nicht bekannt seyn konnte, vollkommen übereinzustimmen. 18) *Gurosian* aus (dem Serpentinlager zwischen Gurhof und Aggsbach im Stifte Göttweih in) Unter-Österreich; vgl. Mag. der Ges. nat. Fr. in B. I Jahrg. S. 257 u. f.: Kohlensaure Kalkerde 70,50 und kohlensaure Bittererde 29,50. 19) *Strahliger Wawelit* von Barnstapel und von Hualgayoc (in Südamerika). Vgl. a. a. O. II Jahrg. S. 3. Der erstere besteht im 100 aus Alaunerde 71,50, Eisenoxyd 0,50 und Wasser 28; der letztere aus Alaunerde 68, Kieselerde 4,50, Eisenoxyd 1, Wasser 26,50. Eine dritte Varietät des Wawelits kommt in den Zinngruben bey Saint-Austle in Cornwall vor, die von den obigen nur durch einen grösseren Kieselerdengehalt abweicht, indem sie davon, nach *William Gregors* Untersuchung, über 10 Procent enthalten soll. 20) *Kiesel-Guhr* aus Isle de France (a. a. O. III Jahrg. 44): 72 Kieselerde, 2,50 Alaunerde, 2,50 Eisenoxyd und 21 Theile Wasser. Eine ähnliche Substanz quillt nach Hn. *K's.* Bemerkung auf den benachbarten Wiesen des Franzens-Brunnen bey Eger gleich einer gährenden Masse hervor. 21) *Ein grünes sand-*

Teinartiges Fossil aus dem Spessart. Der verewigte *Karsten* charakterisirt dieses in den Klüften eines Hornsteins bey Aschaffenburg vorkommende Fossil folgendermaßsen: Es ist zeisiggrün, zum Theil röthlich gesprenkelt, besteht aus lauter feinen wenig zusammengebackenen Quarzkörnern, die von der Umhüllung des Eisenoxyds ganz matt, mürbe und undurchsichtig sind. Es ist nicht sonderlich schwer, sein eigenthümliches Gewicht ist = 2,500. Feingerieben erscheint das Pulver schwefelgelb; durchs Glühen geht die grüne Farbe in Braun über, und es erleidet dabey 5 Procent Verlust. Die nachfolgende Analyse, der zufolge 100 Theile enthalten: Kieselerde 85,25, Alaunerde 1, Eisenoxyd 7, Wasser 5 (Verlust 1,75), bestätigte die Vermuthung, dass dieses Fossil vielleicht eine grobkörnige Varietät des sandigen Thallits oder der Skorza seyn möchte. 22) *Hepatit* von Andraum (in Schonen). Nierenweise im Alaunschiefer einbrechend, erscheint dieses Fossil nach *Karsten:* graulich-schwarz in plattgedrückt-kuglicher Gestalt, äusserlich fettigschimmernd, inwendig starkglänzend von Glasglanz, krummblättrig, unbestimmt eckig springend, grob und kleinkörnig abgesondert, hienächst im Ganzen etwas schaalig, im Striche graulich weiss, weich und etwas milde. An Metallen gerieben, entwickelt es einen schwachen Schwefelwasserstoff-Geruch. Hin und wieder enthält es fein eingesprengten Schwefelkies. Sein eigenth. Gew. ist = 4,120. *Bergmann*, der es früher (*Sciagraphia regni mineralis*. §. 90) untersuchte, wollte unter anderen 33 Procent Kieselerde als Mitbestandtheil gefunden haben; Hr. *K.*, an der Gegenwart der Kieselerde in diesem Fossile mit Recht zweifelnd, fand im Hundert: schwefelsaure Baryterde 85,25, schwefelsaure Kalkerde 6, oxydulirtes Eisen 5, Alaunerde 1, Kohle 0,50, Verlust, mit Einschluss der Feuchtigkeit und des Schwefels, 2,25. Dieses so sehr abweichende Resultat macht es nöthig, den Hepatit als eigene Gattung im Systeme zu streichen, und ihn dem blättrigen Baryt als Varietät unterzuordnen. 23) *Botryolith* von der Kjenlie-Grube bey Arendal in Norwegen, vgl. *Karstens* miner. Tabellen 1808. S. 94 (76) b. Sein eigenth. Gewicht ist nach Hn. *K.* bey 22° R. = 2,885. Auf der Kohle vor dem Löthrohr schmilzt es nach einigem Aufwallen zur runden Glasperle. Im Platintiegel mäßig geglüht, verliert es 6½ Procent. 100 Theile enthalten: Kieselerde 36, Kalkerde 39,50, Boraxsäure 13,50, Eisenoxyd 1, Wasser 6,50 (Verlust 3,50). 24) *Zirkon* aus den nördlichen Circars. Hr. *K.* erhielt dieses Fossil aus Ostindien unter obiger Benennung; vgl. Journ. f. d. Chem., Phys. und Miner. V, 386. 100 Theile bestehen aus Zirkonerde 51,50, *Kohlensäure* (!) 7, Wasser 41,50. 25) *Rother Granat* (schaaliger Pyrops) aus Grönland. 100 Theile enthalten, der wiederholten Analyse des Vfs. gemäss: Kieselerde 43, Alaunerde 15,50, Bittererde 8,50, Kalkerde 1,75, Eisenoxyd 29,50, Manganoxyd 0,50 Verlust 1,25). *Trommsdorff* und *Gruner* wollten 10—11 Procent Zirkonerde bey ihren analytischen Versuchen mit diesem Fossile gefunden, und Letzterer auch bemerkt haben, dass sich durch Digestion des gepülverten Fossils mit Säuren 4½ Procent Kieselerde auflöse; beide Bemerkungen werden durch obige Untersuchung widerlegt. 26) *Kaneelstein* aus Ceylan, a. a. O. IV, 368. Eine ähnliche Bewandtniss, wie mit der vorhergehenden Analyse, hat es auch mit dieser. Hr. *K.*, die Richtigkeit der Behauptung eines Schülers von *Lampadius* bezweifelnd, zufolge welcher die Zirkonerde einen Mitbestandtheil des Kaneelsteins bilden soll, unterwarf obiges, von *Karsten* genau bestimmtes, und mit dem unter *Lampadius* Aufsicht zerlegten Fossile vollkommen übereinstimmendes Fossil einer Zerlegung, deren Resultate so ausserordentlich von denen der gen. Analyse abweichen, dass man die Vermuthung nicht unterdrücken kann, *Lampadius* Schüler habe mit unreinen Reagentien höchst flüchtig gearbeitet. Nach Hn. *K.* enthalten 100 Theile: Kieselerde 38,80, Kalkerde 31,25, Alaunerde 21,20, Eisenoxyd 6,50 (Verlust 2,25). Über *Lampadius* Analyse vergl. man a. a. O. II B. 51. 27) *Gemeiner Schörl* (schwarzer Stangenschörl) von Eibenstock und aus dem Spessart. Im Hundert des ersteren sind enthalten: Kieselerde 36,75, Alaunerde 34,50, Bittererde 0,25, Eisenoxydul 21, Kali 6, Manganoxyd eine Spur (Verlust 1,50); im letzteren: Kieselerde 36,50, Alaunerde 31, Bittererde 1,25, Eisenoxydul 23,50, Kali 5,50, Manganoxyd eine Spur (Verlust 2,25). 28) *Hornblende.* A) *Gemeine Hornblende* von Nora in Westmanland; eine dunkel-grünlichschwarze Varietät, aus Bruchstücken einer reinen derben, sehr ausgezeichnet blättrigen Masse bestehend, deren beide leicht bemerkbare Hauptdurchgänge sich schiefwinklich schneiden, und deren dritter, etwas versteckter Durchgang sich in Form einer Streifung jener Hauptflächen zu erkennen giebt. 100 Theile dieser mehr dickstänglich als grosskörnig abgesonderten, in ziemlich hohem Grade halbharten, einen licht-grünlichgrauen Strich gebenden, durchs Glühen ¾ Procent verlierenden, vor dem Löthrohr zur schwarzen platten, glänzenden Perle schmelzenden Varietät (deren eigenth. Gew. = 3,243 ist) enthalten: Kieselerde 42, Alaunerde 12, Kalkerde 11, Bittererde 2,25, Eisenoxydul 30, eisenhaltiges Mangan 0,25, Wasser 0,75, Kali eine Spur (Verlust 1,75). B) *Basaltische Hornblende* aus dem Fuldischen. 100 Theile dieser sammtschwarzen säulenförmig krystallisirten, in kleinen losen, mit etwas vertiefter Oberfläche versehenen Krystallen erscheinenden Varietät (deren eigenth. Gew. = 3,158 ist, die durchs Glühen ½ Proc. verlor, und vor dem Löthrohr zur schwarzen, fast runden, etwas porösen Perle floss) enthalten: Kieselerde 47, Alaunerde 26, Kalkerde 8, Bittererde 2, Eisenoxydul 15, Wasser 0,50 (Verlust 1,50). 29) *Gemeiner Augit* aus dem Röhngebirge; vgl. Mag. d. Gesellsch. nat. Fr. in B. II Jahrg. S. 6. A) *Schwarzer gemeiner Augit*, derselbe, den *v. Schlottheim* im Mag. f. d. gesammte Mineralogie etc., herausgegeben von *K. E. A. v. Hoff* I B. 2 H. Leipz. 1801. S. 152 f. beschrieben hat. Dieses Fossil, welches durch blosses Reiben in hohem Grade elektrisch wird, besteht aus: Kieselerde 52, Kalk-

erde 14, Bittererde 12,75, Alaunerde 5,75, Eisenoxyd 12,25, Manganoxyd 0,25, Wasser 0,25, Kali eine Spur (Verlust 2,75). B) *Grüner gemeiner Augit*, der sich von der vorigen Varietät durch seine vom Seladongrün durch Berggrün und Olivengrün in Schwärzlichgrün und Braun übergehende Farbe, durch seinen inneren Schiller und durch seine grössere Durchscheinbarkeit unterscheidet, enthält im Hundert: Kieselerde 55, Bitterde 13,75, Kalkerde 12,50, Alaunerde 5,50, Eisenoxyd 11, Manganoxyd eine Spur, Wasser 1 (Verlust 1,25). 30) *Schwarzer krystallisirter Augit* von Frascati (*Pyroxène bisunitaire* und *P. triunitaire* nach *Hauy*, sonst auch schwarzer vulkanischer Schörl genannt). 100 Theile enthalten: Kieselerde 48, Kalkerde 24, Bittererde 8,75, Alaunerde 5, Eisenoxyd 12, Manganoxyd 1, Kali eine Spur (Verlust ungefähr 1,25). 31) *Melanit* von Frascati und Albano. Dieses in losen Krystallen vorkommende Fossil ward unter dem Namen schwarzer Granat gesammelt, hat ein eigenthüml. Gew. = 3,730, erleidet im Tiegel durch Glühen eine merkliche Veränderung, rundet sich aber vor dem Löthrohr zur Kugelgestalt, und ist bereits früher von *Karsten* beschrieben worden (vgl. *Emmerlings* Lehrb. d. Miner. 2te Aufl. I Th. 1 B. Giessen 1799. S. 355). Die Annäherung der chemischen Verhältnisse, des eigenth. Gew. und der Kerngestalt des Melanits zu dem Granat bewogen späterhin *Karsten*, ersteren dem letzteren unterzuordnen, und unter der Benennung *schlackiger Granat* im Systeme aufzuführen; vgl. dessen miner. Tab. 2 Aufl. S. 89 (21). 100 Theile bestehen aus: Kieselerde 35,50, Kalkerde 32,50, Alaunerde 6, schwarzem Eisenoxydul 24,25, Manganoxyd 0,40 (Verlust 1,35). Hr. *K.* bemerkt beym Schlusse dieser Analyse, dass einige französ. Autoren seine Analyse des *Pyrops* (böhm. Granats) irrig als Analyse des Melanits aufgeführt hätten, und fügt zugleich als Nachtrag jener Analyse hinzu, dass der *Pyrop* ungefähr 2 Proc. Chromsäure enthalte. 32) *Gadolinit* von Bornholm (?). Vgl. damit die frühere Analyse des Gadolinits von Ytterby; Beyträge III. S. 52. Im Hundert sind enthalten: Yttererde 60, Kieselerde 22, oxydulirtes Eisen 16,50, Wasser 0,50, Manganoxyd eine Spur (Verlust ungefähr 1). 33) *Elaeolith* (Ölstein, Fettstein, nach *Werner*) von Friedrichswarn in Norwegen; vgl. Mag. der Gesellf. naturf. Fr. III Jahrg. S. 43. 100 Theile bestehen aus: Kieselerde 46,50, Alaunerde 30,25, Kalkerde 0,75, Eisenoxyd 1, Kali 18, Wasser 2 (Verlust 1,50). *Vauquelin* will den alkalischen Salzgehalt dieses Fossils als ein Gemisch von Kali und Natron gefunden haben; *Tableau comparatif des resultats de la cristallographie et de l'analyse chimique*, par M. *Hauy*. Paris 1809. p. 228. 34 *Derber Apatit* von (Alo bey) Utö. Er findet sich in Gestalt einer länglichen Niere, in einem, der Formation des Glimmerschiefers angehörigen, graulichweissem Quarze eingewachsen; erscheint mit lichtgrünlich-grauer, in Olivengrün sich neigender Farbe; ist derb; fettig; schimmernd; aus dem Kleinmuschligen ins Splitterige übergehend; nur in sehr dünnen Splittern durchscheinend; undeutlich schaalig abgesondert; sein eigenth. Gew. ist = 3,200. Durchs Glühen verliert er, ohne sonstige merkliche Veränderung, ½ Procent. Im Hundert sind enthalten: phosphorsaurer Kalk 92, kohlensaurer Kalk 6, Kieselerde 1, Verlust durchs Glühen 0,50, Manganoxyd eine Spur (Verlust ungefähr 0,50). 35) *Brandschiefer* von Wologda in Russland. Zweyhundert Gran desselben gaben theils als Producte (der trocknen Destillation), theils als Educte: Kohlenwasserstoffgas 80 Kubikzoll, brandiges Öl 30 Gran, dickes pechartiges Öl 5 Gr., ammonisches Wasser 4 Gr., Kohle 20 Gran, Kieselerde 87½ Gr., Alaunerde 6½ Gr., Kalkerde 10½ Gr., Bittererde 1 Gr., Eisenoxyd 3 Gr. Die Farbe dieses Brandschiefers ist bräunlichschwarz; der Hauptbruch dickschiefrig; der Querbruch erdig und matt; der Strich braun. Übrigens ist er halbhart, brennt auf der Kohle mit gelber, vielen Russ absetzender Flamme, und hinterlässt dabey einen graulich-weissen und mürben Rückstand. 36) *Chemische Untersuchung des Wassers vom todten Meere*; vgl. Mag. der Gef. nat. Fr. III Jahrg. S. 139. 100 Theile dieses von dem Abbé *Mariti* (aus dem durch seinen grossen Salzgehalt Pflanzen und Thiere tödtenden Asphaltsee in Judäa) geschöpften Wassers enthalten: salzsaure Bittererde 24,20, salzsaure Kalkerde 10,60, salzsaures Natron 7,80, Wasser 57,40. Diesem Resultate näheren sich die von *Macquer*, *Lavoisier* und *Sage* angestellten Analysen (*Mém. de l'Acad. des Sciences* vom J. 1778). Hingegen weicht das Resultat des Dr. *Alex. Marcet* (*Philosophis. Transact.* 1807. II), der das von *Gordon* auf einer Reise in den Orient geschöpfte, und an *J. Banks* überbrachte Wasser gemeinschaftlich mit *Tennant* untersuchte, sehr bedeutend ab, indem die Salzgehalte in 100 Theilen nur 24 bis 25 betragen (und fast gleiche Theile salzs. Natron und salzs. Bittererde darin enthalten seyn) sollen, während Hn. *K's.* sorgfältiger Untersuchung gemäss, die Menge der zerfliesslichen, die grosse Schärfe und Bitterkeit bewirkenden Salze die des Kochsalzes an 4½ Mal übertrifft; in dem Wasser des Oceans (nach *Sparrman*) ist das Kochsalz der vorwaltende Bestandtheil. 37) *Krystallisirter Zinkvitriol* aus dem Rammelsberge bey Goslar: Zinkoxyd 27,50, Manganoxyd 0,50, Schwefelsäure 22, Wasser 50. 38) *Rothgültigerz* von Andreasberg; vgl. Beytr. I B. 156 und *Vauquelin* im *Journ. des Mines*, No. XVII. p. 4 und 7. 100 Theile bestehen aus: Silber 60, Spiessglanz 19, Schwefel 17, Oxygen 4.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: *Unterricht für Vormünder und Nebenvormünder über die bey der Vormundschaft Statt findenden Rechte und Verbindlichkeiten nach den Grundsätzen des Code Napoleon.* Von *G. C. P. Löber*, Friedensrichter des Cantons Dransfeld. Zweyte verbesserte Aufl. 1811. VI u. 92 S. 8. (4 gr.) (S. die Rec. der ersten Aufl. Jahrg. 1810. No. 295.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 JUNIUS, 1811.

CHEMIE.

Posen, b. Decker u. Comp. — **Berlin**, b. Rottmann: *Beyträge zur chemischen Kenntniss der Mineralkörper*, von *M. H. Klaproth* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

9) *Faseriges Phosphorbley* aus Rosiers bey Pontibaud in Auvergne (*Plomb phosphaté arsenifère mamelonné* nach *H.*); vgl. Journ. f. d. Chem., Phys. und Miner. IV. S. 394 u. f. Hundert Theile dieses Erzes, dessen eigenthümliches Gewicht nach Hn. *K.* = 6,570 (nach *Karsten* hingegen 6,500) ist, enthalten: Bleyoxyd 76, Phosphorsäure (ungefähr) 13. Arseniksäure (ungefähr) 7, Salzsäure 1,75, Wasser 0,50 Verlust 1,75). Zur Ausmittelung des quantitativen Verhältnisses der Phosphorsäure und der Arseniksäure, wurden diese zuvor ausgeschiedenen Säuren mit Natron etwas vorwaltend neutralisirt. hierauf mit Kohlenstaub gemengt, eingetrocknet und in einer kleinen, beschlagenen Glasretorte anhaltend geglüht; es sublimirten sich $2\frac{1}{2}$ Gran Arsenik. Während nämlich phosphorsaure Neutralsalze, deren Grundlage Kali oder Natron ist, durch Glühen mit Kohle unverändert bleiben, werden die arseniksauren bey gleicher Behandlung zersetzt. 40) *Iseria* (von der Iserwiese am Riesengebirge). *Lampadius* Angabe eines bedeutenden (10,2 Proc) Urangehaltes bezweifelnd, unterwarf der Vf. mit gewohnter Sorgfalt dieses Titaneisen einer mehrmaligen Prüfung; hundert Theile enthalten aber seiner Untersuchung gemäss: oxydulirtes Eisen 72, Titanoxyd 28. *L.* irrte wahrscheinlich darin, dass er die von *Richter* empfohlene Methode, Uran von Eisen durch weinsteinsaures Kali zu scheiden, befolgte: denn das weinsteinsaure Kali bildet mit der gesättigten Eisenauflösung einen ähnlichen, nur etwas stärker in Oraniengelb sich neigenden Niederschlag. 41) *Körniges Titaneisen* von den finnländ. Ufern der Ostsee. Sein eigenthümliches Gewicht ist = 4,545; im Hundert sind enthalten; oxydulirtes Eisen 85,50, Titanoxyd 14, Manganoxyd 0,50; vgl. auch *Cordier's* Analysen dieses Fossils im *Journ. des Mines* No. 124. p. 249—260 übers. im Journ. f. Chem., Phys. und Min. IV. S. 191 — 202. Auch Rec. fand längst der pommerschen Ostseeküste sehr beträchtliche Ablagerungen dieses von *Cordier* irrig nur für vulkanischen Ursprungs gehaltenen Geschiebes. 42) *Körniges Magnet-Eisen* von Puzzuoli (an den Küsten des Golfe von Neapel). Dieser, nicht mit dem vorerwähnten Fossile zu verwechselnde Eisensand besteht aus reinem oxydulirten Eisen! 43) *Eisenpecherz* von der Christbescherung unweit Freyberg (vgl. Mag. f. d. ges. N. v. d. Ges. nat. Fr. II Jahrg. S. 191): Eisenoxyd 67, Schwefelsäure 8, Wasser 25. 44) *Vulkanisches Eisenglas*, angeblich vom Vesuv. *Karstens* Nachschrift zu dieser Analyse macht es wahrscheinlich, dass nicht künstliches, sondern wirklich vulkanisches Feuer zur Erzeugung dieser merkwürdigen, in kleinen, gelbbraunen, octaedrischen Krystallen vorkommenden Substanz, von 3,880 eigenth. Gew., erfodert wurden. Hundert Theile bestanden aus: Eisenoxydul 66, Kieselerde 29,50, Alaunerde 4, Kali 0,25 (Verlust 0,25). 45) *Zinnkies* von St. Agnes in Cornwall; vgl. Hn. *K's.* frühere Analyse eines Exemplars des Zinnkieses, in diesen Beytr. II B. S. 257. Hundert Theile dieser reinen Varietät bestehen aus: Kupfer 30, Zinn 26,50, Eisen 12, Schwefel 30,50 (Verlust 1). Dieser Zerlegung zufolge gehört der Zinnkies unter die Kupfererze, als Zinnkupfererz. 46) *Gediegener Nickel* von der Grube Adolphus bey Johann Georgenstadt. Dieses Fossil ist bisher irrig dem Schwefelkiese unter der Benennung *Haarkies* untergeordnet worden; es enthält nach dem Vf. weder Schwefel noch Eisen, sondern ausser dem Nickel eine Spur Arsenik und etwas Kobalt; vgl. Magaz. d. G. nat. F. I Jahrg. S. 307, und *Karstens* min. Tab. 2 Aufl. S. 101 (135). 47) *Rothes und gelbes Rauschgelb.* Im Hundert des derben *rothen* Rauschgelbs sind enthalten: Arsenikmetall 68, Schwefel 30,50 (Verlust 1,50); oder den Verlust nach Verhältniss repartirt: Arsenik 69 und Schwefel 31. Hundert Theile des *gelben* R. gaben: Arsenikmetall 92, Schwefel 38. 48) *Grüner Sphène*, aus dem Felberthale im Pinzgau im Salzburgischen; vgl. Magaz. d. G. nat. Fr. II Jahrg. S. 188 — 192. Nachstehende Resultate dieser Analyse haben *Karsten* bewogen, den Sphène vom St. Gotthard. den gelben spätigen Titanit von Arendal und den gemeinen Titanit mit dem obigen zu einer Gattung, *Sphène*, (die Form eines Keils andeutend) zu vereinigen. Im Hundert des obigen S. sind enthalten: Titanoxyd 46, Kieselerde 36, Kalkerde 16, Wasser 1 (Verlust 1). 49) *Chemische Untersuchung einiger der jüngst gefallenen Meteorsteine.* 1) *Meteorstein von Lissa* (eine ausführliche Nachricht darüber hat *Dr. Reuss* in Bilin im Journal f. Chem., Phys. und Min. VIII. S. 438 — 461 mitgetheilt): Eisen 29, Nickel 0,50, Mangan 0,25, Kieselerde 43, Bittererde 22, Alaunerde 1,25, Kalkerde 0,50, Schwefel nebst Verlust 3,50. Das Eisen ist hier regulinisch angenommen, da Beobachtungen an *frischgefallenen* Meteorsteinen gänzliche Abwesenheit des Sauerstoffs und des Wassers zeigten, und da-

her *Proust's* Hypothese, dass diese Producte von den trocknen Polargegenden der Erde abstammen, noch mehr aber die Meinung derer, welche sie uns vom Monde, oder als Trümmer kleiner Weltkörper von kometenartiger Natur zukommen lassen, vortheilhaft zu unterstützen scheinen. 2) *Meteorstein von Smolensk.* Hundert Theile dieses am 13 März 1807 Nachmittags in dem juchnowschen Kreise des smolenskischen Gouvernements gefallenen, 4 Pud (140 Pfd.) schweren Meteorsteins bestehen aus: Eisen 17,60, Nickel 0,40, Kieselerde 38, Bittererde 14,25, Alaunerde 1, Kalkerde 0,75, Eisenoxyd 25, Schwefel, Manganoxyd nebst Verlust 3. Das Eisenoxyd ist wahrscheinlich erst nach dem Herabfallen entstanden. 3) *Meteorstein von Stannern.* Diese, den 22 May 1808 bey Stannern, einem Flecken im iglauer Kreise in Mähren, gefallenen Meteorsteine weichen von den früher gefallenen beträchtlich ab, und machen daher die Annahme einer gemeinschaftlichen Abkunft *aller* Meteorsteine zweifelhaft. Die, diesen Steinregen begleitenden näheren Umstände findet man in *Gilberts* Ann. d. Phys. 1808. S. 225 — 250. 1809. S. 23 — 77, durch Hn. *v. Schreibers* beschrieben; und eine chemische Zerlegung dieser Meteorsteine hat auch bereits Hr. *Moser* in Wien in gedachter Zeitschrift (1808. S. 324) bekannt gemacht. In der Hauptsache differirt diese Analyse nicht mit der *klaproth*'schen; nur die quantitativen Verhältnisse weichen etwas ab. Hr. *K.* fand nämlich in hundert Theilen: Kieselerde 48,25, Alaunerde 14,50, Kalkerde 9,50, Bittererde 2, Eisen 23, Schwefel, Manganoxyd und Verlust 2,75 (keine Spur von Chrom!).

Ein vollständiges Register über alle fünf Bände macht den Beschluss, hoffentlich jedoch nicht des ganzen Werkes, sondern nur dieser ersten Folge von Bänden. Denn wahrlich, wollte der ehrwürdige Vf. hiemit seine chemischen analytischen Untersuchungen beenden, oder auch nur für die Folge zusammenzustellen aufhören: so würde dieses, besonders für die Chemie und Mineralogie, ein höchst schmerzhafter Verlust seyn. Hn. *K's.* Analysen der Mineralkörper sind es, welche bey allen Mineralogen den meisten Credit haben, indem sie durch spätere Entdeckungen zuvor unbekannter Stoffe zwar hin und wieder berichtigt, aber in Rücksicht der Angaben *bekannter* Mischungsstoffe und deren quantitativer Verhältnisse *nie irrig befunden wurden.* Zugleich fügen wir, aus reinem Interesse für die Wissenschaft, noch den Wunsch bey, dass der Scharfsinn und die praktische Gewandtheit dieses berühmten Chemikers neben dem analytischen Wege zugleich die synthetische Bahn treffen möge, für die bis jetzt so äusserst wenig, und nur zufällig gearbeitet wurde. Es wäre z. B. sehr interessant, unter Hn. *K's.* Händen einmal alle Metallverbindungen unter sich und mit Phosphor, Schwefel und *Kohle* dargestellt und näher geprüft zu sehn. Aber auch selbst auf dem bisherigen Wege könnte Hr. *K.* Richtungen eröffnen, die für die Wissenschaft nur wohlthätig seyn würden, z. B. wenn es ihm gefiele, absolut *reines Eisen* darzustellen, oder einmal möglichst scharf das älteste Eisen im Glimmer des *Granits* mit dem jüngeren der übrigen Gebirgsarten, bis hinauf zu dem neuesten des Bluts und der Pflanzen, zu vergleichen.

H. K.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Über den Einfluss trauriger Zeitumstände auf die Führung des Predigtamtes.* Von *G. C. Breiger*, Prediger zu Rehburg. 1810. 252 S. 8. (16 Gr.)

Über den Gegenstand dieser Schrift hat sicherlich in den gegenwärtigen Zeiten jeder rechtschaffene Prediger, der noch an die Wirksamkeit seines Amtes glaubt; in der Stille Reflexionen angestellt; auch ist er in mehreren homiletischen Zeitschriften öffentlich zur Sprache gekommen. Ja schon in sofern, als der Prediger überhaupt das zu werden strebt, was er seyn soll, nicht bloss religiöser Lehrer, und Tröster auf der Kanzel, sondern vielmehr religiöses Vorbild, religiöser Freund und Berather seiner Gemeinde in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens, wird er die traurigen, wie die fröhlichen Zeitumstände aus dem rechten Licht ansehn und zu benutzen suchen. Dessenungeachtet aber verdient der Vf. für seine Arbeit unseren vollen Dank. Denn theils giebt es unter der grossen Zahl von Predigern vielleicht nur wenige, die das ganz sind, was sie seyn sollen, die auch nur klar wissen, was sie seyn *können*; theils ist es für keinen ohne Nutzen, die eigenen Gedanken, die ihm etwa mehr gelegentlich in die Seele kamen, zu einer vollständigen Übersicht geordnet, mit ihrer Grundlage und sammt den sich daraus ergebenden Folgerungen vor sich zu sehn. Diess wird ihm bey der Lectüre dieser Schrift begegnen. Sie enthält nicht gerade neue Ideen, aber vieles gut und richtig Gedachte, viele zweckmässige Anmerkungen, die zur Anwendung der aufgestellten Sätze dienen, auch hie und da passende Beyspiele zur Erläuterung. Der Vortrag ist ruhig und ernst, ohne trocken zu werden; doch fehlt es ihm an einem höheren Grade von Lebhaftigkeit, und an jener warmen und eindringenden Art, wodurch am meisten das Interesse an der Sache auch den Lesern nahe kommt.

Die Schrift hebt mit allgemeinen Betrachtungen *über den Zweck des christlichen Lehramts* und dessen Modificirung durch Zeitumstände an, und es leuchtet schon aus dieser *Einleitung* hervor, dass der Vf. den Grund seines Gegenstandes richtig überschaut. Wir hätten gewünscht, dass er in diesem Theile noch tiefer eingedrungen wäre. Insonderheit hätte schon hier neben dem Lehramt im engeren Sinn der nicht minder wesentliche Theil der Predigerwirksamkeit, nämlich die so genannte *Seelsorge*, die praktische Bemühung des Predigers für das moralische Wohl der ihm Anvertrauten durch Theilnahme, Gespräche, Umgang u. s. w., recht geflissentlich ausgezeichnet werden sollen. Wenigstens halten wir dafür, dass gerade hierin bey traurigen Zeitumständen der Einfluss des Predigers am allereingreifendsten seyn kön-

ie und werde; Rec. darf sich darin auf seine eigene Erfahrung berufen. Mag es seyn, dass in unseren Zeiten viele Prediger, zumal in den Städten, diese Seelsorge nur aus den Compendien der Pastoral kennen, da ihnen die Gelegenheiten zur Ausübung derselben durch die modernen Verhältnisse, denen sich auch der Geistliche hat fügen müssen, ungemein verkürzt und erschwert sind: einige bleiben ihm doch gewiss, und die grosse Zahl der *Landprediger* wird grösstentheils einen desto freyeren Raum dazu finden. Diese sollten nach unserer Ansicht durchaus ausserhalb der Kanzel eben so sehr, als innerhalb derselben, für ihren Beruf thätig seyn, und bey den vielfachen Berührungspuncten, in welche sie mit dem Landmann kommen, kann es ihnen nie schwer werden, hierin durchgängig mit Würde und Kraft als Herolde der Religion aufzutreten, und zum Bau des grossen Reiches Gottes überall mitzuwirken. Je mehr es ihnen gelingt, in dem Beichtstuhle, bey Privatzusammenkünften und Unterredungen, auch bey den Unterhandlungen des täglichen Lebens immer als religiöse, verständige und wohlrathende Führer zu erscheinen: desto freudiger werden sie sich in ihrem ganzen Amtskreise und durch ihre Arbeit in demselben, auch besonders bey gemeinsamen Trübsalen, belohnt sehn. Wir glauben, dass die ganze Abhandlung des Vfs. an Geist, Umfang und Kraft in ihren Anweisungen gewonnen hätte, wenn dieser Punct genauer berücksichtigt worden wäre.

Es folgen allgemeine *Betrachtungen über den Einfluss trauriger Zeitumstände auf Religiosität und Moralität:* zuvörderst über die Frage: In wiefern können überhaupt Leiden den Menschen bessern? dann von dem nachtheiligen Einfluss der allgemeinen Leiden eines Landes auf die Moralität der Einwohner, auf ihre pflichtmässigen Gesinnungen gegen Gott, auf die Übung der geselligen Tugenden; hierauf ein kürzerer Abschnitt über das Gute, welches sich von solchen Leiden für das religiöse und moralische Wesen eines Volkes erwarten lässt. In diesem ganzen Abschnitt zeigt sich die psychologische Kenntniss und die richtige Beobachtung des Vfs. Die Anordnung der Gedanken hätte mehr philosophisch seyn können. Die zuerst gestellte Frage scheint nicht an diesen Platz zu gehören. Wenn zuvor der sittliche Einfluss des Leidens auf das menschliche Gemüth *überhaupt* ins Licht gesetzt wäre: so würden sich dann die schwächenden und stärkenden Potenzen desselben mit Klarheit deduciren lassen; es würde sich ergeben, wie von einem *allgemeinen* bestimmt zu erwartenden Einfluss nicht wohl geredet werden kann, sondern wie sich diess nach der verschiedenartigen Individualität, nach der vorhergegangenen Vorbereitung des Gemüths, nach den Graden der sittlich-religiösen Selbstständigkeit oder des Schwankens und der Verwilderung richte. Die Allgemeinheit des Leidens in einem ganzen Lande macht hiebey keinen Unterschied. Sie wirkt nach denselben Gesetzen auf das Ganze, wie bey dem Individuum. Wiefern aber eine gewisse Stimmung sich leicht ausbreitet und herrschend wird, wie bey gemeinen fühlbaren Übeln eben sowohl das Urtheil, wie die Gesinnung in Gefahr kommt, wie *Einige* hier am allermeisten auf die *Vielen* wirken: diess bedurfte einer um so absichtlicheren Ausführung, je mehr diese Puncte vornehmlich den Prediger in seinen Massregeln leiten müssen. Wenn der Prediger die Subjectivität seiner Anvertrauten zuvor kennt: so darf ihn kein Einfluss der öffentlichen Noth befremden. Er durfte ihn vorhersehn und seine Bemühung muss dahin gerichtet seyn, dem drohenden Übel zu wehren und die günstigeren Einwirkungen auf alle Weise herbeyzuführen. — Von einer gewissen Einseitigkeit in diesem Theil seiner Abhandlung wird der Vf. sich selbst kaum freysprechen. Je freyer der Gesichtspunct sich hält: desto sicherer anwendbar werden die Resultate der Untersuchung.

Ein besonderer Abschnitt ist den *Zwecken* bestimmt, *die sich der Prediger in traurigen Zeiten vorzüglich vorsetzen muss.* Hiebey war Cap. 1 die Untersuchung der Befugniss und Verpflichtung des Predigers, auf solche Zeitumstände Rücksicht zu nehmen, unstatthaft. Höchstens durfte es in der Einleitung berührt werden. — Ein *dreyfacher* Zweck des Predigers, *theils* zu sorgen, dass nicht verloren gehe, was noch nicht verloren ist, *theils* den Hindernissen des Guten entgegenzuarbeiten, *theils* das Günstige trüber Zeitumstände zu benutzen — wird genügend entwickelt. Systematischer wäre es gewesen, den ersten mit dem zweyten Zwecke zu verbinden, mit dem er im Inneren wesentlich zusammenfällt. Dann bekommt die Division dieser Zwecke logische Consequenz. Was in jenem ersten Zwecke, als einem Theile des zweyten, liegt, hätte jedoch tiefer geschöpft werden müssen. Der Punct von dem rechten *Glauben*, der unter den Leiden der Zeit verloren gehn könnte, war nach Rec. Urtheil nicht so leicht abzufertigen. Dass das Herz unserer Zuhörer fest werde, und unter allen Einflüssen der Zeit fest *bleibe*, ist die Hauptangelegenheit des mit sich selbst einigen Religionslehrers. Wie viel hierauf der recht verstandene Glaube einwirke, und wie er wesentlich sey für die religiöse Bildung und Erbauung der Gemüther, darüber ist sicherlich der Vf. mit uns einig. Wir erkennen diess aus dem folgenden Abschnitt, obwohl die Art, wie darin von der Abhandlung der *Glaubenslehre*, wiefern sie dem Prediger bey traurigen Zeiten obliege, gesprochen wird, uns nicht befriedigt. Auch hier konnte der Vf. noch tiefer auf den Grund dringen, und grössere Ausführlichkeit wäre zuverlässig für viele seiner Amtsbrüder zu wünschen gewesen. Wenn es überall zu beklagen ist, dass man auf den Kanzeln die christlichen *Glaubenslehren* viel zu selten und dann nicht *in ihrer biblischen Kraft* erklären hört: so ist es am meisten zu bejammern bey allgemeiner Noth. Die gewöhnlichen Formeln des Trostes verfangen dann so wenig, und es gemahnt damit manchen Zuhörer wohl nicht anders, als mit der klingenden Schelle des Apostels. Ein Trost, der haften soll, muss Grund haben und an einen Glauben

angeknüpft werden, der in feinem nothwendigen Zufammenhang mit der menfchlichen Natur, als Bedürfnifs und Wohlthat für fie, klar gemacht ift. Nur ächte Frömmigkeit hat die Menfchen die härteften Prüfungen erdulden laffen, fo dafs aus ihnen die friedfame Frucht der fchönften Tugend hervorging. Und es giebt keine Frömmigkeit ohne feften Glauben.

In dem letzten, durchaus praktifchen Theil der Schrift wird gezeigt, *wie der Prediger die angegebenen Zwecke feiner Wirkfamkeit in trüben Zeiten am beften erreichen könne*, zuerft als öffentlicher Lehrer der Religion, dann als Freund feiner Gemeinde, endlich als Schulinfpector. Man erkennt darin den denkenden und fleifsigen Religionslehrer, der feine ungeübteren Amtsbrüder zu ihrem grofsen Nutzen auf die wichtigften Puncte ihres Bemühens aufmerkfam macht. Am meiften genügt uns durch die Verftändigkeit feiner Anweifungen das 1 Cap., wo der Prediger im engeren Sinn *als Kanzelredner* in traurigen Zeiten beurtheilt wird. Unter den wenigen einzelnen Stellen, wobey mir anftiefsen, fey es genug, uns nur über eine einzige zu erklären. Wer, fagt der Vf., damit zufrieden ift, wenn er eine religiöfe Wahrheit oder einen Satz, der mit der Religion in irgend einer Verbindung fteht, zu feinem Vortrage auffinden und ihn aus feinem Text herleiten kann, dem ift leicht geholfen: — wer aber *nach einer gewifs befferen Methode*, unbekümmert darum, ob er textmäfsig predigt oder nicht, *weil diefes Verdienft* wenigftens nicht das gröfste ift, in jeder Woche — fich mit dem Gedanken umherträgt, was könnteft du jetzt am nützlichften für deine Gemeinde fagen u. f. w., dem verfliefst manche Stunde während der Wahl nicht ohne einige Unruhe. Rec. ift hierin durchaus nicht übereinftimmend. Es fcheint ein nachtheiliger Gegenfatz gebildet zu werden. Wer könnte die Pflicht des Predigers verkennen, bey der Wahl feiner Themata auf das Beftimmtefte die Bedürfniffe der Gemeinde im Auge zu haben und dadurch feine Vorträge zu treffenden Cafualreden zu machen. Nichts defto weniger können und follen diefe Vorträge textgemäfs feyn, aus dem Texte entwickelt, und immer auf ihn Beziehung nehmend. Der gewiffenhafte Prediger kann es nie bey fich felbft verantworten, wenn er *unbekümmert* darum ift, ob er dem Texte gemäfs predige oder nicht: vielmehr mufs es fein Hauptftreben feyn, den zum Grunde liegenden Bibelfpruch durch feinen Vortrag zu erläutern und zum Beften feiner Zuhörer in Saft und Blut zu verwandeln. Er erkennt den nicht genug zu fchätzenden Vorzug des *chriftlichen* Kanzelredners an, dafs er durch Anknüpfung feiner Worte an die biblifchen, d. h. an folche, die bey dem Zuhörer eine höhere Sanction, ein unbegrenztes Vertrauen haben, denen er mit kindlicher Zuverficht anhängt — feinem Vortrage eine Weihe und Würde, eine Kraft und ein Leben mittheilen kann, wie diefs durch kein anderes Mittel möglich ift. Er ift überzeugt, dafs feine Rede defto mehr Eingang finde, defto ficherer behalten werde, defto wirkfamer in ihrem bleibenden Eindruck fey, auch felbft durch Reminifcenzen in der Zukunft defto heilfamer fich vergegenwärtige, je mehr fie fich dem Allen bekannten und von Allen verehrten Bibelwort anfchmiegt. Rec. kann hier nicht davon reden, wie unendlich der Prediger durch ein genaues Studium feines Textes, und durch Anwendung deffelben auf feinen Vortrag für fich felbft gewinne. Aber fchon in Rückficht auf die Zuhörer fcheint es ihm unerläfslich, dafs der Prediger bey dem Thema wie bey der Abhandlung feiner Rede den Text — er fey ihm nun gegeben oder er verbinde mit dem gegebenen einen frey gewählten — achtfam und mit Liebe benutze. Am wohlthätigften ift diefs *in bekümmernden Zeiten*. Denn wenn nichts anders, fo vermag oft ein biblifcher Spruch, wie eine weckende und tröftende Stimme aus einer anderen Welt, in das verzagende Gemüth den Glauben und die Hoffnung wiederzubringen. Es hat uns Leid gethan, dafs der Vf. in feiner ganzen Schrift auf den *Bibelgebrauch* nur einen untergeordneten Werth zu legen fcheint. Wir wünfchten, dafs er ihn recht ausdrücklich für feinen Zweck erwogen, und dann feinen Lefern ans Herz gelegt hätte. Wir glauben Grund zu haben, in befonderer Beziehung auf *unfere* Zeiten, der unglücklichen Lauheit mit allen Kräften entgegen zu arbeiten, womit mancher Prediger die Bibel zu behandeln und die unendliche Hülfe, die fie ihm für feine religiöfen Vorträge leiftet, gar nicht zu begreifen fcheint.

Wir brechen hier ab. Auch die beiden letzten Capitel enthalten Ideen und Winke, die der Beherzigung werth find. Befonders find die Vorfchläge, wie der Prediger in traurigen Zeiten *als Schulauffeher* wirken folle, ungemein praktifch. Man hört hier den durch eigene Erfahrung bewährten Rathgeber.

NA.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hannover*, bey Gebr. Hahn: *Merkwürdige Vifionen und Erfcheinungen nach dem Tode, in Erzählungen aus dem Gebiete der Wahrheit, zur Verminderung der Gefpenfterfurcht und des Aberglaubens.* Ein Seitenftück zu Herrn *Wageners* Gefpenftern von *C. E. Münter*, Dr. u. Privat-Docent in Göttingen. Dritter und letzter Theil. 1811. 32 u. 298 S. 8. (20 Gr.)

Das Urtheil, welches Rec. in No. 97 Jahrg. 1806. über den zweyten Theil gefällt hat, gilt auch von diefem dritten. Übrigens find in diefem Theile die aufgeführten Gefchichten ebenfalls gut erzählt, abwechfelnd und unterhaltend.

* * *

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

Monatsregister

vom

Junius 1811.

I. Verzeichniss der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

ABC-Buch, neues, für Kinder, welche auf eine leichte und angenehme Art buchstabiren und lesen lernen wollen. 4 Auflage 141, 551.
Abel historisches Gemälde der Lage und des Zustandes des weiblichen Geschlechts unter allen Völkern der Erde 135, 503.
Abhandlungen der liefländischen gemeinnützigen ökonomischen Societät. 1 — 3 Bd. 139, 531.
Aeschinis oratio in Ctesiphontem. Ed. *Wunderlich* 140, 537.
Anmerkungen, sacherklärende, zur vossischen Uebersetzung des Homer. 1 Th. 140, 544.
Anton de lingua russica ex eadem cum samardamica matre orientali prognata 142, 557.

B.

Bail Unterhaltungen über Gott und seine Eigenschaften 143, 567.
Bauernstand, der, politisch betrachtet 132, 477.
Baumann, kurzer Unterricht in der Obstbaumzucht 139, 533.
Baur Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen u. Kriegsscenen u. s. w. 1. 2 Bd. 135, 498.
Becker allgemeine Weltgeschichte und kleine Erdbeschreibung für Lehrer und Lernende 134, 495.
v. Bernewitz Anleitung zur Abfassung aller Arten militärischer Aufsätze und Briefe 144, 573.
Bildergeographie. 1 Bd. 136, 509.
Bitte an deutsche Aerzte, ihre Kranken nicht arm zu machen 127, 439.
Boye der Hausarzt 127, 440.
Bredow, s. Chronik.
Breiger über den Einfluss trauriger Zeitumstände auf die Führung des Predigtamtes 147, 596.

C.

Chronik des 19 Jahrhunderts. Ausgearbeitet von *Venturini*, herausgegeben von *Bredow*. 3. 4 Bd. 134, 489.

D.

Demosthenis oratio pro Corona. Ed. *Wunderlich* 140, 537.
— — — oratio pro Corona. *Aeschinis* in Ctesiphontem. Ed. *Wunderlich* 140, 537.
Descôtes die Geschichte und Lehre von den Erscheinungen Jesu nach seinem Tode 124, 413.
Dietz über Wissen, Glauben, Mysticismus u. Skepticismus 129, 455.
Dresden, das neue, 131, 471.

E.

Emmermann über öffentliche Armenanstalten auf dem Lande 132, 479.

G.

Geister und Gespenster in einer Reihe von Erzählungen dargestellt. 1. 2 Bd. 2 Ausg. 145, 584.
Grattenauer über die Sagacität als herrschendes Princip der Zeit 125, 423.

H.

Hausarzt, der, 127, 440.
Homers Iliade. 1. 2 Th. Odyssee. 3. 4 Th. 140, 543.

K.

Klaproth Beyträge zur chemischen Kenntniss der Mineralkörper. 4. 5 Bd. 145, 577.
v. Klaproth Archiv für asiatische Literatur, Geschichte und Sprachkunde. 1 Bd. 133, 481.
v. Koppy die Runkelrübenzuckerfabrication 145, 583.
Krause Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahres. 2 Jahrg. 1. 2 Bd. 143, 561.
Krug, W. T., Erkenntnisslehre oder Metaphysik 128, 441.
— Geschmackslehre oder Aesthetik 128, 441.
— System der theoretischen Philosophie. 2. 3 Th. 128, 441.
Krug, L., Erbauungsreden 143, 566.
Kutscher neuer Volkskalender auf d. J. 1811 133, 487.

L.

Lambinet Origine de l'Imprimerie. 1. 2 T. 137, 513.
Lichtenberger Initia typographica 137, 513.
Löber Unterricht für Vormünder und Nebenvormünder über die bey der Vormundschaft Statt findenden Rechte nach den Grundsätzen des Code Napoléon. 2 Aufl. 146, 591.
Lossius moralische Bilderbibel. 2 — 4 Bd. 144, 574.

M.

Marheinecke christliche Symbolik. 1 Th. 1 Bd. 124, 409.
— — — das System des Katholicismus in seiner symbolischen Entwickelung. 1 Bd. 124, 409.
Mayer Andachtsbuch für Schwangere, Gebärende und Mütter aller christlichen Confessionen 143, 562.

de Miller Fragmenta veteris typographiae Magno-Varadinensis. 138. 527.
Müller über König Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie 130. 457.
Münter merkwürdige Visionen und Erscheinungen nach dem Tode. 3 Th. 147. 599.

N.

Naturfreund, der kleine 144. 576.
Naturkunde, fassliche, für Schulen und diejenigen, welche sich selbst von der Natur unterrichten wollen. 1. 2 Th. 138. 525.
Nenke Breslau 136. 511.

P.

v. Perrin-Parnajon Handbuch für deutsche Gendarmen 132. 475.
Plautus sämmtliche Lustspiele, übersetzt von *Kuffner*. 1 — 5 Bd. 141. 545.
Pohl Miscellen der deutschen Landwirthschaft. 1. 2 Heft 139. 529.
Poyda Predigt und Introductionsrede bey der Investitur des Hn. Past. M. *Martius* 124. 415.

R.

Röhling Borkhausens Ringen nach dem schönsten Ziele des Mannes 138. 523.

S.

Sätze, gemeinnützige, zu Vorschriften für Stadt- und Land-Schulen in Wirtemberg, Baden u. in der Schweiz 128. 447.
Schuler die königl. wirtemb. Verordnungen in Schulsachen 129. 456.
Spruchbuch, neues, oder Sammlung auserlesener Bibelstellen über die gewöhnlichen Sonntags- und Fest-Evangelien. 4 Aufl. 137. 519.

T.

Tabelle, geographische, zum ersten Unterricht 135. 504.
— — historische 135. 504.
v. Tempelhof die Kriegskunst, durch Beyspiele erläutert. Herausg. von *v. Gaugreben* 144. 569.

U.

Ueber die Verfälschung der Victualien und technischen Producte, von *v. R.* 1 — 3 Bdchen. 139. 533.
Ukert Gemälde von Griechenland 136. 505.

V.

Valentiner, C. A., Berechnung bey der Abgabe und Annahme des Predigerdienstes auf dem Lande. Aufs neue herausgegeben von *V. A. Valentiner* 139. 535.
Veillodter Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien des ganzen Jahres 143. 565.
Venturini, s. Chronik.

W.

Wasserburg Publication meiner Privatschule u. s. w. 129. 454.
Wolf über die Natur, Erkenntniss und Cur der Krankheiten des reproductiven Systems 127. 433.
Wollkopf Pharmacopoea extemporanea oder Handbuch für selbstdispensirende Aerzte am Krankenbette 127. 437.

Z.

Zachariä das Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten und das rheinische Bundesrecht 125. 417.
Ziehen Predigten über die vorzüglichsten und für die Menschheit wichtigsten Wahrheiten und Angelegenheiten 143. 564.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademischer Verlag in St. Petersburg 133.
Anonyme Verleger 124. 139. 140.
Arnoldische Buchh. in Dresden 131.
Barth in Leipzig 127. 137.
Baumgärtner in Leipzig 144.
Brose in Göttingen 143.
Decker in Posen 145.
Dieterich in Göttingen 140.
Doll in Wien 141.
Eggenberger in Pesth 138.
Ernst in Quedlinburg 141.
Etzdorf in Jena 138.
Fleischer der Jüngere in Leipzig 136. 143 (2)
Flick in Basel 145.
Füchsel in Zerbst 144.
Gleditsch in Leipzig 139.
Göbbels u. Unzer in Königsberg 128.
Gradmann in Ravensburg 143.
Gräff in Leipzig 132.
Gundermann in Hamburg 127. 139.
Güntersche Buchh., neue, in Glogau 125. 143.
Hahn, Gebr., in Hannover 133. 146. 147 (2).
Hammerich in Altona 134.
Hartmann in Riga 139.
Heinrichshofen in Magdeburg 135.
Hinrichs in Leipzig 124.
Hofbuchhandlung in Sigmaringen 128.
Jordan in Siegen 132.
Korn der Ält. in Breslau 136.
Korn d. J. in Breslau u. Leipzig 145.
Kummer in Leipzig 144.
Mayr in Salzburg 143.
Metzler in Stuttgardt 129.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 124. 145.

Nicolle in Paris 137.
Nicolovius in Königsberg 136.
Niemann u. Comp. in Lübeck 129.
Perthes in Gotha 144.
Rengersche Buchh. in Halle 127.
Ritter in Gmünd 139.
Rottmann in Berlin 145.
Sander in Berlin 130.
Schmids in Berlin 127. 132.
Schöne in Berlin 134.
Schumann in Leipzig 135.
Seibt in Wittenberg 142.
Stettinische Buchh. in Ulm 135.
Treuttel und Würtz in Strasburg u. Paris 137.
Verlagshandlung, neue, und Buchdruckerey in Cölln 140.
Wilmans in Frankfurt a. M. 138.
Zabern in Mainz 129.

III. Intelligenzblatt des Junius.

Ankündigungen.

Degensche Buchh. in Wien Verl. 37, 295. 38, 299.
Gebhardt u. Körber in Frankfurt a. M. Verl. 38, 302.
Hemmerde u. Schwetschke in Halle Verl. 37, 292.
Literarisches Comptoir in Altenburg Verl. 38, 299.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl. 37, 293.
Realschulbuchhandlung in Berlin Verl. 37, 291.
Schmidt in Kiel Verl. 38, 301.
Schönesche Buchh. in Eisenberg Verl. 40 u. 41, 315.
Steudel in Gotha Verl. 38, 302.
Stillersche Buchh. in Rostock u. Schwerin Verl. 38, 303. 304.
Varrentrapp u. Sohn in Frankfurt a. M. Verl. 39, 309. 42, 335.
Varrentrapp - und Wennersche Buchh. in Frankfurt a. M. Verl. 40 u. 41, 317.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Bakay in Osgyan 40 u. 41, 315.
Benka in Eperies 40 u. 41, 314.
Biederstedt in Greifswalde 38, 297.
Brandis in Kopenhagen 36, 281.
Clodius in Leipzig 40 u. 41, 314.
Damptmartin in Paris 38, 297.
Gilbert in Halle 40 u. 41, 314.
György in Leutschau 40 u. 41, 314.
Hall in Wien 40 u. 41, 313.
Hantschl in Wien 40 u. 41, 313.
Jacobi in Kopenhagen 36, 281.
Jahn in Meiningen 37, 290.
Kautsch in Wien 40 u. 41, 313.
Klein aus Georgenberg 40 u. 41, 315.
Korabinsky in Presburg 40 u. 41, 315.
Laminger in Wien 40 u. 41, 313.
Lepère in Paris 40 u. 41, 314.
Markus in Iglo 40 u. 41, 315.
Mayda in Leutschau 40 u. 41, 314.
Mayer in Wien 40 u. 41, 313.
Mollweide in Halle 40 u. 41, 314.
Mynster in Kopenhagen 36, 281.
Platner in Leipzig 40 u. 41, 314.
Prechtl in Wien 40 u. 41, 313.
Reisser in Wien 40 u. 41, 313.
Sartorius in Göttingen 40 u. 41, 314.
v. Schedius in Pesth 40 u. 41, 315.
Scherber in Bischofgrun 37, 290.
Schumann in Bayreuth 37, 290.
Seeder in Wien 40 u. 41, 313.
Sonnleithner in Wien 40 u. 41, 313.
Varga in Raab 40 u. 41, 315.
Wendt in Leipzig 40 u. 41, 314.
Wich in Bank 37, 290.
Winkler in Pesth 40 u. 41, 314.

Nekrolog.

v. Beeck - Calcoen in Utrecht 38, 297.
Desessarts in Paris 38, 297.
Erxleben in Marburg 40 u. 41, 316.
Hardt in München 40 u. 41, 316.
Heideke in Moskau 40 u. 41, 316.
Kaiserer in Wien 37, 290.
v. Kortum in Lemberg 40 u. 41, 315.
Langmeyer in Wien 38, 297.
Marezibanyi in Ofen 37, 291.
Ortmann in München 38, 297.
Reuter in Aschaffenburg 39, 305.
Rink in Danzig 38, 297.
Rudolphi, Caroline, in Heidelberg 40 u. 41, 315.
Schönberg in Stockholm 40 u. 41, 316.
v. Schluderpacher in Wien 38, 297.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Ain - Departement, Preisfragen der Société d'émulation et d'agriculture 39, 307.
Brüssel, Preisaufgaben einer neuen Gesellschaft zur Beförderung der Künste 36, 283.
Kopenhagen, Sitzungen der königl. medicin. Societät 36, 281.
Mâcon, Preisaufgaben der Société des sciences, arts et belles - lettres 40 u. 41, 316.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bayreuth, Frühlingsprüfung und Abschiedsreden am Christian - Ernestinischen Collegio am 1 — 4 April 37, 289.

Breslau, s. Frankfurt a. d. O.
Dorpat, Verzeichniss der vom 1 Febr. 1811 zu haltenden Vorlesungen 42. 329.
Erlangen, Promotionen, Disputationen und Osterprogramm 37. 289.
Frankfurt a. d. O., die Universität ist nach Breslau verlegt 37. 289.
Hamburg, Prüfungen und Abschiedsreden im Johanneum im April 40 u. 41, 313.
Paris, Installation der drey Facultäten der Theologie, der Wissenschaften und der Literatur 39. 305.
Russland, Errichtung eines Lyceums zu Sarskoe-Selo 37. 290.
Wien, Lehrerpersonale an der Realschule 40 u. 41, 313.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

Alençon, in der Gegend von, werden 44 Medaillen gefunden 36. 285.
Benzenberg Antikritik nebst der Antwort des Rec. 40 u. 41, 319.
Brüssel, neue Gesellschaft zur Beförderung der Künste — Preisaufgaben — Ausstellung 36. 283.
Bücherauction in Jena 40 u. 41, 318.
— — — in Nordhausen 42. 336.
Chladni hat zu Mayland akustische Versuche angestellt und will nach dem südlichen Italien reisen 38. 298.
Code Napoléon mis en vers françois ist in Paris erschienen 39. 309.
Cours historique et élémentaire de peinture, 88 Lieferung 36. 284.
Dumege's Untersuchungen über die Alterthümer des Haute-Garonne-Departements 36. 281.
de Figuera hat einige Oden des Horaz ins Griechische übersetzt 39. 310. 40 u. 41, 316.
Frankfurt, der Grossherzog von, muntert durch Prämien zur Fabrication des Runkelrüben- u. Ahorn-Zuckers auf 39. 308.
Goethe's Wahlverwandtschaften werden ins Schwedische übersetzt 36. 284.
Kapp in Bayreuth feyert sein 50jähriges Amtsjubiläum 38. 299.
Kopenhagen, neue dänische Literaturzeitung 36. 284.
Mayland, neues Werk von *Hager* — *Chladni's* Versuche daselbst — neues gelehrtes Journal 38. 297.
Mineralien-Handlungs-Comptoir zu Hanau Mineralienhandel 40 u. 41, 318.
Müllers Weltgeschichte wird ins Schwedische übersetzt 36. 284.
Paris, die kaiserl. Decrete über den Buchhandel werden auch in den neuen Departementern publicirt 36. 284.
Salat Etwas zu den Recensionen von Prof. *Salats* Schriften No. 81 u. 82 36. 283.
Schlesien, Erklärung der Landesdeputirten gegen einige Invectiven des Hn. v. *Cölln* 40 u. 41, 318.
Spoleto, in der Gegend von, werden drey Grabgewölbe entdeckt 36. 282.



